JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

(JAHR 1892.)

ERSTER HALBBAND.

JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG VON

J. BOLTE, K. BREYSIG, W. CREIZENACH, G. ELLINGER, E. ELSTER, L. GEIGER, P. GOLDSCHEIDER, W. GOLTHER, C. GURLITT, O. HARNACK, O. VON HASE, A. HAUFFEN, K. HEINEMANN, A. HEUSLER, G. KAWERAU, W. KAWERAU, K. KEHRBACH, K. KOCHENDOERFFER, A. KOESTER, G. LIEBE, R. M. MEYER, V. MICHELS, F. MUNCKER, E. NAUMANN, L. PARISER, M. PHILIPPSON, O. PNIOWER, A. REIFFERSCHEID, H. REIMANN, G. ROETHE, A. SAUER, A. E. SCHÖNBACH, G. STEINHAUSEN, AD. STERN, V. VALENTIN, F. VOGT, M. VON WALDBERG, O. F. WALZEL, A. VON WEILEN, R. M. WERNER, G. WITKOWSKI, H. WUNDERLICH

MIT BESONDERER UNTERSTÜTZUNG

VON

ERICH SCHMIDT

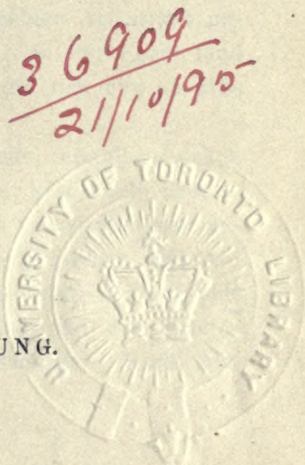
HERAUSGEGEBEN

VON

JULIUS ELIAS UND MAX OSBORN.

DRITTER BAND (JAHR 1892).





STUTTGART.
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG.
1894.



Während wir den Druck des vorliegenden Bandes betrieben, hat uns das Schicksal einen tiefen und bitteren Schmerz bereitet. Unser treuer Freund und Arbeitsgenosse, Siegfried Szamatólski, der Mitbegründer dieser Berichte, ist, jung an Jahren, am 14. August 1894 in München einer tückischen Krankheit erlegen, die schon seit dem Herbst des Jahres 1893 langsam seine Körperkräfte untergraben hatte. Unter dem Eindruck der Todesnachricht haben wir der ersten Abteilung dieses Bandes einen kurzen Nachruf beigegeben, in dem mit Recht und Fug gesagt werden durfte: „So lang er den Atem zog, stand er treulich zu uns und zur Wissenschaft." So lang er den Atem zog! Als das tödliche Leiden schon in seinem Körper hauste, hat er die übernommene Arbeitslast noch mit freudiger Selbstlosigkeit getragen; und erst wir mussten ihn mit allen Mitteln der Ueberredung dazu bewegen, die anstrengende Thätigkeit zu unterbrechen, um zunächst einmal seiner Gesundheit zu leben. Hoffnungsfroh war er von uns geschieden — er sollte nicht wiederkehren.

Um so härter traf uns dieser Schlag, als wir geglaubt hatten, in gemeinsamem Schaffen, einer den andern stützend und fördernd, unser junges Unternehmen aus der Werdezeit in durchaus gesicherte Verhältnisse hinüberleiten zu können. An allen Punkten unserer weitschichtigen Geschäftsführung war Siegfried Szamatólski mit gleicher Liebe, mit gleicher Ausdauer thätig, und jede übernommene Arbeit pflegte er ebenso zuverlässig durchzuführen, wie er sie impulsiv ergriffen hatte. Mit seltener Bescheidenheit hat er sich auch der gewöhnlichsten Leistung, wenn sie notwendig war, willig unterzogen, und niemals Rühmens gemacht von dem, was er gethan. Geistreicher Anregungen voll, hat er nicht allein zu der Begründung unserer Organisation Wesentliches beigetragen, sondern auch an ihrem Ausbau fort und fort schöpferisch sich bethätigt. Es ist uns eine schöne Pflicht, an dieser Stelle seinen Manen den gebührenden Dank abzutragen. Wie er als Freund in unseren persönlichen Empfindungen weiterlebt, so wird bei unserer Arbeit sein heller Geist mutspendend und anfeuernd uns geleiten!

Es war Siegfried Szamatólski versagt, für das leitende Kapitel „Litteraturgeschichte" die Arbeit noch zu leisten, ebenso wie es dem zurückbleibenden Herausgeber, der an Stelle Richard Maria Werners den Abschnitt „Lyrik des 18./19. Jahrhunderts" übernommen hatte, bei den besten Absichten angesichts einer verdoppelten und verdreifachten Arbeitslast unmöglich wurde, für das Jahr 1892 schon seiner Pflicht zu genügen. In der Folge fand die Redaktion ausreichende Unterstützung an einer jüngeren Kraft, die sich nun als Mitherausgeber den Jahresberichten dauernd angeschlossen hat.

Auch sonst waren wir zu unserem Leidwesen nicht im Stande, einzelne Lücken zu verhüten. Gustav Kawerau, der durch seine Uebersiedelung von Kiel nach Breslau vielfach mit neuen Ansprüchen zu rechnen hatte, wird unschwer das verhältnismässig geringe Material zur „Reformationslitteratur" im nächsten Bande nachtragen können, während für Franz Muncker aus der Vereinigung der „Memoiren- und Briefwechsellitteratur" von 1892 und 1893 eine umfangreichere Arbeit erwächst. Dieser Umstand hängt mit der Neueinrichtung des Abschnitts „Allgemeines des 18./19. Jahrhunderts" zusammen. Nach dem

unwillkommenen und aufrichtig von uns bedauerten Rücktritt Gustav Roethes, dem wir alle die Jahre hindurch so innig verpflichtet waren, sahen wir uns genötigt, das weite, mannigfache und materialreiche Gebiet, gemäss den Gesichtspunkten der früheren Disposition, in vier Teile zu zerschneiden. Dies Verfahren hat uns zwei neue Mitarbeiter zugeführt: Adolf Stern und Martin Philippson, dessen Kapitel, „Politische Geschichte des 18./19. Jahrhunderts“, freilich vom vierten Bande ab schon wieder in anderen Händen, bei Kurt Breysig, ruhen wird. Franz Muncker nun konnte erst in so später Stunde für die Uebernahme des Abschnittes „Memoiren und Briefwechsel“ (IV, 1c) gewonnen werden, dass eine Veröffentlichung seines Beitrages jetzt nicht mehr möglich war. In sein früheres Kapitel „Epos des 18./19. Jahrhunderts“ rückt Max von Waldberg ein, dessen bisheriges Arbeitsfeld, „Lyrik des 17. Jahrhunderts“ Ludwig Pariser zufallen soll. Im III. Hauptabschnitt wurden auch sonst noch einige Aenderungen notwendig: von Julius Elias übernahm Alexander Reifferscheid das „Epos“ und Victor Michels, dessen Kapitel „Reformationslitteratur“, wie schon oben angedeutet, in Zukunft von Gustav Kawerau mit dem „Luther“-Abschnitt vereinigt werden wird, die „Didaktik“; das Erscheinen des Kapitels „Drama des 17. Jahrhunderts“, das durch ausgedehnte Studienreisen Wilhelm Creizenachs in Frage gestellt war, wurde nur durch die liebenswürdige, nie versagende Opferwilligkeit Johannes Boltes ermöglicht. In Zukunft wird uns Wilhelm Creizenach an dieser Stelle nicht mehr fehlen.

Durch das Hinscheiden Siegfried Szamatólskis sind zwei Kapitel frei geworden. Für den Abschnitt „Litteraturgeschichte“ (I, 1) haben wir zu unserer Freude Otto Harnack, der im vierten Bande das rückständige Material mit dem späteren vereinigen wird, gewonnen; das „Allgemeine des 15./16. Jahrhunderts“ hat in Max Osborn einen neuen Bearbeiter gefunden. Als den Berichterstatter über „Die Litteratur in der Schule“ sehen wir Paul Goldscheider zum ersten Male unter uns. Georg Ellinger hat das verwaiste Kapitel „Humanisten und Neulateiner“ übernommen und hier zugleich eine Schuld aus dem vorigen Jahre getilgt. Auch an andern Stellen hat sich im II. Hauptteil das Bild verschoben: Philipp Strauch war durch den Eintritt in einen neuen Wirkungskreis und den damit verbundenen Wechsel in seiner Thätigkeit gezwungen, anderweitige Verpflichtungen zu opfern; nur ungern sehen wir ihn aus der Reihe unserer Genossen scheiden und wir geben uns der Hoffnung hin, dass unser Unternehmen auf seine Mitwirkung nicht für alle Zukunft zu verzichten braucht. Den Posten, den er verlassen, hat für 1892 Waldemar Kawerau, für 1893 und die kommenden Jahrgänge Adolf Hauffen eingenommen. Waldemar Kawerau wird fürder im Kapitel „Didaktik“ (II, 5) sich bethätigen; denn für dies von Gustav Roethe aufgegebene Gebiet ist Anton E. Schönbach nur für den vorliegenden Band aus Gefälligkeit eingetreten, um uns einer dringenden Sorge zu entheben.

Bei dieser allgemeinen Darlegung der Situation glauben wir zugleich die Mitteilungen erschöpfen zu sollen, welche die zukünftige Vertretung einzelner Abschnitte betreffen: während wir Oscar von Hase als den Bearbeiter des Kapitels „Schrift und Buchwesen“ begrüssen werden, haben wir für das vielumfassende Gebiet der Kulturgeschichte, dessen Behandlung Georg Steinhausen wegen dienstlicher Ueberbürdung zu unserm und zu seinem eigenen Bedauern aufgeben muss, zwei neue Mitarbeiter geworben: Georg Liebe für die eigentliche „Kulturgeschichte“ und Friedrich Vogt für die Volkskunde. Im Goethe-Teil wird sich durch das Ausscheiden Ludwig Geigers und den Eintritt Karl Heinemanns („Goethes Leben“; das „Epos“ wird Georg Witkowski übernehmen) ein Wechsel vollziehen.

Die „Theatergeschichte des 18./19. Jahrhunderts“, die für ein Jahr (1891) in Paul Schlenthers Händen lag, ist nun dauernd wieder zum „Drama“ zurückgekehrt, indessen sich aus dem kleinen Abschnitt über die Oper ein grosses Kapitel „Musikgeschichte“ herausgebildet hat, das, nicht für 1892 allein, von Heinrich Reimann verwaltet wird. Damit sind wir zu vereinzelten Neuerungen gelangt, die neben der Einrichtung des Ab-

schnittes „Stoffgeschichte“ — Johannes Bolte wird über den Versuch dieses Jahres hinaus das Feld reichlicher bestellen — auch die von vielen Seiten gewünschte „Kunstgeschichte“ bringen werden; hier ist uns Cornelius Gurlitts Mitarbeiterschaft gesichert.

Die Artikel des „Allgemeinen Teiles“ zeigen eine scheinbar so eingreifende Umstellung, dass wir ein Wort der Begründung dafür geben müssen. Es handelt sich hier durchaus nicht um eine prinzipielle Aenderung, sondern lediglich um eine durch die Umstände gebotene Verschiebung, da Karl Kehrbach und Richard Maria Werner durch Erkrankung verhindert waren, ihre Beiträge rechtzeitig einzuliefern. Im wesentlichen werden wir hier stets auf die Anordnung der ersten beiden Bände zurückkommen, indem wir die neu hinzutretenden Kapitel in der Reihenfolge „Musikgeschichte“, „Kunstgeschichte“, „Stoffgeschichte“ anschliessen.

Wenn es trotz allen Bemühungen der Redaktion nicht gelungen ist, den ganzen Band am Ende des Druckjahres erscheinen zu lassen, so lag die Schuld weder an ihr noch an den Mitarbeitern, sondern allein bei dem Drucker, der seiner Aufgabe so wenig gewachsen war, dass wir das letzte Drittel des Manuskripts, so schwer es uns wurde, noch in allerletzter Stunde einer anderen Druckerei anvertrauen mussten. Für die kommenden Jahre ist durch Verpflichtung dieser erprobteren Firma Fürsorge getroffen worden, dass die Drucklegung sich durchaus prompt abwickeln und es möglich sein wird, die versäumte Zeit wieder einzuholen.

Unserem Wunsche, das jährliche Material der Berichte einer immer grösseren Vollständigkeit entgegenzuführen, glauben wir wiederum ein gutes Stück näher gerückt zu sein: nicht zum mindesten durch eine systematische Durcharbeitung der englischen und französischen Bibliographien, bei der uns Herr Dr. Alexander Tille in Glasgow liebenswürdig unterstützt und vor allem Herr Buchhändler Heinrich Welter in Paris durch die freiwillige Begründung einer Agentur für die Jahresberichte (Rue Bonaparte 59) so wichtige Dienste geleistet hat, dass wir ihm zu warmer Dankbarkeit verpflichtet sind. Zu unserer Ueberraschung haben wir bei den französischen Verlegern ein bei weitem grösseres Entgegenkommen gefunden als bei den Engländern. Diese Thatsache ist immerhin interessant genug, um hier festgestellt zu werden.

Wie im vergangenen Jahre vermögen wir allen Freunden und Ratgebern auch diesmal nur einen allgemeinen Dank auszusprechen. Manche vortreffliche Anregung durfte von uns berücksichtigt werden, und wir brauchen wohl kaum noch hinzuzufügen, dass wir ferneren Verbesserungs- und Erweiterungsvorschlägen gern entgegensehen. Auch für diesen Jahrgang der Berichte sind bei der Sammlung und Beschaffung des Materials viele freundliche Hände thätig gewesen. Am Schlusse des Bandes haben wir diesen Helfern eine kleine Votivtafel gesetzt. Wir können aber diesen Band nicht hinaussenden, ohne die gewissenhafte Thätigkeit des Dr. Richard Rosenbaum rühmend hervorzuheben, der im innern Dienste der Jahresberichte ständig beschäftigt ist.

Wir haben von einer Werdezeit unseres Unternehmens gesprochen. Sie hat manche trübe Stunde heraufgeführt. Aber gestützt durch das Wohlwollen unserer alten und ermutigt durch die Arbeitsfreudigkeit unserer neuen Mitarbeiter dürfen wir doch der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass den Jahresberichten nunmehr ruhigere und eine stetige Entwicklung verbürgende Zeiten anbrechen werden!

Berlin W.
Matthäikirchstr. 4.II.

JULIUS ELIAS. MAX OSBORN.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Halbband.

I. Allgemeiner Teil.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

Zweiter Halbband.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

I. Allgemeiner Teil.

I,1

Litteraturgeschichte.

Siegfried Szamatólski.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1892 wird im vierten Bande nachgeliefert.]

I,2

Geschichte der deutschen Philologie.

Wolfgang Golther.

Vorläufer N. 1. — Brüder Grimm: Jugendleben N. 2; Verhältnis zu Goethe N. 3; Briefe Jacobs N. 4; Anzeige der Edda-Ausgabe N. 6. — Lachmann: Briefe an Haupt N. 9; an Lücke N. 10. — Einzelne Gelehrte: Soeltl N. 11; Sighart N. 12; Simrock N. 13; Sommer N. 14; L. Sieber N. 16; J. v. Sivers N. 17; F. L. von Soltau N. 18; Hehn N. 19. — Nekrologe: K. Hofmann N. 22; Lexer N. 24; Zingerle N. 29; Essenwein N. 33; ten Brink N. 34; R. Köhler N. 38; Oesterley N. 41. — Kleinere Notizen N. 42. —

Unter die Vorläufer der grossen deutschen Philologen zählt Joachim Jungius. Er hat den Plan zu einem Lexicon germanicum entworfen, dessen Hildebrand in der Vorrede zum 5. Bande des deutschen Wörterbuches gedachte. Im Nachlasse des Jungius auf der Hamburger Stadtbibliothek liegen mehrere hundert Blätter Vorarbeiten. Die Papiere sind ganz ungeordnet, die Sammlung ist lückenhaft und ohne Einheitlichkeit. Trotzdem erfährt das deutsche Wörterbuch aus dem Materiale Bereicherung, wie Köster[1]) mit charakteristischen Beispielen belegt. Das Hauptverdienst des Jungius beruht namentlich darin, dass er auch die lebendige Rede, nicht allein die gedruckten Bücher heranzog. Einzelnes aus diesen Entwürfen erwies sich in Verbindung mit anderem lexikalischen Materiale jetzt noch als wertvoll. —

Das äussere und innere Leben der Brüder Grimm vor 1819, vor dem Erscheinen des ersten Teils der Grammatik, überblickt ein schöner Vortrag Reifferscheids[2]). Seinen Zuhörern rückt der Redner namentlich die deutsche Gesinnung der Brüder vor Augen, die in ihren Briefen und Zeitungsaufsätzen zum Ausdruck kommt. — Das vortreffliche Buch über Goethe und die Brüder Grimm, das Steig[3]) herausgegeben, gehört zu den bedeutendsten und erfreulichsten Erscheinungen des Berichtsjahres. Die Vorzüge der Arbeit, welche überaus gründlich und sorgsam ausgeführt ist, liegen einerseits in der Verwertung ungedruckter Quellen, welche St. in Berlin durch H. Grimm, in Weimar durch Suphan erschlossen wurden, andrerseits in der Vereinigung der bereits bekannten zahlreichen, doch weit verstreuten Einzelheiten zu einem anschaulichen, lebendigen Gesamtbild. Wilhelm traf dreimal mit Goethe zusammen: 1809 besuchte er ihn in Weimar in der Absicht, seine Teilnahme für die altdänischen Heldenlieder zu erwecken, 1815 begegnete er ihm zu Frankfurt, 1816 wiederholte er den Besuch in Weimar, worauf er mit einem ausführlichen Begleitbrief seine und Jacobs Schriften an Goethe sandte. Jacob sah Goethe nur ein einziges Mal: 1815 in Frankfurt, ohne ihn persönlich kennen zu lernen. Die im 9. Bande des Goethe-Jahrbuches (S. 20—47) veröffentlichten Briefe der Brüder an Goethe stellt St. in einen weiteren historischen

---

1) A. Köster, D. Lexicon germanicum d. Joachim Jungius: ZDA. 36, S. 26-32. — 2) A. Reifferscheid, Aus d. Jugendleben d. Brüder Grimm: DWBl. S. 298-303. — 3) R. Steig, Goethe u. d. Brüder Grimm. Berlin

Zusammenhang, wo sie von neuem wirkungsvoll werden. So ist besonders anziehend, was er (S. 116) über Goethes Verhältnis zu Sage und Märchen beibringt, und was im 10. Kap. bei Vergleichung des Berliner Planes für deutsche Geschichte mit dem Entwurfe der Brüder ausgeführt wird. Mit Sicherheit fühlte Goethe die Ueberlegenheit der Grimmschen Vorschläge heraus und trat für die Verwirklichung in ihrem Sinne ein. Anlässlich der serbischen Volkspoesie kam Goethe Jacob wesentlich näher und lernte besonders auf diesem Umwege die Bedeutung des Mannes schätzen. Denn jene Dinge erregten Goethes Teilnahme mehr und tiefer als das Altdeutsche. Neben den unmittelbaren persönlichen Beziehungen schildert St. den Eindruck, den Goethes Werke auf die Brüder machten, indem er feinsinnig die Verschiedenheiten in der Gemütsart und Anschauungsweise Wilhelms und Jacobs kennzeichnet. Wilhelm stand in manchen Punkten Goethe näher. Nach Goethes Tode ist der „Briefwechsel mit einem Kinde“ von den Brüdern mit heller Begeisterung begrüsst worden. Das letzte Kapitel behandelt die Arbeit der Brüder am Wörterbuche, wie sie dabei in Goethes Sprache sich vertieften, und Jacobs Schillerrede 1859. Sehr schön und treffend urteilt St. (S. 234) über den Stil der Brüder, der mit Goethes Sprache Verwandtschaft zeigt. Von den bisher ungedruckten Briefen ist besonders das Schreiben Jacobs an Arnim (S. 84) hervorzuheben, das ein ebenso schönes Urteil über Goethes Schaffen fällt, wie später die Zueignung der Geschichte der deutschen Sprache. Dass Goethe den altdeutschen Studien fern blieb, hat sich Jacob zurecht zu legen gewusst, gleichwie er nicht duldete, dass gegen Goethe der Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe sich erhob. Ihm war Goethe immer der allerdeutscheste Dichter. Aus dem Buche ist auch neben der Hauptsache einiges Beiläufige zu lernen, z. B. die Verdienste des Grafen Hammerstein, des Gesandten am Kopenhagener Hofe, um die altnordische Dichtung. Er gewährte den Brüdern zur Erlangung der nordischen Texte seine einflussreiche Unterstützung und strebte, auch beim dänischen Könige eine beschleunigte Bearbeitung der Handschriftensammlung durchzusetzen. — Zwei Briefe von J. Grimm an Amtmann Hemmo Suur[4]) in Norden betreffen friesische Dinge: Suur schickt ein ungedrucktes Lied von Buhske di Remmer, Namen, über welche Grimm im zweiten Briefe einiges bemerkt. Er weist auf Richthofen, einen vielversprechenden jungen Mann, hin. — In dem Bruchstück eines Briefkonceptes[5]) von 1826 legt J. Grimm einer hochgestellten Persönlichkeit den 2. Teil der Grammatik vor und sucht die Regierungen für die Herausgabe vaterländischer Sprachdenkmäler zu gewinnen. — Steig[6]) weist nach, dass die Anzeige der Edda-Ausgabe der Brüder Grimm, welche 1815 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (St. 110) erschien, von Wilhelm selbst verfasst ist, und bringt sie zum Wiederabdruck. — Der Briefwechsel F. Lückes mit den Brüdern Grimm[7]) sowie die Korrespondenz Brauns mit den Grimms und Lassberg[8]) (JBL. 1891 I 2: 6,9) fanden mehrfach Besprechungen. —

Den Freunden Lachmanns ist mit den Briefen an Haupt, die Vahlen[9]) herausgegeben, ein überaus wertvolles Geschenk zu Teil geworden; ein reiches urkundliches Material ist neu erschlossen, und zu bedauern bleibt nur die Unvollständigkeit dieser wichtigen Publikation, welche leider durch das fast vollständige Fehlen der Hauptschen Briefe bedingt ist. Aus der Sammlung treten Lachmanns Persönlichkeit und wissenschaftliche Thätigkeit gleich lebendig uns entgegen. Erhebend ist die herzliche Freundschaft, die innige Teilnahme an den Lebensschicksalen Haupts, an seiner Familie, welche den strengen und harten Zügen, die uns Lachmann sonst zukehrt, auch einmal etwas Wärme und Weichheit verleiht. Die schroffen Urteile über die Zeitgenossen, die der Herausgeber, vielleicht allzu bedenklich, durch Auslassungen zurückzudrängen suchte, kommen begreiflicherweise im vertrauten Briefwechsel mit besonderer Schärfe zum Ausdruck. „Die fahrige Genialität“ J. Grimms behagt Lachmann nicht: „Die Geschichte der deutschen Sprache habe ich nur mit der grössten Mühe hinuntergewürgt. Neben den schönsten Sachen soviel Willkürliches und auf plumpe Böcke Gegründetes ist mir so zuwider wie eine unwahre und ungrade Politik“ (S. 202). Besonders schlecht kommen natürlich v. d. Hagen und Massmann, aber auch E. Sommer mit seinem Flore weg. Man wird in solchen freimütigen Aeusserungen nichts Neues, nur Ergänzung von bereits Bekanntem finden. Dass manches noch etwas stärker ausfiel als in den gedruckten Arbeiten, wird niemand einem Briefwechsel verübeln. Müllenhoff begegnet uns nur ein Mal. Ueber die Kudrun sagt Lachmann (S. 158): „Ich habe ein par Mal versucht, bloss den Text zu lesen, aber es wollte mir weder Sinn noch Zusammenhang recht verständlich werden. Kann aber meine Schuld sein.“ Von den Beziehungen zu den Fachgenossen deutscher und klassischer Philologie abgesehen, berichtet Lachmann noch vieles

---

Hertz. 269 S. M. 5,00. |[M. Carrière: AZg[B]. N. 257; F. Heinemann: BLU. S. 756/7; DRs. 73, S. 475.]| — 4) Zwei Briefe v J. Grimm an Amtmann Hemmo Suur in Norden: JbGKunst. 10, S. 131/4. — 5) E. Wolf, J. Grimm an? (König Ludwig v. Bayern?): ZDPh. 24, S. 284. — 6) R. Steig, Zu W. Grimms kleineren Schriften: ib. S. 562/7. — 7) E. Steinmeyer: ADA. 18, S. 294/5; G. Roethe: DLZ. S. 369–70; LCBl. S. 260/1. — 8) A. Schroeter: BLU. S. 214. — 9) J. Vahlen, K. Lachmanns Briefe an M. Haupt. Berlin, Reimer. XV, 264 S. M. 4,00. |[R. Steig:

von seinen politischen Anschauungen, und um das Jahr 1848 tritt die Politik in den Briefen ganz in den Vordergrund. In der Hauptsache aber werden fast ausschliesslich gelehrte Fragen behandelt, zumal von Textkritik ist viel die Rede. Alle die Werke Lachmanns, die vor 1834 ans Licht traten, kann man in ihrer Entstehung verfolgen. Ueber sämtliche Schwierigkeiten findet ein reger Gedankenaustausch mit Haupt statt. Die einzelnen Briefe werden geradezu als Ergänzungen zu den im Drucke erschienenen Ausgaben und Abhandlungen von jetzt an heranzuziehen sein. Genaue Nachprüfung in allen Einzelheiten wird freilich erst zeigen, ob den Bemerkungen heute noch mehr als nur geschichtliche Bedeutung zukommt. V. ist seiner Aufgabe mit Umsicht und Gründlichkeit gerecht geworden. Anmerkungen zu den Briefen erläutern alles Notwendige, ein gutes Register gewährt Uebersicht über die berührten Fragen. Man erhält sofort Hinweise auf alles, was zum Verständnis und zur Beurteilung eines Briefes heranzuziehen ist. In der Einleitung bespricht V. die Eigenart des Lachmannschen Stiles, der sich in fortgesetzten Witzeleien und Sticheleien ergeht. Bemerkenswert sind die stets bereiten, zahlreichen Citate. In seiner Besprechung des Buches hebt Steig den Gewinn hervor, der daraus zur Beurteilung persönlicher Beziehungen Lachmanns erwächst. Er greift das Verhältnis Lachmanns zu den Brüdern Grimm heraus und kommt zum Schluss, dass nicht Lachmann, sondern Bettina das Hauptverdienst bei der Berufung nach Berlin gebühre, dass Bettinas Meinung, Lachmann habe den Brüdern in Berlin geschadet, nicht grundlos war. Darüber kam es zum offnen Bruch zwischen Lachmann und Bettina. H. Grimm findet in seiner Anzeige der Briefe, dass V. nicht zu viel hätte unterdrücken sollen. Ueber die Berufung sagt er auf Grund seines umfangreichen Materiales, insbesondere der Briefe Jacobs: „dass sie manchen Leuten in Berlin unbequem gewesen wäre, sowie dass ohne Bettinas und Alexander von Humboldts unablässiges Zuthun die Brüder nicht nach Berlin berufen worden wären. Bei der Differenz Lachmanns mit J. Grimm handelte es sich darum, ob Jacob und Wilhelm, die als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften kamen, das Recht haben würden, Vorlesungen an der Universität zu halten.“ Im Dezember 1839 war Lachmann J. Grimm gegenüber in einer Stimmung, die ihn bedrückte. Denkwürdig ist Haupts Ausspruch: Jacob Grimm habe keine Methode, es sei alles nur Genie. Zu Lachmanns Urteil über die Geschichte der deutschen Sprache stellt H. Grimm zum Vergleich Müllenhoffs Aeusserung über die „Thorheit seines (J. Grimms) Alters.“ J. Grimms „Anhänger“ suchten ihn gleichsam als unzurechnungsfähig unter wissenschaftliche Kuratel zu stellen. — Lachmanns Briefe an Lücke, die, 25 an der Zahl, Sander[10]) veröffentlicht, lassen das persönliche Element fast ganz vorwalten. Sie zeigen das tiefe Freundschafts- und Liebebedürfnis des jungen Lachmann und enthalten überhaupt Gefühlsergüsse von ihm, die man mit Erstaunen liest. Der erste Brief berichtet von Lachmanns gezwungenem, durch die Verhältnisse bedingtem Aufenthalt im Vaterhause zu Braunschweig (Herbst 1813 bis Pfingsten 1814), vom Gesuch um eine Lehrerstelle in Oldenburg oder Braunschweig. Den 4. und 5. Brief schreibt der freiwillige Jäger aus Frankreich. Durch den 7. erfahren wir, dass Lücke bei Reimer den Verlag von Lachmanns „Sagaenbibliothek“ (1816) vermittelte; im 9. Brief (aus Königsberg, 1817) erzählt Lachmann, wie ihn Iwein und „der göttliche Parzival“ beim Lesen von neuem ergriffen. Nach und nach kommen aber auch schärfere Urteile und Besprechungen wissenschaftlicher Fragen, z. B. über E. Schultze im 9. Briefe, über v. d. Hagen, den „ich nie ohne Tadel und Seitenhiebe auch nur genannt habe,“ im 11. Briefe. Der 14. giebt auf Lückes Recension des neuen Testaments in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1831 die Antwort. —

Eine Gruppe kleinerer Arbeiten, die bis zur Gegenwart führt, beschäftigt sich mit einzelnen Gelehrten. Den Historiker und Archivar J. M. v. Soeltl (1797—1888) behandelt Heigel[11]) mit Benutzung von Personalakten, welche über die Stellung der Regierung zu Soeltls antijesuitischen Anschauungen Aufschluss gewähren. Von den historischen Arbeiten des Mannes, denen tieferer wissenschaftlicher Wert abgeht, weiss H. wenigstens zu sagen, dass sie anregend und anziehend geschrieben seien. — Des bayerischen Kunsthistorikers Sighart Leben und Wirken schildert Holland[12]) nach Nekrologen aus den Jahren 1867 und 68. — Simrock wird von Edw. Schröder[13]) trefflich charakterisiert. Auf die stark überwiegende poetische Seite seines Schaffens wird nach Gebühr ihrer Vorzüge wie ihrer Nachteile wegen hingewiesen. Simrocks Arbeiten haben eine weitgehende Wirkung geübt und zumal dadurch Gutes geschaffen, dass sie viele Herzen, namentlich aus der begeisterungsfähigen Jugend, den deutschen Studien zugeführt haben. In streng wissenschaftlichen Fragen fehlt es freilich Simrock sehr an Urteilsfähigkeit, besonders die „Deutsche Mythologie“ hat durch Verbreitung falscher und verschwommener Anschauungen mehr geschadet als genützt. Dauernder Wert ist Simrocks

NatZg. N. 659; H. Grimm: DLZ. 1424/8.]| — 10) F. Sander, Briefe K. Lachmanns an F. Lücke: NJbbPh. 146, S. 247-56, 291-303, 380/5, 490-504.] — 11) K. Th. Heigel, J. M. v. Soeltl: ADB. 34, S. 588/9. — 12) H. Holland, Joach. S. Sighart: ib. S. 263/5. — 13) Edw. Schroeder, K. Simrock: ib. S. 382/5. — 14) H. Pröhle, E. Sommer:

poetischen Erneuerungen nicht eigen, aber sie haben zu ihrer Zeit Stimmung gemacht und Bahn gebrochen. — Sommers Lehrthätigkeit an der Universität Halle (1844—46) schildert Pröhle[14-15]) auf Grund von Akten, die sich im Archive des Kurators der genannten Hochschule befinden. Der vielversprechende junge Mann, der schwer unter dem Elend der Privatdocentenstellung zu leiden hatte, lag seinem Beruf mit Eifer und Treue ob und hatte auch in der Teilnahme, welche ihm die Zuhörer entgegenbrachten, einen gewissen Erfolg zu verzeichnen. Sein früher Tod wurde sicherlich durch die drückende Sorge, obwohl sie verhältnismässig nur kurze Zeit auf ihm lastete, und bald Aussicht auf Besserung sich eröffnete, mit verschuldet. — Sieber, den Herausgeber von Wackernagels Poetik, rühmt Bernoulli[16]) in seiner bibliothekarischen Thätigkeit an der Baseler Universitätsbibliothek. — Das wechselreiche Leben des livländischen Poeten, Litterarhistorikers und Landwirts J. von Sivers wird von Buchholtz[17]) beschrieben. Seine litterargeschichtlichen Arbeiten behandeln namentlich deutsche Dichter in ihren Beziehungen zu Russland; die eingehenden Studien über Lenz verwertete Weinhold. — F. L. von Soltaus Verdiensten ums deutsche Volkslied wird Edw. Schröder[18]) gerecht. „Ein Corpus deutscher historischer Volkslieder zur Erläuterung der deutschen und europäischen Geschichte, einen poetischen Geschichtsspiegel“, also die von J. Grimm 1859 vorgeschlagene, von Liliencron auf eigenen Pfaden gelöste Aufgabe strebte Soltau an. Der Druck äusserer Verhältnisse liess freilich Soltau nicht über den Anfang hinauskommen, doch legte er den Grund, auf dem Liliencron weiterbaute. — Von V. Hehn bringt Schiemann[19]) zwei an W. Helbig in Rom gerichtete Briefe zum Abdruck. Im ersten Schreiben giebt Hehn einige zerstreute Bemerkungen zu Helbigs Urgeschichte der Po-Ebene; das zweite handelt von der Urheimat der Semiten und von Zimmers altindischem Leben. „Mich hat die Lektüre des Werkes in der Ueberzeugung bestärkt, dass wir auf europäischem Boden tiefer in die Urzeit hinabsteigen als durch die ältesten Sanskrit-Zeugnisse. In den frühesten Hymnen des Rig herrscht z. B. schon das babylonische Mass- und Gewichtssystem und die babylonische Tageseinteilung und Himmelskunde; die semitische Flutsage ist bekannt; der Wagen gleicht in allen Stücken dem homerischen, hat Räder mit Speichen und metallbeschlagenen Felgen — ein offenbar assyrisches Gerät. So zeigen uns die europäischen Völker in dem Augenblick, wo wir sie zu Gesicht bekommen, weit unmittelbarer die indogermanische Urzeit, als das schon von mannigfachen Kultureinflüssen umgewandelte Volk der Veden.“ — In den „Erinnerungen an G. Berkholz“, die sich in Hehns Nachlasse fanden und gleichfalls von Schiemann[20]) veröffentlicht wurden, ist ein anschauliches Charakterbild enthalten, besonders aus der Zeit, da Berkholz als Bibliothekar der Grossfürstin Helene in Petersburg thätig war. Hehn rühmt u. a. die selbstlose Opferwilligkeit in wissenschaftlichen Dingen. „Wie ärgerte es mich, als ich erfuhr, er habe alle seine mythologischen Sammlungen, Keime zu dem erwarteten grösseren Werk, dem kleinen Mannhardt in Danzig abgegeben!“ — Schrader[21]) hat ein Lebensbild Hehns gegeben, worin namentlich Gewicht auf die geistige Entwicklungsgeschichte des Mannes, auf die Darstellung seines Uebergangs aus philosophierender Betrachtung zu historischer Auffassung gelegt ist. Sch. schöpfte aus bisher unbekannten oder doch nur wenig verwerteten Quellen. —

In der Reihe der Nekrologe ist die schöne, nach Form und Inhalt gleich vollendete Gedächtnisrede auf K. Hofmann zu nennen, die W. Hertz[22]) gehalten, — ein überaus lebendiges und anschauliches Bild von der wissenschaftlichen Thätigkeit des ausserordentlichen Gelehrten. In kurzem Ueberblick wird Hofmanns äussere Laufbahn geschildert. Sie ist sehr einfach, da er, 1853 zum ausserordentlichen Professor in München ernannt, sein ganzes übriges Leben im Dienste der bayerischen Hochschule verbrachte. Vier Jahre lang war Hofmann Mediciner, bis er sich endgiltig zur Philologie wandte. Er studierte zunächst sehr eingehend Sanskrit und Persisch und promovierte auch 1848 mit einer Sanskritarbeit. Von diesen Studien gelangte aber nichts in die Oeffentlichkeit. Nach der Promotion trat das romanische und germanische Mittelalter in den Vordergrund. H. bespricht nun, mit kurzem treffendem Urteil, die Hauptarbeiten Hofmanns; zugleich wird des Forschers Art gekennzeichnet, seine wissenschaftliche Veranlagung, die, allem Dogmatischen und Allgemeinen durchaus fern, sich mit Vorliebe in die Einzelheiten vertiefte. Hofmanns Bedeutung liegt in der Textkritik, wobei er oft mit erstaunlichem Scharfsinn das Rechte traf, und in der Auslegung. Neben allen Vorzügen werden die Schattenseiten der Hofmannschen Natur nicht verschwiegen, eine

---

ib. S. 599-601. — 15) id., Aktenstücke z. deutschen Sagenforschung u. ihren Vertretern. 3. E. Sommer als Privatdocent für mittelhochdtsch. Sprache u. dtsch. Mythologie in Halle: ZVK. 4, S. 337-43. (Wörtlicher Abdruck d. in N. 14 angezogenen Dokumente.) — 16) A. Bernoulli, L. Sieber: ADB. 34, S. 179/80. — 17) A. Buchholtz, J. v. Sivers: ib. S. 436/8. — 18) Edw. Schröder, F. L. v. Soltau: ib. S. 587/8. — 19) 2 Briefe krit.-archäolog. Inhalts v. V. Hehn. Her. v. Th. Schiemann: AZg^{B}. N. 251. — 20) Erinnerungen an G. Berkholz v. V. Hehn. Her. v. Th. Schiemann: ib. N. 232. — 21) O. Schrader, V. Hehn: BiogrJbA. 14, S. 1-62. (S. auch NatZg. N. 303.) — 22) W. Hertz, Gedächtnisrede auf K. Hofmann, geh. in öffentl. Sitzung d. K. b.

geistige Unruhe, die ihm nicht Zeit gewährte, grosse umfassende Arbeiten zum Abschluss zu bringen. Besonders in seinem höheren Alter trat dieser Zug stark hervor. Hofmanns Gedanken gaben sich durchaus aphoristisch, doch immer bedeutend und anregend in ihrer Eigenart. Denn den Stempel einer merkwürdigen Persönlichkeit und ganz selbständigen Auffassung trägt alles, was Hofmann geleistet. Ein genaues Verzeichnis aller seiner Schriften, bei deren Vielseitigkeit besonders notwendig und verdienstlich, beschliesst die Abhandlung. Dem Andenken Hofmanns ward damit die beste und sachkundigste Würdigung zu Teil. Seine Stellung in der Geschichte der germanischen und romanischen Philologie ist klar und treffend gezeichnet, seine Arbeiten wird man nun rasch und sicher überblicken können[23]). — Dem verstorbenen Freunde M. v. Lexer, mit dem er über vierzig Jahre im innigen Verkehr stand, ruft Weinhold[24-25]) warm empfundene Worte nach, welche die Grundlage für die meisten andern Nekrologe bilden. Die Schilderung gewährt einen Lebensabriss mit Aufzählung der wichtigsten Schriften. W. strebt weniger danach, ein Bild der wissenschaftlichen Thätigkeit Lexers zu geben, vielmehr die Persönlichkeit deutlich ins Licht zu setzen: „An mancherlei Talent und Wissen fehlt es nicht unter den Ueberlebenden. Aber Matthias Lexer war ein ganzer Mann, ein ruhiger, klar denkender Kopf, ein wohlwollender, parteiloser Mensch, eine feste, reine Seele.“ — Lexers Individualität, wie sie in seiner Lehrthätigkeit zum Ausdruck kam, schildert einer seiner Schüler, H. Stöckel[25a-28]). — Der Nachruf, der Zingerle von Weinhold[29-30]) gewidmet wird, enthält trotz seines geringen Umfanges eine erschöpfende und treffende Würdigung des wackern Tiroler Gelehrten. Zingerles ganzes Wesen, seine Arbeit wurzelt völlig in seiner schönen Heimat und will von dort aus beurteilt werden. Sein Schaffen ist auf seine Vaterlandsliebe gegründet und darum spricht aus allen seinen Schriften eine herzerfreuende Wärme. Tirols Anteil am deutschen Volksleben zu schildern betrachtete Zingerle als seine Lebensaufgabe. Den Mann, wie er leibte und lebte, hat W. uns vorgeführt; in seiner Persönlichkeit ruht Zingerles litterarisches Wesen[31-32]). — In einem kurzen Gedenkwort auf Essenwein hebt Rée[33]) die Bedeutung des Verstorbenen als Architekt hervor, die in einer eigenartigen Erneuerung der Gothik ihren Ausdruck fand. — Unter den Nachrufen, die ten Brink erhalten, ist der Kluges[34]) der bedeutendste. Mit wenigen Strichen führt K. aus eigener persönlicher Erfahrung wie aus einem reichen Wissen den Charakter und die Lebensarbeit ten Brinks treffend und anschaulich vor Augen. — Von den beiden Gedenkblättern, die in Tageszeitungen, von Fränkel[35]) und von einem Anonymus[36]), erschienen sind, legt das eine das Hauptgewicht auf die Besprechung der englischen Litteraturgeschichte ten Brinks, während das andere ein Gesamtbild seiner Thätigkeit zu geben sich bestrebt. Beide heben übereinstimmend ten Brinks Vielseitigkeit und Eigenart hervor, die in allen seinen Studien, namentlich aber in seinen litterarhistorischen Ansichten zu Tage tritt[37]). — R. Köhlers Wirken greift unbeschränkt weit, seine Arbeit beruht fast durchweg in Zugaben stofflicher Art, in der Bereicherung positiver Kenntnisse. In gelegentlichen Notizen und Bemerkungen, die in allen möglichen gelehrten Zeitschriften verstreut sind, in der Mitarbeit an Büchern anderer Forscher bethätigte er sein umfassendes Wissen. Das Charakterbild, das Erich Schmidt[38]) auf Grund genauer persönlicher Bekanntschaft entworfen, lehrt Köhlers Schaffen verstehen und würdigen. Sch. hebt noch besonders Köhlers Verdienste um die neuere Litteratur hervor, und er schliesst mit der Aufmunterung, die kleineren Schriften des Mannes zu sammeln und herauszugeben. Ein sorgfältiges und eingehendes Verzeichnis aller Arbeiten Köhlers macht den Nachruf zu einem Denkmal von bleibendem wissenschaftlichem Werte[39-40]). — Oesterleys Vielseitigkeit und Regsamkeit rühmt Seelmann[41]). Getadelt aber werden seine Flüchtigkeit und der Mangel an Vertiefung, der seine Arbeiten nicht genügend ausgereift erscheinen lässt. —

Kleinere Notizen vermischter Art sind noch zu verzeichnen über Birlinger[42-43]), dessen Nachlass vom Verlag der Alemannia erworben ist und von F. Pfaff

---

Ak. d. Wissensch. zu München am 28. März 1892. München, Verl. d. K. b. Ak. 4⁰. 28 S. — **23**) × W. Golther, K. Hofmann: ZDPh. 24, S. 64/7. — **24**) K. Weinhold, M. v. Lexer: AZg^B. N. 99. — **25**) × id., M. v. Lexer: ZVVolksk. 2, S. 208. — **25a**) H. Stöckel, D. Andenken Prof. Dr. v. Lexers: ZDU. 6, S. 469-73. — **26**) × J. Neubauer, M. v. Lexer. E. dtsch. Gelehrter aus d. österreich. Alpen: Heimgarten 16, S. 792/5. — **27**) × R. Müller, M. v. Lexer: Carinthia 82, S. 121/5. — **28**) × M. v. Lexer: DZG. 7, S. 187. — **29**) K. Weinhold, Z. Erinnerung an I. Zingerle auf Summersberg: AZg^B. N. 230. — **30**) × id., I. Zingerle: ZVVolksk. 2, S. 442/3. (D. Arbeiten für d. Tiroler Volkskunde werden hervorgehoben.) — **31**) × I. V. Zingerle: IllZg. 99, S. 401/2. (Mit Bild.) — **32**) × I. V. Zingerle: AZg^B. N. 222. — **33**) P. J. Rée, A. v. Essenwein: AZg^B. N. 245. — **34**) F. Kluge, B. ten Brink: JbDShakespeareG. 27, S. 306-10. — **35**) L. Fränkel, B. ten Brink: FZg. N. 36. — **36**) B. ten Brink: StrassbPost. N. 38. — **37**) × E. Kölbing, Chronolog. Verzeichnis d. v. B. ten Brink publicierten Schriften, Abhandlungen u. Recensionen: Engl. Studien 17, S. 186/8. — **38**) Erich Schmidt, R. Köhler: ZVVolksk. 2, S. 418-37. (Mit Bild; s. I 3: 125.) — **39**) × E. Kölbing, R. Köhler: Engl. Studien 17, S. 471/2. — **40**) × R. Köhler. Nachruf: AZg^B. N. 254. — **41**) E. Seelmann, H. Oesterley: ZDPh. 24, S. 142/3. — **42**) × A. Birlinger: Alemannia 19, S. I-IV. — **43**) Hs. Nachlass v. Prof. Dr. Birlinger: SchwäbMerk. N. 24. — **44**) × F. Zarncke:

verwertet werden soll, über Zarncke[44]), dem nachträglich Kade[45]) noch ein Wort der Erinnerung widmet, über Rochholz[45a-46]), u. a. auch aus Golthers[47]) Feder, über Frischbier, dessen auf die ostpreussische Volkskunde bezügliche Schriften verzeichnet werden[48]), über von Loeper (von Wulckow[49]) geschildert), über F. v. Löher, von dessen litterarischer Hinterlassenschaft Rockinger[50]) spricht, über Pröhle, der seinen 70. Geburtstag feierte[51]), über den 80jährigen Vernaleken, dessen Bedeutung für das Unterrichtswesen Kaiser[52]) hervorhebt; das Schmeller-Denkmal (JBL. 1891 I 2: 15) wurde abgebildet[53]). — Von Schriften über Männer, deren Thätigkeit das hier behandelte Gebiet nur flüchtig streift, seien noch kurz erwähnt: die Gedächtnisreden auf Döderlein, die J. von Müller[54]) sowie Buchrucker und von Stählin[55]) gehalten, und auf Classen[56]), ferner die Gedenkschrift für den früheren Stuttgarter Litterarhistoriker Klaiber von Diez[57]) und die Festschrift, die R. von Gottschall zum 70. Geburtstage Brasch[58]) gestiftet hat. Endlich sind einige Anzeigen zu Lefmanns Werk über Bopp (JBL. 1891 I 2: 30) zu verzeichnen[59]). —

I,3

Schrift- und Buchwesen.

Karl Kochendörffer.

Das zum Studium des Schriftwesens recht brauchbare Handbuch der Palaeographie von Prou[1]) (JBL. 1890 I 4:1) ist bereits in 2. Auflage erschienen. — Eine erfreuliche Ergänzung dazu bildet Prous[2]) Album mit 12 Schrifttafeln und dazu gehörenden Transcriptionen, worin vorzugsweise die schwerer lesbare Cursivschrift des 14. und 15. Jh. berücksichtigt worden ist. Von besonderem Interesse ist die Abbildung von 2 Urkunden aus dem Processe Waldvogel in Avignon.[3]) —

Von den etwa 50 Handschriften[4]) der Zweibrückener Gymnasialbibliothek beschreibt Englert[5]) eine Auswahl von solchen, die sich auf deutsche Dichtung beziehen. Es sind: 1. Teutsche Reime auf Pfaltzgrav Fridrichs Hochzeit 1535. 2. Gespräch aines Büchsenmaisters mit ainem Fewrwerckher von Samuel Zimmermann vonn Augspurg 1574. 3. Christliche Reutter Lieder gestelt durch Hern Philipsen den Jungern Freiherrn zu Winnenberg und Beihelstein 1581. 4. Historische Reime vonn dem vngereimbten Reichstage Anno 1613. Durch einen kurtzweiligen liebhaber der Warheit ans licht gebracht desselben Jars, inn der Weinlese, nach der Stroerndt. Von dem letzten

---

RH. 48, S. 217. — 45) R. Kade, Z. Erinnerung an d. Heimgang v. Dr. F. Zarncke: ZDU. 6, S. 367/8. — 45a) × E. L. Rochholz: IllZg. 99, S. 575. (Mit Bild.) — 46) × E. L. Rochholz: ZVVolksk. 2, S. 446/7.| — 47) W. Golther E. L. Rochholz. Nachruf: AZgB. N. 271. — 48) K. W., H. Frischbier: ZVVolksk. 2, S. 87. — 49) R. Wulckow, G. v. Loeper: Didask. N. 41. — 50) L. Rockinger, F. v. Löher: ArchivZg. 3, S. 299-300. — 51) × H. Proehle, VossZg. N. 257. — 52) K. Kaiser, Th. Vernaleken: Heimgarten 16, S. 357/9. — 53) D. Schmeller-Denkmal in Türschenreuth: LJb. 2, S. 30/1. — 54) I. v. Müller, Z. 100j. Geburtstag L. v. Döderleins. Erlangen, Junge. 4⁰. 19 S. M. 1,00. — 55) K. v. Buchrucker u. A. v. Stählin, Z. ehrenden Andenken d. Erlanger Philologen Dr. L. v. Doederlein. 2 Reden. Leipzig, Deichert. 40 S. M. 0,60. — 56) × Joh. Classen. Gedächtnisschrift d. Gelehrtenschule d. Johanneums. Hamburg, Lütke & Wulf. 46 S. — 57) ○ M. Diez, J. Klaiber. E. Lebensbild. Stuttgart, Frommann. 40 S. M. 0,60. — 58) ○ M. Brasch, Dr. R. v. Gottschall. E. litt. Portrait. Leipzig, Gottwald. 64 S. M. 1,00. — 59) × V. Henry: RCr. 33, S. 221/3; LRs. 18, S. 210; VossZgB. N. 10. —

1) M. Prou, Manuel de paléographie latine et française du VI. au XVII. siècle, suivi d'un dictionnaire des abréviations, avec 23 fac-similés en phototypie. 2. éd. Paris, A. Picard. 389 S. — 2) id., Manuel de paléographie. Recueil de fac-similés d'écritures du XII. au XVII. siècle (Manuscrits latins et français). Accompagnés de transcriptions. Paris, A. Picard. 4⁰. 12 Taf. u. 12 Bl. M. 4,80. — 3) ○ × L. Marcel, La calli graphie et la miniature à Langres à la fin du XV. siècle. Paris, A. Picard. 4⁰. 48 S. |[Delisle: BECh. 53, S. 481/2]|. — 4) × Katalog d. Danziger Stadtbibl. verfertigt u. her. im Auftrage d. städtischen Behörden. Bd. 1., T. 1. Katalog d. d. Stadt Danzig betr. Hss. d. Danziger Stadtbibl. Danzig, Bertling. X, 850 S. — 5) A. Englert, Mitteilungen über Hss. d.

Gedichte teilt Englert ein Probestück mit. — Wie Steiff[6]) berichtet, sind in der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart 4 bisher unbekannte Lutherbriefe aufgefunden worden. — Eine wertvolle Bereicherung hat die Universitätsbibliothek in Leipzig erhalten durch die letztwillige Schenkung der sehr umfangreichen und kostbaren Handschriften-Sammlung von Georg Kestner, dem Enkel von Charlotte Buff. Nach dem von dem Sammler selbst mit grosser Sorgfalt aufgestellten Kataloge macht Günther[7]) über ihren Inhalt ausführliche Mitteilung. Was die Kestnersche vor andern Autographen-Sammlungen auszeichnet, ist der leitende Grundsatz, nach dem blosse Namen und Fragmente nur ausnahmsweise aufgenommen, andererseits aber ganze Reihen von Briefen und Briefwechsel darin enthalten sind. —

Die Handschrift als Ausdruck und Verräter der Charaktereigenschaften betrachtet ein anspruchsloses Schriftchen von Mendius[8]), der wie alle Vertreter der „Graphologie“ von der Exaktheit dieser Wissenschaft fest überzeugt ist[9-10]). —

Als Einführung in das Buchwesen hat Ottino[11]) in seiner Bibliografia ein nützliches und handliches Büchlein in 2. Auflage herausgegeben, das viel Aehnlichkeit mit Gars 1868 erschienenen Letture di bibliologia hat, aus denen auch manches wörtlich herübergenommen ist. In vier Abteilungen bespricht O. die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihre Entwicklung, besonders in Italien, das Buch hinsichtlich seiner äusseren Erscheinung und deren Veränderung im Laufe der Zeit, seine innere Ausstattung durch die vervielfältigende Kunst, den Einband, sowie die Einrichtung und Katalogisierung der Bibliotheken. Im allgemeinen kann man die Auswahl und die vorgetragenen Ansichten billigen. Am wenigsten gelungen ist der Abschnitt über die Erfindung der Buchdruckerkunst. O. verwirft zwar erfreulicherweise die Ansprüche Haarlems und Feltres. Aber der kurze Abschnitt über die Erfindung in Mainz ist nicht gerade sehr verlässlich gearbeitet. Abgesehen von der Verstümmelung der Namen (Guttemberg, Faust, Beildeek, Homery) wird auch von ihm dem Peter Schoeffer bei der Ausbildung der Erfindung die bekannte hervorragende Rolle zugeschrieben, für die kein Anhalt gegeben ist. — Es lässt sich hier ein in mancher Beziehung ähnliches Handbüchlein Slaters[12]) anschliessen, das für Bibliophilen berechnet ist. Von einigem Werte sind darin die ausführlicheren Angaben über die Pressen der Manutier, der Elzevire und der ersten Londoner Drucker, von denen die wichtigsten Daten und Signete mitgeteilt werden. Was sonst über Hss., Erfindung des Drucks, Papier, Formate, Wassermarken, Inkunabeln usw. gesagt ist, setzt recht bescheidene Amateurkenntnisse voraus. Das Gleiche gilt von der Aufzählung der bibliographischen Hülfsmittel, die fast ausschliesslich sich auf die landläufigsten englischen Werke beschränkt. Eine Liste lateinischer Namen der ältesten Druckorte hätte der Verfasser in seinem Interesse besser unterdrückt. —

Ob Strassburg oder Mainz den Anspruch hat, die Stätte der Erfindung des Buchdrucks[13]) zu sein, darüber ist seit Schöpflins Tagen viel hinundher gedacht und geschrieben worden, ohne dass eine definitive Entscheidung gewonnen wäre. Der Anspruch Strassburgs gründet sich bekanntlich auf die Akten eines Prozesses zwischen Gutenberg und Jörg Dritzehen, die vor 150 Jahren im Strassburger Archiv sich fanden, 1870 leider zu Grunde gegangen sind. Die Wendungen, deren die Hauptbeteiligten und die nicht eingeweihten Zeugen sich bedienen, sind zum Teil so allgemein gehalten und dunkel, dass ihre Deutung sehr schwierig ist. Einen erheblichen Fortschritt in der Aufklärung des Sachverhaltes verdanken wir Schorbach[14]), der in objektiver und gründlicher Art die Strassburger Gutenbergfrage behandelt. Zunächst stellt er alles Urkundliche über Gutenbergs Aufenthalt in Strassburg zusammen. Gegen von der Lindes Vorwurf der Fälschung in Betreff der Anna zu der iseren Thür, der angeblichen Gattin Gutenbergs, nimmt er Schöpflin mit Recht in Schutz, muss aber die ganze Frage aus Mangel an Beweisen offen lassen. Ferner stellt er fest, dass Gutenberg nicht Bürger der Stadt war, also auch nicht Constofler, sondern nur Nachconstofler gewesen sein kann. Er macht wahrscheinlich, dass Gutenberg im Frühjahr 1444 Strassburg verlassen habe. Von da bis Okt. 1448, da er urkundlich in Mainz erscheint, schwindet er uns aus den Augen. Sch. gibt sodann nach Schöpflin, Laborde und Bernays eine neue Textrecension, in der viele Fehler der neueren Editoren, auch von der Lindes, verbessert

---

Zweibrückener Gymnasialbibl.: ZDPh. 25. S. 537-44. — 6) K. Steiff: BBSW. 20. Juli. — 7) O. Günther, d. Kestnersche Hss.-Sammlung auf d. Univ.-Bibl. in Leipzig: CBlBibl. 9, S. 490—502. — 8) J. Mendius, D. Seele in d. Schrift. Grapholog. Forschungsresultate (= Gegen d. Materialismus. Gemeinfassl. Flugschriften. Her. v. H. Schmidkunz. N. 4.) Stuttgart, C. Krabbe. 31 S. M. 0,75. — 9) × A. Friedmann, V. Schrifttum u. Schriftzeichen: Didask. S. 335/6. — 10) × E. Gantter, D. Grenzen d. Stenographie: ib. S. 254/5. — 11) G. Ottino, Bibliografia. Con 17 incisioni. 2. ed. rived. (Manuali Hoepli.) Milano, Hoepli. 16⁰. VIII, 166 S. L. 2. — 12) J. H. Slater, Book collecting. A guide for amateurs. London, Swan, Sonnenschein & Co. 130 S. Sh. 1 — 13) ○ × A. Dubois, L'imprimerie, ses origines, son influence. Conférence. Limoges. Ve. Ducourtieux. 34 S. — 14) K. Schorbach, Strassburgs Anteil an d. Erfindung d. Buchdruckerkunst: ZGORh. 7, S. 577-655. —

werden. Hierauf prüft er die Urkunden, deren Echtheit von verschiedenen Forschern angefochten war, nach äusseren und inneren Merkmalen und stellt dabei fest, dass sie in jeder Beziehung als durchaus echt und glaubwürdig sich erweisen. Das Ergebnis der Untersuchung des Inhaltes der Urkunden ist, dass Gutenberg mit seinen Teilhabern nach einander zwei verschiedene Verträge schloss zum Zwecke verschiedenartiger Unternehmungen: 1. der Anfertigung von Spiegeln für die Aachener Wallfahrt, 2. des Unterrichts in neuen Künsten und ihrer geschäftlichen Ausbeutung. Von der Lindes Erklärung dieser Künste als Fabrikation von Metallspiegelkästchen weist Sch. mit Fug zurück und kommt durch eine sprachliche Prüfung der technischen Ausdrücke in den Akten zu dem Resultate, dass sich aus ihnen zwar kein strikter Beweis dafür erbringen lasse, dass Strassburg die Geburtsstätte der Buchdruckerkunst gewesen sei, dass aber ein hoher Grad innerer Wahrscheinlichkeit vorliege, dass jenes geheimnisvolle, von Gutenberg seit 1438 betriebene Unternehmen der erste Versuch der Typographie gewesen ist. Bei dieser vorsichtigen Fassung muss man sich meines Erachtens vorläufig beruhigen. Sch. schliesst seiner Abhandlung einige archivalische Nachrichten an, die unter Umständen für den Nachweis der Erfindung in Strassburg von Wert sein können. In einer Urkunde von 1441 wird erwähnt, dass die Brüder Nicolaus und Andreas Heilmann Besitzer einer Papiermühle waren. Wenn Gutenbergs Kunstgewerbe in den ersten Versuchen des Buchdruckes bestand, so ist das Interesse erklärlich, das die Besitzer einer Papiermühle ihm entgegenbrachten. Ferner ist urkundlich nachzuweisen, dass Conrad Saspach, der Verfertiger von Gutenbergs Presse, Strassburg im Februar 1444 verliess und erst 1451 zurückkehrte. Leicht möglich, dass er mit Gutenberg zusammen ging, um ihm bei Errichtung einer neuen Druckerwerkstatt behülflich zu sein. Endlich bespricht Sch. ausführlich die Avignoner Notariatsakten, von denen er noch weitere Aufklärung für die vermutete Erfindung des Buchdrucks in Strassburg erhofft. Dass nach Andreas Dritzehens Tode in dessen Hause vieles abhanden kam, steht urkundlich fest. Es liegt die Annahme nahe, dass dabei auch Geräte zum Drucken gestohlen wurden, die in den Besitz Waldvogels gekommen sein können. —

Verchiedenes auf die älteste Buchdruckergeschichte Bezügliche behandelt Amiet[15]) in einem Vortrage, der ein grösseres Werk in Aussicht stellt. Im ersten Abschnitt berührt er Dziatzkos Arbeit über das Helmaspergersche Notariatsinstrument und bemängelt dessen Auslegung an mehreren Stellen. Da es sich hier wirklich um schwierige Punkte handelt, über die ungefähr gleichzeitig mit A.s Vortrage auch Wyss (CBlBibl. 7, S. 409) von Dziatzko abweichende Ansichten äusserte, so ist die versprochene ausführlichere Begründung A.s sehr erwünscht. Gleiches kann man auch bezüglich der andern Mitteilungen wünschen, die von dem ersten Buchdruck in Basel, Beromünster, Burgdorf, Rougemont und Sursee, leider nicht eindringend genug, handeln. Der bisher allgemein für Basels Prototypographen gehaltene Berthold Ruppel, dessen nicht später als 1468 gedruckte Ausgabe von Gregors Moralien den Reigen der Schweizer Druckwerke eröffnete, wird gestürzt durch Michael Wenssler mit einem Boëthius von spätestens 1464. Nun ist zwar durch die Eintragung in dem Exemplare der fürstlich Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek in Maihingen, wonach das Buch von dem am 12. Okt. 1464 verstorbenen Magister Friedrich Schön dem Kloster St. Mang vermacht worden ist, sicher, dass der Druck vor dieses Datum fällt. Nicht ebenso sicher aber ist es, dass der s. l. et t. erschienene Druck auch wirklich dem Michael Wenssler zugeschrieben werden muss, und ganz unbewiesen bleibt es bis jetzt, dass, wenn dies der Fall, er auch in Basel und nicht irgendwo anders gedruckt ist. Bezüglich des Druckers Helias Helie in Beromünster bereitet sich A. unnötige Schwierigkeit durch die falsche Deutung der Schlusschrift. Explicit Mamotrectus sive primicereus arte imprimendi kann nicht heissen, dass der Mammotrectus das erste Druckwerk des Helias gewesen sei, sondern primicereus ist eine andere Benennung für dasselbe Werk, wie schon aus dem sive klar wird, ebenso allgemein gehalten wie Mammotrectus. Beides würden wir etwa mit Handbuch ausdrücken. Festgestellt wird durch A. aber zweifellos, dass die Heliesche Ausgabe wirklich zum angegebenen Termine, 10. Nov. 1470, gedruckt ist, also kein Nachdruck der Schoefferschen, am gleichen Tage herausgekommenen, sein kann, was auch schon dadurch ausgeschlossen ist, dass beide aus verschiedenen Hss. abgedruckt sind. Ob und was für ein Zusammenhang in dieser immerhin seltsamen Thatsache besteht, bleibt uns noch dunkel. Was die drei anderen Druckorte anlangt, so ist sicher, dass in Sursee um die Wende des 15. Jh. eine Druckerei bestand; höchst wahrscheinlich, dass in Rougemont Heinreich Wirtzburg von Vach 1481 gedruckt hat, und recht gut möglich, dass in Burgdorf im Kanton Bern 1475 schon gedruckt wurde. A. durfte in einem Vortrage auf das schwere Geschütz urkundlicher Beweisführung verzichten;

---

15) J. J. Amiet, Aus d. ersten Zeiten d. Buchdruckerkunst: JbSchwG. 17, S. 1-27. |[A. W(etzel): CBlBibl. 10,

hoffentlich haben wir von seinem in Aussicht gestellten Werke, [dem aber die volle Vorführung des wissenschaftlichen Materials nicht erlassen werden darf, noch erfreuliche Förderung auf dem Gebiete der Buchdruckergeschichte zu erwarten. —Die bedeutendste und für die älteste Druckergeschichte wertvollste Publikation des Jahres bilden die deutschen und italienischen Inkunabelproben, die von Burger[16]) herausgegeben und in der Reichsdruckerei meisterhaft hergestellt werden. Das Werk „soll von den Druckern Deutschlands eine jede Type, die sie gebrauchten, nach einem datierten und unterschriebenen Drucke wiedergeben. Von den Druckern Italiens werden hauptsächlich die Deutschen, welche die Kunst Gutenbergs dorthin gebracht haben, berücksichtigt werden.“ Es ist damit ein Wunsch der Erfüllung nahe gebracht, der schon sehr alt ist und bei Gelegenheit des Werkes von Thierry-Poux, das demselben Zwecke für Frankreich diente (JBL. 1890 I 4 : 32), wieder neu geweckt wurde. Ich halte Burger für einen sehr geeigneten Bearbeiter dieser Aufgabe; aber bezweifeln muss ich, dass auf 300 Tafeln, deren jede nur einen Druck enthält, die Vollständigkeit in Wiedergabe aller gebrauchten Typen erzielt werden kann, wie sie versprochen wird und, wenn das Werk den erwarteten Nutzen bringen soll, unbedingt erforderlich ist. Neben diesem Hauptwerke wird dann immer noch eine Zusammenstellung aller Alphabete, gewissermassen ein Register zu ihm, wünschenswert bleiben, das die Typenvergleichungen erleichtert. Diese werden bei den bibliographischen Untersuchungen immer mehr in den Vordergrund treten. — Manches Resultat schon hat durch sie Dziatzko[17]) gewonnen, dem wir auch in diesem Jahre verschiedene Aufklärungen über alte Drucke verdanken. Walther hatte in seiner deutschen Bibelübersetzung des Mittelalters für den von ihm als 5. deutsche Bibel erkannten Druck, der bisher Joh. Sensenschmidt und Andreas Frisner in Nürnberg zugeschrieben wurde, Basel als Druckort vermutet. D. rechtfertigt aber, gestützt auf die Uebereinstimmung der Typen in sichern Drucken der beiden Nürnberger die frühere Annahme. —In seinen bibliographischen Uebungen hat Dziatzko[18]) die Culemannsche Sammlung von Einblattdrucken, die sich im Kestnermuseum zu Hannover befindet, genau untersucht und darin verschiedene moderne Facsimiledrucke, die den Orginalen sehr nahe kommen, entdeckt. So sind von den Ablassbriefen von 1454—55 (N. 378—84) echt nur 3 grössere Bruchstücke dreier verschiedener Briefe. Das Manifest von Diether von Isenburg, Mainz Fust und Schoeffer 1462 (N. 643), ist nach dem Originale in der Frankfurter Stadtbibliothek facsimiliert. Ein Facsimile ist ferner der angeblich xylographische Ablassbrief von 1482 (N. 412). D. macht mit Recht auf das Ungehörige aufmerksam, moderne Nachbildungen seltener Druckwerke nicht nur nicht als Facsimile zu bezeichnen, sondern sogar durch äussere Zuthaten den Originalen ähnlich zu machen. — Einen weitern Nachdruck aus der Culemannschen Sammlung (N. 644) bespricht und teilt mit Molsdorf[19]). Es ist eine Erklärung des Mainzer Erzbischhofs Diether von Isenburg an den Papst aus dem J. 1462, gedruckt von Fust und Schoeffer. Das Exemplar der Sammlung ist wie N. 643 ein Facsimile des in Frankfurt befindlichen Originales. — Die Drucke von zwei Schriften des Sifridus episcopus cyrenensis (Hain 14723/4) wurden früher den ersten Mainzer Typographen und sogar Gutenberg selbst zugeschrieben. Falk[20]) macht darauf aufmerksam, dass sie nach der Schlusschrift, wo Sifridus quondam episcopus cyrenensis genannt wird, erst nach 1473 gedruckt sein können. — K. Meyer[21]) veröffentlicht eine Bücheranzeige Günther Zainers aus dem J. 1476 und zwar, da 2 Kalender auf das laufende Jahr darin angeboten werden, doch wohl aus dem Anfange dieses Jahres. Ihre Anordnung ist dieselbe, wie bei der von 1474, die W. Meyer (CBlBibl. 2, S.450/1) abgedruckt hat, indem erst die lateinischen, dann, durch ein grösseres Spatium getrennt, die deutschen Bücher angeführt werden. Der erste Teil, die lateinischen Bücher enthaltend, entspricht genau dem Verzeichnis, das Burger (CBlBibl. 8, S. 347/9) herausgegeben hat (JBL. 1891 I 4 : 106). Durch die Vergleichung mit der Anzeige von 1474 lassen sich nunmehr die Zainerschen Drucke bestimmen, die zwischen 1474 und Anfang 1476 fallen. Ferner lässt sich daraus die Datierung Walthers, der die Zainersche Bibel in das J. 1473 setzt (Bibelübersetzung des Mittelalters I, S. 98), berichtigen, da sie im Verzeichnis von 1474 noch fehlt und in dem von 1476 als Novität ausführlich angezeigt wird. Sie wird demnach 1475 herausgekommen sein. Bemerkenswert ist, dass beide Anzeigen zum Einbande von Zainerschen Drucken Verwendung gefunden haben. — Von der 1474 bei Johannes Koelhoff in Köln gedruckten ersten Ausgabe des „Seelentrost,“ die im Britischen Museum aufbewahrt wird, giebt Falk[22]) nach Martineaus Mitteilungen eine bibliographische Be-

S. 373.]| — **16**) Monumenta Germaniae et Italiae typographica. Dtsch. u. italienische Inkunabeln in getreuen Nachbildungen her. v. d. Direktion d. Reichsdruckerei. Auswahl u. Text v. K. Burger. Berlin, Reichsdruckerei. In Komm. bei O. Harrassowitz, Leipzig. Fol. à Lief. M. 20,00 |[O. H(artwig): CBlBibl. 9, S. 239-40; LCBl. S. 575/6.]| — **17**) K. Dziatzko, Bibliograph. Miscellen 8.: CBlBibl. 9, S. 339-42. — **18**) i d., Bibliograph. Miscellen 7.: ib. S. 355/9. — **19**) Molsdorf, E. Botschaft d. Mainzer Erzbischofs Diether v. Isenburg an Papst Pius II v. J. 1462: ib. S. 504/8. — **20**) F. Falk, Biographisches u. Chronologisches [zu mehreren Inkunabeln. 1. D. Schriften d. Sifridus: ib. S. 126/7. — **21**) K. Meyer, E. Bücheranzeige d. 15. Jh.: ib. S. 130/4. — **22**) F. Falk,

schreibung. F.s Annahme, dass Johannes Moirs der Autor des Seelentrostes sei, beruht aber, wie Nörrenberg (CBlBibl. 9, S. 578) nachweist, auf einem Irrtume Hartzheims in seiner Bibliotheca Coloniensis. — Eine Inkunabel von besonderem Reize, auch wenn nicht nur ein einziges Exemplar davon erhalten wäre, ist der Bericht des Columbus über seine erste Reise, der im Frühjahr 1493 in spanischer Sprache gedruckt wurde. Ein spanischer Bibliograph hatte in der Zeitschrift La España moderna vom 15. Okt. 1891 erklärt, dass dieser Druck herrühre von Meynard Ungut und Ladislaus Polonus in Sevilla. Gegen diese Behauptung, deren Begründung gegen alle bibliographische Methode und Kenntnis verstösst, wendet sich, unter dem Buchstabenrätsel B. A. V., Harrisse[23]), wohl der gründlichste Kenner der Columbuslitteratur. Vorläufig muss der Druck noch undatiert bleiben. Auch für die richtige Reihenfolge der 3 lateinischen, in Rom gedruckten Uebersetzungen des Briefes (die beiden ersten von Stephan Plannck, die letzte von Eucharius Silber), die der Spanier grundlos umkehrte, tritt H. mit sicherem Verständnis ein. —

Ueber einzelne Drucker bringt wiederum die Allgemeine Deutsche Biographie eine Reihe kurzer Artikel. Vogt[24]) schreibt über Anton Sorg. Dieser, Anfangs Kartenmaler, druckte 1475—93 in Augsburg und stellte vortreffliche, darunter viele deutsche Werke her. 1477 und 1480 druckte er zwei deutsche Bibeln. Ausserdem mögen von ihm genannt werden: die Historie von Alexander, Lucidarius, Hans Tuchers Reise ins heilige Land, Histori von den sieben weisen Meistern, Apollonius, Boccaccios Decameron und de claris mulieribus deutsch, Petrarcas Griseldis deutsch, Histori von Troya, Histori von Herzog Leopold, Ackermann von Böhmen, Mandevilles Reise. — Von dem ersten Buchdrucker Dortmunds, Melchior Soter aus Solingen, berichtet Döring[25]). Aus Solingen kennen wir 1538 einen Druck, in Dortmund sind zwischen 1546 und 1550 8 Drucke nachzuweisen, darunter Jakob Schoppers Katechismus, Synonyma und eine Schulkomödie, ferner Nachdrucke des Hecastus von Macropedius und des Joseph von Crocus. — A. Mayer[26]) gedenkt des Wiener Buchdruckers Joh. Singriener, der 1510—46 thätig war. Die Werke, die seine Presse verliessen, zeichnen sich durch treffliche Ausstattung aus. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag im Humanismus. — Am besten ausgerüstet für Untersuchungen zur Druckergeschichte ist Steiff[27-32]), der über eine Reihe von Druckern Nachrichten sammelte. Besonderes Verdienst hat er sich um den eifrigen Freund und Förderer des Humanismus, den Hagenauer Drucker Joh. Setzer, erworben, dem er neben einem kurzen Artikel[27]) eine eindringende Untersuchung[28]) gewidmet hat. Setzer stammt wahrscheinlich aus Lauchheim in Württemberg, wo er gegen Ende des 15. Jh. geboren sein wird. Wenngleich er in der Matrikel nicht vorkommt, wird er doch in Tübingen studiert und zu dem Kreise gehört haben, dessen Mittelpunkt Melanchthon war. Seit 1516 ist er in Hagenau Korrektor der Anshelmschen Druckerei, die in diesem Jahre von Tübingen dorthin übergesiedelt war. Auf einem Missverständnis beruht übrigens St.s Meinung, dass Anshelm sich in einem Briefe an Koberger unzufrieden über seinen Korrektor Setzer geäussert habe. Ende 1522, nach Anshelms Ableben, übernahm Setzer die Druckerei, nachdem er das letzte halbe Jahr in Wittenberg Medizin studiert hatte. Wenn die Ausstattung von Setzers Drucken hinter der der Anshelmschen zurückbleibt, so übertrifft er diesen dagegen durch umfangreichere Thätigkeit, da er mit über 150 Drucken in 9 Jahren ungefähr soviel leistete wie Anshelm in 23 Jahren. Hervorragend ist in ihnen die humanistische und die Reformationslitteratur vertreten, letztere macht die Hälfte seines Verlages aus. Darunter finden sich Schriften von Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Eisleben, Brentius, Urbanus Rhegius, und zwar meist Originalausgaben, nicht Nachdrucke. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sein gesamter Verlag auf dem Index Pauls IV 1589 steht. Gestorben ist Setzer Anfang 1532. — Von dem Delfter Drucker Christian Snellaert[29]) hat man datierte Drucke nur aus den J. 1495 und 1496. Da aber eine grössere Zahl von Drucken aus früherer Zeit sein Druckerzeichen, ein geflügeltes Einhorn, aufweisen, so werden mit Recht auch diese ihm zugeschrieben, so dass er als der Drucker mit dem Einhorn gilt. Damit wird seine Thätigkeit hinaufgerückt bis 1486. — Joh. Siber[30]) war ein deutscher Drucker in Lyon am Ausgange des 15. Jh., von dem wir 7 benannte Drucke zwischen 1478 und 1482 kennen. 1493 hat er sicher noch gedruckt, ist aber höchstwahrscheinlich nicht mit dem Joh. Sibert identisch, der 1498 in Lyon thätig war und von allen Bibliographen mit ihm identificiert wird. — Einer der bedeutendsten Drucker Roms gegen Ende des 15. Jh. war Eucharius Silber[31]) alias Franck aus dem Würzburgischen. Seine ersten uns bekannten Drucke stammen aus dem J. 1480, der letzte aus 1509. Von 1511 an druckt bis 1527 auf derselben Presse Mar-

D. erste Ausg. d. „Seelentrost“ Köln 1474: ib. S. 508/9. — **23**) B. A. V. [H. Harrisse], Qui a imprimé la première lettre de Colomb?: ib. S. 105-22. — **24**) W. Vogt, Anton Sorg: ADB. 34, S. 693. — **25**) A. Döring, Melchior Soter: ib. S. 697. — **26**) A. Mayer, Joh. Singriener: ib. S. 292/3. — **27**) K. Steiff, Joh. Setzer (Secerius): ib. S. 49-50. — **28**) id., Joh. Setzer (Secerius), d. gelehrte Buchdrucker in Hagenau: CBlBibl. 9, S. 297-317. — **29**) id., Christian Snellaert: ADB. 34, S. 514/5. — **30**) id., Joh. Sieber: ib. S. 181/2. — **31**) id., Eucharius Silber. ib.

cellus Silber, wohl sein Sohn. Ob Eucharius den Notendruck mit beweglichen Noten erfunden hat, wie Fétis (Biographie universelle des musiciens VIII, 2, S. 38) meint, ist zweifelhaft. — Der Prototypograph von Dänemark und Schweden ist Johann Snell[32]. In Odense auf Fühnen druckte er 1482, in Stockholm 1483. Möglicherweise wird ihm hier der Rang des Prototypographen durch B. Gothan streitig gemacht, der auch 1483 schon gedruckt haben soll. Unser Wissen von Snell wird gefördert durch eine Untersuchung von H. O. Lange[33]. Während bisher in Dänemark auf Grund der Typen in Snells Stockholmer Druck die Ansicht herrschte, er sei aus Holland eingewandert, ist es nach L.s Ausführungen höchst wahrscheinlich, dass Snell ein Norddeutscher war, der in seiner Lehrzeit Verbindung mit den Michaelisbrüdern in Rostock hatte, dass er in einer der grösseren Hansestädte an der Ostsee im J. 1480 zwei Werke druckte, die L. ihm auf Grund der Typengleichheit zuweist, und dass er 1481 oder 1482 von dem Bischof Rönnov nach Odense berufen wurde, um ein Breviarium zu drucken. Weniger sicher ist L.s Vermutung, dass Snell von Stockholm aus nach Holland gegangen sei. — Um die rheinische Buchdruckergeschichte hat sich Roth[34-35] durch eine Reihe von bibliographischen Arbeiten unleugbare Verdienste erworben. Das Berichtsjahr bringt von ihm zwei Arbeiten, eine umfangreiche Geschichte und Bibliographie der Buchdruckerfamilie Schoeffer von Peter Schoeffers Sohne Johann an bis zur Auflösung der berühmten Druckerei nach Ivos Tode im J. 1555, und Untersuchungen zur ältesten Buchdruckergeschichte der Stadt Worms. Aber es ist sehr zu bedauern, dass R. mit grossem Eifer und Spürtalent geringe Sorgfalt und recht auffallende, auch im Ausdruck unangenehm hervortretende Flüchtigkeit verbindet, die seinen sämtlichen Arbeiten den Charakter des Unfertigen geben und nirgends den vollen Eindruck der Zuverlässigkeit aufkommen lassen. Für die Wormser Buchdruckereien hat Ad. Schmidt diese Schwäche aufgedeckt; Roths Buch über die Schoeffer zeigt sie in gleichem Grade. — Ueber den ersten Buchdruck in Dillingen giebt Schild[36] Aufschlüsse. Während früher die Begründung der ersten Buchdruckerei durch Sebald Mayer in das J. 1555 gesetzt wurde, nimmt Sch., allerdings ohne sicheren Beweis an, dass schon 1537 die Anlage erfolgt sei. Die Officin war eine recht bedeutende, da sie schon 1559 vier Pressen beschäftigte. 1560 verkauft sie Mayer an den Kardinal Bischof Otto von Augsburg, der sie ihm gegen eine jährliche Vergütung von 40 fl. rheinisch beliess und 1568 der Universität Dillingen schenkte. Nachdem sie von 1620 unter die Regie des Collegiums gekommen war, wurde sie 1670 an Joh. Benkhard verkauft. Die ganz überwiegende Mehrheit der Dillinger Drucke bilden natürlich Werke der katholischen Theologie. — Der älteste Stettiner Buchdrucker ist Joh. Eichhorn, der 1569 von Herzog Barnim IX. seine Bestallung erhielt. Wehrmann[37] zählt von ihm 14 Drucke auf, deren früheste noch aus dem J. 1569 stammen. Das erste Stettiner Gesangbuch druckte er 1576. — Waldner[38] setzt seine Forschungen zur Tiroler Buchdruckergeschichte (JBL. 1890 I 4 : 35) fort mit dem ersten Brixener Buchdrucker, dem Chorherrn Donatus Fätz. — Omont[39] veröffentlicht aus einem Sammelbande der Bibliothèque nationale in Phototypie, bezw. zeilengetreuem Abdruck, drei Verlagsverzeichnisse des Aldus Manutius über griechische und lateinische Ausgaben aus den J. 1498—1503—1513, und ausserdem den Brief des Aldus vom 16. März 1503 über die Lyoner Nachdrucke seiner Ausgaben. Aus der Einleitung, die zu den vortrefflichen Wiedergaben die nötigen Erläuterungen enthält, ersehen wir, dass die Verzeichnisse 46 griechische Ausgaben in 52 Bänden (darunter 41 editiones principes) und 36 lateinische in 39 Bänden (mit einer editio princeps) aufführen. — Dem Sohne des Aldus und Fortführer seines Geschäfts, Paolo Manutio, widmet Fickelscherer[40] eine Monographie. Wenn auch ihr Schwerpunkt auf einer Würdigung des Philologen beruht, der für die Texte der lateinischen Schriftsteller, besonders für Cicero, Ausserordentliches geleistet hat, so erhalten wir doch auch ein lebhaftes Bild von der geschäftlichen Thätigkeit dieses jüngsten Sohnes Aldos, von den Schwierigkeiten, die er vor und nach der Uebernahme des väterlichen Geschäftes in Venedig zu überwinden hatte, und von der Einrichtung und Leitung der neuen Druckerei zu Rom, die ihn auch nicht auf

---

S. 308-10. — **32**) id., Joh. Snell: ib. S. 506/7. — **33**) H. O. Lange, Johan Snell, Danmarks förste Bogtrykker. En bibliografisk Undersögelse: HT. (Dänemark) 3, S. 627-42. — **34**) F. W. E. Roth, D. Mainzer Buchdruckerfamilie Schöffer während d. XVI. Jh. u. deren Erzeugnisse zu Mainz, Worms, Strassburg u. Venedig, enthaltend d. Drucke d. Joh. Schöffer 1503—32, d. Peter Schöffer d. Jüngern 1508—42 u. d. Ivo Schöffer 1531—55. (= Beihefte z. CBlBibl. N. IX.) Leipzig, Harrassowitz. VIII, 250 S. M. 9,00. — **35**) id., D. Buchdruckereien zu Worms a. Rh. im XVI. Jh. u. ihre Erzeugnisse hist.-bibliogr. bearb. Vereinsgabe d. Wormser Altertumsver. Worms, Selbstverl. d. Vf. VIII, 80 S. |[Ad. Schmidt: CBlBibl. 10, S. 222/7.]| — **36**) Fr. Schild, D. Dillinger Buchdruckerei u. ihre Druckwerke im 16. Jh.: JBHVDillingen. 5, S. 102-34. — **37**) M. Wehrmann, D. ältesten Stettiner Drucke: MBllGPommG. S. 136-41. — **38** ○ Fr. Waldner, Donatus Fätz: ZFerdinandeum. 36, S. 559-65. |[A. Wetzel: CBlBibl. 10, S. 365.]| — **39**) H. Omont, Catalogues des livres grecs et latins imprimés par Alde Manuce à Venise (1498-1503-1513.) Reproduits en phototypie avec une préface. Paris, E. Bouillon. gr. fol. 11 S., 2 Bll.; 3 Taf., 3 Bll. Fr. 12,00. |[O. H(artwig): CBlBibl. 9, S. 370/1; LCBl. 1893, S. 1824/5.]| — **40**) M. Fickelscherer, Paolo Manutio, d. venetianische Buchdrucker u. Gelehrte. Progr. d. Kgl. Gymn.

Rosen bettete. — Ein Artikel Claudins[41]) beschäftigt sich mit dem ersten Drucker der Franche-Comté, Johannes de Pratis in Salins, von dem ein Missale aus dem J. 1485 und ein Breviarium, wahrscheinlich von 1484, erhalten sind. C. deutet die rätselhafte Jahreszahl in der Unterschrift des Breviars ebenso wie Castan (Le premier livre imprimé en Franche-Comté, Besançon 1880) als 1484, begründet aber, wie mir scheint, seine Deutung besser. Den Drucker bringt er in verwandtschaftlichen Zusammenhang mit dem Jean du Pré, der in Paris seit 1481 druckte. Mit ihm verschwindet der Buchdruck aus Salins und taucht erst 200 Jahre später dort wieder auf. Von beiden Drucken hat übrigens, was C. hätte erwähnen können, Thierry-Poux Facsimiles gegeben[42-43]). —

Schon in den frühesten Zeiten des Buchdrucks beginnt die Sitte aufzukommen, in den Druckwerken ausser dem Namen des Druckers oder Verlegers dessen Signet anzubringen, das in Form von Hausmarken, Wappen, Symbolen etc. erscheint und oft allein den Urheber erkennen lässt. Gerade weil der letztere Fall recht häufig ist, haben Sammlungen dieser Druckermarken für die Bestimmung von Drucken einen grossen Wert. Ein schon erprobtes Handbuch für das Studium der Marken ist das in 2. Auflage erscheinende Inventaire von Delalain[44]). Die Marken werden darin nur beschrieben, dagegen die Namenschiffern abgebildet. Daneben erhalten wir die Datierung der Zeichen, die Angaben der Strassen und Hausbezeichnungen und die Devisen der Drucker. Auf Frankreich kommen 1452 Zeichen (davon auf Paris 925, auf Lyon 378), auf das Ausland 1346; im ganzen sind 1941 Drucker, Buchhändler etc. vertreten, davon 942 französische. Die Einleitung beschäftigt sich mit der Frage des Ursprungs und der Bedeutung einiger Typen, die, wie das Kreuz, ungemein häufig in den Marken erscheinen. D. hält es für den Ausdruck des Wunsches der Buchdrucker und Buchhändler, der Kirche ihre Ergebenheit und Ehrerbietung zu bezeugen und dadurch zugleich den Absatz der Bücher zu fördern. Seit dem Auftreten und Fortgange der Reformation möchte er in dem Zeichen das Bekenntnis der Zugehörigkeit zur katholischen Kirche erblicken, woher es sich auch erkläre, dass gerade in den ganz oder vorwiegend katholischen Ländern das Kreuz am häufigsten sei; er schliesst seine Betrachtung mit der Vermutung, es habe seinen Ursprung von dem Anschlusse an eine religiöse Bruderschaft genommen. Das Problem fordert zu weiteren Erklärungsversuchen auf. — Mit Genugthuung ist eine gross angelegte Sammlung von Büchermarken zu begrüssen, die in der Buchhandlung von Heitz und Mündel in Strassburg erscheint, und deren ersten Band P. Heitz[45]) bearbeitet hat. In ihm werden die Buchdrucker- und Verlegerzeichen des Elsass behandelt und in guten Nachbildungen vorgeführt. Barack hat Nachrichten über die Drucker und Verleger beigesteuert. Wenn etwas an dem Werke auszusetzen ist, so wäre es nach meinem Dafürhalten der Umstand, dass es beim Anfange des 18. Jh. einhält und nicht weiter geführt ist. Nun wird das 18. Jh., dessen Zeichen an historischem Interesse und künstlerischem Werte bedeutend zurückstehen und zu einer Sonderdarstellung nicht reizen, unberücksichtigt bleiben. — Gerade hier hilft auch Heichen[46]) nicht aus, der eine recht dankenswerte Zusammenstellung von Signeten der Neuzeit gemacht und mit einer kurzen Einleitung über den Gebrauch und die Entwicklung des Signetes versehen hat. Die Signete sind im Laufe der Zeit, da der Drucker vor dem Verleger in den Hintergrund tritt, fast ausschliesslich Verlegerzeichen geworden; die Druckermarken haben, wo sie noch bestehen, ihren Platz vom Titelblatte an eine weniger vornehme Stelle verlegen müssen. —

Auf dem Gebiete der Bibliographie[47]) wieder einmal einem Werke A. von Dommers[48]) zu begegnen, ist eine wirkliche Freude. Jetzt hat er, angeregt durch die Marburger Ausstellung Hessischer Drucker im J. 1890 zur Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst, seine Thätigkeit den ersten Marburger Druckern zugewendet, aus den 40 Jahren von 1527—66 377 Drucke zusammengebracht und mit bewährter Meisterschaft bibliographisch beschrieben. Die Einleitung giebt historische Nachrichten von den Druckern Joh. Loersfeld, Franciscus Rhode, Eucharius Cervicornus, Christian Egenolph und Andreas Kolbe, sowie Aufklärungen über die rätselhaften Joh. Rhenanus,

---

Chemnitz. 4°. 35 S. — 41) A. Claudin, Les Origines de l'imprimerie à Salins en Franche-Comté (1484—85). Châteaudun, imp. Pigelet. 24 S. (Extrait du Bulletin du bibliophile.) — 42) ○ × L. Delisle, Essai sur l'imprimerie et la librairie à Caen de 1480 à 1550. Caen, H. Delesques. 1891. 49 S., 1 Taf. (Extrait du Bulletin de la société des antiquaires de la Normandie T. 15.) — 43) ○ × A. de La Bouralière, L'imprimerie à Thouars. Saint Maixent, imp. Reversé. 7 S. (Extrait de RPoitev.) — 44) P. Delalain, Inventaire des marques d'imprimeurs et de libraires de la collection du cercle de la librairie. 2. éd. revue et augmentée. Paris, Cercle de la librairie. 4°. XXVIII, 355 S. |[A. M.: Chronique du journal général de l'imprimerie. S. 145/7.]|— 45) P. Heitz, Elsässische (Büchermarken bis Anfang d. 18. Jh. Mit Vorbemerkungen u. Nachrichten über d. Drucker v. K. A. Barack (= D. Büchermarken oder Buchdrucker- u. Verlegerzeichen. [1]). Strassburg, Heitz. 4°. XXXIV, 160 S., 76 Taf. M. 30,00. |[O. v. H(einemann) : LCBl. 1893, S. 1088/9.]| — 46) P. Heichen, D. Drucker- u. Verleger-Zeichen d. Gegenwart. Mit Voranstellung einiger wichtiger älterer Drucker-Signete. Berlin, Heichen & Skopnik. 4°. 36 S., XXVIII Taf. M. 6,75. — 47) ○ × E. Bacha, Les bibliographies méthodiques. Bruxelles, imp. d. l' économie financière. 3 Bll., 83 S. — 48) A. v. Dommer, D. ältesten Drucke aus Marburg i. H. 1527—66. Marburg i. H.,

Hermann Bastian und Hans Lufft. — Dommers Bibliographie der Hamburger Lutherdrucke hat Heyer[49]) zum Muster genommen und nach dieser Methode die Lutherdrucke der Breslauer Stadtbibliothek sehr genau beschrieben, im ganzen 195 Drucke aus den J. 1516—23. — Mit einem Verlagsartikel der Elzevire in Leyden, nämlich den sogenannten Republiken, beschäftigt sich eine Arbeit von Frick[50]). Es sind in zwangloser Reihe und mit verschiedenen Titeln erschienene, von verschiedenen Verfassern bearbeitete Sedezbändchen, die über das Wissenswürdigste der wichtigsten Staaten in geographischer, historischer, politischer Beziehung handeln und gewissermassen zusammen eine Art Encyklopädie der Geschichte und Staatswissenschaft bilden. F. stellt die Anzahl der Republiken im Gegensatz zu früheren Bibliographen auf 35 fest, indem er die in anderem als Elzevirschem Verlage erschienenen Konkurrenzschriften von ihnen ausschliesst und besonders aufführt. Die Grundlage für F.s Bibliographie, in der er den Joh. van Laet, Verfasser von 8 Republiken, nicht immer Lät hätte nennen sollen, bildet Willems. — Bahlmann[51]) ergänzt Hayns Bibliotheca Germanorum nuptialis durch ein Verzeichnis von 79, auf der Paulinischen Bibliothek in Münster in einem Sammelband vereinigten Hochzeitsgedichten, von denen etwa die Hälfte für Hamburger Hochzeiten und im Hamburger Platt geschrieben ist. — Eine Bibliographie der Robinsonaden des vorigen Jh. findet sich in Kippenbergs[52]) Dissertation über Robinson in Deutschland. — Der Herzog von Rivoli[53]) hat eine Bibliographie der in Venedig von 1469 bis 1525 gedruckten Bücher mit Abbildungen veröffentlicht, die, wenn auch in erster Linie für den Kunsthistoriker bestimmt, doch auch für den Litterarhistoriker und nicht zuletzt für den Bibliographen wertvoll ist. Geordnet sind die etwa 800 Drucke chronologisch nach dem Erscheinungsjahre der editio princeps, der sich jedesmal die späteren Ausgaben anschliessen (weshalb die Beigabe eines chronologischen, nur die Erstausgaben berücksichtigenden Index überflüssig ist). Aus den verständigen Untersuchungen der Einleitung zur Geschichte des Holzschnittes, über die Monogramme der Schneider usw., die unserer Aufgabe fern liegen, möchte ich nur hervorheben, dass schon 1490 und 1516 Drucker um Privilegien für die von ihnen gefertigten Holzschnitte nachsuchen. — Es mögen hier einige Antiquariatskataloge genannt werden, die ihres Inhaltes wie ihrer Ausführung wegen bibliographischen Wert besitzen. Rosenthal[54]) hat eine umfangreiche Sammlung von Drucken der Imitatio Christi zusammengestellt, die zu Fromms Bibliographie der Kölner Stadtbibliothek eine erwünschte Ergänzung bildet. In einem andern Kataloge desselben Antiquariats[55]) wird uns eine vortreffliche, mit zahlreichen Nachbildungen gezierte Beschreibung einer Sammlung von Kunstdrucken geboten, wie sie äusserst selten in den Handel kommen. Neben einigen Bilderhandschriften umfasst sie Reiberdrucke und Holzschnitte, Blockbücher, Schrotblätter, Teigdrucke, Niellen, Metallschnitte, Kupferstiche und Bücher mit Illustrationen. — Nicht minder beachtenswert sind zwei Kataloge von Alb. Cohn[56-57]), die eine erstaunliche Anzahl schöner Inkunabeln und eine Auswahl kostbarer Werke verschiedener Zeiten enthalten. —

Was die bibliographischen Hülfsmittel im allgemeinen anbetrifft, so ist die Thatsache mit Dank anzuerkennen, dass die Mehrzahl der landeskundlichen und lokalgeschichtlichen Zeitschriften der Verzeichnung der in ihr Gebiet fallenden Litteratur einen Raum gönnt. Alle diese an Wert sehr verschieden ausfallenden Verzeichnisse aufzuführen, erscheint überflüssig, zumal für die neuere deutsche Litteratur daraus begreiflicherweise nur wenig in Betracht kommt[58-60]). Ein vorzügliches Repertorium der neueren Litteratur über die Schweiz, soweit sie in Zeitschriften und Sammelwerken erschienen ist, hat Brandstetter[61]) herausgegeben. Besonders hervorgehoben seien die Kapitel 10, 11 und 12, die der Sprachgeschichte, der Litteraturgeschichte, dem Theater, der Musik und der Kulturgeschichte gewidmet sind. — Ein schon bewährter Berater tritt

---

Elwert. X, (32) 182 S. M. 7,00. |[K. Kochendörffer: DLZ. 1893. S. 942/3.]| — **49**) A. Heyer, Lutherdrucke auf d. Breslauer Stadtbibl. 1516—23: CBlBibl. 9, S. 21/9, 267-74, 403-16, 459-83. (S. u. N. 104.) — **50**) G. Frick, D. Elzevirschen Republiken. (= Abhandlungen z. neueren Gesch. Her. v. G. Droysen, N. 30.) Halle, Niemeyer. 35 S. M. 1,00. — **51**) P. Bahlmann, Dtsch., insbes. Hamb. Hochzeitsgedichte d. XVII. u. XVIII. Jh.: CBlBibl. 9, S. 153-69. — **52**) A. Kippenberg, Robinson in Deutschland bis z. Insel Felsenburg. (1731—43.) Leipz. Diss. Hannover, Schäfer. 122,XIX S. M. 3,60.) S. u. III 3: 8.) — **53**) Rivoli, Duc de, Bibliographie des livres à figures vénitiens de la fin du XV. siècle et du commencement du XVI. 1469—1525. Paris, Techener. XLVI,541 S. Fr. 20,00. |[E. Müntz: RCr. 33, S. 348/9; NAnt. 39, S. 377/8].| — **54**) Katalog N. 81: Imitatio Christi. (Thomas a Kempis. Joh. Gerson. Giov. Gersen) Manuscrits. Éditions. Traductions. Controverse. München, L. Rosenthal. 48 S. M. 1,35. — **55**) Katalog N. 90: Incunabula xylographica et chalcographica. Mit 102 Illustr. München, L. Rosenthal. Fol. VIII,64 S. M. 10,00. — **56**) Katalog N. 200: Seltene u. wertvolle Bücher aus allen Gebieten d. Litt. Berlin, Alb. Cohn. 224 S. — **57**) Katalog N. 202. Berlin, Alb. Cohn. 62 S. — **58**) × H. A. Auerbach, Bibliotheca Ruthenea. D. Litt. z. Landesk. u. Gesch. d. Fürstent. Reuss j. L. in Gera. (Sonderabdr. aus JB. d. Ges. v. Freunden d. Naturw. in Gera.) Gera, K. Bauch. 101 S. |[Walth. Schultze: CBlBibl. 10, S. 495/7.]| — **59**) × A. Poelchau, D. livländische Geschichtslitt. im J. 1890. Riga, Kymmel. 1891. 16⁰. 107 S. M. 1,00. — **60**) × E. Lohmeyer, Verzeichnis neuer Hessischer Litt. Jahrg. 1891 nebst Nachträgen zu 1883—90. (Sonderabdr. aus MVHessG. 1891). Kassel, Brunnemann. LX S. M. 1,00. — **61**) J. L. Brandstetter, Repertorium über d. in Zeit- u. Sammelschriften d. J. 1812—90 enthaltenen Aufsätze u. Mitteilungen schweizergeschichtl. Inhaltes.

uns in Kukulas[62]) bibliographischem Jahrbuch entgegen, mit dem der Vf. eine Neubearbeitung seines Deutschen Hochschulen-Almanachs liefert. Das mühsalreiche Werk bietet so genau, wie es bei der weitschichtigen Anlage nur verlangt werden kann, eine Aufzählung der Arbeiten der gegenwärtig wirkenden deutschen Hochschullehrer, deren Stellung und Geburtsjahr angegeben ist, und hat sich rasch für bibliographische Ermittlungen unentbehrlich gemacht. Eine fortlaufende Reihe solcher Jahrbücher würde für alle Zeiten von grossem Nutzen sein. — Bittners[63]) Verzeichnis der oesterreichischen Programme (JBL. 1890 I 4 : 79a) hat mit dem 2. Teile, in dem die neueren Sprachen und Litteraturen aufgenommen sind, seinen Abschluss gefunden. Es bildet eine wertvolle Ergänzung zu Klussmann, der seinem Plane gemäss nur die wenigen oesterreichischen Programme verzeichnen konnte, die im Tauschverkehr stehen. — Fock[64]) hat seine beiden Lagerkataloge N. 66 und 67 über deutsche Sprache und Litteratur in einem Hefte zu einer Bibliotheca Germanica vereinigt und durch ein Register sämtlicher in ihnen aufgenommenen Schriftsteller und Litteraturdenkmale die Benutzung wesentlich erleichtert. Ist sie auch, ihrem Zwecke als Antiquariatskatalog entsprechend, keine vollständige und genaue Bibliographie, so wird sie doch in sehr vielen Fällen zur Auskunft genügen. — Eigenartig, wie gewöhnlich, ist ein Verzeichnis Griswolds[65]). Es enthält Romane und Erzählungen in englischer Sprache, teils originale, teils Uebersetzungen, die sich auf deutsches Leben beziehen, mit Beifügung von kurzen Notizen, die Aufklärungen über den Stoff der Werke geben und kritischen Zeitschriften entnommen sind. — Die schwedischen und finnischen Schulschriften haben in dem rührigen Antiquar Josephson[66-67]) ihren Bibliographen gefunden, der auch seine Bibliographie der periodischen Litteratur (JBL. 1891 I 4 : 63) fortsetzt. —

Die Durchforschung der Bibliotheken nach alten Zeitungen bringt immer neues Material zur Ergänzung von Wellers ersten deutschen Zeitungen ans Licht. Eine 5. Nachlese hat jetzt Ad. Schmidt[68]) aus dem Bestande der Darmstädter Hofbibliothek veröffentlicht, worin er 88 Nummern sorgfältig bibliographisch beschreibt. Den Beschluss der Arbeit macht eine Aufzählung der übrigen auf derselben Bibliothek befindlichen, schon bekannten Zeitungen und die Angabe von kleinen Abweichungen von den früheren Beschreibungen. — Die älteste hessische Zeitung ist die Hanauische Zeitung, die unter dem Namen „Hanauischer Mercurius“ im J. 1678 der früher als Zeitungsschreiber beim Frankfurter Journal beschäftigt gewesene Justus Böff herausgab. — Nebelthau[69]) erzählt die Geschichte dieser Zeitung, die um ihre Existenz gleich von Anfang an einen harten Kampf mit der Herausgeberin des Fankfurter Journals führen musste, welche sich die Konkurrenz, die ihr in Frankfurt selbst durch das neue Blatt gemacht wurde, nicht gefallen lassen wollte. Böff blieb schliesslich, besonders in Folge der festen Stütze, die er an der Hanauer Regierung fand, Sieger und erhielt 1689 ein kaiserliches Privileg. Die Bedeutung der Zeitung lässt sich ermessen an der grossen Reihe von Beschwerden, die gegen sie vom kaiserlichen Hofe sowohl wie von andern Landesherrn und hochgestellten Persönlichkeiten bei der Regierung der Grafen von Hanau einliefen, worüber noch die Akten erhalten sind und auszugsweise von N. mitgeteilt werden[70-71]). —

Für die Geschichte älterer Bibliotheken[72-75]) bietet reiche Ausbeute Mély und Bishops[76]) Verzeichnis aller gedruckten Inventare bis zum Schlusse des vorigen

---

Her. v. d. allg. geschichtforschenden Ges. d. Schweiz. Basel, Ad. Geering. IV,467 S. M. 7,20. — **62**) R. Kukula, Bibliograph. Jb. d. dtsch. Hochschulen. Vollständig umgearb. Neuaufl. d. Allgem. dtsch. Hochschulen-Almanachs. Innsbruck, Wagner. IV,1071 S. M. 11,60. — **63**) J. Bittner, System.-geordn. Verzeichnis d. Progr.-Arbeiten österr. Mittelschulen aus d. J. 1874—89. T. II. Teschen, Stuks. 1891. 108 S. M. 3,50. — **64**) Bibliotheca Germanica. Verzeichnis v. 7026 Werken u. Abhandlungen aus d. Gebiete d. Germanischen Philologie, Litt.-Gesch. u. Volkskunde. Mit Register aller vorkommenden Schriftsteller, Litteraturdenkmäler etc. Leipzig, G. Fock. VIII, 201 S. M. 0,80. — **65**) W. M. Griswold, A descriptive list of novels and tales dealing with life in Germany. Cambridge, Mass., Griswold. 40 Bll. Sh. 4,00. — **66**) A. G. S. Josephson, Avhandlingar ock Programm utg. vid svenska ock finska Akademier ock skolor under aren 1855—90. Bibliografi. Häfta 1-2. Upsala, Almqvist & Wiksell. 112 S. Kr. 2, 50. — **67**) id., Bibliografisk Öfversikt af svensk periodisk Literatur (Särtryck ur Svensk Tidskrift 1892) 1892: 2. Upsala, Almqvist & Wiksell. 24 S. — **68**) Ad. Schmidt, 5. Nachlese zu Weller: D. ersten dtsch. Zeitungen. Aus d. Grossherzogl. Hofbibl. in Darmstadt: CBlBibl. 9, S. 544-67. — **69**) J. Nebelthau, Z. Gesch. d. ältesten Zeitung in Hessen u. ihres Begründers: Hessenland S. 245/7, 260/4, 285/8, 298-300, 1893, S. 21/3. (S. u. III 1 : 65) — **70**) ○ × O. Sperling, Adressbuch d. dtsch. Zeitschriften u. d. hervorrag. polit. Tagesbll. Hand- u. Jahrb. d. dtsch. Presse. Mit Angabe d. Adressen d. Redakteure u. Verleger, d. Erscheinungsweise, Bezugs-, Anzeigen- u. Beilagen-Preise d. Blätter u. andern Nachweisen. Jahrg. 33. Leipzig, Exped. d. Zeitschriften-Adressbuches. IV, 162, 73, 119 S. M. 4,00. — **71**) ○ × O. Gracklauer, Dtsch. Journal-Katal. für 1893. Zusammenstellung v. über 2690 Titeln dtsch. Zeitschriften, systemat. in 38 Rubriken geordnet. 29. Jahrg. Leipzig, Gracklauer. 68 S. M. 1,35. — **72**) × P. E. Richter, Verzeichnis d. Bibliotheken mit gegen 50,000 u. mehr Bänden. II. Belgien, Frankreich, Griechenland, Holland, Italien, Portugal, Rumänien, Russland, Serbien, Skandinavien, Spanien, Afrika, Asien, Australien, Mexico, Süd- u. Mittel-Amerika. Leipzig, Hedeler. 29 S. M. 4,00. (Sonderabdr. aus d. Export-Journal.) — **73**) ○ × Chrn. Rupprecht, D. Büchersammlungen d. Univers. München. Geschichtl.-statistisches Handbüchlein. Regensburg, Verlagsanst. vorm. G. J. Manz. 51 S. M. 0,80. |[W. Sch(ultze): CBlBibl. 9, S. 576/7.]| — **74**) × J. D. Brown, A Handbook of Library appliances: the technical equipment of libraries: Fittings, furniture, charging

Jh., dessen erster Band, Frankreich und England umfassend, vorliegt. In zahlreichen Inventaren wird auch der Besitz an Büchern mit aufgeführt. Gottliebs Buch über die mittelalterlichen Bibliotheken lässt sich daraus vielfach ergänzen, umgekehrt würde die Berücksichtigung dieses Buches den Bearbeitern noch ein und die andere übersehene Nummer eingetragen haben. — Grupp[77]) teilt den Katalog der Büchersammlung des Grafen Wilhelm zu Oettingen mit, der im J. 1466—67 verfasst sein wird. Hoffentlich ist der Abdruck genauer als die recht flüchtig geschriebenen Vorbemerkungen. Die Bücher sind zum grössten Teile deutsche. Neben Rechts-, Erbauungs- und Arzneibüchern nimmt vor allem die deutsche Dichtung einen hervorragenden Platz ein. Es befinden sich in der Sammlung u. a. Wolframs Lieder (vielleicht auch dessen Willehalm), Konrads Lieder und Goldne Schmiede, Lieder von Neithart, Frauenlob, R. von Brennenberg Regenbogen, Marner, der Renner, Alexanderlied, Rosengarten, Herzog Ernst, 2 Sibillen Weissagung, 2 Kaiserchroniken, 2 Buch der Beispiele, des Teufels Netz, Ortnit, Hug-, dietrich, Wolfdietrich, Dietrich von Bern und König Laurin, ein Buch von allerley Lieder, ein Buch mit Sprüchen und Liedern. Erhalten ist in der Fürstl. Oettingenschen Sammlung zu Maihingen nur ein Teil der angeführten Bücher. Dem Katalog ist beigefügt ein Verzeichnis über 7 Werke, die im Jahre 1462 Graf Wilhelm verliehen hat, z. T. mit dem ausdrücklichen Zusatz: „zum Abschreiben.“ Ein anderes Bücherverzeichnis aus der Fürstlichen Bibliothek, das des Cistercienserinnen-Klosters Kirchheim, das ebenfalls deutsche Bücher enthält, erwähnt G. bloss. — Einen Blick in die Bibliothek eines Hauptgegners der Reformation und hervorragenden Humanisten, des Kardinals Aleander lässt uns Dorez[78]) werfen, der verschiedene Verzeichnisse davon aus Vaticanischen Hss. abdruckt. Während Aleander einen Teil seiner Bibliothek und zwar die wertvollsten Codices dem Kloster S. Maria dell' Orto in Venedig testamentarisch vermachte, kam ein anderer durch den Kardinal Marcello Cervini an die Vaticanische Bibliothek. Dieser Teil, der in dem Index librorum selectorum ex bibliotheca R^mi^ Car^lis^ Brundusini nuper bibliothece Apostolice donatorum die XXVI. Julii M. D. XXXII verzeichnet wird, ist dadurch bemerkenswert, dass er fast ausschliesslich aus häretischen Werken besteht. Er enthält eine Menge Schriften von Luther, Melanchthon, Zwingli, Hutten, Oecolampadius, Bugenhagen, Urbanus Rhegius, Brentius, Agricola u. a. m. Ausser einer Anzahl von Dialogen finden sich auch verschiedene Dramen, so des Agricola Hus in deutscher Sprache und der Pammachius des Naogeorgus, letzterer in zwei Exemplaren. — Wie unbedeutend die Bibliothek eines Deutschordens-Komthurs im 16. Jh. sein konnte, erfahren wir aus dem erhaltenen Verzeichnis der Bücher Walthers von Plettenberg zu Schiffenberg, das von Rady[79]) mitgeteilt wird. — Nentwig[80]) berichtet über die alte Kirchenbibliothek von St. Andreas, die heutige Ministerialbibliothek in Braunschweig, die auf den Beginn des 14. Jh. zurückgeht und reich an Hss. ist. — Zu den bisherigen geschichtlichen Schriften über die Landesbibliothek in Kassel, deren Erwerbungen des J. 1891 im Hessenland[81]) besprochen werden, gesellt sich als sehr willkommene Ergänzung ein Aufsatz K. Scherers[82]), der die Zeit vom ausgehenden 16. bis gegen Ende des 17. Jh. behandelt. Seine Ausführungen über die ersten Bibliothekare der Kassellana, Joh. Buch, Joh. Roding, Jak. Thysius, Nik. Krug, Rud. Scholasticus, Mich. Angelocrator, Joh. Ph. Heppe und Joh. Seb. Haas berichtigen in mancher Hinsicht die ältern Nachrichten und bringen zugleich Neues zur hessischen Gelehrtengeschichte. Die Hypothese Sch.s, Thysius sei 1611 Bibliothekar geworden, trifft fast genau das Richtige, da seine Bestallung nach den Akten des Staatsarchivs aus dem J. 1612 stammt. Von allgemeinerem Interesse sind die Mitteilungen über die Einverleibung der Fuldaer Jesuitenbibliothek, wobei auch die Frage nach dem Verbleibe der alten Fuldaer Handschriftenbibliothek berührt wird. Mit Recht setzt Sch. die Ueberführung der Jesuitenbücher in das J. 1632. Es finden sich dafür ganz sichere Grenzbestimmungen. Das jüngste Druckjahr der Jesuitenbücher ist 1631, und in einem der Bände liest man den Eintrag: In die Schlosscapell zu Cassel gehörig 1633. Auch die Vermutung, dass mit der Jesuitenbibliothek die wenigen Hss. der alten Fuldaer Bibliothek nach Cassel gekommen seien, die jetzt noch dort sich befinden, bestätigt sich, da noch Rommel (Gesch. von Hessen 8, S. 186, Anm. 242) eine noch nicht wieder aufgefundene Verfügung des Landgrafen Wilhelm gekannt hat, in der dieser seine Ver-

---

systems, forms, recipes etc. (= The Library Association Series ed. by J. Y. W. Mac Alister and Thomas Mason N. 1.) London, D. Stott. VIII, 56 S. Sh. 1,00. — **75**) × Ch. A. Cutter, U. S. Bureau of education. Special report on public libraries. Part II. Rules for a dictionary catalogue. 3. ed. Washington, Government printing office. 1891. 140 S. — **76**) F. de Mély et E. Bishop, Bibliographie générale des inventaires imprimés. Tome 1. France et Angleterre. Paris, E. Leroux. IX, 335 S. Fr. 12,00. — **77**) G. Grupp, E. gräfl. Bibl. im 15. Jh.: CBlBibl. 9, S. 484-90. — **78**) E. Dorez, Recherches sur la bibliothèque du Cardinal Girolamo Aleandro: RBibl. 2, S. 49-68. — **79**) J. B. Rady, Gesch. d. Commende Schiffenberg. 4. Abt.: MOberhessGV. 3, S. 76. — **80**) O. Nentwig, Ueber d. Kirchenbibl. v. St. Andreas zu Braunschweig: Braunschw. Landeszg. N. 191 u. 193. — **81**) D. Ständische Landesbibl. zu Kassel: Hessenland 6, S. 64/6. — **82**) C. Scherer, D. Kasseler Bibl. im 1. Jh. ihres Bestehens. (16. u. 17. Jh.) Kassel, Comm.=Verl. A. Freyschmidt. 39 S. M. 0,80. (Sonderabdr.

wunderung über den geringen Rest der alten Bibliothek ausspricht. Gleichzeitig wurden auch aus der Paderborner Jesuitenbibliothek eine Anzahl Bücher nach Kassel gebracht. — Die Giessener Universitätsbibliothek schwebte 1797 während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen, wie wir aus einem Vortrage Heusers[83]) erfahren, gleich andern Bibliotheken in der Gefahr, ihrer besten Werke durch die Commissaires du gouvernement beraubt zu werden, die es besonders auf alle Akademieschriften und Zeitschriften, aber auch auf sonstige Werke von Wert abgesehen hatten. Bewahrt wurde die Bibliothek vor diesem Schicksal durch die von der Universität zweimal angerufene Vermittlung des Generals Hoche. —

Was die staatlichen und öffentlichen Bibliotheken der Gegenwart betrifft, so giebt die Königliche Bibliothek zu Berlin jetzt ein jährliches, biblio graphisch genaues Verzeichnis[84]) ihrer Erwerbungen aus der neu erscheinenden Litteratur heraus. Ausserdem ist von ihr eine kurze Uebersicht[85]) der in ihr vorhandenen Zeit- und Vereinsschriften erschienen, die den Benutzern gute Dienste leisten wird. — Die Freiherrl. Carl von Rothschildsche öffentliche Bibliothek zu Frankfurt a. M. veröffentlicht ihr Zugangsverzeichnis[86]) für das J. 1891, das ebenfalls jährlich fortgesetzt werden soll. — Jacobs[87]) erstattet Bericht über die Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode vom 1. Juli 1891 bis dahin 1892. Zu erwähnen ist daraus, dass die Bibliothek in den Besitz eines der wichtigsten Stammgesangbücher der deutschen evangelischen Kirche gekommen ist, des Val. Bapstschen Gesangbuches in der Ausgabe Leipzig 1551, das von Wackernagel angeführt, aber nicht eingesehen worden ist[88]). — Ueber die Nationalbibliothek in Paris hat Pierret[89]) ein Verzeichnis von 617 Nummern zusammengestellt, in welchem alle Schriften die sich auf sie oder einzelne ihrer Teile beziehen, aufgeführt werden[90]). — Fr. v. Weech[91]) giebt Nachrichten von der Gründung einer grossen historischen Nachschlagebibliothek im Vatican, die dazu dienen soll, das Studium der von Leo XIII. freigegebenen Archivschätze zu fördern, und zu deren Vervollständigung alle die an diesen Studien Interesse nehmen, aufgefordert werden. Eine nach Ländern geordnete, besondere Abteilung soll umfassen eine Sammlung sämmtlicher noch brauchbarer Geschichtsquellen, Darstellungen der Geschichte der Länder und einzelner Zeitabschnitte, topographische, bibliographische und biographische Hülfsmittel, gute Landkarten, Sammlungen der älteren Litteratur- und Kunstdenkmäler, der Gesetze und Verordnungen der Länder und Provinzen, Wörterbücher ihrer Sprachen und Dialekte, Kataloge und Inventarien der Bibliotheken und Archive, Zeitschriften für Lokalgeschichte. Wenn dieser Plan einmal verwirklicht sein wird (und die Bereitwilligkeit von Regierungen, Gesellschaften und Einzelnen stellt das in sichere Aussicht), so wird damit der gelehrten Arbeit eine Stätte geschaffen, wie sie bisher noch nirgends in annähernder Vollkommenheit zu finden ist. —

In erfreulichstem Aufschwunge befinden sich allerorten die Volksbibliotheken[92-93]). Je weniger es für die wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands angezeigt wäre, in Einrichtung und Betrieb die grossartig aufblühenden und rasch wachsenden amerikanischen Unternehmungen sich als Vorbild aufzustellen, um so mehr ist zu wünschen, dass überall freie Volksbibliotheken geschaffen und mit reichlichen Mitteln ausgestattet werden. Wenn diese in dem Geiste begründet und verwaltet werden, den der treffliche Vortrag des Pastors Schmaltz[94]) atmet, so werden sie reichen und dauernden Erfolg haben. — Die Gründung solcher Bibliotheken wird erleichtert durch den Musterkatalog für deutsche Haus-, Vereins-, Volks- und Schulbibliotheken[95]), den die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin herausgegeben hat, und der nun schon in 6. Auflage erscheint. Da ein Anhang eine Anleitung zur Errichtung von Bibliotheken, Statutenentwurf und Formulare enthält, da ausserdem die aufgeführten Bücher eine Uebersicht des Bestandes bilden, der in den Bibliotheken der Bildungsvereine vorhanden ist, so scheint der Katalog dem Zwecke gerecht zu werden, als Berater bei Anlage von neuen Bibliotheken zu dienen. Den Büchern sind

---

aus ZVHessG. 17.) — **83)** E. Heuser, E. Episode aus d. Giessener Franzosenzeit: MOberhessGV. 3, S. 139-41. — **84)** Verzeichnis d. aus d. neu erscheinenden Litt. v. d. Kgl. Bibl. zu Berlin erworbenen Druckschriften. Berlin, Asher. XIII, 652 S. M. 35,00. — **85)** Verzeichnis d. Zeit- u. Vereinsschriften d. Kgl. Bibl. zu Berlin. Berlin, Asher. IV, 169 S. M. 4,00. — **86)** Freiherrl. Carl v. Rothschildsche öffentl. Bibl. Zugangsverzeichnis für d. J. 1891. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. II, 25 S. — **87)** Jacobs, Nachricht über d. Fürstl. Bibl. zu Wernigerode. Wernigeröder Zg. u. Intelligenzbl. N. 168. — **88)** × A. Schlossar, Über d. Neubau d. Univ.-Bibl. in Graz: CBlBibl. 9, S. 568-72. — **89)** E. Pierret, Essai d'une bibliographie historique le la bibliothèque nationale. Paris, E. Bouillon. 162 S. Fr. 5,00. |[E. S(teffenhage)n: LCBl. 1893, S. 1089.]| (Sonderabdr. aus RBibl. 2.) — **90)** × D. Nationalbibl. in Paris: Fels z. Meer. S. 406/7. — **91)** F. v. Weech, D. Nachschlagebibl. im Vatican: AZgB. N. 131. — **92)** ○ × T. Greenwood, Public libraries. 4. ed. London, Cassell. Sh. 2,50. — **93)** ○ × id., Sunday School and Village Libraries, with a List of Books and Management. London, J. Clarke. Sh. 1,50. — **94)** E. G. Schmaltz, Was will u. soll e. Volksbibl.? Vortr. geh. am 4. Jan. 1892 in d. Ver. „Eimsbütteler Volksbibl." Hamburg-Eimsbüttel, Leckband. 18 S. M. 0,50. — **95)** Musterkatalog für Haus-, Vereins-, Volks- u. Schul- Bibliotheken. Nebst e. Anleitung z. Errichtung u. Verwaltung v. Bibliotheken. Mit Formularen. Her. v. d. Ges. für Verbreitung v. Volksbildung zu Berlin. 6. Aufl. Hannover-Linden, Manz u. Lange. VIII, 160 S. M. 1,00. —

gleich die Preise beigesetzt, und eine Note des Vorwortes besagt, man solle Bücherbestellungen an diejenige Buchhandlung richten, von welcher der Katalog zugesandt worden sei. Wenn dadurch die Aufgabe des Bibliotheksvorstandes erleichtert wird, so dürften doch nur die wirklich geltenden Preise, nicht der ursprüngliche Ladenpreis angesetzt werden, wobei die Buchhändler nichts einbüssen würden. Eine Volksbibliothek wird z. B. bei ihren beschränkten Mitteln eine Ausgabe von M. 43,50 für Ebertys Preussische Geschichte gar nicht wagen dürfen, während diese für den herabgesetzten Preis von M. 15 vielleicht von mancher angeschafft werden würde. — Zu den eifrigsten Vorkämpfern für Volksbibliotheken in Deutschland gehört Reyer[96-99]), der gleichzeitig an vier verschiedenen Stellen eine Lanze für sie bricht. So objektiv er zu urteilen sich vornimmt, und obgleich er selbst die Inkommensurabilität von wissenschaftlichen und Volksbibliotheken gelegentlich hervorhebt, so hat er doch bei ihrer Vergleichung nicht vermeiden können, gegen erstere ungerecht zu werden. Es ist das die Folge der leidigen Statistik. „Die alten Bibliotheken," so meint er, „führen einen bedeutenden Vorrat von Büchern, welche in der Praxis tot sind; ausserdem versteht es sich, dass wissenschaftliche Bücher seltener verlangt werden als Novellen, Biographien, Reisen usw. Wenn aber eine Staatsbibliothek auf einen Band jährlich nur $^1/_{10}$ Benutzung ausweist, während die Volksbibliothek auf einen Band 10 Benutzungen, also das Hundertfache verzeichnet, so wird man wol zugestehen, dass hier ein unökonomisches Verfahren, oder ein Fehler der Organisation zu Grunde liegt." Nein, der Fehler liegt vielmehr in der ganz unpassenden statistischen Betrachtung. Nicht die Ausleihung eines Buches, die R. in der obigen Gegenüberstellung unter Benutzung versteht, kann den Wertmesser abgeben, sondern allein die geistige Ausnutzung des Buches, die sich der statistischen Berechnung völlig entzieht; und es dürfte keinem Zweifel unterliegen, dass die wissenschaftliche Benutzung eines Buches reichere Frucht trägt als die Lektüre von 1000 Bänden Novellen, Biographien, Reisen usw. Aber davon abgesehen, die grossen wissenschaftlichen Bibliotheken haben doch noch eine andere Bestimmung als die, dem gegenwärtigen Geschlechte Stoff zur Arbeit und geistigen Produktion zu geben. In ihnen wird niedergelegt, was die Generationen an geistiger Arbeit geschaffen haben, ein Monument des geistigen Lebens zugleich und die unumgängliche Grundlage für zukünftige Forschung. Dass diese Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliotheken, und nur dieser, nicht ihre geringste ist, erkennt jeder, der sich klar macht, dass die Geisteswissenschaften nur weiterbauen auf den Schätzen, die uns die Bibliotheken seit Jahrhunderten aufbewahrt haben. Solchen Werten freilich, die nicht in Kilos auszudrücken sind, kann die Statistik nicht gerecht werden. —

Eine eigenartige Bibliothek wurde im J. 1871 auf Anregung eines Leipziger Lehrers ins Leben gerufen, die pädagogische Centralbibliothek, über die uns von ihrem geistigen Urheber und Vorstand Beeger[100]) ein ausführlicher Bericht in einer Schrift vorliegt, die zugleich von den bestehenden ähnlichen Anstalten des In- und Auslandes ein Bild entwirft. Die Aufgabe der Bibliothek soll sein, „möglichst das gesamte litterarische Material zusammenzutragen, also alles aufzunehmen, was sich auf Schul- und Erziehungswesen vom ersten Lebenstage des Kindes und vom Kindergarten bis hinauf zur Hochschule bezieht, bei dieser jedoch selbstverständlich mit Ausschluss ihres Lehrmaterials. Man wollte alle auf dem Gebiete der Pädagogik erzeugten Schriften — Hauptwerke wie Leitfäden und Schulbücher, wertvolle wie wertlose, deutsche wie ausländische Schriften — vor dem Untergange bewahren und an einem Orte wohlgeordnet vereinigen, um so dem Forscher die Möglichkeit zu bereiten, sich genau darüber zu orientieren, was zu irgend einer Zeit in irgend einem Kulturstaate auf irgend einem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens geschaffen worden sei." Die Idee, die zur Gründung führte, ist glücklich und fruchtbar. Wenn unseren wissenschaftlichen Bibliotheken neben der Bestimmung, den gelehrten Bedürfnissen der Gegenwart zu dienen, die Aufgabe zufällt, die Früchte des Geistes zu sammeln, dem Schicksale der Vernichtung zu entziehen und den zukünftigen Geschlechtern zur Erhellung vergangener Zeiten bereit zu halten, dann kann in erster Linie die Pädagogik im weitesten Sinne als ein hervorragender Masstab der Kulturentwicklung den Anspruch auf Berücksichtigung erheben, während in Wirklichkeit ihr diese bis jetzt in keiner oder in völlig unzureichender Weise zu Teil wird. Unsere grossen Bibliotheken haben nicht die Mittel bei ihren zunächst auf anderem Felde liegenden Zielen, die zahlreiche und stets mächtiger anschwellende Litteratur im Erziehungs- und Unterrichtswesen zu erwerben. Was da sich mehr zufällig einfindet, rührt gemeinhin aus Pflichtlieferungen her, und gerade dieser systemlose Zuwachs er-

---

96) × E. Reyer, Volksbibliotheken: CBlBibl. 9, S. 354/6. — **97**) id., Entwicklung u. Bedeutung d. Volksbibliotheken: DRs. 72, S. 133/7. — **98**) id., Leistungen d. Bibliotheken: JNS. 4, S. 932/8. — **99**) × id., Wachstum u. Leistung d. Bibliotheken: CBBibl. 9, S. 351/4. — **100**) J. Beeger, D. päd. Bibliotheken, Schulmuseen und ständigen Lehrmittelausstellungen d. Welt, mit besond. Berücksichtig. d. Päd. Centralbibl. (Comenius-Stiftung) zu Leipzig. E. gesch.-statist. Zusammenstellung. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 84 S. M. 1,00.

freut sich aus begreiflichen Gründen nicht der besonderen Liebe der Bibliotheken, da er, ihren Hauptzwecken gänzlich fern liegend, der Unterbringung in die vorhandenen Systeme Schwierigkeiten entgegensetzt, die durch den Nutzen, den er in seiner Vereinzelung etwa bringen könnte, nicht aufgewogen werden. Bei der Vermehrung des Schrifttums auf allen Gebieten muss sich der Gedanke der Specialbibliotheken immer weiter Geltung verschaffen, und besonders die Gattung von Werken, welche die pädagogische Centralbibliothek hauptsächlich im Auge hat, die im allgemeinen zur Wissenschaft nicht gerechnet wird und nicht gerechnet werden kann, ohne dass man ihr doch das Recht absprechen dürfte, für die Erkenntnis des Bildungsgrades ihrer Zeit von Wert zu sein, bedarf vor andern einer Stätte, wo sie gesammelt und aufbewahrt wird. Um so bedauerlicher wäre es, wenn, wie der Bericht mit voller Deutlichkeit zu erkennen giebt, bei dem geringen Interesse, das ihr aus weiteren, besonders Regierungskreisen entgegengebracht wird, die Bibliothek, die nur ein Privatunternehmen und auf freiwillige Gaben angewiesen ist, aus Mangel an Mitteln wieder eingehen müsste. Ich kann nur den Wunsch des Begründers warm befürworten, dass das Reich sich des bedrängten Instituts annehmen möge, das schon deswegen viel eher dazu berufen wäre als eine Privatvereinigung, weil die Frucht der Arbeit und der Kosten weit mehr einer späteren Zeit zu Gute kommen muss als dem heutigen Geschlechte. Und allzu gross würde der Aufwand für ein solches Reichsinstitut nicht werden, wenn nur den staatlichen Bibliotheken zu deren eigenstem Besten aufgegeben würde, ihre durch die Pflichtlieferungen erwachsenden Bestände an Schulbüchern und ähnlichen, von ihnen als nutzloser Ballast empfundenen und wertvolle Zeit und Arbeitskraft verschlingenden Werken an jenes abzugeben. — Die Pädagogische Centralbiliothek enthielt im Berichtsjahre bereits gut 60000 Bände. Vom systematischen Katalog [101]) ist der erste Band, der die ersten 26 Abteilungen (von 56) umfasst, erschienen und zeigt, dass schon recht Erhebliches trotz der peinlichsten Beschränkung in der Anschaffung geleistet ist. —

Zu den Schulbibliotheken, die ihre Geschichte weit hinauf verfolgen können, gehört die Gymnasialbibliothek zu Glatz, von deren Handschriften- und Inkunabelbesitz Beck [102]) ein ausführliches Verzeichnis angefertigt hat, dessen erster Teil, verschiedene Hss. enthaltend, erschienen ist. Der Grundstock der Sammlung ist zurückzuführen auf die Bibliothek des regulierten Augustiner-Chorherrenstiftes, das um die Mitte des 14. Jh. von Arnest, dem ersten Erzbischof von Prag, gestiftet wurde. Als es 1597 in ein Jesuitenkolleg umgewandelt wurde, ging die Bibliothek in den Besitz des Kollegiums über und wurde von ihm weiter bereichert. Leider erlitt sie im J. 1618, als die Jesuiten vertrieben wurden, durch die ständischen Truppen, die die Bücher teils zerrissen, teils auch fuderweise an andere Orte verkauften, unersetzliche Verluste, so dass sie nach Rückkehr der Jesuiten 1623 ihrer wertvollsten Schätze beraubt war. Immerhin haben sich doch in der später zum königlichen Gymnasium umgewandelten Schule noch einzelne wichtige Stücke erhalten. — Loesche [103]) giebt ein Verzeichnis des erhaltenen Bestandes der Bibliothek der protestantischen Lateinschule von Joachimsthal in Böhmen, die 1540 gegründet wurde. Früher schon hat Vogel (MVGDB. 10, S. 216) über sie einen Aufsatz veröffentlicht, worin er die Bücher nicht ganz vollständig katalogisiert. L. s systematisch angeordnetes Verzeichnis ist vollständig, aber die Methode, nach der die Buchtitel mit erläuternden bibliographischen und historischen Bemerkungen untermischt sind, macht es unübersichtlich. — In erstaunlich kurzer Zeit ist durch die umsichtigen Bemühungen des Bibliographen H. Klemm in der Karl Alexander-Bibliothek zu Eisenach eine sehr reichhaltige und kostbare Sammlung von Reformationslitteratur, besonders Lutherschriften, zusammengebracht worden. Oesterheld [104]) veröffentlicht den ersten Teil eines bibliographischen Verzeichnisses, der die Lutherdrucke von 1516—23 enthält. Es sind nicht weniger als 200 Nummern, von denen eine Anzahl in den bisherigen Sammlungen fehlt. — Von folgenden Schulbibliotheken erschienen im Berichtsjahre Kataloge: Realgymnasium und Progymnasium Annaberg [105]), Gymnasium Münstereifel [106]), Gymnasium Thorn [107]), Oberrealschule Troppau [108]), Gymnasium Insterburg [109]), Löbenichtsche Höhere Bürgerschule Königsberg [110]),

---

|[C. Häberlin: CBlBibl. 10, S. 240.]| — **101**) Katalog d. Päd. Centralbibl. (Comenius-Stiftung) zu Leipzig 1. Bd., 2. Aufl. Leipzig, Comm.-Verl. E. Gräfe. 4 Bll., 144 S. M. 1,50. — **102**) E. Beck, Hss. u. Wiegendrucke d. Gymn.-Bibl. in Glatz Progr. Glatz, Dr. v. L. Schirmer. 4⁰. 31 S. — **103**) G. Loesche, D. Bibl. d. Lateinschule zu Joachimsthal in Böhmen. E. Beitr. z. Gesch. d. Humanismus u. d. Schule in Böhmen: MGESchG. 2, S. 207-50. — **104**) A. Oesterheld, Lutherdrucke d. Karl-Alexander-Bibl. zu Eisenach. Progr. Eisenach, Hofbuchdruck. 4⁰. 24 S. — **105**) E. Göpfert: Katalog d. Lehrer-Bibl. d. kgl. Realgymn. u. Progymn. zu Annaberg. Progr. Annaberg, C. E. Kästner. 101 S. — **106**) H. Vielau, Katalog d. Lehrer-Bibl. d. Gymn. zu Münstereifel. T. II u. III. Progr. Bonn, Hauptmannsche Druck. 1891-92. 24 u. 49 S. (T. I erschien 1890.) — **107**) M. Curtze, Katalog d. Bibl. d. Kgl. Gymn. zu Thorn. II. Nachtrag. 1883—91. Progr. Thorn, Ratsbuchdruck. IV, 38 S. (I. Nachtrag, 1871—82, erschien 1883.) — **108**) F. Hofmann, Katalog d. Lehrer-Bibl. d. k. k. Oberrealschule in Troppau. I. Nachtrag. 1882—92. Progr. Troppau. 38 S. — **109**) H. Toews, Katalog d. Schüler-Bibl. (Prima-Tertia) des kgl. Gymn. in Insterburg. Progr. Insterburg, Druck C. R. Wilhelmi. 50 S. — **110**) J. Erdmann, Katalog d. Schüler-Bibl. d. Löbenichtschen höheren Bürgerschule zu Königsberg i. Pr. nach Klassen

Wilhelmsgymnasium Krotoschin[111]), Gymnasium Tilsit[112]), Aargauisches Lehrerseminar Wettingen[113]), Bezirksschule Muri[114]). — Weissenhofer[115]) stellt ein Verzeichnis von Büchern zusammen, die sich zur Anschaffung für Schülerbibliotheken eignen. —

Eine der bedeutendsten Privatbibliotheken[116]) Englands, die Bibliothek des Earl Spencer, ist einer Mitteilung zufolge[117]) von Mrs. Rylands in Manchester für 225000 L. angekauft worden und wird unter dem Namen „John Rylands Bibliothek" der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht. — Von seiner an Seltenheiten reichen Büchersammlung hat Doedes[118]) ein Verzeichnis in zweiter vermehrter Auflage erscheinen lassen. — Eine grosse Sammlung von Schriften zur Faustsage und Faustdichtung[119]) ist nach dem Tode ihres Besitzers, Major a. D. Bock, in die Hände von Alex. Tille in Glasgow übergegangen mit der Bedingung, dass sie nach dessen Tode der Leipziger Universitätsbibliothek zufallen soll. — Ueber einen bedeutenden Büchersammler und Kenner des vorigen Jh., den Nürnbergischen Pfarrer A. R. Solger, handelt Mummenhoff[120]). Er hat 3 grosse Bibliotheken nacheinander zusammengebracht. Nachdem er seine erste verkauft hatte, sammelte er eine zweite, weit grössere, die im J. 1766 für 15000 Gulden der Nürnberger Rat erstand und der Stadtbibliothek überwies, zu deren kostbarsten Beständen sie noch heute zählt. Seine dritte Sammlung ging nach seinem Tode durch Kauf in den Besitz eines bayerischen Klosters über. —

Von Nachrichten über Bibliothekare sind zu erwähnen ein Artikel Bernoullis[121]) und ein Nachruf O. Hartwigs[122]) über den Baseler Oberbibliothekar L. Sieber, ebensolche für den Vorstand der St. Galler Stiftsbibliothek J. N. Idtensohn[123]) und den vortrefflichen Reinhold Köhler[124]). Letzterem widmete Erich Schmidt[125]) warmempfundene Worte. — Die hinterlassenen Erinnerungen des langjährigen Vorstandes der Dorpater Universitätsbibliothek E. Anders, die leider sich auf die J. 1810—1840 beschränken, veröffentlicht L. von Schroeder[126]). —

Eine neue Richtung des Interesses an Büchern hat sich seit etwa einem Jahrzehnt in Deutschland, früher schon in Frankreich und England, bemerkbar gemacht, nämlich in dem eifrigen Sammeln der Bücherzeichen oder Ex-libris[127]). Seit 1891 erscheint in Deutschland dafür ein eigenes Organ[128]), dessen zweiter Jahrgang uns vorliegt. Es ist anzuerkennen, dass diese Zeitschrift schön ausgestattet ist, und dass die künstlerischen Beigaben so vortrefflich ausgefallen sind, wie man es von der Firma C. A. Starke nur erwarten darf. Ob die Zeitschrift einem tiefgefühlten Bedürfnis der Vereinsmitglieder entgegenkommt, kann ich nicht beurteilen; die Wissenschaft wird nicht viel Gewinn von ihr haben. Es ist wahr, in den Bücherzeichen giebt es manche Kunstblätter von hoher Schönheit, andere sind für Genealogie und Heraldik schätzbares Material. Ihre Verwendung als Bücherzeichen kommt dabei nicht in Betracht. Aber auch der Kulturhistoriker wird zu der Anerkennung der Thatsache, dass viele Leute Ex-libris in ihre Bücher einklebten, keiner Sammlung solcher und keiner Ex-libris-Wissenschaft bedürfen. Immerhin brauchte man gegen diesen Betrieb nichts einzuwenden, wenn nicht die Bibliothekenkunde, der das Organ ausgesprochenermassen dienen will, durch ihn geradezu geschädigt und keineswegs gefördert würde. Ich brauche hier nicht hervorzuheben, von welcher Bedeutung für litterarische und historische Forschungen die Kenntnis der Herkunft von Büchern werden kann. Für die Geschichte der Entstehung und Entwicklung von Bibliotheken ist solche Kenntnis unentbehrlich. Sie wird am einfachsten natürlich vermittelt durch das Buchzeichen, das aber seine Bedeutung verliert, sobald es von dem Buche losgelöst ist, zu dem es gehört. Die Sammelwut wird auch die öffentlichen Bibliotheken nicht verschonen und unter Umständen vor der unerlaubten Entfernung der Zeichen aus deren Büchern nicht zurückschrecken. Sie sollten daher auf der Hut sein. Dagegen, dass neuerdings der Gepflogenheit, schön aus-

---

u. Wissenschaften geordnet. Progr. Königsberg, Druck R. Leupold. 56 S. — 111) B. Günther, Kgl. Wilhelms-Gymn. zu Krotoschin. Verzeichnis d. Bücher d. Lehrerbibl. T. 1. 2. Progr. Krotoschin, Kosmäl. 58 S. — 112) O. Kurschat, Verzeichnis d. Schüler-Bibl. d. Kgl. Gymn. zu Tilsit. Nach ihrem Bestande zu Ostern aufgenommen. Progr. Tilsit, Druck H. Post. 127 S. — 113) Alphab. Katalog d. Bibl. d. aargauischen Lehrerseminars. III. Suppl. (=JB. d. Aargauischen Lehrerseminars Wettingen. 1891-92. Her. im Auftr. d. Behörden u. namens d. Lehrerschaft v. J. Keller.) Baden, Zehnder. 24 S. — 114) T. Mettauer, Katalog d. Bezirksschul-Bibl. Muri (=Schlussber. d. Bezirksschule in Muri 1890-91 und 1891-92). Muri, Schibli-Keller. 37 S. — 115) × R. Weissenhofer, Bausteine zu e. Schülerbibl.-Katalog. Wien, A. Hölder. 28 S. M. 0,60. (Sonderabdr. aus „D. österr. Mittelschule" I.) — 116) Chrn. Ruepprecht, Unsere Haus- u. Familienbibl.: MünchNN. N. 589. — 117) CBlBibl. 9, S. 427/8. — 118) J. T. Doedes, Collectio van Rariora inzonderheid Godsdienst en Theologie. 2. vermeerd. Uitg. Utrecht. XII, 136 S. |[A. Wetzel: CBlBibl. 9, S. 515/6.]| — 119) CBlBibl. 9, S. 522. — 120) E. Mummenhoff, A. R. Solger: ADB. 34, S. 565/6. — 121) A. Bernoulli, L. Sieber: ib. S. 179-80. — 122) O. H[artwig], L. Sieber z. Gedächtnisse: CBlBibl. 9, S. 89-92. — 123) Stiftsbibliothekar J. N. Idtensohn: ib. S. 358-60. — 124) Reinh. Köhler: ib. S. 422/4. — 125) (I 2: 38.) — 126) Erinnerungen d. Bibliothekars Emil Anders (1810—40) nebst e. Biogr. und Charakteristik d. Vf. Her. v. L. v. Schroeder: BaltMschr. 39, S. 32-40, 89-105, 146-60, 214-33, 285-301. — 127) ○ × W. Hamilton, French Book Plates for Ex-libris Collectors. London, Bell & Sons. Sh. 7,50. — 128) Ex-libris. Z. für Bücherzeichen, Bibliothekenkunde u. Gelehrtengesch. Organ d. Ex-libris-Ver. zu Berlin. Berlin, Selbstverl.

geführte Ex-libris in den Büchern anzubringen, öfter das Wort geredet wird [129]), lässt sich nichts sagen. —

Zum Betriebe des Buchhandels [130-131]) im Mittelalter liefert Ilgen [132]) einen Beitrag durch Mitteilung eines Briefes, aus dem hervorgeht, dass sein Schreiber, ein Student gegen Ende des 14. Jh. (in Köln oder Erfurt?), unter seinen Kommilitonen Hss. vertreibt. Er benachrichtigt den Adressaten, einen Magister, der nach seinen Aufzeichnungen auf der Rückseite des Briefes wahrscheinlich zugleich Amtmann des Stiftes Herford gewesen ist, dass er 3 Hss. abgesetzt habe, und bittet um Abschrift einer vierten, zu Herford befindlichen. Die Preise für die 4 Hss. betragen 2 Gulden, 10 Schillinge, 5 Schillinge, 3 Denare. Es wird hierdurch auch die Beobachtung Kirchhoffs (Beitr. z. Gesch. d. deutschen Buchhandels 1, S. 7), dass Schullehrer zugleich Handel mit Büchern trieben, durch einen neuen Beleg bestätigt. —

Der reichhaltige Inhalt von Kirchhoffs [133]) diesjährigen Lesefrüchten ist hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte zusammengestellt, Zweck und Handhabung des Privilegienwesens zu beleuchten. K. ist zu der Ueberzeugung gekommen, „dass Rechtsanschauungen und Rechtsunterscheidungen, welche von der Mitte des 18. Jh. ab zur Begründung der Praxis früherer Zeiten den damaligen Privilegienverleihern zugeschrieben werden, in deren Bewusstsein nicht gelegen haben,“ dass vielmehr die Grundlage des Privilegienwesens allein das angebliche Bücher-Regal bildete, laut dessen Bücher nur mit specieller Genehmigung der Machthaber unter Censur erscheinen durften, während der Nachdruck ihnen gleichgültig war. Die Verwirrung der natürlichen Begriffe für Recht und Unrecht lässt sich erkennen einmal daraus, dass die Behörden oft Werke ihren ganz rechtmässigen Verlegern entzogen und den Nachdruckern das Recht zu deren Herausgabe zusprachen, dann in dem Umstande, dass selbst die angesehensten Verleger, die, wo sie nur konnten, gegen den Nachdruck zu Felde zogen (z. B. M. G. Weidmann), sich nicht scheuten, gelegentlich Nachdruck zu verüben [134]). — Zu dieser Auffassung des Nachdruckwesens stimmt sehr schön, wenn, wie F. H. Meyer [135]) mitteilt, die Fürstbischöfliche Regierung zu Bamberg 1792 gegen zwei als Nachdrucker übel beleumdete Bamberger Buchhändler ein Dekret erlässt, in dem ihnen geboten wird, in jedem Fall, wo sie nachdrucken wollen, die Erlaubnis der Regierung einzuholen, die nur dann zu erteilen sei, wenn nachgewiesen würde, dass der Verlagspreis des nachzudruckenden Buches allzuhoch, dass das Buch wahrscheinlich schon vergriffen, dass mit dem Nachdruck eine Art Wiedervergeltungsrecht beabsichtigt, und dass das Buch gemeinnützig und besonders förderlich sei. — Wie die Buchdrucker unter geistlichem Regiment anfangs für einzelne bestimmt bezeichnete kirchliche Bücher die Druckerlaubnis bekommen, die sich später auf ganze Gattungen von Gradualen, Antiphonarien, Missalen, Gebetbüchern, Diurnalen, Vigilien ausdehnt, und erst zuletzt in Privilegien auch für weltliche Bücher umgewandelt wird, ersehen wir aus einem Aufsatze F. H. Meyers [136]), der nach Kochs Materialien einige Bestellungen von Würzburger Druckern aus den J. 1481—1548 mitteilt. — Für die bekannte Thatsache, dass die kaiserlichen Bücherprivilegien da, wo sie in Konkurrenz mit den Territorialprivilegien traten, trotz dem Auftrumpfen des k. Reichshofrats so gut wie keine Geltung besassen, bringt Kirchhoff [137]) einige klassische Beispiele aus dem ersten Drittel des vorigen Jh. bei. Bezeichnend ist es, dass, als im J. 1738 ein kaiserlicher Notarius publicus in Leipzig erscheint, um dem Buchhändler Zedler ein kaiserliches Privilegium zur Fortsetzung des Universal-Lexikons für den Buchdrucker Joh. Ernst Schultze in Hof zu insinuieren, derselbe kurzerhand vom Rate der Stadt ausgewiesen und dem zu insinuierenden kaiserlichen Privilegium jegliche Geltung für Sachsen abgesprochen wird [138-139]). —

Im Buchhandel haben von früh an die Buchbinder eine bemerkenswerte Rolle gespielt, indem sie es verstanden, Schritt für Schritt in das Gebiet der Buchhändler einzudringen, ohne dass diese, die keine geschlossene Innung bildeten, erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermochten. In Leipzig ist im 16. Jh. Christoph Birck das Prototyp eines solchen Buchbinders und Buchführers. Im Anschluss an eine Darstellung seines im ganzen wenig erfreulichen Wirkens, über das ein reiches Aktenmaterial vorhanden ist, bespricht Kirchhoff [140]) den Anteil der Leipziger Buchbinder am Büchervertrieb. Sie hielten nicht nur offene Läden für den Einzelverkauf, sondern beteiligten

---

d. Ver. |[G. Steinhausen: Gegenw. S. 141.]| — 129) K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg: AZg^B. N. 111. — 130) × W. Schultze, Z. Gesch. d. dtsch. Buchhandels: BLU. S. 333/4. — 131) × H. Lee, V. dtsch. Bücherplatz: Didask. N. 242. — 132) Th. Ilgen, Z. Buchhandel im Mittelalter: CBlBibl. 9, S. 262/4. — 133) A. Kirchhoff, Lesefrüchte aus d. Akten d. städt. Archivs zu Leipzig. VI. Miscellen z. Buchhandels-Recht u. -Brauch: AGDBuchhandel. 15, S. 189-297. — 134) id., M. G. Weidmann u. P. Schenck: ib. S. 317/8. — 135) F. H. Meyer, Staatl. Genehmigung z. Nachdruck: ib. S. 328/9. — 136) Würzburger Befreiungen für Buchdrucker. 1481—1548. Nach Prof. Ad. Kochs Materialien mitget. v. F. H. Meyer: ib. S. 4-10. — 137) A. Kirchhoff, D. kaiserl. Bücher-Privilegien in Sachsen: ib. S. 73-102. — 138) × F. H. Meyer, E. Lotterie kathol. Bücher: ib. S. 325/8. — 139) × A. Kirchhoff, Einführung v. Schulbüchern, 1741: ib. S. 320/2. — 140) id., Christoph Birck, Buchbinder u. Buchführer in Leipzig: ib. S. 11-62. — 141) F. H. Meyer, Buchbinder

sich auch lebhaft am Grossbetrieb. Auswärtige Buchhändler beziehen von ihnen auf der Messe ihren Bedarf an gebundenen Büchern, besonders Gebetbüchern. Daneben beschäftigen sie sich mit dem Antiquariatshandel, fungieren auch als Kommissionäre auswärtiger Buchhändler und lassen sich sogar, wie Birck, auf einen eigenen Verlag ein. — Aus fränkischen Archiven ergänzt das Bild F. H. Meyer [141]). Den Handel mit bestimmten Gattungen der Litteratur suchen sie als ausschliessliches Recht zu erlangen, nicht minder die Alleinberechtigung zum Verkaufe gebundener, wie überhaupt der Arbeit des Buchbinders schon unterworfen gewesener Erzeugnisse der Presse. In den meisten Fällen erhalten sie von der Obrigkeit den Buchhändlern gegenüber Recht. — Zur Buchhändlergeschichte von Wien erhalten wir von Uhlirz [142]) ein paar Beiträge. Er legt aus dem Wiener Stadtarchiv ein Verzeichnis von Büchern und Geldern vor, die ein Jörg Hübner am 30. Mai 1508 im Auftrage seines uns unbekannten Herrn dem Wiener Buchhändler Lukas Alantse übergab. Das Bücherlager (um ein solches handelt es sich zweifellos) bestand aus 147 Werken in 667 Exemplaren, meist juristischen, theologischen und scholastischen Inhaltes, und Klassikern. Von deutschen Büchern sind darin u. a. Buch der Weisen 5 Exemplare, 3 deutsche Bibeln, 1 Cronica mundi teutsch, 2 Evangelibuch teutsch, 11 Historia von Floris und Bianceffora, 2 Buch der Natur, 5 Passional. — Ferner hat Uhlirz [143]) aus den Wiener Bürgerlisten die von 1368—1679 in den Rechnungen des städtischen Kammeramts überliefert sind, die auf das Buchgewerbe bezüglichen Einträge ausgezogen. Es finden sich darin 4 Buchfeller, 25 Buchbinder, 20 Brief- und Kartenmaler, 14 Schreiber, 21 Buchdrucker, 21 Buchhändler. — Aus dem Testamente des Ofner Buchführers Hanns Pap, der auch mit Wiener Verlegern in Verbindung stand, weist Uhlirz [144]) auf den Abschnitt hin, der sich auf seine buchhändlerische Thätigkeit bezieht. Pap liess auch in Venedig bei verschiedenen Druckern arbeiten, so bei Lucantonio Giunta, Peter Liechtenstein aus Köln und Nikolaus von Frankfurt. — Die Mitteilungen, die Teutsch [145]) über die Geschichte des Buchhandels in Siebenbürgen seit 1700 giebt, gehen weit über die beengenden Grenzen des Themas hinaus und zeichnen in grossen Zügen ein Bild des geistigen Lebens in Siebenbürgen während der letzten zwei Jahrhunderte. Krieg und Pestilenz hatten Siebenbürgens Wohlstand völlig untergraben und den Stand der Kultur bedenklich erniedrigt. Die Wiedererweckung des Sinnes für Litteratur und Wissenschaft wird dem Pietismus verdankt, der trotz seiner Unterdrückung durch die evangelische Kirche eine Lebensmacht in Siebenbürgen wurde. Die erste Buchhandlung in Hermannstadt, die allerdings, weil ihr Begründer ausgewiesen wurde, nicht lange bestand, errichtete der an das Hermannstädter Gymnasium 1722 aus Deutschland berufene Christoph Voigt. Da die inländische litterarische Produktion bis weit in die 2. Hälfte des Jh. hinein äusserst gering bleibt, der Verkehr mit den Centren des geistigen Lebens in Deutschland durch die Entfernung sehr erschwert ist, so kann auch eine fröhliche Entwicklung des Buchhandels nicht erwartet werden. Sie trat erst ein, als der Buchbinder und Buchdrucker Martin Hochmeister im J. 1778 das Privilegium zur Errichtung einer öffentlichen Buchhandlung in Hermannstadt erhielt; ihr folgte 1780 die Gromen-Barth- und Gähselmayrische Buchhandlung, die 1792 wieder einging. Ihr Lagerkatalog von 1782 bietet eine Fülle von Büchern aus allen Wissenschaften; an schöner deutscher Litteratur finden sich Gellerts, Hallers, Lichtwers und Lavaters Werke; von Lessing: Kleinigkeiten, Trauerspiele, Emilia Galotti, Nathan, Schauspiele; Goethes Götz; von Schiller nichts. Dem Lesebedürfnis kommen nun auch periodische Schriften entgegen. 1778 geht das „Theatralische Wochenblatt“ aus den Kreisen des Hermannstädter Theaters hervor, erscheint aber nur bis zum 12. Bogen. Die erste Siebenbürger Zeitung giebt Hochmeister 1784 heraus, der sein Sohn 1790 die erste wissenschaftliche Zeitschrift, die „Siebenbürgische Quartalschrift“, folgen liess, die zur Vermittlerin der besten Erzeugnisse der deutschen Litteratur wurde und auch den fremdländischen Litteraturen Beachtung schenkte. Für die geistige Entwicklung Siebenbürgens blieb es nicht ohne Einfluss, dass das deutsche Mutterland seine Aufmerksamkeit der isolierten Tochter wieder zuwandte, eine Folge von A. L. Schlözers „Kritischen Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“, die 1795 erschienen. Siebenbürgische Gelehrte bekleideten Stellungen an deutschen Hochschulen und wirkten so unmittelbar am geistigen Austausch mit. So sehen wir denn, dass am Ende des Jh. das litterarische Leben in Siebenbürgen trotz der teilweise sehr beengenden Censurverhältnissen ein recht reges geworden ist, und dass eine einheimische Litteratur entstand, die besonders auf historischem Gebiete höchst beachtenswert ist. Freilich folgt auf diese kurze Blüte bald wieder ein Erlahmen. Es ist hauptsächlich zurückzuführen auf unglückliche Massnahmen der Regierung, die

u. Buchhandel II.: ib. S. 63-72. — 142) K. Uhlirz, Beitrr. z. Gesch. d. Wiener Buchhandels. 1. E. Lagerverzeichnis aus d. J. 1508: CBlBibl. 9, S. 385-97. — 143) id., Beitrr. z. Gesch. d. Wiener Buchhandels. II. Aus d. Bürgerlisten: ib. S. 397-401. — 144) id., Beitrr. z. Gesch. d. Wiener Buchhandels. III. Aus d. Testamente d. Ofner Buchführers Hanns Pap: ib. S. 401/2. — 145) F. Teutsch, Z. Gesch. d. dtsch. Buchhandels in Siebenbürgen. III. V. 1700 bis z. Gegenw.: AGDBuchhandel. 15, S. 103-88. (Schluss v. AGDBuchhandel. 4, S. 13-28 und 6,

in dem Metternichschen Systeme gipfelten. Einen bedeutsamen Abschnitt leitet die Gründung des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde im J. 1840 ein, in dem und um den sich das gesamte wissenschaftliche Leben des Landes concentriert. Neben der wissenschaftlichen blüht die Volkslitteratur und die Dichtung auf; in den Vordergrund des Interesses tritt die politische Publizistik, die den Kampf für das bedrohte Recht des sächsischen Volkes führt. Gegenwärtig gedeiht der deutsche Buchhandel Siebenbürgens trotz dem Drucke, den die stetig fortschreitende Magyarisierung der Schulen macht. Unter den Beilagen zu T.s Aufsatz sind hervorzuheben die Liste sämtlicher deutschen Buchdrucker und Buchhändler in Siebenbürgen und die Verzeichnisse der deutschen Kalender und der deutschen Zeitungen des Landes. —

Eine hübsche Episode aus der Zeit der Censur[146]), die über die offizielle Beurteilung unserer Klassiker bei der fürstbischöflichen Regierung zu Würzburg unterrichtet, findet sich in F. H. Meyers[147]) Mitteilungen über eine Visitation der Würzburger Buchläden am 3. Juli 1781. Die Instruktion der Visitatoren betont, es sei „vordersamst auf böse philosophische, selbst auch medizinische Religion und Sitten anstössige Bücher (wie z. B. den philosophischen Arzt des Dr. Weickards), dessgleichen auf alle Voltaire- und Wielandische und dergleichen Werke, wie nicht minder auf unzüchtige Poësien (wie z. B. jene des Grecourt und die Contes des La Fontaine) die genaue Aufmerksamkeit von Commissionswegen zu richten.“ Da ist es begreiflich, wenn Wieland, von dem vielerlei vorgefunden wird, in dem Protokolle schlecht wegkommt. „Da Wielands neuere Werke überhaupt Sinnlichkeit und Weichlichkeit atmen, als sind dieselbe im Buchladen ohne Unterschied nicht zu dulden,“ entscheidet der geistliche Rat Dr. Günther, während der geistliche Rat Dr. Fahrmann erklärt: „Wielands Gedichte sind grösstenteils wollüstig und schlüpferich, und eben darum auch für gute Sitten grösstenteils anstössig und gefährlich.“ Auch Lessing findet keine Gnade. Der Nathan „ist ein dramatisches Gedicht, worinn unter feinen Wendungen die Toleranz allerley Religionen geprediget, und viel gehässiges auf Rechnung eines christlichen Patriarchen vorgetragen wird.“ Gleims Schriften, „obwohl dieselben nicht durchgängig zu misbilligen, so fände man doch gerathener, wenn unter der Hand dem Buchführer der Rath gegeben würde, dieselbe wieder zu remittiren, dabey aber den Professoribus bekannt gemacht würde, derley Schriften ihren Candidaten nicht nur allein nicht anzurathen, sondern die in derselben Händen befindlichen auf eine gute Art, und mit allenfallsiger Verwechselung mit nützlichen Büchern wieder an sich zu bringen.“ Das Gleiche gilt für J. G. Jacobi. Stella, ein Schauspiel für Liebende von Goethe, von dem 4 Exemplare sich vorfinden, „sey nicht zu dulden.“ Was sonst noch von den Censoren verworfen wird, verdient es meist auch in vollem Masse, und man darf die Besonnenheit der Kommission im allgemeinen anerkennen. — Was heutzutage von ultramontanen Visitatoren auf den Index gesetzt werden würde, das kann man entnehmen aus einem offenen Wort[148]) über Weihnachtskataloge katholischer Buchhändler, denen der Protestant F. Perthes als nachahmenswertes Muster vorgestellt wird. Während dieser energisch dagegen vorgegangen ist, dass von einem deutschen Buchhändler ein „schmutziges“ Werk verlegt werde, regt sich der anonyme Skribent darüber auf, dass ein österreichischer katholischer Buchhändler durch einfache Aufnahme in seinem Katalog als empfehlenswert bezeichnet Goethes sämtliche Werke, „also auch die lüsternen Stücke und Gedichte,“ Onckens, Jägers, Rankes, Webers Weltgeschichte und aus der Litteraturgeschichte den „einseitig protestantischen“ Scherer, der bekanntlich Katholik war. Ein deutscher Katalog wagt sogar 12 Bände Heine, 6 Bände Wieland, Gerstäckers sämtliche Werke und das „unflätige Allgemeine Deutsche Kommersbuch“ zu führen. — Da kann man nur dankbar sein, dass das vom deutschen Katholikentag beschlossene, von Rolfus[149]) aufgestellte Verzeichnis ausgewählter Jugend- und Volksschriften von Goethe und Schiller je 6, sogar von Lessing 2 Werke dem bildungsbedürftigen Volke empfiehlt, die R. freilich, nebst allem, was zu den edelsten Geistesschätzen deutscher Litteratur gehört, der „reifern Jugend“ ängstlich vorenthält. —

Den praktischen Zweck im Auge, auf die Mängel im geltenden Verlagsrecht aufmerksam zu machen, giebt Voigtländer[150]) eine gedrängte Geschichte seiner Entwicklung von der Erfindung des Buchdruckes an, wobei er das Privilegienwesen ungleich günstiger beurteilt als Kirchhoff, und es sogar einer den heutigen Ansprüchen gemässen Ausbildung für fähig erklärt. V.s Wünsche zielen mit Recht auf grössere

---

S. 7-71.) — **146**) × A. Kirchhoff, Censorenüberhebung in Sachsen 1705: ib. S. 315/7. — **147**) E. Visitation d. Würzburger Buchläden. Aus Prof. Ad. Kochs Materialien mitget. v. F. H. Meyer: ib. S. 298-309. — **148**) R., E. offenes Wort über Weihnachtskataloge kathol. Buchhändler: HPBll. 109, S. 121-34. — **149**) H. Rolfus, Verzeichnis ausgew. Jugend- u. Volksschriften, welche kathol. Eltern, Lehrern u. Erziehern, sowie z. Errichtung v. Jugend- u. Volksbibl. empfohlen werden können. Nebst zwei Anhängen: I. Beschäftigungsmittel für d. Kinder. II. Bücher, welche sich zu Festgeschenken eignen. Freiburg i. B., Herder. XII, 140 S. M. 2,40. — **150**) R. Voigtländer, Z. Entwicklung d. Verlagsrechts. Gesch. u. Wünsche. Leipzig,

Berücksichtigung des oft ganz verschieden zu beurteilenden, meist aber vom Gerichte für gleichartig angesehenen Verhältnisses zwischen Verleger und Autor[151-152]). —

Für die Handbibliothek des Buchhändlers[153]) als ein Hülfsmittel unentbehrlich ist Volkenings[154]) Werk über die Veränderungen im deutschen Verlagsbuchhandel, wovon der 1. und 2. Teil vorliegen, in denen auf Grund mühsamster Umfragen und Auszüge aus dem Börsenblatte die Besitz- und Firmenveränderungen von 1885—92 und die Verlagsveränderungen von 1874—90 zusammengestellt sind. —

Dem gesamten Buchgewerbe ist nunmehr von Burger[156]) in dem Buchgewerbeblatt ein Central-Organ geschaffen worden. Es soll über die Fortschritte und Leistungen von Buchdruck, Buchbinderei und Buchhandel, Papierfabrikation und Farbenherstellung, von der buchgewerblichen Maschinenindustrie, von Schriftschneiderei und Schriftgiesserei, Holzschnitt, Kupferstich, Lithographie und den auf Photographie beruhenden Reproduktionsverfahren etc. Berichte bringen. Vornehmlich gewerblichen und praktischen Zwecken dienend, wird es Aufsätze historischen Charakters nur soweit bringen, als sie dem heutigen Buchgewerbe von Nutzen sein können. Der abgeschlossene erste Jahrgang, der auch äusserlich einen vorzüglichen Eindruck macht, enthält eine Reihe von Artikeln, die auch dem Laien im Buchgewerbe gewiss in vielfacher Hinsicht nützlich zu lesen sind. — Grosse[157]) beschreibt die Geschichte des Buches vom Augenblicke seiner Erwerbung durch den Verleger bis zum Austritt aus der Buchbinderei[158-159]). — Bei der Seltenheit direkter Nachrichten über die Herstellung von Büchern in früheren Zeiten ist die Auffindung mehrerer Briefe des Haushofmeisters des Herzogs von Nevers aus dem J. 1577 von Wert, die er an seinen Herrn über den Gang der Arbeiten an einem illustrierten, mit den Bildern des Herzogs und der Herzogin geschmückten Werke gerichtet hat, und die Bouchot[160]) abdruckt. Ein günstiger Zufall hat es gefügt, dass von dem Buche verschiedene Exemplare sich erhalten haben, die eine genaue Kontrolle der Angaben jenes Haushofmeisters zulassen. —

Historische Bucheinbände werden uns in trefflichen Nachbildungen vorgeführt von Lier[161]) und Bickell[162]). Ersterer bietet eine neue Folge von Zimmermanns Bucheinbänden aus der Dresdener Bibliothek, deren Reichtum an geschmackvollen und kostbaren Einbänden seit lange bekannt ist; während B. Bucheinbände, die im Besitze hessischer Bibliotheken sich befinden, zur Darstellung bringt. In Beziehung auf Treue und schöne Wiedergabe kann B.s Werk als Muster aufgestellt werden[163-166]). — Eine Kostenberechnung für Buchbinderarbeiten, die auf langjährige Erfahrung gegründet und in Tabellenform sehr übersichtlich angeordnet ist, hat ein Pariser praktischer Buchbinder, Bosquet[167]), herausgegeben[168]). — Buchbindertaxen aus dem J. 1782 teilt Bahlmann[169]) mit[170-171]). —

Voigtländer. 24 S. M. 0,60. (Sonderabdr. aus BBlDBuchhandel. S. 3529-32, 3601/3.) — **151**) × O. Granichstädten, D. Urheberrecht, Pressgesetz u. d. objektive Verfahren erläutert durch gerichtl. Entscheidungen. Wien, Konegen. 4 Bll., 224 S. M. 3,60. — **152**) × H. Rüfenacht, D. litt. u. künstler. Urheberrecht in d. Schweiz mit bes. Rücksicht auf d. bestehenden Staatsverträge. Diss. Bern. Wyss. IV, 174 S. M. 2,40. — **153**) × A. Growoll, A bookseller's library, and how to use it. New-York, Office of the Publishers' Weekly. 1891. 72 S. Doll. 1,00. |[—z.: CBlBibl. 9, S. 372.]| — **154**) E. Volkening, D. Besitz- u. Firmenveränderungen im dtsch. Verlags-, Buch-, Kunst-, Musikalien- u. Landkartenhandel in d. J. 1885—92 nebst zahlreichen Nachträgen aus früherer Zeit. (Veränderungen im dtsch. Buchhandel. Abt. I.) Leipzig, Volkening. 55 S. M. 4,00. — **155**) id., D. Verlagsveränderungen im dtsch. Buchhandel in d. J. 1874—90 nebst zahlreichen Nachträgen aus früherer Zeit u. Angabe vieler billigerer Bezugsquellen. (Veränderungen im dtsch. Buchhandel. Abt. II.) Leipzig, Volkening. 2 Bll., 583 S. M. 30,00. — **156**) Buchgewerbebl. Mschr. für alle Zweige d. Buchgewerbes. Organ d. Centralver. für d. gesamte Buchgewerbe. Her. v. K. Burger. Leipzig, Verl. d. Buchgewerbebl. 4⁰. VII, 310 S. M. 12,00. — **157**) E. Grosse, Wie unsere Bücher entstehen: Fels z. Meer, S. 519-28. — **158**) ○ × C. T. Jacobi, Some notes on books and printing: a book for authors and others. London, Whittingham. Sh. 5,00. — **159**) ○ × P. Ducourtieux, L'imprimerie. Notions de typographie: le livre, le journal. Conférence. Limoges, Vve. Ducourtieux. 32 S. — **160**) H. Bouchot, La préparation et la publication d'un livre illustré au XVI. siècle. 1573—88: BECh. 53, S. 612-23. — **161**) Bucheinbände aus d. Bücherschatze d. kgl. öffentl. Bibl. zu Dresden. E. Vorlagensamml. für Buchbinder, Gewerbeschulen, Graveure, Musterzeichner usw. Mit beschreib. Texte her. v. H. A. Lier. Lfg. 1. Leipzig, Twietmeyer. 4⁰. V, 2 S. Text. M. 3,00. — **162**) Bucheinbände d. 15.—18. Jh. aus hessischen Bibl., verschiedenen Klöstern u. Stiftern, d. Palatina u. d. Landgräfl. Hess. Privatbibl. entstammend. Aufgenommen u. beschr. v. Dr. L. Bickell, Konservator d. Kunstdenkmäler in Hessen-Kassel. Mit 53 Lichtdr. auf 42 Taf.. Leipzig, Hiersemann. Fol. M. 75,00. |[K. B(urger) Buchgewerbebl. 1, S. 14/5.]| — **163**) ○ × W. Salt. Brassington, Historic bindings in the Bodleyan Library. London, Sampson Low, Marston & Co. 1891. — **164**) ○ × A. Ledien, Les reliures artistiques et armoiriées de la bibliothèque communale d'Abbeville. Paris, L. Cruel succ. 4⁰. 130 S. 18 Taf. Fr. 28,00. — **165**) × P. Adam, D. dtsch. Buchbinderei durch engl. Brille gesehen: Buchgewerbebl. 1, S. 39-41. — **166**) ○ × E. Fournier, L'art de la reliure en France aux derniers siècles. Paris, Dentu. 18⁰. 273 S. Fr. 4,00. — **167**) E. Bosquet, Barêmes ou devis de travaux de reliure établis au moyen de 48 tableaux divisés en 28 formats chacun, indiquant les prix de revient, tant en main-d'oeuvre qu'en fournitures de 54 genres de reliures et emboîtages divers, soit plus de 1200 devis. Précédés d'une notice, accompagnés d'un tableau de réductions sur les travaux en nombres, d'un projet de prix-courant et d'une feuille in-plano soleil donnant les tracés et dimensions de tous les formats. Paris, chez l'Auteur. 4⁰. 10 S. u. 3 Bll., 48 Tab., 1 Taf. Fr. 10,00. — **168**) × P. Ladewig, Nachtrag zu d. Aufsatz „Über Tarifierung v. Buchbinderarbeiten": CBlBibl. 9, S. 502/3. — **169**) P. Bahlmann, Drei Buchbinder-Taxen aus d. J. 1782: ib. S. 529. — **170**) × Bestallung d. fürstbischöfl. Würzburgischen Provisioners u. Hofbuchbinders Hans Weiss v. J. 1578. Aus Prof. Ad. Kochs Materialien mitget. von F. H. Meyer: AGDBuchhandel. 15, S. 312/4. — **171**) × Württembergische Papier-Taxordnung v. J. 1623. Aus Prof. Ad. Kochs Materialien mitget. v. F. H. Meyer: ib. S. 314/5. —

I,4

Kulturgeschichte.

Georg Steinhausen.

Allgemeines: Begriff der Kulturgeschichte N. 1. — Allgemeine Darstellungen N. 4. — Gesamtdarstellungen deutscher Kultur N. 16. — Sammelwerke N. 25. — Kulturentwicklung im einzelnen Familie, häusliches Leben, Frauen N. 34. — Geburt, Hochzeit und Tod N. 56. — Geselliger Verkehr und gesellschaftliche Sitte, Vergnügungen, Spiele und Feste N. 86. — Sittengeschichtliches N. 136. — Geistige und gemütliche Entwicklung N. 163. — Aberglauben N. 177. — Volkskunde: Allgemeines N. 198; engere Volkskunde N. 205; Bräuche N. 223; Volksaberglauben N. 248; Sagen und Märchen N. 287; Volksweisheit N. 345; Tiere und Pflanzen N. 377. — Sociale Entwicklung, Gesellschaft und Stände N. 387. — Staat N. 400. — Wirtschaftliche Entwicklung: Wirtschaftsgeschichte N. 417; Agrargeschichte N. 419; Bevölkerung N. 427; Gewerbe und Industrie N. 428; Technik und Erfindungen N. 458; Handel N. 468. — Aeussere Kultur: Wohnung und Haushalt N. 479; Tracht N. 503; Waffen und Geräte N. 520; Nahrungs- und Genussmittel N. 522; Gesundheitswesen N. 529; Sicherheitswesen N. 553; Verkehr N. 554. — Territorial- und Lokalforschungen: Allgemeines N. 585; Berlin und die Marken N. 586; Schlesien N. 604; Posen N. 611; Ostpreussen N. 613; Pommern, Mecklenburg und die Hansestädte N. 616; Westfalen N. 634; Hannover N. 637; Provinz Sachsen N. 645; Königreich Sachsen N. 652; Hessenland N. 669; Rheinlande N. 676; Reichslande und Baden N. 687; Bayern N. 700; Alpen N. 720; Oesterreich N. 722; Schweiz N. 749. — Klöster und Stifter N. 766. — Familiengeschichte N. 780. — Besondere Volkselemente N. 798. — Einzelne Menschenklassen und Gesellschaften N. 818. — Vereinzeltes N. 833. — Zur Kultur der Gegenwart N. 842. —

Allgemeines: Begriff der Kulturgeschichte. Zu dem Schäfer-Gotheinschen Streit (JBL. 1891 I 1:31; 5:2) haben von Below[1]) und Steinhausen[2]) ihre Ansichten ausgesprochen. Obgleich v. B. in der Hauptsache Schäfer, St. in der Hauptsache Gothein beitritt, stimmen beide u. a. darin überein, dass man von einem Gegensatz zwischen politischer Geschichte und Kulturgeschichte nicht sprechen sollte. Beide klagen auch, wie übrigens auch Gothein, über den häufigen unwissenschaftlichen Betrieb der Kulturgeschichte. St. sucht aber weiter seine Ansicht über die Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu entwickeln, und da diese Ansicht für den vorliegenden Bericht in seiner Auffassung vielleicht nicht unwesentlich ist, seien einige Worte darüber gesagt. Die Carlylesche Frage „Wie und was waren die Menschen damals?“ scheint noch am ehesten die Aufgabe in Kürze zu umschreiben. Diese Aufgabe im allgemeinsten Sinne, die Lebensgeschichte der Menschheit, kann aber erst durch die Lösung der nächsten Aufgabe, der Lebensgeschichte der einzelnen Völker, gelöst werden. Wer Geschichte nur vom staatlichen Gesichtspunkt betreibt, wird eine wirkliche Volksgeschichte nie bringen können. Das, worin das Volk als Gesamtheit wie der Einzelne lebt und webt, geht nicht entfernt im Staate auf und lässt sich auch nie von diesem Gesichtspunkt aus umfassen. Das Leben der Gesamtheit erkennen wir aber erst aus der Menge der Beobachtungen an Einzelnen. Das Typische darin zu erkennen, das ist das reizvollste Moment. Einem einseitigen Betrieb der politischen Geschichte gegenüber — diese Einseitigkeit findet sich heute in Wirklichkeit nur noch sehr selten — bestehen diejenigen Zweige historischer Thätigkeit, die man Kulturgeschichte nennt, zu gutem Recht: ja, sie fordern solcher Einseitigkeit gegenüber eben besondere Berücksichtigung[3]). Dass übrigens die Thätigkeit auf diesem Gebiete sich nicht nur erweitert, sondern auch zusehends vertieft, lassen viele Arbeiten des Berichtsjahres erkennen. —

Allgemeine Darstellungen, sei es im weitesten Sinne, sei es mit Beschränkung auf Deutschland, oder auf eine grössere Zeitperiode, liegen ziemlich zahlreich vor und sind zum Teil aus dem Streben hervorgegangen, gegenüber der üblichen Zersplitterung den grossen Zusammenhang herauszuheben. Streisslers[4]) Uebersicht ist rein populär[5]). — Ob Reichs[6]) Buch etwas zu besagen hat, konnte ich nicht feststellen. — Zibrts[7]) Arbeit, die auch Bibliographisches bringt, ist beachtenswert. — Andresens[8]) geschichtsphilosophischer Versuch, der manches Gute bietet, ist in zweiter Auflage erschienen. — Auf eingehendere Beachtung macht Grupps[9]) Werk Anspruch. Es zerfällt in zwei getrennte Teile, von denen der erste, eine Philosophie der Geschichte, uns hier weniger interessiert als der zweite, ein Versuch, die gesamte Entwicklung der Kultur in den Rahmen eines Bandes von 521 Seiten einzuspannen. Für das Buch charakteristisch ist der Beifall, den es auf katholischer Seite gefunden hat: es ist das erste umfassende Werk auf unserm Gebiet, das von diesem Standpunkt aus geschrieben ist.

---

1) G. v. Below, E. Gothein, D. Aufgabe d. Kulturgesch. — Schäfer, Gesch. und Kulturgesch.: GGA. S. 285-96. — 2) G. Steinhausen, D. Streit um d. Kulturgesch.: Gegenw. 41, S. 53/6. — 3) × A. Decker, O Kulturnich dêjinách na stredni skole. (D. Kulturgesch. an d. Mittelschule.) Progr. Wittingen. 10 S. — 4) F. Streissler, Allg. Kulturgesch. Leipzig, Schnurrpfeil. 1891. 16⁰. 192 S. M. 1,00. — 5) × Rich. Mayr, Kanon d. wichtigsten welt- u. handelsgesch. Daten. Nebst e. Anhang: Chronolog. Uebersicht d. Kulturgesch. Wien, Hölder. IV, 48 S. M. 0,60. — 6) ○ × × E. Reich, History of civilisation from anti-evolutionary points of view. London, Parker. 1891. 4 Sh. — 7) Cenĕk Zibrt, Kulturni Historie, jeji vznik, rozvoj a posavadni literaturu cizí i ceskon (Kulturgesch., Ursprung u. Entwicklung d. Civilisat., Bibliographie.) Prag, Vilimek. 122 S. — 8) C. Andresen, D. Entwicklung d. Menschen im Lichte christl.-rationaler Weltanschauung 2. Aufl. Hamburg, Verlags-Anst. III, 222 S. M. 3,00. — 9) G. Grupp, System u. Gesch. d. Kultur. 2 Bde. Paderborn,

Doch hat man auch auf dieser Seite — so im HJb. — manche Mängel richtig erkannt. So wird mit Recht hervorgehoben, dass es im ersten Bande, der die „Ideen und Gesetze“ der Geschichte geben will, nicht ohne grosse Gewaltthätigkeiten abgeht. Hier kann ich darauf nicht eingehen. Der zweite Band ist populär gehalten und giebt vielfach bezeichnende litterariche Auszüge. Nach einer Einleitung über die Anfänge der Kultur wird die Entwicklung der materiellen, der socialen und der Geisteskultur gegeben. Vieles ist darin zu ausführlich, anderes zu kurz behandelt. Auch hindert die systematische Einteilung doch vielfach eine organische Darstellung. Im einzelnen wird man bei einem solchen Werk immer etwas auszusetzen haben, auch wenn nur das „kulturhistorische Mark“ gegeben wird. — Nicht sehr erbaut bin ich von Henne am Rhyns[10]) Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er will „von der Entwicklung der menschlichen Kultur im allgemeinen, als aller ihrer einzelnen Gebiete ein zusammenhängendes Bild geben;“ also etwas Aehnliches, wie der 2. Band von Grupp. Im grossen und ganzen stellt das Werk wohl einen Auszug aus seiner früher erschienenen „Allgemeinen Kulturgeschichte“ dar und bringt kaum etwas Neues. Das einzelne Volk, der Begriff der Volkspersönlichkeit, die Leistungen und Anlagen der verschiedenen Völker treten doch allzu sehr zurück, ebenso der Zeitgeist und die Strömungen der einzelnen Epochen. Gleichwohl bietet das Buch neben herzlich Unbedeutendem vieles Lehrreiche und gehört zu den besseren populären Werken des Vf. — Seignobos[11]) Arbeit, die das Mittelalter und die Neuzeit in anerkennenswerter Weise behandelt, ist in 3. Auflage erschienen. — Ebenso ist das Werk Kurths[12]) über die Entwicklung der modernen Kultur neu aufgelegt worden. — Carlyles[13]) wieder ausgegrabene Vorlesungen rechtfertigen die Herausgabe nicht, da sie nichts enthalten, was er selbst nicht schon gesagt und besser gesagt hat[14]). — Des Russen Kareev[15]) Geschichte Westeuropas in der Neuzeit, welche die socialen und kulturellen Beziehungen besonders in den Vordergrund stellen soll, habe ich nicht einsehen können. —

Gesamtdarstellungen deutscher Kultur. Auf Deutschland beschränkt sich Henne am Rhyns[16]) populäre Kulturgeschichte, die in 2. Auflage zu erscheinen beginnt. — Weiter ist freudig zu begrüssen, dass G. Freytags[17]) „Bilder,“ die noch immer unsere beste deutsche Kulturgeschichte darstellen und in der That in jedem Satz ein dem Laien kaum bemerkbares, auf tiefe Forschung gegründetes Wissen und überall ein vortreffliches Verständnis unseres Volkes in den einzelnen Perioden zeigen, immer aufs neue herausgegeben werden können. Hätte F. nur mehr Schule gemacht[18-19])! — Ferner ist Maischs[20]) Buch zu nennen, das aber zunächst noch sich mit dem Mittelalter beschäftigt. M. nennt seine Arbeit übrigens auch „Bilder“; eine Parallele mit Freytag braucht man deswegen nicht zu ziehen. — Alw. Schultz[21]) vortreffliches Werk, das nur den Anfang unserer Periode schildert und das ich schon früher (JBL. 1891 I 5:16) charakterisiert habe, ist im Berichtsjahr abgeschlossen. — Schliesslich habe ich noch Hopps[22]) Sammlung von Anekdoten und Episoden aus der deutschen Geschichte zu nennen, die zwar nur der Unterhaltung dienen sollen, aber gar nicht übel zusammengestellt sind und manchen bezeichnenden Zug enthalten. — Was Schneider[23]) über Deutschland und seine Teile an Sagen, Sprüchen, Gedichten und Beschreibungen zusammenbringt, kann dem Schulunterricht in der That dienlich sein[24]). —

Schöningh. XVI, 172. S.; XVI, 521 S. M. 10,00. (I. Ideen u. Gesetze d. Gesch.; II. Gesch. d. menschl. Lebensformen- u. inhalte.) |[LCBl. S. 806/7; ThLBl. 13, S. 121; LRs. 18, S. 206; ZKTh. 16, S. 722/9; LHandw. N. 548; HJb. 14, S. 363/5.]| — **10)** O. Henne am Rhyn, D. Kultur d. Vergangenheit, Gegenw. u. Zukunft in vergleich. Darstellung. 2 Bde. Wohlfeile (Titel-)Ausg. Königsberg, Hartung. VII, 412 S; V, 596 S. M. 5,00. |[G. Winter: DLZ. S. 1207-12.]| — **11)** C. Seignobos, Histoire de la civilisation au moyen age et dans les temps modernes. 3. éd. Paris, Masson. 16⁰. III, 580 S. — **12)** G. Kurth, Les origines de la civilisation moderne. 3. éd. 2 vol. Bruxelles, Société de librairie. 16⁰. 380; 309 S. Fr. 7,00. — **13)** Th. Carlyle, Lectures on the history of litterature or the successive periods of European culture delivered in 1838. Now first published from the Anstey Ms. in the library of the Bombay Branch of the Roy Asiatic Soc. ed. with an introduction and notes by R. T. Karkaria. Bombay (London, Johnson). XIII, 202 S. Sh. 12,00. — **14)** ○ P. Prada, L'epoca di transizione dall'anno 1313 al 1648 e primo secolo dell'evo moderno fino al 1748. Lezioni di storia e geografia Parte I fino al 1547. Milano, Cogliati. 259 S. L. 2,00. (Behandelt d. Uebergang z. Neuzeit u. ihre Anfänge.) — **15)** N. J. Kareev, Istorija zapadnoj Evropy v nove vremja Bd. I. II. Petersburg. 538; 320 S. Rbl. 3,00; 3,50. — **16)** O. Henne am Rhyn, Kulturgesch. d. dtsch. Volkes. 2. Aufl. 1. Abt. Berlin, Grote. S. 1-160. M. 4,00. |[A. Schlossar: BLU. S. 297.]| — **17)** G. Freytag, Bilder aus d. dtsch. Vergangenheit. 1. Bd., 20. Aufl.; 2. Bd., 2. Abt., 19. Aufl.; 3. Bd., 18. Aufl.; 4. Bd. 18. Aufl. Leipzig, Hirzel. VI, 555; 384; 480; 496 S. M. 6,75; 4,50; 6,00; 6,00. — **18)** × Alb. Richter, Bilder aus d. dtsch. Kulturgesch. 2. Aufl. Leipzig. Brandstetter. VIII, 502 S.; IV, 548 S. M. 10,00. — **19)** × O. Förster, Bilder aus d. guten alten Zeit. E. Beitr. z. Förderung d. sittlichen u. materiellen Volkswohls. Kulturgesch. Schilderungen, besonders aus Mitteldeutschland u. interessante Vergleiche zwischen sonst und jetzt v. 1800 bis auf d. neueste Zeit. Weimar, Zuckschwerdt. VIII, 182 S. M. 3,00. — **20)** G. Maisch, Religiös-sociale Bilder aus d. Gesch. d. dtsch. Bürgertums. I. Leipzig. Werther. S. 1-80. M. 1,00. — **21)** Alwin Schulz, Dtsch. Leben im XIV. u. XV. Jh. Familien-Ausg. u. Grosse Ausg. Prag, Tempsky. XII, 463 S.; XIII, 660 S. M. 20,00; 40,00. — **22)** Bibl. d. Humors. Ges. u. her. v. E. O. Hopp. 7. Anekdoten u. Episoden aus dtsch. Gesch. 8. Dass. aus d. neuesten dtsch. Gesch. Berlin, Pfeilstücker. 12⁰. IV, 311 S.; VI, 311 S. à M. 2,00. — **23)** E. Schneider, Deutschland in Lied, Volksmund u. Sage. Gedichte, Volkssprüche u. Sagen z. Unterstützung u. Belebung d. erdkundl. Unterr. Hilchenbach, Wiegand. VI, 176 S. M. 1,20. — **24)** × B. Schwarzbach, German Customs, Manners and Charakteristics: Sidney Quarterly 1891,

Sammelwerke. Hillebrands[25]) bekannte Sammlung seiner geistreichen Aufsätze ist in einzelnen Teilen in 2. Auflage erschienen. Hier kommt nur ein Stück des zweiten Bandes in Betracht. Nicht im engeren Sinne kulturhistorisch sind diese Essays, z. B. diejenigen „über historisches Wissen und historischen Sinn", „G. G. Gervinus", „Einiges über den Verfall der deutschen Sprache und der deutschen Gesinnung", sowie diejenigen über Schopenhauer, Pückler-Muskau, über Rahel, Varnhagen und ihre Zeit usw. in ihrer oft treffenden Beleuchtung des deutschen Geisteslebens auch für uns interessant. Neu ist in dieser Auflage der Aufsatz „Zum Schopenhauer-Denkmal." — Ein anderer bekannter Name, dessen Träger, wie Hillebrand, nun gestorben ist, steht auf einer Sammlung, von der im Berichtsjahr der Schlussband erschienen. Aus dem Buche von Gregorovius[26]) ist zunächst „Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen" zu erwähnen. Es ist eines der vielen Zeugnisse für den Zauber, den Rom auf unsere geistige und künstlerische Elite von jeher ausgeübt hat. Die Geschichte der deutschen Ansiedlungen in Rom ist allerdings, wie G. bemerkt, noch zu schreiben, aber einen kurzen Abriss dieser Geschichte, die wesentlich mit den Kolonien der Langobarden, Franken und Sachsen beginnt, die sich seit dem 8. Jh. im vaticanischen Borgo gebildet hatten, giebt er selbst, bevor er an sein eigentliches Thema herangeht. So hebt er als auffallend hervor, dass in der zahlreichen römischen Kolonie von Deutschen während der Renaissance nur Dichter und Gelehrte, aber keine bedeutenden Künstler sichtbar wurden. Erst seit Rafael Mengs, der 1741 nach Rom kam, hat sich die Niederlassung deutscher Künstler hier ununterbrochen fortgesetzt. Die Villa Malta muss schon damals zu ihren Werkstätten gedient haben. Goethe wird sie gekannt haben, Herder hat dort gewohnt, weiter die geistreiche Friederike Brun, die in ihrem Kreis manche ausgezeichnete Fremde versammelte, dann Wilhelm von Humboldt. Während der ersten Decennien unseres Jh. steht die Villa dann immer im Hintergrunde des merkwürdigen Treibens deutscher Künstler in Rom. Ihr Abgott war damals als Kronprinz Ludwig von Bayern. Dieser, schon König, kaufte die Villa 1827. Sie wurde sein Absteigequartier in Rom, trotzdem dürftig und ärmlich eingerichtet. Die Villa blieb auch jetzt ein genial vernachlässigtes Künstlerheim. Ihre Geschichte, während Ludwig sie besass, bietet des Interessanten viel. Nach seinem Tode änderte sie sich vollständig. Kein anderer deutscher Fürst aber, so meint G., hat zu Italien und Rom ein ähnliches, nur auf den Idealen des Kunstschönen gegründetes Verhältnis gehabt. Es scheinen, so fährt er fort „kulturgeschichtliche Wirkungen dieser Art, welche von dort her auf deutsche Geister seit Winckelmann ausgegangen sind, mit jenem Könige ihren Abschluss gefunden zu haben". In dem Artikel über „das deutsche Passionsspiel in Tyrol" (s. u. III 4 : 33) berichtet G. über ein solches zu Thiersee, das als ein altertümliches echtes Bauernspiel, als frommes Bewahren einer uralten Tradition, wozu die romantische Einsamkeit des Ortes durchaus beiträgt, wesentlich kulturhistorisches Interesse hat. Gerade die Schilderung der Zuhörer und Schauspieler wie der Aufführung selbst, wie sie uns G. giebt, zeigen, das wir es hier „mit einer höchst seltenen kulturhistorischen Merkwürdigkeit zu thun haben". Der Schlussaufsatz, ursprünglich eine Festrede, „die grossen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte", ist ein mächtiges universalhistorisches Gemälde, das die bleibenden Ideen und Gesetze in der menschlichen Entwicklung darzustellen sucht. Der in der Geschichte wirksame Gesellschaftstrieb erweist sich von Stufe zu Stufe als ein progressiver. Als Gesetz der menschlichen Entwicklung erscheint das Fortschreiten zu immer grösseren Verbindungen der Erdenvölker. — Eine gewisse Parallele zu dieser Entwicklung zeigt sich auf sprachlichem Gebiet in der Ausbildung der Weltsprachen. Brunnhofer[27]) kommt auf diese in dem ersten Aufsatz seiner buntgemischten Sammlung: „Die Kultursprachen und ihre Sprachherrschaft" zu reden. Unter der grossen Menge von Sprachen, die existiert haben und nun längst verklungen sind oder noch existieren, haben es doch nur sehr wenige zu grösserer Verbreitung, zu einer völkervermittelnden Rolle gebracht. Diese wenigen „Wandersprachen" können entweder als Handelssprachen oder als Kirchensprachen Geltung erlangen. Vereinigt sich dieser kommerzielle und religiöse Trieb mit dem Kolonisationstrieb zu einer geistigen Welteroberung, so entwickeln sich die Kultursprachen in eminentem Sinne, jene Weltsprachen. Die kulturhistorisch interessanten Erscheinungen, die B. da im Einzelnen entwickelt, werden verständig und klar vorgeführt. Die Idee einer Universalsprache, die man heute sogar künstlich erfinden will, — B. geht auf das „Volapük" in einem besonderen Aufsatz ein — begreift nach ihm etwas Unmögliches. Das allerdings vorauszusehende Universalreich der deutschen und englischen Sprache wird die Fortexistenz aller anderen Weltsprachen nicht nur nicht behindern, sondern erst recht zum Durchbruch gelangen lassen. In einem kurzen Aufsatz: „Welthistorische Punkte der Vielsprachigkeit" entwickelt er,

---

June. — 25) K. Hillebrand, Zeiten, Völker u. Menschen. 2. u. 3. Bd. 2. Aufl. Strassburg, Trübner. (XIV, 458 S.; VII, 419 S. à M. 4,00. — 26) F. Gregorovius, Kleine Schriften z. Gesch. u. Kultur 3. Schluss-)Bd. Leipzig, Brockhaus. V, 263 S. M. 5,50. |[A. O.: AZg[B]. N. 161.]| — 27) G. H. Brunnhofer, Kultur-

dass die Vielsprachigkeit immer das Erbteil von Kulturstaaten gewesen ist. Der heutige Gebildete beherrscht immer mehrere neue Sprachen und hat alte Kultursprachen (Lateinisch und Griechisch) in sich aufgenommen. Aus der zweiten Abteilung seiner Sammlung kommen für uns die Aufsätze: „Die Quelle des Aberglaubens“ und „Die abergläubische Verehrung des Sinnlosen und Hässlichen“ in Betracht, weiter auch ein Aufsatz, der die Frage der Leichenverbrennung kulturgeschichtlich beleuchtet. Jene erste Betrachtung über den Aberglauben nimmt den Hauptteil des Buches ein. Es wird zunächst ein Ueberblick über das Reich des Aberglaubens in seinen verschiedenen Erscheinungsformen gegeben; betont wird dabei, dass grosse Kreise der heutigen, auch der „gebildeten“ Menschheit dem Aberglauben verfallen sind. Die dann folgende Untersuchung über die Entstehung des Aberglaubens unterscheidet eine elementare, eine kombinierende und eine spekulative Periode. In den beiden ersten fasste die Phantasie — denn diese ist die erste Quelle des Aberglaubens — die Erscheinungen des Naturlebens bald in der Form lebloser Gegenstände, bald in der Form belebter Wesen auf. Die Abbilder der himmlischen Vorgänge, die man in der ersten Periode in Steinen, Pflanzen und Tieren erkannte, wurden in der zweiten unter sich verknüpft zu Scenerien des Himmelslebens, deren Nachahmung zu einer unabsehbaren Reihe von Gebräuchen führte. In der dritten soll dann der grübelnde Priesterverstand kommen, der sich bemüht, die geistigen Schöpfungen der ersten Perioden mit dem inzwischen gewonnenen Sittlichkeitsbewusstsein in Einklang zu bringen. In dem Schlusskapitel betont B., dass der Aberglaube des Bildungsmenschen auf der bewussten Verachtung alles Wissens beruhe; ihn könne allein die Philosophie überwinden. Für das Fortbestehen des Aberglaubens macht er neben dem Priestertrug die Phantasiethätigkeit der Frauen verantwortlich, deren Erziehung radikal geändert werden müsse. Zweifellos stecke freilich im Aberglauben ein schönes poetisches Element; er sei die Poesie des Lebens: aber diese Poesie sei der Menschheit bisher teuer zu stehen gekommen. Die Brandfackel des Wahns, die soviel Unheil gestiftet habe, werde allgemach von der Wissenschaft erstickt; mancher Funke der Poesie verschwinde damit: aber das Leben wäre deshalb nicht unschöner, sondern menschenwürdiger. Aus dem vorstehenden Resumé wird die Grundanschauung des Vf. erhellen. Ihr entspricht die Beleuchtung der Einzelheiten. Nicht nur in den angeführten Aufsätzen, sondern auch in den übrigen, so in denen der 3. Abteilung „Weltverkehr“, findet man übrigens mancherlei Beobachtungen und anziehendes Material. — Einheitlicher und nicht ohne inneren Zusammenhang sind die Studien, die Steinhausen[28]) zu einem Buche vereinigt hat. Mit der Ausnahme eines Aufsatzes über „Den mittelalterlichen Menschen“, der nicht in unser Gebiet gehört, sind diese schon früher gedruckten, jetzt freilich vielfach umgearbeiteten Studien in den JBL. bereits besprochen: so der Gruss und seine Geschichte (1891 I 5: 299), Was man vor Zeiten gern las (1891 I 5: 84), Die deutschen Frauen im 17. Jh. (1890 III 1: 9), Der Hofmeister (1891 I 5: 386). Die letzte Arbeit, die Naturgeschichte der Gesellschaft, wird in diesem Referat erwähnt werden. — Falkes[29]) Sammlung kommt ebenfalls nicht ganz für uns in Betracht: der Hauptaufsatz, Geschichte des Geschmacks im Mittelalter, muss hier übergangen werden. Die übrigen Aufsätze aber sind doch nicht nur kunsthistorisch interessant. Einerseits versteht es Falke seinen Arbeiten einen kulturhistorischen Hintergrund zu geben, andererseits betreffen sie zum Teil das Kunstgewerbe, nicht die höhere Kunst. Der Aufsatz über „Kunstarbeiten in Elfenbein“ giebt uns eine Geschichte der Elfenbeinverwendung üherhaupt; sie ist, abgesehen von früheren Zeiten, im ausgehenden Mittelalter sehr gross, nimmt in der Renaissance ab, um im 17. Jh., wo die Elfenbeinkunst fürstliche Liebhaberei war, eine neue Blüte zu erleben. Heute steht die praktische Verwertung in erster Linie. In der Arbeit „Gobelins“ behandelt F. nicht nur diese, sondern überhaupt das ganze Genre der Wanddekoration. Jene figürlich verzierten Wandteppiche waren einst besonders beliebt; im 17. Jh. wurden sie in fast allen Ländern Europas verfertigt. Wie die eben erwähnten Arbeiten, auf deren Einzelheiten ich hier nicht eingehen kann, bieten noch mehr zwei andere, „Wesen und Grenzen des Barockstils“ und „Rococo“, Beiträge zur Geschichte des Geschmacks überhaupt. Sehr viel Kulturhistorisches enthält dann die Studie: „Der farbige Kupferstich als Spiegelbild seiner Zeit“, freilich nur für das Frankreich und England des 18. Jh. Weitere Aufsätze beschäftigen sich mit den „Delfter Fayencen“, der Vorgeschichte des europäischen Porzellans und der Geschichte von Schrift und Druck und ihrer künstlerischen Ausstattung“. — Aus einem Bande Heigels[30]) ist hier nur der Aufsatz: „Der bayerische Hiesel und die Hiesel-Litteratur“ hervorzuheben. — Ritter[31]) bringt trotz des Titels seiner Sammlung

wandel u. Völkerverkehr. Leipzig, Friedrich. 1891. VIII, 280 S. M. 6,00. |[BLU. 1891, S. 423.]| — **28**) G. Steinhausen, Kulturstudien. Berlin, Gärtner (H. Heyfelder). VIII, 136 S. M. 3,00. — **29**) J. v. Falke, Gesch. d. Geschmacks im Mittelalter u. andere Studien auf d. Gebiete v. Kunst u. Kultur. Berlin, Allg. Ver f. dtsch. Litteratur. IV, 374 S. M. 6,00. — **30**) K. Th. Heigel, Essays aus neuer Gesch. Bamberg, Buchner. V, 347 S. M. 8,00. (S. u. IV1b:2.) — **31**) H. Ritter, Studien u. Skizzen aus Musik- und Kulturgesch. sowie Musikästhetik.

für die eigentliche Kulturgeschichte sehr wenig. Erwähnt sei ein volkskundlich nicht uninteressanter Beitrag: Musik in den Alpen, in dem z. B. die Schnadahüpfeln und der Gebrauch der Zither besprochen werden. Mehr litterarhistorisch ist „Das Barden- und Sängertum früherer Zeiten,“ worin in populärer Art auch vom Minne- und Meistergesang gehandelt wird. — Aus einem Werke, das Greinz[32]) herausgiebt, erwähne ich einen Beitrag von Calaminus „Zum tieferen Verständnis unserer Zeit“, der darzulegen sucht, dass wir in einer geschichtlichen Uebergangszeit ähnlich derjenigen am Ende des 15. und 18. Jh. leben; weiter ein Bild aus der Gegenwart: „Die Armen und Elenden“ von Greinz, das einen gutgemeinten Beitrag zur socialen Frage darstellt[33]). —

Kulturentwicklung im einzelnen: Familie, häusliches Leben, Frauen. Hier sei zunächst auf den kurzen, aber höchst übersichtlichen Artikel Gotheins[34]) hingewiesen, der die allgemeine Entwicklung der Familie in einzelnen Abschnitten (Begriff, Mutterrecht, Formen der Ehe, Polyandrie, Monogamie, die Hausgemeinschaft, Staat und Familie, Beziehungen der Familie zur Kirche und zum Kulturleben, die Familie als Konsumtionsgemeinschaft, die Familie als Produktionsgemeinschaft) schlagend erörtert. Zur Geschichte des deutschen Familienlebens und Familiengeistes konnte darin naturgemäss nur einiges Allgemeine beigetragen werden. — Das Leben im deutschen Hause hat Freybes[35]) Werk, das zwar keine wissenschaftlichen Ansprüche macht, aber von einer warmen Gesinnung für unser Volk getragen ist, zum Gegenstand. Die Sätze, dass die Familie der Ursitz und das Urbild alles gesunden Volkslebens sind, und dass unser Volk ein Familienvolk vor allen anderen ist, leiten das Buch. Daneben wird der Wert der „Sitte“, ihr Gehalt und ihre Kraft scharf betont. Freilich steht der Vf. gar zu sehr auf kirchlichem Boden. Das Buch hat etwas stark Frömmelndes. Dem Kern der Tendenz kann man aber durchaus sympathisch gegenüberstehen. Ein Hauptteil beschäftigt sich mit der Geschichte des deutschen Hausbaues, mit den Herd- und Bausitten, ein anderer namentlich mit dem religiösen Elemente im häuslichen Leben des Deutschen. — Der Ausgangspunkt des Buches ist dem einer kleinen beachtenswerten Skizze von Hauffen[36]) ähnlich. Auch dieser meint, wenn das deutsche Volk auf Eines mit berechtigtem Stolze hinweisen kann, so ist es die Poesie des Hauses. Er sucht das zu erhärten, indem er die Poesie des deutschen Hauses im Spiegelbilde unserer Dichtungen vom 16. bis zum 19. Jh. schildert. Aus dem Reformationszeitalter wird Luthers Auffassung, wie überall in ähnlichen Zusammenhängen, mit Recht hervorgehoben. Er mag auch auf die mit Vorliebe gepflegte Schilderung häuslichen Lebens in den biblischen Dramen jener Zeit, die H. mit Beispielen erläutert, eingewirkt haben. Dass das häusliche Leben bei Hans Sachs eine Rolle spielt, ist klar. Hier tritt schon mehr ein spiessbürgerlicher Geist in die Erscheinung. Näher geht H. auf die philosophischen Betrachtungen jener Zeit über die Ehe (Fischart) ein, die im Grunde denselben sittlichen Familiensinn zeigen. — Hier möchte ich gleich einen Aufsatz von W. Kawerau[37]) einflechten, der die Hauffenschen Schilderung in diesem Punkte wesentlich erweitert. K. geht aus von dem grobianischen Charakter des 16. Jh. und der damit verbundenen Weiberfeindlichkeit. Den Spott über die Weiber und auch über den Ehestand, den schon Murner und andererseits die Humanisten pflegten, bannte die Reformation keineswegs. Freilich war besonders Luthers Auffassung nicht ohne Einfluss. Nach seinem Vorgange mehrten sich die Proteste gegen die Spötter, und weiter die schriftlichen und mündlichen Zeugnisse für die Heiligkeit und Häuslichkeit des Ehestandes. Als einen solchen beredten Zeugen schildert K. namentlich den Erasmus Alberus, und ein ähnlicher Ton klang vielfach wieder, z. B. in des Gregorius Marpach Commendatio Coniugii, 1586. Gleichwohl fehlte es nicht, wie gesagt, an Satiren gegen den Ehestand, wie an harmlosem Spott. Wider den „Eheteufel“ zogen Geistliche und Laien zu Felde. Pantoffelhelden und zanksüchtige Weiber wurden stehende Figuren der Schwänke. Der Doktor Siemann ist im Volkswitz wie in den Moralpredigten besonders beliebt. Hans Sachs, gewiss ein Verehrer des häuslichen Lebens, zieht doch oft gegen die bösen Eheweiber los. „Hütt dich darfür! räth dir Hans Sachs!“ Den ersten Rang in dieser Litteratur nimmt Andreas Musculus Büchlein wider den Eheteufel ein. Auf dieses wie auf den „Hausteufel, das ist der Meister Siemann“ von Adam Schubart geht K. näher ein. Erwähnenswert ist noch Johann Sommers Malus Mulier, 1609. Uebersehen darf nicht werden, dass vielen dieser Strafprediger, wie Musculus, eine besonders hohe Auffassung der Ehe vorschwebt. Andererseits aber will K. in dieser Litteratur eine Fortwirkung alter Traditionen neben dem neuen evangelischen Ideal des ehelichen und Familienlebens sehen. — Dass nun — um

---

Dresden, Damm. 186 S. M. 3,00. (S. u. IV 9a.) — **32**) Kultur- u. Litt.-Bilder. Her. v. R. H. Greinz, Heft 1. Erfurt, Bacmeister. 63 S. M. 0,80. — **33**) × B. Wille, Kulturbilder, alte u. neue Weltanschauung. Lehrbuch f. d. Jugendunterr. freier Gemeinden. 8. Berlin, Rubenow in Comm. IX, 375 S. M. 2,00. — **34**) E. Gothein, D. Familie: Handwörterb. d. Staatswissensch. 3, S. 349—58. — **35**) A. Freybe, D. dtsch. Haus u. seine Sitte. Gütersloh, Bertelsmann. VIII, 168 S. M. 2,20. — **36**) A. Hauffen, D. dtsch. Haus in d. Poesie. (= Samml. gemeinnütz. Vortrr. N. 163.) Prag, Fr. Haerpfer in Comm. 21 S. M. 0,30. — **37** W. Kawerau, Lob u.

zu Hauffen zurückzukehren — das 17. Jh. einen Rückschritt in der Schätzung des Familiengeistes bedeutete, ist bei der Beschaffenheit und dem Charakter desselben nicht zu verwundern. Auf die Reformbestrebungen des beginnenden 18. Jh., die namentlich auch den Familiensinn wert halten, hätte aber H. zum Verständnis der späteren Dichtungen verweisen können. Ifflands Dramen, Vossens Luise und Goethes Hermann und Dorothea sind aus der zweiten Hälfte des Jh. litterarische Hauptzeugnisse des Familiensinnes. Aus unserm Jh., das zum Teil wieder den Familiengeist über anderen Interessen vernachlässigt, nennt H. Dialektdichter wie Hebel, Lyriker wie Geibel, Chamisso, Redwitz u. a., Romandichter und Novellisten wie Gottfried Keller und Theodor Storm. Fritz Reuter hätte doch erwähnt werden sollen. — Ein alter Schatz des deutschen Hauses sind die Hausbücher. Uns sind sie wertvolle Quellen, um die äusseren, namentlich auch wirtschaftlichen Verhältnisse zu erkennen, wertvoll auch durch die Einblicke, die wir in den Geist und das Gemüt der Vorfahren erhalten. Aus den mancherlei Publikationen dieser Art [38]) hebe ich zunächst die von Mell [39]) hervor. Die Schreiberin des Hausbuchs, das von 1666 bis 1694 reicht, ist eine Bürgersfrau aus Vordernberg, Maria Elisabeth Stampfer. „Im Namen der allerheyligsten Dreifaltigkeit" schrieb sie, „dieses Pichl" ihren Kindern „zu einer Gedechtnuss". Aus ihrem hausfraulichen Walten wird mancherlei mitgeteilt; am interessantesten ist uns ihre ganze Art, sich zu geben: sie bestätigt, was ich über die deutschen Frauen jener Zeit (JBL. 1890 III 1 : 9) ausgeführt habe. Beim frühen Tode eines Kindes bemerkt sie: „Haben ihr ein Namben geben Caecilia vnd ist gleich gestorben. Hab alss ein liebs Engerl in Himbel droben." — Bösch [40]) giebt Auszüge aus den Ehehaltenbüchern eines Nürnberger Ratsherrn um 1560, und zwar solche, die die Dienstboten betreffen. Es begegnen uns fast nur Klagen — also auch hier ist nichts Neues unter der Sonne. Eine Kindsmagd z. B. wird als „ein gar grober püffel" bezeichnet. — In das Leben eines Gelehrten (Schülerleben, Klosterleben, litterarischer Umgang) zu Beginn des 16. Jh. führt uns die ursprünglich lateinisch geschriebene, jetzt deutsch herausgegebene Hauschronik des Humanisten Pellicanus [41]) (eigentlich Kürschner). — Wenig von allgemeinem Interesse bietet ein kurzer Auszug aus dem Hausbuch eines livländischen Landrats [42]), der zu Beginn des 18. Jh. lebte. — Der Mittelpunkt des Familienlebens, die Frau, ist wieder der Gegenstand vieler Schilderungen geworden. Am umfassendsten behandelt das Thema Henne am Rhyn [43]), dessen Arbeit sich aber zumeist auf den Forschungen und Darstellungen anderer aufbaut. Er legt indessen die Kulturgeschichte der Frau in den Hauptzügen richtig dar, und da er sich zeitlich die weitesten Grenzen gesteckt hat und wir über die Frauen aller Kultur- wie der Naturvölker orientiert werden, so wird das Buch als übersichtliche Zusammenstellung gute Dienste leisten können [44-46]). — Nur zum Teil historisch — und in diesem Teile unselbständig — ist das bekannte Buch Bebels [47]). Kulturhistorisch beachtenswert wird es durch den Abschnitt: „Die Frau in der Gegenwart." Das in greller Einseitigkeit gezeichnete Bild trifft sicherlich nicht in allen Teilen zu, aber es entspricht doch in manchen Beziehungen der Wirklichkeit. Wie Bebel das Material, das er hier zusammenträgt, für seine Parteizwecke auch verwerten mag: immerhin wird es auch der Kulturhistoriker berücksichtigen müssen. — Dass der Zustand der heutigen Fauenwelt vielfach — das darf man nicht vergessen zu betonen, nicht schlechthin — ein beklagenswerter ist, wird auch von Gegnern Bebels zugegeben, so in dem verständigen Büchlein Cornelia Jardons [48]), die die gegenwärtigen Verhältnisse aber mit Recht in anderer Beleuchtung darstellt. Hier werden viele richtige Gedanken schlicht ausgesprochen: eingehen kann ich hier, wo ich nur das historische, kein sociales oder politisches Interesse wahrzunehmen habe, darauf nicht. — Aus demselben Grunde will ich hier manche andere Schriften zur Frauenfrage bei Seite lassen oder kann sie nur streifen. Häufig vergisst man übrigens, dass so etwas wie „Frauenfrage" schon vor 200 Jahren ventiliert wurde. Es kommt z. B. ein Abschnitt aus dem umfangreichen Buch des Herrn von Hochberg [49]) ans Licht: „Georgia curiosa", der sich damit beschäftigt, „ob einem Weibsbild das Studiren wol anstehe". Nebenbei bemerkt: es gab darüber damals eine zahlreiche Litteratur; das „gelehrte Frauenzimmer" bildete einen Typus. — Dass heute das Frauenstudium (vgl. auch I 5) kein blosser Wunsch mehr ist, zeigen u. a.

Schimpf d. Ehestandes in der Litt. d. 16. Jh.: PrJbb. 69, S. 760-81. — 38) × C. J. Endemann, D. Familienchronik H. Wenzel v. Logaus: VHSG. 20, S. 204-71. (S. u. III 1 : 73.) — 39) A. Mell, D. Hausbuch e. steirischen Bürgersfrau: ZDKG. 2, S. 227-35. (S. u. III 1 : 69.) — 40) H. Bösch, Aus d. Ehehaltebüchern d. Paulus Behaim: MGNM. S. 86/8. — 41) D. Hauschronik K. Pellikans v. Rufach. E. Lebensbild aus d. Reformationszeit. Deutsch v. Th. Vulpinus Strassburg, Heitz. VIII, 168 S. M. 3,50. |[F. Reuter: AZgB. N. 263.]| — 42) H. v. Bruiningk, Hausbuch d. livländischen Landrats A. Joh. v. Tiesenhausen: SBGGOstseeprov. S. 27-31. — 43) O. Henne am Rhyn, D. Frau in d. Kulturgesch. Berlin, Allg. Ver. für dtsch. Litt. VII, 369 S. M. 5,00. — 44) × D. Frau im Sprichworte d. Völker: Heimgarten 16, S. 712. — 45) × Kl., Frauen-Titulaturen: SchorersFamilienbl. S. 719. — 46) × K. Schüller, D. dtsch. Frauenwelt v. Einst u. Jetzt: LZgB. N. 107. — 47) A. Bebel, D. Frau u. d. Socialismus (D. Frau in d. Vergangenheit, Gegenw. u. Zukunft) 14. Aufl. Stuttgart, Dietz. XX, 386 S. M. 2,00. — 48) Cornelia Jardon, D. Frau in Bebels Utopien. Minden i. W., Bruns. 44 S. M. 0,60. — 49) M. B., Z.

die lehrreichen Notizen, die über die Ausbreitung und die Erfolge desselben von einem Anonymus[50]) nach Beobachtungen in Zürich mitgeteilt werden. Seit 28 Jahren haben an der dortigen Hochschule die Frauen Zutritt: greifbare Resultate, die für allgemeine Nachahmung dieser Einrichtung sprechen, haben sich nicht ergeben[51]). — Besonders gern und nicht ohne Grund tritt man oft für Ausbildung der Heilkunde durch Frauen ein[52]). Einen Anteil daran haben sie seit jeher gehabt. Auf niedrigen Kulturstufen immer, ferner im Volke, namentlich auf dem Lande, auch bei fortschreitender Kultur. F. von den Velden[53]) verfolgt die weiblichen Aerzte durch die ganze bisherige historische Entwicklung. In Rom haben sie zuerst eine staatlich anerkannte Stellung eingenommen. „Sie übten nicht nur wie die griechischen Hebeammen, die Geburtshilfe aus, sondern auch die übrigen Zweige der Heilkunde, zumal die Behandlung der Frauenkrankheiten.“ Italien brachte auch im Mittelalter, wo bei den übrigen Völkern nur von Hebeammen (die im Orient allerdings vielfach über diese Thätigkeit hinausgingen) die Rede sein kann, wirkliche weibliche Aerzte hervor, namentlich in Salerno. Die Geburtshilfe aber war überall wesentlich in den Händen der Frauen. Noch im 17. und 18. Jh. hatten die Aerzte als Geburtshelfer einen schweren Stand. Von hervorragenden Hebeammen dieser Zeit ist in Deutschland namentlich Justine Siegemund, die Verfasserin der „Churbrandenburgischen Hoff-Wehemutter“ (1690) zu nennen. Aus neuerer Zeit sind dann einige vornehme Dilettantinnen der Heilkunde, so unter den deutschen Eleonore Herzogin von Troppau und Jägerndorf, die 1600 „VI Bücher auserlesener Arzeneien für alle des menschlichen Leibes Gebrechen und Krankheiten“ herausgab, bemerkenswert. Daneben blühte natürlich die empirische Heilkunde bei den Frauen, bis zu den Kräuterweibern herab. Hier hätte der Vf. die Thätigkeit und Kenntnisse der deutschen Hausfrau in der Heilkunde wenigstens streifen sollen. Am Schlusse werden noch Frauen, die als Nichtärztinnen Einfluss auf die Heilkunde gewonnen haben (so die Frau des Hildanus, die zuerst den Gedanken fasste, mit dem Magneten Eisensplitter aus dem verletzten Auge zu entfernen) und einige wirkliche Aerztinnen neuerer Zeit (so Dorothea Christine Erxleben geb. 1713) angeführt. — Diese historischen Thatsachen hätte sich eine Tendenzschrift von Sophie Binder[54]) die warm und nicht ungeschickt für weibliche Aerzte eintritt, mehr zu Nutze machen können. — Mehr Historisches scheint ein Buch einer Französin, Jeanne Chauvin[55]), zu enthalten, das mir nicht zugänglich war. —

Geburt, Hochzeit und Tod. Neben einer allgemeinen Studie über die Bräuche bei diesen Lebensabschnitten[56]) und ihren Ursprung sind eine ganze Reihe kleiner Einzelarbeiten zu nennen. Bei Taufen[57]) trieb man früher, wie bei Hochzeit und Bestattung, grossen Luxus. Zu Gevattern bat man eine grosse Anzahl Personen, seit dem 16. Jh. aber auch Städte und Stände, wobei es wohl hauptsächlich auf das Patengeschenk abgesehen war. Bösch[58]) bespricht eine Re'he solcher Gesuche an die Reichsstadt Windsheim in Franken, zuerst eine lange de- und wehmütige Bitte eines armen Pfarrers. Weitere Gevatterbriefe stammen von dem Oberstlieutenant Martenson, von dem Erbschenk zu Limburg (hier kam die Gevatterschaft der Stadt etwas teuer zu stehen), von dem Oberkommissarius Hafner, endlich von einem Wachtmeister. Diese Gesuche werden nicht die einzigen gewesen sein. — Die Namengebung bei der Taufe ist ein sehr interessantes kulturhistorisches Kapitel. In den Taufnamen spiegelt sich der Zeitgeist und die Mode wieder. Neben einer wertlosen Skizze von Ortjohann[59]), die nur in hergebrachter Art die Vornamen erklärt, nicht ihre historische Anwendung erörtert, und einer kürzern Notiz Bosserts[60]) über die Verwendung des Namens Aristoteles, sind hier vor allem einige Beobachtungen hervorzuheben, die an den Vornamen eines landschaftlich begrenzten Bezirks gemacht sind. Ueber Vornamen in Görlitz hat Jecht[61]) lehreiches Material, und zwar einerseits über Personen- und Familiennamen im 14. Jh., andererseits über männliche Vornamen von 1415—1705 beigebracht. Die beigefügte Tabelle (1300—1705) lässt uns die Beliebtheit einzelner Namen, im Auf- und Niedergang, wie den wechselnden Charakter der Namengebung überhaupt erkennen. Der häufigste Vorname ist zu Anfang Nikolaus; er tritt aber bald vor dem allgemein

---

Frage d. Frauenstudiums zu Beginn d. vorigen Jh.: AZg^B. N. 362. — 50) Bemerkungen z. Frauenstudium: ib.N. 92 u. 93. — 51) × G. Krusche, Uebersicht d. Litt. über weibliche Erzieh. u. Bildung in Deutschland. 5. Nachtr. 20. JB. d. höh. Mädchenschule. Leipzig. S. 30/33. — 52) × Z. Zanetti, La medicina delle nostre donne: studio folk-lorico, La psicologia delle superstizioni: lettera del Paolo Mantegazza. Città di Castello. XIX, 271 S. L. 3,00. — 53) F. von den Velden, D. Ausübung d. Heilkunde durch d. Frauen, geschichtl. betrachtet. Diss. Tübingen, Moser. 24 S. M. 0,80. — 54) Sophie Binder, Weibliche Aerzte. E. Studie. 3. Tausend. Stuttgart, Göschen. IV, 80 S. M. 1,20. — 55) ○ Jeane Chauvin, Étude hist. sur les professions accessibles aux femmes. Influence du sémitisme sur l'évolution de la position économique de la femme dans la société. Paris, Giand & Brière. 296 S. Fr. 6,00. — 56) × G. List, Tauf-, Hochzeits- u. Bestattungs-Gebräuche u. deren Ursprung. Studie [Aus: „Kyffhäuser“]. Salzburg (Leipzig, Aug. Schulze.) 44 S. M. 1,00. — 57) × Th. Distel, E. Taufe mit Milch in Kursachsen: DZKR. 1, S. 408. — 58) H. Bösch, Gevatterbriefe an d. Reichsstadt Windsheim: MGNM. S. 93/6. — 59) F. Ortjohann, Unsere Vornamen, ihr Ursprung u. ihre Bedeutung: Germania^B. S. 198/9, 206/8, 215/6, 221/2, 229-31. — 60) G. Bossert, Aristoteles als Taufname: BWKG. 6, S. 96. — 61) R. Jecht, Beitrr. z. Görlitzer Namenskunde: NLausitzMag. 68, S. 1-49. — 62) E. Jacobs, Dtsch. Mannes-

beliebtesten Johannes zurück. — Jacobs[62]) untersuchte 3603 Rufnamen in Wernigerode bis 1460 und 4471 zwischen 1563 und 1682, namentlich in Bezug auf deutsche und nichtdeutsche Namen; diese überwiegen in der späteren Zeit gerade so wie früher jene. Die Häufigkeit gewisser Namen, über die J. dann ausführlich spricht, bestätigt die Beobachtungen an anderen Orten. Beachtenswert ist vornehmlich seine Untersuchung der Frauennamen. Hier stehen 456 fremden Namen zwischen 1563 und 1682 nur 24 deutsche gegenüber. Der verbreitetste Namen dieser Zeit ist Anna, der bis 1500 garnicht vorkam. — Crull[63]) hat ein Verzeichnis aller während des 13.—17. Jh. in Wismar vorkommenden Vornamen zusammengestellt, das ebenfalls lehrreich ist. — Ueber die Vornamen der Gegenwart liegt eine Lokalstudie von Cascorbi[64]) vor. Bei den Knaben überwiegen die rein deutschen Namen (73,76%), bei den Mädchennamen die nicht deutschen (78,19%). Teilweise sind die Namen bezeichnend für moderne Geschmacklosigkeit oder die Sucht, aufzufallen. — Diese Sucht war früher bei uns noch ärger. Das zeigt jener schon berührte Luxus bei den Taufen und Hochzeiten[65-66]), gegen den eine fürsorgliche Obrigkeit[67]) meist vergeblich ankämpfte. — An einer Hochzeitseinladung von 1676, die Conrad[68]) mitteilt, ist bemerkenswert, dass sie schon als Formular gedruckt ist und nur ausgefüllt zu werden brauchte. — Ueber die früher sehr verbreitete Sitte der Hochzeitscarmina bringt Bahlmann[69]) näheres bei. Der Brauch, Brautleuten am Hochzeitstage solche Glückwünsche zu überreichen und sie unter die Gäste zu verteilen, nahm nach Einführung des Buchdrucks ausserordentlich zu. Deutsch waren diese Carmina allgemein erst seit dem Beginn des 17. Jh. Trotz ihrer Masse sind sie nicht sehr zahlreich erhalten. B. will nach Münster Drucken einen Nachtrag zu Hayn's Bibliotheca Germanorum nuptialis geben. Etwa die Hälfte der angeführten Drucke ist für Hamburger Hochzeiten und grösstenteils im Hamburger Platt geschrieben. B. verbreitet sich dabei über das allmähliche Verschwinden des Niederdeutschen aus dem Sprachgebrauch der höheren Gesellschaftsklassen. Den Schluss bilden Bemerkungen über einschlägige Machwerke damaliger Schüler (s. u. III 2 : 1). — Von bestimmten Hochzeiten früherer Tage berichten kleinere Artikel[70-72]). — Ueber Tod und Bestattung ist zunächst das in zweiter Auflage erschienene allgemeine Werk von Bauwens[73]) anzuführen. Die erschienenen Specialarbeiten sind meist lokal begrenzt. — Sehr hübsche Einblicke in das Empfindungsleben des Volkes lassen uns die Grabschriften thun. So hat Hörmann[74]) diejenigen aus der Alpenwelt, namentlich die poetischen, zusammengestellt. Uns ziehen natürlich diejenigen am meisten an, deren Verfasser wirklich dem Volke entstammten, nicht die von Geistlichen oder Lehrern verfassten. — Die Sammlung Hörmanns liegt auch einer Abhandlung von J. Müller[75]) wesentlich zu Grunde, die nach einer Einleitung über Bestattungsgebräuche in den deutschen Alpen uns einige Gruppen dieser Grabschriften vorführt. Freilich musste betont werden, das das Volk, wie in allen Zeiten, nicht nur sinnig und tief und ursprünglich, sondern auch oft durch und durch geschmacklos ist. Der Zeitgeist kommt in diesen Grabschriften gelegentlich zum Vorschein. So ist es recht bezeichnend, wenn einem Ammann des 17. Jh. nachgerühmt wird, dass er „der italienischen, französischen und englischen Sprache vollständig mächtig war“[76]). — Eine Reihe älterer Grabschriften aus Nürnberg, namentlich vom St. Johanniskirchhof, bringt ein Anonymus[77]) zusammen, darunter eine von Paulus Melissus verfasste. — Die meist lateinischen Steininschriften im Dom zu Salzburg hat Schreiber[78]) gesammelt. Wenn es auch sehr fraglich ist, ob eine so getreue Wiedergabe und Uebersetzung aller dieser Inschriften überhaupt einen Zweck hat, so fehlt es doch nicht an beachtenswürdigen Eizelheiten; viele beginnen mit dem alten: siste, viator oder lege viator; im Sinne ihrer Zeit sind sie meist höchst überschwänglich gehalten. — Wie in dieser Sammlung, so steht auch in einer Abhandlung von Bötticher[79]) ein Familien- oder lokalgeschichtliches Interesse

---

u. Frauennamen: KBGV. 40, S. 12/6. — 63) F. Crull, Vornamen in Mecklenburg: JbbVMecklG. 57, S. 8-12. — 64) P. Cascorbi, Rufnamen d. Münd. Schuljugend im J. 1890. Progr. Münden, Klugkist. 1891. 11 S. — 65) × A. Schullerus, Brautlauf: KBlVSbnbgL. 15, S. 22/4. (Sch. bespricht e. Hochzeitsbrauch in Donnersmarkt, nach d. d. Hochzeitshaus erstürmt u. d. Braut z. Schein erkämpft wird, d. also mit d. „Brautlauf“ zusammengebracht werden kann.) — 66) × H. Witte, Z. Eheschliessung im 15. Jh.: ZGORh. 7, S. 729. (E. Schreiben, d. d. damalige Auffassung d. Ehe gut beleuchtet.) — 67) O. Glöde, E. Verordnung betr. d. Feier v. Hochzeiten u. Kindtaufen aus d. J. 1693: ZDU. 6, S. 651/2. — 68) G. Conrad, E. Hochzeitseinladung 1676: MVGBerlin. 9, S. 74. — 69) P. Bahlmann, Dtsch. insbes. Hamburger Hochzeitsgedichte d. 17. u. 18. Jh.: CBlBibl. 9 S. 153-69. — 70) × H. Ferber, E. Doppelhochzeit zu Burg. Nov. 1597: BGNiederrh. 6, S. 195/6. (Ueber „Verehrungen“, welche d. Freunde d. Hochzeitsvaters z. Hochzeit beisteuern.) — 71) A. Küster, E. unterbrochenes Hochzeitsfest 1769: MBllGPommG. S. 39-41. (Durch e. Pulverexplosion.) — 72) × S. Kurz, E. Hienzen-Hochzeit: Ethnographia 3, S. 19-24. — 73) H. Bauwers, Inhumation et crémation. I. Les rites funéraires depuis l'antiquité jusqu' à nos jours. 2 éd. revue et augmentée traduit du flamand par A. de Mets. Bruxelles, Pollennis e Centerick. 1891. 526 S. Fr. 5,00. — 74) L. v. Hörmann, Grabschriften u. Marterlen. 2. Folge. Leipzig, Liebeskind. 1891. XII, 192 S. M. 1,50. — 75) J. Müller, D. Poesie d. Todes in d. Alpen: AZg^B. N. 178, 180 u. 181. — 76) × W. Hein, D. Todtenbretter im Böhmerwalde [Aus MAnthrGesWien.] Wien, (Hölder). 1891. 4°. 16 S. M. 3,20. |[Heimgarten. S. 149-51.]| — 77) Grabinschriften auf d. Nürnberger Friedhöfen: FränkKur. N. 318. — 78) J. Scheiber, D. Steininschriften u. Epitaphien im hohen Dome zu Salzburg: MGSalzburgL. 32, S. 55-131. — 79) v. Bötticher, Grabsteine u. Epitaphien in d. Kirche zu Görda: NLausitzMag. 68,

im Vordergrunde. Höchstens wäre darin für uns die äussere Schilderung einzelner Epitaphien von Wert. — Ueber schlesische Grabschriften liegt eine ausführliche Arbeit von Knötel[80]) vor, der mit Recht betont, dass diese Epitaphien dem Kulturhistoriker wie dem Kunstgelehrten, dem Trachtenforscher und dem Ikonographen reichen Stoff bieten. Er behandelt zunächst kurz die Entwicklung der unfigurierten Grabsteine, die im 16. Jh. sich mit den auf ganz anderer Grundlage beruhenden Epitaphien vielfach verschmelzen. Unter diesen sind in erster Linie die in den Kirchen aufgehängten Gedächtnistafeln zu verstehen, die bis ins 17. Jh. neben den eigentlichen Grabmälern erscheinen. Während die Grabsteine Figuren der Verstorbenen, Wappen usw. zeigen, trifft man auf den Epitaphien des Mittelalters und der guten Renaissance wesentlich Bilder biblischen oder heiligengeschichtlichen Inhalts. Bis ins 16. Jh. da sie die Höhe ihrer künstlerischen Ausbildung erreichen, bestehen sie nur aus Bild und Inschrift. K. stellt die Formentwicklung im einzelnen dar. Neben den Epitaphien und über den Denkmälern wurden nach altem Brauch noch Waffen und Rüstungen aufgehängt[81]). Das Bilderepitaph geht mit dem 17. Jh. zu Ende, wenn es sich auch vereinzelt später findet. Doch nimmt jetzt die Inschrift die Hauptstelle ein. Die jüngsten sind die in den Kirchen aufgehängten Tafeln zum Gedächtnis der Gefallenen. Eingehend beschäftigt sich K. dann mit den Bildern auf den Epitaphien — die mehr kunstgeschichtlich interessant sind — und den Inschriften, wobei er die Titelsucht früherer Tage streift. Aus der Arbeit hebe ich noch als auch sonst bestätigt hervor, wie sehr der grosse Kinderreichtum vieler Familien auffällt[82]). — Zum Teil stützt sich auf Grabdenkmäler auch der Vortrag Bendas[83]) über die Darstellungen des Todes in der lübischen Kunst. In seinen Einzelheiten bietet B. für die Entwicklung des Gemütslebens, des Geschmacks und der Sitten mancherlei. Wenn u. a. Gödeke gemeint hat, dass erst durch Lessings Schrift: „Wie die Alten den Tod gebildet“, das Gerippe durch das schöne Bild des antiken Genius verdrängt sei, so führt B. dagegen an, dass man in Lübeck schon seit 1574 den fackelsenkenden Knaben ausserordentlich häufig an Grabdenkmälern findet. Erwähnenswert ist noch die Platte des Bürgermeisters Tidemann († 1521), dessen Randstreifen mit kleinen sittenbildlichen Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen bedeckt ist[84-85]). —

Geselliger Verkehr und gesellschaftliche Sitte, Vergnügungen, Spiele und Feste. Ueber die schon mehrfach, besonders von J. Grimm betrachtete Anwendung der Fürwörter in der Anrede sowie namentlich über den Gebrauch der Titel, Standesbezeichnungen und sonstigen Gruss- und Ergebenheitsausdrücke im geselligen Verkehr giebt Denecke[86]) einen anregenden und gründlichen Ueberblick. Es ist eine meist unerfreuliche Seite deutschen Lebens, die hier in allen Einzelheiten und in richtiger Auswahl beleuchtet wird. Das Charakteristische des Verkehrs in Deutschland, die Schwerfälligkeit und die Gespreiztheit einerseits, die Servilität andererseits tritt deutlich hervor; der tiefste Punkt in dieser Beziehung ist bekanntlich im 17. Jh. erreicht. Für das ausgehende Mittelalter, eine im Grunde doch gesund naive Periode, hätte hervorgehoben werden können, dass als allgemeine Anrede „Freund“ üblich war, ein immerhin doch bezeichnender Zug[87-89]). — Auf ein nicht unwichtiges Dokument des geselligen Verkehrs früherer Zeit, das Stammbuch, ist man mehrfach eingegangen[90-93]). Das des Petrus Figulus z. B. ist für das Gelehrtenleben vielfach interessant; doch interessiert es den Kulturhistoriker weniger wegen des von Sander[94]) in den Vordergrund gestellten persönlichen Elements, als vielmehr als Reisestammbuch, das die Sitte der Peregrinatio academica erläutert. — Auf Anstandsregeln und zwar auf lateinische Gesetze für einen Mittagstisch geht Karl Meyer[95]) ein. Die beiden Stücke sind im Anfang des 16. Jh. geschrieben und zeigen vielleicht die Nachwirkung einer deutschen Tischzucht, die sich in derselben Hs. findet und eine Fassung bietet, die die Quelle für die Köbelsche Tischzucht zu sein scheint. Die Gesetze, die „Tischregeln des siebzehnten und des neunten Tisches“ scheinen für Studenten gegolten zu haben. Sie setzen Ein-

---

S. 224-49. — **80**) P. Knötel, Gesch. d. Epitaphs in Schesien: ZVGSchlesien. 26, S. 27-73. — **81**) × A. v. Hanstein, Z. Frage d. in d. Kirchen aufgehängten Rüststücke: DHerold. 23, S. 59. — **82**) × A. Semrau, D. Grabdenkmäler d. Marienkirche zu Thorn. (=MCopernicusV. Heft 7.) Thorn, Lambeck. 4⁰. 66 S., 22 Taf. M. 5,00. — **83**) A. Benda, Wie d. Lübecker d. Tod gebildet: ZVLübG. 6, S. 563-90. — **84**) × C. Weitling, Berliner Leichengebühren u. d. Leichenreglement v. 1748. Berlin, K. J. Müller. 16 S. M. 0,20. — **85**) × [H.] F[erber], D. Tod u. d. Begräbnis v. W. v. Scheidt, gen. Weschpenning, 1611: BGNiederrh. 6, S. 196/7. — **86**) A. Denecke, Z. Gesch. d. Grusses u. d. Anrede in Deutschland: ZDU. 6, S. 317-45. — **87**) × R. D., Mäher- u. Jäderinnengrüsse aus d. oberen Gurkthale: Carinthia 82, S. 22/5, (Neckende herausfordernde Sprüche.) — **88**) × P. H., Kollege u. Kamerad: LZg^{B}. N. 27. (Hist. Entwicklung dieser Anreden.) — **89**) J. H., Fürstl. Höflichkeiten aus d. „guten alten Zeit“: Didask. N. 92. (2 recht grobe Briefe Karls IX. v. Schweden u. Christians IV. v. Dänemark. D. Vf. hätte auf d. früher häufigen „Scheltbriefe“ hinweisen können.) — **90**) × F. Endl, D. Stammbuch d. J. Rottenburger: JHGA. 2, S. 27-42. — **91**) × J. Bächtold, Aus Hofrat Büels Stammbüchern: ZürcherTb. 15, S. 133-68. (1761 bis 1830.) — **92**) × M. M. v. Weittenhiller, D. Stammbuch d. Wolfg. v. Kaltenhausen zu Greifenstein: JHGA. 2, S. 13-26. (1600—35.) — **93**) × Frhr. v. u. zu Aufsess, v. Goldbecksche Stammbücher: DHerold. 23, S. 109-10. — **94**) F. Sander, D. Stammbuch d. Petrus Figulus 1636—49: AZg^{B}. N. 291 u. 292. (S. u. III 1 50.) — **95**) Karl Meyer, Erfurter

tritts- und Strafgelder fest und regeln Ordnung und Anstand bei der Mahlzeit. Die Reihe der Anstandsforderungen der einen Regel erinnert deutlich an die älteren Tischzuchten[96]). — Diese Tischzuchten halten sich übrigens in neuerer Zeit noch ziemlich lange, kommen aber nicht mehr zu grösserer Bedeutung, da an ihre Stelle eine neue Erscheinung tritt, über die Fuhse[97]) ausführlich handelt. Schon das 16. und vornehmlich das 17. Jh. bringen eine bunte Reihe von Komplimenten- und Zuchtbüchlein und neben ihnen oder mit ihnen verbunden das Trincierbuch. Die neue Trincierkunst kam aus Italien. 1601 erschien in Rom das erste Trincierbuch. Auf die Ausbildung der Kunst und den Inhalt dieser Litteratur geht F. in lehrreicher Art näher ein, er veranschaulicht seine Ausführungen auch durch einige Illustrationen[98]). — Ueber das Wirtshausleben[99-100]) liegt nur wenig vor. Eine Rechnung[101]) zeigt, dass 1647 eine einfache Verpflegung in einem Düsseldorfer Wirtshaus $^1/_2$ Reichsthaler täglich kostete. — Kunze[102]) weist auf den noch heute in einem Thüringer Gasthaus erhaltenen alten Volksbrauch des Kerbholzes hin. — Die Jagd früherer Zeit ist mehrfach dargestellt worden, von Crämer[103]) ausführlich die Jagd im Spessart, die auch in Sage und Geschichte (Karl d. Grosse, Friedrich Rotbart) eine Rolle spielt. Schon die Nibelungen kennen den Spessart als Jagdgebiet. Das jagdbare Getier und die Art des Jagens werden uns gezeigt, der Wildfrevel wird behandelt, eine Reihe von Wald-, Forst-, Jagd- und Fischerordnungen werden herangezogen — Jagdgeschichtliche Einzelheiten geben Brehmer[104]) für Lübeck (Ausübung der Jagd, Ertrag) und Distel[105]) für Sachsen[106]) (s. u. N. 424). — Die Geschichte der Spiele (s. u. N. 223—247) wird in zwei grösseren französischen, mir nicht zugänglichen Büchern[107-108]) behandelt[109]). — Ueber einzelne Spiele berichten Haas[110]) (Pfänderspiel) und Treu[111]) (Werfen mit einer Holzkugel in den Marschdistrikten). — Weiter wird von einem Brauch am Morgen des 2. Kirchweihtages berichtet[112]), nach dem die Burschen an die jungen tanzenden Mädchen drei Schläge verabfolgen. — Ueber die Scherze und Spiele in elsässischen Kunkelstuben bringt Lienhart[113]) einiges bei. — Zahlreich sind die Arbeiten über Kinderspiele, grösstenteils aus volkskundlichem Interesse entstanden[114-119]). So ist namentlich Blinds[120]) Aufsatz beachtenswert, der die tiefere Bedeutung der Kinderspiele und Kinderlieder als Nachklang uralter Bräuche betont. — Zur Geschichte der Feste ist eine Arbeit Pasigs[121]) zu nennen, der für die Hauptfeste des Volkes einen natürlichen Ursprung nachzuweisen sucht. — Ein Anonymus[122]) behandelt lehrreich die ländlichen Festlichkeiten in Schleswig-Holstein zu Anfang unseres Jh., namentlich Taufe und Hochzeit. — Carnoy[123]) beschäftigt sich mit dem Karneval[124]). — Zur Geschichte der alten deutschen Bürgerfeste, der Schützenfeste, sind einige lokale Beiträge zu verzeichnen, die im einzelnen, wie z. B. das Schützenprivileg von der Stadt Horn[126]), interessant sind[127-129]). Bekannte Lokalfeste, wie der Schäfflertanz und der Metzgersprung, haben wieder einen Erzähler in Mayer[130]) gefunden. — Manchen[131]) geht auf den festlichen Umzug ein, den siebenbürgische unverheiratete Burschen am Aschermittwoch veranstalten; merkwürdige

---

Tischregeln: ZDA. 36, S. 56-63. — **96**) × Ph. Strauch, Z. Tischzucht d. Göttinger Hs.: ib. S. 367/8. — **97**) F. Fuhse, Trincierbücher d. 17. Jh.: MGNM. S. 1-17. — **98**) × K. Lassen, Kaiser u. Könige bei Tische: Didask. N. 111. (Ueber d. gastronomisch. Neigungen Karls d. Gr., Karls V., Heinrichs VIII., d. Bourbonen, Hohenzollern usw.) — **99**) × Altdtsch. Wirtshausleben: HambNachr^B. N. 39. (Schöpft aus Alw. Schultz, Dtsch. Leben im 14. u. 15. Jh.) — **100**) × F. Hauptmann, Wirtsordnung v. J. 1672: BonnA. 3, S. 65. — **101**) H., E. Gasthausrechnung v. 1647: BGNiederrh. 6, S. 199. — **102**) F. Kunze, D. Gebrauch d. Kerbholzes auf d. Thüringerwalde: ZVVolksk. 2, S. 50/6. — **103**) P. Crämer, D. Jagd im Spessart in Sage u. Gesch. München, Pohl. 170 S. M. 4,00. |[AZg^B. N. 226.]| — **104**) W. Brehmer, D. Ausübung d. Jagd um d. Wende d. 16. Jh.: MVLübG. 5, S. 151/7. — **105**) Th. Distel, Waidmännisches unter Kurfürst August. — Jagdgeschichtl. Findlinge. — Etwas aus d. Kursächs. Jagdchronik. — Kurfürstl. Wildbretspenden. — E. Jagdabenteuer bei Pillnitz (1723): Waidmann 23, S. 134, 166, 214; 24, S. 395/6. — **106**) ○ × G. Deutsch, Z. Gesch. d. österreich. Hofjagd: ÖUR. 13, S. 225-54. — **107**) ○ E. Fournier, Histoire des jouets et des jeux d'enfants. 2. éd. Paris, Dentu. 18⁰. 356 S. Fr. 5,00. — **108**) ○ L. Barron, Les jeux, jeux hist., jeux nationaux, sports modernes. Paris, Leroux. 239 S. Fr. 3,50. — **109**) × O. Lehmann, Z. Gesch. d. Volksspiele: Nordwest, Juni-Juli. — **110**) A. Haas, Auf d. breiten Steine stehen: BllPommVK. 1, S. 6. (Pfänderspiel.) — **111**) K. Treu, D. Boosseln: Urquell 3, S. 102. — **112**) D. Pritschenausteilen. E. Kirchweihbrauch: ZVK. 4, S. 174. — **113**) H. Lienhart, D. Kunkelstube; JbGElsLothr. 8, S. 76-80. — **114**) × H. v. Wlislocki, Kinderspiele aus Siebenbürgen: Urquell 3, S. 141. — **115**) × id., Siebenbürgisch-sächs. Kinderspiele: Ethnographia 3, S. 24/5. — **116**) × F. Knothe; Volksdichtung u. Kinderspiele im nordöstl. Dtsch.-Böhmen: D. Riesengebirge in Wort u. Bild 11, Heft 3. — **117**) H. Dassow Abzählreime: BllPommVK. 1, S. 16. — **118** × C. Gander, Kinderspiele u. Kinderreime. In Guben u. Umgegend aus d. Volksmunde ges. I.: MNLGAU. 2, S. 216-30. — **119**) A. Kiss, Siebenbürgisch-dtsch. Kinderspiele: Ethnographia 3, S. 38/9. — **120**) K. Blind, Engl. u. Dtsch. Kinderlieder u. Kinderspiele: VossZg^B. N. 16. — **121**) P. Pasig, Naturfeste: Natur N. 38. — **122**) id., Brauch u. Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang d. 19. Jh. 4. Ländliche Festlichkeiten: ZDKG. 2, S. 236-51. — **123**) H. Carnoy, Le carnaval: Tradition 6, S. 90/2, 144/6, 221/9. — **124**) × G. Terburg-Arminius, Fastnachtssitten. E. Beitr. z. Gesch. d. alten Bürgertums: VolksZg^B. 21. Febr. (Betont namentlich d. Ausartung.) — **125**) × C. Reuling, Bürgerl. Feste in e. alten Reichshauptstadt: TäglRs^B. N. 220. — **126**) Schützenprivilegien d. Stadt Horn v. 1. Aug. 1609: BVLNiederöstr. 26, S. 152/6. — **127**) × Berthold, E. altes Speierer Schützenfest: PfälzMuseum. 9, S. 34/5. — **128**) × K. Koppmann, Ordnung d. Lübischen Büchsenschützen: HansGBll. 19, S. 97-112. (Nicht vor 1592 enstanden.) — **129**) × B. Hüser, E. Schützenfestbrauch: ZVK. 4, S. 26. — **130**) A. Mayer, D. Schäfflertanz u. d. Metzgersprung: Bayerland 3, S. 414/8. — **131**) G. Manchen, D. Reihen d. Knechte in

Einzelheiten fallen dabei auf. — Historisches über das Narrengericht in Stockach bringt Sarrazin[132]). Es wurde am Fastnachts Dienstag auf dem Markt abgehalten, über Lächerlichkeiten aller Art wurden aus dem Narrenbuch Berichte in Bänkelsängerversen verlesen und dem entsprechende Urteile gefällt. — Von Hoffesten sind namentlich die brandenburgischen behandelt. Ein Anonymus[133]) schildert die Bohnenfeste, die namentlich im ersten Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen eine Rolle spielten. Bemerkenswert ist die Satire, die dabei zum Vorschein kam. — Derselbe Anonymus[134]) schildert andere Hoflustbarkeiten aus der gleichen Zeit, die vielfach charakteristisch und anziehend sind[134a]). — Den am Berliner Hofe üblichen Fackeltanz bringt von Raumer[135]) mit dem Fackeltanzen bei den Turnieren in Verbindung. Die heutige Ceremonie ist unter Friedrich Wilhelm II. festgestellt. —

Sittengeschichtliches. Ein Buch Hösslis[136]) giebt uns, trotzdem es die Männerliebe der Griechen in ihren Beziehungen „zur Geschichte, Litteratur und Gesetzgebung aller Zeiten behandeln will," nur zu seiner Erwähnung Anlass. — Letainturier-Fradin[137]) legt eine umfangreiche Geschichte des Duells vor, deren Wert ich aber nicht prüfen konnte[138]). — Die interessante, bereits von mir gewürdigte Abhandlung von Amiras[139]) über Tierstrafen und Tierprocesse (JBL. 1891 I 5 : 179) ist jetzt gesondert erschienen. — Denselben Stoff[140]) behandelt weniger tief, aber breiter d' Addosio[141]), der zahlreiche Prozesse gegen Tiere (Schweine, Kühe, Fliegen, Spinnen, Ratten) von Karl d. Grossen bis auf unser Jh. schildert. — Zu der sittengeschichtlich wichtigen Historie der Verbrechen[142-143]) und Strafen liegen mehrere Arbeiten vor, wobei ich bemerke, dass ich hier natürlich auf rein rechtsgeschichtliche Studien nicht eingehe. Viele interessante Einzelheiten (z. B. Darstellung der einzelnen Strafen, der Züchtigungsmittel, der verschiedenen Arten von Verbrechen) bietet Rieders[144]) Werk. — Distel[145]) teilt zwei Leipziger Schöppensprüche mit, deren einer einen Ehebrecher 1587 zum Tode verurteilt, der andere einen schweren Verbrecher zu den damals üblichen grausamem Strafen (Reissen mit glühenden Zangen usw.) verdammt. — Holtze[146]) bespricht unter Mitteilung interessanter Einzelheiten den Prozess des Mörders Briesemann, der 1716 in Berlin enthauptet wurde, einen Vorgang, der die Berliner ungemein erregte und eine ganze Litteratur hervorrief. — Blind[147]) beschäftigt sich mit einer schwäbischen Gaunerbande, Vrhovec[148]) etwas breit mit dem Prozess eines Stadtkassierers in Rudolfswerth, der ein bedenkliches Licht auf die damalige Rechtspflege wirft, übrigens neben der Schädigung des wahrscheinlich unschuldigen Angeklagten und Verurteilten auch die ganze kleine Stadt an den Bettelstab brachte[149-150]). — Neben zwei Scharfrichterverträgen[151-152]) können hier dann noch mehrere Mitteilungen über alte Polizei- und Strafordnungen erwähnt werden. Die Düsseldorfer Verordnung von 1792[153]) richtet sich besonders gegen „das Vingt-un und Trischack."— Eine lange, von Gerlach[154]) veröffentlichte, „Willkühr und Verordnung" des Rats zu Freiberg, „so jährlich bey Aufftrettung und Publicirung des nüuen Raths der gemeinen Bürgerschafft publiciret und vorgelesen wird", ist sittengeschichtlich nicht ohne Wert. — Von mehreren andern Einzelarbeiten[155-156]) nenne ich den Aufsatz von Jacobs[157]), der von einem innerhalb des Domkapitels zu Halberstadt üblichen und mit kirchlicher Feier geübten merkwürdigen

---

Nadesch: KBlVSbnbgL. 15, S. 132/5, 137-40. — **132**) J. Sarrazin, D. Narrengericht zu Stockach: Alemannia 20, S. 211. — **133**) F. v. S., Bohnenfeste am Berl. Hofe: VossZg^B. N. 29. — **134**) × id., Lustbarkeiten am Hofe Friedr. Wilhelms III.: ib. N. 42/3. — **135**) G. v. Raumer, D. Fackeltanz bei hohen Vermählungen im preuss. u. kurbrandenb. Hause: Bär 17, S. 572. — **136**) H. Hössli, D. Männerliebe d. Griechen, ihre Beziehungen z. Gesch., Litt. u. Gesetzgebung aller Zeiten. Oder Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung u. Entwürdigung. 2. Aufl. Münster i. Schw. (Leipzig, Barsdorf.) IV, 125 S. M. 3,00. — **137**) ○ G. Letainturier-Fradin, Le duel à travers les âges: histoire et législation, duels célèbres, code du duel. Avec une préf. d' A. Tavernier. Paris, Flammarion. IV, 317 S. Fr. 12,00. — **138**) × v. Stetten, E. Fehdebrief v. J. 1489: DHerold. 23, S. 114/15 — **139**) K. v. Amira, Tierstrafen u. Tierprocesse [Aus: MIÖG.] Innsbruck, Wagner. 57 S. M. 1,00. |[ZVVolkk. 2, S. 213; CBlRechtsw. 11, S. 130; RCr. 33, S. 11.]| — **140**) × A. Harou, Procès contre les animaux: Tradition 6, S. 72. — **141**) C. d'Addosio, Bestie delinquenti, con pref. di R. Bonghi. Napoli, Pierro. 364 S. L. 2,00. — **142**) × A. Adam, E. Mordbrenner v. 1527: Ecclesiasticum Argentinense. (Archival. Beil.) S. 79-87. — **143**) × A. Haas. Kindesmord Trina Holtzendorffs zu Gartz a. O. 1632: MBllPommG. S. 88-91. — **144**) O. Rieder, Beitrr. z. Gesch. d. Hochstiftes Eichstätt. 10. Kriminelles. (Sonderabdr. aus d. Neuburger Kollectaneen-Blatt 1890-91.) Neuburg, Griesmayer. 165 u. 136 S. |[Schl.: HJb. 14, S. 705.]| — **145**) Th. Distel, E. Leipziger Schöppenspruch, d. Verurteilung ei. Ehebrechers in Freiberg betr., 1587. — E. nach Freiberg ergangener Leipziger Schöppenspruch, d. Verurt. e. Ehebrechers in Freiberg betr., 1587. — E. nach Freiberg ergang. Leipziger Schöppenspruch, Raubmord u. Brandstiftung betr., 1616: MFreibergAV. 28, S. 53/4. — **146**) F. Holtze, E. Strafprocess in Alt-Berlin: VossZg. N. 399 u. 401. — **147**) G. Blind, Georg Grossstötter u. Consorten. E. Beitr. z. Gesch. d. Gaunertums im 18 Jh.: WürttVjh. 1, S. 218-30. (Aus d. Gerichtsakten d. ehem. Cent. Niederstetten). — **148**) J. Vrhovec, E. Defraudationsprozess aus d. J. 1782. (E. Beitr. z. Rechtspflege im vorigen Jh.) Progr. Rudolfswerth. 32 S. — **149**) × Silv. Frey, D. Verbrecherwelt Berlins: Didask. N. 110. — **150**) × H. Holland, D. Cagliostro v. Bayreuth: Bayerland 3, S. 452/4, 464/6, 487/9, 498-500. — **151**) F. Jecklin, Bündnerischer Henkerbrief 1741: AnzSchwG. 22, S. 264/6. — **152**) Vertrag für d. Bentschener Scharfrichter C. Gundermann, 1760: JbBrombergHV. S. 90/2. — **153**) Verordnung gegen d. Hazardspiel 1792: BGNiederrh. 6, S. 203. — **154**) H. Gerlach, Freiberger Polizei-Ordnungen aus alter Zeit: MFreibergAV. 28, S. 31/8. (V. 17. Mai 1669.) — **155**) × J. Weiss, V. e. Rügordnung im fürstl. Arch. zu Wallerstein: Bayerland 3, S. 525, 547-50. — **156**) × Verordnungen u. Gebräuche im 16. u. 17. Jh. in Danzig: Bär 16, S. 430. — **157**) E. Jacobs, D. Bärenführen d.

Brauch, dem des Bärenführens, handelt, dessen Ursprung auf umgewandelte heidnische Volksvorstellungen und Gebräuche zurückgeführt wird. — Ferner wären eine Plauderei von Straubing[158]) zu berühren, die von der Sitte des Schnupfens, ohne den nicht interessanten Gegenstand irgendwie zu erschöpfen, und eine Notiz über einen Berner Erlass gegen zu lange Predigten[159]), dessen Begründung in der „minderen Erbaulichkeit“gipfelt. — Was Montanus[160]) über berühmte Taschenspieler und Saltarino[161]) über Athleten und Ringkämpfer beibringt, mag zu oberflächlicher Orientierung dienlich sein.[162]). —

Geistige und gemütliche Entwicklung. Hier kann es sich nur um Arbeiten handeln, die auf die allgemeinen geistigen und gemütlichen Zustände Licht werfen, Arbeiten, die aber grösstenteils unter die verschiedenen Rubriken „Allgemeines“ der JBL. fallen. Soweit sie eben nur für die einzelnen Perioden in Betracht kommen, muss ich sie hier ausschliessen. Obgleich ich also nicht die Absicht haben kann, Schriften, die die Geschichte der Philosophie und anderer Fachwissenschaften betreffen, zu besprechen, muss ich, als über die Geschichte der Philosophie hinausgehend, Spickers[163]) Buch erwähnen. Er will die Gründe zur Wiederbelebung wie die Ursachen des Verfalls der Philosophie in ihren Hauptmomenten entwickeln, greift also auf das allgemeine geistige Leben zurück. Sp. findet in der Vergangenheit der Philosophie einen beständigen Wechsel zwischen den Epochen des mächtigsten Aufschwunges und des unaufhaltsamen Niederganges. Er forscht nach den Gründen, weshalb die griechische, scholastische, die neuere Philosophie und namentlich die Gegenwart schliesslich in einen völligen Skepticismus und transcendentalen Unglauben verfielen. Er schiebt die Schuld auf den einseitigen Intellektualismus und logischen Formalismus, auf den Mangel an religiösem und transcendentalem Sinn. Dass die Griechen z. B. eine Philosophie ohne Religion hatten, ist in Sp.s Augen ihr grösster Mangel und die Ursache des Verfalls; das Christentum ist ihm der Mittelpunkt der Weltgeschichte, an dieses müsse der Fortschritt der Philosophie und der allgemeinen Bildung anknüpfen. Wer das religiöse Gefühl verliert, verliert auch zugleich allen Transcendentalismus und damit jede höhere Philosophie. Ohne der dogmatischen Religion das Wort zu reden, will er die Notwendigkeit des Glaubens auch für die Wissenschaft beweisen. Der Philosoph soll der Vermittler zwischen Religion und Wissenschaft sein. Diese und ähnliche Sätze leiten seine Untersuchung, die sich im übrigen auf ein reiches historisches Material stützt. Einer Kritik habe ich mich hier zu enthalten. — Auf Steinhausens, das geistige und gemütliche Leben in vielen Beziehungen beleuchtendem Buche, das bereits charakterisiert ist (JBL. 1891 I 5 : 13), beruhen eine Anzahl Aufsätze, die von der „Geschichte des deutschen Briefes“ handeln[164-167]). — Ueber lokale Bedeutung hinaus reicht die fleissige Arbeit Zenkers[168]) über die Entwicklung der Wiener Journalistik (s. u. IV 1b : 147): es ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens überhaupt. Was über die Flugblätter und Relationes, über die „Moralischen Wochenschriften“, über die Censur usw. beigebracht wird, ist durchaus von allgemeinem Interesse. — Steinhausen[169]) entwickelt, wie seit dem 13. Jh. der Brief vielfach die Zeitung vertreten hat; namentlich die politischen Nachrichten wurden nicht bloss vor dem Aufkommen der gedruckten Zeitungen, sondern auch nach demselben, so noch sehr stark im 17. Jh., durch Briefe und briefliche Beilagen vermittelt. Weiter hat aber der Brief auch die Handelszeitung vertreten, ebenso das, was wir heute den lokalen und vermischten Teil und die Familiennachrichten nennen, namentlich aber auch die gelehrte Zeitung und Zeitschrift. Die Nachweise im einzelnen entnimmt Steinhausen wesentlich seiner „Geschichte des deutschen Briefes.“ — John[170]) gestaltet seine Plauderei über die Schlossbibliothek Königswarth zu einer allgemeinen Betrachtung der geistigen Atmosphäre der Vergangenheit[171]). — Zu der so vernachlässigten Geschichte des Gefühlslebens giebt Biese[172]) einen bedeutenden Beitrag, indem er sein Buch über die Entwicklung des Naturgefühls in einer neuen Auflage vorlegt. Dass es nur eine Titelauflage ist, zeugt von einem viel zu geringen Interesse des Publikums für den anregenden und anregend behandelten Stoff. B. hebt hervor,

---

Halberstädter Domprobstes. D. Bär am Harze: ZHarzV. 25, S. 271/6. — 158) J. G. Straubing, Etwas v. Schnupftabak: Didask. N. 155. — 159) E. Erlass gegen lange Predigten: ib. N. 136. — 160) E. Montanus, Berühmte Taschenspieler: ib. N. 222. — 161) Signor Saltarino, Athleten u. Ringkämpfer: ib. N. 145. — 162) × G. Maisch, Durch eigne Hand. Bilder aus d. Gesch. d. Selbstmords in 5 Vortrr. Gotha, Perthes. 1891. VIII, 160 S. M. 3,00. |[Sallmann: BLU. S. 520.]| — 163) G. Spicker, D. Ursachen d. Verfalls d. Philosophie in alter u. neuer Zeit. Leipzig, Wiegand. VIII, 280 S. M. 6,00. |[F. Jodl: PhilosMhh. 29, S. 458-66.]| — 164) × F. Lemmermayer, Z. Gesch. d. dtsch. Briefes: NatZg. N. 437 u. 445. — 165) × Gesch. d. dtsch. Briefes FränkKur. N. 511. — 166) × Gesch. d. dtsch. Briefes: Didask. N. 5/9. — 167) × E. Groth, Z. Gesch. d. dtsch. Briefstils: Grenzb. 2, S. 27-40. — 168) E. V. Zenker, Gesch. d. Wiener Journalistik v. d. Anfängen bis z. J. 1848. Wien, Braumüller. 159 S. M. 4,00. |[LCBl. S. 596/7.]| — 169) G. Steinhausen, D. Brief als Zeitung: MagdZg^B. N. 7/9. — 170) A. John, Allerlei Quellenstudien: LJb. 1, S. 38-48. — 171) × Gerh. Krause, D. Entwicklung d. Geschichtsauffassung bis auf K. Marx (=Berl. Arbeiterbibl. Heft 12.) Berlin, Verl. d. Vorwärts. 1891. 38 S. M. 0,20. — 172) A. Biese, D. Entwicklung d. Naturgefühls im Mittelalter u. in d. Neuzeit. 2. Ausg.

dass er zwar die Landschaftsmalerei und Landschaftsgärtnerei in ihren wichtigsten Phasen zur Vervollständigung des Bildes herangezogen, die Hauptquelle aber in der Litteratur und besonders in der Poesie gesehen habe. Ist das dem Litteraturhistoriker gewiss erwünscht, so möchte ich als Kulturhistoriker doch betonen, dass ich es lieber gesehen hätte, wenn die grosse Masse der Menschen, der Durchschnitt, stärker berücksichtigt wäre. Tagebücher, Briefe usw. konnten hierfür Quellen sein, den Wert des Buches erkenne ich aber auch in dieser Gestalt auf das wärmste an. — Wesentlich auf diesem Buche beruht die Skizze Bieses [173]), die zeigt, wie sich der Sinn für das Romantische in der Gebirgsnatur entwickelt hat [173a]). — Zur Geschichte des für das geistige und gemütliche Leben charakteristischen Fanatismus liegen einige Schriften vor. [174-176]) — Besonders zahlreich ist aber wieder die Litteratur zur Geschichte des Aberglaubens, eines Gebietes das auch nicht leicht zu erschöpfen sein wird. —

Aberglauben. Von allgemeinen Werken (s. u. N. 248—86) ist neben der (N. 27) erwähnten Abhandlung Brunnhofers zunächst Leas [177]) umfangreiche Arbeit über die verschiedenen Arten, wie die Menschheit früher die strittige Wahrheit zu ermitteln suchte, also über die Eideshelfer und den gerichtlichen Zweikampf, das Gottesurteil und die Folter, Institutionen, die stark mit abergläubischen Vorstellungen durchsetzt sind, zu erwähnen. Wesentlich rechtshistorisch, ist sie doch, wie schon der Titel ausspricht, für die Sitten- und Gemütsgeschichte der Völker sehr wichtig. Gerade die Ausdehnung der Untersuchung auf alle Nationen ist besonders erwünscht, weil dadurch die richtige Beleuchtung der Vorstelluugen unseres eigenen Volkes erreicht wird. — Auch Stracks [178]) bekannte Schrift, die in neuer, ausserordentlich vermehrter Auflage erschienen ist, verfolgt ihren Gegenstand — die Rolle, die das Blut im Glauben und insonderheit im Aberglauben der ganzen Menschheit gespielt hat, — durch die Zeiten und Völker hindurch und ist für die allgemeine Kulturgeschichte von Wichtigkeit. Die vorliegende Ausgabe vermehrt die Nachweise über die Geschichte des Blutaberglaubens, namentlich soweit er Verbrechen hervorgerufen hat. [179]) — Auch Lévis [180]) umfangreiches Buch über die Geschichte der Magie ist wiederum aufgelegt worden [181]). — Henne am Rhyn [182]) sucht die genetische Entwicklung der Teufelsidee und des Hexenwesens festzustellen, ohne wesentlich Neues zu bringen [183-184]). — Rein populär ist das Buch von Hössli [185]) das nach Horsts Dämonologie Stellen aus dem Hexenhammer giebt. Aus dem im Hexenhammer öfter angeführten antiken Zauberroman, dem „goldenen Esel des Apuleius“, werden im Anhang kurze Auszüge gegeben. — Sehr zahlreich sind wieder die Einzelarbeiten zur Geschichte des Hexenwesens [186-189]). Hierbei sei berichtigend bemerkt, dass die im Bericht über das vorhergehende Jahr angeführte Arbeit Stamfords (N. 69) keinen Hexenprozess, sondern einen Mordprozess zum Gegenstand hat. — Längin [190]) opponiert den Versuchen der Ultramontanen, die Gräuel der Hexenprozesse grösstenteils dem Protestantismus in die Schuhe zu schieben. Er stützt sich dagegen auf neuere objektive Schriften, wie die von Rapp (JBL. 1891 I 5 : 74), die von Hermann über die Hexen von Baden-Baden und die des Amerikaners Burr. Er kommt zu dem Schluss, dass die Hexenprozesse die Wirkung jenes Geistes gewesen seien, aus welchem die römische Inquisition hervorging. Ueber einzelne Prozesse handeln Evans [191]), der ebenfalls nach Burrs Veröffentlichungen den grossen Prozess gegen den Trierer Rat und Stadtschult-

---

Leipzig, Veit & Co. VIII, 460 S. M. 5,00. — **173**) id., D. Sinn für d. Romantische in d. Gebirgsnatur: NatZg. N. 461. — **173a**) ○ × Humour of Germany translated by Hans Müller-Casenov. London, Scott. Sh. 3,00. — **174**) × Corvin D. Geissler. Hist. Denkmale d. Fanatismus in d. röm.-kathol. Kirche. 3. Aufl. 6.—8. Lfg. Zürich (Rudolstadt, Bock). S. 209-336. à M. 0,30. (Ergänzungswerk z. Pfaffenspiegel.) — **175**) × O. Buchner, E. Ketzergericht zu Giessen 1750: MOberhessGV. 3, S. 138. — **176**) × J. V. Simák, Aerztl. Relation über e. d. Ketzerei verdächtigen Bibelleser 1749: CeskyLid. 2, S. 41/4. — **177**) H. Ch. Lea, Superstition and force. Essays on the wager of law, the wager of battle, the ordeal torture. 4. ed. Philadelphia, Lea brothers. XVI, 627 S. |[v. Sch.: HJb. 14, S. 458/9.]| — **178**) H. L. Strack, D. Blutaberglaube in d. Menschheit Blutmorde u. Blutritus. 4. neubearb. Aufl. (=Schriften d. Institutum Indaicum N. 14.) München, Beck. XII, 155 S. M. 2,00. |[LCBl. S. 332.]| — **179**) × R. Kleinpaul, Menschenopfer u. Ritualmorde. Leipzig, Schmidt & Günther. III, 80 S. M. 1,50. — **180**) E. Lévi, Histoire de la magie avec une exposition claire et précise de ses procédés, de ses rites, et de ses mystères. Nouv. éd. Paris, Alcan. XVI, 560 S. Fr. 12,00. — **181**) × J. Rothholz, Aberglaube u. Geisterseherei: VolksZg^B. N. 33. (Hist. Notizen z. Gesch. d. spiritist. Aberglaubens.) — **182**) O. Henne am Rhyn, D. Teufels- u. Hexenglaube, seine Entwicklung, seine Herrschaft u. sein Sturz. Leipzig, Spohr. VII, 159 S. M. 2,40. — **183**) × M. Schwann, E. Teufelsaustreibung im 17. Jh.: FZg. N. 306. — **184**) × Am Ausgang d. 19. Jh. E. Teufelsaustreibung geschehen zu Wemding in Bayern anno 1891. 1.—10. Aufl. Barmen, Klein. 47 S. M. 0,40. — **185**) H. Hössli, Hexenprozess u. Glauben, Pfaffen u. Teufel. Als Beitr. z. Kult.- u. Sittengesch. d. Jhh. Leipzig, Barsdorf. 80 S. M. 1,50. — **186**) × B. E. König, Ausgeburten d. Menschenwahns im Spiegel d. Hexenprozesse u. d. Auto da fés. Hist. Schandsäulen d. Aberglaubens. Lfg. 1-2. Rudolstadt, Bock. S. 1-96. à M. 0,30. — **187**) × E. H. Haller, D. Hexenprozesse u. d. heilige Stuhl: KathSchwBll. 8, S. 216-39. — **188**) id., E. Wort f. d. Hexenrichter: Grenzb. 2, S. 185/7. (Legt d. Hexensalbe, e. Rauschmittel, grosse Bedeutung bei. D. Säfte d. hierzu verwendeten Pflanzen wirkten teils auf d. Rückenmark als Aphrodisiaca. Vf. nimmt d. Hexenverfolgung als Reaktion gegen e. Volkslaster [??]). — **189**) × K. K., D. materiellen Grundlagen d. Hexenprocesse: NZ. 10, S. 471/2. (Sucht die Mitteilung d. Grenzb. über d. Hexensalbe, d. als Rauschmittel diente, für d. wunderbare Anschauung zu verwerten, dass die Hexenverfolgungen mit d. Anfängen d. kapitalistischen Produktionsweise zusammenhängen.) — **190**) G. Längin, Neue Schriften üb. d. Hexenprozesse: PKZ. S. 91/5, 115-21. — **191**) E. P. Evans, E. Trierer Hexenprozess: AZg^B.

heiss, Präsidenten des Hochgerichts und zeitweiligen Rektor der Universität, Dietrich Flade, bespricht; Walcher[192]), der den Prozess gegen einen Ritter von Gnozheim behandelt und namentlich das tolle Bekenntnis berührt, bei dem vielleicht ein von Sünde bedrücktes Gemüt seine Thaten mit den abergläubischen Wahnvorstellungen des Zeitalters umgab; Haase[193]), der namentlich die Aussagen in ihrer Bedeutung für den Volksglauben betont, und Jacobs[194]), der den Verlauf des Prozesses gegen eine Greisin darstellt. Einige Züge sind für die Nachtfahrer- und Blocksbergsage bemerkenswert[195]). — Weiter wird ein Einladungsschreiben zu einer Hexenverbrennung aus ziemlich später Zeit, 1738, mitgeteilt, das in seinem Wortlaut recht charakteristisch ist, und namentlich die Abschreckung durch solche Exempel betont. — Eine andere Notiz[197]) berichtet von dem Schreiben eines Bischofs, betreffend Aufrichtung eines Ofens, der in der Nähe des Hochgerichts „unumbgänglich vor dess teuffelss anhang der Hexen und Unholden zu deren gerechten Hinrichtung aufgemacht werden muss“. — Ist in dem ganzen Hexenwahn des 16. und 17. Jh. auch eine für jene Zeit charakteristische Geistesströmung und Gemütsstimmung zu erkennen, so spielt doch ebenso der alte Volksglaube oder vielmehr, wie wir ihn jetzt nennen, Volksaberglauben, darin eine grosse Rolle. Er ist auch heute noch lebendig. Seinen Spuren geht man namentlich im volkskundlichen Interesse nach. Da vielfach mit ihm auch Bräuche und Sitten zusammenhängen, ist auf ihn jene Wissenschaft, die im letzten Grunde doch nur ein Zweig der Kulturgeschichte ist, die Volkskunde, mit Vorliebe gerichtet. —

Volkskunde[198]). Unter dieser Rubrik erwähne ich daher auch wesentlich Arbeiten, die den oben bezeichneten Volksglauben behandeln. Einen Teil anderer Arbeiten, die zur Volkskunde ebenfalls gehören, z. B. über Feste und Spiele, bringt der Bericht an anderen Stellen. Ueber die Natur der Volkskunde im Allgemeinen haben Veckenstedt[199]) und Kunze[200]) neuerdings Betrachtungen angestellt. V. giebt namentlich einen historischen Ueberblick über die bisherigen Bestrebungen auf diesem Gebiet: die Italiener haben das Verdienst, zuerst die Volksüberlieferungen um ihrer selbst willen gesammelt zu haben. K. betont, nachdem er einen nicht üblen populär gehaltenen Ueberblick über die Aufgaben der Volkskunde, deren Grenzen er in richtiger Einsicht innehält, veranstaltet hat, was auf diesem Gebiete besonders von Seiten der historischen Vereine geschehen kann. — Auf ein lokales Gebiet beschränkt sich John[201]), der den Stand der Volkskunde im Egerlande betrachtet, die schon Goethe angeregt hat[202]). Dass die volkskundliche Arbeit im Wesentlichen zunächst noch im Sammeln besteht, zeigen die meisten der zahlreichen hierher gehörigen Erscheinungen des Berichtsjahres. — Weniger für die Volkskunde als solche denn allgemein kulturhistorisch interessant ist zunächst ein Schriftchen von Weiss[203]), das die Fragen zu beantworten sucht, einmal: wie stellte sich die Religion zur Volkssitte? und weiter: in welches Verhältnis trat das Volksleben zur religiösen Sitte? Die bekannte Tendenz der mittelalterlichen Kirche, alles, was aus dem Judentum überkommen war, zu christianisieren und das, was auf dem Boden des bürgerlichen Lebens erstanden war, irgendwie mit sich in Beziehung zu bringen, wird im einzelnen erläutert. Seit der Reformation wurde nun die Volkssitte häufig der Sonderkirche dienstbar: Protestanten polemisieren in allen Ländern jetzt gegen den Papst und Katholiken gegen Luther. Neuerdings ist bei den Protestanten das Interesse für die Volkssitte mehr ein historisches; doch mehren sich die zweifelhaften Bestrebungen, wieder kirchlichen Einfluss auf sie zu gewinnen, den die katholische Kirche bisher nicht verloren hat. Das Verhalten des Volkes andererseits gegen die religiösen Gebräuche ist nun keineswegs nur ein passives. Es zog diese Dinge teilweise in das Heidentum herab, knüpfte daran z. B. abergläubische Vorstellungen; das Interesse ferner für einen kirchlichen Festtag wird bedingt durch die Art, wie derselbe sich dem Rahmen des bürgerlichen Lebens einfügt, und das Blühen eines Festes hing ab von dem, was das Volk dabei fühlte. Z. B. ist das Abendmahl zurück- und die Konfirmation hervorgetreten. Endlich gestaltete das Volk die kirchliche Feier eines Festes nach seiner Art und fügte weltliche Lustbarkeiten hinzu. — Ist bei Weiss der Begriff „Volk“ mehr allgemein gehalten, so beschäftigt sich eine Artikelreihe von Schwartz[204]) ausschliesslich mit den

---

N. 86. — **192**) K. Walcher, E. Hexenprozess v. J. 1591: WürttVjh. 1, S. 345-53. — **193**) K. E. Haase, Aus d. Akten d. Brunner Hexenprozesses: Urquell 3, S. 98-102. (1619.) — **194**) E. Jacobs, E. Hexenprozess zu Oldisleben 1680: ZHarzV. 25, S. 377-85. — **195**) × v. Wachler, D. letzte Hexenprozess d. Stiftes Kempten: AllgäuerGFr. 5, S. 8-14, 37-41, 60/3. — **196**) E., E. Hexenverbrennung zu Gerresheim: BGNiederrh. 6, S. 201/2. — **197**) C. Wutke, D. Neisser Hexenofen aus d. J. 1639: ZVGSchlesien. 26, S. 427/8. — **198**) × M. Laue, Volkskunde. Litt. 1891: ZVVolksk. 2, S. 98-116, 216-44, 331-66, 450-67. — **199**) E. Veckenstedt, D. Volksk., nach Wesen, Zweck u. Bedeutung: LJb. 1, S. 7-16. — **200**) F. Kunze, D. Volksk. u. d. Notwendigkeit ihrer Pflege in d. altertumsforsch. Vereinen: ZVThürG. 8, S. 175-95. — **201**) A. John, Z. Volksk. d. Egerlandes: ZVVolksk. 2, S. 313-20. — **202**) × F. Bauer, Ueber böhmische Folkloristik: ÖUR. 12, S. 351/6. — **203**) B. Weiss, Volkssitten u. religiöse Gebräuche. E. kulturgesch. Studie. Bremen, Kühtmann. 54 S. M. 1,00. — **204**) W. Schwartz, Volkstüml. Schlaglichter. I. Volksgeschichten u. kulturhist. Parallelen. II. V. d. volkstüml. Naturerkenntnis mit e. Exkurs über d. dtsch. Pflanzennamen. III. V. d. Farben- u. Zahlen-

niederen, namentlich den ländlichen Schichten, die heute in einem zweifellosen Gegensatz zu den „Kulturkreisen“ stehen und überhaupt wesentlich das Objekt volkskundlicher Forschung sind. Sch. findet in gewissen Lebensäusserungen dieser Schichten merkwürdige Schlaglichter zur Charakterisierung des Volkstümlichen überhaupt. Aus seinem Verkehr mit dem Volke teilt er zuerst einige Miscellen mit, in denen das allgemein Menschliche zu einem für den Volkstypus charakteristischen Ausdruck gelangt, und zu denen auf den Höhen des Lebens in der Form entsprechende Analogien oder andererseits scharfe Konstraste sich finden. Weiter sind aber diese Miscellen typische Beispiele volkstümlichen Denkens und Empfindens überhaupt. Was er sodann über die volkstümliche Naturerkenntnis, sowie über die Farben- und Zahlenkenntnis des Volkes beibringt, ist namentlich wichtig wegen der Betonung des begrenzten Volkshorizontes, der einerseits durch den individuellen Charakter der Lokalitäten bedingt ist, andererseits seine Erklärung in der Beschränkung des Volksdenkens auf das praktische Bedürfnis findet. Einmal ist hier die stark individuelle und überall verschiedene Namengebung für Pflanzen usw. wichtig, und dann die geringe Farben- und Zahlenkenntnis, in der sich wieder der Gegensatz primitiver Verhältnisse zu entwickelteren zeigt. Der Landmann kennt in der Natur nur das, zu dem er in Beziehung tritt. Dem entspricht auch, dass die Zahlenkenntnis so gering ist. Mit grossen Zahlen operiert man eben nicht. Es liegt keine Notwendigkeit vor. —

Wird hier also der Versuch gemacht, aus Beobachtungen der Voksseele wirkliche Schlüsse zu ziehen, so beschränken sich die meisten übrigen Arbeiten zunächst darauf, Material zur engeren Volkskunde aufzuschichten. Vielfach wird aus bestimmten Gegenden allerlei Volksmässiges zusammengestellt[205-209]). — U. a. berichtet Knoop[210]) einiges aus Pommern, und zwar von der Rolle, die der alte Fritz und Ziethen im Volke spielen, von dem Schneiderlied, von Flurnamen, von der Heilung der Gicht, auch teilt er ein Erntegedicht mit. — Schwartz[211]) hat auf einer Wanderung durch Rügen vielerlei vom Volksglauben gesammelt[212]). — Für Lübeck bietet Schumann[213]) eine Reihe von Tiernamen und Pflanzennamen, ferner von Bezeichnungen für Arzneimittel und Krankheiten. — Grössler[214]) hat für die Grafschaft Mansfeld Mitteilungen verschiedener Forscher über Sagen, Aberglauben und Bräuche zusammengestellt. Weitere Abschnitte betreffen „Festzeitliches“ (ein recht unschönes Wort!), sowie Kinderreime uud Spiele. — Was von Aberglauben noch im Altenburgischen lebt, hat Weise[215]) beigebracht — Korth[216]) sammelt in ähnlicher Art, wie er es für den Kreis Bergheim gethan hat (JBL. 1891 I 5:188), Volksüberlieferungen, also namentlich Sagen und Märchen, aus zwanzig Ortschaften des Kreises Jülich. — Aus Kollektaneen des Dr. Erggelet bietet Pfaff[217]) einige wenige Sagen und eine Anzahl abergläubischer Meinungen aus Bretten. — Aus Lenzkirch[218]) werden fünf Sagen und einige abergläubische Züge mitgeteilt, anscheinend unmittelbar nach Erzählungen des Volkes, wie dann auch der Dialekt gewahrt ist. — Die Nachrichten Nottrotts[219]) über Aberglauben in Spickendorf sind sachlich gruppiert und betreffen Wiege, Altar, Grab, Krankheiten, Tiere, Planzen, Allerlei. — In gleicher Weise sind die Notizen Emma Altmanns[220]) über den Aberglauben in Hirschberg geordnet. — Küster[221]) zählt die abergläubischen Ansichten auf, die sich in Schlesien an Schlaf und Erwachen, an verschiedene Beschäftigungen, an Gerät und Speisen, an den menschlichen Körper, an die Pflanzen- und Tierwelt knüpfen. — Poeck[222]), der nach mündlichen Mitteilungen aus der Nähe von Buxtehude allerlei Aberglauben, Heilsprüche, daneben etwas von der Sitte des Pfingstbeutelumzuges (Sammlung von Gaben durch Schulkinder) und vom wilden Jäger berichtet, betont, wie gering im Gegensatz zu den Alten das Interesse der Jungen an diesen Dingen ist. —

Aus der Litteratur über Volksbräuche (s. o. N. 110—22) sei zunächst eine ganz

---

kenntnis d. Volkes: ZVVolksk. 1, S. 17-36, 279-92; 2, S. 245-51. — **205**) × O. Heilig, Aberglaube u. Bräuche d. Bauern in Tauberbischhofsgrund: Alemannia 20, S. 280/5. — **206**) × H. Halm, „V. Unterland“. Mundart, Sitten u. Gebräuche. 2. (Titel-)Ausg. d. Skizzen aus d. „Frankenland“. Schwäb. Hall, German. VI, 114 S. M. 0,75. — **207**) × H. Frischbier, Ostpreuss. Alltagsglaube u. Brauch: Urquell 3, S. 229-31, 246/8. — **208**) × A. Fournier, Vieilles coutumes: usages et traditions populaires dans les Vosges: BSPVosgienne. 16, S. 137-206. — **209**) × H. Volksmann, Volkstümliches aus Schleswig-Holstein: Urquell 3, S. 139-41. — **210**) O. Knoop. Allerhand Volkstümliches aus Pommern: MBllPommG. S. 26/8, 41/5, 75/8, 83/4. — **211**) W. Schwartz, Volkstümliches aus Rügen: VGAnthr. 1891. S. 445-57. |[JBGPh. 14, S. 150.]| — **212**) × R. Wossidlo, Ausführlicher Fragebogen z. Sammlung Mecklenburg. Volksüberlieferungen: JbbVMecklG. 2, S. 4/9. — **213**) C. Schumann, Beitrr. z. Lüb. Volkskunde: MVLübG. 5, S. 9-10, 27-30, 41/5, 59-63, 157-60. — **214**) H. Grössler, 4. Nachlese v. Sagen u. Gebräuchen d. Grafschaft Mansfeld: MansfelderBll. 6, S. 192-207. — **215**) O. Weise, Aberglaube aus d. Altenburgischen: MVGEisenberg. 7, S. 1-36. — **216**) L. Korth, Volkstümliches aus d. Kreise Jülich ZAachenGV. 14, S. 72-130. — **217**) Fr. Pfaff, Sagen u. Aberglauben aus Bretten: Alemannia 19, S. 162/7. — **218**) L. B., Sagen u. Aberglauben aus Lenzkirch: ib. S. 132/4. — **219**) L. Nottrott, D. Aberglaube: ZVK. 4, S. 326-33, 387-90. — **220**) Emma Altmann, Aberglaube aus Hirschberg i. Schl.: ib. S. 269-72. — **221**) Küster, Alltagglauben aus Schlesien: Urquell 3, S. 39-41, 107. — **222**) W. Poeck, Aberglaube u. Beschwörungsformeln

kurze Bemerkung von Treichel[223]) erwähnt, die die gedankenlose Fortdauer von ursprünglich bewusst geübten Sitten — es handelt sich um einen Gruss, der anfangs einem Marienbild gegolten hat, aber sich erhalten hatte, nachdem es übertüncht war — veranschaulicht. — Von den Bräuchen an Festtagen[224-225]) sind namentlich die weihnachtlichen behandelt worden — Ortwein[226]) sucht die deutsche Familie über das Weihnachtsfest aufzuklären. Der Weihnachtsbaum ist, wie er hervorhebt, in lokalem Gebrauch im westlichen Oberdeutschland im 17. Jh. zuerst nachweisbar und später in weitere Gebiete übertragen. Er ist zunächst ein blühender Laubholzbaum. — Dasselbe weist die Abhandlung von Tille[227]), die sich nur um den Weihnachtsbaum dreht, unter zahlreichen litterarischen Belegstellen nach. Die älteste Erwähnung des Christbaumes datiert vom J. 1604, und zwar aus Strassburg i. E. Den Ursprung des Brauches überhaupt bringt T. mit altem Glauben zur Zeit der Wintersonnenwende in Zusammenhang. Die Nacht zum 25., dem Beginn des neuen Jahres, ist voller Wunder. T. führt eine Reihe von Sagen über Bäume, die in der Christnacht blühen, an, um ein Zeugnis für diesen Zusammenhang zu erbringen[228-229]). — Populär wie Ortwein, aber weniger lehrreich handelt Eger[230]) über die Geschichte des Weihnachtsfestes und über weihnachtliche Gepflogenheiten, ohne aber die letzteren wirklich zu erklären. Eingehender bespricht er die Weihnachtsspiele, unter Anführung von längeren Stellen, und kommt schliesslich auch auf neuere Produkte dieser Art zu sprechen (von Weikum, Henzen, E. Müller, Spitta u. a.), die hinter den alten Volksspielen weit zurückstehen. — In katholischen Ländern tritt bekanntlich häufig der Weihnachtsbaum hinter der Weihnachtskrippe zurück. Auf diese Krippen geht Lahmer[231]) für das böhmische Niederland ein. Während der Krippenzeit (bis Mariä Lichtmess) wird allabendlich an der Krippe gebetet, gesungen und jubiliert. Die Krippen selbst sind von der verschiedensten Bauart, am beliebtesten sind die beweglichen, die ganze Scenen im grössten Kunterbunt vorführen. — Ein trivial gehaltener Bericht von Hauser[232]) über das Weihnachtsfest in einem tiroler Gebirgsdorfe erwähnt einige Bräuche und Sagen[233]).— Von anderen Festen[234-238]) hat namentlich die Johannisfeier mit den dazu gehörigen Sitten und Bräuchen eine ausführliche Darstellung durch Veckenstedt[239]) erfahren, der aber der Polemik gegen andere Forscher einen zu grossen Raum widmet. Ueber ihre Berechtigung zu entscheiden bin ich nicht in der Lage[240-241]). — Küchler[242]) schildert eine Reihe von Osterbräuchen (Ostereier, Osterfeuer, Osterspiele, Osterspeisen), für die er nach der gewöhnlichen Weise meist heidnischen Ursprung annimmt[243]). — Die Volksbräuche der Walpurgisnacht charakterisiert Küchler[244]) ebenfalls[245-247]). —

Ueber den Volksaberglauben[248-249]) (s. o. N. 177—97) im Einzelnen liegen viele kleinere Arbeiten vor. Die Auffassung der Natur z. B. birgt ein gut Teil Aberglauben in sich; das Volk fasst gern elementare Gewalten persönlich auf; natürliche Vorgänge werden nicht durch ihre wirklichen Ursachen, sondern durch Hexenmännlein und dergl. erklärt. Ueber solche Anschauungen des Volkes im Gebirge bringt Rehsener[250]) einiges bei. — Dass man Regen „machen“ kann, ist alter Volksglaube.

---

aus d. Lüneburger Haide (Beitrr. z. Volkskunde): Germania. 37, S. 114-20. — **223**) A. Treichel, Sitte u. Brauch: Urquell 3, S. 111. — **224**) × L. Nottrott, Aus d. Prov. Sachsen. D. Festkalender v. Spickendorf u. Umgebung nach Sitte, Brauch u. Schwank: ZVK. 4, S. 27-33, 69-72. — **225**) × F. A. Wischeropp, Aus d. Festkalender v. Vehlitz bei Magdeburg: ib. S. 390/3. (Lichtmess mit Reiterumzug u. d. Hahnenschlagen am Johannistage.) — **226**) F. Ortwein, Deutsche Weihnachten. D. Weihnachtsfestkreis nach seiner Entstehung, seinen Sitten u. Bräuchen dtsch. Völker. Gotha, Perthes. XIII, 133 S. M. 2,40. |[A. Schlossar: BLU. S. 573.]| — **227**) A. Tille, German christmas and the christmas-tree: FolkLore. 3, S. 166-82. — **228**) × id., D. Wunderglaube d. Weihnacht: Gartenlaube N. 50. — **229**) × Lottie M. Moore, Christmas and its Lore: Frank Leslies Popular Monthly. 1891, Dec. — **230**) R. Eger, Weihnachsfest, Weihnachtsbrauch, Weihnachtsspiel: Gütersloh Jb. 1891. S. 223-61. — **231**) R. Lahmer, D. Weihnachtskrippe im böhm. Niederlande: MNordböhm Excurs Club. 15, S. 323/6. — **232**) Ch. Hauser, D. hl. Weihnachtsabend in d. Paznauer Gebirgsdorfe Langesthei: Alemannia 19, S. 97-104. — **233**) × E. Gehmlich, Alte Kinderfeste in d. Weihnachtszeit: LZg^B. N. 153. — **234**) × M. Beck, Kirmes u. Erntefest, e. Nachhall d. altgermanischen Herbstdankopfers: NatZg^B. 25. Sept. — **235**) × H. Volksmann, St. Martinstag in Schlesw.-Holstein: Urquell 2, S. 200/2. — **236**) × O. Glöde, Zu d. Liede v. „Rummelpott“: ZDU. 6, S. 127-30, 133/4. (Martinigebrauch, vgl. ZDU. 5, S. 284, 698.) — **237**) × Bartels, Noch e. Wort zu d. Liede v. „Rummelpott“: ib. S. 284/6. (Vgl. d. Entgegnung Krügers ZDU. 6, S. 658-60.) — **238**) × K. J. Schmidt, Heidnisches u. Christliches: ZDU. 6, S. 680-93. (Betrifft teilweise wieder d. „Rummelpott“.) — **239**) E. Veckenstedt, Vorabend u. Tag Johannis d. Täufers: ZVK. 4, S. 1-16, 46-59, 290/9. — **240**) × W. Leeb, Z. Johannisfest: ib. S. 283/8. — **241**) × Zibrt, Volksvergnügungen am Johannistage: CMC. 65, S. 252-73. — **242**) C. Küchler, Ostern u. Osterbräuche: HambCorr. N. 263, 266, 269, 273. — **243**) × M. Beck, D. germanische Hintergrund d. Osterfestes: LZg^B. N. 46. — **244**) C. Küchler, Walpurgisnacht: ib. N. 52. (Behandelt namentlich auch die Bräuche in d. Nacht z. B. d. „Hexenfeuer“, d. d. Hexen vertreiben sollen.) — **245**) × H. Grössler, D. Umgang d. Hammers: MNLGAU. 2, S. 237/9. — **246**) × H. Niessen, D. Mädchen- oder Mai-Lehen in d. Rheinprovinz: VolksZg. 10. Aug. — **247**) × O. Heilig, Bastlösereime aus Franken: Alemannia 20, S. 200/3. (Reime, d. man beim Verfertigen einer Weidenpfeife hersagt.) — **248**) × C. Hecker u. R. Kleinpaul, Tragödien u. Komödien d. Aberglaubens. (Moderne Schatzgräber. D. Teufel im Backobst. Gleiche Ursache, verschiedene Wirkung. D. Traumbuch. Erbschlüssel u. Erbsieb. D. Zahl Dreizehn. D. Salzfass. D. Freitag.): Gartenlaube S. 74/6, 488-91, 600/3, 808-10. — **249**) × E. Kreowski, V. Aberglauben d. Seeleute: Didask. N. 24. — **250**) M. Rehsener, Weiteres über Wind, Wetter, Regen, Schnee u.

Sterne[251]) giebt für diesen Glauben aus verschiedenen Zeiten und Völkern Beispiele, wendet sich aber weiterhin den neuerdings gemachten praktischen Versuchen, Regen herbeizuführen, zu. — Hier sei ein Artikel von Lender[252]) erwähnt, der weniger den Aberglauben als den wohl empirischen Volksglauben an bestimmte „kritische Tage", die „Lostage", namentlich die Bedeutung des Siebenschläfertages für das Wetter und einen gewissen Kern der Berechtigung hervorhebt. — Ueber den Seelenkult, der bis heute nicht ausgestorben ist, handelt in populärer Form, unter Heranziehung zahlreicher und nicht nur deutscher Beispiele Schullerus[253]). — Ueber Beschwörungsformeln berichten Pfaff[254]), der Segen gegen Feinde, Mittel zum Festmachen usw. aus einem bäuerlichen Zauberbuche mitteilt, worüber schon Böckel (Germania Bd. 31) berichtet hat; von Amira[255]), der aus einem Heft in Endingen fünf Segen, namentlich gegen Krankheiten, veröffentlicht; Ammann[256]), der kirchliche Segen urd Gebete gegen Böses und Uebles im Allgemeinen und zwar vornehmlich nach Einzeldrucken des 18. Jh. (z. B. die heiligen 7 Himmelsriegel, Cöln 1780) vorbringt; Glöde[257]), der Heilsprüche nach einem Ms. wiedergiebt, das er in einem Bauernkathen in Arendsee fand[258]); Schwanfelder[259]), der Segen gegen Krankheiten und Diebe abdruckt; Schüttelkopf[260]), der Besprechungen gegen Krankheiten, sowie Sprüche gegen die Trut (Nächtliches Gespenst, das Blut aus der Brust saugt) und zwei Diebssegen nach Aufzeichnungen am Knappenberge vorlegt, und Andere[261-266]). — Sembrzyckis[267]) Notizen enthalten neben Angaben abergläubischer Mittel namentlich auch solche empirischer Hausmittel. — Von sonstigem Zauberglauben[268]) hat der Blutaberglaube, den Strack (vgl. N. 178) ausführlich behandelt hat, eine kurze Beleuchtung durch Achelis[269]) erfahren. A. will durch einige Beispiele den wundersamen Ideenkreis beleuchten, in welchem sich das Bewusstsein der niederen Volksschichten zu bewegen pflegt[270]). — Zu dem Glauben an Hexen[271]), Spuk und Gespenster wird einiges Neue, aber Unbedeutendes beigesteuert. — Rösler[272]) wiederholt, was ihm eine alte Muhme im Isergebirge von dem Hexenritt einer Bäuerin erzählt hat. — Martens und Haase[273]) veröffentlichen Spukgeschichten aus verschiedenen Gegenden, Knauthe[274]) auch noch solche aus Schlesien. — Prahn[275]) berichtet von dem Hauskobold, den man in der Neumark in einem schwarzen Huhn zu erkennen glaubt; da es Geld bringen soll, so füttert man es mit Hirsebrei[276]). —Weinhold[277]) erwähnt den schon von Luther berührten Aberglauben, dass das Erlöschen der Altarkerzen den Tod eines Geistlichen jener Kirche bedeute. — Gander[278]) berichtet, dass man bei der Pest in Jüterbogk 1584 glaubte, sie sei durch einen von der Seuche Gestorbenen entstanden, der im Grabe um sich fresse. — Auf eine Umfrage von Krauss[279]) werden von verschiedenen Seiten Belege für den Glauben mitgeteilt, dass der Tritt in Scharrstellen von Katzen Geschwülste im Gefolge habe. — Friedel[280]) beschreibt zwei zusammengewachsene Buchen bei Greifswald, die die Eigenschaft haben, verwachsene Kinder, die durch ihren Spalt gezogen werden, gesunden zu lassen. — Zwei in einer Nordhausener Kirche gefundene Alraunen werden durch Osswald[281]) veranschaulicht. — An den Eid knüpfen sich mancherlei abergläubische Vorstellungen, über die Feilberg[282]) und Andere einiges beibringen. — Eine grosse Rolle spielen in der Volksphantasie seit je die vergrabenen Schätze. Die Wünschelrute sucht Schwartz[283]) schon aus indogermanischer Zeit herzuleiten. — Haase[284]) und Volksmann[285]) sammeln mehrere Schatzgeschichten aus verschiedenen Gegenden, meist nach mündlicher Ueberlieferung. — Prem[286]) teilt nach Akten des Innsbrucker Statthaltereiarchives Aufzeichnungen über

---

Sonnenschein u. d. Gebirgsnatur: ZVVolksk. 2, S. 189-97. — **251**) Carus Sterne, Regenmacher in alter u. neuer Zeit: Prometheus N. 36/7. — **252**) E. Lender, D. Siebenschläfertag u. d. Wetter: Didask. N. 137. — **253**) A. Schullerus, Seelenkult. E. Vortr.: SbnbgDeutschTBl. N. 5790. — **254**) F. Pfaff, Alte Segen wider Feinde, Wehr u. Waffen: Alemannia 19, S. 135-41, 162/7. — **255**) K. v. Amira, Alemann. Segen: Urquell. 3, S. 235. — **256**) J. J. Ammann, Volkssegen aus d. Böhmerwald III.: ZVVolksk. 2, S. 165-76. — **257**) O. Glöde, D. Besprechen v. Krankheiten: ZDU. 6, S. 124/7. — **258**) × id., De suchten breken in Mecklenburg: Urquell 3, S. 236/8. — **259**) A. Schwanfelder Dtsch. Besprechungsformeln aus Südungarn: EthnMUng. 2, S. 97/8. — **260**) B. Schüttelkopf, Sprüche u. Gebete gegen Krankheiten: Carinthia 82, S. 91/4, 118-20. — **261**) × K. Knauthe, Diebsglauben: Urquell 2, S. 303. — **262**) × E. Haase, Diebzauber: ib. 3, S. 219/20. — **263**) × H. Volksmann u. B. Bonyhady, Diebsglauben: ib. S. 219-20. — **264**) × W. Meyer-Markau, Bienenzauber aus d. Hansjochenwinkel: ib. S. 249-50. (Vgl. ib. S. 205/6.) — **265**) × A. Wiedemann, Bienensegen: ib. S. 205. — **266**) × A. Treichel, Benediction geg. Heuschrecken: ib. S. 137. — **267**) J. Sembrzycki, Ostpreuss. Haus- u. Zaubermittel: ib. S. 15/6, 66-73. — **268**) × R. Schmidt, Etwas über Zauberquadrate: SammlerB. 13, S. 253/6. — **269**) Th. Achelis, Zauber mit Blut u. Körperteilen v. Menschen: Urquell 3, S. 81/6. — **270**) × O. Schell, Zauber mit d. menschlichen Körper im Bergischen: ib. S. 209-12. — **271**) × R. Andree, H. v. Wlislocki, H. Volksmann, Hexenleiter: ib. S. 168, 291/3, 324/5. — **272**) M. Rösler, D. Hexenritt: ib. S. 31/2. — **273**) P. Ch. Martens u. K. E. Haase, Spukgeister: ib. S. 163/4, 252/4. — **274**) K. Knauthe, Zauber- u. Spukgestalten in Schlesien: ib. S. 76/7, 279-80, 344/5. — **275**) H. Prahn, D. Hausgeist in d. Neumark, in Barnim u. im Sternberger Lande: ZVVolksk. 2, S. 78-80. — **276**) × Robens, Gespenster d. Erftniederung: ZVK. 4, S. 262. — **277**) K. Weinhold, Erlöschen d. Altarkerzen: ZVVolksk. 2, S. 208. — **278**) K. Gander, Nachzehrer: Urquell 3, S. 288-90. — **279**) F. E. Krauss, Katzensporn. E. Umfrage: ib. S. 77/8, 139, 168/9, 206/7, 227/8, 252, 296. — **280**) E. Friedel, D. Zwiesel-Baum im Elisenhain bei Greifswald: ZVVolksk. 2, S. 81/2. — **281**) P. Osswald, Zwei Photographien v. Alraunen: VGAnthr. S. 425/6. — **282**) H. F. Feilberg, D. Eid im Volksleben: Urquell 3, S. 184/8. (Vgl. dazu ib. S. 303, 340/2.) — **283**) W. Schwartz, D. Wünschelrute als Quellen- u. Schatzsucher: ZVVolksk. 2, S. 67-78. |[JBGPh. 14, S. 118.]| — **284**) K. E. Haase, Vergrabene Schätze: Urquell 3, S. 30/1. — **285**) H. Volksmann, Vergrabene Schätze: ib. S. 162/3. — **286**) S. M. Prem, Mittelalterl. Wunder- u. Schatz-

die Wunder des heiligen Wolfgang, der in Bayern und Tirol viel verehrt wurde, und einige von nekromantischem Hokuspokus begleiteten Aufzeichnungen über Schätze in Tirol mit. —

Mit den Schatzsagen [287]) kommen wir auf die Litteratur der Sagen und Märchen überhaupt, die wieder ausserordentlich reichhaltig ist, über die ich hier aber keine Einzelheiten geben kann. — Abgesehen von der bekannten Sammlung Gust. Schwabs [288]) sind eine Reihe von Sammlungen für einzelne Landschaften und Gegenden zu nennen, so die von Leeb [289]) für Niederösterreich (sehr fleissig, doch mit oft verfehlten Deutungen, enthält sie: Mythen, Geister- und Zaubersagen, Historische Sagen, Fromme Sagen, Märchen und Schwänke und einen poetischen Anhang), so die neue, reichhaltigere Bearbeitung der Stöberschen [290]) Sammlung von 1852 für das Elsass (lokal geordnet). Andere, grössere und kleinere Bände, betreffen Bayern [291]), die Rheingegend [292-293]), die Schweiz [294]), die Mark Brandenburg [295-297]), den Harz [298]), Pommern [299-300]), Ostpreussen [301]), Schlesien [302-302a]), Sachsen [303]), Böhmen [304-307]), Kärnthen [308-309]) und die Alpenwelt [310-312]). — Von einzelnen Sagen und Sagengruppen [313-325]) hat die deutsche Kaisersage durch Paul Schröder [326]) eine gründliche historische Behandlung erfahren. Er zieht unter Angabe einer reichen Litteratur aus den bisherigen Forschungen die Ergebnisse heran und giebt ein Bild der sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelnden und umbildenden Sage, deren Wurzeln in den altchristlischen Vorstellungen vom Antichrist liegen sollen. Die Verbindung der Kaisersage mit dem Kyffhäuser erklärt Sch. nach Fulda damit, dass Kaiser Friedrich an die Stelle des Wotan getreten ist. — Zu wichtigen Ergebnissen gelangt Grauert [327]) in seiner wertvollen Untersuchung, namentlich in Betracht Friedrichs des Freidigen als Helden der Sage. „Wahrscheinlich ist erst in der zweiten Hälfte des 14. Jh. neben die thüringische, ursprünglich auf Friedrich den Freidigen oder einen andern Fürsten seines Namen und Stammes gehende Sage die andere von dem wiederkehrenden Friedrich II. getreten“. — Was Veckenstedt [328]) über die Kyffhäusersage beibringt, kann sich an Klarheit und Gründlichkeit der Ausführung nicht mit den eben genannten Arbeiten messen [329]). — Bahlmann [330]) geht auf die Sage, dass der westphälische Adel ein eigenes Fegefeuer besitze, ein und teilt den Bericht darüber aus des Beneditinermönches Bernard Witte Historia antiquae occidentalis Saxoniae mit [331]). — Erwähnt sei noch Paudlers [332]) Bericht, der kurz auf die Versteinerungssagen im Allge-

---

sagen aus Tirol: ZVVolksk. 2, S. 326/8. — **287**) × R. Fitzner, D. Kreuzberg bei Weisskullm. E. wendische Schatzsage ZVK. 4, S. 261. — **288**) G. Schwab, Dtsch. Volks- u. Heldensagen. Für d. Jugend her. v. O. Kamp. Stuttgart, F. Loewe. VII,181 S. M. 2,50. — **289**) W. L. Leeb, Sagen Niederösterreichs. 1. Bd. Mit e. Einl. v. K. Landsteiner. Wien, Kirsch. X, 156 S. M. 2,40. |[K. Weinhold: ZVolksk. 2, S. 211; JBGPh. 14, S. 133/4.]| — **290**) A. Stöber, D. Sagen d. Elsasses. Getreu nach d. Volksüberlieferung, d. Chroniken u. anderen gedr. u. hs. Quellen ges. Neue Ausg. besorgt v. J. K. Mündel. I. D. Sagen d. Oberelsasses. Strassburg i. E., Heitz. XV, 151 S. M. 2,50. |[K. Weinhold: ZVVolksk. 2, S. 328; JBGPh. 14, S. 128/9.]| — **291**) × Sagenschatz d. Bayernlandes. I. Kreis Unterfranken. Würzburg, Staudinger. 492 S. M. 4,60. — **292**) × Bollig, Sagen aus d. Rheinprovinz: ZVK. 4, S. 121/6, 249-51. — **293**) × Herm. Meyer, Zwei Sagen aus St. Georgen bei Freiburg i. B.: Alemania 20, S. 206/9. — **294**) × S. Genoud, Légendes friburgeoises 2. éd. Fribourg, St. Paul. 280 S. Fr. 2,00. — **295**) × K. E. Haase, Sagen aus d. Priegnitz: Urquell 3, S. 316-20. — **296**) × id., Sagen aus d. Havellande: ib. 3, S. 343/4. — **297**) × G. Balke, Sagen aus d. Umgegend v. Spremberg: MNLGAU. 2, S. 235. — **298**) × F. Günther, Aus d. Sagenschatz d. Harzlande. Mit Textbildern v. H. Mittag. Hannover — Linden, Manz & Lange. XII, 260 S. M. 5,00. — **299**) × A. Archut, Sagen u. Schwänke aus Pommern: ZVK. 4, S. 20/3,63/6,305/9. (Vgl. JBGPh. 14. S. 131). — **300**) × O. Knoop, Neue Volkssagen aus Pommern: BllPommVolksk. 1, S. 2/6. (Schlangensagen.) — **301**) × H. Toball, Ostpreuss. Sagen u. Schwänke. Gedichte. Königsberg, Hartung. 12°. 74 S. M 1.,00. — **302**) × K. Knauthe, Schlesische Volkssagen: Urquell 2, S. 205/7. — **302a**) × Osc. Meyer, Referat über e. Vortr. U. Jahn's über Rübezahlsagen: DLZ. S. 381. — **303**) × Nottrott, Sagen aus Spickendorf u. Umgeb.: ZVK. 4, S. 254-61. — **304**) × E. Wimmer, Sagen aus d. Joachimsthale: MNordböhmExcursClub. 15, S. 235/9. — **305**) × A. Liebisch, Sagen aus d. Adlerlande: ib. S. 246/8. — **306**) × Exner-Christen, Sagen aus Rokitritz: ib. S. 326/9. — **307**) × W. Janisch, Scharfensteinsagen: ib. S. 255/7. — **308**) × F. Franziszi, Volkssagen aus d. Gailtale: Carinthia S. 90/1. — **309**) × R. Waizer, Volkssagen aus Kärnten: ib. S. 115/7. — **310**) × E. Keiter, Aus d. Sagenwelt d. österr.-ung. Alpen: ÖUR. 11, S. 152/9; 12, S. 63-72. — **311**) × D. Gempeler, Sagen u. Sagengeschichten aus d. Simmenthal. 3. Bdch. Mermetta v. Laubegg. Thun, Stämpfli. VI, 255 S. M. 2,00. — **312**) × A. Schlossar, Sagen v. Schratl aus Steiermark: ZVK. 4, S. 165-70. — **313**) × Stories and Legends of German Castles: Little Folks 1891, Jan., Juni, April. — **314**) × Ch. Jensen, Zwergsagen aus Nordfriesland: ZVVolksk. 2, S. 407-18. — **315**) × R. Kögler, V. d. Noldenzwergen: MNordböhmenExcursClub. 15, S. 350/2. — **316**) × H. Volksmann, D. Mann im Monde: Urquell 3, S. 291-301, 343. (Sagen aus Schlesw.-Holst.) — **317**) × H. Maurer, D. Waldschenkende Fräulein u. d. Vierdörfer Wald: Alemannia 19, S. 149-62. — **318**) × A. Treichel u. Antje Carstens, Lispelnde Schwestern u. ihre Freier. Varianten: Urquell 3, S. 293/4, 342/3. — **319**) × J. Zingerle, Sagen v. Sinichkopfe in Mais bei Meran: ZVVolksk. 2, S. 441/2. — **320**) × H. Carstens, D. 7 Grafen. E. Dittmarscher Sage: ib. S. 201/6. (Dazu zieht K. Weinhold als Quelle für d. Keuschheitsprobe mittelst eines wunderbaren Hemdes die „Gesta Romanorum“ heran.) — **321**) × F. Eichberg, D. Spinnerin im Monde. E. Volkssage: Bär S. 38. — **322**) F. D. Ring, E. Sage aus d. Rockenphilosophie bestätigt, mitget. v. F. Pfaff: Alemannia 20, S. 209/10. — **323**) × J. V. Zingerle, D. 3 heiligen Jungfrauen zu Meransen: ZVVolksk. 2, S. 323/4. — **324**) × J. Leist, D. Walensage im Fichtelgebirge: AZg. N. 208. — **325**) F. Branky, Ueberlieferungen v. Nasenabschneiden: ZVK. 4, S. 204-11. (Strafe für d. Zorn, Märchen u. Sagen aus Nieder-Oesterr., Mähren u. Ungarn.) — **326**) Rich. Schröder, D. dtsch. Kaisersage. Akad. Rede. Heidelberg, Hörning. 1891 4°. 28 S. — **327**) H. Grauert, Z. dtsch. Kaisersage: HJb. 13, S. 100-43. — **328**) E. Veckenstedt, D. Kyffhäusersage: Harzer Mh. 2, S. 161/5, 180/4, 205/7. — **329**) × F. G. Schultheiss, Z. Kyffhäuser Sage: Gegenw. 42, S. 9-12. — **330**) P. Bahlmann, Das Fegefeuer d. westfäl. Adels: ZDKG. 2, S. 494. — **331**) × C. Reineck, D. Sage. v. d. Doppelehe e. Grafen v. Gleichen mit Bezugnahme auf d. Gesch. d. Burg u. Grafschaft Gleichen. Hamburg, Verlagsanst. 42 S. M. 1,20. |[LCBl. S. 1011/2]| (Sucht in d. Sage e. hist. Kern.) — **332**) A. Paudler, Versteinert: MNord-

meinen eingeht und an zwei Fällen, aus dem 17. Jh. zeigt, wie sich an ungewöhnlich geformte Ruinen in abergläubischen Zeiten sofort Irrglauben knüpfte. — Die Tiersage behandelt Nover[333-334]). — Aus der Märchenlitteratur[335]) sind die Neuausgabe des alten Bechsteinschen[336]) Märchenbuchs, eine zweite Auflage der Vernalekenschen[337]) Sammlung und einige Einzelmitteilungen von Bollig[338]) und Bolte[339]) zu nennen. — Von Schriften über Sagen und Märchen[340]) wäre Sulzbachs[341]) Skizze zu erwähnen, die den Schlaf in Sage und Märchen behandelt. Die Gedanken, dass der Schlaf die Zuflucht vor dem Schmerz des Lebens, andererseits der Verlust frohen wirklichen Daseins, weiter aber auch, dass der Tod nichts anderes als ein Schlaf sei, finden sich häufig in der Sage (Siebenschläfer-, Brynhilde-, Barbarossasage und Märchen vom Dornröschen). — Gar viele sehen wie im Glauben und Brauch, so in den Sagen überall mythologische Reste oder mythologische Grundlagen. So sucht Rosenkranz[342]) in unserem Volksleben eine Reihe altheidnischer Anschauungen nachzuweisen, gewiss oft mit Recht. Namentlich stellt er zusammen, wo sich in Sitten oder Sagen, Beziehungen auf Wodan, Donar, Freia, die Nornen, Speerjungfrauen usw. nach seiner und anderer Ansicht finden, um dann über den Volksglauben an böse Geister, über Heidnisches in unsern Festen allerlei anzuführen. — Losch[343]) sucht in zahlreichen Sagen den Baldermythus nachzuweisen, namentlich in den Sagen vom weissen Hirsch[344]). —

Haben sich die eben besprochenen, zahlreichen Arbeiten wesentlich mit der Volksphantasie beschäftigt, so geben andere Beiträge zur Kenntnis der Volksweisheit und des Volksverstandes[345]). Neben einigen Sprichwörtersammlungen[346]), aus denen ich diejenige Hörmanns[347]) hervorhebe[348-351]), sind namentlich auch solche von Haussprüchen[352]) zu erwähnen. Die Arbeit von Buhlers[353]), die ich bereits (JBL. 1891 I 5 : 272) besprochen habe, ist jetzt besonders herausgekommen. — Hartmann[354]) leitet seine Sammlung von Inschriften westfälischer Bauernhäuser (Auswahl von 1691—1863) mit der richtigen Bemerkung ein, dass diese Inschriften gewissermassen die Summe der Lebensanschauungen der jedesmaligen Bauperiode darstellen und so Bedeutung haben. Es sind meist religiöse Sprüche und Lebensregeln, daneben Klagen über Neid und Missgunst der Nachbarn. Sie sind im ganzen ernsthaft, die Bibelsprüche halten sich in hochdeutscher Sprache. Die Inschriften finden sich selten über dem Haupteingange, vorzugsweise an der Giebelseite. — Bemerkenswert ist auch ein Artikel über Braunschweiger Haussprüche[355]), der auch den Vorzug hat, chronologisch vorzugehen. — Das thut ein Aufsatz Freybes[356]), der die Hausprüche überhaupt behandelt, nicht und er verzichtet damit auf ein Mittel, den Zeitgeist zu beleuchten. Seine Arbeit verrät sonst warmes Interesse für die Volkssitte und bringt eine Fülle interessanten Materials. Eine weniger kirchliche Färbung hätte dem Aufsatz nichts geschadet. — Seidel[357]) hat, um dem gegenwärtigen Bedürfnis nach Sprüchen für Haus und Gerät entgegen zu kommen, solche Sprüche von vorhandenen Baulichkeiten und Geräten gesammelt, ohne dieselben aber als altes Gut für uns kenntlich zu machen. Die Sprüche, die Dichtern usw. entnommen, interessieren uns hier nicht. — Dasselbe gilt von der Sammlung Pauline Kabilkas[358]). — Zu dem bereits (JBL. 1891 I 5 : 275) berührten Aufsatz Zachers werden Ergänzungen, und zwar für den Spruch von den zehn Altersstufen des Menschen, von

---

böhmenExcursClub. 15, S. 172/5. — **333**) J. Nover, D. Tiersage: RhBllEU. 65, S. 552-70. — **334**) × P. Schikowsky, D. treue Wasser. E. ostpreuss. Tiermärchen: ZVK. 4, S. 163-5. — **335**) × F. Fischer, D. dtsch. Volksmärchen in seiner Beziehung z. Sage: KZEU. 41, S. 167-9. — **336**) L. Bechstein, Dtsch. Märchenbuch. (=Bibl. d. Ges.-Litt. N. 471/2) Halle, Hendel. IV, 156 S. M. 0,50. — **337**) Th. Vernaleken, Kinder- u. Hausmärchen, d. Volk treu nacherzählt. 2. neu durchges. Aufl. Wien, Braumüller. VIII, 300 S. M. 4,00. — **338**) Bollig, D. drei goldnen Haare d. Teufels, Volksmärchen: ZVK. 4, S. 249-51. — **339**) J. Bolte, D. Märchen v. Tanze d. Mönchs im Dornbusch. In: Festschrift z. Begrüssung d. 5. allg. dtsch. Neuphilologentages, S. 1-76. Berlin, Weidmann. — **340**) × Th. Vernaleken, Mythische Volksdichtungen: ZVK. 4, S. 17-29, 60/3, 117-21. (D. starke Hans, d. Wunderlampe, d. starke Prinz.) — **341**) A. Sulzbach, D. Schlaf in Sagen u. Märchen: BFDH. 8, S. 345-54. — **342**) C. Rosenkranz, Anklänge an d. dtsch. Mythologie in unserem Volksleben. Neuwied, Heuser. 45 S. M. 1,00. — **343**) G. Losch, Balder u. d. weisse Hirsch. E. Beitr. z. dtsch. Mythologie. Stuttgart, Frommann. IV, 197 S. M. 3,75. — **344**) × J. W. Göckler, Mytholog. Ueberreste auf Erfurter Boden: MVGErfurt. 15, S. 193-8. — **345**) × G. Stickel, D. Natur u. Bedeutung d. Sprichworts: DR. 3, S. 223-32, 346-56. (Vortr., 1833 am Weimarischen Hofgeh., verbreitet. sich nach wenigen allgemeinen Bemerkungen über d. Charakter d. Sprichworts, über d. arabische Sprichwort.) — **346**) × D. Weisheit auf d. Gasse. Dtsch. Sprichwörter relig. u. sittl. Inhalts zusammengetr. v. evang.-theol, Seminar in Herborn. (= Bibl. theol. Klassiker Bd. 41.) Gotha, Perthes. 243 S. M. 2,40. — **347**) L. v. Hörmann, Volkstüml. Sprichwörter u. Redensarten aus d. Alpenlanden. Leipzig, Liebeskind. 1891. XXIII, 165 S. M. 1,50. |[R. Waizer: Carinthia S. 33/4]| — **348**) × K. E. Haase, Sprichwörter aus d. Grafschaft Hohnstein: Urquell 3, S. 165. — **349**) × K. Dirksen, Sprichwörter aus Meiderich: ZVVolksk. 2, S. 84. — **350**) × K. Tannen, Dichtungen un Spreekwoorden up syn Moermerlander Oostvrees. Leer (Bremer, Kühtmann). VII, 360 S. M. 4,00. — **351**) × W. Unseld, D. Teufel in schwäbischen Sprichwörtern: Alemannia 20, S. 203/6. — **352**) × L. v. Hörmann, Haussprüche aus d. Alpen. 2. Tausend. Leipzig, Liebeskind. XXIV, 201 S. M. 1,50. — **353**) M. Buhlers, Hildesheimer Haussprüche [Aus: ZHarzV.] Hildesheim, Lax. 29 S. M. 0,60. — **354**) Herm. Hartmann, Inschriften an d. Bauernhäusern im Kreise Wittlage: MVGOsnabrück. 7, S. 410-15. — **355**) C. St., Braunschweiger Haussprüche: MagdZg^{B}. N. 35. — **356**) A. Freybe, Dtsch. Sprüche am u. im Hause: ConsMschr. 48, S. 1196-1201; 49, S. 292/7, 407-10, 517-20, 631/4. — **357**) F. Seidel, Sprüche für Haus u. Gerät. Weimar, F. Voigt. VII, 165 S. M. 2,00. — **358**) Pauline Kabilka, Altdtsch. Sprüche z. Verzierung v. Handarbeiten.

Jeitteles und Lewy[359]) gegeben. — Ganz hübsch orientiert Matthias[360]) über diese Stufenleiter, die übrigens nicht ursprünglich deutsch ist, und ihre Rolle in den Anschauungen vergangener Zeit. — Frischbier[361]) giebt zu seiner 1867 erschienenen Sammlung preussischer Volksreime und Volksspiele eine Nachlese, die vieles Interessante enthält und uns das Volk mit seinem Verstand und Witz, mit seiner Naivetät, aber auch mit seiner Roheit und Derbheit gut studieren lässt, daneben auch unsere Kenntnis von Bräuchen und Sitten bereichert. — Einzelne lübische Volksreime und Redensarten bringt Benda[362]), Treichel[363]) behandelt preussische Redensarten[364]). — Ueber die im Osterland, Sachsen und Schlesien gebräuchliche Bezeichnung „Tautäffchen" verbreitet sich Mitzschke[365]); er versteigt sich in seinen Deutungsversuchen bis zu Wotan[366]). — Ein beachtenswerter Beitrag zur Kenntnis der Volksweisheit und der Volkspoesie ist die fleissige und genaue Sammlung mecklenburgischer Volksrätsel von Gillhoff[367]), auf die Freybe[368]) lobend näher eingeht. — Kleinere Rätselsammlungen lieferten Starop[369]), Frischbier[370]), Schell[371]), Treichel[372]). — Schliesslich dürfen hier noch einige Studien genannt werden, die untersuchen, wie sich gewisse Begriffe, Gegenstände, Anschauungen, auch Personen, in der Auffassung des Volkes spiegeln[373]). Ueber das deutsche Volk hinaus geht eine Abhandlung von Capesius[374]), der den Einfluss des Mondes auf die Anschauungen und die Phantasie des Volkes aller Zeiten behandelt. — Das Glück und das Leben verknüpfte und verknüpft man mit der Vorstellung eines Rades. Weinhold[375]) verfolgt, ausgehend von zwei bisher unbekannten Tiroler Wandgemälden, gründlich und interessant diese Vorstellungsreihe in ihren einzelnen Stufen: ihr Leben in der Volksseele scheint erst im 17. Jh. zu erlöschen. — Muncke[376]) beschreibt gefällig jene Gestalt, die vom deutschen Volke als sein eigenes Spiegelbild geschaffen ist, den „Michel", und kommt zu folgendem Resultat. Der biblische Erzengel Michael, durchzogen von heidnischen Erinnerungen an Wotan, wird Schutzpatron des deutschen Volkes; sein Name übertrug sich als geachteter und gefürchteter Ehrenname auf den deutschen Kriegsmann; doch bald heisst in geringschätzigem Sinne der ein deutscher Michel, welcher nur deutsche Kraft und Art ohne fremde Sitte und Bildung aufzuweisen hat, bis zuletzt ein Spottname daheim und im Ausland daraus wird. —

Von jeher haben Tiere und Pflanzen nicht nur im wirtschaftlichen Leben, sondern auch im Glauben und Gemütsleben der Menschen eine Rolle gespielt. Freytag[377]) bringt die Tiere, die im alpinen Glauben und Aberglauben häufig wiederkehren, den Schimmel, den Bock, die Katze, den Hasen, die Maus, die Kröte usw., mit der altheidnischen Mythologie in Verbindung. — W. Müller[378]) erzählt von einigen in Sage und Geschichte bedeutsamen Bäumen, einer Teufelseiche und Wotaneiche, der Bittschriftenlinde in Potsdam, der Heinrichlinde in Braunschweig usw. — Kossmann[379]) vertritt in einer Recension zweier Arbeiten über die Linde die Ansicht, dass es mit Citatensammlungen nicht geschehen sei, und eine grössere Tiefe der Untersuchung verlangt werden müsse. Er zeigt dann, wie das Problem herausgebildet werden sollte, betont mit Recht das Typische in dem alten Gebrauch der Linde und das Fortleben dieser Typen. Er verspricht selbst eine Arbeit über diesen Gegenstand. — Mit der Eibe, die in Dichtung und Sage eine Rolle gespielt hat, z. B. schon früh ein Sinnbild des Todes und überirdischer Geheimnisse war, deren Holz weiter als Material zur Waffenfabrikation sehr begehrt war, beschäftigt sich Conwentz[380]), und ihm folgend Möwes[381]). — Matthias[382-383]) Beiträge behandeln wesentlich die Verwendung von Kräutern in der Volksmedizin. — Wertvoll sind in dieser Beziehung die Arbeiten Höflers[384-385]), der

2. Aufl. Wien, Gerolds Sohn. 34 S. M. 1,60. — **359**) A. Jeitteles u. H. Lewy, Z. Spruch v. d. 10 Altersstufen d. Menschen: ZDPh. 84, S. 161/5. — **360**) R. Matthias, D. 10 Altersstufen d. Menschen: LZg[B]. N. 130. — **361**) H. Frischbier, Preuss. Volksreime u. Volksspiele (Nachlese): AltprMschr. 28, S. 577-631; 29, S. 332-63. (Auch separat.) — **362**) A. Benda, Aus d. Volksmunde: MVLübG. 5, S. 143/4. — **363**) A. Treichel, D. Alphabet in preuss. Redensarten. (Aus: AltprMschr.) Danzig, Hinstorf. 26 S. M. 0,50. — **364**) × O. Heilig, Kindersprüche usw. aus d. Bruchsaler Gegend: Alemannia 20, S. 190/9. — **365**) P. Mitzschke, D. Tautäffchen u. andere merkwürdige Affen: ZDKG. 2, S. 259-65. — **366**) × E. Ernault, Les noms du diable: Mélusine 6, S. 29. — **367**) D. mecklenburg. Volksrätsel. Ges., eingel. u. mit d. Varianten her. v. J. Gillhoff. Parchim, Wehdemann. XVI, 142 S. M. 2,00. — **368**) Freybe, D. Volksrätsel: ConsMschr. 49, S. 521/5. — **369**) A. Harou, Quelques devinettes populaires: Tradition 6, S. 12/6. — **370**) H. Frischbier, Preuss. Rätselfragen: Urquell 3, S. 34/7, 73/6. — **371**) O. Schell, Volkswitz in Rätseln aus d. Bergischen: ib. S. 138. — **372**) A. Treichel, Biblische Rätsel: ib. S. 170/3. — **373**) × L. Freund, D. Treue im Spiegel d. Spruchweisheit. I. D. Sprüche u. Sprichwörter. 2. Ausg. Leipzig, Kössling. 50 S. M. 1,25. — **374**) J. Capesius: Unsere Beziehungen z. Mond: SbnbgDtschTBl. N. 582/3. — **375**) K. Weinhold, Glücksrad u. Lebensrad [Aus: AbhAkBerlin.] Berlin, Reimer. 4°. 27 S., 2 Taf. M. 2,50. — **376**) A. Muncke, D. dtsch. Michel: GüterslohJb. 1891, S. 129-51. — **377**) L. Freytag, Tiere im Glauben d. Aelpler: Urquell 3, S. 157-60, 189-92, 216/9, 243/6, 273/5. — **378**) W. Müller, Haine u. Bäume in Gesch. u. Sage: ZDKG. 2, S. 117-20. — **379**) E. Kossmann, O. Lohr, D. Linde, e. dtsch. Baum (1889) u. E. Plaumann, D. dtsch. Lindenpoesie (1890): ADA. 18, S. 134-43. — **380**) H. Conwentz, D. Eibe in Westpreussen, e. aussterbender Waldbaum: AbhLWestpr. III. Danzig, Bertling in Komm. 4°. 67 S., 2 Taf. M. 6,00. — **381**) F. Möwes, D. Eibe in d. Volkskunde: Globus 62, S. 91/2. — **382**) R. Matthias, D. Johanniskräuter d. Thür. Waldes: ZVK. 4, S. 188-93. — **383**) id., Schmalkald. Volksbotanik: ib. S. 145-53. (Berichtet auch über volkstüml. Pflanzennamen.) — **384**) M. Höfler, Wald- u. Baumkult in Beziehung z. Volksmedizin Oberbayerns. München, Stahl. 170 S. M. 2,00. |[ZEthn. 24, S. 235; JBGPh. 14, S. 159.]| — **385**) id.,

zahlreiche Beobachtungen darüber in Oberbayern gesammelt hat[386]). Die altbekannten Bäume sind dabei wichtiger als die (durch den römischen Kultureinfluss) eingeführten. H. erklärt das aus der Kultbedeutung dieser alten Bäume. Die Reste altheidnischer Verehrung glaubt er bis in die jüngste Zeit nachweisen zu können. Die Waldkultorte Oberbayerns (d. h. Wallfahrtsorte mit Namen, die Wald, Forst, Buche usw. enthalten) werden zusammengestellt und daran die Behauptung geknüpft, dass diese Orte mit christlichen Kirchen in die erste Besiedelungszeit zurückgehen. — —

Sociale Entwicklung. Gesellschaft und Stände. Ueber die auf die Familie bezüglichen Arbeiten (s. o. N. 34—40) habe ich schon gehandelt. Chrn. Meyer[387]) beginnt eine Reihe von „Studien" zur Geschichte der modernen Gesellschaft, die zunächst „die Entwicklung des modernen Städtebürgertums", dann die Geschichte des deutschen Arbeiterstandes und des deutschen Bauernstandes, auf ältere Forschungen und Darstellungen gestützt, behandeln, ohne auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch zu machen[388]). — Steinhausen[389]) legt dar, wie die heutige „gute" Gesellschaft entstanden und zusammengesetzt ist, und stellt namentlich den Einfluss Frankreichs aufs neue fest. Weiter sucht er dann den Charakter und die Organisation dieser Schicht typisch zu erfassen, um am Schluss eine notwendige Umbildung anzudeuten. — Schmoller[390]) sucht in einer lichtvollen, von allen Parteidoktrinen fernen Abhandlung weiteren Kreisen die Entwicklung des Grossbetriebes und der socialen Klassenbildung in Kürze klar zu machen in einer Arbeit, die ich hier nicht skizzieren, wohl aber zur Lektüre dringend empfehlen kann. — Mehrere Arbeiten beschäftigen sich mit dem Bauernstand[391-394]); doch war mir davon wenig zugänglich. — Manliks[395]) Studie darf, zumal sie sich wesentlich auf dichterische Quellen stützt und Sitten und Leben zu schildern sucht, hier hervorgehoben werden. Wesentlich kommt sie freilich für frühere Zeiten, als die von uns zu berücksichtigenden, in Betracht. — Auf andere Beiträge zur Geschichte des Bauernstandes[396-398]), die wesentlich wirtschaftsgeschichtlich merkwürdig sind, ist hier nicht der Ort, näher einzugehen[399]). —

Die Entwicklung des Staatslebens kommt hier insoweit in Betracht, als sie einen Teil der allgemeinen Kulturentwicklung darstellt. Eine kurze, aber sehr reichhaltige Entwicklung der Ideen von Staat und Staatsmann giebt Merx[400]). Er lässt an uns, um seine Worte zu gebrauchen, „die Entwicklung von der Horde bis zum konstitutionellen Staate, von dem Prophetenstaate zum Philosophenstaate, vom phantastischen Weltreiche zum Nationalstaate vorbeiziehen und daneben die diesen Staatsformen entsprechenden Ideale der Volksführer und Staatsmänner, wie sie im Völkerhirten, im jüdischen Richter des Stammes, in dem geheimnisvollen Philosophenbund, im Propheten, im Tyrannen, im Diener der Kirche, in dem konstitutionellen Herrscher lebendig werden". Er betont namentlich die Wichtigkeit des altsemitisch-theokratischen Gedankens. Ihn hat nach seiner Meinung erst neuere Spekulation überwunden, die der Kirche neben dem vollendeten Staat, der die Totalität der sittlichen Zwecke umfasst, keinen Raum lässt. — Roschers[401]) grosses Werk, das durch Verwertung reichen historischen Materials das Wesen der hauptsächlichsten Staatsformen, der Monarchie[402]), der Aristokratie und Demokratie, auch in ihren Abstufungen, zu erfassen und darzustellen sucht, kann ich hier nicht im einzelnen skizzieren und nur aufmerksamer Beachtung empfehlen. — Mit der Geschichte der Staatsutopien beschäftigt sich lehrreich ein Anonymus[403]), so mit Platos Staat, mit Morus Utopia, mit Campanellas Sonnenstaat, Harringtons Oceana, Cabets Reise nach Ikarien und so fort bis zu den modernen Produkten dieser Art, mit Bellamy und Herzka. — Grosses Interesse für den Kulturhistoriker hat das Werk Lombrosos und Laschis[404]) über das politische Verbrechen, das als sociales Problem in seiner Entwicklung und seiner Eigenart studiert und beschrieben wird. Eine grosse Menge

---

D. Kultwald in d. Volksmedizin: Urquell 3, S. 307-10, 335/8. — **386**) × F. v. Hellwald, Dr. Höflers Forschungen über Volksmedizin u. Aberglauben im Jsarwinkel: Globus 62, S. 221/2. — **387**) Chrn. Meyer, Studien z. Gesch. d. modern. Gesellschaft: ZDKG. 3, S. 1-127. — **388**) × H. Holstein, E. Gedicht aus d. Ende d. 15. Jh. über d. Zerfahrenheit d. Stände: ZDPh. 14, S. 284. — **389**) G. Steinhausen, Naturgesch. d. Gesellsch.: VossZg^{B}. N. 23/4. — **390**) G. Schmoller, Ueber d. Entwicklung d. Grossbetriebes u. d. sociale Klassenbildung: PrJbb. 69, S. 457-80. — **391**) ○ Chrn. Meyer, D. geschichtl. Grundlagen d. heutigen dtsch. Bauernstandes. (=Zeit- u. Streitfragen N. 104.) Hamburg, Verlagsanst. 44 S. M. 1,20. — **392**) ○ Pognon, Le paysan lorrain; histoire d'une famille de laboureurs au 18. siècle. Neuchâtel, Gontier-Kienné. 168 S. — **393**) × M. Geyer, D. Altenburg. Bauern: Globus N. 11. — **394**) ○ J. G. Weiss, D. fränk. Bauer in d. „guten alten Zeit": VVPK. 115, S. 1-48. — **395**) M. Manlik, D. Leben u. Treiben d. oberdtsch. Bauern im 13., 14. u. 15 Jh. Progr. Landskron. 24 S. — **396**) × A. Mell, Beitrr. z. Gesch. d. Unterthanenwesens in Steiermark. I. D. Robot: MHVSteiermark. 40, S. 135-225. — **397**) × R. Habs-Randau, Beitrr. z. Gesch. d. Frohndienstes am Südharze seit Anf. d. 16. Jh. Nach Materialien aus d. Samml. d. Herrn Gust. Pogge-Artern: ZHarzV. 25, S. 168-211. — **398**) × G. Lewinstein, Moderner Robot: VVPK. 28, S. 25-32. — **399**) × Chr. Roder, E. „Arbeiterstrike" vor 370 J.: Alemannia 20, S. 125/9. — **400**) A. Merx, D. Ideen v. Staat u. Staatsmann im Zusammenh. mit d. geschichtl. Entwicklung d. Menschheit. Festrede. Heidelberg. 46 S. M. 1,20. — **401**) W. Roscher, Politik. Geschichtl. Naturlehre d. Monarchie, Aristokratie u. Demokratie. Stuttgart, Cotta. VIII, 722 S. M. 10,00. — **402**) × J. v. Held, Z. Kulturgesch. d. Monarchie: WIDM. 72, S. 240/5. — **403**) Schlaraffia politica. Gesch. d. Dichtungen v. besten Staate. Leipzig, Grunow. V, 318 S. M. 2,00. — **404**) C. Lombroso u. R. Laschi,

historischen Materials einerseits, eine Fülle feiner Beobachtungen andererseits machen das Buch der Beachtung würdig: aber nicht immer zeigt sich eine wirklich tiefe Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung, und nicht immer ist das Material wirklich wissenschaftlich verwendet. Der Grundgedanke ist, dass das politische Verbrechen zwar vom juristischen, nicht aber vom anthropologischen Standpunkt ein solches ist. Ausgehend von dem „Gesetz“ der Trägheit in der moralischen Welt, dem Misioneismus, definiert L. das politische Verbrechen als „jedes gewaltsame Attentat gegen den politischen, religiösen, socialen usw. Misioneismus der Mehrheit, die ihm entsprechende Regierungsform und ihre offiziellen Repräsentanten“. Was dann über die äusseren und inneren, über die socialen, ökonomischen und politischen und über die individuellen Faktoren beigebracht wird, berührt die allgemein menschliche Entwicklung in vieler Beziehung und ist sehr lesenswert. Der von L. bearbeitete juristische Teil giebt u. a. einen weiten historischen Ueberblick über die Auffassung und Behandlung des politischen Verbrechens. — Die Stärke der heutigen socialistischen Bewegung ruft nach wie vor eine reiche Litteratur hervor, die dieselbe in ihrer Entwicklung historisch zu begreifen sucht. Sie ist mir aber zum allergrössten Teil unzugänglich geblieben[405-416]) (s. u. IV 1 b : 42/4, 128).

Wirtschaftliche Entwicklung. Mehr theoretisch als historisch gehalten ist von Philippovichs[417]) lehrreiches Büchlein über wirtschaftlichen Fortschritt, das von dem Widerspruch zwischen den Lobrednern des naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts und den socialistischen Kritikern ausgehend, zunächst den thatsächlichen Gang des wirtschaftlichen Fortschritts in unserer Zeit und seinen Einfluss auf die Kultur verfolgt und zu dem Resultat kommt, dass in der That ein Widerspruch zwischen dem, was die Produktionstechnik an sich vermag, und der thatsächlichen Kulturentwicklung, namentlich der Lage der unteren Volksklassen existiert. Seine Fingerzeige zur Lösung derselben, an sich höchst beachtenswert, sind hier nicht zu besprechen. — Für die Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im allgemeinen kommt dann namentlich das treffliche Werk Gotheins[418]), dessen erster Band nun abgeschlossen ist, in Betracht. Freilich beschränkt sich G. auf ein bestimmtes Territorium, aber indem er die Wirtschaftsgeschichte desselben von den Anfängen bis in die neueste Zeit nach allen Richtungen hin genau und mit grösster Umsicht verfolgt und daher sich mit ihren Grundfragen überhaupt auseinandersetzen muss, hat das Buch die grösste allgemeine Bedeutung. In dem vorliegenden Bande, der sich die Städte- und Gewerbegeschichte zum Vorwurf nimmt, hat G. namentlich zwei Ziele im Auge gehabt: „die Entstehung der mittelalterlichen Stadt- und Zunftverfassung und die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsform nach Möglichkeit zu verfolgen“. Auf seine Resultate im einzelnen einzugehen, würde ausserhalb des Rahmens gerade dieses Berichtes fallen. Hervorzuheben ist aber, wie scharf bei G. der Blick für das Typische ausgeprägt ist, eine Gabe, die allein in den Stand setzt, den grossen Stoff in wirklich nutzbarer Art zu meistern. Handel und Gewerbe haben durch dieses Buch ihre bisher beste historische Darstellung erhalten. Muss ich mir schon bei diesem wirklich bedeutenden Werk eine Würdigung im einzelnen versagen, so kann ich hier auch die kleinen Arbeiten auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiet nicht ausführlich behandeln: der kulturgeschichtliche Bericht für die JBL. muss in erster Linie Geistes- und Sittengeschichte berücksichtigen. —

Zur Agrargeschichte bespricht Gothein[419]) sehr feinsinnig und mit vortrefflicher Wiedergabe der Resultate die Arbeiten Knapps und die von Knapp angeregten Arbeiten von Fuchs, Transehe-Roseneck, Hann, Hugenberg, Hausmann, die alle die ländlichen Arbeitsverhältnisse und zwar je in einem bestimmten Territorium zum

---

D. politische Verbrecher u. d. Revolutionen in anthropol., jurist. u. staatswissensch. Beziehung. Dtsch. v. H. Kurella. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanst. VII, 280 S.; 267 S. M. 16,00. |[LCBl. S. 1274/6; P. F. Aschrott: DLZ. S. 1080.]| — **405** ○ E. Demolins, Le socialisme devant la science sociale. Paris, Firmin-Didot. 18°. VIII, 69 S. — **406**) ○ P. Frotscher, Socialdemokraten aus alten Zeiten. (= Schriften d. sächs. Volksschriften Verl. I, N. 4/5.) Leipzig, Volksschr.-Verl. III, 100 S. M. 0,75. — **407**) ○ Th. Kirkup, A history of socialism. London, Black. 301 S. Sh. 6,00. — **408**) ○ B. Malon, Le socialisme intégral. I. Hist. des théories et tendences générales. 2 éd. Paris, Alcan. 1891. 472 S. Fr. 6,00. — **409**) ○ E. d'Eichthal, Socialisme, Communisme et Collectivisme. Coup d'oeil sur l'histoire et les doctrines. Paris, Guillaumin et Co. 18°. II, 213 S. Fr. 2,50. — **410**) ○ J. Wolff, Coup d'oeil sur l'évolution des idées sociales: RÉcPol. 6. Heft. — **411**) ○ T. de Wyzewa, Le mouvement socialiste en Europe. Les Hommes et les idées. Paris, Perrin. 287 S. |[JÉc. 10, S. 447.]| (Uebers. v. H. Altona. Braunschweig, Salle. VIII, 111 S. M. 1,50.) — **412**) ○ W. Rosenberg, Entwicklung u. Stand d. Arbeiterfrage. In gemeinfassl. Darstellung. Prag, Haerpfer. 82 S. M. 1,00. — **413**) ○ G. Winter, Sociale Bewegungen u. Theorien im Zeitalter d. Reformation: VVPK. 28, S. 1-24, 145-64. — **414**) ○ J. Jaurès, De primis socialismi Germanici lineamentis apud Lutherum, Kant, Fichte et Hegel. Thèse. Toulouse, Chauvin. 1891. 90 S. — **415**) ○ E. Heitz, D. socialpolitische Bewegung in Deutschland 1863—90. Stuttgart, Kohlhammer. 45 S. M. 0,80. — **416**) ○ M. Block, Le socialisme moderne. Paris, Hachette. 202 S. Fr. 1,25. — **417**) E. v. Philippovich, Wirtschaftl. Fortschritt u. Kulturentwicklung. Freiburg i. B., Mohr. 56 S. M. 1,00. |[G. Schmoller: JGVV. 16, S. 1269; K. Oldenberg: DLZ. S. 1213/4.]| — **418**) E. Gothein, Wirtschafts-Gesch. d. Schwarzwaldes u. d. angrenzenden Landschaften. Bd. I: Städte- u. Gewerbegesch. Strassburg, Trübner. XVI, 896 S. M. 18,00. |[P. Köhne: MHL. 20, S. 32/9; LCBl. S. 774; G. Küntzel: JGVV. 16, S. 1274.]| — **419**) id., Agrargeschtl. Forschungen d. Gegenw.: AZg[B]. N. 244, 248, 249, 254, 270. — **420**) K. Lamprecht,

Gegenstand haben und historisch behandeln. — Eine höchst umsichtige und gut orientierende Geschichte des Grundbesitzes in Deutschland hat Lamprecht[420]) für das Handwörterbuch der Staatswissenschaften entworfen. — Kurz erwähne ich einige Arbeiten zur Geschichte des Ackerbaues und der Tierzucht[421-423a]). — Schwappachs[424]) Grundriss der Forst- und Jagdgeschichte stützt sich wohl wesentlich auf sein vor längerer Zeit erschienenes, vortreffliches grosses Handbuch[425-426]). —

Ueber die Geschichte der Bevölkerung in Deutschland orientiert der Artikel von Inamas[427]). —

Für die Geschichte des Gewerbes und der Industrie[428]) darf namentlich auf Büchers[429]) Entwicklung der gewerblichen Betriebsformen, — er unterscheidet scharf 5 Stufen: den Hausfleiss, das Lohnwerk, das Handwerk, das Verlagssystem, die Fabrik, die er in ihrer Eigentümlichkeit klar kritisiert, — hingewiesen werden. — Ein umfassendes Werk über die Gilden von Lambert[430]) habe ich nicht gesehen. Die Arbeiten über die mittelalterlichen Gilden sind hier ausgeschlossen. — Eulenburgs[431]) Dissertation, die nahe an die von uns zu behandelnde Zeit heranreicht, bietet nur einen Teil seiner Arbeit[432]). — Einige Arbeiten, die wesentlich lokales Gepräge haben, findet man bei der Lokalgeschichte. — Von solchen, die sich mit der Geschichte einzelner Gewerbe beschäftigen, nenne ich den Aufsatz von Gurlitt[433]), der nach einer Einleitung über das deutsche Hüttenwesen im allgemeinen und das Erfurter im besonderen einige nicht unwichtige Urkunden zur Geschichte der Steinmetze veröffentlicht. — Weiter sei hingedeutet auf die lehrreiche Abhandlung Paulis[434]), der nach kurzer Einleitung über die Entwicklung der Bauhütten, die Geschichte der bremischen Steinhauer im 16. und zu Anfang des 17. Jh., die Organisation der Innung und die Thätigkeit der Steinmetze schildert und eine Reihe von Ordnungen, Briefen und Urkunden beifügt. — Ferner darf nicht vergessen werden: das Buch von Rowald[435]) über die Bauleute, das leicht geschrieben, eine Menge kulturhistorischer Notizen über Handwerkergebräuche — besonders nenne ich die Kapitel: Grundsteinlegung, Richtefest, Hausspruch — enthält[436]); der Artikel Buffs[437]), der die Resultate der Arbeit Boeheims wiedergiebt, über die Augsburger Plattner, d. h. Panzermacher, deren berühmtes Gewerbe im 16. Jh. zu Grunde ging, weil die bis zur Unerfüllbarkeit sich steigernden Ansprüche auf schussfeste Harnische die Plattner zwangen, einfache Schmiede zu werden; endlich eine Reihe von teilweise wichtigen Arbeiten über Goldschmiede[438-442]), Schmiede[443]), Tischler[444]), Böttcher[445-446]), Fleischer[447]), Bäcker[448-449]). — Umfassender ist das Buch Zimmermanns[450]) über das schlesische Leinengewerbe[451-453]). — In hervorragender und gründ-

---

Gesch. d. Grundbesitzes: Handwörterb. d. Staatswissensch. 3, S. 139-64. — **421**) × D. Gesch. d. Kartoffel: Didask. N. 71. (Berichtet über e. Vortr. Jännickes.) — **422**) ○ G. Deutsch, D. Gesch. d. Weinbaues u. Weinhandels in Oesterr. u. Ungarn: ÖUR. 13, S. 123-53. — **423**) ○ B. Kreuter, Ueber Schafzucht u. Wollhandel in Baiern um d. Wende d. 17. Jh.: ZLandwVBaiern. 83, S. 149-61. — **423a**) × H. Ferber, D. Gestüt d. wilden Pferde im Duisburger Walde: BGNiederrh. 6, S. 69-145. — **424**) A. Schwappach, Grundriss d. Forst- u. Jagdgesch. Deutschlands. 2. Aufl. Berlin, Springer. VIII, 176 S. M. 3,00. — **425**) × C. Regelmann, D. altwürttemb. Forstkartenwerk d. Kriegsrates Andreas Kiefer. E. Beitr z. Gesch. d. Vermessungswesens: Württ JbbStatistik. 1, Heft 2. — **426**) × Schiller-Tietz, D. ehem. Wälder in d. Mark: Bär 17, S. 638/9. — **427**) K. T. v. Inama-Sternegg, Bevölkerung d. Mittelalters u. d. neueren Zeit bis Ende d. 18. Jh. in Deutschland: Handwörterb. d. Staatswissensch. 2, S. 433-43. — **428**) ○ × Chrn. Meyer, Handwerk u. Arbeit in gesch. Betrachtung: VVPK. 113, S. 175-85. — **429**) K. Bücher, D. gewerbl. Betriebsformen in ihrer hist. Entwicklung. (Aus: Festgabe d. techn. Hochsch. Karlsruhe, S. 29-56.) |[G. Schmoller: JGVV. 16, S. 1271.]| — **430**) ○ J. M. Lambert, Two thousand years of gild life or an outline of the hist. and the development of the gild system from early times. Hull, Brown. 420 S. Sh. 18,00. — **431**) F. Eulenburg, Ueber Innungen d. Stadt Breslau v. 13.–15. Jh. Diss. Berlin, Mayer & Müller. 35 S. M. 1,00. — **432**) × F. P. Piger, Handwerksbrauch in d. Iglauer Sprachinsel in Mähren: ZVVolksk. 2, S. 272-85. — **433**) C. Gurlitt, Erfurter Steinmetzordnungen d. 15. u. 16. Jh.: RepKunstw. 15, S. 332-52. — **434**) G. Pauli, D. bremischen Steinhauer um 1600: BremJb. 16, S. 29-96. — **435**) P. Rowald, Brauch, Spruch u. Lied d. Bauleute. Hannover, Schmorl & v. Seefeld. V, 183 S. M. 2,40. — **436** × E. Wernicke, Lothring. Glockengiesser in Deutschland: JbGesLothrG. 3, S. 401/8. — **437**) A. Buff, Augsburger Plattner d. Reformationszeit: AZg[B]. N. 191/3. — **438**) × F. Luthmer, Dtsch. Goldschmiedewerke d. 16. Jh.: N&S. 63, S. 54/7. (Nach d. Inventar, d. Herzog Albrecht V. v. Bayern v. d. Schmuck seiner Gemahlin anfertigen liess [vgl. Hefner-Altenek, dtsch. Goldschmiedewerke d. 16. Jh.]) — **439**) × St. Beissel, Aachener Goldschmiede: ZChrK. 4, S. 377-88. — **440**) × H. Loersch, D. Rolle d. Aachener Goldschmiedezunft v. 16. April 1573: ZAachGV. 13, S. 230-58. (Legt d. Inhalt d. Satzungen, d. über d. wichtigsten Einrichtungen unterrichtet, übersichlich dar u. giebt durch Verweise auf Arbeiten Meyers und Crulls über Strassburger und hansische Goldschmiede Anhaltspunkte z. Vergleichung.) — **441**) × E. Wernicke, Z. Gesch. d. Goldschmiedekunst in Sachsen: NASächsG. 13, S. 132-41. — **442**) × Ant. Buchholtz, Goldschmiedearbeiten in Livland, Esthland u. Kurland (Her. v. d. Ges. für Gesch. u. Altertumsk. d. Ostseeprov.) Lübeck, Nöhring. Fol. 24 S., 26 Taf. M. 36,00. — **443**) × O. Rüdiger, 5 Urkunden d. Schmiedeamts: MVHambG. 14, S. 177-81, 186-90. — **444**) × K. Beyer, Gesch. d. Tischler-Innung z. Erfurt: MVGErfurt. 15, S. 137-59. — **445**) × W. Stieda, D. Böttcherei-Gewerbe in Alt-Rostock: BGRostock. 2, S. 29-52. — **446**) × id., Studien z. Gewerbegesch. Lübecks. V. Lübecker u. Rostocker Böttcher unter einander: MVLübG. 5, S. 131/7. — **447**) × Baumgärtel, D. Handwerk d. Fleischer zu Bautzen: BautzenNachr[B]. N. 14 u. 19. — **448**) × Jos. Hartmann, Chronik d. Bäckerinnung Ingolstadt. [Ingolstadt, Ganghofer.] 154 S. (Nicht im Buchhandel, aber kulturhist. beachtenswert für Ordnungen, Brodpreise, Brodzeichen, Hausmarken.) — **449**) × Gronke, Aus d. Gildebriefe d. Bäckergewerbes in Gollnow: MbllGPommG. 1891, S. 163/6. — **450**) Alfr. Zimmermann, Blüte u. Verfall d. Leinengewerbes in Schlesien. Gewerbe- u. Handelspolitik dreier Jhh. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze. XVI, 474 S. M. 6,00. — **451**) × E. Siegel, Z. Gesch. d. Posamentiergewerbes mit besond. Rücksicht auf d. Erzgeb. Posamentindustrie." Annaberg, Graser. 1891. 126 S. M. 2,50. — **452**) × E. Kumsch, Posamente d. 16.–19. Jh. im Kunstgewerbl. Mus. zu Dresden u. zu Leipzig. Dresden, Stengel. Fol. 25 S., 25 Taf. M. 50,00. —

lichster Weise ist die preussische Seidenindustrie des 18. Jh. von Schmoller, der sich lange damit beschäftigt und seine Materialien zur Verfügung gestellt hat, sowie von Hintze, der den spröden Stoff gut dargestellt hat, historisch behandelt worden[454-456]) (s. u. IV 1b: 67). — Stieda[457]) schreibt kurz und klar über die Geschichte der Fabriken. In der Hauptsache sind es neu aufkommende Industriezweige, die sich den Fesseln der Zunftverfassung zu entziehen suchen. Die Gründe, die seit dem Ausgang des 16. Jh. zur Fabrikunternehmung führen, lassen sich noch nicht klar darlegen. Für Deutschland und die Schweiz von Wichtigkeit sind namentlich die seit dem Widerruf des Edikts von Nantes einwandernden Franzosen. Einzelne Beispiele privilegierter, fabrikmässig betriebener Anstalten lassen sich in den deutschen Städten schon im 16. Jh. nachweisen. Früher wurden übrigens die Ausdrücke Fabrik und Manufaktur in anderem Sinne als heute gebraucht. Die heutige Auffassung tritt erst in Lamprechts Kameralverfassung 1797 auf. —

Zum Kapitel Technik und Erfindungen[458-459]) behandelt Buff[460]) nach dem Werke Vaissières[461]) merkwürdige Maschinen zur Herstellung der Münzen, die ein Augsburger Bürger um die Mitte des 16. Jh. erfunden und an den König von Frankreich verkauft hat. — Wertvoll und lehrreich ist Gelcichs[462]) Geschichte der Uhrmacherkunst, die eine vollständige Neubearbeitung des älteren Werkes von F. W. Barfuss darstellt. Ist das Buch auch für weitere Kreise bestimmt, so darf es doch berechtigten Anspruch auf Beachtung auch der wissenschaftlichen Welt machen. Dem Werk ist ein instruktiver Atlas beigegeben[463]). — Bilfingers[464]) hübsches Werk über Horen und Stunden geht über das rein technische Gebiet hinaus und ist für die Sittengeschichte überhaupt zu berücksichtigen. Hier, wo es sich nicht um das Mittelalter handelt, kommt weniger der erste Teil (das Horensystem) als der zweite, die Einführung der modernen Stunden, in Betracht; die meisten europäischen Länder haben übrigens von Anfang an „Zwölferuhren", d. h. halbe Uhren gehabt. — Ardant[465]) schildert die Geschichte des Papiers und seiner Herstellung. — Mayer[466]) berücksichtigt in seiner Geschichte der Wandteppichfabrikation namentlich Bayern, dessen Fürsten diesen Zweig gefördert haben, während sonst Deutschland in dieser Beziehung Ländern wie Frankreich gegenüber sehr zurücksteht. Lehrreich ist die Einleitung über die Entwicklung der Wandteppichverfertigung überhaupt[467]). —

Zur Geschichte des Handels[468]) liegen namentlich Lokalstudien[469-470]) vor. Förderreuther[471]) beschreibt — vielfach nach den Briefbüchern des Stadtrats — die Beziehungen der Augsburger Kaufmannschaft[472]) zu Bayern; er geht namentlich auf ihre Strassen und Stationen in Bayern, auf die einzelnen Kaufleute selbst, und auf die Förderungen und Störungen des Geschäftsbetriebes ein, giebt aber daneben in Einzelheiten manches interessante Material zur Geschichte des Handels in jenen Gegenden. — Stieda[473]) teilt zur Charakteristik des privaten kaufmännischen Verkehrs in älterer Zeit einige Briefe aus den Stadtarchiven von Danzig und Lübeck mit, die wohl auch als Beiträge zur Geschichte des deutschen Briefes angesehen werden können. In der Einleitung erläutert er sie in handelsgeschichtlicher Hinsicht und macht namentlich interessante Notizen über den Feigenhandel. — Brehmer[474]) druckt aus einem 1789

---

453) × Gronchy, Notes sur les tapisseries aux XVII. et XVIII. siècles: RAFr. 9, Heft 1 u. 2. — **454**) Acta borussica. Denkmäler d. preuss. Staatsverwalt. im 18. Jh. Her. v. d. Ak. d. Wissensch. Bd. 1—3. D. preuss. Seidenindustrie im 18. Jh. u. ihre Begründung durch Friedrich d. Gr. 3 Bde. Berlin, Parey. M. 15,00; 17,00; 9,00. |[LCBl. S. 1788-90; G. Schmoller: AZg[B]. N. 117-20.]| (1. Akten bis 1768 bearb. v. G. Schmoller u. O. Hintze. XXV, 652 S.; 2. Akten seit 1769 bearb. v. G. Schmoller u. O. Hintze. V, 766 S.; 3. Darstellung v. O. Hintze. IX, 340 S.) — **455**) × J. Brinckmann, Mittelrhein. Seidengewebe: ZChrK. 5, S. 149-54. — **456**) × H. Fechner, D. schles. Glasindustrie unter Friedrich d. Gr. u. seinen Nachfolgern bis 1806 ZVGSchesien. 26, S. 74-130. — **457**) W. Stieda, Gesch. d. Fabriken: Handwörterb. d. Staatswissensch. 3, S. 336-41. — **458**) × H. Samter, Buch d. Erfindungen. Berlin, Urania. XI, 1027 S. M. 10,00. — **459**) × F. Reuleaux, Kurzgefasste Gesch. d. Dampfmaschine. Braunschweig, Vieweg. 75 S. M. 1,00. — **460**) A. Buff, D. Herstellung d. Münzen durch Maschinen, e. Augsb. Erfindung d. 16. Jh.: AZg[B]. N. 174. — **461**) P. de Vaissière, La découverte à Augsbourg des instruments mécaniques du monnayage moderne et leur importation en France en 1550. Montpellier, Ricard. 29 S. — **462**) E. Gelcich, Gesch. d. Uhrmacherkunst v. d. ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 5. (Titel-) Aufl. Mit e. Atlas v. 11 Foliotaf. Weimar, Voigt. XIII, 206 S. M. 4,50. |[VGEBerlin. 19, S. 161]| — **463**) × Fr. Brönnimann, D. Uhr. I. II. Progr. Solothurn. 55 S.; 75 S. (I. Hist. Teil bis zu Anf. d. 19. Jh.) — **464**) G. Bilfinger, d. mittelalterl. Horen u. d. modernen Stunden. E. Beitr. z. Kulturgesch. Stuttgart, Kohlhammer. X, 279 S. M. 5,00. — **465**) F. Ardant, Le papier, son histoire, sa fabrication ancienne et moderne, Limoges, Cercle d'études commerciales. 1891. — **466**) Manfr. Mayer, Gesch. d. Wandteppichfabriken (Hautelisse-Manufakturen d. Wittelsbach. Fürstenhauses in Bayern) Mit e. Gesch. d. Wandteppichverfertigung als Einl. München u. Leipzig, Hirth. 4°. X, 139 S., 21 Taf. M. 15,00. — **467**) × E. Waldner La destillation et le commerce de l'eau-de-vie à Colmar au 16. u. 17. siècle: BMH Mulhouse. 15, S. 27-36. — **468**) × Hartung. Lehr- u. Wanderjahre d. dtsch. Kaufmannes im 16. Jh.: TäglRs.[B] N. 227/8. — **469**) × H. Brunner, Handel u. Gewerbe in Cassel v. d. ältesten Zeiten bis z. 30j. Krieg: CasselAZg. 1891, N. 335-50. — **470**) × A. Sturzenegger, Beitrr. z. e. Gesch. d. Handels u. d. Industrie d. Kantons Appenzell: AppenzellJbb. 5, S. 1-88. — **471**) M. Förderreuther, D. Augsb. Kaufmannschaft in d. bayrischen Herzogtümern während d. 1. Hälfte. d. 15. Jh. Progr. Kempten. 47 S. — **472**) × A. Stauber, Augsb. Kaufleute in Afrika u. Vorderindien 1505: Bayerland 3, S. 89/93, 101/4. — **473**) W. Stieda, Z. Charakteristik d. kaufmännischen Privatverkehrs in Lübeck während d. 15 Jh.: ZVLübG. 6, S. 200/12. — **474**) W. Brehmer, Lübecks Handelsbetrieb u. Fabrikthätigkeit zu

erschienenen Buch einen Brief über den damaligen Handelsbetrieb Lübecks ab und fügt nach Gaedicken ein Verzeichnis der 1798 in Lübeck betriebenen Fabriken und ihrer Firmen bei. — Jannets[475]) höchst instruktives Werk behandelt die industrielle und kommerzielle Spekulation, die Thätigkeit der Börse usw., ist aber nur teilweise historisch, insofern hin und wieder kurz die Herausbildung der gegenwärtigen Verhältnisse geschildert wird. — Für die Geschichte der Preise kommt ein kleiner Aufsatz[476]) in Betracht, der die Baukosten für einen Pfarrhof 1724-25 behandelt, ferner ein ganz kurzer Bericht[477]) über Fleisch- und Weinpreise 1716 und 1717 in Düsseldorf und eine ebenso kurze Notiz Stiedas[478]) über Preise in Riga im 15. und 16. Jh. —

Aeussere Kultur. Des Menschen Wohnung und Haushalt sind Gegenstand eines umfassenden Werkes von Garnier und Ammann[479]), das im wesentlichen die Gewohnheiten und das Charakteristische jeder Epoche gut zur Anschauung zu bringen versteht. — Mit dem deutschen Hause, insbesondere mit dem Bauernhause, beschäftigen sich wieder zahlreiche Einzelarbeiten[480-487]). — Die Sitte, das Haus mit einem Namen zu belegen, behandelt Mielke[488]). Es ist das eine vorwiegend germanische Sitte, in Deutschland selbst aber ungleichmässig verbreitet. In dem Dreieck Basel-Ulm-Frankfurt a. M. finden sich die meisten Namen: also wesentlich im fränkisch-alemannischen Gebiet. Wo Giebelzeichen vorkommen, scheinen die Häusernamen zurückzutreten. Heute zeigen die Sitte fast nur noch Gasthäuser und Apotheken. Ursprünglich, so meint M., komme der Name wahrscheinlich von dem Hauszeichen. Er giebt dann eine Zusammenstellung von Hausnamen aus früherer Zeit und schliesst mit allerlei Vermutungen[489]). — Ueber Hauseinrichtung und Hausrat handeln mehrere teilweise interessante Arbeiten, von denen mir namentlich die grösseren nicht zugänglich waren[490-497]). — Haushalt und Hauswirtschaft in früheren Zeiten lernen wir mehrfach kennen: Aus Friesland werden nach einem Rechnungs-Buch die wirtschaftlichen Verhältnisse (anscheinend) eines Pächters um 1550 im einzelnen durch van Rensen[498]) erörtert, namentlich der landwirtschaftliche Betrieb, daneben aber auch der Haushalt, die Kleidung usw. — Ein kurzes Verzeichnis der Vorräte in der Veste Grimmenstein bei ihrer Uebergabe 1567, von E. T. Meyer[499]) abgedruckt, weist neben Massen von Getreide 1500 Tonnen Fleisch, 8000 Tonnen Fisch, 3000 Fass Bier, 1000 Fass Wein auf. — Das Nachlassinventar eines Kostener Bürgers aus dem J. 1603, von Schwartz[500]) veröffentlicht, zeigt den gesamten Hausrat einer wohlhabenden Bürgerfamilie in einer grosspolnischen Mittelstadt, weiter den Tuchbestand eines Tuchhändlers und die Bibliothek eines der Familie angehörigen katholischen Geistlichen. — Ueber den Besitz und die wirtschaftlichen Zustände eines krainischen Klosters im 17. Jh. handelt Wallner[501]). Ferner wird die „Hausordnung was speis tranckh vnd ordinari besoldungen belangt“ wörtlich abgedruckt. Schlecht gelebt haben diese Karthäuser strengster Observanz, wenngleich sie kein Fleisch assen, nicht. In Bezug auf das Dienstpersonal ist die Ordnung für die Kenntnis der Lohn- und Lebensverhältnisse der unteren Bevölkerungsschichten jener Zeit nicht ohne Bedeutung. Am Schlusse ist bemerkt, dass das Kloster um Weihnachten dem Landeshauptmann und anderen Herren „etliche waizine struzen“ aus freien Stücken schenke. Charakteristisch ist die Bemerkung dazu: „annemblicher waere es Gott dem Herrn, souil threid armen durftig leuten vmb Gotteswillen zu

---

Ende d. vorigen Jh.: ib. S. 119-23. — **475**) C. Jannet, Le capital, la spécnlation et la finance au 19. siècle. Paris, Plon. 613 S. Fr. 8,00. |[RCr. 36, S. 19|]. — **476**) R., Z. Gesch. d. Preise: HPBll. 109, S. 930/4. — **477**) [H.] F[erber], Fleisch- und Weinpreise in Düsseldorf: BGNiederrh. 6, S. 201. — **478**) W. Stieda, Waarenpreise, Arbeitslöhne u. Münzverhältnisse in Riga 1402—1593: SBGGOstseeprov. 1891, S. 119-23. — **479**) Ch. Garnier et A. Ammann, L'habitation humaine, ouvrage illustré. Paris, Hachette. 4⁰, 895 S. Fr. 25,00. |[Curzon: RCr. 36, S. 398]|. — **480** × G. Bancalari, Forschungen über d. dtsch. Wohnhaus: Ausland 65, 19-22. — **481**) × J. Fressl, Haus u. Hof d. Bajuvarischen Landmannes: BAUBay. 9, S. 33-60. — **482**) × K. B. Hauser, D. bajuvarische Bauernhaus: Carinthia 82, S. 96/7. — **483**) × E. Lemke, Wohnhäuser ohne Schornstein in Pommern u. Westpr.: ZEthn. 23, S. 725. — **484**) × R. Mejborg, Slesvigske Böndergaarde i det 16 de, 17 de og 18 de Aarhundrede. Häft 4 og 5. Kopenhagen, Lehmann & Stage. 4⁰. — **485**) × R. Meringer, D. dtsch. Bauernhaus [Aus MAnthrGesWien] Wien, Hölder. 17 S. M. 0,80. — **486**) × id., Studien z. german. Volkskunde. D. Bauernhaus u. dessen Einrichtung. Aus MAnthrGWien. S. 101-52. (Vgl, JBL. 1891. I 5: 108a). — **487**) × R. Mielke, Z. Giebelentwicklung d. sächs. Bauernhauses: ZVVolksk. 2, S. 134-42. — **488**) id., Dtsch. Häusernamen: ZDKG. 2, S. 365-76. — **489**) × W. Zahn, Altmärk. Wappen u. Hausmarken: DHerold. 23, S. 143/6. — **490**) ○ F. Litchfield, Illustrated history of furniture, from the earliest period to the present time. London, Truslove. 290 S. Sh. 20,00 |[SaturdayR. N. 192.]| — **491**) ○ Eug. Valton, Histoire du meuble. 2 vol. (=Bibliothèque pop. des écoles du dessin. 1. série.) Paris, Allison et Co. 16⁰. à 80 S. à 75 cents. — **492**) × ○ H. Becker, Wohnstuben im 16. u. 17. Jh.: Z Innendekoration. 1891, S. 142/3, 150/1, 158/9, 166/7, 174/5, 182. — **493**) × A. Burckhardt, E. Basler Haushaltung um d. Jh. 1500: JBVMAlichSammlBasel. 1891, S. 17-29. — **494**) ○ J. Falke, E. vornehme Hauseinrichtung v. ehedem: Z Innendekoration. 1891, S. 93/5. — **495**) ○ H. Zeller-Werdmüller, Hausrat-Rodel d. Schlosses Kyburg: AnzSchwAlt. 25, N. 2. — **496**) ○ F. v. Jecklin, Inventar d. Schlosses Castels in Graubünden: ib. S. 105/8. (1616.) — **497**) × E. Starcke, D. Einrichtung e. Emder Patrizierzimmers aus d. Beginn d. 17. Jh. im Sammlungsgeb. d. Ges.: JbGesEmden. 10, S. 142/4. (Prächtige Ausstattung in edelstem Renaissancestil.) — **498**) P. van Rensen, D. Grimersumer Haus zu Leer, Mitteilungen über d. häusl. Verhältnisse u. d. landwirtsch. Betrieb e. Bewohners. desselben im 16. Jh.: ib. S. 88-117. — **499**) E. T. Meyer, Verzeichnis d. auf Schloss Grimmenstein bei seiner Uebergabe 1567 vorhand. Vorräte: ZVThürG. 6, S. 209/10. — **500**) F. Schwartz, E. Kostener Nachlass-Inventar aus d. J. 1603: ZHGPosen. 7, S. 440-66. — **501**) J. Wallner, Wirtschaftl. Verhältnisse u. Hausordnung d. Karthause

geben.“ Im besonderen kann aus diesen Arbeiten, die ich bisher nannte, naturgemäss wenig angeführt werden, da es sich eben darin um lauter Einzelheiten handelt[502]. —

Dasselbe gilt von den vielfach erschienenen Beiträgen zur Geschichte der Tracht. Neben zwei italienischen Uebersetzungen deutscher Werke, von Hottenroth[503]) und Scheer[504]), sind einige Artikel zur Trachtengeschichte einzelner Länder und Städte zu nennen[505-507]). — Dem unaufhaltsamen Verfall der Volkstrachten sucht Hansjakob[508]) in einer populären Schrift, die in gemeinverständlichster Form auch eine Art Kostümgeschichte auf drei Seiten giebt, entgegenzutreten. Als Tendenzschrift sympathisch, bringt sie für unsere Zwecke nichts, es sei denn einige Worte über die Ursachen des Niederganges. — Eine grosse Rolle in der Trachtengeschichte hat von jeher die eitle Mode gespielt. Kleidernarren hat es zu allen Zeiten gegeben. Bösch[509]) schildert zwei Exemplare dieser Gattung aus dem 16. Jh., die Augsburger Matthias und Konrad Schwarz, die beide in Autobiographien ihre verschiedenen Kleider schildern und durch Abbildungen veranschaulichen. Ich möchte allerdings hier noch ein höheres Moment als die Eitelkeit gelten lassen. In dieser Zeit begegnet man sehr häufig Leuten (z. B. dem Kölner Hermann Weinsberg, dem friesischen Häuptling Manninga) die aus historischem Interesse die Moden ihrer Zeit beschreiben oder abkonterfeiern lassen. — Im übrigen war die Obrigkeit der guten alten Zeit allerorten, meist ohne Erfolg bestrebt, dem Kleiderluxus entgegen zu treten[510]). Im Grunde ist es überflüssig, immer von neuem diese respektiven Kleiderordnungen[511]) zu publicieren[512]). — Die wechselnde Männerkleidung unseres Jh. schildert Gurlitt[513]). — Zur Geschichte der weiblichen Mode, insbesondere der Haartracht hat Marie de Villermont[514]) ein schön ausgestattetes, umfassendes Werk, das den Stoff durch alle Zeiten bis etwa 1830 verfolgt, erscheinen lassen. — Doering[515]) berichtet darüber, teilweise ergänzend; sein Artikel bringt auch eine Reihe Illustrationen aus dem Buche[516-519]). —

Für die Geschichte der Waffen und Geräte ist einmal eine Studie über den Dolch von Kuppelmayr[520]) zu nennen, — er ist so alt, wie das Schwert; in allen Zeitperioden sind die Klingen starr, erst vom 15. Jh. ab bildet sich Knauf und Parierstange aus, im 17. Jh. verliert sich der Dolch in das Bajonett, das Taschen- und Waidmesser —, weiter eine Geschichte der Steigbügel von Schlieben[521]), der dieses auf den ersten Blick gleichgültig erscheinende Thema mit grosser Gründlichkeit und Ausführlichkeit und keineswegs uninteressant behandelt. —

Für die Geschichte der Nahrungs- und Genussmittel[522]) ist nur wenig erschienen. Berg[523]) stellt litterarische Notizen über die Kochbücher der Vergangenheit zusammen[524]). — Wehrmann[525]) weist nach, dass das Bier, das übrigens keineswegs urgermanisch ist, in früheren Jhh. besonders in Norddeutschland eine bedeutende Rolle als allgemeines Volksnahrungsmittel gespielt hat. Das gewerbsmässige Brauen wurde erst allgemeiner, als der Betrieb im Hause unbequem wurde. Einführung fremden Bieres war in Pommern Monopol des Herzogs oder der Stadt. Anderen wurde es in den „Burspraken“ wiederholt verboten. Aus dem Bier- und Weinausschank im Rathause wurden bedeutende Einnahmen gezogen. Das Ratskellerprivileg erhielten einzelne Städte erst später. Brauhäuser gab es — und das zeigt die Ausbreitung des Bieres — auch in den Schlössern und Klöstern. Im 16. Jh. wurde die Biergerechtigkeit an bestimmte Häuser geknüpft: es bildete sich ein besonderes Biergewerbe, und Brauordnungen wurden erlassen. Wie gross die Bedeutung des Bieres im Anfange des 17. Jh. war, sieht man an der allgemeinen heftigen Opposition gegen Versuche, eine Accise darauf einführen zu wollen. Ein böhmisches Beispiel aus dem 16. Jh. für den fortwährenden Kampf

---

Freudenthal 1659: MMusVKrain. 5, S. 83-99. — **502**) × C. Gurlitt, Was kostete d. Leben zu Luthers Zeit?: SchorersFamilienbl. 13, S. 727/8. — **503**) F. Hottenroth, J costumi, le armi, gli strumenti, gli utensili di tutti i popoli antichi e moderni. Traduzione autorizzat. 2 vol. Roma, Modes & Mendel. 4⁰. L. 150. — **504**) J. Scherr, Storia dei costumi e della coltura del popolo tedesco. Prima versione dal tedesco di T. Villani, 2. ed. vol. 3. Reggio, Emilia. 16⁰. L. 7,00. — **505**) × O. Schwebel, Z. Trachtengesch. v. Alt-Berlin: ZDKG. 2, S. 206/26. — **506**) × W. Nathansen, Bemerkungen zu d. Suhr'schen Trachtenwerke: MVHambG. 14, S. 213/9. (Bezweifelt, ob alle Darstellungen in Suhrs. „Hamb. Trachten“ Originalaufnahmen sind.) — **507**) × A. Borchert, Z. Ehrenrettung Prof. Suhrs: ib. S. 312/5. — **508**) H. Hansjakob, Unsere Volkstrachten. E. Wort zu ihrer Erhaltung. Freiburg, Herder. 24 S. M. 0,25. — **509**) H. Boesch, E. Gigerlfamilie d. 16. Jh.: Gartenlaube S. 620/1. — **510**) × J. Oswald, Polizei u. Mode: Bayerland 2, S. 625. (Kleiderordnung 1750.) — **511**) × F. Braun, Revidierte Kleiderordnung Memmingens 1718: AllgäuerGFr. 4, S. 77-81. — **512**) × Strecker, Einige Notizen über d. Kleidung namentlich d. weiblichen Personen d. Kirchspiels Fritzow im Anf. d. 19. Jh.: MBllGPommG. 6, S. 162/5. — **513**) C. Gurlitt, 90 Jahre Männermode: Gartenlaube S. 15/9, 76/8, 207-10. — **514**) Marie de Villermont, Histoire de la coiffure féminine. Paris, Laurens. XIII, 823 S. Fr. 30,00. — **515**) O. Doering, Damenmoden vor 100 J.: Velhagen KlasingsMh. 6, S. 641-52. — **516**) × P. Koch, Moden z. Zeit d. französischen Revolution: NordAllgZg. 12. u. 13. April. — **517**) × A. Kohut, Allerlei Bartgeschichten: Didask. N. 71. — **518**) × P. Koch, Z. Gesch. d. Parfüms: NorddAllgZg^B. N. 10. — **519**) × A. B. Bucher, Renaissanceschmuck: NFPr. N. 9669. — **520**) R. Kuppelmayer, Z. Gesch. d. Dolches: ZMünchenAV. 5, S. 9-12. — **521**) A. Schlieben, Gesch. d. Steigbügel: AnnVNassG. 24, S. 165-231. — **522**) × Staacke, Wie man in alten Zeiten in unserm Vaterlande ass u. trank: Heimat 1, S. 87. — **523**) F. Berg, D. Gesch. d. Kochbuches: Didask. N. 10. — **524**) × W. Brehmer, Aus alter Zeit: MVLübG. 5, S. 87/9. (Giebt d. Gerichte bei e. Gastmahl d. Krämer-Kompagnie 1596 u. d. Kosten an.) — **525**) M. Wehrmann,

zwischen den Städten und der Herrschaft oder adligen Nachbarn um das Brau- und Schankrecht erzählt Bernau[526]). — Neben dem Bier ist noch der Tabak in seiner Entwicklung als Genussmittel behandelt werden[527-528]). —

Für die Geschichte des Gesundheitswesens sind zunächst kleinere Beiträge über die Seuchen früherer Zeiten, namentlich die Pest des 17. Jh.[529]) erschienen, für uns um so interessanter, als sie bezeichnende Erscheinungen des damaligen Lebens beleuchten. Das Mass der angerichteten Verheerung steht, wie Brückner vor Jahren einmal treffend geäussert hat, in einem Zusammenhange mit der Kulturstufe. Namentlich über Sachsen[530]) und Thüringen liegen derartige Arbeiten vor, zunächst die von Nicolai[531]) über die Pest in Allstedt. Seit 1680 war sie in verschiedenen Gegenden aufgetreten; es gab damals eine grosse Litteratur darüber, überall wurden Pestilenzverordnungen erlassen. N. beleuchtet sehr anschaulich die Angst vor der Annäherung, die Bestürzung beim Ausbruch, die Stimmung und die Massregeln bei weiterem Fortgang, den Rückgang der wirtschaftlichen Zustände, natürlich auch die Stärke der Seuche. In dem kleinen Städtchen starben 817 Personen, 60 Häuser standen leer, nur 30 Ehepaare waren schlieslich noch vorhanden. — Wie furchtbar die Seuche um sich griff, zeigt Loth[532-533]) für Erfurt; dort starben an der Pest allein im J. 1683 8790 Personen. In L. s Arbeit tritt besonders das Streben der offiziellen Behörden, die Seuche zu verheimlichen, ferner der Charakter der Abwehrmassregeln hervor. Der Kommandant des Petersberges schützte sich durch strenge Absperrung vollständig. — Aus einer kurzen Notiz von der Trenks[534]) über die Pest im J. 1700 in Ostpreussen geht wieder die furchtbare Stärke der Seuchen hervor, andererseits die Scheu vor Ansteckung und die Schwierigkeit, Pestdoktoren zu bekommen. — Kulturhistorisches Interesse hat natürlich auch die Geschichte einer Seuche neuesten Datums, der Hamburger Epidemie, die Harberts[535]) wesentlich nach den Tageszeitungen schildert. — Heilkunde und Gesundheitspflege sind mehrfach historisch beleuchtet worden. Neben einem allgemeinen Beitrag von Hegewald[536]) liegen einmal Notizen über die auf Empirie oder Aberglauben gegründete Volksmedizin[537-539]) auf (vgl. auch N. 382/6), weiter allgemeine Gesundheitsregeln für die einzelnen Monate in lateinischen Versen aus dem 16. Jh.[540]), endlich eine lokalgeschichtliche Arbeit Schmidts[541]) über die Gesundheitspflege Berlins vor 70 Jahren vor. — Eine umfangreiche Arbeit von Gilbert[542]) ist der Pharmacie der Vergangenheit gewidmet. Hierfür giebt es auch kleinere Beiträge[543]), namentlich zur Geschichte der Apotheken[544-545]). — Der Artikel Kades[546]) über Freiberger Apotheken ist nur lokalgeschichtlich interessant, da er nur die äussere Geschichte derselben behandelt, doch giebt Gerlach dazu Ergänzungen durch Mitteilungen über eine Apotheken-Ordnung von 1680, die zeigt, was für Wunderkräuter und Wunderdinge vor 200 Jahren in einer Apotheke gehalten werden mussten, z. B. Riemen von Menschenhaut, weiter über eine Apothekenvisitation von 1658, eine die Anfertigung der Medikamente betreffende Eingabe des Stadtphysikus, dessen Bestallung auch mitgeteilt wird, vom J. 1659 und ein 1660 von einem Freiberger Apotheker erfundenes Heilmittel gegen Gift. — Was man damals vom Apotheker kaufte und wie hoch man es bezahlte, lehrt eine Rechnung von 1547[547]). — Im Zusammenhang mit dem Gesundheitswesen[548]) steht die Körperpflege. Hier ist eine kurze Beleuchtung der Geschichte der Bäder von Beck[549]) zu verzeichnen. — Eine Arbeit Zingelers[550]) über fürstliche Badereisen des 17. Jh. betont zunächst die Einfachheit der damaligen Lebensbedürfnisse, wofür er den Tisch eines kleinen Fürsten im Bad Liebenzell durch um-

---

Z. Gesch. d. Bieres in Pommern: ZDKG. 2, S. 338-54. — **526**) F. Bernau, D. Wernstädter Bierkrieg: MNordböhmenExcursClub. 15, S. 310/5. — **527**) × H. Bösch, Aus d. Frühzeit d. Tabaks in Bayern: Bayerland 3, S. 140/2. — **528**) × J. Rochard, Le Tabac: RDM. 109, S. 414-43. (Bringt nur sehr wenig Geschichtl.) — **529**) ○ × E. Charvériat, La peste en Allemagne pendant la 1. moitié du 17. siècle. Lyon, Rey. 35 S. — **530**) × R. Needon D. Pest in Sachsen: LZgB. N. 111. — **531**) Nicolai, D. grosse Pest zu Allstedt 1681: ZVThürG. 7, S. 452-76. — **532**) Loth, D. Pest in Erfurt 1682-84: KBllAerztlVThür. 20, S. 182-95. — **533**) id., D. Erfurter Verordnungen gegen d. Pest, Ungar. Krankheit u. rote Ruhr im 16. u. 17. Jh.: MVGErfurt. 15, S. 161-91. — **534**) Th. v. d. Trenck, D. Pest im J. 1710 u. d. Universität zu Königsberg: SBPrussia. 47, S. 29-31. — **535**) H. Harberts, Gesch. d. Hamb. Cholera-epidemie im J. 1892. Hamburg, Pontt & v. Döhren. 48 S. M. 1,00. —' **536**) ○ L. Hegewald, Vergangenheit u. Gegenwart d. Heilkunde. 1. V. d. Urzeit bis auf A. v. Haller. Geschrieben für Aerzte u. Nichtärzte. München, Huttler. VIII, 72 S. M. 1,20. — **537**) × H. Volksmann, Volksmedizin: Urquell 3, S. 228, 248. — **538**) × K. E. Haase, Volksmedizin [v. 1598]: ib. S. 197/9. — **539**) × R. Matthias, D. Haustrunk im Thür. Wald: ZVK. 4, S. 344/7. (Zu Heilzwecken aus überlieferten Heilkräutern hergest.) — **540**) G. Sello, Magdeburger Gesundheitsregeln d. 16. Jh.: GBllMagdeburg. 27, S. 352/4. — **541**) A. Schmidt, D. Gesundheitspflege Berlins in d. 20er Jahren dieses Jh. Bär 17, S. 597-600, 612/4. — **542**) E. Gilbert, La pharmacie à travers les siècles (antiquité, moyen âge, temps modernes) précédée d'un coup d'oeil historique et bibliographique sur les sciences naturelles, qui lui sont accessoires, botanique, minéralogie, zoologie, depuis l'antiquité jusqu'au milieu du XVIII. siècle. Toulouse, Violelle. 455 S. Fr. 5,00. — **543**) × J. Lembke, Arznei-Schatz d. Aerzte Rigas vor 300 J.: BaltMschr. 39, S. 41-56. — **544**) × M. Beck, Wie d. Apotheken entstanden: LZgB. N. 108. — **545**) × M. Wehrmann, Z. Gesch. d. Apotheken in Pommern: MBllGPommG. S. 133/6. — **546**) R. Kade u. H. v. Gerlach, Freibergs alte Apotheken. — Doktor u. Apotheker: MFreibergAV. 28, S. 9-30. — **547**) H., E. Apothekerrechnung v. 1647: BGNiederrh. 6, S. 199-201. — **548**) × C. Brunner, D. Zunft d. Schärer u. ihre hervorrag. Vertreter unter d. Schweiz. Wundärzten d. 16. Jh. Habilitationsrede. Zürich, Müller. 24 S. Fr. 0,80. — **549**) M. Beck, D. Bäder in kulturhist. Beleuchtung: LZgB. N. 93. — **550**) Th. Zingeler, Fürstliche Badereisen im 17. Jh.: MVGHohenzollern. 26, S. 76-81. —

ständliche Anführung der Speisen als Beweis anführt. Weiter werden die Arznei-Rechnung des Apothekers für die Badekur, sowie die Kosten des Aufenthalts der Reise usw. besprochen. — Neben der Körperpflege hat auch die körperliche Ausbildung, die Gymnastik, mehrfach historische Behandlung erfahren[551-552]. —

Zur Geschichte des Sicherheitswesens liegt nur ein Beitrag Gruners[553]) von wenig allgemeinem Interesse vor, wobei es sich wesentlich um Personenfragen handelt. —

Ein kulturhistorisch sehr wichtiges Thema, die Entwicklung des Verkehrs[554]) ist ganz allgemein, daneben aber auch vielfach eingehend für einzelne Parteien erörtert worden. Auf die Verkehrsstrassen zunächst geht Simon[555]), indem er die neuere Zeit gerade noch streift, unter Beschränkung auf Sachsen, ein. Sie ergeben sich zunächst aus der Bodengestaltung; an ihren günstigen Punkten entstehen dann Städte, die ihrerseits wieder die weitere Ausbildung der Verkehrsstrassen beeinflussen. Die Nachweise dafür an dem Beispiel Sachsen sind vielfach auch von weiterem Interesse. — Neben den Strassen[556]) sind die Verkehrsmittel[557-558]), namentlich das Beförderungs- und Transportwesen, wiederholt, wie überhaupt in den letzten Jahren häufiger, in den Bereich historischer Beleuchtung gezogen worden. Zur Geschichte des Postwesens hat Rübsam[559]) einen Beitrag geliefert, der uns über den internationalen Postverkehr um 1600 sehr gute Aufschlüsse giebt und namentlich die kulturhistorisch bedeutende Thätigkeit der Taxis hervorhebt. Der einleitende Rückblick auf die neue postalische Litteratur könnte hier und da ergänzt werden. — Die für das grosse Publikum berechnete Geschichte der Deutschen Post von Crole[560]) zeigt immerhin Fleiss und Kenntnisse. Aus einer Reihe von Studien zu Postgeschichte einzelner Deutscher Territorien[561-563]) hebe ich die übersichtliche Zusammenstellung der Ereignisse im österreichischen Postwesen, von Sturm[564]), hervor, der freilich mehr populäre Zwecke verfolgt. — Die Arbeit von Ruhl[565]) über das Postamt zu Bebra geht doch in der Anführung gänzlich gleichgültiger Einzelheiten, namentlich von Personalien, zu weit. — Einiges Historische berührt die Arbeit Hulls[566]), die im Wesentlichen die Postverhältnisse der Gegenwart beleuchtet und zwar aus wirtschaftlichem und finanzpolitischem Interesse. — Auch den Eisenbahnen widmet man schon mit Recht historische Schilderungen. A. von Mayer[567]) hat über sie ein sehr umfangreiches Werk geliefert, das mir leider bisher unzugänglich geblieben ist. — Die Anfängc des deutschen Eisenbahnwesens erörtert G. Cohn[568]). Er betont, dass die Bedeutung des neuen Verkehrsmittels in Deutschland mit überraschender Geschwindigkeit begriffen worden ist, wenngleich man England darin nicht gleich kam. Er stützt sich vielfach auf die Biographie F. Harkorts, die überhaupt für die wirtschaftlichen Zustände der ersten Jahrzehnte unseres Jh. eine wichtige Quelle ist. Er erwähnt auch die Frage, ob List oder Harkort zuerst ein deutsches Eisenbahnsystem erstrebt hat. Die erste deutsche Staatsbahn ist übrigens die Braunschweiger[569]). — In diesem Zusammenhang darf auch auf eine zwar durchaus populäre Biographie des Lokomotivenkönigs Borsig von Jahnke[570]) hingewiesen werden. — Zur Geschichte der Schiffahrt Deutschlands bildet das Lindemannsche[571]) Buch über den Norddeutschen Lloyd einen wesentlichen Beitrag. In der „Einleitung und Vorgeschichte" werden die Anfänge des Handels und Verkehrs zwischen Bremen bezw. den Hansastädten und den Vereinigten Staaten geschildert. — Von lokalem Interesse ist Rutars[572]) Arbeit über die Schiffahrt auf der Laibach; beigegeben sind die kaiserlichen Privilegien der Schiffsleute und die Schiffahrtsordnung Maria Theresias[573]). —

---

551) ○ F. Valletti, Storia di ginnastica. Milano. 192 S. L. 1,50. — **552**) ○ K. Adler, Ueber d. Entwicklung d. (Schul-)Turnens. Progr. Basel, Schwalbe. 4⁰. 38 S. M. 1,60. — **553**) J. v. Gruner, Feuerlöschwesen in Berlin 1809—11: MVGBerlin. 8, S. 111/4, 140/2, 148/9, 153/5. — **554**) ○ × E. Strassburger, D. Weltverkehr in seiner geschichtl. Entwicklung u. seiner heutigen Ausdehnung: AAW. 23, Heft 10. — **555**) A. Simon, D. Verkehrsstrassen in Sachsen u. ihr Einfluss auf d. Städteentwicklung bis 1500. Diss. Leipzig. — **556**) × Th. Preuss, Gesch. d. Wasserstrassen in d. Memelniederung: MLGesTilsit. 3, S. 425/6. — **557**) × P. Beck, D. ersten Kutschen: DiöcesASchwaben. 8, S. 90. (Aus Polen, in Württemberg.) — **558**) × Medaille z. Erinnerung an d. Einführung d. Portechaisen in Leipzig [20. Sept. 1703]: APostTelegr. 19, S. 667. — **559**) J. Rübsam, Z. Gesch. d. internat. Postwesens im 16. u. 17. Jh. nebst Rückblick auf d. neuere hist.-postal. Litt.: HJb. 13, S. 15-79. — **560**) B. E. Crole, Gesch. d. dtsch. Post v. ihren Anfängen bis z. Gegenw. D. dtsch. Volke erzählt. 2. Aufl. Leipzig, Malende. VIII, 479 S. M. 2,00. — **561**) × G. Schönefeld, Aus d. ersten Jahrzehnten d. sächsischen Staatspost: LZg^{B}. N. 102. — **562**) × A. Humann, Gesch. d. Postwesens v. Hildburghausen. Hildburgh., Gadow. 52 S. M. 0,40. — **563**) × D. Postwesen im alten Frankfurt: Didask. N. 36. — **564**) A. Sturm, D. Gesch. d. Postwesens in Oesterreich. Für d. Jugend zusammengest. Progr. Cilli. 16 S. — **565**) J. Ruhl. Beitr. z. Gesch. d. Postamts Bebra: ZVHessG. 17, S. 305-49. — **566**) C. H. Hull, D. dtsch. Reichspacketpost. Diss. Halle. 70 S. — **567**) A. v. Mayer, Gesch. u. Geographie d. dtsch. Eisenbahnen. 2 Bde. Berlin, Baensch. XVI, 1375 S. M. 25,00 [FZg. N. 216.] — **568**) G. Cohn, D. Anfänge d. dtsch. Eisenbahnwesens: ZSW. 47, S. 655-79. — **569**) × P. D. Bazaine, Les premieres voies ferrées en Alsace: chemin de fer de Strasbourg à Bâle. Paris, Barré. 156 S. — **570**) H. Jahnke, A. Borsig, d. Lokomotivenkönig. E. Bild seiner Schöpfungen u. seines Lebens. (=Neue Jugendbibl. N. 9.) Leipzig, Geibel & Brockhaus. 201 S. M. 1,00. — **571**) M. Lindemann, D. Norddtsch. Lloyd. Gesch. u. Handbuch. Bremen, Schünemann. XXI, 487 S. M. 12,00. [WeserZg. N. 16486.] — **572**) S. Rutar, Z. Schiffahrt auf d. Laibach: MMusVKrain. 5, S. 65-82. — **573**) × C. Busley, D. Entwicklung d. Schiffsmaschine in d. letzten Jahrzehnten. 3. Aufl. Berlin, Springer. XII, 203 S.; 5 Taf. M. 12,00. — **574**) ×

Historische Schriften über das Reisen[574-576]) sind vielfach für die Geistes- und Sittengeschichte überhaupt interessant. Wichtig ist da auch das Motiv des Reisens. Aus dem wachsenden Naturgefühl (vgl. N. 172) gehen z. B. die Gebirgsreisen[577-579]) hervor, die mehrfach behandelt sind. — Dem Gedächtnis eines auch von Forschungseifer beseelten passionierten Bergsteigers ist ein Vortrag von Dübi[580]) gewidmet. — Von altersher unternahm man auch Reisen aus Gesundheitsrücksichten. Ueber eine Badefahrt aus früherer Zeit ist schon gehandelt (vgl. N. 550). — Andere Beiträge sind mehr verkehrsgeschichtlich gehalten; so druckt Bösch[581]), damit zugleich die Art des Reisens erläuternd, die Rechnung ab, die Friedrich Behaim über die Kosten seiner Reise von Nürnberg nach Venedig 1581 aufgestellt hat. — Auf die Aeusserlichkeiten des Reisens, also die Verkehrsmittel (Reisekutsche[592]) und ihre Ausrüstung), die Wege, die frühere Beschwerlichkeit und Langsamkeit des Fortkommens nimmt eine Arbeit Werners[583]) besonders Rücksicht; doch überwiegt hier wieder das Interesse an den Kulturzuständen überhaupt. W. schildert nach einem Reisediarium die „Spazierfahrten,“ die ein vornehmer Augsburger, Hieronymus Wolfgang Welser, und sein Gesellschafter Biermann, zwischen 1786 und 1792 in Süddeutschland unternommen, und das, was sie erlebt und gesehen haben. Uebrigens besitzen sie schon ein offenes Auge für Naturschönheiten. — In dem jetzt von Trost und Leist[584]) herausgegebenen Tagebuch, das Jörg über die Reise Pfalzgraf Friedrichs von Zweibrücken Mitte vorigen Jh. gefertigt hat, steht Italien im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, doch bietet die Hin- und Rückreise Gelegenheit, auch über die befahrenen Teile Deutschlands, namentlich Bayerns zu berichten. Charakteristisch ist, dass bei jeder Station Güte oder Unvollkommenheit des Weges festgestellt wird. — —

Territorial- und Lokalforschungen. Die frühere Zersplitterung des deutschen Volkes macht solche Arbeiten mehr als in irgend einem andern Lande notwendig und lohnend. Jene Erscheinung ist wesentlich in dem Individualismus des Deutschen begründet. Die Eigenart deutscher Stämme ist ein politisch wie kulturhistorisch sehr wichtiges Moment. Im Allgemeinen charakterisiert Rausch[585]) diese Eigenart. Sein lesenswerter Aufsatz beleuchtet den Gegensatz des kräftigen und zum Führen berufenen Nordens zum Süden historisch, weiter aber läuft er in Preis und Lob des vermittelnden Thüringer Stammes, dessen recht unschöne Seiten ganz übergangen werden, — hier kommt bei dem Vf. selbst das Stammesgefühl zum Vorschein — aus. Die Uebersicht über die Einzelforschungen knüpfe ich an einen Rundgang durch Deutschland. —

Was Berlin und die Marken betrifft, so hat zunächst Berlin für einen Teil seiner Geschichte einen berufenen Darsteller in Geiger[586]) gefunden, der das geistige Leben der Hauptstadt in einer wichtigen Periode, von 1688 bis 1890, zu schildern begonnen hat. Der vorliegende Abschnitt umfasst die Regierungszeit Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. Wie jener neben seiner Gemahlin, der bedeutenden Sophie Charlotte, diesem geistigen Leben einen Aufschwung — die Gründung der Akademie der Wissenschaften ist besonders wichtig — gab: so wirkte dieser durch seine Verachtung und Verhöhnug geistiger Thätigkeit hemmend. Beide nicht leicht zu verstehende Herrscher werden in einleitenden Kapiteln ziemlich zutreffend charakterisiert. Im übrigen schliesst G. alles Politische und Städtische aus. Mehr anhangsweise und eigentlich nur in einer nicht ausreichenden Aneinanderreihung von Einzelheiten werden die Sitten- und wirtschaftlichen Zustände geschildert. Entweder wäre hier ein tieferes Eingehen auf das Leben der Gesamtheit, auf das Typische darin notwendig gewesen, oder G. hätte auf diese Darstellung verzichten müssen. Auch die Entwicklung der Kunst wird nur kurz und obenhin wiedergegeben. So bleiben als Hauptteil die geistigen und religiösen Zustände, die allerdings mit grosser Sachkenntnis dargelegt werden. Diese in ihren stofflichen Einzelheiten sehr interessanten Stücke werden aber noch gewinnen, wenn sie mehr im Zusammenhang mit der allgemeinen Zeitströmung aufgebaut werden[587]) (s. u. III 1 : 59; IV 1 b : 47). — Weniger mit der inneren Entwicklung Berlins, als mit einem Teil seiner äusseren

---

G. Beutel, Aus d. Reisetagebüchern almosensammelnder Dresdener Bürger nach d. Brande v. Altendresden 1685: MVGDresden. 10, S. 108-33. — **575**) × O. Langer, E. Reise v. Paris in d. Elsass, sowie v. da nach Breisach u. Freiburg im 17. Jh.: Schau-ins-Land 17, S. 7-17. — **576**) × J. Sch., Aus e. Reisebeschreibung 1729: V. Jura z. Schwarzwald 7, S. 228-36. — **577**) × O. Markwart, E. Schweizerreise aus d. J. 1773: ZürcherTb. 15, S. 169-264. — **578**) × G. Heyse, Z. Gesch. d. Brockenreisen. 5. Aufl. Harzburg, Stolle. 1891. 87 S. M. 1,00. — **579**) × W. v. Arx, A. v. Hallers Alpenreise 1728. Originalber.: SchweizerRs. 1, S. 441-54, 533-43. — **580**) H. Dübi, Z. Gedächtnis G. Studers 1804-90. Bern, Schmid, Francke & Cie. 16 S. M. 0,70. — **581**) H. Bösch, Kosten e. Reise v. Nürnberg nach Venedig 1581: MGNM. S. 103/4. — **582**) × Z. Gesch. d. Reisewagen: Didask. N. 123. (Sehr oberflächlich.) — **583**) L. Werner, Wie man v. Augsburg aus vor 100 J. auf Reisen ging; ZHVSchwaben. 19, S. 110-42. — **584**) Pfalzgraf Fr. Mich. v. Zweibrücken u. d. Tageb. seiner Reise n. Italien. Her. v. L. Trost u. F. Leist. Bamberg, Buchner. LXXXII, 224 S. M. 10,00. |[Gegenw. S. 298; G. M. Prem, ÖUR. 13, S. 190/1.; Du Moulin-Eckart: AZg. N. 248.]| — **585**) A. Rausch, Etwas v. d. Eigenart dtsch. Stämme: DEBll. 17, S. 453-62. — **586**) L. Geiger, Berlin 1688—1840. Gesch. d. geistigen Lebens d. preuss. Hauptstadt. 1. Bd., 1. Hälfte. Berlin, Paetel. XII, 294 S. M. 6,00. |[C. Spannagel: FBPG. 6, S. 319-21; G. Steinhausen: ZDKG. 1, S. 259-61.]| — **587**) × id., Aus Berlins Vergangenheit: MagdZg^{B}. N. 1. (Bespricht Fischers

Geschichte [588]) macht uns ein fleissiges Büchlein vertraut, in dem F. Meyer [589]) die Geschichte des Tiergartens, jener ursprünglich wilden und sumpfigen Forstung, die 1527 als Jagdgebiet erworben und unter Friedrich I. in einen Lustwald umgeschaffen wurde, recht interessant und geschickt erzählt. Interessant namentlich insofern, als darin mancherlei vom sonstigen Berliner Leben erwähnt wird. Die Wandlung des Geschmacks erfährt durch die Geschichte dieses Gartens gute Beleuchtung, aber hie und da sind auch Ansätze vorhanden, die bei weiterer Ausführung hüsche kleine Stimmungsbilder aus der Vergangenheit — Sophie Charlotte in Charlottenburg, der „Zirkel“ als Sammelplatz der vornehmen Welt, der erste Luftballon in Berlin, das Leben in den „Zelten“ usw. — hätten werden können. — Zwei Bilder von Hackert, die die Zelten und den Blick nach Charlottenburg und Bellevue zum Vorwurf haben, werden neben anderen von Alfieri [590]) kurz geschildert. — Ueber die Berliner Ereignisse und Stimmungen 1800 und 1848 belehren kleine Beiträge [591-592]). — In die vormärzliche Zeit führt z. B. ein Aufsatz Röselers [593]), der über die äusseren Lebensverhältnisse, über die geistigen Interessen, das damals sehr im Vordergrund stehende Theater, über einzelne Persönlichkeiten, wohl nach alten Zeitungen, berichtet. — Daneben liegt mancherlei vor, was für die Kenntnis des neuesten Berliner Lebens nicht ohne Interesse ist, namentlich ein Auszug aus Rodenbergs [594]) bekanntem Werke, das ja auch Historisches bietet [595-597]). — In die weitere Umgebung der Hauptstadt führen uns des prächtigen Fontane [598]) Wanderungen, die in wohlfeiler Ausgabe zu erscheinen beginnen. Sie sind seit langem bekannt genug, namentlich durch lebendige Veranschaulichung des historischen Milieus, so dass ich mir weitere Worte sparen kann. — Ein Ort, den Fontane in dem obigen Teil der Wanderungen schildert, der Lieblingssitz Friedrichs d. Gr., Rheinsberg, hat noch eine anspruchslose Schilderung von Pinkert [599]) erfahren, die von hübschen Ansichten begleitet ist. — Ein umfangreiches und nicht alzu kritisch angelegtes Buch beschäftigt sich mit der Geschichte von Nauen und Osthavelland. Der Vf., Bardey [600]), versäumt neben der Schilderug der äusseren Ereignisse, die uns hier nicht interessieren, diejenige der Zustände nicht. Die rechtlichen und wirtschaftlichen, die Schul- und Kirchenverhältnisse früherer Zeiten werden dargelegt; aus dem bürgerlichen Leben hören wir mancherlei. Neben Nauen werden Fehrbellin, Ketzin, Kremmen behandelt, daneben 88 Ortschaften; ich erwähne Sanssouci. Für den Kulturhistoriker steckt jedenfalls einiges Material in der Arbeit, das allerdings erst im grossen Zusammenhange, namentlich wirtschaftsgeschichtlich zu verwerten ist. Das wird übrigens für die meisten Lokalgeschichten zutreffen, weil in der Regel der lokalhistorische Gesichtspunkt überwiegt und die Autoren keine Neigung haben, das Typische in den Zuständen zu suchen. — So bieten auch die Abhandlungen von Gädcke [601]) über Salzwedel im 30j. Kriege im einzelnen sehr vieles, namentlich wieder wirtschaftsgeschichtliches Material. Die Kosten des grossen Krieges werden aus diesen Einzelschilderungen allerdings erst ersichtlich. Eine beiläufige Notiz, die uns über die Furchtbarkeit der Seuchen in früherer Zeit, bezw. über die Mangelhaftigkeit der sanitären Verhältnisse belehrt, mag hier erwähnt werden. Ein Schneider begrub 1626 im Sept.: am 11. eine Tochter, am 18. ein Kind, am 25. einen Gesellen, am 27. eine Tochter, im Okt.: am 2. seine Frau samt dem todtgeborenen Kinde, am 3. eine Magd, am 22. wieder eine Magd. — Eine sehr weitschichtige Lokalgeschichte, die des Landes Sternberg, von Freier [602]) war mir nicht zugänglich. —

Wir wenden uns südöstlich [603]) nach Schlesien. Hier ist auf die bibliographische Zusammmenstellung, die Partsch [604]) zu veröffentlichen beginnt, aufmerksam zu machen [605]). Es darf hier auch die im Berichtsjahr erschienene Geschichte der „Schlesischen Zeitung“ [606]) (s. u. III 1 : 64; IV 1 b : 146), trotzdem sie

---

Aufsätze: „Aus Berlins Vergangenheit.“ (vgl. JBL. 1891 I5: 308.) — **588**) × M. Pfeffer, Gesch. d. Schlossfreiheit zu Berlin auf Grund amtl. Quellen. Berlin. 4⁰. 23 S. — **509**) Ferd. Meyer, D. Berl. Tiergarten v. d. ältesten Zeit bis z. Gegenw. Berlin, Buchh. d. dtsch. LehrerZg. 159 S. M. 1,50. — **590**) L. Alfieri, Alte Berl. Bilder: Brandenburgia S. 193/8. — **591**) × Wgr., Berl. Tagesneuigkeiten aus d. J. 1800: NorddAllgZg. 1891. N. 43. — **592**) × G. Dullo, Berl. Plakate d. J. 1848. Zürich, Verlags-Magazin. 90 S. M. 1,20. — **593**) W. Röseler, Berlin v. 50 Jahren: NatZg[B]. N. 8. — **594**) J. Rodenberg, Bilder aus d. Berl. Leben. In e. Ausw. (= Bibl. d. Ges.-Litt. N. 583/4.) Halle, Hendel. VIII, 164 S. M. 0,50. (D. litterarhist. interessante Stück: Lessing in Berlin ist mit aufgenommen.) — **595**) × Berl. Humor v. Gericht. Nach d. Wirklichkeit aufgen. in d. Berl. Gerichtssälen. 5. Tausend. Berlin, Steinitz. 160 S. M. 1,50. — **596**) × Gertraut v. Beaulieu, D. weibl. Berlin. Bilder aus d. heutigen socialen Leben. Berlin, S. Fischer. VII, 149 S. M. 1,50. — **597**) ○ Luc Gersal, Spree-Athen. Berl. Skizzen v. e. Böotier. Autoris. Übersetz. Leipzig, Reisner. X, 405 S. M. 5,00. — **598**) Th. Fontane, Wanderungen durch d. Mark Brandenburg. Wohlf. Ausg. 1. T. D. Grafschaft Ruppin. Berlin, Besser. XV, 559 S. M. 5,00. — **599**) T. Pinkert, Rheinsberg in Wort u. Bild. Rheinsberg, Pinkert. 12⁰. IV, 48 S. M. 1,50. — **600**) E. G. Bardey, Gesch. v. Nauen u. Osthavelland. Rathenow, Babenzien. XV, 655 S. M. 10,00. — **601**) K. Gädcke, Salzwedel im 30j. Kriege. I. (1618—26): II. (1626—27). Progr. Salzwedel, Menzel. 4⁰. 16 S.; 12 S. — **602**) ○ W. Freier, Urkundl. Gesch. d. Landes Sternberg. Zielenzig, Rosenzweig. 4⁰. VI, V, 780 S. M. 17,00. — **603**) × E, v. Schönfeld, Aus alter Zeit. Beitrr. z. Gesch. d. alten Herrschaften Cottbus u. Peitz. 2. Aufl. Cottbus, Differt. IV, 76 S. M. 1,00. — **604**) J. Partsch, Litt. d. Landes- u. Volksk. d. Prov. Schlesien. Heft 1. (=JB. d. Schles. Ges. vaterländ. Kultur. 69. Ergänzungsheft.) Breslau, Aderholz. IV, 92 S. M. 2,00. — **605**) ○ × M. Morgenbesser, Gesch. v. Schlesien. 3. Aufl. v. H. Schubert. Breslau, Max & Co. IX, 457 S. M. 5,00. — **606**) 150 Jahre Schles. Zeitung 1742—1892. E. Beitr. z. vaterländ. Kulturgesch. Breslau, Korn. 4⁰.

vorzugsweise ein Beitrag zur allgemeinen politischen Geschichte ist, um so eher angeführt werden, als das kulturhistorische Element darin wesentlich von Bedeutung für Schlesien ist. So verzeichne ich die Notizen über schlesische Zeitungen bis 1741. Die ersten Anfänge der schlesischen Tageslitteratur sind bis 1632 zurückzuführen, als Sanftleben eine hs. Zeitung „Immer was Neues und selten was Gutes oder schlesisches Journal“ herausgab. Die erste gedruckte, die „wöchentlichen Postzeitungen“, erschien 1656. Die „Schlesische Zeitung“ selbst fällt mit der Besitznahme Breslaus durch die Preussen zusammen. Weiter sind für uns die Nachrichten über Preise, über sonstige wirtschaftliche nnd Verkehrsverhältnisse, die Bücheranzeigen, die Notizen über Sittenzustände, die Anzeigen der Sehenswürdigkeiten, die Inserate überhaupt usw. nicht ohne Wert: ich hätte nur ein weiteres Eingehen auf diese Dinge gewünscht. Nebenbei erwähne ich eine mir wenigstens bisher unbekannte, in der Zeitung angezeigte Schrift zur Frauenfrage, die ja um 1700 bekanntlich eine umfassende Litteratur erzeugte: „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studium abhalten, darin deren Unerheblichkeit gezeiget, und wie möglich, nötig und nützlich es sei, dass dieses Geschlechte der Gelahrtheit sich befleissige, umständlich dargeleget von Dorothea Leporini“ (s.o.N.49). — Von Städten Schlesiens hat Leobschütz einen Darsteller seiner Geschichte in Troska [607]) gefunden. — Für Görlitz liegt ein Beitrag zur Geschichte dortiger Familien von Fritsch [608-609]) vor. — Aus dem im Berichtsjahr erschienenen Teil der Regesten zur Geschichte Jägerndorfs von Kürschner [610]) mag neben Belegen für die Lasten des 30j. Krieges ein „Spracherlass“ der Räte Markgraf Georg Friedrichs von Brandenburg aus dem J. 1564 angeführt werden; sie würden kein böhmisches Schreiben annehmen; der Verkehr mit den Untertanen solle in deutscher Sprache geführt werden. —

Für Posen hat Beheim-Schwarzbach [611]) einen ausgezeichneten wirtschaftsgeschichtlichen Beitrag, namentlich nach dem Inventar, das Friedrich d. Gr. gleich nach der Erwerbung des Netzedistrikts über die Zustände dort anfertigen liess, geliefert. Es ist ein trauriges und unerfreuliches Bild, das sich hier ergiebt. In dem Kapitel: „Das Land“ tritt zunächst ein erschrecklicher Rückgang der Bevölkerungszahl hervor. Die ehemalige Krönungsstadt der Piasten, Kruschwitz, hat 1772 nur 57 Einwohner! Von der Geschichte des Landes sprechen bedeutsam die zahlreichen „wüsten Stellen“ auf dem Lande wie in den Städten. Das 2. Kapitel zeigt uns den mächtigen polnischen Grossadel, daneben den zahlreichen, aber zerrütteten und ruinierten Kleinadel, beide voll Hass gegen das neue Vaterland. Das 3. Kapitel: „Städtewesen“ macht uns den trostlosen Ruin der einst blühenden Stätten deutschen Bürgertums im Osten deutlich. Die inneren Zustände dieser Städte, die, zum kleinsten Teil königlich, im kirchlichen oder adligen Besitz waren, sind traurig genug. Das Polizeiwesen ist miserabel, das Gewerbe liegt jämmerlich darnieder. In dem ganzen grossen Bezirk sind nur 2 Aerzte und 5 Chirurgen vorhanden. Der Handel, der auch arg gelitten hat, kommt am lebhaftesten im Jahrmarktsleben zum Ausdruck. Die Verhältnisse auf dem Lande sind ähnlich. Höchstens das zweite Korn wird gewonnen. Aus dem Abschnitt: „konfessionelle und nationale Verteilung“ ist der Reichtum der katholischen Geistlichen, ferner der Mangel an Schulen, die es in den slawisch-katholischen Dörfern überhaupt nicht gab, die sociale Lage der jüdischen Bevölkerung besonders beachtenswert. Nachdruck legt der Vf. auf die Schilderung der Verhältnisse der Untertanen zu den Grundherrschaften, die er im 2. Buche giebt, auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann, so grosse Berücksichtigung sie auch verdient. — In derselben Zeitschrift findet sich ein Bericht von Kothe und Schwarz [612]) über eine kulturgeschichtliche Ausstellung, die 1892 in Fraustadt veranstaltet wurde, um den Besuchern einen Blick in das frühere Leben des Fraustädter Bürgertums zu verschaffen. Neben Bildern und Plänen waren Innungsgegenstände, Schützenutensilien, Produkte der Kleinkunst, Stammbücher, Briefe, Hochzeitsbänder, Waffen, Bücher ausgestellt. Ich erwähne diese Ausstellung hier als ein beredtes Zeugnis dafür, dass sich kulturgeschichtliches Interesse in immer weiteren Kreisen einbürgert und dort mit Verständnis gepflegt wird. —

Aus Ostpreussen liegt uns die Fortsetzung einer Publikation über die Geschichte Tilsits [613]) vor, die über lokale Kreise hinaus nicht allzu grosse Teilnahme

---

IX, 316 S. M. 4,00. — **607**) F. Troska, Gesch. d. Stadt Leobschütz. Leobschütz, G. Schnurpfeil. VII, 263 S. M. 6,70. — **608**) P. Fritsch, Alte Görlitzer Geschlechter u. d. Wappen derselben mit e. Verzeichnis d. bisherigen Bürgermeister. Görlitz, Tzschaschel. 90 S.; 7 Taf. M. 2,00. — **609**) × O. Baer, In Rübezahls Revier. Schilderungen u. Bilder aus d. Riesengebirge. Mit Illustr. nach Orig.-Zeichnungen v. E. Rancillio. Warmbrunn, Leipel. 4⁰. III, 102 S. M. 1,50. — **610**) G. Kürschner, Regesten z. Gesch. Jägerndorfs unter d. Herrschern aus d. Hause Brandenburg. 1523—1622. IX. Gruppe d. Urkunden d. schles. Landesarch. Progr. Troppau. 21 S. — **611**) M. Beheim-Schwarzbach, D. Netzedistrikt in seinem Bestande z. Zeit d. 1. Teilung Polens: ZHGPosen. 7, S. 188-262, 381-426. — **612**) J. Kothe u. F. Schwarz, D. kulturgesch. Ausstellung in Fraustadt am 28. August 1892: ib. S. 427-40. — **613**) Aus Tilsits Vergangenheit. IV.: Tilsiter Leben seit d. Freiheitskriegen. 3. [seit 1858].

verdient. Der eine der erschienenen Bände, der das dortige Leben seit 1858 schildern will, bietet meist trockene Notizen, Namen und Daten; der andere, der die Resultate der polititischen Wahlen seit 1848 zusammenstellt, giebt auch meist nur Aeusserlickeiten, ist aber doch in Einzelheiten, z. B. in der Schilderung der Agitation und Wahlmache, und in der Orientierung über einige charakteristische Persönlichkeiten kulturhistorisch nicht ohne Belang. — Westpreussens historische Litteratur giebt keinen Anlass zu näherem Eingehen[614-615]). —

Für die Geschichte Pommerns, Meklenburgs und der Hansestädte kommt zunächst eine Studie Glödes[616]) über die Odergegend bei Fiddichow in Betracht. Der Vf. hat im Interesse seiner Heimatsgenossen allerlei Vorgeschichtliches und Historisches — aus neuerer Zeit wird z. B. von den Schützengilden, von einzelnen Sitten wie dem Weihnachtstuten des Hirten erzählt — ohne wissenschaftliche Ansprüche zusammengestellt. Das Buch gehört zu den vielen harmlosen Lokalgeschichten, die immerhin geeignet sind, historischen Sinn in weiten Kreisen zu stärken, wenn sie sich auch nicht durch völlige Richtigkeit der Einzelheiten auszeichnen. — Ein ungleich bedeutenderer Beitrag aus Pommern von Pyl[617]), der den Ursprung von Greifswald behandelt und die Hypothese aufstellt, dass derselbe niederrheinischer und westfälischer Einwanderung verdankt werde, muss hier übergangen werden, da die Arbeit die spätere Geschichte der Stadt kaum berührt[618-619]). — Aufmerksamkeit verdient Ayes[620]) von warmer Heimatsliebe getragenes, gefällig geschriebenes Buch über Eutin. Die erste Vortragsreihe behandelt die geschichtliche Entwicklung des Städtchens chronologisch; ich hebe daraus die zahlreichen Bemerkungen über die Lebensverhältnisse, den Rundgang durch die Stadt, wie sie am Ende des 16. Jh. war, dann namentlich die Schilderung der litterarischen Blütezeit Eutins (Voss, Stolberg, Gerstenberg, Jacobi, Boie) hervor. In der zweiten Gruppe werden einzelne Stoffe eingehender behandelt, so das Schloss, das Dom-Kapitel, die Kirche, die Schule (hier ist ein Kapitel dem Rectorat Vossens gewidmet) Nach der städtischen Zeitung wird einiges aus dem Leben im 19. Jh. geschildert. — Lübecks Geschichte ist trefflich von Hoffmann[621]) dargestellt worden. Der vorliegende abschliessende Teil des Werkes behandelt die Machthöhe und den Rückgang der Stadt im 16. und 17. Jh., die Friedenszeit des 18. Jh., die Fremdherrschaft und der Stadt neues Emporkommen. Das wirtschaftliche Leben, namentlich der Handelsverkehr, wird ebenso wie das geistige und sociale Leben in seiner Entwicklung klar und übersichtlich geschildert. — Von kleineren Arbeiten über Lübeck[622]) bietet die von Hach[623]) unter anderm einen Einblick in die Handelsgeschäfte und Vermögensverhältnisse eines Grosskaufmannes des 16. Jh. — Zur Geschichte Hamburgs liegen in diesem Jahre nur wenige Beiträge vor, die ein näheres Eingehen nicht erfordern[624-626]). — Ehrenberg[627]), der seine Beiträge zur Geschichte Altonas fortsetzt, bietet eine kulturhistorisch wichtige Darstellung eines Teiles der gewerblichen Entwicklung, die nicht allein durch die Einzelheiten, sondern auch durch die hervortretenden allgemeinen Gesichtspunkte wertvoll ist. — Wie Lübeck hat auch Bremen im Berichtsjahre eine umfassende historische Schilderung erfahren. Bisher ist indessen von dieser Arbeit, die von Bippen[628]) trefflich begonnen hat, nur der 1. Band, der die uns hier interessierende neuere Entwicklung noch nicht berührt, erschienen[629-633]). —

---

2. Ausg. V.: D. polit. Wahlen in Tilsit. Tilsit, Lohauss. IV, 265 S.; IV, 209 S. à M. 1,50. — **614**) × P. Gehrke, D. Ebert-Ferber-Buch u. seine Bedeutung für d. Danziger Tradition d. Ordensgesch. Diss. Berlin. 40 S. (Vollständig als Heft 31 d. ZWestprGV. 164 S.) — **615**) ○ × A. Werner, Z. Gesch. v. Tremessen u. Umgegend. Vortr. Tremessen, Olanski. 20 S. M. 0,30. — **616**) H. Gloede, Heimatl. Bilder aus alter Zeit. Beitrr. z. Heimatkunde u. Kulturgesch. d. Odergegend an der märk.-pomm. Grenze. Berlin, Mittler & Sohn. XII, 150 S. M. 3,00. — **617**) Th. Pyl, Beitrr. z. Gesch. d. Stadt Greifswald. III. Fortsetz.: D. niederrh. u. d. westph. Einwanderung in Rügisch-Pommern, sowie d. Anlage u. Benennung d. Stadt Greifswald u. seiner ältesten Strasse, Roremundshagen, v. d. niederrh. Ort Grypswald u. v. Ansiedlern aus Roermonde. Greifswald, Bindewal. XII, 174 S. M. 1,80. — **618**) B. Heberlein, Beitrr. z. Gesch. d. Burg u. Stadt Wolgast. Wolgast, Elsner. 416 S. M. 12,00. — **619**) × G. Kirchhoff, D. Ehebuch d. Wolgastschen Pfarrkirche: MBllGPommG. 6, S. 166-71. — **620**) Aye, Aus Eutins vergangenen Tagen. Vortrr. 1 u. 2. Serie. Eutin, Struve. 202 S.; 200 S. à M. 3,00. — **621**) M. Hoffmann Gesch. d. freien u. Hansestadt Lübeck. 2. Hälfte. Mit e. Ausw. Lübeck. Münzen, beschr. v. C. Curtius. Lübeck, Schmersahl. III, 242 S. M. 4,00. |[F. Bienemann: BLU. S. 394/5.]| — **622**) × C. Schumann, D. Flur- u. Koppelnamen d. Lübecker Staatsgebietes. Progr. Lübeck. 4⁰. 47 S. — **623**) E. Hach, Aus Paul Frenckings ältestem Testamentsbuche (1503—1728): ZVLübG. 6, S. 431-514. — **624**) × Aus Hamburgs Strassen. Hamburg, Strumper. 15 Bll. M. 12,00. — **625**) ○ C. Griese, Aus schwerer Zeit. Aus Tageblättern ges. nebst Anhang v. Orig.-Zeichn. Hamburg. Künstler. Hamburg, Griese. 4⁰. 34 S.; 22 Taf. M. 4,00. — **626**) × Arwed Richter, D. hamb. Amt Ritzebüttel u. d. Elbmündung in d. J. 1795—1814. Progr. Cuxhaven. 4⁰. II, 66 S. — **627**) R. Ehrenberg, Altona unter Schauenburgischer Herrschaft IV.: Gewerbefreiheit u. Zunftzwang in Ottensen u. Altona 1543—1640. V.: Aus d. 30j. Kriege. Erlebnisse d. Portugiesen Alb. Dionisio. Altona, Harder. 50 S.; 52 S. à M. 2,00. — **628**) W. v. Bippen, Gesch. d. Stadt Bremen. Bd. 1. Bremen, C. E. Müller. VIII, 392 S. M. 5,00. — **629**) × H. Goltermann, Brenner Land u. Leute. Plattdtsch. Poesie u. Prosa. Bremen (Kühtmann). 160 S. M. 2,00. — **630**) × J. Kr[üger], Bremen v. 100 J. I.—XVIII.: BremerCourier 1891. N. 140-254. — **631**) × A. Freudenthal, Aus Niedersachsen. Schilderungen, Erzählungen, Sagen u. Dichtungen. E. Volksbuch für Alt u. Jung. Bremen, Schünemann. IX, 375 S. M. 3.00. — **632**) L. Fürbringer, D. Stadt Emden in Gegenw. u. Vergangenheit. Emden, Schwalbe. XIV, 323 S. M. 5,00. — **633**) × A. Dreves, Gesch. d. Kirchen, Pfarren, geistl. Stiftungen u. Geistlichen d.

Für die Kulturgeschichte Westphalens weise ich zunächst auf eine Arbeit Darpes[634]) hin, der nach dem Rechenschaftsbericht der Kornschreiber der Abtei Vreden, Buchorn (1579—80) und Walscheid (1580—81), das damalige wirtschaftliche Leben, daneben aber auch Sitten und Bräuche, z. B. die Fastnachtsfeier gut beleuchtet. — Gorges[635]) Arbeit zur Geschichte des ehemaligen Hochstiftes Paderborn berücksichtigt auch die inneren Verhältnisse, so die materiellen und sittlichen Zustände, das wirtschaftliche Leben, weiter auch die religiösen Beziehungen und das Unterrichtswesen. — Mehr Beiträge zur Geschichte einzelner Familien liefert Tibus[636]), kommt jedoch über die Angabe äusserer Daten nicht viel hinaus. —

Von den Städten Hannovers darf sich namentlich Hildesheim einer interessanten Schilderung seiner Vergangenheit rühmen. Es ist die Chronik des Johann Oldekop, die für das 16. Jh. sehr wichtig ist. Euling[637]), der sie bereits herausgegeben hat, bietet jetzt nach ihr ansprechende Schilderungen von Land und Leuten, die er in einzelnen Abschnitten: Öffentliche Sicherheit, Glauben und Sitte (namentlich der Wunder- und Schauerglauben, Volksfeste, sittliche Zustände); „Ecclesia turbatur, clerus errat“ (entwirft ein sehr herbes Bild von der Kirche); ein Fürstbischof (Sittenbild); aus Zeiten schwerer Not (Kriegsnöte) gruppiert. — Die Notizen Döbners[638]) über Sterblichkeit und Bevölkerungszahl in Hildesheim im 17. und 18. Jh. zeigen namentlich wieder die furchtbaren Verheerungen durch Seuchen. — Ein interessantes Bild von dem Leben in Osnabrück um die Wende dieses Jh. gewähren die Aufzeichnungen eines damaligen Senators, die uns jetzt Forst[639]) zugänglich macht. — Weitere Arbeiten betreffen Celle[640]), Lüneburg[641]) und Goslar[642]). Ueber die letzterwähnte Stadt giebt Erdmann[643]) einen historischen Abriss; er erzählt daneben hierher gehörige Sagen und schildert weiter Bräuche und Sitten, und das Aeusere der Stadt. Endlich werden auch Goslarsche Inschriften zusammengestellt[644]). —

Eine hervorragende historische Leistung betrifft — um uns der Provinz Sachsen zuzuwenden — eine preussisch-sächsische Stadt, die Universität Halle. Von diesem Werke, der Geschichte der Stadt Halle von Hertzberg[645]), ist der 2. Band, der das 16. und 17. Jh. umfasst, erschienen. Ist irgendwo neben der äusseren Entwicklung das kulturhistorische Element in die richtige Beleuchtung gestellt, so ist es hier geschehen. Das geistige Leben erfordert ja schon von selbst, wegen der wichtigen Rolle, die Halle in der Reformationszeit und später in dieser Beziehung gespielt hat, eingehende Berücksichtigung. Aber auch die sittlich-ökonomischen Zustände, das innere städtische und das Volksleben werden nicht vernachlässigt. Man darf, abgesehen von einigen zu breit geratenen Stücken, gerade den vorliegenden Band in jeder Beziehung als das Muster einer Lokalgeschichte hinstellen, namentlich auch darin, dass niemals der Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung aus den Augen verloren wird; eine tiefere archivalische Grundlage vermisst man freilich. — Auf einen grössern Beitrag zur Geschichte der Stadt Magdeburg, für die auch sonst beachtenswerte Beiträge geliefert sind[646-647]), komme ich noch in anderem Zusammenhange zu sprechen (vgl. N. 810). — Die Geschichte des Dorfes Klein-Eichstedt, von Könnecke[648]), ist wirtschaftsgeschichtlich nicht ohne Interesse[649]). — Ein Citat Jeeps aus Merian, das er als ältestes Zeugnis für die traurige Berühmtheit Schildas hingestellt hat, wird von Strauch[650]) als einem Neudruck entnommen nachgewiesen. — Sehr reiches kulturhistorisches Material bieten die Naumburger Annalen Sixtus Brauns, eines Bürgermeisters, deren Herausgabe, durch Köster[651]) besorgt, uns sehr willkommen ist, wenn auch die Art der Ver-

---

Lippischen Landes. Lemgo, Wagner. 8°. VI, 433 S. M. 3,00. (Titelaufl. d. Ausg. v. 1881.) — **634**) F. Darpe. Aus d. Leben d. nordwestl. Westfalen: ZVtGWestf. 2, S. 115-26. — **635**) M. Gorges, Beitrr. z. Gesch. d. ehemaligen Hochstiftes Paderborn im 17. Jh. unter Dietrich Adolf v. d. Reck: ib. S. 1-114. — **636**) A. Tibus, D. Davensberger, jetzt v. Beverförder Hof auf d. Königsstrasse zu Münster u. seine Besitzer: ib. S. 69-108. — **637**) K. Euling, Hildesheimer Land u. Leute d. 16. Jh. in d. Chronik d. Dechanten Joh. Oldekop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit. Hildesheim, Borgmeyer 100 S. M. 1,00. — **638**) R. Doebner, Sterblichkeit u. Bevölkerungszahl in Hildesheim im 17. u. 18. Jh.: ZHarzV. 25, S. 368-71. — **639**) G. F. Wagner, Osnabrück vor 100 J. Aufzeichnungen, bearb. u. her. v. H. Forst. Osnabrück, Rackhorst. 12°. IV, 87 S. M. 1,20. — **640**) × C. Cassel, D. Stadt Celle u. ihre Umgebung im Munde d. Vorzeit. Vortr. Celle (Schulze.) 24 S. M. 0,50. — **641**) × Th. Meyer, Z. Gesch. d. Gemeinde St. Dionys. E. gesch. Versuch. Lüneburg, Herold & Wahlstab. V, 242 S. M. 2,50. — **642**) × Th. Asche, D. Kaiserpfalz zu Goslar am Harz im Spiegel d. Gesch. Goslar, C. Koch. VII, 216 S. M. 1,50. — **643**) T. Erdmann, D. alte Kaiserstadt Goslar u. ihre Umgeb. in Gesch., Sage u. Bild. Goslar, C. Koch. 237 S. M. 1,50. — **644**) × E. Anemüller, Kyffhäuser u. Rothenburg in Vergangenheit u. Gegenw. 2. Aufl. Detmold, Hinrichs. 12°. V, 42 S. M. 0,60. — **645**) G. F. Hertzberg, Gesch. d. Stadt Halle a. S. v. d. Anf. bis z. Neuzeit. Nach d. Quellen dargest. II. Halle während d. 16. u. 17. Jh. [1513—1717]. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 1891. X, 687 S. M. 7,50. |[LCBl. S. 79-80.]| — **646**) ○ R. Holzapfel, Forschungen z. Gesch. Magdeburgs aus d. Zeit d. grossen Kurfürsten u. d. grossen Königs. Magdeburg, Rathke. IV, 99 S. M. 1,50. — **647**) × K. Paulsiek, Erklärung niederdtsch. Strassen- u. Häusernamen Magdeburgs: GBllMagdeburg. 27, S. 338-47. — **648**) M. Könnecke, Gesch. d. Dorfes Klein-Eichstedt bei Querfurt: MansfelderBll. 6, S. 76-169. — **649**) × id., Gesch. d. Dorfes Grockstedt bei Querfurt. Festschrift z. Wiedereinweihungsfeier d. St. Michaeliskirche [Aus d. Querfurter Kreisbl.] Querfurt (W. Schneider). 80 S. M. 1,00. — **650**) Ph. Strauch, Merians Bericht über Schilda: VLG. 6, S. 494/6. — **651**) Sixtus Braun, Naumburger Annalen v. J. 799 bis 1613. Nach seiner im städt. Archiv befindlichen Hs. her. v. F. Köster. Naumburg, Sieling. 537 S.

öffentlichung manches zu wünschen übrig lässt. Diese Annalen enthalten zumeist genaue Auszüge aus den Ratsbüchern und sind namentlich für das 16. Jh. sehr ausgiebig. Man wird die für die Zeitverhältnisse wie für den Zeitgeist gleich charakteristischen Angaben mannigfach verwerten können. —

Für das Königreich Sachsen sind nur wenige historische Arbeiten erschienen. Die geschichtlichen Notizen über die Stadt Treuen von Bohnstedt[652]) sind in der Art der Darstellung nur mangelhaft, in manchen Einzelheiten aber bemerkenswert. Für die Geschichte der Erziehung und Lebenshaltung, für die gewerbliche Entwicklung, für die ökonomischen und Unterthanen-Verhältnisse im 16. und 17. Jh. wird man einiges in dem Büchlein finden. Auch die Geschichte der Jagd und des Reisens ist gestreift. — Ansprechend schildert Heydenreich[653]) das Freiberger Berg- und Hüttenwesen, zunächst in seiner historischen Entwicklung. Weiter giebt er unter Zusammenfassung reichen Materials ein Bild von dem Bergmannsleben, wie es sich in Sage und Lied wiederspiegelt. Eine, wie ich vermute, beachtenswerte Schilderung aus dem Dresdener Leben durch Buchwald[654]) war mir nicht zugänglich[655-658]). — Für Thüringen ist auf eine bibliographische Arbeit von Loebe[649]) aufmerksam zu machen, die sich allerdings auf Altenburg beschränkt; die kulturhistorischen Erscheinungen sind berücksichtigt. — Ueber das gewerbliche Leben der Stadt Schmölln hat Höhn[660]) mit grossem Fleiss historisches Material zusammen getragen. Es in der richtigen und für die allgemeine Geschichte nutzbaren Weise zu verarbeiten, hat er freilich nicht verstanden. — Aus einer Abhandlung Meisters[661]) zur Geschichte der Parochie Dienstädt sind Notizen über das Rügegericht, über den Weinbau, Wetterschäden und Kriegsdrangsale hervorzuheben. Einiges Sittengeschichtliche findet sich unter den „denkwürdigen Begebnissen[662])". — Stiehler[663]) behandelt in dem erschienenen 1. Teile seiner Schrift über Georgenthal die Geschichte des Klosters. Da es bereits im Bauernkriege zerstört wird, so kommen daraus seine — übrigens bedeutungslosen — Notizen über Klosterleben und Klosterzucht hier kaum in Betracht. — Aus einer kurzen Beschreibung der Veste Heldburg, durch Ress[664]) erwähne ich das Inventar von 1618, sowie die Schilderung des Innern, der jetzigen Burg. — Ueber Bibra bringt Hartmann[665]) wohl ziemlich alles zusammen, was von dem kleinen Ort zu sagen ist. — Die Koburgische Landesgeschichte von Lotz[666]) bietet auch mancherlei über die inneren Zustände früherer Zeit und genügt so, da der Vf. grössere Ziele nicht verfolgt, ihrem Zweck. — Ueber die Geschichte des Eichsfeldes, namentlich nach der kirchlichen Seite hin, hat Oswald[667]) einen kurzen Ueberblick gegeben. — G. von Alvenslebens[668]) Bilder sind poetische Skizzen, betreffen auch die neuere Zeit nicht. —

Von historischen Arbeiten über das Hessenland[669-671]) ist die Materialsammlung für Hersfeld von Demme[672]) zu nennen; daraus u. a. die Mitteilungen aus der Stadtrechnung von 1558, ferner die Stadtordung von 1568 und verschiedene Ordnungen, die die Gewerbe, (Schmiede, Bäcker, Krämer, Brauer) betreffen. — Auf den Haushalt eines hessischen Landstädtchens, Lichtenau, um 1600 werfen die Notizen Siegels[673]), die für das innere Leben der Zeit nicht ohne Bedeutung sind, einiges Licht. —

M. 3,50. — **652**) K. Bohnstedt, Geschichtliches d. Stadt Treuen i. V. u. d. Rittergüter Treuen ob. u. unter. Teils aus d. 16. u. 17. Jh. Treuen (Plauen i. V., Neupert.) 71 S. M. 2,00. — **653**) E. Heydenreich, Gesch. u. Poesie d. Freiberger Berg- u. Hüttenwesens. Freiberg, Craz XIII, 180 S. M. 2,00. — **654**) ○ G. Buchwald, Dresdener Briefe 1625—70. E. Bild aus d. Dresdener Leben im 17 Jh.; MVGDresden. 10. Heft. — **655**) × O. Richter, Dresdens Strassen u. Plätze: DresdenGBll. 1, S. 2-12. — **656**) ○ × M. Grohmann, D. Obererzgebirge u. seine Hauptstadt Annaberg in Sage u. Gesch. Annaberg, Graser. XVIII, 303 S. M. 2,50. — **657**) × O. M. Kind, Gesch. v. Seifhennersdorf. Her. v. Gemeinderat. 1. Lfg. Zittau, Oliva. S. 1—132. M. 0,25. — **658**) × W. Loose, D. Topographie d. Stadt Meissen: MVGMeissen. 3, S. 76-156. — **659**) E. Löbe, Uebersicht d. Veröffentlichungen z. Gesch. d. Herzogt. Sachsen-Altenburg in d. Mitteilungen d. Geschichts- u. Altertumsforsch. Vereine d. Landes: MVGKahla. 4, S. 392-405. — **660**) K. Höhn, Geschichtl. Entwicklung d. gewerbl. Lebens d. Stadt Schmölln. Nach aufgefundenen Akten zusammengest. (Altenburg, Schnuphase.) XIV, 142 S. M. 2,00. — **661**) G. Meister, Beitrr. z. Gesch. d. Parochie Dienstädt: MVGKahla. 4, S. 407-27.. — **662**) × H. F. Döhler, Weimars edles Fürstenhaus. Kurz. Abriss d. Gesch. d. weimar. Landes u. seiner Regenten v. d. ältesten Zeiten bis auf d. Gegenw. Jena. Mauke. II, 127 S. M. 1,00. — **663**) H. Stiehler, Kloster u. Ort Georgenthal. E. Streifzug durch d. einzelnen Zeiten. I.: D. Kloster v. s. Gründung bis z. seinem Untergang. Gotha, Glaeser. VII, 83 S. M. 2,00. — **664**) L. Ress, Gesch. u. Beschreibung d. Veste Heldburg. 2. Aufl. Hildburghausen, Gadow & Sohn. 16°. 40 S. M. 0,50. — **665**) H. Hartmann, D. Marktflecken Bibra. E. Darstellung seiner politisch. u. kirchl. Entwicklung. Festschrift z. 400j. Jubelfeier d. Grundsteinlegung d. Kirche. (= SVG Meiningen. N. 13.) Meiningen, L. v. Eye. IV, 208 S. M. 5,50. — **666**) A. Lotz, Coburg. Landesgesch. v. d. ältesten Zeiten bis z. Gegenw. Coburg, Seitz. VII, 112 S.; 1 Taf. M. 1,60. — **667**) Th. Osswald, D. Eichsfeld (=Für d. Freunde u. d. Feste d. Gust. Adolf-V. N. 153.) Barmen, Klein. 56 S. M. 0,10. — **668**) G. v. Alvensleben-Rusteberg, Bilder v. Eichsfelde. Frei zusammengest. nach Urkunden u. alten Sagen. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht. 91 S. M. 1,60. — **669**) ○ × C. Hessler, Bilder aus d. hess. Gesch. u. Sage. Cassel, Klaunig. VIII, 110 S. M. 0,80. — **670**) ○ × H. Brunner, Wie es im 7j. Kriege in e. hess. Stadt herging: Hessenland 6, S. 144. (Rotenburg.) — **671**) ○ × Fr. Müller, Kassel seit 70 J., zugleich auch Hessen unter 4 Regierungen, d. westf. mitinbegr. Geschild. auf Grund eigener Erlebnisse. 2 Bde. 2. Aufl. Kassel, Hühn. VII, 275 S.; VIII, 339 S. M. 5,00. — **672**) L. Demme, Nachrichten u. Urkunden z. Chronik v. Hersfeld. Bd. I.: Bis z. Beginn d. 30j. Krieges. Hersfeld, Schmidt. IV, 394 S. M. 4,50. — **673**) G. Siegel, Aus alten Geschoss-

Ueber Frankfurt[674-675]) wenden wir uns zu den Rheinlanden[676-679]). Die Geschichte der Stadt Neuss von Tücking[680]) steht über dem Durchschnitt der üblichen Lokalgeschichten und beruht auf tüchtiger eigener Forschung. Auch hier sind die innere Entwicklung, die Sittenzustände und die ökonomischen Verhältnisse eingehend dargelegt worden: namentlich Handel und Gewerbe sind berücksichtigt[681]). — Wenig bietet eine kleine Schrift über Wesel[682]), die sich mehr auf äussere Angaben beschränkt. — Auf die Lokalhistoriker Aachens ist von Lulvès[683]) ein heftiger, wohl zu weitgehender Angriff gemacht worden; der Ton der Polemik berührt durchaus unsympathisch. Im übrigen werden aber solche Angriffe, die ja sachlich teilweise gar nicht unberechtigt sind, nicht bloss auf die Aachener Gesichtsbestrebungen, sondern auf diejenigen in manchen andern Städten eben so gut gemacht werden können. — Der kritische Heissspors behandelt besonders herbe u. a. eine lokalhistorische Erscheinung des Berichtsjahrs, die Geschichte der St. Foilanskirche in Aachen von Rhoen[684]), die übrigens kaum im engeren Sinne Kulturhistorisches, sondern wesentlich Baugeschichte bringt[685]). — Dronkes[686]) Mitteilungen über die Burg Schöneken enthalten auch „kulturhistorische Bemerkungen“, aus denen ich die Notizen über ein Wettlaufen, die „Eierlage“, hervorhebe. Es werden Eier in einiger Entfernung von einander niedergelegt: der „Raffer“ muss sie einzeln aufheben, während der Läufer eine bestimmte Strecke durchmisst; auf den Sieg des einen oder des andern wird gewettet. —

Wir setzen die Wanderung fort in die Reichslande und nach Baden. In die Vogesen führt uns Ehrenbergs[687]) durch hübsche Illustrationen ausgezeichnetes Werk, das bei den einzelnen Orten eine Reihe historisch interessanter Notizen giebt[688-689]). — Für das Badische Land ist eine umfangreiche Geschichte der Stadt Baden von Loeser[690]) hervorzuheben. Die neueste Zeit, die für ihre Entwicklung die bedeutendste ist, wird am ausführlichsten behandelt. Kulturhistorische und wirtschaftliche Momente sollen in dem Buch besonders in den Vordergrund treten. — In Philanders[691]) kurzer Zusammenstellung von Daten für Freiburgs Geschichte haben Notizen, wie über die Verbrennung von 2000 Bänden sektischer Bücher 1525 durch den Scharfrichter, und viele andere kulturhistorisches Interesse, das aber durch die kurze, chronikartige Angabe der Thatsachen nicht völlig befriedigt wird. — Ueber Heidelberg orientiert ein populärer Artikel Hardens[692]), der auch Illustrationen bringt und Verschiedenes aus der Geschichte der Stadt, des Schlosses und der Universität, besonders des Studentenlebens mitteilt. — Einige andere, gerade kulturhistorisch bemerkenswerte Arbeiten aus der badischen Lokalgeschichte[693-695]) waren mir nicht zugänglich. — Das heutige Zurücktreten der süddeutschen Kulturstätten giebt Krauss[696]) zu Bemerkungen speziell in Bezug auf Schwaben Anlass, wo im Gegensatz zu einer regeren Vergangenheit heute auf geistigem Gebiet (Litteratur, Theater usw.) ein wenig erfreuliches Leben herrscht. — Viel Kulturhistorisches enthält eine Arbeit Riefs[697]), der im vorliegenden ersten Teil derselben „einen Tag in Hofen und Buchhorn vor 320 Jahren“ im novellistischer Einkleidung, nicht sehr geschickt, schildert und eine Reihe sitten- und wirtschaftsgeschichtlicher Mitteilungen darin verwebt. — An der Hand alter „Ruggerichtsakten“ veranschaulicht Rössger[698]) die Verhältnisse der kleinen Schwarzwaldstadt

registern: ZVHessG. 16, S. 344-52. — **674)** × E. G., Altfrankfurter Häuser u. Höfe: Didask. N. 43. (Bericht über e. Vortrag v. H. Koch.) — **675)** × O. Sommer, D. bauliche Entwicklung d. Stadt Frankfurt a. M. Festvortr. Frankfurt a. M., Mahlen & Waldschmidt. 32 S. M. 1,00. — **676)** × L. Nacken, Malmedy, d. wallon. Schweiz. (=Für d. Freunde u. d. Feste d. Gust. Adolf-V. N. 146.) Barmen, Klein. 24 S. M. 0,10. (Enthält auch ganz kurze hist. Notizen.) — **677)** × Ph. Wirtgen, Neuwied u. seine Umgebung in beschreib., geschichtl. u. naturhist. Darstellung. Neuwied, Heuser. VIII, 382 S. M. 1,00. — **678)** × Chrn. Meyer, Stadt u. Stift Köln im Zeitalter d. Reformation. (=Samml. gemeinverständl. Vortrr. N. 153.) Hamburg, Verlagsanst. 39 S. M. 0,40. — **679)** × L. Schwörbel, D. Rechnungsbücher d. Stadt Köln 1351—1795: MStadtAKöln. 2, S. 1-44. — **680)** K. Tücking, Gesch. d. Stadt Neuss. Düsseldorf, Schwann. X, 378 S. M. 5,00. — **681)** × P. Kind, Gesch. d. evang.-reform. Gemeinde Radevormwald. Barmen, Wiemann. 107 S. M. 1,00. — **682)** Wesels Vergangenheit u. Zukunft. Denkschrift z. Zeit d. Stadterweiterung her. v. d. Verein z. Förderung d. gewerbl. Thätigkeit in Wesel. Wesel, Fincke & Mallinckrodt. III, 45 S. M. 0,50. — **683)** J. Lulvès, Moderne Geschichtsforscher I. D. gegenwärt. Geschichtsbestrebungen in Aachen. E. krit. Studie. Aachen, O. Müller. V, 104 S. M. 1.80. — **684)** C. Rhoen, Gesch. d. St. Foilanskirche zu Aachen. Aachen, Creutzer. II, 80 S. M. 1,50. — **685)** × C. Wacker, D. Bevölkerung Aachens seit Ende d. vorig. Jh.: MVAachenVorzeit. 3, S. 65/8. — **686)** A. Dronke, Mitteilungen über d. Burg Schöneken. Trier, Lintz. 24 S. M. 0,50. — **687)** F. Ehrenberg, In d. Vogesen! Mit 68 Bildern v. J. Weber u. 2 Karten (Prachtausg.) Zürich, Orell, Füssli. 4⁰. M. 36,00. — **688)** × P. Ristelhueber, St. Antoine en Alsace. — Les fêtes de Sechseläuten [à Zurich]: Tradition 6, S. 92, 247. — **689)** × J. Roth, Geschichsbilder mit besond. Berücksichtig. d. Gesch. v. Elsass-Lothringen. Mit e. Anh. v. 24 vaterländ. Gedichten. Zabern, Fuchs. IV, 80 S. M. 0,50. — **690)** J. Loeser, Gesch. d. Stadt Baden v. d. ältesten Zeiten bis auf d. Gegenw. Baden-Baden, Sommermeyer. VIII, 571 S. M. 12,00. — **691)** P. S. Philander, Kleine Chronik d. Stadt Freiburg i. B. v. d. ältesten Zeiten bis z. J. 1892. Freiburg i. B., Fehsenfeld. 28 S. M. 20,00. — **692)** H. Harden, Alt Heidelberg, du feine: VelhagenKlasingMh. 6, S. 417-33. — **693)** ○ W. Zeiler, Mannheims Handel im 17. u. 18. Jh. (1605-1825). Mannheim, Löffler. 51 S. M. 1,50. — **694)** ○ M. Seubert, Mannheim vor 150 J. Mannheims Blütezeit unter Karl Theodor. Mannheim, Löffler. 47 S. M. 1,50. — **695)** ○ K. Kollbach, Natur- und Volksleben im Schwarzwald: V. Jura z. Schwarzwald 9, Heft 1. — **696)** R. Krauss, Schwäb. Geistesleben: Zukunft S. 281/4. — **697)** F. A. Rief, D. Gesch. d. Klosters Hofen u. d. Reichstadt Buchhorn I.: SVGBodensee. 21, S. 111-63. — **698)** A. Rössger, Bilder aus e. kleinen altwürttemberg. Schwarz-

Schiltach gegen Ausgang des 30j. Krieges, weist zunächst durch vielfache Belege den allgemeinen Verfall und die Verarmung nach, erörtert dann die unerquicklichen Verhältnisse des gewerblichen Lebens und den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung, schildert die Verwaltung des Ortes und giebt endlich interessante Notizen über die sittlichen Zustände, die durchaus auf einen Verfall weisen [699]). —

Zahlreiche Arbeiten beschäftigen sich mit Bayerns Vergangenheit. Für weite Kreise ist das Schwannsche [700-701]) Buch bestimmt. Ob es, wie mehrfach, namentlich von katholischer Seite, geurteilt ist, wertlos sei, habe ich nicht prüfen können. — Vornehmlich bayrische Städte behandelt Chrn. Meyers [702]) Arbeit. Sie betrifft Nürnberg — nach Dürers Briefen und Tagebüchern wird der Lebensgang des Künstlers geschildert, ferner wird der Verfall Nürnbergs im 18. Jh., besonders der Verlust seiner Reichsfreiheit am Anfang unseres Jh. beleuchtet —; Strassburg, indessen nicht für die neuere Zeit; Memmingen, dessen Zustände im Reformationszeitalter nach Dobels Buch dargestellt werden, und namentlich Augsburg, dessen Schilderung sich aber wieder auf das Mittelalter beschränkt. Hier ist nur der Abschnitt über das Stadtbild zu erwähnen. — Schäfer [703]) vergegenwärtigt altbayerische Sitten nach einem Münchener Druck aus der Mitte des 17. Jh., einem Anstandsbüchlein „vierfache Weisheit", ohne aber zu prüfen, wieviel in diesem Büchlein älteres und nichtbayerisches Gut ist. — Von Arbeiten über einzelne Gegenden und Städte ist zunächst ein beschreibendes Verzeichnis der Weistümer der Rheinpfalz von Mayerhofer und Glasschröder [704]), jener wichtigen Quellen für die Erforschung früheren Volkstums zu erwähnen Die Liste, die zu näherer Forschung anregen wird und Dank verdient, wird mit einer Abhandlung über Wesen und Entwicklung der Weistümer im allgemeinen eingeleitet [705]). — Die alte fränkische Reichsstadt Schweinfurt am Ende des 18. Jh. wird von Oppel [706]) in novellistischen Skizzen geschildert; zumal wie sie unter der Last des Krieges leidet. — Eine Chronik der Stadt Gerolshofen von Sixt [707]) ist in ihrem ersten Teil rein kulturgeschichtlich, giebt eine historische Beschreibung des Aeusseren der Stadt, der Kirche und wichtigerer Gebäude, veranschaulicht dann nach Urkunden die Verwaltung, das gewerbliche Leben, das Schützenwesen, die Bürgerwehr, das Gesundheitswesen, die wirtschaftlichen Verhältnisse. Auf das Sittenleben werfen die Polizeiverordnungen Licht. Von Belang sind auch die Beilagen, z. B. die Baderordnung und Schulmeisterordnung von 1445, und aus dem 16. Jh. „der Stadt Herkhommen und guete Gewohnheiten". — Eine interessante kulturhistorische Beleuchtung erfährt Bamberg für die Zeit des Schwedenkrieges. Hümmers [708]) Darstellung beruht auf dem Tagebuch einer Klosterfrau, der Tochter des Bürgermeisters, Maria Anna Junius, das für die Sitten und den Geist der Zeit recht wertvoll ist. — Das „Trudenbrennen", das darin erwähnt ist, findet nähere Erläuterung in der Abhandlung Wittmanns [709]) über das Bamberger Trudenhaus. Es ist das Hexengefängniss. Die Abhandlung veranschaulicht die Art, wie dem allgemeinen Hexenwahn in Bamberg gehuldigt wurde, namentlich unter dem Fürstbischof Johann Georg II. — Auf die inneren Zustände Bayreuths im 15. Jh. werfen Licht zwei neuerdings aufgefundene Bücher, deren eines Rechnungen über den Wiederaufbau der Maria-Magdalenenkirche, das andere Einnahmen und Ausgaben der Nikolauskirche enthält. Bendiner [710]) macht darüber interessante Mitteilungen [711]). — Die Abhandlung Heides [712]) über die Geschichte Nürnbergs in der Reformationszeit enthält nur sehr wenige Dinge, die hier erwähnt werden können, z. B. Notizen über das Kriegsleben der damaligen Zeit. — Stockbauer [713]) bespricht im Anschluss an die Geschichte der Nürnberger „Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie", die später in einen Gewerbeverein verwandelt wurde, die neuere Entwicklung des aus tiefem Verfall aufblühenden Nürnberger Gewerbelebens. — Die Geschichte der Stadtpfarrkirche von Ingolstadt von Fischer [714]) giebt wesentlich Baugeschichte; im Anhang findet sich ein Verzeichnis der zahlreichen Epitaphien.

---

waldstadt v. Ende d. 30j. Krieg.: WürttVjh. 1, S. 386-408. (Schiltach.) — **699**) × E. Wagner, D. Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd in d. J. 1548-65: ib. S. 86-120. — **700**) M. Schwann, Illustr. Gesch. v. Bayern. Bd. 2. u. Bd. 3. Lief. 59-74. Stuttgart, Süddtsch. Verlagsinst. II.: VIII, 716; M. 11,00. III.: S. 1-268, à M. 11,00. — **701**) × id. D. neue Bayern. Illustr. Gesch. d. bayer. Landes u. Volkes seit d. Wiedervereinigung Altbayerns (1508) bis auf d. neueste Zeit. 1.-15. Lief. Stuttgart, Süddtsch.Verlagsinstitut. S. 1-360. à M. 0,40. — **702**) Chrn. Meyer Altreichsstädt. Kulturstudien: ZDKG. 2, S. 377-491. — **703**) K. Schaefer, Altbayerische Sitten u. Kultur bei Ausgang d. 30j. Krieges: ib. S. 251/5. — **704**) J. Mayerhofer u. F. Glasschröder, D. Weistümer d. Rheinpfalz: MHVPfalz. 16, S. 1-171. — **705**) × Grünewald, Dass gemeine Weissthumb von Weisheim vfm Sandt: PfälzMus. 9, S. 21/2. — **706**) K. Oppel, D. alten Schweinfurter. D. Ende d. 18. Jh. in d. Freireichsstadt Schweinfurt. Auf Grund d. Rassdörfer-Voitschen hs. Chronik geschildert. Schweinfurt, Giegler. 138 S. M. 2,00. — **707**) Fr. Sixt, Chronik d. Stadt Gerolshofen in Unterfranken: AHVUnterfranken. 35, S. 33-207. — **708**) F. W. Hümmer, Bamberg im Schwedenkriege. Nach e. Ms. bearb. (Abdr. aus JbHVBambg.) 230 S. |[HJb 13, S. 635/6]|. — **709**) P. Wittmann, D, Bamberger Trudenhaus: ZMünchenAV. 5, S. 21/6. — **710**) M. Bendiner, Beitrr. z. Gesch. d. Stadt Bayreuth im 15. Jh.: AZg^B. N. 280. — **711**) × L. Zapff, Fichtelgebirgs-Album; Natur, Kultur- u. Gesch.-Bilder. Hof, Lion. 161 S. M. 1,20. — **712**) G. Heide, Beitrr. z. Gesch. Nürnbergs in d. Reformationszeit: HTb. 1891, S. 163-238. — **713**) J. Stockbauer, Aus d. Nürnberger Gewerbeleben d. letzten 100 J. Festrede. Nürnberg, C. Schrag. 4⁰. 12 S.; 3 Abbild. M. 0,50. — **714**) J. Fischer, D. Stadtpfarrkirche z. schönen unser lieben Frau in Ingolstadt. E. kunsthist. Studie. Ingolstadt, Ganghofer. VI, 29 S. M. 1,40. —

— Radlkofer[715]) veröffentlicht einen Teil eines langen, kulturhistorisch sehr interessanten Gedichts, das ein Augsburger, Barnabas Holzmann, über die 1570 und 1571 in seiner Vaterstadt herrschende Teurung verfasst hat. R. giebt vorher einen quellenmässigen, historischen Ueberblick über die beiden Hungerjahre. — Bauers[716]) Arbeit über Memmingen zur Zeit des 30j. Krieges bringt namentlich in dem ersten Abschnitt: „Wirtschaftliche Not und Krankheiten", worin die Missbräuche des Münzregals, die Teurung der Lebensmittel und die Seuchen veranschaulicht werden, sowie in dem zweiten: „Die Streitigkeiten wegen der Einführung der Jesuiten" für uns gutes Material. — Für München dürfen von Völderndorffs[717]) Plaudereien zu einem grossen Teile als kulturhistorische Beiträge gelten, da sie reich an interessanten Erinnerungen und Schilderungen des geistigen und socialen Lebens sind (s. u. IV b). — Die Landshuter Geschlechtsnamen behandelt Joachim[718]); die Erläuterung der Namen enthält manche für das deutsche Leben der Vergangenheit, wie speziell für das landshutische verwertbare, wenn auch nicht immer neue Bemerkung (z. B. bei dem Namen Weinzierl)[719]). —

In das Leben des bayerisch-österreichischen Alpenvolkes führen uns Achleitners[720]) Skizzen, die interessante Schilderungen typischer Gestalten, weiter des Aberglaubens (z. B. „das Menschenleben im Aberglauben", „Jäger-Aberglaube"), endlich der Nahrungsverhältnisse und der Körpergrösse und Kraft der Gebirgswohner geben. Zweifellos beruht das Büchlein auf guter Kenntnis des Gebirgsvolkes[721]). —

Für die deutschen Teile Oesterreichs[722]), sind eine ganze Reihe kulturhistorischer Arbeiten zu nennen. Wien selbst ist vielfach Gegenstand der Forschung gewesen[723-729]). Ziemlich umfassend ist die Arbeit Guglias[730]), die einem grösseren Publikum die Wienerische Vergangenheit vorführen will und auf die Schilderung der Kulturzustände und Lebensverhältnisse besonderen Nachdruck legt. Die neuere Entwicklung ist besonders ausführlich behandelt. — In die jüngste Zeit führt uns das Buch eines Anonymus[731]) das nicht allein das heutige Wiener Leben in zahlreichen Zügen, sondern auch eine grosse Zahl Wiener Persönlichkeiten schildert Besonders tief ist das Buch nicht und in einem recht mässigen Deutsch geschrieben. — In kurzen, aber treffenden Zügen giebt von Falke[732]) ein Bild von der Entfaltung Wiens in architektonischer Beziehung. Die einzelnen Bauperioden sind durchweg im Zusammenhang mit der betreffenden Zeit geschildert und werfen so auf den Wandel des Geschmacks und der Sitten ein bezeichnendes Licht[733-734]). — Die kulturgeschichtlichen Bilder aus Tirol von Rapp[735]), die meist auf Briefen beruhen, haben namentlich das geistige und religiöse Leben zum Gegenstand. Ein ausführlich mitgeteilter Briefwechsel zeigt zunächst, dass im 16. Jh. die protestantische Bewegung auch in das Zillerthal drang; weiter wird ein Brauch besprochen, nach dem totgeborene Kinder zu gewissen geweihten Orten zur Taufe gebracht wurden, in dem Glauben, sie dadurch auf einige Augenblicke zum Leben zu erwecken. Es folgt eine Korrespondenz, die einen Prozess vom J. 1728 gegen einen freigeistigen Lehrer beleuchtet. „Die Jagd nach verbotenen Büchern" wirft ein Licht auf die öffentlichen Rechtsverhältnisse des 18. Jh., weitere Aufsätze behandeln „eine staatsgefährliche Predigt" (18. Jh.); eine Malefizgeschichte

---

715) D. Teurung zu Augsb. in d. J. 1570 u. 71, in Versen bearb. v. Barnabas Holzmann, Maler u. Bürger zu Augsb. Mit Einl. u. Noten v. M. Radlkofer: ZHVSchwaben. 19, S. 45-87. — **716**) B. Bauer, Beitrr. z. Gesch. d. Reichsstadt Memmingen v. Beginn d. 30 j. Krieges bis z. Besetzung d. Stadt durch d. Schweden. Diss. München. 122 S. — **717**) O. Frhr. v. Völderndorff, Harmlose Plaudereien e. alten Münchners. München, C. H. Beck. XIV, 343 S. M. 3.50. |[BLU. S. 271; N&S. 60, S. 419.]| — **718**) C. Joachim, Landshuter Geschlechtsnamen I. Progr. Landshut, Thommani. 38 S. — **719**) × M. Lenz, Kraiburg in d. Vergangenheit: Bayerland 3, S. 411/4. — **720**) A. Achleitner, Aus d. Hochland. Berggeschichten, Skizzen u. Kulturbilder aus d. bayer. u. österr. Alpenwelt. München, Stahl. 12⁰. VII, 201 S. M. 1,60. — **721**) × H. Peetz, Chiemgauer Volk. Erinnerungen e. Chiemgauer Amtmanns. Aus seinem Nachlass. 2. (Schluss-)Bd. Leipzig, Liebeskind. III, 160 S. M. 2,00. — **722**) ○ × A. Wild, Kulturbilder aus Oesterreich (=Volkstüml. Vortrr. N. 18.) Wien, Szelinski. 15 S. M. 0,10. — **723**) × R. Schuster, Zapperts ältester Plan v. Wien. [Aus SBAkWien.] Wien, Tempsky. 28 S.; 1 Taf. M. 1,30. (D. ganze Plan ist e. Fälschung.) — **723**a) ○ id., Alt-Wien in Wort u. Bild. Her. v. Wiener Altertumsv. u. v. d. Redaktion d. Wien. Illustr. Extrabl. Redig. v. A. Jlg. Wien, Gerolds Sohn. Fol. 109 Bl. M. 19,20. — **724**) ○ × G. Frhr. v. Suttner, D. Schwandner. E. Beitr. z. Gesch. Wiens im 18. u. 19. Jh. Wien, Gerold & Co. 49 S. M. 16,00. — **725**) × J. Leisching, D. zwei Wahrzeichen v. Wien: d. Stock im Eisen u. d. Spinnerin am Kreuz: MBllWissenschClubWien. 13, N. 10. (Nach JBGPh. 14, S. 134: „Poetisch populär". D. Stock im Eisen ist e. heidnisches Götterbild (frôsäule). Dabei wird auf d. Nagelkultus eingegangen. D. „Spinnerin" ist e. Säule am ehemal. Grenzrain; auch hier wird früh-heidnisch. Ursprung behauptet.) — **726**) × W. Kirsch, D. alten Strassen u. Plätze v. Wiener Vorstädten u. ihre hist. interessanten Häuser. E. Beitr. z. Kulturgesch. Wiens. Heft 42. Wien, Frank Nachf. 4⁰. 3 Bog. M. 1,50. — **727**) ○ V. Chiavacci, Klein-Bürger v. Gross-Wien. Ernstes u. Heiteres aus d. Wiener Volksleben. Stuttgart, Bonz & Co. IV, 327 S. M. 3,60. — **728**) ○ H. Schliessmann, Wiener Schattenbilder. Text v. E. Poetzl. Wien, Mohr. 173 S. M. 3,60. — **729**) × L. Fl. Meissner, Aus d. Papieren e. Polizeikommissars. Wiener Sittenbilder (=UB. N. 2926.) Leipzig, Reclam. 12⁰. 103 S. M. 0,20. — **730**) E. Guglia, Gesch. d. Stadt Wien. Wien, Prag, Tempsky. VI, 307 S. M. 2,00, |[v. Bekeviczy: AZgB. N. 82.]| — **731**) id., Grossstädt. Charakterbilder. I. Wien u. d. Wiener. Ungeschminkte Schilderungen e. fahrenden Gesellen. Berlin, Rentzel. III, 350 S. M. 3,00. — **732**) J. v. Falke, D. architektonische Wien: N&S. 61, S. 60-75. — **733** ○ × L. Hinner, Wandelbilder aus d. Gesch. Wiener-Neustadts. Wr.-Neustadt, C. Blumrich. VII, 83 S. M. 1,00. — **734**) ○ × H. Rollett, Neue Beitrr. z. Chronik d. Stadt Baden. Baden, Schütze. 96 S. Fl. 1,00. — **735**) L. Rapp, Kulturgeschichtl. Bilder aus Tirol. Brixen, Weger. IV, 127 S.

aus dem Thale Patznaun (eine Teufelsaustreibung im vorigen Jh.); Jakobinerfurcht in Tirol, den tirolischen Reformator K. von Prugger (Vf. von Philoklerus inner dem Gebirge oder Vorschläge zur Verbesserung der Weltgeistlichkeit in Neubayern 1807). Am Schlusse werden Auszüge aus dem Tagebuch eines poetisch begabten Landpfarrers Fuhrmann (1815—1819) vorgelegt[736]. — Sanders[737]) Arbeit über die Geschichte des vorarlbergischen Gerichts Tannberg bringt namentlich Material zur Geschichte der Rechtsprechung und Rechtsverwaltung, daneben aber auch solches zur Geschichte der Waldwirtschaft, der Jagd, der Jagdgerechtigkeit und des Jagdfrevels, des Handels und Verkehrs (die Regierung suchte immer die natürliche Richtung desselben nach dem Allgäu auf Tirol zu lenken), der Sitten (Abstellung der Reihen und Tänze an Sonn- und Feiertagen). — D. R. von Schönherr[738]) giebt uns eine durch Illustrationen anschaulicher gemachte Geschichte und Beschreibung der kulturhistorisch merkwürdigen Burg in Meran. Die Wiederherstellung ist wesentlich nach Richtschnur der Inventare von 1518 und 1528 erfolgt: die Beschreibung ist daher beachtenswert. Gelegentlich wird auch das Badewesen Merans im 16. Jh. gestreift. — Franziszi[739]) schildert seine Bergwanderungen in Kärnten, bietet dabei vielerlei über dortige Sitten und Bräuche und orientiert uns gut über Land und Leute. — Pezolt[740]) weist auf die im Salzburger Stadtarchiv aufbewahrten und auch für die Kulturgeschichte verwertbaren Urkunden des Bürgerspitales und Brüderhauses hin, die sich auch auf die Geschichte der umliegenden Güter und Bauernhöfe beziehen. Er benutzt sie zunächst für eine kurze Historie eines bestimmten Hofes, die einiges Juristische und Wirtschaftgeschichtliche bringt[741]). — Gubo[742]) giebt Auszüge aus den Rechtsprotokollen der Stadt Cilli, die die sittlichen und ökonomischen Zustände der Stadt in den Jahren 1720—1722 vielfach streifen. — Ebenfalls für den Anfang des 18. Jh. verwertet Herbert[743]) die Magistratsprotokolle des siebenbürgischen Ortes Hermannstadt, um nach Bürgermeister- und Wirtschaftsrechnungen die Oekonomie der Stadt ausführlich zu erläutern. Die Fülle der Einzelheiten hätte noch besser gruppiert werden sollen[744]). — Für die Geschichte Böhmens liegt die Fortsetzung einer Bibliographie Hantschels[745]) vor, die diesmal namentlich kulturhistorische Litteratur enthält[746]). — Ein kleiner Abriss der Geschichte Friedlands, von Schönwälder[747]), bietet wesentliche Züge zur Geschichte der Unduldsamkeit und der religiösen Verfolgung. — Der im Berichtsjahre erschienene 11. Band der „Oesterreichisch-ungarischen Monarchie“[748]) giebt hier, wo es sich um ihre deutschen Teile handelt, zu Bemerkungen keinen Anlass. —

Zur Geschichte der Schweiz hat Brandstetter[749]) ziemlich vollständig alles, was seit 1812 in Zeitschriften erschienen ist, in praktischer Anordnung (die einzelnen Epochen in sachlichen Abteilungen) zusammengestellt. Die Kulturgeschichte ist natürlich berücksichtigt[750]). — Die umfangreiche Geschichte der Schweiz, von Dändliker[751]), die dem Titel nach besonderen Nachdruck auf die Kulturgeschichte legt, ist mir nicht zugänglich gewesen. — Das Oechslische[752]) Quellenbuch, das jetzt mit der neueren Zeit beginnt und durch passende Auswahl von Quellenstücken dem schweizerischen Publikum seine Vergangenheit verständlich machen will, legt ebenfalls auf die Kulturgeschichte Wert. — Von Arbeiten für einzelne Städte und Ortschaften ist zuerst das vortrefflich ausgestattete Werk von Rodts[753]) über Berns Bürgerschaft und Gesellschaften zu erwähnen, dass ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte des Bernschen Lebens ist.

M. 1,20. — **736**) × J. C. Maurer, D. Tiroler Schnadahüpfl: ÖUR. 12, S. 173-82. — **737**) H. Sander, Beitrr. z. Rechts- u. Kulturgesch. d. vorarlbergischen Gerichtes Tannberg. Progr. Innsbruck. 4⁰. 86 S. — **738**) D. R. v. Schönherr, Gesch. u. Beschreibung d. alten landesfürstl. Burg in Meran. 2. Aufl. Mit Illustr. v. T. Grubhofer. Meran, Ellmenreich. 4⁰. III, 75 S. M. 1,20. — **739**) F. Franziszi, Kärntner Alpenfahrten. Landschaft u. Leute, Sitten u. Gebräuche in Kärnten. Wien, Rörich. VII, 136 S. M. 2,50. |[K. Weinhold, ZVVolksk. 2, S. 211.]| — **740**) L. Pezolt, D. Schütthof in d. Gönikau: MGSalzburgL. 32, S. 1-16. — **741**) × J. Groh: Geschichtl. Mitteilungen über d. Markt u. Burgfrieden Strasswallchen bezügl. dessen Enstehung, Name u. denk-, würd. Ereignisse bis 31. Dez. 1890. Salzburg, Kerber. 100 S. M. 3,20. — **742**) A. Gubo, Aus d. Ratsprotokollen d. Stadt Cilli: BKSteiermGQ. 24, S. 207-24. — **743**) H. Herbert, D. Haushalt Hermannstadts z. Zeit Karl VI.: AVSbnbgL. 24, S. 83-229, 438-518. — **744**) × J. Gherghal, Z. Gesch. Siebenbürgens. Wien, Gerolds Sohn. 47 S. M. 2,00. |[HJb. 13, S. 367.]| — **745**) F. Hantschel, Repert. d. landeskundl. Litt. für d. Gebiet d. Nordböhm. Excurs.-Clubs: MNordböhmExcursClub. 15, S. 354-75. (S. 382-90 beachtenswert.) — **746**) × E. Richter, Aus d. Saubernitzer Thale: ib. S. 241/3. (Ueber d. Volksüberlieferung [v. zwei verschollenen Dörfern, Glockeninschriften, alten Fischteichen, Pestfriedhof usw.) — **747**) M. Schönwälder, Friedland-Reichenberg. E. Bild aus d. Gesch. d. evang. Kirche Böhmens. (= Für d. Freunde u. Feste d. Gust. Adolf-V. N. 148.) Barmen, Klein. 36 S. M. 0,10. — **748**) id., D. österr.-ungar. Monarchie in Wort u. Bild. Bd. XI. Dalmatien. Wien, Hölder. 4⁰. VII, 352 S. M. 7,00. — **749**) J. L. Brandstetter, Repert. über d. in Zeit- u. Sammelschriften d. J. 1812-90 enthalt. Aufsätze u. Mitteilungen schweizergesch. Inhalts. Her. v. d. Allg. Geschichtforsch.-Ges. d. Schweiz. Basel, Geering. 476 S. Fr. 8,00. — **750**) × J. C. Muoth, Ueber bündnerische Geschlechtsnamen u. ihre Verwertung für d. Bündnergesch. I. Vornamen u. Taufnamen als Geschlechtsnamen. Progr. Chur. 4⁰. 47 S. — **751**) ○ K. Dändliker, Gesch. d. Schweiz mit besond. Rücksicht auf d. Entwicklung d. Verfassungs- u. Kulturlebens von d. ältesten Zeiten bis z. Gegenw. Bd. 1 u. 2. 2. Aufl. Zürich, Schulthess. VIII. 588 S.; 795 S. à Fr. 9.60. — **752**) W. Oechsli, Quellenbuch z. Schweizergesch. N. F. mit besond. Berücksichtigung d. Kulturgesch. für Haus u. Schule bearb. 1.—2. Lfg. Zürich, Schulthess. IV, S. 1-160. á Fr. 1,00. — **753**) E. v. Rodt, Berns Bürgerschaft u. Gesellschaften. Bern, Schmid, Franke & Co. 4⁰. 114 S. Fr. 5,00. —

Die Gesellschaften sind im Grunde verallgemeinerte Zünfte und durch ihre Verallgemeinerung Unterabteilungen der Bürgergemeinde, die dadurch eine starke Geschlossenheit erhielt. — Eine Reihe, meist kleinerer, Arbeiten zur Geschichte Basels[754-755]), Zürichs[756]), und mehrerer unbedeutenden Orte waren mir nicht zugänglich, ebenso nicht die umfangreiche Chronik Schaffhausens von Rüeger[760]). — Kulturhistorische Kleinigkeiten aus dem Thurgau teilt Mayer[761]) mit, so einen Gratulationsbrief zum Namenstag 1689 (in Versen), so einen für die Justizpflege charakteristischen Brief vom Magistrat zu Stein nach Diedenhofen (Bitte um „eine Machine, die diese Räubern vermögen, ihre böse Thaten zu bekennen“), eine Hochzeitseinladung (etwa Mitte vorigen Jh., Ansprache des Einladers), Thürinschriften aus dem Schloss Glarisegg, eine Grabschrift aus Ermatingen. — Plantas[762]) populäre Geschichte Graubündens soll ihren Zwecken durchaus genügen[763-765]). —

Klöster und Stifter[766-768a]) sind mehrfach Gegenstand historischer Darstellung gewesen. Der innere Verfall des Klosterlebens vor und zur Zeit der Reformation wird natürlich wiederholt betont und geschildert, so besonders in der Arbeit Levys[769]), die im übrigen nicht nur die Geschichte des Klosters, sondern auch des Ortes Herbitzheim fleissig behandelt, so in dem Aufsatz Endls[770]) über ein österreichisches Cistercienserinnenkloster, der den Ruin des Klosters, aber auch das unsittliche Leben der Schwestern der Einwirkung der Lehre Luthers zuschreibt, und sonst. — Aus B. Schmidts[771]) Geschichte des Klosters Cronschwitz, das in der Reformationszeit aufgehoben wurde, kommt für uns nur das Inventar, das die Sequestratoren 1535 aufnahmen, in Betracht. — Vieles Kulturhistorische bietet Bodemanns[772]) Arbeit zur Geschichte des Jungfrauenklosters Wülfinghausen. Ich nenne: das reichhaltige Register über die Einnahmen und Ausgaben des Klosters vom J. 1553, weiter ein Aktenstück über den in demselben Jahre erlittenen Kriegsschaden, und Dokumente über die Verluste zur Zeit des 30j. Krieges. — Aus Stenzels[773]) Geschichte des Frauenklosters Zuckau hebe ich namentlich die Schilderung des inneren Lebens und der Klosterschule hervor. — Aus Kiems[774]) archivalischen Mitteilungen erwähne ich ein Inventar von 1465 und ein solches von 1623[775]). — Karschs[776]) Vortrag über das Stift Rellinghausen im 16. Jh. charakterisiert die Personen und Verhältnisse des Stiftskapitels ansprechend und kommt namentlich eingehender auf das Gerichtswesen jener Zeit (Bräuche und Ordnungen, Verbrechen und Strafen, besonders auch Hexenverfolgungen) zu sprechen. Am Schlusse werden auch die Krankheitsepidemien, so der „englische Schweiss“, gestreift. — Für das ehemalige Stift Werden ist ein fleissiger, auf archivalischen Forschungen gestützter Beitrag von Jacobs[777]) geliefert worden, der zwar dem Titel nach nur eine Geschichte der Pfarreien in diesem Gebiet geben will, aber doch auch eine Geschichte der Abtei selbst schreibt und dabei manches Kulturhistorische, so z. B. neben wirtschaftsgeschichtlichen Dingen das Schulwesen in abteilicher Zeit behandelt. — Auf das Zu-

---

754) ○ L. Freivogel, D. Landschaft Basel in d. 2. Hälfte d. 18. Jh. 1. T. Diss. Basel, Reich in Komm. IX, 198 S. Fr. 2,80. — 755) ○ A. Burckhardt-Finsler, Mitteilungen aus e. Basler Chronik v. Anf. d. 18. Jh.: BaslerJb. S. 165-96. — 756) ○ S. Daszynska, D. Bevölkerung v. Zürich im 17. Jh. E. Beitr. hist. Statistik. Diss. Zürich. 1891. 4⁰. 47 S. — 757) ○ A. Näf, D. Gemeinde Rüschlikon u. ihre Umgebung. Nach gesch. Quellen geschild. (Zürich, Höhr.) 147 S. Fr. 1,50. — 758) ○ J. Th. Ruggle, Gesch. d. Pfarrgemeinde Gossau. St. Gallen, Hausknecht. III, 448 S. Fr. 4,00. — 759) ○ G. Amstein, Gesch. v. Wigoltingen. Weinfelden, Schläpfer. 425 S. Fr. 2.00. |[A. B.: HJb. 13, S. 909.]| („Ansprechendes Gesamtbild.“ Abgedr. ist auch d. Kesselringsche Chronik 1611—61.) — 760) ○ J. J. Rüeger, Chronik d. Stadt u. Landschaft Schaffhausen. Her. v. hist.-antiquar. V. 2. Hälfte. 2. (letzter) T. Schaffhausen, Schoch. 4⁰. V, 115 S. u. S. 785-1169. M. 14,00. — 761) Aug. Mayer, Allerlei z. thurgauischen Kulturgesch.: ThurgauischeBVtG. 32, S. 47-52. — 762) ○ P. C. Planta, Gesch. v. Graubünden in ihren Hauptzügen gemeinfassl. dargest. Bern, Wyss. VIII, 440 S. Fr. 7,80.. |[HJb. 13, S. 639.]| — 763) ○ Tony Kellen, D. Deutschtum in Luxemburg. Rückblicke u. Betrachtungen. (= Dtsch. Zeit- u. Streitfragen N. 101.) Hamburg, Verlagsanst. 50 S. M. 1,20. — 764) ○ E. verlassener Bruderstamm. Vergangenheit u. Gegenw. d. balt. Provinzen Russlands. Von e. Balten. 3. (Titel-) Aufl. Berlin, Bibliogr. Bureau. VI, 216 S. M. 1,50. — 765) ○ E. u. A. Seraphim, Aus d. Kurländ. Vergangenheit. Bilder u. Gestalten d. 17. Jh. Stuttgart, Cotta. 355 S. M. 6,00. — 766) × W. Manchot, Kloster Limburg a. d. Haardt. E. bauwissensch. u. gesch. Abhandlung. Berlin, Wasmuth. 4⁰. IX, 90 S.; 7 Taf. M. 12,00. — 767) × Th. Eckart, Gesch. d. Klosters Hugsburg. Braunschweig, Bock & Co. 47 S. M. 0,80. — 768) × K. Reinfried, Z. Gesch. d. Gebietes d. ehemal. Abtei Schwarzach am Rhein II.: FreiburgerDiöcesA. 22, S. 41-142. — 768a) × M. Hufschmid, Beitrr. z. Gesch. d. Cistercienserabtei Schönau bei Heidelberg: ZGORh. 7, S. 69-103. (Enthält: Verzeichnis d. beigesetzten Personen, Aufhebung u. Zerstörung d. Klosters, Verzeichnis d. Aebte, d. wallonischen Prediger bis z. 30j. Kriege.) — 769) J. Levy, Gesch. d. Klosters, d Vogtei u. Pfarrei Herbitzheim. Saargemünd, Schmitt. XIX, 288 S. M. 2,50. |[HJb. 14, S. 176.]| — 770) F. Endl, D. ehemal. Cistercienserinnen-Kloster zu St. Bernhard bei Horn: BVLNiederöstr. 26, S. 191-243. — 771) B. Schmidt, Gesch. d. Klosters Cronschwitz: ZVThürG. 8, S. 111-72. — 772) E. Bodemann, Z. Gesch. d. Klosters Wülfinghausen: ZHVNiedersachsen. S. 251-342. — 773) J. Stenzel, D. Kloster Zuckau, d. Klosterprobstei u. deren neueste Reparaturbauten. (= Westpreuss. Heimat II.) Danzig, Lehmann. 36 S. M. 0,50. — 774) M. Kiem, Blumenlese aus d. Klosterarchiv Gries: ZFerdinandeum. 36, S. 323-38. — 775) × H. Boos, Klosterleben: St. Klara; Klingenthal; Karthaus (= Hist. Festbuch z. Basler Vereinigungsfeier. S. 115-65.) — 776) F. Karsch, D. Stift Rellinghausen in d. letzten Jahrzehnten d. 16. Jh.: BGEssen. 14. Heft, S. 1-35. — 777) P. Jacobs: Gesch. d. Pfarreien im Gebiete d. ehemal. Stiftes Werden a. d. Ruhr I. Düsseldorf, Schwann. V, 232 S. M. 4,00. |[HJb. 14, S. 430.]| — 778) F. Binhack, Gesch. d. Cistercienser-Abtei u. d. Stiftes Waldsassen v.

ständliche geht die quellenmässige Geschichte des Stiftes Waldsassen von Binhack[778]) nur wenig ein[779]). —

Familiengeschichte[780-790]). Nicht alle einschlägigen Arbeiten sind ohne Weiteres für uns bemerkenswert. Auf das Aeusserliche wird in ihnen doch häufig ein viel stärkeres Gewicht gelegt, als darauf, die innere Entwicklung der Generationen im Zusammenhang mit den Zuständen und dem Geist ihrer Zeit darzulegen. Nur ein Teil der Leistungen war mir übrigens zugänglich. Die von Tümpling sche[791]) Familiengeschichte, deren zweiter Band vorliegt, entspricht in ihrem voluminösen Umfang jedenfalls am meisten dem Interesse der Familienmitglieder: für unser spezielles Gebiet bietet sie fast gar nichts. — Besonders weit in der Berücksichtigung des Kulturhistorischen geht P. von Plantas[792]) Chronik der Plantas, die sich überdies vielfach zu einer Landesgeschichte erweitert. Freilich lässt die Anordnung des Stoffes und die Komposition des Ganzen zu wünschen übrig, aber an interessanten Einzelheiten wird viel geboten, so abgesehen von Menschenschilderungen Notizen über Tracht, Lebensweise, Verkehr usw. — Wenig kommt für uns die Arbeit des Grafen Reventlow[793]) in Betracht. Ich erwähne einen Brief des Henneke Reventlow 1616 an die Juristenfakultät Greifswald wegen einer Hexe, einer „Zauberschen". — Die Geschichte einer mit der steirischen Eisenindustrie eng verwachsenen Familie schildert anschaulich Jutmann[794]). — Von grossem Interesse sind die Stücke, die Gross[795]) zur Geschichte der Heydendorffschen Familie veröffentlicht; es sind teilweise Selbstbiographien, teilweise Biographien der Vorfahren durch Mitglieder der Familie; die Zeitatmosphäre weht uns hier frisch entgegen. Wieder wird uns hier der hohe kulturhistorische Wert der „Familienbücher" klar. Bedeutsam sind auch die beigegebenen Notizen über den Haushalt der Familie[796]). — In einen theologisch-gelehrten Kreis führt uns Döderleins[797]) etwas salbungsvoll geschriebenes Büchlein, das uns drei bedeutende Leute, einen Theologen, einen Philosophen und einen Philologen in ihrer Eigenart wie in ihren Beziehungen zu dem geistigen Leben ihrer Zeit nicht übel schildert. —

Besondere Volkselemente. Zur Geschichte der Juden ist zunächst Henne am Rhyns[798]) reichhaltige Kulturgeschichte des jüdischen Volkes zu nennen, in der alles Wissenswerte — ob auch ohne Irrtümer im einzelnen, vermag ich nicht überall zu beurteilen — zusammengestellt ist. Jedenfalls ist das Thema umfassend und geschickt behandelt; auch den Urteilen wird man meist zustimmen können. Zur Belehrung und Lektüre darf das Buch empfohlen werden. — Für die Geschichte der deutschen Juden ist die Quellenkunde Sterns[799]) besonders zu berücksichtigen, deren erster Teil alles darüber in Zeitschriften bis 1886 erschienene Material — Vieles lieferte namentlich eine bibliographische Sammlung Burkhardts — vereinigt[800-805]). — Stern[806]) setzt auch seine Arbeit über die israelitische Bevölkerung der deutschen Städte fort und behandelt diesmal die Geschichte der Juden in Kiel, wohin sie schon im 17. Jh. regelmässig zu den

---

1507—1648 nach gedr. u. ungedr. Quellen. Progr. Eichstädt. 90 S. — **779**) × C. Herrlich, D. Balley Brandenburg d. Johanniterordens v. ihrem Entstehen bis z. Gegenw. u. in ihren jetzigen Einrichtungen. Berlin, Heymann. 4⁰. VII, 264 S. M. 10,00. — **780**) ○ × E. Roth, Gesch. d. Freiherrl. Familie Karg v. Bebenburg. Her. v. Jos. Frhr. v. Karg-Bebenburg. Als Ms. gedr. München. 129 S. |[HJb. 13, S. 904.]| (Nicht im Buchhandel.) — **781**) ○ × C. Frhr. v. Hausen, Vasallen-Geschlechter d. Markgrafen zu Meissen, Landgrafen zu Thüringen u. Herzöge zu Sachsen bis z. Beginn d. 17. Jh. 3. (Schluss-)Heft. Berlin, C. Heymann. V, S. 453-643. M. 6,00. — **782**) × G. Kirchhoff, Z. Familie Knipstro: MBllGPommG. S. 145/9. — **783**) ○ × H. Knothe, E. alte Löbauer Patrizierfamilie: BautzenerNachr^B. N. 20. — **784**) ○ × G. M. Knibbe, Nachrichten über d. Familie Knibbe. Torgau, Jacob. 20 S.; 6 Tab. M. 1,00. — **785**) ○ × H. Dürre, D. Regesten d. Geschlechter v. Wallmoden. Wolfenbüttel, Zwissler. 4⁰. XXIII, 398 S. M. 12,00. — **786**) ○ × Th. v. Ditfurth, Gesch. d. Geschlechts v. Ditfurth. 2 T. Allgemeines. Quedlinburg, Huck. XII, 146 S. M. 5,00. — **787**) ○ × E. Stendell, Beitrr. z. Gesch. d. in d. Umgegend d. Stadt Eschwege ehemals angesessenen niederadligen Geschlechter. Vortr. Eschwege, Rossbach. 29 S. M. 0,50. — **788**) ○ × L. Schmid, D. Grafen v. Hohenberg zollerischen Stammes u. d. Minnesänger-Denkmal auf d. Weilerburg. E. Beitr. z. Kulturgesch. Schwabens. Tübingen, Fues. 12⁰. VI, 71 S. M. 1,00. — **789**) ○ × Geadelte jüdische Familien. (3. Aufl.) Wien, Lesk & Schwidernoch. 16⁰. 112 S. M. 1,40. — **790**) ○ × F. v. Scherb, Gesch. d. Hauses Rothschild. Berlin, Dewald. IV, 147 S. M. 2,00. — **791**) W. v. Tümpling, Gesch. d. Geschlechtes v. Tümpling. 2. Bd. (bis z. Gegenw.) Weimar, Böhlau. VIII, 748 S. M. 20,00. — **792**) P. v. Planta, Chronik d. Familie v. Planta nebst verschiedenen Mitteilungen aus d. Vergangenheit Rhätiens. Zürich, Orell, Füssli & Co. XI, 397 S. M. 6,00. |[A. B.: HJb. 13, S. 909; R. Foss: MHL. 22, S. 116/8]|. — **793**) L. Graf Reventlow, D. Geschlecht d. Reventlow: ZSchlH. 22, S. 1-158. — **794**) E. J. Jutmann, D. Edlen u. Freien v. u. zu Ziernfeld: MHVSteiermark. 40, S. 58-112. — **795**) J. Gross, Z. Gesch. d. Heydendorffschen Familie: AVSbnbgL. 24, S. 233-346. — **796**) ○ × Gn. E. v. Natzmer, Lebensbilder aus d. Jh. nach d. grossen dtsch. Kriege. Gotha, Perthes. VIII, 504 S. M. 7,00. — **797**) J. Döderlein, Unsere Väter: Chrn. Döderlein, Imm. v. Niethammer, L. v. Döderlein. Leipzig, Deichert. 1891. 68 S. M. 1,00. (S. o. I 2: 54-55; 10: 63-65.) — **798**) O. Henne am Rhyn, Kulturgesch. d. jüd. Volkes v. d. ältesten Zeiten bis z. Gegenw. 2. Aufl. d. Kulturgesch. d. Judentums. Jena, Costenoble. XV, 523 S. M. 10,00. — **799**) M. Stern; Quellenkunde z. Gesch. d. dtsch. Juden. Bd. 1. D. Zeitschriftenlitt. Kiel, Selbstverl. III, 104 S. M. 4,00. — **800**) × Nahida Remy, D. jüd. Weib. Mit e. Vorrede v. M. Lazarus. 2. (Titel-)Aufl. Leipzig, Malende. VIII. 328 S. M. 5,00. — **801**) × M. Kayserling, Gedenkblätter: Hervorragende jüd. Persönlichkeiten d. 19. Jh. Leipzig, Grieben. 92 S. M. 1,00. — **802**) × Dav. Kaufmann, D. Märtyrer d. Berl. Autodafés v. 1510: MLWJ. 18, S. 48-53. — **803**) × L. G[eiger], Weimarer Judenordnung 1823: ZGJuden. 5, S. 281/3. — **804**) × M. Popper, Aus Inschriften d. alten Prager Juden-Kirchhofs: ib. S. 348-75. — **805**) × L. Geiger, D. Erteilung d. Bürgerrechts an d. Juden in Frankfurt 1811: ib. S. 54-74. — **806**) M. Stern, D. israelit. Bevölkerung d. dtsch. Städte.

Jahrmärkten kamen. Erst zu Anfang des 18. Jh. erhielten sie das Recht der Niederlassung. — Blochs[807]) Arbeit, die die mittelalterlichen Privilegien der polnischen Judenschaft kritisch untersucht, kommt für die neuere Geschichte wenig in Betracht, höchstens insofern, als diese Rechtsgrundsätze wenigstens in der Theorie bis zum Untergang Polens ihre Geltung behaupteten. — Freudenthal[808]) schildert gründlich und nach den Quellen die Emancipationsbestrebungen der Juden in Breslau, die wie die der preussischen Juden überhaupt mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. einsetzen und nach zehnjährigem Kampf zum Siege kamen. Natürlich wirft die Abhandlung daneben auch charakteristische Streiflichter auf das Zeitalter der Aufklärung überhaupt[809]). — Das französische Element im heutigen deutschen Volk erfährt bekanntlich namentlich durch die Mitglieder der französischen Kolonie vielfach historische Betrachtung und Darstellung. Tollin[810a]) setzt seine höchst gründliche, fast zu breite Arbeit über die französische Kolonie in Magdeburg fort. In dem vorliegenden Bande tritt besonders der Gegensatz der Eingeborenen zu den eingewanderten Fremdlingen, die noch lange Zeit gedrückt lebten, in den Vordergrund. Zweifellos hat an diesen Kämpfen der Gegensatz des deutschen und französischen Volksgeistes[811]) einen Teil der Schuld. — Von den Geschichtsblättern des Hugenottenvereins liegen wieder einige neue Hefte vor, in denen die Geschichte der Gemeinde in Magdeburg, die geschlossen von Mannheim her einwanderte, von Bode,[812]) in Erlangen von Stursberg,[812a]) in Otterberg in der Rheinpfalz von Knecht,[812b]) in Bremen von Iken,[812c]) in Carlshafen von Francke[812d]) geschickt, aber manchesmal nur zu sehr in äusseren Umrissen geschildert wird. — Keiper[813-814]) behandelt zweckdienlich die noch heute in der Pfalz vorkommenden Familiennamen, die sich wohl auf ein halbes Tausend belaufen, und beginnt mit einigen historischen Betrachtungen über die eingewanderten Franzosen. Weiter wird das Französische im Pfälzer Volksmund behandelt, das recht stark hervortritt, nicht aber nur dem Einfluss der Einwanderer, sondern dem französischen Einfluss überhaupt zuzuschreiben ist, dem man sich in der Pfalz ziemlich am frühesten und nachhaltigsten hingab. — Anhangsweise darf ich in diesem Abschnitt das heimatlose Volk der Zigeuner behandeln, zumal es doch immerhin in einem gewissen Zusammenhang auch mit dem deutschen Volksleben steht. In hervorragender Art bearbeitet namentlich Wlislocki[815]) ihre Geschichte und ihr Volksleben. Aus eigenen Erfahrungen heraus, weiss er immer Neues und Interessantes über dieses „rätselhafte" Volk mitzuteilen. Namentlich für die Volkskunde kommt sein Buch über den Volksglauben und religiösen Brauch der Zigeuner in Betracht, indem in erster Linie die Zigeuner der Donauländer berücksichtigt sind. Von besonderer Wichtigkeit sind da die Dämonen; von dem Glauben an sie wird all ihr Thun und Lassen beherrscht. Dem ersten Abschnitt, der ausführlich darüber berichtet, folgt ein zweiter über „Glück und Unglück", den tief eingewurzelten Glauben an das Geschick, weiter einen über „Zauberfrauen", andere über „Amulete, Zauberapparate, Grab- und Totenfetische, über Hexen- und Teufelsglauben, Festgebräuche und Volksarzneimittel." — In gewissem Sinne wird das Buch durch eine andere Studie Wlislockis[816]) ergänzt, die Abschnitte über Krankheits-Dämonen, Handarbeiten, Höhenkultus. Blutzauber, Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache, Thierorakel und Orakeltiere, Wetterprophezeiung und Feuerbesprechung enthält. Zuletzt wird über eine Zigeunerische Dichterin gehandelt und manches höchst interessante Erzeugnis ihrer Muse vorgelegt, — Wlislockis frühere hierhergehörige Arbeiten bilden teilweise den Gegenstand eines Artikels Gust. Meyers[817]) der aber auch die frühere Thätigkeit auf diesem Gebiet (schon Pott und namentlich Miklosich, Schwicker, Pischel) würdigt. —

E. Beitr. z. dtsch. Städtegesch. II. Kiel. Kiel, Selbstverl. 54 S. M. 2,00. |[HJb. 14, S. 461.]| — **807**) Ph. Bloch, D. Generalprivilegien d. poln. Judenschaft. [Erweit. u. verbess. Sonderabdr. aus ZHGPosen.] Posen, Jolowicz. 120 S. M. 2,50. — **808**) M. Freudenthal, D. ersten Emancipationsbestrebungen d. Juden in Breslau: MLWJ. 37, S. 41/8, 92-100, 188-97, 238-47, 331-41, 409-29, 467-83, 522-36, 565-79. — **809**) × D. Antisemitismus in seinen Ursachen u. Wirkungen. Unter besond. Berücksichtig. d. Prozesses Buschhoff. Kulturhist. Skizze v. e. Laien. München, Mehrlich. 15 S. M. 0,15. — **810**) H. Tollin, Gesch. d. franz. Kolonie v. Magdeburg. 3. Bd. Abt. 1. A.: D. Kampf d. hugenottischen Glaubensflüchtlinge, insbes. in Magdeburg. Magdeburg, Faber. VIII, 819 S. M. 12,00. — **810a**) × id., D. hugenottische Kirchenordnung oder, la discipline des églises réformées de France, deutsch. (=GBllDHugenottenV. N. 10.) Magdeburg, Heinrichshofen. 70 S. M. 1,50. — **811**) × L. Weber, D. Gegensatz d. dtsch. u. französ. Volksgeistes. (= Samml. theol. u. social. Reden. 3. Serie, 4. Lfg.) Leipzig, H. G. Wallmann. S. 74-97. M. 0,40. — **812**) H. J. G. Bode, Gesch. d. wallonisch-reform. Kirche u. Gemeinde zu Magdeburg. (= GBllDHugenottenV. N. 5) Magdeburg, Heinrichshofen. 17 S. M. 0,25. — **812a**) J. Stursberg, D. franz.-reform. Gemeinde in Erlangen. ebda. N. 6. 39 S. M. 0,60. — **812b**) J. Knecht, D. wallonische Gemeinde zu Otterberg. ebda. N. 7. 24 S. M. 0,50. — **812c**) J. F. Jken, D. wallonisch-französ. Fremdengemeinde in Bremen. ebda. N. 8. 24 S. M. 0,50. — **812d**) R. Francke, D. französ. Kolonie in Carlshafen. ebda. N. 9. 16 S. M. 0,30. — **813**) Ph. Keiper, Französ. Familiennamen in d. Pfalz u. Französisches im Pfälzer Volksmund. Progr. Zweibrücken, Kranzbühler. 1891. 76 S. — **814**) id., Französ. Familiennamen in d. Pfalz: PfälzMus. 9, S. 18/9, 30/1, 42/3, 48/9. — **815**) H. v. Wlislocki, Volksglaube u. religiöser Brauch d. Zigeuner. Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen. (= Darstellungen aus d. Gebiet d. nichtchristl. Religionsgesch. N. 4.) Münster i. W., Aschendorff. XIV, 184 S. M. 3,00. |[LCBl. S. 1761.]| — **816**) id., Aus d. innern Leben d. Zigeuner. Ethnolog. Mitteilungen. Berlin, Felber. VII, 220 S. M. 6,00. |[W. G.: AZg^B. N. 176; LCBl. S. 759; J. Plassmann: LHandw. S. 578; DR. 4, S. 255/6.]| — **817**) Gust. Meyer, Zigeunerphilologie: NFPr. N.

Einzelne Menschenklassen und Gesellschaften. Das Leben und die Sitten der Studenten geben mit Recht immer aufs Neue Anlass zu kulturhistorischen Schilderungen[818-819]. Fabricius[820]) beschreibt, ohne völlig erschöpfend sein zu wollen, das studentische Ordenswesen und damit das Verbindungswesen überhaupt des vorigen Jh. — ein Versuch, der umsomehr Interesse verdient, als über die Studentenorden unsere Kenntnis noch recht mangelhaft ist. Am besten werden wir über die Amicisten und Harmonisten unterrichtet. Das Verhältnis zu den Landsmannschaften und diese selbst sind besonders berücksichtigt. — Nicht nur sprachlich, was der Vf. in den Vordergrund stellt, sondern auch kulturhistorisch interessant ist Kluges[821]) Vortrag über deutsche Studentensprache, die „Burschensprache", wie sie im 18. Jh. hiess. Bisher fast ganz unbeachtet, wird sie von K. auf Grund eingehender Forschungen in der damaligen Litteratur, in Stammbüchern usw. höchst gründlich und anziehend mit mannigfachen Streiflichtern auf Geist, Bildung und Sitten der Studenten behandelt (s. u. I 6). — Zur Geschichte der Freimaurer[822]) liegt neben zwei mir nicht zugänglichen französischen Werken[823-824]) eine anonyme deutsche Schrift[825]) vor, deren historische Teile aber lange nicht erschöpfend sind und nur einer kurzen Orientierung dienen können. — Mehrfach ist die Geschichte des Ordens Jesu, der uns hier natürlich nur kulturhistorisch, nicht kirchenhistorisch interessiert, beleuchtet worden. Duhrs[826]) Apologie des Ordens liegt nun abgeschlossen vor. Von einzelnen Abschnitten, die mehr oder weniger verbreitete Anschauungen als „Fabeln" hinstellen und im einzelnen gewiss manches Richtige enthalten, nenne ich Habgier und Reichtum der Jesuiten, die französische Revolution ein Produkt des Jesuitismus, der Zweck heiligt die Mittel, die Erlaubtheit des Tyrannenmordes als Erfindung der Jesuiten, Jesuitische Giftmischer und Urkundenfälscher, die Vaterlandslosigkeit der Jesuiten, das Blutbad zu Thorn, neuere Mordthaten der Jesuiten usw. Dass D. in einer Abhandlung erweisen will, die Aufhebung des Ordens sei kein Beweis seiner Gemeingefährlichkeit, will ich nicht zu erwähnen vergessen. Manches durchaus Zutreffende findet sich in dem Abschnitt: „Die Kulturfeindlichkeit der Jesuiten", nur heben die Verdienste Einzelner um bestimmte Kulturzweige und noch weniger das pädogogische Geschick des Ordens die kulturfeindliche — es kommt eben darauf an, was man unter Kultur versteht — Wirksamkeit des Ordens an sich nicht auf. Uebrigens wird auch von wissenschaftlicher katholischer Seite Flüchtigkeit und Mangel an Durcharbeitung bei dem Buch gerügt[827-829]). — Der Geist der Anklage weht in der Schrift Scholls[830]), der den Jesuitismus als solchen in jeder Weise für gefährlich hält und sein Urteil auf die Geschichte der Jesuiten in Bayern während der ersten fünfzig Jahre ihrer Wirksamkeit gründet. Er sucht, auf neuere und ältere Darstellungen und Quellen gestützt, zu erweisen, wie sie durch die Niederwerfung der Reformation und ihre Wirksamkeit das Volk um wahre Religiosität und Sittlichkeit gebracht und einen geistigen und sittlichen Rückschritt veranlasst, wie sie andererseits in materieller Beziehung Staat und Volk dem Bankerott nahe gebracht hätten. Uebrigens bietet das Buch — auch in dem einleitenden Kapitel über die Verwilderung der katholischen Geistlichkeit im 15. und 16. Jh. — manchen Beitrag zur Sittengeschichte überhaupt. — Sachlich und völlig nach den Quellen gearbeitet ist Richters[831]) Geschichte der Paderborner Jesuiten. Diese Niederlassung des Ordens ist eine der wichtigsten im nördlichen Deutschland überhaupt. Da sie namentlich durch zwei Jhh. das höhere Unterrichtswesen des Paderborner Landes beherrschten, sieht R. seine Hauptaufgabe in der Beschreibung der von den Jesuiten geleiteten Anstalten, weiter in der Schilderung ihrer geistlichen Thätigkeit, namentlich ihrer leider überaus erfolgreichen Arbeit an der Gegenreformation und endlich in der Darstellung ihrer litterarischen Thätigkeit, namentlich unter Ferdinand von

---

9713. — 818) × Buchwald, Studentenaufruhr in Jena 1660: ZVThürG. 8, S. 203 9. — 819) × Th. Volbehr, Studentische Schlittenfahrten im Karneval: MGNM. S. 17-24. (Berichtet v. solchen in München, Landshut u. Augsburg nach gleichzeitigen Beschreibungen.) — 820) W. Fabricius, D. Studentenorden d. 18. Jh. u: ihr Verhältnis zu d. gleichzeitigen Landsmannschaften. E. kulturhist. Versuch. Jena, Dobereiner. 102 S.; 4 Taf. M. 3,00. — 821) A. F. Kluge, Ueber dtsch. Studentensprache: AZg^B. N. 297. — 822) × H. Settegast, D. dtsch. Freimaurerei, ihr Wesen, ihre Ziele u. Zukunft im Hinblick auf d. freimaurerischen Notstand in Preussen. Berlin, Goldschmidt. VIII, 59 S. M. 1,00. — 823) ○ J. B. A. Bertrand, Précis historique de la franc-maçonnerie et ses préjugés concernant la religion chrétienne. Grenoble, Vallier & Co. 16⁰. 127 S. — 824) ○ A. Brouwers, L'action de la franc-maçonnerie dans l'histoire moderne. Kerkrade, Alberts. 172 S. Fr. 1,40. — 825) D. Freimaurerei in Deutschland. Ihre Gesch., Geheimnisse u. Ziele in kurzer Darstellung. Nebst e. Anh.: D. alten Steinmetzen. Hildburghausen, Kesselring. X, 54 S. M. 1,00. — 826) B. Duhr, Jesuiten-Fabeln. E. Beitr. z. Kulturgesch. 2. Aufl. Freiburg i. B., Herder. VIII, 832 S. M. 7,20. |[Schl.: HJb. 13, S. 623, 899; ib. 14, S. 679.]| — 827) × J. Janssen, Les jésuites et les procès de sorcellerie avant Fréd. de Spée CR. du congrès d. catholiques avril 1891, 5. section. S. 195-204. (Will sie v. d. Anschuldigung, hauptsächlich d. Hexenverfolgung befördert zu haben, reinigen, wie dann auch in d. That gerade Jesuiten hervorragende Gegner derselben [Spee, Tanner] gewesen sind.) — 828) × B., D. Lehre d. Jesuiten v. Tyrannenmorde: DMerkur. 22, S. 49-51, 57 9. — 829) × id., Verordnungen d. Jesuitenordens über Schriftstellerei: ib. 23, S. 57. — 830) C. Scholl, D. Jesuiten in Bayern, v. d. ersten Zeit ihrer Berufung bis z. drohenden Staatsbankerott am Ende d. 16. Jh. E. Bild d. Vergangenheit z. Warnung für d. Gegenw. Würzburg, Stuber. VIII, 72 S. M. 1,50. |[LCBl. S. 1083/4.]| — 831) W. Richter, Gesch. d. Paderborner Jesuiten. 1. T. [1580—1618] Mit Gröningers Bericht über

Fürstenberg. Im Anhang ist ausser einer Reihe von Aktenstücken Gröningers Schrift über die Bekehrung des Bürgermeisters Wichart (Paderborn 1604) neuabgedruckt[832]) (vgl. I 10:330/1; III 5:12/3). —

Vereinzeltes. Es stellt Regensberg[833]) mancherlei Wissenswertes über die deutschen Volkshymnen und ihren vielfach vergessenen Ursprung zusammen (Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?“, Beckers Rheinlied, Hoffmanns „Deutschland, Deutschland über alles“, „Heil dir im Siegerkranz“, dessen ursprüngliche Fassung von H. Harries herrührt und dem dänischen König galt, usw.). — Die neuerdings angezweifelte Geschichte von der Jahn-Ohrfeige[834]) wird neu bestätigt und dabei an die alte Sitte, Knaben beim Grenzumzug Denkohrfeigen bei den Grenzsteinen zu geben, erinnert. — Ein Mann, dessen Name im Volksmund eine grosse Rolle spielt, Adam Riese (Ries) hat mehrfach — er wurde 1492 geboren — Anlass zur Auffrischung der Erinnerung an seine Person und Thätigkeit gegeben. Brauns[835]) und Johns[836]) Artikel sind beide lesenswert. — Ein anderer, in weniger gutem Andenken stehender volkstümlicher Held, der Doktor Eisenbart, ist ebenfalls Gegenstand der Forschung gewesen. Fraenkel[837]) trägt einiges Material über diese seltsame Persönlichkeit, die den kulturhistorisch interessanten Typus des Charlatans vertritt, herbei und Burckhardt[838]) ergänzt es wesentlich. B. selbst hat darüber manches früher festgestellt. Eisenbart hat darnach für seine Zeit Hervorragendes geleistet und hat seine Verspottung vielleicht nur dem Neid seiner Kollegen zu danken, zumal er überall Privilegien für die Ausübung seiner Praxis erwarb. — Der rätselhafte, unglückliche Mann, dessen Geschick zu Anfang unseres Jh. unglaubliches Aufsehen erregte, Kaspar Hauser, ist aufs neue in zwei Schriften behandelt worden. A. von Artin[839]) will jetzt unumstösslich beweisen, dass Hauser, der um seine Krone betrogene legitime Erbe von Baden, der vertauschte, totgeglaubte eheliche Sohn des Grossherzogs Karl und der Grossherzogin Stephanie war; neu ist ein Brief Ludwigs I., der von fürstlicher Seite zur Enthüllung des Geheimnisses übergeben sein soll, und dessen Facsimile er veröffentlicht. — Schütte[840]) sucht dem gegenüber die schwachen Grundlagen der Beweisführung darzulegen, dem Dokument steht er skeptisch gegenüber; das Räthsel ist nach ihm nicht gelöst[841]). —

Zur Kultur der Gegenwart. Nur ungern streife ich schliesslich einige Schriften und Artikel, die das heutige Kulturleben in bestimmten Grundrichtungen zu begreifen suchen oder unter die Lupe des socialen Kritikers nehmen; denn historisch kann man diese Art Schriften doch nicht nennen. Immerhin verdienen sie auch unser Interesse. Zu einem guten Teile historisch ist Euckens[842]) Buch, auf das ich aber erst im nächsten Bericht eingehen kann. Die Einleitung zu demselben hat er besonders veröffentlicht[843]). Sehr wichtig und richtig scheint mir der Gedanke, dass die Begriffe, in denen sich das allgemeine Denken und Leben einer Zeit bewegt, eine intellektuelle Gebundenheit für den Einzelnen bedeuten. „Es berührt die Grundbedingungen unserer geistigen Existenz, dass uns die Zeit einen ausgebildeten Gedankenkreis, ein fertiges Schema von Welt und Leben zuführt und mit unmerklichem Zwang einflösst.“ Wie in der Vergangenheit, so kommen auch in der Gegenwart in den Begriffen die Hauptrichtungen ihres Strebens zu deutlichem Ausdruck. In ihnen kommt auch der Hauptgegensatz unserer Zeit, der zwischen Jdealismus und Realismus, zum Ausdruck. E. betrachtet ihn sehr anregend, ich kann hier nur darauf verweisen: aus dem Widerspruch, der heute zerstörend wirkt, ergiebt sich die Forderung einer durchgreifenden Erneuerung unseres Geisteslebens. — Eine ähnliche Forderung erhebt König[844]), der heute überall nur Auflösung und Uneinigkeit sieht und nicht in äusseren Mitteln, sondern in der Verinnerlichung des Denkens das Heil sieht. Anlass zu diesen Bemerkugen giebt ihm Paulhans Buch „Le nouveau mysticisme“, das er analysiert. Als bedeutendste Thatsache wird der Verfall der religiösen Weltanschauung festgestellt, aus dem herrschenden einseitigen Intellektualismus ergiebt sich Skepticismus und Pessimismus. Mit der Zersetzung allgemeiner Ueberzeugungen, der theoretischen und moralischen Ideale hängt die Desorganisation der äusseren Lebensverhältnisse unmittelbar zusammen, überall überwiegen die egoistischen Motive. Nun sollen sich in dem, was P. Mysticismus nennt“, die Anfänge eines neuen Geistes geltend machen, er glaubt diesen mystischen Zug auf

---

Wicharts Bekehrung, Briefen u. Urkunden. Paderborn, Jungfermann. XX, 239 S.; 1 Plan. M. 2,80. |[H.J.W.: HJb. 13, S. 629.]| — 832) × M. Oberbreyer, Für u. gegen d. Jesuiten. Zeitgenössische Original-Aussprüche: Gegenw. 42, S. 51. — 833) Fr. Regensberg, D. dtsch. Volks- u. Nationalhymnen: FränkKur. N. 357. — 834) D. Jahn-Ohrfeige: VossZg. N. 443. — 835) J. W. Braun, Adam Ries: Didask. N. 29-30. — 836) W. John, Adam Riese: VossZg^{B}. N. 19. — 836) L. Fränkel, Doktor Eisenbart: ZDKG. 2, S. 492/4. — 838) Burkhardt, Doktor Eisenbart: ib. 3, S. 133-5. — 839) A. Baron v. Artin, Kaspar Hauser. D. Rätsels Lösung. Zürich, Schmidt. 113 S. M. 1,50. — 840) M. Schütte, Kaspar Hauser. D. Rätsel ist nicht gelöst. E. Erwiderung auf d. Schrift d. Herrn v. Artin. Hagen i. W., Rivel & Co. 62 S. M. 0,50. — 841) × F. Bülau, Geheime Geschichten u. rätselhafte Menschen. 2. Bdchen.: D. Geheimnisvollen im Schlosse zu Eishausen. (= UB. N. 2959) Leipzig, Reclam. 102 S. M. 0,20. (Betrifft d. rätselhafte Persönlichkeit e. 1845 im Schlosse zu Eishausen gestorbenen Unbekannten. D. Rätsel bleibt ungelöst.) — 842) ×× R. Eucken, D. Grundbegriffe d. Gegenw. Hist. u. krit. entwickelt. 2. Aufl. Leipzig, Veit & Co. VII, 318 S. M. 6,00. — 843) id., D. Begriffe ein Spiegel d. Zeit: DRs. 4, S. 366-81. — 844) Edm. König, D. Umwandlungsprozess unserer Weltanschauung: AZg^{B}. N. 193. — 845) C.

allen Gebieten zu erkennen. Auf seine Ansicht über die Weltanschauung der Zukunft brauche ich nicht einzugehen. — Montanus[845]) führt aus, dass der wissenschaftliche Materialismus überwunden sei, dagegen sich in den unteren Volkschichten ein gefährlicher Materialismus verbreite, gegen den zu kämpfen eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart sei; er begrüsst deshalb ein neues Unternehmen, das Schmidkunz leitet, dessen Aufgabe sich eben in dieser Richtung bewegt. Unter dem gemeinsamen Titel „Gegen den Materialismus“ erscheinen populäre Flugschriften, die die materialistische Anschauungsweise an verschiedenen Punkten angreifen[846]). — Ein ähnlicher Gedanke findet sich in einer Betrachtung über die socialdemokratische Volkslitteratur[847]), deren Inhalt jene zahlreichen bildungshungrigen Arbeiter vor allen Dingen in der Richtung beeinflusst, dass die gesamte alte Bildung und Kultur aus den Köpfen hinweg gefegt wird. — Dass die heutige Bildung überhaupt nicht das ist und nicht das gewährt, was wahre Bildung sein und gewähren sollte, sucht Kuhmerker[848]) darzulegen[849-850]). — Wahre Bildung veredelt den Charakter, die heutige Bildung — so meint Eitelberg[851]) nicht mit Unrecht — zieht keine Charaktere. Was E. sonst über die kranke Gesellschaft in nicht immer tiefen Betrachtungen vorbringt, ist teilweise gewiss berechtigt, hier kann ich nicht darauf eingehen. — Streifen will ich auch nur, was Margarete Pochhammer und G. Erman[852]) über die heutigen gesellschaftlichen Zustände schreiben. Neues bringen sie freilich in der an sich treffenden Kritik der „deutschen Geselligkeit“, „der Moral der Gesellschaft“, d. h. der sogenannten „guten“, nicht vor. Was E. insbesondere über die Mittel der Heilung bemerkt, gehört nicht hierher. — Von radikalmaterialistischem Standpunkt aus sucht von Tyche[853]) die Schattenseiten modernen Kulturlebens zu zeichnen und geisselt namentlich den Egoismus, die Lüge, die Halbbildung, den Opportunismus, den Schwindel und Grössenwahn, die Verleugnung der Natur in unsern Lebensgewohnheiten, die Feigheit und Gesinnungsverleugnung als moderne Todsünden[853a]). Solche Erkrankung drängt, wie er meint, zur Lösung der Lebensfrage, der socialen Frage. Gewiss! Unter ihrem Zeichen steht die Zeit. — Lemme[854]) ist bestrebt, sie von kirchlich-evangelischem Standpunkt zu beleuchten. Auch denen, die die Ansichten des Verfassers nicht teilen, dient die Schrift jedenfalls zur Orientierung. — Von allgemeinen Darstellungen der heutigen Kultur endlich erwähne ich die Briefe eines Japaners[855]), der über seine Eindrücke vom europäischen, zumal deutschen Leben berichtet. Es soll eine unparteiische Beurteilung der Familie, der Gesellschaft, des Christentums, der Wissenschaft, der Schule, der Presse, des Socialismus, des Materialismus, der Freimaurer usw. sein. Das Ergebnis ist auch hier Mahnung zum Wandel. Die Einkleidung ist wohl erdichtet[856-857]). —

I,5

Die Litteratur in der Schule.

Paul Goldscheider.

Allgemeines und Methodologisches: Die amtlichen Lehrpläne N. 1. — Methodik N. 3. — Methodische Erläuterungsschriften N. 33. — Hilfsmittel für den Unterricht: Schulausgaben N. 44. — Lesebücher N. 73. — Leitfäden der Litteraturgeschichte und Poetik N. 97. —

Allgemeines und Methodologisches. Bei Beurteilung der neuen amtlichen Lehrpläne Preussens hebt Lehmann[1]) das Missverhältnis hervor, in welchem

---

Montanus, D. Kampf gegen d. Materialismus: ib. N. 183, 184. — **846**) ○ × J. G. Findel, D. Zeitalter d. Naturerkenntnis. E. Beitr. z. Widerlegung d. materialist. Weltanschauung. 2. Aufl. Leipzig, Findel. IV, 61 S. M. 1,00. — **847**) D. socialdemokr. Volkslitt.: LMerkur. N. 26. — **848**) H. Kuhmerker, E. Wort z. Bildung: ib. N. 22/3. — **849**) × Sodom u. Gomorrha od. d. Untergang d. guten Geschmacks in Kunst, Litt. u. Presse. 5. Heft. München, F. A. Ackermann. 70 S. M. 1,00. — **850**) × D. Rembrandtdeutsche. V. e. Wahrheitsfreund. Dresden, Glöss. VIII, 194 S. M. 1,00. — **851**) A. Eitelberg, Unmoderne Ansichten über d. moderne Kultur. Wien, Altmann. 131 S. M. 2,00. (Inh.: Bildung u. Charakter. Einsame Menschen. Ueber d. Glaubenswechsel. Arischer Antisemitismus. Semitischer Antisemitismus. Hygiene d. Leibes u. d. Seele. Ueber d. Selbstmord. Moderne Ehen.) — **852**) Margarete Pochhammer u. G. Erman, D. moderne Gesellsch., ihre Geselligkeit u. ihre Moral. (= Dtsch. Schriften für national. Leben N. 2.) Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 42 S. M. 1,00. — **853**) J. v. Tyche, D. Todsünden d. modernen Gesellsch. E. Protest gegen d. bestehende Wirtschaftsordnung u. ihre Folgen. 3. Aufl. Wien, J. Dirnboeck. 99 S. M. 1,50. — **853a**) J. Claassen, D. sechs Giftbäume im dtsch. Felde u. d. Lebensbaum. 2. [Titel-]Aufl. Gütersloh, Bertelsmann. 92 S. M. 1,00. — **854**) Fr. Lemme, Kurzer Abriss d. socialen Frage. (= Zeitfragen d. christl. Volkslebens N. 120.) Stuttgart, Belser. 54 S. M. 1,00. — **855**) Samurai Kenschin, Japanische Briefe. Berichte e. Japaners über dtsch. Kulturzustände u. europ. Verhältnisse überhaupt. Bamberg, Handelsdruckerei. VI, 118 S. M. 1,00. — **856**) × Ella Mensch, Neuland. Menschen u. Bücher d. modernen Welt. Stuttgart, Levy & Müller. V, 342 S. M. 5,50. (S. u. IV1a:4.) — **857**) ○ × W. Röhrich, D. Buch v. Staat u. Gesellschaft. E. allgem. Darstellung d. gesamten socialen Lebens d. Gegenw. Bd. 1. Leipzig, v. Biedermann. VII, 424 S. M. 5,40. —

1) Rud. Lehmann, D. dtsch. Unterr. u. d. Reform d. höheren Schulen in Preussen: ZDU. 6. S. 115-24. —

die geringe Stundenzahl zu der erhöhten Wertbestimmung des Faches steht; es handle sich nur um eine Vermehrung von wöchentlich drei Stunden für das gesamte Gymnasium, je einer in Quarta und in beiden Sekunden; das sei ein grosser Abstand zwischen Zweck und Mittel. Selbstverständlich müsse infolgedessen das Mass der häuslichen Arbeit gesteigert werden, was doch im übrigen der neuen Richtung zuwiderlaufe. Nach einer klaren prinzipiellen Bestimmung über das Lehrziel der Lektüre sehe man sich vergebens um; trotzdem werde von Obertertia an den einzelnen Klassen ihr Lehrstoff in peinlicher Weise bis ins Einzelne vorgeschrieben. L. hält es für sehr bedenklich, dass man in diesem Reglementieren dem Beispiel Frankreichs gefolgt ist. Die härteste Verurteilung findet die vorgeschriebene „Veranschaulichung“ der „Nibelungen“ durch Proben des Urtextes; sie bedinge ein ganz passives Verhalten des Schülers, eine ganz einseitige Thätigkeit des Lehrers. Mit Schärfe wendet sich L. gegen die sogenannten freien Vorträge, die von den Lehrplänen gefordert würden, trotzdem man sie in der Theorie des deutschen Unterrichts nahezu einstimmig verwerfe und die Nötigung, häufig ex tempore zusammenhängend zu reden, für weit fruchtbarer halte. — Angeregt durch diesen Aufsatz bespricht Brunner[2]) die bayerische Schulordnung vom 30. Juli 1891. B. bezweifelt die Richtigkeit der Folgerung, dass um der grösseren Bedeutung des Faches willen auch die Stundenzahl vermehrt werden müsse. Dem überall betonten, jetzt geltenden Grundsatze, dass ja alle Fächer dem Deutschen dienen oder dienen sollen, ist immerhin entgegenzuhalten, dass doch deshalb niemand mit dem Lehrer des Deutschen die Verantwortung für den Erfolg teilt. Beachtenswert ist B.s Rat, dass wir uns noch mehr daran gewöhnen sollten, den Schüler zu Ende sprechen zu lassen. Die Gesamtzahl der deutschen Stunden beträgt in Bayern 27 und ist somit höher als in Preussen, Sachsen, Hessen, Baden, Württemberg. Sehr unzufrieden ist B. jedoch mit der Verteilung dieser Stunden. Die Auswahl der Dramen für die Lektüre ist in Bayern den Fachlehrern oder den Kollegien der einzelnen Gymnasien vorbehalten; dies erklärt B. für einen Vorzug. Er schlägt vor, nur an einigen Dramen das Wesen der Tragödie klar zu machen und die übrigen der Privatlektüre zu überlassen, welche einer Kontrolle unterliegen muss, so dass etwa je zwei Stunden auf ein Drama verwendet werden. Auch dass die freien Vorträge, wenn sie nun einmal notwendig sind, lediglich in den Dienst dieser Privatlektüre zu stellen seien, erscheint uns empfehlenswert; es ist dann wenigstens wirklicher Unterricht, weil alle Schüler sich auf den Gegenstand vorbereitet haben. Den Verehrern des entgegengesetzten Verfahrens giebt B. ein lehrreiches Beispiel aus den Lebenserfahrungen Wieses. —

Durch die Darlegung seines Lehrplans liefert das Königstädtische Realgymnasium [3]) zu Berlin einen Beitrag zur Methodik. Zu Grunde gelegt sind dabei die ausgeführten Pläne von Klee und Schnippel (vgl. JBL. 1891 I 7 : 8/9). Unter den Lehrmitteln befinden sich auch ein grammatischer Leitfaden und ein Handbuch für deutsche Litteratur. Wir bemerken dies ausdrücklich, weil der Unterricht ohne jene beiden Hilfsmittel, die sich keineswegs überall finden, sehr erschwert und nach Seiten der auch in unserem Fache unerlässlichen positiven Kenntnisse überhaupt lückenhaft ist. Im einzelnen heben wir nur hervor: Als mündliche Uebung wird der Versuch zu einer Beschreibung nach Bildern erwähnt, z. B. der Ritterburg in Lehmanns kurhistorischen Bildern. Den Anweisungen über die Lektüre können wir nicht zustimmen: die „Glocke“ wird für Obertertia angesetzt, bei weitem zu früh; es ist nicht daran zu denken, dass man Obertertianern den allgemeinen Teil nahe bringen könnte. Zu früh eingeführt werden auch Michael Kohlhaas (Privatlektüre für Obertertia!) und Wallenstein (für Obersekunda); „Ideal und Leben“ ist selbst für Oberprima zu schwierig. Dagegen billigen wir, dass auch mittelhochdeutsche Stellen zum Auswendiglernen aufgegeben werden sollen. — Der Lehrplan sechsklassiger Anstalten wird mehrfach behandelt. Nagel[4]) spricht über die Berliner höhere Bürgerschule: sie soll den tüchtigsten Schülern aus den obersten Klassen der Gemeindeschule die Möglichkeit zu weiterer Ausbildung geben. Da das Haus bei den betreffenden Knaben hinsichtlich des deutschen Ausdrucks sehr schädlich einwirkt, so werden den beiden untersten Klassen je 7 Stunden für das Deutsche eingeräumt; trotzdem sind die Erfolge geringfügig, und der Vf. macht brauchbare Vorschläge, die der besonderen Natur dieser Anstalten angepasst sind. — Weit weniger erquicklich als diese gründliche Arbeit ist das unbedeutende Programm von C. Th. Müller[5]). Er begehrt für die sechsklassige Realschule die Verwertung der Erfahrungen, die aus dem Verkehr mit dem Laienpublikum erwachsen, d. h. Gegenstände „aus dem Getriebe der modernen Kultur.“ Er wendet sich daher gegen „allzu viel Poesie“ und schlägt für diese „neuere poetische Prosa“ vor. Besonders ist ihm Homer auf Realanstalten ein Dorn im Auge. Er verwirft die „grossen Themata“ und empfiehlt kleinere Arbeiten, die dann wöchent-

2) A. Brunner, D. dtsch. Unterr. u. d. Reform d. höheren Schulen in Bayern: ib. S. 802-17. — 3) Entwurf zu e. Lehrplan f. d. Königstädt. Realgymn. in Berlin. Progr. Berlin, Gärtner. 4°. 38 S. — 4) L. Nagel, D. dtsch. Unterr. in d. unteren Klassen d. höh. Bürgerschule. Progr. d. 5. städt. höh. Bürgersch. Berlin. 4°. 34 S. — 5) C.

lich anzufertigen wären. Die von ihm gestellten Aufgaben beziehen sich lediglich auf naturwissenschaftliche und industrielle Dinge. — Man sieht, wir haben damit schon eine Ausartung der modernen Richtung. Hat hier das Schriftwerk, das Gedicht aufgehört, den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts zu bilden, so werden bei andern die Anforderungen an die Lektüre der sechsklassigen Anstalt übertrieben. So lässt Nachtigall[6]) für solche Anstalten folgende Werke gelten: „Iphigenie", „Wanderer", „Prometheus", den „Epilog zu Schillers Glocke", Gedichte, die sämtlich nur in Prima behandelt werden dürfen. Gegen diesen bedenklichen Standpunkt gilt es, entschieden Stellung zu nehmen: was für den Untersekundaner der Vollanstalt nicht passend ist, kann auch der gleichaltrige Untersekundaner der sechsklassigen Anstalt nicht bewältigen. Will man darüber hinaus, so verlässt man die gründliche Arbeit[7-11]). — Für die sinnliche Verdeutlichung, die lautliche Verkörperung von Schriftwerken tritt neben Nagel[11a]), welcher das schon oft empfohlene Chorlesen bespricht, besonders lebhaft Becker[11b]) ein. Er behandelt den Vortrag von Gedichten im Chor und mit wechselnden Einzelstimmen. Hierfür bedarf es einer besonderen Auswahl; im Gegensatz zu der „etwas gar zu künstlichen" Manier Humperdincks will B. darüber aufklären, wie man selbst leicht lernen könne, Gedichte für den Vortrag einzurichten. Er zeigt dies an Mustern, z. B. an Wildenbruchs Ballade: „Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark." Er unterscheidet dabei drei Einzelstimmen: den Erzähler, den Kaiser und den Burggrafen; zwei Chöre, den der Fürsten und den der Bauern. Wie diese nach der Stimmlage charakteristisch verwertet, wie sie akustisch angemessen aufgestellt werden müssen, möge man nachlesen. Auch alle andern Beispiele sind sehr gut ausgewählt. B. zeigt uns einen Weg, auf dem wir entschlossen vorwärts gehen müssen: es gilt, die Schulfeste in engeren Zusammenhang mit dem eigentlichen Unterricht zu rücken und nicht bloss immer mit gewissen Deklamationsvirtuosen zu prunken und mit Gedichten, die meistens abseits liegen vom Betrieb der Lehrstunden. — Ueber die heikle Frage der Privatlektüre werden wir — im Anschluss an eine vortreffliche Abhandlung des J. 1893 — erst im nächsten Jahrgang berichten können. Bequem macht sich Ritter[12]) seine Sache in Behandlung dieser Frage für die weibliche Jugend. Er ergiesst sich in unfruchtbaren und endlosen Klagen über die schädlichen Folgen des Lesens von schlechten Büchern, und des Lesens von guten Büchern in schlechter Art. Die Eltern sollen darüber wachen, sie sollen sich von den Kindern das Gelesene wieder erzählen lassen[13]). — Fast überall macht sich ein Weitergehen auf der Bahn geltend, die Hildebrand (vgl. JBL. 1890 I 7 : 3; 1891 I 7 : 6) zuerst mit Erfolg eingeschlagen: das Sinnliche, Lebendige und damit zugleich das Geschichtliche der Sprache und Poesie wird hervorgehoben. Dagegen liegt in der Art, wie Unbescheid (vgl. JBL. 1891 I 7 : 14) das Drama erklärt, eine Gefahr für die lebendige Erfassung. Ein Recensent Unbescheids[14]) denkt darüber freilich anders; er will aus dem Umstand, dass schon nach kurzer Zeit eine neue Auflage nötig geworden, einen Schluss auf den Wert des Buches ziehen! Es habe doch also einem Bedürfnis entsprochen. Ein sehr fragliche Schlussfolgerung! Er rühmt, auch die kleinsten für den dramatischen Aufbau wichtigen Stufen wären gewissenhaft berücksichtigt. Da liegt eben der Fehler: Unbescheid zerstört durch sein Schema die Individualität des Kunstwerks. — Eine Folge der Anlehnung an dieses Buch und die entsprechende Richtung ist es, dass überall bei Erklärung von Dichtungen die „poetische Mache" zu sehr in den Vordergrund gedrängt wird. Denn obschon diese neue Form der „Scholastik" hauptsächlich in den oberen Klassen bei Behandlung des Dramas hervortritt, so macht sich der Hinblick auf dieses Ziel doch auch schon auf den früheren Unterrichtsstufen geltend. — In andrer Form wiederholt sich das Unternehmen Unbescheids bei Franz[15]), aber mit Mässigung und richtigem Takt. Den Anspruch, etwas Neues und Charakteristisches zu bieten, wird das Werk im übrigen nicht erheben wollen; aber der Ungeübte findet doch hier wenigstens eine Richtschnur, welcher er ohne Gefahr folgen darf. — Ob und wie schon in Obertertia dem Knaben ein Drama nahe gebracht werden könnte, wurde auf der 28. Versammlung rheinischer Schulmänner verhandelt[16]). Jäger erklärte, man solle die Dichtung zunächst

---

Th. Müller, D. dtsch. Unterr. auf Realschulen. Progr. d. Kaiser-Friedrichs-Schule. Emden. 4⁰. 28 S. — **6)** K. Nachtigall, Hilfsbuch für d. dtsch. Unterr. in d. oberen Klassen höh. Lehranst. 3. Aufl. Remscheid, G. Schmidt. XII, 116 S. M. 1,50. — **7)** ○×× R. Merklein, Z. Schulreform. E. Erweiterung d. dtsch. Lehrstoffs für d. oberen Klassen. Progr. Bernburg. 4⁰. 8 S. — **8)** ○×× H. Forweg, Lehrplan für d. Unterr. in d. dtsch. Sprache. Progr. Dresden. 28 S. — **9)** ○×× J. Kniescheck, Über d. dtsch. Unterr. in d. Quinta. Progr. Reichenberg. 1891. 14 S. — **10)** ○×× C. Hentschel, Lehrplan für d. dtsch. Unterr. in d. unteren u. mittl. Klassen e. sächs. Realgymn. (Zugl. 2. Ergänzungsheft z. ZDU. Bd. 6.) Leipzig, Teubner. VI, 87 S. M. 1,60. — **11)** ○×× K. Schmidt, D. dtsch. Unterr. in d. Obersekunda. Progr. Borna. 4⁰. 24 S. — **11a)** (S. o. N. 4). — **11b)** Th. Becker, Vortrag v. Gedichten im Chor: ZDU. 6, S. 766-77. — **12)** Bernh. Ritter, Ueber d. häusl. Lesen d. Jugend. Progr. d. Sophienstifts. Weimar. 1891. 4⁰. 25 S. — **13)** ○×× B. Krier, D. Studium u. d. Privatlektüre. 3. Aufl. Freiburg i. B., Herder. 12⁰. VIII, 327 S. M. 2,00. — **14)** M., H. Unbescheid, Beitr. z. Behandlung d. dramat. Lektüre: NJbbPh. 62, S. 104/5, — **15)** R. Franz, D. Aufbau d. Handlung in d. klassischen Dramen. Hilfsbuch z. dramat. Lektüre. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 452 S. M. 4,50. |[SchwäbKron. 30. Sept.]| — **16)** Bericht über

nur ganz stofflich wirken lassen; Metrum und gehobene Sprache treten dann hinzu, um den Eindruck zu steigern. Das Verständnis beginne damit, dass der Schüler die Personen als wirkliche betrachte. Seine eigenen Erfahrungen gründeten sich auf die Behandlung von Uhlands „Ernst von Schwaben“ in Tertia. Den Begriff des Tragischen habe er diesen Schülern so klar gemacht: das Tragische bezeichne, was zugleich traurig und erhebend sei. Hieran sei die Frage geknüpft, was denn nun im Schicksal der einzelnen Personen zugleich traurig und erhebend sei. Das ist eine geistvoll prägnante Erklärung der Schriftwerke, und diese bleibt die Seele unseres Unterrichts; daneben macht sich freilich vielfach eine pedantische Verwässerung breit. — Mit Recht warnt Nagel [17]) davor, bei Behandlung eines Gedichtes nach der Manier Klees zu viel Selbstverständliches zu fragen. — Hoppe [18]), der Vorschläge für den Unterricht in Untersekunda macht, erwartet viel von der Anlegung eines Sammelbuches, in welches der Sekundaner über seine Lektüre „ein bestimmtes eigenes Urteil“ einträgt; der Vf. scheint dies für eine ganz neue Erfindung zu halten und er redet mit Siegesgewissheit von den Erfolgen seiner Methode: die so ausgebildeten jungen Leute würden später als Männer auch die grosse Welt mit klarem Blicke auffassen können; nur müssten sie freilich (die Untersekundaner!) auch, soweit es angeht, zur sorgfältigen Beobachtung des Thuns und Treibens der Menschen angehalten werden, mit denen sie in Berührung kommen. Wir halten es auch für richtig, dass der Schüler oberer Klassen ein Heft besitzt, in das er zusammenträgt, was sich auf unseren Unterricht bezieht; dieses Heft unterliegt der Aufsicht, soweit sein Jnhalt unmittelbar mit den Aufgaben der Lehrstunden zusammenhängt; darüber hinaus aber nicht. Es hat immer emsige und geistig regsame junge Leute gegeben, die mit Bienenfleiss allerlei Schönes zusammenschreiben: das muss ihnen unbenommen sein, die Kontrolle würde hier nur schädlich eingreifen. — Noch merkwürdiger als dieser Panegyrikus auf das Sammelbuch ist Rieders [19]) Stellungnahme: er macht den jungen Leuten das Sammelbuch selbst. Er ist dazu, wie er berichtet, von früheren Schülern angeregt worden, die den Wunsch gehabt, was ihnen im Unterricht besonders bedeutsam erschienen, im Gedächtnis wieder aufzufrischen. Diese Aermsten haben nämlich dergleichen selbst nicht zusammentragen dürfen, weil ja, wie R. bitter bemerkt, jetzt alles Diktieren und Mitschreiben als „ein Verstoss gegen das ABC der Pädagogik“ gelte. Dem Beginnen des Vf. liegt die grosse Gefahr nahe, dass der Schüler dadurch zu einem eitlen Haschen nach allerlei glänzenden oder auch nur gleissenden Einzelheiten verleitet werde, anstatt dass die Erklärung auf das Innere und auf den grossen Zusammenhang der Dichtung dringt. — Die Litteratur über den deutschen Aufsatz steht natürlich noch überwiegend unter dem Zeichen der neuen Lehrpläne. Eine wesentliche Neuerung, die in ihrer Tragweite zunächst als solche gar nicht hervortritt, ist die Einführung kleinerer deutscher Klassenarbeiten auch bei anderen Unterrichtsgegenständen als in dem eigentlichen deutschen Unterricht. Die Frage, wie sich dieser Neuerung gegenüber der deutsche Aufsatz zu verhalten habe, hat auch ihr Verteidiger Kämmel [20]) nicht gelöst. Unseres Erachtens wird man nun erwägen müssen, ob man nicht lieber den „starren“ deutschen Aufsatz in seinem bisherigen Betriebe ganz aufgiebt und also auch hier, in dem Fache der deutschen Litteratur, lediglich kleinere Arbeiten anfertigen lässt nach Art und Wesen der für die übrigen Fächer geforderten. Die Vertreter unseres Faches in den oberen Klassen würden sich wahrscheinlich in dieses Ergebnis zu finden wissen. — Bemängelt wird die neue Einrichtung von Matthias [21]). — Am heftigsten ist die Existenzberechtigung des bisherigen deutschen Aufsatzes in in den höheren Töchterschulen bestritten worden. Eine ausgezeichnete Abhandlung Heuermanns [22]) beschäftigt sich damit. Im Gegensatz zu Wätzold, der erklärt hatte, eine kurze schriftliche Antwort, auf eine gestellte Frage „wöchentlich geliefert“, scheine ihm genügender Ersatz für den Aufsatz, tritt H. für die ruhige Gedankenentwicklung ein, wie sie durch den bisherigen „Aufsatz“ ermöglicht wurde. — Während Lentz [23]) die Aufgaben des Aufsatzes, dem Geiste der Zeit folgend, im Erfahrungs- und Anschauungskreise des Schülers sucht, beruft sich Matthias [24]) auf die Ratschläge in Lyons bekanntem Buche (vgl. JBL. 1890 I 7:7/7a), wo sich lehrreiche Anweisungen darüber finden, wie aus der Lektüre Beschreibungen herauswachsen können. — Bahnsch [25]) hält litterarische Themata insbesondere aus dem Grunde für die geeignetsten, weil sie dem häuslichen Fleiss ein genau abgegrenztes Arbeitsfeld zuweisen. Während wir dem

---

d. 28. Versamml. d. Ver. rhein. Schulmänner: NJbbPh. 62, S. 105-12. — **17**) (S. o. N. 4). — **18**) A. Hoppe, Beitr. z. Beantwortung d. Frage: Wie sind d. Schüler d. Untersekunda z. Aufsatzbildung anzuleiten? Progr. d. Marienstifts-Gymn. Stettin. 4⁰. 15 S. — **19**) A. Rieder, Bll. d. Erinnerung an d. Schulzeit gewidmet. T. 1 u. 2. Progr. d. Friedr.-Gymn. Gumbinnen. 4⁰. 50 S. — **20**) O. Kaemmel, D. Wegfall d. latein. Aufsatzes u. d. dtsch. Ausarbeitung: NJbbPh. 62, S. 113/7. — **21**) Bericht über d. 29. Versamml. d. Ver. rhein. Schulmänner: ib. S. 641-55. — **22**) A. Heuermann, D. dtsch. Aufsatz in d. Oberkl. d. höh. Mädchenschule. Progr. d. städt. höh. Mädchenschule. Osnabrück. 1891. 4⁰. 7 S. — **23**) E. Lentz, D. sprachl. Darstellungsfähigkeit u. d. Aufsatzthemata: NJbbPh. 62, S. 612/6. — **24**) Th. Matthias, Lehrmittel für d. Deutsche nebst einigen Bemerkungen über d. Unterr. in d. Muttersprache überhaupt: ib. S. 582-94, 630/9. — **25**) Bahnsch, Dtsch. Musteraufsätze f. d. Prima. Progr.

durchaus zustimmen, verwerfen wir von B. empfohlene Aufgaben, die den Nachweis fordern, inwiefern gewisse (in der Klasse besprochene) ästhetische Gesetze in einer Dichtung befolgt oder nicht befolgt sind. Für die freien Vorträge, deren Wert übrigens Matthias [26]) in Abrede stellt, behandelt B. Platens Aristophanische Komödie als Beispiel, das uns freilich wenig geeignet erscheint; beachtenswert sind dagegen die Aufgaben „Hamlets Vorleben“ und „Eurymachos“ [27-31]). — Trenkel [32]) versucht in einer interessanten Abhandlung über die besonderen Aufgaben des Seminars im Deutschen mit Glück die durchaus praktischen Ziele auf eine gute theoretische Grundlage zu stellen. Bei Behandlung der Litteraturdenkmäler wird nach unserer Empfindung zu viel moralisiert; von diesem moralischen Aufguss hat man sich am Gymnasium ziemlich frei gemacht; man sollte auch an Seminarien die Gegenstände rein an sich wirken lassen. Nie ist es der Zweck eines Epos gewesen, „eine religiöse und sittliche Idee“ darzustellen, selbst wenn W. Wackernagel dergleichen behauptet haben sollte; und ebenso wenig gipfelt ein Drama in einer „sittlichen Wahrheit“. Bedenklich erscheint uns, was über Verwertung der Lyrik bemerkt wird. Weil der Empfindungsgehalt eigenes inneres Leben werden solle, müsse man den Schüler veranlassen, „die in dem Gedichte niedergelegten Gefühle als seine eigenen auszusprechen“ (S. 18). Das führt zur Unnatur, zu der Gefahr, affektiert zu werden, wovor Seminaristen ganz besonders zu warnen sind. Die reine Lyrik kann man fast immer nur durch gutes Lesen näher bringen; zu eingehender Besprechung, zu mancherlei Uebungen eignet sich dagegen die Gedankenlyrik, und zwar mehr als irgend etwas anderes. —

Unter den methodischen Erläuterungsschriften einzelner Dichtwerke hebe ich zunächst den Beitrag von Lorenz [33]) über fünf Oden Klopstocks hervor; die Absicht ist, einen Eindruck vom Ganzen zu geben und die den Dichter leitende Stimmung zu erschliessen. Dies ist ihm auch, wie wir glauben, in den Oden 1, 2 und 5 recht wohl gelungen, namentlich in 2. Er versteht es fein, dem Ineinandergreifen der Fäden und den zarten Empfindungen des Dichters nachzugehen. Dagegen genügt uns seine „Frühlingsfeier“ nicht: gleich am Anfange die Begründung, weshalb der Dichter sich nicht in die kosmische Unendlichkeit stürzen wolle, führt nur irre; offenbar zielen die Worte „Nur um den Tropfen am Eimer“ schon auf das Thema des Ganzen: Gott im Kleinen, Zarten, Leisen. Sehr wenig treffend wird auch behauptet, dass alles Geschaffene „nur zur Erhöhung seines (des Menschen) geistigen Genusses“ bestimmt sei. Und wie dürftig hier die Darlegung des inneren Zusammenhanges ist, lehrt schon die platte Formel: Gehen wir nun zum 2. Hauptteile des Gedichtes über! Wenn der Erklärer Ode 4 „Unsere Sprache“ überwiegend tadelnswert findet, so darf er sie eben nicht zur Schulbehandlung bestimmen wollen; dann muss die Mitteilung der berühmten 4. Strophe genügen, die L. um ihres Themas willen als „eine That allerersten Ranges“ bezeichnet. — Kohl [34]) erklärt Bürgers „Wilden Jäger“ und Goethes „Getreuen Eckart“ und verbindet beide Gedichte in sehr anschaulicher und lehrreicher Art, so dass der Schüler dadurch in das Verständnis deutscher Mythologie, deutscher Sagen und Märchen eingeführt wird. Wozu aber diese im höchsten Grade ermüdende Breite, mit der freilich K. nicht allein da steht. Wan vergleiche z. B. S. 7, was unter der Ueberschrift I. Stunde geboten wird! Jetzt wird die Ueberschrift abgefragt, jetzt wird der Inhalt angegeben, jetzt werden die Bücher aufgeschlagen, jetzt wird das Versmass aufgeschrieben, jetzt folgt das Lesen — immer ein grosses Geheimnis nach dem andern! — Eine eingehende Erläuterung von 150 deutschen Gedichten giebt Eckardt [35]) mit der Absicht, in der Gruppierung zugleich eine elementare Litteraturgeschichte durchschimmern zu lassen. Besondere Anerkennung verdient, dass überall die Vortragsweise erörtert und von Strophe zu Strophe weiter geführt wird. Im übrigen wüssten wir freilich nichts zu rühmen: das umfangreiche Buch liefert uns vielmehr einen rechten Beleg für die sehr bedenkliche Methode des Verwässerns, die wir oben streiften; auch das Selbstverständlichste wird noch erklärt, umschrieben und zum Ueberdruss auseinander gezerrt. So heisst es S. 88: „Dem Erfinder wird eine kluge Hand zugeschrieben. Die Hand ist zwar nicht klug, aber durch den klugen Geist, der sie regiert, usw.“ Dagegen

---

Danzig. 4⁰. 25 S. — **26**) (S. o. N. 21). — **27**) × S. Oberländer. Vier Jahre Unterr. im dtsch. Aufsatze. Progr. Neutitschein. 91 S. — **28**) × A. Hentschel, D. Schulaufsatz in seiner Verbindung mit d. Lesestoffe. Für Unter- u. Mittelkl. Leipzig, Peter. 174 S. M. 1,50. — **29**) ○ × × F. J. Günther, Entwürfe z. Vortrr. u. Aufsätzen über 100 Sprichwörter u. 100 Schillersche Sprüche, für d. ober. Klassen höh. Lehranst. her. u. bearb. v. C. A. Peschel. Neudr. d. 2. Aufl. Leipzig, Reichardt. XIV, 460 S. M. 4,00. — **30**) × N. Lang, Nach welchen Gesichtspunkten ist in d. beiden ersten Klassen d. Oberabtlg. unserer Mittelschulen d. Stoff zu d. dtsch. Aufsätzen zu wählen? Progr. Budweis. 4⁰. 23 S. — **31**) × J. Hörtnagl, Versuch e. systematischen Darstellung d. Gesetze d. dtsch. Stiles u. Verwertung derselben zu e. rationellen Korrektur d. dtsch. Aufsätze. Progr. d. Staats-Obergymn. Wiener-Neustadt, Folk. 55 S. Fl. 0,30. — **32**) H. Trenkel, Wie sind die bildenden Kräfte, welche im dtsch. Sprachunterr. d. Seminars liegen, zu entbinden u. zu rechter Wirksamkeit zu bringen? Progr. d. herzogl. Anhalt. Landesseminars. Cöthen. 30 S. — **33**) K. Lorenz, Klopstocks u. Goethes Lyrik. E. Beitr. z. Behandlung d. Klassenlektüre. 1. T. Klopstock. Progr. d. kgl. Gymn. Kreuzburg. 4⁰. 16 S. — **34**) O. Kohl, Bürgers wilder Jäger u. Goethes getreuer Eckart: ZDU. 6, S. 6-35. — **35**) E. Eckardt, 150 ausgew. dtsch. Gedichte, schulgemäss

fehlt zuweilen das Nötigste, wie (S. 11) die Erläuterung von „singen und sagen.“ Gesteigert wird die Unfruchtbarkeit dieser Erläuterungsweise noch durch das Haschen nach allerlei Tropen und Figuren. Auch starke sachliche Irrtümer laufen mit unter: (S. 270) „Wilhelm Meisters Lehrjahre sind von 1820 an verfasst worden.“ S. 318 wird dem einfachen Gemüte die Erkenntnis der Tugend zugeschrieben. Die Erkenntnis eben nicht, sondern das (praktische) Ueben der Tugend will Schiller dem einfachen Gemüte beilegen. Wir finden Namen wie Gottschald (S. 75) und Archenfeld (S. 140). Wie bequem es sich der Vf. macht, geht daraus hervor, dass er bei vielen seiner Texte nicht einmal zu den Quellen zurückgeht, sondern — bis zu der Litteraturgeschichte von Kurz! Dabei fehlt es auch an Sorgfalt im Stil und Ausdruck[36-38]). — Für die Verwertung der Romane Freytags tritt Heussner[39]) ein. „Ingo“ soll beim Uebergang aus Obersekunda nach Prima als Privatlektüre gelesen werden, zur Einführung insbesondere „in die patriarchalischen Anfänge des Volkstums überhaupt.“ Wir gewinnen in diesem „jüngsten Nationalepos“ Anklänge an deutsche und römische Geschichte, an die Nibelungen, an Homer, auch an Beowulf und Tacitus. Ein Vierteljahr später soll dann „Ingraban“ gelesen werden, der hauptsächlich zu Parzival und Heliand Beziehungen bietet. Unter den Urteilen über den möglichen didaktischen Wert dieser Dichtung verdient Freytags eigene Bemerkung in dem Briefe an Frick hervorgehoben zu werden (Anm. S. 8). Die Abhandlung H.s wirkt förderlich auf drei schwierigen Gebieten: 1. hinsichtlich angemessener pädagogischer Verwertung der neueren Litteratur, 2. für die Einrichtung der Schülerbibliotheken, 3. bei Gestaltung der Privatlektüre. — Eine Erklärung des Tell versucht Stoffel[40]); er legt dabei Formalstufen zu Grunde. Nur was unter III und IV geboten wird, ist einigermassen erträglich. Im allgemeinen ist die Arbeit durch Fehler aller Art entstellt; nicht einmal die Citate werden richtig wiedergegeben, der Stil ist oft unbeholfen. Nur eine Probe (S. 18): „Es liegt auch im praktischen Interesse des Stückes, die Beteiligung möglichst zu konzentrieren, weil durch Krankheit oder Abgang eines Schauspielers die Aufführung Unannehmlichkeiten verursacht.“ Mein Fehlerverzeichnis enthält 15 Nummern[41-42]). — Den Zweck, der Erklärung deutscher Schriftwerke auch Wagner einzureihen, verfolgt eine anonyme Studie[43]); der Vf. bemängelt, dass unsere Litteraturbetrachtung mit Goethes Tode abzuschliessen pflege, und dass alle folgende Zeit als ein schwächliches Epigonentum aufgefasst werde. Dagegen sei nun geltend zu machen, dass wir in Wagner, wie man schon jetzt erkenne und später immer mehr erkennen werde, den grössten deutschen Künstler, ja den grössten Genius aller Zeiten besitze. Dann müsse aber auch das Gymnasium die kulturgeschichtliche Bedeutung des Mannes würdigen und verwerten. Der Vf. giebt nun freilich zu, dass es an gelegentlichen, vielleicht auch häufigen Erwähnungen nicht fehlt, aber er vermisst deren bestimmte, klare Einfügung in den Unterrichtsbetrieb. Seine Forderung ist übrigens im wesentlichen durchaus nicht so neu, als er annimmt; (über die Möglichkeit und praktische Ausführung giebt z. B. die im nächsten Bande zu besprechende Litteraturgeschichte M. Kochs beachtenswerte Winke). Aber zu einer systematischen Verarbeitung dieses Unterrichtsstoffes wird das Gymnasium mit Recht erst dann schreiten dürfen, wenn in der kunstwissenschaftlichen Beurteilung Wagners überhaupt eine Uebereinstimmung erreicht ist (vgl, I 9 : 107). —

Hilfsmittel für den Unterricht. In den vorhergehenden Bänden der JBL. ist schon treffend hervorgehoben worden, dass die Fruchtbarkeit in der Produktion von Schulausgaben im Ganzen keinen erfreulichen Eindruck gewährt. Man wird in der That bei recht vielen an Fabrikarbeit erinnert. In Staedlers[44]) Ausgabe von Klopstocks Messias und Oden (Auswahl) erscheint uns brauchbar, was in der Einleitung über den Dichter bemerkt wird; minder geeignet für den vorliegenden Zweck ist der vorhergehende Abschnitt, z. B. gleich der Anfang. Eine so eingehende Inhaltsangabe halten wir beim Messias für überflüssig, eine gedrängte Fassung genügt den Ansprüchen. Dagegen vermissen wir hier erläuternde Bemerkungen; wie kann beim Messias, überhaupt bei Klopstock jetzt ohne diese von Privatlektüre die Rede sein? (Was heisst z. B. „als wenn er dem Wurm zu sterben geböte?“) In den Oden werden im Anschluss an die Ueberschrift einige Erläuterungen gegeben; aber auch diese sind, wenigstens für wirk-

---

u. eingehend erläut., verbunden mit e. elementaren Litt.-Gesch. u. Poetik. Wurzen, Kiesler. 651 S. M. 5,00. — 36) ○ × × C. Ziegler, Dichter im dtsch. Schulhause. Bielefeld, Helmich. 12°. 383 S. M, 4,50. — 37) × E. A. Jüngling, Erklärung kathol. Kirchenlieder für d. Schulgebrauch. Düsseldorf, Schwann. 159 S. M. 2,00. — 38) ○ × × A. Florin, Präparationen z. Behandlung lyrischer u. epischer Gedichte, nebst Einführg. in d. Methodik derselben. Davos, H. Richter. III, 183 S. M. 2,40. — 39) F. Heussner, Freytags Ingo u. Ingraban im Unterr. d. Prima. Abt. I. Progr. d. Kgl. Wilhelms-Gymn. Cassel. 4°. 27 S. |[Hessenland 6, S. 92.]| — 40) J. Stoffel Schillers Wilhelm Tell, im einzelnen erkl. u. gewürdigt. Langensalza, Beyer & Söhne. IV, 65 S. M. 0,70. — 41) ○ × × R. Franz, Gesichtspunkte u. Materialien z. Behandlung v. Schillers Demetrius in Prima. Progr. Halberstadt. — 42) ○ × × Lessing u. d. drei Ringe. [Aus „Dtsch. Ostwacht“.] Breslau, J. Mauss. VIII S. M. 0,30. — 43) Rich. Wagner u. d. Gymn. Eine zeitgemässe Betrachtung v. e. Gymnasiallehrer. Leipzig, Fock. 15 S. M. 0,50. — 44) Klopstocks Messias u. Oden in Ausw. Her. u. bearb. v. K. Staedler. (=Teubners Samml. dtsch. Dicht- u Schriftwerke f. höh. Töchterschulen, her. v. G. Bornhak. N. 7 ebenso N. 45-53; je M. 0,80.) Leipzig, Teubner. XVI,

lich praktische Verwertung, unzureichend. — Hofmeisters[45]) Ausgabe des „Götz v. Berlichingen“ bietet in der Einführung eine geschickte Zusammenstellung des Notwendigsten. Dass in dem Text das Lied „Mit Pfeil und Bogen“ durch das andere aus der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ ersetzt wird, ist zu billigen; freilich wird die Atmosphäre des Hoflebens dann nicht zum Ausdrucke gebracht. — Hofmeisters[46]) Einleitung zu Goethes „Iphigenie“ enthält eine kurze Entstehungsgeschichte, den 1. Monolog in der Bearbeitung vom J. 79, die Behandlung des Stoffes in der griechischen Tragödie; Anregungen, die dem Dichter aus dem „Philoktet“ des Sophokles und aus eigener Erfahrung zukamen: alles dies aufs knappste und sehr klar. Gutzuheissen ist auch die Lesart II, 2: „Ein Reich und Weib, das er zwar schon besass“. — Missfallen dagegen hat uns die Tasso-Edition desselben Herausgebers[47]). In der Einleitung findet sich manche stilistische Härte. Unglücklich ist der Ausdruck poetische Prosa für: rhythmische Prosa. Bei einer so schwierigen Dichtung müsste dem Verständnis durch den Druck vorgearbeitet werden; hier geschieht dafür kaum das, was schon Gesamtausgaben bieten. Auch Ungenauigkeiten sind vorhanden (S. 76 und 88). — In der Wallenstein-Ausgabe Baumanns[48-49]) bezieht sich die erste Einleitung auf die Entstehung des Stückes und auf die geschichtlichen Verhältnisse; eine zweite, kürzere bespricht die Gestaltung des Stoffes. In dem Programm des Unternehmens wird gesagt: „...Ebensowenig können die Ausgaben klassischer Dichtwerke, welche für Knabenschulen veranstaltet worden sind, den Zwecken der höheren Mädchenschulen genügen, — da Zweck und Methode beider Schulen zu verschieden geartet sind“. An der vorliegenden Ausgabe wenigstens haben wir vergeblich gesucht, was sie für den besonderen Zweck kennzeichnen soll. Aehnliche Ausgaben sind schon wiederholt geliefert worden, und die bisher vorhandenen reichen bei dem unverfänglichen „Wallenstein“ gewiss für jede Anstalt aus.[50]) — Was Bornhak[51]) über Kleists „Friedrich von Homburg“ vorausschickt, ist inhaltlich wie stilistisch gleich dürftig. S. VI heisst es: „Goethe und Schiller erweckten wohl den Schein der Wirklichkeit, stellten aber die Wirklichkeit ihrer Gegenwart selbst nicht dar. Daher suchten die Romantiker dasselbe Ziel auf anderem Wege“. S. 13 sagt der Vf.: „Es bildete sich in ihm die Ueberzeugung, dass er zu einem Amte gar nicht tauge und seine Unabhängigkeit vorziehe usw.“; ferner: „Da er in beschränkten Vermögensverhältnissen lebte, forderten ihn seine Angehörigen auf, ein vaterländisches Stück zu verfassen, um dafür eine öffentliche Unterstützung zu erhalten (die Angehörigen). Bereitwillig ging er auf diesen Vorschlag ein und dichtete das Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“. In der That, eine feinsinnige Darstellung, recht angemessen, der Jugend würdige Vorstellung vom dichterischen Genius Kleists zu erwecken! Wir bitten den Herausgeber das fünfte Buch der Kleistbiographie von Brahm damit zu vergleichen! — Die Wiedergabe des Textes ist ganz oberflächlich. S. 8 sagt Homburg: „Er ist ganz rasend toll!“ Das ist sinnwidrig, — Hohenzollern gehören diese Worte zu S. 11 „du hast recht“ für „da hast du recht“: immerhin Verletzung des Verses. S. 18 „Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures, du, der dem Windeshauch den Schleier heut gleich einem Segel lüftet.“ S. 23 fehlt die scenische Bemerkung hinter „Scheide“; dadurch wird der Zusammenhang gestört. S. 34 fehlt „was sagst du?“ Vers! S. 40 „Tyrannenreiche“ für „— reiche.“ — Ernst Schulzes „Bezauberte Rose“ (gleichfalls von Bornhak[52]) ediert) gerade in diese Sammlung aufzunehmen, halten wir für einen entschiedenen Missgriff, weil das Werk der festen Zeichnung entbehrt[53]). — In der Cottaschen Sammlung erschien Lichtenhelds[54]) Ausgabe von Grillparzers: „Der Traum ein Leben.“ Gewiss eignet sich dieses Drama zur Schullektüre. Es bietet in der Kraft seiner Symbolik und in der Feinheit der psychologischen Entwicklung eine Fülle von Anregungen. Manche treffliche Bemerkung findet sich in der Einleitung L.s, und die erklärenden Fussnoten enthalten durchweg Gutes. Didaktisch wertvoll ist, dass mehrfach Bezüge auf Gedanken der Klassiker hervorgehoben werden, so auf „Mahomets Gesang“, auf „Grenzen der Menschheit“, auf Schillers „Schlacht“. Als eine Ausgabe, die sich an die Adresse des Schülers wendet, können wir aber die vorliegende nicht bezeichnen: es wird zu viel vorausgesetzt, indem der Verfasser das Drama den anderen Werken Grillparzers gegenüberstellt; die Unter-

---

101 S. — **45**) Goethes Götz v. Berlichingen, her. v. G. Hofmeister. ebda. N. 27. XIX, 112 S. — **46**) Goethes Jphigenie auf Tauris. Her. u. bearb. v. G. Hofmeister. ebda. N. 18. 67 S. — **47**) Goethes Torquato Tasso her. u. bearb. v. G. Hofmeister. ebda. N. 19. XIII, 104 S. — **48**) Wallenstein. E. dramat. Gedicht v. Schiller. Bearb. v. G. Baumann. 1. T. Wallensteins Lager. D. Piccolomini. ebda N. 16. I. XVII, 136 S. — **49**) Schiller. Wallenstein 2. T. (Tod) Her. v. G. Baumann. ebda. N. 16. II. VIII, S. 137-274. — **50**) ○ × × Wilhelm Tell. Schauspiel in 5 Aufz. v. Fr. v. Schiller. Her. v. G. Baumann. ebda. N. 14. VIII, 114 S. — **51**) Prinz Friedrich v. Homburg. E. Schauspiel v. H. v. Kleist. Her. v. G. Bornhak. ebda. N. 22. XVIII, 82 S. — **52**) D. bezauberte Rose. Romant. Erzählung v. Ernst Schulze. Her. u. bearb. v. G. Bornhak. ebda. N. 23. X, 60 S. — **53**) ○ × × Volkslieder d. 14., 15. u. 16. Jh. in Auswahl. Uebers. u. bearb. v. G. Bornhak. ebda. N. 25. VIII, 98 S. — **54**) F. Grillparzer, d. Traum e. Leben. Dramat. Märchen. Schulausg. mit Einl. u. Anm. v. A. Lichtenheld. Stuttgart. 12°. 127 S. M. 1,00. |[SchwäbKron. 21. Dec.]| — **55**) Kunst- u. Volkslied in d. Reformationszeit. Her. v. G. Bötticher u. K. Kinzel. (=Denkmäler d. älteren dtsch. Litt. Her. v. Bötticher u. Kinzel. III, 4.) Halle, Waisen-

suchung verliert sich zu sehr in litterarische Kleinigkeiten (Bühnengeschichte, Quellenstudien). Die Sprache ist nicht einfach genug, der Satzbau verwickelt (z. B. S. 7 gegen Ende.) Dem Erklärer dagegen wird sie sehr willkommen sein. — Die Bötticher-Kinzelsche[55-56]) Sammlung bringt eine Auswahl des Kunst- und Volksliedes in der Reformationszeit. Dadurch soll das Bild des 16. Jh. vervollständigt werden, dem schon die vorhergehenden Bändchen über Luther und H. Sachs dienten (vgl. JBL. 1891 I 7: 42). Aus der Einleitung heben wir als besonders treffend die Darlegung des Unterschiedes zwischen Kunst- und Volksdichtung hervor. Ebenso findet sich in dem Heft über die Litteratur des 17. Jh. eine sehr brauchbare Charakteristik der geistlichen Lyrik. Es wird weiterhin richtig entwickelt, dass wohl die erste schlesische Schule für den Unterricht verwertet werden kann, aber nicht die zweite. Abgesehen von einzelnen Gedichten finden wir folgende grössere Stücke: Ausgewählte Kapitel aus der „Deutschen Poeterey“ mit ergänzender Inhaltsübersicht; Predigten Megerles und den „Horribilicribrifax“. Bei dem letzteren wäre uns eine noch knappere Fassung willkommen; die Verhöhnung des „verdorbenen“ Magisters wird zweckmässiger gestrichen. — Der Verlag Velhagen und Klasing hat für seine Schulausgaben folgendes Programm aufgestellt: es sollen „in möglichst rascher Folge“ alle an höheren Lehranstalten gelesenen Werke zur Ausgabe gelangen, also auch Prosaschriften in grösserem Zusammenhange als sie bisher geboten wurden. Den Texten ist die für schulmässige Behandlung erforderliche Gestalt gegeben; wo eine grössere Streichung notwendig erschien, ist ein verbindender Text in abweichender Schriftart eingeschoben. Einführungen und Anmerkungen sollen auch hier aufs Notwendigste beschränkt werden. Die Ausstattung ist überaus zweckdienlich. In Nöldekes[57]) Ausgabe von Goethes „Campagne in Frankreich 1792“ fanden wir mehrfach Ungenauigkeiten der Textbehandlung (S. 78, 79, 80). — Recht erhebliche Verstösse nach dieser Seite hin weist Thorbeckes[58]) „Nathan“ auf (S. 1, 11, 14, 15, 21, 46, 53). Stilistisch hart ist die Häufung von Präpositionen in der Anmerkung IV, 6. — Sehr empfehlenswert erscheint uns Groths[59]) Ausgabe von Herders „Cid“. Für diese Dichtung ist auch eine Einzelausgabe Notwendigkeit[60-61]). — Eine stattliche Schulausgabe von Goethes „Tasso“ legt Kern[62]) vor. Er bietet hier kurzgefasst die Anschauungen, die er in seinen bekannten früheren Schriften über dieses Drama ausführlich dargelegt hat. Obgleich wir K.s Gründen keineswegs überall zu folgen vermögen, so freut man sich doch, hier einmal eine Schulausgabe aus langjähriger Beschäftigung mit dem Stoffe herauswachsen zu sehen. Im Text schliesst sich K. an die Weimarer Ausgabe an; Orthographie und Interpunktion sind jedoch schulgemäss. — Für den Aschendorffschen Verlag hat Hellinghaus[63]) „Leyer und Schwert“ nebst anderen Gedichten Körners herausgegeben. Diese Ausgabe ist ja sehr billig, aber dafür werden die Anforderungen an Druck, Papier und Einband, welche die Schule zu stellen berechtigt ist, keineswegs erfüllt[64-72]). — Zur Frage der Lesebücher[73]) hat sich Nagel[74]) geäussert; er behauptet, es fehle noch immer an brauchbaren Lesebüchern für untere Klassen. Besonders richtet er sich gegen die Bücher von Hopf und Paulsiek. Unter den Forderungen, die er an ein Lesebuch für untere Klassen stellt, hebe ich folgende hervor: 1. Es darf kein Stück darin sein, das nicht für Schüler anziehend ist. 4. Der Umfang des einzelnen Stückes darf nur mässig sein. Auf diesen Punkt legt er besonderen Nachdruck: man vermisse durchaus in unseren Lesebüchern geeignete kleinere Stücke, — ein Umstand, der die erforderliche schnelle Abwicklung

---

haus. VIII, 140 S. M. 1,00. — 56) D. 17. u. 18. Jh. 1. D. Litt. d. 17. Jh. Ausgew. u. erläut. v. G. Bötticher. ebda. IV, 1. X, 130 S. M. 1,00. — 57) Kleinere Prosaschriften v. Goethe. Her. v. W. Nöldecke, II. Campagne in Frankreich 1792: (=Velhagen u. Klasings Samml. dtsch. Schulausgaben. N. 54). Bielefeld, Velhagen u. Klasing. IV, 116 S. M. 0,60. — 58) Nathan d. Weise v. Lessing. Her. v. A. Thorbecke. ebda. N. 57. VIII, 154 S. M. 0,60. — 59) D. Cid v. Herder. Her. v. E. Groth. ebda. N. 59. X, 97 S. M. 0,50. — 60) ○ ×× Dtsch. Prosa. 2. T. Patriotische Prosa aus d. J. 1806—15. Ausgew. u. erläutert. v. H. Windel. ebda. N. 60. 141 S. M. 0,60. — 61) ○ ×× Shakespeare Hamlet, Prinz v. Dänemark. Auf Grund d. Schlegelschen Uebersetz. neu übertr. u. erläut. v. E. v. Sallwürk ebda. N. 58. X, 164 S. M. 0,75. — 62) Goethe, Torquato Tasso. E. Schauspiel. Schulausg. mit Anmm. her. v. F. Kern Berlin, Nicolai. IV, 127 S. M. 1,20. — 63) Leyer u. Schwert u. andere Gedichte v. Th. Körner. Her. v. O. Hellinghaus. (=Meisterwerke unserer Dichter. Her. mit Einl. u. Erläut. v. O. Hellinghaus N. 64/5.) Münster, Aschendorff. 16⁰. VIII, 87 S. à M. 0,20. — 64) ○ ×× D. Messias v. F. G. Klopstock. Her. v. O. Hellinghaus ebda. 66/8. XVI, 320 S. M. 0,30. — 65) ○ ×× Maria Stuart v. Schiller. Mit ausführl. Erläut. Her. v. H. Heskamp 3. Aufl. (=Schöninghs Ausg. dtsch. Klassiker mit Komm. N. 6) Paderborn, Schöningh. 216 S. M. 1,35. — 66) ○ ×× D. Jungfrau v. Orleans v. Schiller. Mit ausführl. Erläut. Her. v. A. Funke. ebda. 9. 191 S. M. 1,20. — 67) ○ ×× D. Braut v. Messina v. Schiller. Mit ausführl. Erläut. Her. v. H. Heskamp. 2. Aufl. ebda. N. 11. 172 S. M. 1,20. — 68) ○ ×× Prinz Friedrich v. Homburg. E. Schauspiel v. H. v. Kleist. Mit ausführl. Erläut. Her. v. J. Heuwes. ebda. N. 17. 176 S. M. 1,20. — 69) ○ ×× Schillers Gedichte in Auswahl. Gemeinfasslich erläut. für Schule u. Haus v, F. K. Hartert. 3. Aufl. durchges. v. A. Dieterich. Kassel, Wigand. IV, 345 S. M. 1,00. — 70) ○ ×× Schillers Wallenstein. Her. v. M. Evers. (E. Küenen u. M. Evers, d. dtsch. Klassiker, erläut. u. gewürdigt für höh. Lehranst., sowie z. Selbststud. N. 8.) Leipzig, Bredt. 124 S. 1,00. — 71) ○ ×× J. G. v. Herder D. Cid, Gesch. d. Don Ruy Diaz, Grafen v. Bivar. Nach span. Romanzen. Schulausg. v, W. Buchner. Essen, Baedeker. XVIII, 130 S. M. 1,00. — 72) × Samml. v. 100 geistl. Liedern. Neue Aufl. Leipzig, J. Bädeker 12⁰. 136 S. M. 0,50. — 73) H. Schiller, Dtsch. Leseb. für höh. Schulen. Her. v. P. Hellwig, P. Hirt u. N. Zernial 1. u. 2. T.: ZGymn. 48, S. 19. — 74) S. o. N. 4. — 75) R. W. Dietlein u. G. Schumann, Dtsch. Leseb. für

der Besprechung erschwere. 5. Die Namen in Geschichte und Sage sind auf das Notwendigste zu beschränken. 6. Fortlaufende Anmerkungen sind erforderlich, um die Privatlektüre zu ermöglichen. 8. Besondere Stücke, die für den grammatischen Unterricht bearbeitet sind. Wir können uns mit diesen Postulaten einverstanden erklären und empfehlen die klar geschriebene Abhandlung jedem Herausgeber von Lesebüchern zur Beachtung. — Unter den Lesebüchern, die uns vorliegen, erfüllen nun doch manche ihre Aufgabe recht geschickt. Für sechs- und mehrklassige Volksschulen kommen die von Dietlein und Schumann[75]), Bartels und Wirths[76]) in Betracht. Der vorschwebende Gedanke ist in beiden, dass die Kinder vom Nächstliegenden behutsam und allmählich in immer weitere Kreise geführt werden. So ist die Einteilung bei D. und Sch.: 1. Schule. 2. Daheim und Familie. 3. Haus und Hof. 4. Garten. 5. Feld und Wiese. 6. Wald. 7. Erde und Wasser. 8. Luft und Himmel. 9. Tages- und Jahreszeiten. 10. Gott und Himmelreich. Die Herausgeber B. und W. haben im Auge, dass das Lesebuch im Mittelpunkte des gesamten Unterrichts stehen soll, nicht bloss in dem des Deutschen. Es will freilich in die Tiefen des deutschen Volkstums einführen, aber auch zugleich wertvolle Kenntnisse geben: beides muss innerlich, organisch mit einander verknüpft werden. Für die spätere Zeit kommen in den Lesestoff Bilder aus Sage und Geschichte hinzu. Es ist selbstverständlich, dass sie einen anekdotenhaften Charakter tragen. Aber manche Stücke scheinen uns doch etwas zu kraftlos zu sein, z. B. „Landgraf Ludwig und der Krämer“ (S. 231), auch „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms II.“ (S. 272/3) könnten durch treffendere Lebenszüge leicht ersetzt werden. Es ist überhaupt misslich, durch Fürstenkindergeschichten Patriotismus erwecken zu wollen; besonders in den Schulen dieser Art, wo das Lesebuch zugleich Familienbuch ist. — Für die Sexta höherer Lehranstalten liegen die Lesebücher Heinze und Schröder[77]) und von Dadelsen[78]) vor. H. und Sch. haben folgendes Programm: sie wollen das Deutschtum in den Mittelpunkt stellen; Stücke geringer Ausdehnung bieten; Muster für den grammatischen Unterricht gewähren. Das Buch kommt also den Forderungen Nagels (s. o. N. 74) entgegen. In der Abteilung: Götter- und Heldensagen, sowie in dem Abschnitt „Aus der Naturkunde“ finden wir gute Auswahl und für Kinder passende Stücke (z. B. Rollkiesels Lebensgeschichte); man vergleiche dagegen in älteren Lesebüchern die langatmigen Aufsätze, die meist von allen Beteiligten nach stillschweigender Uebereinkunft überschlagen wurden. Minder erfreulich wirkt es, dass der Sextaner von Odysseus, Hektor und Herakles nun aber auch kein Wörtchen mehr hören darf! Die Herausgeber haben mit dem Grundsatze, junge Deutsche zu erziehen und nicht junge Griechen und Römer, blutigen Ernst gemacht: es erinnert nichts mehr an die Antike, es müssten denn die beiden Fabeln sein „Zeus und das Pferd“ und „Zeus und das Schaf“. H. und Sch. können sich dabei freilich auf die preussischen Lehrpläne beziehen, die für Sexta „Erzählungen aus der vaterländischen Sage und Geschichte“ vorschreiben und die alte Sage und Geschichte der Quinta vorbehalten. Ganz im Gegensatze dazu liefert v. D. in seinem elsässischen Lesebuch eine recht ergiebige Behandlung der antiken Sage. Den Herausgebern dieser elsässischen Lesebücher scheint die klarere und fasslichere Sage der antiken Völker in die unterste Klasse zu gehören, wogegen sie die deutsche und nordische für Quinta bestimmen. Die vorliegenden Erzählungen der alten Sagen weisen eine so knappe und geschickte Darstellung auf, dass sie schwerlich schon besser geboten sein dürften. Der Plan, welchen der Herausgeber sonst im Auge hat, ist folgender: er will im poetischen Teile nichts Neues geben, da er glaubt, dass hier im Laufe der Zeit über die rechte Auswahl Einigkeit erzielt sei. Für die Prosastücke fordert v. D. neben Kürze und Einfachheit, dass die Aufsätze von dem unmittelbaren Zwecke des Unterrichts nicht abliegen und so viel von dem Lehrstoff anderer Unterrichtsfächer in sich aufnehmen, dass der Unterricht für die Unterweisung in den Realien einen wirklichen Rückhalt biete. Ueberall, mit Ausnahme der Grimmschen Märchen, hat eine besondere Einrichtung der bezüglichen Abschnitte für den Standpunkt des Schülers stattgefunden. Mit Recht wird bemerkt, dass auch Hebel nicht eben als Jugendschriftsteller gelten kann. Das Vorwort zu diesem Buche ist vom Oberschulrat Albrecht geschrieben; es handelt sich also um eine praktische Verwertung im Elsass. Dementsprechend findet auch die heimatliche Sage dieser Landschaft besondere Berücksichtigung, — ein Grundsatz, der nur zu billigen ist. Im übrigen möchten wir aber auch die Aufmerksamkeit aller deutschen Fachmänner auf diese schöne Leistung lenken; mit entsprechender Veränderung für die besonderen landschaftlichen

---

sechs- u. mehrkl. Schulen. Ausg. B. in 7 T. 2. T: 2. Schuljahr. 2. Aufl. Gera, Hofmann. 128 S. M. 0,50. — **76**) Bartels-Wirths, Dtsch. Lesebuch (In 4 Tln.) Nach G. Wirths Tode bearb. v. F. Bartels. 1. u. 2. T. 2 Aufl. Leipzig, Teubner. X, 120 S. M. 0,55, VIII, 274 S. M. 1,20. — **77**) Heinze u. Schröder, Neues dtsch. Leseb. für höh. Lehranstalten. 1. T. für Sexta. Minden i. W., Köhler. XI, 215 S. M. 1,60. — **78**) H. v. Dadelsen, Dtsch. Lesebuch für höh. Schulen. 1. T. Für Sexta. Strassburg, C. F. Schmidt. 244 S. M. 2,00. — **79**) Dtsch. Leseb. für höh. Lehranst. Her. v. Lehrern d. dtsch. Sprache an d. Kgl. Realgymn zu Döbeln. 4. T 1. Abtlg. Unter-

Verhältnisse liesse sich dieses Lesebuch überall gut benutzen. — Das Unternehmen, welches von Döbeln[79]) ausgeht, hat die Absicht, Mitteldeutschland geeignete Lesebücher zu verschaffen, damit es nicht fernerhin auf Entlehnung aus anderen Gebieten angewiesen zu sein brauche. Es hat also besonders Königreich und Provinz Sachsen, Anhalt und Thüringen im Auge. In Geschichtsdarstellungen, in Landschafts- und Kulturbildern finden somit diese Gebiete besondere Berücksichtigung. Abgesehen davon vertreten die Herausgeber noch folgenden Standpunkt: sie sprechen sich gegen einen grammatischen Anhang aus, um nicht eine gedächtnismässige Aneignung dessen zu fördern, was nur auf induktivem Wege durch die Lektüre gewonnen werden soll. Ebenso richten sie sich gegen die Aufnahme des Mundartlichen, das für Schüler nur verwirrend wirke. Die Vermeidung der das Lesen erleichternden Anführungsstriche innerhalb der direkten Rede vor und nach eingeschlossenen Sätzen, ist eine recht zweifelhafte Neuerung. Ebensowenig halten wir es für richtig, dass um der Induktion willen das Auswendiglernen von gewissen Regeln verachtet wird; wenn nicht nachträglich, d. h. nach der Gewinnung aus den Beispielen etwas bestimmt auswendig gelernt wird, ist die Sicherheit der Gewinnung gefährdet. Die Auswahl finden wir mehrfach wundersam: da ist Stolls „Erziehung der römischen Knaben“, die in Darstellung der kläglichen Lage des antiken Schulmeisters förmlich schwelgt, und Gölls „Auf einem römischen Landgute“. Diese gekünstelten archäologischen Erzählungen erscheinen durchaus unpassend. Auch ob die Zerreissung des Esels durch die Gassenjungen in Wielands „Abderiten“ das Gemüt des Untertertianers gerade für alles „Gute und Schöne“ empfänglich macht, muss man füglich bezweifeln. — Das vaterländische Lesebuch von Boesser und Lindner[80]) weiss einen schicklicheren Humor zu finden. Was für hübsche Soldatenstücklein giebt es in diesem Buche, darunter auch H. von Kleists so meisterhaft erzählte Anekdote vom preussischen Husaren! Das ist der rechte Griff, auf den Patriotismus der Knaben einzuwirken. Zweckmässig ausgewählt sind auch die beiden für Obertertia bestimmten Abschnitte aus „Dichtung und Wahrheit“. Die Herausgeber hatten dieses Lesebuch ursprünglich für das Kadettencorps bestimmt und zwar für Sexta bis Obertertia; sie glauben jedoch, dass es sich zugleich für alle Anstalten mit ähnlichen Lehrplänen eigne; insbesondere möchten sie es auch als Lesebuch ausserhalb der Schule betrachtet wissen. Ein einziger Band umfasst die fünf den einzelnen Klassen entsprechenden Teile, damit dem Schüler der höheren Klassen stets auch die früher schon behandelten Abschnitte zur Hand seien und durch wiederholtes Lesen zum bleibenden Eigentume werden; eben dies sei für die sprachliche Bildung besonders förderlich. Dieser Einrichtung und ihrer Begründung stimmen wir durchaus bei. Die Herausgeber haben sich in dem vorliegenden Bande auf Prosastücke beschränkt; ein zweiter Band „Vaterländische Gedichtsammlung“ soll später folgen, so dass dann die Schüler von Sexta bis Obertertia zwei gute Bände im Gebrauche hätten; dies verbürgt in der That für den Knaben weit mehr Vertrautheit mit seinem Besitz als das übliche System: neue Klasse — neues Lesebuch. Minder löblich scheint es uns, dass B. und L. nun auch noch einen dritten Band für dieselben Klassen planen; dieser sollte nämlich die klassischen und germanischen Götter- und Heldensagen bringen, welche deshalb in dem vorliegenden Teil überhaupt nicht verwertet sind. Die Herausgeber können sich von deren Behandlung nur dann einen fruchtbringenden Gewinn versprechen, wenn auch hier ein geschlossenes Ganze geboten würde. Aber hier liegt eine Verwechslung von Stoffgebiet und Art der Darbietung vor; sind etwa Prosastücke, Gedichte und Sagen einander ergänzende Teile? das Lesebuch geht nirgends — auch in der Geschichte, Naturkunde usw. nicht auf ein Ganzes aus. Hält man einen Vortrag der Sage in vollem Umfange für erforderlich, so fällt diese Aufgabe wenigstens nicht dem Lesebuche oder dem deutschen Unterricht zu. Im übrigen fürchten wir, dass gerade eine solche, gewissermassen systematische und lehrhafte Behandlung dieser Sagen ihnen den grossen Reiz nimmt, den sie für die Jugend haben. — Eine Gedichtsammlung, wie sie in dem Gebrauche neben dem Prosalesebuch in den dem unteren und mittleren Klassen nebenher gehen sollte, ist die von Bacmeister[81]). B. hat alle die Gedichte zusammengestellt, die sich gewöhnlich in dem poetischen Anhang der einzelnen Lesebücher befinden; wir haben es hier also nur mit einer Reproduktion der Schulauswahl zu thun; und deshalb eignet sich eben dieses Bändchen ganz besonders zum Schulbuch; es ist eine Art von Kanon und bietet daher auch für den Lehrer selbst eine bequeme Uebersicht, die doch allen den verschiedenen Anhängen aller der verschiedenen Lesebücher gegenüber einigermassen erschwert ist. — Den Band Hopf und Paulsiek für Tertia und Untersekunda hat Foss[82]) bearbeitet. Er ist dabei den Andeutungen P.s gefolgt, der sich noch selbst mit einer Anpassung an die Forderungen

Tertia 2. Aufl. Leipzig, Teubner. X, 326 S. M. 2,00. — 80) E. Boesser u. F. Lindner, Vaterländ. Leseb. für untere u. mittl. Klassen höh. Lehranst. Berlin, Mittler u. S. XIV, 506 S. M. 3,50. — 81) A. Bacmeister, Dtsch. Dichtungen für d. Jugend. Heilbronn, Becker-Merker. IV, 171 S. M. 1,00. — 82) J. Hopf u. K. Paulsiek, Dtsch. Leseb. für höh. Lehranst. 2. T. 1. Abt. Für Tertia u. Untersekunda. 20. Aufl. bearb. v. R. Foss. Berlin,

der „Lehrpläne“ beschäftigt hatte. An den Anfang treten die nordischen und germanischen Sagen; die früheren Uebersetzungen von altdeutschen Heldenliedern wurden durch gute Nachdichtungen ersetzt: die Eddalieder werden nach Werner Hahn gegeben, die Stücke aus den Nibelungen nach Freytag, die aus Grudrun nach San-Marte. Auf Abschnitte aus Vossens Ilias und Odyssee ist verzichtet worden, z. B. auch deshalb, weil diese Uebersetzungen durch ihre Billigkeit so leicht zu beschaffen wären. Mit diesem Grundsatz sind wir ganz einverstanden; aber man sollte dann auch überall Ernst damit machen und aus den Lesebüchern alles ausschliessen, was der Schüler im Ganzen besitzen soll, z. B. die Gedichte Schillers. Altgermanische Sitte wird weiterhin durch Abschnitte aus den geschichtlichen Romanen Dahns und Freytags veranschaulicht; diese halb epischen Beiträge sind an und für sich willkommen zu heissen, weil der Sinn des Knaben nach Derartigem verlangt. Aber hier insbesondere sind doch (knapp gehaltene!) erläuternde Anmerkungen durchaus am Platze; es bedarf einer kurzen Einführung in den Zusammenhang sowie einer Erklärung der hier ganz unvermittelt auftretenden Namen. Denn der Schüler soll doch in seinem Lesebuch auch wirklich für sich lesen können. — An die oberen Klassen wendet sich das Buch von Hense.[83]) Der Herausgeber hat für die 2. Auflage wenig zu ändern brauchen, weil auch die vorhergehende schon mit den Gesichtspunkten der „Lehrpläne“ in Uebereinstimmung war. Das Verfahren besteht darin, dass einer Charakteristik der Litteraturepoche und des Schriftstellers sogleich unmittelbar die Proben folgen. Wir wollen ein paar bezeichnende Wendungen hervorheben: Fischarts Angriffe gegen die Kirche arten zumeist „in gehässige Schimpfereien“ aus; Hutten ist „sittenlos und atheistisch gesinnt“. Joh. Heinr. Voss wird ironisch behandelt. Hieraus erhellt die Färbung des Ganzen; eine Empfehlung des Buches für protestantische Schüler wäre also wohl nicht am Platze. — Vom „Nathan“ wird eine Inhaltsangabe geboten, die viele Irrtümer und eine grosse Oberflächlichkeit aufweist. Das Buch zeigt aber auch einen auffallenden Mangel an stilistisch guter und treffender Ausdrucksweise, während doch streng darauf zu halten ist, dass alles, was sich an den Schüler wendet, in der Darstellung vorbildlich sei[84-94]). — Auf Gedichtsammlungen Basedows und Brümmers (vgl. JBL. 1890 I 7 : 23; 1891 IV 1 : 9) weist Unbescheid[95-96]) hin. Er behandelt die Frage, was zweckmässiger sei, ausschliesslich patriotische Gedichte zu einer Sammlung zu vereinen oder auf die vaterländsche Gesinnung mittelbar zu wirken durch Darbietung allgemein menschlicher Stoffe. Er entscheidet mit Recht, dass für unser Fach nur das letztere in Betracht kommen darf, während eine Sammlung wie die vorliegende für die Belebung des Geschichtsvortrages wohl geeignet sei. Für Deklamationen bei patriotischen Festen empfiehlt U. die Anthologie Brümmers: hier sind die Helden aller Stämme vertreten, und nicht nur die des Kampfes, sondern auch die des Glaubens, der Kunst und der Wissenschaft. —

Unter den Leitfäden der Litteraturgeschichte und Poetik hat das Lehrbuch von König[97]) trotz seiner Wertlosigkeit bereits die 2. Auflage erlebt. Der Vf. rühmt, dass er „nicht nur ein trocknes Kompendium“ geben wolle, sondern ein Buch, das „lesbar“ ist; was er nun „lesbar“ nennt, dafür will ich aus einer sehr reichhaltigen Blütenlese nur ein Beispiel anführen. S. 66 heisst es: „Indessen der Mangel einer fest vorgeschriebenen, bestimmten Wirksamkeit, sowie auch eine gewisse Missstimmung Bodmers, dem das freie, ungezwungene, Geselligkeit suchende Leben, dem sich der jugendliche Sänger, nachdem er die Freuden harmlosen Jugendgenusses hatte lange entbehren müssen, hingab, missfiel, veranlassten ihn, die Schweiz wieder zu verlassen, zumal sich

---

Mittler u. S. XX. 393 S. M. 2,20. — **83**) J. Hense. Dtsch. Leseb. für d. ober. Klassen höh. Lehranst. Ausw. dtsch. Poesie u. Prosa mit litterarhist. Uebersichten u. Darstellung. 2. T. Dichtung d. Neuzeit. 2. Aufl. Freiburg, Herder. XI, 437 S. M. 3,20. — **84**) × R. Wernecke u. E. Wiessner, Dtsch. Volksschul-Leseb. Als Mittelpunkt für d. dtsch. Sprachunterr. 1. T. Mittel-Stufe. 2. T. Oberstufe. Gera, Hofmann. 1890. 224 S. M. 0,70. 463 S. M. 1,25, — **85**) × id., Uebungsstoffe für d. dtsch. Sprachunterr. 2. Hälfte. Gera, Hofmann. 72 u. 112 S. M. 1,35. — **86**) ○ × × K. Hessel, Musterprosa. Z. Schulgebrauch ausgew. II. T. Untere Mittelstufe. Bonn, Weber. 208 S M. 2,20. — **87**) ○ × × id.. Mustergedichte. Z. Schulgebr. ausgew. II. T. Untere Mittelstufe. Bonn, Weber. IV. 144 S. M. 2,20. — **88**) ○ × × id., Dtsch. Lesebuch. Her. v. d. Gesellsch. d. Freunde d. vaterländ. Schul- u. Erziehungswesens. (In 6 T.) 1.—5. T. 2. Aufl. Hamburg, Boysen. VII, 175 S. M. 0,55; VI, 200 S. M. 0,60; VI, 232 S. M. 0,70; VI, 256 S. 0,80; VI, 256 S. — **89**) ○ × × Dtsch. Lesebuch. Her. v. d. Gesellsch. d. Freunde d. vaterländ. Schul- u. Erziehungswesens. 6. T. Hamburg, Boysen. VIII, 360 S. M. 1,15. — **90**) K. Holdermann, Dtsch. Leseb. für höh. Mädchenschulen. 2. u. 3. Schuljahr. Nach d. Verhandl. d. bad. u. elsass-lothr. Zweigvereins für d. höh. Mädchenschulwesen. Leipzig, Freytag. VIII, 248 S.; 45 Abbild. M. 1,40. — **91**) × id., Dtsch. Leseb. für höh. Mädchenschulen. 4. Schuljahr. Mit 39 Abbildungen. Mit besond. Berücksicht. d. geistl. Liederdichtung. 3. Aufl. umgearb. v. Gundert. (Leipzig, G. Freytag.) Reutlingen, Fleischhauer & Spohn. XIV, 171 S. M. 2.40. — **92**) × A. Kippenberg, Samml. d. vorzüglichsten Gedichte aus d. dtsch. Leseb. für höh. Mädchenschulen. 2. Aufl. Hannover, Norddtsch. Verlagsanst. 101 S. M. 0.65. — **93**) ○ × × H. v. Dadelsen, Dtsch. Leseb. für höh. Schulen. 2. T. Für Quinta. Strassburg, C. F. Schmidt. XI, 246 S. M. 2,00. — **94**) ○ × × F. Hoffmann, Dtsch. Leseb. für höh. Lehranst. 7. Abt. für Obersekunda. Ausw. aus d. klass. Litt. d. Mittelalters. Berlin, Grote. 175 S. M. 2,00. — **95**) H. Unbescheid, F. Basedow, Germania. Zweitausend Jahre vaterl. Gesch. u. dtsch. Dichtung: ZDU. 6, S. 579. — **96**) id., F. Brümmer, Deutschlands Helden in d. dtsch. Dichtung, ib. S. 579-80. — **97**) O. König, Gesch. d. dtsch. Litter. in zusammenhängender Darstellung für höh. Mädchenschulen u. d. weibl. Jugend, sowie für jeden, d. sich in d. geschicht. Entwicklung d. poet. Litt. d. Deutschen

anderwärts Aussichten für ihn eröffneten, indem ihm in Kopenhagen ein Ort der Musse zur Vollendung des Messias geboten wurde“. Und dieser Stil soll für die Jugend vorbildlich sein! Weit schlimmer aber sind die Unrichtigkeiten. S. 100 wird behauptet, Götz künde den Nürnbergern die Fehde an, um die seiner Schwester widerfahrene Beleidigung zu rächen. Ferner: Götzens Teilnahme am Bauernkriege gebe Weislingen das Mittel an die Hand, seinen früheren Freund durch Achtsbefehl zu vernichten; Maria versuche nun, Weislingen zur Zurücknahme jenes Befehls zu bewegen. (Dagegen findet die Achterklärung schon III, 4 statt, und hier in Akt V handelt es sich um Zerreissung des Todesbefehls). „Verurteilte den herbeigebrachten Franz zum Verhungern in demselben Turme“ (vgl. Räuber IV, 5!). Ueber Leicester S. 112: „früher ein erklärter Liebhaber der Maria, was zu sein er noch heuchelt, während er um die Gunst Elisabeths buhlt.“ (Er heuchelt ein Liebhaber der Maria zu sein! Nein, er ist ein Liebhaber der Maria und heuchelt das Gegenteil). Sodann: „In der Aufregung entschliesst sich Elisabeth dazu, das Todesurteil zu unterschreiben“! S. 113: „Johanna folgt einem Hirten, der sie einst geliebt hat, in die Verbannung — (sie ihm!) Als Lionel sie beschwört, ihm ihre Liebe zu schenken, erfasst sie von neuem der göttliche Geist, und unter Donner und Blitz kehrt ihre überirdische Begeisterung und ihr Mut zurück“. Ausserdem aber fehlt es dem Vf. an der Fähigkeit, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden, z. B.: der Lernende erfährt über Klopstock, dass er in Karlsruhe bei dem Kirchenrat Böckmann Wohnung nahm (S. 67); über Chamisso, dass man ihn schon in weiter Entfernung husten hörte (S. 121). — An sechsklassige Schulen wendet sich das Hülfsbuch von Nachtigall [98]), welches für die oberen Klassen je einen Kursus über Metrik, Poetik und Litteraturgeschichte geben will. In einem solchen Buche bedarf es vor allem einer geschickten Auswahl, einer knappen Form und eines treffenden Ausdrucks. Alles dies ist hier nicht vorhanden; daneben auch mancherlei sachlich sehr anfechtbar, z. B. was S. 31 über Lessing gesagt wird und in geradem Gegensatz steht zur Dramaturgie (S.101—4). Der Vf. meint § 6 in Bezug auf seine (in Punkt 1,2,4,6) zweifellos falschen Definitionen, es wäre wohl möglich, dass sie nicht „vor dem Richterstuhl der Aesthetik bestehen könnten; indes in diesen schwierigen Dingen genüge ein Ausdruck, „bei dem sich der Schüler was denken kann“. Aber das, was er sich dabei denken kann, darf doch wohl nicht dem Richtigen gerade zuwiderlaufen. S. 90 wird behauptet, „Joh. Kasp. Goethe habe den Titel eines kaiserlichen Rates erhalten wohl „seiner Verwandtschaft wegen“, weil er die Tochter des Stadtschultheissen geheiratet. (Aber Goethes Vater wurde 1742 kaiserlicher Rat und heiratete 1748! und zwar erhielt er den Titel von Karl VII., während der Schöff Textor auf österreichischer Seite stand!) S. 93 heisst es, Knebel sei Erzieher der weimarischen Pr'nzen gewesen! Dabei wimmelt es von stilistischen Mängeln, von Versehen gegen die vorgeschriebene Orthographie und von Druckfehlern — mein Verzeichnis enthält deren 24. Von dem Stil folgende Probe S. 105: „der ihm (der Herzog Schillern) alles nicht Medicinische zu bearbeiten untersagt“ [99]). — Ueber Wychgrams Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte berichtet Lyon [100]). Er lobt das subjektive Gepräge des Buches, da er von der „beliebten objektiven Verwässerung des Lehrstoffs“ nichts wissen will. Am besten gelungen scheint L. der Hauptteil, der die neuere Dichtung von 1700-1832 behandelt (S. 43-131). Dagegen ist die Geschichte der älteren Litteratur dürftig. Auch der deutschen Litteratur nach Goethes Tode ist mit Recht ein Abschnitt gewidmet worden; mit Sachkenntnis weist L. darauf hin, wie grosse Behutsamkeit gerade hier erforderlich ist [101-104]). — Für die Benutzung von Bildern bei dem Unterricht liegt die Gefahr nahe, sich in Raritäten zu verlieren. Wir freuen uns daher, auf ein Unternehmen hinweisen zu können, welches die Verwertung von Bildern in didaktisch angemessene Bahnen leitet. Es ist die klassische Bildermappe, die Bender [105]) herausgiebt. Das 1. Heft enthält folgende Abbildungen (in Lichtdruck), die für die Erklärung des „Laokoon“ verwertet werden sollen: Laokoongruppe, Zeus von Otricoli, Apollon v. Belvedere, Mose des Michel Angelo, Porträtstatue des Sophokles. In dem 2. Hefte finden sich: die pompejanische Opferung der Iphigenie, das Porträt des J. O. de la Mettrie, die sixtinische Madonna, das Grabdenkmal des Marschalls von

---

einführen will. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. VIII, 146 S. M. 1,60. — **98**) S. o. N. 6. — **99**) ○ × × J. Wychgram, Hilfsb. für d. Unterr. in d. dtsch. Litt.-Gesch. (=Velhagen u. Klasings Samml. dtsch. Schulausg. 56.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. III, 151 S. M. 1,25. — **100**) × O. Lyon, Wychgram, Hilfsb. für d. Unterr. in d. dtsch. Litt.-Gesch. Bielefeld u. Leipzig, 1892: ZDU. 6, S. 291/4. — **101**) × K. Reissenberger, F. Porsch, Leitfaden für d. litterarhist. Unterr. an österreich. Landesschulen. Wien, 1889 u. 1890: ib. S. 373/4. (Lobend, doch unter d. Einschränkung, dass wegen d. Ueberfülle an Stoff u. Anm. sich d. Buch nicht eben zu e. Leitfaden eigne.) — **102**) ○ × × K. Haehnel, Uebersicht d. dtsch. Litt.-Gesch. Als Hilfsb. für Wiederholungen bearb. 2. Aufl. Wien, Manz. VI, 90 S. M. 1,20. — **103**) ○ × × W. Sommer, Z. Methodik d. litteraturkundl. Unterr. an Volks-, Mittel- u. höh. Mädchenschulen. Beitr. z. Förderung e. nationalen Jugenderzieh. Prenzlau, Biller. V, 94 S. M. 1,20. — **104**) ○ × × K. Heilmann, Gesch. d. dtsch. Nationallitt. Nebst e. Abriss d. dtsch. Poetik. E. Hilfsb. für Schule u. Haus. Breslau, Hirt. 144 S. M. 1,60. — **105**) F. Bender, Klassische Bildermappe. Abbildungen künstler. Werke z. Erläut. wichtiger Schulschriftsteller. Her. unter Mitwirk. v. E. Anthes u. G. Forbach. 1.—7. Heft. (à 5 Taf. in Lichtdr. mit Erläut. auf d. Umschlag u. 4 S. Text). Darmstadt, Zedler u. Vogel. 4°.

Sachsen, die Athenegruppe vom Zeusaltar zu Pergamon. Ein knapp gehaltener Text giebt auf der ersten Seite eine Erläuterung der Bildwerke; besonders praktisch ist dabei der Hinweis auf die Unterrichtsgegenstände, die eine Verwertung des betreffenden Kunstwerks nahe legen. — Von den im Berichtsjahr erschienenen Abrissen der Poetik und Metrik [106-108]) war uns nur Lohmeyers [109]) kurze Darstellung zugänglich. Sie enthält indessen nichts wesentlich Neues oder Charakteristisches, und an Fehlern und Ungenauigkeiten ist darin kein Mangel (vgl. I 11 : 20). —

I,6

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Hermann Wunderlich.

Konstitutive Faktoren: des Sprachlebens überhaupt N. 1; der Schriftsprache im besonderen: Kanzlei und Buchdruck N. 9, Mundarten N. 12; individuelle Einflüsse: Grammatiker („Sprachverderber", Hommel, Thomasius, H. Braun, Hildebrand) N. 36, Schriftsteller (Haller, Herder, Goethe, Bismarck) N. 41. — Erscheinungsformen: Historische Betrachtung: Allgemeines (Sprachgebiet, Wesen der deutschen Sprache, Verhältnis zu anderen Sprachen, Gesamtdarstellungen) N. 50; Lautlehre N. 64; Rechtschreibung N. 68; Formenlehre N. 71; Syntax N. 73; Stil N. 81; Wortschatz N. 92. — Polemische Darstellung: Der Kampf um Wustmanns Sprachdummheiten N. 104; Sprachverein und Fremdwörter N. 119. —

Wenn es gilt, die konstitutiven Faktoren unter einander abzugrenzen, die in der Entwicklungsgeschichte unserer Schriftsprache sich bethätigen, so ist es natürlich, dass wir vielfach Arbeiten berücksichtigen müssen, die sich ein allgemeineres Ziel gesetzt haben, die das Sprachleben überhaupt zum Gegenstand der Untersuchung machen. Gleich die neue Bearbeitung, die Max Müller [1]) dem Titelworte nach seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache angedeihen liess, greift in mehr als einem Punkte in unser Sondergebiet ein. Und wenn auch die Einwände, die unsere Sprachforscher mit Recht gegen dieses Buch erheben, meist Probleme der Phonetik und Lautforschung streifen, so berühren sie doch auch Dinge, die in unsere Fragen hereinspielen. Der missglückte Versuch, die Sprachwissenschaft zur Naturwissenschaft umzustempeln, beherrscht nach wie vor den Gang dieser Untersuchung und verleitet den Vf. dazu, eine ganze Anzahl wichtiger Faktoren, die dieser Auffassung entgegenstehen, zu streichen oder durch allgemeine Bemerkungen in ihrer Wirkung zu verdunkeln. Die Veränderungen in der Sprache werden mit der künstlichen Bezeichnung eines „Wachstums der Sprache" gewaltsam abgetrennt von ähnlichen Erscheinungen, die uns in den Künsten jeder Art und in der menschlichen Geistesgeschichte entgegentreten. Der Einfluss sprachgestaltender Individuen wird mit ein paar Anekdoten verdeckt und in der Theorie abgeleugnet, während in der Praxis nachher derselbe Vf. eine Periode unserer Sprachentwicklung geradezu an die Wirksamkeit Luthers anknüpft. Allerdings kann man sagen, dass die eben berührten, von M. verdunkelten Faktoren vorzugsweise in der Schriftsprache ihr Wesen treiben, aber die Schriftsprache darf doch aus der Sprachwissenschaft nicht einfach eliminiert werden, ganz abgesehen von dem gewaltigen Einfluss, den sie auf die gesprochene Sprache ausübt. Und so darf von vornherein die zudem mit blossen Allgemeinheiten gestützte Behauptung als verfehlt bezeichnet werden, dass das Sprachleben in seinen einzelnen Aeusserungen unabhängig sei von dem Einfluss der politischen Geschichte. Im Gegenteil, das Berichtsjahr weist uns mehrere überzeugende Darstellungen auf, in denen gerade das Wechselverhältnis von Geschichte und Sprache hell ins Licht gerückt wird. So wird uns in den später zu besprechenden Arbeiten zur Mundartenforschung mancher Rückschluss, den die Geschichte aus der Sprache zu ziehen vermag, aufs Neue darthun, wie zähe und anhaltend eine durch geschichtliche Konstellationen geschaffene Verkehrsgemeinschaft in der Sprache sich behauptet. — Einen Versuch, alle die Momente, die im Wechselverhältnis zwischen Geschichte und Sprachentwicklung beobachtet werden können, zusammenzufassen, bietet Stehlich [2]) dar. Allerdings tritt er an seine Aufgabe mehr mit dem Rüstzeug des Historikers als dem des Sprachforschers heran, aber schon in der breiten Aufzählung mannigfacher Thatsachen liegt das Verdienst eindringlicher neuer Beleuchtung der schwebenden Frage. So kommt die Einführung der

---

à M. 1,20. — **106**) (S. o. N. 35.) — **107**) ○ × × J. Nieden, Dtsch. Poetik in e. kurzen Abriss. Strassburg, Vornhoff. 23 S. M. 0,25. — **108**) ○ O. Schmeckebier, Abriss d. dtsch. Verslehre u. d. Lehre v. d. Dichtungsarten. Z. Gebrauch beim Unterr. 3. Aufl. Berlin, Weidmann. 32 S. M. 0,40. (S. u. I 7:2). — **109**) × Th. Lohmeyer, Kleine dtsch. Satz-, Formen- u. Interpunktions-Lehre nebst e. Anhange aus d. Poetik u. Metrik, sowie e. anlässlich d. neuen Lehrpläne hinzugefügten Nachtr., zunächst für d. Klassen Sexta bis Tertia höh. Lehranst. mit Latein. 3. Aufl. Hannover, Helwing. 70 S. M. 0,80. —

1) Max Müller, D. Wissenschaft d. Sprache. Neue Bearbeit. d. in d. J. 1861 u. 63 geh. Vorlesungen. 1. Bd. Leipzig, Engelmann. 564 S. M. 11,00. — **2**) F. Stehlich, D. Sprache in ihrem Verhältn. z. Gesch. Leipzig,

Schrift für unsere Sprache als ein Ergebnis der politischen Geschichte voll zur Geltung, während die Erfindung des Buchdrucks eher in ein anderes Kapitel gehörte. Wenn der Vf. sodann den Einfluss der Geschichte auf die Sprachform darzustellen sucht, so bleibt er an Allgemeinheiten hängen, bei denen der innere Kern durch die allgemeine Fassung an Wahrheit verliert. So muss die Behauptung irre führen, dass das sprachgeschichtliche Leben in einer fortwährenden Abnahme bestehe, dass es nur den Verfall kenne. Der Verfall ist nur die eine Form des Prozesses; aus dem Verband, der sich löst, streben die Bestandteile zu einem neuen Verbande zusammen, und das ist der aufstrebende Gang der Entwicklung. Der Verschiedenheit nun, mit der sich dieser Prozess nach Tempo, Stärke und Verbindungsweise in den einzelnen Perioden der Weltgeschichte, bei einzelnen Volksstämmen und an einzelnen Verkehrscentren abgespielt hat, ist der Vf. nicht näher nachgegangen. Zwar wird gelegentlich eine Aeusserung Mätzners angeführt, wonach in Frankreich die Zerklüftung des Feudalstaates viel zur Ausbildung der Dialekte beigetragen habe, aber Folgerungen werden daraus nicht eigentlich abgeleitet, vor allem wird die Gelegenheit versäumt, den Untergang der Staufermacht und die dialektische Zerklüftung der deutschen Litteratur im endenden 13. Jh. in wirksame Parallele zu stellen. Ebenso wenig wird der Versuch gemacht. die neuen Mittelpunkte der Politik und des Verkehrs auf ihre sprachgestaltende Bedeutung hin zu prüfen oder die vom Verkehr fern abliegenden Sprachkreise in der Altertümlichkeit ihrer Formen zu belauschen. Vorteilhafter zeigt sich der Vf. ausgerüstet in den übrigen Abschnitten seiner Untersuchung, wenn er den Einfluss der Geschichte auf den Sprachinhalt an den Fremdwörtern abmisst, wenn er die Verbreitung der Sprachen und die Einbusse ins Auge fasst, die ihr Wirkungskreis unter dem Druck politischer Ereignisse erleidet. Sprachpolitik und Sprachkämpfe leiten über zu dem Einfluss, den umgekehrt die Sprache auf das politische und das kulturgeschichtliche Leben ausübt. Zum Schlusse wird auch das Volapük herangezogen, das mit einer gewissen Ueberschätzung des äusseren Erfolges beurteilt wird. Immerhin wird auch dieses Urteil von einem richtigen Gedanken mitbestimmt, dem nämlich, dass es in erster Linie die Gemeinsamkeit der Interessen und der Anschauungen sein werde, die einer Gemeinsprache zum Siege verhelfe. — Einen zweiten Faktor unseres Sprachlebens, der namentlich in älteren Abhandlungen eine grosse Rolle spielte, suchen neuere — wenn auch aphoristische — Darstellungen von anderen Gesichtspunkten aus zu treffen. Bald als Sprachgeist bald als logischer Geist der Sprache, bald als Geist überhaupt wird die Reflexion, die im Allgemeinen als primäres Element von der Sprachschöpfung ausgeschlossen ist, als sekundäres wieder in einen Teil ihrer Rechte eingesetzt [3-5]). Eindringend in den Kern der Sache und anregend zu weiterem Nachdenken sind vor allem die Ausführungen Hildebrands [6]), der teilweise aus dem Wortschatze, teilweise aus den Redensarten des Alltagslebens und der Litteratur Belege dafür beibringt, wie die Sprache gern Denkformen anwendet, die von der gewöhnlichen Logik völlig abweichen. Dass wir Auge und Ohr im Singular gebrauchen, obwohl wir sie in der Mehrzahl besitzen, dass wir mit „unser Fritz", „mein Hänschen" usw. Personen in Besitz nehmen, mit denen uns nur ein bestimmtes Interesse verbindet, dass wir vom Bauherrn sagen, „er baut sich ein Haus", vom Feldherrn, „er schlägt den Feind", und endlich dass ein „Grundbesitzer verhagelt wird", ein Hausbesitzer „abbrennt", alle diese Verstösse gegen die einfache Logik führt der Vf. zurück auf die ursprüngliche Anschauungsweise, unter der sie entstanden sind, und kommt somit zum Schlusse, dass die sorglose Logik des halbbewussten Sprachgeistes doch wieder Recht hat. — Auf ein anderes Gebiet solcher Erörterungen führt uns R. Schulz [7]), der auf Grund einiger deutscher Termini der Philosophie, vor allem des Wortes „Bewusstsein", das er mit neueren Auslegern in den Willen verlegt, den Erfahrungssatz verneinen will, dass unsere Sprache sinnlicher Bilder bedarf, um Vorstellungen wiederzugeben. — Von anderer Seite her verteidigt Marty [8]) die Absichtlichkeit der Sprachbildung, nur dass bei ihm die Begriffe „Absicht" und „Wille" modificiert sind und in anderer Beleuchtung erscheinen als in früherer Zeit, wo die Sprachwissenschaft gegen sie anzukämpfen hatte. —

Von den Faktoren, die die Entwicklung der Schriftsprache im besonderen bestimmt und beeinflusst haben, ist der Buchdruck im Berichtsjahr am wenigsten berücksichtigt. Die Kanzleisprache, die namentlich bei der geschichtlichen Betrachtung der Mundarten immer wieder in den Vordergrund tritt (s. N.31) ist aufs Neue durch eine Darstellung

---

Renger. 78 S. M. 1,00. |[H. Löbner: BLU. S. 298.]| — **3)** × E. Wilke, Volksbildung u. Sprachbildung: TglRsB. N. 130. — **4)** × W. Hermann, Ueber d. logischen Geist d. Sprache: RhBllEU. 66, S. 51-69, 121-41, 242-55. — **5)** × F. Frank, Geist u. Sprache in ihrer Wechselwirkung: PädJb. 15, S. 75-98. — **6)** R. Hildebrand, Z. Logik d. Sprachgeistes: ZDU. 6, S. 198-204, 309-16, 793-802. — **7)** R. Schulz, D. Willensphilosophie u. d. Sprachgeist: Gegenw. 41, S. 118-21. — **8)** A. Marty, Ueber Sprachreflex, Nativismus u. absichtl. Sprachbildung: VjsWissPhilos. 16, S. 104-22. — **9)** R. Brandstetter, D. Luzerner Kanzleisprache: GFr5O. 47, S. 227-317. — **10)** id., Prolegomena zu e. urkundl. Gesch. d. Luzerner Mundart. Einsiedeln, Benzinger. 1890. 88 S. M. 2,00. |[L. Tobler: ZDPh. 24, S. 231/3.]| — **11)** (JBL. 1891, I 8: 5.) |[K. Weinhold: ASNS. 86, S. 309]|. — **12)** E. Brandis, Z. Lautlehre d.

von Brandstetter[9]) vertreten, der schon in früheren Jahren von dem engeren Gebiet seiner Heimat aus erfreuliche Beiträge zu der Entwicklungsgeschichte von Mundart, Kanzleisprache und Schriftsprache gegeben hatte.[10-11]) Die methodologischen Grundsätze, die er schon in der ersten seiner Arbeiten ausgesprochen hat, werden von Tobler zustimmend beurteilt. Primäre, sekundäre und tertiäre Quellen werden für die Mundart unterschieden und die Sprache der Gebildeten wird sorgfältig als solche gekennzeichnet, die aus der tieferen Schicht hervorragt. Vertieft und erweitert erscheinen diese Grundsätze in der Darstellung der Rezeption der neuhochdeutschen Schriftsprache in Luzern, ja der Vf. selbst ist geneigt, ihnen das Schwergewicht der Bedeutung bei dieser Arbeit zuzusprechen. Mir scheint aber, als ob die Ergebnisse, die aus dem kleinen Hohlspiegel der Luzerner Sprachentwicklung herausleuchten, ihre besondere, vielleicht noch originellere methodologische Bedeutung haben. Wir sind noch so wenig unterrichtet über die Kanzleisprachen, die sich an einzelnen Orten herausgebildet haben; denn das Beispiel, das für Augsburg gegeben wurde, ist für andere Städte noch wenig befolgt. In der Luzerner Sprache nun, die so lange abseits von der Bewegung der Buchsprachen liegt, können wir das Spiel der Kräfte wohl ungehemmter beobachten als irgendwo. Die Gestalt eines Renward Cysat, der seinen Unterbeamten die Konzepte auch nach Orthographie und Satzbau korrigiert, zeigt uns die sprachgestaltende Bedeutung des Individuums auf ihrer Potenz, in den Bemühungen der Behörde, bei Gelegenheit die Mundart zum Rechte kommen zu lassen (vulgo, wie man sprichet, wie die sennen sagent), spiegeln sich uns die socialen Schattierungen. Um die Mitte des 16. Jh. brechen in diesen einerseits so mannigfaltigen, andererseits so deutlich nach Geschlossenheit strebenden Sprachgebrauch die ersten Formen des Neuhochdeutschen vereinzelt ein. Die Schule und die Behörde nehmen zunächst noch keinen Anteil daran. 1636 endlich thut sich die erste Druckerei in Luzern auf und beginnt gleich damit, dass sie die neuhochdeutschen Formen, die sie vermutlich in Strassburg sich angeeignet hat, vollständig durchführt, ohne freilich damit Einfluss auf die Schreibweise der Luzerner zu gewinnen. In diese ist das Neuhochdeutsche aus anderen Quellen zuerst bei den Gebildeten eingedrungen (etwa 1620—1700), während die einfacheren, vor allem die ländlichen Kreise bis zum Ende des 18. Jh. an dem alten Gebrauch festhalten. Interessant sind die Wandlungen und Neuerungen, die B. bei den Luzerner Stadtschreibern des 17. Jh. beobachtet hat. Ebenso verdienen die Nachzügler Interesse, die der Vf. als isolierte Reste alten Gebrauches aus der neueren Schreibweise heraushebt. So war schon die Darstellung der Rezeption der neuhochdeutschen Schriftsprache in Luzern im Wesentlichen eine Entwicklungsgeschichte der Luzerner Kanzleisprache gewesen und das ist denn auch in dem gedrängten Abrisse, den B. neuerdings von seiner Arbeit giebt, vollständig daraus geworden. —

Wir haben schon hier in der Mundart einen mächtigen Gegner kennen gelernt, mit dem die Schriftsprache um ihre Formen und Fügungen ringt. Schon darum — noch mehr jedoch von einem bestimmten Zug unserer Zeit getragen — wächst die Litteratur zur Mundartenforschung immer mehr an. Allerdings ist es in erster Linie der Lautstand, der den Darstellungen nach bewährten Mustern ein Ziel setzt. Immerhin fallen jedoch auch hier gelegentlich Bemerkungen ab, die über dieses engere Gebiet hinausreichen. So ist Brandis[12]) überall bemüht, seine Forschungen über die Lautlehre der Erfurter Mundart mit älteren und neueren Litteraturdenkmälern des Dialektes zu vergleichen und zu stützen, und in diesen litterarischen Anknüpfungen steckt vielleicht oft mehr das Verdienst seiner Darstellung als in der phonetischen Beschreibung. — Andererseits zeigt uns eine nach der phonetischen Seite hin mehr gesicherte Darstellung von Breunig[13]), wie die Mundart von Buchen durch die vordringende Schriftsprache eingeengt wird. — Diese Bedrängnis durch die Schriftsprache scheint sich ganz besonders auf dem Boden der schweizerischen Mundarten geltend zu machen. O. von Greyerz[14]) deckt zunächst die Einbusse auf, die der Wortschatz dieser Mundarten durch die Schriftsprache erlitten hat. Wie schon der Wohlklang manchen mundartlichen Wörtern entgegenwirkt, wie andere durch ihre Bedeutungsentwicklung gefährdet sind (z. B. „Frauenzimmer“), so gehen noch andere deshalb verloren, weil sie nur einen beschränkten Geltungsbereich haben und deshalb dem weithin verständlichen Worte der Schrift auf die Dauer nicht Stand halten. Aber auch die Konstruktionen der Schriftsprache gleiten unmerklich in die Mundart über, vor allem da, wo diese Lücken zeigt. So droht die Gefahr, dass die Mundart in ihrem naturwüchsigen Gefüge zerstört wird, ohne dass die Schriftsprache voll an ihre Stelle träte. Ausserdem ergeben sich für den öffentlichen Verkehr, der den intimen Charakter der Mundart nicht länger mehr duldet, allerlei Schwierigkeiten, die auch mit bedenklichen Kompromissen nicht beseitigt werden können. Aehnlich wie die Verhältnisse hier für die Schweiz festgestellt werden, liegen sie auch in anderen Gegenden,

---

Erfurter Mundart. I. II. Progr. d. Gymn. Erfurt. 1891-92. 18 S.; 36 S. — 13) H. Breunig, D. Laute d. Mundart v. Buchen. Progr. Tauberbischofsheim (Lang). 1891. 36 S. — 14) O. v. Greyerz, D. neuere Sprachentwicklung in d.

vor allem des südlichen Deutschlands, wo die Mundart in den gebildeten Kreisen die Verkehrssprache beherrscht. Immer häufiger werden die Anlässe, in denen diese Sprache ihren Dienst versagt, immer häufiger tritt der Zwang an den Einzelnen heran, eines allgemeineren Verständigungsmittels sich zu bedienen, und immer unvollkommener genügt das Gemisch, das da aus Mundart und Schriftsprache gebraut wird, den Zwecken, denen es dienen soll. Das Heilmittel liegt hier sicherlich in dem entschlossenen Dualismus, den G. vorschlägt, in einem völligen Verzicht auf die Mundart für den öffentlichen Verkehr in Amt und Beruf und dagegen in einer um so reineren Pflege der Mundart im Familienkreise. Dass dieser Dualismus möglich ist, zeigt das Beispiel vieler Kreise im Norden und neuerdings auch im Süden unseres Vaterlandes. Beide Sprachkreise: die Schriftsprache, die dann eine allgemein geltende Umgangssprache zur Seite hat, und die Mundart, die nicht mehr für Zwecke verwendet wird, denen gegenüber sie versagt, werden bei der Trennung nur gewinnen. Das zeigt sich schon darin, dass gerade die Kreise, die mit ihrer Umgangssprache allgemeineren Normen zustreben, mit immer mehr Liebe und vertieftem Interesse den lokalen Besonderheiten der Mundart litterarisch nachspüren. — Der Schwierigkeiten, die sich hier entgegenstellen, wenig sich bewusst scheint Hertel[15-17]), wenn er meint „Unsere Mundarten bieten somit dem Sprachforscher, der sich vielleicht seine ersten Sporen an den kunst- und geistvollen Klassikern verdient hat, eine anmutige Abwechslung und stellen ihm neue, lohnende Aufgaben". Der Vf. will den Wert mundartlicher Untersuchungen nun nach zwei Seiten klarlegen. Einmal sieht er ihn in dem Dienste, den die Mundartenforschung der Geschichtsforschung leisten kann. Freilich ist er auch hier bereit, die Ergebnisse gar zu glatt und leicht aufzunehmen. Wohl scheinen einzelne Sprachinseln der Harzgegend thatsächlich mit alten Gaugrenzen zusammenzufallen, fraglicher ist es aber, ob die Verschiebungen, mit denen die Thüringische Sprachgrenze im Südwesten über den Rennstieg hinweg ins Fränkische einbricht, auf politischen Ereignissen des J. 58 nach Chr. beruhen, eine Auffassung, die der Vf. in Anlehnung an Brückner mehrfach vertritt. Richtig ist, wenn H. andererseits in den Mundarten ein Gut sieht, das die Schriftsteller auch für die Schriftsprache auszumünzen berufen sind. Ueber diesen Tauschverkehr selbst und über die Neuschöpfungen spricht er jedoch Ansichten aus, die nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehen: „Neuschöpfungen können auf dreifachem Wege entstehen, durch Vorsilben, durch Veränderung der Stammlaute, durch Endsilben". Auch eine Bemerkung J. Grimms, die wir mehr der poetischen Sprachbetrachtung des Altmeisters als dem wissenschaftlichen Erbe, das er uns hinterlassen hat, zurechnen, führt den Vf. irre, über „die Bedeutsamkeit des Dreiklanges a — i — u". — Tiefer dringt, hauptsächlich vom Wortschatze aus, ein kleiner Aufsatz von Gustav Meyer[18]) in den Wert der Mundartenforschung ein, indem er an der schlesischen Mundart zeigt, nach wie mannigfachen Seiten wir ihr Belehrung und Anregung abgewinnen können. Hauptsächlich werden auf Grund der verschiedenartigen Lehnworte der Mundarten die Volksstämme geschieden, die mit den Schlesiern in Beziehung getreten sind. — Umgekehrt weist Sprenger[19]) einige vermeintliche wendische Lehnworte der Berliner Volksmundart als deutsches Gut nach. — Meyer hatte seine Bemerkungen an einen belletristischen Beitrag zur Mundart angeknüpft, und in der That nehmen gerade die Berührungen zwischen Belletristik und Fachlitteratur auf diesem Gebiete immer mehr zu. So führt Halm[20]) das Frankenland mit einer liebevollen Darstellung der Sprache ein, die uns namentlich in den angezogenen charakteristischen Redensarten die Anschauungswelt des Stammes nahebringt. — Auch Hessel,[21]) der Vf. eines Kreuznacher Lokalschwankes, fühlt das Bedürfnis, sich und dem Leser über die grammatikalische Eigenart seines Dialogs Rechenschaft zu geben, und wir erfahren von ihm, dass er den Dialog bewusst nach socialen Schichten abgestuft hat. Er zeigt, wie sich auch das sogenannte Schriftdeutsch in der Lautgebung der Mundart nähert, umgekehrt stellt er die Mundart, die sich durch die Lautgebung als hochdeutsch auszuweisen sucht, in ihren verschiedenartigen Mischungen mit der Schriftsprache dar und setzt diesen sodann die unverfälschte Mundart an die Seite. Eine kleine Wörtersammlung zum Zwecke der Worterklärung schliesst das Büchlein. — Auch von Seiten der Kritik heften sich an die üppig ins Kraut schiessende Dialektdichtung neuerdings manche fördernde Beobachtungen. So widmet Holder[22-24]), der schon in einzelnen

---

Schweiz. Zürich (A. Müller). 16 S. (Sonderabdr. aus d. SchwRs.) — **15**) L. Hertel, Ueber d. Wert mundartl. Untersuchungen. Progr. Greiz (Löffler & Co.). 4⁰. 11 S. — **16**) id., D. Grenze d. Fränkisch-Hennebergischen: Bayerns Mundarten 1, S. 369-73. — **17**) id., Salzunger Wörterbuch. (Abdr. aus MGeogrGesJena.) Jena (G. Fischer). 53 S. M. 1,20. — **18**) Gust. Meyer, V. d. schles. Mundart: SchlesZg. N. 19. — **19**) R. Sprenger, Vermeintl. Reste d. Wendisch. in d. Berlin. Volkssprache: ZDU. 6, S. 211/3. — **20**) H. Halm, V. Unterland. Mundart, Sitten u. Gebräuche. 2. (Titel-) Ausg. d. „Skizzen aus d. Frankenland." Schwäb.-Hall, German. 12⁰. 114 S. M. 0,75. — **21**) K. Hessel, Kreuznach is Trump. Lokalschwank in 4 Aufz. Mit e. Abhandl. über Kreuznacher Art u. Mundart u. e. Wörterbuch. 2. Aufl. Kreuznach, Harrach. IV, 84 S. M. 1,20. — **22**) A. Holder, Chrn. Schubarts Bedeutung für d. Gesch. d. schwäb. Dialektlitt.: Alemannia 19, S. 141/4. — **23**) id., Geschichtl. Skizze d. schwäb. Dialektlitt.: Bayerns Mundarten 1, S. 390-400.

Gedichten Schubarts die aufkeimende Poesie der Mundart nachweist, der schwäbischen Dialektdichtung zusammenfassende Darstellungen, in denen er bald auf die litterarische, bald auf die sprachliche Seite mehr Gewicht legt. Dem feinsinnigen Beobachter ist es vor allem nicht entgangen, wie vielfach sich in den Fügungen dieser Dialektlitteratur unter der trügerischen Hülle mundartlichen Lautstandes die reine Schriftsprache verbirgt. Ob die Schlüsse richtig sind, die er daraus zieht, nämlich, dass die Dichter hier Erscheinungen des Dialektes selbst wiederspiegeln, scheint mir fraglich. Ein grosser Teil jener undialektischen Wendungen entspringt den Nöten des Versmaasses und Reimes und ist thatsächlich in der Dialektprosa nicht wahrzunehmen. Ein anderer Teil natürlich schreibt sich überhaupt aus einer gewissen Entwöhnung vom lebendigen Gebrauch der Mundart her, die nicht immer bloss den Dichter allein trifft. — Charakteristische Belege dafür, wie leicht sich Fügungen der Schriftsprache an Stelle der Mundart setzen, giebt Spieser [25]) aus der elsässischen Dialektlitteratur, indem er jedesmal an Stelle der neuen Eindringlinge die mundartliche Form setzt. — Als niederdeutsche Parallele bringt Mielck [26]) eine kleine Nachlese zu einem Dichter, der im allgemeinen gerade durch die frische Handhabung der naturwüchsigen Mundart sich auszeichnet. — Die mundartliche Forschung greift gerne auch in ältere Litteraturdenkmale zurück. So berichtet Seelmann [27]) über Beobachtungen, die Rollenhagen gelegentlich in Betreff der mundartlichen Aussprache macht, und Babucke [28]) teilt aus „Sophiens Reise“ eine Reihe von Belegen zum Pommerschen Dialekte des 18. Jh. mit. — Auch grammatische Darstellungen knüpfen an solche Denkmale an. So sucht A. Sütterlin [29]) aus Arnolds „Pfingstmontag“ die Laut- und Flexionslehre der älteren Strassburger Mundart zu erschliessen. Man hat den Nutzen solcher Ausbeutung älterer Denkmale in Frage gestellt, ebenso die Transkription getadelt, deren der Vf. sich bedient. Mögen für die Lautlehre vielleicht beide Einwendungen zutreffen, jedenfalls bietet uns aber die Flexionslehre vielfache Aufschlüsse, wie sie uns die in anderen Schulen der Dialektforschung üblichen Beschränkungen auf die Lautstatistik leider nicht gewähren. — In noch ältere Zeit, fast über den Rahmen unseres Neuhochdeutschen hinaus, führt uns Bohnenberger [30]), der den Bestand der schwäbischen Mundart im 15. Jh. zunächst in Bezug auf den Vokalismus untersucht. Der Vf. hat sich natürlich mit Kauffmann auseinander zu setzen, aus dessen Geschichte der schwäbischen Mundart er auch in einer Recension (vgl. JBL. 1891 I 8 : 6) die richtigen Grundsätze für die Verwertung der Denkmäler, für die Beurteilung der Schreibart in Uebergangszeiten, für Charakterisierung der Schreiber hervorgehoben hatte. Wenn er sodann die Ergebnisse für die Lautlehre so weitgehend anerkannte, dass er einzelne Partien der schwäbischen Lautlehre als nunmehr abgeschlossen erklärt, so erhebt er doch im einzelnen Widerspruch. Neben der ungenügenden Verwertung der lebenden Mundart ist es vor allem die Zurückführung der mundartlichen Gestaltung auf die bei der Einwanderung in die jetzigen Sitze vorgefundenen Lebensbedingungen, die der Vf. bekämpft. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, wie wenig diese Lebensbedingungen in den einzelnen Gebieten der Mundart gemein haben. In seiner eigenen Darstellung, die sich auf das eine Jh. einschränkt, in dem Mundart und Kanzleisprache ihren Kampf im wesentlichen auskämpfen, verwendet B. eine besondere Sorgfalt auf die Darstellung der Schreibung, der er jeweilig neben der Lautlehre eine gesonderte Betrachtung widmet. Er unterscheidet zwischen dem Schreibgebrauch der älteren Zeit und den Einwirkungen der Kanzleisprache, deren Einflüsse er mit Bahder gegen Kauffmann erst von der österreichischen Kanzlei der Habsburger um 1440 beginnen lässt. In dieser Beziehung werden uns übrigens, wenn man erst einmal daran geht, aus den vielen reichsstädtischen Archiven den hs. Nachlass einzusehen, die Untersuchungen der einheimischen Kanzleigewohnheiten mannigfach neue Ergebnisse bieten. — Aus den sonstigen Darstellungen der fachwissenschaftlichen Litteratur zu den Mundarten fallen die rein phonetischen Beschreibungen ausserhalb unseres Rahmens, sie werden ausserdem in speciellen Organen und in den allgemeinen Fachzeitschriften genügend zur Kenntnis gebracht. — Für die Einwirkung der Schriftsprache auf die Lautgebung der Mundart in dem der Schriftsprache nahestehenden Rheinhessischen giebt Reis [31]) einige hübsche Belege. Merkwürdig ist, wie das Bestreben mit der Schrift an Energie zu wetteifern zur Ueberspannung und damit zur Verschiebung der Artikulation führt. — Auch der Wortschatz der Mundart, der in die Schriftsprache auf litterarischem Wege leicht übergleitet, verdient Interesse, darum erwähnen wir

---

— 24) id., V. süddtsch. Schriftdialekt z. schwäb. Patois: Alemannia 19, S. 104-13. — 25) J. Spieser, Einige Bemerkungen z. schriftstellerischen Behandl. d. Mundarten: JbGElsLothr. 8, S. 138-41. — 26) W. H. Mielck, Heinr. Schiefer, Aus d. Mohr. I. Bremen, Heinsius. 1891: KBlVNiederdtschSpr. 16, S. 75/8. — 27) W. Seelmann, Rollenhagen über mundartl. Aussprache: ib. S. 124-30. — 28) H. Babucke, Pommerscher Dialekt aus d. Mitte d. 18. Jh.: ib. S. 7/9. — 29) A. Sütterlin, Laut- u. Flexionslehre d. Strassburger Mundart. (= Alsatische Studien. 2. Heft.) Strassburg, Trübner. 106 S. M. 2,50. |[A. Heusler: ADA. 19, S. 269-70; RCr. N. 11.]| — 30) K. Bohnenberger, Z. Gesch. d. Schwäb. Mundart im 15. Jh. Allgemeines u. Vokale d. Stammsilben. Tübingen, Laupp. X, 139 S. M. 4,00. — 31) H. Reis, Mischungen v.

mundartliche Arbeiten, die sich mit der Wortbildung und dem Wortschatze beschäftigen. So untersucht David[32]) für die Mundart von Krofdorf die Praefigierung, Suffigierung und Zusammensetzung als die Mittel der Wortbildung. — Lenz[33]) lässt seinem Wörterverzeichnis zum Handschuhsheimer Dialekt einen Nachtrag folgen, der ausser neuem Material, das der Vf. aus seinen langjährigen Sammlungen beibringt, namentlich auch Anknüpfungen an den allgemeinen Wortschatz und die verwandten Mundarten sucht. — Aus dem bayerischen Wald giebt Himmelstoss[34]) eine ähnliche Sammlung als Fortsetzung früherer Mitteilungen. — Auch der niederdeutsche Wortschatz findet mehrfache Gruppierung, so von Mielck[35]) und anderen Sammlern. —

In der Litteratur über die individuellen Einflüsse, von denen die Entwicklungsgeschichte der Schriftsprache bestimmt wurde, tritt unter den Grammatikern aufs neue der Sprachverderber in den Vordergrund. Gräf[36]) beschäftigt sich vor allem mit den beiden Ausgaben des J. 1643, die schon gelegentlich des Neudruckes der einen Ausgabe durch Riegel (vgl. JBL. 1891 I 8:20) Erwähnung gefunden hatten. Er gelangt nicht dazu, eine Priorität für den einen oder anderen endgültig festzustellen, möchte sich aber für den seinerzeit von Bechstein herausgegebenen Druck entscheiden. Von weitergehendem Interesse ist die Analyse des Inhaltes. Es ist der Kampf gegen die aus dem Latein und dem Französischen hereinbrechenden Fremdwörter. Dieser Kampf wird schon im Sprachverderber gelegentlich mit mehr Empfindung als Sachkenntnis geführt. Immerhin kann der unbekannte Vf., der alle Berufsarten nacheinander durchgeht, den drastischen Beweis antreten, dass die Fremdwörter in der Kanzleisprache der Juristen gelegentlich geradezu den Justizmord veranlasst haben. Charakteristisch ist auch, dass schon damals auf den Sprachverderber unmittelbar eine Gegenschrift erfolgte, die ganz das Aussehen hat, als ob sie von den heutigen Gegnern des deutschen Sprachvereins geschrieben worden wäre. Aber auch dagegen folgt sofort ein Rückschlag, der bezeichnend für den Erfolg des Sprachverderbers von dem Gebiet der Sprache aus auch in das der Sitte übergreift und als Sprach- und Sittenverderber einherschreitet. G. ist es gelungen, mit philologischen Mitteln dieses Druckwerk des J. 1644 auf den anonymen Vf. des ersten Buches mit Wahrscheinlichkeit zurückzuführen. Weniger gelungen dagegen ist es dem Vf., die Anregungen und Wirkungen kräftig ins Licht zu stellen, die das Büchlein für die spätere Zeit ausgeübt hat. Ansätze dazu sind wohl vorhanden, aber die Belehrung, die uns das Titelwort verspricht und die wir gerade für den vorliegenden Zusammenhang freudig begrüssen würden, giebt er uns nicht. — Aus dem Kreise der Juristen, in deren Kanzleistil ja schon der „Sprachverderber" den Fremdwörterunfug so drastich gekennzeichnet hatte, führt uns Gehmlich[37]) einen wackeren Kämpfer des 18. Jh. vor, den Leipziger Professor der Rechte, Ferdinand Hommel. In seinem 1763 erschienenen, seitdem vielfach aufgelegten „Teutschen Flavius" geht dieser gegen die Weitschweifigkeit der Sprache in den Urteilen los, für die er an Stelle des asiatischen Schwulstes die lakonische Kürze fordert. Als zweites Angriffsobjekt ersieht er sich die Fremdwörter, zu denen er ganz ergötzliche Beispiele beibringt. Mit Recht betrachtet schon Hommel den Gelehrtendünkel des Halbgebildeten als Hauptursache dieser Fremdwörterseuche. Dass dies freilich auch damals schon in weiteren Kreisen empfunden wurde, zeigt eine satirische Schrift, auf die sich Hommel beruft und die eine beissende Predigt über die Vorladungsformel „sub poena confessi et convicti" enthalten soll. — In ähnliche Anschauungskreise, wie wir sie hier und bei dem Anonymus des Sprachverderbers gewahren, leitet uns Hodermann[38]), der die That des Thomasius für den deutschen Kathedervortrag nach der Seite einiger vereinzelter Vorgänger und in Bezug auf ihre Wirkungen eingehender würdigt. Auf Grund weitverzweigten Quellenmaterials wird die ganze Frage entschieden in frische Beleuchtung gerückt, auch die Bedenken, die der Neuerung entgegenstanden, werden nicht verschwiegen und die Motive und Thätigkeit des Thomasius treten wohlthuend aus den Allgemeinheiten der Schlagworte heraus. — Aus der Zeit der Aufklärung wird uns sodann von Wolfram[39]) ein Kleriker vorgeführt, der allerdings weniger durch die wissenschaftlichen Verdienste, die er sich durch seine deutsche Sprachlehre erworben hat, als durch die praktische Wirksamkeit und die Stellung interessiert, die er sich in seinem Heimatlande zu erringen wusste: der bayerische Schuldirigent Heinrich Braun. — Wir sehen, die theoretische Seite des individuellen Sprachfaktors kommt im Berichtsjahr eigentlich nur polemisch zur

---

Schriftsprache u. Mundart im Rheinhessischen: Germania 37, S. 423/5. — **32**) E. David, D. Wortbildung d. Mundart v. Krofdorf: ib. S. 377-409. — **33**) Ph. Lenz, D. Handschuhsheimer Dialekt. Nachtr. z. Wörterverzeichn. v. 1887. Progr. d. Gymn. Heidelberg. 4⁰. 20 S. — **34**) M. Himmelstoss, Aus d. bayer. Wald: Bayerns Mundarten 1, S. 362/9. — **35**) KBlVNiederdtschSpr. 16, S. 11/6, 57-60. — **36**) (III 5: 6). — **37**) E. Gehmlich, E. Sprachreiniger d. 18. Jh.: LZgB. N. 149. — **38**) R. Hodermann, Universitätsvorlesungen in dtsch. Sprache um d. Wende d. 17. Jh. Jenenser Diss. Friedrichsroda (Rudolstadt, Dabis.) 1891. 39 S. M. 0,60. |[H. Grauert: HJb. 13, S. 398.]| (S. u. I 10: 263; III 1: 61.) — **39**) ○ L. Wolfram, Heinr. Braun. (= Hist. Abhandl. aus d. Münch. Seminar. Her. v. Th. Heigel u. H. Grauert. Heft 3.) Bamberg, Buchner. VII, 99 S. M. 4,00.

Geltung, es ist der Kampf gegen die Fremdwörter, der im Vordergrunde steht. Da ist es ein wohlthuender Abschluss für die Reihe der Grammatiker, wenn wir uns von einem Verehrer [40]) Hildebrands die Gestalt dieses unserer Zeit angehörenden Sprachforschers vorführen lassen, an dem uns neben dem fein ausgebildeten Rüstzeug der Neuzeit die Pietät für das geschichtliche Element in der Sprachentwicklung erfreut, und vereint damit das frische Verständnis für die Regungen der Volksseele überrascht, die sich in der Sprache erschliessen. —

Unter den Schriftstellern, die durch ihre künstlerische Thätigkeit Einfluss auf unsere Sprache gewonnen haben, erscheint aufs neue Haller. Zunächst wird von Socin [41]) gegen die im letzten Bericht erwähnte Arbeit Horáks (JBL. 1891 I 8 : 25) der Einspruch erhoben, dass sie die Sprache des Dichters am heutigen Neuhochdeutsch messe, statt sie nach rückwärts gegen die Drucksprache des alten Bern abzuheben. — Dass jedoch die Nichtberücksichtigung dieser Forderung ebensowenig als die Zerpflückung des Stoffes nach den verschiedenen Ausgaben die Schuld daran tragen, wenn Horaks Arbeit nicht nach Wunsch ausgefallen ist, zeigt eine neue Darstellung von Käslin [42]), die in beiden beanstandeten Punkten mit Horak übereinstimmt und doch sehr erfreuliche Ergebnisse zeitigt. Allerdings hat K., durch eine Notiz Hirzels aufmerksam gemacht, die Briefe des Hannöverschen Leibarztes Werlhof an Haller aus der Berner Stadtbibliothek benutzen können und damit seinen Forschungen einen Untergrund geschaffen, wie er gesicherter kaum gewünscht werden kann. Werlhof ist der Berater des Dichters in sprachlichen Dingen, auf ihn gehen die meisten Aenderungen in den späteren Ausgaben zurück, während andere seiner Vorschläge anscheinend zurückgewiesen oder später erst beachtet wurden. So eröffnet uns dieser Briefwechsel, wenn auch die Antworten Hallers fehlen, einen Einblick in das sprachliche Gewissen des Schweizer Dichters und seines norddeutschen Freundes, wie er uns ähnlich selten geboten wird. Dankenswert ist auch die Zusammenstellung, die K. am Schlusse von den Formen und Fügungen giebt, wodurch auch die letzte Ausgabe gegen heute noch absticht. — Wie hier für Haller die Umbildung und Glättung der Sprache chronologisch verfolgt wird, so bringt Waag [43]) einige Beobachtungen für Herder, in dessen Uebertragungen englischer Gedichte die hauptsächlich auf einige poetische Stilmittel gerichtete Untersuchung gelegentlich auch den Fortschritt in Form und Ausdruck des Uebersetzers kontrolieren kann. — Goethes Sprachgewalt wird namentlich in populären Darstellungen behandelt, die ihre bestimmten Ausgangspunkte haben. Aus dem Nachlasse Victor Hehns wird von Schiemann [44]) eine Betrachtung über die Sprache und den Stil vor Goethes Auftreten zusammengestellt, die in Uebertreibungen schwelgt, gerade deswegen aber die Kritiker leicht mitreisst. Schon das Urteil, das über die Sprachgesellschaften und die Grammatiker gefällt wird, ist höchst ungerecht, wie überhaupt die ganze Darstellung daran leidet, dass sie die Sprache nur im Dienste der künstlerischen Bethätigung abschätzt, welch letztere freilich jede Theorie neben sich erblassen lässt, so sehr sie ihrer auch als Vorbedingung bedurfte. Denn — und das ist die zweite Einseitigkeit — die Vorgänger, an denen Goethe hinanwuchs, werden nur mit dem gemessen, womit sie der Nachfolger überholt, statt dass umgekehrt hervorgehoben worden wäre, was sie diesem geschenkt haben. Wenn bei einer Schilderung in grossen Zügen, wie in einer Rede W. Grimms, die Luther und Goethe zusammenstellt, die Mittelglieder übersprungen werden, so ist das etwas anderes. — Carrière [45]) entnimmt aus dem Buche von Steig die Worte, mit denen Grimm Goethes sprachschöpferische Thätigkeit auf der Germanistenversammlung von 1846 gekennzeichnet hat. Die Worte mögen auch hier folgen, weil sie sich wie ein roter Faden durch die hier erwähnten Darstellungen hindurchziehen: „Der Stab, mit dem Goethe an den Felsen schlug, liess eine frische Quelle über die dürren Triften strömen, sie begannen wieder zu grünen und die Frühlingsblumen der Dichtung regten sich aufs neue. Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geist des deutschen Volkes, der sich am klarsten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm seine volle Freiheit wieder gefunden.“ Abgesehen davon, dass Grimm den Preis Goethes verkündigen, nicht aber sein Verhältnis zu den Vorgängern darstellen wollte, fallen diese Worte auch in eine Zeit, deren Interesse sich nur den Gipfelpunkten der Kunst zuwandte, während man heute gern in den Niederungen die Kräfte kennen lernt, die die Gipfel erhoben haben. Ein anderes Vorurteil des Vf. kommt noch hinzu, dass alle Pedanterie unseres Sprachlebens aus Norddeutschland

---

(S. u. I 10: 62) — **40)** R. Hildebrands Vorträge u. Aufsätze: NatZg. N. 152. (Vgl. JBL. 1890 I 7: 3.) — **41)** A. Sozin, Horák, D. Entwicklung d. Sprache Hallers: LBlGRPh. 13, S. 375. (Vgl. auch Gymnasium 10, S. 882.) — **42)** H. Käslin, A. v. Hallers Sprache in ihrer Entwicklung dargest. Diss. Freiburg (Burgg, Effingerhof.) 76 S. — **43)** A. Waag, Ueber Herders Uebertragungen engl. Gedichte. Habilitationsschrift. Heidelberg, Hörning. 51 S. (In Betracht kommt S. 30/3.) — **44)** Th. Schiemann, Stil u. Sprache vor Goethes Auftreten v. V. Hehn: AZg^{B}. N. 242. — **45)** (I 2 : 3.) — **46)** A. Biese, D. Sprache Goethes: AZg^{B}.

stamme, indessen die Urwüchsigkeit und Frische gänzlich aus dem Süden bezogen sei, ein Vorurteil, das ihn dazu verleitet, die unbequeme Erscheinung Herders einfach in den Hintergrund zu schieben. Neben dieser Einseitigkeit der allgemeinen Gesichtspunkte fallen natürlich, wie es bei dem geistreichen und belesenen Vf. nicht zu verwundern war, Einzelheiten ab, die nach allen Seiten anregen und belehren. Meist betreffen sie den Wortschatz und zeigen uns, wie die Philosophie seit Wolff und wie einzelne Dichter uns Worte geprägt haben, die man leicht als ein uraltes Eigentum unserer Sprache betrachtet. — Von Hehn stark beeinflusst ist Biese [46]). Er vermeidet allerdings die einseitigen Allgemeinheiten und hält sich specieller an den Gegensatz zwischen Klopstock und Goethe, wobei er treffend dem erdentfremdenden Schwunge des geistlichen Sängers Goethes Gabe gegenüberstellt, in einem Worte Vorstellung, Anschauung und Empfindung zu vereinigen. Mit mehreren Proben leitet er dann zu den von Scherer aufgestellten drei Altersstufen des Goetheschen Stils über und widmet dem im vorigen Bericht erwähnten Buche (JBL. 1891 I 8:27) Olbrichs über Goethe und die Antike anerkennende Worte. Ob es freilich angezeigt war, an den nachweislichen Einfluss der Antike auf Goethe die Streitfrage unserer humanistischen Bildung zu knüpfen und die Notwendigkeit klassischer Vorbildung damit zu begründen, dass spätere Generationen sonst einigen Werken Goethes entfremdet werden, scheint mehr als fraglich. — Von ganz anderer Seite und durchaus originell tritt Kirchbach [47]) an Goethe heran. Er prüft vor allem die Ausdrucksmittel im Egmont, namentlich die letzten Scenen, ob sie der Situation und den Personen entsprechen, und findet sie zu weich; sie sind ihm zu sehr aus der abwägenden Reflexion des Dichters, zu wenig aus den stürmischen Wallungen des dargestellten Gemüts geschöpft. Er nennt auch dieses Unterbieten Rhetorik und stellt sie in Gegensatz zu der Schillerschen Rhetorik, die mit den Ausdrucksmitteln die Empfindungen gelegentlich überbietet. — In eine Bahn der Sprachbetrachtung, die wir schon oben bei den Grammatikern betreten hatten und in die wir später bei der polemischen Darstellung der Erscheinungsformen unserer Sprache wieder einmünden, führt Dehnicke [48]) in einer sorgfältigen Untersuchung über Goethes Verhältnis zur Fremdwörterfrage. Indem er die einzelnen Aeusserungen Goethes zusammenstellt und sie in ihrem widerspruchsvollen Charakter nach Zeit, Gelegenheit und Stimmung abwägt, bahnt er sich den Weg zu der statistischen Darstellung des Sprachgebrauches, dem er einen unverhältnismässig grossen Prozentsatz von Fremdwörtern nachweist. Aber auch hier wird sorgfältig nicht bloss unter den einzelnen Werken unterschieden (Wilhelm Meister und Dichtung und Wahrheit ragen durch Fremdwörterverbrauch hervor), sondern unter den Fremdwörtern werden die leicht entbehrlichen gesondert von den wohl verwendeten. Mit seiner besonnenen Darstellung entwindet der Vf. vor allem denen eine Waffe, die Goethe als Sprachmuster und Autorität für ihre Fremdwörtersucht anrufen. — Wir haben oben bei Kirchbach gesehen, welchen Wandlungen der Begriff Rhetorik ausgesetzt ist, wie er hier gänzlich abgezogen vom Boden der Rede einfach auf Dissonanzen des künstlerischen Stils angewendet wird, so kann es uns denn auch nicht wundern, dass die Betrachtung, die sich der wirklichen Rede zuwendet, ganz und gar von der besonderen Stilform des gesprochenen Wortes absieht. So hat Blümner [49]) schon im Vorjahre die Reden Bismarcks zu einer hübschen Sammlung ihres Bilderschmuckes ausgebeutet, ohne irgendwie dem speciellen Boden Rechnung zu tragen, auf dem diese Blüten gewachsen sind. Ohne das Verdienst dieser Zusammenstellung irgendwie schmälern zu wollen, möchte ich doch für solche Sammlungen die gesamte Sprachthätigkeit herangezogen wissen; für die Rede im besonderen liegen andere Fragen wieder näher, deren Beantwortung vielleicht manche Ueberraschung bieten würde. So ist trotz der unleugbar originalen Ausgestaltung der Rednergabe bei Bismarck doch die teils bewusste teils unbewusste Verwendung alter rhetorischer Stilmittel zu beobachten. Es wäre nicht uninteressant, gerade für die Zeit der 50er Jahre im Gegensatze zu späteren Perioden der deutschen Parlamentsrede die Nachwirkung litterarischer Traditionen der Rhetorik festzulegen. Auch Bismarck ist nicht frei davon, nur dass er die Mittel ganz und gar unter die Herrschaft seiner temperamentvollen Eigenart zwang. —

Wo die Erscheinungsformen unserer Sprache einer historischen Betrachtung unterzogen werden, erfreut sich unter den Arbeiten allgemeinen Charakters das Gebiet, das die Sprache ihren Nachbarn abgewinnt oder einräumen muss, besonderer Beachtung. Leider sind die Ergebnisse dieser Untersuchungen für unser Nationalgefühl keine erbaulichen. Unsere Schriftsprache freilich fassen die Arbeiten dieser Art nicht ins Auge, obwohl die Tragweite auch dieser Sprachform mit Hülfe statistischer Untersuchungen messbar wäre; sie halten sich an die bequemer zu verzeichnende gesprochene Sprache. Nabert [50]), der Vf. der Sprachkarte, wirft einen Ueberblick über unseren

N. 91. — 47) W. Kirchbach, Goethesche Rhetorik: Gegenw. 42, S. 326/9 — 48) O. Dehnicke, Goethe u. d. Fremdwörter (= JB. d. Johanneums zu Lüneburg.) Lüneburg, Stern. 4⁰. 12 S. — 49) (S. u. IV 1b: 124.) — 50) H. Nabert, D. dtsch. Sprachgebiet in Europa u. d. dtsch. Sprache sonst u. jetzt. Stuttgart, Strecker & Moser. 133 S.

Besitzstand an den Grenzen, der wie ein Notschrei klingt und uns besonders im Süden traurige Verhältnisse erschliesst. Weniger verdienstlich scheint mir die geschichtliche Betrachtung der „Deutschen Sprache sonst und jetzt", die sich mit der Bauart und den Veränderungen der Sprachformen befasst. Obwohl ein weitschichtiges litterarhistorisches und linguistisches Material aufgeboten wird, ist das Ergebnis doch nur eine stark verzeichnete Skizze. Dabei wird für eine populäre Darstellung viel zu viel gelehrter Kleinkram ohne innere Verarbeitung mitgeschleppt, eine Erscheinung, die überhaupt in neuerer Zeit gerade auf unserem Gebiet unangenehm sich bemerkbar macht. Der Vf. ist zwar weit entfernt von jener halbgelehrten Koketterie, mit der sich neuerdings der Essay über Sprachangelegenheiten aufputzt, aber es missfällt doch, wenn eine Schrift wie diese, wo die „Brechung", der Uebergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen, der Verfall unserer mittelalterlichen Dichtung, die Stellung Rudolfs von Habsburg in der Dichtung usw. so ungenügend erfasst sind, Notizen und Lesefrüchte auftischt, die nur bei völliger Beherrschung des Stoffes hätten verwertet werden können. — Andere Arbeiten, die sich mit den Schicksalen unserer Sprache in einzelnen Grenzgebieten beschäftigen, mögen hier bloss Erwähnung finden. Für Oesterreich [51]) werden die Ergebnisse der Volkszählung von 1890-91 besprochen; von der italienischen Sprachgrenze berichtet Günther [52]), die französische wird im Anschluss an Zimmerli gestreift [53]), und endlich erfolgen auch Mitteilungen über die deutsche Sprache in Belgien und im Grossherzogtum Luxemburg [54]). — Sicherlich ist für diese viel behandelte Frage der äusseren Erfolge und Verluste unserer Sprache, ihr Wesen, ihre innere Veranlagung eine wichtige Vorbedingung, wenn man auch nicht so weit gehen darf, gleich die ganze Zukunft aus der inneren Bauart erschliessen zu wollen. Hierzu gerade nehmen mehrere Arbeiten mit sehr verschiedener Methode und mannigfaltigen Ergebnissen Stellung. Als warmer Freund seiner Muttersprache und als ein feinsinniger Kopf erfasst Hess [55]) Probleme, die unsere herrschende Sprachforschung nur mit Unrecht zu umgehen pflegt, aber geglückt ist dem Vf. die Lösung seiner Probleme in keiner Weise. „Geist und Wesen der deutschen Sprache" war das Ziel der Darstellung und man hätte erwarten dürfen, die wesentlichen Züge unserer Sprachentwicklung hier zu einem Bilde zusammengestellt zu sehen, in dem sich der Geist unserer Sprache kennzeichnete. Statt dessen erscheint der deutsche Nationalcharakter, wie wir ihn von anderen Seiten her kennen, als eine gegebene Grösse, die hier vorausbestimmend in die Darstellung der Sprache eingreift. Hand in Hand damit geht eine überwiegende Betonung ihrer ästhetischen Wirkungen. Gewiss hat auch dieser Wertmesser in der Beurteilung der Sprache seine bestimmte Stelle, er darf nur nicht über die Grenzlinien seines Gebietes übergreifen und die Thatsachen der Sprachgeschichte verwischen. Von keiner Seite droht die Gefahr der schiefen Urteile über die Erscheinungen des Sprachlebens so stark, als gerade von der Aesthetik, die namentlich für den Laien eine leicht geöffnete Eingangspforte in unsere Wissenschaft bildet. Daher auch der Ingrimm der Sprachforscher gegen alles und jedes ästhetische Urteil in Sprachangelegenheiten, was wiederum nur eine bedenkliche Einseitigkeit zeitigt. Das Beispiel von H. freilich wirkt nach dieser Seite wie ein Warnungssignal. In seiner Betonung des ästhetischen Momentes verlegt er das Schwergewicht seiner Darstellung auf das Lautgebiet, geht aber unbegreiflicher Weise hier immer wieder von dem geschriebenen statt von dem gesprochenen Laut aus. Sodann hat der Vf. zwar keineswegs versäumt, die neuere Litteratur einzusehen, aber ihre Ergebnisse haben keinen Einfluss auf seine Darstellung. Die poetische Auffassung der Spracherscheinungen bleibt immer im Vordergrund und die sprachgeschichtliche Erklärung hinkt jeweils hinterdrein, wie z. B. die Tonstufen ganz bescheiden an die phantasievolle Ausdeutung des Vokalspiels sich anhängen, wie die Geschichte der Lautverschiebungen ganz ohne Einfluss auf die Ausführungen bleibt, die der Vf. an eine — von ihm nicht näher bezeichnete — Lautstatistik der verwandten Sprachen knüpft. Mit allen diesen Inkonsequenzen und schiefen Auffassungen ist der Vf. nur ein Typus für so viele Genossen, die unserer Sprache nahe zu kommen suchen, ohne die Litteratur, die sie aufraffen, organisch in sich zu verarbeiten. Allerdings ist es leicht, von dem sicheren Standort aus, den die Einschränkung auf wenige Probleme gewährt, auf den Strebenden herabzuschauen, der zwischen einer reichhaltigen Litteratur hilflos schwankt, verdienstvoller aber dünkt es mich, die Ladung bergen zu helfen, die da gefährdet ist. In der That, die Litteratur, die hier zusammengetragen wird, ist an Anregungen so reich, dass man nur die teleologische Grundrichtung durch eine nüchterne geschichtliche Auffassung zu ersetzen braucht, um sie auch für die neuere Betrachtungsweise nutzbar zu machen. — In ganz anderer Weise wird die Bauart unserer Sprache von

M. 2,00. — 51) Dtsch. Umgangssprache in Oesterreich: NFPr. N. 9762. — 52) S. Günther, V. d. dtsch.-italien Sprachgrenze: Nation[B]. 9, S. 150/4. — 53) Zimmerli, d. dtsch.-franz. Sprachgrenze: RCr. 33, S. 215. — 54) P., D. dtsch. Sprache in Belgien u. im Grossherzogt. Luxemburg: HambNachr[B]. N. 12. — 55) G. Hess, Geist u. Wesen d. dtsch. Sprache. Eisenach, Wilckens. 95 S. M. 1,60. |[H. Tümpel: ZDU. 6, S. 850; E. Hoffmann:

einigen Schulmännern gestreift, die durch die brennende Frage der Uebersetzung in fremde Sprachen angeregt, die Anpassungsfähigkeit unserer Sprache und ihr Verhältnis zu den anderen Sprachen untersuchen. Mehr im allgemeinen, d. h. nach einer für alle Sprachen geltenden Methode fasst Keller[56]) die Grenzen der Uebersetzungskunst ins Auge. Die principiellen Schwierigkeiten, die sich da erheben, ist der Vf. geneigt, als völlig unüberwindlich anzusehen. Er ist gewiss im Rechte, wenn er namentlich am Wortschatze darthut, wie sich in den einzelnen Worten Geschichte und Lebensauffassung eines Volkes so charakteristisch wiederspiegeln, dass ein anders geartetes Volk mit anderen Schicksalen einen deckenden Ausdruck nicht bereit hält. Ebenso richtig ist es, wenn der Vf. die Möglichkeit der Wiedergabe eher im ganzen Satze als in dem einzelnen Worte sucht, aber es ist entschieden zu schroff zugespitzt, wenn er diese Möglichkeit nur für solche Sätze zugiebt, die ihre logisch messbaren Werte haben. Die ganze Empfindungswelt ist, wie auch die Anschauungswelt, nicht so zerrissen und zerklüftet nach einzelnen Volksstämmen und Sprachfamilien, dass nicht überall auch gemeinsame Züge syntaktisch und lexikalisch zu fassen wären. Diese gemeinsamen Züge steigern sich ja, wie der Vf. gelegentlich zugiebt, in einzelnen Perioden bis zu völligem gegenseitigen Erfassen, wie wir es an Schlegels Shakespeare beobachten. Bei K. jedoch treten fast nur die trennenden Momente in den Vordergrund und dazu in die grellste Beleuchtung, wie er denn auch für seine an sich sehr richtige Behauptung, dass die mundartlichen Litteraturen sich nicht in die Schriftsprache, noch weniger in eine andere Mundart übertragen lassen, gleich zwei so fernabstehende Dialekte, wie den alemannischen und den Pfälzer verwertet. — Als Gegenbeweis gegen Keller nicht sowohl als gegen einige seiner Ausführungen lässt sich schon der Umstand anziehen, dass die deutsche Uebersetzungskunst mit Schlegel einen so bedeutenden Fortschritt gegen Voss erzielte, wie Holtermann[57]) an einzelnen Proben aus dem „Romeo“ zeigt. — Auch die Seebilder aus Virgil, die Troost[58]) unter möglichster Wahrung der Grenzlinie zwischen deutscher und lateinischer Eigenart wiedergiebt, lassen die einigenden Momente deutlich hervortreten, wie andererseits auch bei Charitius[59]) in dieser Sonderung des Fremdartigen und in dem Auffinden des Gemeinsamen der Wert des Uebersetzens vom Deutschen in das Lateinische erblickt wird. — An die Schulthätigkeit anknüpfend, wie die eben erwähnten Forscher, weitet sich die Darstellung bei Richter[60]) zu einer eindringlichen Charakteristik der Berührungen unserer Sprache mit der griechischen aus. Wie Luther schon die beiden Sprachen nahe zusammengerückt hatte, so ergab sich dem Vf. in der Schulpraxis, wenn er für einzelne griechische Konstruktionen Parallelen aus unserer Sprache suchte, allmählich eine immer grössere Summe der Uebereinstimmungen, die er hier geschlossen vorführt. Der Vf. behandelt nicht bloss die Erscheinungen, die in die Augen springen und in der Litteratur vielfach behandelt werden, wie den Artikel, den imperativischen Infinitiv und die absoluten Verwendungen der Nominalformen überhaupt, es kommen vielmehr auch Fügungen der Umgangsprache oder des bequemeren Stils zur Geltung, wie die Häufung der Verneinungsformen, die Attraktionen aller Art und die eigentümlichen Auswüchse der Relativkonstruktion. Gelegentlich führt den Vf. der Eifer auch zu weit, wie z. B. der neuhochdeutsche Infinitiv kaum über den ganzen zurückliegenden Zeitraum hinweg Eigenschaften bewahrt haben kann, die der Infinitiv im Griechischen aufweist, es ist vielmehr ziemlich deutlich nachweisbar, wie diese Funktionen in neuerer Zeit an die Verbalform angewachsen sind. — In Parallele zu den wichtigsten modernen Sprachen stellt Röhl[61]) unser heutiges Deutsch, indem er es in Bezug auf die praktische Brauchbarkeit einer vergleichenden Betrachtung unterzieht. R. hält sich mit einer gewissen Gewaltsamkeit auf dem Boden der nüchternsten Objektivität, die sich freilich im Hinblick auf die wissenschaftlichen Mängel so vieler Apologien rechtfertigt. Als Zusammenstellung der charakteristischen Züge, mit denen unsere Sprache von ihren Genossinnen sich abhebt, ist diese Untersuchung in der That wohlgelungen und lehrreich auch für den, der an den beanstandeten Fügungen mit der Pietät gegen das geschichtlich Gewordene hängt. Auch denen, die selbst in die Sprache ihre teleologische Ansicht von der Vortrefflichkeit alles Gewordenen und Gewachsenen hineintragen, ist die Darstellung des Vf. ein guter Spiegel, in dem sie so manche Züge gewahren, die befremden und überraschen müssen. Richtig hervorgehoben ist z. B., dass unsere Sprache trotz des ganzen komplizierten Systems von Kasusformen Missverständnisse doch gar nicht ausschliesst, wie überhaupt

---

LBlGRPh. 14, S. 153/4.]| — **56**) J. Keller, D. Grenzen d. Uebersetzungskunst. Progr. d. Gymn. Karlsruhe (G. Braun). 4⁰. 43 S. — **57**) K. Holtermann, Vergleichung d. Schlegelschen u. Vossschen Uebersetzung v. Shakespeares „Romeo and Juliet.“ Progr. d. Progymn. Münster. 30 S. — **58**) K. Troost, Seebilder aus Vergil. Progr. d. kath. Progymn. Frankenstein i. Schl., (Lonsky.) 4⁰. 19 S. — **59**) F. Charitius, D. Uebersetzen aus d. Deutschen in d. Latein. Progr. d. Gymn. Landsberg a. W. (Frankfurt a. O., Trowitzsch.) 4⁰. 20 S. — **60**) R. Richter, Deutsch u. Griechisch nach e. Ausspruch Luthers: ZDU. 6, S. 521-43. — **61**) H. Röhl, Ueber d. praktische Brauchbarkeit d. wichtigsten modernen Sprachen, spec. d. dtsch. Progr. d. Dom-Gymn. Naum-

bald in der Schrift bald in der Rede die Doppelgeltung einer Form zu Misshelligkeiten führt. Da der Vf. bestrebt ist, seine Ausstellungen mit gleicher Schärfe auch auf die anderen Sprachen zu richten, so nimmt ein verständiger Beurteiler an der Schonungslosigkeit gegen die eigene Sprache keinen Anstoss. Freilich kommt die Unparteilichkeit dadurch etwas ins Schwanken, dass auf den deutschen Fügungen, als dem Mittelpunkt der Untersuchungen, die meisten Hiebe sitzen bleiben. Aber wo auch die Kritik an eine scheinbare Einseitigkeit sich anheften will, verwehren ihr die wohlbegründeten Fundamente der Darstellung festen Fuss zu fassen. Höchstens bei der Wortstellung sind die Vorzüge unserer Sprache nicht ganz zur Geltung gekommen, wie eben überhaupt die deutsche Sprache nicht so sehr in der praktischen Brauchbarkeit für fremde Benutzer voraus ist als in der Freiheit, mit der sie dem Eingeweihten erlaubt, seine Gedanken in Worte umzusetzen, ohne jede Beeinflussung durch die Mode und den Zwang der Phrase, unter denen Franzosen und Engländer leiden. — Der Kuriosität wegen mag sich hier Mähliss[62]) anschliessen, zu dessen an die „Schrecken der deutschen Sprache" angeknüpften sonderbaren Reformvorschlägen die Objektivität von Röhl in wirksamen Kontrast tritt. — Von Gesamtdarstellungen sei in erster Linie der kurze Abriss erwähnt, den Lyon[63]) von der deutschen Grammatik und unserer Sprachgeschichte giebt. Es ist eigentümlich, wie fremd in dieser doch sicheren und korrekten Linienführung das Bild unserer Sprache dem Kenner erscheint. Das kommt teils davon her, dass die problematischen Seiten der Ergebnisse unserer Wissenschaft in so gedrängter Darstellung viel greller beleuchtet werden, teilweise aber auch davon, dass selbst die Thatsachen meist viel zu komplizierter Natur sind, als dass sie in den kurzen Schlagworten nicht einen Teil ihrer Wahrheit einbüssen würden. Einige dieser Missstände darf man allerdings dem Vf. selbst zur Last legen, so wenn er (S. 48), sagt, „das alte Relativum unserer Sprache war das undeklinierbare so" oder wenn er von dem Wechsel „ich trete, du trittst, er tritt" einfach sagt (S. 88), „diesen Wechsel nennt man Brechung". Auch der Jammer unserer deutschen Grammatik, die sich noch immer nicht entschliessen kann, die von den Römern missverstandenen Kategorien der Griechen durch solche zu ersetzen, die für unsere Sprache passen, spielt hier mit herein. Schon das Futurum exactum, das in praxi für unsere Sprache kaum etwas bedeutet, gehört hieher. Noch mehr aber unser unglücklicher Prädikatsbegriff, der das Verbum und das eigentlich allein prädikative Nomen liebevoll umfasst, er wirkt in der Darstellung von L. einfach verwirrend. Ich kann mir nicht denken, dass Jemand, der auf diese Unterscheidungen nicht schon eingedrillt ist, sie auf Grund dieses Buches zu ziehen vermag. Doch damit soll dem Vf. kein Vorwurf gemacht werden, der uns im Gegenteil durch die Sicherheit und Vertiefung seiner Darstellung gleich erfreut wie durch das praktische Geschick, das er namentlich auch in der Einschaltung einiger sonst nirgends beobachteter Anweisungen bethätigt; die Ursache sitzt viel tiefer; in diesem kurzen Abrisse war es nur nicht möglich, sie zu verhüllen. —

Was nun die Erscheinungformen im einzelnen anbetrifft, so kann uns der Lautstand nur insofern beschäftigen, als er sich in der Schrift projiziert. Schon mit dem Wechselverhältnis von Sprache und Schrift beschäftigen sich mehrerere Aufsätze[64-65]), unter denen der von Treitel[66]) durch die Berücksichtigung der mannigfachen in Frage kommenden Faktoren besonders anregt. — Unter die Schriftprobleme des Lautstandes gehören in gewissem Sinne auch litterarische Belege, wie sie uns Fischer[67]) aus einer hebräischen Grammatik des 15. Jh. beibringt, wo die einzelnen Laute durch entsprechende deutsche — namentlich der schwäbischen Mundart — verdeutlicht werden. —

Weniger lässt sich die Litteratur zur Rechtschreibung heranziehen, da sie meist polemischer Natur ist und selten die Beschaffenheit unseres Lautstandes ins Auge fasst. Immerhin wird diese gelegentlich von Kogler[68]) gestreift, der die Dehnungsfrage in der Rechtschreibung behandelt. — Einen sehr sympathischen Standpunkt nimmt hier Büsch[69]) ein, der vom Bestehenden manches mit Rücksicht auf das lebendige Sprachbewusstsein verteidigt und die Verbesserungsvorschläge ebenfalls bei der Dehnungsfrage einsetzen lässt. — Einen kleineren Beitrag liefert auch Hildebrand[70]), der den französischen Accent auf deutschen Namen, mit dem z. B. auch Goethes Grossvater seinen Namen in Goethé umwandelte, auf das Bestreben zurückführt, bei französischer Aussprache den schliessenden Vokal zu retten. Wie immer bei H. wandelt sich auch diese kleine Skizze zu einem kulturgeschichtlichen Rückblick um. —

---

burg, Sielings Buchdr. 4⁰. 46 S. — **62**) F. Mähliss, D. Schrecken d. dtsch. Sprache. Halle a. S., Kaemmerer & Co. 23 S. M. 0,50. — **63**) O. Lyon, Abriss d. dtsch. Grammatik u. kurze Gesch. d. dtsch. Sprache. (= Samml. Göschen N. 20.) Stuttgart, G. J. Göschen. 16⁰. 134 S. M. 0,80. — **64**) × P. Richert, Sprache u. Schrift: Reform N. 7/9, 11/2. — **65**) × G. Landauer, Sprache u. Schrift: ML. 61, S. 155/6, 189-91. — **66**) L. Treitel, Schrift u. Sprache: VossZgB. N. 20. — **67**) H. Fischer, Z. Gesch. d. dtsch. Vokalismus: Germania 37, S. 108-10. — **68**) P. Kogler, Die Dehnungsfrage in unserer Rechtschreibung. Progr. d. Gymn. Salzburg. 42 S. — **69**) T. Büsch, Z. dtsch. Rechtschreibung. Progr. Malmedy. 4⁰. 12 S. — **70**) R. Hildebrand,

Die Formenlehre kemmt meist in den zur Polemik zu besprechenden Gesamtdarstellungen zur Behandlung: hier wäre nur eine hübsche Untersuchung über „dies"- und „dieses[71]) aus Sanders' Zeitschrift zu erwähnen. — Ebenso einige aufhellende Bemerkungen von Tobler[72]) zu den verkürzten Artikelformen, auf die Erich Schmidt aufmerksam gemacht hatte. Es sind lautliche und syntaktische Gründe, die hier zusammenwirken. —

Aus dem Gebiete der Syntax ist eine mehr für den praktischen Gebrauch der Amerîkaner bestimmte Zusammenstellung von Jagemann[73]) und eine geschichtliche Darstellung unseres neuhochdeutschen Satzbaus von Wunderlich[74]) anzuführen. Die Kritik hat das letztgenannte Werk günstig aufgenommen. Selbst diejenigen, die grundsätzlich der objektiv geschichtlichen Darstellung des Vf. die subjektive Angriffsweise der Sprachpolemiker vorziehen, haben die Arbeit als solche anerkannt und die schwachen Seiten derselben durchaus nicht über Gebühr vorgedrängt. Erbe tadelt mit Recht Flüchtigkeitsversehen und Inkonsequenzen der Darstellung, die von anderen Kritikern als die Begleiterscheinungen des ersten abgeschlossenen Versuches einer Gesamtdarstellung der Syntax beurteilt werden. Dem erwähnten prinzipiellen Gegensatz entspringen zwei Angriffspunkte, in deren zweitem E. sich mit anderen Beurteilern berührt. Einmal will es ihm nicht einleuchten, dass die ohne Verbum gebildeten Sätze, die aus der Sprechform unserer Sprache in die Schriftform übergleiten, von der Grammatik so eingehend gewürdigt werden; vielleicht wird eine neuere Publikation des Vf. die Notwendigkeit, gerade die Sprechform zur Grundlage der Forschung zu machen, überzeugender darthun. Ein anderer Vorwurf ist die flüchtige Behandlung der Inversion, dlie mit dem Hinweis auf eine weitschichtige Litteratur gerügt wird. Eine solche Para lele ist nicht gerechtfertigt, da eben diese Litteratur die Inversion nach „und" meist als eine ganz für sich bestehende und unbegreifliche Verirrung menschlichen Sprachvermögens bekämpfte, indess im „Satzbau" die Inversion überhaupt im Zusammenhange besprochen wurde mit ihrer Neigung, auch neben den eigentlichen Bindepartikeln Fuss zu fassen. Die Frage ist nur, ob die Oekonomie des ganzen Werkes es gestattete, einer Tagesfrage mehr Raum anzuweisen, als anderen, gleich wichtigen Erscheinungen, die von der populären Litteratur nicht gestreift werden. Dabei stossen wir allerdings auf einen Missstand, der namentlich von Löhner hervorgehoben wurde, dass die Zusammenfassung des weitverzweigten Stoffes in so engem Rahmen vielfach zu bloss skizzenhafter Darstellung führte. Dieser Vorwurf trifft mit Recht die Darstellung einzelner Partikeln, vor allem der Bejahungs- und Verneinungsformen. Dagegen ist er für die Inversion nach „und" kaum aufrecht zu erhalten. Denn die weitschichtige Litteratur, die sich um diese Frage rankte, hat noch wenig Förderndes beigebracht, selbst die im vorigen Jahre erwähnten Untersuchungen von Poeschel und Hildebrand (JBL. 1891 I 8 : 36/7) haben nur eine den Fachgenossen längst bekannte Thatsache erhärtet, dass die Fügung schon der älteren Sprache reichlich angehört und dass sie nicht dem Papierstile entsprungen ist. Für den praktischen Gebrauch kann man sich an die kurze und bündige Darstellung halten, in der Langer[75]) drei Gebrauchsformen sondert, für die wissenschaftliche Beurteilung jedoch hat erst in neuester Zeit Erdmann in Kiel neue Momente in die Wagschale geworfen. Andere Ausstellungen und Zustimmungen, die bewährte Forscher auf syntaktischem Gebiete an den „Satzbau" angeknüpft haben, können wir im Rahmen dieser Berichte nicht weiter verfolgen, nur auf einige Punkte mag verwiesen werden: Gegenüber den „Grundzügen" von Erdmann hebt sich der „Satzbau" einerseits durch die Darstellung des Gesamtbestandes der Syntax ab, andererseits konzentriert er sich im Gegensatz zu Erdmanns Paralleldarstellung der älteren und neueren Sprachstufen auf die Neuzeit und zieht die alt- und mittelhochdeutschen Fügungen nur zur Erklärung heran, was allerdings ausgiebig genug geschieht. W. ist auch da, wo er Erscheinungen behandelt, die schon in den „Grundzügen" dargestellt worden sind, selbständig, ohne nach Originalität zn haschen. Er findet die Erklärung oft an anderer Stelle als Erdmann, teilweise weil er andere Schriftsteller ausbeutet als dieser, noch mehr aber, weil er über die Litteratur hinausgreift in die gesprochene Sprache und in die Mundarten. Naturgemäss erweckt er deshalb häufiger den Anschein der Hypothese als Erdmann, aber ohne die Gefahr des Irregehens und Anstossens kann man den Zielen, die der Syntaxforschung noch vorschweben, nicht näher kommen. — Von Einzelbeiträgen zur Syntax möge hier eine Dissertation von Neuse[76]) Erwähnung

---

Französ. Accent auf dtsch. Namen: ZDU. 6. S. 585/8. — **71**) Dies u. Dieses: ZDS. 5, S. 56/9. — **72**) L. Tobler, Verkürzte Artikelformen: ADA. 18, S. 146/8. — **73**) H. C. G. v. Jagemann, Elements of German Syntax. New-York, Holt & C. 180 S. — **74**) H. Wunderlich, D. dtsch. Satzbau. Stuttgart, Cotta. XIV, 252 S. M. 4,00. |[K. Erbe: ZADSprV. 8, S. 89-90; O. Glöde: ASNS. 90, S. 409-10; O. Erdmann: ZDPh. 25, S. 275/7; O Behaghel: LBlGRPh. 14, S. 194/5; R. Löhner: ZÖG. 45, S. 237/9; K. Tomanetz: ADA. 20, S. 1-13; H. M. Ferren: AJPh. 14, S. 501/5]|. — **75**) O. Langer, Ueber d. Umstellung d. Worte nach „und": ZDU. 5, S. 722/3. — **76**) R. Neuse, Tempora u. Modi bei Nicolaus v. Strassburg. Diss. Münster, J. Kricks Buchdr. 83 S. — **77**) R. Wessely,

finden, die obwohl sie sich der Sprache des Nicolaus von Strassburg zuwendet, doch vielfach auch mit Parallelen in die neuere Zeit hineingreift. Charakteristisch ist hier die Eingangsbemerkung, die anknüpfend an ein Kolleg Weinholds den Mangel an syntaktischen Studien beklagt, während die nachfolgende litterarische Uebersicht gerade die neuesten, in das specielle Thema des Vf. eingreifenden Arbeiten vermissen lässt. — Dieselbe Unkenntnis der einschlägigen Litteratur gereicht einer — ebenfalls in Berlin angeregten — Dissertation von Wessely[77]) zum Schaden, die sich mit der Sprache Albrecht von Eybs beschäftigt. Obwohl ein Vergleich mit Steinhöwel hier nahe lag und der Vf. diesen Uebersetzer auch erwähnt, um ihn kritiklos mit Wyle auf eine Stufe zu stellen, hat er nicht einmal von meinen Studien über Steinhöwel Notiz genommen. Dagegen begegnen aphoristische Bemerkungen aus weitabliegender Litteratur. Die Untersuchung selbst ist mit Geschick geführt, nur sind die Belegstellen gar zu dürftig mit Begleitbemerkungen versehen. — Einen merkwürdigen Fund hatte die Sprache Luthers (vgl. JBL. 1891 II 6 : 32) ergeben. Beim Hülfsverbum „thun" war die Verwitterung so weit gegangen, dass sie sogar die Negationspartikel gelegentlich ergriff und ein „er thäte" schliesslich die Bedeutung von „hätte er das nicht gethan" gewann. Hierzu bringt nun Birlinger[78]) die Mitteilung, dass er eben diese Erscheinung schon früher besprochen hatte; Kawerau bietet ein Beispiel aus Luther für ein ähnliches „het gethan"; ebenso Eugen Wolff aus dem Ende des 16. Jh. — Zur Wortstellung lässt sich Behaghel[79]) vernehmen, der nicht müde wird, immer wieder auf die Eigenart der gesprochenen Sprache hinzuweisen. Anknüpfend an eine im Stile Wilhelm Jordans gerügte Neigung, hinter dem Verbum eine Bestimmung folgen zu lassen, die vor das Verbum gehöre, macht er auf volkstümliche Wendungen aufmerksam, wie „ob er keinen Burschen gesehen hat mit einem weissen Bündel" und belegt entsprechende Fügungen auch aus der älteren Sprache. — Auch Franke[80]), der aus den Reden Fichtes „an die deutsche Nation" Belege beibringt, findet in dieser Nachstellung eine Eigenschaft des Sprechstils. —

Die Stilformen unserer Sprache haben im Berichtsjahre mannigfache Bearbeitung erfahren. Allerdings eine allgemeine Stilistik ist nicht zu verzeichnen, denn der Versuch einer systematischen Darstellung der Gesetze des deutschen Stils von Hörtnagel[81]) ist mehr für die Schule berechnet und fasst in erster Linie die Verstösse ins Auge, die im „deutschen Stil" leicht begangen werden. — Unter den Stilformen nun steht der Briefstil im Vordergrund; angeregt durch den Abschluss des umfassenden Werkes von Steinhausen[82]) haben sich aus Besprechungen allerlei kleine Darstellungen der Entwicklungsgeschichte des Briefes ergeben. Es ist bezeichnend für die Vielseitigkeit des von St. Gebotenen, dass fast jeder der Berichterstatter von einem anderen Gesichtspunkt ausgehen kann, um doch eine befriedigende Skizze zu bieten. Das kulturgeschichtliche Moment, das St. zum Mittelpunkte der Darstellung macht, die litterarhistorischen Beziehungen und die specielle Stilgeschichte des Briefes, sie alle kommen neben einander zur Geltung und zu ihrem Rechte. Die Entwicklungsgeschichte des Briefstils war am abgerundetsten für das 14. und 15. Jh. zur Darstellung gekommen, namentlich konnten hier der Aufbau des Briefes sowohl als die gebräuchlichen Fügungen und Formeln von ihrem besonderen Ausgangspunkt bis zu der Thatsache allgemeinster Verbreitung verfolgt werden. Unmöglich war das für die spätere Zeit, obwohl auch hier einschlägige Arbeiten noch viel zu Tage fördern werden. Für das 17. und 18. Jh. treten mehr die allgemeine Charakterisierung in den Vordergrund, die Fremdwörtersucht, die Sprachmischung, die französischen Briefformen; Schwulst und Unnatur auf der einen Seite, auf der anderen die Ungebundenheit der Sturm- und Drangzeit, die allmählich zu der massvollen Freiheit der klassischen Zeit führte. Neben diesen auf breitem Untergrund aufgebauten allgemeinen Darlegungen behält der Vf. im übrigen immer noch bestimmte Einzelheiten im Auge. Die Briefsteller und ihre Theorie des Briefes, die der von ihnen geübten Praxis widerspricht; der Aufbau, die Einwirkungen der Höflichkeitsformen auf einzelne Teile des Briefes wie auf einzelne Stilmittel (Beiwörter), alle diese Veränderungen werden getreulich protokolliert. — In den Briefstil greifen auch die Notizen über, die Denecke[83]) zur Geschichte des Grusses beibringt. — Die Stilformen, die der Beruf der Sprache seines Inhabers giebt, nehmen, wie immer, einen breiten Raum ein — meist in der leichteren Litteratur. Köhnemann[84]) bespricht die Fremdwörter in der Heeressprache. — Reuleaux[85]) befürwortet die Annäherung an den Telegrammstil im kaufmännischen Verkehr. — Dem gegenüber kommt der Schwulst in unserem Kanzleistil

Ueber d. Gebrauch d. Kasus in A. v. Eybs dtsch. Schriften. Diss. Berlin. 55 S. — **78**) ZDPh. 24, S. 43, 201/2, 504. — **79**) O. Behaghel, Z. dtsch. Wortstellung: ZDU. 6, S. 265/7. — **80**) Fr. Franke, „Sprechzimmer" 1.: ib. S. 350/2. — **81**) (I 5: 31.) — **82**) (JBL. 1891 I 5: 13.) — **83**) A. Denecke, Z. Gesch. d. Grusses u. d. Anrede in Deutschland: ZDU. 6, S. 317-45. — **84**) Köhnemann, D. dtsch. Sprache im Heere: DeutschnatJb. 2, S. 126-30. — **85**) F. Reuleaux, Ueber d. Telegrammstil: ib. S. 131-41.

bei einem Mitarbeiter der Grenzboten [86]) gar schlecht weg. Gelegentlich einer Betrachtung der Verdeutschungen im Eisenbahnverkehr, wo zur Fremdwörterfrage treffende Bemerkungen abfallen, bespricht der Vf. die Neigung unserer Bureaukraten, das Publikum, an das sich ihre Sprache wendet, entweder für Dummköpfe oder für Spitzbuben zu halten, daraus leitet er geschickt die Stilungeheuer ihrer Verfügungen ab. — Ebenso verteidigt auch Löbl [87]) in einer Plauderei das Zeitungsdeutsch mit dem Hinweis auf die Blössen der Gesetzessprache. — Das Philologendeutsch, als ein Ergebnis zu einseitigen Betriebes klassischer Studien beleuchtet Gschwind [88]). — Eine wissenschaftliche Darstellung nun, die die treibenden Kräfte berufsmässiger Sprachbildung in den Vordergrund stellt, bietet Kluge [89]) mit seinen Mitteilungen über die Studentensprache. Wir sehen die Einbildungskraft in kühnen Vergleichen thätig, mit denen der Musensohn sich und Andere seiner Umgebung benennt. Wir sehen namentlich, wie die Personen plötzlich von Sachen, mit denen sie irgendwie in Zusammenhang stehen, den Namen überkommen. Daneben gewahren wir, wie das Latein mit allen erdenklichen Formen und Fügungen in diese Sprache einzieht, wie die französische Richtung auch hier ihre Spuren eindrückt, und wie selbst das Rotwelsch in diese Kreise eindringt. Was der Untersuchung von K. ihren Wert verleiht, sind nicht so sehr die Resultate als die Methode, die uns ermöglicht, das Leben und Weben der sprachbildenden Kräfte in der Bewegung zu belauschen. — Wenig ist dieses der Fall in dem Versuch von Genthe [90]), das „deutsche Slang" in lexikalischer Anordnung zu verzeichnen. Die an und für sich schon unschönen Wortbildungen, die aus den verbummelten Kreisen der Grossstadt stammend, die schlechtesten Elemente der Sprachbildung ans Licht rücken, wirken geradezu abstossend, wenn sie als Selbstzweck vorgeführt werden. Wir hätten es uns gefallen lassen, wenn ein Kenner an ihnen hätte zeigen wollen, wie der grossstädtische Verkehr auf die Sprachbildung wirkt. Dazu hätte aber von vornherein mehr lokalisiert und gesondert werden müssen. — Dem gegenüber berührt es weit sympathischer, wenn Brendicke [91]) bemüht ist, den Berliner Volksdialekt, wie er in den altheimischen Kreisen gesprochen wird, zu beschreiben. Freilich beruht das Verdienst dieser Untersuchung mehr in der Anregung und in der Zusammenstellung der Litteratur. Die Darstellung selbst teilt sich in eine, nicht auf phonetischer Grundlage ruhende, Lautbeschreibung und eine Verzeichnung der aus der Judensprache eingedrungenen Fremdworte. —

Wir haben gesehen, wie schon die Stilform der Sprache am lebhaftesten im Wortschatz erfasst wird, und haben nun eine Reihe von Arbeiten zu erwähnen, die sich ausschliesslich mit diesem beschäftigen. Das Grimmsche Wörterbuch hat allerdings im Berichtsjahre keinen grossen Fortschritt gemacht, dagegen hat Heyne [92]) von seinem deutschen Wörterbuche den 2. Band fertig gestellt. Da H. einen grossen Teil desselben Wortmateriales schon für das Grimmsche Wörterbuch behandelt hatte, so lässt sich seine Methode hier eindringlich erkennen. Die gewaltigen Kürzungen, die notwendig geworden, lassen natürlich keinen Raum mehr für die kulturhistorischen, mythologischen und sonstigen Exkurse; alle diese aus dem grossen Wörterbuche lieb gewonnenen Belehrungen sind hier gefallen oder stecken in knappen Andeutungen. Auch die Uebertragungen der einzelnen Worte und die Redensarten, die sich daran anknüpfen, sind zumeist nur mit einem Beispiel skizziert, sodass der verbindende Faden fast verloren geht. Dafür ist nun die neuere Litteratur in ausgiebigster Weise herangezogen worden: Bismarck, Moltke, ja selbst die Gesetzestexte und Instruktionsbücher der neuen Aera! Naturgemäss aber können gerade diese neueren Quellen nur den minimalsten Bruchteil ihres Inhaltes hier niederschlagen. Und das bringt uns auf die Frage, ob aus dem Kompromiss, den der Vf. seiner Belesenheit hier abgerungen hat, der Nutzen erwächst, den er und enthusiastische Freunde seines Werkes davon erhoffen. Die Antwort kann ja nur subjektiv ausfallen, aber mir scheint, als ob bei Kürzungen und Beschränkungen vor allem der ganze mittelalterliche Apparat hätte fallen müssen. Für die ältere Sprache sind wir verhältnismässig gut versorgt und gewinnen durch H. wenig Neues, aber für die neuere Zeit thut uns eine sachkundige Verzeichnung unseres Wortschatzes not. So hätte bei blosser kurzer Angabe, wo ein Wort zum ersten Male vorkommt, welche hauptsächliche Wandlungen es durchgemacht hat, die Neuzeit voller ihre Rechnung finden können. Aber freilich, Wünsche sind hier wohlfeil, die Anforderungen, die an den Lexikographen gestellt werden, sind von Einem nicht zu erfüllen. —Am besten genügt solcher Auf-

---

— **86**) Eisenbahndeutsch: Grenzb. 51, S. 585-605. (S. u. N. 128.) — **87**) E. Löbl, Zeitungsdeutsch u. Gesetzesdeutsch: ZDS. 5, S. 333/9. — **88**) E. Gschwind, D. Uebersetzungen aus d. Deutschen in d. beiden altklass. Sprachen. Progr. Prag (A. Haase). 68 S. (Hier kommen in Betracht S. 58-68.) — **89**) (I 4: 821.) — **90**) A. Genthe, Dtsch. Slang. Strassburg, Trübner. 73 S. M. 1,20. |[MLN. 7, S. 60/1.]| — **91**) H. Brendicke, D. Berliner Volksdialekt: SVGBerlin. 29, S. 117-32. — **92**) M. Heyne, Dtsch. Wörterbuch. II. H-Q. Leipzig, Hirzel. 4⁰, 1238 S. M. 10,00. |[A. Schroeter: BLU. S. 743/5; AZgB. N. 283.]| —

gabe, wer sich an Einzelheiten macht. So giebt Hildebrand[93-94a]), als der andere Mitarbeiter am „Grimm", Nachträge zu einzelnen Wörtern, die sich zu kleinen Abhandlungen auswachsen. Er zeigt, wie vor der Ausbildung unseres Wortes „Aesthetik" um die Mitte des 18. Jh. das Wort „Kritik" einen Teil der einschlägigen Vorstellungen beherbergte; er verfolgt die Geschichte des Wortes „Charakter" in der Sprache des vorigen Jh. und formt daraus einen Beitrag zur inneren Geschichte unserer Litteratur. Andererseits wird aus der Verstümmelung einzelner Ortsnamen die Formgeschichte der Worte beleuchtet, und an dem Bedeutungswandel der Partikel „bis" (zu „so lange") werden Gesetze unserer Denkthätigkeit erläutert. — Auch Dietrich[95]) will aus dem Studium der sprachlichen Entwicklungen für die Psychologie und Philosophie neue Anregung gewinnen, wobei er in erster Linie den Erzieher im Auge hat. — Mit frischem Mute greift Wasserzieher[96]) in die reiche Fülle poetischen Gehaltes in unserer Sprache ein; für die wenigen Beispiele wäre es jedoch besser gewesen, er hätte mit seiner an J. Grimm angelehnten Auffassung des Geschlechtswortes nicht erst künstlich Poesie in die Sprache hereingetragen (s. u. I 11:28). — Andere Arbeiten lassen bestimmte, in der Semasiologie thätige Faktoren hervortreten. Den Verwitterungsprozess, der unsere Worte ganz zu „abgegriffenen Münzen" werden lässt (vgl. Lärm, zu Lärman, zu Allarm schlagen usw.), stellt ein Anonymus [97]) dar; er knüpft daran eine Beschreibung, wie sich nun die Tautologie einstellt (Schuster — schuoch suter); wie die Worte an andere Stämme angeglichen werden (Maulwurf, Maulaffen, Drillich). Fraglich ist dabei die Erklärung von „Weichbild", die nach Anderen vielmehr von einem plastischen Symbol auszugehen hat, in dem sich die Marktgerechtigkeit des „vicus" verkörperte. — Einem anderen Vorgang widmet Franke [98]) ein paar populär gehaltene Bemerkungen, der Spaltung eines Wortes in zwei durch die Schrift auseinander gehaltene Bedeutungscentren (vgl. „Beet" und „Bett", „Knabe" und „Knappe" u. a.). Wissenschaftlich war diese Erscheinung in einer im Vorjahre besprochenen Abhandlung Andresens beleuchtet worden (vgl. JBL. 1891 I 8 : 48). — Zur älteren Lexikographie bringt Köster[99]) einige interessante Belege für das Bestreben, ein zum Prädikat verschobenes Adverb nun auch zu einem attributiven Adjectiv umzuwandeln („untereinandrig" „überzwerch" u. a.). — Aus Luthers Schriften führt Köstlin[100]) einige seltsame Wortverbindungen an, denen nachher teils vom Vf. selbst, teils in neuerer Zeit von anderen Forschern Nachträge beigefügt werden. — Anknüpfend an eine Bemerkung im Wörterbuche Heynes, „Aar" sei in unsere neuhochdeutsche Sprache erst aus der Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen wieder eingeführt, weist Kluge[101]) nach, dass allerdings bei Luther und Späteren durchwegs „Adler" vorkomme, dass aber in Kompositen das alte „Aar" durch das 15. bis 18. Jh. lebendig geblieben sei (Fischaar); ausserdem sei auch aus mundartlichen Zeugnissen wahrscheinlich, dass das alte „aar" auch als Simplex weitergelebt habe. — Biltz[102]) will zu dem Worte „verraten" aus der Bibelstelle, in der nach Luther Judas Christum an die Hohepriester „verriet", die Bedeutung des „Uebergebens", die dem Zusammenhange nach darin liegt, etymologisch erklären. Er ist uns aber die sprachlichen Zeugnisse schuldig geblieben. — Auch die Namenforschung könnte im weitesten Sinne unserer Aufgabe an die historische Darstellung des Wortschatzes sich anreihen. Wir würden damit aber ein viel zu weitverzweigtes Gebiet betreten, auf dem überdies mehr die vergleichende Sprachforschung, die Geschichte und die Kulturgeschichte (s. o. I 4:59—64) das Wort zu führen hätten. — Für den praktischen Gebrauch sei der deutsche Wortschatz von Schlessing[103]) erwähnt, der für die einzelnen Begriffe die Synonyma zusammenstellt, um dem Benutzer die Wahl des passenden Ausdruckes zu erleichtern. —

Die Polemik auf dem Gebiete unserer Schriftsprache mag wie billig der Kampf um Wustmanns Sprachdummheiten eröffnen (vgl. JBL. 1891 I 8 : 59). Es ist bezeichnend für den Boden, den dieses Buch vorbereitet fand, dass fast keine Besprechung ohne eine kleine oder grössere selbständige Zugabe schliesst, ein Beweis zugleich auch für die eindringliche Wirkung des Büchleins. Wir beginnen am besten mit den eigentlichen Besprechungen,[104]) knüpfen daran die selbständigen Arbeiten, die aus der Kritik erwachsen sind, und schliessen mit den Kritiken, die über Wustmann und seine Gegner und Freunde zugleich einen Ueberblick gewähren. Das Urteil, das ich im letzten Bericht über W. ausgesprochen habe, ist gelegentlich als zu hart und zu wenig mit Beweisgründen gestützt angefochten worden. Dabei wurde übersehen, dass ich mich auf eine eingehende eigene Polemik stützte, die überhaupt den Reigen der

93) R. Hildebrand, Nachträgliches zu Grimms Wörterbuch, dazu e. Beitr. z. inneren Gesch. unserer Litt. ZDU. 6, S. 227-33. — 94) id., Charakter in d. Sprache d. vorig. Jh., auch e. Beitr. z. inneren Gesch. unserer Litt.: ib. S. 457-69. (S. u. IV 1a: 31.) — 94a) id., Z. Formgesch. d. Worte, v. Verwitterung u. Wiederherstellung: ib. S. 637-42. — 95) R. Dietrich, D. Studium sprachl. Entwicklungen: ib. S. 239-59. — 96) E. Wasserzieher, D. Poesie d. Sprache: Gegenw. 41, S. 227/9. — 97) Abgegriffene Münzen: NorddAZg. 9.—15. März. — 98) C. Franke, D. Entwicklung e. Wortes zu zweien im Deutschen: LZg[B]. N. 3. — 99) (I 2: 1.) — 100) J. Köstlin, Beitrr. aus Luthers Schriften z. dtsch. Wörterbuche: ZDPh. 24, S. 37-42, 425/6. — 101) F. Kluge, Aar u. Adler: ib. S. 311/5. — 102) K. Biltz, Ueber d. Wort u. d. Begriff „Verraten": ZDU. 6, S. 486-94. — 103) A. Schlessing,

Kritiken eröffnet hatte, und dass ich neben der etwas zu temperamentvollen Kritik Bechsteins auch die sachgemässe Besprechung von Erdmann angeführt hatte. Mehr und mehr tritt nun auch bei anderen Beurteilern die Erkenntnis hervor, dass es nicht bloss Einzelheiten sind, gegen die sich die Kritik richten muss, sondern vor allem der tiefliegende Widerspruch zwischen den von W. benutzten — wenn auch nicht citierten — Gewährsmännern. Daraus entspringen die Widersprüche bei W. selbst, die Schwankungen zwischen den Autoritäten, denen er die Grammatik unterwirft: Sprachgeschichte (Andresen-Sanders), lebende Sprache (Schroeder) und subjektive Aesthetik (Wustmann selbst). Namentlich die beiden letzten Faktoren liegen in der Darstellung bei W. in fortgesetztem Kampfe, und wenn Wustmann[105]) neuerdings in Bemerkungen über seine Kritiker die Sprache als ein Kunstwerk auffasst, so schlägt er damit allen seinen Vorschriften ins Gesicht, die aus der lebenden Sprache abgezogen sind. W. zeigt überdies in jener Antikritik eine auffallende Bescheidenheit in Bezug auf die wissenschaftliche Qualität seiner Kritiker. Er acceptiert dankend die ihm gewordenen Lobsprüche untergeordneter Geister und zieht es daneben vor, den Widerspruch der ihm ebenbürtigen oder übergeordneten Gegner einfach zu ignorieren. Und doch ist sein Buch, so gross auch dessen Fehler sind, entschieden zu gut, um nicht auch Widerspruch ertragen zu können. Als subjektives Urteil eines eifrigen Freundes der Sprache aus dem engeren sächsischen Sprachkreise verdienen viele seiner Aufstellungen Anerkennung, noch mehr Beachtung, sie dürfen nur nicht den Anspruch erheben, als unmittelbare Offenbarung des deutschen Sprachgenius hingenommen zu werden. Und wenn W. sich auch auf den grossen äusseren Erfolg berufen kann, als auf ein Zeichen, dass sein subjektives Urteil von breiten Massen getragen wird, so dürfen wir wohl auf die geradezu verblüffende Unwissenheit aufmerksam machen, die sich in den Reihen seiner Bewunderer geltend macht. Demgegenüber fällt ein so sachgemässer Angriff, wie ihn Logander erhebt, um so schwerer ins Gewicht. L. deckt als wunde Stelle der „Sprachdummheiten" vor allem die Einseitigkeit auf, mit der die beobachteten Sprachfehler ausgebeutet werden. W. kennt für sie nur den Tadel, er versteht es nicht, aus ihnen sich zu belehren. Und doch giebt es nicht bloss Fehler, die die Denkfaulheit begeht, sondern auch solche, die im Gegenteil das Nachdenken herbeiführt; überall, wo die Sprache Ausnahmen und Inkonsequenzen bietet, fühlt sich der nachdenkliche Kopf verleitet, auszugleichen und anzugleichen. An solchen Fehlern aber sollte man seine Freude haben, jedenfalls muss man ihnen Beachtung schenken, denn in ihnen liegt ein gutes Stück Zukunft unserer Sprache. — Unter den Abhandlungen, die an das Wustmannbuch anknüpfen, wird als die radikalste gewöhnlich die von Kärger[106]) ausgegeben. Man ist diesem Buche meist nur mit ein paar Seitenhieben zu Leibe gegangen, man ist ihm aber weder im Tadel noch im Lobe gerecht geworden; es scheint vielmehr, dass man sich durch die starken Uebertreibungen verhindern liess, den Kern herauszulesen. Zunächt muss diese Schrift als Rückschlag gegen die Gewaltthätigkeiten aufgefasst werden, die sich Wustmann erlaubt hatte. Der Titel „in tyrannunculos" ist berechtigt. Sodann ist die kräftige Tonart, in der K. redet, doch nur das Echo der „Sprachdummheiten". Und endlich ist die Dartellung ganz auf den neueren Grundsätzen der Sprachwissenschaft aufgebaut, nur dass diese da und dort durch eine falsche Konsequenz zu Tode gehetzt werden. Das letzte Ziel ist meist zu weit hinausgeschoben, die Ausgangspunkte der Darstellung aber sind im allgemeinen gut gewählt. K. zeigt an Wustmann dessen Hass gegen alle Neubildungen und führt mit Recht aus, dass dies zur Verarmung unserer Sprache führen würde. Er meint „in welchem Umfange die ältere Form neben der jüngeren noch gebraucht wird, ist für die Frage der Legitimität der letzteren vollständig gleichgültig. Ihr Dasein allein schon, die Thatsache, dass sie gesprochen und verstanden wird, verleiht ihr Daseinsberechtigung". Nun hängt aber die Frage, in wie weit eine neue Form verstanden wird, wesentlich davon ab, in welchem Umfang ihre ältere Konkurrentin noch gebraucht wird; dieser Umfang ist also nicht gleichgültig. Zweitens scheidet R. aus diesem Konkurrenzkampf dasjenige Element aus, das hier gerade das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit hat, das Sprachgewissen der Nation, das sich allerdings im Schulmeister und im denkenden Schriftsteller verkörpern soll, wenn diese nur mit feinem Takte sich darauf beschränken, das zu retten, was sie von der Denkfaulheit der trägen Masse bedroht sehen. K. nimmt dieses Recht auch dem berufensten Kenner der Sprache, dagegen überträgt er dem Denkfaulen feierlich das Recht, Nachlässigkeitsfehler mit dem Beispiel der breiten Masse zu decken, und wenn auch dieser Schutzmantel von ihm weggezogen wird, dann kann er sich schliesslich immer

Dtsch. Wortschatz oder d. passende Ausdruck. Stuttgart, Neff. 456 S. M. 5,00. — **104**) LCBl. S. 191; DRs. 73. S. 318; E. Kröhl: ML. 61, S. 32 (vgl. S. 189-91); E. Wasserzieher: ZDU. 6. S. 204/7 (vgl. F. Polle: ZDU. 6, S S. 629-37); ConsMschr. 49, S. 52/8; NationB. 9. S. 100/2, 114/7; BerlTBl. N. 331; R. Wulckow: Didask. N. 126; Zukunft 1, S. 273/5; NatZg. N. 248, 252; M. Rödiger: ASNS. 92, S. 79-85; Logander: PrJbb. 69, S. 782-98. — **105**) G. Wustmann, Zu d. Sprachdummheiten: Grenzb. 51, S. 584-96. — **106**) K. Kaerger, In tyran-

noch auf K. beziehen, der sich trotz aller prinzipiellen Berufung auf die Masse doch „von solchen geistigen Massenbewegungen nicht im mindesten terrorisieren lässt“ (S. 31). — In verwandtem Gedankenkreise mit Kaerger bewegt sich ein Anonymus[107]), nur dass bei ihm das Schwergewicht weniger auf die prinzipiellen Erörterungen als auf die Entscheidungen einzelner Fälle gelegt ist. Jeder Mensch wird in der Einleitung auf „den gesunden Menschenverstand“ verwiesen, da aber der „gemeine Mann“, dem wir uns in der Sprache annähern sollen, „das Selbstvertrauen verloren“ hat und sich „unsicher“ fühlt, so wird die Sache etwas schwierig. Wir werden auch nicht gefördert, wenn als oberste Richtschnur in Sprachstreitigkeiten Logik und Aesthetik nicht anerkannt werden, um endlich (S. 11.) der Forderung Raum zu geben, dass der Ausdruck „zweckmässig, lebensfähig, unzweideutig, kurz auszusprechen und schnell zu verstehen sein soll“. Die beiden letzten Forderungen schliessen einander gewöhnlich aus und zeigen, wie wenig der Vf. im Prinzip sich klar ist über den wirklichen Gang der Sprachentwicklung. Daher ist auch nicht zu viel Wert auf die Prophezeiungen zu legen, mit denen der Vf. dem Schicksal einzelner Fügungen das Horoskop stellt. Dagegen sind nun die parallel mit den Festsetzungen des Wustmannbuches gegebenen Einzelentscheidungen mit Geschmack und Humor getroffen und gewähren meist einen guten Anhalt. Darunter rechnen wir freilich nicht einige Bemerkungen über die Zopfigkeit der Flexionsendungen und ebensowenig die bei der sonstigen Fachbildung des Vf. unbegreifliche Ansicht, dass in „Goethisch“ ein Suffix „sch“ an den Stamm „Goethe“ antrete, während in Wirklichkeit vor dem Suffix „isch“ der vokalische Auslaut schwindet, wie Rödiger richtig hervorhebt. Das liesse sich auch gegen Polle sagen, der hierin Wustmann mit Unrecht angreift. Schön sind übrigens alle diese Bildungen mit einander nicht. — Auf gesicherterem Boden, weil in festgezogenen Linien sich bewegend, kämpft Minor[108]) gegen Wustmann. Er rückt vor allem den schwankenden Autoritäten mit unerbittlicher Konsequenz auf den Leib und führt den Gegner mit seinen eigenen Waffen ab. Dagegen ist die positive Seite des Buches nicht sehr ergiebig, und mit dem sichtlichen Bestreben, die Litteratursprache als einzige Autorität, auch für die leichteren Erzeugnisse der Feder, ins Feld zu führen, erwüchse uns in praxi ein Rückgang — sogar hinter Wustmann. Der Grund liegt darin, dass auch M. sich nicht klar wird über den Unterschied der einzelnen Stilformen, so dass er nun die Fügungen, die er für die Kunstform der Sprache fordert, auch ihren Verkehrsformen aufzwingen will. — Als Anhänger Wustmanns führt sich Faulde[109]) in der Einleitung seiner „Beiträge zur deutschen Grammatik“ ein; er findet in Fällen des Zweifels dort Belehrung und meint, dass das sprachlich Falsche hier durch Gegenüberstellung des Richtigen klar erkannt werde. Aber auch er fühlt sich doch zu einer Anzahl von Ausstellungen veranlasst, und indem er Wustmann vielfach der Uebertreibung bezichtigt, ist er geneigt, sich dem massvollen Heyse anzuschliessen. — Einer anderen Seite des Wustmannbuches treten Erbe[110]) und Blümner[111]) näher, und es ist lohnend, gerade die Stellung dieser beiden Forscher zu beleuchten. Grundsätzlich berühren sie sich am allermeisten von den wissenschaftlich ernst zu nehmenden Beurteilern mit Wustmann. Aber, und das ist das Charakteristische, während dieser aus dem engen sächsischen Gesichtskreise heraus Verfügungen trifft und gegen Provinzialismen wettert, bietet diesen beiden Forschern die schwäbische bezw. schweizerische Heimatfärbung der Sprache eine ganz andere innere Freiheit und Mässigung. E. ist ein gründlicher, liebevoll in die Sprache sich versenkender Forscher, der aber etwas abseits steht von den neueren Strömungen unserer Sprachwissenschaft. Er begleitet die Ausführungen Wustmanns durchwegs mit selbständigem Urteil, aber sein Tadel vermag sich nicht Geltung zu verschaffen in dem grossen Geräusch, mit dem die Wustmannlitteratur arbeitet. Bl. andererseits ist mehr Beobachter als Kritiker, er führt uns in anschaulichen Belegen schweizerdeutsche Fügungen der heimischen Schriftsprache vor, die er teilweise auch in die allgemeine Sprache überleiten möchte. — Um nun zum Schlusse noch die Gesamtkritiken zu erwähnen, sei hervorgehoben, dass Friedrich[112]) mehr ein Referat, Gartner[112a]) eine Apologie, Behaghel[113]) eine kritische Uebersicht liefert, die namentlich über die massgebenden Autoritäten goldene Worte ausspricht. — Die im Wustmannstreit vielgenannten Bücher von Andresen[114]) und von Schroeder[115]) (vgl. JBL. 1891 I 8 : 58) haben auch in diesem Jahre neue Auflagen erfahren, die erste mit

---

nunculos. Berlin, Gergonne. 44 S. M. 0,75. — **107**) Allerhand Sprachverstand. Bonn, Hanstein. 120 S. M. 1,50. |[M. Rödiger: ASNS. 92, S. 85/6.]| — **108**) J. Minor, Allerhand Sprachgrobheiten. Stuttgart, Cotta. 84 S. M. 0.80. — **109**) A. Faulde, Beitrr. z. dtsch. Grammatik. Neisse, J. Graveur. 104 S. M. 1,25. (In Betracht kommen S. 1-51.) — **110**) K. Erbe, Randbemerkungen zu Wustmanns Sprachdummheiten. Untersuchungen über wichtige Gegenstände d. dtsch. Sprachlehre. Stuttgart, Bonz. 50 S. M. 0,50. — **111**) H. Blümner, Z. schweiz. Schriftdeutsch. Zürich, Müller. 56 S. M. 0,80. — **112**) R. Friedrich, Deutsch oder Undeutsch: BLU. S. 596-600. — **112a**) Th. Gartner, Urteile über Wustmann. Czernowitz, Schally. 23 S. M. 0,40. — **113**) O. Behaghel, LBlGRPh. 14, S. 81/6. — **114**) K. G. Andresen, Sprachgebrauch u. Sprachrichtigkeit im Deutschen. 7. Aufl. Leipzig, Reisland. 476 S. M. 6,00. — **115**) O. Schroeder, V. papiernen Stil. 3. Aufl. Berlin, Walther. 102 S. M. 2,00. |[Fel. Hart-

Beiträgen aus dem Nachlasse, die zweite in fast unveränderter Gestalt, nur dass zu dem Gebrauch des relativen welcher charakteristische Belege aus dem Stile des alternden Goethe hinzugekommen sind. — Ausserdem tritt ein neues mit Andresen verwandtes Buch auf den Plan von Matthias[116]) über: Sprachleben und Sprachschäden. Schon der Doppeltitel erweckt ein günstiges Vorurteil für den Vf. und kennzeichnet seinen Standpunkt, der die Sprachschäden aus der Betrachtung des Sprachlebens zu erklären sucht. M. ist denn auch ein durchaus geschulter und ungemein gründlicher Beobachter. Allerdings hat er auch für sein Gebiet eine Reihe von so tüchtigen Vorarbeiten, dass er für den grössten Teil seiner Ausführungen von diesem Kapitale zehren kann. Aber die Art der Verwertung und die Vereinigung und Sichtung des gesamten Materials verleihen dem Buche ihren besonderen Wert. Es ist in der That ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauches. Nur ist es mir unlieb aufgefallen, wie wenig Empfänglichkeit und Verständnis der Vf. für die Freiheiten der gesprochenen Sprache zeigt, wenn sie gelegentlich in die Schriftform übergleiten. Auch tritt die Sprache des „gemeines Mannes“ wie eine Art Lückenbüsser für allerlei Fügungen ein, die nicht ohne weiteres registriert werden können. Damit hängt eine vollständige Verkennung der süddeutschen Sprachgewohnheiten zusammen. Wo M. in einer süddeutschen Zeitung einen Sprachfehler entdeckt, den gelegentlich vielleicht ein norddeutscher Redakteur verbrochen hat, ist das „eine Wendung, vor der sich die Süddeutschen hüten müssen“ und ebenso, wo der Vf. im Süden einen Rest guter alter Sprachformen streift, die seinem Ohre nicht ganz gewohnt klingen, ist gleich dasselbe Verdikt zur Hand. Nach der Seite der sogenannten Provinzialismen also ist M. entschieden zu starr und zu sehr zur Schablone geneigt, er wird damit in den beteiligten Kreisen eher Widerspruch als Nachfolge erwecken; in allen anderen Dingen kann er nur warm empfohlen werden. Nach Behaghel ist sein Buch die beste Kritik der „Sprachdummheiten“. — Anknüpfend an diese letzteren seien noch zwei Angriffe auf einzelne sprachliche Unarten neuerer Zeit erwähnt. Hildebrand[117]) polemisiert — meines Erachtens mit Unrecht — gegen die aus praktischen Gründen um sich greifende Verbindung des Namens mit dem Wohnort (Pettenkofer-München), die gelegentlich einfach eine Notwendigkeit ist. — Mit mehr Recht wendet sich Maydorn[117a] gegen die Ausschreitungen der Konjunktivumschreibung mit „würde“, wozu Reichel[118]) auch österreichische Belege beibringt. —

Der Sprachverein ist das Ziel eines Angriffes von Schneidewin[119]), der einen Anonymus als Kämpfer gegen Sprachverrohung und Deutschtümelei preist; charakteristisch ist, dass die Ausmerzung der lästigsten Fremdwörter danach eine Rücksichtslosigkeit gegen Ausländer sein soll. Einige Uebertreibungen des Anonymus sind jedoch auch Sch. zu viel, so die Vermengung von Lehnwörtern und Fremdwörtern, ebenso wendet er sich gegen dessen persönliche Verdächtigungen des Sprachvereins. — Harmloser dagegen ist Frisch[120]), der die Sprachreiniger auf die Bühne bringt, womit er diesen selbst wohl den grössten Spass bereitet. Inzwischen setzt der Verein seine gedeihliche Arbeit unerschüttert fort. Mag hierbei im einzelnen mancher Missgriff zu beobachten sein, so ist die Thätigkeit doch im grossen und ganzen von Nutzen. — Ein Vortrag von Erbe[121]) aus dem Vorjahre stellt die Forderung auf: „Deutschen Kindern deutsche Namen“, er zeigt sich aber den alten eingewachsenen biblischen Namen gegenüber keineswegs unduldsam, sondern ist vor allem bemüht, zu zeigen, was für ein Bedeutungsgehalt in alten deutschen Namen steckt. Freilich ist hier die Gewohnheit und das Lautbild, sind vor allem die Träger der Namen viel wichtigere Faktoren als die künstlich wieder erschlossenen Bedeutungsgehalte. Deshalb hätte die Darstellung vom praktischen Standpunkt aus wohl anders vorgehen müssen. — In den Beiheften ergreift Trautmann[122]) noch einmal das Wort zum „S- Unfug“ und zeigt, dass die oberdeutschen Schriftsteller sich viel spröder gegen dieses — nach ihm aus dem Niederdeutschen eingedrungene — Kompositions- „s“ verhalten. — Im Vordergrunde stehen aber noch immer die Verdeutschungen der Fremdwörter. So wird die Amtssprache durch Bruns[123]) von Fremdwörtern gereinigt. — Einem verwandten Zwecke dienen die Verdeutschungsmerke von Stingl[124]), während Spöttel[125]) den allgemeinen Verkehr ins Auge fast mit seiner Sammlung von Fremdwörtern, die in unsere Sprache umgesetzt werden. Sp. suchte mit diesem Zwecke auch einen zweiten zu vereinigen, dem sonst die

---

mann: DWBl. 5, S. 432/4; G. Wustmann: Grenzb. 51, S. 652/3; ZGymn. 26, S. 557-62.]| — **116)** Th. Matthias, Sprachleben u. Sprachschäden. E. Führer durch d. Schwankungen u. Schwierigkeiten d. dtsch. Sprachgebrauchs. Leipzig, R. Richter. 465 S. M. 5,50. |[E. Wasserzieher: TglRs^B. N. 207; O. Behaghel: LBlGRPh. 14, S. 86.]| — **117)** R. Hildebrand, E. sprachl. Unart aus neuester Zeit: ZDU. 6, S. 734/6. — **117a)** B. Maydorn, Ueber d. Konjunktiv-Umschreibung mit „würde“: ib. S. 44/8. — **118)** R. Reichel, D. Missbrauch d. Konditionals: ib. S. 57/9. — **119)** M. Schneidewin, E. Kämpfer gegen Sprachverrohung u. Deutschtümelei: Gegenw. 42, S. 276/8. — **120)** F. v. Frisch, D. Sprachreiniger. Schwank. Leipzig, Ottmann. 76 S. M. 0,60. — **121)** K. Erbe, Deutschen Kindern deutsche Namen: Didask. 1891, N. 185/6. — **122)** M. Trautmann, Noch einmal d. S-Unfug. (= Wissenschaftl. Beihefte z. ZADSprV. N. 11, S. 130-40.) — **123)** K. Bruns, D. Amts-

Fremdwörterbücher dienen, indem es Aussprache und Abstammung mit verzeichnet. — Er berührt sich also mit der grossen Sammlung von Heyse, die im Berichtsjahr ihre 17. Ausgabe in der Neubearbeitung von Lyon[126]) beginnt, während ein kurzer Abriss von Hengesbach[127]) sich auf die gebräuchlichsten Worte einschränkt. — Ueber die Verdeutschungen selbst, die in der genannten Litteratur gegeben werden, können wir kein vergleichendes Urteil fällen; der Standpunkt des Referenten in dieser Frage deckt sich am nächsten mit dem von dem Vf. des oben angeführten Artikels über das „Eisenbahndeutsch“[128]). Das Fremdwort kann nicht einfach mit seinen etymologischen Bestandteilen in unsere Sprache übertragen werden, noch weniger möglich und empfehlenswert ist es, die Summe seiner Bedeutungen mit einer Art von Definition in unsere Sprache aufzunehmen; wir müssen uns daher darauf beschränken, der Vorstellung, die uns die wichtigste zu sein scheint, Worte zu verleihen. — Wie vielgestaltig der Bedeutungsinhalt vieler solcher Fremdwörter ist, ersehen wir bei Pölzl[129]), der das Fremdwort in der deutschen Sprache auch auf die Ursachen seiner Einbürgerung hin prüft. Dem Vf. kann man in vielen Ausführungen zustimmen, nur sollte man die Fremdwörter in der Sprache Wolframs, Schillers und Goethes nicht immer als Schutzmantel für das Fremdwort überhaupt anführen, sie sind schon bei unseren Klassikern zum grossen Teil Schmarotzerpflanzen, die man gerne missen würde. —

I,7

Metrik.

Andreas Heusler.

Gesamtdarstellungen N. 1. — Allgemeines über Versbau N. 3. — Reim N. 6. — Einzelne Versarten N. 10. —

Die Lehre vom neudeutschen Versbau hat keine durchgreifenden Fortschritte zu verzeichnen, da noch immer die einfacheren Verse unserer Kunstdichter, isoliert betrachtet, als Grundlage genommen werden, und an historischen Einzelarbeiten, die das Erstehen des modernen Formgefühls verfolgten, fast gänzlicher Mangel herrscht. Zwischen den eingehenden Arbeiten über den mittelalterlichen Vers und den Versuchen auf dem neueren Gebiete macht sich nur selten ein befruchtender Austausch geltend. Ueber die elementaren Begriffe und über die Methode der Verslehre ist keinerlei Einigung erzielt. Der Mangel macht sich naturgemäss bei den Gesamtdarstellungen am nächsten geltend. Die systematische neuhochdeutsche Verslehre, die in Westphals[1]) posthumem Werke enthalten ist, bewegt sich in dem Gedankenkreise, der in des Vf. früheren Schriften, der „Theorie der neuhochdeutschen Metrik“ und der „allgemeinen Theorie der musikalischen Rhythmik“, zum Ausdrucke kam. Der Abschnitt über den gesprochenen Vers (S. 111—219) teilt mit dem älteren Werke den Apparat der antiken Schemata und Nomenklatur (der gelegentliche Gebrauch von „absteigend“ und „aufsteigend“ für trochäisch und jambisch, nach Schmeckebiers Vorgang, greift nicht tiefer ein): der Vers „widmet euch dies Herz“ ist ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́, also eine „brachykatalektische trochäische Tetrapodie“; die Strophe in „Ueber Thal und Fluss getragen“ verbindet akatalektische Vordersätze mit einem katalektischen Nachsatz zu zwei hypermetrischen Perioden des trochäischen Masses; die volkstümlicheren Verse wie im „Erlkönig“ fallen ihrerseits unter den Begriff der „gemischten Anapäste“, müssen sich übrigens mit bescheidenem Raume begnügen. Die Nibelungenzeile ist darnach als katalektische + brachykatalektische Tetrapodie zu definieren (§ 34), und der Alexandriner wird mit Recht als die „direkte Umkehrung der jambischen Nibelungen-Periode“ bezeichnet. Aber inkonsequent gelten dann später (§ 37) Nibelungenzeilen dennoch als „Verbindung einer überschüssigen und einer vollen Tripodie.“ Versbau und Strophenbau sind unübersichtlich durcheinander gemengt. Die geschichtlichen Rückblicke tragen nicht zur Klarheit bei, da sie, mit Uebergehung des 14.—16. Jh. und der gesamten volkstümlichen Ueberlieferung, Opitz an den höfischen Versbau des 13. Jh. anknüpfen und das Verdienst des Opitz darin erblicken, dass er den dreisilbigen

---

sprache. (= Verdeutschungsbücher d. ADSprV. N. 5.) Braunschweig, Hirt. 142 S. M. 0,60. — 124) H. Stingl, Verdeutschungsmerke für Gemeinden. Krems, Oesterreicher. 12°. 34 S. M. 0,40. — 125) A. Spöttel, „Z. Sprachreinigung.“ E. Samml. d. gebräuchlichsten Fremdwörter nebst deren Anwendung in Sätzen, wobei für d. Fremdwort nur d. dtsch. Wort zu gebrauchen ist. 2. Aufl. München, Kellerer. 40 S. M. 0,60. — 126) J. C. A. Heyse, Fremdwörterbuch. 13. Ausg. Neubearb. v. O. Lyon. Lfg. 1—4. Hannover, Hahn. S. 1-352 à M. 0,60. — 127) O. Hengesbach, Fremdwörter. Paderborn, Esser. 16°. 76 S. M. 0,60. — 128) (S. o. N. 86.) — 129) J. Pölzl, D. Fremdwort in d. dtsch. Sprache. Progr. d. Oberrealsch. an d. Wieden. Wien (C. Fischer.) 50 S. |[G. Wolf: DLZ. S. 1648/9.]| —

1) R. Westphal, Allgem. Metrik d. indogerm. u. semitischen Völker auf Grundlage d. vergleich. Sprachwissensch. Mit e. Exkurse „D. griech. Hexameter in d. dtsch. Nachbildung“ v. H. Kruse. Berlin, Calvary.

Versfuss eingeführt und aus der „Trias von Accenten," Hochton, Tiefton, Tonlosigkeit, die mittlere Stufe beseitigt habe! In dem (S. 190—203) eingeschalteten Exkurs über den deutschen Hexameter streift Kruse einige Fragen der Prosodie und sucht seine Verse gegen den Tadel der Kritiker zu verteidigen. — Schmeckebier[2]) bietet einen kurzen Auszug aus seiner deutschen Verslehre für den Schulgebrauch. Das Heftchen kann sich in der Hand eines verständigen Lehrers gewiss recht brauchbar erweisen. Der gräcisierenden Auffassung macht Sch. nun doch grössere Zugeständnisse: die Verse im „König von Thule" sind „jambisch-anapästisch"; im Hexameter werden Trochäen statt der Spondeen nur als Licenz anerkannt und ähnliches. Neben dieser alten Terminologie stehen die guten Bemerkungen über den Takt (S. 8) ganz unvermittelt. Es ist schade, dass der Versbau der Griechen, der Romanen und der Deutschen (S. 1) in einen unrichtigen Gegensatz gestellt werden; dass gelehrt wird, in einem mehrsilbigen Worte nehme, von der Hauptsilbe an, die Tonstärke von Silbe zu Silbe ab; und dass der Satz zu lesen ist „der Vortrag eines Verses unterscheidet sich bei uns in nichts von dem eines prosaischen Satzes." —

Allgemeines über Versbau bringen etliche lesenswerte Arbeiten. Die Bestrebungen Hildebrands, unseren Versbau von natürlicheren, deutscheren Gesichtspunkten zu erfassen und dem Schüler zu vermitteln, haben einen ganz hervorragenden Vertreter in Reichel[3]). Sein hier zu erwähnender Aufsatz bietet unter dem bescheidenen Titel und in anspruchslosem Vortrage eine Fülle von Beobachtungen und reformierenden Gedanken, woraus jeder Metriker und jeder Lehrer des Deutschen viel lernen kann. Seinen Standpunkt deutet R. (S. 168) so an: „Ich glaube, für den Fortschritt der metrischen Theorie ist die Fühlung mit der musikalischen Rhythmik unserer Zeit vorteilhafter, als mit der auf anderem Boden gewachsenen griechischen Metrik." Ein Kapitel über den Prosarhythmus (S. 170/4) setzt die Beobachtungen von R.s Dissertation fort: es fasst die verschiedenen Wortklassen nach ihrer Satzbetonung, den Zusammenstoss von Starktönen, die occasionelle Tonverschiebung in Komposita ins Auge, und giebt damit den prosodischen Ansprüchen, die man an den Vers stellen darf, eine Unterlage. Mystisch ist mir nur die Bemerkung (S. 17/4) zu dem Beispielssatze „Ich sélber bín nicht dórt gewésen": „Das ‚nicht' hob sich in Höhe und auch Stärke weit über die andern heraus, aber ich fühlte deutlich den rhythmischen Rahmen ˘ ´ ˘ ´ ˘ ´ ˘ ´ ˘". R. bespricht die Fälle, wo das trochäische oder jambische Schema mit dem natürlichen Accent in Streit gerät („Lass mích, was és auch sei, ich wills enthüllen".) Er tritt für den sprachgemässen Vortrag ein, wobei einsilbige und dreisilbige Takte entstehen („éin gar hérzlieber Geséll"), — aber nur insofern der Rahmen des Verses es erträgt; denn in den Zeilen „grassdunkelgelb der linke Ritter"; „weit, weit von hier!" „still, kühl und klein" müsste man die sprachgemässe Skansion mit einer Vermehrung der Taktzahl erkaufen, die nur im Drama statthaft wäre, und darum bleibt hier nur ein vertuschender Vortrag übrig. Dasselbe gilt für die Hexameter mit den falschen Spondeen: der unbefangene Leser, der einen greifbaren Unterschied zwischen Hebung und Senkung verlangt, „bleibt bei solchen Versen nicht im Rhythmus." Die von Voss angepriesene „schöne Abwechselung des Tones" bleibt trotz allem „ein beständiges Hin- und Herzerren des Rhythmus" (S. 184). Treffend wird erinnert, dass zweisilbige Takte, die neben dreisilbigen stehen, einer kräftigen Hebungssilbe besonders bedürfen: „zauberst Träume von Wonnen" ist besser als „aus versiegenden Schalen." Sodann wird (S. 190) auf die gute Wirkung viersilbiger Takte hingewiesen. Die Frage: wie weit und warum darf die Poesie das prosaische Zeitmass verschieben? wird aus feinstem Empfinden heraus beantwortet. Aus den abschliessenden Sätzen (S. 197) hebe ich diesen hervor: „Schlechte Verse verstossen entweder gegen die Metrik oder Rhythmik: Entweder man trägt sie sinngemäss vor, so ist kein Rhythmus oder kein schöner hörbar. Oder man prägt den Rhythmus, den der Dichter gewollt hat, vollkommen aus, so wird unser Sprachgefühl verletzt" — wobei ich nur die Ausdrücke „Metrik" und Rhythmik" nicht gut angewandt finde; besser sagt man doch wohl: im ersten Falle verstossen die Verse gegen das Metrum (den metrischen Rhythmus), im zweiten Falle gegen die Sprache (den sprachlichen Rhythmus). — Die anregende Schrift von Benecke[4]) sei hier nicht übergangen, obgleich ihre Wanderung durch aller Herren Länder selten auf den Boden des neueren deutschen Verses führt. Im Gegensatz zu den nutzlosen Versuchen, an der Hand irgend einer modernen Verslitteratur die Entstehungsbedingungen für die metrische Form und für ihr Abweichen von der Prosa zu ergründen, erwägt B. genau die Faktoren, die zum Zeitbegriff, zum Taktgefühl, zur Versgliederung geführt haben können. Er giebt eine Art von Physiologie des Schreitens und versucht durch oft kühne, immer doch erwägenswerte Kombinationen mancherlei metrische Erscheinungen aus dem Tanz zu erklären. Auf den Abschnitt vom Sprech-

XVI, 514 S. M. 10,00. — 2) (I 5 : 108). — 3) W. Reichel, Metrische Zweifel. Untersuchungen über d. neuhochdtsch. Verskunst: ZDU. 6, S. 167-97. — 4) M. Benecke, V. Takt in Tanz, Gesang u. Dichtung mit besonderer

takte (S. 56) sei im besondern hingewiesen. Ein breiteres Material an volkstümlichen Tanzweisen wird leider nicht herangezogen. — Aus der phonetischen Abhandlung Hoffmanns[5]) ist hier hervorzuheben der Versuch, die Höhe und die Stärke der Betonung als solidarische Grössen zu erweisen. Es werden (S. 39) Beispiele dafür gegeben, wie die natürliche Sprachmodulation in der Melodie von Liedern zum Ausdrucke kommt. —

Seine vorjährigen Ausführungen über den Reim (JBL. 1891 I 9 : 12) ergänzt Hildebrand[6]), indem er an zahlreichen Stellen der poetischen Lehrbücher seit Opitz zeigt, dass das Bewusstsein von der „negativen Seite" des Reimes (Verschiedenheit der vorhaupttonigen Konsonanten) nicht selten verdunkelt war. — Dazu bemerkt Wartenberg[7]), dass dem Eindruck des rührenden Reimes dann am entschiedensten vorgebeugt wird, wenn die unmittelbar vor dem Vokal stehenden Konsonanten ungleich sind. Gleis: Greis klingt besser als Greis: Kreis oder als reise: preise. — Ein ungewöhnlich starker Fall von rührendem Reime bei Chamisso wird von Rosenburg[8]) beigebracht. — Dass heutige Dichter mehr die Platensche Strenge als die Goethesche und Schillersche Freiheit im Reimen massgebend finden, zeigen die Aeusserungen von Liliencrons[9]). —

Es folgen Studien über einzelne Versarten. Eine dankenswerte Arbeit liefert Stekker[10]) in seinem Beitrag zur mittelniederdeutschen Metrik. Er schliesst sich den Vorgängern Seelmann und Seltz an. An der hochdeutschen Verstechnik des Brantschen Narrenschiffes wird die der niederdeutschen Bearbeitung gemessen. St. beurteilt Brants Vers mit Zarncke — die andere Auffassung wird nicht erwähnt — als regelmässig jambisch. Darnach gelten ihm in dem niederdeutschen Gedichte nicht nur die freie Silbensumme, sondern auch die auftaktlosen Verse, die mehrsilbigen Auftakte, die einsilbigen und die mehr als zweisilbigen Takte als specifisch niederdeutsche Züge. Mit Recht bezweifelt St., dass sich der Dichter auch dreihebige Verse erlaubt habe; dagegen will er die Annahme vereinzelter fünfhebiger Verse nicht ablehnen. Wie weit die sprachliche Betonung verletzt werde, bleibt unsicher, da bei einer Menge von Versen die Skansion nicht objektiv feststeht; St. hält die „allzu häufige Annahme fehlender Senkungen" (womit man vielen Tonverletzungen entgeht) für bedenklich (S. 13). Eine Reihe von Accentverstössen glaubt St. durch die hochdeutsche Vorlage bewirkt; es wäre aber, selbst wenn man den Brantschen Vers für jambisch hält, die Frage zu stellen, ob ihn der niederdeutsche Dichter auch jambisch aufgefasst habe. Die Reinheit der Reime wird (S. 42) etwas unzulänglich nach der Schreibung bestimmt. — Fränkels Aufsatz[11]), schon 1886 geschrieben, bringt zu der inzwischen erschienenen Monographie von Goldbeck-Löwe über die freien Verse keine nennenswerten Nachträge. Von den freien Versen selbst ist weniger die Rede als von den Protesten gegen den Reim, von der Bedeutung Klopstocks für die Lyrik im allgemeinen, von der Klopstockverehrung bei den Späteren. Im Urteil über Opitzens, Weckherlins, Klopstocks, Goethes metrische Bestrebungen geht F. vielfach seine eigenen Wege; und es wird nicht gewürdigt, dass Goethe in metricis weit mehr als Antipode Klopstocks denn als sein Nachfolger gewirkt hat. — Hildebrand[12]) weist den „umgelegten Rhythmus" (ir múoter Uotèn), der aus dem Nibelungenlied bekannt ist, und den H. auch für den Kürenberger fordert, in Volksliedern seit dem 15. Jh. nach und erörtert seine ästhetische Wirkung. —

I,8

Stoffgeschichte.

Johannes Bolte.

Antike Stoffe: Phönix N. 1; Pyramus und Thisbe N. 2; Hero und Leander N. 3; Virginia N. 4. N. 5. — Mittelalterliche Sage: Arminius N. 6; Nibelungen N. 7; Tannhäuser N. 8; Graf von Rom N. 9; Tell N. 10; Roland N. 10a; die Verlobten N. 11; Eliduc N. 12. — Märchen und Schwankmotive: Jude im Dorn N. 13; Kaiser und Abt N. 14; Schattenlos N. 15; Evarätsel N. 16. — Dramatische Motive: Tamerlan N. 17; Kaufmann von Venedig N. 18; der Keiferin Zähmung N. 20; Nein N. 21. —

Seit Dunlop und Benfey, um nur zwei der bekanntesten Namen zu nennen, hat sich die litterarhistorische Forschung oft und gern mit den Wanderungen und Umge-

---

Berücksichtig. d. Volkstüml. Leipz. Diss. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1891. VII, 93 S. — 5) Ed. Hoffmann, Stärke, Höhe, Länge. E. Beitr. z. Physiologie d. Accentuation mit specieller Berücksichtig. d. Deutschen. Strassburg, Trübner. IX, 51 S. M. 1,50. — 6) R. Hildebrand, Noch einmal z. Wesen d. Reims, nötiger Nachtrag zu 5, S. 577-85: ZDU. 6, S. 1/6. — 7) W. Wartenberg, Ueber d. Bedeutung d. Unreimes für d. Reim: ib. S. 62/3. — 8) H. Rosenburg, Sprechzimmer 2.: ZDU. 6, S. 841. — 9) D. Frhr. v. Liliencron, Allerlei aus Vers u. Sprache: Dichterheim 12, S. 74/5. — 10) H. Stekker, D. Versbau im niederdtsch. Narrenschiff. E. Beitr. z. mittelniederdtsch. Metrik. Progr. d. Gymn. Fridericianum. Schwerin, Bärensprungsche Hofbuchdr. 64 S. — 11) L. Fränkel, D. freie Rhythmik in d. neuhochdtsch. Lyrik vor, bei u. nach Klopstock: ZDU. 6, S. 817-29. — 12) R. Hildebrand, Noch etwas z. Metrik d. Nibelungenliedes: ib. S. 104-15. —

staltungen beschäftigt, die poetische Stoffe im Volksmunde, unter der Hand des neuschaffenden Kunstdichters erleben. Namentlich die Folkloristen in England und Frankreich sind jetzt eifrig dabei, jedes Märchen sauber zu skelettieren, in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen und die Herkunft dieser Bestandteile soweit als möglich zu bestimmen. Ja man hat wohl schon, wie die Kunsthistoriker einen Katalog der in der griechischen Plastik vorkommenden Schemata und Typen entwerfen wollen, das Bedürfnis nach einem Verzeichnis der durchgängigen poetischen Motive, das zugleich deren Geschichte enthalten sollte, ausgesprochen. So wird es denn nicht unnütz sein, von den derartigen Arbeiten an dieser Stelle dasjenige kurz zu verzeichnen, was die deutsche Litteratur des 16—19. Jh. angeht und ihr Verständnis fördert, soweit es nicht schon an einer anderen Stelle der JBL. Unterkunft gefunden hat. Ich bitte um die Erlaubnis, hier und dort auf Erscheinungen früherer Jahre zurückkommen zu dürfen. —

Einen öfter, zuletzt 1879 von Paulus Cassel mit ausgebreiteter, aber kritikloser Gelehrsamkeit behandelten antiken Stoff, die Sage vom Vogel Phönix, seinem langen Lebensalter und seiner Verjüngung stellt Schöll[1]) in einer akademischen Festrede dar, die den Gegenstand in die knappste Fassung drängt, aber, wie die ausführlichen Anmerkungen erweisen, auf sorgfältigen Forschungen aufgebaut ist. Die Erzählungen des Hesiod und Herodot vom Phönix stimmen nicht völlig zu den ägyptischen Berichten über den in Heliopolis verehrten Reiher Bennu; eine wichtige Rolle bei der Regelung grosser Zeitperioden spielt der Phönix erst im Kalender der alexandrinischen Zeit. Manilius und die Schriftsteller der Kaiserzeit mehren seinen Ruhm. Durch Konstantin und Lactantius ist er in die christliche Symbolik und Dichtung des Mittelalters hineingekommen und bis auf Goethe und Rückert Bild und Schmuck der neueren Litteratur geblieben. —

Die ovidische Erzählung von Pyramus und Thisbe verfolgt Hart[2]) in einer Arbeit, deren erster Teil 1889 erschien, durch die niederländische, englische, italienische und spanische Litteratur. Da die Bearbeiter fast sämtlich direkt auf Ovid zurückgehen, konnte H. leicht durch eine Vergleichung mit diesem die Einführung neuer Motive und Nebenpersonen, sowie rhetorische Zuthaten der jüngeren Poeten feststellen. Aber nur teilweise hat er aus den Quellen geschöpft, und die Reihe der aufgezählten Dichtungen liesse sich leicht um ein Erkleckliches vermehren. Dank verdient der Abdruck zweier lateinischer Gedichte aus einer Wolfenbüttler Hs. des 15. Jh.; aber die Frage, ob nicht das erste von ihnen mit der bisher ungedruckten Dichtung des Matthaeus von Vendôme identisch sei, wird nicht einmal aufgeworfen. —

In ähnlicher Weise, doch stellenweise mit eingehenderer Kritik hat Jellinek[3]) die zahlreichen Berichte von einem andern unglücklichen Liebespaare des Altertums, Hero und Leander, zusammengestellt und beleuchtet; manche Nachträge lieferten dazu die Besprechungen von K. Müller und Fränkel. —

Eine Arbeit über den Virginiastoff von Rumbaur[4]) beschäftigt sich zwar hauptsächlich mit seinem Auftreten in der englischen Litteratur, nimmt aber auch vorübergehend auf deutsche Fassungen Rücksicht.[5]) —

Unter den Gestalten der mittelalterlichen Sage der germanischen und romanischen Völker tritt uns Arminius als Held einer 1797 von Pindemonte entworfenen Tragödie entgegen. Scherillo[6]) hebt die Abhängigkeit des italienischen Dichters von Klopstocks Hermanndrama hervor, zeigt aber zugleich, wie für die Komposition das Vorbild der regelmässigen französischen Tragödie massgebend war. —

Die Nibelungen-Dramen des 19. Jh. und ihr Verhältnis zu der mythisch-heroischen und der im Nibelungenliede vorliegenden historischen Form der Sage bespricht Weitbrecht[7]) in gewandter Form, aber ohne wesentlich neue Ergebnisse; weder Hebbel noch Richard Wagner haben nach seiner Meinung die Schwierigkeiten, die der Ausprägung des dramatischen Gehaltes der Sage entgegenstehen, völlig überwunden. —

Einen raschen, sachkundigen und vielfach belehrenden Ueberblick über die Entwicklung der Tannhäusersage giebt Erich Schmidt[8]). Ausgehend von dem historischen Minnesänger dieses Namens und der Volkssage vom treuen Eckart betrachtet er die in der niederdeutschen Gestalt am treuesten bewahrte Volksballade, die in den

1) F. Schöll, V. Vogel Phönix. Akad. Rede. Heidelberg (Hörning). 1890. 4⁰. (S. 1-17, 41/7) — 2) G. Hart, D. Pyramus- u. Thisbe-Sage in Holland, England, Jtalien u. Spanien. (=Ursprung u. Verbreitung d. Pyramus- u. Thisbe-Sage II.) Progr. Passau, Liesecke. 1891. 61 S. M. 2,40. — 3) M. H. Jellinek, D. Sage v. Hero u. Leander in d. Dichtung. Berlin, Speyer u. Peters. 1890. V, 92 S. M. 3,00. |[L. Fränkel: Engl. Studien 17, S. 124-30; W. v. Biedermann: ZVLR. 5, S. 125/6; K. Müller: LBlGRPh. 1891, S. 27/9.]| (Vgl. JBL. 1891 IV 12 : 77). — 4) O. Rumbaur, D. Gesch. v. Appius u. Virginia in d. engl. Litt. Diss. Breslau, Brehmer u. Minuth. 1890. 48 S. M. 1,00. |[E. Koeppel: ZVLR. 5, S. 126/7; L. Fränkel: Engl. Studien 17, S. 122/4.]| — 5) ○ ╳ ╳ H. N. Clarke, A Sketch of the Prometheus Myth in Poetry: Poet-Lore, March. — 6) M. Scherillo, L'Arminio del Pindemonte e la poesia bardita: NAnt. 38, S. 589-625. — 7) C. Weitbrecht, D. Nibelungen im modernen Drama. E. Antrittsvorlesung. Zürich (Schulthess). 37 S. — 8) Erich Schmidt, Tannhäuser in Sage

österreichischen Alpenländern durch eine wohlgemeinte, aber poesiewidrige Ausmerzung des Venusberges verkehrt, in der Schweiz dagegen eigentümlich poetisch umgestaltet ist. Treffend charakterisiert er dann die Erneuerung des Stoffes bei Tieck und Heine, um auf Wagners Verschmelzung der Tannhäusergestalt mit der durch E. T. A. Hoffmann aus Wagenseils Rohmaterial wirksam herausgearbeiteten Figur Heinrichs von Ofterdingen als die bekannteste und wirksamste Verkörperung der Sage hinzuweisen. —

Der Stoff der Ballade vom Grafen von Rom, den seine treue Gattin als Sänger verkleidet aus türkischer Gefangenschaft errettet, kehrt in einem durch Antje Carstens aufgezeichneten holsteinischen Märchen von den sieben Grafen wieder, worauf Weinhold[9]) mit Angabe verwandter Fassungen aufmerksam macht. —

Mit Uebergehung einer mir nicht zu Gesicht gekommenen ungarischen Schrift[10]) über die Tellsage und einer Betrachtung Eickes[10a]) über neuere Rolanddichtungen sei dann auf einen Aufsatz über die Verlobten, von Landau[11]), hingewiesen, der, ohne eine eigentliche, strenge Untersuchung zu liefern, ein uraltes Motiv der romanhaften Erzählungen, die Trennung und Wiedervereinigung eines Liebespaares, mit reicher Belesenheit durch alle Zeiten und Litteraturen verfolgt: vom Psychemärchen und verschiedenen orientalischen und griechischen Abenteuerromanen an bis zu den Novellen Boccaccios, der französischen Erzählung von der schönen Magelone und Manzonis Promessi sposi. —

Ziemlich unwahrscheinlich bleibt der Zusammenhang, den Nutt[12]) zwischen einer poetischen Erzählung (Eliduc) der Marie de France, die das Thema von dem Manne zweier Frauen auf andere Weise als der Graf von Gleichen entwickelt, und dem deutschen Volksmärchen von dem durch eine böse Stiefmutter verfolgten Sneewittchen aufsucht. —

Ein anderes Stück — um auf Märchen- und Schwankmotive zu kommen — aus der Sammlung der Brüder Grimm, das vom Juden im Dorn, sucht Bolte[13]) auf seinen Ursprung zurückzuführen. Die älteste deutsche Fassung ist ein 1599 gedruckter gereimter Schwank von Dietrich Albrecht, in dem nicht ein Jude, sondern ein habgieriger Mönch zum Klange der Zauberfiedel im Dornbusch tanzen muss. Die Grundlage dafür scheint ein 1528 zu Antwerpen erschienenes niederländisches Gedicht van den jongen Jake gebildet zu haben, das wiederum aus dem älteren englischen Gedicht The friar and the boy übersetzt ist. Hier ist der Mönch ein Abgesandter der bösen Stiefmutter, die den armen Hirtenknaben Jack misshandelt. Jack aber hat von einem alten Bettler Vollmacht erhalten, drei Wünsche zu thun; er wünscht einen Bogen, der stets trifft, eine Pfeife, bei deren Klang jeder tanzen muss, und, dass seine Stiefmutter bei jedem Scheltworte gegen ihn zugleich ein gewisses anderes Geräusch hören lassen muss. Die ersten beiden Wünsche stammen aus dem Romane von Huon de Bordeaux, der dritte aus der Legende von St. Gangolf. —

Zu dem durch Bürgers Gedicht vom Kaiser und Abt besonders bekannten Schwanke weist Binder[14]) eine Reihe moderner Volksüberlieferungen, namentlich einige auszugsweise wiedergegebene ungarische Parallelen nach. —

Anlässlich der von Roscher behandelten altgriechischen Ueberlieferungen, nach denen der Verlust des Schattens den der Seele bedeutet, uns besonders durch Chamissos Peter Schlemihl geläufig, macht H. Lewy[15]) auf weitere Belege aus der hebräischen Litteratur aufmerksam. —

Das Rätsel von der Jungfrau, die da heiratete, bevor sie ein Jahr alt war, nämlich Eva, findet Englert[16]) in dem Gedichte vom Pfarrer von Kalenberg wieder. —

Einige kleinere Bemerkungen zu englischen Dramatikern reichen auch in unser Gebiet hinüber. Fränkel[17]) zeigt, dass der von Marlowe für seinen Tamerlan benutzte spanische Historiker Pedro Mexia schon 1564 in Deutschland durch eine Uebersetzung bekannt war. —

Die Entwicklung der beiden in Shakspeares Kaufmann von Venedig verbundenen Novellenstoffe vom Fleischpfande und von den drei Kästchen bis zum Ende des 16. Jh. legt Chiarini[18]) dar, ohne jedoch sachlich etwas Neues zu bringen. — Bolte[19]) druckt eine niederländisch, französisch, lateinisch und deutsch erhaltene kurze Erzählung vom Fleischpfande und dem scharfsinnigen Urteile des Sultans Soliman ab, die auf den Pariser Buchdrucker Gilles Corrozet zurückgeht. —

Aus einem deutschen Schwankbuche von 1667 ist eine schon von Reinhold

---

u. Dichtung (= Festschrift z. 8. Okt. 1892, S. 1-41.) Weimar. — 9) K. Weinhold, Zu d. sieben Grafen: ZVVolksk. 2, S. 206/7. — 10) ○ × × J. Grets, D. Tellsage (Magyarisch). Progr. Fehertemplom (Weisskirch). 87 S. |[G. Heinrich: Philologiai közlöny S. 768/9.]| — 10a) Th. Eicke, Z. neueren Litt.-Gesch. d. Rolandsage in Deutschland u. Frankreich. Diss. Leipzig (Fock). 1891. 56 S. |[H. Varnhagen: DLZ. S. 1618/9.]| — 11) M. Landau, D. Verlobten: ZVLR. 5, S. 257-75, 417-37. — 12) A. Nutt, The Lai of Eliduc and the Märchen of Little Snow-White: Folk-Lore 3, S. 26-48. — 13) (I 4 : 339; vgl. DLZ. S. 514.) — 14) E. Binder, Weiteres zu Bürgers Kaiser u. Abt: ZVLR. 5, S. 466/9. — 15) H. Lewy, Schattenlosigkeit: NJbbPh. 145, S. 863. — 16) A. Englert, Zu d. Evarätsel: ZDU. 6, S. 847. — 17) L. Fränkel, Z. Stoffe v. Marlowes Tamburlaine: Engl. Studien 16, S. 459-62. — 18) G. Chiarini, Le due leggende del Mercante di Venezia: NAnt. 38, S. 397-431. — 19) J. Bolte, Z. Shylock-

Köhler erwähnte Parallele zu der Keiferin Zähmung, in der der junge Ehemann wie im englischen Drama den Dienstboten verbietet, seiner Frau etwas zu essen zu geben, durch Bolte[20]) vorgelegt. —

Als Festgabe zum 100. Geburtstage des dänischen Lustspieldichters Heiberg, der auf den 14. Dec. 1891 fiel, hat Nyrop[21]) über den Stoff des 1836 veröffentlichten Vaudeville „Nein“ eine gründliche und angenehm zu lesende Studie erscheinen lassen. Fräulein Sophie fertigt auf Bitten ihres Liebhabers Hammer den unbequemen Freier Link mit der immer wiederholten Antwort Nein ab, erhält jedoch von ihrem darüber aufgebrachten Vormunde den Befehl, auch Hammer auf gleiche Weise abzuweisen. Dieser aber stellt seine Fragen listigerweise so, dass ein Nein stets für ihn Günstiges bedeutet, bis der erzürnte Oheim das Gespräch unterbricht. Diese Scene begegnet nicht bloss in dem französischen Vaudeville Les petits comédiens von Panard, in einer spanischen Bearbeitung desselben Stückes durch Ramon de la Cruz und in Barneckows Einakter „Nein“ (1815), sondern stark vergröbert schon 1672 in dem singenden Possenspiel von der doppelt betrogenen Eifersucht und in einem um 1620 gedruckten deutschen Liede. Hier bilden ein misstrauischer Ehemann, sein verbuhltes Weib und ein gewitzter Galan, der dem betrogenen Hahnrei lachend die ganze Geschichte anvertraut, sich aber schliesslich gewandt herauszureden weiss, das Hauptpersonal der Posse. Ausserdem existieren ähnliche Volkserzählungen in Portugal, Frankreich, Italien und Russland; die älteste bisher bekannte Fassung ist eine italienische Novelle in Tommaso Costos um 1570 entstandener Sammlung Fuggilozio. Die wichtigsten dieser Bearbeitungen des Nein-Motives hat Nyrop im Anhange seines Büchleins abdrucken lassen. —

I,9

Musikgeschichte.

Heinrich Reimann.

Allgemeines: Musikästhetisches und Theoretisches N. 1. — Kritik N. 11. — Musikgeschichte: Gesamtdarstellungen N. 12. — Lokalgeschichte N. 15. — Sammelwerke N. 19. — Einzelne musikalische Formen: Oper N. 27. — Lied: Allgemeines N. 33; Kirchenlied N. 35; Volkslied N. 37; Studentenlied N. 44; Madrigal N. 46. — Einzelne Musiker und Komponisten: M. Franck N. 47. — Andr. Raselius N. 49. — J. G. Reuter N. 50. — J. S. Bach N. 51. — Händel N. 52. — Justinus H. Knecht N. 53. — J. V. Meder N. 55. — J. A. P. Schulz N. 57. — E. T. A. Hoffmann N. 58. — Mozart N. 62. — Beethoven N. 75. — Schubert N. 79. — Schumann N. 80. — Mendelssohn-Bartholdy N. 83. — Weigl N. 85. — Rossini N. 86. — Kreutzer N. 89. — Nicolai N. 90. — Lortzing N. 93. — Flotow N. 94. — Wagner: Aeussere Lebensschicksale N. 95; Allgemeines N. 98; Analyse und Geschichte einzelner Werke N. 111. — C. Löwe N. 131. — Chopin N. 133. — Liszt N. 134. — R. Franz N. 135. — Rubinstein N. 136. — C. S. Meister N. 137. — W. Tschirch N. 138. — Brahms N. 140. —

Zum ersten Male erscheint in den JBL. die Musiklitteratur als ein besonderes Ganze für sich, und es galt daher, ihr Gebiet den Aufgaben und dem Ziele dieser Zeitschrift entsprechend abzugrenzen. Nicht berücksichtigt sind in diesem JB. selbstverständlich alle rein musiktheoretischen Schriften, also das ganze Gebiet der formalen Technik der Musik: die Harmonik, Compositions- und Formenlehre, die musikalische Rhythmik und die ihr verwandten Disciplinen, desgleichen alles, was die Theorie der Instrumentalmusik im einzelnen wie im ganzen betrifft. In den Vordergrund trat dagegen Alles, was zur historisch-litterarischen Seite der Musik gehört: die Musikästhetik, die musikgeschichtliche Litteratur, Gesamt- und Einzel-Darstellungen, historische Arbeiten über einzelne musikalische Formen, und vor allem die Werke über Musiker und Komponisten, ihre eigenen Schriften und ihre Briefwechsel. Der grösste Nachdruck wurde naturgemäss auf die Oper und das Lied gelegt, in denen Dichtkunst und Musik so innig mit einander sich vereinen. Die Kürze der Zeit, die dem Referenten zu Gebote stand, wird ihm sicherlich gütige Nachsicht erwirken, wenn die Verteilung des Stoffes nicht zweckmässig erscheinen sollte, und wenn sich nicht überall Vollständigkeit erreichen liess. —

Allgemeines. Unter den musikästhetischen und -theoretischen Schriften sind zunächst die „musikalischen Bekenntnisse“ Klauwels[1]) zu nennen, aphoristische Bemerkungen zur Tonkunst. Aphorismen zu schreiben ist eine dankenswerte Aufgabe, wenn man Witz und Schlagfertigkeit in ausreichendem Masse besitzt. Hanslick ist der beste Aphoristiker, den ich kenne. Weit hinter ihm in nebelgrauer Ferne steht K., trotzdem er mit dem Wiener Hofrat in allen, die neue musikalische Richtung be-

---

fabel: JbDShakespeareGes. 27, S. 225/7. — 20) id., E. Parallele zu Shakespeares The Taming of the Shrew: ib. S. 130/4. — 21) (III 4:10.) —

1) O. Klauwell, Musikal. Bekenntnisse. Aphorist. Bemerkungen z. Tonkunst. 2. durchges. Aufl.

treffenden Fragen übereinstimmt. Die Behauptung, dass die „Programmmusik ein Unding sei“, weil die wesentlichste Eigenschaft der Musik „Begriffslosigskeit“ sei, zeigt selbst leider allzustark „Begriffslosigkeit“; es sind blanke Worte. — Eine Abhandlung Schneiders[2]) will den Satz beweisen, die Musik sei ihrem Inhalte nach eine Nachahmung oder Darstallung von Gefühlen. Psychische Verhältnisse sollen durch Tonverhältnisse nachgeahmt werden. Den Beweis indessen, wie Intervall-Reihen, also Melodien, Aehnlichkeit mit psychischen Verhältnissen haben können, bleibt der Vf. schuldig. Wäre der Nachweis so leicht, so hätte ihn sicher Hanslick schon gebracht, von dessen Satze, dass das Wesen der Musik in der Darstellung eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Tonreihen und Gefühlsmomenten zeige, der Vf. ausgeht, um gegen Hanslick zu demonstrieren. — Waldapfels[3]) Schrift über das Ideal-Schöne in der Musik ist dilettantisch und ohne wissenschaftlichen Wert. — Von den Schriften Pudors[4-5]) seien nur zwei erwähnt: „Wiedergeburt in der Musik“ und die „Welt als Musik“. Der Vf. leidet an falsch verstandenem „Nietzscheanismus“. Er kopiert Nietzsches Styl und Selbstbewusstsein; das giebt seinen Ausführungen stellenweise den Anstrich einer Karikatur. Er ist — um mich nach Nietzsche auszudrücken — „musikalisch-litterarischer Decadent“. — Engels[6—7]) Arbeiten zur Tonempfindung und zur philosophischen Auffassung der Musikwissenschaft wirken überzeugend durch die Schlichtheit, Einfachheit und Klarheit der Beweisführung wie durch die wohlthuende Ruhe und Sicherheit der Darstellung. E. richtet sich gegen die Zuverlässigkeit der von Wundt und Lorenz vorgenommenen psychophysischen Untersuchungen bezüglich der sogenannten „arithmetischen“ Tonverhältnisse. Allerdings mag es wahr sein, dass das auf Grund der Wundt-Lorenzschen Forschungen ausgesprochene Prinzip der näheren oder entfernteren Klangverwandtschaft je nach Beschaffenheit und Zahl der Partialtöne es nicht mehr erforderlich mache, das „geometrische“ Verhältnis als das Grundverhältnis der Intervalle anzusehen; allein für die Praxis und unser musikalisches Ohr sind arithmetische Verhältnisse unbrauchbar. Im 2. Theile werden Ergänzungen und Verbesserungen zur Helmholtzschen „Schwebungstheorie“ gegeben. — In einem anderen Aufsatze führt E. aus, dass die logische Betrachtung der Zahl die Urquelle der theoretischen Musikerkenntnis sei. Hauptmann stand auf dem Standpunkt Hegels; von ihm ausgehend hat Helmholtz durch seine Lehre von den Schwebungen der Wissenschaft ein neues, festes Fundament gegeben. — Ueber das Verhältniss der Musik zu anderen Künsten handelt eine geschickt geschriebene Studie Zimmerns[8]). Der Choral ist ein „Bau in Tönen“, erhaben und stimmungsvoll wie die Kunstwerke der Plastik und Malerei. In der Messe wird er dramatisch, und alle Kirchenmusik muss von poetischem, religiösem Geist durchweht sein. — Von der Stellung der profanen Musik in der Gesellschaft handeln zwei sich inhaltlich nahe stehende Arbeiten Reissmanns[9—10]). Die Kunst soll den höheren Bedürfnissen des Lebens dienen, doch so, dass sie an der Erziehung der Gesellschaft mitwirkt und höhere Ansichten von Gott, Natur und Welt vermittelt. R. ist ein ebenso oberflächlicher Philosoph wie Musikschriftsteller. —

Eine Hodegetik für musikalische Tageskritiker und solche, die es werden wollen, ist Gumprechts[11]) Aufsatz. Der Hauptforderung G.s: „ein musikalischer Kritiker müsse vor allem Sachkenntniss, schriftstellerisches Geschick und unantastbare Lauterkeit des Charakters“ besitzen, wird jeder zustimmen. Leider stimmen in dieser Beziehung Theorie und Wirklichkeit nicht überein. —

Musikgeschichte. Den Gesamtdarstellungen muss des Ambros Musikgeschichte zugezählt werden; sie ist Torso geblieben, trotzdem sie W. Langhans zu vervollständigen versucht hat. Der 1. Band erschien in 3. Auflage bereits 1887, von Bertha von Sokolowska (der Frau Westphals) in einen Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt, auf dem sie ein Ehrendenkmal der Westphalschen antikmusikalischen Doktrin zu errichten dreist genug war. Von der anziehenden Ambrosschen Darstellung des Entwicklungsganges der griechischen Musik ist kein Wort geblieben, dafür sind die von Westphal selbst in zahlreichen Schriften wiederholten Ausführungen hier noch einmal

---

Leipzig, Gerhard. 126 S. M. 1,50. |[H. Reimann: BLU. S. 409-10.]| — 2) P. Schneider, Ueber d. Darstellungsvermögen in d. Musik. E. Untersuchung an d. Hand v. E. Hanslicks Buch „V. Musikalisch-Schönen. Oppeln, Franck. 125 S. M. 3,00. |[A. Seidl: MusWBl. S. 629; O. Bie: AMusZg. S. 365; J. Plew: DLZ. S. 923/4.]| — 3) O. Waldapfel, D. Ideal-Schöne in d. Musik u. d. Mittel zu dessen künstlerischer Wiedergabe. Nebst Anh., Uebersetz. resp. Auszug d. Schriften e. geistreichen Musikers (Euklid) u. Metrikers (Hephästion). Dresden, Petzold. 111 S. M. 2,00. |[O. Bie: AMusZg. S. 216/7; A. Seidl: MusWBl. S. 629-30.]| — 4) H. Pudor, Wiedergeburt in d. Musik. Dresden, Verl. d. „Dresdener Wochenblattes“. 94 S. M. 3,00. |[A. Seidl: MusWBl. S. 229; H. Welti: DLZ. S. 91/2; O. Bie: AMusZg. S. 231/2.]| — 5) id., D. Welt als Musik. Vortr. Dresden, Albanus. 30 S. M. 1,00. |[H. Reimann: BLU. S. 714/5.]| — 6) G. Engel, D. Bedeutung d. Zahlenverhältnisse für d. Tonempfindung. Dresden, Bertling. 59 S. M. 1,50.) |[H. Reimann: BLU. S. 552/3; id.: AMusZg. S. 446/7; LCBl. S. 376.]| — 7) id., D. Musikwissenschaft u. d. Hegelsche Philosophie. (= Abhandlungen, Hrn. Prof. Michelet z. 50. Geburtstage dargebracht, S. 41-50.) — 8) S. J. Zimmern, D. Verhältnis d. Musik zu d. andern schönen Künsten d. Kirche: KirchenmusJb. 7, S. 58-65. — 9) A. Reissmann, D. Kunst in d. Gesellschaft. (= Samml. gemeinverst.-wissensch. Vortrr. N. 146.) Hamburg, Verlagsanst. 47 S. M. 1,00. — 10) id., D. Tonkunst u. d. Gesellschaft: NZMusik. 88, S. 250/2. — 11) O. Gumprecht, D. musikal. Tageskritik:

mit ganz besonderer Weitschweifigkeit und polemisierend vorgetragen. Man wird also, wenn man den 1. Band nötig hat, stets auf die 2. Auflage zurückgreifen müssen. Den 2. Band hat jetzt Reimann[12]) einer eingehenden Durch- (nicht Um-) arbeitung unterzogen. Von der Ueberzeugung ausgehend, dass man dem Werke seine Eigenart: die warmblütige, geist- und lebensvolle Darstellungsweise des auf jedem Kunstgebiete so ausserordentlich wohlbewanderten Vf. unangetastet lassen müsse, hat R. sich darauf beschränkt, die Quellen zu diesem 2. Bande neu zu untersuchen nnd die ausserordentlich grosse Menge Versehen und thatsächlicher Irrtümer, die dem feuereifrigen Ambros untergelaufen waren, zu berichtigen, die Ergebnisse der neuen Forschung nachzutragen, die Litteratur (Bücher- wie Musik-Litteratur) zu ergänzen und sämtliche Citate auf Inhalt und Datierung zu prüfen und zu korrigieren. Das letztere war die schwierigste, aber auch die allernotwendigste und unentbehrlichste Arbeit. Der nur theoretisch von Ambros berücksichtigten Musik der Byzantiner ist ein neuer, von R. verfasster und die kulturgeschichtliche Seite berücksichtigender Abschnitt gewidmet, der nachweist, dass die abendländische Musiktheorie viel näher der griechisch-byzantinischen steht, als man bisher angenommen hatte. Wesentliche Ergänzungen erfuhr der Abschnitt über die ältesten Musikinstrumente des Abendlandes (namentlich die „Crwth“ und ihr Verhältnis zur „Fidula“). Für die Entwicklung des gregorianischen Gesanges aus der einfachen zu einer verzierten, melismatischen Form sind nun Belege (S. 67) beigebracht, desgleichen über Vitalians Verdienste um die Kirchenmusik (S. 78). Die Ergebnisse der Neumen-Forschung, die neueren Arbeiten über Hucbald, insbesondere die Kontroverse über das „Organum“, das Zeitalter der „Enchiriadis“, die Dasia-Notation, desgleichen die Resultate der Forschungen über Guido v. Arezzo nebst der gesamten einschlägigen Litteratur und unter Hinzufügung der echten Notenformen, ebenso über die Troubadours und Minstrels, nebst einer genauen Revision der provençalischen Texte und Melodien nach den besten Ausgaben, über die „Minne- und Meistersinger“, für die R. mehrfach die Jenenser, Wiener und Berliner Hss. zu Rate ziehen musste. Alles das ist unter genauer Litteratur- und Quellenangabe neu hinzugefügt, dabei aber der Text selbst nur soweit geändert, als es unerlässlich war. Eine durchgreifende Neugestaltung haben die Abschnitte über das „Volkslied“ (S. 300—27) und über „die Musik der geistlichen Schauspiele“ erfahren, ohne dass dabei von der Ambrosschen Grundlage abgewichen ist. Durch Vergleichung einer Anzahl Prager Hss. sind die Melodien richtig gestellt; die Karlsruher Bibliothek sandte ein Facsimile des „Unlust dett dich grüssen“, das die von Ambros falsch notierte Melodie unerwartet ganz anders gestaltete. Das bekannte „Ach Elslein“ aus Rhaus „Bicinien“ (II. 99, 1545) erscheint zum ersten Mal in richtiger Gestalt, desgleichen die betr. Lautennotation Hans Judenkunigs. Um in die Kenntnis der Geigen- und Lautentabulatur einzuführen, ist der einschlägige Abschnitt aus Hans Gerles „Musica Teutsch“ (1537) hier eingeschaltet. Das Ammerbachsche Orgelstück „Ich armes Maegdlein“ ist von den unglaublich groben Fehlern der 2. Auflage befreit, desgleichen sämtliche Liederbeispiele, namentlich die Frottola Rossinis von Mantua („Lirum bililirum“). Zu den Prager Osterspielen sind die Notenbeispiele in der Originalnotation und in der Uebertragung gegeben, die anderen Musikcitate nach Coussemaker verbessert und ein sehr interessantes Beispiel aus dem altprovençalischen Mysterium der heiligen Agnes hinzugefügt (S. 334). Den zweiten, mehr die theoretische Seite der Kunst behandelnden Abschnitt darf man hier kürzer behandeln. Die wichtigsten Nachträge und Verbesserungen des Bandes finden sich in dem Kapitel über die erste niederländische Schule. Von den bis dahin so gut wie ganz unbekannten Rondeaux Binchois (Gilles de Binch) sind zwei zum ersten Male genau nach der Münchener Hs. veröffentlicht und in Partitur (mit den alten Schlüssel- und Notenzeichen) gebracht. In den Zusätzen sind namentlich die Citate aus „Agricola“ (S. 550) originalgetreu umgestaltet worden. Zum ganzen Bande wurde endlich ein bequemes Register angelegt und auch durch einige Tafeln dafür gesorgt, dass die Kapitel über die Instrumente anschaulicher wurden. — An Reissmanns[13]) in 2. Auflage vorliegender illustrierter Musikgeschichte sind die Illustrationen bei weitem das Beste und deren Zusammenstellung das einzige wirklich Verdienstvolle des Autors bei diesem Werke. Der begleitende Text zeigt eine musikhistorische Spiessbürgerlichkeit und stellenweise einen so beschränkten Horizont, wie man ihn in unserer Zeit nicht mehr erwarten sollte. Musik ist dem Vf. Formel und Gesetz; was sich dem nicht fügt, gilt nicht. Dass unter solcher Voreingenommenheit das letzte künstlerische Wirken Beethovens, namentlich aber die Neuen (Wagner, Liszt und selbst Brahms) eine ganz ungerechte, einseitig absprechende Beurteilung erfahren, ist leicht zu denken. Nur ein Beispiel: der Vf. wirft Wagner vor, er habe die alte in Jahrtausenden (!?) von Forschern und Meistern gewonnene Erkenntnis der wahren Opernform „leichten

NatZg. N. 225, 232, 236, 240. — 12) A. W. Ambros, Gesch. d. Musik. Bd. II. 3. verm. u. verb. Aufl. v. H. Reimann. Leipzig, Leuckart. XXVIII, 580 S. M. 12,00. — 13) A. Reissmann, Illustr. Gesch. d. dtsch. Musik.

Herzens“ für Irrtum erklärt und aufgegeben. Ein Musikhistoriker musste wissen, dass Wagner über Weber, Beethoven, Mozart (Zauberflöte) zurückgreift und auf den Prinzipien fusst, die seit dem J. 1500 gedruckt, nämlich in dem Prologe zu Caccinis „Nuove Musiche“, zu lesen sind. — Auf noch niedrigerem Standpunkt steht Svobodas[14]) gleichfalls illustriertes Geschichtswerk (Bd. 1). Im Vorwort sagt der Vf., er habe seine „Quellenstudien“ auf das 3000 Jahre v. Chr. zurückliegende altasiatische Schrifttum und die „aegyptische Papyruslitteratur“ gestellt und daraus eine Fülle bisher unbenutzten musikgeschichtlichen Stoffes“ geschöpft. Der Sachverhalt zeigt, dass S. nur wenige der allerlandläufigsten deutschen oder englischen Werke über jene Gegenstände kennt. Das Buch wimmelt von Fehlern, Verkehrtheiten jeder Art; die Abbildungen sind höchst mangelhaft ausgeführt und teilweise Phantasiegebilde des Herrn von Branca. Von irgend welchen selbständigen Forschungen ist keine Spur zu finden. Für das Riesenwerk einer Gesammtdarstellung der Musikgeschichte ist ein Mann erforderlich, der ebenso tüchtiger Philologe als Musiker ist und sich in der glücklichen Lage befindet, seine ganze Arbeitszeit und Arbeitskraft auf dieses eine Ziel zu vereinigen. —

Von musikgeschichtlichen Darstellungen, die den Stoff lokal begrenzen, sind folgende erwähnenswert: Wichners[15]) Aufsatz, der Admont betrifft. Trotzdem die Archive jenes an litterarischen Schätzen überreichen Klosters durch den bekannten Brand vernichtet wurden, ist es dennoch gelungen, in geretteten Nebenarchiven Material über die Geschichte der profanen und kirchlichen Musikübungen an jener Stätte zu entdecken. Die ersten Abschnitte, namentlich die vom 13. und 14. Jh. handeln, sind am spärlichsten bedacht. Nicht deshalb allein, weil die Quellen spärlicher fliessen. Der Vf. ist mit Conrad von Hirschau, Abt Engelbert zu wenig vertraut. Die (S. 8) erwähnten Hss., die „Gesangstücke“ aus dem Jh. Engelberts, die der Vf. nur ganz flüchtig erwähnt, der Pergamentkodex Glasweins sind Leckerbissen für Kenner, während Rechnungs-, Todtenbücher usw. demjenigen eine willkommene Fundgrube sein werden, der meint, Musikgeschichte bestehe hauptsächlich aus Verzeichnissen über Emolumente von Sänger- und Instrumentalkapellen. Die letzten Jhh., namentlich die jüngste Zeit, werden mit ermüdender Breite und lästiger Weitschweifigkeit betrachtet. — Ueber den Bestand der kgl. Privatmusik- und Kirchenkapelle in London von 1710—55 bietet F. Chrysander[16]) höchst interessante archivalische Mitteilungen auf Grund John Chamberlaynes Magnae Brittanniae notitia (The present state of Great Britannia), dem Staatskalender jener Zeit. — Kürzere und namentlich durch biographische Daten über Pet. Jos. Bletz, (Organisten am Dom zu Trier, 1792—1809) bemerkenswerte Notizen bietet eine kleine Arbeit Bohns[17]), während Veits[18]) Aufsatz über „die Berliner Singakademie“ auf Grund der Blumnerschen Geschichte und im Anschluss an Grells (von Bellermann herausgegebenen) „Aufsätze und Gutachten“ (1887) als eigentlichste und wesentlichste Aufgabe des Institutes die Pflege der reinen Vokalmusik historisch nachweist und mit einem nachdrücklichen Hinweis darauf schliesst, dass die Singakademie in ihrer jetzigen Thätigkeit sich von ihrem Hauptziele sehr weit entfernt hat. —

Unter den musikhistorischen Sammelwerken nimmt Spittas[19]) Buch die erste Stelle ein (vgl. I 11:84). Den Inhalt bilden zunächst zwei ästhetisierende Aufsätze „Kunstwissenschaft und Kunst“ und „Vom Mittleramte der Poesie“ und ein allgemein kritischer: „Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage“. Historisch-kritische Aufsätze sind folgende: „Händel, Bach, Schütz“, „Marianne von Ziegler und Seb. Bach“, „Paris und Helena“ (Oper von Gluck), „Joseph Haydn in der Darstellung Pohls“, „Beethoveniana“ (eine Kritik der gleichnamigen Nottebohmschen Schriften), „die älteste Faustoper und Goethes Stellung zur Musik“, „Jessonda“, „Carl Maria von Weber“ (ein Jubiläumsartikel zum 100 j. Geburtstage des Komponisten), „Spontini in Berlin. Mit der unmittelbaren Gegenwart Beziehung haben: „Niels W. Gade“, „Johannes Brahms“ und „Musikalische Seelenmessen“ (dessen Quintessenz eine ungemein günstige Kritik des Herzogenbergschen Requiems ist). Man kann in vielen einzelnen Dingen anderer, selbst entgegengesetzter Meinung sein und wird doch bekennen müssen, dass es nur wenige Bücher giebt, die in gleichem Masse wie das vorliegende anregend und belehrend zu wirken vermögen. Sp. war nicht von Haus aus zum Musiker bestimmt; seine specifisch musikalischen Gaben wird man nicht so hoch anschlagen dürfen als seinen wahrhaft unendlichen Fleiss und seine unverdrossene Arbeitskraft. Er war der Vertreter einer archaisierenden Richtung in der praktischen wie in der theoretischen Musik, trotzdem oder vielleicht weil Mendelssohn, Schumann, Gade, Brahms seine ausge-

2. Aufl. Mit Musikbeil. u. Facsim. Leipzig, Reisland. XI, 547 S. M. 12,00. — 14) A. Svoboda, Illustr. Musikgesch. Mit Abbild. v. M. Frhrn. v. Branca. Bd. I. Stuttgart, Grüninger. VI, 283 S. M. 5,00. |[H. Reimann: BLU. S. 715/6; W. Wolf: NZMus. 88, S. 571.]| — 15) J. Wichner, Z. Musikgesch. Admonts: MHV Steiermark. 40, S. 3-57. — 16) F. Chrysander, Bestand d. kgl. Privatmusik u. Kirchenkapelle in London v. 1710—55: VjsMusikwissensch. 8, S. 514-31. — 17) P. Bohn, Einige musikgesch. Notizen aus d. ehemal. Kurfürstentum Trier: MhMusikgesch. 24, S. 35/7. — 18) P. Veit, D. Berliner Singakademie: KirchenmusJb. 7. S. 29-41. — 19) Ph. Spitta, Z. Musik. 16 Aufsätze. Berlin, Paetel. VIII, 471 S. M. 9,00. |[H. Reimann:

sprochenen Lieblinge waren. Ueberaus vorsichtig und zurückhaltend, hat er es nie gewagt, einer der brennenden musikalischen Tagesfragen unserer modernen Zeit nahe zu treten und ein entscheidendes Wort „pro“ oder „contra“ zu sprechen. Er zog ein „andeutendes Verfahren“ vor und bewahrte auf diese kluge Weise seine allgemein anerkannte Autorität. Es ist notwendig, dies zu erwähnen, um den richtigen Standpunkt für die wissenschaftliche Bedeutung dieser Arbeiten zu gewinnen. Bedeutsam ist jede einzelne, am bedeutendsten entschieden die über Brahms, trotzdem in keiner ein besonders hervortretender neuer Standpunkt gewonnen ist. Aber zahlreiche Einzelbeobachtungen sind oft aus entlegenen Winkeln zusammengetragen, kleine, aber wohl verwendbare Bausteine, die manche Lücke ausfüllen. Ich darf im Uebrigen bezüglich einzelner Nachträge auf meine Recensionen verweisen. — Wie anders wirkt Hanslicks[20]) Tagebuch! Dort der rastlos in geschäftiger Stille wirkende Musikgelehrte, der die Welt von seiner Meinung überzeugen will, hier der Feuilletonist, der um jeden Preis durch seine glänzenden journalistischen Gaben die Leser bestechen und für sich gewinnen will. Das Buch nennt sich: „Der modernen Oper VI. Teil“, müsste also dem Titel entsprechend unter einen folgenden Abschnitt fallen. Da aber von den 71 darin enthaltenen Kritiken nur 9 (neun!) sich mit der Oper beschäftigen, musste ich es trotz des Titels hierher verweisen. In strengem Sinne wissenschaftlich ist kein Artikel; es sind reizende Plaudereien eines musikalisch sehr fein empfindenden, reichbegabten, aber echt wienerisch beschränkten — d. h. der alten formalistischen Schule mit Leib und Seele ergebenen Musikers. Eine staunenswert reiche, musikalische Erfahrung und die Gabe, sich dem schnell zu assimilieren, was ihm sympathisch erscheint, ersetzen zum Teil, was H. an tieferem, historischem Musikverständnis fehlt. Bach lässt ihn ziemlich gleichgültig, Mozart und Beethoven, die Italiener, dazu die Romantiker von Schubert bis Brahms sind ihm wohlvertraut, und keiner hat über diese Meister so wahr und warm geschrieben wie er. Seine ablehnende Haltung Wagner gegenüber tritt im vorliegenden Bande zufällig nur vereinzelt hervor; desto mehr sein Unverständnis für den „ideenarmen“ (S. 310) Berlioz, für Liszt, „der sich fürchtet einmal etwas schön zu machen“. Selbst Mascagni hat ihm noch „zu wenig Melodie“, indessen hat er das Verdienst, „eine Medizin gegen den Wagner-Paroxismus“ zu sein. Brahms dagegen ist immer „mächtig, gedrungen, mannhaft“; seine Werke zeigen alle „süsse, klare Reife“ (S. 316). Auch Dvorak empfindet, nach H., „echt, unmittelbar“. Bruckners Musik ist „eine unförmlich glühende Rauchsäule“ (S. 307), „krankhaft, unnatürlich aufgeblasen, verderblich“. Warum? Weil Bruckner sich von Wagners Musik inspiriert fühlt und Wagner aller Musik Verderb ist! — Ein Sammelwerkchen, so recht für das musikalische Haus bestimmt, mit manchen interessanten und minder bekannten Bemerkungen ist La Maras[21]) Schrift. — Desgleichen Ritters[22]) Studien. Das Buch wird der neuen Richtung vollkommen gerecht und ehrt die Alten. — Ein Aufsatz von einem Anonymus[23]) „Czechische Musik“, bringt eine kurze Würdigung dreier Komponisten: Smetana („die verkaufte Braut“), Dvorak und Zdenko Friedrich. — Als Kuriosum seien Günthers[24]) Erinnerungen an berühmte Virtuosen der Gegenwart demjenigen empfohlen, der für die Leiden und Freuden eines musikalischen Kleinstädters Verständnis hat. — Kohuts[25]) musikalische Geschichten und Plaudereien sind das Abgeschmackteste, was je unter der Flagge eines angeblich „auf gründlichen Forschungen und den Ergebnissen emsigsten Sammelfleisses“ (S. V) beruhenden Buches in die Welt gesetzt worden ist. Was die 4. Abteilung als „Neues über Wagner“, die 5. als „Neues über Paganini“ anpreist, ist zum Teil längst, zum Teil jüngst bekannt gewordenen anderen Schriften entnommen. Eine Ankündigung der Verlagshandlung sagt: das Buch habe namentlich für die Damenwelt einen hohen Wert, es sollte in keinem Salon, in keinem Boudoir, in keiner Bibliothek (!) fehlen. Also „pucelle pour tout“. — Die Leichtigkeit und Eleganz, mit welcher der geniale Pianist Rubinstein[26]) zu plaudern versteht, wird jeder bewundern, aber seinem Urteil überall zuzustimmen, wird Niemand imstande sein. Nach dem, was R. über Berlioz, Wagner, namentlich aber über Liszt — seinen edelsten Freund und Gönner — schreibt, kann man sogar den Wunsch hegen, er selbst hätte es vorgezogen, ausschliesslich gehört und nicht gelesen zu werden. Dass das Buch trotzdem ein hervorragendes Interesse bean-

---

BLU. S. 553/4; C. Krebs: VossZg. N. 36; Grenzb. N. 37; H. Reimann: AMusZg. S. 474/5, 490/1; A. Seidl: MusWBl. S. 658; M. Graf: MusRs. S. 157.]| — **20**) E. Hanslick, Aus d. Tagebuche e. Musikers. (D. „Modernen Oper“ VI. T.) Kritiken u. Schilderungen. Berlin, Allg. Ver. für dtsch. Litt. V, 360 S. M. 6,00. |[O. Lessmann: AMusZg. S. 175/6.]| — **21**) La Mara, Klassisches u. Romantisches aus d. Tonwelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. IX, 361 S. M. 4,50. |[H. Reimann: BLU. S. 53; LCBl. S. 1413.]| — **22**) (I 4: 31) |[H. Reimann: BLU. S. 457/8.]| — **23**) C. S., Czechische Musik: Kw. 5. S. 285/6. — **24**) F. Günther, Erinnerungen an berühmte Virtuosen d. Gegenw. Briefe e. Kassubischen Konzert-Arrangeurs. Stolp, Hildebrandt. VII, 56 S. M. 1,00. |[A. Seidl: MusWBl. S. 199.]| — **25**) A. Kohut, Aus d. Zauberlande Polyhymnias. Musikal. Geschichten u. Plaudereien. Berlin, Bibliogr. Bur. VIII, 327 S. M. 6,00. |[H. Reimann: BLU. S. 714.]| — **26**) A. Rubinstein, D. Musik u. ihre Meister. E. Unterredung. Leipzig, Senff. 153 S. M. 2,50. |[E. Zabel: NatZg.

spricht, sei nicht geleugnet. Wenn ein grosser Künstler sein Inneres so ganz und rückhaltslos erschliesst, so ist dies an sich bereits ein historisches Dokument, dessen Wert durch den Inhalt nicht in Frage gestellt wird (vgl. I 11 : 15). —

Einzelne musikalische Formen. Einen der bedeutendsten und willkommensten Beiträge für die Geschichte der Oper, die die letzten Jahre gebracht haben, verdanken wir Kretzschmar [27]), dessen Aufsatz zunächst die Beziehungen der Venetianischen Oper zur Florentinischen einerseits und zu den „vere azione Christiane" (Oratorien) andererseits darlegt. Die Venetianische Oper modernisiert die „vane parole dei gentili" der Florentiner; in antikem Gewande wird die Oper ein Spiegelbild modernen Lebens. An einer ganzen Reihe kurz und bündig der Hauptsache nach analysierter Operntexte aus der Zeit von 1640—1700 wird jener Grundzug im einzelnen erläutert. Den Text entlehnt man aus Herodes, Aristoteles, Apollodor, Dionys von Halikarnass, Ovid, Virgil u. a., die Handlung selbst beruht im einzelnen auf moderner freier Erfindung („accidenti verissimi" — der erste Anfang des „verismo" in Italien): es sind Verkleidungs- und Intriguenstücke, reich an Ueberraschungen: Gift und Dolch, Kampfscenen, selbst Schiffbrüche, Götter- und Gespenstererscheinungen spielen eine grosse Rolle. Diese Neugestaltung des Textes übte eine starke Rückwirkung auf die musikalische Form. Der Chor verliert die bedeutsame Rolle, er löst sich in Statisterie oder Ensemble-Sätze auf. Selbst das „Madrigal" wird beseitigt. Denn alle Chorgesänge gehören in das „Oratorio" (Buontempi). Die Musik bemüht sich, einen volkstümlichen Ton anzuschlagen; Arien, Kanzonen, also Sololieder, werden, oft unter der albernsten Gedankenverbindung („Apollo, hast du keine Hochzeitsgesänge bei dir?") eingelegt. Die Violinen werden Hauptorchesterinstrumente, namentlich für Ritornelle, die Gesamtbegleitung bleibt dem Cembalo und den Accordinstrumenten (Laute, Theorbe) überlassen. Zu besonderen Wirkungen (Orakelstimme) werden Violinen verwandt usw. Selbst „Programmusik" und ein „Normaltheater" — etwa im Sinne unseres Bayreuth — ist in Venedig zu finden. Cavallis geniale Züge werden an zahlreichen Notenbeispielen erläutert. Neigt sich Monteverdi mehr den Franzosen zu, so steht Cavalli ganz auf dem Boden der Venetianischen Volksbühne. Den Schluss dieses hochbedeutsamen Artikels bildet eine ausführliche erstmalige Besprechung der 7 Wiener Opernpartituren Cestis. — Die deutsche komische Oper, das Stiefkind unserer Komponisten, besser gesagt das deutsche Singspiel, behandelt eine Studie von Eitner [28]). Er zeigt den Ursprung der Singspiele aus dem französischen Vaudeville und schreibt ausführlicher über Joh. Adam Hillers „Lienart und Dardelette". Leider ist Chr. Gottl. Neefe allzukurz, und Dittersdorf lange nicht seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt. Dankenswert sind die Notenbeilagen, die ausgewählte Singstücke aus den besprochenen Singspielen enthalten. — Zur Geschichte und Kritik der neuesten italienischen Oper giebt Marsop [29]) einen Beitrag. Der Vf. verhält sich der Erfindungsarmut, dem falschen Pathos und leeren Missklang Mascagnis gegenüber gänzlich ablehnend, während er Leoncavallo als den „Verständigsten unter den Sonzognini" bezeichnet. Seit den „Medici" verdient Leoncavallo auch diesen relativen Ruhm nicht mehr. — Dasselbe Thema, aber im Vergleich mit den jungdeutschen Komponisten streng Wagnerischer Observanz behandelt Reimann [30]). Anknüpfend an das unglückliche Schicksal des Weingartnerschen Genesius versucht der Vf. nachzuweisen, dass eine grosse Anzahl deutscher Komponisten — an sich wohlbegabte und talentvolle Musiker — zu keinem rechten Erfolge gelangen, weil sie Wagnerkopisten und zu wenig selbständig schaffende Künstler sind. Ihnen stehen an musikalischer Intelligenz die Italiener unendlich weit nach; trotzdem erreichen sie — oft auf unerhört billige Weise — Erfolge, weil sie von Wagner nur das allgemeine Prinzip entlehnen, im übrigen alles geben, was sie an eigenen Gedanken zur Verfügung haben. — Recht verschwommen und schwankend spricht sich über den gleichen Gegenstand Hartmann [31]) aus. — Erwähnt sei noch als hierher gehörig des Lackowitz [32]) Opernführer, zum praktischen Gebrauch für solche Opernbesucher, die, mit dem Text nicht vertraut, sich in Kürze über den Gang der Handlung, das Scenarium usw. informieren wollen. —

An der Spitze des Abschnittes über das Lied im allgemeinen sei der erhebenden Worte gedacht, die Fürst Bismarck [33]) über den Gegenstand zu den Mitgliedern der Dresdener Liedertafel gesprochen hat. — Möglichst unbedeutend ist ein Anonymus [34]) in seinem Aufsatz über Kunstgesang und Volksgesang. Er meint, dem Kunstgesang sei der „Prozess zu machen", weil er das Volkslied dem Volke entfremdet

---

N. 23, 38; R. Pohl: MusWBl. S. 38/9, 50/1, 62/3.]| — 27) H. Kretzschmar, D. Venetianische Oper u. d. Werke Cavallis u. Cestis: VjsMusikwissensch. 8, S. 1-76. — 28) R. Eitner, D. dtsch. komische Oper: MhMusikgesch. 24, S. 37-41. — 29) P. Marsop, D. musikal. Jung-Italien: I. Pietro Mascagni. II. D. Veristen d. Herrn Sonzogno: Gegenw. 42, S. 342/4, 359-62. — 30) H. Reimann, Jung-Deutschland u. Jung-Italien auf d. Opernbühne: ML. 61, S. 838-40. — 31) L. Hartmann, D. Opernvorstoss v. Italien her: Kw. 5, S. 65/6. — 32) W. Lackowitz, D. Opernführer. Textbuch d. Textbücher. Berlin, Urania. XI, 420 S. M. 2,00. — 33) Bismarcks Worte über d. dtsch. Lied an d. Dresdner Liedertafel: MusRs. 7, S. 178/9. — 34) C. S., Kunstgesang u. Volks-

habe (?); eine Erneuerung des Volksgesanges könne man durch Pflege des „Schulgesanges“ erwarten. Gerade das Gegenteil ist wahr: der Kunstgesang allein führt uns wieder dem Volksliede zu, „das uns durch das Ueberhandnehmen von Geschmacklosigkeit, Zuchtlosigkeit usw., kurz durch die Entfremdung von dem einfachen, sinnigen Leben alter Zeiten“ abhanden gekommen ist. Das „Volkslied“, zu drei Viertel erotischen Inhalts, kann in seiner Allgemeinheit niemals „Schullied“ werden. —

Ueber die Melodien des deutschen evangelischen Kirchenliedes verbreitet sich ein sehr sorgfältiges und verdienstvolles Werk Zahns[35]), von dem der 5. Band erschienen ist; es wird nach der Vollendung des Werkes eingehend besprochen werden. — Eine sehr ergebnisreiche Einzeluntersuchung bietet Druffel[36]) mit seiner Abhandlung über „Das Lied von den sieben Worten des Erlösers“. Als Dichter galt bis jetzt Joh. Böschenstain (1472—1536), als Komponist Peter Boland. Beides ist falsch. Böschenstain hat den Text in die Form gebracht, wie sie sich in den evangelischen Gesangbüchern findet. Die katholischen Gesangbücher enthalten den älteren, echten Text. Die Melodie gehört bereits 1515 zu dem Liede: „Da Jesus in den Garten ging“. Die älteste Melodiequelle ist Cod. 3027 der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Die ursprüngliche Form des Liedes gehört wahrscheinlich in das 14. Jh. —

Der Aufsatz über westfälische Volkslieder des Mittelalters von Eickhoff[37]) ist wenig bedeutend. Die mitgeteilte Melodie ist die — auch in Schlesien heimische — Sprechmelodie des bekannten Frühlingseinzugsliedes (zum „Winteraustragen“). — Einige beachtenswerte Volksliedersammlungen seien nur verzeichnet[38-41]). — Erwähnenswert ist Moszkowkis[42]) Betrachtung über die „Marseillaise“, zu der auch Sarrazin[43]) eine bemerkenswerte Berichtigung beisteuert. —

Eine sehr bedeutsame Förderung der Kenntnis unserer deutschen Studentenlieder haben wir Friedländer[44-45]) zu verdanken, der zunächst in einem Vortrage Aufschluss über Entstehung und Fortpflanzung einzelner Stücke (Gaudeamus, Fuchslied u. a.) gewährte, sodann durch die Herausgabe eines Kommersbuches mit ausserordentlich sorgsamen litterarisch-historischen Nachweisen sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. Je rückhaltloser dieser litterarischen Leistung gegenüber meinerseits Zustimmung und Anerkennung erfolgt, um so zurückhaltender muss ich mit derselben bezüglich des musikalischen Teiles sein. Der Vf. sagt in der Vorrede, er habe in allen Fällen „die jetzt übliche Form von Text und Melodie gewählt“. So viel ich weiss, ist F. stets bemüht, den Text dem Original getreu wiederherzustellen, er hält jedes Abweichen von dem Originaltext, auch wo der Komponist absichtlich geändert hat, für eine Schlimmbesserung. Warum verfährt er nicht ebenso mit der Melodie? Es ist stellenweise unglaublich, welchen Verstümmelungen von Volksmelodien wir in dem Buche begegnen. Dass die „Füchse“ von heute diese verderbten Melodien so singen, wie sie F. notiert hat, bezweifle ich nicht, wiewohl ich mich anheischig mache, zu manchen Stellen mindestens 3—4, manchmal noch mehr Varianten — die ebenfalls heutzutage von „Füchsen“ gesungen werden — beizusteuern. Nur wenige Beispiele: der Schluss von N. 117 „frei ist der Bursch“ wird doch bei weitem häufiger nach der Originalmelodie gesungen, die F. gar nicht mitteilt. N. 116 ist ganz verändert; ebenso der Schluss von N. 95; N. 86 ist bis zur Unkenntlichkeit verändert; die gebräuchliche Form von N. 80 ist eine ganz andere; in N. 54, Takt 10 ist die echte Melodie (d fis g) schon aus dem e des Takt 9 zu erkennen! N. 157 werden die zweiteiligen Perioden durch eine ganz unmotivierte dreiteilige entstellt; allgemein singt man auf die Worte „uns in der Jugend so schön“ nur zwei Takte! Zu N. 5 ist bemerkt: „Komponist unbekannt“ —; allerdings zu dieser unglaublich korrumpierten Form kann sich kein Komponist finden. Die Melodie ist 1848-49 entstanden; ihr ist das Lied vom „Bürgermeister Czech“ untergelegt worden. Der Komponist dieses beliebten Marsches ist Gungl. „Herr Quintilius Varus“ geht aber aus Es-dur (Melodie des Marsch-Trio) und schliesst auch in Es-dur. Dann „da capo“ — B-dur. Doch diese, an sich bedauerlichen musikalischen Mängel rauben dem Vf. nicht das grosse Verdienst, das er sich um die Litteraturgeschichte des deutschen Studentenliedes erworben hat. —

Einen Beitrag zur Geschichte des Madrigals zu geben, insbesondere Palestrinas

---

gesang: Kw. 5, S. 317/8, 333/5. — 35) J. Zahn, D. Melodien d. dtsch. evangel. Kirchenlieder aus d. Quellen geschöpft. Bd. 5. Gütersloh, Bertelsmann. 556 S. M. 14,00. — 36) P. Druffel, D. Lied v. d. sieben Worten d. Erlösers am Kreuze: MusWBl. 23, S. 1/2, 13/4, 25/6, 37/8, 49-50. — 37) P. Eickhoff, Westfäl. mittelalt. Volkslieder: VjsMusikwissensch. 8, S. 507-13.] — 38) × J. Lewalter, Dtsch. Volkslieder. In Niederhessen aus d. Munde d. Volkes ges. mit einfacher Klavierbegleitung. 3. Heft. Hamburg, Fritzsche. 74 S. M. 1,00. — 39) × G. A. Köller, Schweizer Liederbuch. Chansonnier suisse. Für Männerchor. Zürich, Gebr. Hug IV, 114 S. M. 1,20. — 40) × R. Palme, Liederstrauss II. 92 dtsch. Volkslieder u. 38 Lieder v. F. Silcher für gem. Chor. Leipzig, Hesse. 200 S. M. 1,00. — 41) × R. Linnarz, Glück auf! Bergmanns Lieder für 4-stimmigen Männerchor. Leipzig, Pfeffer. 142 S. M. 1,60.] —|[42) A. Moszkowski, D. Jubiläum d. Marseillaise: ML. S. 284/6. — 43) J. Sarrazin, Z. Marseillaise: ib. S. 319-20. — 44) M. Friedländer, Ueber dtsch. Studentenlieder. Vortr. Referat: DLZ. S. 512/4. — 45) id., Kommersbuch. Her. u. mit krit.-hist. Anm. versehen. (= Edition Peters N. 2666.) Leipzig, Peters. VIII, 163 S. M. 0,75. |[M. Seiffert: AMusZg. S. 549-50;

Eigenart als Madrigal-Komponist zu erläutern, versucht Wagner[46]). Als musikalische Grundlage des madrigalischen Stiles wird viel zu allgemein die „Imitation“ bezeichnet. Dem Vf. fehlt jede eingehendere Kenntnis „der Niederländer“, von denen er als „nordischer Musikübung“ spricht. Ohne an Beispielen seine Thesen zu erläutern, werden Willaërt, Verdelot, Barré u. a. behandelt, schliesslich Palestrina, mit dessen Madrigalen der Vf. genauer bekannt ist; dieser letztere Teil ist durch die Darstellung einzelner (aber lange nicht aller!) stilistischen Eigentümlichkeiten Palestrinas wertvoller als der erste. Die am Ende gegebenen Beispiele hätten viel besser ausgenützt werden müssen. An der Polemik gegen Ambros erkennt man den Schüler Spittas. —

Einzelne Musiker und Komponisten. Ein frischer, echt musikalischer Zug geht durch die Dissertation über Melchior Franck von Obrist[47]). Sie giebt einen Beitrag zur Geschichte der weltlichen Komposition in Deutschland in der Zeit vor dem 30j. Kriege. Namentlich sind die musikalischen Entwicklungen sehr eingehend und feinsinnig; man erkennt sofort den wahrhaft musikalischen Sinn des Vf., der sich seinen Geist nicht in die spanischen Stiefel musikalischer Kathederweisheit einschnüren liess. Anfechtbar ist dagegen ein grosser Teil der aufgestellten Thesen, namentlich die über die Ursachen „des relativ niedrigen Standes des heutigen Orgelspiels[48]).“ —

In der Schrift über Andreas Raselius aus Amberg von Auer[49]) tritt die musikalische Seite vor der litterarischen und bibliographischen allzusehr zurück. Unbekannt sind dem Vf. die in Commers Musica Sacra, (Neue Folge, Reimann und Volbach) herausgegebenen Choralbearbeitungen geblieben. —

Einen bisher ganz unbekannten Wiener Meister, Johann Georg Reuter den Jüngeren (geb. 1707) behandelt in stilistisch recht ungewandter Form Stollbrock[50]). Nach einer kurzen Betrachtung über den alten Reuter (1656—1738) folgt eine aus Kammerrechnungen ausgezogene Darstellung der äusseren, materiellen Lebensverhältnisse des Sohnes, nebst weitläufiger Mitteilung aller „Dekrete“, sowie eine statistische Aufzählung seiner Werke, unter denen sich 9 Opern und 6 Oratorien (!) befinden. Mit den musikalischen Werken Reuters ist der Vf. auf knapp 16 Seiten (von 60!) fertig; nirgends tritt ein leitender musikalischer Gesichtspunkt hervor, nirgends werden wir über den Musiker Reuter gründlich belehrt, während wir die ganze Gehalts- und Emolumentenscala, die er in seinem Leben durchlaufen, voll geniessen können. Ich glaube, die Ziele der Musikwissenschaft sind doch wohl ganz andere. —

Populär gehalten ist die Studie über Joh. Seb. Bach von Batka[51].) Fliessende Darstellung — ein Hauptvorzug populärer Schriften — ist dem Vf. zu eigen; minder eingehende Sachkenntniss in musikalischen Dingen. Um ein Beispiel zu geben, verweise ich auf das verfehlte Urteil über die H-moll-Messe (S. 104/5), deren Dauer „beinahe zwei Stunden“ in Anspruch nehmen soll! B. hat sie offenbar noch niemals gehört! Sie dauert — ohne Kürzungen — beinahe die doppelte Zeit! Als Hauptquelle diente Spitta; vieles, was namentlich rücksichtlich der Datierung der Kompositionen Bachs blosse Hypothese Spittas ist, wird als Thatsache mitgeteilt. —

Georg Friedrich Händel als dramatischen Komponisten bespricht Zenger[52]). Er will erklären, weshalb der grosse Meister über dem dramatischen Formalismus der Neapolitaner in seinen Opern und Oratorien nicht hinauskam und kein Reformator der Oper im Sinne Glucks wurde. —

Den schwäbischen Tonsetzer Justinus Heinrich Knecht (1752—1817) behandelt Kauffmann[53]) in einer sorgfältigen Monographie. Knechts Freund und Gönner war Wieland. Interessant ist er uns heute noch durch seine Programmmusik, insbesondere durch sein „Portrait de la nature“, eine symphonische Dichtung, die nach Anlage und Grundidee als der Vorläufer zu Beethovens Pastoralsymphonie anzusehen ist. Aehnliche musikalische Dichtungen Knechts sind Don Quixote (nach I,7), das Ende Leopolds von Braunschweig (1785); unter seinen Opern findet sich ein „Don Juan“. Als Musikschriftsteller bethätigte er sich in der posthumen Schrift: Luthers Verdienste um die Musik und Poesie (Ulm 1817 bei Wohler erschienen)[54]). —

Das Stammbuch Joh. Val. Meders (1649—1719) teilt Bolte[55]) mit; darin

---

P(aul) S(chlenther): VossZg^B. N. 38.]| — 46) P. Wagner, D. Madrigal u. Palestrina: VjsMusikwissensch. 8, S. 423-98. — 47) A. Obrist, Melchior Franck. E. Beitr. z. Gesch. d. weltl. Komposition in Deutschland in d. Zeit vor d. 30j. Krieg. Diss. Berlin (A. Haack). 34 S.; 16 S. Beil. — 48) × H. Steinitz, Ueber d. Leben u. d. Kompositionen d. Matthaeus Apelles v. Löwenstern. Diss. Rostock. 48 S. — 49) J. Auer, M. Andreas Raselius Ambergensis. sein Leben u. seine Werke. E. Studie. Leipzig, Breitkopf & Härtel. VIII, 48 S. M. 1,50. — 50) L. Stollbrock, Leben u. Wirken d. k. k. Hofkapellmeisters u. Hofkompositeurs Joh. Georg Reuter jun.: VjsMusikwissensch. 8, S. 161-203. 289-306. — 51) R. Batka, J. S. Bach. (= Musiker-Biographien N. 15.) Leipzig, Reclam. 12⁰. 120 S. M. 0,20. — 52) M. Zenger, G. F. Händel: AZg^B. N. 237/9, 245/6. — 53) E. Kauffmann, Justinus H. Knecht, e. Tonsetzer d. 18. Jh. Tübingen, Laupp. 73 S.; 22 S. Musikbeil. M. 2,00. |[H. Bellermann: DLZ. S. 1305/6; LCBl. S. 1541/2.]| — 54) × P. Bohn, Ueber Raimundo Mei: MhMusikgesch. 24, S. 163. (Dazu e. kurze Notiz v. P. Bohn in NZMusik. 24, S. 163.) — 55) J. Bolte, D. Stammbuch Joh. Val.

erweckt die Eintragung Buxtehudes das grösste Interesse. Leider sind die musikalischen Eintragungen des Stammbuches nicht wiedergegeben[56]. —

J. A. P. Schulz, des viel zu wenig bekannten und gewürdigten Lieder- und Singspiel-Komponisten, Verdienste um die deutsche Kunst erörtert in seiner anziehenden Art Welti[57]. —

Den nicht minder nennenswerten Versuch, E. T. A. Hoffmann als Musiker zu würdigen, hat Bock[58] gemacht. Leider ist die Arbeit lange nicht erschöpfend; sie will übrigens nur anregen und auf die in der Berliner kgl. Bibliothek verwahrten, noch ungehobenen Schätze der Kompositionen Hoffmanns hinweisen[59-61]. —

Ganz besonders reich ist die Mozart-Litteratur. Die meisten der erschienenen Schriften und Aufsätze sind Gelegenheitsarbeiten zur Centenarfeier seines Todestages (5. Dec. 1891). Von den letzteren mussten die von sämtlichen grossen Zeitungen zu Ehren jenes Tages gebrachten Artikel hier unberücksichtigt bleiben. Allen Publikationen weit voran steht Jahns klassische Mozart-Biographie, deren zweiten Band in 3. Auflage Deiters[62] herausgegeben hat. Jahns monumentales Werk zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Es handelt sich jetzt lediglich um die Arbeit des Herausgebers. D. hat sich den unendlich weitschichtigen Stoff mit bewundernswerter Sicherheit zu eigen gemacht und ist mit der stetig zunehmenden Grösse und Schwierigkeit seiner Aufgabe gewachsen. Was der erste Band (1884 erschienen) noch zu wünschen übrig liess, ist, soweit es thatsächliche Irrtümer und Auslassungen betraf, vollkommen in einem besonderen Anhang nachgetragen. Die sehr zahlreichen Ergänzungen sind mit staunenswerter Feinheit in der Form kleiner Notizen so gehalten, als rührten sie von Jahn selbst her. Wie schwierig diese Aufgabe war, ergiebt der Hinweis auf die ausserordentlich reichlichen Aufschlüsse, die das ungewöhnliche Interesse, welches heute die ganze gebildete Welt gerade an den Meisterwerken Mozarts (wie „Figaro", „Don Juan", „Zauberflöte", „Requiem") nimmt, von allen Seiten und in den mannigfaltigsten Formen zu Tage gefördert hat. Insbesondere muss gerühmt werden, dass D. durch die Angriffe gegen die Echtheit des Requiems in seiner ganzen Anlage wie in den hauptsächlichsten Teilen sich nicht hat irre leiten lassen, von der zweifellos richtigen Ansicht Jahns in dieser Frage abzugehen. Zahlreiche Fehler sind stillschweigend berichtigt; über die anderweitigen, durchgreifenden Aenderungen erstattet D. in dem Vorwort gewissenhaften Bericht, mit dem man in allen Stücken, — diesmal wirklich ausnahmslos — einverstanden sein kann. Wer das undankbare und schwierige Amt des Herausgebers eines grossen monumentalen Werkes aus eigener Erfahrung kennt und wer es sich dabei zur Aufgabe gemacht hat, die Arbeit des Vf. möglichst unangetastet zu lassen, der findet kaum genug Worte der Bewunderung dafür, wie D. am Jahnschen Mozart seine Aufgabe gelöst hat. Wenn heutzutage Jahns Mozart-Biographie ein Unicum in der gesamten Musik-Litteratur bedeutet, so hat der Herausgeber an diesem Verdienste seinen wohlgemessenen Anteil. — Bei der einzig dastehenden Trefflichkeit dieses Werkes in seiner jetzigen Form kann man bedauern, dass eine so vorzügliche Specialdarstellung, wie sie von Procházkas[63] „Mozart in Prag" bietet, von Deiters nicht mehr verwertet werden konnte. P. benutzte die Hss.- und Urkundensammlung E. Schebecks in ausgedehntestem Masse; zum ersten Male sind die Prager Tagesblätter (von 1782—92) aus der Zeit des viermaligen Aufenthaltes Mozarts in Prag ausgenützt, auch aus Dlaubacs historischem Künstlerlexikon ist manche wichtige Notiz entnommen. Das grösste und weitgehendste Interesse nimmt die Widerlegung jener Märchen und Fabeln in Anspruch, welche von der Komposition der Don Juan-Ouverture in Einer Nacht und von deren erster Aufführung aus „nassen Notenblättern" prima vista durch das Prager Orchester unter Mozarts Leitung berichten. Der Vf. nimmt an, dass es sich nicht um die Aufführung, sondern um die Generalprobe gehandelt hat; er stützt diese Annahme auf die thatsächliche Unmöglichkeit, die rein physische Schreibarbeit des Komponisten und der Kopisten in der angegebenen Zeit zu bewältigen. — Unterhaltungslitteratur besserer Art bietet Hitchcock[64], der gewöhnlichsten Art Kohut[65]. — Die deutschnationale Seite der Musik Mozarts behandeln zwei Aufsätze. Zunächst Geyer[66], in Bezug auf Don Juan. Trotz des italienischen Textes ist die musikalische Faktur deutsch (doch wohl nur vorwiegend deutsch!), deutsch ist Mozarts Empfindung, trotzdem er mit der

---

Meders: VjsMusikwissensch. 8, S. 499-506. — 56) × F. X. H[aberl], P. Giovanni Battista Martini als Musiker u. Komponist: KirchenmusJb. 7, S. 1-21. (Nach L. Busis „Il P.G. B. Martini musicista-letterato del sec. XVIII. Vol. I. Bologna 1891.) — 57) H. Welti, J. A. P. Schulz: ADB. 34, S. 74/9. — 58) A. Bock, E. T. A. Hoffmann als Musiker: AZg^B. N. 255. — 59) × E. Braunfels, E. treue Priesterin ihrer Kunst. (= Aus d. Künstlerleben d. Rokokozeit S. 3-37.) (Elisabeth Mara geb. Schmähling, v. Goethe besungen.) — 60) × id., D. venetianische Nachtigall. ebda. S. 135-53. (Faustina Hasse.) — 61) × id., Nur e. Flötist. ebda. S. 157-68. (Quanz.) — 62) O. Jahn, W. A. Mozart. 3. Aufl. v. H. Deiters. T. II. Leipzig, Breitkopf & Härtel. XIV, 888 S.; 37 S. Noten. M. 16,00. |[F. Spiro: DLZ. S. 537/8.]| — 63) R. Frhr. Procházka, Mozart in Prag. Z. 100j. Gedächtnis seines Todes. Prag, Dominicus. VIII, 236 S. M. 6,00. |[F. Gerstenkorn: NZMusik. 24, S. 306/7.]| — 64) Th. Hitchcock, Mozart and Aloysia Weber. (= Unhappy loves of men of genius S. 131-60.) — 65) A. Kohut, Mozart u. d. Frauen: Didask. N. 80. — 66) R. Geyer, Mozarts Don Juan. E. Vortr. z. Mozartfeier: Bayreuth

alten italienischen, den Strom reinen Empfindens beeinträchtigenden Form im „Don Juan" noch nicht gebrochen hat. — Fesselnder und bedeutender spricht sich Schuster[67]) über diesen Punkt aus. Mozarts Familiensinn, seine Religiosität, seine ideale Lebensanschauung, Uneigennützigkeit, Treuherzigkeit, der dramatische Zug in seinen Werken sind echt deutsch. Im „Veilchen" vereint sich Mozarts und Goethes Genius zur denkbar schönsten Harmonie. — Hyperkritischer Art ist Friedländers[68]) kurze Abhandlung über das „Wiegenlied". Der Vf. weist darauf hin, dass der Text wirklich (nicht blos „vermutlich" wie in der Gesamtausgabe zu lesen ist) von Gotter sei, und zwar aus dessen Drama „Esther". Die Melodie selbst sei nicht von Mozart, sondern wahrscheinlich von Fleischmann, dem Freunde Gotters. Die Echtheit des Liedes ist allerdings durch objektive Beweise nicht zu stützen; hingegen ist Fleischmann sicher nicht der Komponist des unter dem Namen Mozarts gehenden Liedes. Wäre ers, so würde man in seiner Komposition, die F. mitteilt, mehr als einen blossen Anklang an die ersten Takte der angeblich Pseudo-Mozartschen Melodie finden. F. fordert schliesslich — suo jure — die Wiederherstellung des entsetzlich verderbten Liedtextes. — In entgegengesetztem Sinne zu Friedländer, d. h. allzu unkritisch, ist Linds[69]) von Bewunderung stammelnder Aufsatz. Des Vf. unreife Verzückung gilt dem an sich gewiss herrlichen Terzett der drei Damen aus der Zauberflöte. — Gedenkreden, anlässlich einer Centenarfeier bieten: Snell[70]), Smend[71]) (viel wahre und warme Emfindung, nur etwas gar zu exklusiv christlich) und Scholz[72]), der es sich, trotzdem er Wagners goldene Worte über Mozart zum Kernpunkt seiner Rede benutzt, doch nicht versagen kann, seiner Gedanken Quell — den Meister des deutschen Musikdramas — zu besudeln. — Seltsam idealistisch-mystisch klingt Fitgers[73]) Lobpreisung des „unnatürlichen Etwas", welches das geheimnisvolle Gebiet der Musik sei und seinen vollsten Zauber in Mozarts Werken ausübe. — Meinardus[74]) Vortrag dagegen über Mozart als Erzieher ist gar zu butterweich und phrasenhaft. —

Zur Beethoven-Biographie steuerte von Frimmel[75-76]) zunächst einige Notizen bei über zwei Beethoven-Bilder aus der Sammlung des Münzinspektors J. D. Böhm, dann eine kleine polemische Schrift, worin der glaubwürdige Nachweis geführt wird, dass der Wiener Bildhauer und Maler Danhauser unmöglich Beethoven bei Lebzeiten portraitiert haben könne. Die Danhausersche Totenmaske des Meisters datiert vom 28. März 1827. — Beethovens Beziehungen zu hervorragenden Musikern (Bach, Händel, Haydn, Mozart, Weber, Cherubini) und Dichtern versucht Gerhard[77]) darzulegen, ohne wesentlich Neues und Unbekanntes beibringen zu können. — Interessanter ist dagegen die Beethoven-Nummer einer englischen Zeitschrift[78]). —

Ueber die Entstehung der von Franz Schubert zur höchsten und edelsten künstlerischen Bedeutung gebrachten „Müllerlieder", insbesondere aber über den Anteil des ersten Komponisten der Lieder, Berger, an dem Entstehen giebt Friedländer[79]) dankenswerte Aufschlüsse. —

Sehr oberflächlich spricht sich über ein unerschöpflich tiefes Thema: über Robert Schumann als Liederkomponist, Röttgers[80]) aus. Nur die Schlussformen der Lieder werden annähernd eingehender berücksichtigt. — Die Eigentümlichkeit desselben Tonmeisters als Schriftsteller, seine Beziehungen zu Heines Hildegard von Hohenthal, zu E. T. A. Hoffmann, den Begründern des Schumannschen poetisch-musikalischen Stils, erörtert Spitta[81]) eingehend und sachgemäss, offenbar angeregt durch die Jansensche Neuausgabe der gesammelten Schriften Schumanns, allerdings ohne dieser Neuausgabe mit einem Worte zu gedenken. — Batkas[82]) populär gehaltene Schumann-Biographie ist von Seidl als eine „Musterbiographie" bezeichnet worden; sie sei die erste, die Schumann treffend als „Bindeglied zwischen Beethoven und Wagner" behandelt. Das Urteil zeugt nicht bloss von specieller Unbekanntschaft mit Schumanns eigenstem Wesen, sondern auch von der allgemeinen Unklarheit über das Wesen einer „Musterbiographie". B. giebt lediglich Auszüge aus Jansens, Wasielewskis, Erlers, Kalbecks und Reimanns

---

Bll. 15, S. 87-94. — 67) H. Schuster, Mozarts nationale Bedeutung: ib. S. 231-47. — 68) M. Friedländer, Mozarts Wiegenlied: VjsMusikwissensch. 8, S. 275-85. |[SchwäbMerk., 24. Aug.; Grenzb. N. 34.]| — 69) P. v. Lind, Nur wenige Takte Mozarts. E. Nachtrag z. Saekularfeier: NZMusik. 88, S. 121/3, 133/5. — 70) K. Snell, Mozart. Gedenkrede, geh. im J. 1856 (Neudr.). Jena, Schenk. 1891. 39 S. M. 0,60. — 71) J. Smend, Z. Gedächtnis W. A. Mozarts. Vortr. geh. in d. Aula d. Ludwig Georgs-Gymn. in Darmstadt am 9. Dec. 1891. Darmstadt, Waitz. 28 S. M. 0,80. — 72) B. Scholz, W. A. Mozart u. seine Stellung in d. Gesch. d. Musik. Festrede bei d. Mozart-Feier d. Hochschen Konservat. in Frankfurt a. M. geh. Frankfurt a. M., Firnberg. 15 S. M. 0,30. — 73) A. Fitger, Mozart: Sphinx 13, S. 201/6. — 74) L. Meinardus, Mozart, e. sittlich erziehliches Vorbild dtsch. Jugend u. ihrer Pfleger. Charakterstudie. (= Samml. päd. Vortrr. N. 6.) Bielefeld, Helmich. M. 0,60. — 75) Th. v. Frimmel, Neu aufgefundene Beethoven-Bildnisse: IllZg. 99, S. 76. — 76) id., J. Danhauser u. Beethoven. E. Studie aus d. internat. Ausstellung für Musik u. Theaterwesen. Wien, Gerold. 22 S. M. 1,00. — 77) C. Gerhard, L. v. Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern u. Dichtern. Dresden, Damm. S. 30 M. 0,80. |[LCBl. S. 575.]| — 78) Musical Times 15. Dec. — 79) M. Friedländer, D. Entstehung d. Müllerlieder. E. Erinnerung an Frau v. Olfers: DRs. 73, S. 301/7. — 80) B. Röttgers, Robert Schumann als Liederkomponist: Gegenw. 42, S. 200/3. — 81) Ph. Spitta, Ueber R. Schumanns Schriften: DRs. 73, S. 382-92. — 82) R. Batka, Schumann. (= Musiker-Biographien N. 13.)

Arbeiten, häufig ohne seine Gewährsmänner zu nennen; auf eigene quellenmässige Forschungen hat er ganz verzichtet und sich die Sache leicht gemacht. Die Schrift erfüllt ihren populären Zweck, vielleicht gerade deshalb, weil sie eben nichts weniger als eine „Musterbiographie“ ist. —

Das Mendelssohn-Buch Reissmanns[83]) kann auch in dritter, durch Berücksichtigung einiger Mendelssohnscher Jugendarbeiten vermehrter Auflage Ansprüche auf höhere Schätzung als die einer Durchschnittsleistung nicht erheben. — Hingegen bildet der Briefwechsel Mendelssohns mit Schubring[84]), von dem Sohne Schubrings herausgegeben, einen bemerkenswerten Beitrag zur Musiklitteratur. 17 Briefe Mendelssohns und 45 Schubrings (Konsistorialrat in Dessau und Jugendfreund des Meisters, Vf. der Oratorientexte „Paulus“ und „Elias“) erscheinen hier grösstenteils zum ersten Male veröffentlicht. Das interessanteste Thema der Korrespondenz betrifft die Stellung des Chorals im Oratorium. Mendelssohn kommt es hauptsächlich darauf an, damit Wirkungen zu erzielen, wie etwa Bach in seinen Passionen. Aus Schubrings Briefen tritt uns ein würdevoller, geläuterter und durchaus sympathischer Mann entgegen. —

Ueber Opern-Komponisten aus der Zeit des Ueberganges vom 18. zum 19. Jh. handeln einige Arbeiten: zu Weigls „Schweizerfamilie“ erbringt Glück[85]) den Nachweis, dass Weigl den Kuhreigen mit falchem Schlüssel gelesen, die Volksweise deshalb nach A-moll, anstatt (richtig) nach C-dur versetzt hat! In letzterer Tonart notieren die Weise die Breslauer Sammlungen (III, 832) und mehrere andere Quellen. —

Den 100j. Geburtstag Rossinis feierten ebenfalls (wie Mozarts Todestag) alle grösseren Zeitungen. Ich erwähne indessen nur zwei Gelegenheitsschriften: Röckners[86]) Aufsatz — ein missglückter Versuch, Rossinis Stellung in der Musikgeschichte breiter zu fundieren — und die Rossini-Biographie von Kohut[87-88]), eine ebenso schwache Kompilation als desselben Vielschreibers Meyerbeer-Biographie. —

Von Conradin Kreutzer als Komponisten Kölnischer Karnevalslieder und des Volksliedes „Sie sollen ihn nicht haben“ weiss Lesimple[89]) ganz anregend zu unterhalten. —

Eine weit grössere Bedeutung als sie in dieser Form verdienen, könnten die Tagebücher Otto Nicolais in Anspruch nehmen; Schuld daran trägt lediglich die Herausgeberin Bertha Schroeder[90]), die die Mitteilungen des vielgewanderten genialen Komponisten teils aus Prüderie, teils aus andern Beweggründen verkürzt und verstümmelt und obendrein mit einer so entsetzlichen Menge falsch verstandener oder unrichtig gelesener Eigennamen (namentlich italienischer) garniert hat, dass die Lektüre oft zur Pein wird. — Bertha Schroeder[91-92]) hat über Nicolai ausserdem zwei Aufsätze veröffentlicht. Beiden Arbeiten liegen die Tagebuchblätter als Quelle zu Grunde. —

Eine mit Sorgfalt und Liebe zu dem besten Vertreter der deutschen volkstümlichen Oper geschriebene Biographie Lortzings verdanken wir Wittmann[93]); eine sehr schätzbare Flotow-Biographie[94]) mit sehr zahlreichen Beiträgen aus eigener Feder des Komponisten der „Martha“ gab seine in Wien lebende Witwe heraus. —

Wie die Werke Wagners den Hauptbestandteil des deutschen Opernbühnen-Repertoirs bilden, so beherrscht die Wagner-Litteratur den musikalischen Büchermarkt. Die Zahl der hierher gehörigen Schriften übertrifft alle anderen Gebiete um ein Bedeutendes. Mit den äusseren Lebensschicksalen des Meisters beschäftigt sich ein englisches Werk Praegers[95-96]). Fast gleichzeitig mit der englischen Ausgabe erschien unter dem Namen desselben Vf. eine Schrift, die sich als „deutsche Uebersetzung“ jenes Buches ausgab. In einer scharfen Polemik hat Chamberlain erwiesen, dass beide Schriften keineswegs dem Inhalte nach identisch sind, dass namentlich das Wagnersche Briefmaterial in so zweifelhafter und abweichender Form publiziert sei, dass das Ganze einer direkten Täuschung nahe komme. Ueber seinen Angriff soll im nächsten Jahre eingehender berichtet werden. Zugegeben selbst, dass diese Vorwürfe

Leipzig, Reclam. 12⁰. 112 S. M. 0,20. |[A. Seidl: MusWBl. S. 182/3.]| — **83**) A. Reissmann, F. Mendelssohn-Bartholdy, sein Leben u. seine Werke. 3. sehr verm. u. verb. Aufl. Mit Mendelssohns Bild u. Ansicht seines Denkmals in Leipzig. Leipzig, List & Francke. VIII, 347 S. M. 5,00. |[H. Reimann: BLU. S. 713/4.]| — **84**) J. Schubring, Briefwechsel zwischen F. Mendelssohn-Bartholdy u. J. Schubring, zugleich e. Beitr. z. Gesch. u. Theorie d. Oratoriums. Leipzig, Duncker & Humblot. VIII, 227 S. M. 4,40. |[Ph. Spitta: VjsMusikwissensch. 8, S. 419-22; H. Welti: DLZ. S. 1079-80; B. Vogel: NZMusik. 83, S. 16/7.]| — **85**) A. Glück, D. Kühreigen in J. Weigls „Schweizerfamilie“: VjsMusikwissensch. 8, S. 77-90. — **86**) H. Roeckner, Z. 100. Geburtstage Rossinis: Gegenw. 41, S. 135/8. — **87**) A. Kohut, Rossini. (= Musiker-Biographien N. 14.) Leipzig, Reclam. 12⁰. 104 S. M. 0,20. — **88**) × id., Meyerbeer. ebda N. 12. 96 S. — **89**) A. Lesimple, Conradin Kreutzer in Köln: MusikRs. 7, S. 175/6. — **90**) Bertha Schroeder, Otto Nicolais Tagebücher nebst biogr. Ergänzungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. VII, 106 S. M. 3,00. |[AMusZg. S. 350.]| — **91**) id., Ueber d. Entstehung d. „Lustigen Weiber v. Windsor“ v. O. Nicolai: VossZg^B. N. 28. — **92**) id., O. Nicolai: WIDM. 71, S. 608-32. — **93**) H. Wittmann, Lortzing. (= Musiker-Biographien N. 11.) Leipzig, Reclam. 12⁰. 78 S. M. 0,20. — **94**) F. v. Flotows Leben. V. seiner Wittwe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. VI, 162 S. M. 3,00. |[L(udwig) B(ussler): NatZg. N. 499; LCBl. S. 1541; H. Reimann: BLU. S. 715.]| — **95**) F. Praeger, Wagner as I knew him. London, Longmans, Grun & Co. XXIII, 334 S. M. 7,50. — **96**) id., Wagner, wie ich ihn kannte. Aus d. Engl. übers. v. Vf. Leipzig, Breitkopf & Härtel. IX, 366 S. M. 5,00. |[H. Reimann: BLU. S.

im vollen Umfange berechtigt wären, bleibt P. immerhin das Verdienst, Wagners Aufenthalt in London zum ersten Male ausführlicher geschildert zu haben. Auch wird doch wohl nicht alles, was er von seinen persönlichen Erlebnissen bei und mit Wagner erzählt, ohne weiteres als „Dichtung“ abzuthun sein; vor allem aber muss die Art, wie der Vf. den Verdiensten der ersten Gattin Wagners um diesen — und seien sie selbst nicht höhere als die einer braven Hausfrau gewesen — gerecht wird, volle Sympathie erwecken. — Von der Anwesenheit Wagners in Braunschweig im April 1875, namentlich von seinen Bemerkungen über die „alten Italiener“ im herzoglichen Museum berichtet Sommer[97]). —

Unter den allgemeinen und theoretischen Schriften über Wagner nimmt Dingers[98]) Werk dem Umfange nach die erste Stelle ein. Obwohl das Gesamturteil sich erst nach Erscheinen des 2. Bandes fällen lassen wird, sei doch jetzt schon darauf hingewiesen, dass der Vf. nach der historischen wie philosophischen Seite hin sich als gewandter und gewissenhafter Forscher erweist. D. verfolgt und kritisiert sämtliche praktischen, religiösen und ethischen Bestrebungen, die irgendwie Einfluss auf Wagner gewannen. Für alle diese Bestrebungen und ihre Einwirkungen auf Wagner bildet das J. 1848 einen Wendepunkt; nach dieser Zeit erst entwickelt sich in Wagner der Keim des „Kunstwerks der Zukunft.“ Hierbei sei erwähnt, dass D. zum ersten Male urkundliche Belege über die vielfach entstellte Teilnahme Wagners an dem Dresdener Maiaufstande 1849 aus den Gerichtsakten beibringt. — Im Gegensatze zu Dinger vertritt Chamberlain[99]), der Hausbiograph von Wahnfried, die Ansicht, Wagner habe sich nicht entwickelt, sondern sei von Anbeginn an „Wagner“ gewesen, d. h. der Schöpfer des Musikdramas. Diese meines Erachtens den Thatsachen widerstreitende Ansicht bildet das Fundament einer Propädeutik Wagnerscher Kunst, die selbst wieder nur das Vorspiel zu einer Gesamtdarstellung des Wagnerschen Schaffens bedeuten soll. — Anderer Meinung wieder ist Magnus[100]). Er hält die alten Romantiker für den Urquell des Wagnerschen Musikdramas; bei ihnen trete zum ersten Male die Poesie in allernächste Beziehung zur Musik — eine viel zu allgemeine und längst bekannte Thatsache, die für die specielle musikalisch-dramatische Thätigkeit Wagners wenig verwendbar ist. — Höchst lehrreich sind dagegen die Aufschlüsse von Hausegger[101]). Nach seinen Ausführungen ist Wagner erst nach Vollendung seiner Nibelungen durch Herwegh auf die nahen Beziehungen aufmerksam gemacht worden, die zwischen den Grundideen der Tetralogie und der Lehre Schopenhauers bestehen. Als erste Frucht der Schopenhauer-Studien erscheint dann 1870 zum Beethoven-Centenarium Wagners „Beethoven“. Seit dieser Zeit erst ist Wagner mit Bewusstsein Vertreter Schopenhauerscher Lehre, von der sich, also ihm selbst ganz unbewusst, Spuren bereits im „Fliegenden Holländer“, „Lohengrin“ bis zu den „Nibelungen“ nachweisen lassen. Die Idee des Mitleids, wie sie im „Parsifal“ zum Ausdrucke kommt, ist die Grundlage Schopenhauerscher Ethik. — Mit diesen Ausführungen stimmt freilich nicht ganz überein, wenn Bie[102]) das J. 1854 bereits als Anfangsjahr der Schopenhauerstudien annimmt. Dieser Zeitpunkt wird übrigens auch durch Praeger bestätigt. B. behandelt in den ersten beiden Teilen Wagners theoretisches, beziehungsweise philosophisches Verhältnis zur bildenden Kunst. Zwischen der reinen Licht- und der reinen Schallwelt giebt es ein Zwischenstadium, das des „affektlosen Sehens“, den Sitz der bildenden Kunst, deren Gegenstand nicht die Dinge an sich, sondern „der Schein der Dinge“ ist („idealistische Symbolik“). Ihr zuvor steht die Kunst der Schallwelt, deren Organ in physischem Sinne das Organ der „Nacht“, in metaphysischem das der „Willensverneinung“ ist. Im 3. Teile setzt B. Wagners praktisches Verhältnis zu den bildenden Künsten und ihre Vereinigung im „Musikdrama“ auseinander. — Die bekannte Schrift Nietzsches[103]) beweist, dass des Vf. rein musikalisches Erkennen niemals auch nur annähernd auf der Höhe gestanden hat wie sein philosophisches. Um Wagner zu verurteilen, bedarf es eines musikalisch einwandfreien Geistes.[104]) — An dem trotz der gegebenen chronologischen Disposition sehr unklar geschriebenen Aufsatze van Santen-Kolffs[105]) ist nur der gute Wille zu loben. Sehr schwach ist auch der Stil (vgl. „die gaffenden Wunden“ S. 22 und: „er schmettert der Welt sein delenda Carthago entgegen“ S. 23; vor allem der Anfang:

137; F. Bosse: NZMusik. S. 406/8. — **97**) H. Sommer, R. Wagner in Braunschweig: BayreuthTb. S. 136-40. — **98**) H. Dinger, R. Wagners geistige Entwicklung. Versuch e. Darstell. d. Weltanschauung R. Wagners. Bd. I. Leipzig, Fritzsch. XXIV, 411 S. M. 6,00. |[O. Bie: AMusZg. 19, S. 644/5.]| (Sehr erweiterter Ausbau d. Leipziger Diss. „Versuch e. Darstellung d. Weltansch. R. Wagners. Mit Rücksichtnahme auf deren Verhältnis zu d. philos. Richtungen d. Junghegelianertums.“ 73 S.) — **99**) H. St. Chamberlain, D. Drama R. Wagners. E. Anregung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. VIII, 144 S. M. 3,00. |[A. Seidl: MusWBl. S. 505.]| — **100**) V. Magnus, Z. Kritik d. mod. Musikdramas. Studien u. Skizzen: MusRs. 7, S. 239-40. — **101**) Fr. Hausegger, R. Wagner u. Schopenhauer. E. Darlegung d. philos. Anschauungen R. Wagners an d. Hand seiner Werke. 2. Aufl. Leipzig. Reinboth. 52 S. M. 1.00. |[O. Bie: AMusZg. S. 566; A. Seidl: MusWBl. S. 520.]| — **102**) O. Bie, R. Wagners Verhältnis z. bildenden Kunst: AMusZg. 19, S. 85-287. — **103**) Fr. Nietzsche, D. Fall Wagner. E. Musikanten-Problem. 2. Aufl. Leipzig, Naumann. 4 Bll., 57 S. M. 1,60. — **104**) E. Kulke, R. Wagner u. F. Nietzsche. Leipzig, Reissner. VIII, 70 S. M. 1,50. |[F. Bosse: NZMusik. S. 75.]| — **105**) J. van Santen-Kolff, „Aus d. Gesch. d. Bayreuther Gedankens. E. Rück- u. Ueberblick z. Erinnerung an 1872 u. 82: BayreuthBll. 15, S. 21/7, 95-106, 170-83. —

„Wenn der Besucher der Festspiele jenen braunroten Fleck des Wagnerschen Bühnenhauses nach längerer Abwesenheit aufs neue in lieblicher Majestät auf der . . . dunkelgrünen Anhöhe der Hohenwarte angelehnt sah . . .“). Nach S.-K. scheint ebenso wie nach Chamberlain Wagner bereits mit dem „Bayreuther Gedanken“ auf die Welt gekommen zu sein. — Populär und zwar im besten Sinne des Wortes ist ein Schriftchen Ritters[106]) über Wagner als erzieherisches Vorbild gehalten. — Ein anderer Wagner-Enthusiast[107]) meint, dem deutschen Gymnasium, insbesondere dessen trockenen Litteratur- und Geschichtsstunden, müsste durch Hinweis auf Wagner und seine Werke, und auch durch deren Analysen ein höherer geistiger Schwung gegeben werden. — Bei Seidls[108]) seltsamer Titelfrage: „Hat R. Wagner eine Schule hinterlassen?“ muss ich immer an den Pfarrer und den Komödianten denken. Wäre Wagner ein Schulmeister gewesen, dann hätte er eben eine „Schule“ hinterlassen; da er ein Künstler von Gottes Gnaden war, ging er unbekümmert um eine „Schule“ seine eigenen Wege. Man muss aber den Begriff „Schule“ so lange drehen und wenden, bis er mit „Einfluss“ identisch ist, dann kann man von dem segensreichen „Einfluss“ Wagnerscher Kunst auf unser Leben und Treiben unter jenem schönen Fragetitel schreiben. Abgesehen von jener grundverkehrten Titelfrage enthält das Schriftchen manches Gute. — Ein höchst amusantes, litterarisch durchaus wertvolles und mit grösstem Fleiss aus Anlass der Lohengrin-Aufführung in Paris (1891) zusammengestelltes Buch ist die Sammlung Grand-Carterets[109]). Was in französischen, deutschen, österreichischen, italienischen, englischen und russischen Witzblättern an Zeichnungen, Karikaturen, Pasquillen und sonstigen „Curiosa“ über Wagner erschien, hat in unserem typographisch ganz wundervoll ausgestatteten Werke Unterkunft gefunden. Der begleitende Teil ist reich an trefflichen Aperçus und biographischen Parallelen, eine sehr gute Illustration zu Horazens „ridendo dicere verum, quid vetat?“ — Oesterleins[110]) Schrift über das Wagner-Museum legt jedem Leser den lebhaften Wunsch nahe, dass diese kostbare Sammlung Deutschland erhalten bleiben möge. —

Eine grosse Anzahl Schriften beschäftigt sich mit der Analyse und der Geschichte Wagnerscher Werke[111-115]). Recht dilettantisch und unzuverlässig in den Angaben ist Dwelshauvers-Derys[116]) Arbeit über den „Tannhäuser“; er verwechselt z. B. den historischen Manfred, den Helden des Wagnerschen Entwurfes „Die Sarazenin“, mit dem Byronschen, giebt als Quelle das „Volksbuch vom Tannhäuser“ (?) an und Aehnliches. — Eine Sammlung[117]) von Referaten, Briefen und Betrachtungen betrifft die von gewisser Seite sehr mit Unrecht getadelte Bayreuther Tannhäuser-Aufführung. — Mit der Quelle zur Dichtung des „Lohengrin“ beschäftigt sich ein Vortrag Munckers[118]) in ebenso eingehender wie wissenschaftlicher Art. M. ist nicht nur Philosoph, sondern offenbar auch ein feinsinniger Musiker. Von höchstem Interesse ist der Hinweis auf den „Jüngeren Titurel“, die Heranziehung des Immermannschen „Merlin“, Marschners „Templer und Jüdin“, Webers „Euryanthe“ usw. — In einem ganz abstrusen Aufsatze will Wirth[119]) nachweisen, dass Brangäne keine Kupplerin (!) sei; trotzdem spricht er (S. 462) von einem „Kuppelmotiv“. Was übrigens unter „andeutendem Verfahren“ zu verstehen sei, könne man im Musik. Wochenblatt (1891 N. 8) nachlesen. — Mit ermüdender Weitschweifigkeit behandelt Seidl[120]) die Tristan-Sage bei Wagner. Er führt sie gleich der Siegfried-Sage auf einen Naturmythus zurück und vergleicht die Wagnersche Dichtung mit der Gottfrieds; das „Ei des Columbus“ in Wagners Umdichtung Gottfrieds sei die Umwandlung des Liebes- zu einem Todestrank gewesen. — Erwähnt sei noch die Heintzsche[121]) Einführung in den Tristan, die von Constance Bache ins Englische übertragen wurde. Sie zeichnet sich ebenso durch die schlichteste Einfachheit der Dar-

---

106) H. Ritter, R. Wagner als Erzieher. E. Volksbuch u. zugl. Begleiter zu d. Bayreuther Festspielen. Würzburg, Stahel. 1891. IV, 81 S. M. 1,50. — 107) (I 5: 43). — 108) A. Seidl, Hat R. Wagner e. Schule hinterlassen? (= Dtsch. Schriften für Litt. u. Kunst. Heft 3.) Kiel, Lipsius & Tischer. 71 S. M. 1,00. |[O. Bie: AMusZg. S. 566; LAnz. N. 88; MusRs. 7, S. 188.]| — 109) J. Grand-Carteret, R. Wagner en caricatures. Paris, Larousse. 336 S. Fr. 4,00. |[O. Lessmann: AMusZg. S. 291; M. Graf: MusRs. S. 157.]| — 110) N. Oesterlein, Ueber Schicksale u. Bestimmung d. R. Wagner-Museums. Festschr. z. Feier seines 5j. Bestehens. Wien u. Leipzig, Lit. Anst. A. Schulze. 20 S. M. 0,80. (Vgl. LCBl. S. 297; IllZg. N. 2565.) — 111) × H. [Frhr. v. d.] P[fordten], Handlung u. Dichtung d. Bühnenwerke R. Wagners nach ihren Grundlagen in Sage u. Gesch. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 10 Hefte à M. 0,50. (Nur für Laien empfehlenswert.) — 112) × A. Kohut, E. Première vor 50 J.: SchorersFamienbl. 13, S. 679-80. („Rienzi“ in Dresden.) — 113) × O. Eichberg, Z. 50j. Jubil. d. „Rienzi“: BayreuthTb. S. 51-85. — 114) × R. Beck, „Rienzi“ in Dresden: AMusZg. 19, S. 513/6. — 115) × id., Henriette Kiete-Wüst. E. Beitr. z. Gesch. v. R. Wagners „Rienzi“: AMusZg. 19, S. 256/7. (H. Wüst ist d. Sängerin d. Irene in d. 1. Rienzi-Aufführ. am 20. Okt. 1842.) — 116) F. V. Dwelshauvers-Dery, Tannhäuser u. d. Sängerkrieg auf d. Wartburg. Handl. v. R. Wagner. 2. Aufl. Leipzig u. Baden-Baden, Wild. 52 S. M. 0,60. |[R. Schlösser: MusWBl. S. 432.]| — 117) Tannhäuser-Nachklänge. Briefe, Berichte u. Betrachtungen über d. Aufführ. d. Tannhäuser in Bayreuth. Mitget. aus d. BayreuthBll. 15, S. 37-94, 123-43. Berlin, Thelen. 99 S. M. 0,50. |[A. Seidl: MusWBl. S. 520.]| — 118) F. Muncker, D. Dichtung d. „Lohengrin“ v. R. Wagner u. ihre Quellen. (= Verhandlungen d. 41. Philologenvers. zu München, S. 65-73.) — 119) M. Wirth, Brangäne. E. neue Probe d. „andeutenden Verfahrens“: MusWBl. S. 499. — 120) A. Seidl, D. Sage v. Tristan u. Isolde bei R. Wagner: ib. S. 105-326. — 121) A. Heintz, Tristan and Isolde by Rich. Wagner. Explained according to the musical development of its motives. Translated by Constance Bache.

stellung, wie unbedingteste Zuverlässigkeit — gleich allen übrigen, unten erwähnten ähnlichen Arbeiten desselben Vf. — aus. — Auch den „Meistersingern von Nürnberg“ sind einige Arbeiten des Berichtsjahres gewidmet. Mey [122]) hat aus Wagenseil und Puschmann das zum genauen Verständnis des Wagnerschen Werkes Nötige über den Meistergesang in Geschichte und Kunst zusammengetragen. Die Oper selbst wird poetisch, metrisch und musikalisch angemessen erläutert. — Aehnlichen, doch in dem historischen Teile nicht so reichhaltigen Inhalt bietet Dingers [123]) Abhandlung. — Heintz [124]) Einführung in die „Meistersinger“ ist ebenso wie seine Schrift über „Tristan“ ins Englische übersetzt worden. — Zu Walther von Stolzings „Preislied“ ist die ursprüngliche Fassung veröffentlicht worden [125]). — Eine wissenschaftlich auf der Höhe stehende und durchaus vortreffliche litterarische Leistung bietet Meinck [125a]) in einem grossen Werke über die Sagen der Nibelungendichtung. Das Buch verdient eine über den engeren musikalischen Kreis weit hinausgehende allgemeine Beachtung und das endgültige Urteil darüber wird erst der Germanist sprechen können. Der Vf. verfügt nicht nur über eine ungewöhnlich reiche Litteraturkenntnis, er hat auch ein begeistertes Empfinden für die musikalisch-poetischen Schönheiten des Werkes, ein Empfinden, dem ich mich an allen Stellen, wo es zum Ausdrucke kommt, vollkommen anschliessen konnte. — Die Parsifal-Litteratur weist zunächst wieder die englische Ausgabe einer Heintzschen [126]) Einführung auf; sodann eine populär gehaltene Darstellung der Umgestaltung der ursprünglichen Gral- und Parsifal- Legende durch Wagner von Reimann [127]), endlich ein Märchen: „Parsifals Christbescheerung“ von Chamberlain [128]), eine antivivisektorische Transskription jener drei Worte, die Wagner seinem Parsifal-Vorspiel als ideale Unterlage gegeben: „Glauben — Lieben — Hoffen“. — Einen Artikel gegen die „moderne“ Wagnersache, wie sie jetzt so manchem nicht ganz Vorurteilsfreien erscheint, bietet ein Anonymus [129]). Er will, Bayreuth soll deutsch-national sein; das dort verkehrende Publikum auf dem Festspiel-Hügel, wie im „Wahnfried“ ist international, ein „Allerweltsmenschenmischmasch“. Eine „deutsch-sociale“ Genossenschaft möge Bayreuth vor solcher Entwicklung schützen, indem sie die Mittel gewähre, vermöge deren es eine solche internationale „Oeffentlichkeit“ nicht mehr braucht. — Den Beschluss unserer Uebersicht über die Wagner-Litteratur möge der Hinweis auf ein Aufführungsverzeichnis [130]) der Werke Wagners bilden. —

Die biographischen Darstellungen aus der neueren und neuesten Zeit leitet eine Abhandlung über Carl Loewe von Plüddemann [131]) ein. Loewes Verdienste als Balladensänger, der Vortragsstil der Ballade im allgemeinen und der Löweschen Balladen im besonderen werden behandelt und an dem Inhalt der 7 Bände der Petersschen Löwe-Ausgabe erörtert. — Noch übertriebener in der Wertschätzung Löwes ist ein anderer Aufsatz Plüddemanns [132]) über „den Schöpfer des deutschen Balladenstils“. Die durchkomponierte Ballade, mit der nach P. der neue Stil beginnt, verdanken wir Zumsteeg und Schubert. Zumsteegs grösster Bewunderer war Schumann, und Löwe greift in vielen Beziehungen direkt auf Zumsteeg zurück, ist also nicht der „Schöpfer“, sondern ein — sicher vorzüglicher — Vertreter des „neuen Stiles“. Durchkomponierte Lieder im Balladenton schrieben bereits Beethoven, ja sogar Mozart, dessen „Veilchen“ das bis heute noch unübertroffene Musterbeispiel dieser balladenartigen Liedgattung ist. —

Die Studie über Chopin von Jansen [133]) schliesst eine Recension des grossen, erst englisch, dann deutsch (von Langhans übersetzt) erschienenen Werkes von Fr. Niecks: F. Chopin as a man and musician“ (1890) ein. J. giebt mehrere Ergänzungen und Berichtigungen dazu. —

Einen trefflichen, mit Umsicht verfassten Führer durch das Liszst-Museum in Weimar schrieb Mirus [134]). Gegen die frühere Auflage ist diese sehr bedeutend erweitert, da eine grosse Anzahl Liszt-Reliquien erst in den letzten Jahren zugänglich geworden sind. —

London u. New-York, Novello & Ewer. 59 S. M. 1,50. |[SaturdayR. 74, S. 59.]| — 122) C. Mey, D. Meistergesang in Gesch. u. Kunst. Tabulatur-Erklär. u. Erläuterungen zu R. Wagners „Meistersinger v. Nürnberg“. Karlsruhe, Th. Ulrici. IV, 126 S. M. 2,00. — 123) H. Dinger, D. Meistersinger v. Nürnberg. E. Studie. Leipzig u. Baden-Baden, Wild. 99 S. M. 1,00. |[O. Schlösser: MusWBl. S. 418/9; MusRs. 7, S. 218/9.]| — 124) A. Heintz, The master-singers of Nuremberg by R. Wagner. A musical explanation. Transl. by Constance Bache. London & New-York, Novello & Ewer. 91 S. M. 1,50. — 125) R. Wagners „Preislied“ (Meisters. v. Nürnberg) in d. ursprüngl. Fassung: BayreuthBll. 15, S. 225-30. — 125a) E. Meinck, D. sagenwissenschaftl. Grundlagen d. Nibelungendichtung R. Wagners. Berlin. Felber. 328 S. M. 6,00. |[O. Bie: AMusZg. S. 97/8; A. Seidl: MusWBl. S. 505.]| — 126) A. Heintz, Parsifal by Rich. Wagner. Jts origin in the old legends and its musical motives explained in the order of their development. Transl. by Constance Bache. London u. New-York, Novello & Ewer. 51 S. M. 1,50. — 127) H. Reimann, D. Gral- u. Parzival-Legende in ihrer hist. Entwicklung u. Umgestaltung durch R. Wagner: BayreuthTb. S. 86-106. — 128) H. St. Chamberlain, Parsifals Christbescheerung: BayreuthBll. 15, S. 28-34. — 129) D. & Cie., Bayreuth u. d. Wagner-Sache: D. 20. Jh. 2, S. 1334/7. — 130) Aufführung d. Werke R. Wagners: BayreuthTb. S. 179-86. — 131) M. Plüddemann, C. Loewe: BayreuthBl. 15, S. 318-36. — 132) id., C. Loewe, d. Schöpfer d. dtsch. Balladenstils in d. Musik: D. 20. Jh. 2. S. 1348-55. — 133) F. G. Jansen, Chopin: DRs. 72, S. 317/8. — 134) A. Mirus, D. Liszt-Museum zu Weimar u. seine Er-

Ueber Robert Franz schreibt Schuster [135]): Das Vorhandensein einer „Franz-Litteratur“ beweise die allgemeine Ueberzeugung von dessen Grösse; der Widerspruch gegen Franz bezeuge erst recht dessen ungewöhnliche Bedeutung. Diese beruhe vornehmlich darauf, dass Franz seine Komponisten-Thätigkeit auf das Lied weise beschränkte; ihm darin geistesverwandt und kongenial seien Wagner, der keine Kammermusik, Brahms, der keine Oper geschrieben habe. Nach dieser seltsam negativen Beweisführung und einer kurzen Darstellung des reichen Gehaltes der Franzschen Lieder bespricht Sch. die Bach-und Händelbearbeitungen des Meisters. Niemand würde eifriger und stärker als Franz gegen die Zumutung opponiert haben, seine Thätigkeit sei „ein Hinzukomponieren eines neuen Tonsatzes auf Grund eines beziffertem Basses“. Allerdings scheint Franz manchmal der Meinung gewesen zu sein, wenn ein anderer denselben bezifferten Tonsatz übertrage, so empfinde er ihm nach! Dieser Sucht, Bach und Händel zu monopolisieren, musste der Vf. entgegentreten, anstatt sie durch obige Bemerkung zu verschärfen. —

Die Rubinstein-Biographie Zabels [136]) ist ein fliessend, stellenweise elegant geschriebenes Buch, das nur hinsichtlich des musikalischen Teiles einiger kleiner Korrekturen — zumeist Begeisterungsdämpfer — bedürfen wird. —

Dem Vf. des trefflichen Werkes: „Das katholische Kirchenlied“, Carl Severin Meister, widmet Walter [137]) ein Gedenkblatt mit dankenswerten biographischen Notizen. —

Wilh. Fr. Tchirchs [138]), Kapellmeisters in Gotha (starb 1893), Selbstbiographie zeigt einen Künstler, der einen kleinen Wirkungskreis mit frohem Behagen auf das beste ausfüllt [139]). —

Die Brahms-Biographen haben samt und sonders die Eigentümlichkeit, dass ihnen Wagner ein Dorn im Auge ist. So meint Nagel [140]), Wagner vertrete den „Naturalismus in der Musik“. „Menschen dieser Art würden zur tollen Bethätigung ihres Menschentums, zur schrankenlosen Hingabe ihres Ichs an die sinnlichen Leidenschaften, zur „Bejahung des Willens“ (!!) geführt“. Was sich nur N. unter dieser „Bejahung“ denken mag? Wagner gegenüber bedeute Brahms ein „Paradies voll süsser Unschuld“ (— worüber Brahms sicher vielbedeutsam schmunzeln wird —), in diesem Sinne sei Brahms Nachfolger Beethovens. — Nach Krauses [141]) Meinung ist Brahms als vollendeter Künstler vom Himmel gefallen; schon von vornherein offenbart er sich in seinen „Sonderheiten“ (?) gern und ganz. Der strikteste Gegenweis hierzu ist das H-dur Trio Op. 8, das der alte Brahms dem „jungen“ überarbeitet hat. Es ist knapper, formalistischer geworden, hat aber an sprühender Jugendfrische unsagbar viel eingebüsst. Solche Thatsachen mussten einem „Brahms-Forscher“ nicht unbekannt sein! Allein man begegnet auch sonst mancher verkehrten Anschauung: Beim „Schicksalslied“ wird von der Aufwendung „vieler“ instrumentaler Mittel gesprochen; ob der Vf. je die Partitur gesehen hat? Oberflächliche Urteile wie: „Zeichnet sich durch absolute Schönheit aus“ — „ist schön komponiert“ — „gehört zu den eigenartigsten Sätzen“ usw. finden nur sich allzuhäufig [142]). —

---

innerungen. 2. Aufl. Weimar, Thelemann. 64 S. M. 1,00. |[H. Werner: NZMusik. S. 227.]| — **135**) H. Schuster, R. Franz. E. apologet. Betrachtung: AZg^B. N. 304. — **136**) E. Zabel, A. Rubinstein. E. Künstlerleben. Mit Bild in Heliogr. Leipzig, Senff. 288 S. M. 6,00. |[L(udwig) B(ussler): NatZg. N. 716.]| — **137**) C. Walter, C. Severin Meister: MhMusikgesch. 24, S. 131/4. — **138**) W. Tschirch, Aus meinem Leben. Gera, Nugel. 44 S. M. 0,60. — **139**) × E. Schiff, Hans v. Bülow, d. philosophirende Musiker: ML. 61, S. 233/6. (Gut gemeinte, aber unnötige Rechtfertigung d. Bismarckrede Bülows, März 1892.) — **140**) Wilib. Nagel, J. Brahms als Nachfolger Beethovens. Leipzig u. Zürich, Gebr. Hug. 32 S. M. 0,60. — **141**) E. Krause, J. Brahms in seinen Werken. E. Studie. Hamburg, Gräfe & Sillem. III, 107 S. M. 1,80. — **142**) × K. Soehle, Mascagni als Liederkomponist: Kunstw. 6, S. 6/7. —

I,10

Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens.

Karl Kehrbach.

Einleitung. Die Forschung auf dem so umfangreichen, wichtigen Gebiete der deutschen Unterrichts- und Erziehungsgeschichte ist in stetem Fortgange begriffen, eine Thatsache, die einerseits ihre Erklärung findet in der Zunahme jener historischen Arbeiten, die unter den Begriff der Kulturgeschichte fallen, andererseits aber auch in der Anerkennung der Wichtigkeit historisch-pädagogischer Arbeiten für die lebhaft wogenden Kämpfe um Gestaltung von Unterricht und Erziehung in der Gegenwart. Wenn in vielen jener Werke zur Kulturgeschichte immer mehr das Bestreben zu Tage tritt, neben oder statt politischer Haupt- und Staatsaktionen, neben oder statt der Bildungsgeschichte einzelner Menschen oder einzelner Gruppen von Menschen die Bildung der breiten Massen zu erforschen und vorzuführen, wem könnte es da zweifelhaft sein, dass unter jenen Dokumenten, die einen Einblick in das Geistes- und Seelenleben des deutschen Volkes gewähren, ein erster Platz denen gebührt, die über Erziehung und Unterricht uns Kunde geben? Oder sollten, um unter diesen Schriftstücken nur eine Gattung herauszuheben, jene anspruchslosen dem Unterrichte zu Grunde liegenden Bildungsmittel, jene Fibeln, Lesebücher, Spruchbücher, Bibelauszüge, Katechismen, Rechnen- und Gesangbücher, die durch Generationen hindurch oft die einzige systematische geistige Nahrung grosser Bevölkerungsklassen gewesen sind, ihrer Denk- und Handlungsweise das Gepräge aufgedrückt und in der deutschen Volksseele tiefere Spuren ihrer Wirksamkeit zurückgelassen haben, als so viele anspruchsvoll auftretende Begebenheiten, diese Wertschätzung nicht verdienen? Aber natürlich noch grösser wird der Einfluss historisch-pädagogischer Arbeiten auf die Wissenschaft von Erziehung und Unterricht selbst sein. Und es ist nur zu beklagen, dass die Erkenntnis von dieser ihrer Wichtigkeit nicht allen denen aufgegangen ist, die an der Verbesserung unserer Unterrichtsveranstaltungen mitzuwirken sich berufen fühlen. Es hätten auf diesem Gebiete Verwirrung und Widerspruch nie solche Herrschaft erlangen können als sie thatsächlich besitzen, wenn jene Verbesserungsvorschläge auf dem festen Grunde historischer Forschungsresultate sich aufgebaut hätten. Koldeweys drastische aber wahre, die Entwicklung der Unterrichtsmethodik betreffende Bemerkung (MGP. VIII.) über den „pädagogischen Heros", der heutzutage mit seiner „neuen Methode" sich breit mache, aber bescheidener auftreten würde, wenn er wüsste, dass das Produkt seines Scharfsinnes schon lange vor seiner Geburt einmal erdacht, erprobt und vergessen worden sei, gilt auch mutatis mutandis für die übrigen pädagogischen Fächer. Nur durch die Kenntnis des Vergangenen können wir behütet werden vor einem Zurücksinken in längst überwundene Irrtümer, können wir geschützt werden, längst gemachte Entdeckungen noch einmal zu machen. — Von dem grossen Werte deutscher Erziehungs- und Schulgeschichte tief überzeugt, hat nunmehr offiziell das preussische Kultusministerium [1]) die Archive, Bibliotheken, Provinzialschulkollegien und Regierungen angehalten, die Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte (vgl. JBL. 1891 I 6 : 1) zu fördern, und dabei den Wunsch ausgesprochen, dass die Schulprogramme mehr als bisher in den Dienst der Sache gestellt

---

1) Schulgesch. in Schulprogrammen: PaedWBl. 11, S. 230/5. — 2) H. Schiller, Lehrbuch d. Gesch.

und historisch-pädagogische Arbeiten vor allerlei anderen Abhandlungen vorgezogen werden sollten. — Die Wichtigkeit der von dem Ministerium gewünschten Einzelforschungen betont auch H. Schiller [2-3]), und er spricht es aus, dass der Lehrer auf dem Gebiete der Schulgeschichte eine nützlichere Thätigkeit ausüben könnte, als wenn er fachwissenschaftliche Stoffe, die schon wiederholt bearbeitet worden seien, von neuem in Zeitschriften und Programmen durcheinanderwerfe. — Uebereinstimmen muss ich aber hier mit der Ansicht, bei schulgeschichtlichen Veröffentlichungen in Programmen, die in die Hände der Schüler gelangen, in Rücksicht auf die Disciplin der Schule Vorsicht in der Wahl der Stoffe walten zu lassen (MGESchG. S. V, XIX-XXII, XXV-XXVI, XXXI-XXXIII). [3]) — Was nun den folgenden Bericht anbelangt, so ist zunächst zu bemerken, dass, obwohl die Zahl der herangezogenen Werke und Aufsätze eine bei weitem grössere ist, als in meinem Bericht in den beiden vorangehenden Jahren, von mir doch nicht der Grad von Vollständigkeit erreicht worden ist, den ich angestrebt habe. Es handelt sich hierbei besonders um die in den zahlreichen pädagogischen, historischen, theologischen und anderen Zeitschriften, sowie in Tagesblättern usw. niedergelegten Arbeiten. Es steht aber zu erwarten, dass ich durch einige von dem Hauptvorstande der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte geplante Massnahmen und vor Allem durch eine in der Zukunft von den innerhalb der Gesellschaft bestehenden Gruppen [4-5]) dargebotene Unterstützung in die Lage kommen werde, dem erwähnten Uebelstande möglichst begegnen zu können. Sodann muss ich noch hervorheben, dass ich wohl alle von mir aufgefundenen Werke und Aufsätze bibliographisch verzeichnet habe, dass ich aber darauf verzichten musste, selbst bei den Werken, die gegenüber früheren Erscheinungen einen Fortschritt bedeuten, nähere Erörterungen über den specifisch-pädagogischen Gehalt anzustellen. Vielmehr war ich bedacht, aus dem Inhalte der herangezogenen Werke und Aufsätze diejenigen Bestandteile hervorzuheben und auf die Punkte hinzuweisen, die zu den in den JBL. bearbeiteten Gebieten hinüberleiten. —

Gesamtdarstellungen [6]). Zu den segensreichen Folgen der im J. 1872 eingeführten allgemeinen Bestimmungen, durch die die bekannten Regulative aufgehoben wurden, gehört auch die grössere Berücksichtigung der Geschichte der Pädagogik im Unterrichtsplane der Schullehrerseminare. Schneider, der immer noch rüstige Decernent für das preussische Volksschulwesen, der Vf. jener Bestimmungen, forderte von den Zöglingen der Seminare eine Kenntnis des Wesentlichen aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in lebendigen Bildern der bedeutendsten Männer, der bewegtesten Zeiten, der interessantesten und folgenreichsten Verbesserungen auf dem Gebiete der Volkschule; und mit Recht legt er dabei den Schwerpunkt darauf, dass dem Schüler weniger allgemeine Raisonnements, die doch die Gefahr eines verständnislosen Auswendiglernens in sich schliessen, als vielmehr Originaltexte — Stellen aus hervorragenden pädagogischen Schriftstellern, aus verschiedenen Schulschriften, aus Schulordnungen usw. — dargeboten werden. Zu den Werken, die in Folge der Schneiderschen Anregungen veröffentlicht wurden, gehört auch das von Schorn [7]), das seit dem J. 1873 in 15. Auflage erschienen ist und in seinem zunehmenden Umfange sowohl als in der kritischen Richtung verschiedener Teile ein Abbild der immer weiter gehenden Bedürfnisse geworden ist. Von den Lücken, die trotzdem noch geblieben sind, deren Ausfüllung aber dringend zu wünschen ist, sei hier nur hingewiesen auf den Mangel einer Darstellung von den Ansichten der Dichter Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, der Philosophen Kant, Fichte, Schleiermacher, Herbart über Erziehung und Unterricht. — Diesem Mangel entgeht der nur für Repetitionen berechnete kurze Leitfaden, der von Böhm [8]) als ein Auszug seiner kurz gefassten Geschichte der Pädagogik soeben in 2. Auflage veröffentlicht worden ist, während das Werk von Tupetz [9]) ihn wiederum aufweist, wahrscheinlich infolge der für die Seminarien Oesterreichs getroffenen Bestimmungen über den Unterricht in der Geschichte der Pädagogik. Naturgemäss sind von ihm einige Kapitel über österreichische Schulgeschichte eingefügt [10]). — Hemans [11])

---

d. Päd. für Studierende u. junge Lehrer höh. Lehranst. 2. Aufl. Leipzig, Reisland. 1891. V, 392 S. M. 6,60. (Vgl. JBL. 1891 I 6: 3a.) — 3) id., Handbuch d. prakt. Päd. für höh. Lehranst. 2. umgearb. u. verm. Aufl. Leipzig, Fues. 1891. XII, 658 S. M. 10,00. — 4) Förderung d. Ziele d. Ges. für dtsch. Erz. u. Schulgesch.: CBlUVPreussen. S. 824/6. — 5) Ministerialerlass d. Kgl. preuss. Kultusministers Exc. Dr. Bosse v. 26. Okt. 1892: MGESchG. S. XXX. — 6) ○ × × K. A. Schmid, Gesch. d. Erz. v. Anfang an bis auf unsere Zeit bearb. in Gemeinsch. mit e. Anzahl v. Gelehrten u. Schulmännern. Fortgef. v. Geo. Schmid. 2. Bd. 1. Abt. u. 3. Bd. 1. Abt. Stuttgart, Cotta. VI, 611 S.; VI, 439 S. M. 20,00; M. 15,00. — 7) A. Schorn, Gesch. d. Päd. in Vorbildern u. Bildern. 15. verb. u. verm. Aufl. v. H. Reinecke, durchges. von J. Plath. Leipzig, Dürr. VIII, 393 S. M. 4,00. — 8) J. Böhm, Leitfaden d. Gesch. d. Päd. mit besond. Berücksichtig. d. Volksschule in Deutschland, Oesterreich u. d. Schweiz. 2. Aufl. Nürnberg, Korn. VI, 106 S. M. 1,60. — 9) Th. Tupetz, Gesch. d. Erz. u. d. Unterr. Lehrb. für d. IV. Jahrg. d. österr. Lehrer- u. Lehrerinnenbildungsanst. Mit 17 Abbild. Prag & Wien, Tempsky (Leipzig, G. Freytag). IV, 156 S. Fl. 0,60. — 10) ○ × H. Masius, D. Erz. im Mittelalter (= Schmid, Gesch. d. Erz. II, 1, S. 94-333; s. o. N. 6). — 11) (JBL. 1891 I 6: 8a.) — 12) O. Wilsdorf, D. Erziehung (Päd. Aussprüche aus d. Werken grosser Denker u. Dichter für d. Familie zu-

anregende Arbeit, die nach der Zeit ihres Erscheinens im Buchhandel bereits im vorigen Jahresbericht erwähnt wurde, gehört nach ihrer Datierung in dieses Jahr. Der Vf. will in seiner Schrift nicht etwa neues Material für die Geschichte der Pädagogik bringen, sondern aus dem schon vorhandenen die jetzigen Zustände und die Bedürfnisse für die Zukunft betrachten. Da ohne historische Grundlage dieses Ziel gar nicht zu erreichen wäre, stellt er die Bildungsideale des Humanismus, der Reformationsschulen, des Neuhumanismus, zwischen welche letzteren er das Bildungsideal des vollkommenen Hofmanns einschiebt, das Bildungsideal des Positivismus und der Socialdemokraten dar und formuliert darauf sein Bildungsideal, das „ganz und gar prinzipiell christlich sein müsse, wenn es wirksam und zweckentsprechend sein solle“ . . man darf dieses Ideal „nicht mit dem engherzigen, schwachsinnigen Phantom verwechseln, das seiner Zeit in den Raumerschen Regulativen sich kund gab; das war nicht Christentum, sondern kindlich bornierter Pietismus, der in der Beschränktheit des Wissens einen Vorteil für den Glauben sah“ . . . Das christliche Lebensideal ist „umfassend und hoch genug, um von hier aus die rechte Lösung in den Bildungs- und Unterrichtsfragen der Zukunft zu finden, während unser bisheriger Standpunkt, der Humanismus, dazu nicht zu befähigen vermag“. Um zu überzeugen, hätte der Vf. hier wohl eingehender sein müssen. Seine Identifizierung des Christentums mit der christlichen Kirche (S. 83), seine Behauptung, dass das evolutionistische Lebensideal „niedere Gesinnung und gemeine Denkart“ verrate, dass es „die Moral der Anpassung an die Tierheit“ bedeute (S. 77), müssen Bedenken erregen. — Als Halbbruder der Geschichtswerke über Erziehung sei das kleine Werk von Wilsdorf [12]) hier angeführt. Angeregt von Jean Paul, der es bedauert, dass so manche gute Beobachtung und Regel der Erziehung verloren gegangen sei, weil sie entweder in einem zu „dickschweren Werke eingekerkert“ niedergesunken oder in einem „einblättrigen verflattert“ sei, und daher den Wunsch ausgesprochen hatte, dass eine Blumenlese guter Gedanken zur Erziehung veranstaltet werden möchte, stellt der Vf. eine Anzahl von Aussprüchen bedeutender Männer (Rousseaus, Goethes, Schillers, J. Pauls, Kants, Herbarts usw.) über Erziehung im allgemeinen, über die Regierung der Kinder, über Charakterbildung zusammen [13-14]). —

Methodik einzelner Fächer. In seiner Kritik der österreichischen Rechenmethode gewährt Sadowski [15]) einen kurzen Ueberblick über die Wandlungen, die das Rechnen durchgemacht hat. Seine Darstellung würde an sachlichem Werte wesentlich zugenommen haben, wenn er die Werke L. Günthers „Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter“ (MGP. III) und Ungers Buch „die Methodik der praktischen Arithmetik in historischer Entwicklung usw.“ herangezogen hätte. Es sei hier bemerkt, dass die Forscher auf diesem Gebiete durch die Register der MGP. und der MGESchG. auf wertvolle Materialien hingewiesen werden. — Ueber die Geschichte des Schulturnens unterrichtet ein Baseler Programm. [16]) —

Einzelne Persönlichkeiten und Freunde des Schulwesens. Die fleissige, mit mehrfachen genauen Registern versehene Arbeit Lösches [17]) bietet dem Historiker, hinsichtlich der Pädagogen der Reformationszeit, einige Ausbeute. Dort finden sich Aussprüche Luthers und Melanchthons zur Charakteristik des Joach. Camerarius, Bugenhagen, Johannes Agricola. In den Tischreden Luthers (N. 54, 328, 358, 510, 545) werden auch Erziehungs- und Schulfragen berührt, die allerdings aus schon bekannten, von Mathesius benutzten Quellen früher veröffentlicht sind.[18]) — Dem unermüdlichen Sammelfleiss Hartfelders [19]), der leider, da ich dieses schreibe, nicht mehr zu den Lebenden gehört, verdanken wir ein neues, wertvolles Werk, eine Frucht seiner grossen, den 7. Band der MGP. bildenden Arbeit über Melanchthon als Praeceptor Germaniae. Uns beiden überraschend war damals die Fülle der im CR. nicht berücksichtigten, in Archiven und Bibliotheken vorhandenen, bisher unbenutzten und der in den verschiedensten Zeitschriften nach dem Erscheinen des Supplementbandes zum CR. (1874) veröffentlichten, von Melanchthon herrührenden oder auf ihn bezüglichen Dokumente. Die Absicht, aus der Masse dieser Materialien die pädagogischen Schrift-

sammengest.) Dresden (Leipzig), H. Minden. 138 S. M. 1,50. — 13) ○ × × Geo. Schmid, D. Schulwesen in England im 16. u. 17. Jh. (= Schmid, Gesch. d. Erz. III, 1, S. 256-409; s. o. N. 6). — 14) ○ × × E. v. Sallwürk, Bildung u. Bildungswesen in Frankreich während d. 16. Jh. (ebda. S. 110-255; s. o. N. 6.) — 15) A. Sadowski, D. österr. Rechenmethode in päd. u. hist. Beleuchtung. Progr. Königsberg i. P., Hartungsche Druck. 4⁰. 17 S. — 16) ○ × K. Alder, Ueber d. Entwicklung d. (Schul-)Turnens. Progr. Basel, Schwabe. 4⁰. 38 S. M. 1,60. — 17) Analecta Lutherana Melanthoniana. Tischreden Luthers u. Aussprüche Melanthons, hauptsächl. nach Aufzeichnungen d. Joh. Mathesius. Aus d. Nürnberger Hs. d. Germ. Mus. mit Benutz. v. J. H. Seidemanns Vorarbeiten her. u. erl. v. G. Lösche. Gotha, Perthes. IV, 440 S. M. 9,00. |[ÖEKZ. N. 4; EKZ. N. 22; ThLZ. N. 21; LCBl. S. 1194; ThStK. N. 6; BGl. S. 173; LRsKirchlCorr. N. 11.]|. — 18) E. Wagner, Luther als Pädagog. Vollständ. Darstellung der päd. Gedanken d. grossen Reformators in system. Ordnung. 2. Aufl. (= D. Klassiker d. Päd. 2. Bd.) Langensalza, Schulbuchhandl. VIII, 184 S. M. 1,80. (S. u. II 6: 84.) — 19) Melanchthoniana Paedagogica. E. Ergänz. zu d. Werken Melanchthons im Corpus Reformatorum. Ges. u. erkl. v. DDr. K. Hartfelder. Leipzig, Teubner. XVIII, 287 S. M. 8,00. |[LCBl. S. 1010; ThLB. N. 8; ZGORh. Heft 3; SchwäbMerk. N. 134; ClR. N. 10; ZKG. 14, S. 318; ThJB. 12, S. 279; HZ. 70, S. 513 4.]|

stücke auszuschalten und sie in einem Urkundenwerke zu edieren, das die zusammenfassende Darstellung des 7. Bandes der MGP. ergänzte und ihr parallel liefe, liess sich, da der Verleger der MGP. in erster Linie befürchtete, den allerdings ungerechtfertigten Einwänden gegen den zu grossen Umfang des Sammelwerkes neue Stützpunkte darzubieten, nicht verwirklichen. Noch viel weniger konnte an die Herstellung eines grossen Supplementbandes zum CR., in dem auch die nicht pädagogischen Findlinge aufgenommen werden sollten, gedacht werden, zumal eine zur Vervollständigung dieser Sammlung nötige, sehr wahrscheinlich erfolgreiche, systematische Durchforschung mitteleuropäischer Bibliotheken und Archive bei dem Mangel jeder Aussicht auf Subvention von irgend welcher Seite unterbleiben musste. So erfreut man daher auf der einen Seite sein kann, dass der Teubnersche Verlag die Veröffentlichung der vorstehenden Quellensammlung unternommen hat, so sehr muss man andererseits beklagen, dass ihr Herausgeber nicht in die Lage gesetzt wurde, noch weit mehr leisten zu dürfen, und die beabsichtigte Errichtung eines Ehrendenkmals für die Geschichte deutschen Geisteslebens unterlassen musste. Die meisten Inedita bietet das 4. Kap.: Wittenberger Studentenbriefe; es folgen sodann das 9. Kap. mit Angaben zur Biographie Melanchthons und das 3. Kap. mit Aktenstücken zur Geschichte der Universität Wittenberg. Auch die einzelnen Aussprüche Melanchthons (Kap. 8) über hervorragende Zeitgenossen, über wissenschaftliche Disciplinen, über wichtige Zeitereignisse bringen merkwürdige bisher unbekannte Beiträge. Was die mitgeteilte Cisiojanusbearbeitung des Reformators anbelangt, die von H. nach David Chyträus, Chronologia historiae Herodoti et Thucydidis, und zwar nach der Ausgabe 1593, die übrigens, was H. nicht bemerkt hat, eine zweite Ausgabe ist (die erste erschien 1586), so ist zu bemerken, dass der Cisiojanus sich bereits in Luthers Enchiridion piarum precationum von 1543 befindet. Eine grosse Ausgabe der Cisiojani werden die MGP. in Gemässheit ihres „Planes“ vom J. 1883 (S. 25) bringen. — In enger Beziehung zu diesen Studien über Melanchthon gehört Hartfelders[20]) Biographie Simlers, der als Rektor der Lateinschule zu Pforzheim Melanchthons Jugendlehrer besonders in der griechischen Grammatik war und von diesem immerfort wie ein Vater geehrt worden ist.[21-22]) — Einem Mitarbeiter Luthers und Melanchthons, dem Reformator Thüringens, Friedrich Myconius, dessen Jugendleben mit dem seines Freundes Luther, wie G. Freytag richtig hervorhebt, auffallende Aehnlichkeit hat, widmen Wohlrabe[23]) und Kreyenberg[24-25]) in kurzen, auf schon bekanntem Quellenmaterial beruhenden Darstellungen warme Worte, durch die diese sympathische Persönlichkeit hinlänglich charakterisiert wird. — Von Hegendorfer oder, wie er sich nannte, Hegendorffinus, entwirft ein Anonymus[26]) ein kleines Lebensbild, das zwar keine neuen Züge, wohl aber die alten bekannten mit besonderer Deutlichkeit zeigt. Geboren 1500 in Leipzig, gestorben zu Lüneburg am 8. Aug. 1540, längere Zeit in Posen thätig gewesen, genoss Hegendorfer als Lehrer und pädagogischer Schriftsteller grosses Ansehen. Seine „Progymnasmata“, ein Schulbuch mit Musterstücken, seine „Dialogi pueriles“, durch die uns das Schülerleben des 16. Jh. plastisch vorgeführt wird, waren, das letztere noch im 18. Jh., vielbenutzte Schulbücher. Er entwarf einen Katechismus für Lehrzwecke, der vor dem Erscheinen des Lutherschen in des Reformators Geiste abgefasst ist. Er schrieb auch Komödien und vor allem (besonders in Posen) viele „Declamationes“, die über pädagogische Themata, darunter auch solche in poetischer Bearbeitung, handeln. — Die Lebensgeschichte von Sibaeus, Sickius, Adam Siber, drei verdienten Schulmännern, die dem Wittenberger Reformatorenkreise nahegestanden haben, ist von Bahlmann[27]), Tschackert[28]) und Georg Müller[29]) dargeboten worden. —

Durch das Interesse, das in neuerer Zeit der Methode des Ratichius und seiner Biographie entgegengebracht wird, sind Stötzner und Christoph veranlasst worden, sich mit diesem Reformator zu beschäftigen. Stötzner[30]) giebt die wichtigeren Schriften des Mannes in Neudrucken heraus und zwar bietet er in der vorliegenden ersten Abteilung die der Zeit nach zu den frühesten und wichtigsten Kundgebungen über den Ratichianismus gehörenden: Das Memorial und den Bericht des Ratichius, sodann die Gutachten der Giessener Professoren Jung und Hellwig und der Jenaer Universitätsprofessoren, und zum Schluss den Giessener Nachbericht. Der Ausgabe voraus geht eine kurze Biographie, die sich auf den wertvollen Untersuchungen Gid. Vogts aufbaut. —

— 20) K. Hartfelder, G. Simler (Symler): ADB. 34, S. 350/1. — 21) ⨯⨯ D. Münsterischen Humanisten Joh. Murmellius Opusculum de discipulorum officiis, quod Enchiridion inscribitur. In e. Neudr. her. v. A. Bömer. Münster, Regensberg. 67 S. M. 1,60. — 22) ⨯⨯ D. Münsterischen Humanisten Johannes Murmellius De magistri et discipulorum officiis Epigrammatum liber. Z. 1. Male in e. Neudr. her. v. A. Bömer. Münster, Regensberg. 40 S. M. 1,00. — 23) W. Wohlrabe, Friedr. Myconius, d. Reformator Thüringens. Vortr. (= Päd. Mag. her v. F. Mann N. 3.) Langensalza, Beyer & Söhne. 18 S. M. 0,25. — 24) G. Kreyenberg, Friedr. Myconius: Grenzb. 51, S. 114-27. — 25) id., Myconius: Paedagogium 14, S. 474-94. — 26) Chrph. Hegendorfer. Z. Reformationsgesch. d. dtsch. Ostens: EKZ. S. 841/5, 860/8. — 27) P. Bahlmann, Heinr. Sibaeus (Sibbe od. Sibe): ADB. 34, S. 121/2. — 28) P. Tschackert, Peter Sickius: ib. S. 161. — 29) Georg Müller, Adam Siber: ib. S. 125-30. — 30) P. Stötzner, Ratichianische Schriften I. (= Neudrr. päd. Schriften her. v.

Ebenfalls von Vogt und ausserdem von Joh. Müller beeinflusst ist Christophs[31]) Darstellung der pädagogischen Verdienste des Ratichius. Dem Vf. erscheint es als eine „Pflicht der Dankbarkeit und Billigkeit für die pädagogische Geschichtsschreibung, die hohe Bedeutung des edlen Mannes gebührend zu würdigen und die so stark angegriffene Ehre des viel geschmähten Didaktikers in reinem Glanze wiederherzustellen“. Eine grosse Erleichterung verdankt die Ratichiusforschung dem gründlichsten Kenner ihrer Litteratur, Gid. Vogt[32]), der eine neue Ratichiusbibliographie, die sich eng an seine bekannte Programmarbeit vom J. 1882 anlehnt, zusammengestellt hat[33]). —

Von einem sächsischen Schulmanne des 17. Jh., dem ehemaligen Rektor der Fürstenschule zu Grimma (1686—88), Chrn. Andr. Siber, der zwar als tüchtiger Philologe manches, aber als praktischer Pädagoge weniger geleistet hat, entwirft Georg Müller[34]) einen Lebensabriss. —

Wie im vorigen, so ist auch in diesem Jahre die segensreiche Wirksamkeit A. H. Franckes[35]) (vgl. JBL. 1891 I 6: 20) in Erinnerung gebracht worden. Während der Katholik Gansen die wichtigsten pädagogischen Schriften Franckes mit einer Einleitung und mehrfach modernisiertem Texte herausgegeben hat, bietet Richter[36]) in seinen „Neudrucken“ den „kurzen und einfältigen Unterricht“ in einem genauen Abdrucke, freilich nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, nach der von Francke selbst besorgten ersten, sondern auf Grund der nach seinem Tode veröffentlichten Ausgabe vom J. 1748. Für die Textbehandlung der „Neudrucke“, die doch die Originalausgaben ersetzen sollen, würde es sich empfehlen, den chronologischen Standpunkt einzunehmen, d. h. die Texte in der Weise darzubieten, dass die erste Ausgabe zu Grunde gelegt und die Varianten aller späteren von dem betreffenden Autor besorgten Editionen verzeichnet werden. Nur auf diese Weise kann man, ohne dass die vielleicht schwer oder auch gar nicht zu beschaffenden Originalausgaben herangezogen werden müssen, die geistige Entwicklung eines Autors ohne zu grosse Mühe überblicken. Im vorliegenden Falle musste für den Abdruck der Text, den Francke in seinem 1702 erschienenen dreibändigen Sammelwerke „Oeffentliches Zeugnis vom Werke, Worte und Dienste Gottes“ darbietet, zu Grunde gelegt werden; und es wären die etwaigen Varianten der in demselben Jahre noch veröffentlichten Sonderausgabe hinzuzufügen gewesen. — Die Erinnerungsfeier an Franckes vor 200 J. erfolgten Eintritt in sein Glauchausches Pfarramt hat eine Reihe von Vorträgen veranlasst, in denen Francke als Prediger und Seelsorger von Knuth[37]), als Universitätslehrer von Kähler[38]) und als Gründer und Leiter seiner Stiftungen von Fries[39]) ohne Darbietung neuer Materialien dargestellt wird. Eine Festpredigt von Schultz[40]) hat Knuth in seiner Schrift abgedruckt. — Franckes Gesamtwirksamkeit wird in populärer Fassung vorgeführt von Becker[41]) in einer Missionsschrift, der nur ein besseres Gewand zu wünschen gewesen wäre. —

Von einem Schüler Franckes, dem als Korrektor des hallischen Gymnasiums 1768 verstorbenen Simonis, der sich besonders um die alttestamentarische Philologie verdient gemacht hat, giebt Siegfried[42]) eine Lebensgeschichte. —

Durch seine fleissige Arbeit über Seckendorff, den „grossen Seckendorf“, wie er bei seinen Zeitgenossen hiess, mit deren bedeutendsten Vertretern, einem Leibniz, Pufendorf, Spener, Francke, Ernst dem Frommen von Gotha, Eberh. von Danckelmann, Thomasius, Erhard Weigel usw. er in Verbindung stand, hat Pahner[43]) unsere Kenntnis der pädagogischen Bestrebungen des 17. Jh. wesentlich erweitert. Merkwürdiger Weise sind wohl Seckendorffs Verdienste als Staats- und Verwaltungsmann, als Gelehrter sattsam anerkannt worden, aber die Nachrichten über seine auf Erziehung und Unterricht bezüglichen Leistungen fliessen sehr spärlich. Die grösseren Werke von Raumer und Schmidt, die Schmidsche Encyklopaedie wissen in dieser Hinsicht nichts über ihn mitzuteilen, nur Paulsen erwähnt ihn da, wo er von der Gründung von Ritterakademien spricht. Und doch hat Seckendorff durch Herausgabe von Lehrbüchern, durch seine Entwürfe und Gutachten bei Stiftung neuer Erziehungsanstalten, durch seine Stellung als Kanzler der Universität Halle, durch seine Teilnahme am Reformwerk Ernst des Frommen, durch seinen Einfluss auf Francke, durch die von ihm in zahlreichen Schriften verschiedensten Inhalts niedergelegten pädagogischen Gedanken

---

A. Richter. Bd. 9.) Leipzig, Richter. 88 S. M. 0,80. — **31**) K. Christoph, Wolfg. Ratkes (Ratichius) päd. Verdienst. Diss. Leipzig, Wiedes Druck. 51 S. — **32**) Gid. Vogt, D. gedr. Litt. z. Gesch. d. Didaktikers Wolfg. Ratichius: MhComeniusG. 1, S. 148-60. — **33**) ×× A. Israel, Wolfg. Ratke (Ratichius) (=Schmid, Gesch. d. Erz. III, 2, S. 1-92; s. o. N. 6.) — **34**) Georg Müller, Chrn. Andr. Siber: ADB. 34, S. 130/1. — **35**) (III 5: 22.) — **36**) (III 1: 56; 5: 23.) — **37**) G. Knuth, A. H. Francke als Prediger u. Seelsorger nebst e. kurzen Lebensabriss. (= N. 36, S. 27-41.) — **38**) M. Kähler, A. H. Francke als Universitätslehrer. (= N. 36, S. 42-54.) — **39**) W. Fries, Ueber d. Einfluss d. geistl. Amtes A. H. Franckes bei d. Gründung u. Leitung d. Stiftungen. (= N. 36, S. 66-79.) — **40**) Leop. Schultz, Predigt über I. Cor. 2, V. 1—2 u. Luc. 14, V. 16—23. (= N. 36, S. 14-26.) **41**) (III 1: 55; 5: 25.) — **42**) C. Siegfried, Joh. Simonis: ADB. 34, S. 379-80. — **43**) R. Pahner, Veit Ludw. v. Seckendorf u. seine Gedanken über Erz. u. Unterr. E. Beitr. z. Gesch. d. Päd. d. 17. Jh. Diss. Leipzig, Teubner. 60 S. (Sonderabdr. aus NJbbPh. 146, S. 273-89, 346-60, 448-73.) — **44**) ×× A. Schwarzenberg, D.

für Praxis und Theorie des Unterrichts und der Erziehung, sowie der Schulverwaltung Bedeutungsvolles geleistet. Manche Bestrebungen Seckendorffs decken sich mutatis mutandis mit Forderungen, die auch in der heutigen Zeit erhoben werden: so die Betonung der Leibesübungen, der Reform des weiblichen Erziehungswesens, der grösseren Berücksichtiguug der deutschen Sprache im Unterricht. Er verlangt, dass die Jugend im mündlichen und schriftlichen Ausdruck geübt werde — nicht sowohl nach der Grammatik, als vielmehr durch lebendiges Vorbild —, dabei die Unsitte, der in damaliger Zeit üblichen Anwendung von Flickwörtern aus fremden Sprachen unterlasse, wenngleich er auch dabei vor übertriebenem Purismus warnt [44]). —

Rochows, des Vf. von Deutschlands erstem Schullesebuch, dem „Kinderfreund" (1773), reformatorische Thätigkeit auf dem Gebiete des Volksschulwesens macht Patriciu [45]) zum Thema seiner Dissertation. Wir werden mit Rochows schriftstellerischem Wirken, mit der Gründung seiner bekannten Schulen zu Rekahn, Krahne und Gettin bekannt gemacht und erfahren von seiner Teilnahme an der Stiftung des Halberstädter Lehrerseminars. —

Auch von einem anderen Reformator, einem Reformator auf dem Gebiete des österreichischen Volksschulwesens des 18. Jh., von Joh. Ign. von Felbiger, liegt uns ein Werk vor, das ebenso wie das von Francke dem Lehrer eine Anweisung über Erziehung und Unterricht giebt. Es behandelt die Methodik der einzelnen Fächer, Lehrerbildung, Schulverwaltung, Schulprüfungen. Panholzer [46]) lässt der Ausgabe, die er mit erklärenden Noten versehen hat, eine ausführliche geschichtliche Einleitung vorangehen, die die einzelnen Etappen in Felbigers Leben und schulreformatorischen Bestrebungen in übersichtlicher Darstellung vorführt. Eingeflochten sind Exkurse über das deutsche und das österreichische Volksschulwesen vor Felbiger, wobei hinsichtlich der Beurteilung des ersteren hervorgehoben werden muss, dass P. als Katholik sich Janssens Auffassung über den Einfluss der Reformation auf die Volksschule zu eigen macht, d. h. also annimmt, dass durch die Reformation das deutsche Volksschulwesen in seiner Entwicklung gehemmt worden sei. In besonderen Kapiteln berichtet er u. a. noch über die erstaunlich umfangreiche litterarische Thätigkeit Felbigers, dessen zahlreiche Schriften P. in drei Abteilungen gruppiert hat. Er giebt eine sehr interessante Nachricht über eine von Ambrosius Stumpf, dem Direktor der Piaristenschule in Wien, aus eigener Initiative veranstaltete Schauprüfung, durch die er den Beweis für die Güte der neuen Methode liefern wollte, in demselben J. 1776, in dem auch die Philanthropinisten jene bekannte grosse Prüfung veranstalteten, um die Vortrefflichkeit ihrer eigenen Methode darzuthun. Als Anhang schildert P. noch kurz die reformatorische Thätigkeit zweier anderer, um das österreichische Schulwesen hochverdienter Männer der theresianischen Epoche: Ferdin. Kindermanns und Parzizeks. Der erstere, der „seine Nation industriös machen" wollte, hatte den Handfertigkeitsunterricht mit Erfolg eingeführt, der andere war, von Kindermann empfohlen, lange Jahre hindurch Leiter der in Prag eingerichteten Musterschule gewesen und hat, von seinem praktischen Wirken abgesehen, besonders durch seine umfangreiche litterarische Thätigkeit und namentlich durch die Leitung der pädagogischen Zeitschrift „Der Schulfreund Boehmens" segensreichen Einfluss ausgeübt. —

Zu diesen Reformatoren des österreichischen Volksschulwesens im vorigen Jh. gesellt sich Graf Franz Jos. Kinsky, der das österreichische Militärbildungswesen umschuf. Eymer [47]), der bereits im J. 1887 durch seiner Broschüre „Kinsky als Pädagoge" ausdrücklich auf die Bedeutung des Mannes hingewiesen hatte, veranstaltet jetzt eine Ausgabe seiner pädagogischen Schriften. So sehr es anerkannt werden muss, dass die Arbeiten Kinskys vollständig reproduziert werden, so sehr muss doch die Methode, die E. bei der Behandlung der Originaltexte anwendet, beklagt werden. Er hat, um das Verständnis des Lesers zu erleichtern, die originale Fassung durch Modernisierung der Orthographie, besonders aber durch Wort- und Satzumstellung und durch Einschaltungen mehrfach verändert, ein Verfahren, das bei Textausgaben völlig zu verwerfen ist. Der Ausgabe ist eine Biographie Kinskys, und den einzelnen Stücken sind Einleitungen und Bemerkungen beigefügt worden. Was die Skizze über die erste Entwicklung des Militärbildungswesens in Oesterreich anbelangt, so ist zu berichtigen, dass bereits vor dem Chaos-Stift in der von Wallenstein gegründeten Akademie zu

---

Leben u. Wirken Joh. Mich. Dilherrs. E. Beitr. z. Gesch. d. Päd. d. 17. Jh. Progr. Dresden, Heinrich. 4°. 41 S. — 45) G. Patriciu, F. E. v. Rochow u. seine päd. Bedeutung. Diss. Leipzig. 48 S. (Vgl. JBL. 1890 I 6: 94.) — 46) Joh. Ign. von Felbigers Methodenbuch. Mit e. gesch. Einl. Bearb. u. mit Erläut. vers. v. Joh. Panholzer. (= Bibl. d. kath. Päd. 5. Bd.) Freiburg i. Br., Herder. XI, 368 S. M. 3,90. — 47) Päd. Schriften d. Grafen Franz Jos. Kinsky, weiland Akad.-Direktor in Wr.-Neustadt. Mit Einl. u. Anm. her. von W. Eymer. Mit 2 Bildn. Wien, Seidel & Sohn. V, 300 S. M. 5,00. — 48) O. Franke, Beitrr. z. Gesch. d. Philanthropins zu Dessau aus d. hs. Nachlasse desselben: MGE-

Gitschin eine Militärbildungsanstalt geschaffen war. Auch die Angabe über die theresianisch-savoyische Ritterakademie ist irrtümlich; 1746 wurde von der Königin Maria Theresia das Theresianum gegründet, 1748 gründete die Herzogin von Savoyen die savoyische Ritterakademie, die allerdings auch zuweilen nach ihrer Stifterin die theresianisch-savoyische Ritterakademie genannt wurde. Diese savoyische Ritterakademie wurde 1778 mit der von Maria Theresia 1746 gegründeten Anstalt vereinigt. Bemerkenswert ist, dass Kinsky, ein Böhme, die Wichtigkeit deutscher Sprache und Litteratur betont, zu einer Zeit, da man „junge Standespersonen nur mit dem fremden Witz, nur mit den ausländischen schönen Schriftstellern bekannt zu machen suchte“. Indem er seinen Zeitgenossen vorwirft, dass sie sich wundern, „wenn sie hören, dass auch die deutschen ihre schönen Geister haben, die denken, wie Bouhours und Fontenelle dachten“, empfiehlt er seinem Zögling, „der das Verdienst seiner Landsleute nicht verkennen dürfte“, eine Anzahl von Werken zur Lektüre. Er nennt da zunächst die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften nebst der allgemeinen deutschen Bibliothek und verweist auf Gellert, Gessner, Klopstock, Lessing, Uz, Weisse, Wieland, Zimmermann, Jerusalem und Ramlers Uebersetzungen des Batteux. Mit dem Hinweise, dass die deutsche Litteratur eine so vorzügliche Uebersetzung des Shakespeare besitze, wie keine andere Nation sie habe, versucht er den Vorwurf von der Unbiegsamkeit der deutschen Sprache zu entkräften. —

Mit den Bestrebungen dieser österreichischen Reformatoren berührt sich vielfach die als Philanthropinismus gekennzeichnete Bewegung im Norden Deutschlands. Hier verdient zuerst Frankes [48]) Aufsatz genannt zu werden. Er bringt unter Beifügung von bisher ungedruckten Aktenstücken zunächst Nachrichten über die unmittelbar nach Basedows Abgange unter Wolkes Direktion 1778—79 im Lehrerkollegium des Philanthropins geführten Unterhandlungen zur Revision des Lehrplans. Unter diesen ist besonders ein Promemoria Trapps in mehrfacher Hinsicht wichtig: Er tadelt das Vielerlei des Unterrichts, die unzulängliche Einteilung der Schüler und Fächer, verlangt, dass die Schüler, damit sie sich nicht sehen, in Logen sitzen, fordert die Regulierung der „lehrreichen Spiele“ usw. Durch die mitgeteilten Lehr-, Aufsichts- und Lektionspläne erfahren wir Näheres über die Thätigkeit der einzelnen Lehrer, über Unterrichtsfächer, über Verteilung und Zahl der Stunden, Klassen und Namen der Schüler, Namen der „lehrreichen Spiele“. Durch die von F. im 2. Teile seiner Arbeit vorgeführten Lehrberichte Götzes über den philosophischen, historischen und lateinischen Unterricht, den er 1780—81 in der vorakademischen Klasse gab, ist ein Einblick in die Methodik dieser Fächer geboten, der bisher nicht möglich war und den Wunsch rege macht, die noch vorhandenen zahlreichen Berichte aus dem J. 1780—82 zusammenhängend veröffentlicht zu sehen. Salzmanns Bericht über den Religionsunterricht ist allerdings vor kurzem von Lorenz herausgegeben, aber ohne die Berichte von Spazier, Olivier, Feder — aus einem Berichte Feders vom 3. Febr. 1782 werden einige, aber nur kleine Mitteilungen gemacht — Jasperson usw. wird man nicht imstande sein, sich von der Entwicklung des Philanthropins von 1780—82 ein klares Bild zu machen. — Ein weiterer Beitrag liegt in Gündels [49]) Dissertation vor. Die Beurteilung Trapps, dessen bisher unbekanntes Promemoria von 1778 wir soeben erwähnt haben, war durch Raumers absprechende Kritik (Gesch. d. Päd. II, 4, S. 282) bis in die neueste Zeit herein stark beeinflusst. Paulsen (Gesch. d. gelehrten Unterr. S. 487) war der erste, der mit Recht dieser Charakteristik Trapps („flach, selbstgefällig, aberwitzig, roh“) und Raumers Meinung, dass uns in Trapps Hauptbuche „Versuch einer Pädagogik“ überall ein „gemeines Verachten des Edlen und ein Erheben des Gemeinen“ entgegentrete, zurückgewiesen hat. G. giebt nun eine Darstellung, aus der sich erst recht die Schiefheit des Raumerschen Urteils zeigt; er schildert die Persönlichkeit, die Lebensschicksale und die litterarische Thätigkeit Trapps: Am Philanthropin gab er „philosophische und poetische Lektionen“, leitete er die deutschen und lateinischen Stilübungen usw. — Ergänzungen zu des Vf. Mitteilungen über Trapps Thätigkeit am Philanthropin bietet Franke [50]). Die Behauptung, dass Trapp wegen seiner Divergenz mit Basedow den Ruf nach Halle angenommen habe, muss auf einem Irrtum beruhen; denn nach den oben angeführten neuesten Mitteilungen über das Philanthropin hat Trapp sein Promemoria über die Reformen am Philanthropin erst nach dem Abgange Basedows verfasst und auch nach dessen Abgange noch an den Versuchen zur Verbesserung der Anstalt regen Anteil genommen. Als interessant verdient erwähnt zu werden, dass Trapp die im 1. Semester in Halle gehaltenen 5 Vorlesungen in französischer Sprache angekündigt hat. Mit seinen Kollegien hatte er indessen weniger Glück, nicht viel mehr auch in seiner Thätigkeit an dem der Lehrerausbildung gewidmeten, anfänglich von Semmler geleiteten Erziehungsinstitut. — Für die Darstellung dieser wichtigen

SchG. 2, S. 30-48, 181-204. — 49) A. Gündel, Leben u. Wirken E. Chr. Trapps. Diss. Leipzig (Kössling). 58 S. M. 1,00. — 50) (S. o. N. 48.) — 51) (S. o. N. 49.) — 52) F. Reuss, Philanthropisch-päd. Bestre-

Epoche in Trapps Leben hätte Gündel[51]), der sich nur an gedrucktes Material hält, die Universitätsakten heranziehen müssen. — Mit warmen Worten schildert Reuss[52]) die Verdienste der Philanthropinisten, worüber nur pädagogische Ignoranten ein absolut ungünstiges Urteil fällen könnten, solche, die den Philanthropinismus bloss vom Hörensagen kennen und kaum eins der zahlreichen Werke zu Ende gelesen, die „statt aus der Quelle aus unreinen Kanälen schöpfen, statt selbst zu denken, die Urteile anderer gedankenlos nachsprechen“. R. weist dann nach, wie so viele moderne pädagogische Bestrebungen schon von den Philanthropinisten verfolgt wurden; wie über Spiel, Turnen, Geschichtsunterricht, ästhetische Bildung, Sprachenerlernen, über die hervorragende Stellung des Deutschen im Unterricht, über weibliche Erziehung, über Zeichnen nach der Natur jetzt Ansichten zur Geltung kommen, die schon vor über 100 Jahren von den Philanthropinisten geäussert und teilweise zur Ausführung gebracht wurden; und nun erst ihre Verdienste um die Jugendlitteratur, als deren eigentliche Begründer sie gelten können! — Einen Gegner des Philanthropinismus, den Torgauschen, später Zittauschen Rektor Sintenis, lernen wir durch Kaemmel[53]) näher kennen. Hier hervorzuheben ist seine durch die im J. 1784 erschienene Schrift „Von dem Unnützen, Lächerlichen und Schädlichen der Schulbühne“ kundgegebene Opposition gegen die Schulkomödie. —

Die Bestrebungen des Abtes vom Kloster Bergen, Friedr. Gabr. Resewitz, eines Mitarbeiters der „Briefe die neueste Litteratur betreffend“ und näheren Bekannten von Moses Mendelssohn und Nicolai, schildert O. Lehmann[54]). Resewitz hat seine Paedagogik niedergelegt in dem leider von den Geschichtsschreibern der Paedagogik wie von Raumer gar nicht, oder wie von Schmidt nur spärlich, berücksichtigten periodisch 1778—86 erschienenen fünfbändigen Werke: „Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung als Materialien zur Pädagogik (Berlin, Nicolai)“. Aus dem Umstande, dass manchen von den Vorschlägen auch heute noch die Erfüllung zum Segen der Schule zu wünschen wäre, erhellt ihre aktuelle Bedeutung, und es hat somit Resewitzens Werk wie so viele pädagogische Werke der Vergangenheit, nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Praktiker der Pädagogik seinen Wert. Und diese Thatsache ist es wohl gewesen, durch die L. zu den Schlussworten gedrängt worden ist: „Wahren wir uns den historischen Blick . . ., und nur wenn wir die Vergangenheit kennen, stehen wir mit festen Füssen in der Gegenwart und sind ein gutes Bindeglied für die Zukunft.“ [54a-54c]). —

Ueber Herders pädagogische Bedeutung werden wir durch Keferstein[55]), der es beklagt, dass Herder unverdienter Weise in den Geschichtswerken der Pädagogik so spärlich bedacht werde, und der es als eine Einbusse ansieht, mit Herders pädagogischen Ideen nicht bekannt zu sein, in fesselnder Darstellung unterrichtet. Belegstellen aus Herders Werken, die hier fehlen, hat K. bereits in früheren Arbeiten gegeben. —

Einen Ueberblick über den Gedankenreichtum der Levana Jean Pauls zugleich mit einer Beurteilung seiner pädagogischen Ansichten vom Standpunkte der heutigen Pädagogik zu geben, wird von einem Anonymus[56]) versucht[56a]). —

Niemeyers Bedeutung für die Pädagogik stellt Dicescu[57]) dar. Als Direktor der Franckeschen Stiftungen hat er durch seine in Wort und Schrift kundgegebene Reformthätigkeit sich nicht nur um die von ihm geleiteten Anstalten, sondern auch um das Schulwesen überhaupt verdient gemacht. Durch sein Hauptwerk „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“, das Herbart — er bezeichnete es als ein „wahrhaft klassisches Werk, auf welches die deutsche Nation stolz sein“ könne, — seinen Vorlesungen über Pädagogik zu Grunde legte, hat er nachhaltig und segensvoll gewirkt. Auch für die Geschichte der Pädagogik hat er allerlei Vorarbeiten geliefert, und er war der Meinung, dass solcher Vorarbeiten noch viele zu leisten seien, ehe an eine vollständige „Geschichte der Pädagogik“ zu denken sei. D. hebt aber auch die Verdienste hervor, die Niemeyer als Kanzler um die Universität, deren Existenz von 1806—13 mehrfach bedroht war, sich erworben hat. So sehr er die Litteratur der Griechen und Römer und ihren Bildungswert für die deutsche Jugend zu schätzen wusste — rührte doch von ihm eine auch von Friedrich August Wolf wertgehaltene erste Schulausgabe der Ilias her —, so hat er gleichwohl auch für die Pflege der deutschen Litteratur ein warmes Herz: „Wahrlich, so fremd waren dem Griechen und Römer seine früheren Schriftsteller nicht, als vielen Deutschen, die zu den gebildetsten Klassen gehören, die unserigen sind“. In der Liebe zur deutschen Litteratur und Sprache berührt er sich

---

bungen in Vergangenheit u. Gegenw. Leipzig, Fock. 51 S. M. 0,60. — 53) O. Kaemmel, K. H. Sintenis: ADB. 34, S. 402/4. (S. u. I 11:11) — 54) O. Lehmann, Päd. Ausblicke vor 100 J.: Pädagogium 14, S. 69-85. — 54a) ○ × × G. Fröhlich, Neues z. Biogr. H. Pestalozzis: ADLZg. N. 9. — 54b) ○ × W. Weidemann, Basedow u. Rousseau. E. Vergleich: HannoverSchZg. N. 34/8. — 54c) ○ × J. Spaal, Wie beantwortet Salzmann d. Frage: „Was ist Erz.?“: RheinWestfSchZg. N. 51. — 55) H. Keferstein, E. Herder-Studie mit besond. Beziehung auf Herder als Päd. [Aus HambCorr. N. 3/7.] (= Päd. Mag. her. von F. Mann, Heft 13.) Langensalza, Beyer & Söhne. 37 S. M. 0,40. (S. u. IV 7: 6.) — 56) P. H., Jean Pauls Levana oder Erziehlehre nach Plan u. Gedanken dargest. u. v. d. Standpunkte d. heutigen Päd. beleuchtet: Paedagogium 14, S. 685-97, 749-64.

mit Herder, mit dem er auch darin sich vergleichen lässt, dass er als Dichter schöpferisch aufgetreten ist. In seiner Jugend angeregt durch seine Mitschüler Bürger und Göckingk, begeisterte er sich für Klopstock, dem er 1778 sein erstes Bändchen Gedichte widmete, nachdem er ihn vorher persönlich kennen gelernt hatte. Mit Goethe und Schiller stand er in freundschaftlichem Verkehr. Viele seiner Lieder und Hymnen sind in kirchliche Liedersammlungen übergegangen, und als Oratoriendichter stellt Pölitz ihn neben Ramler. Niemeyers Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten, das während der J. 1785—1815 in 10 Auflagen erschien, und dessen Inhalt hauptsächlich seine eigenen Dichtungen ausfüllte, bedeutet einen Markstein in der Geschichte sowohl der Pädagogik als auch der geistlichen Liederdichtung[57a]). —

Von der textkritischen Ausgabe der Werke Herbarts, die Kehrbach[58]) in chronologischer Reihenfolge veröffentlicht ist der 6. Band erschienen, dessen Hauptinhalt in dem 2. analytischen Teil der „Psychologie als Wissenschaft" besteht. Zugegeben sind zwei kleine Auslassungen Herbarts, die Einwürfen gegen seine Psychologie begegnen sollen; den Schluss bildet die nach dem Ms. unter Beifügung der Varianten der Hartensteinschen Edition abgedruckte Rede über „die allgemeinsten Verhältnisse der Natur (1828)." — Von dem Neudruck der Herbart-Ausgabe Hartensteins[59]) sind die Bände 9 und 12 ans Licht getreten.[59a]) —

Zu einer Schlussgruppe seien hier verschiedene Schulmänner zusammengestellt. Einen Schweizer und einen Nürnberger, deren Lehrthätigkeit in das 18. Jh. fällt, den Inspektor am Züricher Carolinum, Simmler (1716—88), und den Rektor der Lorenzschule, Serz (1735—1803), haben von Wyss[60]) und Hoche[61]) in Erinnerung gebracht. Von Simmlers Schriften verdienen die Nepos-Ausgabe und die platonische Chrestomathie genannt zu werden; von Serz rührt ein „Handbuch der griechischen und römischen Sprüchwörter" und ein Lexikon her, das den Titel führt: „Deutsche Idiotismen, Provinzialismen, Volksausdrücke, sprichwörtliche Redensarten in entsprechendes Latein übertragen.[62]) — Der 100. Geburtstag Döderleins am 19. Dec. 1891 hat die bereits vorhandene nicht unbedeutende Litteratur über diesen vortrefflichen Philologen — der, grosser Gelehrter und grosser Lehrer zugleich, „vermöge des Zaubers seiner Persönlichkeit, vermöge des Reichtums seines Geistes und vermöge der Allseitigkeit seiner Bildung die Herzen der akademischen Jugend entzündet", und der auch die seiner Leitung anvertraute Schuljugend für alles Wahre, Gute, Schöne empfänglich gemacht hat — um einige kleinere, aber doch recht dankenswerte Beiträge bereichert. J. von Müller[63]), der bereits 1877 bei Gelegenheit des Jubiläums des Erlanger philologischen Seminars über Döderlein gesprochen, hat in seiner Festrede dessen Lebensgang und Thätigkeit als Schriftsteller und akademischer Lehrer übersichtlich dargestellt; Westermeyer[64]), der jetzige Rektor des Erlanger Gymnasiums, ein Schüler Döderleins, hat die pädagogische und didaktische Seite in dem Wirken seines Vorgängers, der gerade darin seinen Hauptlebensberuf erblickt hat, geschildert. — Buchrucker und Stählin[65]), von denen der erstere mehrere Jahre Schüler in dem unter Döderleins Rektorate so blühenden Gymnasium gewesen war, der andere, obwohl er Theologie studierte, einzelne Kollegien bei Döderlein gehört hatte und diesem persönlich näher getreten war, bringen interessante persönliche Erinnerungen, die im Verein mit Müllers Arbeit das Bild von Döderleins Persönlichkeit über die bereits früher veröffentlichten Mitteilungen hinaus vervollständigen. Obwohl selbst namhafter Vertreter der altklassischen Philologie und Litteratur, für die er sowohl im Schulzimmer als auch vom akademischen Katheder aus zu begeistern wusste, hat er sie doch in seiner Gymnasialpraxis nicht auf Kosten anderer wichtiger Fächer in den Vordergrund gestellt. Wie er selbst die deutsche Sprache in mündlicher Rede und schriftlicher Form meisterhaft beherrschte, so suchte er auch die Fertigkeit des Ausdrucks in der Muttersprache, die Kenntnis der deutschen Litteratur bei der ihm anvertrauten Jugend zu fördern, in einer Zeit, da diese Fächer das Aschenbrödel in dem Lehrplan der Gymnasien waren. Ja schon vor seiner Erlanger Epoche hat er auch zu Bern die Zöglinge der Akademie — obwohl das abseits von seinem Lehrauftrag lag — auf die Bedeutung der deutschen Litteratur, die Notwendigkeit ihrer Erkenntnis und besonders auf die Lektüre Lessings, Goethes, Schillers hingewiesen; und diese

— 56a) ○ × × E. Wasserzieher, Jean Pauls Ansichten über weibl. Erz.: Mittelschule N. 92. — 57) T. Dicescu, A. H. Niemeyers Verdienste um d. Schulwesen. Diss. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 173 S. M. 1,90. — 57a) ○ × × M. Froschhauer, A. H. Niemeyer: RepPäd. N. 7. — 58) Joh. Fr. Herbart, Sämtl. Werke in chronolog. Reihenfolge, her. v. K. Kehrbach. Bd. 6. Langensalza, Beyer & Söhne. X, 353 S. M. 5,00. — 59) Joh. Fr. Herbarts, Sämtl. Werke. Her. v. G. Hartenstein. 2. Abdr. 11. Bd. Schriften z. Paed. 2. T. Mit e. Steindruck-Taf. u. 2 Tab. 12. Bd. Hist.-krit. Schriften. Hamburg, Voss. XIV, 506 S.; XXVI, 796 S. à M. 4.50; (Mit Bild.) — 59a) × × E. v. Sallwürk, Baumgarten gegen Diesterweg. (= Päd. Mag. her. v. F. Mann. Heft 8.) Langensalza, Beyer & Söhne. IV, 20 S. M. 0,25. — 60) G. v. Wyss. Joh. Jak. Simmler: ADB. 34, S. 355. — 61) R. Hoche, G. Th. Serz: ib. S. 41/2. — 62) ○ (I 6: 39; IV 1e: 301) — 63) (I 2: 54) |[K. Hartfelder: BPhWS. 12, S. 1393.]| — 64) A. Westermeyer, L. Döderlein Rektor d. Erlang. Gymn. (1819—62.) Festrede. Erlangen, Junge. 1891. 13 S. M. 0,40. (Vgl. auch I 4: 797.) — 65) (I 2: 55.) — 66) O. Hunziker, L. Snell:

Neigung zu deutscher Sprache, deutscher Litteratur und Philosophie ist von Döderlein, dessen Wiege in Jena stand, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen worden. Durch die Beziehungen seines Stiefvaters Niethammer hat er als Knabe Goethe gesehen und gesprochen, der ebenso wie Schiller von Niethammer in die Kantsche Philosophie tiefer eingeführt wurde; und als man Wallenstein zum ersten Male auf dem Weimarer Theater spielte, durfte der 10jährige Knabe, an das Knie des sitzenden Schiller gelehnt, der Aufführung und des Dichters erklärenden Worten lauschen! Und wird in die Charakteristik Goethes und Schillers von Döderlein nicht die persönliche Erinnerung seiner Jugend hineingewoben worden sein? „Schiller gleicht einem tiefen Strom, dessen Wasser kristallhell genug ist, um mit gutem Auge auch seinen untersten Grund erkennen zu lassen; Goethe dagegen ist ein stiller See von unergründlicher Tiefe; seine einzelnen Wasserschichten sind so hell, wie jene des Flusses, aber ihre Gesamtheit und Massenhaftigkeit hindert den Blick auf den Grund. Goethe steht ehrfurchtgebietend über uns, wie ein Fürst, Schiller tritt uns zugleich traulich nahe wie ein Freund.“ — Hunziker[66]) schildert den bewegten Lebenslauf Snells (1785—1854), der, Lehrer am Idsteiner Gymnasium, Direktor in Wetzlar, als Demokrat verdächtigt 1820 seine Stellung niederlegen musste, nach dreijährigem Aufenthalt in England sich dauernd in der Schweiz niederliess, aber auch dort mehrfache Kollisionen infolge seiner demokratischen Parteistellung erfahren musste. Mit Johannes Scherr, Keller, Hirzel usw. stand er in freundschaftlichem Verkehr. Ausser vielen politischen Schriften hat er eine Geschichte der Züricher Volksschule verfasst. — Von Schum[67]) wird eine Biographie Sickels (1794—1842) geliefert, der im Erfurter Regierungsbezirk die erste Präparandenanstalt begründet hat und eine Zeit lang Seminardirektor in Erfurt war. Aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit sei hier das „Handbuch der Dichtungsarten“ angeführt. — Das ehemalige Haupt des Schwarzburg-Rudolstädter Schulwesens, Chrn. L. Sommer (1796—1846), wird von Hoche[68]) vorgeführt. Einen nicht unwesentlichen Einfluss auf Sommer hat Ilgen ausgeübt. Die litterarische Thätigkeit des Mannes erstreckte sich hauptsächlich auf die Herausgabe und Erläuterung griechischer Schriftsteller. Der als Dialektdichter bekannte Vf. der „Rudolstädter Klänge“ ist ein Sohn Sommers. — Morf[69]) bietet uns ein Lebensbild Wehrlis, aus dem wir erfahren, dass dieser Schulmann von den Volksschullehrerseminaren obligatorische Konvikte und landwirtschaftliche Uebungen neben dem wissenschaftlichen Unterrichte forderte. Mit Fellenberg sah er die rationelle Landwirtschaft als die Basis der wahren Volkskultur an. Habe der Lehrer praktische landwirtschaftliche Kenntnisse, so könne er mehr auf die Gemeinde einwirken als mit einer lediglich theoretischen Bildung. — Von den Philologen Schmitz, Skrzeczka, Seyffert, Siebelis spricht Hoche[70-73]); über Sintenis, Sonne äussern sich Kindscher[74]) und Klenz[75]). — Worte der Erinnerung sind dem Schulrate und Historiker der Pädagogik Karl Schmidt von Meisselbach[76]) gewidmet. Da Schmidt bereits 1864 verstorben, so ist diese kleine Arbeit ein Beleg dafür, wie seine Persönlichkeit bei der thüringischen Lehrerschaft noch in lebhafter Erinnerung steht. Von seinen Werken hat die Geschichte der Pädagogik, obwohl zu wünschen gewesen wäre, dass er die zu der Zeit der Abfassung bereits vorhandene, ihm aber unbekannte, umfangreiche historisch-pädagogische Litteratur hätte benutzen können, bis jetzt Wert behalten, zumal nach seinem Tode Lange Verbesserungen anbrachte, die in der allerneuesten Zeit durch Dittes und Hannak, die die Neuausgabe veranstalten, wesentlich vermehrt werden sollen. — Dem Dichter der „Palmblätter“, Gerok, will Schmeisser[77]) mit seiner kleinen Schrift ein „schlichtes und einfaches“ Denkmal errichten. Nur schade, dass der Inhalt der Arbeit sich gar nicht mit ihrem Titel deckt. Auch nicht eines der angeführten Gedichte zeigt uns Gerok „als Schulmann“. — Dem Andenken Fricks, der durch seinen „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen“ dem Unterricht in der deutschen Litteratur gute Unterlagen darbot, ist eine Rede Wohlrabes[78]) gewidmet. Frick hat als Direktor der Franckeschen Stiftungen durch die Wiederbelebung des von Francke geleiteten Seminarium praeceptorum dem Minister Gossler die Anregung zur Einrichtung der jetzt bestehenden pädagogischen Seminare gegeben: eine Einrichtung, die freilich den Absichten Herbarts, des Mannes, den Frick als Meister verehrte, und dessen Bedeutung er erst in reiferen Jahren schätzen lernte, nicht entspricht.[79]) — Lier[80]) hat den 1849

ADB. 34, S. 508-12. — **67**) W. Schum, H. F. F. Sickel: ib. S. 150/1. — **68**) R. Hoche, Chrn. L. Sommer: ib. S. 598/9. — **69**) H. Morf, J. J. Wehrli, d. erste thurgauische Seminardirektor: Pädagogium 14, S. 209-31, 294-309. — **70**) R. Hoche, Leonh. Schmitz: ADB. 34, S. 728/9. — **71**) id., R. F. L. Skrzeczka: ib. S. 449-50. — **72**) id., M. L. Seyffert: ib. S. 109-11. — **73**) id., J. Siebelis: ib. S. 167/8. — **74**) F. Kindscher, K. H. F. Sintenis: ib. S. 405/6. — **75**) H. Klenz, W. G. H. Sonne: ib. S. 625/6. — **76**) Th. Meisselbach, Karl Schmidt, Herzogl. Sächs. Schulrat zu Gotha. Mit Portr. in Lichtdr. Gotha, Glaeser. 4°. 23 S. M. 0.75. (Sonderabdr. aus d. Thüringer Lehrer- u. Beamtenkalender 1893.) — **77**) R. Schmeisser, K. Gerok als Schulmann, nachgewiesen aus seinen Dichtungen. Jena, Mauke. 37 S. M. 0,50. — **78**) W. Wohlrabe, O. Frick, Gedächtnisrede, geh. im Halleschen Lehrer-Ver. (=Päd. Mag. her. v. F. Mann, Heft 6.) Langensalza, Beyer & Söhne. 29 S. M. 0,40. — **79**) × Z. Erinnerung an d. Heimgang d. Herrn DDr. O. Frick, Direktor d. Franckeschen Stiftungen. Halle, Waisen-

geborenen und in seiner Vollkraft 1890 gestorbenen Wolfenbütteler Gymnasialdirektor Sievers, der als Jean Paul-Forscher und durch eigene Dichtungen weiteren Kreisen bekannt geworden ist, geschildert[81]). —

Comenius. Eine äusserst umfangreiche Litteratur — um als Einleitung die allgemeinen Punkte zunächst hervorzuheben — ist über Comenius, dessen 300. Geburtstag auf den 28. März des Berichtsjahres fiel[82-87]), und der allenthalben festlich begangen wurde, erschienen. Die Gegenwart hat damit fortgefahren, eine Schuld zu sühnen, die unsere Vorfahren dadurch auf sich geladen, dass sie den Comenius nicht nur in Vergessenheit geraten liessen, sondern, was noch schlimmer war, vollständig verkehrte Urteile über ihn in Umlauf setzten. Das erstere lässt sich verstehen, wenn man bedenkt, welche Aufgaben unserem Vaterlande gestellt waren, um die überaus traurigen Folgen des 30jährigen Krieges zu überwinden. Das andere aber ist nur denkbar unter der Voraussetzung, dass diejenigen, die jene Urteile fällten, in ein gewissenhaftes Studium der Werke des Comenius gar nicht eingetreten sind. Wie hätte sonst Pierre Bayle in seinem „Dictionnaire" aussprechen können, dass Comenius ein Gauner und echter Industrieritter gewesen sei, der sich in bewunderungswürdiger Weise der hochtrabenden Ideen seiner Unterrichtsmethode bedient habe, um die Börsen gutmütiger Seelen zu leeren." ? Und wie hätte Joh. Chrph. Adelung in seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" in die Reihe der Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Wahrsager usw. Comenius stellen .und ihn einen beschränkten Kopf, Marktschreier und Charlatan nennen können. Herder war es, der in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" wohlthuend und nachdrücklich den Verdiensten des Comenius gerecht wurde. Und auch ein günstiges Urteil Goethes ist uns durch „Wahrheit und Dichtung" überliefert worden. Aber erst Raumer[88]) darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, in seiner „Geschichte der Pädagogik", nachdem vorher Palacky und Gindely ihre Stimmen erhoben hatten, dem Comenius den Platz wieder angewiesen zu haben, den er verdient. — Ihm sind dann andere Historiker der Pädagogik gefolgt. Der stillen Wirksamkeit dieser Männer war es zu danken, dass, als im J. 1871 (irrtümlich statt 1870) die Erinnerungsfeier an die Wiederkehr des 200. Todestages des grossen Didaktikers begangen wurde, die Comeniusforschung einen lebhaften Aufschwung nahm und sogar auf die Anregung des trefflichen J. Beeger zur Gründung einer pädagogischen Centralbibliothek unter dem Namen „Comenius-Stiftung" führte. Und doch konnte zu derselben Zeit der feinsinnige Kenner comenianischer Pädagogik E. Pappenheim („Amos Comenius, der Begründer der neueren Pädagogik", Berlin 1871) noch ausrufen: „Amos Comenius, wer kennt ihn ausser seinen Berufsgenossen? Von den Gebildeten haben ihn viele noch nicht einmal nennen hören, dem Volke ist er völlig fremd." Seitdem sind Ausgaben einzelner Werke des Comenius und zahlreiche wissenschaftliche und popularisierende Darstellungen seiner Bestrebungen erschienen und haben den Boden so vorbereitet, dass in diesem Jubeljahr eine reiche litterarische Ernte, deren Wert durch hineingemischte Spreu nicht wesentlich vermindert werden konnte, eingebracht wurde. Und was als die Hauptsache erscheinen muss, ist die Thatsache, dass das Thema „Comenius" damit nicht erschöpft ist, sondern die Anregung zu weiteren und tieferen Forschungen gegeben wurde. Die Comenius-Gesellschaft[89-90]), auf Anregung des Archivrats Keller[91-92]) begründet, hat den Zweck, Sammelpunkt dieser Arbeiten zu werden, die sie in ihren Veröffentlichungen, gleichwie in einem Brennpunkte zusammenfassen will. — Und so scheint, dass die prophetischen Worte, die Leibniz in dem Schluss seines durch Bodemann[93]) veröffentlichten Gedichtes auf Comenius ausgesprochen hatte, in Erfüllung gehen zu sollen: „Tempus erit, quo te, Comeni, turba bonorum, Factaque, spesque tuas, vota quoque ipsa colet.[94]) — Als eine Einleitung zu der folgenden Besprechung der Comeniuslitteratur kann die Schrift von Castens[95]) gelten, in der besonders auf die Partien der Pädagogik des Comenius

---

haus. 32 S. M. 0.30. — **80**) H. A. Lier, O. Sievers: ADB. 34, S. 240/1. — **81**) ○ × × L. Kellner, Lebensblätter. Erinnerungen aus d. Schulwelt. Mit d. Bilde d. Vf. 2. Aufl. her. v. K. A. H. Kellner. Freiburg i. Br., Herder. VII, 618 S. M. 4,00. — **82**) × Aufruf z. Feier d. 300j. Geburtstages d. J. A. Comenius am 28. März 1882: MhComeniusG. 1, S. 3-10. — **83**) × P. Mehlhorn, D. Comeniusfeier in Heidelberg: HumanGymn. 3, S. 121. — **84**) × Comeniusfeier in Mähren: TglRsB. N. 77. — **85**) × E. Loev, J. A. Comenius. D. Comenius-Ges. D. Comenius-Festlichkeiten in St. Petersburg: St. PetersburgerZg. N. 163/4, 166/7. — **86**) × G. Fritze, A. Comenius. Festspiel. Frankfurt a. O., Harnecker & Co. 25 S. M. 1.00. — **87**) × P. Risch, Comenius in Lissa. Festspiel. Berlin, Lüder. 31 S. M. 0,50. — **88**) K. v. Raumer. J. A. Comenius. Gütersloh, Bertelsmann. 46 S. M. 0,60. (Sonderabdr. aus d. Gesch. d. Päd.) — **89**) × Bericht über d. vorbereitende Versamml. d. Comenius-Ges. Abgeh. zu Berlin am 9. u. 10. Okt.: MhComenius-G. 1, S. 20-31. — **90**) × Vereinbarungen über Zweck u. Verfassung d. Comenius-Ges. Durchges. Form: ib. S. 11/9. — **91**) L. Keller, Ueber Zweck, Entstehung u. Entwicklung d. Comenius-Ges. Vortr. geh. zu Berlin am 10. Okt. 1891: ib. S. 32-42. — **92**) id., Ueber Zweck, Entstehung u. Entwicklung d. Comenius-Ges. (= Comeniusheft N. 2 d. BllSchulpraxis.) — **93**) E. Bodemann, E. Gedicht v. Leibniz auf J. A. Comenius. Hs. d. Kgl. öffentl. Bibl. zu Hannover: MhComeniusG. 1, S. 73. — **94**) × F. Sander, Comeniusfeier u. Comenius-Ges.: SchlesZg. N. 97-100. — **95**) A. Castens, Was muss uns veranlassen, im J. 1892 d. Andenken d. A. Comenius festl. zu begehen? Vortr. Znaim, Fournier &

aufmerksam gemacht wird, die für die pädagogischen Zeit- und Streitfragen unserer Epoche ein aktuelles Interesse beanspruchen dürfen und die Frage nach der Notwendigkeit einer Feier des Andenkens an Comenius im bejahenden Sinne beantworten. — Von den Schriften, die dieses Verhältnis des Comenius zur Gegenwart ausschliesslich zur Darstellung und in ihrer Titelfassung zum Ausdruck bringen, sind die von Rohmeder[96]) und Andreae[97]) anzufügen. —

Von grosser Wichtigkeit für die Comeniusforschung und als eine wesentliche Erleichterung derselben ist die Herstellung einer möglichst vollständigen Comenius-Bibliographie anzusehen. Wenn nun auch eine solche bis jetzt nicht existiert, so ist doch eine Anzahl von Vorarbeiten aus früherer Zeit dazu vorhanden. Es sei hier besonders an die Arbeiten Adelungs, Palackys und Zoubeks erinnert. Auch das Jubiläum ist Veranlassung zur Entstehung einiger bibliographischer Arbeiten gewesen. Jos. Müllers[98]), des verdienstvollen Historiographen der Brüdergemeinde, dargebotenes Verzeichnis darf als eine vorzügliche Leistung beanspruchen, hier zuerst genannt zu werden, obschon der Vf. hervorhebt, dass es nicht vollständig sei, dass es aber wohl den Grundstein zu einer noch zu erhoffenden vollständigeren Bibliographie bilden könne. Aus dem Umstande, dass seine auf mühevoller Vorarbeit beruhenden Mitteilungen in den meisten Fällen auf Autopsie sich stützen und frühere bibliographische Angaben berichtigen, erhellt ihre Wichtigkeit. — Ein Verzeichnis der deutschen, böhmischen, englischen, französischen, niederländischen, schwedischen, ungarischen Comenius-Litteratur seit 50 Jahren wird von der Comenius-Gesellschaft[99]) geboten, und zwar enthält die deutsche Abteilung, auf die es hier allein ankommt, zunächst ein chronologisches Verzeichnis deutscher Uebersetzungen der Werke von Comenius und sodann, ebenfalls in chronologischer Ordnung, eine Liste von Schriften und Aufsätzen über Comenius, wobei freilich absichtlich diejenigen „Schriften, Vorträge und Abhandlungen, welche lediglich populären Zwecken zu dienen bestimmt sind und keinen Anspruch auf Förderung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis machen oder machen können“, weggelassen sind. — Unvollständig sind auch die Verzeichnisse, welche Kayser[100]) und Bornemann[100a]) im Anhange zu Vrbka zusammengestellt haben. K. stützt sich mit seiner Liste der Werke des Comenius nur auf Adelung und Zoubek. während er in dem darauf folgenden Verzeichnis der Litteratur über Comenius auch andere Quellen benutzt hat. Seine Angaben lassen im ersten Teile der Arbeit ganz notwendige Bestandteile einer Bibliographie vermissen: Druckort, Verleger, Umfang des Werkes und Preis sind entweder selten oder nie verzeichnet worden. Nach dieser Richtung genügt B.s Arbeit, der zunächst die Textausgaben von Schriften des Comenius aus den J. 1864—91, sodann Schriften über Comenius und seine Zeit aus den J. 1835—92 und ein Verzeichnis neuerer in deutscher Sprache abgefasster Abhandlungen in Zeitschriften, Encyklopädien usw., an das sich ein Verzeichnis von Schriften und Aufsätzen in fremden Sprachen anschliesst, darbietet, den Ansprüchen der Bibliographie. — Eine kleine Liste besonders der pädagogischen Schriften des Comenius, einiger deutscher Uebersetzungen derselben und einiger Schriften über Comenius, die von vornherein wohl auf wissenschaftliche Vollständigkeit und bibliographische Genauigkeit verzichten will, hat Grundig[100b]) gegeben. — Die bei weitem vollständigste Bibliographie der Werke des Comenius, bei der auch noch Müllers Zusammenstellung benutzt werden konnte, hat Kvacsala[100c]) geliefert. Diese und Müllers Arbeit werden bei der von der Comenius-Gesellschaft beabsichtigten umfassenden Bibliographie der Werke, Abhandlungen, Entwürfe, Briefe usw. von und über Comenius eine wichtige Grundlage bilden müssen. — Weniger Nutzen dürfte die „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“, die eine umfassende Bibliographie der Pädagogik des Amos Comenius beabsichtigt (vgl. MGESchG. 1, S. 270), daraus ziehen können, da gerade die bibliographischen Angaben der pädagogischen Werke in allen bisher vorhandenen Comenius-Bibliographien grosse Lücken zeigen, deren Ausfüllung zum Teil erst von der Gesellschaft mit der vorschreitenden Veröffentlichung von allerlei urkundlichen Materialien zur deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte bewirkt werden kann. Zu dieser Bibliographie, in welcher die zahlreichen Ausgaben und Bearbeitungen der pädagogischen Schriften des Comenius und der Werke und Aufsätze über die comenianische Pädagogik angeführt werden sollen, wird später noch ein Verzeichnis derjenigen Schulen in Ländern deutscher Zunge, bei deren Unterricht die Schulbücher des Comenius benutzt worden sind (unter

Haberler. 24 S. M. 0,50. [J. Böhm: BllSchulpraxis, Heft 3.] — **96**) W. Rohmeder, J. A. Comenius in seinem Verhältnis zu d. wichtigsten Schul- u. Erziehungsfragen d. Gegenw. Festrede, geh. bei d. Feier d. 300. Geburtstages d. J. A. Comenius im Saale d. kath. Kasinos zu München am 28. März 1892. (= Samml. päd. Vortrr. Her. v. W. Meyer-Markau. Bd. 5, Heft 8, S. 1-23.) Bielefeld, Helmich. M. 0,75. — **97**) C. Andreae Comenius u. seine päd. Bedeutung für unsere Zeit. (= Neue Bahnen, her. v. Joh. Meyer. Bd. 3, Heft 3, S. 104-26.) — **98**) Jos. Müller, Z. Bücherkunde d. Comenius. Chronolog. Verzeichnis d. gedr. u. ungedr. Werke d. J. A. Comenius: MhComeniusG. 1, S. 19-53. — **99**) D. Comenius-Litt. seit 50 J.: ib. S. 77-91. — **100**) (S. u. N. 104.) — **100a**) (S. u. N. 103) — **100b**) (S. u. N. 105.) — **100c**) (S. u. N. 101.) — **101**) J. Kvacsala, J. A. Comenius. Sein

Angabe der Zeit ihrer Benutzung), von der Gesellschaft hinzugefügt werden. Erst durch diese Statistik und Topographie wird eine exakte Darstellung der pädagogischen Bedeutung und Wirksamkeit des Comenius möglich sein, und damit vielen haltlosen Redereien ein Ende bereitet werden. —

Ueber die Lebensgeschichte des Comenius ist jetzt vor allem die Gesamtdarstellung von Kvacsala[101]) zu Rate zu ziehen. Kein geringerer als Gindely, dessen Verdienste um die Comenius-Forschung unbestritten sind, hat dies in der Neubearbeitung seiner Comeniusbiographie (s. N. 102) hervorgehoben. K. hat sich die Aufgabe gestellt, deren Lösung Goethe von jeder rechten Biographie erwartet, — er hat versucht, den Comenius in „seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach aussen abspiegelt". Zunächst hat der Vf. eine Zusammenfassung der Ergebnisse aller bisherigen, in den verschiedenartigsten Sprachen abgefassten Forschungen, die mit seiner Aufgabe in Verbindung stehen, angestrebt. Diese an und für sich dankenswerte, ungemein fleissige Arbeit ist von ihm aber noch bereichert worden durch eine umfassende Heranziehung hs. Materialien, die zu einem grossen Teile noch nicht oder doch nur lückenhaft veröffentlicht worden sind. So hat er die im ungarischen Landesarchiv aufbewahrten Schriftstücke, von denen eine Gruppe nach ihrer Veröffentlichung von ihm als Briefe des Comenius erkannt war, sodann die bisher unveröffentlichte im Britisch-Museum lagernde Sammlung der Schriftstücke von und über Comenius, die hs. Sammlungen in Lissa, Herrnhut, Zittau usw. verwertet. Wenn K. alle diese Materialien sobald als möglich herausgeben wollte, wie es seine ausgesprochene Absicht ist, also zu seiner Comenius-Biographie einen Supplementband beigeben würde, wie ihn Hartfelder zu seiner Melanchthon-Biographie geliefert hat, so kann er sich des Dankes vieler versichert halten. Die Pädagogik des Comenius wird von ihm besonders im 6., 7. und 8. Abschnitt des 1. Teils und im 5. und 7. des 2. Teils zur Darstellung gebracht. Dass bei einem so grossen Werke, dem Resultate so umfangreicher und weit auseinanderliegender Forschungen, neben den Vorzügen sich auch Mängel einstellen, ist natürlich. So konnte u. a., wie K. selbst einräumt, eine Anzahl von Detailfragen von ihm noch nicht in zufriedenstellender Weise beantwortet werden — hat doch Jsrael (s. N. 118) bereits über K.s Auffassung des Verhältnisses von Comenius zu Ratichius Berichtigungen gegeben. Und ist es nicht gerade ein Vorzug solcher Werke, wenn sie die Erörterung von Einzelfragen anregen und Forschungen auf enger begrenztem Gebiete erwecken? Ein Uebelstand aber, der dem Werke in seiner Form als Buch anhaftet, seine Lektüre ungemein erschwert und hier tadelnd hervorgehoben werden muss, ist das Fehlen aller wesentlichen Orientierungsmassregeln. Es ist kein Inhaltsverzeichnis vorhanden, Kolumnentitel sind nicht angebracht, und was vor Allem fehlt, ist ein sicherer Führer durch die Fülle des Stoffes, den nur ein wissenschaftliches Namen- und Sachregister bilden kann. — Denselben Mangel hat auch Gindely[102]) nicht vermieden, der während des Druckes seiner Neubearbeitung der bereits im J. 1855 erschienenen Schrift „Ueber des Comenius Leben und Wirksamkeit in der Fremde" vom Tode überrascht wurde. Wie es von einem Forscher von der Bedeutung G.s nicht anders zu erwarten ist, hat er die seit jener Zeit ihm bekannt gewordenen Quellen wohl benutzt. Als Beilage giebt er eine Anzahl von lateinischen, im böhmischen Museum zu Prag befindlichen Schreiben des Comenius. — In übersichtlicher Einteilung, schön ausgestattet und populären Zwecken dienend, mit dem Wunsche, dass seine „kurze Skizze zur Beschäftigung mit den Werken des Comenius neue Anregung geben möge", hat Vrbka[103]) Leben und Schicksale des Comenius geschildert. Mit Sander ist zu wünschen, dass bei einer Neubearbeitung die Menge der eingeführten Citate wesentlich vermindert und des Vf. eigener Darstellung Platz machen möge. — Bötticher[104]) hat in seiner Ausgabe der Lindnerschen Biographie nicht nur im Text einzelne Aenderungen angebracht, sondern auch zwei wesentliche Erweiterungen eingefügt, nämlich eine Schilderung des Zeitalters des Comenius und im Anfange eine „Ueber-

---

Leben u. seine Schriften. Leipzig (u. Wien), Klinkhardt. VI, 480 u. 89 S. M. 5,40. |[PrSchZg. N. 66; PädAnz. N. 3, 6, 8; WürttSchWBl. N. 14; PädZg. N. 4; DLehrerZg. N. 71, 106; SchwLehrerZg. N. 4, 9, 36; PädLBl. N. 10; PfälzLehrerZg. N. 16, 34; NPädZg. N. 27; PrLehrerZg. N. 147; SchlesSchZg. N. 29; RepPäd. 47, Heft 1; SchZg. N. 42; Pädagogium N. 12; BllHSch. N. 20; ElsLothrSchBl. N. 22; LBHGPosen. S. 427/4.]| — **102**) A. Gindely, Ueber d. J. A. Comenius Leben u. Wirksamkeit. 2. neubearb. Aufl. Mit 4 Abbild. (= Comenius, Studien N. 6.) Znaim, Fournier & Haberler. 109 S. M. 2,00. — **103**) A. Vrbka, Leben u. Schicksale d. J. A. Comenius. Mit Benutz. d. besten Quellen dargest. (= Comenius-Studien N. 2.) Znaim, Fournier & Haberler. 160, XIV S. M. 2,00. (Mit e. Verzeichnis d. neueren Comenius-Litt. u. 17 Abbild.) |[F. Sander: SchlesZg. N. 224; J. Böhm: BllSchulpraxis. Heft 3; KathVolkssch. N. 1; EKZ. N. 6.]| — **104**) G. A. Lindner, J. A. Comenius, sein Leben u. Wirken. Neu her. mit Ergänz. u. mit e. Anh.: Goldene Regeln d. Comenius über Erz. u. Unterr. v. W. Bötticher, Wien (u. Leipzig), A. Pichlers Wwe. & Sohn. VI, 113 S. M. 1,25. (Mit e. Bild. d.

sicht über die pädagogischen Grundsätze des Comenius, soweit sie in kurzen Aussprüchen vorliegen und noch heute allen Eltern, Erziehern, Lehrern zur Richtschnur dienen können." Leider fehlt auch seiner Arbeit ein Inhaltsverzeichnis. — Kayser[104a]) und Grundig[105]) geben eine Darstellung der Lebensgeschichte des Comenius, Charakteristiken und Auszüge aus seinen pädagogischen Werken. Während von G. hieran sich Schlussbetrachtungen über die Persönlichkeit des Comenius und seiner wissenschaftlichen pädagogischen Hauptverdienste anschliessen, erörtert K. die Frage nach den Quellen (da aber ist seine Darstellung bereits von Israel [s. N. 118] berichtigt worden), schildert des Comenius Bedeutung für seine, für die spätere Zeit und für die Gegenwart und fügt zwei Kapitel „Warum ist Comenius für jeden Lehrer von Bedeutung?" und „Was kann jeder Lehrer von Comenius lernen?" hinzu (s. o. N. 100, 100b). — Zum Schluss sei hier auf Tiemanns Büchlein[106]), das ein Volksbuch, wahrscheinlich nach Analogie entsprechender Werke von Horn, Nieritz, Ferd. Schmidt usw. sein will, sich nicht „sklavisch an die geschichtlichen Forschungen bindet," „nicht mit dem kritischen Auge des Forschers" angesehen werden will und seine Leser im „deutschen Bürger-, Bauern- und Handwerkerstande" sucht, hingewiesen. —

Biographische Einzelbeiträge hat aus den sämtlichen Werken des Comenius Kvacsala[107]) gezogen und, chronologisch geordnet, in der Sprache des Urtextes veröffentlicht; sie sind in seine grosse Biographie verarbeitet worden[107a]). — Toeppen[108]) hat einige Notizen zusammengestellt, die sich auf den Aufenthalt des Comenius in Elbing (1642—48) beziehen und die Publikation von Rausch ergänzen. — Radlach[109]) teilt aus dem Stammbuch Chrph. Hains eine aus dem J. 1634 stammende, in Thorn bewirkte Eintragung des Comenius mit und stellt die Vermutung auf, dass Comenius in jener Zeit am Thorner „Gymnasium, mit welchem eine Akademie verbunden war", Unterricht erteilt oder Vorlesungen gehalten habe. Dass dies ein Irrtum ist, hat Kvacsala nachgewiesen. Comenius ist allerdings im J. 1634 in Thorn gewesen, aber nur, um sich dort an Verhandlungen, die die kirchlichen Verhältnisse der Brüdergemeinde betrafen, zu beteiligen. (Kvacsala, S. 183 und Anhang S. 29). Das Stammbuch enthält übrigens auch Eintragungen von dem Freunde des Comenius, dem Uebersetzer der Janua, dem „Plato Prussiacus" Mochinger, und von dem Rektor Botsacc. Während Hains Aufenthalt in Breslau haben sich J. Hoffmann von Hoffmannswaldau und der Poeta caesareus Christoph Freitag eingeschrieben. — Es sei hier auch eines andern von Comenius herrührenden, durch Bodemann[110]) ans Licht gezogenen Stammbuchblattes gedacht, das im J. 1646, in der Zeit des Stockholmer Aufenthaltes, entstanden und für einen ungenannten Jüngling niedergeschrieben worden ist. — Aus dem im Pfarrarchive zu Waschke befindlichen Kirchenbuche veröffentlicht Kögel[111]) die auf die Kirchenvisitation vom 11. März 1635 bezüglichen Mitteilungen. Es wird berichtet, dass die Visitatoren, zu denen auch Comenius gehörte, die Anordnung trafen, dass während des Sommerhalbjahrs von Ostern bis Michaelis, jedesmal nach der Vesperpredigt, die Jugend in den Anfängen der christlichen Lehre und im Katechismus unterrichtet werde. Bemerkenswert ist auch, dass Comenius während der Zeit der Visitation eine deutsche Predigt hielt. — Zu der von Kvacsala, Gindely und Vrbka gründlich erörterten Frage über den Geburtsort des Comenius, ob Ungarisch-Brod oder Niwnitz, hat auch Dittes[112]) in einem kleinen, aber völlig orientierenden Beitrag Stellung genommen. Er hat sich und zwar, wie ich annehme, mit Recht für Niwnitz entschieden und folgt damit den Ansichten Kvacsalas und Gindelys, während Vrbka, der die im British Museum durch eine Abschrift erhaltene Grabschrift für ausschlaggebend ansieht, Ungarisch-Brod für den Geburtsort hielt. Für diesen Ort haben auch Lindner-Bötticher und Smaha gestimmt, während Lion (s. N. 7) statt einen bestimmten Ort anzugeben nur sagt, dass Comenius bei Ungarisch-Brod geboren sei. — Jos. Müller[113]) beschreibt die Bilder des Comenius nach der Zeitenfolge ihrer Entstehung. Die zahlreichen älteren und neueren Abbildungen lassen sich nach M. auf 6 oder 7 Originale zurückführen. Durch diese Arbeit sind die bezüglichen Angaben von Kvacsala und Bornemann, der auch einer Büste gedenkt, verbessert und ergänzt worden. —

Comenius.) — **104a**) W. Kayser, J. A. Comenius. Sein Leben u. seine Werke. 3. Aufl. Mit e. Anh.: D. Schriften v. u. über Comenius. Hannover-Linden, Manz & Lange. 160 S. M. 2,00. (Mit Brustbild.) — **105**) F. Grundig, J. A. Comenius nach seinem Leben u. Wirken. Jubil.-Gabe. Gotha, Thienemann. 90 S. M. 1,00. — **106**) H. Tiemann, J. A. Comenius. Bild e. Schulmannes aus alter Zeit, für Freunde d. Schule in neuer Zeit. Festgabe z. 300j. Geburtstagsfeier d. Comenius am 28. März 1892. Braunschweig, Appelhans & Pfenningstorff. VI, 86 S. M. 0,50. — **107**) J. Kvacsala, Z. Lebensgesch. d. Comenius. Autobiogr. aus d. Schriften d. Comenius: MhComeniusG. 1, S. 109-21, 106-204. — **107a**) × Wie Comenius e. Schulmeister wurde. (= Praxis d. Volkssch. Heft 3. Z. Comeniusfeier N. 1.) — **108**) M. Toeppen, Z. Lebensgesch. d. Comenius: MhComeniusG. 1, S. 65/7. — **109**) O. Radlach, D. Aufenthalt d. Comenius in Thorn, Herbst 1634: ib. S. 69-72. — **110**) E. Bodemann, E. Stammbuchblatt v. Comenius: ib. S. 74. — **111**) Kögel, Beitrr. z. Gesch. d. J. A. Comenius (aus d. Pfarrarchiv zu Waschke): ZHGPosen. S. 92/8. — **112**) Fr. Dittes, Ueber d. Geburtsort d. Comenius: Pädagogium 14, S. 765-70. — **113**) Jos. Müller, D. Bilder d. Comenius: MhComeniusG. 1, S. 205/9. — **114**) J. A. Comenius, Grosse

Von den pädagogischen Werken des Comenius sind nur die Didactica und die Mutterschule in neuen Ausgaben erschienen. Lindner[114]) und Lion[115]) haben Didactica Magna mit „Grosser Unterrichtslehre“ übersetzt, besser wäre es gewesen, mit Pappenheim[116]) „Grosse Lehrkunst“ zu sagen, da dieser Ausdruck den Absichten des Comenius entspricht, wie auch aus dem Titel der in böhmischer Sprache abgefassten Schrift, die als ein Vorläufer der Didactica Magna angesehen werden darf und im J. 1841 von dem Physiologen Purkyné im Lissaer Archiv gefunden, 1849 dann von der Gesellschaft des böhmischen Museums ediert wurde, hervorgeht. Der Titel lautet: „Didactica, das ist die Kunst des kunstgerechten Unterrichts“ etc. Dem Abdruck der Uebersetzung schicken die beiden ersteren eine Darstellung des Lebens und Wirkens des Comenius voraus, wobei naturgemäss das Hauptgewicht auf die Darstellung der pädagogischen Bestrebungen gelegt wird. Sie lassen dem Texte erläuternde Anmerkungen folgen. Was den Wert der Uebersetzung anbelangt, so ist die von Lion der Lindnerschen vorzuziehen. — Lion wurde bei seiner Arbeit durch W. Böttichers Programmabhandlung (1886), worin eine Reihe von Uebersetzungsfehlern nachgewiesen werden, wirksam unterstützt. An vielen Stellen wurde übrigens auch der lateinische Urtext verbessert. — Richter[117]) giebt den Text der „Mutterschule“, die Comenius zunächst in böhmischer Sprache, sodann in lateinischer Bearbeitung in seine „Opera didactica omnia“ aufgenommen hatte, in der deutschen Uebersetzung, die im J. 1633 in Lissa erschien. Ob Comenius bei dieser Verdeutschung mitgewirkt hat, ist bis jetzt nicht festzustellen gewesen. Als Herausgeber zeichnen „N. N. N. der Didacticae Liebhaber“. Würde R. mit seinem übrigens dankenswerten Neudruck den Anforderungen textkritischer Ausgaben genügen wollen, so wäre eine Vergleichung mit dem böhmischen und lateinischen Original, vielleicht auch eine solche mit den übrigen zu Comenius Lebzeiten erschienenen deutschen Ausgaben nötig gewesen[117a]). — Das Verhältnis der Didactica Magna zu der Didaktik Ratkes, über das zufriedenstellende Darlegungen bis jetzt fehlen, hat Israel[118]) zum ersten Male in wirklich kritischer Art durch Gegenüberstellung der Vorschriften der Didactica Magna und der Belege für die Lehrart des Ratichius, wie sie in der „Methodus nova“, in der „Praxis“, in den „Aphorismen“ und „Artikeln“ sich vorfinden, wozu noch einige Stellen aus Kromayers „Bericht vom newen Methodo“ hinzutreten, behandelt. In einem Nachwort giebt J. auf Grund des abgedruckten urkundlichen Materials eine übersichtliche Darstellung sowohl der grossen, bisher in ihrem Umfange noch nicht erkannten Einwirkungen des Ratichius auf Comenius als auch der zu Ratichius im Gegensatz stehenden Gedanken des Comenius, wobei freilich die Frage entstehen muss, ob auch hier die Originalität des Comenius, der von den verschiedensten Seiten Anregung empfing, bestehen bleibt[118a]). — Es sei hier auch hingewiesen auf die Neuausgabe eines Werkes, von dessen Existenz, wenn auch der verdienstvolle Zoubek seiner gedenkt, bis jetzt eine Kenntnis wohl in weitere Kreise nicht gedrungen war, und das allerdings nicht unmittelbar zu den pädagogischen Werken, mit denen allein wir es hier zu thun haben, gerechnet werden kann. Es ist die von Comenius hergestellte Karte von Mähren. Bornemann[119]) hat diese Karte, die Comenius im J. 1624 entworfen und in der Originalzeichnung seinem Beschützer, dem Grafen von Zerotin, gewidmet hatte, nach einem Stiche Piscators in Amsterdam aus dem J. 1645 in genauer Nachbildung herausgegeben. Der Ausgabe sind angefügt wertvolle Erläuterungen von Christian d'Elsvert zur Geschichte der ältesten Landkarten von Mähren in der Zeit des Comenius, eine gründliche Abhandlung über Comenius als Kartograph von Smaha, zu der Bornemann, der in Gemeinschaft mit Vrbka sie aus dem böhmischen Original übersetzte, ergänzende Zusätze bietet. — Es werden hierdurch übrigens Ruges[120]) Urteile, dass die Biographen des Comenius dessen geographische Thätigkeit übersehen hätten, berichtigt. Schliesslich wird auch R.s Uebersicht über die Ausgaben dieser Karte, deren er sieben unterscheidet, ganz erheblich durch Bornemanns Liste, die 29 Reproduktionen aufweist, vervollständigt. — In seiner Bedeutung als Geograph und Naturforscher wurde Comenius auch von Günther[120a]), der zu dem Ergebnis kommt, dass Comenius „auch

---

Unterrichtslehre mit e. Einl.: J. Comenius, sein Leben u. Wirken v. G. A. Lindner. Wien (Leipzig), Pichlers Ww. u. Sohn. LXXXXIX, 311 S. M. 3,00. — 115) J. A. Comenius, Grosse Unterrichtslehre. Uebers., mit Anm. u. e. Lebensbeschreibung d. Comenius v. C. Th. Lion. 3. verb. Aufl. (= Bibl. päd. Klassiker her. v. F. Mann N. 10.) Langensalza, Beyer & Söhne. 1891. XCIV, 298 S. M. 3,00. — 116) ○ × × J. A. Comenius, Grosse Lehrkunst Uebers. u. mit Einl. vers. v. E. Pappenheim. (= D. Klassiker d. Päd. Bd. 15.) Langensalza, Schulbuchh.. VIII, 316 S. M. 4,20. — 117) J. A. Comenius, Mutterschule. Mit e. Einl. her. v. A. Richter. (= Neudrr. päd. Schriften her. v. A. Richter. Heft 8.) Leipzig, R. Richter. 1891. 86 S. M. 0,80. — 117a) × K. H. Hiemesch, D. Mutterschule v. Comenius: Schul-u.Kirchenbote N. 6. — 118) A. Israel, D. Verhältnis d. Didactica magna d. Comenius zu d. Didaktik Ratkes: MhComeniusG. 1, S. 173-95, 242-74. — 118a) ○ Psychologisches aus d. Didactica magna: PädReform. N. 12. — 119) J. Smaha, Comenius als Kartograph. Nach d. böhm. Abhandl. mit e. Neudr. d. Karte d. Comenius, dtsch. her. v. K. Bornemann. (= Comenius-Studien Heft 5.) Znaim, Fournier & Haberler. 48 S. M. 2,00. |[Pädagogium N. 12; J. Böhm: BllSchulpraxis N. 3.]| — 120) Sophus Ruge, A. Comenius als Kartograph: Globus 61, N. 13. — 120a) S. Günther, Comenius als Geograph u. Naturforscher:

in diesen nur episodisch betriebenen Disciplinen redlich sich gestellt" habe, in einer auf guten Quellenstudien beruhenden Abhandlung dargestellt, zu der berichtigend nur bemerkt sei, dass die erste Ausgabe des Orbis pictus nicht 1636, sondern 1658 erschienen ist, und dass Smaha-Bornemann nicht 26, sondern 29 Reproduktionen der Karte Mährens von Comenius nachweist. —

Von anderen pädagogischen Werken des Comenius, von dem Orbis pictus, dem Vestibulum und der Janua sind kleine Bruchstücke veröffentlicht worden[121-122]). Wertvoller als diese Reproduktionen sind einige Abhandlungen über diese einzelnen Schriften. Der fleissige Sammler der historisch-pädagogischen Litteratur Deutschlands Aron[123]) hat eine Anzahl von Urteilen, die in dem Zeitraume von 1658—1795 über den Orbis pictus gefällt worden waren, zusammengestellt. Zu den günstigen Meinungen gehören die Herders und Goethes, zu den ungünstigen der Ausspruch des Zittauer Rektors Christian Weise. — Pappenheim[124-125]) berichtet, dass ein Exemplar der ersten Ausgabe des Orbis pictus (1658), die bisher den Comeniusforschern unbekannt geblieben war, auf der Kieler Universitätsbibliothek sich vorgefunden habe, und teilt die Resultate der von ihm angestellten Vergleichung aller 3 Auflagen (1658, 1659, 1662) mit. — Seine Auffassung über das dem 3. Abschnitte, „Himmel", beigegebene Bildchen, das in Gemässheit des von Comenius vertretenen Ptolemäischen Systems die Umdrehnng des Himmels um die Erde darstellen soll, hat Israel[126]) berichtigt. — Vetter[127]) giebt eine kurze Beschreibung und Beurteilung der Janua und des Orbis pictus, wobei aus letzterem einige Bruchstücke abgedruckt werden. — Eine nahe liegende Vergleichung des Orbis pictus mit dem Elementarwerk Basedows, der von dem Orbis pictus (vgl. Joh. Chr. Meier, Leben, Charakter und Schriften Basedows 1, S. 68), ohne sein Wesen wirklich erfasst zu haben, eine hohe Meinung hatte, ist von Esselborn[127a]) unternommen worden. Die erste treffende Vergleichung rührt übrigens von Goethe her, der in seiner Kindheit den Orbis pictus kennen und schätzen gelernt hatte: (Dichtung und Wahrheit, Buch 1 und 15) „Mir missfiel, dass die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammensteht, und sie deshalb, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Teilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht; weswegen es auch jener sinnlich-methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen." — Endlich sei auf Rissmanns[128]) kurze, übersichtliche und stoffbeherrschende Darstellung von Comenius pädagogischem Systeme kurz hingewiesen. —

Zu den Einzelarbeiten, die von der Comenius-Forschung noch erledigt werden müssen, gehört auch die Erörterung der Frage nach den Vorläufern und den Nachfahren des Comenius. Hier sind bereits früher eine Anzahl von Studien erschienen, und auch die Biographen sind diesem Thema mehr oder weniger nahe getreten. Zu den Männern, deren geistige Einwirkung auf sich er dankbar anerkennt, nennt Comenius Ratichius, Vives, Bacon, Alsted und dessen Lehrer Bonaeus, Bodinus, Andreae, Lubinus, Vogelius, Caecilius Frey und andere. Mit grosser Gründlichkeit hat Nebe[129]) das Verhältnis des Alsted und Comenius zu Vives und damit die vielseitige Einwirkung, die Vives auf beide ausgeübt hat, auseinandergesetzt. Nachdem er über Alsteds Leben und seine pädagogischen Werke gesprochen, stellt er eine Vergleichung der Alstedschen Pädagogik mit der von Vives an, bei der sowohl die Aehnlichkeiten beider als auch die Punkte, in denen Alsted über Vives hinausgeht, dargelegt werden, und er zeigt in einem Schlusskapitel unter Anführung zahlreicher Belegstellen, wie gross die Uebereinstimmung zwischen den Lehren des Comenius und Vives ist. — Dasselbe Thema der Einwirkung des Vives und Alsted auf Comenius, wobei auch seine Abhängigkeit von Thomas Campanella, Bacon, Andreae und Ratichius gestreift wird, hat Nebe[129a]) in einer anderen Schrift behandelt. — Im Anschluss an Kvacsala, dessen Werk ihm vor

Ausland S. 241/4, 260/4. (Auch Sonderabdr. Stuttgart, Cotta. M. 1,50.) — **121**) × Aus J. A. Comenii Orbis sensualium pictus. D. sichtbare Welt, d. ist aller vornehmsten Welt-Dinge u. Lebensverrichtungen Vorbildung u. Benennung. (= Comenius grosse Unterrichtslehre übers. v. C. Th. Lion, S. 287-95; s. o. N. 115.) — **122**) × J. Böhm, D. Sprachenpforte d. Comenius u. d. Vestibulum. (= Comeniusheft N. 2. d. BllSchulpraxis.) — **123**) R. Aron, Urteile über d. Orbis pictus d. Comenius: PädZg. N. 12. — **124**) E. Pappenheim, D. Orbis pictus d. A. Comenius in d. ersten 3 Ausg.: VossZgB. N. 13/4. — **125**) id., D. 1. Ausg. d. Orbis pictus, Nürnberg, Michael Endter 1658: MhComeniusG. 1, S. 57-63. — **126**) A. Israel, Z. Orbis pictus: ib. S. 272. — **127**) Vetter, Ueber d. Orbis pictus von A. Comenius: Praxis d. Volkssch. 3, S. 109-18. — **127a**) J. Esselborn, D. Orbis pictus d. J. A. Comenius u. d. Elementarwerk d. J. B. Basedow. (= RepPäd. N. 9.) — **128**) R. Rissmann, D. päd. System d. Comenius. (= Samml. päd. Vortrr. Her. v. W. Meyer-Markau. Bd. 5, Heft 8, S. 24-46.) Bielefeld, Helmich. — **129**) A. Nebe, Vives, Alsted, Comenius in ihrem Verhältnis zu einander. Progr. d. Gymn. Elberfeld, Lucas. 1891. 35 S. |[W. J. O. Schmidt: LMerk. 12, S. 93.]| — **129a**) id., Comenius als Mensch, Päd. u. Christ. (= Samml. päd. Vortrr. her. v. W. Meyer-Markau. Bd. 4, Heft 7.) Bielefeld, Helmich

seinem Erscheinen vorgelegen hat, skizziert Dittes[130]) das Abhängigkeitsverhältnis des Comenius zu den vorgenannten Männern, mit Ausnahme des Vives. — Die Verdienste des Vives hat auch Schaefer[131]), gleichfalls durch das Comenius-Jubiläum veranlasst, geschildert.[132]) — Die Einwirkung Bacons auf Comenius, der mit den „Schriften jenes durchaus vertraut war, als er seine pädagogischen Hauptwerke niederschrieb“, ist von Friesenhahn[133]) dargelegt worden.[134]) — Keller[135]) beschreibt den Einfluss des Andreae auf Comenius, indem er in dankenswerter Methode die bereits über diesen Gegenstand erschienene Litteratur verzeichnet und neue Bearbeitungen des Themas in Aussicht stellt.[136-139]). — In seiner Vergleichung der pädagogischen Ansichten und Bestrebungen Ratkes und Comenius, in die auch Mitteilungen zur Lebensgeschichte beider eingeflochten sind, kann ich Joh. Meyer[140]) in der Unterschätzung Ratkes, wenn ich auch seine Bewunderung für Comenius teile, nicht beistimmen. Einige Abänderungen dürften M.s Ergebnisse durch Israels Arbeit (s. N. 118.) erfahren.[141]) — Eine Vergleichung der Persönlichkeiten Comenius und Pestalozzi und ihrer pädagogischen Bestrebungen hat einer der bedeutendsten Pestalozzikenner, Hunziker[142]), angestellt. — Bötticher[143]) stellt die Ansichten des Comenius und Pestalozzi über die Erziehung des Kindes in den ersten sechs Jahren einander gegenüber.[144-145]) — Hohlfeld[146]), ein Schüler K. Chrn. F. Krauses, schildert dessen Uebereinstimmung mit Comenius. Diesen in seinen wissenschaftlichen, also pädagogischen Bestrebungen richtig zu beurteilen, müsse man von seinen menschheitlichen Absichten ausgehen. Krause, der mehrfach in seinen Schriften den Comenius rühmend erwähnt, hat das Verdienst sich erworben, Fröbel, den Begründer der Kindergärten, auf die Mutterschule des Comenius aufmerksam gemacht zu haben. —

Eine Anzahl von Abhandlungen beschäftigt sich mit des Comenius Bedeutung für die Volksschule und die Methodik einzelner Lehrgegenstände. Was das Erstere anbelangt, so sei auf die Arbeiten von Nebe[147]), Witte[148]) und Grossmann[149]) hingewiesen, von denen die beiden Ersten die Verdienste des Comenius um die Errichtung einer allgemeinen Volksschule anerkennen, während der letztere behauptet, dass Comenius eine Volksschule im Sinne der Gegenwart gar nicht gefordert habe. — Hinsichtlich des zweiten Punktes kommt zuerst der Aufsatz allgemeineren Charakters von Herberholz[150]) in Betracht. — Als Begründer der Schreiblesemethode und des naturwissenschaftlichen Unterrichts schildern ihn Kaeseberg[151-152]) und schon früher Deszö (PädBll. 12, S. 56/8). — Auch seine Verdienste um den Zeichenunterricht und die Körperpflege finden in zwei Aufsätzen ihre Anerkennung[153-154]) — Dass Comenius auch als Vater des Handfertigkeitsunterrichts angesehen werden kann, ergiebt sich aus einer Reihe bezüglicher Aussprüche des Comenius, die Bötticher[155]) gesammelt hat. —

Zahlreich sind die vereinzelten Gelegenheitsschriften, die im Jubeljahr erschienen. Zumeist stellen sie sich als Reden und Vorträge dar, die an den verschiedensten Orten gehalten werden. Es ist selbstverständlich, dass in allen diesen oratorischen Leistungen, die auch biographische Mitteilungen bringen, die pädagogische Bedeutung des Comenius mehr oder weniger eingehend gepriesen wird. Aus diesen Reden und Abhandlungen kann ich nur wenige besonders hervorheben: vor allem die von Bassermann[156]), Hannak[157]), Pappenheim[158]), Sander[159]), Seyffarth[160]) und Schumann[161]). — Des Comenius Bedeutung für unsere Muttersprache hat Hummel[162]) eindrucksvoll behandelt. — Andorn[163]) hat einige Stellen aus der Didactica Magna, die sich auf das Bildungsbedürfnis und die Bildungsberechtigung der Frauen erstrecken, durch die ihm Comenius als ein Vorkämpfer der Frauenrechte erscheint, veröffentlicht.[164-248]) — Ein vollständiges Verzeichnis aller dieser Reden und Aufsätze hoffen

20 S. M. 0,50. — **130**) Fr. Dittes, A. Comenius. Anschluss an d. Vorläufer ... Neugestaltung d. Didaktik: Pädagogium 14, S. 362-75. — **131**) P. Schaefer, J. L. Vives: KZEU. 41, S. ...-55. — **132**) ○ H. Jahne, J. L. Vives: FrSchZg. N. 23/4. — **133**) J. L. Friesenhahn, Worin stimmen d. päd. Anforderungen d. Comenius mit d. Anschauungen d. Baconischen Philosophie überein? Progr. Euskirchen. 4°. 314 S. — **134**) ○ × × A. Sandberger, Francis Bacon. (= Schmid, Gesch. d. Erz. III 1, S. 310-39; s. o. N. 6.) — **135**) L. Keller, Joh. Val. Andreae u. Comenius: MhComeniusG. 1, S. 229-41. — **136**) ○ × × H. Brügel, J. A. Comenius mit seinen Vorgängern J. H. Alsted u. J. V. Andreä. Einl. (= Schmid, Gesch. d. Erz. III, 2, S. 93/9, s. o. N. 6.) — **137**) ○ × × id., Joh. Val. Andreä. ebda. S. 147-88. — **138**) ○ × × id, J. A. Comenius. ebda S. 189-311. — **139**) ○ × × Georg Schmid, J. H. Alsted. ebda. S. 100-46. — **140**) Joh. Meyer, Comenius u. Ratke. Worin liegt es begründet, dass d. Bestrebungen d. A. Comenius grösseren Einfluss auf Erz. u. Unterr. ausgeübt haben u. noch ausüben als d. Ratkes?: Neue Bahnen, Comeniusheft N. 2. S. 127-71. — **141**) ... F. Hummel, V. wem Comenius „D. Fackel“ erhielt u. wem Comenius sie reichte: NBllEUSüdd. 21. S. 112 ... — **142**) O. Hunziker, Comenius u. Pestalozzi. Festrede. (=PädMag. her. v. F. Mann. Heft 15.) Langensalza, ... & Söhne. 31 S. M. 0.40. — **143**) W. Bötticher, D. Erz. d. Kindes in d. ersten 6 Jahren, nach Pestalozzi ... N. 6.) ...nius. Aussprüche d. Comenius zu Gunsten d. Handfertigkeitsunterrichtes. (= Comenius-Studien H. XI, 572 ...) Znaim, Fournier u. Haberler. 22 S. M. 0,50. — **144**) ○ × × Comenius u. Pestalozzi: ALehrerZg. N. ... — **145**) ○ × × K. Melchers, J. A. Comenius u. J. H. Pestalozzi. E. vergl. Studie: DPBl. N. 35-45. — ... Hohlfeld, J. A. Comenius u. K. Chrn. F. Krause: MhComeniusG. 1, S. 3-15. — **147**) A. Nebe, Was ... d. Volksschule A. Comenius ...: Praxis d. Volksschule Heft 3. S. 82-100. — **148**) J. Witte, J. A. Comenius ... Stellung u. seiner hist. Bedeutung für d. Entwicklung d. Schulwesens, im besond... d. ... seiner kulturgesch. ... Volksschule. Ruhrort, Andreae ...

die MGESchG. demnächst darbieten zu können. Die Liste, welche die Comeniusgesellschaft in Aussicht gestellt hat, wird auch den weiteren Kreis aller der Veröffentlichungen umfassen, die sich nicht speciell mit der Pädagogik des Comenius beschäftigen. Und dieses Verzeichnis soll noch ergänzt werden durch eine Uebersicht der nicht im Druck erschienenen Festreden und Ansprachen unter Angabe der Redner und der Orte. In der in seinem Nachworte zur Comeniusfeier gegebenen Beurteilung der durch die Jubelfeier verursachten Reden weist Pröscholdt [249]) auf die vielen schiefen und

---

& Co. 51 S. M. 1,20. — **149)** Grossmann. D. Idee d. allgem. Volksschule heute u. vor 300 J. (= Praxis d. Volksschule, Festnummer z. Comeniusfeier N. 3.) — **150)** H. Herberholz, Comenius, seine Bedeutung für d. Entwicklung d. Schulmethodik. (= PädSammelmappe. Heft 147.) Leipzig, Siegismund u. Volkening. 48 S. M. 0,80. — **151-152)** O. Käseberg, Comenius als Begründer d. naturwiss. Unterr.: DLehrerfreund. N. 6. — **153)** ○ Comenius Bedeutung für d. Zeichenunterricht: D. Kreide N. 3. — **154)** ○ Comenius u. d. Körperpflege d. Jugend: ZSchulgesundheitspflege. 5, S. 231. — **155)** (S. o. N. 143.) — **156)** H. Bassermann, J. A. Comenius. Festrede. Heidelberg, Köster. 20 S. M. 0,40. (Sonderabdr. aus NHJbb. Bd. 2.) — **157)** E. Hannak, Ueber A. Comenius. Vortr. geh. bei d. Festfeier in Wien, 6. Apr.: PädJb. S. 26-47. (Auch als Sonderabdr.) — **158)** E. Pappenheim, J. A. Comenius. Denkrede. Berlin. Öhmigkes Verl. (R. Appelius). 44 S. Mit Bild. M. 0,60. — **159)** F. Sander, J. A. Comenius (1592—1670). Festrede z. 300j. Gedächtnisfeier in Breslau. Bunzlau (Kgl. Waisenshausbuchdr., L. Fernbach). 4⁰. 16 S. (Vorausgeschickt d. Fortgesetzten Nachrichten über Waisenhaus u. Seminar, 1891—92). — **160)** L. W. Seyffarth, J. A. Comenius. Festrede: PrSchZg. N. 132/4. — **161)** G. Schumann, Z. 300j. Jubelfeier d. J. A. Comenius. Neuwied, Heuser. 40 S. M. 0,60. — **162)** Fr. Hummel, J. A. Comenius u. d. Muttersprache. Vortr.: BBSW. N. 11/2. — **163)** S. Andorn, J. A. Comenius, e. Vorkämpfer d. Frauenrechte. E. Nachklang z. d. Comeniustagen: FrDSchZg. 23, S. 140/1. — **164)** × A. Böhm, A. Comenius. Festrede: LehrerZgOstWestpr. N. 6. — **165)** × C. Brandsch, Gedenkrede auf J. A. Comenius: SbnbgDtschTBl. N, 5565[6. — **166)** × H. Butzer, J. A. Comenius. Festrede: FrankfSchZg. N. 8/9. — **167)** × C. Carstensen, Z. Erinnerung an A. Comenius. Vortr.: SchleswHolstSchZg. N. 13. — **168)** × O. Dreyer, Comenius. Vortr., bei d. Comenius-Feier in Meiningen am 29. März 1892 geh. (= Neuer Lehrer-Kal. für 1893.) Hildburghausen, F. W. Gadow & Sohn. (Ohne Seitenzahlen. Auch als Sonderabdr.) — **169)** × H. Enkel, Z. Feier d. 300j. Geburtstages d. J. A. Comenius. Vortr.: SächsSchZg. N. 21. — **170)** × J. Hägele, A. Comenius. Festrede: ElsLothrSchBl. N. 8-12. — **171)** × F. Heussner, J. A. Comenius. Festrede: HessSchZg.N. 15/6. — **172)** × J. A. Comenius. Vortr.: Volksschule Heft 9. (Sept.) — **173)** × E. Lentz, D. Schulplan u. d. Methode d. Comenius. Vortr. geh. in d. Generalvers. d. Ver. v. Lehrern höh. Unterrichtsanst. Ost- u. Westpreussens. Konitz, Dupont. 8 S. M. 0.60. — **174)** × L. W. S., J. A. Comenius. Vortr.: PrSchZg. N. 69-71. — **175)** × F. Schmidt, J. A. Comenius. Ansprache: KathSchBl. 38, Heft 3. — **176)** × Schöttler, J. A. Comenius. Seine Bedeutung als Päd. Vortr. (= Verhandl. d. XXVI. allg. schleswig-holst. Lehrervers. zu Husum, S. 46-55.) — **177)** × W. Vogelsang, A. Comenius. Vortr.: EvSchBl. 36, S. 189-91. — **178)** × A. Weiss, Comenius. Festrede: SchwäbSchAnz. N. 7/9. — **179)** × F. Zange, J. A. Comenius, d. grosse Meister d. mod. Erziehungskunst. Vortr.: EvMonatsbl. N. 11. — **180)** × G. Backhaus, J. A. Comenius. Gedenkbl.: KathSchZg. N. 13. — **181)** × F. Böhm, A. Comenius: DLehrerfr. N. 6. — **182)** × J. Böhm, Z. 300. Geburtstag d. J. A. Comenius. (= BllSchulpraxis, Comeniusheft 2, S. 77/8.) — **183)** × Bohnenstädt, A. Comenius: Haus&Schule N. 13/7. — **184)** × H. Cassel, J. A. Comenius: HannSchZg. N. 12/5. — **185)** × Cisar, Randzeichnungen z. internat. Bedeutung J. A. Komenskys: EvRefBll. N. 8. — **186)** × J. A. Comenius: AELKZ. S. 285. — **187)** × J. A. Comenius: EKZ. S. 213. — **188)** × J. A. Comenius. Skizze e. Darstellung seines Lebens u. seiner Werke: PfälzLehrerZg. N. 12/6. — **189)** × A. Döring, J. A. Comenius: NatZg. 1891, 1. u. 3. Okt. — **190)** × [H. J.] [Eisenhofer], J. A. Comenius: PfälzKur. N. 145/6. — **191)** × R. Fay, J. A. Comenius. Gedenkbl: ZWeiblBild. 20. S. 133-44. — **192)** × H. Fick, D. Grundsätze d. Comenius u. d. mod. Erz.: ErzBll. 22, S. 288-92. — **193)** × Gesell, Z. Ehrengedächtnis v. A. Comenius: ALehrerZg. N. 12/3. — **194)** × F. Goebel, J. A. Comenius u. seine päd. Bedeutung: KZEU. 41, S. 100/1. — **195)** × E. Gross, J. A. Comenius: NBraunschwSchBl. N. 5/6. — **196)** × S. Günther, A. Comenius: Nation[B]. 9, S. 397/9, 413/4. — **197)** × A. Haese, J. A. Comenius: NPaedZg. N. 12/3. — **198)** × O. Haupt, A. Comenius: DSchulpraxis N. 14/5. — **199)** × K. Hessel, A. Comenius: KZg. N. 245/6. — **200)** × F. Hofer, Z. Erinnerung an J. A. Comenius: Volksschule N. 11/9. — **201)** × Fr. Hummel, J. A. Comenius, d. letzte Bischof d. böhm. Bruderkirche, [d. Begründer d. neuen Lehrkunst. Barmen, Klein. 32 S, M. 0,20. — **202)** × H. Keferstein, J. A. Comenius: HambCorr. N. 131/2, 221. — **203)** × id., Z. Erinnerung an A. Comenius: PädBll. S. 105-30. — **204-205)** × O. Kohlschmidt, J. A. Comenius: PKZ. N. 13. — **206)** × P. Kuntz, Z. Würdigung d. A. Comenius: Mittelschule N. 6. — **207)** × K. Kursch, Z. Erinnerung an Comenius: NPrZg. N. 147, 149, 151,153. — **208)** × W. Latt, Gedächtnisbl. z. 300j. Geburtstage d. A. Comenius. (= Päd. Abhandl. Heft 4.) Bielefeld, Helmichs Buchh. 22 S. M. 0,40. — **209)** × O. Leisner, Z. Andenken d. J. A. Comenius: SächsSchZg. N.
211) **210)** × A. Liep… Comenius praeceptor mundi. Berlin, Verl. d. DLehrerzg. 1891. 27 S. M. 0,30. —
u. Schule. Heft 13. — **212)** Loeper-Housselle, Z. 300j. Geburtstagfeier d. J. A. Comenius: D. Lehrerin in Haus
abdr. aus BukowinRs.) — **213)** × J. Loserth, D. Begründung d. neuen Unterrichtslehre. Vortr. 20 S. (Sonder-
Festrede z. Seminarfeier d. Jubil. × H. Lubenow, J. A. Comenius: Reichsbote[B]. N. 1/8. — **214)** × H. Maurer,
zu Herborn z. Feier d. Comenius-Jubil. d. J. A. Comenius in Herborn. (= Festschrift d. evang.-theol. Semin.
baden. N. 8. — **216)** × H. Mielke, J. A. S. 33-50.) — **215)** × K. Mensch, J. A. Comenius: ASchBlWies-
Comenius. Gedenkbl.: PommerscheBll Comenius (z. 28. März): BarmerZg. N. 73. — **217)** × Fr. Mischke, J. A.
Wirken. Festvortr. geh. bei Gelegenheit Schule. N. 11/3. — **218)** × E. Morres, J. A. Comenius Leben u.
veranst. Comeniusfeier. Kronstadt, Zeit d. v. d. Lehrervers. d. Kronstädter evang. Bezirks am 20. Mai 1892
Ausschusses d. Burzenländer evang.-sä… Zeidener. 24 S. — **219)** × id., J. A. Comenius. Dargest. auf Veranlassung d.
zahlen.) — **220)** × F. J. Müller, F… chs. Volksschullehrervers. (Sonderabdr. aus d. KronstädterZg.; ohne Seiten-
— **221)** × Jos. Müller, J. A. Com… estrede z. Comeniusfeier am 28. März 1892 in Emden: OstfriesSchBl. N. 5/6.
N. 6. — **223)** × A. Comenius … nius: Herrenhut N. 10/3. — **222)** × J. L. Müller, A. Comenius: RepPäd.
Dulder u. päd. Denker: BllSch… OldenbSchBl. S. 578-82. — **224)** × A. Nebe, J. A. Comenius, e. christl.
Rieks, A. Comenius: DEKZ. N… bis pr… xis S. 78-98. — **225)** × H. Nord, J. A. Comenius: TglRs[B]. 74. — **226)** × J.
J. A. Comenius: DVolksfr. N. … en 3 A… **227)** × E. Sack, J. A. Comenius: FZg. N. 88. — **228)** × [Ph.] [Schaff],
burgLehrerV. N. 4. — **230)** × … Comen… **229)** × A. Schalkhamer, J. A. Comenius. Erinnerungsbl.: ZSalz-
300j. Geburtstagsfeier d. J. A. … us von … chreiter, A. Comenius: FrSchZg. N. 26. — **231)** × G. v. Schulpe, Z.
Gedenkbl. zu seinem 300j. Geb… ius: WestungarGrenzb. N. 6615. — **232)** × M. Spanier, J. A. Comenius. E.
Weinstock, Lebensbilder aus … : JüdLBl. S. 171/3. — **233)** × R. Stähelin, A. Comenius. (= Reben am
O. Steiner, Z. 300j. Geburtstag d. … Zeiten d. christl. Kirche Bd. 6.) Basel, Reich. 65 S. M. 0,80. — **234)** ×
… A. Comenius: RhBllEU. Heft 1/2. — **235)** × H. Wanner, J. A. Comenius,

halbwahren Urteile, auf die „Uebertreibung", „hohlen Reden", auf das „persönliche Vordrängen" hin und erklärt diese Thatsache aus dem Umstande, dass mehr über als in Comenius gelesen werde und seine Quellen noch nicht hinlänglich genug erforscht seien. Wenn hier die Comenius-Gesellschaft in Erfüllung ihrer Aufgaben Abhülfe schaffen werde, könne man sich trösten über alle die Uebelstände, die durch die Jubelfeier zu Tage getreten seien. —

Unterrichts-Anstalten. Universitäten und Akademien: Matrikeln, Statuten und Darstellungen. Die für die Geschichte der Universitäten[250]) und des deutschen Geisteslebens so sehr wichtige Ausgabe der Matrikeln ist in diesem Jahre durch den hervorragenden Fleiss von Keussen[251]) mit Unterstützung von Schmitz um ein neues und sehr gediegenes Werk bereichert worden. Höhlbaum war es, der 1891 bei der Begründung der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde auf die Wichtigkeit einer Ausgabe der Kölner Matrikel hingewiesen hatte. Und zwar sollte dabei nicht die ganze Entwicklung der Universität bis zu ihrem Erlöschen in Betracht kommen, sondern nur die Zeit bis zur Mitte des 16. Jh., also die Periode, in welcher die gelehrte Anstalt eine „überragende" Stellung unter den deutschen Universitäten eingenommen hat. Mit dem Rückgang ihrer Patronin, der Stadt Köln, (vgl. JBL. 1891 I 6 : 124, 161) vollzog sich auch der der Universität. K. und Sch. sind einige von den wenigen Forschern, die sich in neuerer Zeit mit ihrer Geschichte beschäftigt haben. Dem Abdrucke der Matrikel geht eine vorzügliche Einleitung voraus. Die für die ersten drei Jahre des Bestehens der Universität, 1389—92, fehlende Matrikel hat K. durch den Rotulus von 1390 ergänzen können (vgl. JBL. 1891 I 6 : 124). Er unterrichtet uns über die Statuten, über die Art und Weise der Immatrikulation, über Eidesleistung, über Gebührenzahlungen, über Heimats- und Standesverhältnisse der Studenten. Unter den Immatrikulierten finden sich auch Männer in hohen amtlichen Stellungen. Wertvoll ist das Verzeichnis der Rektoren, die jährlich viermal wechselten, mit Gegenüberstellung der Immatrikulierten. Auch eine Uebersicht über die Verteilung der Studenten auf die Fakultäten — in der Kölner Matrikel ist immer die Zugehörigkeit der Studenten zu den einzelnen Fakultäten angegeben — wird dargeboten. Am glänzendsten tritt aber K.s Leistung in den biographischen und litterarischen Anmerkungen, die den einzelnen Namen der Verzeichneten beigegeben sind, hervor. In sorgfältigen Tabellen und Registern sind treffliche Wegweiser für die Durchforschung des umfangreichen Stoffes geschaffen. — Zur Geschichte der Universität Freiburg i. B. wurden zwei Beiträge geliefert. König[252-253]) fährt in seiner Ausgabe der Statuten der theologischen Fakultät fort. Die Statuten vom J. 1460 erfuhren auf Anregung des Erzherzogs Ferdinand, des damaligen Landesherrn von Vorderösterreich, zu dem Freiburg gehörte, eine durch die theologisch-kirchlichen Verhältnisse der Zeit gebotene Umbildung, die in dem neuen Statut von 1578 ihren Ausdruck fand. Sodann veröffentlicht er die von ihm aufgefundenen „Excerpta ex actis antiquis Universitatis", die sich auf die Jahre 1456—1806 erstrecken. — Mit dem J. 1806, dem Uebergang der Universität an Baden, setzt unter den Darstellungen eine Arbeit Herm. Mayers[254]) ein, worin die Verhältnisse der Freiburger Universität bis zum J. 1818 geschildert werden. Es wird damit eine Periode, in der die Universität, fast immer bedroht von der Gefahr, aufgelöst zu werden, in der schwierigsten Lage sich befand, unserer Kenntnis näher gerückt, und Schreibers Buch über diese Hochschule wesentlich ergänzt, nicht minder die schon früher erwähnte Arbeit von Wolf (vgl. JBL. 1891 I 6 : 160). Angeführt zu werden verdient das Kapitel über das Verhältnis der Universität zum Gymnasium. Sie standen in enger Verbindung miteinander; die Universität bezahlte die Schulprämien, hatte sich zu einem jährlichen Pauschquantum zur Unterstützung des Gymnasiums bereit finden müssen,

---

d. Seher unter d. Päd.: ZLateinloseSchulen. S. 225-36. — **236-237**) × W. A. Weick, Comenius, sein Leben u. Wirken: ErzBll. N. 258. — **238**) × F. M. Wendt, J. A. Comenius: SchlesSchBl. N. 7. — **239**) × C. Werckshagen, J. A. Comenius: BerlSonntagsb. N. 13. — **240**) × E. Wilke, Z. 300j. Geburtstag d. A. Comenius: Volksschulfr. N. 3, 11/3. — **241**) × A. Wittstock, A. Comenius. Jubil.-Erinnerung: LZg^B. N. 37. — **242-243**) × J. A. Comenius. Gedenkbl.: BukowinPädBll. N. 6. — **244**) × J. Wychgram, J. A. Comenius: BLU. S. 161/3. — **245**) × Zechlin, A. Comenius. (= Samml. gemeinverst. wissensch. Vortrr. her. v. R. Virchow u. W. Wattenbach N. 144.) Hamburg, Verlagsanst. 41 S. M. 0,80. — **246**) × D. Schulgesetze d. Hohen Schule zu Herborn 1584-1609 her. v. F. Zimmer. (= Festschrift d. evang.-theol. Seminars zu Herborn z. Feier d. Comenius-Jubil. S. 3-31.) — **247**) × F. Zollinger, J. A. Comenius Leben u. Wirken. Z. Feier seines 300j. Geburtstages: NZürichZg^B. N. 87/8. — **248**) × id., Joh. Amos Comenius: SchwLehrerZg. N. 13/4. — **249**) L. Proescholdt, E. Nachwort z. Comeniusfeier: LMerk. 12, S. 97/8. — **250**) ○ × × O. Kaemmel, D. Universitäten im Mittelalter. (= Schmid, Gesch. d. Erz. II, 1 S. 334-548; s. o. N. 6.) — **251**) D. Matrikel der Univ. Köln 1389—1559, bearb. v. H. Keussen. 1 Bd. 1389—1466. 1. Hälfte unter Mitwirk. v. W. Schmitz u. 2. Hälfte, Reg. (= Publik. d. Ges. f. rhein. Geschichtsk. VIII.) Bonn, Behrendt. XXII, CXI, 572; XVI, 269 S. M. 18,00. |[Wanbald: HZ. 34, S. 324/8; F. Paulsen: DLZ. S. 1582/3; GK.: LCBl. S. 1651/2; A. Bellesheim: HPBll. S. 953/6; id.: LHandw. 31, S. 281/8; F. Eichler: MJÖG. S. 671/3.]| — **252**) Jos. König, D. ältesten Statuten d. theol. Fakult. in Freiburg. [Fortsetz.]: FreiburgerDiocesA. 22, S. 1-40. — **253**) id., Z. Gesch. d. Univ. Freiburg im 15., 16. u. 19. Jh.: ib. S. 327-43. — **254**) Herm. Mayer, Gesch. d. Univ. Freiburg in d. 1. Hälfte d. 19. Jh. 1. T. 1806—18. Bonn, Hanstein. 100 S. M. 2,00. — **255**) Aus d. Gesch. d. ehemaligen Univ. Altorf: HPBll

war verpflichtet, Doubletten aus ihrer, wesentlich aus den Beständen der Bibliotheken säkularisierter Klöster gebildeten Universitätsbibliothek an das Gymnasium abzuliefern, wurde angehalten, den Gottesdienst des Gymnasiums in der Kollegienkirche zu unterhalten, Ausbesserungen der Räumlichkeiten zu besorgen usw. Die aus diesem Verhältnis sich ergebenden Streitigkeiten wurden von der Regierung fast immer zu Gunsten des Gymnasiums entschieden. Unter den Männern, die sich um die Erhaltung der Universität verdient gemacht haben, ist besonders Rotteck zu nennen. Es ist zu wünschen, dass der 2. Teil der Arbeit, der die Geschichte der Universität bis zur Mitte des Jh. führen soll, bald erscheint. — Von der in ihrer Blütezeit weitberühmten, jetzt halbvergessenen Universität Altorf, „die so viel des Interessanten und Seltsamen bietet", entwirft ein Anonymus [255]) eine ansprechende historische Skizze. Nach Altorf, das den Nürnbergern gehörte, übersiedelte im J. 1575 das von Philipp Melanchthon eingerichtete Nürnberger Gymnasium, neben dem 1578 die Akademie gegründet wurde, aus der sich im J. 1622 die Universität entwickelte. Unter ihren Studierenden ragt Leibniz, der auch dort promovierte, eine Professur aber ausschlug, hervor. Unter den Lehrern ihrer Blütezeit, von denen nicht wenige im In- und Auslande als Lumina mundi galten — hatte doch der Ruf der Universität, die eine bedeutende Pflegstätte des Orientalischen war, sogar einen Araber aus Aegypten herbeigeführt —, ist der Typus des Polyhistors der vorherrschende. Es sei erinnert an Freigius, Lorenz Heister, Nicolaus Taurellus, den Leibniz den deutschen Scaliger nennt, an Sonntag, Bernhold, an Jungermann, den Begründer des botanischen Gartens, den grössten Kräuterkenner seiner Zeit, von dem erzählt wird, dass er seinen Freunden, die ihn drängten, zu heiraten, versprochen habe, es zu thun, wenn sie ihm eine Pflanze brächten, die er noch nicht kenne. Er starb hochbetagt als Junggeselle. Einen grossen Namen hatte auch Chrn. Sturm, von dem ein früheres Werk über die Geschichte Altorfs ernsthaft berichtet, dass er den „Thron des Plato, Aristoteles und Cartesius wankend gemacht habe", der als der allererste die Experimentalphysik aufgebracht und in dem bekannten „Collegio curioso" schriftlich verfasst habe. Zum Schlusse sei hingewiesen, dass die Schauspiele und Opernaufführungen im 18. Jh. sich eines grossen Beifalls erfreuten, und dass der Vf. zwei Aufführungen aus den Jahren 1730 und 1777 namentlich anführt, nämlich die von Neukirchs „Weinendem Petrus" im theologischen Hörsale und die von Weisses „Lustiger Schuster oder die Liebe auf dem Lande" im Rathause. — Ueber Marburg nachzutragen sind aus dem J. 1891: die aus Veranlassung der Einweihung der neuen Aula erschienene Festrede Webers [256]) und die Beschreibung [257]) und bildliche Darstellung des Gebäudes. Dieser Beschreibung sind einige geschichtliche Mitteilungen über die Entwicklung der Stadt und der Universität beigegeben. W. schildert den segensreichen Aufschwung, den die Universität unter preussischer Herrschaft, die ihr bei ihrem Beginne neue Lehrkräfte zuführte und notwendig gewordene Institute errichtete, genommen hat. Er verzeichnet mit Zugabe kurzer Notizen zum Schluss alle diejenigen Lehrer der Universität, die während dieses Zeitraumes gestorben sind. Unter ihnen sei hier nur erinnert an den Litterarhistoriker Vilmar, der dahingegangen ist, ohne mit den neuen Verhältnissen sich ausgesöhnt zu haben, und an den Philosophen und Universitätsarchitekten Joh. Friedr. Lange, der durch seine Geschichte des Materialismus weiteren philosophischen Kreisen und durch seine Arbeit über Vives in der Schmidschen Encyklopädie als ein Forscher auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens bekannt geworden ist. [258]) — Eine Geschichte der im J. 1784 gegründeten, von Joseph II. als deutsche Hochschule geplanten Universität Lemberg bis zum J. 1848 hat G. Wolf [259]) verfasst. Bemerkenswert ist, dass gleich im ersten Wintersemester der Prof. Umlauf, der für deutsche Sprache und Litteratur bestimmt war, über Wielands Abderiten las, wahrscheinlich in lateinischer Sprache, welche bei den Vorlesungen die übliche war. Jedoch bediente sich auch schon in den ersten Semestern von Köfil in seinen Vorlesungen über politische Wissenschaften der deutschen Sprache, die in dem Zeitraum von der Wiedereröffnung der Universität 1817 (im J. 1803 war sie eingegangen) immer mehr sich Geltung verschaffte, bis das J. 1848 hier zu Gunsten der polnischen Sprache Stillstand gebot. —

Mit der Entwicklung des deutschen Studentenlebens beschäftigen sich die auf schon bekannten Thatsachen beruhenden Darstellungen von Throust [260]) und Ed. Grosse [261]). Th. führt übrigens seine Mitteilungen weiter als ihre Ueberschrift be-

109, S. 17-35, 111-20. — **256**) Heinr. Weber, D. Univ. Marburg unter preuss. Herrschaft. Festrede z. Einweihung d. neuen Aula am 26. Juni 1891 geh. v. Rektor d. Univ. Mit e. lithogr. Taf. Marburg, Elwert. 1891. 23 S. M. 0,50. — **257**) D. Universitätsgebäude zu Marburg. Z. Einweihung d. neuen Aula am 19. Juni 1891. Mit Ansichten u. Plänen. Marburg, Elwert. 1891. 4⁰. 15 S. M. 1,50. — **258**) ○ × × Th. Distel, Kleinigkeiten aus Kurfürst Karl Augusts Regierungszeit. Aus d. Briefwechsel d. Leipz. u. Rostock. Univ. 1576: NASächsG. 13, S. 328. — **259**) G. Wolf, Kleine hist. Schriften (darin: S. 1-47 „Gesch. d. Lemberg. Univ. v. ihrer Gründung 1784—1848.") Wien, Hölder. V,260 S. M. 5.60. — **260**) A. Throust, Aus d. mittelalterl. Studentenleben auf d.

sagt, da er auch die Zeit des 30jährigen Krieges das Verbindungswesen des 18. Jh. streift und mit einer Bemerkung über die Bedeutung der Freiheitskriege für das deutsche Studententreiben schliesst. Dem Aufsatze sind Bildnisse beigefügt, die übrigens schon bekannt waren.[262]) — Knod[262a]) giebt, veranlasst durch zwei in französischer Sprache veröffentlichte Schriften des Elsässers Ristelhuber, die völlig ungenügend die ausserordentlich wertvollen Matrikeln von Heidelberg und Bologna für die Litteraturgeschichte des Elsasses verwendet haben, eine Anzahl auf eingehenden Studien beruhender Berichtigungen und Zusätze. —

Wenn auch als sprachgeschichtliche Abhandlung bezeichnet, ist die Arbeit über Universitätsvorlesungen von Hodermann[263]) doch auch ein Beitrag zur Geschichte der Universitäten (vgl. JBL. 1891 I 5 : 65). Der Beginn „deutscher“ Vorlesungen ist an den Namen des Thomasius, eines Mannes, wie Schiller an Goethe schreibt, von „Geist und Kraft, der aus der Pedanterie des Zeitalters“ sich durch seine reformatorischen Bestrebungen loswindet, geknüpft. Im Okt. 1687 hat er das noch „nie erhörte crimen“ begangen, an dem schwarzen Brett der Universität eine Ankündigung seiner deutschen Vorlesungen in deutscher Sprache zu veröffentlichen, und dadurch „das ehrliche schwartze Bret so beschimpfft und lingua latina als lingua eruditorum so hintan gesetzt worden wäre“! Freilich bestanden schon vor Thomasius Versuche, die deutsche Sprache im Universitätsunterricht zu benutzen. Von Luther wird berichtet, dass er „zur Freude seiner Zuhörer deutsches in den lateinischen Kathedervortrag einmischte“; als erster aber, der vollständige deutsche Vorlesungen an der Universität gehalten hat, und zwar bereits 1501, muss nach den bisherigen Forschungen der Humanist Tilemann Heverlingh in Rostock gelten, der noch dazu diese Vorlesung über den lateinischen Satiriker Juvenal veranstaltete, ein Unternehmen, das ihm ein Spottgedicht Hermanns von dem Busche eintrug. Um 1527 hatte ferner Paracelsus Vorlesungen im Schweizer Deutsch über Medizin gehalten, die den Zorn Ernst Reuchlins herausgefordert hatten; und wenn auch Joh. Balth. Schupp (vgl. JBL. 1891 III 5 : 13) wahrscheinlich nicht selbst in deutscher Sprache gelehrt hat, so hat er doch seine Muttersprache dazu für sehr geeignet gehalten: „Et audite, jhr Schul Regenten. Es ist kein Sprach an ein Facultet gebunden, auch keine Facultet an eine Sprach. Warumb solt man nicht eben so wol in der teutschen, als in der lateinischen Sprach lernen können, wie man Gott recht erkennen und ehren solle? Warumb solt ich nicht eben so wol in meiner Mutter Sprach sehen was recht oder unrecht sey? Ich halt, man könne einen Kranken eben so wol auff Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch curieren.“ Schon vorher (1613) hatte übrigens Ratichius (nicht Ratich, wie H. schreibt) es ausgesprochen, dass man in allen Fakultäten deutsch lehren könnte. H. teilt noch mit, dass zur Zeit des Thomasius, aber unabhängig von ihm, der Herborner Professor Grau denselben Standpunkt einer Anwendung der deutschen Sprache beim akademischen Unterricht einnahm. Zum Schluss seiner Schrift giebt er noch einige Nachrichten über das Vordringen des Deutschen an den Universitäten, die freilich ohne allzugrosse Mühe hätten erweitert werden können. —

Hier sei noch erwähnt die Abhandlung Kerstens[264]), der sich ablehnend gegen die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium verhält, dabei aber eine Skizze der Entwicklung der Frauenemanzipation giebt (vgl. I 4 : 49—55, 606). —

Thomasstift und Predigerseminar. Die Entwicklung des evangelischen Studienstiftes zu St. Thomas in Strassburg in den J. 1518—48 wird durch Knods[265]) Arbeit beleuchtet, die fast durchweg auf bisher unbekannten Dokumenten beruht. Der Geschichte des Humanismus und der Reformation und der Geschichte der Schule sowie der Gelehrtenbiographie ist in dieser Arbeit eine neue Quelle geöffnet. Unter den Stiftsherren werden genannt: Capito, Joh. Sturm, der Rektor des neugegründeten Gymnasiums, und dessen Mitarbeiter Petrus Dasypodius, Vf. eines Dictionarium latinogermanicum, der von Thomas Platter erzogene Simon Lithonus (Steiner) und der humanistische Poet Joh. Sapidus. Ferner seien aufgeführt Martinus Butzerus — es werden einige bisher noch nicht bekannte Briefe von ihm und an ihn abgedruckt —, der mit Brassicanus befreundete, von Erasmus geschätzte Carinus, und ferner Beatus Arnoaldus, der Geheimsekretär Maximilians I. und Karls V., der „christliche Dichter“, der ausgezeichnete Freund Wimphelings und des Beatus Rhenanus. — Trotz ihrer Bedeutungslosigkeit, wollen als ein Beitrag zur Geschichte des Wittenberger Predigerseminars während des ersten Jahres seines Bestehens die von Schmieder[266]) verfassten, in den

---

dtsch. Univ.: N&S. 60, S. 363-80. — **261**) Ed. Grosse, Gesch. d. dtsch. Studentenlebens: VelhagenKlasingsMh. S. 57-66. — **262**) × Bilder aus d. Universitätsleben v. e. Grenzboten. Leipzig, Grunow. 233 S. M. 2,00. — **262a**) G. C. Knod, Elsäss. Studenten zu Heidelberg u. Bologna: ZGORh. 7, S. 329. — **263**) (I 6: 38.) — **264**) G. Kersten: D. Frau u. d. Universitätsstudium. (= Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Bd. 17, Heft 5.) Stuttgart, Belser. 44 S. M. 0,80. — **265**) G. C. Knod, D. Stiftsherren v. St. Thomas zu Strassburg (1518—48). E. Beitr. z. Strassb. Kirchen- u. Schulgesch. Strassburg, C. F. Schmidt. 60 S. M. 1,50. — **266**) H. E. Schmieder, D. Kgl.

Akten des Seminars hinterlegten Aufzeichnungen gelten. Sie sind weniger Dokumente zur Geschichte der Anstalt — denn die Mitteilungen über die Lehrthätigkeit der beiden Nitsch und Heubners, über die gelesenen Kollegien sind ganz oberflächlich —, als vielmehr Zeugnisse von der Selbstgefälligkeit des Vf., der selbst noch nicht klar über seinen Lebensplan, in salbungsvollem Tone seinen gleichaltrigen Mitseminaristen allerlei gute Ratschläge über ihr Verhalten in und ausserhalb der Anstalt erteilen will. Da er nicht hoffen kann, die zu diesem Zwecke ausgearbeitete Rede zu halten, nachdem schon vorher sein Vorschlag, „gemeinschaftlich zu verschiedenen Stunden, wo wir alle Zeit hätten, für das Heil der Anstalt zu beten,“ abgelehnt war, so überlässt er die oratorische Leistung zu Nutz und Frommen der Nachwelt, der sie durch die jetzige Seminargemeinschaft dargeboten wird. Es verdient noch bemerkt zu werden, dass der jugendliche Sch. ausser an seinen Seminarbrüdern besonders an den Superintendenten, deren er eine grössere Anzahl auf der zu Wittenberg im Nov. 1818 abgehaltenen Provinzialsynode kennen gelernt hatte, und an den einzelnen Provinzialregierungen mancherlei auszusetzen hat. Die Superintendenten haben „meist sehr unvollkommene Begriffe von dem, was ein Kanditat des Predigtamts seyn und wollen und thuen soll.“ „Die Wünsche“ der Regierungen aber „gehen gewöhnlich auf nichts Hohes“, sie verlangen von den Geistlichen „keine Begeisterung, keine besondere Weisheit . . . ., keine menschliche Tugend, sondern nur ein bürgerlich unbescholtenes Leben . . . .“ —

Schulordnungen in Gesamtausgabe. Hier muss zunächst eine Edition von Urkunden angeführt werden, deren Inhalt das Unterrichtswesen eines Landes von der Universität bis zur Dorfschule umspannt. Teutsch[267]) hat den 2. Band der siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen 1782—1883 erscheinen lassen. „Es liegt damit die mehr als halbtausendjährige Geschichte unseres Schulwesens offen da für Freund und Feind. Es ist ein weiter Weg von den Schulen des 14. Jh., die wir hier als die ältesten urkundlich nachweisen können, in denen sie im dunkeln Zimmer am rohbehauenen Eichbaum die Kinder mühselig lesen und die Fortgeschritteneren kaum schreiben lehrten, bis zu den hellen hohen Schulen der Gegenwart, von der Bildung des 14. Jh. bis zu jener unserer Tage.“ Und diese Entwicklung hat sich im engen Anschluss an das Geistesleben Deutschands vollzogen, wenngleich die Schule in Siebenbürgen von ihrem Beginn an einen Charakter zeigt, den die Schulen in Deutschland bei ihrem Entstehen nicht aufweisen. Die Schule war von ihrem Anfang an Gemeindesache; politische und Kirchengemeinde deckten sich ursprünglich. Daher sind auch in Siebenbürgen, obwohl daselbst viele Klöster bestanden, keine Klosterschulen nachweisbar. Wie eng die Beziehungen der pädagogischen Bestrebungen Siebenbürgens zu denen Deutschlands sind, erhellt, von den mitgeteilten Schul- und Prüfungsordnungen, Stundenplänen, Gutachten usw. abgesehen, in denen die Einflüsse der Pädagogen Deutschlands oft deutlich hervortreten, besonders aus dem anhangsweise abgedruckten Verzeichnis von Schulbüchern, die von 1535 bis zum J. 1857 in Siebenbürgen gedruckt worden sind. Unter diesen Schulbüchern befinden sich eine grosse Anzahl von Abdrucken deutscher oder in Deutschland hergestellter Ausgaben fremder Autoren. U. a. handelt es sich hier um Werke von Luther, Melanchthon, Erasmus, Corderius, Sebaldus Heyden, Alstedius, Comenius, Leonhard Hutterus, Cellarius, Joh. Hübner, Gedicke, Campe, Wilmsen usw. Durch das Namen- und Sachregister wird der reiche Inhalt beider Bände in gleichsam krystallisierter Form und übersichtlich von neuem dargeboten. —

Gymnasien und Realanstalten: Schulordnungen, Schulgesetze und Visitationen. Zur Geschichte des höheren Schulwesens im Herzogtum Zweibrücken hat Keiper[268]) die Schulordnung des Pfalzgrafen Wolfgang von 1557 und einen Teil der im Auftrage Wolfgangs 1558 von Johannes Marbach und Genossen abgefassten Denkschrift: „Bedenken von den Schulen wie die im Fürstenthum Zwaienbrucken antzurichten seien 1558“ veröffentlicht. Während die erste nach dem Muster von Ott-Heinrichs und der Württemberger Schulordnung abgefasste, von Melanchthon, Brenz und Marbach begutachtete Urkunde im J. 1557 als Teil der Kirchenordnung im Druck erschienen ist, wird die Denkschrift von 1558 zum ersten Male veröffentlicht. — Ueber den Lehrplan des Gymnasiums zu Idstein um das J. 1700 unterrichtet uns Spielmann[269]), indem er ein Aktenstück Sebastianis, eines Schülers des damaligen berühmten Rektors Joh. Helferich Gärtner, veröffentlicht. Unter Gärtner, der mit Trotzendorf verglichen worden ist, hatte sich die Schule zu einer Art Akademie, zur Universitas Nassoviae, entwickelt. Es wurden unter seiner Leitung theologische, politische, metaphysische, logische,

---

Predigerseminar zu Wittenberg in seinen ersten Anfängen. Aufzeichn. aus d. J. 1818. Festschrift z. Feier d. 75j. Bestehens d. Seminars her. v. d. Seminargemeinschaft. Wittenberg, Wunschmann. 32 S. M. 0,60. — **267**) Fr. Teutsch, D. siebenbürg.-sächs. Schulordnungen mit Einl., Anm. u. Reg. 2. Bd.: 1782—1883. (= MGP. her. v. K. Kehrbach XIII.) Berlin, Hofmann & Co. LXXXVIII, 623 S. M. 20,00. (D. 1. Bd., d. d. Epoche 1543—1778 umfasst, erschien bereits 1888 als MGP. VI.) — **268**) Ph. Keiper, Neue urkundl. Beitrr. z. Gesch. d. gelehrten Schulwesens im früheren herzogl. Zweibrücken insbes. d. Zweibrück. Gymn. I. T. Zweibrücken, F. Lehmann. 67 S. M. 0,80. — **269**) C. Spielmann, Schola et Methodus Gaertneriana (Gymn. zu Idstein ca. 1700): MGESchG.

physische Kollegien gehalten, die teilweise schon um 4 Uhr früh ihren Anfang nahmen. Der Anstalt eigentümlich ist ein Exercitium musicae instrumentalis et vocalis. Wünschenswert ist eine Verarbeitung des noch vorhandenen umfangreichen Aktenmaterials zur Geschichte der Anstalt, die bis zum J. 1817 bestanden hat. — Die grosse Schulordnung des Nordhäuser Gymnasiums von 1583, von der Bruchstücke durch E. G. Förstemann im Programm der Schule 1826 veröffentlicht worden waren, erscheint jetzt zum ersten Male vollständig. Dazu hat Karl Meyer [270]) die dem Aktenstück beigefügte, von dem Prediger Lukas Martini und Genossen, die auch die Urheber der Schulordnung waren, abgefasste, bisher noch ungedruckte Denkschrift herausgegeben. In ihr ist genau das Verhältnis des Rates, der Geistlichkeit, der Bürgerschaft zur Schule und umgekehrt geregelt und ausführliche Vorschriften für Lehrer und Schüler aufgestellt, die sich auf Disciplin und Unterrichtsbetrieb beziehen. Es sei darauf hingewiesen, dass unter den Uebungen sich auch Uebersetzungen von deutschen Versen in lateinische und von lateinischer Prosa in deutsche befinden. — Zu der umfangreichen Litteratur über die Geschichte der Kreuzschule werden weitere Beiträge geliefert durch Ermisch [271]) und durch die Neuauflage der von Helbig 1866 herausgegebenen kleinen Chronik, die Urbach [272]) bis zum J. 1891 fortgesetzt hat. — Das für die Stadtschule von Schleiz bestimmte Schulgesetz aus dem J. 1673, das Böhme [273]) mit einer kleinen Einleitung über die Gesamtentwicklung der Anstalt veröffentlicht hat, ist eins der wenigen erhaltenen Aktenstücke, die über die Vergangenheit der Anstalt Kunde geben. Es enthält Vorschriften über das Verhalten der Schüler in Schule und Kirche und ausserhalb derselben und Bestimmungen für den Gesangschor und die Kurrendschüler. — Die Visitationsvorschriften, die für die Stadtschule von Kilshofen in Bayern 1764 aufgestellt waren, sind von Silbernagl [274]) aus einem Münchener Codex bekannt gegeben worden. Die Visitation musste jährlich wenigstens viermal von zwei Vertretern der Geistlichkeit und zweien des Magistrats vorgenommen werden, die in Begleitung des Stadtschreibers und Ratsdieners erschienen; dem letzteren stand über die Schüler ausserhalb der Schule Disciplinargewalt zu. —

Die während des Berichtsjahres erschienenen Darstellungen zur deutschen Gymnasial- und Realschulgeschichte seien hier nach den Ländern bezw. Landesteilen angeführt, die alphabetisch geordnet werden. Aus Anlass des 40jährigen Regierungsjubiläums des Grossherzogs Friedrich von Baden bringt Wendt [275]) „anspruchslose Bruchstücke“, die aber in grossen deutlichen Zügen uns die eigenartige Entwicklung, die die badischen Gymnasien genommen, zeichnen; eigenartig: denn die Beschäftigung mit den alten Sprachen war zu der Zeit, in der W.s Mitteilungen einsetzen, ungemein eingeengt, ein Zustand, der nach Holtzmanns Darstellung in Schmids Encyklopaedie (1859) wenig Befriedigung erweckt hatte; man wollte entweder eine völlige Beseitigung oder eine Verstärkung der klassischen Sprachen, und was die deutsche Litteratur betrifft, so genügte die für sie bestimmte Zeit „allenfalls, um den Schülern eine Anzahl berühmter Schriftsteller dem Namen nach bekannt zu machen und über ihre Hauptwerke fertige Urteile auswendig lernen zu lassen. Dass auf diesem Wege Liebe und Verständnis für unsere Nationalliteratur nicht zu wecken ist, versteht sich von selbst. Von eingehendem Studium unserer Meisterwerke war keine Rede, und das mechanische Wiederholen fremder, ungeprüfter Kritik ist weder für Geistes- noch für Charakterbildung erspriesslich“. Die mit den 60er Jahren beginnenden Reformen, die auf dem Gebiete des Unterrichts eine Annäherung an das übrige Deutschland, namentlich Preussen, erstreben, suchen im wesentlichen das gleiche Ziel, wenn auch „auf anderem Wege“, durch besondere Verteilung des Lehrstoffes und der dafür verwandten Stundenzahl zu erreichen. Gerade durch diese eigenartige Entwicklung hatten sich im badischen höheren Schulwesen Einrichtungen herausgebildet, zu denen Württemberg, Sachsen und auch Preussen erst in allerneuester Zeit gelangt sind. Und so konnten denn Schlagworte, wie die vom Deutschen als Mittelpunkt des Unterrichts, von der Pflege des nationalen Sinnes und der deutschen Litteratur in Baden keinen Wiederhall finden. — Ueber die Schicksale der Mahlberger Lateinschule, die in der Hauptsache ein Progymnasium war und bis zum J. 1850 bestanden hat, unterrichtet Höhler [276]), der Direktor der höheren Bürgerschule zu Ettenheim, die teilweise das Erbe der Mahlberger Anstalt angetreten hat. Ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte einer Art von Anstalten, die Baden jetzt nicht mehr aufweist. —

2, S. 20/9. — **270**) Karl Meyer, D. Schulordnung d. Gymn. d. freien Reichsstadt Nordhausen a. H. v. J. 1583: ib. S. 65-130. — **271**) ○ H. Ermisch, D. älteste Schulordnung d. Kreuzschule zu Dresden: NASächsG. 13, S. 346/7. — **272**) K. G. Helbig u. Th. Urbach, Kleine Chronik d. Kreuzschule (Dresden). Dresden (Lehmann) 1891. 55 S. (Erinnerungsgabe, d. alten Crucianern gewidm. v. d. Patron u. d. Lehrer-Kolleg. d. Kreuzschule.) — **273**) Walth. Böhme, E. Schulgesetz Heinrichs I. für d. Stadtschule zu Schleiz v. J. 1673: MGESchG. 2, S. 11/9. — **274**) J. Silbernagl, Visitationsvorschriften für d. Schule d. Stadt Vilshofen (Niederbayern) v. J. 1764: ib. S. 247-50. — **275**) G. Wendt, Beitrr. z. Gesch. d. bad. Gymnasien seit 40 Jahren. Festschrift. Karlsruhe, Braun. 4°. 16 S. — **276**) W. Höhler, Gesch. d. Lateinschule zu Mahlberg (1804—50.) Progr.

Zur Schulgeschichte Burghausens, einer kleinen Stadt Bayerns, hat Faltermeyer[277]) einen Beitrag gebracht. Seine Darstellung kann erst einsetzen mit der in der Mitte des 16. Jh. errichteten alten Poetenschule, da aus früheren Zeiten archivalische Dokumente sich nicht mehr vorfinden. Die alte Lateinschule wurde später, wie das mit vielen ihrer Schwesteranstalten der Fall war, vom Jesuitenorden und nach dessen Aufhebung von den Kongregationen (bis 1800) übernommen. Dass F. mit seiner, übrigens bis auf die Gegenwart herabgeführten, Darstellung nicht ausschliesslich an der Schule Burghausens haften bleibt, sondern auch aufklärende Streiflichter auf die Entwicklung und Eigenart des Studienwesens im engeren und weiteren Vaterlande fallen lässt, ist zu loben und für ähnliche Arbeiten zur Nachahmung zu empfehlen. —

Kromayer[278]) verbindet mit seinem Bericht über das Weissenburger Gymnasium in den letzten 10 Jahren einen Ueberblick über die Entwicklung des Gymnasialschulwesens in Elsass-Lothringen seit 1871. Im wesentlichen ist dieses ein Abbild des preussischen, obwohl diese Anlehnung nicht nötig war, und eine eigenartige Entwicklung unter Verfolgung gleicher Ziele der Unterrichts- und Erziehungswissenschaft, die aus schablonenhafter Gleichförmigkeit nie ausdauernd kräftige Nahrung wird ziehen können, nur zum Vorteile gereicht haben würde. —

Eine ganz kurze Uebersicht über die Geschichte des gesamten hamburgischen Schulwesens ist von einem Anonymus[279]) verfasst worden, um denjenigen einige Notizen an die Hand zu geben, die sich für die in den Verhandlungen der Hamburger Bürgerschaft immer wieder auftauchende Schulfrage interessieren. —

Kükelhan[280]) liefert Beiträge zur Geschichte des Schulwesens im hannoverschen Otterndorf und giebt eine Reihe von urkundlichen Materialien, darunter den auf die Schule bezüglichen Teil der (1529) in niederdeutscher Sprache abgefassten „Kirchenordnung" (die Lehrfächer bestanden in Religion, Latein, Dialektik und Musik), ferner die leges von 1711 und Protokolle von Verhandlungen zwischen Obrigkeit und Lehrern. Kulturhistorisch interessant ist, dass auch 2 Jahre lang ein Mädchen, die Tochter des Superintendenten Henrici, die lateinische Schule besuchte und bereits vor ihrem 11. Jahre zwei öffentliche lateinische Reden gehalten hat. Wie bei vielen anderen Schulen der früheren Zeiten wechseln auch bei ihr Blüte und Verfall zu verschiedenen Malen ab, und Gegensätze in den pädagogischen Bestrebungen der Rektoren folgen unvermittelt auf einander. So war der Rektor Meier (1774—78), der einige Zeit neben Basedow in Altona gewirkt hatte, ein grosser Anhänger philanthropinistischer Ideen, denen er auch in Otterndorf Eingang verschafft hat; er führte zuerst englische und französische Lektionen ein und veranstaltete pomphafte Schulakte auf dem Rathause, die grossen Beifall fanden. Nach ihm kam Joh. Heinr. Voss, dessen Bewerbungsschreiben um das Rektoramt mitgeteilt wird, und der aus seinem Widerwillen gegen den Philanthropinismus, also auch gegen die Art des Meierschen Unterrichts kein Hehl machte; als Schüler des Göttinger Heyne brachte er die Pflege der klassischen Sprachen und Litteraturen wieder zur Geltung und hatte damit Erfolg, wie wir aus einem Briefe des Wandsbecker Boten an Herder ersehen. Aus einem, nach dem Abgange Vossens abgefassten Gutachten des Otterndorfer Bürgermeisters erfahren wir übrigens, dass Voss in der 1. Klasse den Messias Klopstocks behandelt hat: „Herr Voss hat dieses hier mit vielem Nutzen gethan, aber freilich deklamieren auch wohl nur wenige so wie Herr Voss." —

Ueber den Zustand der Schulen während des 30 jährigen Krieges im alten Landgrafentum, der jetzigen Provinz Hessen macht Brunner[281]) einige Mitteilungen. Die ungeheuren Verwüstungen, die Hessen erdulden musste, erstreckten sich auch auf die höheren und niederen Schulen. Die vordem blühenden Anstalten in Cassel, Hersfeld, Marburg wurden vernichtet. Die Einrichtung von eigentlichen Volksschulen, die bereits auf der Synode in Homberg 1526 angeregt war, aber erst im Anfange des 17. Jh. begann ausgeführt zu werden, wurde im Kerne erstickt. — Germann[282]) (vgl. JBL. 1891 I 6 : 182) führt in diesem Jahre die Geschichte der Alzeyer Realschule und des Progymnasiums bis in die neueste Zeit fort. —

Die mecklenburgische Schulgeschichtschreibung ist bisher hinter der anderer

---

Ettenheim, Leibold. 4⁰. 28 S. (Vgl. JBL. 1891 I 6: 188.) — **277**) H. Faltermeyer, Gesch. d. Studienwesens in Burghausen mit Rücks. auf d. Gesamtentwicklung d. Mittelschulwesens in Bayern v. d. Mitte d. 16. Jh. bis z. Gegenw. Progr. Burghausen. 68 S. — **278**) Kromayer, D. Gymn. zu Weissenburg im 2. Jahrzehnte seines Bestehens, mit bes. Berücksichtig. d. Entwicklung d. gesamten Gymn.-Wesens in Els.-Lothr. Progr. Weissenburg, Burckardt Nachf. 4⁰. 31 S. — **279**) Hamburgs Schulen in alter, neuer u. neuester Zeit. Hamburg, Fritzsche. 15 S. M. 0,40. — **280**) L. Kükelhan, Beitrr. z. Gesch. d. Kgl. Realprogymn. zu Otterndorf. Festschrift z. Einweihung d. neuen Schulgebäudes am 6. Jan. 1892. Otterndorf (Leipzig, F. Schneider). 109 S. M. 1,00. (3 Abbild. auf d. Umschlagsdecken.) — **281**) H. Brunner, Kirche u. Schule in Hessen, während d. 30j. Krieges: Hessenland 6, S. 5/8, 18-20, 30/2, 42/4, 54/8, 70/3. — **282**) K. Germann, Gesch. d. Grossherz. Realschule u. d. Progymn. zu Alzey. II. 1866—91. (= Festschrift z. Feier d. 50j. Bestehens d. Grossherz. Realsch.

Länder zurückgeblieben. Der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, die eine Sammlung, Sichtung und Herausgabe der auf Unterricht und Erziehung aller deutschen Länder und Provinzen bezüglichen Dokumente anstrebt, ist es trotz mannigfacher Bemühungen nicht möglich gewesen, für den Eintritt in ihr Kuratorium eine Persönlichkeit aus Mecklenburg-Schwerin zu gewinnen, und nur für Mecklenburg-Strelitz gelang es ihr eine Kraft als Mithülfe zu erlangen. Dieses Kuratorialmitglied ist zugleich das einzige Mitglied der Gesellschaft aus Mecklenburg geblieben. Um so erfreulicher ist es, wenn jetzt über zwei Abhandlungen, die sich auf die Schulgeschichte Sternbergs und Wismars beziehen, hingewiesen werden kann. Hoffen wir, dass Karl Schmidts[283]) „dringender Wunsch", es möchten auch aus anderen mecklenburgischen Städten weitere Darstellungen nachfolgen, in Erfüllung geht, um so mehr, als das mecklenburgische Schulwesen mehrfach eine Entwicklung genommen zu haben scheint, die von der anderer Länder nicht unerheblich abweicht. Nachweisbar ist das Vorhandensein einer Schule in Sternberg zwar erst im J. 1503, indessen vermutet Sch. wohl mit Recht — besonders, da in der Rostocker Matrikel des 15. Jh. eine stattliche Anzahl von Sternbergern verzeichnet sind — dass eine Schule daselbst schon früher bestanden hat. Im 16. Jh. tritt übrigens auch eine Mädchenschule, wenn auch als Winkelschule, auf. — Ueber die Geschichte der grossen Stadtschule zu Wismar, die 1723—28 den Wolfenbütteler Fragmentisten Herm. Sam. Reimarus zum Rektor hatte, berichtet Bolle[284]), der Direktor dieser Anstalt, indem er sich seinen Stoff in 6 Abteilungen zerlegt: Schulplatz und Schulgebäude, Verwaltung der Schule, Lehrer, Anzahl der Klassen, Lehrplan und Lehrmethode, Prüfungen, Programme, Lehrmittel, Schulferien, Disciplin, Schülerzahl. Es werden dadurch die früheren Arbeiten Groths und Crains ergänzt. Bereits seit dem J. 1331 hat der Rat das Paternat über das Wismarsche Schulwesen; für die grosse Stadtschule hat er es auch bis heute behalten, und zwar mit dem Rechte der freien Lehrerwahl ohne nachherige staatliche Bestätigung. Es ist dies also eine von den wenigen Schulen Norddeutschlands, die nach dem J. 1866 ihr Sondergepräge gegenüber dem vordringendeu Schablonismus im deutschen Schulwesen bewahren konnten. In dem Wismarer Schulorganismus sind eine Reihe von Einrichtungen aus alter Zeit bis in die neuere hinein, wenn auch schon absterbend, gleichsam wie rudimentäre Organe stehen geblieben. So hat sich bis 1861 der „Rechen- und Schreibmeister" hier erhalten; so konnte der Lehrer mit Umgehung des Rektors sich direkt an den Rat wenden; so war die Strafgewalt der Lehrer auf Verweis und körperliche Züchtigung beschränkt; über Freiheitsstrafen und Verweisungen von der Schule konnte nur das beim Rat bestehende Scholariat befinden; und wenn hier auch nach und nach dem Lehrerkollegium mehr Macht eingeräumt wurde, so blieb doch bis in die neueste Zeit bei schwierigen Disciplinarfällen die ausschlaggebende Instanz der Syndikus, ein juristisches Mitglied des Rats, der im gegebenen Falle eine streng juristische Untersuchung anordnete, wobei mit den beiden Parteien, dem Lehrer und dem Schüler, verhandelt wurde, — ein Verfahren, das in sehr unpädagogischer Weise oft mit der Freisprechung des Schülers endigte, im grossen und ganzen aber die Karzerstrafen (bei Tag und Nacht) zu einer bedenklichen Höhe steigen liess, die noch bis in die 80er Jahre hinein in auffallender Stärke verfügt wurden. Von 1874—86 sind 1748 Karzerstrafen (nicht Stunden), also 148 im Jahre, vollzogen worden, und das bei einer Gesamtschülerzahl von durchschnittlich 90—100. Als kleiner Beitrag zu einer Geschichte des deutschen Unterrichts sei hier die aus den mitgeteilten Stundenplänen gezogene Stundenzahl für dieses Fach angeführt: Während 1799 deutscher Unterricht nur im Plane der beiden Bürgerklassen, die dem aus 3 Klassen bestehenden Gymnasium vorausgingen, in je 2 Stunden angesetzt ist, — wobei allerdings bemerkt werden muss, dass die Gymnasiasten mit den Bürgerschülern manchen Unterricht, der im Gymnasialplane nicht verzeichnet wurde, gemeinsam hatten, — beträgt im J. 1826 in dem inzwischen auf 5 Klassen angewachsenen Gymnasium die Zahl der deutschen Stunden in Prima 3, in Sekunda und Tertia (vereinigt) 2, in Quarta 2, Quinta 6, wobei die Lese- und Verstandesübungen mit eingerechnet sind. Im J. 1850, da das Gymnasium aus 4 Klassen bestand, dem 3 Realklassen parallel und 2 Elementarklassen voraufgingen, hat jede der 4 Gymnasialklassen je 3 Stunden, jede Real- und Elementarklasse je 4 Stunden deutschen Unterricht; 1877 haben Prima, Sekunda, Sexta je 3, Tertia, Quarta, Quinta je 2 Stunden. —

Mit seiner Abhandlung zur Geschichte des Iglauer Gymnasiums (von 1625 bis 1773 in Händen der Jesuiten) hat Werner[285]) die von ihm seit Jahren gepflegte öster-

---

u. d. Progymn.) Giessen, E. Ottmann. 4°. 22 S. — 283) K. Schmidt-Sternberg, Gesch. d. Sternberger Schulwesens: JbVMecklG. 57, S. 1-150. — 284) Bolle, Gesch. d. grossen Stadtschule zu Wismar. Progr. Wismar, Eberhardtsche Hof- u. Ratsbuchdr. 4°. 64 S. (Mit 4 Taf.) — 285) K. Werner, Aus d. Gesch. d. Iglauer Gymn. z. Zeit d. Ueberganges v. e. Jesuitenschule in e. Staatsanst. Aus d. Chronik d. Gymn.:

reichische Schulgeschichte um einen neuen Beitrag bereichert. Schon vor der Aufhebung des Jesuitenordens hatte man unter der Regierung Maria Theresias mehrfach Versuche zu Reformen des Gymnasialunterrichts angestrebt, und zwar teilweise auch deshalb, um der Vernachlässigung der deutschen Sprache im Unterricht Einhalt zu thun. Es wurden mehrfach Bestimmungen von der Regierung erlassen und Pläne entworfen, unter denen der des Grafen Pergen vom J. 1770, der u. a. auch der deutschen Sprache im Unterricht eine bis dahin noch nicht geforderte Ausdehnung eingeräumt haben wollte, tief einschneidende Reformen forderte. Obwohl dieser Plan ganz den Anschauungen der damals herrschenden Aufklärungsperiode entsprach, gelangte er doch nicht zur Ausführung, vielmehr wurde überraschender Weise der Entwurf des Piaristen Gratian Marx, des damaligen Rektors der savoyischen Ritterakademie in Wien, bei der Umgestaltung des Gymnasialunterrichts angenommen. Der Schwerpunkt wird wieder auf die lateinische Sprache gelegt, das Griechische wird nur aus Nützlichkeitsgründen mit einer ganz geringen Stundenzahl in der 2. und 3. Klasse getrieben. Der Wichtigkeit der deutschen Sprache wurde nur eine „kühle Anerkennung geschenkt." Aufsatzübungen und Ausarbeitung deutscher Reden sind vorgeschrieben und hinsichtlich der Dichtkunst wird gesagt, dass „das Nötigste aus ihr müsse den Schülern beigebracht werden." W. giebt eine übersichtliche Darstellung dieses Marxschen Planes. — Ueber Lebingers[286]) Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Klagenfurt wird, sobald die Arbeit vollständig vorliegt, Näheres berichtet werden. — In einer Festrede bei der Feier des 300jährigen Jubiläums des Gymnasiums von Komotau giebt Salzer,[287]) der mit Fassl gemeinsam eine ausführliche Geschichte dieser Anstalt veröffentlicht hatte (vgl. JBL. 1891 I 6 : 196), eine kurze Uebersicht über die Entwicklung der Schule, die unter Mitwirkung des Jesuitenordens als ein fester Damm gegen den vordringenden Protestantismus gegründet, später von den Dominikanern und seit 1811 von den Cisterciensern geleitet wurde. Hierbei sei gleich erwähnt, dass in demselben Programm eine bei Gelegenheit der Feier von Schürer gehaltene Rede über die Entwicklung der Sprachwissenschaften vom 16.—19. Jh. mit Ausblicken auf die neuere deutsche Litteratur dargeboten wird. — Durch Buchners[288]) Bericht über die Landesunterrealschule in Waidhofen, die sich aus der von 1852—64 bestehenden dreiklassigen Kommunalrealschule entwickelt, wird uns eine Anstalt vorgeführt, die dem Urtypus der Realschule näher kommt, als die jetzt bestehenden Institute, die sich nach ihrem Namen als Realanstalten vorführen; sie bezweckt eine über das Lehrziel der Volksschule hinausgehende Bildung ohne klassische Sprachen; sie erstrebt den mittleren Grad der Vorbildung für die gewerbliche Beschäftigung und die Vorbereitung der technischen Lehranstalten. Der deutschen Sprache ist nächst dem Zeichnen der grösste Spielraum eingeräumt. Französisch und Lateinisch waren von 1867—71 fakultativ; von 1872 ab ist das erstere Fach unter die obligatorischen Unterrichtsgegenstände aufgenommen, Latein auch als fakultatives Fach gestrichen worden. — Im Anschluss hieran sei an die im vorigen Jahre übersehene Darstellung der Entwicklung des Realgymnasiums in Baden hingewiesen. Haueis[289]) giebt einleitend dazu geschichtliche Notizen über das Schulwesen der früheren Jh. in Baden und Niederösterreich. Kulturhistorisch interessant ist die Thatsache, das aus Niederösterreich in den Jahren 1502—60 in Wittenberg 78 Jünglinge studiert haben. Der 30jährige Krieg und die Türkenkriege haben auch hier zahlreiche Schulen vernichtet. Die 1863 nach langen Verhandlungen gegründete dreiklassige Unterrealschule hat in ihren Einrichtungen mit der Waidhofens grosse Aehnlichkeit. Der deutschen Sprache sind mit der Geometrie und dem geometrischen Zeichnen die grösste Anzahl der Stunden — 14 in 3 Klassen — gewidmet. Aber schon im folgenden Jahre mit der Erweiterung zu einem vierklassigen Realgymnasium (1864—81) verschob sich das Zahlenverhältnis zu Ungunsten des Deutschen. Lateinisch, das im Jahre vorher nur fakultativ mit 4 Stunden angesetzt war, wurde obligatorisch auf 28 Stunden erhöht, und Deutsch, das in 3 Klassen 14 Stunden aufwies, hat jetzt in 4 Klassen nur 12 Stunden. —

Ueber das Friedrichskollegium im ostpreussischen Königsberg bringt Ellendt[290]) einige Notizen. Interessant ist die Schilderung des ersten Gebäudes, in dem die „Königliche Schule auf dem Sackheim", untergebracht wurde. Es war eine dürftige Hütte; ja die einzelnen Klassen waren sogar in verschiedene Häuser verteilt; die Zimmer waren so klein und niedrig, dass der Lehrer in den wenigsten aufrecht stehen konnte. Bemerkenswert ist auch, dass hier 1790 der Versuch gemacht wurde,

---

MGESchG. 2, S. 49-61. — **286**) P. Norbert-Lebinger, Z. Gesch. d. Gymn. in Klagenfurt. 1. D. lat. Schule auf d. „Freyhof" oder d. Bürgerschule. Progr. Klagenfurt. 24 S. — **287**) Cl. Salzer, Bericht über d. Feier d. 300j. Jubil. d. Kommunal-Obergymn. in Komotau. Progr. Komotau, Gebr. Butter. 43 S. — **288**) A. Buchner, D. Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs seit ihrem 40j. Bestande. Progr. Waidhofen. 29 S. — **289**) E. Haueis, D. Entstehung u. Entwicklung d. N.-Ö. Landes-Realgymn. in Baden 1864—90. Progr. Baden. 1891. 55 S. — **290**) G. Ellendt, Einige Nachrichten über d. Kgl. Friedrichs-Kollegium [Königsberg i. Pr.] u. seine

ein Seminar für Lehrer höherer Schulen mit der Anstalt zu verbinden. Unter den Lehrern der Schule ragt Joh. Gottfr. Herder hervor (1763—64); als ausgezeichnete Schüler sind zu nennen: Ruhnken, Borowski und vor allen Kant (1732—40). Durch Fried. Aug. Gotthold (1810—52) wurde der Anstalt eine streng wissenschaftliche Richtung gegeben. Unter ihm wirkten u. a. Karl Lachmann und Karl Lehrs als Lehrer am Gymnasium. Zu den Notizen über die Geschichte der Anstalt unter Gotthold verdienten nachgetragen zu werden die Beziehungen des Direktors und des Gymnasiums zu dem von Herbart gegründeten und 1810—33 von ihm geleiteten pädagogischen Seminar. Gotthold, der mit Herbart befreundet war, hat mehrfach in dessen Seminar Musterlektionen veranstaltet, und öfter waren es Schüler des Fridricianums, an denen die Herbartschen Seminaristen ihr pädagogisches Geschick erprobten. — Eine kurze Geschichte des Gymnasiums zu Rössel während der ersten 25 Jahre seines Bestehens giebt Buchholz[291]), indem er dabei auch in grossen Zügen vom Mittelalter an die Entwicklung der Schulanstalten skizziert, aus denen sich das Volksgymnasium herausgebildet hat. —

Ueber die 50jährige Entwicklung der auf Anregung des Frhrn. J. W. von Mirbach durch Mitglieder des rheinländischen ritterbürtigen Adels gegründeten Ritterakademie zu Bedburg, die den Zweck hat, neben der wissenschaftlich-gymnasialen Ausbildung ihren Zöglingen eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen, hat Litter[292]) Mitteilungen gemacht. Die Anstalt war ursprünglich nur für Söhne des katholischen Adels bestimmt, seit 1851 aber nimmt sie auch Söhne nichtadliger deutscher Familien katholischen Glaubens auf. Durch die Abhandlung wird der im J. 1867 vom Oberlehrer Blase veröffentlichte Rückblick auf die ersten 25 Jahre ergänzt[293]). — Buschmann[294]), dessen Arbeit über die Geschichte des Bonner Gymnasiums im vorigen Berichte (JBL. 1891 I 6 : 184) erwähnt wurde, hat in seine bei der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes gehaltenen Festrede eine Anzahl historischer Nachrichten aus der Entwicklung der Anstalt eingeflochten. — Düsseldorfs eigenartige Schulgeschichte hat in Kniffler[295]) einen gründlichen Darsteller gefunden. Anfänge höherer Studien lassen sich in Düsselsdorf schon im J. 1392 nachweisen. In der Zeit des Humanismus wurde unter Joh. von Monheim neben der Lateinschule eine Humanistenschule, die zeitweise 1700 bis 2000 (?) Schüler gezählt haben soll, gegründet. Aus dem, wie bei so vielen Humanistenanstalten eintretenden, Verfall wurde sie durch die Jesuiten, die die Schule 1621 übernahmen, wieder zur Blüte gebracht. In den Streitigkeiten mit den Franziskanern, die in Düsseldorf philosophische und theologische Vorlesungen hielten, zu deren Zutritt die Absolvierung der „Rhetorik" der Jesuiten Bedingung war, behielten die Jesuiten die Oberhand. Ja, sie wussten es durchzusetzen, dass sie ihrer Schule einen höheren Kurs über Theologie und Philosophie aufsetzen durften. Nach der Aufhebung des Ordens ging die Schule, obwohl die Franziskaner, die Kongregionisten und die bisherigen Professoren des Jesuitenlyceums sich in den Unterricht der studia superiora und inferiora teilten, doch nach und nach zurück, bis sie durch Kortüm mit ihrem Eintritt unter preussische Herrschaft sich wieder hob[296]). — Aus Veranlassung der Einweihung eines neuen Schulgebäudes hat Schweikert[297]) einige Beiträge zur Geschichte des aus der Vereinigung der evangelischen höheren Bürgerschule und des katholischen Progymnasiums hervorgegangenen paritätischen Gymnasiums zu Gladbach veröffentlicht. — Eine Darstellung der Geschichte des Realprogymnasiums in Solingen, das 1841, am Geburtstage Friedrich Wilhelms IV., durch den Regierungsrat Altgelt eröffnet wurde, hat Heine[298]) zur Feier des 50jährigen Jubiläums der Anstalt geschrieben. —

Ueber die Geschichte der Drei-Königs-Schule, die jetzt ein neunklassiges Realgymnasium, an sich alle Phasen der Entwicklung im sächsischen Realschulwesen seit 1854 durchgemacht hat, giebt Vogel[299]) eine Anzahl der in Festschriften üblichen Nachrichten. Aus dem Lehrplan erfahren wir, dass das Deutsche bereits 1851 als Mittelpunkt des gesamten, vorzüglich des sprachlichen, Unterrichts aufgefasst wurde;

Gebäude (1698-1892). Mit 3 Abbild. Progr. Königsberg i. Pr., Hartungsche Buchdr. 4⁰. 10 S. — **291**) Rob. Buchholz, Z. Gesch. d. ersten Vierteljh. d. höh. Lehranst. zu Rössel als e. vollen Kgl. Gymn. (Sept. 1865—Ostern 1891.) Progr. Rössel, Kruttke. 4⁰. 26 S. — **292**) J. Litter, Z. Gesch. u. Statistik d. (Rhein. Ritter-)Akad. (zu Bedburg.) Progr. Düsseldorf, Schwann. 4⁰. 16 S. (Bildet e. Teil d. z. Feier d. 50j. Bestehens d. Anstalt verf. Ber.) — **293**) ○ × J. Weidgen, Gymn. zu Düren. Ber. über d. Schulj. 1891—92. D. Einweihung d. neuen Gymnasialgebäudes. Düren, Hammelsche Buchdr. 4⁰. — **294**) J. Buschmann, Feier d. Einweihung d. Gymn. zu Bonn am 15. Okt. 1891. Progr. Bonn, Univ.-Buchdr. C. Georgi. 4⁰. (S. 5-16.) — **295**) G. Kniffler, D. Jesuiten-Gymn. zu Düsseldorf. E. Beitr. z. Gesch. d. Kgl.Gymn. zu Düsseldorf. Progr. Düsseldorf, Jockwer. 52 S. — **296**) ○ × × Kuhl, Gesch. d. früheren Gymn. zu Jülich. 1. D. Partikularschule 1571—1664. Jülich, J. Fischer. 1891. 205 S. M. 3,60. (Mit 1 Abbild.) — **297**) E. Schweikert, D. Gymn. zu M.-Gladbach. Festschrift zu d. Einweihung d. neuen Schulgebäudes. Gladbach, Hoster. 68 S. — **298**) W. Heine, Gesch. d. städt. Real-Progymn. (höh. Bürgerschule) zu Solingen 1841—91. Progr. Solingen, Koch. 1891. 4⁰. 25 S. — **299**) Th. Vogel, D. (Drei-König-)Schule (Realgymn. zu Dresden-

Litteraturgeschichte wurde seit 1860 in den beiden oberen, später in den 3 oberen Klassen gelehrt; eine Zeit lang wurde auch Mittelhochdeutsch getrieben. —

Als eine Vorgeschichte des erst seit 25 Jahren bestehenden Gymnasiums zu Freistadt in Schlesien stellt sich dar die Programmarbeit Jäkels [300]), der die Geschichte der Freistädter Lateinschule der Piaristen, die 1761—87 bestand, geschrieben hat und damit vor allem die pädagogischen Bestrebungen des Piaristenordens im vorigen Jh. beleuchtet. —

Auch in diesem Jahre liefert der Schleswiger Detlefsen [301]) einen Beitrag zur Geschichte des Glückstädter Gymnasiums (vgl. JBL. 1890 I 6 : 81; 1891 I 6 : 191), dessen erster Abschnitt den Schluss der Periode von 1786—1802 bildet; der 2. Abschnitt behandelt fast ausschliesslich das Rektorat Germars (1802—9); denn die auf die Zeit nach Germars Abgang bezüglichen Notizen kommen nicht in Betracht. Aus den Nachrichten der 1. Periode erfahren wir, dass mündliche und schriftliche deutsche Stilübungen, auch Deklamationen veranstaltet, und der Unterricht in der schönen Litteratur betrieben wurden, wobei Eschenburgs „Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften“ (1789) und Kochs „Kompendium der deutschen Litteraturgeschichte usw.“ zu Grunde gelegt waren. In dem Programm von 1797 ist ausdrücklich gesagt, „die Fertigkeit sich richtig in der Muttersprache schriftlich und mündlich ausdrücken zu können, soll doch wohl billig jeder gebildete Mensch besitzen“. Auch Germar behielt die Deklamationen bei, die in Prima auch an lateinischen und griechischen Prosaikern und Dichtern geübt wurden. Für die Bildung des Stils pflegte er nach Analogie der Vorschriften Ciceros, der das Uebersetzen aus dem Griechischen als die beste Schule für den lateinischen Gedankenausdruck empfohlen hatte, schriftliche, in gutem Deutsch abgefasste Uebersetzungen aus dem Lateinischen zu üben. Auch liess er griechische Dichter in gebundene deutsche Rede übertragen und empfahl vor allem das Nachschreiben eines mündlichen Vortrages als gute Stilübung. —

Seine Arbeit über die Geschichte des Domgymnasiums im thüringischen Merseburg hat Witte [302]) auch in diesem Jahre fortgesetzt (vgl. JBL. 1891 I 6 : 200). Nicht einen Abschnitt enthält die Schrift, der nicht sowohl für die Geschichte der Pädagogik als auch für verschiedene andere Zweige der Kulturgeschichte neuen Stoff aus den Urkunden herauszieht. Besonders hervorzuheben ist der Abschnitt über Schulzucht. — In seiner Rede zum Abschied vom alten Schulhause macht Grosch [303]) einige beiläufige Mitteilungen aus der Geschichte des Nordhausener Gymnasiums, dessen erster Direktor der Freund Luthers und Melanchthons, Joh. Spangenberg war, und an dem Männer wie Basilius Faber, der Schüler Trotzendorffs, Mich. Neander, der spätere Rektor in Ilfeld, Joh. Andr. Fabricius, ein Schüler Melanchthons, sodann der Gräcist Joh. Clajus lehrten, und aus dem Schüler hervorgingen wie Fr. Aug. Wolf. Es sei hier noch darauf hingewiesen, dass G. in dem Programm u. a. eine ihrer Form und ihrem Stoffe nach besonders Jünglinge anziehende Rede über Th. Körner bringt, die er bei der Entlassung der Abiturienten am 23. Sept. 1891, dem 100jährigen Geburtstage des Dichters gehalten hatte. —

Lünzners [304]) Chronik des Gymnasiums zu Gütersloh in Westfalen giebt einen kurzen Ueberblick über die Entwicklung der Anstalt unter Benutzung der Arbeiten von Rumpel und Bertelsmann, die der Vf. zugleich ergänzt. —

Höhere Mädchenschulen. Ueber die Viktoriaschule, die vor 25 J. gegründete zweite städtische höhere Mädchenschule Berlins, berichtet ihr derzeitiger Direktor Huot [305]). Aus dem Kapitel „Lehrplan“ sei auf die Mitteilungen über den Unterricht in deutscher Litteratur hingewiesen, der ausser summarischen Uebersichten über die historische Entwicklung der Litteratur die Behandlung einzelner Werke Lessings, Goethes und Schillers fordert. —

Seminarien und Lehrerbildung. Von Schwerdtner [306]) liegt eine Geschichte des Seminars zu Annaberg in Sachsen vor. — Ueber die Entwicklung des Lehrerbildungswesens bis zum Inkrafttreten der preussischen allgemeinen Bestimmungen vom J. 1872 hat Hart [307]) eine kurze Skizze geliefert. —

Neustadt) im Hause an d. Königsstrasse (1854—92). Festschrift. Dresden, (Höckners Sort.) 4⁰. 50 S. M. 2,50. — **300**) J. Jäkel, Gesch. d. Gymn. zu Freistadt. I. Vorgesch. Progr. Freistadt. 36 S. — **301**) D. Detlefsen, Gesch. d. Kgl. Gymn. zu Glückstadt 3. 4. [V. neuen Glückstädt. Schulreglement 1786 bis z. Rektorate Germars 1802. (Schluss.) V. Rektorate Germars 1802 bis z. Trennung d. Gelehrtenschule v. d. Bürgerschule 1821.] Progr. Glückstadt, Augustin 4⁰. 28 S. — **302**) F. Witte, Gesch. d. Domgymn. z. Merseburg III. T., 2. Hälfte. D. Stiftsschule am Dom zu Merseburg zu kursächs. Zeit 1738—1815. Progr. Merseburg, Stollberg. 48 S. — **303**) G. Grosch, Z. Erinnerung an d. Umzug d. Gymn. im Sommer 1892. Progr. Nordhausen, Kirchners Buchdr. 4⁰. 27 S. — **304**) E. Lünzner, Z. Chronik d. Güterslober Gymn.: Güterslober Jb. S. 283-367. — **305**) P. Huot, E. Rückblick auf d. Errichtung d. Viktoriaschule u. ihr 25j. Bestehen. Progr. Berlin, R. Gärtner. 4⁰. 47 S. M. 1,00. — **306**) ○ E. Schwerdtner, D. Seminar zu Annaberg nach seiner Entwicklung. Festschrift. Mit e. Anh. über d. ehemal. Privatseminare zu Mildenau, Grumbachau, Wiesa b. Annaberg. Annaberg, H. Graser. X, 276 S. M. 2,50. (1 Abbild.) — **307**) J. Hart, Geschichtliches zur Lehrer-

Volksschulen: Schulordnungen. Es hatte ursprünglich Clausnitzer[308]) die Absicht, eine einfache Zusammenstellung von preussischen Gesetzen, Verordnungen, Bestimmungen, deren Kenntnis für die Beurteilung der Unterrichts-Gesetzesfragen notwendig ist, zu veranstalten. Dieser Plan wandelte sich aber noch während der Vorarbeiten zu einer zusammenhängenden Geschichte des preussischen Unterrichtsgesetzes, das für ihn eine „Passionsgeschichte“ ist, um. Die urkundlichen Beiträge setzen mit der Zeit Friedrich Wilhelms I. ein und schliessen ab mit dem Zedlitzschen Entwurfe, dem die Windhorstschen Anträge beigegeben sind. Wer auch den Parteistandpunkt des Vf. nicht einnimmt, wird doch wegen der dargebotenen Dokumente die Arbeit nützlich finden können. — Der von Beurteilern der Koldeweyschen Ausgabe braunschweigischer Schulordnungen (MGP. I und VIII) ausgesprochene Wunsch, dass dieses mit den Urkunden der Jahre 1828 und 1826 abschliessende Werk bis in die Gegenwart weiter geführt werden möchte, ist durch Fricke[309]) insofern erfüllt worden, als er alle das Volksschulwesen betreffenden behördlichen Erlasse vom J. 1832—89, wenngleich ohne Anwendung der empfehlenswerten Methode Koldeweys, veröffentlicht. — Zwei bisher noch nicht bekannte sächsische Dorfschulordnungen aus dem 17. Jh., die das Bestreben zeigen, die durch den 30jährigen Krieg gesunkene sittliche Bildung zu heben, legt Bolte[310]) vor. Von der Geschichte des Dorfschulwesens abgesehen, sind sie auch wegen der zahlreichen angeführten, von der Jugend zu erlernenden geistlichen Liedertexte für die Geschichte der geistlichen Liederdichtung nicht unwichtig. — Ebenfalls das sächsische Dorfschulwesen betrifft Gehmlichs[311]) Mitteilung. Sie bringt Nachrichten über den Schulfonds, die traurige Beschaffenheit des Schulzimmers — zugleich Lehrerwohnung —, über die mancherlei Arten des Lehrereinkommens aus den J. 1729, 1784 und 1785. —

Eine geschichtliche Darstellung des Volksschulwesens in Baden, zunächst von Karlsruhe — es hat sich seit 1717 aus sehr bescheidenen Anfängen herausgebildet — haben wir durch Beideck[312]) empfangen. Da der Vf. die Entwicklung aller Arten von Volksschulen der verschiedenen Konfessionen, die in der Landeshauptstadt bestanden haben oder noch bestehen, auch der Fortbildungsschule, Industrieschule im einzelnen vorführt, über verschiedene, mit diesen Anstalten verbundene Einrichtungen, über Zahl der Schüler und Lehrer, Schulgebäude, Aufsichtsbehörden berichtet, so giebt uns seine Arbeit nach jeder Richtung ein deutliches Bild. — Für das Volksschulwesen eines bestimmten badischen Bezirkes liefert Reinfried[313]) eine Anzahl von Beiträgen. — Aus der Geschichte einer sächsischen Schule, der „Ratsfreischule“, die, im J. 1792 als die ersteLeipziger Volksschule im eigentlichen Sinne des Wortes begründet, gleich in der ersten Zeit ihres Bestehens unter den vorzüglichen praktischen Pädagogen Plato und Dolz eine achtunggebietende Stellung sich errang, führt uns Mangner[314]) einen der wichtigsten Abschnitte, bei dem es sich um die Existenz der Schule handelte, vor. Unmittelbar nach der Stiftung erhob sich auf Grund der sonntäglichen öffentlichen Katechisationen in der Anstalt eine hartnäckige Gegnerschaft, von der die Direktion beschuldigt wurde, socinianistische Irrlehren im Religionsunterricht gegeben zu haben. Durch das dargebotene Aktenmaterial, das ausser dem schriftlichen Verkehr mit den Behörden, den Protokollen über Prüfungen, Prüfungsarbeiten und Abschiedsreden der Schüler auch Lehrpläne, Gehaltslisten, Auslassungen von Zeitschriften der damaligen Zeit über die Angelegenheit birgt, sind wir in den Stand gesezt, den Kampf, der mit dem Siege der Ratsfreischule 1802 endigte, bis ins Einzelne verfolgen zu können. [315]) — Schneider[316]) schreibt über die Schule zu Nossen. Er hat nicht nur gedruckte Litteratur, vor allem mit Recht die Arbeiten von Joh. und Georg Müller, sondern auch archivalischen unedierten Stoff herangezogen. Seine geschichtliche Darstellung, bei der er nur ungefähr die Hälfte der speciellen Nossener Schulgeschichte behandelt, während der andere Teil geschichtliche Mitteilungen über das Schulwesen der kleinen Städte Sachsens bringt, führt er bis zum J. 1850 herab. Für die Zeit von 1850 bis 1891

---

bildung.: KZEU. 41, S. 455-66. — 308) L. Clausnitzer, Gesch. d. preuss. Unterrichtsgesetzes. Mit besond. Berücksichtig. d. Volksschule. 3 Aufl. Berlin, Goldschmidt. 339 S. M. 3,60. (1. Aufl. 1876, 2. Aufl. 1890). — 309) A. Fricke, D. d. Volksschulwesen d. Herzogt. Braunschweig betr. Gesetze u. Verordnungen nebst d. wichtigsten Verfügungen, Reskripten, Bekanntmachungen usw. Braunschweig, Appelhans & Pfenningstorff. VIII, 162 S. M. 2,00. — 310) J. Bolte, Zwei sächs. Schulordnungen d. 17. Jh. (Reinersdorf u. Schönfeld): MGESchG. 2, S. 131-42. — 311) E. Gehmlich, Aus d. Gesch. d. Schule zu Baalsdorf bei Leipzig (1729—85); Mitteilungen aus d. Leipz. Ephoralarch.: ib. S. 251-63. — 312) B. Beideck, Gesch. d. Volkschulwesens d. Haupt- u. Residenzstadt Karlsruhe. Progr. Karlsruhe, Malsch u. Vogel. 1890. 4⁰. 39 S. — 313) K. Reinfried, Z. Gesch. d. Gebietes d. ehemal. Abtei Schwarzach a. Rh. 2. T. D. ehemal. Schwarzachischen Pfarreien u. Ortschaften: Schwarzach, Vimbuch, Ulm, Moos, Balzhofen, Gräfern, Hildmannsfeld, Oberbruch, Oberweier, Zell nebst d. altbad. Gemeinde Leiberstung: FreiburgerDiöcesA. 22, S. 41-142. — 314) Ed. Mangner, D. Inquisition in d. Leipziger Ratsfreischule. E. Beitr. z. dtsch. Schulgesch. Mit d. Bildn. d. Direktoren Plato u. Dolz. Z. Feier d. 100j. Bestehens d. Anst. (=Schriften d. Ver. für d. Gesch. Leipzigs Bd. 4.) Leipzig, Klinkhardt. 251 S. M. 3,00. — 315) ○ F. E. Helm, Gesch. d. städt. Volksschulwesens in Leipzig. Festschrift z. 100j. Jubil. d. Ratsfreischule. Mit Beigaben, d. Gesch. d. Ratsfreischule betr., u. 2 Holzschnitten. Leipzig, Brandstetter. III, 179 S. M. 3,00. — 316) P. Schneider, D. Gesch. d. Schule zu Nossen. Zugl. e. Beitr. z. Gesch. d. Schulen in d. kleinen

begnügt er sich mit einer „Zeittafel bemerkenswerter Thatsachen." — Zachau[317]) bietet in seiner Festschrift, die „durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit" erhebt, willkommene Beiträge zur Geschichte der Stadtschule von Jena (Thüringen), die, ursprünglich eine Lateinschule, später zur „Jenaer Bürgerschule für Knaben und Mädchen" geworden ist. Von ihrer Entwicklung ist erst durch G. Richters Mitteilungen über das alte Jenaer Gymnasium (Progr. 1887) etwas bekannt geworden, und man kann nur wünschen, dass diese Beiträge vermehrt würden. — Mit seiner Studie gewährt uns Lange[318]) einen Einblick in die dürftigen Verhältnisse der im J. 1780 errichteten „neuen Schule" im österreichischen Fürstenfeld. In zwei Zimmern des Armenhauses untergebracht, führte sie wie ihr Lehrer, dem ein „kompetentes Unterkommen" von einem Zimmer nebst Küche und Holz, „ansonsten nichts" angewiesen wurde, ein dürftiges Dasein. Der übrige Teil des Lehrereinkommens wurde aus dem geringen Schulgeld der Kinder oder aus einer Umlage von den Bürgern, und zwar auch von denen, die kinderlos waren, bestritten. — Ein Anonymus[319]) giebt einen Beitrag zur Geschichte des schweizerischen Dorfschulwesens von der Mitte des 18. Jh. bis in die Mitte der 70er Jahre unseres Jh. Es handelt sich dabei besonders um die Schulen von Luchsingen und Nitfurn. Bemerkenswert ist, dass im ersteren Orte der Pfarrer, wie es in der Schweiz häufig der Fall, zugleich Schulmeister war. Wichtig für die Geschichte der Methodik des Leseunterrichts und die Geschichte des Lesebuchs ist die Notiz, dass im J. 1799 neben ABC-Buch, Bibel und Katechismus ein Lesebuch von Steinmiller benutzt wird. —

Die Mitteilungen, die bisher in schul- und kulturgeschichlichen Werken, in Zeitschriften verschiedener Art über die Geschichte des Volksschullehrerstandes gegeben wurden, enthalten nur Bruchstücke. Die erste umfassendere, fleissige Schilderung des deutschen Volksschullehrers durch alle Jahrhunderte, die in Frage kommen, hindurch, hat jetzt Konr. Fischer[320]) gebracht. Indem er den Lehrer lediglich als Mitglied eines sich entwickelnden Standes, in seiner Stellung zur Gemeinde, zu den Behörden, zu den Geistlichen betrachtet, lässt er alles, was Erziehungslehre, Methode und die in Schulordnungen, Visitationsprotokollen usw. niedergelegten sonstigen pädagogischen Verordnungen betrifft, bei Seite. Dass er die Bausteine zu seinem Werke aus bereits gedrucktem Material geformt hat, ist nicht zu tadeln, nur wäre zu wünschen gewesen, dass er hierbei die zahlreichen Veröffentlichungen der vielen städtischen, Provinzial- und Landes-Geschichtsvereine in noch umfangreicherem Masse herangezogen hätte, als es geschehen ist; eine Arbeit, die freilich das Erscheinen des Werkes um viele Jahre würde verzögert haben. Von den MGP. hätte neben Bd. 1 auch Bd. 8 berücksichtigt zu werden verdient. Indessen ist dieser Mangel weniger zu beklagen, als die in seinen Raisonnements häufig hervortretende, die historische Objektivität stark beeinträchtigende Gereiztheit gegen die Geistlichen. — Zu den von Fischer nicht herangezogenen Schriften gehört auch das Zeidlersche Werk, das eine vorzügliche Charakteristik des Dorfschullehrers am Ausgange des 17. Jh. darbietet und, in seinem Werte bereits von Historikern der Pädagogik wie Schmidt, Dittes und Schumann anerkannt, nunmehr durch Richters[321]) verdienstvolle Ausgabe allgemein zugänglich gemacht ist. Zeidler, der auch in der Geschichte der Methodik des Leseunterrichts wegen des von ihm herausgegebenen „verbesserten vollkommenen ABC-Buchs" (1700), durch das er Opposition gegen das „langweilige Buchstabieren" machte, mit Ehren verdient genannt zu werden, hatte durch Schupps weit verbreitete Schrift „Sieben böse Geister, welche heutzutage Knechte und Mägde regieren" angeregt, diese satirische Form gewählt und damit gezeigt, dass jene Art Unterhaltungslitteratur, in der allerlei Laster und anstössige Sitten als Eingebung und Wirkung des Teufels (bösen Geistes) gegeisselt, die Tugenden aber als Eingebungen der Engel geschildert werden, auch noch um 1701 auf Wirkung hoffen durfte. Den 7 bösen Geistern lässt er die 7 edlen Tugenden der Dorfschulmeister folgen. —

Taubstummenbildung. In seinem Beitrag zur Geschichte der Taubstummenbildung schildert Morf[322]) in der Hauptsache die Verdienste um die Methode der Begründer de l' Epée und Sam. Heinicke, nachdem er vorher in einem kurzen summarischen Ueberblick das Verhalten der vollsinnigen Menschheit gegenüber den Taubstummen — Aristoteles erklärt sie für bildungsunfähig und Augustin für unfähig, Glauben zu haben — darstellt. Den Schluss bildet eine Geschichte des Taubstummen-

u. mittleren Städten Sachsens. Festschrift. Nossen i. S., Hensel. 70 S. M. 0,70. — 317) O. Zachau, D. Stadtschule in Jena. Beitrr. z. ihrer Gesch. v. 1254—1892. Mit e. Abbild. Festschrift. Jena, Mauke. 40 S. M. 0,40. — 318) Hans Lange, D. „neue" Schule in Fürstenfeld zu Ende d. 18. Jh.: MHVSteiermark. 40, S. 291/7. — 319) D. Entwicklung d. Schulwesens im Eschentagwen: JbHVGlarus. 27, S. 36-49. — 320) Konr. Fischer, Gesch. d. dtsch. Volksschullehrerstandes. 1. Bd.: V. d. Ursprunge d. Volksschule bis 1790. Hannover, Prior. VII, 352 S. M. 3,50. — 321) Joh. Gottfr. Zeidler, Sieben böse Geister, welche heutiges Tages guten Theils d. Küster oder sogenandte Dorff-Schulmeister regieren. Mit e. Einl. her. v. A. Richter. (=Neudrr. päd. Schriften her. v. A. Richter. N. 11.) Leipzig, R. Richter. 196 S. M. 1,20. — 322) H. Morf, Aus d. Gesch. d. Taubstummen-

unterrichts in der Schweiz, an die der Wunsch geknüpft wird, daselbst den Schulzwang für Taubstumme, wie es in Weimar, Gotha, Anhalt der Fall ist, einzuführen. —

Pensionate. Ueber das Paulinum, das im J. 1852 von der Direktion des Rauhen Hauses als Pensionat von Wichern[323]) gegründet wurde, giebt dieser einen Bericht. Aus dem ursprünglichen Privatunterricht ohne festnormierte Klassenbildung hat sich in dem Pensionat seit 1884 ein Progymnasium und eine lateinlose höhere Bürgerschule herausgebildet.[324]) —

Standeserziehung: Fürstenerziehung. Es ist in früheren Bänden schon darauf hingewiesen worden (JBL. 1890 I 6 : 53; 1891 I 6 : 10), dass von Schmidt[325]) eine Ausgabe des urkundlichen Materials zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Wittelsbacher Regentenhause für die MGP. übernommen worden war. Mit diesem Werke, das nunmehr vorliegt, ist eine Reihe von Arbeiten eröffnet werden, die ohne Vorläufer dastehen, auf deren notwendige Inangriffnahme aber im Plane der MGP. von 1883 aufmerksam gemacht worden war. Dass in den Hauptwerken der Geschichte der Pädagogik dieses Gebiet nicht bearbeitet worden ist, wird vielleicht deshalb nicht auffallen, weil andere näherliegende Dinge, wie z. B. die Methodik einzelner Unterrichtsfächer auch noch keine genügende Darstellung gefunden haben; wohl aber muss es sonderbar erscheinen, dass die Geschichtsschreiber, zumal der politischen Geschichte, sich dieses Themas, für das eine Fülle urkundlicher, bisher nicht veröffentlichter Dokumente sich dargeboten haben würde, nicht ausgiebiger bemächtigen. Denn manche unerklärlich erscheinende Handlungsweise, die scheinbar unvermittelte Denkart eines Fürsten und hierdurch manche oft wichtigen politischen Ereignisse werden ihre Erklärung nur finden können in den Grundsätzen, nach denen die Erziehung des Staatsoberhauptes geleitet wurde, und in den Stoffen, die der Unterricht dem jungen Fürsten dargeboten hat. Die Dokumente, die Sch. dem reichen Schatze bayerischer Archive entnommen hat, bestehen aus Instruktionen, aus dem Briefwechsel der Prinzen und Prinzessinnen, aus Berichten der Erzieher und Lehrer, aus Excerpten der Schulhefte und Rechnungsablagen; sie beginnen mit dem J. 1541. In dem geschichtlichen Ueberblick aber, der die Urkunden begleitet, führt Sch. auch die von ihm entdeckten, auf die Erziehungsgeschichte früherer Zeiten bezüglichen Notizen an. Der reiche Inhalt des Dargebotenen, der eine bedeutende Fundgrube nicht nur für die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, sondern auch für politische, für Litteratur- und Kirchengeschichte, für die Genesis einzelner Fachwissenschaften, für viele Zweige der Kulturgeschichte bildet, die in den genannten Gebieten keine Bearbeitung finden können, wird in eindringlicher Weise durch das Namen- und Sachregister, dessen Lektüre dem Forscher viele neue Anregungen bietet, vor Augen geführt. — Als eine Ergänzung des Schmidtschen Werkes kann die von dem Prior des Benediktinerklosters Andechs, Sattler[326]) veröffentlichte Instruktion des nachmaligen Königs Ludwigs I. für den Benediktiner Mac Iver, den Erzieher des 6jährigen Erbprinzen Maximilian, (aus dem J. 1817) gelten. Bemerkenswert ist die nationale Tendenz der Erziehung: „Teutsch soll Max werden; ein Bayer, aber teutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachtheil der Teutschen. Wie die Britten sind wir Teutsche, und mehr noch, Ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten. Abneigung flössen Sie meinem Sohne gegen Frankreich (Teutschlands Erbfeind) und gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein. Wie kann ein Teutscher Frankreichs Freund seyn, so lange es wenigstens Elsass noch von Teutschland abgerissen unterworfen behält, von Teutschland, zu dem es gehörte, und durch Sprache und Lage immer gehören soll." Ganz charakteristisch für den König ist die Anordnung, dass sein Sohn ihn nicht mehr mit „Du", sondern mit „Sie" anrede. Wenn dies schon gegen andere Väter ratsam sei, sei es besonders gegen den fürstlichen Vater angebracht, der „einstens Herrscher wird, den König und Vater vereinigend." — Zur Fürstenerziehung des habsburgischen Hauses, die in den MGP. ihre ausführliche Darstellung finden wird, hat Hannak[327]) in Wien durch die Veröffentlichung eines Briefes des Bischofs Hinderbach von Trient an die Kaiserin Eleonore aus dem J. 1466, der die Unterweisung Kaiser Maximilians I. betrifft, einen interressanten Beitrag geliefert. Hinderbach hatte der Kaiserin den Tractatus de educatione liberorum, den Aeneas Sylvius für die Erziehung des jungen Königs Ladislaus von Böhmen und Ungarn verfasst hatte, versprochen und begleitet nun die verspätete Sendung dieses Werkes mit diesem Briefe, dessen Ausgabe von H. mit einer wertvollen Einleitung versehen ist. —

---

bildung. Paedagogium 14, S. 551-67, 629-39. — **323**) J. Wichern, D. Paulinum zu Horn bei Hamburg. Pensionat d. Rauhen Hauses. E. Rückblick auf d. J. 1852-92. Progr. Hamburg, Lütcke u. Wolff. 4⁰. 21 S. — **324**) × E. Berg, D. Knabenpensionat Oberlahnstein. Z. Gesch. d. Anst. während ihres 10j. Bestehens. (=JB. über d. Knabenpensionat Oberlahnstein für d. Schulj. 1891-92. II, 1.) Köln, Bachem. 4⁰. 24 S. — **325**) Friedr. Schmidt, Gesch. d. Erz. d. bayer. Wittelsbacher v. d. frühesten Zeiten bis 1750. Urkunden nebst gesch. Ueberblick: (=MGP. XIV.) Berlin, Hofmann & Co. XXVII, 460 S. M. 15,00. (D. Reg. ist gesondert erschienen im Umfange

Unter den Anstalten Oesterreichs, die in erster Linie der Erziehung des Adels gewidmet waren, sind nur die „Savoyische Ritterakademie“ und das von Maria Theresia gegründete „Theresinaum“, zwei Anstalten, die später vereinigt wurden (s. o. N. 47), weiteren Kreisen bekannt geworden. Durch Wolf [328]) erfahren wir Näheres über die analoge Akademie in Kremsmünster die auf Anregung des dortigen Abtes Alexander III. (Fixlmillner) noch vor den beiden genannten Anstalten im Anschluss an das bereits bestehende Gymnasium 1744 gegründet wurde und bis 1782 bestand, da Joseph II. diese Standesakademie authob. Unterrichts- und Umgangssprache war in der Hauptsache die lateinische. Nur an den „Recreationstagen“ wurde Französisch und Jtalienisch, „Wällisch“, gesprochen. Die deutsche Sprache war nur beim Unterricht in der Geschichte gestattet. Im Lehrplan war auch die „ganze“ Philosophie vertreten, und zwar wurde sie merkwürdiger Weise gelehrt im engen Anschluss an das Wolffsche System, wenn auch vermittelt durch das Kompendium des Thymigius. Die Theatervorstellungen der Zöglinge, die sich einer besonderen Pflege erfreuten, wurden anfangs nur in lateinischer Sprache gegeben. Aber schon um 1755 gelangte die deutsche Sprache zur Herrschaft; ja, es wurden sogar Stücke im Volksdialekt gespielt. Von 1770 an beteiligten sich die Zöglinge an Aufführungen italienischer Opern. Als Joseph II. später die Mitwirkung von Studierenden bei diesen Theatervorstellungen verbot, erregte dies überall Sensation; so sehr war man an die Theateraufführungen als einen integrierenden Bestandteil des Bildungsganges besonders an höheren Schulen gewöhnt. [329]) —

Pädagogik der Jesuiten. Mit seinen Beiträgen liefert Krones [330]) urkundliches Material zur Geschichte der Pädagogik des Jesuitenordens, das als eine Ergänzung der in den MGP. von dem Jesuitenpater Pachtler veröffentlichten Ratio studiorum et institutiones scholasticae dient. Und zwar erstreckt sich dieses Material auf das Grazer Kollegium aus den J. 1583—1641, auf Lehrer- und Schülerzahl während des 30jährigen Krieges, auf allerlei Studienangelegenheiten des Grazer Jesuitenkollegiums bis zur Aufhebung des Ordens (vgl. auch I 4 : 826—32; III 5 : 12/3). [331]) —

Verschiedenes. Ein Streiflicht auf die Handhabung der Disciplin seitens des Lehrers und auf ihre Beurteilung durch die vorgesetzten Behörden wirft die Veröffentlichung eines Aktenstückes [332]) aus dem J. 1605. Auf die Beschwerde des Bürgermeisters von Felsberg, dass sein Sohn am Sonntage in der Schule vor dem gemeinsamen Kirchgang von dem Schulmeister geohrfeigt worden — „dermassen punktiert, dass es eine Schande mag sein“ —, sprechen die Herren des Stadtgerichts dem Lehrer über sein Verfahren ihren Tadel aus und ermahnen ihn, bei der Jugend besseren Fleiss anzuwenden, sonst würden sie seine „Abschaffung“ beantragen. Der Schulmeister hält, da er die Jungen balgend auf einem Haufen zusammengefunden habe, die Strafe für gerecht, die geringen Leistungen der Schüler aber für eine Schuld der Eltern, die ihre Kinder nicht zur Schule hielten. Diesen Vorwurf lehnte der Bürgermeister ab; er fügt hinzu, dass die Knaben, trotzdem der seinige die Schule besuche, weniger beten könnten als früher. — Loesche [333]) hat ein nach Materien geordnetes Verzeichnis der von Joh. Mathesius gegründeten Bibliothek der evangelischen Lateinschule zu Joachimsthal in Böhmen veröffentlicht, deren Bestand mit geringen Ausnahmen im 16. Jh. angeschafft ist. — Durch den Aufsatz über die Friedberger Schulrechnungen hat Windhaus [334]) die bisher unzulänglichen Nachrichten über Lehrergehälter, Preisverhältnisse, über Gebräuche beim Ein- und Austritt des Lehrers beim städtischen Schuldienst, über Geflogenheiten beim Abschluss der Examina nicht unwesentlich bereichert und damit auch der Geschichte der Nationalökonomie wertvollen Stoff geboten. — Ueber die Einführung der Konfirmation in Lüneburg 1694 unterrichtet uns eine von Schonecke [335]) herausgegebene Verordnung des Lüneburger Rats, die auf Grund eines fürstlichen Erlasses für die braunschweig-lüneburgischen Lande entstanden war. — Veranlasst durch einen die mittelalterlichen Schulmünzen betreffenden Aufruf [336]) beschreiben Weckerling und Falk [337]) eine Anzahl von Rechenpfennigen. — Masius [338]) veröffentlicht ein aus 27 vierzeiligen Strophen bestehendes Gedicht, das auf einen Aktus des früheren reformierten Gymnasiums in Halle unter grossem Beifall der Zuhörer im J. 1784 ein Sekundaner Bobbe vorträgt. In überschwänglicher Weise werden darin gefeiert die

---

v. 50 S.) — **326**) P. Magnus Sattler O.S.B., Z. Erz. d. Königs Maximilian II. v. Bayern: MGESchG. 2, S. 143/4. — **327**) E. Hannak, E. Beitr. z. Erziehungsgesch. Kaiser Maximilians I. aus d. J. 1466: ib. S. 145-63. — **328**) G. Wolf, D. hochadelige Akad. zu Kremsmünster. (= Kleine Schriften, S. 70-85; s. o. N. 259.) — **329**) ○ D. Erz. d. dtsch. Adels im 18. Jh.: DAdelsbl. 10, S. 310/2, 335/7. — **330**) F. v. Krones, Beitrr. z. Gesch. d. Jesuitenordens in d. Steiermark: BKSteiermGQ. 24, S. 25-66. — **331**) ○ × × Georg Müller, Unterr. u. Erz. in d. Ges. Jesu wärend d. 16. Jh. (=Schmid, Gesch. d. Erzieh. III, 1, S. 1-109; s. o. N. 6). — **332**) Beschwerde über e. Schulmeister aus d. Jahre 1605: Hessenland 6, S. 129. — **333**) (I 3 : 103). — **334**) Windhaus, Friedberger Schulrechnungen aus d. 16. Jh.: MGESchG. 2, S. 164-77. — **335**) W. Schonecke, D. Einführung d. Konfirmation in Lüneburg im J. 1694: ib. S. 178-80. — **336**) ib. S. 194, 267/9. — **337**) A. Weckerling u. F. Falk, Ueber Schulmünzen-Rechenpfennige: ib. S. 62/4. — **338**) H. Masius, Auch e. Stück Schulgesch.: NJbbPh. 38, S. 549-51. —

Siege der Amerikaner, der „Hellenen unserer Tage“, die sie unter der Führung des „Herkules Washington“, des „Schutzgottes der Freiheit“, über Albion, dem die „Krone auf dem entehrten Haupte wankt“, und das der Sekundaner dem „Fluche entgegenwelken lässt“, errungen haben. Mit prophetischem Fernblick sieht er schon, wie ganz Europa einst die Ketten brechen, seine Fürsten verjagen und als „glücklicher Volksstaat grünen“ werde. Gern möchte er an der Amerikaner Brust „geheimer Leiden bittere Schmerzen lindern“, allein, es ist nicht möglich, er kann nicht fort, „die eiserne Kette klirrt“ und mahnt ihn, dass er ein Deutscher ist. Stolz auf seinen Schüler rief der Rektor, indem er ihn umarmte: „Er hat seine Sache brav gemacht!“ Gewiss, M. hat Recht: „Auch ein Stück Schulgeschichte!“

I,11

Poetik und ihre Geschichte.

Richard Maria Werner.

Die Inhaltsangabe s. am Schlusse des Abschnitts.

In der Geschichte der Poetik und Aesthetik steht eine wichtige umfassende Betrachtung Diltheys[1]) an der Spitze. Er verbindet mit einem Ausblick in die Zukunft einen Rückblick in die Vergangenheit der Aesthetik[1a]). D. erkennt den Umschwung, der sich seit der Julirevolution in der Kunst vollzogen hat, und bezeichnet in drei kurzen Sätzen die Haupttendenzen dieser modernen Kunst: die Kritik der Gesellschaftsordnung, den Naturalismus, den Wirklichkeitssinn und die Rücksicht auf das Mittel, in dem jede Kunst arbeitet. Es ist eine Bewegung in den Geistern, ein Streben, die neuen Aufgaben zu bewältigen, aber das wird jeder neuen Epoche menschlicher Kunst schwieriger. D. steht diesen Regungen durchaus sympathisch gegenüber, meint auch, die Aesthetik brauche nicht neugeschaffen zu werden, um in ein gesunderes Verhältnis zu den lebendigen Kunstbestrebungen der Gegenwart zu treten, nur dürfe man die Aesthetik unseres Jh. nicht in den Kompendien und den dickleibigen Lehrbüchern suchen, sondern bei den Künstlern, die ästhetische Spekulation mit dem künstlerischen Schaffen verknüpften. Um aber das richtige Verhältnis zu den ästhetischen Fragen und Thatsachen zu gewinnen, sucht D. festzustellen, welche Hilfsmittel und Methoden die ästhetische Arbeit der letzten zwei Jh. zur Verfügung stellt. Nach einer kurzen Skizzierung der Renaissanceästhetik wendet sich der Vf. der Veränderung zu, die sich in der 2. Hälfte des 17. Jh. auf allen Gebieten vollzog und auch in der Aesthetik im Zusammenhang mit dem philosophischen Rationalismus ein natürliches System ästhetischer Gesetze herbeiführte. Im Unterschiede von H. von Stein sieht D. erst in Leibniz und dessen Schule den Höhepunkt fruchtbarer Forschung und die theoretisch solideste Zeit der rationalen Aesthetik; hier verbindet sich die Intuition vom Verhältnis der Kraft, des Triebs und des Vorstellens mit der Hypothese von den dunklen Vorstellungen: es ergiebt sich die Auffassung, die Freude an der Schönheit sei eine Folge des Bewusstseins, dass unsere psychische Kraft sich stärker bethätigt nach dem ihr innewohnenden Gesetz, Einheit im Vielen zu erwirken. „Unser Gemüt empfindet“ eine Vollkommenheit, die der Verstand noch nicht begreift, obwohl sie ganz verstandemässig ist, Ordnung in der Mannigfaltigkeit. Die Freude an der Schönheit ist so gross, dass diese Gemütsverfassung in der Seele als Trieb wirkt und in kraftvollen Monaden ein architektonisches Bild entsteht, unwillkürlich im Traum, als willkürliche Handlung im künstlerischen Schaffen. Während Leibniz nur die Prinzipien aussprach, verfolgte seine Schule die Anwendung dieser Prinzipien auf die einzelnen ästhetischen Probleme. Da nun das Schöne die Erscheinung des Logischen im Sinnlichen ist, und die Kunst eine sinnliche Vergegenwärtigung des harmonischen Weltzusammenhangs, der ein einziger ist, so muss ein Prinzip die sinnlich obwaltenden Verhältnisse ausdrücken können und müssen selbst die freiesten Aeusserungen der Einbildungskraft unter Regeln stehen. Diese wurden von der rationalen Aesthetik entwickelt. D. sucht nun kurz den wertvollen Kern aus dieser Aesthetik herauszuschälen. Das Gestalten von Wahrnehmungsbildern und Kunstwerken sei, so meint er, wirklich zum Teil darin begründet, dass die Denkhandlung, durch die wir das Mannigfache in ihnen vereinigen, in der Totalität unseres Seelen-

---

1) W. Dilthey, D. 3 Epochen d. modern. Aesthetik u. ihre heutige Aufgaben: DRs. 72, S. 200-36. — 1a) ○ × J. Guieu, Ch. Bénard. L' esthétique d' Aristote et de ses successeurs: APC. 123, S. 100 1. —

lebens die ästhetische Wirkung hervorbringe. In der Lehre von der Harmonie des Universums sieht D. die Erkenntnis, dass ein metaphysischer Zusammenhang zwischen dem ästhetischen Vermögen und seinen äusseren Objekten bestehe. Scharf betont aber der Vf., dass ein festes Wechselverhältnis zwischen Kunst, Geschmack und ästhetischer Theorie in dieser Zeit vorhanden sei. In der ersten Hälfte des 18. Jh. bringt die Umgestaltung der socialen Ordnung in England, 1688 in der englischen Revolution vollzogen, eine veränderte Stimmung der Menschen, und diese wirkt gleichzeitig auf die Künste und das ästhetische Denken. Ideal und Typus der bürgerlichen gebildeten Gesellschaft treten hervor, eine Kunst wird verlangt, die zur freien Bildung erzieht und das moralische Verhalten vorbereitet; neben der Poesie, der bildenden Kunst und der Architektur gewinnt die Kunst der Innerlichkeit, die Musik, die Herrschaft und zugleich ein formloses, stimmungstiefes Naturgefühl die breiteste Bedeutung. D. vermisst in den bisher erschienenen Geschichten der Aesthetik die richtige Erfassung der geringeren Wichtigkeit der ästhetischen Spekulationen, der höheren Wichtigkeit von Schriftstellern, die das sinnliche Material und die Formensprache der einzelnen Künste analysierten und hieraus deren Entwicklungsgesetze zu erkennen begannen. Das 18. und 19. Jh. fügen dem natürlichen ästhetischen System des 17. Jh. vor allem die Analysis des Eindruckes hinzu, den ästhetische Objekte hervorrufen, und sucht die ihn bedingenden wirkungskräftigen Bestandteile zu erfassen. Der Vf. giebt eine glänzende Schilderung Homes, mit dem Fechner in allem Wesentlichen übereinstimme. Homes Zergliederung richtete sich auf das Eindrucksvolle an ästhetischen Objekten und erkannte, dass die seelische Bewegung des ästhetischen Eindruckes an eine bestimmte Beschaffenheit des ästhetischen Objektes oder Vorgangs von der Natur geknüpft sei. Eine Zergliederung der Gefühle als des eigentlichen Sitzes der ästhetischen Auffassung war die Folge. Home gewann die Erkenntnis der interesselosen Gefühle, der Emotionen, welche den ästhetischen Genuss des Objektes ausmachen und dadurch von den Passionen geschieden sind, dass sie nicht in ein Verlangen übergehen und keine Handlungen hervorzubringen streben. Der von Home entdeckte Begriff der idealen Gegenwart, die sich zur Wirklichkeit verhält, wie das Erinnerungsbild zu seinem Gegenstande, ist die Wurzel der Lehre vom ästhetischen Schein. Nun stand die Aesthetik erst vor der wichtigen Frage nach der Allgemeingiltigkeit des Geschmacks und damit vor der Frage, wie es eine ästhetische Wissenschaft geben könne. Durch geniale Analyse entdeckte Home eine grosse Zahl ästhetischer Elemente, d. h. konstanter Beziehungen zwischen bestimmten Eigenschaften der ästhetischen Objekte und den ästhetischen Eindrücken. Da diese Beziehungen konstant sind, gemäss der Natur unserer Seele regelmässig eintreten, entwickelt sich aus der Vereinigung dieser festen ästhetischen Elemente ein Muster oder Typus des Geschmacks (standard of taste). Eine ästhetische Kritik ist deshalb möglich, der Geschmack hat Allgemeingiltigkeit. Home erkannte die eigene Schönheit, welche der schöne Gegenstand für sich in der sinnlichen Auffassung erregt, und die Schönheit, die aus den im Denken hinzutretenden Beziehungen des Gegenstandes (den Associationen) entsteht. In allen diesen Punkten zeigt sich die grösste Uebereinstimmung zwischen ihm und Fechner. D. macht aber auf die Schwierigkeiten und die Grenzen dieser Methode scharf aufmerksam, vor allem auf die zeitliche Schranke, da alles Experimentieren nur Individuen einer bestimmten Zeit und daher einer bestimmten Art zu berücksichtigen vermöge, wobei die Gewöhnung eine grosse Rolle spiele und sich ein Unterschied von der Gewöhnung in einer anderen Zeit einstelle. Dann könne diese Aesthetik wohl die regelmässigen Beziehungen bestimmter Eigenschaften des Objektes zu den Gefühlen aufdecken, nicht aber die Einheitlichkeit aller wirkungskräftigen Eigenschaften an dem Objekte erforschen; der Zusammenhang der einzelnen gesetzlichen Verhältnisse bleibe verborgen. Hier sucht nun die historische Methode zu ergänzen. Sie berücksichtigt in erster Linie die schöpferischen Köpfe und die wirkungsfähigen Kunstwerke, verwertet die Psychologie zur Erkenntnis der Thatsachen und sucht das schöpferische ästhetische Vermögen zu zergliedern. D. sieht vier Momente wirksam in der neueren Aesthetik: das schaffende Vermögen der Menschennatur, das Verhältnis dieses Vermögens zum naturschönen Objekt, das Verhältnis des Kunstwirkens zu den Bedingungen und Mitteln der Darstellung, den Zusammenhang der Kunstentwicklung mit dem Verlauf der Kultur und des geistigen Lebens. Er sucht nun zu zeigen, wie die historische Methode die Lücken der beiden anderen, der rationalen und der experimentellen ausfülle, die Analyse des Eindrucks ergänze durch die des Schaffens und die Einheit und Ordnung im Mannigfaltigen ersetze durch ein in die Bestandteile hineintretendes seelisches Innere. Aesthetisches Auffassen der Wirklichkeit, Schaffen des Künstlers und Geniessen des Kunstwerks sind nahe verwandte Vorgänge. Nicht in einem Aggregat von Lustgefühlen ist die Bedeutung des Kunstwerks gelegen, sondern in der Steigerung unserer Gemütslebendigkeit, mit der zugleich eine Befriedigung unserer Sinne und eine Erweiterung unserer Seele gegeben sind. Klassisch nennt D. jenes Kunstwerk, das eine so anhaltende und totale Befriedigung in den

Menschen verschiedener Völker und Zeiten hervorbringt. Nicht in einem abstrakten Schönheitsbegriff, sondern in dieser Wirkung liegt die Entscheidung über die Echtheit und den Wert eines Kunstwerkes. Es giebt keine absolute Schönheit, keine wahre Richtung im Gegensatze zu den falschen, sondern nur eine Kraft, eine Macht, die alles andere überwindet und die Menschen zwingt, sich den Gesetzen einer Kunstform zu fügen, mit den Augen des Künstlers zu schauen. Da nun das künstlerische Genie durch den allmächtigen Drang getrieben ist, sein Inneres in Bildern zu versinnlichen, haben alle wahren Kunstwerke ein gemeinsames Gepräge, wenn sich in ihnen auch verschiedene Schemata des ästhetischen Auffassens zeigen. Die einzelnen Künste scheinen D. aus drei Wurzeln zu entspringen: die einen wollen das von der Natur Hervorgebrachte oder den menschlichen Zwecken Diensame verschönern (Höhepunkt: Architektur), die andern ahmen nach (Malerei, Skulptur, Epos und Drama), die dritte sucht den Affekt im Ausdruck zu entladen und mitzuteilen (Tanz, Lyrik, Musik). D. entwickelt den Begriff Stil, innere Form, den er dort findet, wo der Stoff den ihm eingeborenen Kunstgesetzen entsprechend behandelt ist; denn es giebt bestimmte Anforderungen, die nicht von der Aesthetik ersonnen, sondern durch die Natur der Sache gegeben sind. Der Naturalismus ist nur Opposition gegen eine verbrauchte, abgenutzte Art, die Wirklichkeit aufzufassen und darzustellen, denn die Wirklichkeit giebt es innerhalb des Bewusstseins überhaupt nicht, sondern nur vermittelst des Durchgangs der Bilder durch einen genial auffassenden Kopf, der von einem besonders eindruckskräftigen Punkte aus — D. nennt ihn den „Eindruckspunkt“ — den Zusammenhang des Wirklichen erfasst; dabei wird er entweder Züge des Wirklichen ausschalten, oder verstärken und mindern; „arbeitet der Künstler besonders durch Ausschaltungen, so entsteht eine hohle verblasene Idealität“, benutzt er besonders Verstärkungen und Minderungen, so entsteht die charakteristische Kunst. So hat D. in seiner andeutungsvollen Skizze nicht nur kritisch das bisher von der Aesthetik Geleistete beleuchtet, sondern auch gezeigt, was sie noch zu thun hat, und hat nicht vergessen, die eigentümliche Stellung fest zu umreissen, die sie einnehmen muss; es fällt ihr nicht ein, dem schaffenden Künstler Vorschriften geben, sein Schaffen beeinflussen zu wollen, sie möchte nur in der Kunstwissenschaft, in der Kunstkritik und in den Debatten des Publikums gleichsam „das lebendige Milieu von Teilnahme, Wertschätzung der Kunst und das Gefühl ihrer höheren Bedeutung erzeugen, dessen der Künstler bedarf, und von welchem das Fortschreiten der Kunst erheblich beeinflusst wird“. Dieser Aufsatz ergänzt also sehr willkommen D.s Bausteine zu einer Poetik und verdient genaue Erwägung; hoffentlich wird der Vf. das, was hier angedeutet ist, in grösserem Zusammenhang ausführen. —

Einen anderen Zweck als Dilthey verfolgt Sommer[2]) mit seiner Preisschrift, welche dem Andenken H. von Steins gewidmet ist. Er will das Entwicklungsgesetz darlegen, welchem die psychologischen und ästhetischen Lehren von Cartesius bis Schiller gefolgt sind, nicht aber das Thema erschöpfen. Es kommt ihm nicht darauf an, ein Schema von verschiedenen „Schulen“ aufzustellen, sondern die Entwicklungsgeschichte der leitenden Ideen zu entwerfen, die in den verschiedensten Köpfen und Schulen auftauchen. Das bezeichnet er (S. 433) geradezu als seine „Methode“. Sein Ziel ist auch, die Wechselbeziehungen von Psychologie und Aesthetik zu erfassen und die allmählichen Umbildungen beider in ihrer Wechselbeziehung. Seit die Lehre von den Empfindungen zum Mittelpunkte auch der Aesthetik gemacht wurde, kommen Psychologie und Aesthetik in so innige Verbindung, dass eine gesonderte Geschichte beider unmöglich erscheint (S. 2). Zugleich werden beide nur im Zusammenhange mit dem ganzen Geistesleben verständlich. S. sucht nun die Bindeglieder zwischen der Metaphysik von Leibniz-Wolff und der kritischen Philosophie Kants einerseits, zwischen der an Leibniz-Wolff anknüpfenden Aesthetik Baumgartens und der von Kant beeinflussten Schillers andererseits aufzudecken. Dabei berücksichtigt er nicht so sehr die Systeme, als die entwicklungsfähigen Keime. Dies bezeichnet besonders das Einleitungskapitel, in welchem die Wolffschen Lehren nach ihrer Fruchtbarkeit aufgezeigt werden; S. weist darauf hin, dass Wolff „seinem wesentlichen Charakter nach mehr Cartesianer als Leibnizianer ist, wenn er auch Leibnizens Monadenlehre dogmatisiert hat“, dass er aber auch auf die ganze Folgezeit der deutschen Aesthetik von grundlegender Bedeutung wird. Ohne seine Andeutungen wäre Kant, wäre Lessing, Schiller, selbst Herder nicht verständlich. Dies deutet S. in grossen Zügen an und wendet sich dann Meiers Aesthetik und Psychologie zu. Baumgarten lässt er ausser Acht, weil schon H. von Stein und Braitmaier dessen Aesthetik gewürdigt haben; es wäre aber im historischen Zusammenhange jedenfalls auffallend, dass der eigentliche Urheber übergangen, der Be-

---

2) R. Sommer, Grundzüge e. Gesch. d. dtsch. Psycholgie u. Aesthetik v. Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller. Nach e. v. d. kgl. preuss. Ak. d. Wiss. in Berlin preisgekrönten Schrift d. Vf. dargest. Würzburg, Stahel. XIX, 445 S. M. 10,00.

arbeiter eingehend berücksichtigt wird, wenn nicht S. gerade Meier als denjenigen bezeichnete, der zum Rationalismus Wolffs die englischen Einflüsse Lockes und Bacons hinzufügte und dadurch die Aesthetik förderte. Zur Lehre vom Schönen tritt der englische Empirismus, zu Wolffs Methode die Lehre vom Experiment. Dadurch gewinnt die „Aufmerksamkeit“ eine andere Bedeutung, es wird die Welt als eine geistige Erscheinung des Subjekts, das Empfinden, und damit auch das Aesthetische (der Geschmack), als etwas Individuelles bezeichnet, es wird die Empfindung, innere wie äussere, als eine Veränderung der Seele gefasst. Den Vorzug Meiers gegenüber den englischen Mustern, der besonders in seiner Psychologie hervortritt, sieht S. in der Hervorhebung der Verstandesthätigkeit bei Verwertung des sinnlichen Materials und in der genaueren Methodenlehre. Aus den Resultaten der Psychologie sei nur hervorgehoben, dass Meier die Psychologie als die Grundwissenschaft auch der Aesthetik erkannte, dass er das „Dichtungsvermögen“ in einem weiteren Sinn auch als die Kraft auffasste, „erdichtete Gattungsbegriffe“ zu bilden, was dann wieder für die Aesthetik Sulzers wichtig wird. Des Casimir von Creuz „Versuch über die Seele“ findet darum Würdigung, weil einmal bei ihm der Begriff der „Selbstthätigkeit“ an Stelle des Begriffs des reinen unsinnlichen Erkenntnisvermögens tritt, was bei Schiller Frucht bringt, und dann, weil ihm eine Stufenfolge der Wesen vorschwebt, die später besonders Herder annahm. Er zeigt übrigens Einwirkung des Pietismus und war darum der „inneren Erfahrung“ geneigt. Zwischen dem Einfachen und Zusammengesetzten, zwischen dem rein Geistigen und rein Materiellen nimmt er „Mitteldinge“ an. Solche Männer wie Creuz, wie Ploucket bespricht S., weil er „die philosophische Entwicklung von Cartesius bis Herder im wesentlichen als eine fortschreitende Naturbeseelung“ betrachtet; darum zieht er auch des H. S. Reimarus Schrift über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion herbei, weil durch die Tierpsychologie am stärksten die Wendung von Descartes „Automatismus“ der Tiere zu Herders „Pandynamismus“ vorbereitet wird. Da nun wieder die Herdersche Idee von einer intramundanen, göttlich wirkenden „Naturkraft“ ihre Parallele bei Schiller findet, der „Leben in der Gestalt“ zum Kern seiner Aesthetik macht, ist es begreiflich, dass S. solche scheinbar fernliegende Werke mitberücksichtigt. So scheint ihm das richtige Verständnis von Reimarus „den Schlüssel zum Verständnis der Entwicklungsgeschichte des Herderschen Geistes“ abzugeben. Reimarus vereinigt Wolff und Locke, ist aber trotzdem kein „populärer Eklektiker rationalistischer Richtung,“ sondern „eine Persönlichkeit für sich.“ S. zeigt, dass die von ihm erkannten Begriffe „Bestimmtheit“ und „Bestimmbarkeit,“ worunter er die Fähigkeit der Seele, von Eindrücken zu besonderen oder zu mannigfaltigen Aeusserungen ihrer Kräfte angeregt zu werden, versteht, „direkt“ in Schillers Aesthetik übergegangen seien. Dann betrachtet S. nicht Meier, sondern Mendelssohn als „den wirklichen Dogmatiker der Baumgartenschen Schule“; Mendelssohns Bedeutung für den Fortschritt von Psychologie und Aesthetik liege in seiner Behandlung der Empfindungen, doch müssten wir uns hüten, aus seinen widerspruchsvollen Aeusserungen mit Vernachlässigung seiner Entwicklung ein System seiner Psychologie entwerfen zu wollen, weil sich seine Ansichten in einem fortwährenden Umbildungsprozesse befinden, was an dem typischen Beispiel des Versuchs, eine mathematische Bestimmung der Bewegungskräfte in der Seele zu treffen, klar gezeigt wird. Diese Umbildung bedeutet im Grunde fortschreitende Assimilation zwischen den Einflüssen der Engländer und Franzosen (Burke, Shaftesbury, Dubos) und der Leibnizschen Psychologie. Aus Mendelssohns Gedanken ist die Hervorkehrung der subjektivistischen Seite jeder Objektvorstellung für Kant und Schiller bedeutsam, ferner die Einfügung des ästhetischen Gefühls zwischen die beiden Extreme „Denken“ und „Begehren.“ Nun bringt Lambert mit seiner Ausdehnung des Begriffes „Schein“ ein neues, überaus fruchtbares Moment für die Aesthetik. Er erkennt die Doppelnatur des sinnlichen Scheines, der nicht an sich eine Täuschung ist, sondern nur durch Vorurteile und falsche Schlüsse zum Irrtum wird, wie er uns bei richtiger Erfassung zur Wahrheit führen kann. Es schiebt sich demnach zwischen das Wahre und das Falsche noch ein Mittelding, der Schein, und in dieser Bedeutung ist der Begriff in die „klassische Aesthetik“ übergegangen. Lambert selbst hat übrigens die ästhetische Anwendbarkeit des Begriffs erkannt. Auch der Ausspruch Lamberts, dass schliesslich alles, was an einem Dinge nicht Materie ist, Form genannt werde, hat die grösste Wichtigkeit für Schillers Aesthetik, weil er uns lehrt, dass wir mit dem Worte „Form“ eine beschränktere Bedeutung verbinden als die Zeit Schillers. An den 1765 erschienenen Neuen Versuchen von Leibniz hebt S. besonders „den Gedanken der fortwährenden Wirksamkeit der Seele und der fortwährenden unmerklichen Umgestaltungen in unserm Seeleninhalte“ hervor, weil dadurch die Aesthetik auf die Psychologie des schaffenden Vermögens im Künstler geführt wurde. S. zeigt nun in Umrissen, aber sehr überzeugend, wie genau mit dem Leibnizschen Gedankenkreise Lessings Aesthetik zusammenhängt, wie besonders die drei wichtigen Begriffe: Wahrscheinlichkeit, Charakter, Genie

die Subjekte des Anschauenden, der handelnden Personen und des schaffenden Künstlers wiederspiegeln, also zum Subjektivismus von Leibnizens Philosophie gehören. Aber Lessing behält auch einen stark rationalistischen Zug, zumal in der Auffassung des nach „Absicht“ schaffenden Genies, und erscheint darum als ein Uebergang von Leibniz zu Herder. Was die Ausführunger über die Tragödie in der Dramaturgie betrifft, so sieht S. ihren Kern nicht in der Beziehung auf Aristoteles, sondern in der Lehre von den „gemischten Empfindungen,“ die Mendelssohn auf Grundlage des Briefwechsels von 1756—57 ausgebildet hatte. Die mit der Leidenschaft als einer blossen stärkeren Bestimmung unserer Kraft verbundene Lust, so deutet S. hier schon an, hat in der deutschen Aesthetik die Lehre zur Folge, dass der Zweck der Kunst das Vergnügen sei, die Schillersche Auffassung des Erhabenen und Kants Lehre von der subjektiven Zweckmässigkeit der Natur für unser Erkenntnisvermögen. Sehr viel höher, als gewöhnlich geschieht, schlägt der Vf. die Bedeutung Sulzers an, dessen „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ nach ihrem Ideeninhalt geprüft wird. Zu diesem Zwecke fasst S. die alphabetisch geordneten Artikel systematisch zusammen und erläutert sie mit Rücksicht auf Leibniz. Nur scheint er dabei doch mehr aus Sulzers Bemerkungen herauszulesen als darin steht, so wenn er in einem Satze, dass jeder Begriff ästhetisch und schön werden könne, falls wir uns der von ihm erweckten Empfindung hingeben, ohne näher zu unterscheiden und zu untersuchen, wie die Sache beschaffen sei, einen Keim für die Lehre von der Ideenschönheit erblickt. Es scheint aber nur die Lehre von der geringeren Deutlichkeit der als schön empfundenen Begriffe zu sein, was Sulzer vorschwebt, ohne dass er freilich scharf dabei bliebe. S. zeigt, wie bei Sulzer der Geist Rousseaus sich mit der Leibnizschen Psychologie verbindet, und dadurch die grosse Aehnlichkeit mit Schillers ästhetischen Ansichten sich einstellt; es fehlt Sulzer nur der revolutionäre Zug, er verwirft nicht die einseitige Verstandesbildung, sondern verlangt nur neben ihr auch die Ausbildung der Gemütskräfte. Sulzer fasst die Nachahmung der Natur als ein Schaffen vollkommener Kunstwerke aus angeborener Schöpferkraft ohne pedantische Nachbildung natürlicher Formen: darin folgt ihm Schiller in den Kalliasbriefen. Sulzer fasst das Genie als unbewusst vernünftig schaffend, weil er es nicht mehr mit dem nach weiser Absicht den künstlichen Weltenbau gestaltenden Gotte Leibnizens, sondern mit der „Naturkraft“ vergleicht. Das steht im Zusammenhang mit der Geistesentwicklung und wirkt weiter. Besonders hervorgehoben muss werden, wie S. (S. 217) die ästhetischen Arbeiten Schillers an dem Programm einer Poetik misst, das Sulzer im Artikel „Dichtkunst“ entwirft. Daran schliesst der Vf. eine kurze Geschichte des Naturalismus und Idealismus im 18. Jh., für die besonders die Auffassung des musikalischen Dramas, der Oper, bedeutsam wird. Auch hier geht Sulzer wieder voran, der zudem durch die Aufnahme des Begriffes „Ungezwungenheit“ in die Bestimmung des Kunstwerkes (neben „Vollkommenheit“ und „Zusammenhang“) Schillers „Nicht-von-aussen-bestimmtsein“ vorbildet. Ebenso wie Sulzer würdigt S. dann Eberhard und Tetens, diesen als Vorläufer Kants, und wendet sich hierauf dem Schriftchen vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele zu, um Herder als einen Wendepunkt im deutschen Geistesleben zu schildern. Den Gedanken der Naturbeseelung, die Uebertragung der Hallerschen Muskelphysiologie auf die Psychologie, die Betonung der inneren Erlebnisse im einzelnen und die Forderung einer Specialpsychologie sind Herders Neuerungen. Bei Feder hebt S. hauptsächlich die Idee heraus, die Neigung zum Spiel für einen Haupt- und Grundtrieb des menschlichen Willens zu erklären: dadurch fällt auf Schillers „Spieltrieb“ das Licht historischen Zusammenhangs. Nachdem kurz noch Moritz geschildert ist, wendet sich S. der Aesthetik Kants zu, um nachzuweisen, dass seine Analytik des Schönen zwei prinzipiell verschiedene Gruppen von Begriffen formell, aber nicht inhaltlich vereinigt; einmal Subjektivismus, dann aber Verneinung seiner Konsequenzen. Indem Kant den Begriff der „subjektiven Zweckmässigkeit“ bildet, folgt er der Lehre von der Vollkommenheit eines Kunstwerkes, die „in der Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zu einem Bestimmungsgrunde“ besteht; es wurde für den allgemeinen Begriff des „Bestimmungsgrundes“ allmählich im Verlaufe der Entwicklung der engere Begriff des „Planes“, dann des „Zweckes“ eingesetzt. Gegenstände, die in der Zusammenstimmung des Mannigfaltigen „Zweckmässigkeit“ aufweisen, galten als schön. Nun wurde jedoch unter Einfluss der Leibnizschen subjektivistischen Psychologie die „Einheit,“ zu welcher die einzelnen Teile eines Gegenstandes „zweckmässig“ zusammenstimmen sollten, die menschliche Seele betrachtet, und so entsteht der Kantsche Begriff der „subjektiven Zweckmässigkeit.“ Auch seine Feststellung, dass das Schöne nichts mit Begriffen zu thun habe, sei nur eine scharfe Fassung dessen, was die auf Leibnizens Empfindungslehre weiterbauenden Aesthetiker längst ausgesprochen hatten. Schiller wendet sich eben gegen den Subjektivismus von Kants Aesthetik, gegen das unbedingte Preisgeben eines objektiven Schönheitsprinzips. Andererseits nun verwirft Kant die extremen Aeusserungen derjenigen Denkart, die doch gerade

die Hauptgrundlage seiner ästhetischen Lehren ausmacht. Er sagt, schön sei, was „ohne Interesse“ gefalle. Dadurch verwirft er den Satz, die Kunst wolle das Vergnügen bewirken. Kant folgt dagegen den Konsequenzen des Subjektivismus in seiner Lehre vom Erhabenen, in der sich Schiller mit ihm genau berührt. Was nun die Analyse der Schillerschen Aesthetik (S. 365—432) betrifft, so giebt S. nicht eine systematische Darstellung mit Berücksichtigung der allmählichen Entwicklung von Schillers Ansichten, sondern eine Auflösung dieser Aesthetik in ihre Elemente, um dadurch das Eigentum Schillers möglichst scharf auszuscheiden. Nachdem er zuerst Schillers philosophische Vorbildung geschildert hat, wobei sich schon zeigt, dass Kants Ansichten bei Schiller auf verwandte Seiten trafen, bespricht er die Kalliasbriefe, hauptsächlich zur Vermeidung von Irrtümern; er macht nämlich auf die besondere Bedeutung aufmerksam, in der Schiller einzelne Ausdrücke braucht. So nennt Schiller, welcher die gegenständliche Welt als Phänomen des Geistes auffasst, das von diesem Phänomen, was direkt als Sinnesqualität den äusseren Eindrücken entspricht: „sinnliches Material“; dahingegen das, was nah unseren Geistesgesetzen hinzukommt, die Art, wie das sinnliche Material verbunden wird, nennt er „Form;“ die formgebende Thätigkeit des Geistes heisst ihm Vernunft, sie ist also das Vermögen der Verbindung. Zum Verständnis der Schillerschen Aesthetik sei ferner notwendig, die personifizierenden Ausdrücke nach ihrem Inhalte, den gemeinten psychologischen Vorgängen, zu erfassen. Schiller hält das Schöne für sinnlich-objektiv, d. h. er legt in die angesehenen Gegenstände Empfindungsinhalte hinein; unsere Seele ist imstande, ihre Willenserregung in den Gegenstand als Seele hineinzulegen, so dass es scheint, als sei der Gegenstand durch eigene lebendige Kraft beherrscht. Die praktische Vernunft, das Vermögen, Vorstellungen mit dem Willen zur Handlung zu verbreiten, kann bei Betrachtung eines Naturwesens entdecken, dass es durch sich selbst bestimmt ist, dann schreibt sie ihm Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Tritt nun in uns zu einer Anschauung, die aus dem sinnlichen Material gestaltet worden ist, eine Erregung, und zwar das Gefühl der Kraft, und legen wir dieses subjektive Element dem Gegenstande als Seele, als bewegende Kraft bei, so dass er frei durch sich selbst bestimmt erscheint, so nennen wir den Gegenstand schön. Die lebendigen Kräfte, welche in die Massen hineingelegt werden, nennt Schiller „Autonomie des Organischen.“ Die „Form“ ist für Schiller also „lebendige Kraft.“ Die lebensvolle Anschauung des Organischen, die Schiller mit Herder teilt, giebt den Schlüssel zu seinem ästhetischen Denken, nicht Kants Kritik der Urteilskraft. Das führt S. des Näheren aus. Die rationell-empirische Methode, deren sich Schiller bedient, erinnert am meisten an Moritz; obwohl Schiller eigentlich deduktiv vorgehen will, sieht er bald, dass dies nicht durchführbar sei, und wird induktiv. In den Briefen über ästhetische Erziehung wiederholt sich dieser Uebergang von Deduktion zu Induktion, wie sich in ihnen überhaupt die Antithetik in glänzender Weise zeigt, freilich mit dem Versuche, die Antithesen zu vereinigen. „Leben“ und „Gestalt“, entsprechend den Begriffen „Person“ und „Zustand,“ Empfindungsinhalt und Form schliessen sich zusammen zur „lebendigen Gestalt,“ das ist zur Schönheit; ja weiter: Rationalismus und Empirismus, diese Antithesen, werden vereinigt in seiner rationell empirischen Methode. Allmählich, das hat S. gezeigt, hatte sich in Deutschland unter Einwirkung der Leibnizschen Psychologie der Phänomenalismus entwickelt; bei Schiller schränkt er sich auf die Welt des „Scheines“, auf das ästhetische Gebiet ein. Der Vf. meint, Schiller habe in den ästhetischen Briefen „das philosophische Drama seines Jh.“ geschrieben, er habe das gesamte, bis dahin in der deutschen Philosophie geprägte Begriffsmaterial zum Ausdruck seines Gedankens verwendet. Ja, S. sieht in Schillers ästhetischem Phänomenalismus „das schönste Produkt des philosophischen Denkens im vorigen Jh.“, zu dem wieder zurückgekehrt werden sollte. Auf die weiteren Schriften Schillers geht der Vf. nicht mehr ein, er will eben nur „Grundzüge“ einer Geschichte geben. In 12 Thesen fasst er die Resultate seiner Betrachtung von Schillers Aesthetik zusammen, so dass noch einmal das wesentlich Neue hervorspringt. Niemand darf an S.s Buch vorübergehen; es mangelt die Vollständigkeit, wichtige Erscheinungen fehlen, besonders die Schweizer, aber das war des Vf. Absicht, er konnte sich auf die Bücher von Steins und Braitmaiers beziehen und wollte nur einige Hauptpunkte der Entwicklung berühren. Worauf es ihm ankam, das lehren die fünfzig „Leitsätze“, mit denen er sein Werk beschliesst; sie sind zugleich, da bei jedem Satz die einschlägigen Seiten des Buches angegeben werden, ein Surrogat für das fehlende Sachregister; ein solches hätte gerade bei einer Ideengeschichte mehr Wert gehabt, als das sorgfältige Namenregister. Das Werk zeichnet sich durch grosse Klarheit der Darstellung aus, und die zahlreichen Wiederholungen sind geradezu eine Wohlthat[2a-3]). —

Während Sommer in seiner ausgezeichneten Darstellung eine Geschichte der Ideen giebt und klarzulegen sucht, wie sie sich um- und weiterbilden, wie jeder neue

— 2a) × D. Jacoby, K. Ph. Moritz (Ausg. v. Auerbach, Monographie v. M. Dessoir): DLZ. 13, S. 849-51. — 3) ○ × B. Bosanquet, A. History of aesthetic.: WestmR. 138, S. 698-700. — 4) O. Harnack, D.

Forscher in dem Gebiete der Aesthetik auf seinen Vorgängern fusst und sie ergänzt, während er die Entwicklung von Leibniz bis Schiller im Auge hat, greift Harnack [4]) aus der Fülle der Erscheinungen einen kleinen Kreis heraus, um ihn nach allen Seiten hin zu durchwandern. Zwar hat er sein Buch „Die klassische Aesthetik der Deutschen" genannt, doch schränkte er sein Thema durch den Nebentitel „Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schillers, Goethes und ihrer Freunde" willkürlich ein. Freilich verfolgte er, nach seiner Vorrede zu urteilen, nur das Ziel, aufzuweisen, dass in Schillers, Goethes und ihrer Freunde Aesthetik die Grundlage für eine wissenschaftliche Aesthetik vorhanden sei, und wollte sich gegen die Verwerfung der gesetzgebenden Aesthetik wenden. Aber er löste das Thema so einseitig ab, dass wir thatsächlich weder die klassische Aesthetik der Deutschen, noch die Aesthetik der deutschen Klassiker, sondern eine Schilderung der im Kreise der Weimarer Kunstfreunde massgebenden Ansichten erhalten. Auch wird die äussere Geschichte stärker berücksichtigt als die innere, überdies zu häufig den besprochenen Autoren das Wort erteilt, so dass zwar die grosse Schwierigkeit ideengeschichtlicher Betrachtung: das klare Herausarbeiten des Ideenzusammenhanges vermieden wird, dafür aber viel weniger geboten erscheint, als man erwarten durfte. Immmerhin muss das Werk als ein dankenswerter Beitrag nicht so sehr zur Geschichte der Aesthetik, als zur Geschichte des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe bezeichnet werden und darf auch in seiner Beschränkung den Anspruch auf Würdigung erheben. In seiner Einleitung zeichnet der Vf. klar und übersichtlich den historischen Verlauf des Freundesbundes, der sich um den idealen Mittelpunkt Weimar zusammenfand. Von Goethes Seite kommt Heinrich Meyer hinzu, während sich zu Schiller der stille Dresdener Denker Körner gesellt, und Wilhelm von Humboldt mit beiden Richtungen in Fühlung tritt. Die Verbindung Goethes und Schillers wird in ihrer Bedeutung und ihren Resultaten gekennzeichnet. H. charakterisiert die beiden Zeitschriften, die Horen und die Propyläen, als die beiden Centra und schildert das Auseinandergehen der idealen Gesellschaft nach dem Tode Schillers, sowie infolge der heraufziehenden Romantik. So erhalten wir in der Einleitung das Gesamtbild, von dem sich nun die einzelnen Bestrebungen abheben können. Hierauf wendet sich H. zuerst dem „Gedankenkreis der Horen", dann dem der Propyläen zu, wobei es an Wiederholungen nicht fehlen kann und die Klarheit leidet. In Schillers Aesthetik erkennt H. drei Phasen: die autodidaktische, die Periode des Kallias mit ihrem Streben, die Lücke in Kants System auszufüllen und die Schönheit nicht bloss im auffassenden Subjekt, sondern auch im betrachteten Objekt zu finden, endlich die Kantische, in der Schiller die Schönheit wie Kant in einer Auffassungsfähigkeit, also einer Eigenschaft des Subjekts erkennt. Diese dritte Epoche, die mit dem Freundschaftsbunde zusammenfällt, bildet den eigentlichen Gegenstand der Betrachtung, während die früheren nur zum Vergleich herbeigezogen werden. Die entscheidende Bedeutung von Schillers ästhetischer Forschung sieht der Vf. darin, dass mit dem Kantschen Gedanken von dem subjektiven Charakter des Schönen Ernst gemacht wird, dass aber Schiller durchaus nicht allen Individuen für die Erkenntnis des Schönen gleichen Wert beimass, sondern aus dem Erkennen und Empfinden des zu innerer Einheit entwickelten und gebildeten Menschen den Masstab des Schönen entnahm. Mehr referierend als untersuchend wird dies dargestellt: es werden einzelne charakteristische Stellen hervorgehoben, von allen Seiten erwogen, erläutert; dadurch ergiebt sich aber ein etwas zerfliessendes Bild. Besser gelungen erscheinen die Bilder der kleineren Leute, besonders der Abschnitt über Körner ist rühmend hervorzuheben. In dem zweiten Teile bleiben wir mit H. zu sehr im einzelnen stecken und verlieren durch die fortwährenden Anführungen, Ausführungen, Einschränkungeu und Verweisungen jeglichen Ueberblick; auch hat es der Vf. unterlassen, das Wesentliche zusammenzufassen. Hervorgehoben sei von dem Detail nur, dass Goethe mit dem Gast im „Sammler und die Seinigen" (5.—6. Brief) den Aesthetiker Hirt gemeint habe. Für Meyer scheint mir H. nicht viel über Weizsäcker hinausgekommen zu sein, wenn er auch etwas näher auf Meyers Ansichten eingeht; es fehlt die innere Einheit in der Darstellung, und alles ist zu skizzenhaft gehalten. H. deutet zwar den tiefen Einfluss Goethes auf Meyer an und hat manches Einschlägige hervorgehoben, allein es fehlt das Systematische in seiner Behandlung, wir bekommen nur die Teile, die sich wohl in H.s Auffassung, nicht aber in seiner Darstellung zu einem Ganzen zusammenschliessen. Erwähnt sei, dass H. für Meyer den hs. Nachlass verwerten konnte. Sehr zu rühmen ist der kurze Abschnitt, der Goethes und Meyers Einwirkung auf die Ansichten Schillers nachweist, nur ist auch er zu kurz geraten. Nach einer anhangsmässigen Betrachtung der

---

klass. Aesthetik der Deutschen. Würdigung d. kunsttheoret. Arbeiten Schillers, Goethes u. ihrer Freunde. Mit d. Facsimile e. ungedr. Gedichts v. Schiller. Leipzig, Hinrichs. VIII, 243 S. M. 5,00. [M. Kronenberg: NatZg. N. 587; R. Prölss: LZg[B]. N. 134; A. Döring: PrJbb. 70, S. 275-88; E. E.: LCBl. S. 1077/8; O. Harnack: PrJbb. 70, S. 366/8; E. Elster: LCBl. S. 1558; M. Groeben: BLU. S. 401/3; J. Minor: GGA. S. 657-63; N&S. 63,

Schauspielkunst, beklagt H. im Schlusskapitel den Umschwung, der sich in Deutschland nach Schillers Tode vollzog, das Wirken der Romantiker mit ihren immer reaktionäreren Bestrebungen, das Wirken der liberalen oder radikalen Dichter und schüttet die ganze Schale seines Zornes über Hegel aus, was Kronenberg in seiner interessanten Besprechung zu einem lauten Proteste veranlasste. Mit einem trostreichen Ausblick auf die erneute Schätzung unserer Klassiker auch in ihren ästhetischen Arbeiten beendet H. sein Werk, das im übrigen durch die Wärme der Begeisterung, die Vertrautheit mit dem Stoffe und die bei aller Bewunderung schlichte Darstellung angenehm auffällt. Es ist merkwürdig zu sehen, dass er die Aesthetik Schillers und Goethes als die klassische deutsche hinstellt, während E. von Hartmann in dem geschichtlichen Teile seiner Aesthetik mit Hochmut auf diese Populärästhetiker herabgeblickt hatte. Die Recensenten von H.s Buch nehmen an der Wertschätzung, die der Vf. den Ansichten der beiden Klassiker beilegt, keinen Anstoss, wenn sie auch keineswegs blind sind gegen die Mängel der Arbeit. —

Neben diesen umfassenderen Betrachtungen sind noch einige Arbeiten zu nennen, die specielle Fragen oder einzelne Aesthetiker historisch behandeln. Ueberaus glücklich wird der Streit, der durch das Erscheinen von Corneilles Cid hervorgerufen wurde, von Hunger[5]) dargestellt; mit sicherer Kenntnis des ganzen reichen, zum Teil neu herbeigezogenen Materials, das ein „Anhang“ sorgfältig verzeichnet, mit genauer Berücksichtigung der Chronologie, zu deren Feststellung er geschickte Kombinationen verwertet, orientiert er uns über den Verlauf des Streites und die Hauptstreitpunkte. Man freut sich der Methode und der Darstellung und folgt mit Interesse der geschmackvollen und klaren Erzählung. Da es sich in dem Streite nicht bloss um das persönliche Moment, sondern auch um Sachliches drehte — um Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, Regelmässigkeit, Wahl des historischen Stoffes —, so muss dieser Schrift hier gedacht werden. Die Frage der drei Einheiten wurde von einzelnen am Streit beteiligten Schriftstellern erwogen, besonders eingehend von dem anonymen Vf. des „Examen de ce qui s'est fait pour et contre le Cid avec un Traité De la disposition du poeme dramatique et de la pretendue règle de 24 heures“; H. macht wahrscheinlich, dass nicht Mairet oder Claveret, sondern Jean Gilbert Durval diese Abhandlung geschrieben habe; sie vertritt die grösste dichterische Freiheit und verwirft die Forderung der Zeiteinheit als unfranzösisch. H. zergliedert das Urteil der Akademie, schildert die Aufnahme, die es fand, und bespricht im Schlussabschnitt den Einfluss des Cidstreites auf Corneille und auf das französische Theater. Er ist der Meinung, dass nicht das Akademieurteil die strenge Regelmässigkeit des klassischen französischen Dramas im 17. Jh. zur Folge gehabt habe, dass vielmehr schon vorher alles darnach angethan war, den Sieg der Regelmässigkeit zu erzielen. Dazu giebt er nun (S. 84) eine kurze Skizze und ergänzt so das von Otto (vgl. JBL. 1891 I 3 : 2) Ausgeführte, doch behält er nur Frankreich im Auge. Der Vf. geht von Jodelle aus, dessen Beispiel rasch Nachahmung fand, so dass Jacques Grévin in der Vorrede seines „César“ von neuen, nach den Vorschriften des Horaz und Aristoteles verfassten Tragödien spricht und jene tadelt, „qui font un discours de 2 ou 3 mois ès jeux de l' Université“; es folgen Ronsard und Jean de la Taille. Aber die Anwendung dieser Regeln ist noch nicht so streng, wie später; Garnier bewahrt sich z. B. seine Freiheit, bald beobachtet er die Regeln, so in „Hippolyte“ und „Juives“, bald lässt er sie unberücksichtigt, so in „Porcie“; ja sie kommen allmählich in Vergessenheit und schliesslich ausser Mode. Neuen Anstoss gaben einige unter dem Einflusse der italienischen Dichtung stehende Mäcene. Graf de Carmail und Kardinal de La Valette forderten Mairet auf „à composer une pastorale avec toutes les rigueurs que les Italiens ont accoutumé de pratiquer“. Mairet dichtete die Silvanire, versah sie mit der bekannten Einleitung und brachte dadurch die Einheiten wieder auf die Tagesordnung; Chapelain trat für sie ein und gewann Richelieu und damit die vom Kardinal abhängigen Dichter. Durval ist der letzte namhafte Gegner und sah nach Beendigung des Cidstreites die Vergeblichkeit weiterer Anstrengungen zu Gunsten der Freiheit ein (Vorrede zur „Panthée“ 1639). H. glaubt, dass Corneille schon vor dem Cidstreite zu stark von den Regeln beeinflusst gewesen sei, als dass man ihn ohne den Cidstreit für den Verfechter der Freiheit hätte halten können. „Melite“ ist noch ohne Einfluss der Regeln, sobald sie Corneille aber kennen lernt, passt er seine folgenden Stücke mehr und mehr an und sagt im Êpitre zu „la Suivante“ ausdrücklich, er habe die Regeln der Alten „assez religieusement“ befolgt, eine Haupthandlung, einen Ort und eine Zeit, die nicht länger ist als jene der Vorstellung, ja jeder Akt besteht aus 340 Versen. Im „Cid“ verstösst Corneille sogar gegen die Wahrscheinlichkeit, wie ihm auch die Akademie vorwarf, nur um die Zeiteinheit zu wahren. Er stand also schon

---

S. 406; Cultura 1, S, 309.]| — 5) E. Hunger, D. Cidstreit in chronolog. Ordnung. Diss. Leipzig, G. Fock. 89 S.

im Banne der Einheitsregeln, als die Akademie durch ihr Urteil zu Gunsten der Regelmässigkeit sich aussprach, und wurde dadurch nur etwas schneller zur strengen Beobachtung der Regeln geführt. —

Den schärfsten Ausdruck fanden sie in Boileaus Art poétique, von der Schwalbachs[6]) sehr brauchbare Schulausgabe in 2., vielfach verbesserter Auflage erschien; die Einleitungen behandeln kurz, aber ausreichend das Leben des Dichters und die Bedeutung der Art poétique, die Anmerkungen erleichtern das Verständnis des Textes, ziehen die Muster Boileaus, besonders Horaz, in ausreichendem Masse heran und erläutern die litterarischen Anspielungen. — Ulrichs Ausgabe[7]) bietet zu wenig[8]). — Schatzmann[9]) begeistert sich für die ästhetischen, litterarischen und ethischen Ideen, die Boileau in seinen Episteln ausspricht, und sucht dadurch die grosse Bedeutung dieses Dichters für die französische Litteratur verständlich zu machen; das Wichtigste wird mit Geschick hervorgehoben, nur fehlt in dem vielen Licht etwas der Schatten, was aber mit dem Zwecke der Schrift, die studierende Jugend für Boileau zu begeistern, notwendig verbunden erscheint. —

Für die Geschichte der deutschen Aesthetik und Poetik kommen nur wenige Schriften in Betracht. In seiner lesenswerten Monographie des bekannten Dichterlings B. Kindermann stellt sich W. Kawerau[10]) auf den kulturhistorischen, als den einzig möglichen Standpunkt; denn er findet in der litterarischen Massenproduktion des „Schwans der Havel" Kurandor nichts, was mit ästhetischem Masse gemessen des Aufhebens wert wäre; auch sein „Deutscher Redner" oder seine Poetik „Der deutsche Poet" gehören nur dem grossen Tross dieser Schriften an. K. belebt Kindermanns Biographie durch passend gewählte Citate aus seinen Dichtungen und charakterisiert den „Deutschen Redner" nach seinen Eigentümlichkeiten und Schwächen, gedenkt auch eingehend der Ueberarbeitung, die mit Kindermanns Zustimmung Kaspar Stieler der Spaten 1680 dem Werke zu Teil werden liess. Wie diese Schrift ein Mittelding zwischen Komplimentierbuch und Briefsteller ist, so will sein „Deutscher Poet" (1664) zur Geselligkeit beitragen und ein Handbuch der Gelegenheitspoesie liefern. Dass Kindermann nicht originell ist, versteht sich von selbst, er schöpft aus Opitz, Scaliger und Ronsard, aus Harsdörffer, Kaspar Ziegler und Johann Hübner. Das weist K. im einzelnen nach, der als einziges Verdienst dieser dickleibigen Poetik „die reiche, mit grossem Fleiss zusammengetragene Beispielsammlung" ansieht, während die theoretischen Abschnitte nur zeigten, „wie weit allmählich das Verkennen der wahren poetischen Muster gediehen war". Auch die eigene Poesey Kindermanns verrät in ihrem eklektischen Verfahren den talentlosen Versifex, der mit seinem „Lobgesang des Zerbster Bieres" die Motive der Trinklitteratur wiederholte mit seiner „Unglückseeligen Nisette" das ganze Arsenal des heroischen und galanten Romans plünderte, mit seinem „Buche der Redlichen" die Einkleidung dem Reiserenman entlehnte und in der eingelegten Lyrik die verschiedenen Formen seiner Zeit, sowohl die volkstümlicheren als die der Renaissancelyrik, nachahmte. Unter seinen Epigrammen bietet eines den Witz des Lessingschen „Auf das Jungfernstift zu **" K. fasst die Schilderung des Dichters in den Worten zusammen: „Er ist Nachahmer in allem, was er thut, und ist auch in seinen besseren Reimereien Manches nicht ohne Anmut und Wohlklang, so trägt doch das Meiste das Gepräge bürgerlich gelehrter Pedanterie und Nüchternheit. Er ist ein beachtenswertes formales Talent, aber über den Mangel dichterischer Anschauung und Empfindung vermögen auch die zierlichsten Renaissanceschnörkel nicht hinwegzutäuschen." Trotz dem scharfen Urteil über Kindermann, das er fällen muss, erweckt die unermüdliche Schreiblust Kurandors seine Sympathie und auch der Leser der Abhandlung fasst unwillkürlich eine gewisse Zuneigung für den Dichter. Dies ist ausschliessliches Verdienst der geschmackvollen, einfachen und sachlichen Darstellung K.s, der gezeigt hat, wie man einen Dichter des 17. Jh. behandeln soll. Es hätten nur noch zwei von Goedeke im Grundriss angeführte Schriften erwähnt werden sollen, sie fehlen bei K. auch im bibliographischen Anhang; wenn sie Kindermann fälschlich zugeschrieben wurden, hätte dies bemerkt werden können. —

Kindermann urteilte in seinem „Deutschen Poeten" sehr günstig über die Schulkomödien, besonders die Zittauer, die erst später durch Weises Thätigkeit eine litterarhistorische Bedeutung erlangten. Dagegen bekämpfte Karl Heinrich Sintenis, dessen Biographie Kaemmel[11]) gab, theoretisch und praktisch in seiner 1784 erschienenen Schrift „Von dem Unnützen, Lächerlichen und Schädlichen der Schulbühne" die ganze

M. 1,50. — 6) K. F. Schwalbach, Boileau, Art poétique. Erklärt. 2. Aufl. Berlin, Weidmann. 72 S. M. 0,50. — 7) W. Ulrich, Boileau, L' Art Poétique, e. Lehrgedicht in 4 Gesängen. Z. Schul- u. Privatgebr. mit Noten vers. Leipzig, A. Neumann. 16⁰. II, 58 S. M. 0,60. — 8) ○ × H. Eggers, Essai sur l' art poétique de Boileau .I. Progr. Warendorf. 4⁰. 35 S. — 9) G. Schatzmann, D. wichtigsten litt. u. ästhet. Jdeen in Boileaus Episteln. Progr. d. 2. dtsch. Staatsrealsch. Prag. 25 S. — 10) (III 2:23; 5:5). — 11) (I 10 : 53). — 12) ○ × E.

Einrichtung, musste jedoch selbst 1788—90 wegen der Einnahmen zeitweilig seine Zittauer Schüler spielen lassen.[12-15]) —

In seiner Einleitung zu Otto Ludwigs „Studien" hat Stern[16]) die Bedeutung dieses Werkes für die Aesthetik nur gestreift, aber trotzdem die wichtige Stellung innerhalb der modernen Litteraturentwicklung klar erkannt. Es kam ihm nur darauf an, den Unterschied zu begründen, der zwischen seiner und Heydrichs Anordnung der Studien besteht, wobei er in loyaler Art „die unvergleichliche Pietät, die unermüdliche und ausdauernde Hingabe Heydrichs" rühmt und bescheiden die Berechtigung auch noch anderer Anordnungen ausspricht. Während Heydrich die chronologische Folge der Aufzeichnungen beibehielt, suchte St. das Zusammengehörige, soweit es möglich ist, zu vereinigen, wobei er sich auf Ludwigs Tendenz bei einer Schlussredaktion berufen konnte. Die nächste Aufgabe wird nun sein müssen, das zerstreute Material systematisch zu bearbeiten, was jedesfalls viel berechtigter wäre, als die von anderer Seite versuchte Systembildung der Grillparzerschen Aesthetik. Erst seit St.s Publikation können wir den ganzen Reichtum von Ludwigs Studien halbwegs übersehen, wenngleich noch immer zahlreiche Vorstudien Hs. bleiben mussten; zwar die „Shakespearestudien" sind nur um Einiges vermehrt worden, was schon im letzten Berichte von A. Weilens zum Teil hervorgehoben wurde, — ich erwähne noch die Kritik des „Glöckner" und „Hinko" von der Birch-Pfeiffer wegen der scharfen Betonung theatralischer Konvenienz, von Geibels „Meister Andrea" wegen der unbarmherzigen Selbstkritik, endlich von Brachvogels „Narziss" wegen der geistvollen Ergründung des theatralischen Effekts, — dafür aber kamen ganz neue Studien über die epische Technik hinzu, vor allem die „Romanstudien" (2, S. 59—211), zu denen auch die Betrachtungen von Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe", von Höfers Novellen, von Hebbels „Mutter und Kind" und Auerbachs „Barfüssele" gehören. Ebenso scharfsinnig, wie in der Durchforschung des Dramas, erweist sich Ludwig hier, so dass seine „Romanstudien" zu den bedeutendsten Arbeiten für die Technik des Romans, der Novelle, der Epik überhaupt gerechnet werden können, und die beiden Bände „Studien" als einer der wichtigsten Beiträge zur „Poetik" zu rühmen sind. Er geht zwar meist von der Einzelerscheinung aus, hat aber dabei stets das Ganze nicht bloss der einen Dichtungsgattung, sondern der Poesie überhaupt im Auge und erwägt die Wechselwirkung zwischen Technik und Kunst. Er will nicht Regeln der Aesthetik aufstellen, sondern Regeln der Technik, aber insofern er das Zutreffende der technischen Mittel vom Unzutreffenden scheidet, giebt er auch Winke für die Aesthetik, verfährt also ganz so, wie dies nach Scherers Gedanken die Poetik thun soll. —

In diesem Sinne lässt die „normative Ästhetik" auch R. M. Meyer[17]) in seiner Verteidigung Scherers gegen Fleischer gelten, während er die Norm, abgeleitet „aus einer willkürlich ausgewählten Zahl von klassischen Beispielen", verwirft. —

Anders Carrière[18]); ihm ist die Aesthetik eine normative Wissenschaft wie die Logik und die Ethik, sie soll lehren, „nicht bloss wie gedichtet oder gemalt, wie über die Werke der Feder und des Meissels geurteilt wird, sondern wie sie ausgeführt und gewürdigt werden sollen." So schreibt Carrière ausdrücklich (S. 7); man traut seinen Augen nicht! Also die Aesthetik soll lehren, wie Werke des Meissels ausgeführt werden sollen, dann müsste der Aesthetiker ein Bildhauer sein und selbst einen Stein bearbeiten können. Das ist selbstverständlich nicht C.s Ansicht; darf man aber von einer normativen Aesthetik viel erwarten, die schon bei der Feststellung ihrer Aufgabe zu solchem Widerstreit führt? Der Vf. bekämpft den Materialismus, aber seine Waffen sind stumpf; seine Ausführungen wiederholen Bekanntes, Wichtiges und Beachtenswertes, aber die Wiederholung überzeugt nicht. Der Streit betrifft uns aber nur soweit, als er die Aesthetik berührt. Da meint nun C., der Materialismus verwerfe „die veraltete Aesthetik, weil sie eine Kunst verlangt, bei welcher uns wohl wird." Darin irrt aber C. vollständig. Scherer, von dem er ja ausgeht, wurde nicht dadurch von der bisherigen Aesthetik zurückgeschreckt, weil sie eine Kunst verlangt, bei der uns wohl wird, darüber braucht man kein Wort zu verlieren, sondern weil er weder einen wirklichen Einblick in das Wesen der Kunst von ihr erhielt, noch einen Erfolg bei ihr sah. Der Künstler, nicht der Aesthetiker schafft das Werk, und nur dadurch wird

---

Sandré, Schopenhauers Aesthetik. E. Studie. Czernowitz, Pardini. 8 S. M. 1,00. — 13) × L. Hofner, A. Schopenhauer u. d. Kunst: WIDM. 71, S. 140/3. — 14) ○ × Th. Achelis, G. Th. Fechner: N&S. 56, S. 272-96. — 14a) ○ × × J. E. Kuntze, G. Th. Fechner (Dr. Mises). E. dtsch. Gelehrtenleben. Mit 3 Bild. Leipzig, Breitkopf & Härtel. XI, 372 S. M. 6,00). |[LCBl. S. 911/3]|. — 15) × S. Bagge, A. Rubinstein als Aesthetiker: Gegenw. 41, S. 198-200. (Würdigung d. Aphorismen R.s. : S. o. I 9 : 26). — 16) O. Ludwig, Studien. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 1891. 549 S.; 460 S. M. 8,00. (Sonderabdr. d. 5. u. 6. Bd. d. Werke her. v. A. Stern u. Erich Schmidt, vgl. JBL. 1891. IV 4 : 128). — 17) R. M. Meyer, Fleischers: Ueber d. Möglichkeit e. normativen Aesthetik: DLZ. 13, S. 973/5. (Vgl. JBL. 1891 I 3 : 35; ferner BLU. S. 126, LCBl. S. 1356). — 18) M. Carrière, Materialismus u. Aesthetik. E. Streitschrift z. Verständigung. (= Gegen d. Materialismus. Gemeinfassl. Flugschriften her. v. H. Schmidkunz N. 1) Stuttgart, Krabbe. 44 S. M. 0,75. |[Fr. Erhardt: DLZ.

etwas für die Kunst erwiesen; mag der Aesthetiker hundert Mal sagen: „das soll die Kunst nicht“, der Künstler gehorcht nicht — und erweitert dadurch die Grenzen seiner Kunst. Dies leugnet natürlich C. keineswegs, er geht sogar (S. 24) soweit, zu sagen, über den Geschmack lasse sich nicht streiten, man könnte jedoch zwischen gutem und schlechtem, rohem und feinem Geschmack unterscheiden. Es fragt sich nur, wie? C. meint, die Aesthetik biete die nötigen Hilfsmittel dazu, er nennt: Freiheit innerhalb der Ordnung, Mannigfaltigkeit in der Einheit, edlen Gehalt in charakteristischer Form, Befriedigung des ganzen Menschen; Scherer dagegen meinte bescheiden, die Poetik müsse vorerst für die Poesie das Was und das Wie des Gestaltung erforschen; ob dann etwas Weiteres sich ergeben wird, das steht noch nicht fest. Ich glaube nicht, dass hier eine Kluft zwischen den Ansichten besteht, die unüberbrückbar wäre. Dagegen ist eine „Verständigung“ wohl kaum denkbar, wenn der eine dem anderen jegliches Recht bestreitet und nur Unterwerfung als Verständigung ansieht. C. hat in dieser Schrift nicht so sehr die Aesthetik im Auge, als den Materialismus überhaupt und den Naturalismus im besonderen; er lässt Einheit und Klarheit vermissen, springt von einem zum andern, wie es geht, wenn man an verschiedenen Orten bereits Gesagtes und Niedergeschriebenes einmal zusammenfassen will. Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, dass Etwas von C. ganz uninteressant wäre, dass man nicht immer von ihm lernen könnte, aber im wesentlichen erscheint mir sein Heft verfehlt. —

Ich komme zu den schulmässigen Zusammenstellungen. Die vielgebrauchte Poetik von Kleinpaul hat Langewiesche[19]) schon durch mehrere Auflagen überarbeitet und noch vor seinem Tode für die neue, 9., Auflage vorbereitet; dabei wurde der Stoff anders als früher geordnet, so dass nun der erste Teil „Die Dichtungssprache,“ der zweite „Die Dichtungsformen,“ der dritte „Die Dichtungsgattungen“ behandelt. Der ungenannte Herausgeber (Leimbach ?) ist konservativ vorgegangen und hat nur an einzelnen Stellen zu neuen Richtungen Stellung genommen, wo es nicht zu umgehen war. Sonst merkt man diesem Lehrbuche „für Dichter und alle Freunde der Poesie“ kaum etwas von den widerstreitenden Meinungen der heutigen Poetik an. Das ist wohl im Sinne der Leser, die sich „im Kleinpaul“ Rats erholen. Immerhin hätte besonders der Abschnitt über die Metrik wie die Lehre vom Hiatus (S. 32) umgebildet und der letzte Teil über die Dichtungsgattungen vertieft werden sollen. Durch die Rücksicht auf die „Dichter“ kommt ein falscher Einschlag in das Werk, es werden die äusserlicheren lernbaren Teile vielbreiter behandelt, als die inneren, von denen die Poetik am eingehendsten sprechen sollte. K. und L. halten sich aber ferne von Uebertriebenheiten, weshalb ihr Werk einen gewissen Wert behauptet. — Der Abriss von Nieden[20]) leidet an einer zu grossen Kürze in allem Wesentlichen und umgekehrt an einer unnötigen Breite im Nebensächlichen, ja an einzelnen Stellen, so in der Unterscheidung von Epik, Lyrik und Dramatik, in dem ungeschickten Satze: „Die Handlung (im Drama) muss eine einheitliche sein, hiervon hängt auch die Einheit der Zeit und des Ortes ab“, in der einseitigen Beschreibung der Tragödie kann diese für Mädchenschulen bestimmte Poetik geradezu verwirren.[21]) — Der Versuch Eckarts[22]), das Wesen der didaktischen Poesie näher zu bestimmen, ist missglückt, nicht nur weil er der Sache nach missglücken musste, sondern weil der Vf. die nötige Einsicht vermissen lässt. „Klarheit, Besonnenheit und zweckmässige Wahl der Darstellung und des Ausdruckes“ sollen nach ihm „zum wesentlichen Charakter dieser Dichtung“ gehören. Damit ist für die didaktische Poesie gar nichts gesagt, weil alle Momente schon für die einfachste Prosadarstellung gelten: das Weitere, es müsse „ein Gleichgewicht zwischen dem Gefühle und dem Gedanken — die „didaktische Ruhe“ — beobachtet werden“, macht die Sache nicht klarer. Das ganze Heftchen ist seichtes Gerede, höchstens haben die beiden Listen „ausserdeutscher“ und deutscher Lehrdichter mässigen Wert, freilich ist in ihnen auffallend, dass von Goethe „Sämtliche Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand“, von Schiller bloss die „Gedichte der dritten Periode“ zur didaktischen Poesie gerechnet werden. — Nur eine Anleitung, Bücher mit Gewinn zu lesen, will das Heftchen von Keiter[23]) sein, es ist aber zugleich ein kurzer, nicht ungeschickter Abriss der Poetik, weil der Vf. darauf hinweisen will, was der Leser bei der Betrachtung dichterischer Kunstwerke zu beachten habe. Der Abschnitt über die epische Poesie ist am besten gelungen, jener über das Drama am wenigsten. Prinzipiell muss die Ansicht K.s verworfen werden, es sei nicht der Genuss, sondern das Ver-

---

13, S. 715/7; LCBl. S. 1316; LRs. 18, S. 171; L. Weis: BLU. S. 75/6; DWBl. 5, S. 496]|. — 19) Poetik. D. Lehre v. d. dtsch. Dichtkunst. Entworfen v. E. Kleinpaul. Ausgef. für Dichter u. alle Freunde d. Poesie v. W. Langewiesche. 9. Aufl. Bremen, Heinsius Nachf. XVI, 648 S. M. 7,00. |[R. M. Meyer: DLZ. 13, S. 1371/3; J. V. Widmann: Bund[B]. N. 35]|. — 20) (I 5 : 107). — 21) × K. Petelenz u. R. M. Werner, Kurzer Abriss d. Stilistik u. Poetik. Sonderabdr. aus d. dtsch. Lesebuch für d. galizischeu Mittelschulen. VI. Kl. Lemberg, Seyfarth & Czajkowski. 30 S. M. 0,40. — 22) R. Eckart, D. didakt. Poesie. Ihr Wesen u. ihre Vertreter. Leipzig, G. Fock. 44 S. M. 0,60. — 23) H. Keiter, D. Kunst, Bücher zu lesen, u. namentl. dichterische Er-

ständnis des Kunstwerkes zu vermitteln; seine Anweisungen erhalten dadurch etwas Trockenes, Verstandesmässiges; die Weltanschauung des Dichters ist ihm das Erste, nicht das Kunstwerk, der „Zweck“ des Dichters, sittlichen Nutzen zu schaffen (S. 66). An dieser Stelle taucht auch die „christliche Aesthetik“ auf, während sonst K.s Standpunkt ein allgemein annehmbarer ist. Die Winke, die er für das Lesen überhaupt giebt, können jungen Leuten nützlich werden, stimmen auch mit den Ansichten Schönbachs (vgl. JBL. 1890 I 5 : 4) überein. Was man lesen soll, sagt der Vf. nicht, seine Fingerzeige gelten für die Lektüre überhaupt.[24]) —

Die Zusammenstellung der rhetorischen Tropen und Figuren durch Tumlirz[25]) wird man an sich im ganzen billigen können, nur vom didaktischen Standpunkte schwere Bedenken gegen die Einschleppung des ganzen alten Rhetorenkrams in unsere Schulen haben müssen. Auch in der Metrik steht der Vf. fast ausschliesslich auf dem Boden der Antike, was durchaus verwerflich ist. Zur raschen Orientierung wird man das Heft brauchen können. — Eine zierliche Schilderung des in gewöhnlicher Rede, wie in der Poesie allenthalben hervorbrechenden bildlichen Ausdruckes hat Hartert[26]) gegeben und dabei hauptsächlich der Naturbeseelung gedacht; es ist ein sinniger Versuch, das Wichtigste aus den einschlägigen Untersuchungen seiner Vorgänger zusammenzufassen.[27-27a]) — Aehnlich hat Wasserzieher[28]) eine Anzahl von Beispielen der Bildlichkeit in unserer gewöhnlichen Rede zusammengestellt und dabei darauf hingewiesen, wie gering das Gefühl für die Bildlichkeit des von uns gebrauchten Ausdruckes ist, wenn eine junge Dame zu einem jungen Manne ganz ruhig sagt: „Sie begreifen mich nicht,“ während die sinnliche Bedeutung noch in der Bibelübersetzung Ez. 23,3 vorkommt. — Blümner[29]) deckt den Einfluss auf, den wir in der gewöhnlichen Rede von der antiken Mythologie erfahren haben. Es sei merkwürdig, dass wir uns dabei der römischen Namenformen bedienen, auch wenn die Vorstellungen der römischen Mythologie fehlen, ja dass unser metaphorischer Gebrauch mit jenem der Antike nicht übereinstimmt, was er durch Hinweis auf das Buch A. Ottos „Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer“ (Leipzig 1890) und auf den Gewinn seiner eigenen Durchforschung des Griechischen darlegt. So ist nur uns eigentümlich die Anwendung von „Chaos“ und dem neugebildeten Adjektiv „chaotisch,“ oder „Titane,“ „titanisch,“ „olympisch,“ „Pandorabüchse,“ „junonisch,“ „Aegide,“ „Palladium,“ „martialisch,“ „Adonis,“ „Bacchus,“ „Cerberus,“ „Tantalusqualen,“ „Sisyphusarbeit,“ „Furie,“ „Megäre,“ „Pegasus,“ „Chimära“, „Amazone“ „Ariadnefaden,“ „Achillesferse,“ „Kassandrastimme,“ „Odyssee,“ „Mentor,“ „Januskopf,“ während das Altertum entweder eine von der unseren verschiedene oder überhaupt keine metaphorische Anwendung dieser Vorstellung kannte. — Von dem bekannten Lehrbuche Palleskes[31]) ist eine dritte Auffage erschienen, in der es unverändert blieb. — Zabel[32]) wurde durch Palleske und die Neuauflage von Legouvés Art de lecture zu einer hübschen Plauderei veranlasst, die deshalb einigen Wert hat, weil mit Nachdruck auf Samsons Lehrgedicht „Art théâtral“ und seine Wichtigkeit hingewiesen wird.[33]) — Auch nur eine Bearbeitung des bekannten, landläufigen Materials ist die graziöse Arbeit von Cherbuliez[34]), deren Buchausgabe mir unzugänglich war, so dass ich nur nach der ursprünglichen Publikation in der RDM. urteilen kann. Doch hat schon R. M. Meyer in seiner kurzen Anzeige das Wesentliche hervorgehoben, ich kann mich daher mit der kurzen Erwähnung begnügen [34a-34c]) —

Eine Verteidigung seines subjektiven Versuches, eine Formel für die Kunst zu finden, hat Holz[35]) für nötig gehalten, weil er sich von dem einzigen ernsten Recensenten, Erdmann (vgl. JBL. 1891 I 3 : 52), missverstanden glaubte. In lebhafter, aber durchaus nicht geschmackvoller Polemik gegen die einzelnen Sätze, ja gegen einzelne Worte Erdmanns sucht er seinen Satz: „Die Kunst hat die Tendenz wieder Natur zu sein. Sie wird sie nach Massgabe ihrer jedweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung“ zu erklären und in seiner grundlegenden, revolutionären Bedeutung

---

zeugnisse zu würdigen. Prakt. Winke. Regensburg, Selbstverl. IV, 88 S. M. 0,75. — **24**) ○ × Muster-Lese meiner Lieblings-Dichter. Eigene Ausw. Leipzig, E. Heitmann. 14 S. M. 3,00. — **25**) C. Tumlirz, D. Lehre v. d. Tropen u. Figuren nebst e. kurzgefassten dtsch. Metrik. Z. Gebrauch für d. Unterr. an höh. Lehranst. 3. erweit. u. verbess. Aufl. Prag, H. Dominicus (Th. Gruss). 4 Bll., 159 S. M. 1,60. — **26**) A. Hartert, Ueber d. Gebrauch v. Bildern in d. dtsch. Sprache u. Dichtung (E. Vortr.): GüterslоherJb. 1891, S. 184-210. — **27**) × (I 4 : 172). — **27a**) ○ × L. Hahner, Kulturhistorisches im engl. Volkslied. I. Naturgefühl. — Mann u. Frau, Eltern u. Kinder. — Essen u. Trinken in d. Robin.-Hood-Balladen. Diss. Freiburg 87 S. — **28**) (I 6 : 96). — **29**) H. Blümner, Streifzüge auf d. Gebiete d. Metapher. 1. D. klass. Mythologie u. d. Metapher: Grenzb. 2, 203-19. — **30**) ○ × id., Studien z. Gesch. d. Metapher im Griechischen. 1. Heft: Ueber Gleichnis u. Metapher in d. attischen Komödie. Leipzig, Teubner. XIX, 287 S. M. 8,00. — **31**) E. Palleske, D. Kunst d. Vortrags. 3. Aufl. Stuttgart, C. Krabbe. XVI, 276 S. M. 3,00. — **32**) E. Zabel, D. Kunst d. Vortrags: NatZg. N. 557, 591. — **33**) ○ × V. Huguenot, Histoire générale de la prose. 3. éd. Tours, Cattier. 480 S. — **34**) ○ V. Cherbuliez, L' Art et la Nature. Paris, Hachette. 322 S. Fr. 3,50. |[R. M. Meyer: DLZ. 13, S. 975/6; BURS. 54, S. 166/7; RDM. 110, BBibliogr. 1. März.]| (Vgl. JBL. 1891 I 3 : 72). — **34a**) C. Sterne, Natur u. Kunst: WIDM. 72, S. 714/5. — **34b**) Kunst u. Natur: TglRsB. N. 146, 161. — **34c**) ○ × Kunst u. Naturalismus: DresdenerWBllKunst. N. 2. — **35**) A. Holz, D. Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze. N. F. Berlin, Jssleib. 93 S. M. 2,00. (Davon noch e. 2. Aufl.)

zu zeigen. Aus der ziemlich wort- und interjektionsreichen Auseinandersetzung geht so viel hervor, dass der Ausdruck „Tendenz“ im Sinne von John Stuart Mills Logik gemeint sei, dass Holz die Ueberzeugung habe: „Eine völlig exakte Reproduktion der Natur durch die Kunst ist ein Ding der absolutesten Unmöglichkeit und zwar — von allem Andern abgesehen — schon aus dem ganz einfachen . . . Grunde, weil das betreffende Reproduktionsmaterial, das uns Menschen zur Verfügung steht, stets unzulänglich war, stets unzulänglich ist und stets unzulänglich bleiben wird“ (S. 31); dass er im Taineschen Vergleich einer griechischen Mormorstatue und einer geschnitzten, bemalten und bekleideten Heiligenfigur nicht sagen würde, jene entferne sich weiter von der Natur, sei weniger Natur als diese, im Gegenteile, sie sei der Natur näher, sei mehr Natur. In der Venus von Milo sei der Künstler der Natur so nahe gekommen, als er mit diesem Material überhaupt kommen konnte. Taine und mit ihm die ganze bisherige Aesthetik (S. 64) sei der Meinung, ein „Noch-näher“ hätte geleistet werden können, da es aber nicht geleistet worden sei, deswegen wäre das Werk ein so ausserordentliches, während H. glaubt, mit diesem Marmorblock etc. sei es unmöglich gewesen, noch näher an die Natur zu kommen. Das kann ihm ohne weiteres zugegeben werden, damit ist aber noch keineswegs erklärt, warum die Marmorstatue, was H. (S. 65) ausdrücklich sagt, dem geschnitzten und bemalten Heiligenbild überlegen sei. H. verschiebt plötzlich die ganze Grundlage, wenn er meint, würde man dem Laokoon statt des steinernen Bartes einen aus wirklichen Haaren, kunstvoll vom Friseur verfertigten ankleben, so wäre man dadurch nicht nur nicht der Natur näher gekommen, sondern hätte sich von ihr viel weiter entfernt als der Bildhauer. Davon ist doch nicht die Rede, das ist thatsächlich eine Geschmacklosigkeit, weil wir dergleichen nicht gewöhnt sind. Zu vergleichen wären selbstverständlich Werke verschiedenen Materials, aber gleicher Vollendung, und dann müsste man allerdings sagen, die Marmorstatue sei weiter von der Natur entfernt als die geschnitzte Holzfigur, freilich jede ihrem Material entsprechend; dann sind sie also beide der Natur gleich nahe gekommen „nach Massgabe ihrer Reproduktionsbedingungen“, und das ganze Gerede ist umsonst, der Einwurf Erdmanns durchaus nicht widerlegt, dass man nach H. „atmende Wachsfiguren“ und dergleichen Jahrmarktszugstücke für Kunstwerke halten müsste; nach Massgabe ihrer Reproduktionsbedingungen haben sie die Tendenz, Natur zu sein, ganz ebenso wie die Marmorstatue, wenn auch nicht mehr, hierin hat H. ganz Recht mit seinem Protest. Den Hauptunterschied seiner und der alten Aesthetik drückt H. (S. 90) so aus: er sage, die Kunst habe die Tendenz, wieder Natur zu sein, die alte Aesthetik sage, die Kunst habe die Tendenz, nicht wieder Natur zu sein; sie berührten sich also in der Ueberzeugung, dass die Kunst in Wirklichkeit nie und unter keinen Umständen mit der Natur zusammenfalle, sie unterschieden sich aber darin, dass H. glaube, die Kunst falle nie mit der Natur zusammen, weil sie nie mit ihr zusammenfallen „könne,“ die ältere Aesthetik dagegen noch ausserdem, weil sie mit ihr nicht zusammenfallen „wolle.“ H. sieht demnach das Neue seiner Aesthetik in der Ueberzeugung, die Kunst wolle Natur sein, soweit sie könne, und darin wird ihm Niemand widersprechen, obwohl er nichts Neues daran finden wird. Eines hat H. jetzt nicht weiter erklärt, obwohl es sehr unverständlich ist, warum die Kunst die Tendenz haben soll, „wieder“ Natur zu sein? Da wir weitere „Folgen“ seiner ästhetischen Arbeiten zu erwarten haben (S. 91), wird er uns vielleicht auch darüber unterrichten. — Holz hat in dem Büchlein viel mit mathematischen Formeln gearbeitet und ist zu dem Resultat gekommen K (Kunst) = N (Natur) — X, während Mantegazza sagte, das Schöne sei das Wahre + X. Jedenfalls ist jener vorsichtiger im Ausdruck, es fragt sich aber bei ihm wie bei Mantegazza [35a]), ob wir mit dieser Formel weiter kommen. [36]) —

Reicher und erfreulicher als in den früheren Jahren ist diesmal das Material zur Aesthetik. Es spricht sich darin die Sehnsucht nach dem aus, was man bisher das Schöne nannte; wir müssen jetzt vorsichtiger nur vom Gegenstande der Kunst sprechen, weil mit Recht darauf Nachdruck gelegt wird, dass nicht bloss das Schöne darunter verstanden werden dürfe. Damit bekommt auch der Name „Aesthetik“ eine veränderte Bedeutung. Dies hat mit Geist und Einsicht Groos [37]) in einem umfangreichen Werke ausgeführt, das eine so beachtenswerte Untersuchung und Feststellung der wichtigsten ästhetischen Grundbegriffe liefert, dass wir näher darauf eingehen müssen. Es kam dem Vf. nicht auf einen Neubau der Aesthetik an, sondern nur darauf, die einfachen, bekannten Thatsachen in ihrem Zusammenhang und ihrer Tragweite deutlich zu machen; er schlägt im ganzen den induktiven Weg ein, den er nur scheinbar einige Male verlässt. Aus der Betrachtung des allgemein verbreiteten Vexier-Bildes „Wo ist die Katz?“ leitet er sehr einleuchtend die Theorie von der monarchischen

— 35a) ○ × × P. Mantegazza, Physiologie d. Schönen. II. Wörterbuch d. Schönen. Aus d. Ital. v. W. A. Kastner. Jena, Costenoble. VIII, 502 S. M. 5,00. — 36) ○ × H. Pudor, V. Wesen d. Kunst: Dresdener-WBllKunst. N. 2-12. — 37) K. Groos, Einl. in d. Aesthetik. Giessen, Rickersche Buchh. VII, 409 S. M. 7,00.

Einrichtung des Bewusstseins ab, d. h. die beschränkte Aufnahmefähigkeit unseres Bewusstseins, die es uns nur möglich macht, auf einer Stelle „den Gipfel der psychophysischen Thätigkeit“ zu erlangen, während dadurch andere Teile um so tiefer in den Schlaf sinken. Ihm kommt es nun darauf an herauszubringen, welche Funktion des Bewusstseins gerade bei dem ästhetischen Eindruck den Gipfel der psychophysischen Thätigkeit einnimmt. Wir müssen zuerst unterscheiden, dass die sinnlichen Empfindungen sich einerseits durch Beziehungslosigkeit, andererseits durch ungeheueren Reichtum des Inhalts auszeichnen, während der Verstand bei grossem Reichtum an äusseren Beziehungen innere Leerheit zeigt. Damit sind nur die zwei Extreme der Seelenthätigkeit aufgedeckt, es muss aber Zwischenglieder geben, die diese beiden Extreme, da das eine empirisch aus dem anderen entstanden ist, mit einander verbinden. G. verfolgt nun die Umwandlung des sinnlich Gebotenen und erkennt als erste Stufe die Scheidung zwischen dem Empfinden und dem Empfindbaren, zwischen dem rezeptiven Subjekt und dem Objekt, zwischen dem Abbild in uns und dem Urbild ausser uns, wobei jenes uns zu etwas Innerem, dieses zu etwas Aeusserem wird. G. nennt diese Thätigkeit, durch welche an demselben Akt Vorstellung mit Rücksicht auf die objektive, Einbildung mit Rücksicht auf die subjektive Seite des Vorgangs entstehen, die Einbildungskraft. Das innere Bild ist vom äusseren Gegenstande abgelöst, eine Nachbildung des äusseren Objekts, aber keine äussere Realität, nur ein innerer Wiederschein des realen Gegenstandes, es ist — nach Schillers Terminologie — Schein. Der „Schein“ der Einbildungskraft vermittelt also zwischen der „Empfindung“ der Sinne und dem „Begriffe“ des Verstandes. Der Schein hat wie die Sinnlichkeit einen positiven Inhalt, dieser besitzt aber nicht die unerschöpfliche Fülle wie jener des Sinneneindrucks, denn der Schein ist bereits das, was sich das Bewusstsein aus dem sinnlich Gegebenen angeeignet hat; in dieser Beziehung unterscheidet sich der Schein von der Sinnlichkeit und ähnelt dem Verstand. Die Einbildungskraft schafft einen Inhalt, der schon beschränkt ist, und Beziehungen, welche die Ordnung der Begriffswelt erst vorbereiten. Da der Schein dem Subjekt eingebildet, sein Eigentum ist, entsteht die Möglichkeit des Gedächtnisses. Sogleich wird aber klar, dass der ästhetische Eindruck in das Gebiet des Scheins gehört, mit dem er alles gemein hat, dass er ein Produkt der Einbildungskraft ist, die vom äusseren Gegenstand ein inneres Bild ablöst, indem sie sich einseitig auf bestimmte Teile der Sinnesempfindung konzentriert. Darum können wir statt „ästhetischer Eindruck“: „ästhetischer Schein“ sagen. Obwohl nun der ästhetische Schein im wesentlichen auf Auge und Ohr beschränkt ist, unterscheidet er sich doch nicht etwa dadurch vom allgemeinen Schein, der Unterschied liegt vielmehr darin, dass beim ästhetischen Schein die Ablösung des Scheins vom Sinneneindruck dauernd den Gipfel des Bewusstseins einnimmt, Selbstzweck ist, während beim allgemeinen Schein diese Ablösung nur ein Mittel zum Zwecke der Begriffsbildung ist. Aesthetisch ist der Schein also, insofern er herrscht, denn einen reinen Schein giebt es nicht; das stellt G. gegen Kant und Hartmann fest. Bis hierher hat der Vf. seine Untersuchung Schritt für Schritt geleitet und das wichtige Resultat gewonnen, dass die Konzentration des Bewusstseins auf die Ablösung des Scheins das ästhetische Verhalten ergiebt. Er weist nun darauf hin, dass damit das Aesthetische als das Umfassende bezeichnet ist ohne Rücksicht darauf, ob die Gegenstände, von denen wir den Schein ablösen, angenehm oder unangenehm, schön oder hässlich sind. Das Schöne gehört zwar in das Aesthetische, fällt damit aber nicht zusammen, sondern bildet nur einen Teil davon. Was G. an dieser Stelle sonst noch ausführt über die künstlerische Nachahmung, die Bemalung der Plastik, über das Verhältnis von Aesthetik und Moral, unterbricht den Zusammenhang und wäre deshalb besser in einen Anhang verwiesen worden; der Sprung von der Entwicklung des ästhetischen Scheins zum künstlerischen Schaffen ist so gross, dass man sich wundert, wie ihn G. ohne sorgsame Vorbereitung machen konnte. Ich sehe darum von diesen an sich wichtigen Ausführungen hier ab und verfolge die weitere Darlegung des Vf. Er hat bisher den ästhetischen Schein nur als einen Zustand des Bewusstseins betrachtet, ohne die Thätigkeit des Bewusstseins bei der Ablösung oder Einbildung des Scheins zu berücksichtigen, und doch ist der ästhetische Schein mehr als ein blosser Zustand, er ist eine That des Bewusstseins, wie sich schon daraus ergiebt, dass er durch ein aktives Ablösen und Einbilden zu Stande kommt. Es gilt darum, diese Thätigkeit zu erfassen. Sie zeigt sich als ein inneres Nachschaffen, eine innere Nachahmung der Objekte, die so stark werden kann, dass sie wieder nach aussen dringen und körperlich sichtbar zu werden vermag, z. B. die Musik beim Tanz. Damit aber das ästhetisch betrachtete Objekt darauf hinweise, dass es nur durch die innere Nachahmung bewusst geworden ist, muss es ein wesentliches Merkmal haben, und zwar tritt es uns als etwas Beseeltes entgegen, als eine Persönlichkeit, womit aber keineswegs ein geheimnisvolles geistiges Prinzip entdeckt ist, sondern nur unser Leihen einer Persönlichkeit an das Objekt,

also eine Illusion. Treffend hebt G. hervor, dass hierin keineswegs etwas sonst nicht zu Beobachtendes sich zeige. Wir sind gewöhnt, den Aussendingen unsere subjektiven Umwandlungen zu leihen; wir projizieren die Farbe, die nur in unserem Auge entsteht, die Töne, die nur in unserem Ohr sich bilden, auf die Dinge, leihen ihnen Farbe oder Ton. Ebenso vollzieht sich beim ästhetischen Schein, bei der inneren Nachahmung, eine innere Umwandlung, wir verwandeln die äusseren Objekte in etwas Persönliches und leihen nun diese, nur in uns bestehende Persönlichkeit, diesen Teil unseres Ich, gerade wie die Farben oder Töne dem Objekte. Der Unterschied ist nur der, dass die sinnliche Projektion von Farbe und Ton eintreten muss, und daher den Charakter der Illusion verliert, während die ästhetische Projektion aufgehoben werden kann, uns darum als Illusion erscheint. G. kann nun einen Schritt weitergehen und sagen: „aller Schein, alles Einbilden besteht in einer inneren Nachahmung, der ästhetische Schein aber besteht darin, dass dieses innere Nachahmen lange und intensiv genug den Gipfel des Bewusstseins einnimmt, um die ästhetische Projektion des Ich und alle ästhetischen Vorstellungen und Gefühle zur vollen Wirkung kommen zu lassen.“ Damit ist nun wieder zweierlei erreicht: das Bewusstsein löst durch seine nachahmende Thätigkeit den ästhetischen Schein von dem sinnlich Gegebenen, dadurch entsteht die ästhetische Form, und es verpflanzt diesen ästhetischen Schein in das subjektive Ich, dadurch entsteht der ästhetische Gehalt; beide entspringen Einer Thätigkeit, der inneren Nachahmung, deren zwei Pole sie darstellen: jede innere Nachahmung bringt sowohl eine Form, als einen Gehalt zum Bewusstsein, es ist eine durchaus unzertrennliche Leistung. Dies so scharf zu betonen, erscheint neben den Ansichten früherer Aesthetiker unerlässlich. Ueber die ästhetische Form braucht sich G. nicht weitläufig auszulassen, weil sie selbstverständlich mit der Isolierung und Abgrenzung des Objekts gegen seine Umgebung, also der Einbildung des ästhetischen Scheins, entsteht und zum Bewusstsein kommt; überdies unterscheidet sie G. ebenso von der schönen Form, wie den ästhetischen Schein von dem schönen Schein. Es giebt kein Bewusstsein eines Gegenstandes, das nicht infolge der inneren Nachahmung zugleich das Bewusstsein einer Form, wäre; alle Gegenstände enthalten die Grundbedingungen der ästhetischen Anschauung. Dieser Satz verdient vollste Billigung, denn es folgt daraus, dass die hässliche Form unter Umständen eine stärkere ästhetische Wirkung haben kann als die schöne, und damit ist eine Schwierigkeit der gewöhnlichen Lehre, die Schön und Aesthetisch identifizierte, hinweggeräumt. Die ästhetische Form unterscheidet sich von der Form überhaupt, wie der ästhetische Schein vom Schein überhaupt, d. h. intensiv; sie wird um ihrer selbst willen angeschaut, darum genauer, während sich die gewöhnliche Perzeption der Dinge mit dem durch Uebung und Gewohnheit verbesserten Simultaneindruck begnügt. Schon dadurch erscheint aber die ästhetische Form als etwas Neues, Ungewohntes, zugleich als etwas — psychologisch betrachtet — Bewegtes, und der ästhetische Genuss besteht nicht in einem fertigen inneren Bild, sondern in dem aktiven, vorwärtsschreitenden Ein-bilden des sinnlich Gegebenen durch innere Nachahmung. Indem G. eine Form ohne Gehalt als ein Ding der Unmöglichkeit erkennt und nach seinen gewiss richtigen Ansichten erkennen muss, kann er mit Erfolg den extremen Formalismus in der Aesthetik zurückweisen. Zwar muss jede Aesthetik formalistisch sein, weil es nichts Aesthetisches ohne die Form geben kann, zugleich giebt es aber keine bewusste Form, die nicht Träger eines Gehaltes wäre, darum muss alle Aesthetik immer zu Gehaltsästhetik werden. Der ästhetische Gehalt besteht in den Bewusstseinsvorgängen, die das Ablösen der Form durch die innere Nachahmung begleiten. Von den drei Grundrichtungen des Bewusstseins, Vorstellen, Fühlen und Wollen, kommen dabei nur die beiden ersten in Betracht. Vorstellungen und Gefühle sind im ästhetischen Genuss aufs Innigste verschlungen: um sie aber in ihrem Wesen zu erkennen, muss sie G. gesondert betrachten. Alles Vorstellen setzt Association voraus, zum ästhetischen Gehalt gehören aber nur jene Vorstellungen, welche in dem auf die innere Nachahmung konzentrierten Bewusstsein auftauchen, das ist eine Folge der monarchischen Einrichtung des Bewusstseins. Der Botaniker, der eine neugefundene Pflanze bestimmen will, muss zwar auch mit dem inneren Nachahmen dieser Pflanze beginnen, aber er hat dabei immer das Ziel im Auge, das innere Nachahmen ist ihm nur Mittel zu diesem Zwecke, die Beziehung mit Hilfe des Scheines aufzufinden; sein Vorstellungsgehalt bezieht sich also vollständig auf das, was er erreichen will. Der ästhetische Beschauer dagegen denkt an kein solches Ziel, er freut sich an dem spielenden Umhertreiben in diesem erfrischenden Element, ihm ist die innere Nachahmung der Selbstzweck. G. hält nun die Unterscheidung Fechners eines direkten und eines associativen Faktors beim ästhetischen Genuss für unrichtig, glaubt vielmehr damit nur zwei Grenzpunkte des Gehaltes angegeben, weil der Gehalt das ganze Gebiet vom Gleichartigen bis zum Verschiedenartigen ausfüllt; es sei ein Fortschreiten von der einen Grenze, wo Association und Gegenstand nur lose und zufällig zusammen-

gefügt sind, zu immer näheren Beziehungen beider anzuerkennen, womit eine aufsteigende Linie ästhetischer Werte gegeben ist. Da die innere Nachahmung die Herrschaft im Bewusstsein haben muss, werden jene associierten Vorstellungen stärker im ästhetischen Gehalt auftreten, die zum bestimmten Gegenstand enge gehören und willig in die innere Nachahmung eingehen. Es ergiebt sich also eine ununterbrochene Folge des Vorstellungsgehaltes, die aber gewisse sichtbare Gipfel hat. Darnach unterscheidet nun G. associativen Gehalt im engeren Sinne (räumliches, zeitliches Beieinander, Aehnlichkeit), symbolischen Gehalt (mit seinem niedrigsten Ausläufer, dem Allegorischen), typischen Gehalt, endlich individuellen Gehalt, wobei er auf Unterschied und Aehnlichkeit von Idealismus und Realismus mit ihren unästhetischen Ausläufern, dem unästhetischen Idealismus und dem Naturalismus, sehr ansprechend eingeht. Auch hier kann ich mich mit diesen Andeutungen begnügen, weil es auf die wesentlichen Ausführungen ankommt. Sehr instruktiv behandelt der Vf. zum Schlusse die sixtinische Madonna, um zu zeigen, dass wirklich diese verschiedenen Stufen des Vorstellungsgehaltes beim ästhetischen Genuss zusammenhängen. Es kommt aber noch hinzu, dass die innere Nachahmung, die unsere ganze Persönlichkeit in das angeschaute Objekt hinüberzieht, auch einen Gehalt an Gefühlen erzeugt, und zwar müssen wir unterscheiden die wechselnden Gefühle innerhalb der ästhetischen Anschauung und das dauernde, freudige Gefühl, das in der Lust an der ästhetischen Anschauung besteht. Im Anschluss an Kirchmanns und Hartmanns Ausführungen betrachtet G. das Wesen dieser Gefühle, aber er bleibt bei der ihn nicht befriedigenden Erklärung ihrer Eigenart nicht stehen, sondern sucht vor allem zu erkennen, wodurch sich die „idealen Scheingefühle", die z. B. eine Tragödie in uns erregt, von den realen unterscheiden. Er sieht ganz richtig, dass unmöglich schon darin ihre Besonderheit enthalten sein könne, dass sie eben ideale Scheingefühle, nicht reale sind; das Bewusstsein, es handle sich beim Drama gar nicht um einen wirklichen Vorgang, sondern um ein geschicktes Spiel mimischer Künstler, müsste im Gegenteil jede Gefühlserregung ausschliessen, ein wirkliches Ergriffensein müsste als etwas ganz Unverständliches erscheinen. Er glaubt vielmehr, die im ästhetischen Schein entstehenden Gefühle seien darum eigenartig, weil der ästhetische Schein eine innere Nachahmung ist, sie seien eben Nachahmungsgefühle. Da wir das äusserlich Gegebene innerlich nachahmen, werden vor allem diejenigen Gefühle in uns hervorgerufen, die den äusseren Gegenstand erfüllen oder durch die innere Nachahmung beim Anblick gefühlloser Gegenstände diesen geliehen werden. Und daraus folgen auch die besonderen Eigenschaften dieser Gefühle; nicht das äussere Spiel des Mimikers, sondern das innere Mitspielen des Zuhörers ist der Grund der Gefühlserregung. Diese Gefühle bleiben rein, d. h. sie besitzen fast keine Motivationskraft, bestimmen unseren Willen nicht zum Handeln, weil sie eben nur innerlich nachahmen. Diese Gefühle können rasch wechseln und sich wandeln, weil unser Bewusstsein den Vorstellungen im ästhetischen Genuss nicht ihren gewöhnlichen Verlauf lässt, sondern mit seiner ganzen Aufmerksamkeit auf die innere Nachahmung der äusseren Vorgänge konzentriert ist und darum die Vorstellungen (und diese wieder die Gefühle) widerstandslos in die Richtung der Vorgänge zwingt. Was nun die Lust an dem ästhetischen Schein betrifft, erklärt sie G. aus der Verwandtschaft der inneren Nachahmung mit dem Spiele, ja er nennt (S. 170) die innere Nachahmung geradezu „das edelste Spiel, welches der Mensch kennt." Zum Vergleich zieht er das Spiel der Kinder herbei und zeigt, dass eben die innere Nachahmung ein freiwillig übernommenes Spiel sei und darum nichts von dem furchtbaren Druck äusseren Zwanges, äusserer Notwendigkeit habe. Die ästhetischen Gefühle sind befreit von den vielen Ursachen der Unlust, die im ausserästhetischen Zustande hinzutreten und dadurch den Schmerz erst unerträglich machen. Zudem ist das Spiel völlig verinnerlicht, die Seele begleitet die äusseren Vorgänge in einem rein auf geistigem Boden ausgeführten Spiele, und die ästhetischen Gefühle sind darum von der ganzen sinnlichen Gewalt der Unlust und des Schmerzes befreit. Natürlich bleiben aber die Nachahmungsgefühle immer noch entweder Lust- oder Unlustgefühle, wenn auch gereinigte, aber als mächtiges Gegengewicht tritt ihnen die stark eingewurzelte reale Lust an dem Spiele der inneren Nachahmung entgegen. Den Spieltrieb fasst G. etwas weiter als Schiller, also wie Kant, nicht bloss bei der künstlerischen Produktion, sondern schon bei der ästhetischen Anschauung wirksam, er weicht von Kant nur darin ab, dass er meint, nicht die verschiedenen Vermögen des Bewusstseins spielten mit einander, sondern das ganze, ungeteilte Bewusstsein sei, indem es innerlich nachahmt, in einer spielenden Thätigkeit begriffen. Bisher hat G. davon gesprochen, wie wir uns beim ästhetischen Geniessen überhaupt verhalten, d. h. wie wir verschieden vorgehen bei der begrifflichen Aneignung eines Objektes, bei der die innere Nachahmung nur Mittel zum Zweck ist, und bei der ästhetischen Aufnahme, bei der sie Selbstzweck ist. Bisher stand das Ich dem Naturgegenstande gegenüber, nun setzt er plötzlich statt eines Naturobjektes ein Kunstobjekt und sucht festzustellen,

was das Spiel der inneren Nachahmung beim Kunstgegenstande von jenem beim Naturgegenstande unterscheidet. Wieder sind seine Ausführungen sehr beachtenswert, aber wieder unterbrechen sie den Fluss der Darstellung, denn wir wissen noch gar nichts von einem Kunstobjekte, wir wissen noch nicht, wie ein solches überhaupt zustande kommt. Das ist eine empfindliche Lücke; denn G. geht auch im weiteren Verlaufe seines Werkes nicht darauf ein, er spricht immer nur von dem reproduzierenden, niemals vom produzierenden Individuum, er erklärt uns den Unterschied zwischen beiden nicht, so dass sein Buch nur eine Untersuchung des ästhetischen Geniessens und nicht das ist, was man in einer Aesthetik sonst auch zu suchen gewöhnt ist. Wir müssen bei dieser Beschränkung stehen bleiben, sie als gegeben hinnehmen, wenn wir seine Arbeit würdigen wollen. G. meint nun, uns werde beim Kunstobjekt unsere Thätigkeit erleichtert, weil das Kunstwerk sozusagen ein Spielzeug für das edle Spiel der inneren Nachahmung ist, während die Wirklichkeit nicht bloss zum Spiel da ist und darum auch nicht immer mit sich spielen lasse. Beim ästhetischen Genusse sei immer eine besondere Stimmung nötig, die uns alle realen Sorgen und Wünsche vergessen mache, während die Wirklichkeit eine solche Stimmung nicht immer zur Herrschaft gelangen lasse. Die stärksten und wichtigsten Gefühle, welche die menschliche Brust bewegen, können als ästhetische Gefühle bloss durch den Künstler hervorgerufen werden, weil der Naturgegenstand nur zufällig und unbeabsichtigt einen ästhetischen Eindruck mache, der Kunstgegenstand aber, den ein Mensch mit irdischen Mitteln ausschliesslich zum Zwecke des ästhetischen Genusses geschaffen hat, ausser der inneren Nachahmung des dargestellten Gegenstandes, der dargestellten Handlung noch die Freude an der geschickten künstlerischen Produkion hinzufügt und so die innere Nachahmung zur inneren Nachschöpfung erweitert. Wir werden in eine thatkräftige und zielbewusste Entwicklung nachfühlend hineingerissen, in das Walten einer mächtigen Individualität und haben nachahmend Teil „an der göttlichen Seeligkeit des Schaffens.“ Damit stellt sich eine Verfeinerung des Genusses ein, aber nicht notwendig eine Verstärkung, weil mit dem höheren Wert, den der Anschauende auf die innere Nachschöpfung des künstlerischen Produzierens legt, die Wahrscheinlichkeit um so grösser wird, dass ihm die volle sinnliche Unmittelbarkeit des ästhetischen Schauens und Geniessens verloren geht; „dem Feinschmecker schmeckt es nicht immer am besten“ (S. 189). Beim Spiele der inneren Nachahmung wissen wir, dass wir dem Naturobjekte nur unsere Individualität leihen, dass wir uns freiwillig der Täuschung hingeben, in dem Objekte sei das Leben, das wir hineinprojicieren, es ist also eine Illusion. Auch beim Kunstobjekte ist dies der Fall, solange uns nicht etwa der Künstler hat täuschen, uns sein Kunstobjekt für ein Naturobjekt hat vorspiegeln wollen. Auch da kann übrigens ein ästhetischer Genuss wieder eintreten, wenn wir den „Choc“ des Getäuschtseins überwunden haben; aber immer wird eine Veränderung eintreten, weil wir im Anfang das Erkennen der Täuschung als ein Unlustgefühl empfinden werden, weil wir aus dem Spiel der inneren Nachahmung plötzlich herausgerissen worden sind. G. hätte an das Fechnersche Beispiel von der Pomeranze erinnern können. Noch bleibt aber eines zu erwägen, wie es nämlich kommt, dass wir beim Spiel der inneren Nachahmung nicht immer mit ganzem Gemüt und allen Kräften dabei sind, sondern uns oft mit einer flüchtigen Würdigung des Gegebenen auch beim ästhetischen Geniessen begnügen, während doch nur durch ein spielendes Verweilen in der Thätigkeit der inneren Nachahmung wahrhaft ästhetisches Gefühl hervorgerufen werden kann. Das erklärt G. nur für ein abgekürztes Verfahren, ermöglicht und bedingt durch Uebung und Gewöhnung, meint aber, es bleibe stets ein geringerer Grad des Geniessens und erst beim wirklichen Verweilen trete der volle Genuss ein. Nach diesen allgemeinen Feststellungen wendet sich der Vf. nun im letzten Teile den ästhetischen Modifikationen zu, nicht um sie systematisch darzustellen, sondern nur um die Tragweite seiner allgemeinen Ideen zu zeigen und auf einen prinzipiellen Unterschied seiner und der früheren Auffassung hinzuweisen. Seiner Ansicht nach ist es verkehrt, diese Modifikationen in die ästhetische Anschauung aufzunehmen, sie für etwas a priori in dem Begriffe der ästhetischen Anschauungen Liegendes anzusehen, er meint vielmehr, die ästhetische Anschauung finde sie nur vor und nehme sie auf: in den Gegenständen sei etwas, was auf das Bewusstsein Eindruck mache und als modifizierende Eigentümlichkeit in den ästhetischen Schein übergehe. Wir haben gesehen, dass sich der ästhetische Schein vom Schein überhaupt dadurch unterscheide, dass er herrsche, während dieser dient; der herrschende Schein eines Gegenstandes ist also ästhetisch. Nun erklären sich die Modifikationen des ästhetischen Scheines nach G. aus den Modifikationen des Gegenstandes. Nehmen wir einen sinnlich angenehmen Gegenstand, so wird beim ästhetischen Verhalten im aufnehmenden Subjekt eine besondere Art des ästhetischen Scheines entstehen, und zwar das Schöne; der herrschende Schein eines sinnlich angenehmen Gegenstandes, d. h. eines, der im ausserästhetischen Zustand sinnlich angenehm ist, ist schön, d. h. wird in der ästhetischen Anschauung zum Schönen erhoben; das

sinnlich Unangenehme ist im ästhetischen Schein hässlich. Man wird diese Sätze, die übrigens G. nach allen Seiten hin klarstellt, als eine Konsequenz seiner ganzen Auffassung zugeben müssen und das Fruchtbare seiner Trennung von ästhetisch und schön anerkennen dürfen. Er betrachtet nun zunächst das sinnlich Angenehme, dann das durch die ästhetische Anschauung daraus folgende Schöne und widerlegt schliesslich die verschiedenen Definitionen des Schönen, indem er zugleich erklärt, dass alle diese Auffassungen, das Typische, Charakteristische, Zweckmässige, die Einheit im Mannigfaltigen usw. allerdings für jede ästhetische Anschauung, sowohl für die des Schönen als für die des Nichtschönen und Hässlichen von hoher Bedeutung, aber nicht das Schöne sind; sie bewirken entweder die Mühelosigkeit des Verständnisses und erleichtern so das Spiel der inneren Nachahmung, oder sie erleichtern das Hinüberströmen unseres Ich in das Objekt und befördern auch dadurch die ästhetische Anschauung. Beim Hässlichen, das nicht ein Unschönes, sondern ein Nichtschönes ist, wird das Unlustgefühl des sinnlich Unangenehmen aufgehoben durch die Lust an der inneren Nachahmung, und diese Lust besteht in einem spielenden Einleben in das angeschaute, sinnlich unangenehme Objekt. G. vergisst nicht zu zeigen, dass beim Kunstobjekt die Hässlichkeit nicht bloss des Kontrastes wegen und nicht bloss als ein minderer Grad des Eindruckes da sei, und hat auch darin seine Besonnenheit verraten. Bei der Modifikation des Erhabenen erkennt G. als Gegenstand das Gewaltige, das solange deprimierend auf uns wirkt, als wir es „vernünftig“ betrachten d. h. uns seiner Uebermacht über uns bewusst sind; sobald wir aber unser Ich hineinprojicieren und nun nicht mehr die uns feindlich gegenüberstehende Macht, sondern die gewaltige Kraft gleichsam mitthätig auffassen, wird der Gegenstand lusterregend, weil nun das Spiel der inneren Nachahmung uns interessiert. Doch eine solche ästhetische Anschauung des Erhabenen haben wir nur, wenn das Gewaltige in einfacher Form erscheint, nicht als Abbild des Unendlichen, wohl aber als ein in seiner Grösse rasch zu Erfassendes. Die anfängliche Depression ist ein ausserästhetischer Eindruck, der ästhetische stellt sich erst mit der Projektion unseres Ichs in das Objekt ein, und an die Stelle der Depression tritt die Erhebung. Aber das Gewaltige wirkt anders als das Angenehme, das schon an sich ein Lustgefühl ist, das Gewaltige bietet nicht einen stetigen Verlauf, sondern einen gewissen Kampf. G. erkennt ein doppeltes Spiel beim Erhabenen, zuerst das Spiel der inneren Nachahmung, das jedem ästhetischen Genuss wesentlich ist, dann noch das spielende Abwechseln zwischen dem ausserästhetischen und dem ästhetischen Zustand. G. bedient sich dieser Erklärung noch einmal, nämlich beim Komischen. Die beiden letzten Abschnitte behandeln die Modifikationen des Tragischen und des Komischen, die nicht wie das Schöne, das Hässliche oder das Erhabene durch Eine ausserästhetische Eigenschaft der Erscheinung hervorgerufen werden, sondern verwickelter in ihrer Entstehungsart sind. Er verfolgt das Tragische auf induktivem Wege und kommt zu der Ansicht, dass es „der Zusammenbruch eines interessanten Menschenschicksals“ sei (S. 362). Da aber ein solcher Untergang die Tragkraft der inneren Nachahmung leicht überbürden würde, so muss ihr Spiel durch besondere Mittel unterstützt werden; diese sind hauptsächlich Furcht, Mitleid und das Erhabene, Mittel, die nicht alle zugleich beim Tragischen angewendet werden müssen. Die moderne Poesie z. B. verzichte in ihren tragischen Versuchen grundsätzlich auf das Moment des Erhabenen; man brauche nur etwa Ibsens „Gespenster“ oder Dostojewskis „Raskolnikow“ mit Schillers tragischen Werken zu vergleichen, um den tiefsten Unterschied im Fehlen der Erhebung zu erkennen und zu sehen, dass man die Spannung der Furcht in raffinierter Weise steigerte. Zwar werde dadurch nicht der höchste ästhetische Genuss erreicht, aber die tragische Wirkung sei darum doch nicht zu leugnen. Zusammengefasst hat er seine Meinung, die er ausführlich begründet, in folgenden Sätzen (S. 374): „Das Tragische beruht auf dem Traurigen. Der ästhetische Genuss des Tragischen ist aus der Lust am Spiel der inneren Nachahmung zu erklären; denn der Entladungstheorie kommt eine so weitreichende Bedeutung nicht zu (das hat er S. 343 überzeugend nachgewiesen, wobei er allerdings S. 354 eine besondere Bedeutung der Entladung anerkennt, nur keine allgemeine.) Das Tragische ist aber nicht ein Trauriges im gewöhnlichen Sinne, sondern das Allertraurigste: der Untergang eines Menschenschicksals, also in erster Linie der Tod. Diesem Allertraurigsten gegenüber bedarf die innere Nachahmung einer Unterstützung“, in negativer Weise die ästhetische Abschwächung (der Tod als Freund). „Da aber das Tragische gerade in der unabgeschwächten Schmerzlichkeit der Vernichtung seinen vollkommenen Ausdruck findet, so erhebt sich die Frage, ob es Mittel giebt, bei der höchsten Betonung des Schmerzes das Spiel der inneren Nachahmung thätig zu erhalten. Die intensivste Schmerzlichkeit wird erreicht, wenn es sich um den furchtbaren Sturz einer interessanten Persönlichkeit handelt. Die dadurch hervorgerufene und in erster Linie auf Furcht und Mitleid beruhende Schmerzempfindung (aber Furcht nicht für uns, sondern für den Helden oder vor ihm, S. 352), kann ästhetisch

erträglich gemacht werden durch drei Mittel: durch die logische und die sittliche Notwendigkeit des Sturzes und durch die Erhabenheit des Helden und seines Schicksals. Wo diese Mittel von einem genialen Künstler angewandt werden, da ist innerhalb des ästhetischen Scheines die grösste seelische Erschütterung erzielbar, da steht die Tragik auf der höchsten Stufe, die sie im ästhetischen Genuss erreichen kann.“ Die ausserästhetische Grundlage des Komischen erkennt G. in der „Verkehrtheit“ und betrachtet die Mittel zur günstigen Verwirklichung, dann nimmt er mit Zeising drei Stadien des psychologischen Prozesses an: 1. Die Verblüffung, das ist der erste „Choc“; 2. das Stadium von der Verblüffung bis zur Erkenntnis der Verkehrtheit, bis zum „Gegenchoc“; 3. den Eintritt der komischen Erleichterung. Diese Thatsache hält er aber bisher noch nicht für gründlich durch die Aesthetik gedeutet; die grundlegende „Psychologie der Komik“ von Lipps blieb dem Vf. merkwürdiger Weise unbekannt. Er findet das ästhetische Verhalten des Bewusstseins nur zwischen dem Choc der Verblüffung und dem Gegenchoc der Erleuchtung, nur während dieser Zeit versetzen wir uns in das Objekt. Wie nun das Komische durch die Ausschliessung von Furcht und Mitleid einen Gegensatz zum Tragischen bildet, so tritt es durch seinen psychologischen Verlauf dem Erhabenen zur Seite, indem es sich auch um ein Hin- und Herspielen zwischen verschiedenen seelischen Zuständen handelt. Doch sind diese Ausführungen nur gegeben, um die Fruchtbarkeit des Grundprinzipes zu zeigen, hier dürfen wir also am ehesten Ergänzungen erwarten. G. ist ein klarblickender, überlegender Führer, dessen „Einleitung“ allgemeine Beachtung verdient, auch dort, wo man anderer Ansicht ist. Die sorgfältige Beschreibung der psychischen Vorgänge beim Erfassen des Aesthetischen erscheint mir als der wesentliche Gewinn des Buches, und die scharfe Betonung des Unterschiedes zwischen dem Schönen und dem Aesthetischen, die auf den ersten Blick nicht neu erscheint, halte ich für glücklich, weil nun das Verhältnis zwischen beiden Begriffen schon durch den Namen ausgedrückt ist. Dadurch wird der Verwirrung zwischen dem Schönen im weiteren und engeren Sinn ein Ende gemacht und eine Bestimmung des Schönen erst ermöglicht. Nur eines hätte G. noch erläutern sollen; nach ihm erscheint das Aesthetische doch wie eine Art unvollkommener Vorstufe des Begriffs. Da wäre eine nähere Ausführung nötig gewesen. — Schweisthal[38]) ist mit den bisherigen Definitionen nicht zufrieden, weil sie ungenügend oder irrig sind, hält jedoch das Aufgeben jeder Definition für unnötig. Den drei Gaben des Menschen: Selbstbewusstsein, Verstand und Phantasie entsprächen als Funktionen Lebensgefühl, Begreifen und Schaffen. Das Schöne bestehe in der gleichzeitigen Arbeit aller dieser drei Möglichkeiten bei der Berührung mit der sinnlichen Welt. Die Ordnung ist das Wesen des Stoffes, die ästhetische Form der Ausdruck für diese Ordnung d. h. für die Gesetze oder Kräfte, die im Sinnlichen wirksam sind. Das Typische herauszuarbeiten und das Nebensächliche und leicht zu Ergänzende auszuscheiden ist die Aufgabe der Kunst, damit sie die Auffassung der Ordnung hierdurch erleichtern. Die Kunst soll die menschliche Seele erheben. Das Schöne, soweit es sich auf die Ordnung gründet, fällt mit dem Wahren zusammen, das Gute ist nicht direkt im Naturschönen enthalten, kann sich aber im Kunstschönen vorfinden. Das sind die Hauptsätze, die S. im Näheren ausführt. Er bezeichnet die Aesthetik als eine psychologische Disciplin und möchte von ihr die Calléologie als die Lehre vom Schönen speciell trennen. Ob das notwendig ist? Müsste dann nicht eine Aischrologie oder dergleichen als Lehre vom Hässlichen abgetrennt werden? Der Vf. zeigt uns nur deutlich das Streben nach seinem Licht, das er empfindet, das Licht hat er nicht gesehen, dazu erscheint es ihm noch in zu vielen Brechungen; er wird von seinen Gewährsmännern hin und hergezogen.[39-44]) —

Schweisthal bestimmt die Phantasie als „création intellectuelle de possibilités,“ Flügel[45]) dagegen begnügt sich, die Phantasiethätigkeit eingehend zu beschreiben. In überaus ansprechender Art hat er eine Fülle von Beobachtungen gesammelt und erörtert, in denen sich das Wesen der Phantasie enthüllt. Er unterscheidet die „unwillkürliche oder passive“ und die „aktive“ Phantasie; die „unwillkürliche“ zeigt sich entweder als „ergänzende“, die zum Sinneneindruck aus dem Schatze früherer Erfahrungen hinzubringt und so das Wahrgenommene deutet, versteht, ergänzt, wobei sie nur die neue Form, die Gruppierung, die Ergänzung des Erfahrenen erfindet; oder als „abstrahierende,“ die gewisse Momente des Eindruckes ausscheidet (die gute alte Zeit); oder als „kombi-

---

|[Th. Ziegler: DLZ. S. 653/5; A. Br.: LCBl. S. 947/8.]| — **38**) M. Schweisthal, Théorie du Beau. Bruxelles, Société belge de librairie. 47 S. |[LCBl. S. 1397.]| — **39**) ○ × W. Knight, philosophy of the beautiful.: WestmR. 138, S. 693/8. — **40**) ○ × A. Comte Du Bois, Idéal et Réel. Paris, Sauvaître. 16⁰. 48 S. Fr. 1.00. — **41**) ○ × L. Nationale Aesthetik: 20. Jh. S. 1255-60. — **42**) ○ × Ch. Des Guerrois, Dans le monde de l' art. Paris, Lemerre. 16⁰. 209 S. Fr. 3,00. — **43**) ○ × G. Geffroy, La Vie Artistique. Préface d' Edm. de Goncourt. Pointe sèche d' E. Carrière. 1. Série. Paris, Dentu, 8⁰. XVI, 381 S. M. 5,00. (Durchweg Charakteristiken bildender Künstler: E. Manet, Claude Monet, Carrière, Rodin, Pissarro, Raffaelli, Meissonier, Puvis de Chavannes, Whistler usw.) — **44**) × P. Schumann, Aufgabe d. Kunstphysiologie: Kw. 17, |S. 253/7. (Besprechung v. Hirth, JBL. 1891 I 3 : 62), über d. auch WestmR. 138, S. 459-61; N&S. 61, S. 283). — **45**) O. Flügel, Ueber d. Phantasie. E. Vortr.

nierende“ Phantasie, die mancherlei Bilder und Eindrücke verknüpft und gruppiert; sie kann beglücken (Hoffnung) oder ängstigen (Furcht). Die Phantasie befriedigt schon als müheloses, freies Gedankenspiel im Gegensatze zur Arbeit. Sehr instruktiv ist das Beispiel, wie verschieden eine romantische Gebirgslandschaft auf den Dichter, den Maler und den Fabrikanten wirken können. Die „aktive“, selbstthätige Phantasie ordnet die von selbst aufstrebenden Gedanken und Bilder nach bestimmten Gesichtspunkten, die als Ziel und Ganzes dem Geiste vorschweben, indem sie ihre Ergänzungen, Kombinationen, Gruppierungen, Idealisierungen in den Dienst eines Planes oder einer Idee stellt. Dabei ist sie von eigentlicher Arbeit, die stets auf unseren Geist eine Art von Zwang ausübt, verschieden, weil sie unsere Gedanken entfesselt. Die aktive Phantasie kommt sowohl der Kunst als der Wissenschaft, beide im umfassenden Sinne genommen, zu. F. nimmt den Standpunkt nicht ein, der nur der künstlerischen und wissenschaftlichen Phantasie den Namen Phantasie beilegt, dagegen die unwillkürliche Phantasie: Einbildung nennt. Die aktive Phantasie erscheint nicht als völlig frei und zügellos, sondern wirksam nach Mass und Ziel, geregelt nach bestimmten Zwecken, nach den Erwägungen des Verstandes und den Ideen der Schönheit. Leider kannte F. das Buch von Hirth nicht und stellt darum diese Regelung zu sehr als bewusste Thätigkeit hin. Zum Schlusse betrachtet er sehr einleuchtend den Einfluss der Phantasie auf den Leib und die Gesinnung; besonders diese wird wegen des Mitleidens und der Liebe für die Dichtung bedeutsam. F. selbst scheint vor allem die Wichtigkeit der Phantasie für die Erziehung vorzuschweben[46-48]) (vgl. auch N. 51). —

Ueber den Begriff Geschmack handelt der feinsinnige Hildebrand[49]), nicht so sehr als Aesthetiker denn als Sprachforscher, aber bei seinem weiten Blick gewinnt auch die Aesthetik aus seinen Andeutungen. Thomasius, der zuerst 1687 in seiner Abhandlung von der Nachahmung der Franzosen auf die Wichtigkeit der Sache einging, wagte noch nicht für den Ausdruck goût ein deutsches Wort zu brauchen. Darüber klagt J. U. König in seiner Ausgabe von des Canitz Gedichten sowohl 1727 (S. 241) als 1734 (S. 387), dass man noch immer das französische goût oder das spanische gusto dem deutschen Worte „Geschmack“ vorziehe, das er braucht. Bei Bodmer Schwanken, bei Günther der deutsche Ausdruck schon 1718. Das Bild scheine aus Spanien zu stammen und hänge mit dem Umschwung der Stimmung dem Schwulst gegenüber zusammen, gehe daher der Berufung auf den „Mutterwitz“ parallel. Die Berufung auf den Geschmack einer Speise gegenüber braucht keine Begründung, ebensowenig der Kunst gegenüber; es ist damit die Berufung auf eine Art Urgefühl, das einer weiteren Begründung oder Ableitung nicht bedürftig und nicht fähig ist, gegeben. H. sieht in dem Ausdruck eine Wendung der Geister. Es scheint dem Vf., als stelle sich der Vorgang an die Seite des Vorgangs in der Bewegung der Denkwelt, der durch des Cartesius „cogito, ergo sum“ bezeichnet ist, als ein Stellen auf das eigene Ich, ein Rückschwung vom gelehrten Wissen, Tasten und Irren auf die unmittelbare Empfindung. Es sei im Grunde eine Berufung auf die Natur dem Menschenwitz gegenüber, also ein Zeichen der neuen Zeit. Wie im Gebiete des Guten das Gewissen, so nimmt im Gebiete des Schönen der Geschmack seine Stelle ein. H. erkennt im Glauben an den gesunden Geschmack eine einzelne Aeusserung des grossen und unbedingten Vertrauens auf die Natur, das ein wichtiger und wesentlich neuer Zug der Entwicklung im 18. Jh. sei. So erhebt sich H. von der Wort- zur Entwicklungsgeschichte und lehrt, wie eine Untersuchung nach vielen Seiten hin fruchtbringend gemacht werden könne. —

Einen anderen wichtigen ästhetischen Begriff, den der Nachahmung hat Bormann[50]) zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht. Er verfolgt einen doppelten Zweck, indem er einerseits das Wesen der Dinge, die Realität des Seins, zu erkennen und andererseits das Irrtümliche des Naturalismus zu bekämpfen sucht. Die Welt ist etwas Wirkliches und das Naturschöne nicht einzig ein Erzeugnis unserer Phantasie, sondern etwas auf gegebenen Bedingungen auch des Aeusseren Beruhendes. Wir legen das Schöne nicht in die Natur, sondern lesen es nur heraus; er kehrt also die Meinung Vischers um. Aber wir verhalten uns schon bei jeder einfachen Sinnenwahrnehmung, noch mehr bei ästhetischen Empfindungen nicht sowohl leidend, als thätig, wie etwa beim Lesen einer gehaltvollen Schrift, aus der wir uns Einzelnes aneignen, Anderes unentdeckt lassen, dessen Gehalt und Schönheit erst spätere Leser zu geniessen verstehen. Der Gehalt ist darin, er wird nicht von dem Leser hineingelegt; ebenso ists

---

=Päd. Mag. Abhandl. her. v. F. Mann N. 10.) Langensalza, Beyer & Söhne. 1 Bl, 24 S. M. 0,30. — 46) ○ × O. Foltz, Einige Bemerkungen über d. Aesthetik u. ihr Verhältnis z. Pädagogik: DBllEU. 19, S. 305/8, 313/5. — 47) ○ × F. Gassner, D. ästhet. Moment in d. Volkserz. Progr. Wien. 1891. 42 S. |[Gymn. S. 663]|. — 48) ○ × F. Sharp, D. ästhet. Element in d. Moral. Diss. Berlin. 42 S. — 49) R. Hildebrand, Geschmack in Anwendung auf d. Schöne, zugl. e. Hauptstück innerer Litt.-Gesch.: ZDU. 6, S. 665-80. — 50) W. Bormann, Kunst u. Nachahmung. E. Beitr. z. Kunst- u. Erkenntnislehre. (= Gegen d. Materialismus. Gemeinfassl. Flugschriften her. v. H. Schmidkunz N. 5.) Stuttgart, Krabbe. 48 S. M. 0,75. |[Gesellschaft

dem Buch der Natur gegenüber. Das Naturschöne liegt im Objekt, aus dem es unser im Schauen zugleich schaffender Geist erst zu Tage fördert. Das Objekt verlangt ein Subjekt, das Sein das Denken. Vom Kunstschönen verlangen wir Naturtreue, nicht zwar die falsche Naturtreue, die nichts weiter kann als die Naturwirklichkeit in allem Zufälligen und Unbedeutenden zu wiederholen, wohl aber die rechte Naturtreue, die treu der Natur folgend ihr wahres Wesen und ihre niemals versteckten, aber doch nur dem andächtigen Lauscher zugänglichen Geheimnisse offenbart (S. 21). Die Kunst ahmt nach, aber nicht das Aeussere der Dinge, sondern das innerst geistige Wesen alles Sinnlichen. Wie in der Sprache sich das Wort als die Form zum Begriff als dem Inhalte der Sprache verhält [51]), so verhält sich in der realen Welt die sinnliche Erscheinung als die Form zum Wesen der Dinge als ihrem Inhalte. „In der Kunst wie in der Sprache sind nicht die Dinge der Erscheinungswelt, wie sie der Mensch durch die Sinne geistig erfasst, sondern der Mensch selbst als Geisteswesen mit der wunderbaren Fülle seiner über das Sinnliche weit hinausragenden Vernunft, mit seinen Gemütseigenschaften, seinen Idealen, sittlichen Begriffen der vornehmste Gegenstand aller Nachahmung.“ Nachahmen ist also Erfassen des Geistigen im Sinnlichen: das Sinnliche empfängt erst vom Geistigen jegliche tiefere Bedeutung, und das Geistige hinwiederum kann alle seine Kräfte nur in Anlehnung an das Sinnliche entfalten, das ihm für die Möglichkeit seiner Bethätigung erst den Stoff darbietet. Im Drama z. B. besteht dessen Wesen ersichtlich nicht in sinnlich fassbaren Vorgängen, sondern in der Verdeutlichung der geheimsten Seelenregungen und Willenstriebe, welche die nach ihrem Begriff von diesem Innersten unzertrennliche Handlung nebst ihren äusserlichen Geschehnissen hervorbringen. Die Dichtkunst wirkt nicht auf die Sinne, sondern unmittelbar auf die Phantasie und mittelst dieser auf sämtliche Sinne, vor allem aber auf Gemüt und Geist. Diesen Unterschied von den übrigen Künsten haben schon die Schweizer richtig erkannt, was B. nicht erwähnt. Die übrigen Künste wenden sich durch die Sinne nur an die Phantasie und weisen vom Realen gerade auf das Ideale, in das hehre Reich der Phantasie und Ahnung. Die Nachahmung ist frei wie die Natur und darum keine engherzige Wiederholung der Natur. „Da man die sogenannte Naturwahrheit nur immer mit Bevorzugung einzelner Sinne in der Kunst ermöglichen und in der Poesie wohl alle Sinne, aber doch nur für die Phantasie herbeiziehen und vom Kostbarsten der Natur, ihrem realen Leben, doch gar nichts erstatten kann, so löscht man, im Bestreben, die Natur selbst abzubilden, ihr gleichsam den Atem aus“ (S. 41). So rettet B. also den Begriff der Nachahmung, indem er ihn anders versteht, als die Aesthetik, die ihn verwirft. Man wird seinem Gedankengang die strenge Logik nicht bestreiten und seinen Versuch als eine beachtenswerte Leistung anerkennen müssen, auch wenn man wünschen muss, dass die Grundlagen seiner Ausführung eine schärfere Begründung erfahren hätte. — Nicht als Nachahmung sondern als Nacheiferung der Natur fasst Faber [52]) die Kunst auf, das Kunstwerk nennt er „die Idee als Erscheinung“: wenn der Mensch nicht durch einen endlichen Zweck zum Handeln bestimmt ist, sondern „durch den Trieb, die Unendlichkeit seines Wesens zur Anschauung zu bringen durch Hingebung seiner selbst als Opfer für die Verwirklichung des Ideals,“ so ist er Künstler. Die Kunst ist freies Schaffen der Phantasie, „das Hervorbringen dessen, was im Grunde ist, gehalten in der Gesetzmässigkeit des der Phantasie als Moment angehörenden Verstandes.“ „Erst in der Beherrschung, Umwandlung und Umschaffung des nur Gegebenen vollbringt sich die Kunst. Sie ist also die Erhebung des Leiblichen und Sinnlichen in Idealität, eine ideale Auferstehung des Fleisches und der Seele. In ihrer äussersten Entfaltung ist diese Aufgabe die Erhebung der nur natürlichen Menschenperson in die Kindschaft Gottes. Damit überschreitet die Kunst ihre Grenze und geht über auf religiöses Gebiet, auf das Gebiet der letzten Dinge“ [53-55]). Demgemäss entwirft er nun ein „System der Künste,“ in dem als tiefste die Architektur steht, die Plastik, die Malerei, die Musik, die Dichtkunst folgen, die „persönliche Kunst“ mit ihrem Gipfel der Schauspielkunst aber den Abschluss bildet, weil die Kunst „die Aufgabe des Menschen ist, sich selbst zu erschaffen, sich den realen gegebenen umzuschaffen zum Ideal.“ Da der Vf. selbst diese Konsequenz gezogen hat, bedarf es keiner weiteren Kritik. Das Heft scheint ernst gemeint zu sein. — Mit der Frage der Nachahmung beschäftigt sich auch die graziöse Rede des Malers und Kunsthistorikers Bertrand [56]), dessen Leben mit schalkhaften Wendungen Carlet in seiner Begrüssungsrede erzählt. Ein Mittel der Nachahmung ist

8, S. 1518/9: LCBl. S. 1482/3. — **51)** × B. Visintainer, Natura del pensiero e della parola e loro mutua relazione. Progr. Roveredo, Grigoletti. 36 S. (Behandelt übersichtlich d. Verhältnis v. Sprechen u. Denken u. geht [S. 31] auch auf d. Phantasie ein.) — **52)** F. Faber, D. System d. Künste. Guhrau, M. Lemke. V, 30 S. M. 1,00. — **53)** ○ × A. Weill, L'art est une religion et l'artiste est un prêtre. Oeuvre de jeunesse inéd. Paris, Sauvaître. 105 S. Fr. 2,00. — **53a)** ○ × R. Mariano, Arte e religione: NAnt. 42, S. 677-706. — **54)** ○ × P. Scheerbart, D. Paradies, d. Heimat d. Kunst. Verl. dtsch. Phantasten. III, 194 S. M. 3,00. — **55)** ○ × R. Rocholl, Aller Schöne Meister. E. Hamb. Vortr. Leipzig. Naumann. 28 S. M. 0,80. — **56)** E. Bertrand, De l'Expression dans l'art. Discours de réception à l'Acad. delphinale et Réponse de M. le Dr. Carlet. Gre-

der Ausdruck, und darin zeigt die neue Zeit einen Fortschritt gegenüber der Antike, weil dieser vor allem die Erkenntnis der Poesie von Licht und Schatten beim Erzielen des Ausdrucks fehlte. Das sieht man am besten, wenn man die antike Landschaft mit der modernen vergleicht. Der moderne Maler strebt darnach, ausdrucksvoll zu sein, der Natur eine Seele zu leihen und alles unserem Gefühl nahe zu bringen, der antike dagegen wollte durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände die Phantasie und den Anblick erfreuen. Die antike Landschaft ist ein Werk der Phantasie, die moderne ein Werk des Gefühls. Der moderne Maler stellt in der Landschaft nicht die Natur dar, sondern das, was er in ihr sieht, an ihr versteht und liebt. Was er nachahmt, ist weniger „le paysage réel“, weniger das, was er vor Augen sieht, als „le paysage reflété,“ er giebt seine „impression“ wieder. Der Ausdruck verleiht dem Kunstwerk Kraft und Leben, ohne ihn ist die Schönheit nichts. Der Künstler muss von der Natur „une sensation forte“ haben und sie in kühnen Zügen umzusetzen wissen, das genügt. Der Ausdruck überragt alle anderen Kunstmittel an Eindrucksfähigkeit, ja er ist la fin dernière de l'art lui-même. In der Plastik hat auch die Antike den Ausdruck als Kunstmittel sehr hoch gehalten. Die Rede kann als eine ansprechende Zusammenfassung des Einschlägigen und eine geschickte Anwendung auf ein bestimmtes Kunstgebiet empfohlen werden; angenehm berührt die feine Art, wie Winckelmann und Lessing behandelt werden. —

Natürlich haben alle diese Schriften, da sie vom Verhältnisse des Kunstwerks zur Natur handelten, die Frage streifen müssen, wie sich Wahrheit und Wirklichkeit zu einander verhalten. Zencker[57]) ergänzt die von Lessing im Laokoon citierte Erklärung Hogarths, betreffend die anatomischen Fehler des Apollo von Belvedere, indem er noch auf einige auffallende Fehler z. B. bei der Otricolimaske und bei der „Venus von Milo“ aufmerksam macht. Er kommt zu dem Resultate, die Künstler seien von der realen Wahrheit, von der Wirklichkeit, abgewichen, um künstlerisch wahr zu sein. Mit Goethe fordert er eine Kritik der Sinne. — Etwas anderes, als der Titel besagt, bietet das Buch von Hayem[58]), das aus seinem Nachlasse stammt und nun in einer meist vortrefflichen Uebersetzung vorliegt. „Ein fanatischer Apostel des Schönen und des absolut Guten“ fasst in 749 Aphorismen seine Ueberzeugungen über Kunst und Leben zusammen. Natürlich bildet eine Einheit nur die klare geistvolle Persönlichkeit H.s, ein System hat er nicht geben wollen. Man wird in seinen Gedankensplittern vieles Bedeutsame finden; auch über die Frage von Wahrheit und Schein in der Aesthetik giebt er einige Aussprüche, deren Tenor durch den Satz (N. 474) bestimmt ist: die lebende Materie, die ihn leidenschaftlich errege, sei die Seele. Der Geist empfinde (N. 197) Wollüste, welche die Sinne nicht kennten, und welche ihn über die Sinne erhöben. Unser Aberglaube schreibe den Dingen eine geheimnisvolle Wirklichkeit zu (N. 736), während die Materie absolut thöricht und blind sei (N. 597). Die Begriffe seien die Erzeugungsformen der Wahrheit (N. 647). Alles, was einige Poesie in sich trage, biete nur die Schönheit als Reichtum (N. 514). Die Begriffe kämen immer angekleidet zur Welt, der Kunst sei die Aufgabe geworden, einem jeden das Kostüm zu geben, das seine Wahrheit und Schönheit verständlich mache (N. 231). Das Ideal sei eins, sein Schmuck aber könne, je nach der Phantasie unserer Seele, unendlich mannigfach und verschieden sein (N. 324). Das menschliche Absolute bestehe eher in der Schönheit als in der Wahrheit, die Menschheit erschöpfe sich in der Wissenschaft, während sie in der Kunst unsterbliche Meisterwerke schaffe (N. 239). In solchen kurzen Sätzen behandelt H. auch noch andere Themen der Aesthetik, besonders den Witz, die moderne Litteratur (N. 288), das Theater (N. 364), immer einsichtig, oft witzig, mitunter paradox. Man wird diesen Aussprüchen einer in sich ruhenden Persönlichkeit mit Vergnügen lauschen und gerne das Lob bestätigen, das Dumas in einem graziösen Geleitschreiben mit tiefem Gefühl ausgesprochen hat, wenn man auch nach dem Titel eine ästhetische Untersuchung erwartete, die man nicht fand. — Auf die Frage nach dem Verhältnis von Wahrheit und Wirklichkeit geht auch Muff[59]) ein, dessen Buch bereits in 2. Auflage vorliegt; in dieser hat er sich breiter als früher über den Naturalismus geäussert, aber der grösste Teil des Werkes gehört in unseren Zusammenhang. Da mir die 1. Auflage nicht zu Gesichte kam, muss ich näher bei der Darstellung verweilen. Der Vf. stellt zuerst die verschiedenen Bedeutungen fest, in denen das Wort Ideal gebraucht wird und polemisiert dann gegen Schillers Gedicht „Ideal und Leben“, weil darin für die Kunst allein das Ideal in Anspruch genommen

---

noble, Allier père el fils. 2 Bll., 52 S. (Sonderabdr. aus BAcDelphin. Tome V.) — **57**) E. V. Zenker, Absichtl. Fehler in d. bildenden Künsten: Gegenw. 41, S. 153/4. — **58**) A. Hayem, Wahrheit u. Schein. Nachlass, Mit e. Briefe v. A. Dumas. Aus d. Franz. Mit Bildn. in Heliograv. Leipzig, Duncker & Humblot. XV, 191 S. M. 2,80. |[Gegenw. S. 159.]| — **59**) Chr. Muff, Idealismus. 2. wesentl. verm. Aufl. Halle a. S., R. Mühlmanns Verl. (M. Grosse, XI, 230 S. M. 4,00. |[C. Gurlitt: Gegenw. 42, S. 233/5; H. Schiller:

wird; es sei zwar ein Vorrecht der Kunst, das Ideal in sinnlicher Erscheinung, in geformter Gestalt, in vollendetem Bilde vor uns hinzustellen, aber Ideale hätten die anderen Bethätigungsarten des Geistes auch, weil auch sie ihrem Streben hohe, göttliche und darum beglückende Ziele setzen. Die eigentlichen, höchsten Ideale teilt M. in erreichbare und unerreichbare. Idealismus ist jene Denk- und Anschauungsweise, die an Ideale als an die höchsten Lebensmächte glaubt und sich in ihren Dienst stellt, das Verlangen der Seele, in aller Vollkraft sich auszuleben, das Streben, die Welt der Materie mit der Kraft des Geistes zu durchdringen und den einzelnen Menschen wie die Menschheit auf immer höhere Stufen der Vollkommenheit zu führen. Die Berechtigung, den Ideen und Idealen Wirklichkeit zu geben, leitet der Vf. aus dem allen Menschen angeborenen Gottesbewusstsein ab. Das seelische Vermögen, das die Ideale erzeugt, ist die produktive Phantasie. Schwärmerei zum Unterschied vom Idealismus findet der Vf. in einzelnen Gestalten der Schillerschen Dramen, dafür bei Ibsen z. B. in der „Wildente“ Bekämpfung des Idealismus überhaupt, wo sich nur falscher Idealismus geäussert hatte. Idealismus und Naturalismus sind Gegensätze, die sich ausschliessen, während Idealismus und Realismus sich ergänzen zum Idealrealismus, dem Wiederfinden des Geistes in der Natur und dem Erfüllen der Natur mit Geist. Das führt M. näher aus, indem er mit Scherer Wallenstein und Max kontrastiert, gegen Kern aber Tasso und Antonio. Den körperlosen Idealismus Klopstocks setzt er in Gegensatz zu dem jedem Ideal abholden Realismus Zolas (S. 38), welche beide unberechtigt seien; ja er entdeckt beide extremen Richtungen mitunter in ein und derselben Person vereinigt, so in Heinse und Heine. Goethe nenne man nun auch einen Realisten trotz der „Iphigenie“ und Schiller einen Idealisten trotz „Kabale und Liebe“, das seien eben die richtigen Verhältnisse, nämlich Realidealismus. Nachdem M. das Wesen des Idealismus eingehend beschrieben hat, wendet er sich seinen Bethätigungen in Religion, Wissenschaft, Leben und Kunst zu. Obwohl er in allen Abschnitten die Kunst streift, so geht uns vor allem der letzte an. Freilich macht er sich die Aufgabe etwas zu leicht, indem er das Zubeweisende schon als bewiesen nimmt. Er bestimmt (S. 163) das Wesen der Kunst als das Streben, einen schönen Gegenstand zu bilden, nichts anderes zu erreichen, als dass er schön sei, dass nichts darin vorkomme, was der Schönheit Abbruch thue, kurz dass die sinnliche Form den ideellen Gehalt in der vollkommensten Weise zum Ausdruck bringe; daraus ergiebt sich mit Notwendigkeit, dass sich der Künstler an das Ideale halten müsse. Auch in seiner Polemik gegen die Sätze des Naturalismus stellt er nur Behauptung gegen Behauptung, und das reicht eben so wenig aus, als die Berufung auf fremde Ansichten. Was nützt der Satz, die Kunst müsse in ein Ding, wenn anders es ästhetisch wirken soll, eine Idee legen, wenn dieser Satz unbewiesen bleibt. Jeder, der mit dem Vf. einer Meinung ist, und solcher Leser wird es viele geben, dürfte mit Interesse seinen allgemeinen und besonderen Ausführungen über die Kunst und die Künste folgen, aber er muss schon überzeugt sein, weil M. wohl sagt, das soll so sein, aber nicht, warum es so und nicht anders sein soll. Die ganze Schrift kann als eine hübsche, populäre Zusammenfassung bezeichnet werden, als mehr aber nicht. Immerhin bleibt die Thatsache bemerkenswert, dass sie so rasch wieder aufgelegt werden konnte. Das Wahre erscheint M. als ein idealisiertes, nach einer Idee umgestaltetes Wirkliche; er sagt aber nicht, welche Idee das sei. Und das ist der grosse Mangel seiner Arbeit, durch den sie hinter ihren Vorgängern zurückbleibt. — Auf einem scharf oppositionellen Standpunkte finden wir einen Ungenannten[60]), der nur von der Malerei spricht und die Mängel der heutigen Zeit darlegt. Ihm gilt in der Malerei nur die Farbe, die Hauptsache ist, so gut als nur möglich zu malen, das heisst aber „das Kolorit auf die höchste Stufe zu erheben und alles Uebrige, bisher als Haupterfordernis Geltende, dagegen soweit zu vernachlässisen, als es ein Hindernis wird, das der Erreichung des höchsten Ziels der Malerei, der höchsten koloristischen Qualität, im Wege steht.“ Die Schönheit im Leben und die Schönheit in der Kunst sind zwei grundverschiedene Dinge, sagt der Vf. (S. 5). In der Kunst könne alles schön sein, auch was im Leben nicht schön ist, z. B. ein hässliches Mädchen. In der Kunst kommt es nur auf das Wie an, nicht auf das Was. Jeder Gegenstand, selbst der unbedeutendste, ist interessant, bietet dem Maler des Interessanten genug. Den Unterschied zwischen Gut und Schlecht erkennt der Vf. an, versteht ihn aber nur vom Standpunkte des Malens. Beim Porträt wird vielleicht das Unähnlichere künstlerischer, ein grösseres Kunstwerk sein, als das Aehnlichere (S. 45), weil nicht das durch Photographie oder Gipsabguss nach der Natur Festzuhaltende, sondern die künstlerische Darstellungsweise und die gute Malerei das Bleibende des Porträts, die Aehnlichkeit aber das Vergängliche ist. Für die Malerei ist also Wahrheit nur die „Vollendung“

ZGymn. 26, S. 794/6.]| (D. 1. Aufl. erschien 1890.) — 60) D. Kunstverständnis v. Heute. München, C. Fritsch. 2 Bll., 67 S. M. 1,00. |[H. B(orman)n: AZg^{B}. N. 290.]| — 61) ○ × L. Arréat, Psychologie du peintre.

des Kolorits, alles andere ist nebensächlich. Diese Erkenntnis vermisst der Vf. bei den Laien, bei allen jenen, die für den Ankauf von Bildern sorgen. Ein wahrer Hass gegen die Architekten erfüllt ihn, so zwar, dass er (S. 63) die „Künstler" von den „Laien und Architekten" mit dürren Worten unterscheidet. Viel Beherzigenswertes spricht er aus, die Aesthetik schwebt ihm aber nicht vor. Der Streit zwischen Form- und Gehaltsästhetik ist dem Vf. wohl bewusst, aber er steht so ganz einseitig auf Seiten der Form d. h. hier der Farbe, dass er den Gehalt vollständig übersieht und nicht merkt oder nicht zugeben will, dass Form ohne Stoff etwas Undenkbares sei. Das hat Bormann in seiner Besprechung ausführlich hervorgehoben.[61]) — Auf die grosse Wichtigkeit der Augenblicksbilder von Bewegungen hat Falkenhorst[62]) hingewiesen, nicht um die Künstler zur Nachahmung aufzufordern, sondern um ihren Blick für das Wirkliche zu schärfen. Die merkwürdige Uebereinstimmung der griechischen Plastik wie der japanischen Malerei mit Bewegungsphasen, die uns erst die Momentphotographie kennen gelehrt hat, giebt einen Fingerzeig, wie unsere konventionelle Naturauffassung verbessert werden könnte. F. glaubt nicht, dass die Kunst alle Stadien der Bewegung nachahmen solle, sondern nur jene, die für eine Bewegung charakteristisch sind, es gebe eben auch tote Punkte, in denen die Bewegung still zu stehen scheint, sie sind aber nur Uebergangsstufen. Also nur jene charakteristischen Momente solle der Künstler herausgreifen, die trotz ihrer realen Wahrheit dennoch die Gesetze der Schönheit nicht verletzen. Nicht das naive Kopieren der Japaner, sondern die schönfühlende Art der Griechen solle für unsere Kunst massgebend sein. Wahrheit und Schönheit sind immer wieder die zwei Pole, um die sich alles dreht; wenn nur eine Einigung über diese beiden Begriffe möglich wäre! — Wichtig sind die Vorträge, die Henke[63]) als Anatom und Kunstkritiker gehalten und nun zu einem Bande vereinigt hat; denn er vergleicht auf seinem Gebiete die Naturbeobachtungen mit den Kunstgestalten. Im ersten Aufsatze, der von der aufrechten Haltung im Stehen und Gehen handelt, wird uns die Verschiedenheit der strammen und lässigen Haltung erklärt und zugleich gezeigt, dass die stramme, für das Gehen praktischere Haltung in der älteren griechischen Plastik, z. B. den Aegineten, begegnet, die lässige der schon weicher gewordenen klassischen Plastik eigen ist. Im zweiten Vortrag über den Ausdruck des Gesichts, insbesondere des Blickes werden jene unwillkürlichen Bewegungen des Gesichts besprochen, die hauptsächlich den Ausdruck hervorrufen; es sind meistens zwecklose Bewegungen, die aber vielleicht atavistische Bedeutung haben, wie beim Gähnen die Bestreichung jener Nerven mit Luft, die beim Fische durch die Kiemenatmung getroffen werden. Das wichtigste Mittel ist der Blick, d. h. eigentlich die Stellung des Auges, des Kopfes, ja des ganzen Körpers dem betrachteten Objekte gegenüber. In der antiken Kunst findet H. überhaupt nicht viel Gesichtsausdruck, die Renaissance hat den der zweckmässigen Bewegungen, also vor allem den des Blickes (auch der Handbewegung) gefunden und reichlich verwertet, der moderne Realismus erst hat die Abbildung der reinen Mimik, wie Lachen und Weinen usw., entdeckt. Die Frage nach dem Verhältnisse der Kunst zur Wirklichkeit wird im dritten Vortrage durch eine sehr interessante Vergleichung von Michelangelos Menschen mit den Werken der Antike gefördert. Michelangelo geht ganz anders vor als die antiken Künstler; er stellt die Bewegung anatomisch richtig dar, liebt es, die Extreme zu wählen und die seltenen, wenn auch möglichen Stellungen herauszugreifen; die Griechen bilden das, was sie sehen, oft mit leichter Abweichung von der anatomischen Richtigkeit, aber dann aus bestimmten künstlerischen Gründen, sie liebten die leichten, gewöhnlichen Stellungen. Also beide halten sich an die Natur, und doch gehen beide verschieden vor. Die Antike hält den einfachen Normalzustand des Verhältnisses von Körper und Geist als Typus der Menschheit fest, während Michelangelo die geistigen Entwicklungsstufen, zwischen denen jene harmonische Entfaltung der Kräfte von Körper und Geist nur ein einzelner Durchgangspunkt ist, darstellt; in den elementarsten, wie in den geistigsten siegt die Schwere über die Aufmerksamkeit, bei der Müdigkeit wie beim Versunkensein in tiefsinnige Gedanken nimmt der Wille keinen Einfluss auf die Muskel, die Glieder folgen demnach nur den Gesetzen der Schwere und gewinnen eine Lage, die vom Willen sonst durch Anspannung der Muskel verhindert wird. Solche Stimmungen, solche Geisteszustände hat nun Michelangelo dargestellt, indem er aber nach Ansicht H.s nicht von einer zu verwirklichenden Idee, sondern von der Beobachtung der Natur ausging und diese dann verschieden deutete. Mit reichem Beispielmaterial wird dies dargethan und so auch die Aesthetik bereichert. Auch der folgende Aufsatz geht aus demselben Gedankenkreise hervor, indem H. die Gemälde Michelangelos in der sixtinischen

Paris, F. Alcan. III, 273 S. Fr. 5,00. — **62**) C. Falkenhorst, Augenblicksbilder u. Kunst: Didask. N. 117. — **63**) W. Henke, Vortrr. über Plastik, Mimik u. Drama. Mit 40 Bild. im Text. Rostock, Werther. VII, 248 S. M. 5,60. |[J. Minor: DLZ. S. 1276/8; LCBl. S. 1170/1; Kunstchr. S. 297/9; O. H(arnack): PrJbb. 69, S.

Kapelle beschreibt und dabei wieder den Ausgangspunkt von den dargestellten Körpern nimmt, um ihnen abzufragen, was sie ausdrücken. Hier spricht er auch noch ausführlicher darüber, dass Michelangelo gerade das dargestellt habe, was Lessing den „fruchtbaren Moment" nannte; man fühle durch das Dargestellte noch hindurch, was früher war, oft auch, was nun folgen werde. Das hat auch der vorangehende Vortrag schon gezeigt, besonders in Rücksicht auf den Wechsel von Stand- und Spielbein. So anregend nun auch H.s Erläuterung ist, so geht sie uns doch weniger nahe an, als die folgenden Vorträge. Den doppelten Stil, der Antike und Michelangelos, findet H. nun auch beim Schauspieler, soweit der sichtbare Teil seiner Kunst in Betracht kommt. Für den „antiken" Stil, der „auf einer gleichzeitigen und gleichmässigen Beteiligung aller Glieder an einer harmonisch und rhythmich geordneten Bewegung beruht", ist ihm Rossi ein Typus; er legt die Vorzüge wie die Gefahren dieses Stils dar. Für den „modernen" Stil, der den Körper in der Ruhe des Sich-Gehenlassens oder der Spannung lässt und nur durch die Bewegung einzelner Glieder das Beseeltsein des Körpers vom Geiste ahnen lässt, ist ihm Dawison, besonders aber das Ehepaar Lewinsky der Typus. Graziöser und ausdrucksvoller Stil stehen einander gegenüber; jener folgt mehr den Gesetzen der bildenden Kunst, weshalb ihn H. die plastische oder malerische Mimik nennt, der zweite folgt mehr dem bewegten Gange der Poesie und heisst darum die dichterische oder rednerische Mimik. Die plastische Mimik verlangt von der Rede mehr Konzessionen, die dichterische Mimik schliesst sich mehr dem Fluss der Rede an. Zur plastischen Mimik führt die antike Schauspielkunst, in der Gegenwart die Oper, in der Zukunft die „Meiningerei"; zur dichterischen die Schauspielkunst, die Shakespeare verlangt und die neuere Entfaltung, von der H. in der gereimten Kritik einer Aufführung von Shakespeares „Lear" durch das „Deutsche Theater" zu Berlin spricht. Zum Schlusse wirft H. die Frage auf, welche der beiden Arten der Künstler wählen solle, „um der Wahrheit zu entsprechen"? Aber da würde der Künstler übel beraten; denn die individuelle Verschiedenheit ist zu gross. Nur so viel lässt sich sagen: der rohe Mensch macht nur in primitiver Art besondere Bewegungen, mit denen er etwas ausdrückt; der Durchschnittsmensch der Bildung hat eine konventionelle Art von Anmut und Würde; der bedeutende Mensch folgt nur den Impulsen des geistigen Lebens mit einzelnen, entschiedenen körperlichen Geberden. „Und dies gilt uns als wahr, und danach beurteilen wir die Menschen"; aber diese „wir" sind die Germanen, während die Alten und die südlicheren Völker Europas mehr zu Anmut und Würde neigen. Das letzte noch zu nennende Thema behandelt die „Anatomie der Tragödie"; H. sucht konstruierend den Bau einer Tragödie zu verstehen und wendet das Gefundene sogleich auf den Wallenstein an. Seine Betrachtung erschien gleichzeitig mit Freytags „Technik des Dramas" und unterscheidet sich von ihr vorteilhaft durch die genauere Erforschung der Nebenpersonen, ungünstig durch die geringere Vertiefung und durch die Ausserachtlassung der verschiedenen Tragödientypen. Er bespricht nach einander die Personen, die Begebenheiten, die Ideen und skizziert ihre Bedeutung für den Bau der Tragödie. Auch hier bewährt sich H. als ein Mann von Geschmack und Wissen, aber seine Ausführungen enthalten nichts Neues. —

Eine Aufforderung an die Aesthetik, „ihre Thore weit aufzumachen für das, was den Künstler zum Künstler macht, das Leben, das Lebensgefühl", lässt Diez[64]) ergehen. Auch ihn hat die Behauptung der naturalistischen Kunst, dass sie das „Wahre" darstelle, bei seiner Arbeit beschäftigt; er giebt sie nicht zu, weil er das Wahre und das Wirkliche als „philosophischer Denker" unterscheiden kann, aber er sieht in dem Streben der modernen Künstler etwas Beachtenswertes. Unsere moderne Kunst will Leben, darum verlangt sie eine Aesthetik des Lebensgefühls. D. untersucht die Frage, wie denn überhaupt Aesthetik als Wissenschaft möglich sei, und geht dabei zuerst auf den Begriff von Philosophie ein, weil Aesthetik nur Philosophie sein kann. Ihm ist Philosophie: Wissenschaft, Wissenschaft ist aber Erkenntnis des Wesens und führt als solche alles Sein auf die Bestimmungen und Formen zurück, durch welche der Geist selbst bestimmt, objektiv, Natur ist; „sie erweist den Geist als Wesen der Welt"; Wesen ist das Notwendige, das Notwendige ist der Geist in seiner Gesetzmässigkeit. Zunächst hat die Wissenschaft die Aufgabe, die Mannigfaltigkeit der Erscheinung auf jene allgemeinsten Seinsformen zurückzuführen, die a priori bestimmbar sind; insofern sie dies thut, ist sie empirische Wissenschaft. Nun aber gilt es noch, die allgemeinen Seinsformen aus dem Wesen des Geistes als notwendig zu begreifen, und das hat die Philosophie zu leisten, indem sie ein System entwirft und kritisch das Einzelne am Ganzen misst. Aesthetik als empirische Wissenschaft ist nach D. unmöglich, weil Schönheit zum Wesen der Welt und zum Wesen des Geistes gehört, Wirklichkeit und Ideal ist, das Ideal aber nur aus dem Wesen des Geistes entwickelt

133/4; WIDM. 72, S. 713/4.]| — 64) M. Diez, Theorie d. Gefühls z. Begründ. d. Aesthetik. Stuttgart, F. Fro-

werden kann. Die Aesthetik muss demnach zeigen, dass der Geist wesentlich, seiner Natur nach, ästhetisch ist, dazu ist aber nötig die Stelle aufzudecken, wo das ästhetische Ideal notwendig auftaucht und mit Sittlichkeit, Wissenschaft und Religion ein klar erkennbares System bildet. Die „Wissenschaft" verwirklicht das Ideal des Denkens, die Sittlichkeit jenes des Wollens, die Religion das der menschlichen Persönlichkeit als solcher, die Aesthetik aber jenes des Gefühls. Das will D. nun zeigen. Zu diesem Zwecke beschreitet er die Wege, welche die Aesthetik von verschiedenen Ausgangspunkten einschlagen kann und eingeschlagen hat. Erster Ausgangspunkt: das ästhetische Wohlgefallen; bei der Erfassung dieses Begriffs kommt er zu dem Resultate, dass es auf der blossen Vorstellung des Gegenstandes beruht. Einen Gegenstand beurteilen wir ästhetisch, wenn wir ihn nach seiner Wirkung auf unsere vorstellende Thätigkeit beurteilen. Als schön wird ein Gegenstand beurteilt, insofern er die Vorstellungsthätigkeit auf eine bestimmte Weise in Bewegung setzt; auf eine Weise nämlich, die mit dem allgemeinen Wesen der Vorstellung übereinstimmt. Das ästhetische Wohlgefallen ist frei, es fehlt wenigstens das Bewusstsein der Abhängigkeit; durch die individuelle Entstehung des ästhetischen Urteils aus einem Gefühl fühlt sich der Geist frei von allgemeiner Gebundenheit, durch die allgemeine Form des Urteils, das aus dem Gefühl entsteht, frei von individueller Gebundenheit. Die Freiheit des ästhetischen Urteils weist auf die Kunst als ihr wahres Gebiet hin, dadurch auf das Schaffen des Künstlers und von diesem auf die allgemeinen Interessen des Menschen. Auf das Wohlgefallen allein lässt sich die Aesthetik nicht aufbauen. Zweiter Ausgangspunkt: die Phantasie. Sie sucht geistigen Gehalt in Wirklichkeit umzusetzen oder in die Form der Wirklichkeit zu kleiden. Der Verstand dagegen sucht Wirklichkeit in geistige Form umzusetzen, sein Interesse geht auf Einheit, das der Phantasie auf Mannigfaltigkeit. Aber beide fasst die Vernunft zusammen, die nicht wie der Verstand Begriffe, nicht wie die Phantasie Bilder, sondern Bilder, welche durch Begriffe bestimmt sind, d. h. Ideen hervorbringt. Dadurch hat die Phantasie ihre Stellung innerhalb des geistigen Organismus gefunden; sie ist die specifisch freie Funktion, folgt nur dem Interesse der Subjektivität, d. h. dem Gefühl, verfolgt nur den einen Zweck: die Lust des Geistes an sich selbst. Das zeigt sich im Spiel. Der Mensch erreicht ein Ideal im Spiel, das Ideal des fühlenden Menschen. Nur um ihrer Bedeutung für das Gefühl willen ist die Phantasie Organ des Schaffens und Geniessens in der Kunst, aber es ist unmöglich, das Ganze des ästhetischen Lebens, der Kunst, aus ihr allein abzuleiten. Nicht an sich, sondern in Uebereinstimmung mit dem Verstande wirkt die Phantasie das Lustgefühl des ästhetischen Wohlgefallens; denn stimmt etwas mit dem Verstande nicht überein, dann zerstört die Frage nach dem Grunde die Freiheit der ästhetischen Stimmung. Nicht als solche, sondern nur als Bedingung des ästhetischen Gefühls ist die Phantasie Grundlage des ästhetischen Lebens. Auch die Phantasie, als Quelle der Kunst betrachtet, führt auf das Gefühl zurück, dessen Ideal im Schönen befriedigt wird. Dritter Ausgangspunkt: der geistige Gehalt. Er zeigt, dass das Gute und das Wahre der Gehalt des Schönen sind; das Gute, weil der Mensch seinen höchsten Lebenszweck nur im Sittlichen zu finden vermag und diesen Zweck nie bei dem, was er thut, vergisst und vergessen kann; das Wahre, weil sich nur dadurch das Schöne als lebendig darstellen lässt, weil nur im Reiche des Wahren (nicht des Wirklichen) das Individuelle und das Allgemeine sich verschwistern, das Einzelne gattungsmässig und das Gattungsmässige wirklich wird. Stellt der Dichter etwa Unsittliches dar, so verschwindet die Freiheit des ästhetischen Urteils; erweckt es Begierde, dann fehlt die Freiheit des betrachtenden Verhaltens; erweckt es Abscheu, dann fragen wir nach dem Grund des Verwertens, der sittliche Masstab tritt in sein Recht und hebt die Freiheit der ästhetischen Beurteilung auf; zeigt es der Dichter als die Wahrheit des Lebens, dann stehen wir einer Lebensauffassung des Dichters gegenüber und beurteilen diese nach allgemein idealen Motiven, sind also wieder in der Freiheit des ästhetischen Urteils gehemmt. Aber der Künstler darf auch nicht das Gute und Wahre darstellen, um zu bessern oder zu belehren, weil wir dabei urteilen und vorstellen müssen, also nicht in reiner Freiheit der Betrachtung uns verhalten, und weil er bei der Absicht, irgend etwas mit seiner Darstellung zu wirken, sich nicht mehr in reiner Freiheit des darstellenden Verhaltens bewegen kann. Also nicht Verwirklichung des Guten und Wahren, sondern seine Wirklichkeit muss den Künstler begeistern. In dem Schönen wird das Gute und das Wahre genossen, sie treten also in der Kunst unter den Gesichtspunkt des Gefühls. Das Gefühl hat sich demnach als die beherrschende Macht im ganzen Gebiete des Schönen erwiesen, von allen Ausgangspunkten kam D. zum Gefühl. Nach dieser Vorbereitung (S. 1—144) versucht er nun auf 28 Seiten eine Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft. Dabei nimmt er Gefühl nur als Förderung oder Hemmung des (leiblichen oder geistigen) Lebensprozesses, also als Lust oder als Unlust. Nachdem

er das Wesen dieser leiblichen oder geistigen Gefühle näher bestimmt hat, kommt er zu drei Arten der Gefühle, bei denen sich verschiedene Stufen der Reinheit zeigen. 1. Die Veranlassung des Gefühls liegt rein im Objekt (Schrecken, Furcht, Hoffnung usw.); auf dieser Stufe ist Schmerz reiner Schmerz, Lust aber nie ganz ohne Schmerz. 2. Die Veranlassung des Gefühls liegt in der freien Identifikation des Subjekts mit dem Objekt; das Mitleid ist nicht reiner Schmerz, sondern gemischt mit Lust, die Mitfreude nicht reine Lust, es bleibt bei beiden etwas Fremdes, der Gegenstand. 3. Die Veranlassung des Gefühls liegt im Subjekte selbst (Hochmut, Uebermut, Stolz, Demut, Scham, Reue usw.); dabei zeigt sich noch immer eine Verschiedenheit der Gefühlsreinheit, weil z. B. beim Hochmut noch ein Vergleichen mitwirkt. Am reinsten zeigt sich das Gefühl im Spiel. Damit ist die erste Stufe der Begriffe Kunst und Schönheit erreicht. Kunst ist Spiel, sie will nicht belehren und bessern, sondern nur erfreuen. Aber sie ist nicht blosses Spiel, sonst könnte sie sich vom Kunsthandwerk nicht unterscheiden; es ist notwendig, dass die Kunst schaffe, und zwar ihren Stoff selbst schaffe; Kunst muss also nicht bloss spielende, sondern schöpferische Thätigkeit werden. Schaffen aus dem Nichts ist unmöglich, es muss ein Stoff gegeben sein entweder für die Anschauuug oder für das Gefühl. Die Anschauung kann durch das Spiel, d. h. die Phantasie, vernichtet oder beseelt werden, dies ergiebt die beiden Grundformen des ästhetischen Stoffes, das Erhabene und das Anmutige. Auch im Gefühl kann der Gegenstand durch die Phantasie vernichtet oder durchdrungen werden, es entsteht das Komische und das Pathetische. Diese vier Formen können sich mischen. Aus dem Erhabenen und dem Anmutigen ergiebt sich je nach dem Vorwiegen des einen oder des anderen die Würde und das Edle; aus dem Pathetischen und dem Komischen das Humoristische: aus dem Pathetischen und Erhabenen das Tragische; aus dem Pathetischen und Anmutigen das Rührende; aus dem Anmutigen und dem Komischen das Naive. Die Grundformen aber sind die wesentlichen Formen des Freiheitsgefühls durch die Phantasie. Aber noch haben wir kein Mittel, die echte Kunst von der falschen zu unterscheiden, denn die Phantasie spielt bei der orientalischen wie bei der griechischen Kunst, es fehlt dort nur das Mass. Die volle Freiheit des ästhetischen Gefühls ist erst vorhanden, wenn zur Freiheit der subjektiven Willkür die Regel, zur Phantasie die Gesetzmässigkeit des Verstandes und der Vernunft, zur Bewegung des Gefühls die Erhebung des Geistes in das allgemeingiltige ästhetische Urteil hinzukommt. Erst dadurch wird die reingeistige Natur des ästhetischen Entzückens, seine ideale, auf dem blossen Wesen des Geistes beruhende Natur am schärfsten ausgeprägt. Die Lust kann in ein allgemeingiltiges Urteil nur übergehen, wenn sie sich als eine allgemeingiltige beweist, obwohl sie etwas Individuelles ist; und das ist wieder nur möglich, wenn die Ursache der Lust nicht im Individuellen, sondern im geistig Allgemeinen liegt. Das tritt ein, wenn die vorstellende Thätigkeit, nicht das Objekt die Lust hervorruft. Die künstlerische Funktion ist also Aussprechen des idealen Gehalts, in welchem der Geist sich selbst anschaulich und so seiner selbst froh wird. In der Kunst wird der Geist Gefühl seiner selbst, wie in der Wissenschaft Wissen, in der Sittlichkeit Wollen seiner selbst. Man wird dieser rein konstruierten Theorie Konsequenz und die Gabe anzuregen nicht bestreiten, wenn man auch prinzipiell der Meinung ist, dass damit nicht viel erreicht sei. D. verheisst als Ergänzung ein System der Künste; da wird sich dann zeigen, wie weit er mit seiner Theorie kommt. —

Das Wesen des Genies beschäftigt die Forscher andauernd. Ist es Krankheit oder Gesundheit? Das Krankhafte, die Psychose des Genies, sucht bekanntlich Lombroso [65-66]) zu erweisen (vgl. JBL. 1891 I 3 : 64/5); Dreher [67]) giebt die Verwandtschaft zwischen Genialität und Wahnsinn zu, aber nur insofern in beiden der Phantasie eine grosse Rolle zufällt. Bei der Genialität ist die unbewusst schaffende Gestaltungskraft der Seele sehr lebhaft, aber „von der Klarheit des Verstandes und der Tiefe der Empfindung des Ich gezügelt", beim Wahnsinn aber überwuchert die Phantasie so sehr, dass ihre Gebilde das völlige Gepräge der Aussenwelt annehmen. Das scheint aber mindestens zu eng ausgedrückt zu sein, denn es kann nicht nur ein Ueberwuchern der Phantasie, sondern auch ein Trüben des Verstandes und ein Verkümmern des Gefühls zum Wahnsinn Anlass geben. Genialität und Wahnsinn müssen also geradezu als Gegensätze bezeichnet werden, die ja auch nur, indem sie verwandt sind, Gegensätze sein können. Das hat D. zu wenig scharf hervorgehoben. — Brentano [68]) kommt in seinem anregenden Vortrage zu dem Resultate, dass wir bei der Erfassung der

---

mann, XII, 172 S. M. 2,70. |[SchwäbKron. 2. Sept.; C. H.: LZg[B]. N. 88.]| — 65) ○ × C. Lombroso, De l'épuisement dans le génie: NR. 76, S. 473-82. — 66) ○ × H. Kurella, Cesare Lombroso u. d. Naturgesch. d. Verbrechers. (= Samml. gemeinverst. wissensch. Vortrr. her. v. R. Virchow u. W. Wattenbach N. 147.) Hamburg, Verlagsanst. 51 S. M. 1,00. — 67) E. Dreher, Genialität u. Wahnsinn. D. Unbewusste im Seelenleben: Sphinx 14, S. 135/9. — 68) F. Brentano, D. Genie. Vortr., geh. im Saale d. Ingenieur- u. Architektenver. in Wien. Leipzig, Duncker & Humblot. 38 S. M. 0,80. |[NFPr. N. 9928; H. Spitta: DLZ.

Genialität sowohl für das wissenschaftliche wie für das künstlerische Gebiet mit den Gesetzen der Psychologie ausreichen. Das unbewusste Denken verwirft der Vf. Das Genie unterscheidet sich nur dem Grad, nicht der Qualität nach vom Talent. Ein Recensent vermisst in dem Hefte nur eine Berücksichtigung der Schaffenskraft [68a]), durch die sich der Künstler etwa vom Kritiker [69-69a]) unterscheidet, wobei dieser nicht notwendig ein geringeres Mass von Empfindlichkeit zu besitzen braucht. — Eckstein [70]) polemisiert hauptsächlich gegen Schopenhauer, weil dieser das Genie nicht richtig gezeichnet habe. Was aber E. selbst bietet, ist unter Null. — Zunk [71]) giebt nur einige Beispiele für die Arbeitsweise verschiedener Dichter, E. T. A. Hoffmann, Anzengruber, Rosegger, Freytag, Heyse, Julius Wolff, um zu zeigen, wie fleissig „Genies" sind. [72-73]) —

Einen Ueberblick über die verschiedenen Gattungen von politischen Karikaturen giebt Fichte [74]), indem er darunter nur die gedruckten Zeichnungen versteht, die sich auf politische Personen oder Verhältnisse beziehen. Der Ausdruck „Spottbild" erscheint ihm richtiger als Karikatur, das im Italienischen nur „Uebertreibung" bedeutet. Zeichnerische Ausdrücke des menschlichen Spottes sind Karikaturen. Ihre Wirkung hängt von der Güte ihres Spottwitzes ab. F. unterscheidet folgende Arten: das Schmähbild (Luther nannte es Schandbild), bei dem entweder einzelne Teile des Verspotteten übertrieben gross oder klein, oder seine ganze Erscheinung verzerrt (z. B. Tierfiguren) oder phantastisch umgestaltet wird. Höher stehen die travestierenden Geschichtskarikaturen, bei denen das Lächerliche scharf getroffen wird. Dann die Gleichnisse, die entweder Fabeln oder Parabeln sein können. Von den Schmähbildern abgesehen, gehören die Karikaturen in zwei Gruppen, in die symbolische Geschichtsdarstellung, die hauptsächlich mit Symbolen ihren Spott zustande bringt, und in die rein symbolischen (Gleichnisse, Fabeln, Parabeln). Der Spott kann entweder indirekt oder direkt dargestellt werden; indirekt, indem ein spottwürdiges Faktum in konkreter Form vor Augen geführt und dem Beschauer der Spott überlassen wird, direkt in den Fabeln und Parabeln durch den Vergleich, in den ironischen Spottbildern durch den Kontrast, die Antithese, in der übertreibenden Karikatur durch Vergrösserung des Fehlers, in der travestierenden durch die Erfindung eines Fehlers, endlich in der ethischen Karikatur durch Aufdeckung „der Hinfälligkeit des politischen Handelns vor dem Richterstuhl der ewig waltenden Gerechtigkeit." Geschickt wählt F. seine Beispiele, die freilich in seiner Beschreibung nicht so wirken, wie in der Zeichnung. Das Wirksame sieht er in der Erhöhung der Lebensfreude, indem sich der Mensch beim Spott in das Gefühl der eigenen Ueberlegenheit hineinredet. — Lothar [75]) betrachtet die Karikatur als eine Veränderung des Humors [75a]); er fasst nämlich den Humor als „die durch das Gemüt bestimmte Betrachtung eines Gegenstandes von einem Standpunkt aus, der demselben nicht angemessen erscheint; sei es nun, dass dieser Standpunkt zu hoch, zu tief, zu nahe oder zu fern ist, dass er uns das Objekt nur von einer Seite oder in irgend einer charakteristischen Verkürzung zeigt, dass er seiner Natur nach nicht mit ihm harmoniert." In diesem Missverhältnisse, dessen tieferen Sinn zu deuten das Gemüt des Dichters uns schuldet, liege die Macht des Humors. Falle das Gemüt als bestimmender Faktor weg oder gehe (absichtlicher oder unabsichtlicher Weise) das Missverhältniss „über das künstlerische Mass" hinaus, so entstehe die Karikatur. Die höchste Spitze des Humors sei es, wenn er die ganze Welt sein Objekt nennt, sein stetes Ziel werde der Punkt des Archimedes bleiben, von dem aus er die Welt lachend aus ihren Angeln heben kann. L. nimmt die Schnupfenperspektive in Vischers „Auch Einer" als Muster und geht dann auf Vischers Persönlichkeit näher ein. Der Definition des Humors fehlt etwas, denn wir können das Wesen vieler Jean Paulscher Gestalten oder des Raabeschen Hungerpastors nicht verstehen, wenn wir nicht im Gegensatz zu L. annehmen, dass der Humor dem Objekte gegenüber den einzig richtigen Standpunkt einnehme, von dem aus man den Kern des Objektes erfassen könne, während sonst das Objekt von einem höheren Standpunkt angesehen zu werden pflegt, oder bei einer anderen Gruppe von einem tieferen. Mir scheint, dass auch L.s Definition des Humors unbefriedigend sei. —

Ueber das Verhältniss der Kunst zur Sittlichkeit hat Avenarius [76]) kluge Worte gesagt; er bemerkt einen Unterschied zwischen den Feinfühligen und der grossen Masse, jene finden manches Kunstwerk, das als unsittlich verworfen wird, sehr sittlich,

---

S. 749-50; O. K.: LCBl. S. 1045/6; BLU. S. 14; DRs. 70, S. 145.] — 68a) ○ × V. d. Bedingungen z. künstlerisch. Schaffen: Dresden WBllKunst. N. 2-12. — 69) × Ola Hansson, Kritik: FrB. 8, S. 57-62. — 69a) × W. Koopmann, Ueber Kunstkritik: Gegenw. 41, S. 358-61. (Behandelt nur d. Gegensatz zwischen d. Professoren d. neueren Kunstgesch. u. d. Galeriedirektoren.) — 70) E. Eckstein, Ueber Genie u. Grösse: Dichterheim 12, S. 158-60. — 71) P. Zunk, Aus d. Werkstätten d. Genies: Didask. N. 286. — 72) ○ × P. Stapfer, Le génie et l'occasion, étude philosophique et littéraire: BURS. 53, S. 449-75. — 73) ○ × K. Erdmann, D. Geistreiche: Kw. 13, S. 189-92. — 74) E. Fichte, Ueber politische Karikaturen. E. Beitr. z. Aesthetik. Progr. Berlin, R. Gaertner. 4⁰. 18 S. M. 1,00. — 75) R. Lothar, Dtsch. Humor: NFPr. N. 9888. — 75a) ○ × Humor u. Satire: DresdenWBllKunst N. 2-12. — 76) F. Avenarius, Kunst u. Polizei: Didask. N. 40. (Aus Kw.) — 77) ○ × L.

dagegen manches sogenannte sittliche Werk unsittlich, weil sie die Gesinnung des Künstlers durch das Werk hindurchfühlen; die Gesinnung des Künstlers macht ein Werk sittlich oder unsittlich. Der Vf. ist darum noch keineswegs für ein vollständiges Aufheben jeder Aufsicht, nur möchte er sie vernünftiger eingerichtet sehen; er vermisst die Erkenntnis bei den Leitern des Staates, dass die Kunst nicht ausschliesslich als „Vergnügung“ anzusehen sei, sondern zur Weiterbildung der Menschheit ein genau so wesentlicher Faktor sei wie die Wissenschaft. Die Aussprache des freien Gedankens habe der Staat der Wissenschaft längst gewährt, den Ausdruck des freien Empfindens sollte er der Kunst nicht ohne weiteres verbieten. A. hält aber für nötig, dass bei der Erziehung des Volkes nicht einseitig Können und Wissen gepflegt werde, sondern endlich auch wieder die Phantasie und das Durchdringen der Welterscheinungen mit dem Empfinden. Eine kräftigere künstlerische Bildung des Volkes sei die Hauptwaffe gegen sittliche Gefahren, die aus dem Missverständnisse der Kunst erwachsen, denn sie gebe die Möglichkeit, durch die Gestaltung die Gesinnung zu sehen. [77-78b]) —

Den Zweck der Kunst sieht Frenzel [79]) darin, zu erfreuen und zu unterhalten; das führt er in historischen Rückblicken durch und begründet auch die moderne Kunst, in der er die Rücksicht auf das grösser gewordene Publikum wirksam erkennt. [80]) —

Die Gegenwart und Zukunft der Kunst wurde von mehreren überlegt. Luedecke [81]) findet das Bezeichnende der Gegenwart [82]) im Schwanken zwischen Altem und Neuem, das Bleibende im Können, im nationalen Zug, im Respekt vor der Natur und in gewissen Neuerungen der Technik, z. B. im Pleinair, das Vorübergehende in den internationalen Experimenten, bei denen Inhalt und Form in gleicher Weise verloren gehen. — Baumann [83]) spricht sich für die Arbeitsteilung auf dem Gebiete der verschiedenen Künste aus, weil es besser sei, dass die Künstler nur das machen, was sie verstehen, als wenn sie unvollkommene Flickarbeit leisten. [84-85]) — Landauer [86]) glaubt, wir hätten vorerst keine Zeit mehr für die Kunst; sie brauche Ruhe, wir aber brauchten Kampf; sie brauche Abgeklärtheit, wir dagegen Gährung. Er steht auf dem Standpunkte der vollsten Negation, des unverfälschtesten Nihilismus, was die Kunst betrifft, und meint, die Jugend schreie nur nach „Waffen, mehr Waffen“, die Kunst sei ihr völlig gleichgiltig; ein grosser Künstler könne nicht kommen, weil ein Genie etwas anderes würde als Künstler, ein Staatsmann, ein Prophet wie Nietzsche oder ein socialistischer Agitator. „Wer sich heute und in nächster Zukunft seines Lebens der deutschen Kunst annimmt, ist kein echter Nachkomme unserer grossen Genien.“ — Ernst [87]) macht sich über diesen „jugendlichen Fanatismus“ lustig, ohne jedoch etwas Wichtiges vorzubringen; gegen solche Ansichten lässt sich eben nichts einwenden, sie brauchen nur ausgesprochen zu werden, um sich durch ihre Lächerlichkeit zu widerlegen. — Grottewitz [88]) sieht Anzeichen, dass man auf eine Aenderung zu hoffen beginne, deshalb erwartet er eine neue Kunst, in der sich die Ideale unserer Zeit verkörpern werden. Die mystische Richtung erscheint ihm als ein willkommener Rückschlag aus der bisherigen Negation in eine Position, wenn sie auch in ein verwerfliches Extrem verfalle; sie ist wenigstens das Streben nach einem Ideal und damit ein Gegengewicht des bisherigen Pessimismus. — In sehr ansprechender Form hat Koopmann [89]) die Notwendigkeit des Kunstwerks aus dem Wesen des Menschen gefolgert; wie der Selbsterhaltungstrieb oder irgend eine andere elementare Bethätigung unseres Daseins, verlangt auch unsere Sehnsucht nach dem Vollkommenen einen Ausdruck, und den erreicht sie am höchsten im Kunstwerk. „On attend toujours quelque chose“, dieses Wort Alfred de Mussets gilt für den Menschen überhaupt und treibt ihn vorwärts; mit der Kunst geht es ebenso, wir finden sie überall, und so dürfen wir wohl auch annehmen, dass sie immer bestehen werde. Dieser Schluss liegt in K.s Ausführungen, wenn er auch nicht ausgesprochen ist. —

Arréat, La morale dans le drame, l'épopée et le roman. 2. éd., rev. et augm. Paris, Alcan. VIII, 223 S. **78**) ○ × (I 9: 9.) — **78a**) ○ × A. Gatti, Artisti e pubblico. Bologna, Monti. 16°. 279 S. L. 2,00. |[NAnt. 39, S. 579-80.]| — **78b**) ○ × H. Jouin, L'art et la province: NR. 79, S. 101-359. — **79**) K. Fr[enzel], D. Zweck d. Kunst: NatZg. N. 722. — **80**) ○ × F. C. A. Kaiser, Neue Bahnen in d. Weltanschauung u. Naturanschauung. Progr. Dresden. 127 S. — **81**) G. Luedecke, Z. gegenw. Stand d. dtsch. Kunst: Gegenw. 41, S. 123/5. — **82**) D. Grundlagen d. modern. Kunst: DWBl. 5. S. 263/7. — **83**) R. Baumann, D. Arbeitsteilung in d. Kunst: Gegenw. 42, S. 22/5. — **84**) ○ × × (I 9: 19.) |[E. Hanslick: NFPr. N. 10386; A. Schnerich: ÖLBl. 1, S. 578/9.]| — **85**) ○ × × M. Nordau, Entartung. 1. Bd. Berlin, C. Duncker. VIII, 375 S. M. 5,00. |[C. Gurlitt: Gegenw. 42, S. 356/9; Theod. Wolff: BerlTBl. N. 534.]| — **86**) Gust. Landauer, D. Zukunft u. d. Kunst: NZ. 1, S. 532/5. — **87**) P. Ernst, D. Zukunft u. d. Kunst (E. Erwiderung): ib. S. 658-60. — **88**) C. Grottewitz, Steuern wir e. Epoche d. Mystik zu?: Gegenw. 41, S. 248-50. — **89**) W. Koopmann, Wesen u. Bedeutung d. Kunstwerkes: ib. S. 69-71, 85/8.

Poetik. Aus dem Hange des Menschen zum Mystischen das Wesen der Dichtkunst als ein dem Wesen der Religion und der Wissenschaft Verwandtes abzuleiten, hat Lemmermayer[90]) versucht. „Unbefriedigt von den Erscheinungen der wahrnehmbaren Welt“ suchen und finden alle grossen Geister Befriedigung „nur in der Verbindung phänomenaler Anschauung und Probleme mit nomenalen, im geistigen Betrachten und Erkennen sub specie aeterni“. Der Kunst ist die Sehnsucht nach der Schönheit wesentlich, das ist aber „die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, ist Gottesbewusstsein, ja ist Gott selbst.“ Der Tod Gottes würde auch den Tod der Kunst bedeuten. „Die Schönheit, und damit zugleich Zweck und Aufgabe der Kunst ist, war und wird sein die Ueberwindung des Leides eben durch die Kunst.“ Was nun die Dichtkunst speciell betrifft, veranschaulicht sie „stets von innen nach aussen, das Unendliche an der singulären Erscheinung.“ Der echte Dichter „sucht das Ausserordentliche gewöhnlich zu gestalten und das Besondere der Menschen und Zustände zu zeigen, wodurch das Allgemeine sich erst als wahr und wirklich beglaubigt.“ Der Vf. meint, um es kürzer auszudrücken, die Poesie solle das Typische, oder wie Goethe es nannte, das Symbolische darstellen. Dabei solle der Dichter aber nicht von dem Ideale menschlicher Vollkommenheit und nicht von dessen Zerrbild, der absoluten Verruchtheit, ausgehen, „sondern vom Menschen, wie er leibt und lebt, mit allen seinen Tugenden und Lastern; er stelle einen Spiegel her, in welchem sich der Mensch bald erheiternd, bald erschreckend ähnlich finden kann.“ Man wird sich erinnern, in der Hamburgischen Dramaturgie Aehnliches gelesen zu haben. L. orakelt noch Einiges gegen den Naturalismus und kommt zu dem Resultate, dass der Geist der Frivolität, der durch die moderne Welt schleicht, ausgerottet werden müsse mit Stumpf und Stiel. An die Stelle des brutal zersetzenden Materialismus müsse der Idealismus treten, dessen inneres Wesen am besten der christliche Haussegen „Glaube, Hoffnung und Liebe“ ausdrücke: den kahlen und unfruchtbaren Rationalismus müsse die Mystik ersetzen, d. h. „das Streben nach innerer Vollendung, nach einem höheren, reineren, harmonischeren Dasein;“ das soll der Weg der Kunst sein. Man sieht, viel Neues und Förderndes erfährt man aus dem Aufsatze nicht, trotzdem ist er charakteristisch für eine ganze Richtung. — Alberti[91]) hat ebenfalls die Ueberzeugung, dass „Poesie ohne Mystik unmöglich“ sei, fasst aber Mystik im Sinne Wundts als „das Gebiet des angeblichen Eingreifens übersinnlicher, das heisst, mit den zur Zeit des Dichters bekannten Erkenntnismitteln nicht wahrnehmbarer Kräfte in das Reich der Sinnfälligkeit.“ Da die Kunst „ein Abbild des Lebens in seinen vorübergehenden Erscheinungen, verklärt durch das Ewige, Unerklärliche“ ist, so hat sie auch die Aufgabe, das Rätselhafte, vor dem die Wissenschaft stehen bleibt, zu behandeln. A. weist auf die Beispiele der Weltlitteratur, in denen das Mystische, das Gespensterhafte Verwertung fand; er entdeckt z. B. bei Goethe die Erkenntnis des Doppel-Ich, die Verwendung der Hypnose und stellt geradezu die Forderung auf, die Poesie solle aus der Mystik Anregung und Gewinn ziehen. Man muss auf solche Aeusserungen achten, weil sie die Verwirrung in gewissen Litteratenkreisen recht deutlich darstellen[92]). —

Das Wesen des Dichters[93]) hat Spitteler[93a]) geschildert, der auch in seinen witzigen, sinnreichen und gedankentiefen „Litterarischen Gleichnissen“[94-95]) mancher Erkenntnis ein schönes Gewand geliehen hat. Die Hochschätzung der dichterischen Persönlichkeit betrachtet er als ein Produkt der raffinierten Kultur; das Volk kümmert sich wie das Kind durchaus nicht um die Autoren von Werken, die ihm gefallen, in naiven Zeitaltern verfahren sogar ganze Nationen mit der nämlichen Nachlässigkeit, so dass selbst „umfangreiche und schönheitsgewaltige Riesenwerke“ ohne Verfassernamen auf uns gekommen sind. Dann nenne man es „Volkspoesie“. Dieser Titel schliesse jedoch einen Irrtum ein. S. sagt trefflich: „Was man Volkspoesie nennt, ist im Grunde einfach anonyme Poesie.“ Er führt einige Beispiele für den Uebergang von Kunstpoesie in solche anonyme Volkspoesie an, besonders merkwürdig ist die Thatsache, dass S. das allbekannte Heinesche Lied von den schönsten Augen in Russland als ein russisches Volkslied angeboten erhielt. S. meint, solche Thatsachen müssten bei Denkenden den landläufigen Begriff von Volkspoesie korrigieren. „Volkspoesie ist nicht unpersönliche Poesie, nicht Produkt irgend einer kollektiven Volksseele, sondern einfach eine nachträglich anonymisierte Anthologie von verschiedenen Vf. und zwar meistens von gebildeten Dilettanten, denen ausnahmsweise . . . etwas Gelungenes passierte.“ Merkt sich nun aber das Volk zufällig den Namen eines Dichters, dann pflegt es ihm alles

— **90**) F. Lemmermayer, D. Wesen d. Dichtkunst. E. Betrachtung: Sphinx 13, S. 297-302. — **91**) C. Alberti, Poesie u. Mystik: Didask. N. 144. S. 574/6. — **92**) ○ × × O. Sutermeister, Dichten u. Lügen. Vortr. Frauenfeld, J. Huber. 38 S. M. 0,70. — **93**) ○ × D. Persönlichkeit d. Dichters: Kw. 5, N. 8-10. — **93a**) C. Spitteler, D. Persönlichkeit d. Dichters: NZürcherZg. N. 4/7. — **94**) id., Litt. Gleichnisse. Zürich, Alb. Müller. VII, 85 S. M. 2,00. |[F. Mauthner: ML. S. 460/2.]| — **95**) ○ × A. Lauenstein, D. Bausteine d. Dichtung: Kw. 5, N. 9-10. — **95a**) × M. Evers, F. Fauth, D. Gedächtnis: ZDU. 6, S. 73/8. — **96**) × A. Swanwick, Poets,

herren- und namenlose Kunstgut zuzuschreiben, wofür die Psalmen Davids oder die Sprüche Salomos Beispiele sind. Die Beschäftigung mit der Persönlichkeit des Dichters habe überhaupt ihre Schwierigkeit trotz der hohen Berechtigung, schon weil jede Zeit eine andere Forderung an sie stelle, ja oft in kurzen Jahrzehnten ganz widersprechende Ansichten von dem Wesen des Dichters habe. Man müsse auch die dichterische Persönlichkeit von der Privatpersönlichkeit des Dichters trennen, denn die fortdauernde produktive Phantasiearbeit ziehe nicht nur den Körper, sondern auch das Temperament, mitunter sogar den Charakter in Mitleidenschaft. Darum sei es nicht immer angenehm, mit einem Dichter zu verkehren, wenn man bloss gesellschaftliche Beziehungen wolle, der Dichter ist eben fortwährend beschäftigt und hat „enormen Anforderungen“ zu genügen. S. folgert das Wesen aus der Entwicklung des Dichters, dessen Kindesalter gewöhnlich schon einen fortwährenden Krieg der Wahrhaftigkeit gegen die Konvention zu bilden pflegt, so dass Zwietracht mit Eltern oder Lehrern eintritt; in der sogenannten Entwicklungsperiode stellen sich die heftigsten Seelenstürme ein, die aber gerade dadurch wichtig werden, dass die tiefsten Beobachtungen während dieser Zeit unwillkürlich im Dichter Platz greifen. Der Vf. sieht nämlich die berühmte Beobachtungsgabe der grossen Dichter nicht in einer bewussten Aufmerksamkeit auf das, was ausser ihnen vorgeht, vielmehr verhalte sich die Sache so: „Die Aufmerksamkeit ist nach innen gerichtet: während dessen läuft aber allerlei Aeusserliches, Unerwünschtes dem Künstler vor das Beobachtungsglas, wie die Fliege über das Teleskop. Dieses Aeusserliche wird mit dem Willen beseitigt, bleibt aber, wie überhaupt alles und jedes, unbewusst im Gedächtnis[95a]) haften und findet sich dort vor, falls der Dichter es später zu irgend einem Zwecke braucht.“ Die Fähigkeit zu solcher unbewussten Gedächtnisaufnahme ist aber umso grösser, je bewegter, je erfüllter die Seele sich in dem betreffenden Momente befindet, so dass man das Gesetz aufstellen könne: „Je vollständiger die Seele aufgerüttelt und der Geist absorbiert ist, desto schärfer wird das Zufällige unwillkürlich beobachtet“. S. hält das Studiensammeln und Dokumentenschnöbern für ein untrügliches Zeichen der Stümperei, die Beobachtungsgabe des Dichters gerade für die Abkehr von der Wirklichkeit, verbunden mit seinem starken Innenleben. Die erste Liebe des Dichters ist regelmässig eine unglückliche, und unter allen Gemütsstürmen bricht sich endlich ein Erstlingswerk mit vulkanischer Gewalt Bahn; hat es keinen Erfolg, so wird der Dichter meist nicht entmutigt, aber verbittert; hat es Erfolg, so pflegen nicht sofort weitere Werke sich anzureihen, sondern eine Pause der Produktion einzutreten, die erfüllt ist durch die intensivste Arbeit des Dichters, um von instinktiver, eruptiver Einmalschöpfung zum bewussten Kunstwirken auf dem für seine Individualität gegebenen Gebiete zu gelangen. Ruhelose, wenn auch keineswegs freudlose Arbeit „ist die Bedingung des Künstlers und Dichters grossen Stils“. Es setzt nicht in Verwunderung, dass ein solcher Mensch kein „bequemer“ Umgang ist, dass er vielmehr in den Ruf eines Egoisten kommt, weil für ihn nur sein Werk „Wirklichkeit“ hat. Nicht in Begeisterung schafft er, sondern unter dem unbezwinglichen Andrang des Stoffes; er gleicht nicht dem Knaben, „der an der Mauer eines Weinberges die verzweifelsten Sprünge macht, um womöglich zufällig eine Traube herunterzureissen,“ sondern dem Manne, gross genug, „um an die Rebstöcke hinanzureichen, sich festen Standes mit scharfem Auge die schönsten Muskateller auszuwählen,“ und nur zu sorgen, dass beim Pflücken keine Beeren verloren gehen. Den Dichter fasst S. nicht wie Lombroso als einen psychisch Belasteten, wohl aber vertritt er die Ansicht, dass die immerwährende erhöhte Phantasiethätigkeit neurasthenische Störungen zur Folge habe; „Genie an und für sich ist nicht Wahnsinn, sondern im Gegenteil ausserordentlicher Tiefsinn und Scharfsinn, wie denn die grössten Dichter immer zugleich die besten Denker gewesen sind.“ Aber die Bethätigungen des Genies führen leicht durch die Stationen der Neurasthenie und Hysterie zur Störung des seelischen Gleichgewichtes. Auch Hirth vertritt diese Meinung. S., der selbst ein hochbegabter Dichter ist, teilt aus seiner Selbstbeobachtung mit, dass ihm „die kleinste dichterische Produktion, und flösse sie auch noch so leicht und schnell und scheinbar ohne Gemütsaffektion“, seine Nerven mehr erschöpfe als tagelange konzentrierte Denkarbeit. Aus diesen Verhältnissen leitet nun S. die Reizbarkeit, Masslosigkeit und Nachhaltigkeit der Reaktion auf äussere Eindrücke ab, die Ungerechtigkeit des Dichters, wenn er sich misshandelt wähnt, die sogenannte Taktlosigkeit, d. h. die Unfähigkeit, den jeweiligen Gemütszustand des Nebenmenschen zu erraten und zu berücksichtigen, die Sinnlichkeit, richtiger die Phantasiebethörung durch Schönheiten der weiblichen Form, die Seelengrösse und den Edelmut. So hat ein Dichter das Wesen des Dichters dargestellt, weshalb länger bei den interessanten und wichtigen Aufsatze verweilt werden musste.[96-101]) —

---

the interpreters of their age.: SaturdayR. 74, S. 119. — 97) ○ K. Morawski, D. Schaffen in d. Kunst: Przeglad powszechny. Märzheft. — 97a) ○ R. Wulckow, V. Geheimnis d. dichterischen Schaffens: Zeitgeist N. 44/5. —

Spitta[102]) weist ihre Stellung der Poesie zwischen der Musik und den anderen Künsten an; während der Entwicklung der Musik in den letzten 400 Jahren habe sie sich vom nationalen Leben abgeschlossen und ohne Zusammenhang mit den übrigen Künsten entfaltet. Wir spüren die Trennung noch heute, der Poesie bleibt es vorbehalten zu vermitteln. Der Aufsatz hat mehr Bedeutung für die Musik, als für die Poesie, nur wird hübsch hervorgehoben, dass die Poesie der Urthätigkeit des künstlerisch schaffenden Menschengeistes am nächsten steht, und dass deshalb jede Einzelkunst die Beziehungen zur Poesie sich bewahren müsse, um eine sichere Gewähr für die tiefere Wirkung der eigenen Schöpfung zu besitzen. Die Stellung der Poesie innerhalb der Künste wird also wenigstens gestreift. — Die Stellung der Poesie in der modernen Welt bespricht Spielmann[103]) im Anschluss an Tolstoi und vertritt die Ansicht, die Dichtkunst habe nur insofern eine Berechtigung, als sie auf die breiten Massen des Volkes erziehend wirke[103a]); es sei eine blosse Phrase, dass die Kunst um der Kunst willen geübt werden müsse. Er verlangt also, dass die Dichter „im Volkston und in der Volkssprache, mit einem Wort aus dem Volksherzen dichten und schreiben"; er nennt einige jener modernen Poeten, die dies verstanden: Alfred Friedmann, dessen Arbeiternovellen „Kirchenraub" und „Falsche Freundschaft" innerhalb des „vierten Standes" grosse Verbreitung gefunden hätten, ferner Carl Preser, dessen Gedichte besonders im Hessenlande allbeliebt seien, Schulte vom Brühl, Heinrich Vierordt und Gerhart Hauptmann. Schon die Redaktion des „Dichterheims" (Paul Heinze ist Chef-Redakteur) hat gegen die Verwirrung, die im Kopfe des Vf. besteht, durch eine Anmerkung protestiert; man könnte über solche Aufsätze hinweggehen, wenn sie nicht einen Einblick in die Gedankenlosigkeit gewisser Litteratenkreise gewährten und darum tiefer gehängt werden müssten. — Guntram-Schultheiss[104]) wieder verlangt von unseren Dichtern, dass sie die nationalen Kämpfe an den Sprachgrenzen behandeln sollen nach Art Freytags in „Soll und Haben" und „Markus König", Spielhagens in den „Deutschen Pionieren" und Mauthners in „Der letzte Deutsche von Blatna". Dazu empfiehlt er Studien à la Zola an Ort und Stelle zu machen. Und das nennt er, die Litteratur in das rechte Verhältnis zum Nationalgefühl bringen![104a-104c]) —

Die Frage nach dem Sittlichen und dem Unsittlichen in der Poesie hat O. Harnack[105]) besprochen, um das Eingreifen einer staatlichen Aufsicht zurückzuweisen[105a]) und die Gesellschaft zur Ablehnung dieser Litteratur aufzufordern. H. steht keineswegs auf dem Philisterstandpunkte, er geht sogar soweit, die Verwertung des Peinlichen zuzugestehen und nur als Gegengewicht zu verlangen, dass das „Ensemble" poetisch oder besser „romantisch" sei; ja er lässt die einfachen Abmalungen der Wirklichkeit gelten, zwar nicht als „künstlerische", aber als „wissenschaftliche" Leistungen. Ihn widert nur das Oede, Nüchterne der Demimonde-Erzeugnisse, besonders die Zeichnung der Männer darin an; solche Werke könnten unsittlich wirken, weil sie nicht die Welt schildern, „wie sie ist, noch wie sie sein sollte, sondern wie sie sein könnte, wenn auf ihr die Notwendigkeit der Arbeit, des Erwerbs nicht bestünde, wenn es das Los des Mannes wäre, sorglos eine blos animalische Existenz zu führen." — Das Paradoxon, dass uns der Dichter, wie jeder Künstler, Vorstellungen von vorzüglichem Werte zu erwecken und uns diesen Wert recht fühlbar zu machen sucht, dabei aber trotzdem „das Schlechte" bei der Darstellung so sehr bevorzugt, hat Brentano[106]) in einem anregenden Vortrag zu deuten gesucht; er erklärt das Schlechte als besonders geeignet für die dichterische Behandlung: 1) mit Rücksicht auf den besonderen Wert des Gegenstandes, weil uns der Dichter die Weltentwicklung in der Geschichte, den Menschen als den vorzüglichen Träger der Weltgeschichte darstellen will und daher jene Erscheinungen wählen muss, die uns in die menschliche Natur, das menschliche Schicksal und seine weitgreifenden Wirkungen den tiefsten Blick gewähren; nun sind aber die Typen der Krankheit zahlreicher als jene der Gesundheit, der Störungen mehr als des Normalen; will uns der Dichter einen Einblick gewähren, so wird er das Schlechte zur Darstellung bringen müssen. Aber auch 2) mit Rücksicht auf die Möglichkeit voll-

---

97b) ○ Conr. Dohany, Denken u. Dichten: ib. N. 47. — **97**c) ○ Th. v. Sosnosky, Im holden Wahnsinn: BerlTBl. N. 210. — **97**d) ○ E. C. Stedman, The nature and elements of poetry: MLN. 7, S. 251/3. — **98**) × K. Burdach, E. Wolff, Prolegomena (vgl. JBL. 1891 I 3:60.): DLZ. S. 1362/3. (ganz ablehnend). — **99**) × L. Jacobowski, D. Anfänge d. Poesie (vgl. JBL. 1891 I 3:94). |[K. Burdach: DLZ. S. 1363/4 (ganz ablehnend); Grenzb. 2, S. 335/6; WIDM. 71, S. 570).]| — **100**) ○ × J. Huret, Enquête sur l'évolution littéraire: Gids 2, S. 460-82. — **101**) ○ × E. M. de Vogüé, Poesie et Vérité: RDM. 92, S. 444-61. — **102**) (I 9:19; S. 15-28.) — **103**) C. Spielmann-Wiesbaden [H. Rheinländer], D. Dichtung u. d. Volk: DDichterheim. 12, S. 142/4. — **103**a) ○ O. E. Schmidt, D. Päd. d. Kunst: Paedagogium 14, S. 158-70. — **104**) T. Guntram-Schultheiss, Litt. u. Nationalgefühl. E. Entgegnung: WienerLZg. 10. Heft. — **104**a) Dtsch. Poetik v. P. Heinze u. R. Götte (vgl. JBL. 1891. I 3:45). |[U. Zernial: ZGymn. 26, S. 300-12; WIDM. 71, S. 570]|. — **104**b) × J. Nicklas, Fr. Beck, Lehrbuch d. Poetik (München 1889): BBG. 28, S. 52/3. — **104**c) × id., Fr. Linnig. Vorschule d. Poetik u. Litt.-Gesch. 2. Aufl. (Paderborn u. Münster 1888): ib. S. 607/8. — **105**) O. Harnack, Poesie u. Sittlichkeit: PrJbb. 69, S. 44/9. — **105**a) ○ Kunst u. Polizei: ML. 61, S. 816/7. — **106**) F. Brentano, D. Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortr. geb. i. d. Ges. d. Litt.-Freunde zu Wien. Leipzig, Duncker & Humblot.

kommener künstlerischer Fassung und Bearbeitung bietet sich das Schlechte dem Dichter dar, weil er es in der Wirklichkeit beobachten und darum treuer darstellen kann. Endlich 3) mit Rücksicht auf die Empfänglichkeit des Zuschauers hat das Schlechte die Folge, dass uns die Heroen menschlich nahe gerückt werden, dass wir gleichsam bewogen werden, ihnen für das Leiden in unserer Liebe und Verehrung einen Ersatz zu bieten, und dass bei einem traurigen Verlaufe der Handlung Abstumpfung langsamer eintreten wird als bei freudigen Empfindungen. So scheint dem Vf. dies Problem erklärt. (Aus den Anmerkungen hebe ich den Hinweis hervor, dass Lessing durch Pascal beeinflusst sei.) Die Kunst, welche „der Thesis der Seele“ geweiht ist, muss besonders dem Niedrigen, Geringen sich zuwenden, um es entweder spöttisch oder mit einem wohlwollenden Gefühl der Superiorität zu betrachten, aber sie wird dabei auch auf das Typische hinarbeiten; dabei tritt entweder das Naturgesetz oder die Regel anschaulich hervor, jenes beim Humor[107]), diese bei der Satire. —

Die Frage nach der richtigen wissenschaftlichen Einteilung der Dichtungsarten hat in Valentin[108]) einen neuen Bearbeiter gefunden, der sich von aller bisherigen Tradition loslöst und auf einem vollständig neuen Wege zu einem Resultate zu kommen meint. Er geht von dem Gedanken aus, man müsse zwischen Gattung und Form unterscheiden; jene sei so innig mit der dichterischen Wesenheit verknüpft, dass die dichterische Wesenheit durch die Aenderung der Gattung eine einschneidende Wirkung erfahre; die Form dagegen sei jene Gestaltung einer dichterischen Wesenheit, durch die ihr Schöpfer die von ihm beabsichtigte Wirkung am sichersten zu erzielen glaubt. Trotzdem meint V., drücke sich in den verschiedenen Gattungen kein solcher Wesensunterschied des dichterischen Gehaltes aus, dass die eine Gattung etwas durchaus Verschiedenes von der anderen wäre. Die Scheidung der dichterischen Schöpfungen in Gattungen sei nur ein Auskunftsmittel der wissenschaftlichen Betrachtung, um die einzelnen Schöpfungen leichter beurteilen zu können. Ehe V. nun an diese Scheidung geht, sucht er zuerst das allen Gattungen Gemeinsame zu erfassen. Sie bedienen sich der Sprache, die aber nur ein Ausgleich der Menschen ist, um mit einander verkehren zu können, während eigentlich jeder Mensch seine eigene Sprache, den ihm eigentümlichen Ausdruck für seine Sinneseindrücke habe. V. meint, die erste Aufgabe der Sprache sei die Wiedergabe der durch den Gesichtssinn gewonnenen Eindrücke; diese Ansicht ist aber im Widerspruche mit den Thatsachen der Kindersprache. Sehen wir davon ab und suchen wir den Gedankengang des Vf. rein zu erfassen, obwohl auf seinen Ausgangspunkt alles ankommt. Die Dichtkunst bedient sich der Sprache, um Eindrücke des Gesichtssinnes wiederzugeben, sie wirkt also auf einen anderen Sinn als der darzustellende Gegenstand, während die Bildkunst durch ihr Ausdrucksmittel auf dasselbe Sinnesgebiet wirkt wie der Gegenstand, der ausgedrückt werden soll. Im dichterisch schaffenden Subjekte findet daher eine Uebersetzung aus einem Sinnesgebiete in das andere statt; soll nun das aufnehmende Subjekt die Wirkung erfahren, dann ist eine geistige Thätigkeit erforderlich, darauf gerichtet, den geistigen Vorgang zu entdecken und zu erneuern, der beim schaffenden Subjekte zur Uebersetzung geführt hat. Das wird nicht leicht sein, da die Wahl des Uebersetzungsmittels eine willkürliche, aus der besonderen, gerade diesem Einzelwesen zukommenden Empfindungs- und Denkweise entsprungen ist; nicht ohne Weiteres wird die Nachempfindung gelingen, es wird vielmehr Nachdenken, also ein Element des Reflektierens nötig sein, das der Bildkunst von Anfang an fremd ist. Ohne Nachdenken, ohne Urteile oder Schlüsse kein Sprechen; die Sprache als Ausdrucksmittel der Dichtkunst bringt also ein Moment des Nachdenkens, des Reflektierens mit sich. Nun gilt aber Reflexion als der Tod aller Poesie, die vielmehr gerade die Aufgabe hat, „durch Anschauung und Seelenleben die Reflexion zu verdrängen“: es fragt sich darum, wie diese Ansichten zu vereinigen sind? Die Quellen der Poesie findet V. „in einer über das gewöhnliche Empfinden hinausgehenden Steigerung des seelischen Lebens: sie wird durch freudige und (soll heissen: oder) schmerzliche Erregung hervorgerufen.“ Darin findet auch V. nichts dem Menschen Eigentümliches, da alle empfindenden Wesen für diese gesteigerte Empfindung einen Ausdruck zu gewinnen suchen, besonders während der Blütezeit zur Herbeiführung der Fortpflanzung. Dem Menschen allein eigen ist die willkürliche Verwendung der ursprünglich unwillkürlichen Aeusserungen seiner Organe zur Andeutung von Vorstellungen und die Verwertung von Gegenständen der Aussenwelt als Ausdrucksmittel seiner gesteigerten Empfindung, wenn ihm „in seinem körperlichen Organismus“ keine genügenden Mittel zur Verfügung stehen. Zu diesen von aussen her beeinflussten Ausdrucksmitteln rechnet V. auch das Wort, weil darin der ursprünglich nur durch eine gesteigerte Empfindung hervorgerufene Schrei oder Ausruf mit einer bestimmten Vorstellung, z. B. der

---

38 S. M. 0,80. |[R. M. Werner: DLZ. S. 1652/3; Nation B. 9, S. 418.]| — **107**) × A. Biese, H. Seidel u. d. Humor in d. neueren dtsch. Dichtung (vgl. JBL. 1891 I 3:130a.): LCBl. S. 652. — **108**) V. Valentin, Poet. Gattungen:

Gesichtsvorstellung „Tiger“, dauernd verbunden und darum die Möglichkeit geboten ist, die ganze Aussenwelt, wie die Sinne der Menschen sie erfassen können, zu verwerten. Ursprünglich ist also die Schaffung der Worte schon Poesie, dann aber nimmt ihnen der häufige Gebrauch die poetische Kraft, und es bedarf einer besonderen Art der Anwendung, in der sich die eigenartige Empfindung eines besonders stark fühlenden Einzelwesens ausspricht, um sie ihnen wieder zu verleihen. Das leistet der Dichter, der entweder „Dilettant“ ist oder, wenn er ein klar empfundenes Ziel, etwas Eigenartiges erstrebt und seine Schöpfungen deshalb nach bestimmten Gesetzen gestaltet, „Künstler“. Dieser wird also ähnlich vorgehen müssen, wie die Sprache ursprünglich bei der Wortschöpfung, d. h. er wird die Eindrücke, die von aussen auf ihn wirken, je nach der Art seiner Auffassungs- und Empfindungsweise wiedergeben. Die Eindrücke werden aber nicht mehr einzeln, sondern ganze Folgen: Handlungen und Ereignisse in ihrem Verlaufe sein; es wird von der Art der Auffassungsweise und der Fähigkeit der Wiedergabe durch den Dichter abhängen, wie weit eine der ursprünglichen Wirkung entsprechend kräftige Wirkung durch die Dichtung erzielt wird. Damit der Dichter eine entsprechende Wirkung erreiche, wird er die Thatsachen steigern, ordnen, vermehren und mit Auffassungen mischen, die nur der Auffassungsweise des dichtenden Einzelwesens entsprechen. Mit diesen von aussen wirkenden Eindrücken, denen Geschehnisse der Wirklichkeit zu Grunde liegen, ist das eigentliche Material der dichterischen Schöpfung gegeben, soweit es objektiven Charakter trägt; in der Festhaltung und Wiedergebung dieser Eindrücke liegt der epische Bestandteil. Es genügt jedoch nicht, es muss noch das subjektive Verarbeiten hinzukommen, dessen Mittel das Nachdenken, die Reflexion ist, weiterhin als Ziel des Verarbeitens die Gewinnung einer über das alltägliche Mass hinausgehenden und nur auf diesem Wege zu erlangenden Empfindung, die eine seelische Befriedigung gewährt. Zu dem epischen Bestandteile, der von aussen stammen soll, treten noch zwei subjektive, der reflektierende, soweit es sich um die Thätigkeit der Vernunft handelt, der lyrische, soweit die seelische Stimmung in Betracht kommt. Diese drei Bestandteile sind die einzigen wesentlichen jeder dichterischen Schöpfung bei jedem Volke. Es giebt nun aber drei Methoden des Vorgehens; entweder 1) die Vorstellungen mitzuteilen, „damit die aus ihnen sich ergebenden Empfindungen gewonnen werden sollen, als ob die den Vorstellungen zu Grunde liegenden Thatsachen wirklich vorhanden wären und auf ein empfindendes Einzelwesen empfindungserweckend wirkten,“ — diesen Vorgang nennen wir „episch“; oder 2) die Empfindungen mitzuteilen und die Thatsachen nur als Hilfsmittel zu brauchen, also „bereits in einem Einzelwesen zu eigenartiger Gestaltung“ gekommene Empfindung „in der durch seine Auffassung bestimmten Weise einem anderen“ zu übermitteln, diesen Vorgang nennen wir „lyrisch“; endlich 3) ein durch Nachdenken gewonnenes Schliessen und Abwägen zu verwerten, diesen Vorgang bezeichnen wir als „reflektierend.“ Je nachdem nun in einer Dichtung eines von diesen drei Elementen überwiegt, heisst sie uns episch, lyrisch oder reflektierend. Obwohl V. davon ausgegangen ist, dass die Quelle der Poesie, wie der Sprache „eine über das gewöhnliche Empfinden hinausgehende Steigerung des seelischen Lebens“ ist, also unzweifelhaft jenes Element, das er „lyrisch“ genannt hat, so zieht er nicht etwa den Schluss daraus, die lyrische Dichtung sei die ursprüngliche, sondern meint, „der als notwendig anzunehmenden inneren Entwicklung entsprechend“ erscheine zuerst die epische, neben die allmählich die lyrische trete, während die reflektierende Gattung erst zuletzt „einen ebenbürtigen Platz“ gewinne. Diese, meiner Ansicht nach falsche Meinung des Vf. hängt mit den mindestens sehr zweifelhaften Behauptungen zusammen, die erste Aufgabe der Sprache sei die Wiedergabe der durch den Gesichtssinn gewonnenen Eindrücke und die erste Veranlassung zum Sprechen die Notwendigkeit, „Thatsachen, die aus der Wirklichkeit genommen sind, solchen mitzuteilen, die sie nicht selbst der Wirklichkeit entnehmen können.“ V. findet den Grundcharakter „episch, lyrisch, reflektierend“ nun auch in den übrigen Künsten; die Musik ist durchaus lyrisch (schon die ursprüngliche Art dieser Kunst hätte ihn abhalten sollen, die epische Dichtung als die ursprünglichste zu bezeichnen), die Dichtung dagegen, „die das Thatsächliche mitteilt, also bildliche Vorstellungen giebt, zunächst mit dem Wunsche, dass die thatsächliche Wirklichkeit erkannt werde“, die Dichtung ist im Grunde episch, nur nimmt sie allmählich einen reflektierenden Charakter an. In der Mitte zwischen der „lyrischen“ und der „epischen“ Kunst, zwischen Musik und Poesie, findet V. die Tanzkunst. Die mit rein linearen Vorstellungen arbeitende Baukunst hat lyrischen Grundcharakter, während Bildnerei und Malerei, die sich bildlicher Vorstellungen bedienen, epischen Grundcharakter haben und leicht in das reflektierende Gebiet übergehen können. Zum Schlusse seines Aufsatzes geht nun V. noch auf das „Dramatische“ ein; er unterscheidet dabei „dramatisch“ als „Kennzeichnung des allgemeinen Charakters einer Kunstschöpfung“ und „dramatisch“ als „Kennzeichnung einer besonderen Kunstform“. Der Apollo vom Belvedere, die Diana von Versailles sind

dramatisch, weil diese Gestalten mitten aus einer Handlung herausgegriffen sind und nur verstanden werden können, wenn die Einbildungskraft diese Handlung nachschafft; den Gegensatz dazu bilden etwa die Athene Parthenos oder der olympische Zeus des Phidias, weil in ihnen das dauernde Wesen der Gottheit zur Empfindung gelangen sollte, also das „Typische“. In diesem Sinne ist V. der „Götz“ dramatischer als die „Iphigenie“, der „Taucher“ dramatischer als „Hero und Leander“, die „Glocke“ dramatischer als der „Spaziergang“. „Dramatisch“ als Bezeichnung einer Kunstform sieht V. nicht passend, um „die Thatsache des Einführens sprechender Personen“ auszudrücken, was vielmehr ein epischer Zug sei; nur wenn „eine wirkliche Persönlichkeit als eine andere auftritt, als sie thatsächlich ist, und zwar mit der Absicht, für die bildlich dargestellte Persönlichkeit zu gelten, selbstverständlich innerhalb der Grenze des Kunstwerks“, also mit Ausschluss der Täuschung, nur dann haben wir die dramatische Form. „Wenn ein Mensch mit dem Anspruch auftritt, für Oedipus oder Antigone gehalten zu werden, so ist das dramatisch, mag er erzählen, klagen oder überlegen, mag er allein für sich sprechen oder mit einem andern.“ Darnach bildet also das Wesen der dramatischen Form das, was Scherer die „Maske“ genannt hat. Es lässt sich nun gar nicht einsehen, warum es nicht „dramatisch“ sein soll, wenn der Dichter aus der Empfindung einer andern, gedachten oder wirklichen Persönlichkeit heraus dichtet und sie mit „ich“ und sprechend einführt? Die Lieder, die im Roman Mignon singt, Goethe aber gedichtet hat, bekommen erst dramatische Form, wenn sie eine Sängerin in der Oper verträgt. Und wie steht es mit den Gretchenliedern im „Faust“? Die dramatische Form kann einen epischen, lyrischen oder reflektierenden Inhalt haben, „man wird daher das Recht, ja die Pflicht haben, zwischen epischen, lyrischen und reflektierenden Dramen zu unterscheiden, von denen die beiden letzten Arten einen entschieden geringeren dramatischen Allgemeincharakter haben werden, als das erste.“ So sagt V. (S. 50); wie ist das aber möglich, wenn das Dramatische nur eine Form ist, kein Charakter? Ein ausgezeichnet durchgeführtes reflektierendes Drama müsste dann doch dramatischer sein, als ein minder ausgezeichnetes episches. Ich glaube, die wissenschaftlich behandelte Poetik wird fortfahren, das „Dramatische“ als poetische Gattung zu nehmen, nicht blos das „Epische“, „Lyrische“ und „Reflektierte“, weil die Poetik nicht nur ein Gehalts- sondern auch ein Formelement der Aesthetik immer als massgebend anerkennen wird. Valentin selbst muss von einer epischen Form sprechen, wenn er „die Widergabe der (von einem Andern) gesprochenen Worte“ als episch erklärt, ob der Inhalt des Gesagten episch, lyrisch oder reflektierend sei. Da haben wir auch neben dem epischen Charakter die epische Form; warum sollen wir nun neben der dramatischen Form nicht auch den dramatischen Charakter annehmen? Ich halte den Aufsatz V.s für grundsätzlich zu verwerfen, so geistreich die Ausführung ist, und bleibe bei der altbewährten Einteilung der drei Dichtungsgattungen. —

Ueber das Besondere des poetischen Ausdrucks hat Reuleaux[109]) in einem Vortrage gehandelt, indem er verschiedene Versuche, aus fremden Sprachen zu übersetzen, miteinander vergleicht. Es fehlt das eigentliche Resultat der Zusammenstellungen. — Mit weiterem Blick ist Rob. Müller[110]) auf das Thema eingegangen, um das Eigene der dichterischen Rede, das sie von der Prosa Unterscheidende, als ein Element des dichterischen Wesens darzustellen; er wird auf die Phantasie geführt, deren schaffende und nachschaffende Kraft er mit Lotze „in der Feinsinnigkeit des Geistes“ sieht, „welche die Welt der Werte in die Welt der Formen zu kleiden, oder aus der Verhüllung der Form das in ihr enthaltene Glück herauszufühlen versteht“. Alle anderen Ansichten weist er zurück. Von der Phantasie gelangt er also notwendig zum Gefühl, um seine Bedeutung für den dichterischen Ausdruck klarzulegen. M. erkennt als Quelle dessen, was den Dichter zum Dichter macht, „die Fähigkeit und damit den Drang, für den Reichtum der Gefühlswelt die Formen der Darstellung zu finden“; der Dichter „bringt die Fähigkeit für die stärkere physiologische Erregung mit, mit der Fähigkeit wächst aber auch die Annehmlichkeit für die Steigerung, und die volle Hingabe an die Welt der Erscheinung wird zur begreiflichen Folge.“ Indem der Vf. das Gedächtnis, das wache Bewusstsein, den Traum und die dichterische Phantasie in ihren Eigentümlichkeiten erfasst, gelangt er zu dem Resultate, dass der Dichter die Gesichts- und Gehörsvorstellungen treuer bewahrt als das wache Bewusstsein, und dass er dadurch in die Lage versetzt ist, bei Bezeichnung der Gegenstände sinnlicher zu sein. Das, was man Figuren und Tropen nennt, ist dem Dichter kein Schmuck der Rede, sondern der notwendige Ausdruck seines Bewusstseinsinhaltes. M. führt nun sehr einleuchtend die einzelnen Figuren und Tropen auf ihren Gefühlswert zurück und gewinnt dadurch ein tieferes Verständnis.[111]) —

ZVLR. 5, S. 35-51. — 109) F. Reuleaux, Ueber d. Treffende in d. gehobenen Rede. Vortr.: NatZg. N. 26. — 110) Rob. Müller, Z. dichterischen Ausdrucke. Progr. d. Staatsmittelschule. Reichenberg. 38 S. — 111) × K.

Eine kurze Schilderung des Cento gab Friedmann[112]), indem er mit Ausonius das Wesen bestimmt. Einige Proben und eine — sehr kurze und flüchtige — Geschichte dieser Spielerei bilden den Schluss des Aufsatzes. — Dem Anagramm hat ein Ungenannter[113]) eine niedliche Plauderei gewidmet, die einige besonders gelungene Beispiele für diesen Scherz in lateinischer und französischer Sprache anführt.[114-115a]) —

Unter den einzelnen Dichtungsgattungen kommt für die Lyrik hauptsächlich ein Aufsatz Harnacks[116]) in Betracht. Er geht den Mitteln nach, deren sich der Lyriker bedient; Rhythmus und Reim sind „Anregemittel", die unsere Stimmung beeinflussen; die sogenannten „poetischen Gedanken" dagegen hält H. natürlich für ein „Unding", es müsste eher von „poetischen Verstellungen" gesprochen werden. Das Wesen der Lyrik ist der Ausdruck des Empfindens. Darnach unterscheidet H. zwei Arten lyrischer Dichtung .die „metaphorische", die „in irgend einer, wenn auch noch so kurz angedeuteten, von der Phantasie geschaffenen Schilderung oder Erzählung ein Spiegelbild des Zustandes" giebt, und die „rhetorische", in der vom Dichter „ohne jede Vermittlung der Phantasie, ausschliesslich durch die Kraft der Rede" sein Zustand selber ausgesprochen wird. Jene begnügt sich mit dem Bilde, sucht aber eine gewisse Stimmung dichterisch zu fixieren, sie ist mehr dem Volk eigen als die metaphorische; diese dagegen muss durch die sorgfältigsten sprachlichen und rhythmischen Mittel der Gefahr entgehen, in Prosa zn verfallen, dafür gelingt ihr, „das Erhabene zu erreichen", und dadurch wird sie diejenige Lyrik, die fortlebt, wofür die indischen Veden, wie die Psalmen der Bibel, die Kriegslieder des Tyrtäus und die Siegesoden Pindars, die lateinischen Kirchenhymnen und die Sonette Petrarcas zeugen. Der rhetorischen Lyrik droht die Gefahr der Einförmigkeit, der metaphorischen die Gefahr des Spielenden. H. glaubt prophezeien zu können, dass Goethes Oden „Prometheus" oder „Grenzen der Menschheit" unvergänglicher leben werden, als die reizendsten singbaren Lieder, die er gedichtet. Wenn nun auch Goethe hauptsächlich die metaphorische, Schiller die rhetorische Lyrik vertrete, so seien doch beide Arten nicht immer strenge zu scheiden, weil oft beide Methoden in einem und demselben Gedichte vereinigt werden. In den feinfühligen Erläuterungen der lyrischen Gedichte, die H. einfügt, sehe ich den besonderen Wert seines Aufsatzes, während mir die Bezeichnung „metaphorisch" und „rhetorisch" das Wesen der beiden Arten nicht zu treffen scheint.[117-118]) — Auch Gottschall[119]) hat es für nötig erachtet, zum angeblichen Streit über die Lyrik Stellung zu nehmen; er polemisiert gegen Zolas Verwerfung der Lyrik in der „Lettre à la jeunesse", gegen Spielhagens Behauptung, dass die „neue Welt der Gedanken und Empfindungen" nicht mehr in einem (epischen) Gedichte, in einem (epischen) Gesange zur Darstellung zu bringen sei, um die Bedeutung der Lyrik zu retten, beschäftigt sich aber häuptsächlich mit den unwichtigeren Detailfragen, so mit seinem Steckenpferde, den gereimten antiken Oden, die er gegen Carrière zum so und so vielten Male verteidigt; ferner mit der Allitteration und dem „urdeutschen Rhythmus" Jordans, also mit Gegenständen, die mindestens ebensosehr in die Metrik als in die Poetik gehören. Plötzlich springt er zum Thema vom „Dilettantismus" und seinem Unterschiede „von dem eigentlichen poetischen Talent" über, jedoch nur, um mit Görth wegen seiner Verurteilung so mancher Lyriker ein Hühnchen zu pflücken. Für die wirklich wichtigen Streitfragen der Poetik scheint der Vf., was die Lyrik betrifft, kein Gefühl zu haben, darum ist auch aus seinem Aufsatze gar nichts zu lernen. — Seine weitausgreifende Besprechung der Ballade hat Chevalier[120]) (vgl. JBL. 1891 I 3 : 132) im Berichtsjahr fortgesetzt, aber noch lange nicht beendet; er giebt diesmal eine sehr willkommene Uebersicht über die verschiedenen Versuche, das Wesen dieser Dichtungsart zu erfassen; man findet vieles, was durchaus nicht auf der gemeinen Heerstrasse lag, und gewinnt den erfreulichen Eindruck, dass der Vf. mit nimmer müdem Eifer durch lange Zeit die Litteratur in besonderer Rücksicht auf sein Thema durchmusterte. Freilich ist die Ausbeute etwas bunt, aber man merkt aus den beiläufigen Zwischenbemerkungen, dass sich der Vf. eine bestimmte Ansicht gebildet hat, die als Krönung seines Gebäudes vorgetragen werden soll[120a]). —

Ebensoviel bestritten, wie die Bedeutung von Ballade und Romanze ist das Gebiet des Romans. Auch hier hat Gottschall[121]) hauptsächlich gegen Zolas und Spielhagens Theorien polemisiert und für seine eigene Schriftstellerei eine Lanze

---

Wehrmann, Ueber Stil im Unterr. und Leben: ZDU. 6, S. 35-44. — **112**) A. Friedmann, D. Cento: DDichterheim. 12, S. 238-40, 254/5. — **113**) Z. Gesch. d. Anagramms: HambCorr. N. 405. — **114**) × H. Kuhmerker, Altes u. Neues: DDichterheim. 12, S. 271/2, 286/7. — **115**) ○ H., Volkslied u. Gassenhauer: DBlEU. 41, S. 25/7. — **115a**) × O. Justinus, Höfische Poesie: Didask. N. 117. (Enthält einige Stimmungsbilder v. d. Berliner Höfen u. hat nichts mit Poesie zu thun.) — **116**) O. Harnack, Ueber Lyrik: PrJbb. 69, S. 386-401. — **117**) ○ × × T. Meyer, D. Kirchenlied, e. ästhet. Untersuchung: Progr. Schönthal. 4⁰. 28 S. — **118**) × J. Kohler, D. Zukunft d. Liedes: Zukunft 1, S. 536-44. (Handelt nur v. musikal. Liede.) — **119**) R. v. Gottschall, Streitfragen d. modernen Poetik. III. Auf d. Gebiete d. Lyrik: (=Studien z. neuen dtsch. Litt. S. 230-62; s. u. IV 4 : 190a.) **120**) L. Chevalier, Z. Poetik d. Ballade. 2. Progr. d. k. k. Staats-Obergymn. Prag-Neustadt. 56 S. |[Gymn. 10, S. 885.]| — **120a**) ○ Ueber Balladen: Kw. 5, N. 9-10. — **121**) (S. o. N. 119, S. 135-98. I. Auf d. Gebiete d. Romans.)

gebrochen, wenigstens insofern, als er den historischen Roman verteidigt und nur den antiquarischen Professorenroman verwirft, mag er ägyptischer, römischer oder „germanistischer" heissen; er räumte bisher dem historischen Roman unter drei Bedingungen „eine künstlerische Bedeutung und tiefere Bedeutung" ein, „wenn er nämlich auf nationalem Boden wurzelt, oder im geistigen Inhalte seiner Verwicklungen ein Spiegelbild der Gegenwart giebt, oder das allgemein Menschliche, das durch alle Zeiten hindurchgeht, das Bleibende im Vergänglichen, mit dichterischer Weise in den Vordergrund stellt". Jetzt ist ihm eigentlich nur das zweite Moment, der historische Roman als ein Spiegelbild der Gegenwart, das, was den historischen Roman in ästhetischer Berechtigung dem Zeitroman gleichstellt. G. schränkt den historischen Roman aber noch mehr ein, indem er ihm nur die uns naheliegenden Zeiten als Stoff gestattet, wobei freilich die Grenze zwischen dem modernen und dem historischen recht schwer zu bestimmen ist. G. gelingt es nicht, das Wesen des historischen Romans zu bestimmen, und seine geschichtlichen Rückblicke auf das Gebiet beweisen eine überraschende Unwissenheit, die sogar Wielands „Musarion" für einen Roman erklärt und bei Arnim „Realismus der Kulturschilderung" vermisst; ob G. jemals die „Kronenwächter" gelesen hat? Die weitläuftige Besprechung der antiquarischen Romane mit eitlen Citaten aus G.s eigenen Recensionen und seinen kritischen Werken ist ein ganz unnützer Ballast, um die Leere des Aufsatzes zu verdecken; denn auch über das „Modell" und über den Ich-Roman weiss er nichts irgend Förderliches vorzubringen, höchstens auf den Briefroman und den „maskierten Ich-Roman" zu verweisen, „der zwar in der Form des Er-Romans auftritt, in dem aber der Dichter doch nur mit den Augen seines Helden sieht und die notwendigen Einschränkungen des Ich-Romans freiwillig auf sich nimmt". Ganz unbedeutend ist das, was G. über das Verhältnis des Romans zur epischen Dichtung und damit über Vers und Prosa vorbringt.[122]) —

Auf dem Gebiete des Dramas ist es zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Valentin und Lipps gekommen. Im Anschluss an das Heft von Lipps (vgl. JBL. 1891 I 3: 142) hat sich Valentin[123]) veranlasst gesehen, seine ältere Darstellung (vgl JBL. 1890 I 3: 111) zu verteidigen. Er stellt einen prinzipiellen Gegensatz zwischen seinen und den Anschauungen seines Gegners fest; während dieser das Wesen der Tragödie zu ergründen suche, ohne auf das Tragische überhaupt einzugehen, hege er die Meinung, die Tragödie sei nur eine Aeusserungsart des Tragischen, es reiche daher zur Erfassung des Tragischen das Verständnis der Tragödie nicht aus; es gehe weiter nicht an, vom „reinen Kunstwerk" zu sprechen und als „Zweck" des Kunstwerks „nur die Schönheit" zu betrachten, eine „naturwissenschaftliche" Aesthetik habe nur dann einen Sinn, wenn sie die „Thatsache der wechselnden Aufgabe, welche die Kunst innerhalb jeder einzelnen Kulturentwicklung auf jeder einzelnen Stufe zu erfüllen hat", mit in Rechnung ziehe; die zu unterscheidenden Stufen: „die religiöse, die sinnlich schöne, die sinnlich reizende" gingen überdies ineinander über, deshalb sei ein „reines Kunstwerk" etwas den Thatsachen Widerstreitendes. Was für die Kunst im allgemeinen gelte, das müsse auch für die Aeuserungsarten der Kunst im besonderen gelten. „Der Hymnus für den Gottesdienst (Psalm), der Hymnus zur Feier eines Sieges bei einer Festfeier (Pindar), der Hymnus zu Ehren eines Fürsten (Horaz), der Hymnus, in dem ein Dichter seine eigenste Seelenstimmung ausatmet (Goethe: Harzreise u. a.), sind alles Hymnen und zeigen doch die Dichtkunst auf durchaus verschiedenen Stufen der Entwicklung, die aus der Verschiedenheit der besonderen Wendung der Aufgabe einerseits, aus der Verschiedenheit der Kulturgestaltung von Volk und Zeit andererseits sich ergiebt." Auch Tragödie und Tragödie sei nicht dasselbe, man dürfe antike und moderne, griechische, spanische, englische, deutsche Tragödien nur insofern neben einander stellen, als überall das Tragische die Grundlage bilde. Lipps habe diese scharfe Sonderung des Tragischen und der Tragödie nicht nur nicht vorgenommen, sondern vielmehr „zunächst" Tragödie und tragisches Kunstwerk als identisch gefasst und erst später noch andere tragische Kunstwerke „eingeräumt". V. hat aber bei diesem Einwand übersehen, dass Lipps in seinem Hefte sich künstlerich von der Polemik allmählich zu den neuen Ansichten weiterarbeitet und seine Resultate nach und nach gewinnt, um sie schliesslich zusammenzufassen. V. macht dann auf den Unterschied zwischen dem Tragischen der Lage und dem Tragischen der Handlung aufmerksam und giebt ansprechende Beispiele, doch trifft diese Polemik Lipps nicht, der auch nicht geläugnet hat, dass das Tragische „ein Zusammengesetztes" sei. V. meint, es entstehe, „wenn ein Zusammenströmen und Zusammenwirken mehrerer Motive auf einen Punkt in der Art eintritt, dass erstens diese Motive untereinander widersprechender, in ihrer Durchführung einander ausschliessender Natur sind, und dass zweitens jedes dieser Motive für sich betrachtet eine absolute oder doch wenigstens relative Daseinsberechtigung hat". Er gelangt mit

— 122) ○ × × J. Ettlinger, Z. Aesthetik d. Romans: AZg^{B}. 9. März. — 123) V. Valentin, D.

Unterdrückung seiner Fremdwörterscheu zu folgender Definition: das Tragische sei „eine Komplikation divergierender, ihre Existenz gegenseitig ausschliessender, im einzelnen aber wohlberechtigter Motive“. Darum erklärt V. auch (S. 378) Richard III. keineswegs für den Träger des Tragischen, sondern, wie auf einem anderen Gebiete, und daher auch mit anderen Mitteln den Schurken Jago für den Veranlasser des Tragischen. Er sieht nämlich den „Grund des Tragischen“ nicht in der sogenannten „Schuld,“ sondern in der Unschuld, in der Berechtigung des Handelns, so lange es für sich betrachtet wird, während er „das Ueberschreiten des rechten Masses, das in Verfolgung des einseitigen Rechts eintretende Ausserachtlassen der Leidenschaft“ nur für das Mittel hält, „das Tragische, das vorher nur in der Voraussetzung, in der Möglichkeit und der Anlage nach vorhanden ist, zur Verwirklichung zu bringen“. Demgemäss habe man nicht von tragischer Schuld, sondern von „tragischer Unschuld“ zu sprechen. Wenn man aber diesen Ausdruck auf den Kern zurückführt, so wird er dem von Lipps gebrauchten, von V. so sehr befehdeten Ausdrucke „Wert“ ziemlich nahekommen. Uebrigens hat sich Lipps ganz wie V., nur aus anderen Gründen, gegen die „tragische Schuld“ und die „poetische Gerechtigkeit“ gewendet, deshalb V.s Polemik nicht verdient. V. führt weiter aus, von beiden einander entgegentretenden Parteien sei die eine immer „der Einzelmensch mit der aus seinen rein persönlichen Beweggründen entspringenden Berechtigung“, die andere jedoch 1) entweder das Schicksal oder die einzelne Gottheit „als Vertreterin und Verkünderin des Willens des allwaltenden Schicksals“, oder ein Mensch an Stelle der Gottheit; 2) eine Hypostase der „nur in der Vorstellung der Menschen existierenden allgemeinen Begriffe zu sittlichsn Mächten“, z. B. Ehre, Freiheit, Vaterland, Treue, Liebe, Standesangehörigkeit; 3) der Zufall, das Zusammentreffen äusserer Umstände, die Verhältnisse. Ich glaube jedoch, es sei die Mannigfaltigkeit im Verhältnisse von Spiel und Gegenspiel mit diesen Unterschieden weder richtig noch ausreichend gekennzeichnet. Dann lässt sich V. des Breiteren über den Begriff „Wert“ aus, den Lipps in seine Definition aufgenommen hat, um ihn zu verwerfen, weil Subjektives und Objektives dabei verwechselt sei; er möchte ihn durch den Begriff „etwas zum Dasein Berechtigtes“ ersetzen, was aber doch nur ein anderes Wort ist. In seiner Verteidigung wirft er Lipps vor, er habe aus V.s „vorübergehender Schmerzerregung“ eine „vorübergehende Schmerzempfindung“ gemacht und dadurch die ganze Ansicht verschoben. Aber V. vergisst, dass beide sich entsprechen, dass wohl seine Beobachtung Recht habe, weil uns als Resultat nach einer Schmerzempfindung allerdings die Ruhe als eine Steigerung, also als ein Genuss erscheint, dass aber bei einer schmerzlichen Erregung wie in der Tragödie, der Genuss gleichzeitig mit dem Anblick des Leidens sich einstellt; darum kann man meines Erachtens die „vorübergehende Schmerzerregung“ zur Erklärung des Umstandes benutzen, dass wir uns nach dem Ansehen einer Tragödie wohler fühlen als nach dem Ansehen einer Komödie, also zur Erklärung unserer Freude nach dem Anblicke tragischer Gegenstände, nicht aber zur Aufhellung unseres „Vergnügens an tragischen Gegenständen“; hier scheint mir Lipps mit seiner Erwiderung den Nagel auf den Kopf zu treffen. Im weiteren Verlaufe sucht nun V. die Frage zu beantworten, wie das Tragische in den drei „Dichtungsgattungen“ (vgl. oben N. 108) und wie dann in der Tragödie sich gestalte; hierauf spricht er über den Abschluss der Tragödie, der eintritt, wenn ein Weitergehen der Handlung aus dem Vorhergehenden nicht mit Notwendigkeit folgt, sondern eines neuen Anstosses bedarf. Zur Tragödie ist nötig, dass das Tragische das Wesen, den Grundzug der Handlung bildet, nicht aber dass auch der Ausgang, der Schluss tragisch sei, ja selbst wenn der Ausgang tragisch ist, fehlt „der versöhnende Abschluss, das Erreichen einer Beruhigung, des Stillstandes der Handlung“ nicht. Damit stellt sich die Befreiung von der tragischen Empfindung, von der Anspannung der seelischen Kräfte ein, selbst der Tod des Helden hat etwas Beruhigendes, Erlösendes (Rettung aus einer tragischen Lage, damit Befreiung). Man sieht, wie V. seinem Begriffe darin eine neue Wendung giebt. Schliesslich handelt er noch von der Wechselwirkung zwischen ästhetischer Theorie und Kunstgenuss und verwirft das Hereinzerren einer „metaphysischen Weltanschauung“ in die Aesthetik, indem er mit Schneidewien [124]) die Aesthetik der Philosophie entziehen möchte. — Auf diesen Aufsatz hat nun Lipps [135]) erwiedert, Valentin habe entweder nicht die ganze Schrift gelesen, die er angreift, oder aber „in einer Art von persönlicher Verletztheit“ geschrieben. L. weist die Behauptung zurück, als habe er das Tragische nicht behandelt, weil er vielmehr eben das allen Tragödien gemeinsam zu Grunde Liegende, das ist eben das Tragische, zu erforschen gesucht habe; gegen die „reinen“ Gattungen habe er sich gerade ausgesprochen, nicht sie aufstellen wollen.

Tragische u. d. Tragödie: ZVLR. 5, S. 333-86. — **124)** ○ × M. Schneidewien, Offener Brief an Ed. v. Hartmann. Leipzig, Friedrich. 140 S. M. 2,00. [LCBl. S. 1046.]| (S. u. IV 5:78a.) — **125)** Th. Lipps, Tragik,

Ausführlicher verweilt er bei der Bezeichnung „vorübergehende Schmerzempfindung“ für „vorübergehende Schmerzerregung“; er wähle jenen Ausdruck, weil die Psychologie von einem Schmerz, der nur „erregt“, nicht empfunden, und doch als Schmerz vorhanden sein würde, bis jetzt nichts wisse. Valentin mache den tragischen Genuss allerdings von dem Vergessen des tragischen Objektes abhängig, wenn er ihn aus dem Vorübergehen der Schmerzempfindung, nämlich unserer schmerzlichen Mit- oder Nachempfindung hervorgehen lasse, weil die schmerzhafte Mit- oder Nachempfindung, die uns aus der Betrachtung des Schmerzlichen, Schrecklichen, Furchtbaren erwächst, nur vorübergehen könne, sofern dies Schmerzliche, Schreckliche, Furchtbare selbst für unser Bewusstsein vorübergehe, d. h. vergessen werde. Um dem Vorwurfe Valentins zu begegnen, dass er sich bei seiner Anwendung des Begriffes „Wert“ einer Verwechslung von Subjektivem und Objektivem schuldig gemacht habe, geht er näher auf den Grund des ästhetischen Eindrucks ein. Die genauere psychologische Analyse der mancherlei ästhetischen Objekte und Arten des ästhetischen Eindruckes führe zu dem Ergebnisse, „dass der Grund des ästhetischen Eindruckes jederzeit entweder ausschliesslich oder zum wesentlichen Teile gesucht werden müsse in irgendwelchen in den Objekten liegenden, oder durch unsere alles vermenschlichende Phantasie in dieselben hineinverlegten Inhalte, Momente, Merkmale der menschlichen Persönlichkeit.“ Züge oder Analoga von Zügen unseres eigenen Wesens, deren erhebende oder beglückende, unser Lebens- oder Selbstgefühl befriedigende und steigernde Kraft wir aus uns selbst kennen gelernt haben, spiegle das Schöne unserer Phantasie ab, bald mit klarer Bestimmtheit, bald nur der sorgfältigen psychologischen Analyse erkennbar. Alles Schöne sei für uns irgendwie lebendig oder lebensvoll und habe in dieser Lebendigkeit seine zur Form hinzutretende und durch die Form getragene Innerlichkeit. Nun erleben wir aber Leben nur in uns selbst und übertragen es durch das Spiel der Association auf Anderes. Alles Schöne werde erst dadurch Gegenstand des ästhetischen Interesses, einer Art von Sympathie, dass es uns kraft solcher Associationen verwandt erscheine. Allerdings modifiziere sich der Sinn dieser Erklärung bei jeder Gattung des Schönen und jeder Art des ästhetischen Eindruckes. In der Tragik, vor allem der Tragik der Tragödie, würden uns beglückende und unser Selbstgefühl befriedigende Züge unseres eigenen Wesens oder der zunächst nur aus unserem eigenen Wesen uns bekannten menschlichen Persönlichkeit uns „in ganz besonderer Weise“ vergegenwärtigt. Bei der Tragödie — aber nicht bei ihr allein — seien es „wertvollste“ Züge der Persönlichkeit, nämlich im engeren Sinne des Wortes „sittliche Momente“ derselben, die uns entgegenträten und in ihrem Werte offenbar würden, zunächst in jeder Tragödie andere wertvolle Züge der menschlichen Persönlichkeit und besonders in den beiden von L. unterschiedenen Hauptgattungen der Tragödie, in der Charakter- und der Schicksalstragödie, auf ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Art. Diese Momente habe Valentin in seiner Kritik übersehen. Zum Schlusse kennzeichnet L. seinen Gegner wegen seiner Definition der Tragik als rückhaltlosesten Vertreter jener Reflexionsästhetik, der nach L.s Meinung „auch noch nicht das ABC vom Wesen der Kunst und der ästhetischen Anschauung aufgegangen sei“. Sie mache aus der Kunst nur eine Gelegenheit, sich ihrer Schulweisheit zu erinnern und aus ihrem Inhalte einen angeblichen Genuss zu schöpfen, während die Aesthetik nach dem Sinne L.s die Ueberzeugung hege, der eigenartige Wert der Kunst bestehe darin, „dass sie, was irgend in der Welt für uns Wert haben kann, hervorhebt und in der denkbar unmittelbarsten Weise uns nahebringt, eben damit zugleich aus unseren Gedanken alles das ausschliesst, was nicht zum Kunstwerk unmittelbar hinzugehört und im Kunstwerke selbst zu uns redet. Das Wesen der ästhetischen Betrachtung sieht L. darin, „dass sie sich in ihr Objekt ganz hineinversenkt und es so wirken lässt, wie es für sich allein betrachtet zu wirken vermag.“ Der „durch nichts in der Welt zu ersetzende Vorzug des ästhetischen Genusses“ sei, dass er durch keine eigene Zuthat gestört, durch nichts Fremdartiges getrübt werde, sondern „eine nur dem Objekte geltende, in diesem Sinne völlig objektive Wertschätzung“ sei. Hatte Valentin zum Schlusse seines Aufsatzes die Hoffnung ausgesprochen, dass sich sein und L.s Weg wieder treffen würden, — L. erwartet nichts dergleichen. Die von der Redaktion angekündigte Antwort Valentins lässt schon durch ihren Titel „Wissenschaftliche Kritik und Unfehlbarkeit. Ein Schlusswort“ erkennen, dass L. richtig vermutet habe [126]. — So scharf die Polemik zwischen Valentin und Lipps leider allmählich geworden ist, sie dreht sich um so wichtige Grundbegriffe, dass man selbst die Schärfe begreift. Nimmt man dagegen zum Vergleiche, was von Gottschall [127]) für „Streitfragen der modernen Poetik“ auf dem Gebiete des Dramas hält, dann sieht man recht augenscheinlich, wie sehr sich in den letzten Jahren die Poetik vertieft habe. G.

Tragödie u. wissenschaftl. Kritik. E. Entgegnung: ZVLR. 5, S. 438-58. — **126**) ○ ✕ ✕ V. Valentin, Folter u. Tragik: DWBl. 5, S. 242/3. — **127**) (S. o. N. 119, S. 198-229 II. Auf d. Gebiete d. Dramas). — **128**) H. Gartel-

schlägt sich mit dem Musikdrama herum, spricht von den „Regeln über Aufbau und Komposition“ im Drama, die Freytag und er „aufgestellt“ hätten, sie erfreuten sich einer „fast allgemeinen Geltung, wenn auch die dramatischen Dichter das Regulativ keineswegs streng beobachten.“ „Ohne Frage tritt es in einzelnen Stoffen mit schärferer Präcision hervor, während es bei anderen nur wie ein Adernetz durch den Organismus hindurchschimmert.“ G. beschäftigt die Frage der Verteilung von Exposition, Fortführung der Entwicklung, Höhepunkt der Krisis, Peripetie, Katastrophe auf die fünf Akte der Tragödie; die Frage, ob „Höhepunkt der Krisis“ und „Peripetie“ auseinandergehalten werden müssten, die er bejaht, weil dafür z. B. „Die Jungfrau von Orleans“, „Coriolan“, „Essex“, und „Uriel Acosta“ sprechen; die Frage nach Vers und Prosa, Rhetorik mit „tropischem Tropenluxus“ oder gewöhnliche Sprache im Drama; die Frage, ob der Dramatiker ein „bereits in anderer Form behandeltes Thema dramatisieren und auf die Bühne bringen“ dürfe; er rennt offene Thüren ein, spricht in Einem Atem von der hohen Tragödie und dem modernen Schwank, handelt dann von der Treue in historischen Dramen, besonders vom Anachronismus, den er für nötig hält, hierauf von der Ausstattung und endlich vom dramatischen Dichter; hier wendet er sich gegen Freytags Satz: „dass offenbar derjenige am besten das Schicksal seines Helden leiten werde, der in seinem Leben hohe Bildung, umfassende Menschenkenntnis und einen männlichen Charakter entwickelt hat“; er macht sich über diese Worte weidlich lustig, aber wie im ganzen Aufsatze, mit so schalen und seichten Einwendungen, dass man nur über die Kühnheit staunen kann, die G. befähigte, mit solchen Journalistenwendungen angebliche „Streitfragen der modernen Poetik“ entscheiden zu wollen. — Lipps und Valentin sind trotz ihrem Gegensatze darin einig, dass die Tragik die gemeinsame Grundlage der Tragödien bilde, Gartelmann[128]) dagegen sieht in der Tragik etwas Veränderliches, das sich nach der Anschauungs- und Denkweise der Zeiten und Völker richtet; ihm ist sie in der Hauptsache „die richtige Verteilung von Schuld und Sühne in dem handelnden Helden“, ferner in der Nebensache, z. B. Wertschätzung des Lebens von Seiten des Helden und Freiheit seines Willens. Da nun der Schuldbegriff, wie überhaupt der Begriff des moralisch Bösen, nicht zu allen Zeiten und in allen Landen derselbe, sondern vielfachem Wechsel unterworfen sei, müsse auch die Tragik sich ändern. Der Tragik gegenüber sei die Dramatik, heutzutage auch vielfach Technik genannt, das Feststehende und betreffe die Charaktere, die Handlung, die Sprache und was sonst noch zum Drama gehöre. Die Gesetze der Dramatik seien von denen der Tragik ganz unabhängig und könnten durch eine abweichende Weltanschauung nicht modifiziert werden; sie gründeten sich auf das Wesen des Dramas und seien darum unveränderlich. „Die Tragik besteht aus gewissen Regeln, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt geworden sind, von dem dramatischen Stümper ebenso gut befolgt werden können, als von dem dramatischen Genie: die Tragik ist daher nicht sowohl eine Kunst, wie man dieses anzunehmen gewohnt ist, als vielmehr — ähnlich wie die Perspektive in der Malerei — eine Wissenschaft“. So stellt G. die bisherigen Ansichten auf den Kopf und sagt dafür von der Dramatik oder Technik des Dramas: „Die Dramatik hingegen ist eine Kunst; zwar hat auch sie Regeln, aber die blosse Kenntnis dieser Regeln macht noch niemand zu einem guten Dramatiker, so wenig, wie die Kenntnis der Regeln des Stils im stande ist, jemand zu einem guten Stilisten zu machen.“ Das dramatische Element sei „in einem Drama resp. in einer Tragödie“ bei weitem wichtiger als das tragische. Diese Behauptung ist entweder selbstverständlich, wenn vom Drama überhaupt die Rede ist, oder ein Unsinn, wenn G. die Tragödie im Sinne hat. Das allen Dramen zu Grunde Liegende muss das Dramatische sein, während das Tragische den Unterschied zwischen der Tragödie und den anderen Dramen bilden muss. G. meint, das Tragische hafte immer nur am Helden der Tragödie, das ist aber falsch, da wir das Tragische doch auch ausserhalb der Tragödie finden. Man könne nicht sagen, dass die ganze Tragödie nur des Helden wegen da sei, sondern umgekehrt, der Held sei wegen der Tragödie da: mithin sei auch das Dramatische nicht des Tragischen wegen da, sondern umgekehrt, das Tragische werde in gewissen Fällen mitgenommen des Dramatischen wegen. Diese Sonderbarkeit begründet G. nur mit dem Satze: „Wäre es anders, so hätte das Lustspiel, da es von vornherein auf das Tragische Verzicht leistet, als Drama gar keine Existenzberechtigung“. G. ist ein furchtbarer Kritiker, der seinen Gegnern auch nicht ein hingeworfenes, aber aus dem Zusammenhang verständliches Wort hingehen lässt, der seinem Buche das schöne Motto vorgesetzt hat: „Kein Unkundiger der Logik lese dieses Buch“, man sieht aber, seine eigene Logik steht nicht immer auf starken Füssen. Sein Werk zerfällt in zwei Teile. Der erste greift aus der Poetik des Aristoteles einzelne Sätze heraus, um zu zeigen, wie unlogisch und widerspruchsvoll dieser Theoretiker vorgegangen sei; merkwürdig genug legt er seiner „Kritik“ nicht etwa das

---

mann, Dramatik. Kritik d. Aristotel. Systems u. Begründung e. neuen. Berlin, S. Fischer. VII, 187 S.

Original, sondern eine Uebersetzung unter, obwohl er fast nur die einzelnen Worte bekämpft. Mit Aristoteles werden auch moderne Forscher angegriffen, Lessing, Goethe, Schiller ebenso wie Günther, Freytag, Carrière, Gottschall. Der Unterschied zwischen Epos und Drama z. B., den Goethe so fasste, dass jene ihren Stoff als vergangen, diese ganz als gegenwärtig darstelle, sucht er durch Anführung von epischen Stellen im historischen Präsens als unrichtig zu erweisen, vergisst aber, dass ein Epos im Präsens eine Unmöglichkeit sei, dass dagegen auch im Drama Stellen vorkommen, die sich des Präteritums bedienen. Diese ganze Partie seines Buches zeigt den Vf. als einen Meister der Dialektik, der sich an Einzelheiten hält, ohne den Zusammenhang zu bedenken. Sein eigenes „System" der Dramatik besteht im konsequentesten Naturalismus und der nüchternsten Wahrscheinlichkeitsforderung. Was dem Drama allein eigen ist, die Aufführung, bestimmt ihm das Wesen des Dramas; alles, was sich nicht aufführen lässt, also z. B. die Ermordung bei heller Beleuchtung, weil man weder das rinnende Blut, noch die Veränderung der Gesichtszüge sehen könne, das widerspricht nach ihm dem Wesen des Dramas. Er weist darauf hin, dass die griechischen Tragiker die Ermordungen stets hinter die Scene verlegt hätten und erkennt darin ihre Weisheit, ohne zu bemerken, dass die antiken Schauspieler des Kothurns wegen unmöglich auf der Bühne getötet werden konnten. Die Aufführung macht es dem Drama möglich, Personen lebend vor unsere Augen zu stellen, also sind Personen der eigentliche Gegenstand des Dramas. Nun nennt G. „Personen, insofern es auf ihre inneren Eigenschaften ankommt", wie dies in der Dichtkunst vornehmlich der Fall sei, „Charaktere" und stellt darum als erstes dramatisches Gesetz (S. 56) den Satz auf: die Charaktere bilden den eigentlichen Gegenstand des Dramas. Die Handlungen vermag das Epos besser darzustellen, das Drama besser Menschen, darum ist auch die dramatische Dichtkunst die höchste. Der Endzweck der Tragödie sei nicht, Furcht und Mitleid zu erregen und dadurch die Reinigung von derartigen Gemütsbewegungen in uns zu bewirken, der Endzweck jeder Kunst sei vielmehr: Vergnügen zu bereiten, speciell der Endzweck des Dramas: Vergnügen zu bereiten durch Darstellung von Charakteren, das sei darum auch der Endzweck der Tragödie, die Erregung von Furcht und Mitleid sei nur ein dramatischer Nebenzweck, und zwar ein moralischer. Nur das Drama vermag uns Personen zu zeigen, das Drama ist daher „diejenige Dichtungsgattung, welche ihrer Natur nach zur Nachahmung vorzüglich geeignet ist." Als zweites dramatisches Gesetz ergiebt sich ihm: „Die dramatische Dichtung ist Nachahmung", „woraus folgt, dass auf der getreuen Nachahmung von Seiten des Dramatikers die Wahrheit seiner Dichtung beruht." Die beiden genannten Gesetze könne man die Fundamentalgesetze des Dramas nennen und aus ihnen die Definition des Dramas gestalten: „Das Drama ist eine Dichtung, welche Charaktere nachahmend darstellt." G. fasst natürlich den Ausdruck Nachahmung (S. 1—3) viel enger als etwa Aristoteles, indem er den sprachlichen Ausdruck für Handlungen, wie ihn das Epos bietet, oder den sprachlichen Ausdruck der Empfindung, wie er in der Lyrik begegnet, nicht mehr Nachahmung nennt. Das wird man aber als eine Willkür ansehen müssen, denn G. selbst sieht sich genötigt zu sagen: „Die dramatische Dichtkunst stellt Personen und Ereignisse dar, die entweder wirklich sind oder waren, oder als wirklich gedacht werden, die in dem einen, wie in dem anderen Falle der Wirklichkeit nachgebildet sind; sie ist also im Ganzen nachahmend." Schon diese Worte zeigen, dass G. weit übers Ziel schiesst. Es steht ihm nun fest, dass die Charaktere die Hauptsache des Dramas sind, die Handlungen die Hauptsache des Epos, darum nennt er Dramen, in denen die Charaktere gegenüber der Handlung zurücktreten, epische und rechnet hierzu die meisten Tragödien der Griechen und sodann die klassischen Tragödien der Franzosen; das seien nicht sowohl „eigentliche Dramen, als vielmehr dramatisierte Epen." Bemerkt G. den Widerspruch nicht, den er sich auf einer und derselben Seite zu Schulden kommen lässt? es kann doch unmöglich ein episches Drama und ein dramatisiertes Epos dasselbe sein! Abweichend vom gewöhnlichen Sprachgebrauch nennt er „Personen, insofern es auf ihre äusseren Eigenschaften ankommt", Typen und zählt zum Typus „insbesondere Physiognomie und Kleidung." Als drittes dramatisches Gesetz spricht er den Satz aus: „Die Charaktere des Dramas müssen einheitlich sein", das sind sie, wenn die in ihnen vorkommenden Eigenschaften einander nicht widersprechen. Dieses Gesetz widerspricht aber dem Fundamentalgesetz, dass das Drama eine Nachahmung sei, denn es giebt doch Personen, deren „innere Eigenschaften" einander widersprechen, man denke z. B. an Lessings „jungen Gelehrten", oder an Falstaff. Die Polemik in Betreff der Allgemeingiltigkeit der Charaktere, in Betreff des Werdens der Charaktere im Drama führt G. mit grosser Schärfe, stets aber mit absichtlichem Missverständnisse des Wesens und mit einseitiger Betonung einzelner Wörter; er „statuiert" wegen Goethes „Faust" und Ibsens „Kaiser und Galiläer" eine besondere Art des Dramas, das „Entwicklungsdrama". Die Handlung ist das erste und wichtigste

Mittel, Charaktere darzustellen, daraus ergiebt sich das vierte dramatische Gesetz: „Im Drama ist die Handlung in erster Linie in Absicht auf die Charaktere zu beurteilen". Es kommen vor allen Dingen die Einzelhandlungen in Betracht, die Licht auf den Charakter einer Person werfen, während im Epos zunächst die Handlung als Ganzes in Betracht kommt und die Frage entsteht: ist die Handlung gross, schön, gut durchgeführt? G. spricht nicht vom Roman, ich weiss darum nicht, ob er ihn zum Epos rechnet, möchte nur fragen, wie er etwa Goethes Werther oder Dostojewskis „Raskolnikow" beurteilt? Da nur die Einzelhandlung Wichtigkeit für das Drama hat, ist die Einheit der Handlung kein dramatisches Gesetz; G. weist sogar ausführlich nach, dass bei allen grossen Dramen keine Einheit der Handlung zu bemerken sei, wobei er freilich sehr häufig nur die Episoden als Durchbrechung der Handlungseinheit anführt; weidlich lustig macht er sich über die Versuche der Aesthetiker, in den Dramen entweder trotzdem Einheit der Handlung zu finden oder diesen Begriff umzudeuten, besonders Gottschall und Günther kommen sehr übel weg. Auch die Wahrscheinlichkeit der Handlung bezeichnet er nicht als ein dramatisches Gesetz und sticht wieder aus den einzelnen Drama die (meist höchst unbedeutenden) Unwahrscheinlichkeiten auf z. B., dass nach der Ermordung Gesslers im „Tell" gleich die barmherzigen Brüder zur Stelle seien! Dafür leitet er aus dem Grundprinzip, dass das Drama „Nachahmung der Wirklichkeit" (wovon übrigens früher keine Rede war, es hiess nur „Nachahmung der Charaktere" und „Darstellung von Charakteren") sei, das fünfte dramatische Gesetz ab: die Sprache des Dramas müsse diejenige der Wirklichkeit nachahmen und die Personen charakterisieren." Die Wahrscheinlichkeit der Handlung hat er verworfen, weil er Unwahrscheinlichkeiten in allen wichtigen Dramen fand, nun verlangt er die Prosa als Sprache des Dramas, weil das Sprechen in Versen unwahrscheinlich sei, und stellt die merkwürdige Behauptung auf, das Beispiel der Klassiker entscheide nichts, denn bei ihnen finde sich sowohl die poetische, als die prosaische Redeform im Drama angewendet, und überhaupt könne aus Beispielen kein Prinzip hergeleitet werden! Mit seinen gewöhnlichen Fechterkunststücken rückt er dem Idealismus zu Leibe, den er in Schillers Vorrede zur „Braut von Messina" verkörpert findet; es lohnt nicht die Mühe, diese Sophismen zu widerlegen. Einem Drama Verse und Reime geben, heisst ihm, „einen Adler mit Pfauenfedern ausstaffieren". Die Unmöglichkeit des versifizierten Dramas leitet er u. a. daraus ab, dass von den ohnehin freien oder schlechten Versen des Dichters die Schauspieler noch den letzten Rest Rhythmus beseitigten, um ihrer Rede „das Gepräge der Unmittelbarkeit, der Wahrheit" zu geben. Dann sind sie eben schlechte Schauspieler, die nur einem Teil ihrer Aufgabe gerecht werden. Weil das Drama Nachahmung der Wirklichkeit ist, so dürfen die handelnden Personen von der Existenz eines Theaterpublikums nichts wissen, darum ist der Prolog und der Epilog verwerflich und Bemerkungen fürs Publikum sind nur in der Posse gestattet; wenn die Posse ein Drama ist, dann darf ihr nicht erlaubt werden, was dem Drama verboten ist, oder wir müssen das Verbot aus einem anderen Prinzip als aus dem Wesen des Dramas begründen, z. B. aus der Würde besonderer Dramen. Was die Stoffwahl fürs Drama betrifft, so erscheint dem Vf. die Gegenwart als das Nächstliegende, auf moderne Stoffe werde der Dichter in erster Linie sein Absehen richten müssen. Auch das ist falsch, wenn man gleich zugiebt, dass für den künstlerischen Wert des Dramas der Stoff überhaupt nicht in Betracht kommt; der Dichter wird vor allem einen guten Stoff wählen müssen, das heisst einen zur dramatischen Behandlung am besten passenden. G. thut sehr revolutionär, im Grund aber sind seine Behauptungen nur durch die Kühnheit ausgezeichnet, mit der er alles umdreht und sich über den neuen Eindruck dann erfreut. Das Eingehen auf dieses Buch erschien mir nötig, weil die einzige mir zu Gesicht gekommene Recension „aus einem ruhigen Abwägen der Ausführungen G.s für Drama, Bühne, Theater reichlichen Gewinn" verhiess. Das vermag ich nicht zu finden, denn G.s platte Theorie fördert uns gar nicht, selbst der Naturalismus wird sich kaum auf sie berufen wollen. — So radikal Gartelmann sich von allen Forschern abwendet, ebenso sklavisch hält sich Brasch [129]) an „unsere bedeutendsten Aesthetiker" und giebt nicht unrichtig, aber auch nicht tief die verschiedenen Ansichten wieder. Am besten erscheint mir der kurze Abschnitt über die Komödie, während anderes nicht zu loben ist, am wenigsten die Ansicht, der Tragödiendichter müsse „seine Handlung so einrichten, dass sie einem guten, mittleren Durchschnitt seiner Hörer nicht gegen die Voraussetzungen verstosse, welche diese aus dem wirklichen Leben vor die Bühne bringen", er müsse „ihnen den Zusammenhang der Begebenheiten, Motive und Umrisse seines Helden (?) wahrscheinlich machen." Allerdings streift der Vf. alle Seiten seines Themas, mehr aber auch nicht. Uebrigens wollte B. nur „den wesentlichsten

M. 6,00. |[J. Deckel: BLU. S. 459/60.]| — 129) M. Brasch, D. Wesen u. d. Formen d. dramat. Dichtung nach d. Prinzipien d. modernen Aesthetik. E. Vortr. Leipzig, Osk. Gottwald. 57 S. M. 1,00. |[Gegenw. 42, S. 380;

Grundgedanken der neuern Dramaturgie", der angeblich „dem grösseren gebildeten Publikum einigermassen abhanden gekommen" sein soll, in einer möglichst gedrängten und zusammenfassenden Skizze entwickeln. — Mehr didaktische, als ästhetische Ziele verfolgt das geschickte Werk von Franz [130]), das in die Gliederung der Dramen einen Einblick verschaffen will. Instruktiv verbindet der Vf. schon im allgemeinen Teile mit der Lehre vom Bau des Dramas die Anwendung auf die bekanntesten Dramen; besonders zu rühmen ist der Abschnitt über die Einteilung der Dramen nach dem Verhältnis von Spiel und Gegenspiel, ferner jener über die Unterschiede im Bau des Dramas bei den Alten, bei Shakespeare und bei den Deutschen; dass auf das Drama der Romanen nicht eingegangen wird, lässt sich freilich nicht billigen, umsoweniger, als auch im besonderen Teil, das heisst bei der Analyse der einzelnen wichtigen Dramen, von den Franzosen und Spaniern ganz geschwiegen wird; veranlasst ist dies allerdings durch die Rücksicht auf die Schule. Die Analysen wird der Lehrer wie der Schüler bei der Vorbereitung mit Nutzen zu Rate ziehen können; auch die Poetik kann solche Vorarbeiten brauchen. — Praktisch ist ein Lexikon [131]), das auf engem Raum den Inhalt der wichtigsten Dramen der Weltlitteratur erzählt. Um rasch seinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, wird man gerne zu dem Buche greifen, wenn man auch in Auswahl des Materials und in der Wiedergabe des Inhalts besseren Geschmack fordern könnte: das moderne Theater wird übermässig bevorzugt. [132-134]) — Dem Ausdrucke „Tragödie" sucht Dehlen [135]) ebenso einen „neuen Wert" beizulegen, wie früher schon den Ausdrücken „Mitleid und Furcht", „tragische Schuld", „Schicksal" und „Katharsis." Die Tragödie existiert nach der Ansicht des Vf. „seit ein paar Jahrhunderten" nicht mehr, weil sie nur „zu Zeiten einer die Menschen allgemein beherrschenden Religion oder Weltanschauung" bestehen kann. In der Antike gab es eine echte Tragödie, wie die Passionsspiele die echte Tragödie der christlichen Welt waren; allmählich überwog über das pragmatische das deskriptive Moment, bis es bei Hans Sachs völlig zum Siege gelangt war. Seitdem wurden Versuche gemacht, das Pragmatische absichtlich zu erreichen, während es sich früher von selbst ergab. Bei Schiller stellte sich das Konfliktsdrama mit dem Siege des „kalten Moralischen" ein, schloss aber eine Katharsis des Helden „und somit des sich identifizierenden Zuschauers" aus; sollte diese Tragödie eine Wirkung haben, so müsste sich der Zuschauer vom Helden „loslösen" und mit dem „kalten Moralischen" identifizieren. Die moderne Zeit unterscheidet sich durch die „genetische Auffassung" von der früheren, „eine moderne, für unsere Zeit charakteristische Tragödie müsste also eine genetische Tragödie sein." Statt dessen haben wir die von Hebbel eingeführten Problemstücke, die „nur mit dem durchaus Unauflöslichen zu thun" haben und darum keine Katharsis bewirken können; auch sie sind also keine Tragödien. Die genetische Tragödie dagegen führt eine Katharsis herbei, denn der Zuschauer wird sich mit dem ums Dasein kämpfenden Helden identifizieren, dessen Schicksal die Bildungsfaktoren sind. Diese müssen „möglichst different" sein, damit der Kampf ums Dasein bedeutend und interessierend werde, es müssen Gegensätze sein, wie Hinterhaus und Vorderhaus, oder wie verschiedene Weltanschauungen. Diese Gegensätze hat der Held in sich zu einen, ihnen zum Trotz muss er im Kampf ums Dasein fortschreiten zum Sieg der Vervollkommnung. Für die genetische Tragödie wird jener „Held" der einzig geeignete sein, der im Kampf ums Dasein fertig scheint, „sich aber in labilem Gleichgewicht befindet"; wird er in den Kampf gestellt, so sehen wir seine Unfertigkeit. Der Vf. zeigt, wie ein solches Drama gebaut sein müsste und welche Vorteile es böte. Er hält die genetische Tragödie für die Tragödie der Zukunft. — Richter [136]) erkennt bei der Tragödie dreifache Wirkung, „die des Kunstwerks überhaupt, die des dramatischen Kunstwerkes und die specifisch-tropische", dennoch ist die Absicht des Tropikers, „durch Vorführung leidvoller Schicksale in einem dramatischen Kunstwerk neben der allgemein künstlerisch-ästhetischen eine speciell tragische Wirkung zu erzielen." Mit aller Schärfe weist er die Ansicht Günthers über das Tragische zurück und betont, dass die tragische Schuld keineswegs notwendig sei, sondern nur dazu dienen könne, für das Leidvolle eine Komposition zu bilden, wie es noch andere Kompositionen giebt, deren wichtigste (S. 19—20) aufgezählt werden. Auch der freie Wille sei keineswegs eine condicio sine qua non für das Tragische. Ganz unrichtig berufe sich aber Günther für seine Ansichten auf die Praxis des

---

J. R.: LZg^B. N. 118.]| — **130**) (I 5 : 15.) — **131**) D. gebildete Mann. E. Weltlex. d. Litt. E. Bildungshandbuch, für Jedermann. I. D. Theaterstücke d. Weltlitt., ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Mit e. Brief M. Nordaus als Einleitung. Berlin, A. H. Fried & Co. XVI, 648 S. M. 3,00. — **132**) ◯ × H. Irving, The Drama: SaturdayR. 74, S. 751/2. — **133**) × R. Opitz, H. Bulthaupt, Dramaturgie d. Schauspiels: BLU. S. 759/60. — **134**) × E. Bernheim, D. moderne Weltanschauung u. d. Tragödie: Gegenw. 41, S. 324/6. (Im Anschluss an A. Dehlen D. Theorie d. Aristoteles u. d. Trag. d. antiken, christl., naturwissenschaftl. Weltanschauung. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.) — **135**) A. Dehlen, Neue Werte für alte Worte. 5. D. Tragödie: ML. 61, S. 267-70. (Vgl. JBL. 1891 I 8:145/8). — **136**) P. Richter, Z. Dramaturgie d. Aeschylus. Leipzig, Teubner. III, 287 S.

Aischylos. Das wird in eingehenden Betrachtungen der einzelnen aischyleischen Tragödien erwiesen, zugleich sucht R. zu erfassen, was sich aus ihnen für die Schilderung des aischyleischen Theaters ergiebt. Diese Ausführungen verdienen besondere Beachtung, doch auch die Ansichten des Vf. über das Tragische sind zu billigen.[137-140]) Rosikat[141]) sucht in der Fortsetzung seiner Arbeit (vgl. JBL. 1891 I 3: 150) den Sinn des Wortes „Schicksalstragödie" zu erfassen und erweist aus dem Sprachgebrauche der Tragiker, dass sie das Wort „Schicksal" erstens als ein Passivum gebrauchen, als das Gegebene, das Los, dann zweitens infolge der drei Faktoren Phantasie, religiöse Anlage und Reflexion als ein Aktivum, eine das Los verhängende menschliche Macht. Jedes tragische Werk hat zum Gegenstande seiner Darstellung zunächst Schicksal im passsiven Sinne des Wortes, es nimmt seinen Ausgangspunkt von einem Gegebenen sowohl in den Situationen, als in den Charakteren. Die Fügung, dass gerade diese Situationen an so und nicht anders beschaffene Charakter herantreten, verleiht einem dramatischen Stoffe sein tragisches Gepräge. Nun kommt das Motivieren hinzu, das heisst, das Herausarbeiten einer Notwendigkeit von Handlungen und Schicksalen, und auch diese Notwendigkeit, dieses Gesetz des Geschehens, das die Tragödie enthüllen soll, heisst dramatisch-technisch „Schicksal". Wir können sagen: „Die Notwendigkeit in der Tragödie oder das Schicksal im dramatisch-technischen Sinne ist das Gesetz, nach dem der freie Akt des Menschen, seiner entschiedenen Natur, in die Gewalt der Schicksalsmacht hinaustritt und in dieser, wie der Same in seinem Boden, seinen passiven Schicksalen entgegenreift." Der Vf. verwirft die Bezeichnung „Schicksalstragödie", ja er meint, wir hätten „überall, wo nach dem Willen des Dichters die entscheidende That nicht aus der von aussen her wirkenden Schicksalsmacht, sondern aus dem Charakter des Helden als ihrer eigentlichen Quelle herzuleiten ist," eine Charaktertragödie, „mag dieser Charakter unsere Antipathie oder Sympathie erregen, mag das Leiden des Helden uns mehr oder weniger verdient erscheinen." Deshalb billigt er auch die Unterscheidung von Charakter- und Schicksalstragödie nicht, wie sie Lipps (vgl. JBL. 1891 I 3 : 142) getroffen hatte. Indem er nun die Schicksalstragödien im engeren Sinne des Wortes, die Dramen Werners und Müllners, überhaupt nicht als Tragödien, sondern nur als dramatisierte Erzählungen gelten lässt, andere, wie Grillparzers „Ahnfrau" oder Schillers „Wallenstein", ja in besonders einleuchtender Ausführung sogar „Die Braut von Messina" gleichfalls nicht als Schicksals-, sondern als Charaktertragödie erweist, bleibt ihm ein einziges Werk der Weltlitteratur, auf welches der Name „Schicksalstragödie" wirklich passt, das ist der „König Ödipus", den ja auch Schiller, freilich aus ganz anderem Grunde, als seine eigene Gattung, von der es keine zweite Species giebt, aufgefasst hat. R.s Darlegungen sind wohl überlegt, seine Deduktionen überzeugend, nur darf nicht vergessen werden, dass gerade Lipps unter „Schicksalstragödie" die im Gegenspiel aufsteigende Tragödie verstehen wollte, worauf R. nicht eingeht[141a]); Lipps empfand das Missliche seiner Bezeichnung selbst, weil sie zu Missverständnissen führen könnte; R. hat. ihn wirklich missverstanden. Das verschlägt aber nichts; ebensowenig das vollständige Ausschliessen des modernen, zeitgenössischen Dramas, obwohl uns hier z. B. bei Ibsen oder bei Gerhart Hauptmann der Versuch begegnet, mit dem sophokleischen König Ödipus in der Technik zu wetteifern.[142-145]) — Ein specielles Thema hat Neuda[146]) herausgegriffen, nicht als Aesthetiker, sondern als Jurist; er beurteilt nämlich jene Dramen, hauptsächlich aber die modernen, in denen ein strafrechtliches Verfahren auf der Bühne dargestellt wird. Dabei zeigt es sich nun, dass die gröbsten Verstösse sowohl in Wilbrandts „Tochter des Herrn Fabricius", in Ganghofer-Brociners „Hochzeit von Valeni", in Blumenthals „Schwarzem Schleier", als in Roseggers „Am Tage des Gerichtes" vorkämen, dass dagegen Granichstädten in seinem Schauspiele „Ein gutes Haus" die juristisch erfahrenere Hand bekunde. Ohne dem dichterischen Genius Fessel anlegen zu wollen, spricht der Vf. doch die

---

M. 6,50. (Vgl. JBL. 1891 I 3 : 149). — **137**) ○ O. Weissenfels, D. Entwicklung d. Tragödie bei d. Griechen. (=Gymnasial-Bibl. her. v. C. Pohlmey u. H. Hoffmann. 3. Heft.) Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 86 S. M. 2,00. |[E. Z.: LCBl. S. 369/70.]| — **138**) × Karl Joh. Neumann, W. Heinses Erklärung d. aristotel. Katharsis: VLG. 5, S. 334/6. — **139**) ○×× D. Grundgesetze d. antiken u. modernen Tragödie: DresdenWBllKunst. N. 2-12. — **140**) ○ W. Deicke, Schillers Ansichten über d. trag. Kunst verglichen mit denen d. Aristoteles. Progr. d. Gymn. Helmstedt, Schmidt. 1891. 4⁰. 34 S. M. 1,60. |[Fr. Kummer: BLU. S. 331/3.]| (Zuerst als Jenenser Diss.) — **141**) A. Rosikat, Ueber d. Wesen d. Schicksalstragödie. 2. Teil: Progr. d. Realgymn. Königsberg i. Pr. 4⁰. 31 S. — **141a**) ○ × Sendach, Schicksalstragödien u. Naturalisten: KRÖ. 4, S. 39. — **142**) × Friedr. Meyer, Welchen Wert hat für uns noch jetzt d. klass. Tragödie d. Franzosen? Erörtert. Progr. d. Realgymn. z. hl. Geist in Breslau. Leipzig, Fock. 17 S. M. 0,60. (Nur Corneilles „Cid" u. Racines wichtigste Dramen werden als Zeichen formeller Kunst u. als Proben franz. Geistes für immer Wichtigkeit behalten.) — **143**) ○ × W. Bormann, Reformen u. Reformbestrebungen d. dtsch. Theaters. (=Dtsch. Theater-Jb. S. 1-72). (S. u. IV 4:136, 157). — **144**) ○ × J. Bietz, D. Einfluss d. ars poetica d. Horaz auf d. dtsch. Litt. d. 18. Jh. Progr. Hamburg (Herolds Verl.) 4⁰. VII, 37 S. M. 2,50. — **145**) × R. M. Meyer, Innere Form d. Dramas. (Vortr. Referat von A. Fresenius): DLZ. 13, S. 170/1. (Goethe versteht darunter, dass d. Drama e. „heroocentrische" Welt werde. D. Ausdruck braucht er zuerst, aber er folgt d. Sinne Herders.) — **146**) (IV 4:193.) —

Ueberzeugung aus, es sollten „krasse Differenzen zwischen dem Gerichtsverfahren des Lebens und der Dichtung soweit möglich vermieden werden“, weil sonst zu leicht die Illusion des Zuschauers gestört werde. Der Vf. nimmt einen ganz zu billigenden Standpunkt ein und ist in seiner Kritik durchaus vornehm. — Wie Neuda das Problem streift, welche Grenze die freie Phantasieentfaltung des Dichters habe, so hat auch Frenzel[147]) die Frage, woher der grosse Unterschied zwischen der Frau im modernen Drama und der Frau in der früheren Dichtung stamme, auf die wesentlichere bezogen, wie sich die Poesie zur Wirklichkeit verhalten müsse. Der Redner kommt zu dem Resultate, dass die modernen Dichter bei der Schilderung der Frau übertreiben, Ausnahmefälle generalisieren, so dass man von dem, „was die von der socialen Gährung ergriffenen Dichter schildern“, keinen zutreffenden Rückschluss auf die Allgemeinheit sich gestatten dürfe, mit anderen Worten also, dass sie mindestens einseitig die Wirklichkeit nachgebildet haben. —

Die Theaterkritiker[148-151]), die ihre Studien zur Dramaturgie an die Zufälligkeiten der Aufführung knüpfen, gewinnen dadurch ein lebendiges Element, sie geraten aber in die Gefahr, wichtige Seiten ganz unbesprochen zu lassen. Das ist auch bei den Kritiken der Fall, die Müller-Guttenbrunn[152]) in einem Bande zu sammeln Gelegenheit fand. Er bemüht sich von der einzelnen Erscheinung zu allgemeineren Ideen und weiteren Ausblicken zu gelangen, allein die Mode verlangt von der Wiener Theaterkritik vor allem eine möglichst eingehende Inhaltsangabe, die denn auch bei M.-G. den breitesten Raum einnimmt, so dass für wirklich Dramaturgisches kaum Platz bleibt. Der Kritiker ist nüchtern, aber dabei feinfühlig genug, dass er ohne Einseitigkeit und Voreingenommenheit die verschiedenen Richtungen ihrem Werte nach zu erfassen vermag, Raimund und Anzengruber wie Hebbel und Ibsen, Richard Voss wie Sudermann, höchstens die Franzosen kann er schlecht verdauen, aber auch nur, wenn sie ihm zu oft vorgesetzt werden. Sehr kluge Worte spricht er über den Verfall des Burgtheaters, als Verteidiger aber auch als Warner.[153-163a]) — Den Jammer der Theaterkritik suchte Stahl[164]) durch eine, wie er glaubt, schlagende Zusammenstellung der widersprechenden Recensionen zu schildern, die sein verschieden aufgenommenes Lustspiel „Gewagte Mittel“ erfuhr.[165-172]) —

Mein Versuch, die Schriften über den Naturalismus so gut als möglich zu verzeichnen und zu charakterisieren, ist von mir selbst nur als ein kleiner Anfang betrachtet worden: es ist eben für den Einzelnen, auch bei freundlicher Unterstützung durch Fachgenossen, undenkbar nur des Materials habhaft zu werden. Dobert[173]) schlug vor, die freie litterarische Gesellschaft zu Berlin solle eine Bibliographie des Realismus in Angriff nehmen und auch die ausländischen Litteraturen umfassen. — Dresdner[174]) erwiderte ihm sofort, dass die Lösung dieser Aufgabe schon deshalb undenkbar sei, weil man erst wissen müsste, was Realismus ist; er möchte Jahresberichte über die gesamte schöne und schönwissenschaftliche Litteratur nach dem Muster der Jastrowschen. — Langg[175]) dagegen schlug eine kritische Auswahl des Materials vor, damit zugleich eine nähere Bestimmung des Realismus getroffen würde; das Muster, auf das sich Dresdner berufen hatte, kannte er nicht. — Ivor[176]) hält eine solche

---

147) (IV 4 : 187.) — **147)** × A. Frhr. v. Berger, Ueber Litt. u. Theater d. Gegenw.: WienerLZg. N. 2. 5. — **148a)** × F. Wehl, dramaturg. Bausteine (S. u. IV 4 : 197): SaturdayR. 74, S. 576. — **149)** ○ × Jules Lemaître, Impressions de théâtre. 4. Série (Eschyle, Molière, Racine, Marivaux, Théâtre libre ancien, Alexandre Dumas, George Sand, Théodore Barrière, Emile Augier etc.) 6. éd. (=Nouv. Bibl. litt.) Paris, Lecène, Oudin & Co. 360 S. Fr. 3,50. — **149a)** ○ × id., Impressions de théâtre. 6. Série (Euripide. Térence et Molière, Ibsen, Shakespeare, Sarcey, Mistral, J. J. Rousseau et le théâtre, Balzac, A. Dumas, Labiche, A. Dumas fils, V. Sardou, Théâtre libre, Jean Jullien, Porto-Riche, le Chat noir, P. Desjardins, M. Bouchor): (ebda.) 396 S. Fr. 3,50. — **150)** ○ × R. Lothar, J. Jullien: Le théâtre vivant. Essai théorique et pratique: NFPr. N. 10079. — **151)** ○ × G. Larroumet, Etudes d' histoire et de critique dramatiques: (=Bibl. variée). Paris, Hachette et Cie. 16⁰. II, 331 S. Fr. 3,50. |[BURS. 53, S. 611/2]|. — **152)** (S. u. IV 4 : 190.) — **153)** × G-ss, D. Verfall d. dtsch. Bühne: DAdelBl. 10, S. 923/4. — **153a)** ○ × (IV 4 : 149.) — **154)** × (IV 4 : 179, 192.) — **155)** × J. Savits, D. neue Stil im Schauspiel: Didask. N. 289. (Aus H. Bahrs Interviews über d. Zukunft d. Schauspielkunst). — **156)** × M. Kr., E. verschwindender Bühnentypus: Gegenw. 42, S. 126/7. — **157)** × (IV 4 : 145.) — **158)** × (IV 4 : 138.) — **158a)** ○ × P. Mantegazza, La scienza sul Palcoscenica: NAnt. 37, S. 355-66. (Vgl. N. 158b.) — **158b)** ○ × F. Martini: ib., S. 757-63. — **158c)** × J. Heuwes, F. Bettingen, Grundzüge d. dramat. Kunst: Gymn. 10, S. 804/6. — **159)** × (IV 4 : 218.) — **160)** ○ D. Wahrheit auf d. Bühne: Grenzb. 1, S. 238-43. — **161)** ○ O. Brahm, Von alter u. neuer Schauspielkunst: Nation[B]. 9, S. 504/7. — **162)** ○ Alfr. Clausius, Neue dramat. Wirkungen auf Grund e. neuen Bühnenform (vgl. JBL. 1891. IV 5 : 13.) München, E. Albert. 1891. M. 0,50. |[Fr. Kummer: BLU. S. 332/3; LCBl. S. 884.]| — **163)** × (IV 4 : 46.) |[LCBl. S. 92; P. Büdecker: Sphinx 14, S. 93/4.]| — **163a)** ○ (IV 4 : 178.) — **164)** (IV 4 : 152.) — **165)** × L. Huberti, Z. Kritik d. Kritik: BLU. S. 545/7. — **166)** ○ (IV 4 : 151.) — **167)** D. kritische Schreckensherrschaft: Grenzb. 2, S. 232/8. — **168)** ○ × A. Bent, The illuminating power of anecdote: NAR. 155, S. 347-54. — **169)** ○ × P. Stapfer, Nouv. méditation d'un homme de lettres sur le petit nombre des élus: BURS. 56, S. 449-68. — **170)** × K. Biltz, Warum d. Deutschen keine Komödie haben: Gegenw. 42, S. 84/8. — **171)** × Eug. Wolff, Bausteine für d. dtsch. Lustspiel: HambCorr[B]. N. 1. (Unbedeutende Plauderei.) — **172)** × F. Bettingen, Wesen u. Entwicklung d. komischen Dramas. (Vgl. JBL. 1891 I 8 : 151.) |[LCBl. S. 451; W(alter) B(orman)n: AZg[B]. 28. März.]| — **173)** P. Dobert, E. Bibliogr. d. Realismus: ML. 61, S. 32. — **174)** A. Dresdner: ib. S. 32. — **175)** F. Langg: ib. S. 48. — **176)** F. Jvor: ib. S. 64. — **177)** A. Dr(esdner): ib. S. 88. — **178)**

Bibliographie deshalb für wichtig, weil die Litteraturgeschichte an den modernen Erscheinungen ohne Rücksicht vorübergehe, wofür er sich auf das LCBl. beruft, das bekanntlich alle moderne schöne Litteratur ausschliesst. — Dem gegenüber verwies Drescher[177]) auf die DLZ. und die BLU., glaubt aber, das sei zu wenig und bleibt bei seinem Vorschlag von Jahresberichten. — Nun machte Elias[178]) auf die JBL., besonders auf Werners Bibliographie des Realismus aufmerksam. — Dobert[179]) dachte bei seiner Bibliographie an ein Agitationsmittel und schauderte darum bei dem Gedanken, dass ein Professor und der Vf. „eines riesigen Bandes über Lyrik und Lyriker die realistischen Erscheinungen behandeln soll"; er will modernes Leben und modernes Empfinden, das natürlich seiner Meinung nach ein Professor gar nicht haben kann. Was ist doch der vielgeschmähte „Professorendünkel" gegen den Litteraturdünkel für ein zahmes Geschöpf! Uebrigens kennt weder Dobert, der als Herausgeber der sogenannten „Modernen Kunst" pseudomoderne Fabrikware vertreten hat, noch der Anonymus[180]), der nochmals die Frage der Bibliographie anregte, die JBL. Trotzdem sei auch in diesem Jahre das undankbare und dornenvolle Geschäft, sich in den Schriften zurechtzufinden, mit Resignation gewagt. —

Die ästhetischen Begriffe „Naturalismus" und „Realismus" festzustellen, waren mehrere Forscher bemüht, vor allem suchte Lasson[181]) herauszubringen, „wie sich jene Ausdrücke im ästhetischen Urteil mit wirklichem Vorteil für die Bezeichnung wesentlicher Unterschiede am Gegenstande verwenden lassen". Er sieht im Realismus und Naturalismus Stilarten, Arten der ästhetischen Formgebung; dadurch reihen sie sich dem Idealismus an, und es fragt sich, wie ihr Verhältnis ist. Realismus und Naturalismus einer-, Idealismus andererseits werden gewöhnlich so unterschieden, dass jene den Gegenstand wiedergeben, wie er an sich, wie er in seiner eigentlichen, wahren Natur ist, dieser dagegen in einer besonderen Art von subjektiver Auffassung. Das trifft aber nicht zu, denn das An-sich eines Gegenstandes lässt sich eben nirgendwo entdecken, nur in subjektiver Auffassung muss es herausgearbeitet, erzeugt, erfunden werden, und selbst wenn das An-sich eines Gegenstandes gegeben wäre, entstünde die Frage, wem es gegeben wäre; wir kämen also wieder zu einer subjektiven Auffassung. Zudem ist nun die Wirklichkeit der Dinge ein unlösbarer eigener Zusammenhang dieser Dinge, der sich jeder Aussprache, zumal jeder Darstellung entzieht, sobald aber nicht die Wirklichkeit, sondern eine Auswahl gegeben wird, macht sich wieder ein subjektiver Gesichtspunkt geltend. Bei der künstlerischen Darstellung müssen nun noch die Grenzen berücksichtigt werden, die in den Kunstmitteln liegen, auch sie verlangen einen abgekürzten Ausdruck des Wirklichen, das Wesen der Sache, die Hauptsache, das Wahre an der Sache, und das lässt sich nur in subjektiver Auffassung, vermittelt durch das Vermögen des Künstlers, geben. „Die realistische und die naturalistische Kunst geht genau ebenso wie die idealistische durch die subjektive Auffassung des Gegenstandes seitens des Künstlers und bezieht ebenso daraus allen ihren Wert und ihre Bedeutung." Alle Kunst ist idealistisch, wenn wir in dem subjektiven Element das Charakteristikon des Idealismus sehen, alle Kunst ist aber auch realistisch, wenn wir unter Realismus „einen engeren Anschluss an die Wirklichkeit der Dinge" verstehen. „Die strenge Trennung der beiden Momente ist eine unwahre Einbildung, eine in keiner Wirklichkeit begründete Abstraktion." Es sind also nur Gradunterschiede denkbar. Der Realismus lässt an dem Gegenstande das Singuläre, Charakteristische vorwiegen, der Idealismus das Gattungsmässige, Typische; der Realismus bewegt sich „in dem Gebiete des Nahen, des Gewöhnlichen, des häufig Vorkommenden, der Abhängigkeit von der Natur, der sinnlichen Bedürftigkeit und Gebundenheit," der Idealismus „auf den Höhen des Lebens, in dem, was selten und ausgezeichnet ist." Auch in den Kunstmitteln zeigt sich nur ein relativer Unterschied, indem „es die Art des Idealisten ist, sich ein strenges Gesetz, ein Gesetz der Knappheit und Sparsamkeit, aufzuerlegen, sich, was die Form anbetrifft, innerhalb eng gezogener Grenzen zu bewegen, dem zufälligen Belieben, dem Einfall und der Willkür Zügel anzulegen und ein sicheres Ebenmass der Gestaltung bis in alle Einzelheiten durchzuführen," der Realismus es dagegen liebt, „dies strenge Gesetz zu durchbrechen, die Fessel, die die zufällige Individualität bindet, zu sprengen, dem Reichtum der wirklichen Erscheinung entgegenzukommen mit einer Fülle der Erfindung, mit einer Unendlichkeit der Ausbreitung und des Ausblicks, mit der unerwarteten Wendung, mit einer gewissen Zügellosigkeit, die das Paradoxe, das Barocke und Groteske nicht ausschliesst." Dasselbe Kunstwerk, das in der einen Beziehung idealistisch ist, kann oft in der anderen Beziehung realistisch genannt werden, und umgekehrt. In der Bezeichnung eines Künstlers, einer Epoche oder Richtung der Kunst als idealistisch oder realistisch ist übrigens nicht viel gesagt; mit dem Gebrauche solcher allgemeiner Schlagwörter tröstet sich, wer schlechterdings nichts Besseres zu

---

J, Elias: ib. S. 88. — **179**) P. Dobert: ib. S. 104. — **180**) X. G. S.: ib. S. 136. — **181**) A. Lasson,

sagen weiss. Das Konventionelle wird durch den Realismus durchbrochen, das heisst durch die Subjektivität eines grossen Genius, dessen Nachahmer wieder dem Konventionellen verfallen. Die Freigebung der Subjektivität ist das Kennzeichen des Realismus, man nenne dies Rückkehr zur Natur, richtiger hiesse es: Rückkehr zu selbständiger Beobachtung der Natur, und daraus folgend zur selbständigen Ausbildung der Formen. Das eigentliche Wesen der realistischen Stimmung in der Kunst erblickt der Vf. „in der freien Subjektivität, die sich, ihre Selbständigkeit behauptend, unabhängig von objektiven Ideen und Mächten, an dem mit eigentümlicher Innerlichkeit erfassten und wiedergegebenen Gegenstand erprobt.“ Der Realismus erzielt eine ungemeine Erweiterung des Stoffkreises für künstlerische Darstellung, er wird der wahre Sieg des Geistes über die Materie, den Zufall und die Sinnlichkeit. L. behauptet, der Realismus habe „etwas Demokratisches und zugleich etwas Protestantisches,“ das Ueberwiegen der realistischen Stimmung beweise, dass „ein Akt der Befreiung im politischen und im geistigen Leben sich entweder machtvoll vorbereitet oder sich siegreich durchgesetzt hat. Insbesondere sei dem germanischen Geiste der Realismus nahe verwandt. Für den „Naturalismus“ hilft uns die Etymologie des Wortes nur bei richtigem Verständnis; L. glaubt, es sei nicht „an die Natur draussen als das objektiv Gegebene zu denken, sondern an die innere, die subjektive Natur des Künstlers“, „im Gegensatze zu Bildung und eigenem weiterem Erwerb, als ursprüngliche Mitgabe und Ausstattung, oder als ausdrückliche Feindseligkeit gegen Kultur und Verfeinerung.“ Er „umschreibt“ also das Wort Naturalismus „als Darstellung nicht der Natur wie sie ist, sondern als Darstellung der Dinge auf Grund der eigenen nicht weiter gebildeten oder geschulten Natur und Anlage des Künstlers“. Dem Naturalismus als der naturwüchsigen, ursprünglichen, unmittelbaren Kunstübung stehe als Gegensatz der in angelerntem, überkommenem, vermitteltem Wesen beruhende Kunstbetrieb gegenüber. Zunächst sind die Anfänge aller Kunstübung offenbar naturalistisch, weil es noch gar keine feste Tradition, kein herkömmliches Formgefühl, keine erlernbare Auffassungs- und Ausdrucksweise giebt. Naturalistisch sind die Künstler, die durch ein besonderes Los ausserhalb der Strömung stehen und gewissermassen die Eigentümlichkeit aller Anfänge in sich wiederholen; naturalistisch endlich jene Künstler, die „sich in den ausdrücklichen Gegensatz zu der vorhandenen künstlerischen Kultur stellen und ein Neues von sich aus zu beginnen unternehmen.“ Man muss also zwischen den verschiedenen Arten des Naturalismus unterscheiden, will man anders ein wirkliches Verständnis erreichen. Die „himmelstürmerische naturalistische Manier ist etwas ganz anderes als der bescheidene, nüchterne Naturalismus derjenigen, die ausserhalb des Schulzusammenhanges stehend nach einer Kunstform tastend suchen“; sie ist meist ein Zeichen der Ermüdung, des Verfalls, nicht der Kraft, sondern der Schwäche und des Unvermögens. Es giebt aber auch hier noch Stufen; die Gesinnung, die sich gegen das Herkömmliche auflehnt, kann eine ganz radikale, kann aber auch eine gemässigte und zurückhaltende sein; nicht die Gesetzlosigkeit, sondern ein neues Kunstgesetz kann demjenigen vorschweben, der ein abgelebtes Kunstgesetz verlässt. Der Naturalismus an sich kann sowohl mit dem Realismus als mit dem Idealismus eine Verbindung eingehen: das aber, was sich in der gegenwärtigen Kunstübung vielfach als Naturalismus anpreist, „hat ebensowenig mit dem Idealismus, wie mit dem Realismus zu schaffen,“ gehört überhaupt nicht mehr dem Gebiete der Kunst an. Nicht der Stoff, die Behandlung macht es in der Kunst. Der modernste Naturalismus ist die prosaische Genauigkeit (?), die sich das Elend notiert, um die Polizei und die Staatsregierung oder auch den guten Willen der Einzelnen darauf aufmerksam zu machen; er „ist in der That etwas ganz Neues, die Frage ist nur, ob er nicht als eine neue Art von Erkrankung und Entartung edler Teile aufzufassen ist.“ Er hegt Gesinnungen, die jede eigentliche Kunstübung unmöglich machen. Die pessimistische Welt- und Lebensanschauung[182-183]) kann sich „in ergreifender Weise poetisch aussprechen: aber die Leugnung aller Vernunft und alles Zweckes im Dasein der Welt“ lasse überhaupt keinen poetischen Ausdruck mehr zu. „Wo die Idee der sittlichen Freiheit ausgegangen ist, da ist auch jeder echte Kunsttrieb abgestorben. Die Kunst wird metaphysisch sein, oder sie wird nicht mehr sein.“ L. behandelt den modernen Naturalismus als eine Modekrankheit „von nicht unbedenklichem, aber auch nicht allzu gefährlichem Charakter“; mit Ruhe trägt er seine klaren Ansichten vor. — In phrasenhaftem Tone wiederholt dagegen Geucke[184]) die landläufigen Einwendungen gegen den Naturalismus. Der wahre Künstler müsse die abstrahierende und determinierende Phantasie in der kombinierenden vereinigen, also weglassen und hinzusetzen,

---

Realismus u. Naturalismus in d. Kunst. (=IV 5 : 34, S. 3-34.) — **182)** ○ ⨯ L. Jouvin, Le Pessimisme. Paris, Perrin & Cie. 516 S. |[RCr. 33. S. 251.]| (S. u. IV 5 : 79.) — **183)** ○ ⨯ E. Metman, Le Pessimisme moderne: Son historoire et ses rames: MAcDijon 4, N. 1,3. (Auch Sonderabdr. Dijon, Darantière. 399 S.) — **184)** C. E. Geucke, Kunst u. Naturalismus. Dresden, O. Damm. 12⁰. 80 S. M. 0,50. |[Gesell-

damit sich die Selbstschöpfung ergebe. „Das nationale Kunstwerk der Zukunft" wird sich aus den dramatischen Schöpfungen Goethes und Schillers entwickeln müssen, „denen keineswegs eine beschränkte ästhetische Gesetz- nnd Mustergiltigkeit abzusprechen sei; nur dass wir diese nicht überall als eine bedingungslose und letztentscheidende anerkennen möchten". „Der Deutschen deutschester Dichter" aber „war ein Ausländer, war der grosse Brite" Shakespeare. — Ebenso gutgemeint, wie schlecht ausgeführt ist die Studie von Frhrn. von Binder-Krieglstein[185]), der sich mit der historischen Entwicklung von Naturalismus und Realismus nicht ohne Lücken und Irrtümer beschäftigt und ein politisches Element, den Kampf gegen den Liberalismus, mit hereinzerrt. — Philipp[186-187]) befasst sich mit der „absteigenden Skala", die von den Natürlichen, Ungezwungenen, zu den sehr Ungenierten, dann zu den Unverständigen, endlich zu den Unverschämten führt, ohne dass man weiss, ob das Kunstideal der Naturalisten nicht noch tiefer herabgedrückt werden wird. Verständig führt er an, was gegen den Naturalismus spricht, freilich ohne Neues vorzubringen. — Nur den Materialismus sieht Biese[188-190]) aus dem modernen Naturalismus herausgrinsen und bespricht die von Carrière[191]), Valentin[192]), Eugen Wolff[193]) und du Prel am Naturalismus geübte Kritik.[194-200]) — Den Realismus (besser gesagt den Naturalismus) betrachtet ziemlich banal Groller[201-202]) als litterarische Revolution, die kein stabiler Zustand sein kann, aber dazu dient, bessere Bedingungen vorzubereiten und die Luft zu reinigen. Die moderne Bewegung leide an Uebertreibung und damit sei sie unkünstlerisch; sie biete aber auf der anderen Seite innere Unwahrheit und darum sei sie nicht besser als die von ihr bekämpfte Richtung. — Die verschiedenen sich ablösenden Schulen innerhalb der modernen französischen Bewegung zeichnet Baju[203]); wie sich von den Dekadenten die Symbolisten trennen, von den Fortschrittlern die talentlosen Reaktionäre, von denen sich die „Instrumentisten" nur durch ihre Lächerlichkeit unterscheiden. Der „Magnifizismus" ist nur eine verschämte Abart des Symbolismus, während der „Romanismus" nur die merkantile Seite des Symbolismus repräsentiert; die „Magischen" und die „Anarchisten" haben noch nichts geleistet; die Socialisten und die „französischen" Poeten, die Neu-Dekadenten und Neu-Symbolisten, endlich die Neutralen, sie alle bilden das junge litterarische Frankreich. Erfolg erwartet aber der Vf. nur von der „socialen Litteratur", nach der alle Litteraturen streben. Jetzt herrscht das Chaos, die litterarische Anarchie. Der Plauderton des Heftchens mutet an, wenn auch die gekennzeichneten Richtungen ausserhalb Frankreichs weniger interessieren. — Hansson[204]) ist unzufrieden mit den bisher aufgestellten Formeln für den Naturalismus und glaubt, der Naturalismus sei jene Schule in der Litteratur, „deren höchstes Prinzip es ist, die Erklärung für alle Erscheinungen, welche unter ihre Behandlung fallen, also für die verschiedenen menschlichen Charaktere und die verschiedenen menschlichen Lebensgeschicke, in der Natur zu suchen." Die Natur ist dem Naturalismus das, „was von den Sinnen und den Gedanken aufgefasst und vom Wissen zugänglich gemacht, eingehegt und bearbeitet wird, das einzig Seiende, von dem der Mensch ein Teil ist." Ausser dem Menschen ist die Natur Milieu, im Menschen ererbte Disposition. Der Naturalismus wäre demnach jene litterarische Richtung, „die den Menschen und alles, was sein ist, in Charakter, in Konflikten, in schliesslichem Schicksal, durch äussere — in letzter Instanz äussere — Einwirkungen erklärt"; der

schaft 8, S. 1376; BLU. S. 447.]| (Aus DresdenWBllKunst. Dasselbe noch einmal 2. Aufl.) — **185**) K. Frhr. v. Binder-Krieglstein, Realismus u. Naturalismus in d. Dichtung. Ihre Ursachen u. ihr Wert. Leipzig, Duncker & Humblot. 56 S. M. 1,20. |[R. M. Werner: DLZ. 13, S. 1470|1; Gesellschaft 8, S. 1374/6; LCBl. S. 855/6.]| (Erweiteter Abdr. aus ÖUR. 11. Bd.) — **186**) P. Philipp, D. Naturalismus in krit. Beleuchtung: Iduna S. 8/18. — **187**) id., D. Naturalismus in krit. Beleuchtung. Leipzig, Litt. Anstalt (Aug. Schulze). 16 S. M. 0,40. |[Gesellschaft 8, S.1519/20.]| — **188**) A. Biese, Z. Kritik d. modern. Naturalismus: Didask. N. 65. (Aus d. KielerZg.) — **189**) × A. Biese, D. Associationsprinzip. (Vgl. JBL. 1890 3:90): LCBl. S.236/7. — **190**) × A. Biese, Reuter, Seidel u. d. Humor. (Vgl. JBL. 1891 I 3:130.) |[BLU. S. 78/9; LCBl. S. 651.]| — **191**) × (S. o. N. 18.) |[L. Weis: BLU. S. 75/6.]| — **192**) V. Valentin, D. Naturalismus (vgl. JBL. 1891 I 3:184.) |[BLU. S. 78/9; H. J(anitschek): LCBl. S. 1253/4; Gesellschaft 8. S. 1374/6. — **193**) × Eug. Wolff, Zola u. d. Grenzen v. Poesie u. Wissensch. (Vgl. JBL. 1891 I 3:187.) |[BLU. S. 78/9; Gesellschaft 8, S. 1374/6.]| — **194**) ○ × × L. Berg, D. Naturalismus. Z. Psychologie d. modern. Kunst. München, A. Poessl. VIII, 248 S. M. 3,00. |[C. Brunner: HambCorrB. N. 19; Gesellschaft 8, S. 1650/2; DWBl. 5, S. 292; N&S. 61, S. 282; F. S.: NationB. 9, S. 712.]| — **195**) × H. Bahr, Z. Kritik d. Moderne. (Vgl. JBL. 1891 I 3:179.): WIDM. 71. S. 370. — **196**) × Nature and art: SaturdayR. 74, S. 244. — **197**) ○ A. Savine, Les Etapes d'un naturaliste. Impressions et Critiques. Paris, Girand et Co. 16⁰. VI, 303 S. Fr. 3,50. — **198**) ○ Th. Maisonneuve, Décadence (étude d'artiste). Paris, Sauvaître. 316 S. Fr. 3,00. — **199**) ○ F. Brunetière, Le Roman naturaliste. Nouv. Éd. (=Bibliothèque contemporaine.) Paris, C. Lévy. IV, 425 S. Fr. 3,50. — **200**) ○ L. Mesnard, I. Mèlanges litt. et biograph.: la Décadence litt. et le Positivisme; le Prèsident Mesnard; Considérations sur J. J. Rousseau. Paris, Fischbacher. 1891. 16⁰. 278 S. — **201**) B. Groller, Wenn man jung ist. Neue Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. XXII, 241 S. M. 3,00. (Berücksichtigt ist d. „Vorrede" S. VII-XXII.) — **202**) id., Realismus. E. Plauderei. DDichterheim. 12. S. 198/201. (Aus: „Wenn man noch jung ist"; vgl. N. 201.) — **203**) Anatole Baju, L' Anarchie litt. Les différentes écoles: les Décadents, les Symbolistes, les Romans, les Instrumentistes, les Magiques, les Magnifiques, les Anarchistes, les Socialistes etc. Paris, L. Vanier. 35 S. Fr. 0,60. — **204**) Ola Hansson, D. Materialismus u. d. Litt. (=Gegen d. Materialismus N. 3.) Stuttgart, Krabbe. IV, 35 S. M. 0,75. |[LCBl. S. 1210; L. Weis:

Naturalismus sieht dagegen vorbei an dem Neuen, das sich aus diesen Einwirkungen als Resultat ergiebt, an der Individualität, der Persönlichkeit; er fasst die Erscheinungen mechanisch und objektiv, statt sie subjektiv und organisch zu erklären. Der Naturalismus in der Litteratur ist also seinem Wesen nach eins mit dem Materialismus in der Philosophie. Darin begegnen sich Ibsen und Zola. Aber die echte Dichtung ist der Naturalismus ebensowenig, als der Materialismus die echte Philosophie. „Der Naturalismus in der Dichtkunst muss ebenso notwendigerweise zur Hellmalerei und Staffagekunst werden, wie die echte Dichtung, die Dichtung, die sich aus der mystischen Neubildung des Ichs hervorspinnt, Hamletkunst, Rembrandtsche Dämmerung, und individuell-souverain beseelte Natur sein muss.“ Nicht Zola oder Ibsen, die Männer der Zukunft sind dem Vf. Nietzsche und Langbehn. Unter der Jugend unterscheidet er, und darin stimmt er mit Baju überein, jene Schriftsteller, die ihren Ausgangspunkt und ihr Ideal in den Begründern und Häuptern der Richtung haben, und jene Dichter, die Sehnsucht nach etwas Neuem hegen; „die erste Gruppe ist ausschliesslich die Gruppe, die geht; die zweite Gruppe könnte dagegen wenigstens die Dichtung bezeichnen, die kommen soll, und auf die wir warten.“ Baju sagt bestimmt von den beiden „Schulen“: „l'une qui cherche son idéal dans le passé, l'autre dans l'avenir.“ Die ganze zeitgenössische Litteratur hat für H. in kulturhistorischer Hinsicht einen unvergleichlich höheren Wert, als in rein dichterischer: sie hat „Anschauungsmaterial zu den Sätzen der zeitgenössischen Wissenschaft geliefert.“ Auch die litterarische Kritik, insofern sie von Taine und Brandes vertreten wird, zeigt die beiden Hauptprinzipien, „die die materialistische Lebensanschauung als Schlagschatten über die naturalistische Litteratur geworfen hat.“ Das dichterische Vermögen liegt aber „ausserhalb der Sphäre der materialistischen Weltanschauung“, und „die künftige Dichtung“ kann nur dadurch zur „Zukunftsdichtung neugeboren werden“, dass sie sich von dieser Weltanschauung freimacht. In dieser Bestimmung sieht er die Hauptsache dessen, was Grottewitz von der neuen Dichtung verlangt hatte, dass sie nämlich „neue Gefühlswerte“ hervorbringe. Das „Ich“ ist das absolut Neue, „das nie früher war und nirgendwo anders ist“, es bezeichnet, „eine Fortbildung in der Kette des organischen Lebens, eine Differenzierung aus der objektiven Wirklichkeit, latente Kräfte offenbar geworden, neue Fähigkeiten sich mit neuen Organen bildend, neue Sinne, neue Gefühle, neue Ideeen und neue Ideale.“ Von der „Persönlichkeit“ ist alles zu erwarten, „und die Kunst ist die Offenbarung dieser Kulturentwicklung durch die Persönlichkeiten“. An den einzelnen Naturalisten übt H. eine scharfe Kritik, besonders die deutschen kommen schlecht weg.[205-206]) — Lauenstein[207]) hat dagegen die Behauptung aufgestellt, seit dem Erscheinen von Sudermanns „Ehre“ sei der grundsätzliche Widerstand gegen den Realismus verstummt oder habe sich doch auf die Polizeibehörden kleiner Provinzialstädte beschränkt.[208]) — Schon die Redaktion des ML. hat zu dem Worte „kleiner“ ein Fragezeichen in Klammer gesetzt, und dass sie hierin recht that, beweisen die Ausführungen eines Ungenannten[209]), der vom „konsequenten“ Realismus auf der Bühne sagt, er friste ein sehr kümmerliches Dasein, das nur von Wenigen beachtet wird. Von den 94 Theaterstücken, die während der Saison 1891-92 in Oesterreich und Deutschland zum ersten Male aufgeführt worden seien, habe nur die „Grossstadtluft“, also ein Stück alten Schlages „einen fast beispiellos zu nennenden Erfolg“ errungen, während „Kollege Crampton“ und „Einsame Menschen“ wenig oder gar kein Publikum fanden. Indem der Vf. weiter die Zahlen sprechen lässt, kommt er zu dem Satze: „Diejenigen, welche triumphierend den bereits errungenen Sieg der neuen Richtung verkünden, täuschen sich selbst“; ja er meint, der Realismus werde niemals festen Fuss auf der Bühne fassen. Das sucht er psychologisch zu begründen und als berechtigt darzustellen.[210-225]) — Auch

---

BLU. S. 77; Gesellschaft 8, S. 1520/2.]| — **205**) × P. Gsell, De la vraie personnalité en art: RPL. 1, S. 693/4. — **205a**) K. Werner, D. Naturalismus u. seine Grenzen: AZgB. N. 75. — **206**) × A. Reissmann, D. Naturalismus in d. Kunst. (Vgl. JBL. 1891 I 3:190.) |[H. J(anitschek): LCBl. S. 1253/4; R. M. Meyer: DLZ. S. 1531/2.]| — **207**) A. Lauenstein, D. Aufgabe d. Realismus: ML. 61, S. 409-11. — **208**) × K. Selten, D. Revolution in d. Litt. durch H. Sudermann. E. Enquête. Dresden, Ulrich. 12 S. M. 0,30. |[Sch.: ÖLBl. 1, S. 474.]| — **209**) (IV 4:142.) — **210**) Graf Lamezan, Betrachtungen über modern. Realismus: DR. 1, S. 108-19. — **211**) ○ × R. M. Meyer, E. Protest gegen d. doctrinären Realismus: NationB. 9, S. 534/6. — **212**) ○ × W. Ostermann, D. psycholog. Materialismus. Vortr. v. 21. Febr. 1891 im schulwissensch. Bildungsver. in Hamburg. Hamburg, Herold. 1891. II, 34 S. M. 0,80. |[B. Münz: BLU. S. 220/1.]| — **213**) × A. Siegfried, Radikaler Realismus. E. Untersuchung über d. menschl. Verstand u. d. menschl. Gemüt. Leipzig, Friedrich. VII, 145 S. M. 2,40. |[L. Weis: BLU. S. 300/1; A. R.: AZgB. N. 216.]| (Hat mit d. litt. Realismus nichts zu thun u. ist auch als philos. Werk ohne Bedeutung). — **214**) × M. Groeben, D. Materialismus u. d. Gegenw.: BLU. S. 577/80. — **215**) × W. Bormann, Kunst u. Nachahmung: LCBl. S. 1492/3. — **216**) × Z. Litt d. Philosophie d. Idealismus: Post 20. Mai. — **217**) × H. S., Real- u. Ideal-Naturalismus. Kunst u. Naturalismus: Sphinx 14, S. 280/1. — **218**) ○ K. Frenzel, D. modern. Realismus: Fels z. Meer. S. 156/61. — **219**) × L. H. Mann, Neue Romantik: Gegenw. 41, S. 40/2. — **220**) ○ H. Bahr, Symbolismus: NationB. 9, S. 576-7. — **221**) × A. Holz, D. neueste Phrase: Zeitgeist N. 33. (Phrase v. d. Überwindung d. Naturalismus.) — **222**) ○ K. Lasswitz, Über Schwärmerei: NationB. 9, S. 502/4. — **223**) W. Franzius, Geistige Epidemien: Zeitgenosse N. 35/6. — **224**) ○ O. Lyon, Dtsch. Kunst: TäglRs. N. 148, 150. — **225**) × Fr. Mauthner, Tote Symbole. (=Dtsche Schriften für Litt. u. Kunst her. Eug. Wolff. Heft 1.) Kiel, Lipsius & Tischer. 46 S. M. 1,00. |[R. Opitz: BLU. S.

Schweichel[226]) hegt die Ueberzeugung, dass Deutschlands jüngste Dichterschule ebenso wie die romantische das Niveau der deutschen Dichtkunst nicht zu neuer Höhe erheben werde. Er sieht in ihr nur „die konvulsivischen Zuckungen, unter denen die bürgerliche Kunst ihr Leben aushaucht“; sie ist „eine notwendige Folge der Entwicklung der bürgerlichen Klasse“, aber sie hat keine Zukunft; nur die socialistische Dichtung, nur die Dichtung, die aus der Arbeiterklasse sich so entfaltet, wie die Dichtung der ersten Blütenepoche aus dem Adel, wie die Dichtung der zweiten Blütenepoche aus der Bourgeoisie, kann zu einer neuen Blüte führen.[227]) —

Das Verhältnis des Naturalismus zur Sittlichkeit betrachtet Keben[228]) eigenartig. Im ersten Teile seiner breiten Arbeit sucht er die Ursachen der Prostitution unter Beibringung eines ausgedehnten statistischen Materials hauptsächlich in den Hungerlöhnen der Arbeiterinnen und giebt Grundsätze einer „Socialethik“. Im zweiten Teil, der allein uns angeht, fragt er nach den Beziehungen der modernen realistischen Litteratur zur Prostitution, ohne dass man in seinen verwirrenden Ausführungen den greifbaren Kern leicht herausfände. K. steht auf einem revolutionären Standpunkte, er verwirft die „sittliche Idee“, meint vielmehr, der Begriff der Sittlichkeit entwickle sich erst aus dem Unsittlichen. Soll daher die Moral, die er als höchstes Erkenntnisvermögen eines jeweiligen Zeitabschnittes auffasst, überhaupt eine Nutzanwendung auf die Kunst finden, so müsse der Kunst gestattet sein, durch ungeschminkte Darstellung des Unsittlichen den Zweck des Sittlichen zu erläutern. Der Idealismus ignoriere vornehm die Unsittlichkeit, die sein Schönheitsgefühl verletzt, der Realismus dagegen sieht sittliche und unsittliche Leidenschaften im Individuum „ungefähr wie positiven und negativen Magnetismus“ an, sie stossen sich gegenseitig ab, ziehen sich aber zugleich wieder an und bilden gemeinsam die Totalität des Menschen, „welche der Realist induktiv analysiert.“ Für den Realismus ist die Liebe „eine real sinnliche Macht“, er leugnet die geistigen und seelischen Vorgänge nicht, welche den Paarungstrieb zart umhüllen, betrachtet sie aber nicht als Anregung des Geschlechtstriebes, wie der Idealismus, sondern als dessen Begleiterscheinungen. „Der Realist sucht das Wahre in der, wenn auch hässlichen, Thatsache, das Gute in der Empörung gegen diese hässliche Thatsache und das Schöne in der Gesetzmässigkeit aller Ereignisse, der Gesetzmässigkeit, welche kein Hindernis ist, dass sich in der socialen Welt ein Fortschritt zum Guten entwickelt.“ Der Realismus unterscheidet genau zwischen den Naturgesetzen, die sich Selbstzweck sind, am Menschen weder gut noch böse handeln, und der socialen Notwendigkeit, die unter Umständen eine schwere Schuld der Gesellschaft bedeutet. Da nun der Realismus das Gute in der Empörung gegen die hässliche Thatsache sieht, so ist seine welthistorische Aufgabe „die Revolutionierung des Menschengeistes.“ Was speciell die Sittlichkeit betrifft, wird der moderne Realismus die „Moralheuchelei“ als die Todfeindin alles Fortschrittes „hoffentlich in das Herz treffen.“ In heftiger Polemik gegen den Staatsanwalt im Leipziger Naturalistenprozess 1890 (vgl. JBL. 1890 I 3: 234) hebt K. die Unsittlichkeit in den Romanen Paul Lindaus hervor (vgl. JBL. 1891 I 3: 237), ferner die verderbliche Kolportagelitteratur, der gegenüber das Eingreifen der Staatsanwaltschaft berechtigter wäre, als gegenüber dem Realismus. Auch die Bühnencensur billigt er nicht, weil er an eine geistige Revolutionierung unserer Theater nicht glaubt und sich auch durch die „Freien Volksbühnen“ nicht vom Gegenteil überzeugen lässt. Um die Ansichten des Vf. klar zu machen, sei erwähnt, wie er die Kunstschöpfungen Sudermanns als wahrhaft sittliche That auffasst; in „Sodoms Ende“ sei die Prostitution getroffen, im „Katzensteg“ die übertriebene Enthaltsamkeit, also die beiden modernen Extreme; Sudermanns Werke seien „ein dichterisch beredter Protest gegen die Naturverächter des Zuviel und Zuwenig und daher trotz des censurgewaltigen Litteratur-Schutzmannes eine wahrhaft sittliche That.“ Das sittliche Streben nach Pleinair, das Hedwig Dohm für die Frau in einem Roman verlangt habe, könne erst dann zu einem Ziele führen, wenn „das clair obscur der Moral von heute gewichen ist.“ Leidenschaftlich greift er jene Socialdemokraten an, die vom modernen Realismus eine Schädigung des Socialismus befürchten (vgl. JBL. 1891 I 3: 214/8), weil er den Arbeiter nicht als Ideal hinstelle; aber gerade dadurch, dass der Realismus die Schädigung des Arbeiters durch die gegenwärtige Gesellschaftsordnung aufdecke, sei er eine Dichtung des Kampfes und arbeite im Interesse des Socialismus. K.s ganze Schrift in ihrem leidenschaftlichen Ton, in ihrem Hereinzerren der verschiedenartigsten Themen ist ein Zeichen der Zeit und muss als solches beachtet werden. Besonders die „Sittlichkeitsvereine“ haben K.s Hass erregt.[229]) — Schon früh r (vgl. JBL. 1891 I 3: 237/8) wurde der Propaganda gedacht, die von diesen Sittlichkeitsvereinen gegen die realistische Litteratur entfaltet

---

392; J. R.: LZgB. N. 35. (E. radikale Verwerfung d. Antike.)]| — **226**) R. Schweichel, Deutschlands jüngste Dichterschule: NZ. 1890/1. 2, S. 624/30. — **227**) (IV 4:180.) — **228**) G. Keben. D. Prostitution u. ihre Beziehungen z. modern. realist. Litt. Zürich, Verlags-Magaz. 165 S. M. 2,00. |[BLU. S. 414/5.]| — **229**) ○ × Gegen Prüderie u. Lüge. Her. v. d. Gesellschaft f. modern. Leben zu München. München, M. Ernst. 48 S. M. 0,50. —

wird; die mir früher nicht zugänglichen Hefte zeigen denselben Charakter, wie die bereits besprochenen. Spielhagen wird als der liberale Tendenzschriftsteller behandelt[230]), der unseren Mittelstand mit Kirchen- und Adelshass, mit Feindschaft gegen Thron und Altar vergiftet hat, aber so geschickt, dass selbst Andersgesinnte es heute noch nicht merken und nicht glauben wollen. Die Naturalisten erkannten und vermieden diese Fehler der Bourgeoisdichtung, aber „gegen die heiligsten Güter unseres Volkes, besonders gegen das Christentum als Lebenselement desselben und gegen eine auf dieses begründete Sittlichkeit" zögen sie ebenso zu Felde, wie ihre Gegner; die Socialdemokratie sei mit der bürgerlichen Demokratie einig: gegen all diese Zerstörer der christlichen Sittlichkeit wird deshalb von den Sittlichkeitsvereinen angekämpft. — Conrad wird von Kraus[231]) als der konsequente Realistenführer behandelt, weil es gilt, „auf den immer erbitterter werdenden Kampf zwischen der in Gott ruhenden und der auf die Gottlosigkeit gebauten Kunst und Wissenschaft" hinzuweisen; auf eine Bekehrung Conrads hofft der Vf. ohnehin nicht. Er rückt dem Schriftsteller Conrad von allen Seiten zu Leibe, spricht als Antisemit und als Konservativer, vergisst sein eigentliches Thema und ergeht sich in langen Citaten aus Conrads Werken. Das Unsittliche wird nur angedeutet, dafür mehr auf das Unappetitliche eingegangen. — Schalden[232]) übt an Bleibtreu zuerst im allgemeinen Kritik und macht sich besonders über seinen Grössenwahn lustig, dann aber „warnt" er vor dem Autor, „der seine Aufgabe darin erblickt, als knorriger, brutaler Realist Dinge zu sagen, die nach dem gesunden, wohlbegründeten Urteile der ganzen gebildeten Welt in anständiger Gesellschaft nicht gesagt werden." Der Stil Bleibtreus wird durch einige besonders drastische Proben gekennzeichnet. Ansätze zu einer richtigen Erfassung des Christentums entdeckt der Vf. bei Bleibtreu, aber sie stehen nicht im Zusammenhange seines Wesens. Vor einer Litteratur, die sich nach Bleibtreus Muster entfaltete, würde Sch. grauen; dann müsste man den glücklich preisen, der überhaupt kein Buch mehr in die Hand zu nehmen brauchte. — Viel ernster ist die Auseinandersetzung zwischen Wyneken[233]) und Bebel, doch liegt sie kaum mehr innerhalb der Grenzen, die unser Bericht haben kann. — Das Thema der „freien Liebe" wird freilich in der modernen realistischen Litteratur häufig behandelt, bildet doch, wie Irma von Troll-Borostyáni[234]) sagt, „in allen Zeiten und Ländern die Liebe das von den Dichtern am liebsten und ausgiebigsten behandelte Motiv." Die Vf. unterscheidet „hinsichtlich der Auffassung und Behandlung des sexuellen Problems" die zeitgenössische deutsche Litteratur in zwei Parteien, die eine, die mit den altbewährten Mitteln der Familienjournale die landläufigen Themen von „liebt ihn, liebt ihn nicht", von „kriegt ihn, kriegt ihn nicht" darstellt, die andere sucht nach dem Wesen und den Wurzeln der Liebe und kennt nur das Gesetz der Wahrheit. Jene Partei hat in Deutschland das grosse Publikum für sich, weil die Verleger und Redakteure sich scheuen, die Erzeugnisse der anderen Partei der vorausgesetzten Prüderie anzubieten. Durch eine Reihe von Briefen belegt die Vf. diese Thatsache; zugleich zeigt sie aber, dass im deutschen Publikum keineswegs allgemein diese Prüderie herrsche. Sie verlangt darum eine Scheidung der belletristischen Zeitschriften in solche für heranwachsende Mädchen von 16—20 Jahren und in solche für ausgereifte Menschen, die das vom Dichter mit klarem Geist Erfasste „in treuer, durch die künstlerische Form nicht beeinträchtigter Lebenswahrheit" nacherzählt erhalten wollen. Nur dadurch kommt die moderne realistische Litteratur zu ihrem Recht, und das gäbe die neue Blüte der deutschen Dichtung. Man mache der neuen Richtung den Mangel der Moral, des ethischen Prinzips zum Vorwurf, „als ob der Ausdruck der Wahrheit nicht moralischer wäre als die unter dem Banner des Idealismus einherstolzierende Lüge." Uebrigens rufe nur die Verhimmelung auf der einen Seite bei den Neuen in der Behandlung des sexuellen Problems das Gegenteil hervor; weil die Liebe von den einen nur vergissmeinichtblau und rosa gemalt wird, malen sie die andern nur schwarz und blutrot; der Idealisierung trete notwendig die Karikatur zur Seite. Die Vf., die so ganz für den Naturalismus eintritt, hofft aber von der Beachtung dieser Litteratur beim grossen Publikum Verfeinerung, Veredlung und Vergeistigung des Realismus.[235-238]) —

Servaes[239-239a]) sieht „das eigentlich Reizvolle und Anziehende" der menschlichen Liebe, das, was sie über die tierische hinaushebt, was ihr die Fülle der Farben und Nüancen giebt, hauptsächlich in der gegenseitigen „Suggestionierung" der Persön-

---

230) Dr. K., Spielhagen (=Moderne realist. Litt. im Lichte der Ethik u. Aesthetik. Her. v. d. Allgem. Konferenz d. dtsch. Sittlichkeitsver. in Verbindung mit der ConsMschr. [Berlin, Bureau d. Sittlichkeitsvereine. 1. Heft 39 S., M. 0.40], S. 1/17). – **231**) O. Kraus, M. G. Conrad: ebda. S. 19-39. – **232**) E. Schalden, K. Bleibtreu: ebda. 2. Heft (51 S., M. 0,50), S. 1-25. — **233**) E. F. Wyneken, Aug. Bebel: ebda. S. 29-51. — **234**) Irma v. Troll-Borostyáni, D. Liebe in d. zeitgenöss. deutsch. Litt.: Gesellschaft 7, S. 1004-22. — **235**) ○ × G. Lanson, La littérature et la science: RPL. 2, S. 385-433. – **236**) ○ × M. Griveau, Science et poésie: conciliation par l'estétique: APC. 125, S. 113-20. – **237**) ○ × P. Stapfer, Histoire des réputations litt. I. Le travail des siècles: RPL. 2, S. 521. – **238**) ○ × J. Mähly, Dichterische Licenzen: FZg. N. 57. — **239**) F. Servaes, Dichtung u. Suggestion: ML. 61, S. 823/5. – **239a**) × id., E. Brief an d. Herausgeber d. Magazins, Herrn O. Neumann-Hofer:

lichkeiten. Unzufrieden mit den medizinischen Gutachten sucht er zu erforschen, worin die Bedeutung von Suggestion und Hypnose für die Aesthetik liegt. Ihm ist Suggestion keine neue Thatsache, sondern nur eine neue Methode, die Thatsachen zu gruppieren. Es rollt sich vor uns gleichsam ein ununterbrochener, latent und instinktiv, aber äusserst erbittert geführter Kampf um die Macht auf, und die Hypnose ist nur die Präparierung eines fremden Gehirns, um es durch teilweise bewirkte Bewusstseinsberaubung dem eigenen Gehirn dienstbar zu machen. In allem, was Suggestion heisst, gebührt der Einbildung und Phantasie eine führende Rolle. Die suggestive Macht eines Menschen besteht eben darin, „dass er in einem anderen Menschen Vorstellungen von derart plastischer Kraft zu erwecken vermag, dass sie sein Denken beherrschen und seine Willensregungen bestimmen.“ Und der Dichter sollte sich dieses Gebiet entgehen lassen? Es gehe nicht an, vom „Recht“ des Dichters, von „Zweck und Aufgabe der Kunst“ zu sprechen; denn der Dichter gehorcht nur seinen visionären und intuitiven Kräften. Wohin sie ihn treiben, das kann kein Mensch wissen und kein Mensch bestimmen. S. verwirft auch jene Beschränkung des Dichters, die ihm die Darstellung des Krankhaften verbieten will. Wo ein ernst wollender, gestaltungskräftiger Dichter ein psychologisches Problem aufgreife und durchführe, das in seinen letzten Konsequenzen in Krankheit und geistige Nacht führe, da habe man nicht Gesetzestafeln aufzurichten, die ihm das wehren. Die Franzossche[240]) Enquête beweise nur, dass die Theorie des Naturalismus, wonach der Dichter an die objektiven Ergebnisse der Wissenschaft gebunden sei, sich nicht halten lasse; denn diese Ergebnisse sind schwankender und strittiger Natur, der Dichter aber sei oft ein Vorplänkler künftiger Erkenntnisse. —

Von den verschiedenen Kreisen der Naturalisten handelt Kraus[241]), indem er mehr die deutschen und östlichen als die westeuropäischen Litteraturen berücksichtigt. Die Romantik entspringt nach ihm aus dem „satten Optimismus, der Illusion, der naiven Kindergläubigkeit“, der Naturalismus aus der Enttäuschung, der Kritik, der fortschrittlichen Polemik; dennoch hält K. eine zwischen beiden vermittelnde und beiden das Beste entlehnende Richtung für möglich, ja streng genommen sieht er in Sudermann schon „den vielverheissenden Vorboten der ideal-realistischen Dichtung der Zukunft.“ Aber sein Heft giebt beachtenswerte Winke zum richtigen Verständnis der verschiedenen Naturalistenkreise, besonders seine Begründung des russischen und skandinavischen Naturalismus durch die Kulturjugend dieser Völker scheint mir wichtig. Er unterscheidet die verschiedenen Kreise so: der französische Naturalismus habe sich eine gewisse Daseinsberechtigung durch minutiöse Lebensbeobachtung, getreue Zeitschilderung und Wiederspiegelung vorübergehender Verstimmung der Gesellschaft erworben; der russische entspreche am besten dem Geiste und Wesen seines Volkes und sei derjenige, der auch am meisten die poetischen und ästhetischen Bedürfnisse der Menschenseele befriedige; der skandinavische sei eine vorwärtstreibende Kraft in einem ringenden und strebenden, aber vielfach noch die Errungenschaften anderer Kulturvölker entbehrenden Stamme, nur der deutsche Naturalismus sei am wenigsten eine aus dem Wesen oder der augenblicklichen Stimmung des Volkes herausgeborene Kunstrichtung, vielmehr lediglich etwas Nachempfundenes, ein System, eine Abstraktion, ein Parteistandpunkt, nicht Kunst, sondern Künstelei. Von Gerhart Hauptmann[242-243]) kennt der Vf. nicht genug. —

Eine geschickte Würdigung Zolas gab Estlander[244]), indem er sowohl die Theorie als die Praxis dieses Naturalisten im Zusammenhange mit der französischen Litteratur eingehend behandelte, dagegen einen Vergleich mit dem russischen, englischen und nordischen Naturalismus von seiner Betrachtung ausschloss.[245-246]) —

Tolstoi ist, entsprechend der Wendung in seiner Schriftstellerei, fast nur als Feind der modernen Zustände behandelt worden[247-249]). Berger[250]) übte aber nicht bloss an der Kreutzersonate, sondern an der ganzen Erscheinung des russischen Naturalismus die denkbar schärfste Kritik und sprach ihm hochmütig jegliche Bedeutung für die deutsche Entwicklung ab.[251-252]) —

---

ib. S. 264. — **240**) K. E. Franzos, D. Suggestion u. d. Dichtung. Gutachten üb. Hypnose u. Suggestion. Berlin, Fontane. XXX, 129 S. M. 2,00. (Vgl. JBL. I 3: 255-255a.) — **241**) E. Kraus, Romantik u. Naturalismus. Litt. Kreuz- und Quersprünge, I. D. west-östl. Litteraturgrenze. II. Russischer u. skandinav. Naturalismus. III. D. jüngste Deutschland. IV. Zukunftsromantik. Mitau, E. Behre. 1891. 51 S. M. 1,00. (Vgl. JBL. 1891 I 3: 277.) — **242**) ○ Freie Kritik. Unterredungen e. freundschaftl. Kreises üb. litt. Gegenstände. 1. u. 2. Heft. I. „Einsame Menschen“ v. Gerh. Hauptmann. — II. Rich. Voss „D. neue Zeit“. Leipzig, A. Schulze. 27 u. 4 S.; 28 u. 8 S. à M. 0,50. — **243**) × P. Marx, D. schlesische Weberaufstand in Dichtung u. Wirklichkeit: ML. 61, S. 112/5. — **244**) C. G. Estlander, Naturalismen enligt Zola. Akademisk inbjudingsskrift. Helsingfors, Frenkell & Son. 1891. 4⁰. 71 S. M. 1,50. — **245**) × Guy de Maupassant, Emile Zola: ML. 61, S. 192/3. — **246**) × F. Mauthner, D. neueste Werk Zolas (La Débâcle): ib. 433/6. — **247**) × Ignotus, Tolstoi, seine Widersacher u. d. Hungersnot: ib. S. 352/5. — **248**) × Leo Tolstoi, „Die erste Stufe“: ib. S. 491/3. — **249**) R. v. Koeber, Tolstoi über Wissenschaft u. Kunst: Sphinx 15, S. 65/9. — **250**) A. Frhr. v. Berger, Tolstois Kreutzersonate: Bohemia N. 75. — **251**) ○ × × R. Löwenfeld, Leo N. Tolstoi, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. 1. Teil. Berlin, Wilhelmi. VIII 295 S. M. 4,00. — **252**) × F. Lammermayer, Leo N. Tolstoi: BLU. S. 801/3. (Besprechung

Von den Skandinaviern[253]) hat vor allem Ola Hansson durch Przybyszewski[254]) eine begeisterte Schilderung erfahren aber in so abstruser Form und so mystischem Ton, dass man wie im Nebel umhertappt. Was Hansson ist, das drückt der Vf. u. a. so aus: „ein Phänomen, ein biologisches Problem, das Produkt einer Differenzierung, die ihre Schatten weit in die Zukunft wirft, der nouveau esprit, der in Poe angedeutet und in Hansson mit distinkter Schärfe ausgeprägt erscheint." Bei Hansson sind Persönlichkeit und Individualität Eins geworden, „was an Eindrücken ins Gehirn hineingelangt, wird organisch, individuell, affektiv und lebenswarm." Der Vf. glaubt, „die Psychologie des neuen Geistes" gegeben zu haben.[255]) —

In den Aufsätzen über den deutschen Naturalismus spukt jetzt stets die Gestalt Nietzsches.[256-257]) — Bering[258]) entdeckt bei Richard Wagner eine ähnliche Entwicklung wie bei Schiller, vom Naturalismus zum Idealismus, und rühmt dem Dichter-Musiker, dessen Wirken er von Glasenapp abweichend in zwei Perioden teilen will, „Idealnaturalismus" nach. —

Auch zum Teil eine Auseinandersetzung mit der „Moderne" ergab die Enquête, die Grottewitz[259-262]) über die Zukunft der deutschen Litteratur anstellte, worin er nur Jules Hurets [263]) Anfrage über die Zukunft der französischen Litteratur (Écho de Paris, 3. März bis 5. Juli 1891) nachahmte, wie er selbst zugesteht. G. wollte damit eine Klärung der Ansichten über die „grossen Fragen" unserer Litteratur anbahnen. Manche Antworten sind nicht viel mehr als aphoristische Kritiken der Gegenwart, andere witzige oder trockene Ablehnungen jeder Prophezeiung, die Wenigsten wagen, wie etwa Walloth, eine bestimmte Ansicht auszusprechen. Fritz Mauthner trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er meint, ein grosser Humorist werde den Naturalismus besiegen: „stellt sich aber der grosse Humorist nicht ein, so kann es auch anders kommen." —

v. N. 251.) — **253**) × O. Harnack, Ibsen in Rom: ML. 61, S. 143/4. (Über die Aufführung der „Wildente".) — **254**) St. Przybyszewski, Z. Psychologie d. Individuums. II. Ola Hansson. Berlin, F. Fontane & Co. 48 S. M. 1,00. — **255**) E. Lorentz. Über d. sogen. ästhet. Werke Sören Kierkegaards. Versuch e. Deutung. Leipzig, Fr. Richter. 105 S. M. 1,60. |[B. K.: LZg. N. 157.]| — **256**) × K. Eisner. Psychopathia sexualis. Fr. Nietzsche u. die Apostel d. Zukunft. Leipzig, Friedrich. 99 S. M. 2,00. — **257**) ○ St. Przybyszewski, Chopin u. Nietzsche. (=Z. Psychologie d. Individuums II.). Berlin, Fontane. 48 S. M. 1,00. |[O. Immisch: BLU. S. 451.]| (S. u. IV 5:87.) — **258**) Chrn. Bering, D. Idealnaturalismus Rich. Wagners: Sphinx 15, S. 17-24. — **259**) C. Grottewitz, d. Zukunft d. dtsch. Litt. im Urteil unserer Dichter u. Denker. E. Enquête. 1. H. Lingg, J. Rodenberg, H. Bulthaupt, Maxim. Schmidt, E. Eckstein, K. Telman, G. v. Amyntor: ML. 61, S. 123/4; 2. A. G. v. Suttner, R. Byr. K. v. Perfall, L. Fulda, V. Blüthgen, G. Hauptmann, W. Kirchbach, W. Walloth: ib. S. 139-40; 3. Ida Boy-Ed, Sacher-Masoch, Bertha v. Suttner, K. Henkell, E. Rittershaus, E. v. Wolzogen: ib. S. 157/8; 4. O. E. Hartleben, Maurice v. Stern, Hans Hoffmann, Maria Janitschek, Th. Zolling, A. Friedmann, Hans Land, R. Zoozmann: ib. S. 173/4; 5. M. Nordau, Arno Holz: ib. S. 188/9; 6. P. Heyse, Ad. Glaser, H. Heiberg, J. Grosse: ib. S. 203; 7. J. Schlaf, M. G. Conrad, K. Spitteler: ib. S. 236/7; 8. Fr. Servaes, F. v. Zobeltitz, L. Jacobowski: ib. S. 254/5; 9. E. v. Hartmann: ib. S. 271/2; 10. A. Niemann: ib. S. 286/8; 11. F. Holländer, E. Zabel, F. Mauthner, O. Neumann-Hofer: ib. S. 340/2. — **260**) id., D. Zukunft d. dtsch. Litt. im Urteil unserer Dichter u. Denker. E. Equête. Berlin, Hochsprung. 128 S. M. 1,50. |[RPL. 1, S. 447; R. Opitz: BLU. S. 593/6; SchwäbMerk. 18. Juni; LZg^B. N. 80, DAdelBl. 10, S. 843/5; Gids 4, S. 459-61.]| — **261**) × P. K. Rosegger, D. Zukunft d. dtsch. Litt.: ML. 61. S. 76. — **262**) × Neues v. Rosegger: StrassbPost N. 333. (Auszüge aus „Allerlei Menschliches", darunter die Ansicht über d. Zukunft d. dtsch. Litt.) — **263**) (S. o. N. 100.) —

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

II,1

Allgemeines.

Max Osborn.

Psychologie der Zeit N. 1. — Geschichte: Allgemeines N. 2; der Streit um Janssens Werk N. 9; Specialgeschichtliches N. 16; einzelne Persönlichkeiten N. 36. — Geistiges Leben: Allgemeines N. 42; einzelne Persönlichkeiten N. 55. — Kulturgeschichtliches N. 63. — Quellen: Nuntiaturberichte N. 75; Briefe N. 79; Memoiren N. 87; Handschriften und alte Drucke N. 96. —

Für den Abschnitt, bei dem die JBL. einsetzen, hat uns das Berichtsjahr eine glänzende Psychologie der Zeit von Dilthey[1]) gebracht. In einem feinen Essay schilderte er „die Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jh.“ Er geht aus von der Metaphysik des Mittelalters, die bis in das 14. Jh. hinein die Völker Europas allmächtig regiert hat, und zeigt, wie sich auf den Trümmern ihrer Herrschaft die Weltanschauung der neuen Zeit erhob. Drei Motive sind es, die sich in der Metaphysik der Menschheit zu einem symphonischen Ganzen verweben, die heute noch den „Untergrund unserer volksmässigen und religiösen Metaphysik“ bilden. Zunächst das religiöse Motiv, das von den Völkern des Orients nach Europa gewandert ist. Hervorgegangen aus dem im Gemüt erfassten Verhältnisse zwischen der Seele und dem lebendigen Gott, wird es durch den Glauben an das ununterbrochene Eingreifen des unsterblichen Wesens in das irdische Menschenschicksal für das gesamte innere Leben zur höchsten Gewalt und verknüpft sich mit dem sittlichen Bewusstsein wie mit den intellektuellen Prozessen. „Wie das religiöse Verhalten des Menschen die Moralität auf ein Gesetz Gottes begründet, führt es die Erkenntnis auf eine Offenbarung Gottes zurück.“ Vom Hintergrunde der religiösen Idee löst sich allmählich das zweite Motiv los, das bei den Griechen insbesondere entwickelt worden ist, und das in dem ästhetisch-wissenschaftlichen Verhalten des Menschen beruht. Die in ihm entstandenen Begriffe vom Kosmos, von der gedankenmässigen und harmonischen Ordnung der ganzen Wirklichkeit erheben die höchste Intelligenz, die göttliche Vernunft, zum Prinzip, von dem die Vernunft der Menschen und das Vernunftgemässe an den Dingen abhängig sind. Im Gegensatz zu der aus dem religiösen Verhalten hervorgegangenen Welterklärung bietet dies Prinzip durch die logische Verbindung die Möglichkeit, den Kosmos zu erkennen und das menschliche Handeln vernunftmässig zu gestalten; es ist ein natürliches System der Metaphysik, das der Analyse des Seienden in seine kausale Faktoren durch die Erfahrungswissenschaften des 17. Jh. vorausgeht. Und zu diesem wissenschaftlichen Verhalten lässt der griechische Geist den Zusatz des Ästhetischen hinzutreten, den er, wie seinen Phantasiegestalten, allen seinen Denkgebilden mitteilt. Es ist die besondere, in Begriffen unaussprechliche Form und Färbung, wie wir sie auch an allem, was historisch

1) W. Dilthey, Auffassung u. Analyse d. Menschen im 15. u. 16. Jh.: AGPhilos. 4, S. 604-51; 5, S. 337-400. —

geworden ist, gewahren. In dem dritten Motiv der europäischen Metaphysik, das sich in der Welt der Römer ausgesprochen hat, bildet „die Stellung des Willens in den Verhältnissen von Herrschaft, Freiheit, Gesetz, Recht und Pflicht den Ausgangspunkt des Weltverständnisses und der metaphysischen Begriffsbildung“ (4, S. 614). Die Herrschaft eines souveränen Willens über das Weltganze, die Abgrenzung der Freiheit der Personen unter einander und gegen diese Willensherrschaft sind hier das Massgebende. Die drei Motive beginnen nun in der Epoche des 15. und 16. Jh. sich von einander zu lösen: die Reformation „ging auf die religiöse Stellung des Bewusstseins in ihrer natürlichen freien Lebendigkeit zurück“ (4, S. 623); die italienischen Renaissancefürsten und, könnte man hinzufügen, die späteren Begründer der auf dem römischen Recht sich aufbauenden absoluten Monarchie erneuerten den römischen Herrschaftsgedanken; die neue Naturwissenschaft begründete allmählich „die Autonomie der sittlichen und wissenschaftlichen Vernunft“. Und zugleich beginnt die Umwälzung an allen Orten. Es ist die Zeit, da sich die socialen, politischen, industriellen Verhältnisse von Grund aus umgestalten; eine Zeit voll neuer Kräfte, die noch nicht in geregelten Bahnen sich bewegen. Es herrscht die zügellose, unbändige Freiheit des Individuums, die sich in der Geschichte dieser Periode ebenso zeigt wie in den Denkmälern der Litteratur und der bildenden Künste. Es entwickeln sich neue selbständige Charakterformen. Und es entsteht „eine vertiefte Energie des Denkens über den Menschen“, die dann, anknüpfend an die Geistesrichtung der alternden Völker des römischen Imperiums und des jungen Christentums, eine gewaltige, auf das „menschliche Innere, Charaktere, Passionen, Temperamente“ gerichtete Litteratur hervorbringt. Als ihr Schöpfer wird Petrarca fein charakterisiert (4, S. 627—31). Über Macchiavelli und — mit einem Abstecher in das Frankreich der zweiten Hälfte des 16. Jh. — über Montaigne werden wir nach Deutschland geführt. D. zeigt, wie hier alles so mächtig von kirchlichen Einflüssen beherrscht war, dass im Gegensatz zu dem aristokratischen Humanismus der romanischen Länder hier die geistige Bewegung Europas einen religiösen demokratischen Ausdruck finden musste, der die Nation weit mehr in ihren Tiefen erfasste. Durch die Lockerung des festen Gefüges der mittelalterlichen Metaphysik war die Kirche gezwungen, innerhalb ihrer Organisation die Betonung des Dogmas wie des ganzen kirchlichen Apparates zu verstärken. Der äussere Druck, der so auf die lebendigen religiösen Kräfte gelegt wurde, führte bald zum Ruf nach Reform, zumal da die praktische Mystik selbst schon längst den inneren Kampf, den der einzelne Mensch mit sich auszufechten hat, zum Mittelpunkt der Theologie gemacht, das religiöse Interesse definitiv in das persönliche Verhältnis des Einzelnen zur Gottheit verlegt hatte. Erasmus tritt an die Spitze der antikirchlichen Bewegung. D. charakterisiert ihn kurz, ohne hier wesentlich Neues zu geben, als den beweglichen Geist, der zwar nicht überall in die Tiefe drang, dessen Werke aber ausnahmslos erfüllt sind „von dem Gefühl dessen, was die Zeit erfüllte“, als den modernen Menschen, der „das Gefühl der Zweideutigkeit des Lebens“ im tiefsten Herzen empfindet (5, S. 342/3). Er wie sein Nebenmann Reuchlin sind ergriffen von einem „religiös universalistischen Theismus“, der zu Beginn des 16. Jh. in ganz Europa siegreich vordrang. Die Überzeugung gewinnt Macht, dass die Gottheit überall, also auch in den verschiedenen Religionen und Philosophien, in gleicher Weise wirke. Sie wird auch herrschend im Kreise der Erfurter Humanisten, als deren Haupt der Vf. den Mutianus Rufus, den viel denkenden und wenig schreibenden Beschaulichen von Gotha, zeichnet; für diese Überzeugung tritt die öffentliche Meinung ein im Dunkelmännerstreit. Im Zusammenhang mit dem religiös universalistischen Theismus und mit der durch ihn bedingten Kritik der alten Quellen entwickelt sich nun in deutschen Landen ein „neues religiöses Lebensideal“: der thätige Mensch in seinem nützlichen Wirken, die in ihren Anlagen sich entfaltende Persönlichkeit tritt in den Vordergrund. Das antike Bewusstsein des handelnden Menschen in seiner natürlichen Kraft, in seinem männlichen Lebensgefühl spricht sich in dem Gemeinwesen der aufblühenden Städte aus wie in der Litteratur und der bildenden Kunst, wofür aus Seb. Brants, aus Huttens, aus Pamphilus Gengenbachs Werken, aus Dürers Schriften und Kunstwerken treffende Beispiele angeführt werden. Nun trat Luther auf. In ihm, dem furchtlosen Menschen, der in der Sicherheit seines Machtgefühls zum Handeln und Herrschen wie geboren erschien, sahen die Zeitgenossen „ihr potenziertes Selbst“. Luther erst löst den religiösen Prozess endgültig ab von der Bildlichkeit des dogmatischen Denkens und der „regimentalen Äusserlichkeit der Kirche“. Aus den drei grossen Schriften des J. 1520 sucht D. die Grundzüge seines Wesens herauszuschälen. Mit modernem Idealismus, frei von aller fasslichen Äusserlichkeit, konstatiert Luther die „Freiheit des Christenmenschen“ von kirchlicher Disciplin

und von der Macht der Welt. Aus dem in freiem innerlichem Vorgang errungenen Glauben folgt die Thätigkeit: „das Werk Gottes wirken in der Welt“ („Sermon von den guten Werken“), und die Sphäre der Werke des Glaubens ist (wie D. es nach der Schrift an den christlichen Adel zusammenfasst) die „weltliche Gesellschaft und deren Ordnung“. Aber in dem Bestreben, auf Grund des neuen christlichen Geistes auch eine Umgestaltung der deutschen Gesellschaft zu erwirken, musste Luther ebenso wie Zwingli schliesslich auf die Schwierigkeit stossen, dass in der neuen religiösen Formation so wenig wie „im Christentum der apostolischen Zeit, auf das sie sich stützte, ausreichende Prinzipien zur Gestaltung der Gesellschaft“ enthalten waren (S. 376). So mussten die revolutionären Bewegungen, die sich auf leitende reformatorische Grundgedanken beriefen, in Ausschreitungen enden. Und dieser empfindlich gefühlte Widerspruch zwischen christlichem Ideal und Staatsraison, zwischen Sehnsucht und Erreichbarkeit in Verbindung mit der durch die politischen Verhältnisse im Reiche und auch in der Schweiz bedingte Unmöglichkeit einer einheitlichen nationalen Aktion brachte die reformatorische Bewegung vom zweiten Viertel des Jh. ab langsam in eine Erstarrung. D. zeigt, wie die Kräfte sich zersplittern, wie neben dem positivistischen Tiefsinn der Lutherischen Orthodoxie einerseits unter Führung des Erasmus und der humanistischen Aufklärung ein theologischer Rationalismus sich entwickelt, der „die souveräne Reflexion des Verstandes über den Glaubensinhalt“ als Ziel nimmt und der Dogmatik auf allen Wegen ein Bein stellt, wie auf der anderen Seite eine „spekulative oder transscendentale“ Theologie sich erhebt, die in der Mystik ihre Wurzeln hat. Im Gegensatz zu der von Luther doch nicht ganz beseitigten dogmatischen Opferidee wird hier der Begriff der „Forma dei in Menschen“ mächtig; zunächst in den Haufen der Täufer und Schwärmer, in Karlstadt, Schwenkfeld, Hans Denk und schliesslich in Sebastian Franck, dem klaren Kopf, dessen Betrachtung D. den Schluss seines Aufsatzes widmet (S. 389—400). In ihm, der sich fernhält von allen Sekten und Konfessionen, erhält die spekulative Form des religiös universalistischen Theismus den charakteristischen Ausdruck. Gott ist ihm „das allwirksame Gute“. „Gott ist willenlos, affektlos, begierdelos, ihm allezeit gleich, durchaus gut“ (S. 391). Aber neben der dadurch bedingten religiösen und philosophischen Abhängigkeit stabiliert er den Satz von der moralischen Unabhängigkeit des Menschen: „Die Gottheit, selber affektlose, zeitlose, wirkende Kraft wird erst in dem Menschen Wille.“ Seine Sätze von dem „unsichtbaren Christus“, dem „lumen naturale“ der Stoa und Ciceros, das gegen den „Adam in uns“ kämpft, und die sich hierauf stützende Lehre von dem allegorisch-symbolistischen Gehalt der heiligen Schrift neben ihrem historischen Kern bringen den genialen Schwaben dicht an die Anfänge der modernen Religionsphilosophie heran. Und der helle Verstand, der uns hier mitten aus mystischer Spekulation entgegenleuchtet, glänzt auch in Francks Universalhistorie. Er forscht nach dem inneren teleologischen Zusammenhang. „Gott setzt sich nach seiner Wesenhaftigkeit in der Geschichte durch“, aber „die Geschichte ist überall von der Selbstsucht und Beschränktheit der Menschen durchwirkt“ (S. 398). Und auf dieser Ironie der Welthistorie fusst Francks „moralisch religiöser Pessimismus, der sich bald traurig und sehnsüchtig, bald mit tiefem Humor ausspricht“. „Wer diese Sache mit Ernst ansieht,“ so sagt er von der ihn umgebenden Gegenwart, „dem wäre nicht Wunder, dass ihm sein Herz zerbreche vor Weinen. Sieht mans mit Demokrit schimpflich an, sollt einer vor Lachen zerknallen. So gaukelt die Welt.“ —

Zu den geschichtlichen Darstellungen allgemeinen Charakters, die aus dem Berichtsjahr für uns in Betracht kommen, gehört der zweite Band von Egelhaafs[2]) Werk, der die Geschicke des deutschen Volkes von 1526—55 erzählt. Ausser einem Hinweis auf die gegen die Spanier gerichteten Volkslieder und Flugblätter aus der Periode des schmalkaldischen Krieges (S. 464) und auf die antikaiserliche Flugschriften-Litteratur zur Zeit des Interims werden am Schlusse des Bandes (S. 601—24) die Wirkungen der Reformation auf geistigem Gebiet in knapper Übersicht betrachtet.[3]) — Ein Gegenstück zu Egelhaafs protestantischer Auffassung liefert Weiss[4]) in seiner Weltgeschichte. Er beschreibt mit behaglicher Breite die Kultur des katholischen Südens Europas, der „wie verklärt war durch die höchste Blüte der Kunst, während der Norden in reformatorischer

2) G. Egelhaaf, Dtsch. Gesch. im 16. Jh. bis z. Augsburger Religionsfrieden (Zeitalter d. Reformation). 2. Bd. (1526-55). (= Bibl. dtsch. Gesch.) Stuttgart, Cotta. VIII, 624 S. M. 8,00. |[A. Wrede: HZ. 69, S. 95/7 (über Bd. 1.)]| — 3) × K. W. Nitzsch, Gesch. d. dtsch. Volkes bis z. Augsburger Religionsfrieden. Nach dessen hinterlass. Papieren u. Vorlesungen her. v. G. Matthäi. 3. Bd. (V. Tode Heinrichs VI. bis z. Augsburger Religionsfrieden.) 2. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. XIV, 479 S. M. 9,60. — 4) J. B. v. Weiss, Weltgeschichte. 8. Bd. Religionsstreit, Kunst u. Litt. 1530-1618.

Wut die Tempel schändete und die Bilder zerstörte". Ein Kapitel „Litteratur und Kunst im 16. Jh." wird demnach behandelt, als hätte Deutschland gar keinen Teil daran. Nur wenig wird gelegentlich über deutsche Wissenschaft (S. 161) und über die Jesuitenschulen, zumal über Petrus Canisius gesagt (S. 332/5).[4a]) – Unparteiischer ist der Franzose Zeller[5]), der im 7. Bande seines grossen Geschichtswerkes über Deutschland mit eindringender Kenntnis „La Rénaissance avant la Réforme" in einem Kapitel (S. 216—80) behandelt; die Kulturzustände um die Wende des Jh., Universitäten und Druckereien werden geschildert; die Humanisten und die bildenden Künstler treten auf, Satiren, Fastnachtsspiele, Dialoge werden besprochen; in einem Abschnitt, der die Zustände bei Karls V. Regierungsantritt zusammenfasst, wird von Hutten und vom deutschen Kirchenlied erzählt. Erasmus, dessen bis zum Überdruss gebrauchte Bezeichnung als Voltaire des 16. Jh. dem Franzosen besonders gefällt, „cet homme entre la Rénaissance et la Réforme, ni païen comme en Italie, ni apôtre comme en Allemagne", erhält eine sehr ausführliche Schilderung; sein Ende füllt auch späterhin den Schlufs des ganzen Buches (S. 403—19). — Auf neuen Quellen beruht der 3. Band von Baumgartens[6]) Geschichte Karls V.[6a]), der von 1529 an über den Augsburger Reichstag und Ferdinands Königswahl bis zum Tode der Kaiserin (1539) führt. Mit eindringlichen Worten wendet sich B. in der Vorrede an die verbündeten Regierungen mit der Aufforderung, endlich einmal die Erforschung auch der neueren deutschen Geschichte thatkräftig zu fördern und zunächst für das Nötigste zu sorgen: für die Herausgabe der wichtigen Korrespondenz Karls V. — Eine Vergleichung der 15. vermehrten Auflage des 3. Bandes von Janssens[7]) Geschichtswerk mit der vorhergehenden Ausgabe, die noch aus dem vorigen Jahre nachzutragen ist (vgl. JBL. 1891 II 1 : 11), zeigt, dass nichts wesentlich Neues hinzugekommen ist. An einigen Stellen wird versucht, durch Zusätze in den Anmerkungen frühere Behauptungen zu stützen (S. 52, 177, 344, 465). Die vielfach interessante Bittschrift der brandenburgischen katholischen Geistlichen an den Kurfürsten Joachim I. aus dem J. 1540 wird berücksichtigt (S. 424) und aus den im 2. Bande des Lenzschen Sammelwerkes gedruckten Briefen Philipps von Hessen und Butzers einiges mitgeteilt (S. 469 Anm., 470/1, 550). In dem Abschnitt über Luthers Tod ferner ist Johann Stigels Gedicht im Auszug hinzugefügt (S. 576 Anm.); und, was für die Benutzung von grosser Bedeutung ist, die Register sind einer sorgfältigen Nachprüfung und Ergänzung unterzogen worden. — Die 15. Auflage machte auch Paris[8]) zur Grundlage seiner Übersetzung des 3. Bandes ins Französische. —

Der Streit um Janssens Werk ist beim Tode seines Schöpfers naturgemäss aufs neue heftig entbrannt. In der Nacht vom 23. zum 24. Dec. 1891 ist der Vielgehasste, Vielgefeierte gestorben, und alsbald folgte der Schwall der preisenden und der verdammenden Reden, Aufsätze, Artikel, Nachrufe.[9-12]) Wie es der Geschichte des 16. Jh. bisher meist ergangen, dass sie ein Spielball einseitiger Tendenzen wurde, so erging es nun auch dem Einseitigsten selbst. Wird seine Geschichte von den Genossen als das objektivste Wahrheitswunderwerk gerühmt, so versteigen sich die protestantischen Gegner oft zu einer unvernünftigen Erbitterung; wird er dort als ein Gottesstreiter gepriesen, so wird er hier zu einem Fälscher[13]), dem sogar die bona fides abgesprochen wird[14]), ja, man scheut nicht

---

Graz, Styria. VII, 792 S. M. 7,10. |[G. E. Haas: ÖLBl. 1, S. 503/5; id.: LRs. 18, S. 273/4 (entzückt.)]| — **4a)** × L. Pastor, Gesch. d. Päpste seit d. Ausg. d. Mittelalters. Mit Benutz. d. päpstl. Geh. Arch. u. vieler anderer Arch. bearb. I. Bd. 2. Aufl. Gesch. d. Päpste im Zeitalter d. Renaissance bis z. Wahl Pius II. Freiburg i. B., Herder. 1891. LII, 771 S. M. 10,00. |[W. Bröcking: MHL. 20, S. 251-62; F. Dittrich: HPBll. 109, S. 627-39; HJb. 13, S. 621/2; DZG. 7, S. 54/5.]| (Besonders in d. litt. Partien vielfach umgearb. u. verm. Für uns wichtig 3. Bd.: Nicolaus V. 1447-55 u. 4. Bd.: Calixt III. 1555-58.) — **5)** J. Zeller, La Réforme, Jean Hus, Martin Luther, Premiers empereurs de la Maison d'Autriche. (= Histoire d'Allemagne. VII.) Paris, Perrin. 1891. 423 S. Fr. 7,50. |[A. de Claparède: BURS. 53, S. 662/4.]| — **6)** H. Baumgarten, Gesch. Karls V. 3. Bd. Stuttgart, Cotta. XVIII, 371 S. M. 7,00. (Bd. 1-3: M. 29,00.) |[NationB. 9, S. 638; DR. 4, S. 378; Th. Brieger: DLZ. S. 588.]| — **6a)** × M. Lenz, A. v. Druffel, Kaiser Karl V. u. d. röm. Kurie 1544-46. (Aus AbhAkMünchen. 3. Kl. 19. Bd. 2. Abt. 1890.): DLZ. S. 470/2. — **7)** J. Janssen, Allg. Zustände d. dtsch. Volkes seit d. Ausgang d. socialen Revolution bis z. sogen. Augsburger Religionsfrieden v. 1555. (= Gesch. d. dtsch. Volkes seit d. Ausgang d. Mittelalters. 3. Bd.) 15. verm. Aufl. Freiburg i. B, Herder. 1891. XLIV, 792 S. M. 6,00. — **8)** ○ E. Paris, Jean Janssen, L'Allemagne et la réforme. III. L'Allemagne depuis la fin de la Révolution sociale jusqu'à la paix d'Augsbourg (1525-55) Trad. de l'allemand sur la 15. éd. Paris, Plon Nourrit & Co. XLV, 819 S. |[Ch. Déjob: RCr. 34, S. 103/6 (Vermisst gerade in d. Bd. die einheitliche Zusammenfassung d. Stoffes u. d. Charakteristik d. auftretenden Persönlichkeiten. „On le trouve bientôt monotone.").]| — **9)** × H. Wedewer: Kath. 1, S. 385-420 (vorher schon in AkMBll. Bd. 4.); HPBll. 110, S. 821; E. A. Haller: KathSchwBll. 8, S. 315-20. P. Rossbach: ML. 61, S. 138/9; AELKZ. 25, S. 76/9, 104/6, 128-31, 152/4; O. Kannegiesser: Zeitgeist N. 2; A. Kleinschmidt: IllZg. S. 41; BURS. 53, S. 400/2. — **10)** × F. Meister, Erinnerungen an J. Janssen. V. e. alten Schüler. (= Frankf. zeitgemässe Broschüren. Her. v. J. M. Raich. 13, Heft 7/8.) Frankfurt a/M., Foesser. 50 S. M. 1,00. |[HJb. 13, S. 938.]| (Umarbeitung u. Erweiterung d. Aufsatzes in d. Alten u. Neuen Welt 1886, S. 233 ff., 266 ff.) — **11)** × Janssen im Frankfurter Freundeskreise: HPBll. 109, S. 750-68. (Hübsche Schilderung.) — **12)** × A. Abt, Gedächtnisrede auf d. verewigt. Prälaten Dr. J. Janssen. Limburg, Ph. J. Glaesser. 12°. 12 S. M. 0,10. — **13)** × F. Strucksberg, D. Fälschungen Janssens im Ablassstreit d. Reformationszeitalters. (= Kirchl. Zeit- u. Streitfragen, her. v. O. Pohl. N. 3.) Hadersleben, Joh. Dreesen. 79 S. M. 1,20. |[EKZ. S. 261.]| — **14)** × Z. Frage d. Janssenschen Fälschungen: DEKZ. 6, S. 96/7.

davor zurück, ihn für die schreckliche Socialdemokratie im allgemeinen und für Bebels „Frau“ im besonderen verantwortlich zu machen. — Sein Eckermann Pastor[15]) hat einer geplanten grösseren Biographie einen kurzen Lebensabriss vorausgeschickt. Anschaulich schildert er das Entstehen und das Wachsen des Werkes von der ersten Anregung durch J. F. Böhmer an. P. giebt offen zu, dass die „schweren Schäden“ der deutschen Zustände vor der Reformation nicht immer „den gebührenden Ausdruck“ finden, dass „vielleicht hier und da die feine Linie der Objektivität überschritten“ sei. Ja, der Vf. erzählt von einem sehr interessanten Entschluss Janssens aus seiner letzten Zeit, in einer eventuellen neuen Auflage „die antirömische Gesinnung in Deutschland während des 15. Jh. viel eingehender zu behandeln“, wobei nur bedauerlich ist, dass der Historiker diesen Entschluss erst als ein Greis und nach Abschluss der 15. Auflage seines Werkes gefafst hat. —

Unter den specialgeschichtlichen Darstellungen, die für uns in Frage kommen, ist zunächst der 2. Band von Dierauers[16]) Schweizer Geschichte zu nennen, der den Aufschwung des nationalen Lebens der Eidgenossen im 15. Jh. und ihren Anteil an der europäischen Politik bis 1516, ihren Kampf gegen die burgundische Macht, ihre Loslösung vom Reiche und ihre Einmischung in die italienischen Kämpfe bis zur furchtbaren Niederlage bei Marignano schildert, sich freilich fast ganz auf die Darstellung der äusseren und inneren politischen Entwicklung beschränkt und sich an den wenigen Stellen, wo er das geistige Leben streift, auf Baechtold stützt. — Wenig ergiebiger ist der 3. Band der braunschweig-hannoverschen Lokalgeschichte von Heinemanns[17]), wo aber in einem bedeutsamen kulturgeschichtlichen Überblick über die Verhältnisse des Landes bis zum Ende des grossen Krieges (S. 151—203) auch für uns noch manches zu finden ist über allgemeine Zustände, über die Persönlichkeit des herzoglichen Dichters Heinrich Julius und seinen Hof (vgl. auch S. 1—14), über das Leben in Lüneburg und über die langsam steigende Macht des römischen Rechts.[18-18a]) — In einer Besprechung des 3. Bandes von Riezlers Geschichte Bayerns (1889) hält von Kluckhohn[18b]) daran fest, dass Ulrich Füetrer selbst der Vf. der Fortsetzung seiner Chronik (um 1501) sei. — Aus der durch ihren Bilderschmuck besonders für die heraldische Forschung wichtigen Chronik des Basler Ratsherrn Andreas Ryff druckt Meininger[19]) den Abschnitt über Mühlhausen ab (vgl. II 3 : 59). — Nach Strassburg führt uns Knod.[20]) Er gab auf Grund archivalischer Quellen durch Vorführung des gesamten Personals ein Bild von den Zuständen und Einrichtungen des für die Einführung der Reformation in Strassburg so wichtigen Kollegiatstiftes zum Heil. Thomas, das sich „aus einer mittelalterlichen Pfründenanstalt in ein evangelisches Schulstift umwandelte“. — Parmentier[21]) rühmt in einer Besprechung eine Reihe kleiner Aufsätze von X. Mossmann über Sitten, Gebräuche und sociale Zustände zu Colmar im 16. Jh., über die Kommunalschulen, denen die Winkelschulen (écoles clandestines) Konkurrenz machen, über das Polizeiwesen und den Postdienst zu Beginn des 17. Jh. — Von Memmingens Schicksalen im Reformationszeitalter erzählt Chrn. Meyer[22]). Er zeigt, wie sich im ersten Viertel des Jh. die socialen Gegensätze verschärften, bis schliesslich durch die Agitationen des verlaufenen Priesters Nicol. Schweickhardt und des fanatischen Christoph Schappeler die offene Empörung ausbrach. — In dem populären zusammenfassenden Vortrag über Stadt und Stift Köln in jener Zeit und über die Reformationsversuche Hermanns von Wied wollte Chrn. Meyer[23]) wohl selbst nicht über Varrentrapps Darstellung (1878) hinauskommen.[24-25]) — Wie an der Ostmark, völlig vernachlässigt von Kaiser und Reich, der energische letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg für das Deutschtum stritt, zeigte Joachim[26]) in seinem ausgezeichneten Buche.

— **15**) (IV 1b : 141a.) |[B. Dühr: ÖLBl. 1, S. 567/8; G. E. Haas: LRs. 48, S. 371/2; E. A. Haller: KathSchwBll. 8, S. 515—20; Kath. 2, S. 563/4; HPBll. 110, S. 821/5.]| — **16**) J. Dierauer, Gesch. d. schweiz. Eidgenossensch. 2. Bd.: bis 1516. (= Gesch. d. europ. Staaten 53, 1.) Gotha, Perthes. XVI, 503 S. M. 9,00. |[H. Prutz: BLU. S. 508; G. Tobler: DLZ. S. 759-60; A. B.: HJb. S. 358/9: A. Huber: MIÖG. 13, S. 352/3.]| — **17**) (IV 1b: 13). |[P. Zimmermann: DLZ. S. 1042/3.]| — **18**) × Z. Reformationsgesch.: EKZ. S. 160/2, 403/5. (Krit. referierende Übersicht über Werke z. Reformationsgesch.) — **18a**) × K. Küffner, D. Reichstag v. Nürnberg anno 1470. Diss. Würzburg, Köhl & Hackersche Buchdr. VI, 82 S. M. 2,00. |[A. Bachmann: DLZ. S. 1649-50.]| — **18b**) A. v. Kluckhohn, S. Riezler, Gesch. Bayerns. 3. Bd.: HZ. 69, S. 97-103. — **19**) E. Meininger, Une chronique Suisse inédite du XVI. siècle (Circkell der Eidtgnoschaft von Andreas Ryff). Basel, A. Geering. 4°. 84 S. (1 Taf. Portr. beim Titel, 1 Taf. Facs., 20 Wappentaf.) |[HJb. 13, S. 640.]| — **20**) (I 10:265.) — **21**) J. Parmentier, X. Mossmann, Mélanges alsatiques (Colmar, Jung. 212 S.): RCr. 33, S. 429-31. — **22**) Chrn. Meyer, Memmingen. Im Zeitalter d. Reformation: ZDKG. 2, S. 419-35. — **23**) id., Stadt u. Stift Köln im Zeitalt. d. Reformation. (= Samml. gemeinverst. wiss. Vortrr. Her. v. R. Virchow u. W. Wattenbach. N. 153.) Hamburg, Verlagsanstalt. 39 S. M. 0,80. — **24**) × G. Heide, Z. Gesch. Nürnbergs in d. Reformationszeit. I. Nürnberg im Schmalkald. Kriege. II. D. Interim in Nürnberg: HTb. 11, S. 163-238. — **25**) × F. Stein, Gesch. d. Grafen u. Herren zu Castell v. ihrem ersten Auftreten bis z. Beginne d. neuen Zeit. 1058-1528. Im Auftr. d. gräfl. Hauses verf. Schweinfurt, E. Stör. VIII, 302 S. M. 7,50. — **26**) E. Joachim, D. Politik d. letzten Hoch-

Es behandelt die Politik des Hochmeisters (bis 1517), die sich darum dreht, den der Krone Polen geschuldeten Huldigungseid hinauszuschieben und zu umgehen. — In die Zeit der Bauernkriege versetzt uns Vogt.[27]) Er zeigt das Wachsen des Aufstandes im westlichen Oberdeutschland, wo die ersten Anfänge der ganzen Bewegung überhaupt zu suchen sind, die Zusammenrottung der Bauernhaufen am Bodensee, ihre Beteiligung am Memminger Bauernparlament und ihren Kampf bis zur Unterwerfung unter den Truchsess. Dieser Ausgang war hauptsächlich herbeigeführt durch das verräterische Doppelspiel des Bauernhauptmanns Junker Dietrich Hurlewagen, über dessen Persönlichkeit V. zum ersten Male genauere Nachrichten beibringt. — Die Treue der bayerischen Bauern, die nicht gegen die Regierung, sondern gegen die fremden einfallenden Haufen der schwäbischen Genossen ihre Rüstungen unternommen hätten, sucht Riezler[28]) gegen skeptischere Forscher zu verteidigen. — Von der anderen revolutionären Bewegung der Reformationszeit, von den Wiedertäufern, handelt Loseroth.[29]) Seinem Aufsatz über den Anabaptismus in Tirol unter dem wilden Jakob Huter, und unter seinen Nachfolgern, Griesinger, Kränzler, Mändl, Kräl, hat der Vf. einige höchst interessante Beiträge angefügt, aus denen wir manches Neue über die gerichtlichen Verhandlungen gegen die Schwärmer hören und einige der seltenen täuferischen „Urgichte“ (eigentlich Vergicht [von verjehen] = Bekenntnis) kennen lernen. — Maisch[30]) verfolgt mit seinem Aufsatz über das Reich der Wiedertäufer in Münster nicht rein historische Absichten; er will vielmehr durch ihn in Verbindung mit der Schilderung einiger anderer revolutionärer Bewegungen das Verhältnis von Revolution und Religion ergründen. Jede staatliche Umwälzung habe sich mit der Religion auseinander zu setzen gehabt, und die Moral von der Geschichte ist, dass auch unsere „Revolution der Zukunft“ die Religion nicht werde vornehm ignorieren können, so dass diejenigen irrten, die glauben, man könne die Religion dabei als „blosse Privatsache“ beiseite liegen lassen. — Auch Tiemanns[31]) Schilderungen aus der Täuferzeit in Münster, die „an der Hand einer erdichteten Erzählung“ entworfen werden, sind interessant nur durch ihre in der Vorrede offen ausgesprochene Tendenz: der Vf. will die Forderung, die heute gestellt wird, erfüllen und historische Belehrung verbinden mit weisen Warnungen vor dem „Umsturz“; das Ende mit Schrecken, das Thomas Münzer und die Seinen genommen, soll dem deutschen Volk eine Mahnung sein, sich fernzuhalten von der revolutionären Strömung der Jetztzeit. Es ist kaum glaublich, dafs man mit so kühner Sicherheit eine so thörichte Parallele ziehen kann! — Die Quellenberichte über das Ende der westfälischen Taufgesinnten prüft Lenz[32]) und weist dabei überzeugend nach, dass der „Gloubwirdige vnd wahrhafftige underricht . .“ ganz vom Standpunkte der Fürstenpartei geschrieben und wahrscheinlich aus der Dresdener Kanzlei des Herzogs Georg hervorgegangen sei. Die Milde der Fürsten wird hier sehr loyal und sehr unberechtigt übertrieben und die anderweitig bezeugte entsetzliche Plünderung einfach vertuscht. — Zu den Protesten der Lutheraner gegen die Konzilsbulle Pauls III. im Juni 1536 legt Virck[33]) einige bemerkenswerte Mitteilungen vor. Er stützt die Annahme Bretschneiders, dass Melanchthon der Vf. der Schrift „Der Gelehrten zu Wittenberg erster Ratschlag des künftigen Concili halben“ sei, spricht die Ansicht aus, dass eines der „Bedenken das Concilium belangende“ von Johann Friedrich selbst herrühre, stellt das Verhältnis der im CR. nun wieder gedruckten Aktenstücke zu einander fest und sucht Klarheit in die verwickelten Datierungen zu bringen. — Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Wahl Maximilians II., den Goetz[34]) zu charakterisieren versucht, gab Altmann.[35]) Die von ihm mitgeteilte Denkschrift sollte offenbar dem Brandenburger und dem Sachsen bange machen, indem sie auf die Gefahren für die protestantischen Länder durch die Türken hinwies, „wann das Kaiserthumb von dem Haus Österreich kommen.“ —

Von einzelnen Persönlichkeiten unserer Epoche ist die interessante Gestalt

---

meisters in Preussen, Albrecht v. Brandenburg. 1. T. 1510-17. (= Publikationen aus d. Kgl. Preuss. Staatsarch. 50 Bd.) Leipzig, Hirzel. VIII, 316 S. M. 8,00. |[M. Perlbach: DLZ. S. 1562/7.]| — **27**) W. Vogt, D. Bodenseebauern u. ihr Hauptmann Junker Dietrich Hurlewagen im grossen Bauernkriege. Progr. d. Realgymn. Augsburg (Litt. Anst. v. Haas u. Grabherr). 36 S. — **28**) S. Riezler, D. treuen bayer. Bauern am Peissenberg (Mai 1525): SBAkMünchen. 1891, S. 701-70. (Als Sonderabdr. 70 S.) — **29**) J. Loserth, D. Anabaptismus in Tirol. Aus hinterlass. Papieren d. Hofrates Dr. J. R. v. Beck. 1. V. seinen Anfängen bis z. Tode J. Huters (1526-36): AÖG. 78, S. 427-604; 2. V. J. 1536 bis zu seinem Erlöschen: ib. 79, S. 127-276. — **30**) G. Maisch, Religion u. Revolution nach ihrem gegenseitigen Verhältnis in 3 Geschichtsbildern dargest. Leipzig, R. Werther. VIII, 213 S. M. 3,00. |[EKZ. S. 403/5.]| — **31**) H. Tiemann, D. Wiedertäufer in Münster. (= Aus d. alten Sachsenlande N. 5.) Braunschweig, Appelhaus & Pfenningstorff. VII, 146 S. M. 1,00. — **32**) M. Lenz, Z. Schlacht bei Frankenhausen: HZ. 69, S. 193-208. — **33**) H. Virck, Beratungen d. Protestanten: ZKG. 13, S. 487-512. — **34**) × W. Goetz, Maximilians II. Wahl z. Röm. Könige, 1562. Diss. Leipzig. Würzburg, Becker. 207 S. M. 1,50. |[HJb. 13, S. 903; DZG. 7, S. *80.]| (Verwendet ungedr. Dresdener Material.) — **35**) W. Altmann, Z. Gesch. d. Wahl Maximilians II. z. röm. König: MIÖG. 13, S. 619-25. — **36**) H. Ulmann, Kaiser

des Kaisers Maximilian I. mit rühmenswerter Objektivität, freilich auch nicht ohne die Kälte der Objektivität durch Ulmann[36]) behandelt worden. Der zweite Band seines Werkes setzt bei den Reichstagen von Augsburg und Nürnberg, 1500 und 1501, ein und führt bis zum Tode. Er bietet für uns, abgesehen von einer allgemeinen socialpolitischen Übersicht für das erste Viertel des Jh. (S. 577—657), welche Fürsten, Kleinadel, Strauchrittertum hohen und niedrigen Stiles, Städte und Bürgertum, Handwerker und Bauern betrachtet, besonders in seinem Schlusskapitel eine beachtenswerte Charakteristik des seltsamen Habsburgers und seiner Stellung zum geistigen Leben der Zeit (S. 723—65). Maximilian war kein glücklicher Mensch. Von tausend verschiedenartigen Interessen war er erfüllt, aber an keinem Punkte haftete sein unstäter Blick; für alles hatte er ein kleines Talentchen, aber nirgends zeigt sich ein Zug der Grösse. Er hastet umher in den Wissenschaften und Künsten, verweilen kann er nicht; denn überall fühlt er tief im Herzen den Widerspruch zwischen seinem Wollen und seinem Können. So wird er zu dem müden, nervösen Menschen, dessen matte Züge uns Dürers meisterhafter Holzschnitt aufbewahrt hat. Nie hat er festen Boden unter den Füssen. Er ist ein treuer Sohn der Kirche, er glaubt an die göttliche Stellung des Papstes und die Weltmission des Katholizismus so gut wie an die Wunder des heiligen Rockes zu Trier und an blutschwitzende Dornenkronen. Aber sein zweifelnder Sinn grübelt doch heimlich über die letzten Fragen der Menschheit, über die Grenzen zwischen Glauben und Wissen, und naiv fordert der Ratlose von gelehrten Männern, ihm den Weg aus dem Labyrinth zu weisen, in dem er sich angstvoll plötzlich erblickt. Nichts charakterisiert ihn schlagender als die Thatsache, dass man ernstlich darüber streiten kann, zu welcher religiösen Partei er in den fünfzehn Monaten, die ihm nach Luthers Auftreten zum Leben noch vergönnt waren, sich gestellt hat! Es ist selbstverständlich, dass auch U., der die Dokumente noch einmal nachprüft, hierin zu keinem Resultat gelangt ist; verlorene Mühe ist es, hier eine bestimmte Stellung des Kaisers ermitteln zu wollen. Überfüllt wie Maximilians politisches Programm war auch sein litterarisch-künstlerisches. U. hat sorgsam alles zusammengetragen, was sich hier vorbringen liess, des Kaisers eigene schriftstellerische Thätigkeit, bei deren Betrachtung der Vf. in den lateinischen autobiographischen Aufzeichnungen schon Vorklänge zum Teuerdank erkennen will (S. 745), seine Bestrebungen zu Gunsten der Humanisten, seine Reformen an der Wiener Universität, seine zahlreichen Anregungen nach allen Seiten hin. Unaufhörlich trieb er zu historischen Studien, freilich nicht aus rein wissenschaftlichem Interesse, sondern mehr zur Verherrlichung seines Geschlechts; seine Zwecke waren hier auch „weniger nationale als dynastische und in zweiter Linie imperialistische“, und mit zufriedenem Lächeln liess er es sich gefallen, wenn man den Stammbaum der Habsburger bis zu Hektor und Priamus, oder gar bis zu Noah hinaufführte. Die Musik fand bei ihm gastliche Aufnahme; er hielt eine treffliche Kapelle unter Georg Slakeny, sein Orgelspieler, Meister Paul Hofheimer, der auch als Komponist mehrstimmiger Lieder sich einen Namen gemacht hat, und sein Lautenschläger Artus waren berühmt; sie zogen mit ihm durch das Reich und veranstalteten hier und da musikalische Aufführungen. Immer war ja Maximilian auf der Reise, und „seine Residenz war der Sattel.“ Er hatte keine Hauptstadt, zu deren Ausschmückung er die bildenden Künste hätte heranziehen können. Zwar interessierte er sich wohl für die Kunst des Holzschnittes, dessen illustrative Bedeutung ihm wertvoll war; aber zu der Malerei hatte er keine näheren Beziehungen. Und wo sollte er, der wandernde Kaiser, die monumentale Kunst des Architekten benutzen, wo sollte er sich einen Palast, eine Kirche errichten lassen! Es ist tief tragisch, dass das einzige Bauwerk, dem seine Liebe sich zuwandte, sein eigenes Grabmal war, die Stätte, wo der Ruhelose endlich Ruhe finden sollte. U.s Werk hat, wie zu erwarten war, die widersprechendsten Recensionen erfahren. Huber, der dem Vf. schon früher „Schwarzgalligkeit“ vorgeworfen hatte, erneut seine abfällige Kritik. Und Ammann[37]) unternimmt es, jeden einzelnen Tadel, den U. an dem Kaiser betont, sehr ungeschickt zu widerlegen. Wird diesem der Vorwurf gemacht, dass ihm die Erweiterung seines eigenen Machtgebietes über alles ging, so meint A., er habe es gethan, weil „er gerade durch die Sorge für sein Haus auch dem Reiche die erspriesslichsten Dienste leistete“ (S. 5); erweist sich der Kaiser als der Unpraktischste aller Menschen, so meint sein „Retter“ voll Bewunderung, dass er so „leicht über seinen weitausschauenden Plänen das Allernächste

---

Maximilian I. Auf urkundl. Grundlage dargest. 2. Bd. Stuttgart, Cotta. 1891. X, 790 S. M. 14,00. |[H. Bloch: MHL. 20, S. 146-57; A. Huber: MIÖG. 13, S. 349-52; G. Loesche: ThJB. 11, S. 207/8; id.: JGGPÖ. 13, S. 92; H. Baumgarten: DLZ. S. 1715.]| (1. Bd. erschien 1884.) — 37) H. Ammann, Versuch e. Charakteristik Maximilians I., seiner

übersah, dass nämlich die Mittel unzulänglich seien" (S. 23)! — Ähnliche Absichten hat Gredy[38]) mit dem Kardinal-Erzbischof Albrecht von Mainz. Sein Held mache sich zwar, meint er, in den landläufigen Geschichtsbüchern „schwarz wie ein Mohr", aber, fügt er ehrfurchtsvoll hinzu, es sei nur ein „Jahrmarktsmohr", und G. will ihn rein waschen. Besonders erfrischend wirkt die Verteidigung Albrechts gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit, der ihm durch die Verleumdungen Huttens und des „im Schimpfen masslosen Augustinermönches" anhafte, „welcher alles, was seine Gegner hochschätzten und liebten, mit dem Worte H...rei und dgl. bezeichnete." Im Anhang wird ein Auszug aus des Crotus Rubianus „Apologia qua respondetur temeritati calumniatorum" im furchtbarsten Übersetzungsdeutsch gegeben. (Z. B.: „Welche Frucht aber folgte? Nicht ganz keine, jedoch diejenige, welche die Gutgesinnten hofften.") — Der knapp zusammenfassenden Biographie Sickingens hat Ulmann[39]) sein eigenes grösseres Werk zu Grunde gelegt, dabei aber die Resultate der neuesten Forschung sorgfältig verwertet. Immer klarer wird Sickingen als der thatkräftige energische Egoist erkannt, der er war; immer deutlicher sieht man, dass es mit seinem nationalen Idealismus, den man ihm gern zugeschrieben hat, gar nicht so weit her ist. — Das Grabmal Sickingens in Landstuhl beschrieb von Ledebur[40]). — Eine merkwürdige Gestalt der deutschen Geschichte aus jener Zeit ist Josel von Rosheim, der „Befehlshaber" der deutschen Judenheit, der in seiner doppelten Thätigkeit als Verteidiger seiner Glaubensgenossen nach aussen und als ihr Reformator im Innern Hervorragendes für die deutschen Juden geleistet hat. Bresslau[41]) hat auf Grund zuverlässiger Strassburger Akten geschildert, wie Josel wiederholt von Kaiser Karl V., bei dem er stets in Gnaden stand, die Bestätigung der alten Judenrechte erlangte, wie er 1530 in Augsburg mit Glück gegen die antisemitische Schrift des Antonius Margarita kämpfte, wie er aber vergeblich der Verbreitung von Luthers harten judenfeindlichen Schriften (1543) entgegen arbeitete. Als die Judenverfolgungen in Hessen entbrannten, sandte er ein „Büchlein" aus, das die erhobenen Beschuldigungen widerlegte, aber auch den Juden ernstlich ins Gewissen redete. Ein Auszug des verlorenen Ganzen ist von B. in der Beilage abgedruckt.[41a]) —

Das geistige Leben[42]) im Deutschland des 16. Jh. sucht Armbrust[43]) im allgemeinen zu charakterisieren. Angeregt durch die mannigfachen Ähnlichkeiten, die sich allerdings in der Reformationsperiode und unserer Zeit finden (vgl. JBL. 1891 II 1 : 4), bringt er die beiden Epochen in eine Parallele und betont richtig als Hauptunterschied die rücksichtslose Entfaltung der Individualität im 16. Jh. und die Freude seiner Menschen, ihre persönlichen Kräfte in der Welt zu bethätigen. — Als die Schützerin der Individualität feiert auch Lenz[44]) die Reformation. Er will sie in ihrem Verhältnis zum Humanismus wider die Gegner von rechts und von links verteidigen. Der eigentliche Humanismus hat im Grunde nichts mit der religiösen Frage zu thun; schliesslich wollte auch Petrarca sich nicht von Rom trennen, sondern ein treuer Sohn der Kirche bleiben. Die „humanistischen Bildungs- und Schönheitsideale fassen doch nicht an die Wurzeln des Lebens." Und hier ist eben der Gegensatz: „Luther, der Frieden der Seele haben, der den Gott finden will, den er sucht, gräbt tiefer als der Humanist bis zu der Quelle, an der er sich labt." Wenn aber L. meint: „In der Einseitigkeit des damaligen Weltbegriffes mussten die Ideen Luthers enge Formen annehmen, sich staatlich, wissenschaftlich und dogmatisch gleichsam verkapseln", so umgeht er es, die Kehrseite der Medaille zu beschreiben. Ohne Zweifel hat der Protestantismus die Menschheit ein gross Stück vorwärts gebracht, aber unbestreitbar ist es auch, dass die Reformation und ihre Folgen, eben jene „dogmatische Verkapselung", schliesslich in mancher Beziehung reaktionär gewirkt haben, notwendig wirken mussten. Der Einfluss Luthers, dessen Grösse und dessen gewaltige Wirkung ohne seine fanatische Einseitigkeit gar nicht zu denken sind, hat die gar nicht so besonders engen Weltbegriffe seiner Zeit zum Teil selbst verengen helfen, und von der freien Geistesbildung, die um 1500 herrschte, ist sicherlich manch zartes Zweiglein durch den Sturm der Reformation

---

Regierungsthätigkeit u. äussern Politik. Progr. d. Gymn. Brixen. 29 S. |[HJb. 13, S. 902.]| — **38**) H. Gredy, Kardinal-Erzbischof Albrecht II. v. Brandenburg in seinem Verhältnis zu d. Glaubensneuerungen. Nach gesch. Urkk. dargest. Mainz, Kupferberg. 1891. IV, 176 S. M. 2,00. — **39**) H. Ulmann, F. v. Sickingen: ADB. 34, S. 151/8. — **40**) H. Frhr. v. Ledebur, D. Grabmal F. v. Sickingens: DHerold 23, S. 5/7. — **41**) H. Bresslau, Aus Strassburger Judenakten. II. Z. Gesch. Josels v. Rosheim: ZGJuden. 5, S. 307-34. — **41a**) × W. Buddee, Z. Gesch. d. diplomat. Missionen d. Dominikaners Nik. v. Schönberg bis z. J. 1519. Diss. Greifswald. 1891. 87 S. — **42**) × R. Wolkan, Böhmens Anteil an d. dtsch. Litt. d. 16. Jh. (vgl. JBL. 1890 II 1 : 13; 1891 II 1 : 1). |[A. Jeitteles: ZDPh. 24, S. 406/9 (Zusätze u. Nachtrr.); JGGPÖ. 12, S. 151; MVGDB. 29, S. 54; ZÖG. 43, S. 148; ADA. 17, S. 307.]| — **43**) W. Armbrust, D. Geist d. 16. Jh. auf dtsch. Boden. Progr. Barmen, Wiemann. 18 S. — **44**) M. Lenz, Humanismus u. Reformation: DWBl. 5, S. 234/8.

geknickt worden.[45]) — Als Grundlage und Ursache der ganzen klassischen deutschen Litteratur hat Vorberg[46]) die Reformation hingestellt. Er schreibt einseitig, wie ein protestantischer Pastor aus dem Ende des 16. Jh.; Thomas Murner ist ihm nichts als „gleichsam ein vorspukender Centrumsheld“.[47]) — Der Verbreitung einer bestimmten philosophischen Richtung, des Platonismus, in der Renaissancezeit geht Rocholl[48]) nach. Im Gegensatz zum Aristotelismus und zu der scholastischen Spekulation trat zu Beginn der neuen Periode der Platonismus mit seiner Lehre vom Weltganzen als Idee hervor. Es ist aber nicht der reine atheniensische Platonismus, der die Köpfe erfüllte, sondern der Neuplatonismus Plotins mit all den morgen- und abendländischen Elementen der alexandrinischen Bildung; die jüdische Metaphysik der kabbalistischen Schriften war ein neues Element, das sich hinzugesellte. Die Italiener Pico von Mirandola, Ficino und Petrus Galatinus, welche R. zuerst behandelt, führen uns direkt nach Deutschland. Reuchlin war in Italien selbst mit den ersten beiden in persönliche Berührung gekommen und stand mit dem letzteren in regem Verkehr. Und wenn R. ihn, der wie Galatin eine Schrift „De arte cabalistica“ veröffentlicht hat, in eine Parallele zu diesem bringt, stellt er zu Pico den abenteuernden Agrippa von Nettesheim, den Vf. der aus Platonismus, pythagoräischen Zügen und jüdischer Spekulation zusammengesetzten „occulta philosophia“, als Gegenstück auf. Auch der dritte der Italiener erhält sein deutsches Pendant: Ficino in Paracelsus, dem phantastischen Naturphilosophen.[49]) Ein rascher Blick auf die Nachwirkungen des Renaissance-Platonismus auf Jakob Böhme und weiterhin bis auf Baader und Schelling macht den Schluss des Aufsatzes. — Rudios[50]) Überblick über den Anteil der mathematischen Wissenschaften an der Kultur der Renaissance (vgl. JBL. 1891 II 1 : 20) hat im Berichtsjahr einige zustimmende Besprechungen erfahren. — Wie man im Volke des Kantons Bern über den Aufenthalt der Studenten an fremden Universitäten dachte, zeigt ein hübscher Aufsatz Geisers.[51]) Der Herzog von Mailand erbot sich 1513, aus jedem Schweizer Ort einen Studenten 5 Jahre lang auf der hohen Schule zu Pavia umsonst zu halten. Der Rat nahm aber diese Freundlichkeit nicht ohne weiteres an, sondern veranstaltete zunächst eine Umfrage bei dem Landvolk. Die Antworten, die das Berner Staatsarchiv aufbewahrt, sind sehr verschieden. Einige sehen einen Vorteil in der Zusage, andere schütteln den Kopf: dass Schweizer „von den frömden Herren gelt empfangen werden, das will uns nit gevallen“, wieder andere meinen, man solle die Jünglinge ziehen lassen, aber früh zurückrufen, „damit uns nit über nacht kriegslüt und frömbder Herren Hauptlüt uss inen erzogen werden“. Den originellsten Vorschlag jedesfalls macht die Gemeinde Wangen: „Wenn ein Walch einen Sohn oder ein Meitli heraufschicken wollte, so könnte einer von hier dagegen seinen Sohn oder sein Meitli hineinschicken“. Ob dem seltsamen Rat Statt gegeben wurde, wissen wir leider nicht. Vermutlich aber ist es nicht geschehen; denn die Sforza wurden bald in Mailand gestürzt und hatten in Pavia keine Freiplätze mehr zu vergeben. — Mit der Einwirkung der grossen überseeischen Entdeckungen auf die Kultur der Völker der alten Welt beschäftigen sich einige Schriften.[52–53]) Wie das mit einem Schlage zur Vormacht Europas gelangte Spanien litterarisch speciell auf Deutschland seinen Einfluss ausübte, hat Farinelli[54]) in einem trefflichen Buche dargestellt, das an einer anderen Stelle der JBL. besprochen ist. —

Unter den einzelnen Persönlichkeiten aus der grossen Zeit der kühnen Fahrten schildert Nöldechen[55]) den genialen Martin Behaim in einem populären Lebensbild. — Von dem Leben des „Vorreformators“ Matthias Döring, des deutschen Minoriten aus dem 15. Jh., gehören nur die letzten Jahre unserm Zeitabschnitt an. Albert[56]), ein Schüler Grauerts, der ihn im Anschluss an die früheren Studien B. Geb-

— 45) × K. Hochstetter, Einfluss d. Protestantismus u. Katholizismus auf Staaten u. Völker. Gütersloh, Bertelsmann. 160 S. M. 2,00. (Einseitig protestantisch.) — 46) M. Vorberg, D. Reformation u. d. dtsch. klass. Litt. Gotha, Perthes. 30 S. M. 0,60. — 47) ○ × × Festgabe z. Jubil. d. 40j. Regierg. S. Kgl. Hoh. d. Grofsherz. Friedrich v. Baden. Dargebracht v. d. Techn. Hochschule in Karlsruhe. Karlsruhe (Frankfurt a. M., J. Baer & Co.). 4°. XCII, 374 S. mit 38 Fig. im Text, 27 Grundrissen etc. M. 40,00. (Darin: A. Weinbrenner, D. Geburtsstätte d. Renaissance in Deutschland. S. 57-71; A. Bohtlingk, Gesch. u. Litt. S. 83-105.) — 48) R. Rocholl, D. Platonismus d. Renaissancezeit: ZKG. 13, S. 47-106. — 49) × C. Aberle, Grabdenkmal, Schädel u. Abbild. d. Theophrastus Paracelsus: LCBl. S. 84. — 50) LCBl. S. 566; BLU. S. 494/5. — 51) K. Geiser, D. Ansichten d. bernischen Landvolkes über d. Besuch fremder Hochschulen u. Fürstenhöfe. E. Volksanfrage aus d. J. 1514: BernerTb. 41, S. 285/9. — 52) × G. Schuster, D. Entdeckung Amerikas u. ihre Folgen. Basel, Schweiz. Verlags-Druckerei. III, 195 S. M. 2,50. (S. 158-75: D. wirtschaftl. Entwicklung d. Länder d. alten Welt.) — 53) ○ × × S. Günther, Columbus u. d. Erweiterung d. geogr.-kosmischen Horizonts. (= Samml. gemeinverst. wissensch. Vortrr. her. v. R. Virchow u. W. Wattenbach N. 154.) Hamburg, Verlagsanst. 52 S. M. 1,00. — 54) (IV 1 d : 29.) — 55) W. Nöldechen, Martin Behaim, d. erd- u. himmelskundige Seefahrer. E. Lebensbild für d. dtsch. Jugend u. d. dtsch. Volk. (= Hornsche Volks- u. Jugendbibl. N. 166.) Altenburg, St. Geibel. 12°. 103 S. Mit 4 Abbild. M. 1,00. — 56) P. Albert, Matth. Döring, e. dtsch. Minorit d. 15. Jh.

hardts in einer eigenen Monographie behandelt, bestätigt, dass er der Vf. der von Flacius Illyricus aufgefundenen und herausgegebenen „Confutatio primatus papae“ sei, und zeigt durch äusserst sorgfältige Quellennachweise, wie diese Schrift aus dem „Defensor pacis“ des Marsilius von Padua und der Chronik des Dietrich Engelhus gleichsam musivisch herausgearbeitet ist.[57]) — Auf Paulus Biographie des Augustiners Joh. Hoffmeister, dessen Predigten bis ins 17. Jh. von geistlichen und weltlichen katholischen Schriftstellern vielfach benutzt wurden, weist Bellesheim[58]) hin. — Paulus[59]) selbst setzt die Intoleranz des Protestanten Urbanus Rhegius mit katholischem Behagen auseinander. In der That zeugt das „Enchiridion oder Handbüchlein eines christlichen Fürsten“ (1537), das Georg Spalatin ins Lateinische übertrug, sowie einige andere, von Rhegius inspirierte städtische Kirchenordnungen für Hannover und Lüneburg von einer haarsträubenden Unduldsamkeit, und die Katholiken haben gewiss ein Recht, sich darüber aufzuhalten, dass die Bekämpfer der Autorität gleich selbst wieder unantastbare Autorität sein wollten. P.s Aufsatz soll gewissermassen eine Ergänzung sein zu der Schrift des pseudonymen Dr. Irenicus, die den schönen Titel führt: „Die grundsätzliche Unduldsamkeit der Reformatoren“ (Trier 1890). — Das interessante Testament Thüring Frikarts, des 1519 verstorbenen berühmten Berner Stadtschreibers, der den „Twingherrenstreit“ verfasste, erfahren wir von Tobler.[60]) Wir hören hier, dass seine natürliche Tochter und deren unehelicher Sohn, der grosse Niclas Manuel, den Versuch gemacht haben, den Alten „in seinem letsten willen zu irren“. Der Maler-Dichter ist nun zwar nicht, wie Baechtold (Gesch. d. deutschen Litt. in d. Schweiz S. 283) meint, „gänzlich übergangen“, aber er ist so spärlich bedacht, dass er nach dem Tode des unliebevollen Grossvaters energischen Protest einlegte und damit, wie T. aus dem Testamentenbuch der Stadt Bern feststellt, auch Erfolg hatte. — Den fleissigsten Übersetzer des 16. Jh., den Elsässer Hieronymus Boner, hat Wethly[61]) in einer hübschen Dissertation behandelt. Geburtsjahr und -ort sind ebenso zweifelhaft wie sein Bildungsgang; der Aufenthalt in Schlettstädt, den W. mehr ratend als beweisend annimmt, sehr fraglich. Seit 1527 finden wir ihn als „Obristmeister“ an der Spitze des Rats in Colmar. Seine politische Thätigkeit im Dienste der freien Stadt wird zunächst geschildert. In Auszügen werden die Briefe mitgeteilt, die er 1529 vom Reichstag zu Speier nach Hause sandte, wo er Colmar von dem Verdachte protestantischer Neigungen und reichsfeindlicher Bündnisabsichten mit der Schweiz rein waschen sollte. Boners litterarische Thätigkeit fällt in die J. 1530—45; er übersetzte Ethiker und Historiker, griechiche und römische, auch die ersteren „auss dem Latinn“. Herodian eröffnet den Reigen (1531, vollendet 1530), nach dem Latein des Angelus Politianus; im gleichen Jahr erscheint Justin, der bis 1781 ohne Rivalen blieb. Es folgt die Thukydides-Übertragung (1533), die auch bis 1757 in Deutschland den Bedarf allein bestreitet, Herodot (1535), die unvollkommenste und ungeschickteste Arbeit, wohl nach der „interpretatio Laurentii Vallae et Conradi Heresbachii“. Nach vierjähriger Pause erscheinen Paulus Orosius Chronik und ein Auszug aus Xenophons Werken (beides 1539). 1541 gab Boner seine grosse Plutarch-Übersetzung heraus, 47 Biographien, denen er die 8 letzten schon 1534 vorausgeschickt hatte; die anonyme Konkurrenzübersetzung, die Feyerabend in Frankfurt a. M. 1580 in den Handel brachte, ergab sich bei näherer Vergleichung als ein nur in geringen Abweichungen dialektischer Natur von Boner sich entfernendes Plagiat. Vier philippische Reden des Demosthenes (1543) machen den Schluss der antiken Autoren, denen sich dann noch einige moderne Chroniken anschliessen. Interessant ist, wie der Rat der Stadt sich um den Vertrieb der Werke seines Obristmeisters kümmerte; so heisst es beispielsweise 1542: „wir habent 204 Büecher plutarchs jnn 4 fass schlahen, die gen Speier füeren vnd vnserm burger Jergen Wickramen — damals, wie W. wahrscheinlich macht, Buchhändler in Colmar — zugegen befehlen lassen, derselben so vil möglich vff jetzigen richstag Speir zu vertriben und was vberplibt, den nechsten in franckfurter Mess zu andern büechern des orts ligendt zu achten vnd . . . zu verkauffen.“ Von Boners Übersetzungsweise spricht W. in einem besondern Abschnitt. Er überträgt ziemlich wörtlich, mit immer zunehmender Fertigkeit, mit seltenen Schnitzern (S. 47/8) und vielfachen Anlehnungen an lateinische Konstruktionen; durch treffende Anachronismen sucht er im Stil

---

Stuttgart, Süddtsch. Verlagsbuchh. VIII, 194 S. M. 2,50. — **57**) × W. Focke, Theodoricus Pauli, e. Geschichtsschreiber d. 15. Jh. u. sein Speculum hystoriae. Diss. Halle a. S. 50 S. — **58**) A. Bellesheim, E. Biogr. d. Augustiners Joh. Hoffmeister. (Vgl. JBL. 1891 II 7 : 50): HPBll. 109, S. 269-77. — **59**) N. Paulus, Urban Rhegius über Glaubenszwang u. Ketzerstrafen: HPBll. 109, S. 817-30. — **60**) G. Tobler, Thüring Frickers Testament: BernerTb. 41, S. 56-76. — **61**) G. Wethly, Hieron. Boner. Leben, Werke u. Sprache. E. Beitr. z. elsäss. Litt.-Gesch. Diss. Strassburg i. E. 71 S.

des Jh. bei seinen Zeitgenossen schärferes Verständnis zu erzielen. Ein ausführliches Schlusskapitel behandelt Boners Sprache. — Dem berühmten bayerischen Staatsmann und Geschichtsschreiber Wiguleus Hundt widmet Manfred Mayer[62]) eine umfangreiche Monographie. M. hat dem „Nachfolger Aventins" grosse Sorgsamkeit zugewandt. Um so bedauerlicher ist die völlige Unzulänglichkeit der Darstellung. Zu einer Charakteristik ist nicht einmal ein Ansatz gemacht. Mit grosser Ungeschicklichkeit sind die Einzelheiten hinter einander aufgestellt, das Material ist gar nicht verarbeitet; man wird des trocknen Tons bald satt. Hundt von Lauterbach, geb. 1514, mit 23 Jahren Professor in Ingolstadt, dann in den Staatsdienst gerufen, hat unter Wilhelm IV., dem genialen Albrecht V. und Wilhelm V. Bayerns Geschicke mitgelenkt. Wichtiger für uns sind seine litterarischen Arbeiten, die M. in einer Rundschau über die Kritiker seines Helden gegen Tadel und auch gegen halbes Lob verteidigt. Zunächst die „Metropolis Salisburgensis" 1582 (S. 89—92), eine lateinisch geschriebene Geschichte des Erzbistums Salzburg, zugleich aber eine gesamtbayerische Kirchengeschichte. Dann das „bayerische Stammenbuch", der deutschen Schrift gleichen Namens von Aventin nachgebildet, eine bedeutsame genealogische Arbeit, kulturhistorisch nicht minder interessant als geschichtlich (S. 93—105). Über Entstehung, Fortsetzer, Hss.- und Druckverhältnisse berichtet M. ebenso gewissenhaft und gründlich wie über die bayerisch-pfälzische Genealogie, über Hundts kleinere erhaltene und verlorene Werke (S. 106—14). Die Hauptthätigkeit des Dr. Wiguleus fällt in die Regierungszeit Herzog Albrechts V. Der kunstsinnige Fürst fand an seinem vertrauten Rat einen treuen Helfer bei der Gründung der Bibliothek, der Gemäldesammlung und des Münzkabinets. Hundt aber war auch hervorragend beteiligt bei der Wiederberufung der Jesuiten nach Bayern und als ein treuer Sohn der Kirche wurde er neben Christoph Seld damit betraut, den von Hieronymus Ziegler geleiteten Druck der hinterlassenen Annalen Aventins zu überwachen, d. h. zu kontrolieren, ob der Ingolstädter Professor, wie ihm befohlen war, die allzu harten antikirchlichen Stellen des Ms. wirklich strich. In der Beilage N. 5 hat M. das, was er von der Korrespondenz des Herzogs mit Hundt finden konnte (S. 210—80, 54 N.), nebst anderen Briefen von seinem Helden und an ihn (im ganzen 77) abgedruckt. Hundts Interesse an der deutschen Litteratur beweist das von Konr. Hofmann aufgefundene Gedichtchen am Schlusse einer Papierhs., die den Wigalois und den Iwein enthält. Aus den Reimpaaren geht hervor, dass der Geschichtsschreiber, der sie verfasst, durch einen Sturz vom Pferde zum Stilleliegen verurteilt, die Dichtung Hartmanns von Aue „durchaus" gelesen hat (S. 119). Dass Hundt im J. 1575 den sogenannten „Prunner Codex", die Pergamenths. D des Nibelungenliedes, der Münchener Hof- nnd Staatsbibliothek zugebracht hat, ist bekannt (vgl. Germania 1, S. 202/7). —

Das grosse kulturhistorische Werk von Alwin Schultz[63]) über das deutsche Leben im 14. und 15. Jh. giebt ein lebendiges Bild aus der Zeit des Übergangs, wo das Mittelalter stirbt und eine Umwertung aller Werte ganz Europa in Aufregung versetzt. Sch. wollte mehr die „bunte Aussenseite des damaligen Lebens" schildern als die Geisteswelt seiner Menschen. Nicht wie die Deutschen der aufdämmernden neuen Zeit im Kern ihres Wesens waren, stellt er dar, sondern wie sie lebten. Der Vf. ist zu sehr thatsächlich, zu sehr konstatierend. Weit interessanter als das Wissen, dass es damals so und so war, ist die Erkenntnis, warum es so war. In der Untersuchung, wie Sitten, Gebräuche, Lebensverhältnisse aus ihren beiden Hauptfaktoren, aus der äusseren Einwirkung und aus dem Innern der Menschen einer bestimmten Epoche sich entwickelt haben, liegt der grosse Reiz kulturgeschichtlicher Arbeit; freilich auch ihre Schwierigkeit. Für die äussere Kulturgeschichte jener Zeit, die ihren letzten Abschnitt mit unserer Periode gemeinsam hat, findet man bei Sch. nun allerdings, was man nur suchen mag. Durch eine fast überreiche Pracht kostbarster Illustrationen, zu denen auch seltene und schwer zu erlangende Vorlagen gedient haben, wird die Anschauung auf das vortrefflichste unterstützt. Nur auf sicheren Quellen beruhende Nachrichten sind aufgenommen worden, Prosa und Dichtung, Roman und Predigt, Ratsprotokolle und städtische Gebote, Reichsgesetze und landesherrliche Verfügungen, Briefe und Memoirenwerke sind benutzt. Ein erster Abschnitt schildert deutsches Land und Leute, Schlösser und Burgen. Dazu die Städte und ihre Verfassung, ihre Verwaltung, ihr Häuserbau, ihr aufblühendes Leben, in dem das Bürger-

— 62) **Manfred Mayer, Leben, kleinere Werke u. Briefwechsel d. Dr. Wiguleus Hundt. E. Beitr. z. Gesch. Bayerns im 16. Jh. Innsbruck, Wagner.** VIII, 320 S. M. 8,00. |[P. W.: LCBl. S. 1647/8; J. Schlecht: HJb. 13, S. 904/5.]| — 63) **Alw. Schultz, Dtsch. Leben im 14. u. 15. Jh. Grosse Ausg. 2 Halbbde. mit 32 farb. Taf. sowie 678 Voll- u. Textbild. Leipzig, Freytag.** XIII, 660 S. M. 30,00. |[LCBl. S. 1822; NatZg. N. 5; M. Heyne: DLZ. 13, S. 472; J. Lessing:

tum beginnt sich zur Höhe des kulturtragenden Standes emporzuarbeiten; ihr Marktgewimmel und ihr Wirtshausleben. Vom Rechtsleben, von Gefängnissen und Gerichtsverhandlungen, von Krankenhäusern, Doktoren und Quacksalbern ist die Rede. Auch aufs Land zu den Bauern, in die Gutshöfe werden wir geführt. Nach den Weistümern und den Fastnachtsspielen, auch mit Benutzung von Heinrich Mittenweilers „Ring", wird das Dorfleben der Zeit vor uns wieder lebendig gemacht; Einrichtung, Geräte, Hausrat ist aufs genaueste behandelt. Die Entwicklung des bürgerlichen Stadtmenschen wird uns vorgeführt; von der Wochenstube zum Kinderspielzimmer, von der Schule bis zur Universität, von der Eheschliessung bis zum Tod sehen wir ihn, wachsend und alt werdend. Von der Nüchternheit der Heiraten, von der keineswegs immer stillfriedlichen Glückseligkeit des ehelichen Lebens, wo der „Kampf um die Hosen", aus dem später im 16. Jh. der „Doktor Siemann" hervorging, eine Rolle spielt, von den nichts weniger als vorbildlichen Sittlichkeitszuständen wird erzählt; über Moden und Feste, Tänze und Spiele, Jahrmarktstreiben und dramatische Vorführungen allerhand zusammengestellt, was das bisher geltende Bild jener Zeit mehr bestätigt und ergänzt, als neu beleuchtet. Eine kleinere und billigere Ausgabe des Werkes[63a]) hat in usum familiae das „Anstössige", „allzu Derbe" in Wort und Bild gestrichen und gemildert, wodurch freilich ein Hauptcharakteristikum der beginnenden „aristophanischen" Zeit einfach über Bord geworfen wird! — Mit seinem reichen kulturgeschichtlichen Wissen gab Steinhausen[64]) in einer Besprechung einzelne Verbesserungen und Nachträge zum Schultzschen Buche, wies bei Gelegenheit der Städte auf Béringuiers Werk über die Rolande Deutschlands hin und teilte zu dem Kapitel über das Dorfleben ergötzliche Epitheta für die Bauern aus einer Briefstelle des J. 1483 mit.[65]) — Von dem grossen Werke über die Zeitrechnung des Mittelalters und der Neuzeit, das Grotefend[66]) unternommen hat, ist im Berichtsjahr die erste Abteilung des zweiten Bandes erschienen, welche die Kalender der Diözesen Deutschlands, der Schweiz und Skandinaviens bringt; erst die zweite Abteilung soll das versprochene Heiligenverzeichnis enthalten, das die Benutzung für den Litterarhistoriker wesentlich erleichtern wird. — Über eine seltsame Mär aus der Schweiz, die „Geschichte vom heiligen Blut zu Willisau", und ihre Wirkungen auf die Litteratur berichtet von Liebenau.[67]) Es ist das schlimme Schicksal eines gottlosen Spielers, Ulrich Schröter, und seiner Gesellen, die durch ein Wunder ums Leben kommen. Die Bewohner von Willisau frischten durch ein öffentliches dramatisches Spiel alle sieben Jahre das Andenken an das Ereignis wieder auf. L. untersucht die historischen Überlieferungen und teilt eine Reihe von Stellen mit, wo die Geschichte litterarisch in didaktischem Sinne verwertet ist; ich füge noch hinzu, dass sie auch in der auf Eustachius Schildos „Spielteufel" beruhenden Komödie von den „Doppelspielern" benutzt ist, die der Schwabe Thomas Birck verfasst hat (Tübingen 1590 S. 26, 118; vgl. ZDPh. 16, S. 71). — Zur katholischen Reliquienverehrung um die Zeit der beginnenden Reformation giebt Schaumkell[68]) einen interessanten Beitrag, indem er den Brief abdruckt, den der Bischof von Bamberg im J. 1517 zugleich mit dem seltsamen Geschenk eines Schulterbeinteiles von der Leiche des gleich Karl dem Grossen geheiligten Kaisers Heinrich II. an Bischof Adolf von Merseburg sandte. — Térey[69-70]) gab nach den sogenannten „Heiligtumsbüchern" Beschreibungen der in der Schlosskirche zu Wittenberg und in der Stiftskirche in Halle aufbewahrten Reliquien. Wichtig ist es, dass der Glaube an ihre Wunderkraft auch hier, im Geburtslande der reformatorischen Bewegung, noch um 1520 recht kräftig lebendig war, wie aus den mit kolorierten Holzschnitten kunstvoll ausgestatteten katalogisierenden Heiligtumsbüchern jenes Jahres hervorgeht. — Wie neben dem katholischen auch der auf alten heidnischen Vorstellungen beruhende Glaube an Übernatürliches noch um 1577 auch in den Höchstgebildeten mächtig war, lernen wir aus einem Aufsatze His-Heuslers.[71]) Zu Reiden im Luzernischen hatte man Reste eines Mammuthskeletts gefunden; Felix Platter, der berühmte Baseler Mediziner, ersuchte den Luzerner Rat um Erlaubnis, die Seltsamkeiten einer Prüfung zu unterziehen, und er-

---

DRs. 71, S. 462/5.]| — **63a**) id., Dtsch. Leben im 14. u. 15. Jh. 2 Halbbde. mit 33 farb. Taf. sowie 636 Voll- u. Textbild. Leipzig, Freytag. XII, 464 S. M. 15,00. — **64**) G. Steinhausen, Dtsch. Leben im 14. u. 15. Jh.: TglRs[B]. N. 177/8. — **65**) × Ph. Mayer, D. kulturhist. Entwicklung Deutschlands in d. 2. Hälfte d. 16. Jh. in besond. Bezugnahme auf d. sächs. Lande bearb. v. Dr. R. Carius. (Cottbus, Kühn. 1889. IV, 105 S. M. 2,00.): Gymn. 10, S. 508. — **66**) H. Grotefend, Zeitrechnung d. dtsch. Mittelalters u. d. Neuzeit. 2. Bd. 1. Abt. Kalender d. Diözesen Deutschlands, d. Schweiz u. Skandinaviens. Hannover, Hahn. IV, 249 S. M. 10,00. — **67**) Th. v. Liebenau, Beitrr. z. Gesch. d. heil. Blutes in Willisau: KathSchwBll. 8, S. 183-93. — **68**) E. Schaumkell, Z. Reliquienverehrung in d. letzten Jahrzehnten vor d. Reformation: ZKG. 13, S. 387/8 — **69**) G. v. Térey, D. Wittenberger Heiligtum v. 1509: StrassbPost. N. 309. — **70**) id., Kardinal Albr. v. Brandenburg u. d. Hallesche Heiligtumsbuch v. 1520. E. kunsthist. Studie. Strassburg, J. H. E. Heitz. VII, 113 S. M. 5,00. — **71**) E. His-Heusler, Hans Bock, d. Maler: BaslerJb. S. 136-64. — **72**) E. K. Haller, D. Hexen-

klärte nach sorgfältiger Untersuchung in einem gelehrten Gutachten, das H. abdruckt (S. 162/4), die Knochen für die — eines Riesen. — Das Odium der Hexenprozesse vom heiligen Stuhle zu nehmen, hat Haller[72]) versucht. Gewiss haben sich hier die Konfessionen gegenseitig keine Vorwürfe zu machen. Aber es ist doch kaum ernst aufzufassen, wenn H. die Päpste in dieser Frage als „mässigend und mildernd", als „dem Geiste der Zeit behutsam nachgehend" schildert, und wenn er sagt, der Malleus maleficarum sei „im ganzen genommen nicht so schlimm als sein Ruf", und humaner als die „peinliche Halsgerichtsordnung" Karls V. (jetzt durch einen saubern Neudruck von Curt Müller[73]) für jedermann leicht zugänglich). — Eine kulturgeschichtliche Fundgrube ersten Ranges ist die durch Joh. Mathesius verfasste protestantische „Kirchen-, Spital- und Schulordnung" von Joachimsthal in Böhmen, von der Loesche[74]) einen mit vortrefflichen belehrenden Anmerkungen versehenen Auszug gab. —

Von hoher Wichtigkeit für die Kenntnis der allgemeinen deutschen Zustände im 16. Jh. ist das grossangelegte Quellenwerk, das nach dem ungeheuren Material des vom Papst Leo XIII. im J. 1883 freigebig der Wissenschaft erschlossenen Geheimen Vatikanischen Archivs von dem königlich preussischen historischen Institut und dem Istituto Austriaco di studii storici in Rom gemeinschaftlich in Angriff genommen ist: die Nuntiaturberichte von 1533—85. Die offiziellen Berichte der Nuntien, Legaten und anders betitelten Beauftragten des Papstes über die deutschen Angelegenheiten nach Rom und die Gegenschreiben der Kurie bilden den Hauptinhalt der Publikation. Daneben aber wird auch das gesamte sonstige ungedruckte Material, soweit es zur Geschichte der betreffenden Nuntiatur in Betracht kommt, mit herangezogen. Die ersten beiden, im Berichtsjahr erschienenen Bände dieses grossen Werkes, von Friedensburg[75]) musterhaft herausgegeben, umfassen die Nuntiaturen des Vergerio 1533-36 und des Morone 1536-38; bis 1532 hat sich im Archiv von zusammenhängenden Berichten so gut wie nichts vorgefunden. Nach einem Vorbericht H. von Sybels und einer allgemeinen Einleitung, worin auch die Anfänge der Nuntiatur in Deutschland geschildert werden (S. XXXVIII—LVII), folgt (S. 1—80) die vortreffliche specielle Einleitung über Vergerio; dann erst die Berichte an Clemens VII. und Paul III., dem vollen Wortlaut nach abgedruckt, mit ausgezeichneten kurzen Inhaltsangaben zu jedem Schriftstück und überaus lehrreichen Anmerkungen versehen. Der Nuntius giebt Nachricht vom Wiener Hofe des Königs Ferdinand und seiner Gattin, deren „benedetto conjugio" er nicht genug rühmen kann (S. 186); er schildert den König selbst in seiner Schwäche, seiner schwankenden inneren und unglücklichen äusseren Politik, seine Umgebung, aus welcher der Kardinal von Trient, Bernhard von Cles, hervorragt, sein Verhältnis zu den Reichsfürsten. Trauernd sieht er, wie die lutherische Lehre immer weiter sich verbreitet; bis Triest und Tirano dringt der Protestantismus bereits (S. 301); überall ist der Katholizismus im Rückgang, auch polnische Studenten ziehen schon von Leipzig und Freiburg nach Wittenberg, in das „asillo de heretici et de apostati" (S. 156). Der Hass gegen Rom und den Klerus wächst täglich, und die Häupter des Reichs, Kaiser Karl und sein Bruder, besitzen nicht die Kraft, den Ketzern energisch zu begegnen, wenn auch Ferdinand hie und da sich aufrafft und einmal zu Vergerios Freude „ha fatto carcerar cinque litterarii che vendevano alle ferie libri lutherani" (S. 136). In höherem Auftrag erhält Vergerio die Beziehungen zu den litterarischen Vorkämpfern des Katholizismus aufrecht; immer wieder beschwört er den Papst, die armen Teufel („questi poverini"), Cochleus, Eck, Nausea, Johannes Fabri, zu unterstützen (S. 84, 141, 156, 184, 319, 382, 506). Auch mit Henricus Glareanus, dem Humanisten, Musiktheoretiker, Geographen und Dichter, und mit Beatus Rhenanus stand Vergerio in Verbindung, ebenso mit Erasmus, dessen Schilderung der Ketzereien in Augsburg und Westfalen — — das einzige erhaltene Bruchstück der Korrespondenz — er Salviati mitteilt. Freilich vor den Angriffen des Rotterdamers gegen Papst und Kirche in dem Büchlein „De amabili ecclesiae concordia" warnt der Nuntius ebenso eindringlich (S. 138/9), wie vor der italienischen Übersetzung von Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation („Il libro

prozesse u. d. heil. Stuhl: KathSchwBll. 8, S. 216-39. — 73) Curt Müller, Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. u. d. Heil. Röm. Reichs nach d. Originalausg. v. J. 1533. Her. u. erläut. (= UB. N. 2990.) Leipzig, Reclam. 16⁰. 112 S. M. 0,20. — 74) G. Loesche, D. Kirchen-, Schul- u. Spital-Ordnung v. Joachimsthal. E. Kultus- u. Kulturbild aus d. Reformationszeit Böhmens. Dekanatsrede (in erweit. Gestalt). (Sonderabdr. aus d. JGGPÖ. 12, 1. Heft.) Wien, Manz. 1891. 54 S. M. 0,80. — 75) W. Friedensburg, Nuntiaturberichte aus Deutschland 1533-59. Nebst ergänz. Aktenstücken. Her. durch d. Kgl. preuss. hist. Institut in Rom u. d. Kgl. preuss. Arch.-Verwaltung. 1. Bd. Nuntiaturen d. Vergerio 1533/6. 2. Bd. Nuntiatur d. Morone 1536/8. Gotha, Perthes. LVII, 615 S.; VIII, 470 S. M. 20,00; 14,00. |[H. Baumgarten: DZG. 7, S. 333/6; J. Stich: ÖLBl. 1, S. 374/6; G. Loesche: ThJB. 12, S. 230/1; HPBll. 110, S. 773;

della emendation et correction del Stato Christiano"), womit wohl die Übertragung des Franziskaners Bartolomeo Fonzio aus Venedig gemeint ist (S. 166/7). Unbegründete Hoffnungen macht man sich auf katholischer Seite, Melanchthon, der, wie man glaubt, mit Luther uneins sei, ganz von dem Freunde loszureissen und herüberzuziehen (S. 140, 376). Im J. 1535 macht der Nuntius auf Befehl Pauls III. eine Rundreise durch das Reich, um die Fürsten für das Konzil zu gewinnen. Er entwirft hübsche Schilderungen von den Höfen und den Persönlichkeiten, die er besucht, kommt zu Philipp von Hessen (N. 133), zu Georg von Brandenburg (N. 119), zu Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der ein „gran bevitore et imbriaco". Aber auf der beschwerlichen Reise nach Norden durch das sächsische Land, wo „tutto pien de gente maladetta lutherana" („la sua insania et furor è grande incredibilmente, dove è mentione di Roma et di papa"), kommt er auch im Nov. 1535 nach Wittenberg, der „sentina delle heresie" (S. 539—47). Hier hatte er das berühmte Gespräch mit Luther, das wir schon aus dem Briefwechsel und den Tischreden des Reformators kennen. Der Nuntius widmet ihm eine lange Beschreibung, die ein Anonymus[76]) hübsch übertragen hat. Luther erzählt es schmunzelnd selber, wie er zu der Unterredung, die übrigens nicht auf Veranlassung eines dritten, sondern auf Vergerios eigenen Wunsch stattfand (vgl. Köstlin, M. Luther. 2 [4. Aufl.], S. 378), sich eigens habe sauber barbieren und frisieren lassen, um jünger und rüstiger zu erscheinen. Die List ist ihm gelungen. Denn der Nuntius schildert ihn als einen Mann von 50 Jahren, der aber nicht älter aussehe als ein Vierzigjähriger. Sonst freilich lässt Vergerio kein gutes Haar an ihm: er habe ein dickes Gesicht, das er sich bemühe möglichst sanft erscheinen zu lassen (di ciera assai grossa, ma la quale si sforza tener morbida et delicata quanto può), er spreche ein miserables Latein, das vermuten lasse, er habe seine lateinischen Schriften gar nicht selbst verfasst, er schiele (ha li occhi sguerzi) und scheine immer geladen mit rasender Wut, „egli è l'arrogantia istessa, la malignità et l'imprudentia", er lebe ohne Sitten und Würde, sei „incivile et villano", was bei seiner niedrigen Herkunft nicht Wunder nehme! Das Gespräch, an dem auch Buggenhagen („Pomerano") Teil nahm, drehte sich um das Verfahren Luthers bei der Einsetzung der Prediger, um das Konzil, um den englischen König Heinrich VIII. usw.; lächelnd fragt der Reformator den Italiener, ob auch er schon gehört habe, dass er ein Trunkenbold sei? Wenn aber Luther später seinen Freunden erzählte, Vergerio habe sich zu seinen Begleitern umgewandt und gesagt: „Der trifft wahrlich den rechten Zweck im ganzen Häupthandel" (Erlanger Ausg. 62, S. 58/9, wo als Jahr irrtümlich 1533 angegeben ist), so stimmt das doch nicht ganz. Denn „monstro", „cervello incomposito", „animal irrational" sind die Attribute, die der Nuntius im Bericht dem Reformator zuerteilt; als er aber nach Wien zurückkehrte, erzählte er, er sei fest davon überzeugt „Martin esser sta generato dal diavolo" (S. 554 Anm. 1). Und das ist derselbe Vergerio, der zwei Jahre nach Luthers Tod als Bischof von Capo d'Istria seine Übereinstimmung mit der protestantischen Lehre erklärte, und der 1565 als evangelischer Geistlicher in Tübingen starb! Der zweite von F. herausgegebene Band enthält die Nuntiatur des Giovanni Morone, Bischofs von Modena, 1536-38. Es ist im wesentlichen das gleiche Bild, das uns in seinen Schriftstücken begegnet. Morone ist ein strenger Sittenrichter und mit ernsten Worten spricht er sich über die Verderbtheit des deutschen Klerus aus (bes. S. 227). Mit orientierenden Listen bewaffnet kam er nach Deutschland; die eine enthält die streitbaren katholischen Schriftsteller: Joh. Fabri, Cochleus, Eccius, Friedr. Nausea, Conradus Kaellin, Nicolaus Herborn, Joannes Dietembergius, Frater Ber. a Lucelburg, Leonardus Marstaller, Johannes Hanerus, Georgius Vecellius; eine andere zählt die Hauptlutheraner auf. Die Unterstützung der „poveri dotti cattolici" spielt auch hier eine Rolle (S. 13, 63, 178/9, 196, 200); fortwährend wird die Wichtigkeit dieser kleinen Schar betont. Fabri verfasst einen Katalog der ketzerischen Schriften, den der Nuntius an den Papst sendet (S. 80), Cochleus giebt den Rat, zum Konzil nur ja einen glaubensfesten Drucker zu beschaffen, da die Lutheraner sicherlich alle Berichte verzerrt in die Welt senden würden (S. 178, 246). Wie Vergerio (S. 394) berichtet auch Morone von den protestantischen Schriften gegen das Konzil (S. 199); und sofort teilt er das Gerücht von Luthers Tod mit, das sich urplötzlich verbreitet hatte. Er knüpft daran die feine Bemerkung, dass es höchst bedauerlich wäre, wenn sich die Nachricht bestätigen sollte; denn dann sei es mit einem (immer noch erhofften) freiwilligen Rücktritt der Abtrünnigen ein für alle Male aus. Sehr richtig verweist er auf Huss und die Hussiten (S. 202). —

EKZ. S. 785/7; LCBl. S. 870; AZg^B. N. 72]; — 76) Vergerios Begegnung mit Luther: AELKZ. S. 703/4. (S. u. II 6 : 46.)

Über das unkollegiale Verfahren, das die Görres-Gesellschaft mit ihrem Konkurrenzunternehmen den beiden genannten staatlichen Instituten gegenüber eingeschlagen hat, ist viel geredet und geschrieben worden. In der eingehenden Besprechung des ebenfalls im Berichtsjahr erschienenen, von Dittrich[77]) herausgegebenen Bandes, der die Nuntiaturberichte Morones vom sogenannten Frankfurter Anstand 1539 bis zum Wormser Colloquium 1540 enthält, hat Friedensburg es in massvoller Weise gebührend gekennzeichnet. Der scharfe Kritiker hat aber auch an D.s Leistung selbst mit anderen Recensenten gar viel auszusetzen; an der Quelle, in Rom, hat er leicht zeigen können, was D. versäumt und was er schlecht gemacht hat. Wir nehmen den Band hin, wie er ist, und sehen zu, wie weit die litterarhistorische Forschung aus dem gebotenen Quellenmaterial Nutzen ziehen kann. Der Gesamtcharakter der deutschen Lande, den Morone in diesen Jahren vorfindet, weicht naturgemäss wenig von dem früheren ab. Das Ansehen Roms sinkt, der Kaiser, „troppo respettivo alli Lutherani," entfremdet sich mit seiner Lauheit („con questa tepidità") nun auch die katholischen Fürsten. „Le cose della religione vanno al total roina!" ruft der Nuntius. Er fürchtet, Deutschland könne doch einmal in sich einig werden „con exclusione di S. Beat"! Denn es kommen einige Artikel, „pieni di veneno," in seine Hände, auf Grund deren der Brandenburger Verhandlungen anknüpfen will mit dem Kurfürsten von Mainz; Bucer und Melanchthon sollen sie verfasst haben. Es wird eine „Pia admonitio Coclei ad Seren. Ro. Regem" mitgeteilt, worin ganz offen die „negligentia" des Kaisers für das ganze Unheil verantwortlich gemacht wird. Es werden katholische Getreue empfohlen: ein Widmannstetter als Sprachkenner, ein Joh. Forkamer aus Mainz als Buchdrucker, ein Ludwig in Freiburg als Theologe. Morone sendet auch weiter ein, was ihm von wichtigen antipäpstlichen Schriften in die Hände fällt, so die Kopie einer „declamatio" Melanchthons, womit wohl der Traktat „De ecclesiae auctoritate" gemeint ist (S. 40), ferner ein neues „libretto" desselben Vf., wahrscheinlich die „Quaestio de principum officio" (26. Okt. 1539), die sogar bei den deutschen Prälaten reichen Beifall fand. — An die Nuntiaturberichte schliesst sich die auf Erdmannsdörfers Anregung hin entstandene Dissertation Sillibs[78]), die uns zeitlich freilich ein wenig zurückführt. S. hat sich die Aufgabe gestellt, alles, was Macchiavelli über Deutschland berichtet, zusammen zu suchen und einheitlich darzustellen. Seine Quellen sind die aus der Sendung des Florentiners an den deutschen Hof hervorgegangenen Depeschen, 16 an der Zahl (vom 25. Dec. 1507 bis 14. Juni 1508), und die infolge der Gesandtschaft entstandenen Schriften, der „Rapporto delle cose della Magna" und die „Ritratti delle cose della Magna," in denen Macchiavelli eine zusammenfassende Schilderung der deutschen Zustände, Sitten und Gebräuche geben wollte. Hinzu kommen noch Stellen aus dem „Principe" und den „Discorsi", wo er seine transalpinen Erfahrungen für seine historisch-politischen Erörterungen benutzt. Macchiavelli unterzieht die ganze deutsche Verfassung, die Stände, die Stellung des Kaisers und Maximilians Person selbst, den ewig Schwankenden, Unsicheren, immer um Geld Verlegenen, einer genauen Betrachtung. Die Schwächen des Reiches als eines Ganzen erkennt sein klarer Blick naturgemäss sofort, aber von den einzelnen starken Gliedern dieses schwachen Körpers spricht er mit hoher Achtung. In den freien Reichsstädten zumal sieht er den „Nerv Deutschlands" (S. 39), die „antica bonità" der Bürger, ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die Einfachheit der Sitten und die Unbekanntschaft mit dem Luxus preist er mit lauter Stimme. Aber wie die Berichte Macchiavellis über das Thatsächliche selten genau und zuverlässig sind, so wird auch hier die Darstellung durch eine taciteische Tendenz des Beobachters gefärbt. Er will seinen korrupten Italienern die biedere Volkskraft der unverdorbenen Tedeschi ebenso als Beispiel hinstellen, wie einst der Vf. der Germania seinen degenerierten Römern mit erhobenem Finger von der Unverdorbenheit der Blondköpfe jenseits der Alpen erzählte. —

Einige interessante Briefe hat Gess[79]) aus dem Dresdener Hauptstaatsarchiv hervorgezogen. Zwei stammen vom Herzog Georg und richten sich an Joachim I. von Brandenburg und seine Gemahlin Elisabeth. Sie geben den unumstösslichen Beweis für die vielfach angezweifelte Richtigkeit der von Peter Hafftitius aufgestellten Behauptung, dass in der That des Kurfürsten eheliche Untreue der Grund zur Flucht Elisabeths vom Hofe gewesen ist. Ein drittes Schreiben, vom Kardinal Albrecht an den Herzog Georg,

— 77) F. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morones v. dtsch. Königshofe. 1539-40. (= QF. aus d. Gebiete d. Gesch. In Verbind. mit ihrem hist. Institute in Rom her. v. d. Görres-Ges. 1. Bd. 1. T.) Paderborn, Schöningh. IX, 243 S. M. 7,40. |[W. Friedensburg: GGA. S. 937-49; H. Baumgarten: DLZ. S. 1590/2.]| — 78) R. Sillib, Macchiavellis Stellung zu Deutschland. Diss. Heidelberg. 65 S. — 79) F. Gess, Herzog Georg, Kurf. Joachim I. u. Kardinal Albrecht

zeigt, dass der sittenstrenge Herzog auch diesem lockeren Vogel die Flügel beschneiden wollte. — Aus einem Kodex der Trierer Stadtbibliothek hat Sauerland[80]) einen Brief des Franziskaners Nicolaus Herborn vom spanischen Hofe Karls V. aus dem J. 1535 mitgeteilt. Der Brief, an Johann Syntzig gerichtet, lässt erkennen, wie Herborn, der schon 1532 beim Generalkapitel seines Ordens zu Toulouse die Entsendung von 14 Ordensgenossen nach Amerika erwirkt hatte, nun in persönlichem Verkehr mit dem Kaiser dauernd für das Missionswerk in den überseeischen Ländern thätig war. Einige köstliche Mitteilungen über Amerika und seine Schätze laufen nebenher. — Der dritte Band der von Lenz herausgegebenen Sammlung der Briefe Philipps von Hessen und Bucers (vgl. JBL. 1891 II 1 : 6) fand im Berichtsjahr mehrfach rühmende Besprechung.[81]) — Heyck[82]) druckte ein paar Briefe der Kaiser Max II. und Rudolf II. an Lazarus Schwendi ab. Der kaiserliche Feldobrist, der nach langer Arbeit 1568 von Maximilian in den Ruhestand versetzt wurde, blieb auch noch im folgenden Jahrzehnt, wo er sich, „eine rara avis unter den Feldobristen seiner Zeit“, litterarisch und publizistisch tummelte, seinem Herrn und dessen Nachfolger ein getreuer und immer gehörter Ratgeber. — Die fünfte Abteilung der Stieveschen[83]) Sammlung von Wittelsbacher Briefen aus den J. 1590—1610 bringt die Korrespondenz des herzoglichen Hofes mit dem Koadjutor Ferdinand von Köln und dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark 1600—1602 (s. u. III 1 : 6). Dazu kommen einige Nachträge aus früheren Jahren. Die in den Beilagen (C, D, F) abgedruckten Listen über Ferdinands Schulden, über seine Ausgaben im allgemeinen und das Verzeichnis der täglich von ihm zu ernährenden Menschen und Tiere gewähren einen hübschen Einblick in das Hofleben der Zeit. — Über den weit ausgedehnten Briefwechsel des Statthalters von Schleswig-Holstein Heinrich Rantzau hat Bertheau[84]) in höchst trockener Darstellung sehr interessante Mitteilungen gemacht. Der „Produx Cimbricus“ hat einen wahrhaft Gleimschen Kreis von Freunden und Bekannten, mit denen er über politische, künstlerische, wissenschaftliche Fragen korrespondiert, die er unterstützt, die ihn preisen und auch — bei ihm borgen. Mit zahlreichen Universitäten Deutschlands, des Nordens und Hollands steht er in ununterbrochenem Verkehr. Gelehrte und Dichter, unter denen Justus Lipsius, David Chytraeus, Georg Rollenhagen und Paulus Melissus hervorragen, sind die schreibenden Freunde. — Von dem berühmten Kriegsbaumeister Rochus von Lynar giebt Wallé[85]) Kunde. Lynar, der im J. 1578 unter Johann Georg in brandenburgische Dienste trat, blieb dauernd der Ratgeber zahlreicher anderer deutscher Fürsten, besonders des Landgrafen Wilhelm von Hessen. Der Briefwechsel mit diesem Letzten ist der Gegenstand von W.s Aufsatz. Es wird darin über alle möglichen Dinge in vertraulichem Plaudertone gesprochen, über Hofleben und Jagdgeschichten, über die Lage der Protestanten und über italienische Verhältnisse, über den Gregorianischen Kalender, dessen Zeitrechnung als vom Papste diktiert die evangelischen Fürsten trotz kaiserlicher Bitten nicht einführen wollen, und besonders, zu Beginn des J. 1582, über die Befestigung von Kassel. — Über die Lehr- und Wanderjahre eines jungen Schweizer Kaufmanns im 16. Jh. erfahren wir manches aus den Briefen des Joh. Iselin, die Iselin-Rütimeyer[86]) zu einem lebendigen Bilde verarbeitete. Der Sohn des Juristen-Professors Ulrich Iselin will nicht studieren, geht nach Genf, um das „Passamenterhandwerk“ zu erlernen, macht sich dann auf die Wanderschaft, kommt nach Bourges und „mit der rol“ bis Paris. —

Das Reformationszeitalter ist für Deutschland der Beginn der Memoirenlitteratur. In der Periode, da die Individualität sich die Herrschaft errang, ward es naturgemäss Freude und Genuss für den Denkenden, die eigenen Erlebnisse historisch zu betrachten und künstlerisch abgerundet darzustellen. An der Schwelle des 16. Jh. entstand die fragmentarisch, ohne Anfang und Ende, erhaltene Beschreibung einer Pilgerfahrt ins heilige Land, die Schön[87]) aus dem Archiv der Freiherren von Ow in Wachendorf ans Licht gebracht hat. Als Jahr hat Sch. 1494 überzeugend herausgerechnet; seine gewiss nicht unbegründeten Vermutungen aber über die Personen der Reisenden und des Vf. sind mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Die Wallfahrer sind jedenfalls Menschen mit offenen Augen gewesen. Anschaulich schildern sie die Wanderung und ihre Beschwerden, Seefahrt und

---

ZKG. 13, S. 119-25. — **80**) H. V. Sauerland, Aus e. Briefe v. Hofe Karls V. in Spanien. dat. 12. Jan. 1535: HJb. 13, S. 194/5. — **81**) G. Loesche: ThJB. 11, S. 208/9; LCBl. S. 277/8; DRs. 70, S. 153. — **82**) E. Heyck, Briefe d. Kaiser Maximilian II. u. Rudolf II. an Lazarus Schwendi: MIÖG. 13, S. 164/8. — **83**) F. Stieve, Wittelsbacher Briefe aus d. J. 1590-1610. Abt. 5: AbhAkMünchen. 20, S. 57-186, 363-514. |[J. Hirn: ÖLBl. 1, S. 85/8.]| — **84**) Bertheau, Aus d. Briefwechsel Heinr. Rantzaus v. 1570-94: ZSchlH. 22, S. 239-83. — **85**) P. Wallé, Lynars Briefwechsel mit d. Landgrafen Wilhelm v. Hessen (1576-92): SVGBerlin. 29, S. 85-106. — **86**) F. Iselin-Rütimeyer, Lehr- u. Wanderjahre d. Joh. Iselin: BaslerJb. S. 24-35. — **87**) Th. Schön, E. Pilgerfahrt in d. heilige Land im J. 1494: MIÖG. 13, S. 435-69. —

Sturm, Länder und Völker. Mit heiligem Beben setzen sie den Fuss auf den geweihten Boden von Jerusalem und voll inniger Frömmigkeit beschreiben sie die biblischen Stätten. Sie erzählen von der bösen Lage der Christen und von den sonstigen Zuständen in Palästina. Auch für die Sitten und Gebräuche, für Kleidung und für den „glauben der leyt“ haben sie Interesse. Die Reise ging höchst wahrscheinlich, wie Sch. den verlorenen Beginn aus den Andeutungen des Erhaltenen rekonstruiert, von München über den Brenner nach Venedig, dann über Rhodus und Cypern. Am 2. Mai ward aufgebrochen; vom 9. bis 17. Aug. sind sie in Jerusalem, am 18. treten sie die Rückreise an, und am 26. Okt., da sie nicht mehr weit von Venedig sind, bricht die Beschreibung ab. — Aus dem auch von Gust. Freytag in seinen „Bildern“ benutzten Memoirenwerk Wilwolts von Schaumburg hat Kneschke[88]) die beiden letzten Bücher vorgenommen, um nach ihren Angaben in Verbindung mit anderen Quellen die Thätigkeit Wilwolts in den niederländischen Kämpfen am Ausgang des 15. Jh. eingehend zu untersuchen. — Luschin von Ebengreuth[89]) fand im Herbersteinschen Familienarchiv zu Graz eine bisher unbekannte hs. Fassung der Selbstbiographie des Grafen Sigmund von Herberstein. Hier ist manches Neue und manches Veränderte gegen die von Karajan herausgegebene Hs. des Wiener Staatsarchivs (Fontes Rerum Austriacarum, Scriptores 1, S. 67—396) zu finden; in einer sorgsamen Vergleichung hat L. alles Wichtige zum Abdruck gebracht. Die diplomatische Sendung Herbersteins an König Christian von Dänemark im J. 1516 läfst sich überhaupt nun erst ohne Lücke übersehen (S. 78/9, 116—22). — Zur Zeit des Bauernkrieges hat sich die Priorin Walpurgis Schefflerin vom Kloster Maria Mai im Riess in der Nordostecke Schwabens Aufzeichnungen über die Geschichte ihres Konvents gemacht, die Ludwig Müller[90]) herausgab. Die Schefflerin berichtet, wie es in den Tagen der Revolution hinter den Mauern des von den plündernden Bauernhorden immer ärger bedrängten Klosters herging. Die socialen Gründe der Empörung erkennt sie naturgemäss nicht, aber ihr christlicher Sinn lässt sie doch voll Milde über die sengenden und brennenden Banden urteilen. — Die Aufzeichnungen des spanischen Protestanten Franzisco de Enzinas, die er im J. 1545, in lateinischer Sprache geschrieben, an Melanchthon schickte, hat Nebelsieck[91]) nacherzählt. Enzinas war von Loewen aus nach Wittenberg gekommen, wo er sich dem Doktor Philippus besonders anschloss. Voll bester Absicht verfertigte er eine Übersetzung des Neuen Testaments ins Spanische, die ihm Gefangennahme und lange Kerkerhaft einbrachte. — Die von Hermann Hildebrand vor nun fast zwanzig Jahren in der Kopenhagener Bibliothek entdeckte und sorgfältig kopierte Hs. der Aufzeichnungen des rigaischen Ratssekretärs Joh. Schmidt zu den J. 1538—62 hat mit Hinzunahme eines Dorpater Codex Bergengrün[92]) zum Druck gebracht. Es ist die Zeit, da Livlands Selbständigkeit zu Grabe ging, und der letzte Ordensmeister, Gotthard Ketteler, sich unter Polens Oberhoheit beugen musste. — Ans Ende des Jh. führt uns die Selbstbiographie des kursächsischen Oberhofpredigers Mathias Hoë von Hoënegg, deren erhaltene Bruchstücke Scheuffler[93]) mitgeteilt hat. Der wackere Hoë ist von einer köstlichen naiven Arroganz; die Freude an seinem eigenen Wissen und Können führt ihn gar oft zu hochkomischen Übertreibungen. Auf der Universität zu Wittenberg hat er in vier Jahren drei Fakultäten durchstudiert: Theologie, Juristerei und Philosophie, und „keine obiter“. Stolzbewusst schildert er, wie man ihm von allen Seiten Stellen anbietet, wie er schliesslich seit 1613 als Hofprediger in Dresden wirkte. Überall wird er mit Jubel empfangen, überall hört man ihn leidenschaftlich gern predigen, und nur „mit heissen Zähren“ lässt man ihn ziehen. Er übertreibt alles, die Wichtigkeit seiner Stellung, den Hass und Neid seiner Feinde, ihre Nachstellungen und Rachepläne, er übertreibt die fürstlichen Gnadenbezeugungen, die er mit gekrümmtem Rücken höchst geschmeichelt aufzählt, er übertreibt sogar die Zahl und die Schwere seiner Krankheiten! „Allerlei stattliche Heiraten“ wurden ihm angetragen. Er aber nimmt 1602 seine gute Elisabeth Heidelberger, was ihn nie gereut; denn sie ist „meine Ehrenkrone, mein, nächst Gott, Lebensstab; an ihr habe ich eine häusliche Saram, eine holdselige Rebeccam, eine vernünftige Abigail, eine recht keusche Susannam, eine andächtige, gottes-

88) R. Kneschke, Z. Gesch. d. niederländ. Kriege u. Kämpfe am Ausgang d. 15. Jh. Progr. Zittau. 4°. 28 S. — **89**) A. Luschin v. Ebengreuth, Herbersteiniana: BKSteiermGQ. 24, S. 67-122. — **90**) [Ludwig Müller], Aus d. Jahrbüchern d. Klosters Maria Mai im Riess. Aufzeichnung d. Priorin Walpurgis Schefflerin über d. Gesch. ihres Konventes im J. 1525. E. Quellenschrift z. Gesch. d. Bauernkrieges im nordöstl. Schwaben. Augsburg, Litt. Anst. 1891. 37 S. M. 1,20. |[B. Kindt: MHL. 20, S. 160/1.]| — **91**) H. Nebelsieck, Aus d. Leben e. spanischen Protestanten d. Reformationszeit. (= Für d. Feste u. Freunde d. Gustav-Adolf-Ver. N. 159.) Barmen, H. Klein. 68 S. M. 0,10. — **92**) A. Bergengrün, D. Aufzeichnungen d. rigaischen Ratssekretärs Joh. Schmidt zu d. Jahren 1558-62. Leipzig, Duncker & Humblot. XXXIV, 164 S. M. 4,40. |[F. Bienemann: BLU. S. 316; HJb. 13, S. 354.]| — **93**) T. Scheuffler Bruchstücke e. Selbstbiographie d. kursächs. Oberhofpredigers D. Mathias Hoë v. Hoënegg: JGGPÖ. 13, S. 28-40, 105-35.

fürchtige Elisabeth, eine gutthätige und barmherzige Tabeam". — Über das in der vatikanischen Bibliothek aufbewahrte Stammbuch, in das der Schotte Thomas Segetus Andenken an seine berühmten Freunde sammelte, berichtete Baumgartner.[94]) L. Lipsius, Guil. Barclayus, Conradus Peutinger, Galileus Galilei befinden sich unter den eingetragenen Namen.[95]) —

Aus Handschriften und alten Drucken gab Roth[96]) schätzenwerte Mitteilungen, und Behaghel einige Zusätze, die uns freilich hier nicht durchweg interessieren. Die Hss., auch die aus dem 15. und 16. Jh. stammenden, gehören fast ausnahmslos der früheren litterarischen Epoche an; aus einem Gebet- und Erbauungsbuch, im 16. Jh. geschrieben, wird ein Marienlied mitgeteilt (S. 286/7). Unter den Drucken steht an der Spitze ein bisher unbekannter Einblattdruck, den gereimten Text zum Bilde der Margarete Weyss enthaltend, die 26 Monate lang ohne Speise und Trank lebte (S. 194, N. 1; Paulusmuseum in Worms). Aus seinem Besitze beschreibt R. u. a. auch ein Büchlein „Von den wilden rauhen menschen" (S. 194, N. 2), ein anderes „Die bürde der welt" (S. 195, N. 3), „Eyn Sermon von der Beraytung zum Sterben" (S. 289, N. 5), die „Siben Alter" von Gengenbach (ib., N. 6), Luthers Brief „Allen Christen zu Wormbs" (ib., N. 7), „Mich wundert, das keyn gelt im landt ist" (S. 290, N. 10), ein Spottgedicht auf die „Finsternuss die zu Rhom geschehen ist. Im 1522 jar." (ib., N. 11), einen Brief gegen die Strassburger Schwärmer (S. 291, N. 15), die Auslegung einer Kometenerscheinung (ib., N. 17), schliesslich eine Reihe von „Zeitungen" (S. 291/3, N. 19—25). Dazu kommen Weissagungen (N. 27/8), Historisch-Politisches (N. 31; 33 eine Art Monatsschrift) und einige Liederdrucke (N. 34/5). —

II,2

Lyrik.

Georg Ellinger.

Kirchenlied: Allgemeines N. 1; einzelne Lieder, Dichter, Liederhss.: evangelische Kirche N. 8, katholische Kirche N. 10, Wiedertäufer N. 11. — Meistergesang N. 12. — Volksgesang N. 14. —

Eine die Wissenschaft fördernde Darstellung des deutschen Kirchenliedes von allgemeiner[1]) Natur ist diesmal nicht zu verzeichnen. Die bedeutende Förderung, die auch der Litteraturgeschichte aus Zahns[2]) gross angelegtem und auch im Berichtsjahre rüstig fortgeschrittenem Werke zu Gute kommt, wird bei der Besprechung des abgeschlossenen Werkes zusammenzufassen sein. — Die musikalischen Grundlagen des evangelischen Kirchenliedes hatte im J. 1890 Wolfrum in seinem Buche: die Entstehung und erste Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchenliedes kurz und gut dargestellt, und wenn das Werk auch in erster Linie praktische Zwecke verfolgte, so kann es doch als Hülfs- und Nachschlagebuch dem Litterarhistoriker auf hymnologischem Gebiete gute Dienste leisten und namentlich vor falschen Schlüssen bewahren, die allzu einseitig aus litterarischem Material und ohne Berücksichtigung der Melodien gezogen werden. Die Besprechungen[3]), die an Wolfrums Buch anknüpfen, berichtigen teils kleinere Irrtümer, teils treten sie in einen prinzipiellen Gegensatz zu den praktischen Absichten, indem sie dafür plädieren, das Kirchenlied durch Verwertung der jetzt im Volke lebendigen Melodien zu beleben; bemerkenswert ist die dabei ausgesprochene Beobachtung, dass Volksmelodien in Moll in grösserem Umfange nur in katholischen Ländern nachzuweisen seien. — Die im vorigen Berichtsjahre (JBL. 1891 II 2 : 3) besprochene Darstellung des Kirchenliedes der böhmischen Brüder durch Wolkan hat im Berichtsjahre einige Recensionen[4]) gefunden, die indessen nichts Förderndes bieten, auch zum Teil die Erzeugnisse der Vergangenheit von engherzigem konfessionellen Standpunkt aus betrachten. — Von sonstigen

---

— 94) A. Baumgartner, E. schottisches Stammbuch: ZVLR. 5, S. 88-95. — 95) × Charlotte Philippi, D. Familie Schönberg-Cotta. E. Charakter- u. Sittengemälde aus d. Reformationszeit. Aut. Übersetz. aus d. Engl. 9. Aufl. Basel, A. Geering. 1891. 532 S. Fr. 3,00. (Fromme hist.-novellist. Erzählung; „Familienlektüre.") — 96) F. W. E. Roth, Mitteilungen aus mhd. Hss. u. alten Drucken: Germania 37, S. 191-201, 285-95. (Dazu O. Behaghel: ib. S. 296.) —

1) × J. Peter, D. dtsch. Kirchenlied: Sängerhalle 31, S. 509-10, 522/3, 533/4, 545/6. (Populär zusammenfassende Übersicht.) — 2) (I 9: 35.) — 3) MhMusG. 23, S. 48-50; AMusZg. 18, S. 355; F. Zimmer: ThLBl. S. 31/3. — 4) × LCBl. S. 158/9; Sebertz: JGGPÖ. 13, S. 100. — 5) × Auswahl v. Liedern u. Liederstellen aus d. Gesangbuche für

Arbeiten über das Kirchenlied, die einen etwas allgemeineren Charakter tragen[5-6]), sind namentlich die Mitteilungen über die Gesangbücher in Württemberg hervorzuheben[7]). Leider sind die Angaben nicht überall sehr genau, was vor allem deshalb zu bedauern ist, weil bei derartigen lokalen Einzelheiten die Nachprüfung grosse Schwierigkeiten bereitet. Dennoch aber sind die Mitteilungen von Wert, weil hier innerhalb einer einzelnen Landschaft sich viel klarer erkennen lässt, wie die jeweiligen Gesangbücher die verschiedenen Auffassungen des Bekenntnisses am deutlichsten wiederspiegeln. Unter Herzog Christoph bediente man sich in Württemberg meist des Strassburger Gesangbuches; erst unter Christophs Nachfolger Ludwig und auf dessen Veranlassung kam ein eigenes württembergisches Gesangbuch zustande, das 108 nach fünf Rubriken geordnete Lieder enthielt (1583). Der Veranstalter dieses Gesangbuches war wahrscheinlich Osiander, der kurze Zeit darauf in seinem Choralbuch 1586 durch Verlegung der Melodie aus dem Tenor in den Sopran (vgl. Wolfrum, S. 111) eine für die Entwicklung des evangelischen Kirchengesanges und der Musik überhaupt folgereiche Neuerung eingeführt hat. Nach dem 30jährigen Kriege wurde dem Gesangbuche ein Anhang von 44 Liedern angefügt; zu gleicher Zeit erschien ein Hausgesangbuch, worin zum ersten Male ein Lied von Paul Gerhardt sich findet. Für den täglichen Gottesdienst wurde 1689 ein Betstundengesangbuch herausgegeben. Mit einem neuen Anhange vermehrt, erschien dann das alte württembergische Gesangbuch 1711 wieder; die Zahl der Lieder war jetzt auf 212 gestiegen, von Gerhardt waren darunter 10. Gegen Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jh. wurden nun in Württemberg sehr viele private Kirchenliedersammlungen veranstaltet, die alle überwiegend pietistischen Charakter getragen zu haben scheinen; dazu kam, dass einzelne Städte, namentlich die Reichsstädte, ihr eigenes Gesangbuch hatten. Um dieser Gesangbuchsverwirrung zu steuern, wurde ein neues Gesangbuch eingeführt, mit dessen Ausarbeitung der Hofprediger Gottlieb Tafinger vom Konsistorium betraut wurde. Seine Mitarbeiter waren: Eberh. Ludw. Fischer, Joh. Jak. Hammer und Joh. Chrph. Bilhuber. Das Gesangbuch erschien 1741 und enthielt 392 Lieder. Von den Dichtern stehen an Zahl obenan: Luther mit 33, Gerhardt mit 36 Liedern. Trotzdem ist die Färbung des Gesangbuches überwiegend pietistisch; das Gleiche scheint bei dem von dem Konsistorium zur Privatübung empfohlenen württembergischen Liederschatze, dem sog. Tausendliederbuche von 1732, der Fall gewesen zu sein. Ein Choralbuch zu dem Gesangbuche von 1741, eigentlich nur die Umarbeitung eines älteren von 1711, gab 1744 der Hofkantor J. G. Stötzel heraus. Die Ernüchterung nach dem Pietismus trat, wie überall, so auch in Württemberg ein; seit 1782 begann die Bewegung gegen das bisherige Gesangbuch; namentlich lebhaft wurde sie durch den Pfarrer Georg Friedr. Griesinger vertreten, der 1786 in das Konsistorium kam und endlich 1788 die Gesangbuchsänderung durchsetzte. Die Grundsätze, die er für die Ausarbeitung des neuen Gesangbuches aufstellte, sind für den Rationalismus zu charakteristisch, als dass sie nicht hier wiedergegeben werden sollten: „1. Aus dem bisherigen Gesangbuch sollen diejenigen Lieder beibehalten werden, welche an sich gut und den heutigen Zeiten, auch der heutigen Denkungsart noch angemessen seien. 2. Bei der Auswahl soll auf solche Lieder gesehen werden, welche Geist und Herz zu wahrer, ungeheuchelter Andacht gegen Gott entflammen und zu freudiger Erfüllung aller Christenpflichten aufmuntern. Besonders sollen sie nichts Schwärmerisches, auch nicht zu viel Sinnliches und Bildliches enthalten.“ Auf Veranlassung Griesingers übernahm der Dichter Stäudlin die Ausarbeitung des Gesangbuches, in welchem die Lieder mit grosser und, zum Teil auch durch die Tendenz nicht bedingter, unnötiger Willkür behandelt wurden. Bezeichnend für die Tendenz sind die Umänderungen einzelner Wörter; aus Busse wurde Besserung, aus Gottseligkeit Tugend, aus Gott Gottheit und Vorsehung. Einzelne alte Lieder wurden durch den Einfluss des Konsistorialrats Rieger beibehalten. 1791 erschien das neue Gesangbuch (630 Lieder) und sollte eingeführt werden, stiess aber in den Dörfern überall auf Widerstand. Die zahlreichen Äusserungen dieses Unwillens, die von dem Vf. der Jubiläumsschrift aufgezählt werden und die an einzelnen Orten so heftig auftraten, dass Militär zu Hülfe gerufen werden musste, sind im höchsten Maasse interessant und charakteristisch für die Thatsache, dass der Rationalismus bloss eine den oberen Zehntausend eigentümliche Geistesrichtung war, in die eigentlichen Schichten des Volkes aber niemals Eingang gefunden hat. Zwei

---

d. evang.-protest. Kirche d. Grossherzogt. Baden z. Gebrauch für d. Katechismus-Unterr. in Kirche u. Schule. Karlsruhe, Reiff. 4°. 22 S. M. 0,30. (Verfolgt relig. Zwecke.) — **6**) × M. Weishaupt, Das dtsch. evang. Kirchenlied. E. Handbüchlein z. Nachschlagen. Sangerhausen u. Leipzig, Franke. 12°. 24 S. M. 0,30. (Verfolgt päd. u. relig. Zwecke, u. giebt e. ganz geschickten Überblick über d. Entwicklung d. Kirchenliedes.) — **7**) Z. goldenen Jubil. unseres Württem

Choralbücher von 1798 und 1828 schlossen sich an das Gesangbuch von 1791 an. Die Bewegung, die seit dem Anfange unseres Jh. gegen den Rationalismus sich geltend machte, griff selbstverständlich auch in Württemberg um sich, und im Zusammenhange damit begannen die Bestrebungen, bei den Kirchenliedern möglichst wieder auf die Originalgestalt zurückzugehen. Die Hauptvertreter dieser Ansichten waren Christian Adam Damm und Albert Knapp, der durch seinen wissenschaftlich hier nicht zu würdigenden „Evangelischen Liederschatz" (1837) am kräftigsten für die Einführung eines neuen Gesangbuches gewirkt hat. Ihre Bemühungen hatten den Erfolg, dass zum Zwecke der Neubearbeitung eines Gesangbuches eine Kommission von dem evangelischen Konsistorium berufen wurde. Die Kommission stellte einen zweimal gedruckten Entwurf zu einem neuen Gesangbuche fest, der viel Beifall fand (u. a. auch bei Uhland und Schwab), aber auch angegriffen wurde. Durch eine eigens dazu einberufene Synode wurde der Entwurf durchberaten und seinem wesentlichen Bestande nach angenommen (1841); er umfasst 651 Lieder. —

Einzelne Lieder, Dichter, Liederhss. Eine sehr anziehende Untersuchung, der man nur leider in dem Beweis, auf den sie sich zuspitzt, nicht zustimmen kann, hat für das evangelische Lied Wentzel[8]) geliefert. Der alte Choral: O Welt, ich muss dich lassen, die bekannte geistliche Parodie von: Innsbruck, ich muss dich lassen, dem auch musikalisch eine hohe Bedeutung zukommt, wurde bis jetzt ziemlich allgemein Johann Hess oder Hesse (geb. um 1490, gest. 1547) zugeschrieben. W. führt den Nachweis, dass die Gründe, die für die Autorschaft Hesses vorgebracht werden, nicht als stichhaltig bezeichnet werden können. Zunächst verweilt er auf den früheren Hypothesen über den Dichter des Chorales; um die Wende des 17. und 18. Jh. galt als Vf. ein Wittenbergscher Student der Theologie, Georg Zimmermann, der wegen Mutter- und Schwestermordes 1602 zum Tode verurteilt, es kurz vor seiner Hinrichtung gedichtet haben sollte. Es ist lehrreich einen Augenblick bei dieser Vermutung stehen zu bleiben; ihren Ursprung fand sie offenbar aus dem Charakter des Liedes: da in dem Choral von der Welt Abschied genommen wurde, so lag es nahe, als Vf. an jemand zu denken, der den nahen Tod vor Augen hat; und da die schreckliche That Zimmermanns wohl besonderes Aufsehen erregt hat, so konnte sich leicht die Meinung festsetzen, dass das Lied von ihm herrühre. Übrigens hat diese Vermutung thatsächlich einen gewissen Einfluss auf die Geschicke des Liedes ausgeübt: man meinte anstössige Stellen darin zu entdecken und half sich nach W. durch Umdichtungen — worüber bei W. leider nähere bibliographische Angaben fehlen; er nennt nur Siegmund von Birken und Johann Olearius — oder verbannte es ganz aus den Gesangbüchern. Indessen wurde die Hypothese, dass Zimmermann der Autor sei, bereits durch Georg Serpilius widerlegt, der das Vorkommen des Liedes vor 1602 nachwies. Serpilius war es auch, der, nachdem er eine Zeit lang an den Mömpelgarder Prediger Caspar Lutz als den Vf. gedacht hatte, schliesslich (1716) Joh. Hesse als den Dichter proklamierte. In Übereinstimmung mit Mützel und Fischer weist nun W. darauf hin, dass die sämtlichen von Serpilius für Hesses Autorschaft beigebrachten Argumente nichts beweisen; ja er macht sogar darauf aufmerksam, dass in einem Falle die Angaben des Serpilius sich als unrichtig oder doch als ungenau erweisen. Serpilius scheint anzunehmen, dass der Glaube an Hesses Autorschaft zuerst in Nürnberg aufgekommen sei, in diesem Falle würde die Angabe immerhin einigen Glauben verdienen, da Hess nicht nur in Nürnberg geboren war, sondern auch in seinem späteren Leben wiederholt dorthin zurückgekehrt ist. W. zeigt aber, dass der Name von Hess als Vf. des Liedes in Nürnberg zuerst in einem Gesangbuche von 1713 vorkommt, dass er dagegen schon in einem Dresdener Gesangbuche von 1622 auftaucht; in dem zuletzt erwähnten Falle handelt es sich zudem wahrscheinlich gar nicht um jenen Hess, der als Vf. des Liedes angesehen wird. Somit kann man W. durchaus darin zustimmen, dass für die Autorschaft Hesses irgend ein Beweis nicht erbracht worden ist, und das Lied daher als anonym bezeichnet werden muss. W. geht aber noch weiter und will darthun, dass der Text des Chorals erst nach dem Tode Hesses verfasst worden sei. Den Beweis sucht er folgendermassen zu führen: über die Chronologie des Liedes steht so viel fest, dass es sicher schon vor 1569 gedichtet sein muss, da es sich in einem Gesangbuch von 1569 findet; die beiden bisher bekannt gewordenen ältesten Einzeldrucke sind chronologisch schwer zu bestimmen; sie können zwischen 1549 und 1584 entstanden sein. Nun existiert eine andere geistliche Umdichtung von Innsbruck, ich muss dich lassen, die von Heinrich Knaust im J. 1550 verfasst ist

---

berg. Gesangbuches. Stuttgart, Buchhandl. d. Evang. Ges. 24 S. M. 0,20. — 8) G. Wentzel, Über d. Vf. d. Chorals:

und die nur das weltliche Lied als Vorlage hat, da es diesem Zeile für Zeile folgt. Obgleich nun das Lied erst 1571 gedruckt ist, so meint W. doch annehmen zu können, dass dieses Lied dem Vf. unseres Chorales auf irgend eine Weise zugekommen sein und diesen beeinflusst haben müsse. Das Volkslied hat nämlich Strophe 1 und 2 die bekannten Worte: „ich far do hin mein strassen — in fremde landt do hin.“ Knaust hat an der entsprechenden Stelle: „und far dahin mein strassen — Ins vaterland hinein.“ Der Choral: „Ich fahr dahin mein Strassen — Ins ewig Vaterland.“ Nun meint W., dass die Beziehung auf das himmlische Vaterland unmöglich von zwei von einander unabhängigen Männern hätte gefunden werden können, und er schliesst aus der Übereinstimmung, dass der Choral von Knausts Lied abhängig sein müsse. Da nun Hess schon 1547 starb, so ist er nicht der Vf. des Liedes, das somit zwischen 1550 und 69 entstanden sein muss. Die Richtigkeit dieser Beweisführung ist zu bestreiten; die Beziehung auf das himmlische Vaterland lag durch das Wort Land in der entsprechenden Zeile des Volksliedes und durch den Sinn, der sich bei der geistlichen Umdichtung der beiden ersten Zeilen ergab, so nahe, dass es durchaus nicht notwendig ist, aus der Übereinstimmung auf eine unmittelbare Abhängigkeit zu schliessen. So wird man auch jetzt zu keinem anderen Resultate gelangen als zu dem, das bisher fest stand: irgend ein Beweis für die Autorschaft des Hess ist nicht erbracht, das Lied, das vor 1569 entstanden sein muss, ist als anonym zu bezeichnen. Jedesfalls aber ist es sehr zweckmässig, dass der ganze Thatbestand einmal übersichtlich zusammengestellt ist; das gleiche Verfahren wäre auch für manche andere Kirchenlieder zu empfehlen. Die sorgfältige Statistik der Gesangbücher, die das Lied enthalten (S. 402), sei noch besonders hervorgehoben. — Ein Jubiläumsartikel über Nicolaus Selnecker, von Gruber[9]), bringt aus Selneckers Predigten einige hübsche neue Züge zur Charakteristik des Dichters bei. —

Eingehendere Untersuchungen über das geistliche Lied in der katholischen Kirche sind in dem Berichtsjahre nicht veröffentlicht. Nur Michael Vehe (gest. 1539), der Herausgeber des ersten deutschen katholischen, von Bäumker (1, S. 124) analysierten Gesangbuches, wird von Paulus[10]) in einem Aufsatze behandelt. Der Vf. bringt einige neue Lebensnotizen (Vehe war eine Zeitlang Prior im Dominikanerkloster zu Wimpffen, studiert seit 1506 in Heidelberg, wird 1513 ebenda zum Doktor der Theologie promoviert), sonst beschäftigt sich die Darstellung hauptsächlich mit Vehes apologetischen Schriften, die nicht überall ganz gleichmässig analysiert werden. In der Beurteilung misst der Vf. nicht mit gleichem Maass und zeigt sich namentlich den protestantischen Gegnern Vehes gegenüber nicht unparteiisch genug. Eine Abhandlung Vehes gegen Melanchthons Apologie, die ihn besonders zum Widerspruche reizen musste, da er an der Abfassung der Konfutation in hervorragendem Maasse beteiligt gewesen, blieb ungedruckt. In dem gleichen Jahre, in dem er diese Schrift verfasst hatte, erschien jedoch ein Büchlein von ihm über das Abendmahl (1531), worin er die Kommunion unter einer Gestalt verteidigte, sich freilich seine Sache sehr leicht machte. Er selbst hatte wohl auch von der Fadenscheinigkeit seiner Leistung eine gewisse Empfindung, denn als Bugenhagens Schrift: Widder die kelch diebe (1532) erschien, nahm Vehe, obwohl nicht persönlich angegriffen, wieder Veranlassung auf den Plan zu treten. Seine Abhandlung: Errettung der beschuldigten kelch dyeb (Vorrede datiert: 1532; Paulus kennt nur einen Druck: Leipzig 1535) verficht zwar zunächst gegen Bugenhagen die katholische Lehre vom Abendmahl, geht aber auch auf andere strittige Punkte, wie die guten Werke und das sittliche Leben der Geistlichen ein, wobei es an Angriffen auf die Ehen der protestantischen Führer nicht fehlt. Eine andere Schrift: „Wie vnderschydlicher weiss Gott und seine auserwelten Heiligen von uns Christen sollen geehret werden“, deren Entstehungszeit vor der zuletzt behandelten liegt (entstanden 1531, gedruckt Leipzig 1532), verteidigt die Heiligenverehrung. Auf Wunsch seines Bruders verfasste Vehe schliesslich noch (1533) fünfzehn kleinere und mit einander zusammenhängende Abhandlungen, in denen er die von protestantischer Seite angegriffenen Grundlehren der katholischen Kirche besprach mit besonderer Bevorzugung der Lehren von der Kirche, von den Konzilien und den guten Werken. Erschienen ist diese Schrift erst 1535 unter dem Titel: Assertio sacrorum quorundam axiomatum. Während Vehe sich in seinen übrigen Büchern eines ziemlich kräftigen und frischen Deutsch bedient, greift er hier zum Lateinischen. —

Eine bedeutsame Bereicherung unserer Kenntnis des Wiedertäufer-Liedes

---

O Welt, ich muss dich lassen: MusWBl. 22, S. 349-50, 365/6, 377/8, 389-90, 401/3. — 9) H. Gruber, Nicolaus Selnecker: VossZgB. N. 29. — 10) N. Paulus, Michael Vehe, d. Herausgeber d. ersten dtsch. kath. Gesangbuches: HPBll. 110,

ergiebt sich aus den Mitteilungen Ungers[11]. Sie sind zwar noch nicht abgeschlossen, allein da der Vf. im J. 1893 nicht wieder darauf zurückgekommen ist, so ist es wohl zweckmässig, schon jetzt von der Publikation Notiz zu nehmen. Die fast vollständig erhaltene Liederhs. der süddeutschen und österreichischen Täufer, die der Vf. analysiert, enthält 74 Lieder vollständig, eines fragmentarisch; mehrere fehlen. Der Vf. hat sich vorläufig noch nicht damit beschäftigt, inwieweit die in der Hs. enthaltenen Lieder sich mit dem bereits bekannten Material berühren; es kann indessen keinem Zweifel unterliegen, dass einzelne der Lieder schon aus anderen Quellen bekannt sind, so ist das S. 44 unter F. 46 mitgeteilte Lied offenbar das Rutenlied von Alexander Heldt (Ermahnung an die Eltern, streng gegen die Kinder zu sein: Wackernagel 5, S. 525, N. 779), auch die dem Originallied nicht ganz entsprechende Fassung, die die Hs. bietet, ist bereits bei Wackernagel abgedruckt (S. 526, N. 780). Der auf S. 51 unter F. 420 erwähnte Puxbaumb ist der geystlich Buchsbaum von dem Täufer Hans Witzstat von Wertheim (Wackernagel 3, S. 167/8). Ein Teil der in der Hs. überlieferten Lieder ist aber augenscheinlich noch nicht näher bekannt; inwieweit einzelne Liedbestandteile sich mit dem zugänglichen Material decken, bliebe noch zu untersuchen. Soweit man nach den Liedanfängen urteilen kann, finden sich neben einigen Bekenntnisliedern namentlich Lieder, die biblische Stoffe behandeln; dabei fällt die ganz unverhältnismässig grosse Menge von Stoffen aus dem alten Testament im Vergleich zu der geringen Zahl aus dem neuen auf. (Aus dem A. T.: Adam und Eva, Sündflut, Sodom und Gomorrha, Rebekka, Joseph, Gideon, David und Goliath, Hiob, Hiskias, Esther, Judith, Makkabäer; aus dem N. T.: Englischer Gruss, Lobgesang des Zacharias, Jesus und die Samariterin, kluge und thörichte Jungfrauen, verlorener Sohn.) Eine eingehende Vergleichung müsste noch feststellen, inwieweit die Täufer sich die Lieder der reformierten und lutherischen Kirche angeeignet haben; so kann das S. 51 unter F. 422 citierte Lied: „Ich armes Brüderlein klag mich seer" immerhin mit dem Liede von Petrus Schär (Wackernagel 3, S. 854) oder mit einem der nachfolgenden Lieder zusammenhängen; es ist aber auch nicht ausgeschlossen, dass es eine selbständige Umdichtung des bekannten Volksliedes: Ich armes Maidlein etc. ist. Am charakteristischsten erscheint die täuferische Liederdichtung in ihren Märtyrerliedern; der Vf. verspricht die betreffenden Stücke der Hs., sämtlich nach Ländern geordnet, mitzuteilen, und nach den gegebenen drei Proben darf man auf die Fortsetzung im höchsten Maasse gespannt sein. Die drei Lieder führen uns nach Bayern; in dem ersten wird von dem Märtyrertode eines täuferischen Glaubenszeugen berichtet; in dem zweiten erzählen zwei Brüder selbst, wie sie Leiden und Verfolgung um ihres Glaubens willen haben ausstehen müssen, dem Tode aber endlich glücklich entronnen sind; in dem dritten werden mehrere Märtyrer nacheinander behandelt. Allen drei Liedern gemeinsam ist die kräftige, energische und klare Sprache. Die Dichter haben das Bestreben, ihre Helden möglichst zu erheben; darum sind ihnen Einzelzüge willkommen, durch die die täuferischen Blutzeugen geradezu in eine Parallele mit Christus gerückt werden (so tritt in dem ersten Lied ein Mann auf, der den Täufer seinen Verfolgern verrät und sich dann aus Verzweiflung henkt, natürlich fehlt die Beziehung auf Judas nicht, Str. 17; während der Hinrichtung verfinstert sich die Sonne; ein Vergleich mit Christus S. 147, Str. 10). Ein besonderer Wert wird auf die Wiedergabe der Reden gelegt, mit denen die Täufer im Verhöre ihren Widersachern entgegentraten; auch wird immer betont, wie ruhig und gottvertrauend sie in den Tod gegangen sind. Alles in allem: diese Lieder erfüllen durchaus den Zweck, dem sie dienen sollten: die verfolgten Täufer in unerschütterlichem und heldenhaftem Glaubensmute zu bestärken. —

Ebensowenig wie bei dem Kirchenlied sind bei dem Meistergesang Arbeiten zu verzeichnen, die einen Überblick über das gesamte Gebiet zu geben versuchten. Dankenswerte Mitteilungen bietet Keinz[12]) in seiner Beschreibung der Münchener Hs. Cgm. 811 dar. Diese schon gelegentlich benutzte Hs. darf insofern besonderes Interesse beanspruchen, als wir aus ihr nähere Aufschlüsse über ein Mitglied des Standes der wandernden Meistersinger empfangen, von denen uns ja im allgemeinen nicht viel bekannt ist, und denen doch immerhin eine gewisse Bedeutung zukommt, da sie die Einzigen waren, die dem niederen Volk eine Art geistiger Anregung gewährten. Der Schreiber der Hs. hiess Jakob Kebitz und lebte in der Mitte des 15. Jh. Sein Vater war Verwalter des Vermögens irgend eines Amtes, vielleicht eines Klosters, und somit wohl in der Lage, für

---

S. 469-89. — **11**) (III 2 : 32.) — **12**) F. Keinz, E. Meistersinger d. 15. Jh. u. sein Liederbuch: SBAkMünchen. S. 639-700.

die Erziehung seines Sohnes etwas zu thun. Jedesfalls verstand Jakob Kebitz etwas Latein; er besass einige musikalische Kenntnisse und hat sich wohl auch sonst noch mancherlei Wissenswertes angeeignet. Weshalb er seine Studien aufgegeben, ist nicht bekannt; mit Recht macht der Vf. darauf aufmerksam, dass in ähnlicher Weise wie bei ihm auch bei anderen Genossen seines Standes sich wohl der Übergang zu dem Leben eines fahrenden Meistersingers vollzogen hat: da sie ihren Studiengang freiwillig oder unfreiwillig abgebrochen hatten, suchten sie wenigstens das, was sie erlernt hatten, für ihr Fortkommen nutzbar zu machen. Die Heimat des Dichters ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, doch weist die Sprache nach der nordwestlichen Grenze des Gebietes der bayerischen Mundart. Über die Persönlichkeit des Kebitz ist aus der Hs. nicht viel zu ersehen. Als Dichter scheint er nicht besonders hoch gestanden zu haben, denn das einzige Stück der Hs., das ihm mit ziemlicher Sicherheit zugesprochen werden kann, ist eine von religiöser Gesinnung zeugende, aber ziemlich individualitätslose Betrachtung. Wenn N. 31 und 32, bei denen seine Autorschaft nicht ausgeschlossen ist, von ihm herrührten, so würde eine Neigung zur didaktischen Dichtung bei ihm anzunehmen sein. An Dichtungen enthält die Hs. ein Gedicht aus der Heldensage (Laurin), elf Gedichte erzählenden Inhaltes und Sprüche, dreizehn Liebeslieder, zehn religiöse, sieben anderen lyrischen Stoffes, eine Haushaltungsregel. Von bekannten Autorennamen sind mit je einem Stück vertreten: Regenbogen, Oetinger, Voburk, der Mönch von Salzburg und ein falscher Neidhart; ebenfalls mit einem Stücke (in verkürzter Fassung) ist der Teichner vertreten (N. 17); ob Schmellers Angabe, dass auch N. 29 und 30 dem Teichner zuzuschreiben sind, zutrifft, muss vorläufig dahingestellt bleiben. Mit 12 Liedern endlich erscheint Muskatblüt. Neben diesen Stücken enthält die Hs. eine grosse Anzahl von Rezepten und zwei Liebesbriefe. K. geht die Stücke der Hs. im einzelnen durch. Von den bereits gedruckten Stücken sind die neuen Lesarten zu erwähnen, die sich aus N. 3, 4 und 34 für die von Bolte (Alemannia, Bd. 18) aus der Münchener Hs. Cgm. 379 abgedruckten Lieder ergeben. Ferner sind die beiden neuen Strophen zu dem unechten Neidhart N. 24 (von der Hagen, Minnesinger 3, S. 219, N. 40) anzuführen. Litterarhistorisch nicht uninteressant ist es, zu beobachten, wie bei derartigen Bauerngedichten im Laufe der Zeit immer derber aufgetragen wird; in der Fassung bei von der Hagen fallen 7 Mann; in der Münchener Hs. werden 40 daraus. Von den neuen Stücken sind namentlich N. 11, 14, 19, 23, 29, 30, 37, 42 und 43 hervorzuheben; man kann zwar nicht sagen, dass sie wesentlich neue Züge zur Beurteilung der poetischen Produktion des Zeitalters ergeben, immerhin aber sind sie im einzelnen nicht ohne Bedeutung. — Auf ein Meisterlied des Hans Sachs: „Die Insel Spaniola“ (1551), das die Entdeckung Amerikas behandelt, weist Genée[13]) hin. —

Eine Art Übergang vom Meistergesang zum Volksgesang kann der schweizerische Volksdichter Benedict Gletting bilden; Odingas Ausgabe seiner Gedichte ist im vorigen Berichtsjahre (JBL. 1891 II 2 : 30) besprochen worden; ein Recensent von Odingas Ausgabe schlägt den poetischen Wert der Gedichte doch wohl etwas zu gering an[14]); das Richtige wird vielmehr Bächtold getroffen haben mit dem Urteil, dass Glettings Lieder ein entschieden volkstümliches, frisches Element enthalten (Gesch. der deutschen Litt. in der Schweiz, S. 415/6). — Minnesang und Volkslied treffen in Tannhäusers Gestalt zusammen. In der vortrefflichen Arbeit, in der Erich Schmidt[15]) Tannhäuser durch Sage und Dichtung verfolgt, werden bei der Analyse von Tannhäusers Gedichten fein alle Momente zusammengefasst, die die Veranlassung dazu geben konnten, gerade Tannhäuser in den Mittelpunkt der Sage zu rücken. (Sehr ansprechend ist namentlich der Hinweis auf die Waldscene.) Aus dem 15. Jh. wird das von Mone veröffentlichte Duett behandelt und in den Anmerkungen darauf hingewiesen, wie einzelne Wendungen des Stückes schon das Volkslied vorauszuverkündigen scheinen. Wolf Bauttners Meisterlied findet gleichfalls in den Anmerkungen seine Würdigung. Über Hermann von Sachsenheim, Hans Sachs und gelegentliche Beziehungen auf Tannhäuser im 16. Jh. führt uns der Vf. zu dem Volksliede, das er in seiner bekanntesten Form, jedoch unter Berücksichtigung aller verwandten Fassungen analysiert, während die etwas ferner stehenden Gruppen, die in den österreichischen Alpengebieten heimischen, jetzt nicht so sehr anziehenden, aber vor der Gegenreformation unzweifelhaft reicheren und kräftigeren Stücke, sowie die hochpoetischen schweizerischen Lieder eine gesonderte eingehende Berücksichtigung finden. Die weiteren Ausführungen, die bis zur Gegenwart herunterleiten, gehören nicht in diesen Zusammenhang.

— 13) R. G[enée], Kleine Mitteilungen: NatZg. N. 603. — 14) LCBl. S. 819-20. — 15) (I S : 8.) — 16) John Meier,

— Von älteren Volksliedersammlungen liegt ein Neudruck der Bergreihen vor, der gerechtfertigt erscheint, da es dem Herausgeber, John Meier[16]), gelungen ist, die seit lange verschollenen Drucke von 1531 und 33 wiederzufinden; sie haben sich auf der Zwickauer Ratsschulbibliothek erhalten und stammen aus der Bibliothek des Humanisten und Zwickauer Syndikus Roth (gest. 1546). Der vorliegende Neudruck bietet also eine Vereinigung aller vier bisher bekannten Ausgaben; zunächst erhalten wir einen völligen Abdruck der Ausgabe von 1531 (Z); hieran schliessen sich nach der Ausgabe von 1533 (Za) die 14 Lieder, die in Za hinzugekommen sind, hierauf ein Lied nach dem Berliner Exemplar von 1536 (B), dann die sieben letzten aus dem von Schade neugedruckten Weimarer Exemplar (W; wahrscheinlich 1537 und wohl wie B bei Kunigund Hergotin in Nürnberg gedruckt, während Z und Za in Zwickau gedruckt sind). Die Varianten geben zu interessanten Beobachtungen über die Überlieferung der Lieder Veranlassung. Bemerkenswert ist, dass der Herausgeber nicht überzeugt ist, dass in Z die erste Redaktion der Bergreihen vorliegt. — An neueren Sammlungen von Volksliedern sind nur die Schulausgaben von Kinzel[17]) und Ellinger[18]) zu verzeichnen. — Einige sachliche und sprachliche, im ganzen belanglose Erläuterungen zu einer Auswahl aus dem deutschen Volkslied von Matthias giebt Sprenger[19]). —

II,3

Epos.

Waldemar Kawerau.

Heldensage N. 1. — Legende N. 2. — Erzählung: Sieben weisen Meister N. 4; Grisardis N. 5; H. von Sachsenheim N. 6; Der Junker und der treue Heinrich N. 7. — Geschichtliche Dichtungen N. 8. — Übersetzer: H. Boner N. 10; Th. Murner N. 11. — Tierepos: Äsopische Fabel N. 12; Reinke Vos N. 13. – Schwankbücher: V. Schumann N. 19; Kirchhof N. 22; Pfarrer von Kalenberg N. 24; Niederländische Schwänke N. 26; Jörg Wickram N. 28; Fischart N. 29. — Jüngere Volksbücher: Gehörnter Siegfried N. 33; Schildbürger N. 34; Faust N. 45. — Historische Litteratur: Pauli, Gerstenberg N. 52; die Diebold Schillings, Silberysen, Schodoler, Ryff N. 54; Chroniken: Augsburg N. 60, Wernigerode N. 61, Oldecop N. 62; Cosmos von Simmern N. 63. —

Mit der Heldensage beschäftigt sich eine Abhandlung Riezlers[1]), der einige weitere historische Niederschläge in der französischen Karolingerdichtung nachzuweisen strebt. Nach seiner scharfsinnigen Untersuchung ist es wohl als sicher anzunehmen, dass der noch von Uhland besungene Herzog Naimes von Bayerland, der aus der Chanson de Roland in das Rolandslied des Pfaffen Konrat, in den Karlmeinet, in Strickers Karl den Grossen und die sog. poetische Weihenstephaner Chronik übergegangen ist, nicht, wie man bisher annahm, eine rein fabelhafte, sondern eine historische Persönlichkeit ist, und zwar glaubt er in ihm, so sehr auch die Identität durch die Sage entstellt worden ist, Grifo, den Sohn Karl Martells und der Swanahild, den Halbbruder Pipins und Karlmanns feststellen zu können. Durch diesen Nachweis meint er auch für die Vermutung eine neue Stütze gewonnen zu haben, dass auch in einem anderen Paladin Karls des Grossen, in Ogier dem Dänen, der als abenteuernder Ritter, zu dem er unter Einfluss der Artusromane geworden ist, noch im späteren Mittelalter in Gedichten, Romanen, ja selbst Chroniken umgeht, ein fränkisch-bayerischer Held zu suchen sei. Schon im 12. Jh. hatte Metell von Tegernsee den Bayern Oskar mit dem Helden der französischen Dichtung identifiziert, doch hatte noch zuletzt C. Voretzsch in seiner ausgezeichneten Studie über die Sage von Ogier dem Dänen (Halle 1891) diese Identität zurückgewiesen, während R. nunmehr nach einer neuen Prüfung aller Indizien der Hypothese wenigstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit gesichert zu haben glaubt. —

Legende. Der Vita Genovefae, die unter den Quellen zur Geschichte Childerichs I. ein gewisses Ansehen genoss, hat Krusch[2]) eine kritische Untersuchung gewidmet, die das Vertrauen, das die deutsche Geschichtsforschung bisher dieser Heiligenbiographie schenkte, gründlich zu erschüttern geeignet ist. Noch Narbey, der zuletzt (1884)

Bergreihen. E. Liederbuch des 16. Jh. Nach d. vier ältesten Drucken v. 1531, 1533, 1536 u. 1537 her. (= Neudrr. dtsch. Litteraturwerke d. 16. u. 17. Jh. Her. v. W. Braune. N. 99-100.) Halle a. S., Niemeyer. XVI, 122 S. M. 1,20. — 17) (I 5 : 55.) |[L. Zürn: ZGymn. 26, S. 485/7.]| — 18) (III 2 : 6.) — 19) R. Sprenger, Bemerkungen zu dtsch. Volksliedern: ZDU. S. 608-14. —

1) S. Riezler, Naimes v. Bayern u. Ogier d. Däne: SBAkMünchen. S. 713-88. — 2) B. Krusch, D. Fälschung

den historischen Wert der Vita in einer Specialarbeit prüfte, war bemüht, ihre unbedingte Glaubwürdigkeit nachzuweisen, während K. in seiner sorgfältigen, dabei frisch und lebendig geschriebenen Abhandlung zu dem Ergebnis kommt, dass der Vf. ein Fälscher und die ganze Vita von Anfang bis zu Ende erlogen sei. Die Schrift sei nicht, wie bisher angenommen worden, im 6. Jh., sondern erst zwischen 734 und 68 verfasst, und zwar von einem Mönche des Klosters der h. Genovefa in Paris, der damit nicht nur für die Verherrlichung der Heiligen habe sorgen, sondern auch dem Kloster Besitzrechte schaffen wollen, die diesem anscheinend die Reimser Kirche im Gebiete von Meaux streitig machte. Jedesfalls ist nach K.s eindringender Forschung die Vita fortan aus den Geschichtsquellen zu streichen, da die ganze Legende lediglich aus dem Hirne eines Mönches von St. Geneviève entsprungen ist. — Die, bislang einzige, ältere deutsche Bearbeitung der auf romanischem Gebiete so bedeutsamen und verbreiteten Robertsage veröffentlichte Borinski[3]) aus einer Münchener Hs. des 15. Jh. und knüpfte daran beachtenswerte Bemerkungen über die Bedeutung dieser Fassung des Stoffes für dessen Geschichte, Stammbaum und Charakteristik. Der Vf. dieser deutschen Prosa, der nach einer nachträglichen Bemerkung B.s vielleicht in dem bei Eichstätt gelegenen Kloster Rebdorf zu suchen ist, war wohl sicher ein Mönch; er erzählt breit und geschwätzig; die Sprache ist reich an bayerischen Eigentümlichkeiten. Die Erzählung geht unmittelbar auf die älteste Fassung der Legende zurück, d. h. die Form des Stoffes ist hier noch rudimentärer als in der kurzen lateinischen Prosa des Dominikaners Etienne de Bourbon, so dass wir hier „die thatsächliche Vermittlung einer Fassung vor uns haben, die die deutsche mit der lateinischen Prosa als Vorlage teilte.“ Jedesfalls macht diese deutsche Bearbeitung von Robert Le Diable die geistliche Wurzel des Stoffes vollends unzweifelhaft. —

Erzählung. Zur Textgeschichte der Historia septem sapientum giebt Murko[4]) einige neue Beiträge, die ihm aus seinen Forschungen über die böhmischen, polnischen und russischen Übersetzungen der Historia erwachsen sind. Nach einer kritischen Untersuchung über die lateinischen Texte bespricht er die deutschen Drucke, wobei er zu den von Goedeke verzeichneten 5 weitere hinzufügen kann; sie gehen alle auf eine Quelle zurück, und zwar auf einen Text, der in die Gesta Romanorum hineingearbeitet war. Ganz selbständig ist die niederdeutsche Bearbeitung (Magdeburg 1494), die nach M. auf einer lateinischen hs. Quelle beruht, die der Innsbrucker Hs. sehr nahe steht. —

Die von ihm (ZDA. 29, S. 373) herausgegebene Grisardisnovelle hatte Strauch[5]) Albrecht von Eyb zugeschrieben; er hat diese Vermutung nachträglich selbst berichtigen können, indem es ihm durch einen glücklichen Hs.-Fund gelang, den Nürnberger Karthäuserpriester Erhart Gross als Autor festzustellen, wodurch M. Herrmanns gleichzeitiger scharfsinniger Nachweis, dass jene deutsche Grisardis Eyb abzusprechen sei (A. von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin 1893, S. 301) seine urkundliche Bestätigung gefunden hat. —

Zu Hermann von Sachsenheims „Möhrin“ giebt Uhl[6]) eine glückliche Textbesserung, indem er für das unverständliche „kaczenbett“ (V. 4764 bei Martin; die jüngere Hs. D hat „katzengebett“) unter Hinweis auf den folgenden Vers: „Es rücht doch uff zuo hymmel nit“ „kaynsgebett“ einsetzt, da hier unzweifelhaft eine Anspielung auf das Brandopfer des Brudermörders Kain vorhanden sei. —

Das „hübsche Rittermärchen“ von dem Junker und dem treuen Heinrich, das von einem ritterlichen Abenteurer erzählt, der, arm wie eine Kirchenmaus, mit seinem treuen und gewitzigten Diener auszieht, um sich die Königstochter von Cypern zu gewinnen, war 1880 von Kinzel nach einer Heidelberger Hs. herausgegeben worden; Englert[7]) hat in Dillingen eine zweite Hs. des Gedichts aufgefunden und diese unter Steinmeyers fördernder Beihilfe abgedruckt. Sie zählt 227 Verse mehr als jene; die Erzählung ist breiter und bekundet in ihren weitläufigen Wendungen allenthalben ein Streben nach möglichster Deutlichkeit. Für die Textkritik ist die neue Hs. trotz ihrer vielen Willkürlichkeiten von Wichtigkeit; auch ergiebt sich aus ihr, dass Kinzels Annahme einer weiblichen Autorschaft des Gedichts, die schon früher mehrfach bezweifelt worden war, nicht länger haltbar ist. Ebenso wird seine Bestimmung des südlichen Mittelfrankens als der wahrscheinlichen Heimat

---

d. Vita Genovefae: NA. 18, S. 9-50. — 3) K. Borinski, E. ältere dtsch. Bearbeitung v. Robert Le Diable: Germania 37, S. 44-62, 201/3. — 4) M. Murko, Beitrr. z. Textgeschichte d. Historia septem sapientum: ZVLR. 5, S. 1-34. — 5) Ph. Strauch, Erhart Gross der Vf. d. Grisardis: ZDA. 36, S. 241-54. — 6) W. Uhl, Mörin 4764: ZDA. 36, S. 368. — 7) S. Englert, Heinrichs Buch oder D. Junker u. d. treue Heinrich. E. Rittermärchen. Nach e. Dillinger Hs. mit Einl. her. Würzburg, Stuber. XVII, 66 S. M. 2,00. |[K. Kinzel: ADA. 19, S. 192/4; G. Rosenhagen: ZDPh. 26, S. 127-32;

der Erzählung erneuter Nachprüfung bedürfen, da in dem Dillinger Texte immerhin einige Spuren des Originaldialekts erhalten sind, so sehr dieser auch im übrigen durch den Schreiber Johannes Karcher von Hagenau (1479) verwischt worden ist. Über diesen armen Lohnschreiber selbst, der am Schlusse den Stossseufzer: „got behuet dem schriber die hende!“ nicht unterdrücken kann, wissen wir nichts Näheres; interessant aber ist, dass auch dieser Dillinger Sammelband, dem die Hs. des Heinrichsbuches entstammt, in der Hagenauer Hss.-Fabrik entstanden ist, die zumal in den vierziger Jahren des 15. Jh. unter Diepold Lauber eine so rührige Betriebsamkeit entfaltete. —

Zur geschichtlichen Dichtung sind nur zwei kleinere Beiträge zu verzeichnen. Einer der eifrigsten poetischen Publizisten der evangelischen Partei während des Schmalkaldischen Krieges war Peter Watzdorff, Bürger zu Arnstadt und vordem kurfürstlicher Amtsschösser zu Jena, von dem einige Lieder und Spruchgedichte in von Liliencrons Sammlung historischer Volkslieder (4, N. 524, 544, 545, 558, 563, 565) aufgenommen sind; etliche Briefe von ihm, die auch vielfach seine politische Schriftstellerei berühren, wurden von F. Schnorr von Carolsfeld (Archiv für Litteraturgesch. 10, S. 174—88) abgedruckt. In einem dieser an den Kurfürsten Johann Friedrich gerichteten Schreiben vom 18. Nov. 1546 erwähnt Watzdorff auch „etzliche kurtze Reymlein aus heyliger schrifft czu sammen getragen“, in denen er den Kurfürsten getröstet habe, und dieses in der Kgl. Bibliothek zu Dresden befindliche „Trostgedicht an die Schmalkaldener“ wird uns jetzt von Einert[8]) mitgeteilt. In einer kurzen prosaischen Vorrede wendet sich Watzdorff an seinen „christlichen“ Kurfürsten insonderheit, um ihm in diesen schweren Zeitläuften Trost und Mut zuzusprechen, indem er sein Unterfangen durch den Hinweis auf die äsopische Fabel zu rechtfertigen sucht, wonach unter Umständen selbst das kleinste Mäuslein dem stärksten Löwen zu helfen im stande sei. Dann folgen die 80 Verse umfassenden gereimten „Trostsprüche“, in denen er allerhand biblische Exempel göttlicher Hülfe aufzählt, die Fürsten ermahnt, ihre Truppen gut auszurüsten und fleissig auf stramme Mannszucht zu halten und sich endlich an die „frommen“ Landsknechte wendet mit der Versicherung, dass der Kaiser „weil er Gotts worten nicht gleubt“, jeden Anspruch auf Gehorsam verwirkt habe. „Ob denn die welt gleich vol teufel wehr, Wölln wir dennoch nichts fürchten mehr!“ — Eine von ihm in der Zittauer Stadtbibliothek aufgefundene gedruckte hochdeutsche Fassung des Liedes auf die Danziger Fehde von 1576, deren Strophenzahl geringer ist als in der niederdeutschen Fassung, legt Bolte[9]) vor; dieser Nachdruck bestätigt, dass das Lied wirklich in der Melodie „Och Meydeborch, hölt dy veste“ gesungen wurde. —

Dem als rührigen Übersetzer bekannten elsässischen Humanisten Hieronymus Boner hat Wethly[10]) eine auf fleissigen archivalischen Forschungen beruhende Abhandlung gewidmet, in der sowohl für des Colmarer Ratsherrn Biographie wie für seine litterarische Thätigkeit manches neue gesicherte Ergebnis enthalten ist. Zwar Boners Anfänge aufzuhellen ist auch W. nicht gelungen; wir wissen weder sein Geburtsjahr noch mit Sicherheit seinen Geburtsort, obwohl Sulzbach gegenüber die grössere Wahrscheinlichkeit für Türkheim zu sprechen scheint. Auch über seinen Studiengang erfahren wir nichts, wohl aber hat der Vf. über seine amtliche Thätigkeit manches neue Material beigebracht, aus dem sich von dem Politiker Boner ein ziemlich deutliches Bild gewinnen lässt. Im J. 1529 finden wir ihn als Abgesandten Colmars auf dem Reichstage zu Speier, 1530 auf dem zu Augsburg, 1541 zu Regensburg und endlich 1542 abermals zu Speier; ferner erfahren wir, dass er in seiner Heimat nicht weniger als elfmal Obristmeister, d. h. Vorsitzender des Rats und einer der eifrigsten Mitgründer der Colmarer Martinschule gewesen ist. Sein Todesjahr ist nicht, wie man bisher annahm, 1552, sondern, wie sich aus den Steuerlisten Colmars ergiebt, 1555 oder 56. Über seine Stellung zum Protestantismus hat der Biograph alle vorhandenen Zeugnisse sorgsam nachgeprüft, und es bestätigt sich nach seiner besonnenen Untersuchung, dass auch Boner zu jenen Humanisten gehörte, die da glaubten sich der grossen Bewegung der Geister gegenüber neutral verhalten und es beiden Parteien recht machen zu können, denen jedoch diese ihre vermittelnde Haltung nichts als Anfeindungen und Verleumdungen eintrug, die Boner gegenüber zeitweilig einen so heftigen Charakter annahmen, dass sie seine ganze politische Existenz zu vernichten drohten. Diesen biographischen Mitteilungen folgt eine Übersicht über Boners durch die J. 1530 und 45 begrenzte litterarische Thätigkeit, aus der ich hier nur notiere, dass W. Degens Vermutung,

---

(J. E. Wackernell): Alemannia 21, S. 294/7.]| — 8) E. Einert, Peter Watzdorfs Trostgedicht an d. Schmalkaldener (1546): ZVThürG. 16, S. 199-203. — 9) J. Bolte, Z. Liede auf d. Danziger Fehde v. 1576: AltprMschr. 28, S. 636/9. — 10) (II 1 : 61.) — 11) M. Spanier, Über Thomas Murners Übersetzungen aus d. Hebräischen: JbGElsLothr. 8, S. 63-75.

die erste Ausgabe der Herodianus-Übersetzung, der besten des Colmarer Ratsherrn, sei bereits 1531 erschienen, auf Grund des in der Colmarer Stadtbibliothek befindlichen Exemplars bestätigen kann. Eine kritische Erörterung von Boners Übersetzungsweise und Sprache mit einer Darstellung des Lautstandes schliessen sich jener bibliographischen Übersicht an und vervollständigen die willkommene Arbeit, die uns das Bild des um die „Nationalisierung" des Humanismus verdienten Elsässers mit schlichter Treue vor Augen führt. —

Mit Thomas Murners Übersetzungen aus dem Hebräischen beschäftigt sich ein Aufsatz Spaniers,[11]) durch den Geigers bekannte ältere Abhandlung (JDTh. 21, S. 190) in manchen Punkten ergänzt und berichtigt wird. Die in Betracht kommenden Schriften Murners werden sorgfältig beschrieben, und aus den mitgeteilten Übersetzungsproben ergiebt sich, dass Geigers Urteil über des Franziskaners geringe Kenntnisse im Hebräischen und über die Leichtigkeit, ja Leichtfertigkeit seiner Arbeit noch höchst milde war. Das drastischste Beispiel ist im „Benedicite" die Übertragung des zum grössten Teil aus Bibelversen bestehenden Traumgebets; Sp. stellt Murners deutsche Übersetzung mit der Vulgata zusammen, woraus sich denn allerdings die ganze „Übersetzungsunfähigkeit" des federflinken Mönches ergiebt, so dass uns jetzt sein hochfahrender Ausfall gegen Luthers Unkenntnis des Hebräischen und seine Renommage, er selbst sei „30 Jahre damit umgegangen" (in seiner Schrift: „Ob der Künig uss engelland ein lügner sey oder der Luther") vollends als bare Unverschämtheit erscheinen müssen. Geigers Vermutung, dass Murner mit der Passahschrift „vielleicht nicht ohne Reuchlins Vorwissen den Pfefferkorn angegriffen habe", wird nach Sp.s Schlussausführungen nicht mehr aufrecht zu halten sein; der findige Mönch wird vielmehr auch mit dieser Arbeit mehr nur eine spekulative Tendenz verfolgt haben, da durch den Streit Reuchlins mit den Kölnern das Interesse für jüdische Schriften erregt war, und er sich bei seinem feinen Spürsinn für die litterarischen Bedürfnisse des Tages durch eine Übersetzung des jüdischen Passahbuches wohl ein besonders gutes Geschäft versprechen mochte. —

Den Beiträgen zur Geschichte des Tierepos können wir eine Programmabhandlung voranstellen, die zur Geschichte der äsopischen Fabel im Mittelalter einige neue Bausteine beibringt. Anknüpfend an Jacobs, The Fables of Aesop (London 1889) beschäftigt Herlet[12]) sich vorzugsweise mit den Narrationes Odos de Ceritonia, denen schon 1878 E. Voigt und 1884 Hervieux eingehende Untersuchungen gewidmet hatten. Er sucht die Reihenfolge der den Text Odos ausmachenden Stücke schärfer als bisher zu bestimmen, erörtert aufs neue die Quellenfrage und bespricht endlich die von Odo beeinflussten Texte. Uns interessiert aus diesem Abschnitt vorzugsweise der von ihm versuchte Nachweis, dass auch für einige Fabeln in Boners Edelstein Odo die Vorlage gewesen ist, wodurch Gottschicks Untersuchungen über die Quellen zum Edelstein (Progr. Charlottenburg 1875) nicht unwesentlich ergänzt werden. Freilich sind die Übereinstimmungen und Anklänge zum Teil nur so schwach, dass ich einen zwingenden Beweis für das Abhängigkeitsverhältnis noch nicht für erbracht halte, obwohl immerhin durch H.s Ausführungen die Annahme irgend eines Zusammenhangs zwischen Odo und Boner sehr wahrscheinlich geworden ist. Ein letzter Abschnitt des Programms beschäftigt sich mit der von Hervieux mit dem Namen Romulus Monacensis belegten Sammlung und ihrem textlichen Verhältnis zu Steinhöwel, das der Vf. dahin bestimmen zu können glaubt, dass zwischen beiden mindestens zwei Zwischenglieder zu denken sind. —

Zu einem Neudruck des ältesten Prosareinaert, der Hystorie van Reynart die vos haben sich J. W. Muller und Logeman[13]) vereinigt, und wir verdanken ihrer gemeinsamen Arbeit einen sorgsamen Abdruck des Goudaer Druckes von 1479, in dem die Abkürzungen aufgelöst und alle offenbaren Druckfehler verbessert worden sind. Ein bequem zugänglicher Druck dieser Hystorie fehlte bisher, so dass diese neue, saubere, mit reichlichen sprachlichen Erläuterungen und textkritischen Beiträgen ausgestattete Ausgabe des wichtigen Textes sehr willkommen ist. In der Einleitung stellt M. die Vermutung auf, diese Prosaauflösung sei von einem Geistlichen aus der Provinz Seeland oder Südholland um die Mitte des 15. Jh. verfasst worden, und der Druck von Gouda sei nicht das Original der Prosa, sondern es müsse ein älterer Druck oder eine ältere Hs. vorausgesetzt werden, während L. eingehend das Verhältnis der englischen Bearbeitung zu ihrer

— **12**) Br. Herlet, Beitrr. z. Gesch. d. äsopischen Fabel im Mittelalter. Progr. Bamberg. 113 S. — **13**) J. W. Muller en H. Logeman, D. historie van Reynaert die vos, naar den druk van 1479, vergeleken met William Caxton's Engelsche

Vorlage erörtert, wobei er gleichfalls ein verlorenes niederländisches Prosaoriginal voraussetzt. Er verweist die Übersetzung William Caxtons wegen der vielen Missverständnisse des niederländischen Textes in die erste Zeit seines Aufenthalts in den Niederlanden, eine Annahme, die mehr als eine neue Schwierigkeit schafft, wie denn überhaupt in dem Verhältnis der vier Texte — Reinaert II, Niederländische Prosa von 1479, Caxton, Niederländisches Volksbuch — noch manches hypothetisch bleibt. — Mit der Texterklärung des Reinke Vos beschäftigen sich zwei Aufsätze Damköhlers[14-15]), deren erster an Priens Ausgabe anknüpft, während der zweite als Nachlese noch einige weitere Deutungsversuche zur Prüfung vorlegt. Darunter findet sich auch ein kleiner Beitrag zur Erklärung der Tiernamen. Lübben hatte den Namen Wackerlôs für eine Art imperativischer Bildung genommen und ihn: „Wacker (drauf) los!" gedeutet; D. hält das o in dem Namen für kurz und findet in los den Luchs, auf den das wacker (= munter, agilis) durchaus zutreffe. — Eine populäre Wiederbelebung des Reinke Vos versuchte der durch mancherlei Jugendschriften bekannte G. P. Petersen[16]) durch eine sehr freie, aber hübsche und gewandte Wiedererzählung „für jung und alt", in der allerdings die zahlreichen willkürlichen Zuthaten den naiven Reiz des niederdeutschen Epos fast völlig verwischt haben.[17-18]) —

Auch die Forschung über die Schwankbücher ist im Berichtsjahre nach manchen Richtungen hin gefördert worden. Dem Vf. des „Nachtbüchleins", Valentin Schumann, hat Fränkel[19-20]) einen biographischen Artikel gewidmet, nachdem vorher Wustmann an derselben Stelle des Vaters freudeloses Leben urkundlich erzählt hatte. Gleichzeitig gab F. zu jener biographischen Skizze eine Reihe von Nachträgen und Belegen, insbesondere eine quellengeschichtliche und inhaltvergleichende Übersicht über die einzelnen Schwänke mit Hinzufügung einer genauen Wiedergabe der sämtlichen Überschriften, die bei der ausserordentlichen Seltenheit des Buches zur Orientierung sehr willkommen ist. Was er für die Quellen beibringt, sind freilich zunächst nur Andeutungen, die mancher Berichtigung und Ergänzung bedürfen; doch ist immerhin mit dem, was er giebt, auch für dieses Schwankbuch ein Anfang gemacht, der mit Dank zu begrüssen ist.[21]) —

Auch von dem Vf. des „Wendunmuth", dem Hessen Hans Wilhelm Kirchhof, haben wir jetzt durch Wyss[22]) eine sorgfältige, auf fleissigen archivalischen Studien beruhende biographische Darstellung erhalten, in der das Dunkel, das bisher über diesem tollen Landsknechtsleben lag, fast durchweg gelichtet ist. Sein Geburtsjahr allerdings bleibt ungewiss — W. glaubt es zwischen 1525 und 28 ansetzen zu können — und auch Kassel als Geburtsort lässt sich nur als höchst wahrscheinlich bezeichnen; aber von 1540 an liegt jetzt sein wirrer Lebenslauf ziemlich klar vor uns. W. folgt ihm auf allen Kreuz- und Querzügen seiner Landsknechtsfahrten, denen sich auch später noch ausgedehnte dienstliche Reisen, darunter eine zweimalige Fahrt nach Paris, anschlossen; erst in den 60er Jahren kam der alte Kriegsknecht zur Ruhe, indem er zunächst in Kassel das Amt eines Mühlmeisters versah, dann zeitweilig beim Landgrafen Wilhelm als Silberdiener fungierte und schliesslich als Hausverwalter auf dem Schlosse Spangenberg bei Melsungen einen Ruheposten fand. Hier starb er, nicht, wie man bisher annahm 1603, sondern 1605, auch nicht als Witwer, sondern er hinterliess eine Witwe und neun Kinder. Im Anhang giebt W. eine genaue Beschreibung der bisher nicht näher nachgewiesenen „Wendunmuth"-Ausgaben von 1581 und 89; die Existenz des von Oesterley angeführten Drucks von 1598 bestreitet er.[23]) —

Ein viertes Blatt aus dem niedersächsischen Pfarrherrn von Kalenberg hat Priebsch[24]) im Britischen Museum aufgefunden, wodurch die früher von W. Mantels mitgeteilten Fragmente um ein neues, leider wieder nur fragmentarisches Stück ergänzt werden. Es enthält in engem Anschluss an die hochdeutsche Fassung den grösseren Teil des Schwankes, „wie die Bauern das Chor decken". — Englert[25]) machte darauf aufmerksam, dass das neuerdings in verschiedenen Fassungen mitgeteilte Evarätsel bereits im Pfarrer von Kalenberg (Bobertag, Narrenbuch S. 28) zu finden ist. —

---

vertaling, met inleiding en aanteekeningen uitgegeven. Zwolle, Tjeenk Willink. LVIII, 214 S. — **14**) E. Damköhler, Zu Reinke Vos: ZDPh. 24, S. 487-92. — **15**) id., Zu Reinke de Vos: Germania 37, S. 417-23. — **16**) G. P. Petersen, Reinhart Rotfuchs. D. dtsch. Tiersage für jung u. alt erz. mit sechs Vollbild. v. A. Dressel. Leipzig, Spamer. VI, 290 S. M. 3,00. |[KZg. N. 412.]| — **17**) × R. Sprenger, Zu Reinke de Vos: KBlVNiederdSpr. 16, S. 40. — **18**) × W. Seelmann, D. mittelniederdtsch. langen O: JbVNiederdSpr. 18, S. 141-59. — **19**) L. Fränkel, Val. Schumann: ADB. 34, S. 752/5. — **20**) id., Einzelheiten über Val. Schumanns Leben, Schaffen u. litt. Stoffe: VLG. 5, S. 453-80. — **21**) × F. S. Kraus u. M. Landau, Zu Fränkels Studie über V. Schumann: Urquell 3, S. 313/6. — **22**) A. Wyss, H. W. Kirchhof: CBlBibl. 9, S. 57-87. (Mit Nachtr. v. C. Scherer: ib. S. 265/6.) (Vgl. JBL. 1891 II 3 : 19.) — **23**) × H. Diemar, Über d. Leben u. d. Werke d. hessischen Schriftstellers d. Reformationszeit H. W. Kirchhof: Hessenland 6, S. 118. — **24**) R. Priebsch, E. viertes Blatt aus d. niedersächs. Pfarrherrn v. Kalenberg: JbVNiederdSpr. 18, S. 111/3. — **25**) A. Englert, Zu d. Evarätsel: ZDU. 6,

Aus der Hauptquelle für unsere Kenntnis der niederländischen volksmässigen Schwankdichtung des 16. Jh., „Vulderhande Geneuchlicke dichten“ (Antwerpen 1600), hatte Bolte[26]) schon früher einige Stücke mitgeteilt; er hat nunmehr aus jener Sammlung vier weitere Schwänke veröffentlicht, die wegen ihres engen Zusammenhanges mit Motiven unserer grobianischen Litteratur von besonderem Interesse sind. Der Schwank „Van't Luye lecker Landt“ ist, wie B. nachweist, eine verbreiternde Prosaübersetzung des Hans Sachsischen Spruches vom Schlauraffenlande (1530), für die der Vf. einen uns unbekannten Einzeldruck des Originals benutzt haben muss; die Schwänke „Van den Abt van Amfra“ und „Van dat arme Bier“, eine satirische Klage wider die Bierpanscher, gehören in den Kreis der seit Brants Narrenschiff üppig emporwuchernden Trinklitteratur; das vierte Stück „En kalverstaert ende een mossel-mande“ ist in die Lügendichtungen und Poesien des Unsinns einzureihen.[27]) —

An die neuen Beiträge zur Schwanklitteratur können wir eine Arbeit über Jörg Wickram anschliessen, zu dessen Biographie Waldner[28]) im Colmarer Stadtarchiv fleissige Nachlese gehalten hat, bei der sich zunächst für die Familiengeschichte der Wickrams überhaupt, dann aber doch auch für den Dichter selbst einige neue Daten ergeben haben. Wir erfahren, dass er 1546, nachdem er Eigentümer des ihm von seinem Vater vermachten Hauses „in der kessgassen“ geworden war, das volle Bürgerrecht erwarb; dass er in den 40er Jahren und noch 1550 das Amt eines Weibels oder Ratsdieners bekleidete; dass er als ein des Buchhandels kundiger Ratsdiener im J. 1542 vom Magistrat nach Speier und Frankfurt gesandt wurde, um Boners Plutarchübersetzung zu verkaufen (vgl. oben N. 10), auch dass er eines Handwerks kundig und noch 1554 in der Mitgliederliste der Schmiedezunft verzeichnet war. Dass er verheiratet war, bezeugt ein gerichtliches Protokoll vom 24. Juli 1553, wo er und seine Ehefrau Anna als Zeugen einer Prügelaffaire auftreten. Für die Aufführung Wickramscher Stücke in Colmar verweist W. auf ein wenig beachtetes Schriftchen von X. Mossmann, Les origines du théâtre à Colmar (Colmar 1878) und steuert selber eine vermutlich von Wickram verfasste Bittschrift an den Magistrat bei, in der einige Bürger im J. 1534 um die Erlaubnis nachsuchen, die Passion spielen zu dürfen, was ihnen denn auch, wie ein Vermerk von der Hand des Stadtschreibers bekundet, gnädigst bewilligt ward. —

Verhältnismässig reich sind auch in diesem Berichtsjahre die Beiträge zur Fischartlitteratur. Von seinem gereimten Eulenspiegel, dem Hauffen[29]) eine anregende Studie gewidmet hatte, war schon (JBL. 1890 II 3 : 23) die Rede, und zwar hatte dort Strauch die Anzeige der Hauffenschen Abhandlung mit den Worten geschlossen: „Ein Neudruck der Fischartschen Reime erscheint in jeder Beziehung wünschenswert.“ J. Grimm hatte dem gleichen Wunsche schon im J. 1816 Ausdruck gegeben, allerdings mehr nur „wegen Fischarts übriger Bücher“, während wir heute, wie H. mit Recht bemerkt, hinzufügen dürfen, dass die Dichtung auch um ihrer selbst willen wohl eines Neudrucks würdig ist. Ein solcher liegt uns jetzt in sauberer Fassung und mit den Holzschnitten der ersten Ausgabe geschmückt durch H.s Mühewaltung vor, so dass uns nun auch diese Fischartsche Jugendarbeit bequem zur Hand ist. Der Herausgeber hat dem Neudruck eine die Ergebnisse seiner früheren Arbeiten kurz zusammenfassende, frisch und lebendig geschriebene Einleitung vorausgeschickt, in der er das Verhältnis der Fischartschen Reime zum Volksbuche in der Erfurter Ausgabe von 1532 charakterisiert, auf den Einfluss des lateinischen Eulenspiegels des Giles Omma hinweist, dem Fischart die allgemeine Idee der Prologe und des Epilogs, die Verwendung der griechischen Mythologie, die Anrufung der Musen usw. entnahm, die Beziehungen des gereimten Eulenspiegels zum Grobianus beleuchtet und auch das Verhältnis Fischarts zu seinen älteren Vorbildern Brant und Murner nicht ausser Acht lässt. Die interessanten Vorreden werden sorgfältig analysiert, die eigenen Zusätze des an Till förmlich einen persönlichen Anteil nehmenden Dichters deutlich hervorgehoben. Sprache und Metrik des Gedichts werden unter Hinweis auf die Einleitung zum ersten Bande der Fischartausgabe nur kurz gestreift, doch wird auch das Wenige immerhin vielen Lesern zur Einführung willkommen sein. — Dem Flöhhatz widmete Paul Koch[30]) eine Untersuchung, die ein beachtenswertes und wohl unanfecht-

---

S. 847. — **26**) J. Bolte, Vier niederländ. Schwänke d. 16. Jh.: ZDA. 36, S. 295-308. — **27**) X H. Varnhagen, De libris aliquot vetustissimis Bibliothecae academicae Erlangensis sermone italico conscriptis diss. Universitätsschrift. Erlangae, Typis F. Junge. 4°. 62 S. (Enthält Parallelen zu Montanus Wegkürzer [S. 28-31], u. berührt d. Sage v. d. Haimonskindern [S. 33] sowie d. Griseldis [S. 39].) — **28**) E. Waldner, Z. Biogr. Jörg Wickrams v. Colmar: ZGORh. 7, S. 320/8. — **29**) A. Hauffen, Joh. Fischarts Werke. 2. T. Eulenspiegel Reimensweiss. (= DNL. Her. v. J. Kürschner. Bd. 18, Abt. 2.) Stuttgart, Union. XXVIII, 466 S. M. 2,50. — **30**) P. Koch, D. Flöhhaz v. Joh. Fischart u. Mathias

bares Ergebnis zu Tage förderte. Der erste Teil der ursprünglichen Ausgabe von 1573, die Flohklage, ein wahres Meisterstück eines rein komischen Epos, galt bisher wohl allgemein als das „vorzüglichste von Fischarts in Reimen abgefassten Werken“, während K. nunmehr nachweist, dass dieser erste Teil überhaupt nicht von Fischart herrührt. An der Hand sorgfältiger metrischer und stilistischer Beobachtungen erörtert er den völlig von einander abweichenden Charakter beider Teile: die Flohklage rein episch, die Erzählung ruhig und stetig vorwärts schreitend, das Ganze knapp und kurz ohne Abschweifungen und Kapriolen; der zweite Teil dagegen bar jeder eigentlichen Handlung, vollgepackt mit Wortspielereien und allen Extravaganzen echt Fischartschen Humors — es wäre in der That befremdlich, wenn sich der grosse Sprachvirtuose in jener ersten Hälfte so ängstlich aller seiner ihm speciell eigentümlichen Mittel zu humoristischen Wirkungen enthalten hätte. Nun weist aber auch er selbst in den Schlussversen des Werkes ausdrücklich die Autorschaft der Flohklage einem anderen zu und nimmt für sich selber nur die Abwehr des im Flöhliede und in der Flohklage beschriebenen Krieges in Anspruch, die er dem Weibergeschlecht zu Ehren unternommen hat. Wer ist nun der Mitdichter? K. hat ihn in der Überschrift M. H. H. M. der lateinischen Eingangsdistischen entdeckt: es ist Mathias Holtzwart Harburgensis Magister, dem 1885 A. Merz eine Programmabhandlung gewidmet hat, und über den K. selber eine grössere Arbeit in Aussicht stellt. In Metrik, Stil und Sprache stimmt die Flohklage mit Holtzwarts bisher bekannten Werken vollkommen überein, und so kommt denn K. zu folgendem Schlussergebnis: „Der Flöhhatz von 1573 ist eine vielleicht von Jobin angeregte, jedenfalls von Fischart redigierte Kontamination aus folgenden Bestandteilen: Holtzwart lieferte mit der Flohklage die Basis. An diese Dichtung knüpfte Fischart an in seiner „der Weiber Verantwortung“ und „der Flöh Urteil“; dann zog er das alt gemein Flöhlied heran, schrieb die 13 Rezepte für die Flöh, deren Ton zweifellos für ihn spricht, und verfasste noch das poetische Nachwort. Schliesslich gab er dem Ganzen einen charakteristischen Titel, auf dem er aber, da er wohl fühlte, dass er kein volles Recht auf das Buch hatte, seinen Namen nicht einmal in einer seiner beliebten Verhüllungen nannte. Das Werk erschien anonym.“ Anders liegt das Verhältnis in der 2. Auflage von 1577, in der sich der erste Teil als eine vollkommene Neuarbeit darstellt; diese Ausgabe erscheint durchaus als ein Produkt Fischarts, weshalb er sich hier auch auf dem Titel als Vf. nannte. Zum Schluss berührt K. noch in aller Kürze die beiden Zusätze zu der Flöhhatz-Ausgabe von 1610: das Muckenlob und des Flohes Strauss, die schon Wackernagel Wolfhart Spangenberg zugeschrieben hatte, während Goedeke an der Autorschaft Fischarts festhielt. Auch K. entscheidet sich für den Dichter des Ganskönigs und jedesfalls werden seine gegen Fischarts Verfasserschaft ins Feld geführten Gründe bei weiterer Prüfung der Frage wohl zu erwägen sein. — Über Fischarts Gargantua-Übersetzung handelt Frantzen[31]), aus dessen sorgfältiger Vergleichung zwischen dem Roman des Rabelais und der Geschichtsklitterung sich ein lebendiges Bild von Fischarts Übersetzungsweise gewinnen lässt. Sein Thema hat sich der Vf. scharf begrenzt: er hat es nur mit den von Fischart wirklich übersetzten Partien aus dem Roman des Rabelais zu thun, nicht aber mit den Einschiebseln, Zusätzen, Umdeutungen und Erweiterungen, in denen der grosse Humorist das Werk „auf einen teutschen Meridian visiert“, d. h. auf deutsche Lebensverhältnisse übertragen hat. Er zeigt, wie ungleich und schwankend Fischart seiner Vorlage gegenüber verfuhr: bald ängstlich an den Wortlaut des Originals sich anklammernd, bald aufs willkürlichste damit umspringend, und wie hin und wieder selbst an den gröblichsten Schnitzern kein Mangel ist. Für manche dieser Fehler ist ohne Frage der schlechte Druck der Vorlage oder ein einfaches Verlesen des Übersetzers verantwortlich zu machen, doch sind vielfach auch direkte Missverständnisse ganz unzweifelhaft. Besonders interessant ist F.s Nachweis, dass Fischart manche Gallizismen ganz unverständlich waren; er übersetzte dann die Redensart entweder Wort für Wort, was natürlich einen Widersinn ergeben musste, oder er setzte an ihre Stelle etwas anderes, wobei er sich gewöhnlich von ganz zufälligen Anregungen, z. B. von Wortklängen, leiten liess. Dazu kam, dass vom 52. Kapitel an sein Interesse für den Stoff erlahmte, und er nun durch möglichste Kürzungen und zahlreiche Auslassungen dem Schlusse zustürmte; hier wird die Übersetzung zum Teil höchst übereilt und nachlässig, so dass z. B. die Schilderungen auf S. 439 und 440 (in Alslebens Neudruck) gänzlich verworren geraten sind. So bleibt, wenn

---

Holtzwart. Diss. Berlin (Druck v. F. Rosenthal). 43 S. — **31**) J. J. A. A. Frantzen, Krit. Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung v. Rabelais Gargantua. (= AlsatSt. N. 3.) Strassburg i. E., Trübner. 86 S. M. 2,50 (Auch als Strassb.

wir das Werk lediglich als Übersetzung betrachten, sein Eindruck zwiespältig: neben viel Vortrefflichem zahlreiche und nicht unerhebliche Mängel; aber doch ist das Werk gleichwohl in Anbetracht all der Schwierigkeiten, die Fischart zu überwinden hatte, eine ganz erstaunliche Leistung, deren bleibender Wert durch das Aufmutzen solcher Übersetzungsschnitzer nicht im mindesten beeinträchtigt wird. Beachtenswert scheint mir noch die gelegentliche Bemerkung F.s, dass Fischart mit Niederland, seiner Sprache, seinen Bewohnern und Sitten ohne Zweifel vertrauter gewesen sei als mit Frankreich, was schon daraus hervorgehe, „dass sich unter seinen aus eigner Kenntnis und Anschauung hervorgegangenen Zusätzen zu dem französischen Roman fast keine Anspielung auf französische Dinge findet, während niederländische Redensarten, Bräuche und dergl. sehr häufig erwähnt werden.“ Dabei stellt F. im Text der Trunckenen Litanei (Alsleben S. 149) das „O treinche, wie ein Weiche“ richtig; es muss, wie auch die Drucke a und b haben, „Weinche“ heissen. Die Redensart Wijntje en Trijntje = Wein und Weiber sei noch jetzt in den Niederlanden allgemein gebräuchlich. — Einige neue Beiträge zur Fischartbibliographie giebt Englert[32]). Er berichtet über einige aus dem Französischen und Lateinischen übersetzte Flugschriften aus der Zeit von 1576—90, deren Autorschaft Fischart „mit ebenso viel Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden könne wie manche andere Schrift, die bei Meusebach und Goedeke als Fischartisch bezeichnet wird.“ Doch nennt er selbst bei der zweiten der von ihm verzeichneten Schriften Fischarts Verfasserschaft „zweifelhaft“. Dagegen spricht er den von Weller, Meusebach und Goedeke zu den Schriften Fischarts gerechneten „Antihispanus“ diesem ab und ist eher geneigt, ihm den von ihm in einer Originalausgabe ermittelten „Antiespagnol“ zuzuweisen. Der Vf. dieser Übersetzung nennt sich auf dem Titelblatt und in der Vorrede einen „natürlichen Castillianer“, was E. zu der Konjektur veranlasst, Fischart könne sich vielleicht in dem Sinne so nennen, dass er aus Castel gegenüber Mainz gebürtig sei. Eine andere Konjektur zur Lebensgeschichte Fischarts knüpft er an die fünfte der von ihm beschriebenen Flugschriften: „Nachdruck oder letzte Zeitung: alles was sich im September XC vor Parys . . . zugetragen hat“, die er gleichfalls Fischart zuschreiben möchte; ist diese Annahme richtig, so müsste dieser also noch im September 1590 gelebt haben[32a]). —

Der Datierung des jüngeren Volksbuches vom gehörnten Siegfried, das Golther nach der ältesten bekannten Ausgabe von 1726 (Hallesche Neudrr. N. 81/2) bequem zugänglich gemacht hat, widmet Edw. Schröder[33]) eine Untersuchung, auf Grund deren er die von Bobertag gegebene Datierung: „Ausgang des 17. oder Anfang des 18. Jh.“ enger, und zwar auf die Zeit von 1663—92 zu begrenzen im stande ist. Auch über den Urheber der Prosaauflösung bringt der Aufsatz manchen fördernden Hinweis: er war Protestant und Niedersachse, dessen Heimat mit ziemlicher Bestimmtheit in der Gegend nördlich des Harzes zu suchen ist. —

Seiner Schrift über Hans Friedrich von Schönberg, die die Schildbürgerfrage neu angeregt und in frischen Fluss gebracht, hat Jeep[34]) nunmehr einen kurzen biographischen Artikel über den Hauptmann der Festung Wittenberg folgen lassen, der die Ergebnisse jener Arbeit klar und bündig zusammenfasst. — Dass die von ihm in dem Buche über Schönberg als ältestes Zeugnis der traurigen Berühmtheit Schildas citierte Stelle aus Zeiller „Merians Topographia Superioris Saxoniae (Frankfurt 1650)“ einem Nachdruck der Originalausgabe entnommen sei, hatte Strauch[35]) bereits (JBL. 1890 II 3 : 25) bemerkt; er hat nachträglich die Thatsache, dass es von sämtlichen Bänden der Topographia Germaniae Meriansche Nach- bezw. Neudrucke giebt, die meist den erborgten Titel der Originalausgabe haben, noch des näheren festgestellt und Jeeps Citat einem solchen Neudruck zugewiesen, der nicht vor 1684 veranstaltet sein kann. — Auf die Verwandtschaft einer der Schildbürgergeschichten (N. 31, von der Hagens Narrenbuch S. 168) mit der Fabel von Maternus Steyndorffers Comödia (1540) hat gelegentlich Stiefel[36]) hingewiesen, und Edw. Schröder bei diesem Anlass daran erinnert, dass das Motiv in der älteren deutschen Litteratur durch die Geschichte vom Häslein vertreten ist, worauf dann Bolte[37]) noch eine ganze Reihe weiterer Belege für die Verbreitung dieses Motivs beisteuerte. —

Diss. gedr. 86 S.) — **32)** A. Englert, Z. Fischartbibliogr.: Alemannia 19, S. 114-32. — **32a)** × A. Alsleben, J. Fischarts Geschichtsklitterung (Gargantua): Grenzb. 1, S. 255/6. (Vgl. JBL. 1891 II 3 : 22.) — **33)** Edw. Schröder, D. Volksbuch v. gehörnten Siegfried: VLG. 5, S. 480/9. — **34)** E. Jeep, Hans Friedr. v. Schönberg: ADB. 34, S. 733/4. — **35)** Ph. Strauch, Merians Bericht über Schilda: VLG. 5, S. 494/6. — **36)** A. L. Stiefel, E. unbekannte Nachahmung d. Dramenübersetzung Albrechts v. Eyb: ZDA. 36, S. 225-32. (Vgl. G. Roethe: ib. S. 232/3; s. auch II 4 : 30.) — **37)** J. Bolte, Maternus Steindorffer: ib. S. 364/6. (Enthält Parallelen zu d. dtsch. Schwankbüchern d. 16. Jh.: (Poggio), Montanus,

Über Abderiten von heute handeln verschiedene kleinere Aufsätze[38-44]), aus deren Inhalt hier nur notiert sei, dass auch die Juden Polens, Litthauens und Russlands Abderitenstädte haben und ferner, dass von den Büsumern noch heute manches Schildbürgerstücklein im Schwange ist. —

Den Ursprung der Faustlegende behandelt ein kurzer Vortrag Tilles[45]), der das bekannte Material hübsch und übersichtlich zusammenfasst. Er hebt ihre Entstehung in gebildeten, ja gelehrten Kreisen hervor, betont den Einfluss der religiösen Verhältnisse des Reformationszeitalters auf ihre Ausbildung und mustert alsdann in raschem Gange die Zeugnisse über den historischen Faust, um zu zeigen, was an der Sage geschichtlicher Kern und was Zusätze mythenbildender Phantasie sind. So verfolgt er in anregender Darstellung die Entwicklung der Legende bis zu ihrer ersten litterarischen Fixierung im Spiesschen Faustbuche von 1587, dessen unbekannter Vf., wie er hervorhebt, der Sage erst die Seele gegeben und das Faustproblem erst geschaffen hat. — Sehr viel breiter ist Kiesewetters[46]) Darstellung des geschichtlichen Faust, in der jedoch manche Ergebnisse der neueren Forschung unberücksichtigt geblieben sind. Er will in einer neuen kritischen Durchmusterung der uns überlieferten Zeugnisse Wahrheit und Dichtung von einander scheiden und eine wirklich historische Biographie des Helden herausschälen, doch werden seine neuen Ergebnisse nur mit grosser Vorsicht zu benutzen sein. Ich muss hier auf die von ihm selbst in den Schlusssätzen seiner umfangreichen Untersuchung zusammengestellten Resultate verweisen und erwähne nur die von ihm vorgetragene Vermutung, der Gewährsmann von Spies sei der aus Speier stammende Universitätslehrer Laurentius Wolff gewesen, dessen Notizen dann Spies entweder selbst ausarbeitete oder durch einen anderen zu dem roman magique gestalten liess; für mancherlei Verschweigungen und Abänderungen sei wohl die Rücksicht auf noch lebende Verwandte Fausts massgebend gewesen. Über seine sonstigen neuen Entdeckungen beschränke ich mich auf zwei Bemerkungen. Dass in dem bekannten Bericht des Manlius nicht dieser, sondern Melanchthon spricht, geht aus dem ganzen Zusammenhange klar hervor und ist auch wohl neuerdings nie ernstlich bezweifelt worden, so dass K.s umständlicher Beweis schwerlich noch nötig war; übrigens erschien die erste Ausgabe der „Locorum communium collectanea“ nicht erst 1590, wie er angiebt, sondern schon 1568 (bei Martin Lechler in Frankfurt a. M.); die von ihm citierte Stelle steht auch hier S. 38—40. Bei Erörterung der einschlägigen Stellen aus Luthers Tischreden gelangt K. zu der Vermutung, dass Widmanns Bericht uns eine ältere, ursprünglichere Quelle reiner überliefere als Aurifaber; er übersieht jedoch, dass die Anordnung des betreffenden Abschnittes bei Förstemann lediglich Aurifabers Arbeit ist, der Tischreden Luthers aus den verschiedensten Zeiten (hier nachweisbar von 1532—46) sachlich zusammenreihte, darunter eine ganze Anzahl (die Eislebener Reden von 1546), die wir überhaupt nur durch seine Aufzeichnung kennen, da er sie in den Tagen vor Luthers Tode in Eisleben bei Tische nachschrieb. Wenn nun Widmann dreissig Jahre später wesentlich dieselben Tischreden in der gleichen Reihenfolge bot, nur dass er viele zwischendurch wegliess, so ist es wohl ganz unzweifelhaft, dass er nach Aurifaber gearbeitet hat. — Zwei kleinere Beiträge zur Faustsage haben Werner und Tille[47]) beigesteuert. — Zur Faustikonographie gab Tille[48]) in einer gleich seinem Aufsatz über den Ursprung der Faustlegende englisch geschriebenen Abhandlung einen Beitrag, der wegen des ersten Abschnitts: „Die Faustbilder vor Goethe“ auch hier zu erwähnen ist. Auf die Wichtigkeit einer solchen die Entwicklungsgeschichte der Faustsage eigenartig wiederspiegelnden Arbeit hatte Szamatólski in der Einleitung des Neudrucks vom Faustbuch des Christlich Meynenden hingewiesen (vgl. JBL. 1891 III 3 : 5), in der er zugleich selbst durch seine umsichtige Untersuchung der Rembrandtschen Faustbilder für die Faustikonographie eine wichtige Vorarbeit geleistet hatte; in T.s Abhandlung haben wir nunmehr einen dankenswerten Versuch, das ganze weitschichtige Material zusammenzufassen, in raschem Überblick alles zu mustern, was die bildende Kunst an Faustbildnissen geliefert, und nachzuweisen, wie sich darin allmählich ein fester Fausttypus entwickelt hat. Er berücksichtigt dabei nicht nur die deutschen

---

Lindener, Kirchhof; s. auch II 4:31.) — **38**) × Ch. Jensen, Schildbürgergeschichten in d. Sage d. nordfries. Inseln: TglRsB. 1891, N. 138. — **39**) × B. W. Schiffer, Abderiten v. heute unter d. Juden: Urquell 3, S. 27/9. — **40**) × L. Fränkel, Zu d. Mitteilungen über neuere Abderiten. I. Abderiten in Alt-England. II. Neues über d. Schildbürger: ib. S. 124/6. (Im Anschluss an Jeep.) — **41**) × J. A. Charap, Abderiten v. heute: ib. S. 169-70. — **42**) × N. Krause, Abderiten v. heute: ib. S. 231/2. — **43**) × R. Ofterding, Abderiten v. heute: ib. S. 296/7. — **44**) × F. S. Krauss, V. Büchertisch (darin u. a. über L. Fränkels Referate zu d. Schildbürgerfunden): ib. S. 124/6, 128. — **45**) A. Tille, The origin of the Faust legend. (Sonderabdr. aus PGlasgowPhS. 1891/2.) 17 S. — **46**) C. Kiesewetter, Fausts gesch. Persönlichkeit: Sphinx 13, S. 15-23, 153-60, 248-56, 282, 359-68. — **47**) (III 3 : 2/4; IV 3 : 3.) — **48**) A. Tille, The artistic

Faustbücher, sondern auch die Übersetzungen, erörtert eingehend die Rembrandtschen Porträts, bespricht die Faustbildnisse auf fliegenden Blättern des 18. Jh. und charakterisiert endlich den bildlichen Schmuck der vorgoetheschen Faustdramen, so dass hier das gesamte Material in bequemer Übersicht beisammen ist. — Auch auf diesem Gebiete begegnete er sich mit Kiesewetter[49]), der gleichzeitig im Anschluss an Szamatólskis Untersuchung die Rembrandtschen Faustbilder in einem Aufsatze behandelte; erwähnt sei daraus sein Hinweis, dass auch noch ein anderer niederländischer Meister, Christoph von Sichem, in einem 1666 erschienenen Kupferstichwerk Faust bildlich darstellte, indem er ihn dort mit Mephistopheles und Wagner in eine Galerie von „Hauptketzern und falschen Propheten" einreihte. Dem Aufsatz sind die Rembrandtschen Faustbilder in ausgezeichneten phototypischen Wiedergaben beigefügt. — Über die ihm durch Schenkung der Erben zugefallene Bodesche Faustbibliothek hat Tille[50]) in einem Aufsatz Bericht erstattet, der zugleich zu einem pietätvollen litterarischen Denkmal für den fleissigen und uneigennützigen Sammler jener Schätze geworden ist. Soldat von Beruf und in eintönigem Garnisondienst alt und grau geworden, hatte Julius Bode (geb. 16. Dec. 1812, gest. 20. Juli 1892) nach seiner Pensionierung angefangen, systematisch die Dokumente zur Geschichte der Faustsage zu sammeln, und es war ihm gelungen, allmählich eine Bibliothek zusammenzutragen, die nach T.s Zeugnis an Reichtum und Mannigfaltigkeit wie an Seltenheit vieler ihrer Nummern einzig dasteht. Manchen Forschern sind seine Schätze zu gute gekommen, und insbesondere ist sein Anteil an den Fortschritten der neueren Faustbibliographie, vor allem an K. Engels „Zusammenstellung der Faustschriften" sehr beträchtlich. In dem Aufsatze T.s erhalten wir von dem alten, liebenswürdigen Herrn, der mit seiner ganzen Liebe an seiner Sammlung hing, ein sehr anziehendes Bild, während zugleich seine Andeutungen über Umfang und Inhalt der Bibliothek erkennen lassen, wie viel darin noch an Material für künftige Arbeit enthalten ist[51]). —

Aus der eigentlich historischen Litteratur haben wir zunächst zwei Arbeiten über Geschichtschreiber des 15. Jh. zu verzeichnen. Den Presbyter in Gorkum, Theodericus Pauli, und sein eine vollständige Geschichte der römischen Päpste und Kaiser von 325—1477 enthaltendes Speculum historiale behandelt Focke[52]). Eine Biographie des hessischen Chronisten Wigand Gerstenberg und eine kritische Untersuchung seiner thüringisch-hessischen Chronik von 1493 und der Frankenberger Stadtchronik, die er um 1505 vollendete, giebt Pistor[53]). Für die in einer Hs. der Bibliotheca Rhedigeriana zu Breslau erhaltene Kompilation Paulis weist F. als die hauptsächlichsten Quellen das Speculum historiale des Dominikanermönchs Vincenz von Beauvais und die Papst- und Kaisergeschichte des Martin von Troppau nach; der hessische Chronist citiert ganz gegen die übliche Gepflogenheit vielfach seine Quellen, zu denen ausser den damals gangbaren Handbüchern der Geschichte auch viele einzelne Länder- und Städtegeschichten, insbesondere die reichlich ausgebeutete Limburger Chronik gehören; auch die Legendenlitteratur hat er mit emsigem Fleisse ausgenutzt. Kritiklos schrieb er zusammen, was ihm just zur Hand war, und diese rein kompilatorische Thätigkeit erklärt auch den Mangel an Eigenart seiner Sprache, die durchweg farblos und nüchtern ist. —

Auch über Schweizer Chronisten liegen neue kritische Untersuchungen vor: über den älteren Diebold Schilling, von dem eine bisher unbekannte Berner Chronik von 1424—68 durch Th. von Liebenau und W. F. von Mülinen[54]) herausgegeben und von ersterem mit einer umfassenden Einleitung versehen worden ist, aus der die Priorität von Schillings Chronik gegenüber den Werken von Tschachtlau und Dittlinger hervorgeht. — Über den älteren und über den jüngeren Diebold Schilling berichtet G. von Wyss[55-56]). Der letztere (etwa 1460—1522) war Kaplan am Stift in Luzern, ein unruhiger Mann, lange Jahre als politischer Agent Kaiser Maximilians besonders in Italien thätig, und verfasste 1507—13 eine Chronik von Luzern, die nicht bloss durch ihren prachtvollen Bilder- und Wappenschmuck, sondern auch durch die eingehende Schilderung solcher Ereignisse der Schweizer Geschichte wichtig ist, an denen der Vf. zu-

---

treatment of the Faust legend. (Sonderabdr. aus TGoetheS. VII.) 74 S. — **49)** C. Kiesewetter, Rembrandts Faustbilder: Sphinx 14, S. 336/9. — **50)** A. Tille, D. Bodesche Faustbücherei: AZg[B]. N. 197. (S. auch I 3 : 119.) — **51)** × E. Faustbücherei: Didask. N. 180, S. 720. — **52)** W. Focke, Theodoricus Pauli, e. Geschichtsschreiber d. 15. Jh. u. sein Speculum historiale. (= HBGF. Her. v. Th. Lindner. N. 1.) Halle a. S., Kaemmerer & Cie. 122 S. M. 2,00. — **53)** J. Pistor, D. Chronist Wigand Gerstenberg. Nebst Untersuchungen über ältere hess. Geschichtsquellen. (Sonderabdr. aus ZVHessG. Bd. 17.) Kassel, Brunnemann. III, 120 S. M. 2,00. |[Cartellieri: MHL. 20, S. 330; Baldauf: DLZ. S. 1111; LCBl. S. 1278/9.]| (Auch als Marburger Diss. 42 S.) — **54)** Th. v. Liebenau u. W. F. v. Mülinen, Diebold Schillings Berner-Chronik v. 1424-68: AHVBern. 13, S. 431-600. — **55)** G. v. Wyss, Diebold Schilling: ADB. 34, S. 715/7.

schauend oder eingreifend teilnahm. — Eines anderen Schweizer Chronisten Leben, des Christoph Silberysen (1542—1608), der 1563—94 Abt des Cistercienserstiftes Wettingen gewesen ist, beschreibt Herzog[57]). Seine nur hs. erhaltenen Chroniken sind durchaus kompilatorisch gearbeitet und besitzen nur kunsthistorische Bedeutung, durch ihre vielen schönen Federzeichnungen. — Dem Chronisten Werner Schodoler von Bremgarten im Aargau hat Stammler[58]) einen Aufsatz gewidmet. Die Untersuchung über die Quellen seiner Schweizer Chronik lässt auch ihn einfach als Kopisten erscheinen, der kritiklos „zusammen colligierte", was ihm an Chroniken zur Hand kam; selbst Auslassungen, die scheinbar ein ganz persönliches Gepräge tragen, erweisen sich bei näherem Zusehen als entlehntes Gut, was ganz sicher auch von dem von St. im Wortlaut mitgeteilten Ausfall gegen Papst, Bischöfe und Pfaffen gilt, den der stramm altgläubige Stadtschreiber wohl ziemlich gedankenlos einer ihm gerade vorliegenden Quelle entnommen hat. — Meiningers[59]) schöne Publikation über den Basler Andreas Ryff, der sich durch seinen in Mülhausen befindlichen, im J. 1597 geschriebenen „Circkell der Eidgnoschaft" den Schweizer Chronisten des 16. Jh. anreiht, ist vorzugsweise für Kunstgeschichte und Heraldik von Bedeutung, da dem „aus vylen autoren zuosamen geläsenen" Text, aus dem M. das Kapitel über Mülhausen abdruckt, kein selbständiger Wert beizumessen ist; was der Hs. ihren ausserordentlichen Wert verleiht, ist die Fülle der den Text schmückenden Illustrationen, über die der Herausgeber sein Urteil dahin zusammenfasst: „Elles sont toutes d'une facture remarquable et la plupart constituent de véritables petits chefs-d'œuvre de peinture". Ihr Urheber ist unbekannt und auch M.s sorgfältige Untersuchung hat den Namen des Künstlers nicht ermitteln können. Der Vf. giebt eine eingehende Beschreibung sämtlicher Bilder, der historischen Darstellungen, Porträts und Ansichten wie der überaus zahlreichen Wappen, von denen er im Anhang auf 18 Tafeln nicht weniger als 346 reproduciert; von den Waffenbildern werden zwei in phototypischen Reproduktionen veranschaulicht, während die Publikation überdies mit den ausgezeichneten Bildnissen Ryffs und seiner Frau geschmückt ist, deren Originale in Basel befindlich sind. —

Für die deutsche Geschichte unseres Zeitraums sind auch hier zwei wertvolle neue Publikationen wenigstens anzuführen, wenn auch natürlich ihre nähere Würdigung ausserhalb des Bereichs dieser Berichte liegt. Von den Augsburger Chroniken liegt jetzt der 3. Band vor, dessen Text wieder von Lexer[60]) mit bekannter Sorgfalt hergestellt ist, während Friedr. Roth, der dazu als Vf. der „Reformationsgeschichte Augsburgs" vor allen berufen war, einen ausführlichen historischen Kommentar beigesteuert hat. Den Inhalt des Bandes bildet zunächst die die J. 1348—1487 umfassende Chronik Hektor Mülichs, von dem für die J. 1440—87 selbständige Aufzeichnungen vorliegen; ihr folgt die kompilatorische Arbeit eines wohl dem Domklerus angehörigen anonymen Vf., worin nur einige wenige selbständige Aufzeichnungen enthalten sind, die aber immerhin als eine der für das 15 Jh. am häufigsten benutzten Chroniken litterarhistorisch von Bedeutung ist. —

Die zweite dieser neuen Quellenpublikationen ist das von Jacobs[61]) bearbeitete Urkundenbuch der Stadt Wernigerode, das den Urkundenschatz dieser Harzstadt bis zum J. 1460 umfasst; der Sammlung den naturgemässen Abschluss mit dem Ausgange des Mittelalters zu geben, verbot sich durch die dem fleissigen Sammler und Herausgeber von der Historischen Kommission gesteckten räumlichen Grenzen, in die sich das gesamte überaus reiche Material nicht einzwängen liess. Den Texten sind reichliche sachliche Erläuterungen beigefügt, und nicht minder dankenswert ist das sehr sorgfältig angefertigte Orts-, Personen- und Sachregister mitsamt den Glossen, durch die die Benutzung des Werks ganz erheblich erleichtert ist. —

Schliesslich sei noch erwähnt, dass Euling[62]) aus der von ihm herausgegebenen Chronik des Hildesheimer Prälaten Johann Oldecop (vgl. JBL. 1891 II 3 : 43; 6 : 43), die auch mancherlei für die Litteraturgeschichte bemerkenswerte Notizen enthält, jetzt einen populären Auszug veranstaltet hat, in dem er unter den Überschriften: Öffentliche Sicherheit, Glauben und Sitte, Ecclesia turbatur-clerus errat, Ein Fürstbischof und Aus Zeiten schwerer Not, einige ansprechende Bilder aus Hildesheims Vergangenheit zusammengestellt

— **56**) id., Diebold Schilling: ib. S. 717/8. — **57**) H. Herzog, Chrph. Silberysen: ib. S. 318/9. — **58**) J. Stammler, D. Chronist Werner Schodoler: AHVBern. 13, S. 601-48. — **59**) (II 1 : 19.) — **60**) D. Chroniken d. schwäb. Städte. Augsburg. 3. Bd. (= D. Chroniken d. dtsch. Städte v. 14. bis ins 16. Jh. Her. durch die hist. Kommission bei d. kgl. Ak. d. Wissensch. 22. Bd.) Leipzig, Hirzel. XLIX, 583 S. M. 16,00. |[A. Hollaender: HZ. 72, S. 317/9.]| — **61**) Ed. Jacobs, Urkundenbuch d. Stadt Wernigerode bis z. J. 1460 bearb. (= Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen. Her. v. d. hist. Komm. d. Prov. Sachsen. 25. Bd.) Halle a. S., Hendel. 1891. XIV, 604 S. M. 12,00. |[P. Zimmermann: DLZ. S. 758/9.]| — **62**) K. Euling, Hildesheimer Land u. Leute d. 16. Jh. in d. Chronik d. Dechanten Johan Oldecop. Hildesheim, Borg-

und dadurch jene wertvolle neue Quelle zeitgenössischer Aufzeichnungen auch weiteren Kreisen erschlossen hat. Ob die Gruppierung des Stoffes unter die mitgeteilten Gesichtspunkte sehr geschickt ist, mag dahingestellt bleiben; immerhin wird bei dem kulturhistorischen Interesse jener Quelle diese anspruchslose populäre Bearbeitung vielen willkommen sein. Hier mag noch besonders notiert sein, dass (S. 39) auch Oldecops Bericht über die Hildesheimer Aufführung der Johannespassion im J. 1517 wiederholt worden ist. —

Über den wunderlichen Cosmus von Simmern, 1581—1650, kaiserlichen Hofofficial zu Breslau und Vf. einer umfangreichen Weltchronik, handelt G. von Bülow[63]); er setzt auseinander, dass die gedruckte Probe sowie der erhaltene Rest des riesigen Werkes (14 Folianten) die wegwerfenden Urteile nicht verdient, die darüber gefällt wurden, sondern dass sorgfältige Studien den anschaulichen Schilderungen der Arbeit zu Grunde lagen. —

II,4

Drama.

Johannes Bolte.

Allgemeines N. 1. — Geistliche Schauspiele des ausgehenden Mittelalters N. 3. — Fastnachtspiele N. 17. — Reformationszeit: Allgemeines N. 19; einzelne Dramatiker: Schweiz N. 22, Sachsen N. 29, Franken (Hans Sachs) N. 36, Bayern N. 48, Württemberg N. 49, Österreich N. 50, Niederdeutschland N. 53. —

Die einzige Arbeit allgemeiner und zusammenfassender Art aus dem Berichtsjahre kann keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen; Volkening[1]) hat die Entwicklung des deutschen Schauspiels bis zur Reformation nur nach den landläufigsten Hülfsbüchern dargestellt. — Auf manches interessante und bisher wenig oder gar nicht bekannte Material macht der ausführliche Katalog der internationalen Musik- und Theaterausstellung zu Wien[2]) aufmerksam. Nicht bloss Hss. und Drucke von Schauspielen des 15. und 16. Jh. waren aus Bibliotheken, Archiven und Privatbesitz dorthin gesandt worden, sondern auch bildliche Darstellungen aus jener Periode, selbst einige Reste alter Kostüme und Teufelsmasken; nach den Angaben von A. von Weilen hatte man ein plastisches Modell des 1583 zu Luzern gehaltenen Osterspieles angefertigt. Glänzender waren natürlich die späteren Epochen der Theatergeschichte, das 17., 18. und 19. Jh. vertreten. —

Dem geistlichen Drama des ausgehenden Mittelalters bleibt die Aufmerksamkeit der Forscher zugewandt. L. Wirths schon früher besprochenes Buch (vgl. JBL. 1891 II 4 : 1/2) über die Oster- und Passionsspiele hat Wackernell[3]) angezeigt und bei aller Anerkennung des der Materialsammlung zugewandten Fleisses auf die Bedenklichkeit mancher über das Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen Spieltexte aufgestellten Behauptungen hingewiesen; ebenso urteilt Köppen (s. N. 11) in seiner sogleich zu erwähnenden Dissertation. — Nichts Neues bringen ein paar Zeitungsartikel von Muncker[4]) über die mittelalterliche Bühne und von einem Anonymus[5]) über die Passionsbrüderschaften und das französische Passionsspiel von Jean Michel zu Angers, obwohl eine Vergleichung mit Grebans älterer Dichtung und mit den deutschen Dramen manches Interessante geboten hätte. — Über einen kürzlich auf dem Rathause zu Alsfeld gemachten Fund berichten Edw. Schröder[6]) und Otto[7]): es ist ein 43 Schmalfolioblätter umfassendes Regiebuch zu einer Aufführung des von Grein und neuerdings von Froning edierten Alsfelder Passionsspieles. Da es nicht bloss auf den Grundtext, sondern auch auf die Erweiterungen des zweiten Schreibers der vollständigen Hs., den die Herausgeber B genannt haben, Bezug nimmt, so rührt die Dirigierrolle anscheinend von der 1511 veranstalteten Aufführung her. Eine genauere Untersuchung wird Sch. demnächst anstellen. — Zu den drei von Mone, Ettmüller und Froning veranstalteten Ausgaben des Redentiner Osterspiels sind im Berichtsjahre zwei weitere gekommen. C. Schröder[8]), dessen Vor-

---

meyer. 100 S. M. 1,00. |[H. Grauert: HJb. 13, S. 635.]| (Vgl. JBL. 1891 II 3 : 43.) — **63**) Gottfr. v. Bülow, Cosmus v. Simmern: ADB. 34, S. 353/5. —

1) W. Volkening, D. Ursprünge d. dtsch. Dramas vor d. Reformation: GüterslohJb. 1891, S. 152-83. — **2**) (IV 4 : 267.) — **3**) E. Wackernell: ÖLBl. 1, S. 249-52. — **4**) F. Muncker, D. Bühnenverhältnisse d. ältesten dtsch. Dramas. (Aus e. Vortr.): MünchNN. N. 139. — **5**) L., Aus d. Gesch. d. geistl. Schauspiele. E. Passionsspiel: NorddAZg^B. N. 15. — **6**) Edw. Schröder, Alsfelder Dirigierrolle: ADA. 18, S. 299-300. — **7**) E. Otto, D. Dirigierrolle d. Alsfelder Passionsspiels: QBllHVHessen. 1, S. 151/3. — **8**) Redentiner Osterspiel nebst Einleitung u. Anmerk. v. C. Schröder.

trag[9]) über dies wertvolle Denkmal der niederdeutschen Litteratur wir schon früher erwähnt haben, gab einen zuverlässigen Abdruck des überlieferten Textes nebst reichhaltigen sprachlichen und sachlichen Anmerkungen heraus. In der Einleitung weist er den von Mone behaupteten Einfluss französischer Vorbilder mit Recht zurück und hebt er als das Verdienst des Autors die individuelle Gestaltung der traditionellen Formen und Motive hervor, die lebendig fortschreitende Handlung, das weise Masshalten in den komischen Effekten, die an volkstümlichen Wendungen reiche Sprache. Das Karlsruher Ms. ist kein Autographon, wie einige verderbte Stellen beweisen; die 1464 zu Redentin bei Wismar vollendete Vorlage hatte einen Geistlichen zum Vf., vermutlich den 1465 in Redentin nachweisbaren Hofmeister Peter Kalff, einen Cistercienser aus dem Kloster Doberan. Zweifelhaft erscheint mir indessen Sch.s Behauptung, der Dichter sei ein aus der Wesergegend eingewanderter Mönch, dessen heimatliche Mundart sich in gelegentlichen Abweichungen vom mecklenburgischen Dialekt offenbare; denn diese Abweichungen lassen sich ungezwungener durch die Annahme eines binnenländischen Schauspiels erklären, das in Mecklenburg umgearbeitet und erweitert wurde. — Dankenswert ist auch die zweite Arbeit über dasselbe Drama, welche für die in Mecklenburg sich vielfach bethätigende Liebe zur älteren heimischen Litteratur rühmliches Zeugnis giebt. Da die Lesung des vielfach beschädigten Ms. an manchen Stellen, besonders gegen das Ende hin, wo die Buchstaben immer kleiner werden, bisweilen zweifelhaft ist, hat Freybe[10]) ein Facsimile davon in sauberem Lichtdruck herstellen lassen und mit eigenen Abhandlungen über die Geschichte der Cistercienser in Mecklenburg, über ihre Regel und das Verhältnis von Redentin zu Doberan und Wismar und mit Erläuterungen einzelner Stellen des Spieles begleitet. Da er den Text des letzteren nicht nochmals abdruckt, so ist seine Arbeit keineswegs als ein Konkurrenzunternehmen zu Schröders Ausgabe, sondern als deren willkommene Ergänzung zu bezeichnen. — Über die Geschichte der Weihnachtsspiele handelt eine Marburger Promotionsarbeit von Köppen[11]), deren vollständige Veröffentlichung aber erst in das nächste Berichtsjahr fällt; daher wollen wir uns für diesmal mit dem blossen Hinweise begnügen. — Ein anderer Schüler Edw. Schröders, Mansholt[12]), hat dem noch ungedruckten Künzelsauer Fronleichnamsspiele von 1479, das bisher nur durch Werners Bericht im 4. Bande der Germania bekannt war, eine eingehende und fördernde Untersuchung zugewandt. Der Vf. war gleich dem Dichter des Redentiner Spiels ein Geistlicher, aber ihm an Talent weit unterlegen. Er hat sein Stück aus vielen Quellen, teilweise abändernd, zusammengeflickt und dabei, streng den Standpunkt der katholischen Kirche wahrend, von allen auf blosse Erheiterung seiner Zuhörer angelegten Scenen abgesehen. Der erste Teil reicht von der Schöpfung bis auf Melchisedech, der zweite von Mose bis zum bethlehemitischen Kindermord, der dritte vom Auftreten Johannes des Täufers bis zum Weltgericht. Einige jüngere Beilagen sind dazu bestimmt, verschiedene nur kurz ausgeführte oder ganz fehlende Scenen des Hauptstockes bei späteren Aufführungen zu ergänzen oder einzuschalten. Das Verhältnis des Kompilators zu den übrigen mittelalterlichen Dramen, zum Epos von der Erlösung und zu Philipps Marienleben veranschaulicht M. durch ein vergleichendes Scenarium. — Für eine einzelne Scene desselben Dramas hat Edw. Schröder[13]) ein Vorbild in einem um drei Jhh. älteren lateinischen Mirakelspiele von St. Nicolaus und den drei armen Jungfrauen, eigentlich nur einer kurzen Scene, die in zwei aus Orleans und Hildesheim stammenden Hss. überliefert ist, nachgewiesen; er hebt dabei hervor, dass dem Anscheine nach sich diese kleinen dramatischen Bilder in kirchlichen Aufführungen bis zum Ende des Mittelalters erhielten. — Über das Egerer Fronleichnamsspiel hat John[14]) eine kurze Notiz veröffentlicht, in der er aus einem uns nicht zugänglichen Aufsatze Trötschers (im Egerer Jb. 1886) mehrere Bemerkungen der Egerer Stadtbücher über Fronleichnamsspiele während der J. 1446—81 anführt. — Haages Dissertation über Schernbergs Spiel von Frau Jutten (vgl. JBL. 1891 II 4 : 8) hat bei Bechstein[15]) in allen wesentlichen Punkten Zustimmung gefunden; nur möchte dieser nicht an der Identität des 13. zu Eisenach aufgeführten Spieles von den

---

(= Niederdtsch. Denkmäler N. 5.) Norden, Soltau. V, 110 S. M. 3,00. |[R. Bechstein: RostockZg. N. 521.]| — **9**) C. Schröder, D. Redentiner Osterspiel. (Referat über e. Vortr.): ZDPh. 24, S. 368-70. (Vgl. JBL. 1891 II 4 : 4.) — **10**) A. Freybe, D. Hs. d. Redentiner Osterspiels in Lichtdruck, mit einigen Beitrr. zu seiner Gesch. u. Litt. Schwerin, Bärensprung. 4°. IV, 12 Bll, 47 S. M. 4,50. |[EKZ. S. 533; AZg^B. 27. April; R. Bechstein: RostockZg. N. 201; J. Gillhoff: NatZg. N. 357.]| (Zugleich als Progr. v. Parchim erschienen.) — **11**) W. Köppen, Beitrr. z. Gesch. d. dtsch. Weihnachtsspiele. I. Diss. Marburg. 48 S. — **12**) T. Mansholt, D. Künzelsauer Fronleichnamsspiel. Diss. Marburg, Pfeil). 104 S. — **13**) Edw. Schröder, Mirakel d. heil. Nicolaus: ZDA. 36, S. 239-40. — **14**) O A. John, Egerer Fronleich-(namsspiel: LJb. 2, S. 64/6. — **15**) R. Bechstein: Germania 37, S. 235-40. — **16**) H. Logeman, Elckerlijck, a fifteenth

zehn Jungfrauen mit dem in der Mühlhauser Hs. erhaltenen zweifeln. — Den geistlichen Dramen reiht sich passend die in England, Holland und Deutschland wiederholt bearbeitete Moralität vom sterbenden Menschen an, die in eindringlicher und tiefsinniger Weise die Not des Mannes und seine Errettung durch die christliche Heilsordnung darstellt. Während Goedeke 1865 den Archetypus dieser Spiele in dem englischen Drama „Everyman“ suchte, wies jüngst G. Kalff das Original dieses Everyman in dem bisher so gut wie unbekannten niederländischen Schauspiele „Elckerlijck“ nach. Logeman[16]) hat nun von beiden Stücken einen recht nützlichen Parallelabdruck veranstaltet, indem er von den drei zwischen 1495 und 1525 zu Delft und Antwerpen erschienenen Drucken des Elckerlijck den jüngsten, allein vollständig erhaltenen zu Grunde legte und auch die fünf zum Teil nur fragmentarisch auf uns gekommenen Ausgaben des Everyman aus der Zeit von 1493 bis 1537 benutzte. Auch den Dichter der niederländischen, von hoher Begabung zeugenden Moralität, der in einer 1536 erschienenen lateinischen Übersetzung Petrus Diesthemius genannt wird, hat L. mit hoher Wahrscheinlichkeit in dem Prior des Karthäuserklosters in Zeelen bei Diest, Petrus Dorlandus (geb. 1454 und gest. 1507), nachgewiesen. Er setzt die Abfassung des Elckerlijck um 1477 an. —

Für ein Fastnachtspiel der Kellerschen Sammlung von drei um einen Baum und einen Bock prozessierenden Brüdern (N. 8) weist Stiefel[17]) mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus sprachlichen Gründen die Verfasserschaft des Hans Folz nach; als Quelle diente diesem eine Fabel in Steinhöwels Äsop (extravag. 13: de patre et tribus filiis), die er auf bäurische Verhältnisse anwandte. — Da der Name Folz in Süddeutschland ziemlich häufig begegnet, warnt Edw. Schröder[18]) vor einer voreiligen Identifizierung des Nürnberger Barbierers und Schwankdichters mit urkundlich bezeugten Personen gleichen Namens. —

Dem Drama der Reformationszeit im allgemeinen gilt, abgesehen von einigen Referaten über die früher erschienenen Werke von Raché[19]) und Reuling[20]) (vgl. JBL. 1891 II 4 : 3, 11), nur eine Abhandlung von Seifert[21]) über vier englische Moralitäten von „Wit and Science“, die gelegentlich mit Anknüpfung an die vortrefflichen Ausführungen Herfords auf die unter dem Einflusse von Gnapheus „Acolastus“ stehenden Darstellungen des verlorenen Sohnes in englischen Schauspielen des 16. Jh. eingeht. —

Zu den auf einzelne Dramatiker des 16. Jh. bezüglichen Arbeiten leitet eine populär gehaltene Übersicht der protestantischen Schweizer Dramen von D. Meyer[22]) über, der an Baechtolds Litteraturgeschichte ja einen zuverlässigen Führer hatte. — Über die unter Baechtolds Leitung veröffentlichte Auswahl schweizerischer Schauspiele (vgl. JBL. 1891 II 4 : 13) sind mehrere Kritiken[23-24]) erschienen, unter denen die von Seuffert um ihrer litterarhistorischen Charakteristik willen und die von Binz wegen der Berichtigung einiger in den Text eingeschlichenen Verderbnisse Erwähnung verdienen. — Das anziehende, frische Spiel des jüngeren Manuel von der trunkenen Rotte, die den edlen Wein vor Gericht verklagt, war bisher nur durch Baechtolds Auszüge in seinem Niklaus Manuel (1878) allgemein zugänglich; jetzt hat Odinga[25]) einen vollständigen Neudruck besorgt. Wenn er in der ganz auf Baechtold ruhenden Einleitung dessen normalisierende Behandlung der Schreibweise als eine sprachlich stark modernisierte Form bezeichnet und andererseits die von ihm verbesserten Druckfehler nicht, wie es sonst in den Brauneschen Neudrucken üblich ist, aufzählt, so macht das einen etwas wunderlichen Eindruck.[26-27]) — Odinga[28]) berichtet auch von einer 1588 zu Schaffhausen gehaltenen Schulaufführung des lateinischen Acolastus von Gnapheus, zu der der Rektor Samuel Bovillus oder Oechsli einen noch hs. erhaltenen deutschen Prolog und Epilog dichtete. —

Nach Sachsen führt uns ein frisch geschriebener Artikel von W. Kawerau[29]) über die Komödien von der Hochzeit zu Kana; denn der erste Bearbeiter dieses wenig dankbaren Stoffes war der sächsische Schulmeister Paul Rebhun. Sein 1538 erschienenes Spiel

---

century dutch morality (presumably by Petrus Dorlandus) and Everyman, a nearly contemporary transl. (= Univ. de Gand. Rec. de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres, 5. fasc.) Gand, Clemm. XXXIV, 100 S. — 17) A. L. Stiefel, E. Fastnachtspiel d. Hans Folz u. seine Quelle: ASNS. 90, S. 1-12. — 18) Edw. Schröder, Vorsicht mit Hans Folz: ADA. 18, S. 146. — 19) × L. Fränkel: BLU. S. 132/3; LCBl. S. 1582. — 20) × C. Heine: ZVLR. 5, S. 131/3. — 21) J. Seifert, D. Wit und Science-Moralitäten des 16. Jh. Progr. Karolinenthal. 32 S. — 22) D. Meyer, D. Reformation d. dtsch. Schweiz im Gewande d. dramat. Dichtung: ThZSchw. 9, S. 121/8, 163-76. — 23) B. Seuffert: GGA. S. 497-504. — 24) G. Binz: LBlGRPh. 13, S. 113/5; LCBl. S. 1291; SchwäbKron. 26. Febr. — 25) H. R. Manuel, D. Weinspiel. Fastnachtspiel 1548. Her. v. Th. Odinga. (= Neudrr. dtsch. Litteraturwerke d. 16. u. 17. Jh. Her. v. W. Braune. N. 101/2) Halle a. S., Niemeyer. VIII, 131 S. M. 1,20. — 26) × G. Binz, Tob. Stimmer, Comedia her. v. J. Oeri (vgl. JBL. 1891 II 4 : 14): LBlGRPh. 13, S. 115/6. — 27) J. Bolte, Tob. Stimmer, Comedia (s. N. 26): DLZ. S. 1138/9. — 28) Th. Odinga, Z. Drama v. verlorenen Sohn: ZDPh. 25, S. 140. — 29) W. Kawerau, Komödien v. d. Hochzeit zu Kana:

führt eine Intrigue, die später von Kulmann, Prätorius und anderen nachgeahmt wurde, in Gestalt eines Eheteufels ein, der ein altes Weib anstiftet, Unfrieden unter den Eheleuten zu säen. Die breite Lehrhaftigkeit dieses dramatischen Ehespiegels wirkt ermüdend auf den heutigen Leser, doch ist die echt lutherische Darlegung vom Werte der Ehe ein Zeichen der neuen Zeit, und es fehlen auch nicht einzelne interessante Momente, wie die Abhandlung des Tobias über die verschiedenen Klassen der Ehemänner, den Siemann, Herrmann, Kolbmann und den rechten Ehemann. Nachdem 1543 der Wiener Bürger Schmeltzl eine unselbständige Kompilation nach Rebhun geliefert hatte, dichtete der Augsburger Kürschner und Meistersänger Daniel Holtzmann 1576 ein hs. in München (Cgm. 4061) erhaltenes Spiel, das pedantisch umständlich die Vorgeschichte der Hochzeit, das Zureden der Vormünder des jungen Israel zur Werbung — offenbar nach Culmanns Drama vom bekehrten Sünder — die Werbung selbst, den danach gehaltenen Familienrat usw. schildert. Endlich hat noch Nicodemus Frischlin eine 1590 kurz vor seinem Tode flüchtig hingeworfene Komödie von der Hochzeit zu Kana hinterlassen, die den biblischen Stoff in drei Akten erschöpft und im vierten ein überflüssiges Gespräch des Küchenpersonals folgen lässt. Zur Vervollständigung von K.s Arbeit sei noch darauf hingewiesen, dass auch J. Avianius 1607 eine lateinische Komödie Cana verfasst hatte, die indessen nicht zum Druck gelangt ist, und dass an der Löbenichtschen Schule zu Königsberg 1539 „die Wirtschaft in Cana“, d. h. Rebhuns Dichtung, aufgeführt wurde. — Einen bisher wenig beachteten thüringischen Dichter zog Stiefel[30]) hervor, indem er eine anonyme Prosakomödie „darinnen viel puncten der Ehe, Kinder zů erziehen“ etc., die 1565 zu Frankfurt a. M. gedruckt ist, als eine talentvolle Nachahmung von Albrecht von Eybs Dramenübersetzungen besprach. Roethe wies in einer Anmerkung die Übereinstimmung dieses Spieles mit einer 1540 von Maternus Steyndörffer zu Mainz bei Ivo Schöffer veröffentlichten „Comoedia tractans de matrimonio aliisque rebus scitu dignis“ in lateinischen Distichen nach. — Dass auch die deutsche Fassung auf denselben Steyndörffer zurückzuführen sei, zeigte darauf Bolte[31]), indem er auf eine mit dem Frankfurter Drucke von 1565 völlig übereinstimmende ältere Ausgabe aufmerksam machte, die 1540 zu Mainz bei Schöffer, also im gleichen Verlage wie die lateinische Comoedia, wenn auch ohne Autornamen erschien. In Roths Werk über die Mainzer Buchdruckerfamilie Schöffer (vgl. I 3 : 34) ist freilich keiner dieser Drucke verzeichnet. Der Stoff Steyndörffers ist ein verbreiteter Schwank, der aber erst von ihm in die vorliegende Form gegossen zu sein scheint. Der Schulzensohn Contz verspricht der armen Metz die Ehe unter der Bedingung, dass sie darüber schweige; aber durch ihre Mutter kommt die Sache unter die Leute, und Contz wird von seinem Vater aus dem Hause gejagt. Später will dieser ihn mit einem reichen Mädchen Ness verloben. Die neue Braut hört von dem Liebeshandel der armen Metz und bemerkt spöttisch, sie habe im gleichen Falle viel besser Verschwiegenheit bewahrt. Diese unbedachte Äusserung führt zur Aufhebung des Verlöbnisses; Contz und Metz werden mit einander vereinigt, Ness aber ihrem alten Buhlen zugesprochen. Über den Dichter hat sich nur ermitteln lassen, dass er um 1516 zu Erfurt geboren war und seit 1527 unter seinem Paten Maternus Pistoris, dem einstmaligen Führer der Erfurter „Poeten“, zu studieren begann. — Eine recht trockene Moralität „Haustaffel“ verfasste 1565 der von Bolte[32]) kurz charakterisierte lutherische Prediger Johannes Schuward zu Dalzig bei Pegau, indem er Gott und einer Schar von Propheten und Aposteln eine Reihe von Bibelsprüchen über das rechte Verhalten der einzelnen Stände in den Mund legt. — Erquicklicher als diese Excerptensammlung in Katechismusform wirkt die von Freybe[33]) zum Abdruck gebrachte prosaische Leichenpredigt aus Rollenhagens Bearbeitung von Lonemanns Spiel vom reichen Manne und armen Lazarus (1590), namentlich wenn man sie im Zusammenhange mit der Handlung des Stückes betrachtet und in dem scheinbar ernsten Tone die bittere Satire erkennt. — Die dramatische Thätigkeit des aus Zwickau gebürtigen Osterweddinger Pfarrers Joh. Sommer, die sich auf die Übersetzung lateinischer Komödien von Cramer und Wichgrev und die Umgiessung einer Prosatragödie des Herzogs Heinrich Julius in metrische Form beschränkte, hat Bolte[34]) neben seiner sonstigen Schriftstellerei nur kurz abgethan. — Bolte[35]) behandelte auch den bei Goedeke fehlenden Wolfgang Sommer, der als Prediger in Altengottern 1602 zur Vermählung seines Kurfürsten Christian II. das Leben Isaaks von seiner Geburt bis zur Hochzeit in dramatischer Form darstellte. Das ungedruckt gebliebene

AZgB. N. 262. — **30**) (II 3 : 36.) — **31**) (II 3 : 37.) — **32**) J. Bolte, Joh. Schuward: ADB. 33, S. 150/1. — **33**) A. Freybe, G. Rollenhagens Leichenpredigt z. Begräbnis d. reichen Mannes. E. parodist. Meisterstück: NKZ. 3, S. 989—1008. — **34**) J. Bolte, Joh. Sommer: ADB. 34, S. 603/5. — **35**) id., Wolfgang Sommer: ib. S. 608/9. — **36**) H. Sachs. Her. v. A.

Stück zeigt einige Ansätze zu guter Charakteristik, sonst aber wenig dramatisches Geschick und eine ganz verwilderte Versbehandlung. —

Franken. Ein recht erfreuliches Ereignis ist die Vollendung des 1870 von A. von Keller begonnenen Neudruckes der ersten Gesamtausgabe des Hans Sachs durch Goetze[36]). Der 20. und 21. Band der Tübinger Ausgabe enthalten das 2. und 3. Buch des 5. Foliobandes (Komödien, Fastnachtsspiele und Schwänke) und zeigen deutlich, welche Fortschritte das Studium dieses reichen und liebenswerten Dichters im Laufe von zwanzig Jahren gemacht hat. Beschränkte sich Keller noch auf eine getreue Wiedergabe der alten Folio mit einzelnen Textbesserungen und Quellennachweisen und auf die Anhängung einer Zeittafel und eines Wortregisters am Schlusse jedes Bandes, so hat G. mit unermüdlichem Fleisse die hs. Spruchbücher des Dichters herangezogen und seinem Texte zu Grunde gelegt, so dass wir jetzt den urkundlichen, echten Wortlaut der Dichtungen vor uns haben. Eine Unbequemlichkeit ist freilich dadurch entstanden, dass man bei Benutzung der früheren Bände die in den späteren verstreuten Lesarten der Hss. und die Nachträge zu den Quellennachweisen berücksichtigen muss. Als Fortsetzung der Tübinger Ausgabe sollen noch 2—3 Bände erscheinen, die die in jener fehlenden Stücke aus den hs. Spruchbüchern des Dichters, eine Bibliographie und ein Gesamtregister bringen werden. — Aus den Berichten, die Stiefel[37]), Rachel[38]), Sahr[39]), Hauffen[40]) und Michels[41]) über verschiedene, teilweise früher von uns besprochene Erscheinungen (vgl. JBL. 1890 II 4 : 25, 27, 30; 1891 II 4 : 21, 25) der Hans Sachs-Litteratur publiziert haben, sei hier nur weniges hervorgehoben. Thons Nachweis, dass Hans Sachs 1530 die 1515 gedruckte lateinische „Voluptatis cum Virtute disceptatio“ des Benediktiners Chelidonius nahezu wörtlich in einer Komödie benutzt hat, führt Rachel zu einer Betrachtung über die Art der Benutzung; er nimmt an, dass der Dichter mindestens ein glossiertes Exemplar des lateinischen Textes zur Verfügung hatte, aber auch den Text selbst zu Rate zog. Über das Mass der lateinischen Kenntnisse des Poeten kann natürlich nur eine ausgedehnte Einzeluntersuchung Entscheidung bringen. Stiefel verheisst Aufklärung über die von Chelidonius benutzte Quelle und giebt Beiträge zur Geschichte der von Drescher behandelten Sage von der Königin mit dem Meerwunder, indem er Torquemadas Jardin de flores curiosas (1570) und eine italienische Novelle Erizzos über Attilas Herkunft (1567) citiert. Michels, der an Dreschers Studien manches auszusetzen hat, giebt eine einleuchtende Erklärung über die von Hans Sachs in verschiedenartigen Fällen gesetzten ů und ŏ. — Stiefel[42]) hat seinen früher (JBL. 1891 II 4 : 23) erwähnten Quellenuntersuchungen zu Hans Sachs Fastnachtsspielen Nachträge folgen lassen, in denen er auf Dreschers Studien Bezug nimmt und mehr oder weniger eingehend das Verhältnis des Nürnberger Dichters zu Folz, Hugo von Trimberg, zum Volksbuch von Neidhard Fuchs, zu einer gereimten Bearbeitung der Sieben weisen Meister, zu Cammerlanders Verdeutschung der Gesta Romanorum und zu verschiedenen französischen Fabliaux erörtert. Manches wird dabei klar gelegt, manches bleibt noch dunkel[43]). — Englert[44]) hat einen 1565 von dem Sulzbacher Landrichter Ulrich Sitzinger an den herzoglich neuburgischen Erzieher Peter Agricola gerichteten Brief aufgestöbert, der ein sehr ehrendes Urteil über Hans Sachs und die in den drei damals erschienenen Foliobänden enthaltenen Dichtungen ausspricht; Sitzinger ist auch erbötig, ihn durch seinen in Nürnberg wohnhaften Schwager Sebald Münster zu einem Gedicht wider die Jesuiten auffordern zu lassen. — Übersichtlich, aber ohne neue Thatsachen mitzuteilen, stellt Genée[45]) die Einwirkung der reformatorischen Schriften Luthers auf die Nürnberger Bürgerschaft, auf Osiander und Hans Sachs dar, indem er auch die Gedichte und Prosadialoge des letzteren mustert, worin diese Ideen zum Ausdruck kommen.[46]) — Für Ayrers Fastnachtsspiel von Fritz Dölla mit seiner gewünschten Geigen hat Bolte[47]) die Quelle in Dietrich Albrechts gereimter Historia von einem Bauernknecht und einem Mönche (1599), von der auch noch eine plumpe dramatische Bearbeitung unter dem Namen

v. Keller u. E. Goetze. Bd. 20 u. 21. Her. v. E. Goetze. (= BiblLVStuttgart. N. 193, 195.) Tübingen, Selbstverl. 583 S.; 440 S. |[R. Bechstein: AZg^B. 15. März.]| (Nur für Mitglieder d. Ver. [Jahresbeitrag M. 20,00].) — **37**) A. L. Stiefel, L. Lier, Studien z. Gesch. d. Nürnberger Fastnachtspieles. 1889; T. W. Thon, D. Verhältnis d. H. Sachs zu d. antiken u. humanist. Komödie. 1889; K. Drescher, Studien zu Hans Sachs I. 1891: LBlGRPh. 13, S. 185-90. — **38**) M. Rachel, Neuere Schriften über Hans Sachs (Keller-Goetze. Thon. Drescher. Herrmann. Schweitzer. Lützelberger.): ZDPh. 24, S. 262/9. — **39**) J. Sahr, Zu Hans Sachs: ZDU. 6, S. 589-616. — **40**) A. Hauffen, C. Drescher, Studien zu Hans Sachs I.: ADA. 18, S. 144/5. — **41**) V. Michels, C. Drescher, Studien zu Hans Sachs. Neue Folge: ib. S. 353/9. — **42**) A. L. Stiefel, Über d. Quellen d. Hans Sachsischen Dramen. Nachträge u. Berichtigungen: Germania 37, S. 203-30. — **43**) × id., Erklärung: ZVLR. 5, S. 415. — **44**) A. Englert, E. zeitgenöss. Urteil über Hans Sachs: VLG. 5, S. 135/7. — **45**) R. Genée, Hans Sachs als Dichter der Reformation: NatZg. N. 187, 196, 222. — **46**) ○ × × G. Wahl, Hans Sachs u. Goethe. Progr. Coblenz (Scheid). 4°. 24 S. |[FränkKur. N. 450; M. Koch: BFDH. 10, S. 239.]| (Vgl IV 8e : 4.) — **47**) (I 8 : 13.) — **48**) J. Bolte, Sigism. Sollinger: ADB. 34, S. 571/2. —

Albrecht Dietrichs (1618) erschien, aufgezeigt und abgedruckt, ausserdem die Geschichte des Schwankes verfolgt. —

Unter den wenig zahlreichen bayerischen Dramatikern behauptet der von Bolte[48]) charakterisierte Sigismund Sollinger, der als Schulmeister zu Mühldorf am Inn 1574 einen Tobias herausgab, einen besonderen Platz. Seinen Vorgängern gegenüber selbständig, drängt er die Handlung auf die Hauptmomente zusammen und vermeidet es, die Erblindung des alten Tobias, den Fischfang, den Teufel Asmodeus gleich jenen naiven Volksdichtern auf die Bühne zu bringen. Auch die schlichte Sprache und die metrische Gewandtheit zeugen für einen gebildeten Geschmack. —

Aus Württemberg sind einige aus gedruckten Quellen entnommene Notizen Minors[49]) über Stuttgarter Aufführungen zu verzeichnen. —

Aus Österreich weist Werner[50]) durch eine Briefstelle ein verlorenes deutsches Susannaspiel des Grazer Schulrektors Peristerius nach und bespricht einige spätere Salzburger Dramen vom verlorenen Sohn, während Bischoff[51]) in seiner praktischen Zusammenstellung der Grazer Theatergeschichte von einer Aufführung des jüngsten Gerichts durch einen sächsischen Komödianten 1589 und von einem 1595 gedruckten Josephspiele erzählt.[52]) —

Im niederdeutschen Sprachgebiete ist eine von Rostocker Studenten unter Leitung eines gewissen Hildebrand veranstaltete Aufführung der terenzianischen Hecyra zu erwähnen, die nach Koppmann[53]) in Hinrich Bogers Etherologium (1506) gepriesen wird. — Eine von Sprenger vorgeschlagene Textänderung in Strickers Düdeschem Schlömer weist Brandes[54]) mit vollem Rechte zurück. — Zu der von dem pommerschen Prediger Hollonius dramatisierten Geschichte vom träumenden Bauern bringt Minor[55]) in einem Referat über Spenglers Neudruck weitere Parallelennachweise. — Wehrmann[56]) giebt willkommene biographische Nachrichten über Veit Garleb, der 1577 Lucas Mais Prozess um den Menschen überarbeitete, und Johann Bütow, den Dichter einer Hochzeit Isaaks und Rebekkas.[57]) —

II,5

Didaktik.

a) 1891.

Gustav Roethe.

Geistliche Didaktik N. 1. — Weltliche Didaktik: Prosa: Kalenderlitteratur N. 10. — Segen und Rezepte N. 19. — Technische Prosa N. 22. — Politisch-historische Prosa N. 25. — Moralisten N. 33. — Poesie: Teufellitteratur N. 37. — Narrendichtung N. 39. — Grobianismus N. 43. — Spruchdichtung des 15. Jh. N. 46; des 16. Jh. N. 51; historische und politische Sprüche N. 55. —

Geistliche Didaktik. Von katholischer Seite ist der protestantischen Forschung oft der Vorwurf gemacht worden, dafs sie die reiche volkstümliche Erbauungslitteratur in Deutschland vor Luther nicht kenne und darum Luthers Verdienste nach dieser Seite unmässig überschätze. Der Vorwurf war unzweifelhaft berechtigt; doch sollte nicht vergessen werden, dass der Protestant Geffcken als der erste jener religiösen Volkslitteratur vor Luther wissenschaftliche Aufmerksamkeit gewidmet hat. Neuerdings, zumal auf Janssens fruchtbare Anregungen hin, sind katholische Gelehrte eifrig dabei, die stattlichen Schätze der vorreformatorischen geistlichen Didaktik an Lehr- und Lesebüchern auszubreiten und zu beleuchten; zumal seit Hasaks bequemen, wenn auch etwas blinden Zusammenstellungen ist der nicht mehr zu entschuldigen, der sich über das Mass der Originalität in derartigen Arbeiten Luthers Täuschungen hingiebt. So ist denn auch der Katechismus nicht Luthers eigenster

---

49) J. Minor, Dramat. Aufführungen im 16. u. 17. Jh. in Stuttgart: ZDPh. 24, S. 285. — 50) R. M. Werner, Z. Drama d. 16. Jh.: VLG. 5, S. 271-95. — 51) (III 4 : 26.) — 52) × Dr. Wl., J. Zeidler, Studien u. Beitrr. z. Gesch. d. Jesuitenkomödie: ÖLBl. 1, S. 540. (Vgl. JBL. 1891 III 4 : 15a.) — 53) K. Koppmann, Studenten-Aufführungen: BGRostock. 2, S. 108/9. — 54) H. Brandes, Zum Düdeschen Schlömer V. 4706: ZDPh. 24, S. 425. — 55) J. Minor, L. Hollonius, Somnium vitae humanae her. v. F. Spengler: DLZ. S. 1588. (Vgl. JBL. 1891 II 4 : 40.) — 56) M. Wehrmann, Beitrr. z. pommerschen Litt.-Gesch. VI. VII.: MBllGPommG. S. 85/8, 103/5. — 57) × H. Becker, Wie d. Genossen v. Shakespeare in d. alten Reichsstadt Frankfurt ästimieret wurden: Gesellschaft 8, S. 1476—84. —

Gedanke. Knechts[1]) übersichtlicher Artikel, den die Tendenz durchzieht, die katechetische Litteratur der katholischen Kirche als recht reich darzustellen, gesteht nur zu, dass der Name „Katechismus", der jetzt auch bei den Katholiken gilt, von Luther eingeführt sei: Bücher ähnlicher Art waren längst vorhanden. Was K. über altdeutsche Katechismen vorträgt, ist, meist aus Eccards Catechesis theotisca entnommen, recht schwach; für das 15. und 16. Jh. dagegen wird man sein bei aller Knappheit reichhaltiges Verzeichnis mit Nutzen aufschlagen. Die Thatsache erhebt es über jeden Zweifel, dass Luthers Katechismus auch auf die katholische Produktion sehr anregend gewirkt hat. Nach mannigfachen Versuchen trägt des Jesuiten Petr. Canisius „Summa doctrinae christianae" (Wien 1554; deutsch Dillingen 1563) den Sieg über die Mitbewerber davon und behält trotz dem autoritativen „Catechismus Romanus" (1566) und dem Katechismus Rob. Bellarmins (1598) in Deutschland nahezu die Alleinherrschaft, bis auch ihn die rationalistischeren Katechismen des 18. Jh. (Felbiger, Strauch) vorübergehend zurückdrängen. — Ein katechetisches Hauptstück, die Erklärung des Paternoster, durchmustert der fleissige Forscher Falk[2]) für die Zeit von 1482—1520 und konstatiert für diese Jahre nicht weniger als 5 besondere Büchlein in 13 Auflagen. Wie immer bei F. lässt die Charakteristik der Schriftchen zu wünschen übrig; die Proben waren teilweise entbehrlich, da Münzinger, Markus von Weida und Geiler[3]) auch in Hasaks „Christlichem Glauben" vertreten sind. Aber aus den bibliographischen Angaben ist manches zu lernen: für Jak. Münzinger, der 1385—86 als Artium magister und Schulmeister in Ulm einen theologischen Streit über die Eucharistie hatte, und für Markus von Weida, der 1502 Lehrmeister im Konvent St. Paul zu Leipzig war, stellt F. obendrein einiges Biographische aus gedruckten Quellen zusammen. Das verdient immerhin Dank, da beide Männer in der ADB. nicht berücksichtigt sind. Tief dringen F.s Forschungen auch hier nicht: selbst die in München liegenden Mss. Münzingers, den in Wolfenbüttel verwahrten „Ehespiegel" Markus von Weidas scheint er sich nicht angesehen zu haben. — Nach genau dem gleichen, oft bewährten Rezept behandelt Falk[4]) weiter zwei Erbauungsbücher des 15. Jh., deren Vff. in halbe Vergessenheit geraten waren. Mit Stephan Landskranna (gest. 29. Nov. 1477 als Propst des Dorotheenstifts in Wien) macht er uns bekannt, dem Autor der vielgelesenen „Himmelsstrasse" (Augsburg 1484), dessen wesentlich in kirchlichen Geschäften aufgehendes Leben F. nach der „Topographie des Erzherzogtums Österreich" (Wien 1836) wenigstens seit 1430 leidlich verfolgen kann, und den Vf. des „Seelentrostes", der nach der Oldenburger Hs. vor 1407 geschrieben sein muss, führt er uns vor: eine Hs. des Kölner Jesuitenkollegs von 1445 nennt ihn Joh. Moirs, und Hartzheim erwähnt ihn in seiner „Bibliotheca Coloniensis". In beiden Fällen handelte es sich wieder lediglich um ein Erinnern an einst schon Bekanntes. Ein Verzeichnis der Ausgaben fehlt auch hier nicht; aber auch hier ist die Würdigung der Büchlein ganz äusserlich, und auch hier hat F. es versäumt, das hs. Material, von dem er doch weiss, ernstlich heranzuziehen. — Diese Schwächen seiner Arbeitsweise traten in Falks[5]) älterer Arbeit über die deutschen Sterbebüchlein nicht so fühlbar hervor. Doch verträgt auch sie die Ergänzung. So trägt Walther[6]) Geilers Buch „Arbore humana" (Strassburg 1521) nach und macht darauf aufmerksam, dass Luthers „Tessaradecas consolatoria" von 1520 eine Art evangelischer Ars moriendi sei. — Von einer ganz anderen Seite berührt Lehrs[7]) die Untersuchungen Falks, indem er von Abbildungen unterstützt, scharfsinnig den Nachweis zu führen sucht, dass die Holzschnitte der Ars moriendi sämtlich zurückgehen auf die in Oxford erhaltenen Stiche des Meisters E. S. Diese Stiche gehören der Jugend des Künstlers an, wurden in den 50er Jahren vom Meister des heil. Erasmus kopiert, in den 60er Jahren xylographisch nachgebildet; ihre älteste Reproduktion liegt in der berühmten Ars moriendi des British Museum vor. — In eine Ars moriendi läuft der, vielleicht von Gersons Opus tripartitum beeinflusste „Christenspiegel" Dietrich Koeldes aus, dem Ernsing[8]) einen fördernden Aufsatz gewidmet hat. E. steht auf den Schultern Nordhoffs, gegen den er allzu beflissen Einspruch erhebt, ist aber dem Vorgänger ebenso durch die konzise Form wie durch das reichere Material überlegen. Nicht immer freilich

1) F. J. Knecht, Katechismus: Wetzer u. Weltes Kirchenlex. 7, S. 288-317. — 2) F. Falk, D. Unterr. d. Volkes in d. katechetischen Hauptstücken am Ende d. Mittelalt.: HPBll. 108, S. 553-60, 682-94. — 3) × H. Gross, Geiler v. Kaisersberg: Sammler^{A}. 3. März. (Popul. Vortr., d. Geilers Beziehungen zu Augsburg, zumal z. Bischof Friedr. v. Zollern, in d. Vordergrund stellt u. d. Strassburger Kanzelredner mit Berthold v. Regensburg vergleicht.) — 4) F. Falk, Z. älteren Volkslitt. Himmelsstrasse u. Seelentrost. Werk u. Vf.: HPBll. 108, S. 207-18. — 5) × D. dtsch. Sterbebüchlein, v. Fr. Falk: StML. 40, S. 131. (Vgl. JBL. 1890 II 5 : 9.) — 6) W. Walther, Über Falk, d. dtsch. Sterbebüchlein: ThLBl. 12, S. 228/9. — 7) M. Lehrs, D. Künstler d. Ars moriendi u. d. erste wahre Ausg. derselben. Mit 7 Hochätzungen: JPrK. 11, S. 161/8. — 8) R. Ernsing, Zu d. Leben u. d. Werken D. Köldes: HJb. 12, S. 56-68. — 9) Edw. Schröder

überzeugt E.s Auffassung: zumal seine sichtliche Abneigung gegen den Humanismus trübt ihm die historische Anschauung. Aber er weiss Koeldes Biographie sicherer zu gestalten, zumeist nach den inzwischen veröffentlichten Archivresten des Brühler Konvents, denen er z. B. entnimmt, dass Koelde zu Köln und nicht zu Münster Augustiner-Eremit geworden ist, aus denen er auch für Koeldes spätere Wirksamkeit in Belgien schätzbares Material schöpft. Wichtiger noch sind seine Hinweise auf einige Spuren verlorener Schriften Koeldes, seine Mitteilungen über einen Stuttgarter Sammelcodex, der eine Predigt des berühmten Volksredners gegen die Lauen enthält, vor allem E.s schöne Entdeckung, dass ein Stuttgarter Exemplar des „Christenspiegels“ eine ältere Redaktion darstelle als der Kölner Druck von 1480. Sie hat vor diesem u. a. 3 volle Kapitel voraus, darunter eines, das „en suverlick liedeken vol devocien“ enthält, zu singen auf die bekannte Melodie „Mit vrouden willen wy singhen.“ Koelde lässt da in einem Zwiegespräch von 21 achtzeiligen Strophen Christum die Seele für sich gewinnen. — Dies selbe Thema behandelt ein gleichfalls auf niederdeutschem Boden aufgezeichneter Traktat der aus Bursfelde stammenden Marburger Hs. (Ms. 54), die Edw. Schröder[9]) beschreibt. Der von Cant. 8, 6 ausgehende „Tractatus sive exercitium ad amorem domini Jesu etc.“, der ebenfalls ein Gespräch zwischen dem sponsus Christus und der sponsa Anima bringt, hat dadurch ein gewisses Interesse, dass sein lateinischer Text durch wärmer klingende niederdeutsche Sätze unterbrochen wird, die freilich je länger je seltner werden. Sch. druckt dies niederdeutsche Gut ganz, den lateinischen Text nur zu einem Drittel ab. Merkwürdig, dass in einer späteren, 1461 durch Hildebrand von Hardegsen zu Halle geschriebenen Partie desselben Codex ein vergleichbarer Übergang aus dem Lateinischen ins Mitteldeutsche sich findet. —

Weltliche Didaktik: Prosa. Die gelehrte Sammlung bayerischer Diöcesan- und Klosterkalendarien aus dem 10.—15. Jh. von Lechner[10-12]) gehört hierher weniger durch die Winke über Entstehung und Verbreitung gewisser Feste, als durch das Band, das L. selbst zwischen jenen Kalendarien und den Kalenderarbeiten einer späteren Zeit, namentlich dem 100jährigen Kalender Knauers, knüpft. — Diesem unendlich verbreiteten Machwerk hat Berthold[13]), über dessen Arbeiten ich schon (JBL. 1890 II 5:35) zu berichten hatte, auch weiterhin sein sorgsames Interesse gewidmet. Das sehr stattliche bibliographische Material, das er an Knauer- und Hellwig-Kalendern zusammengebracht hat, breitet er jetzt in einem längeren Aufsatz aus, der namentlich die Erfurter, Leipziger, Grazer Hellwig-Drucke, die Culmbacher, Augsburger, Leipziger Knauer-Kalender scharf prüft. Über die Entstehung des Knauerschen Büchleins bringt diese neue Abhandlung B.s nicht mehr als die vorjährige: noch immer ist es ihm nicht gelungen, irgend einen 100jährigen Kalender aufzustöbern, der vor 1701 gedruckt wäre, geschweige denn den anonymen Druck aus Knauers Lebenszeit, also vor 1664, dessen Existenz Jäck im „Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs“ behauptet. Dass Knauer einen „immerwährenden“ Kalender geschaffen hat, den erst Hellwig unlogisch auf 100 Jahre herabdrückte, sei nicht vergessen. — Auf Bertholds fleissigen Studien beruht gutenteils auch das, was Hellmann[14]) in seinem kleinen, sehr lesenswerten Büchlein über die „meteorologischen Volksbücher“ vom 100jährigen Kalender meldet. Aber der gelehrte Meteorologe, ärgerlich über die Macht, die dieser durch Jahrhunderte fortgeschleppte Unsinn bis heute über das Volk besitzt, steht Knauers Erfindung nicht mit dem harmlosen Interesse gegenüber, das der Freund kuriöser Bücher dieser Art von Litteratur zollt. Er verzeiht es Knauer nicht, das er noch 1779 stärker war als die erleuchtete Weisheit der Berliner Akademie, und er möchte ihn durch „die Schule und weitere allgemeine Aufklärung“ ausrotten mit Stumpf und Stiel. Für diesen Eifer geht mir das Verständnis ab. Zum Glück besieht sich auch H. die älteren Wetterbüchlein, die nicht mehr von praktischer Bedeutung sind, mit mehr ruhigem Behagen. Aus der ungeheuren derartigen Litteratur, in deren Sammlung und Sichtung ihm nur Görres und Charles Nisard, auch sie wissenschaftlich ungenügend, vorgearbeitet haben, greift er für seine Darstellung nur wenige typische Repräsentanten heraus. Konrad von Megenberg rühmt H., von dem der Germanist hier gerne lernen wird, über-

---

E. lat.-niederdtsch. Traktat aus Bursfelde: JbVNiederdSpr. 16, S. 145-50. — 10) A. Lechner, Mittelalterl. Kirchenfeste u. Kalendarien in Bayern. Freiburg i. B., Herder. VIII, 287 S. M. 5,50. — 11) × N. Nilles, Mittelalterl. Kirchenfeste u. Kalendarien in Bayern. Von A. Lechner: ZKTh. 17, S. 125-32. (Vortreffliche, inhaltreiche Besprechung, d. sich aber wesentlich auf d. komputistischen u. heortologischen Probleme, d. L. gar nicht oder falsch löst, einlässt.) — 12) × R., Altbayer. Kirchenfeste u. Kalendarien: HPBll. 108, S. 822-30. (Lediglich Inhaltsang. von N. 10.) — 13) J. Berthold, Bibliogr. Beitrr. z. Frage über d. Entwicklung d. 100j. Kalenders: CBlBibl. 8, S. 89-122. — 14) G. Hellmann, Meteorologische Volksbücher. E. Beitr. z. Gesch. d. Meteorologie u. z. Kult.-Gesch. (= Sammlung popul. Schriften her. v. d. Ges. Urania zu Berlin. N. 8.) Berlin, Paetel. 53 S. M. 1,00. |[M. Bartels: ZEthn. 23, S. 250; S. Günther: DLZ.

raschend gute meteorologische Bemerkungen nach: er ist geneigt, sie mit arabischen Forschungen in Verbindung zu bringen. Sehr viel tiefer steht ihm wissenschaftlich der deutsche „Elucidarius“, dessen Verhältnis zu Honorius von Autun H. begreifliche Schwierigkeiten macht: an der Hand der Schorbachschen Untersuchungen würde er jetzt sicherer urteilen. Während er über das gelehrte „Opusculum repertorii prognosticon“ (gedruckt 1485) schnell hinweg geht, giebt er bei Leonh. Reinmanns „Wetterbüchlein“ (Augsburg 1508) eine Nachbildung des Titels, allerlei Proben und biographische Notizen über den Autor, der sein Werkchen auf Verlangen des Grafen Wolfg. zu Oeting schrieb und auch noch andere Prognostika verfasst hat. H. findet für Reinmanns Beobachtungen anerkennende Worte; an dem gereimten Schlusskapitel „Pauern Regeln“, das H. fälschlich mit dem Meistergesang des 14. Jh. in Verbindung bringt, lässt er ihm nur den Anteil des Sammlers; solche Verse seien volkstümliches Gemeingut. Die „Bauern-Praktik“ (zuerst 1508), die seit der Baseler Ausgabe von 1517 meistens einem alten frommen Mann Heyne von Ure beigelegt wird, beruht auf dem unfruchtbaren Aberglauben, dass die Witterung der Zwölfnächte vorbildlich sei für das Wetter der zwölf Monate. Aber der Wirkung dieser Praktiken, die dank der Buchdruckerkunst immer zahlreicher werden (1586—95 erscheinen in Deutschland allein 140 selbständige Praktiken, im ganzen 16. Jh. steigt die Zahl bis auf 500), thut es keinen Abbruch, wenn ihre Prophezeiungen sich nicht erfüllen. Dass des Tübinger Professors Joh. Stöffler für 1524 vorausgesagte Syntflut nicht eintrat, rechnete man nicht den Mängeln astrologischer Prognose, sondern den Gebeten der Frommen an. Da die Astrologie die Methode der Wetterverkündiger hergab, da schrankenlose Phantasie sich bei ihnen mit wenig Erfahrung mischte, so blieben sie nicht beim Wetter stehen, sondern begaben sich gerne auf das Gebiet der politischen und socialen Prophezeiungen; diese bilden wohl gar die pièce de résistance, trotzdem einsichtige Männer ihre Stimme laut zu Protest (Picus von Mirandola) oder Satire erheben (z. B. Fischart, dessen geringe Selbständigkeit in „Aller Praktik Grossmutter“ H. übersieht). Unzweifelhaft bedeuten diese astrologischen Praktiken des 16. Jh. einen entschiedenen Rückschritt gegen die von Erfahrung getränkten Wetterbüchlein des Mittelalters. Dass die Praktikschreiber selbst sich nicht immer über den Wert ihrer Erzeugnisse täuschten, illustrieren die naiven Offenherzigkeiten des Wiener Joh. Rasch (vgl. JBL. 1891 II 5 : 41). Barth. Scultetus lehrt im „Prognosticon meteorologicum perpetuum“ (1572) die Gebildeten sich selbst die nötige Prognose stellen und arbeitet damit dem 100jährigen Kalender vor. Beispielsweise charakterisiert H. des Geo. Caesius „Prognosticon astrologicum“ (1580) durch Abbildung und Proben ausführlicher. Von den Kalendern, die die Praktiken ablösen, bespricht er den Almanach Leonh. Thurneissers für 1572 näher und druckt eine Partie seiner gereimten Wetterverheissungen ab, die zu ergeben scheint, dass Thurneisser nach seiner Ansicht am 16. Juli 1530, nicht am 6. Aug. 1531, geboren ist. — Selbst die alten Wandkalender, die Wussin[15]) im Gräflich Lambergischen Archiv zu Steyr in einen alten Einband von 1541 verklebt gefunden hat — auch andere kulturgeschichtlich interessante Funde[16]) haben uns Einbände in diesem Jahr gespendet —, selbst diese Kalender, die nur ein Blatt zur Verfügung haben, entbehren nicht des astrologischen Beiwerks. W. beschreibt sie eingehend und veranschaulicht die Beschreibung durch Abbildungen. Es sind Tannstettersche Kalender für 1522, 1524, 1525, 1527, deren Formvollendung zeigt, dass wir nicht erste Versuche vor uns haben; wirklich erwähnt Weller schon einen Kalender Tannstetters für 1509. Dazu kommt dann ein Wandkalender des Egidius Camillus Moravus für 1525 und — eine äusserst bezeichnende Gesellschaft — ein Prognosticon desselben Moravus für 1532 sowie eine Lasstafel des Clem. Kukitz für 1530. — Die Planeten bildeten da das Band. Dass sie die Nativität erkennen lassen, erläutert ein wohl noch dem 14. Jh. angehöriges Reimgedicht „Von eygenschafft der Sieben planeten“, von dem Roth[17]) aus einer Wiesbadener Hs. des 16. Jh. ein paar Verse abdruckt, auf ähnliche Dichtungen verweisend; und dass auch die Medizin aus den Planeten viel zu lernen hatte, lehrt ein von Gallée[18]) aus dem niederdeutschen Gothaer Arzneibuch ausgehobener Passus. —

1892, N. 19; Edw. Schröder: ADA. 19, S. 195/6.]| — **15)** J. Wussin, Alte Wiener Drucke. Mit 1 Taf. u. 2 Textillustr.: BMAltVWien. 26, S. 75-82. — **16)** X A. Schmidt, E. Schweiz. Kartenspiel aus d. Anfange d. 16. Jh. in d. Grossherzogl. Hofbibl. zu Darmstadt. Mit 5 in d. Text gedruckten Abbild.: QBllHVHessen. 1, S. 88-93. (Sch. berichtet über e. Schweiz. Kartenspiel, das sich in e. einst d. Wimpfener Dominikaner Wend. Schüler aus Heilbronn gehörigen Einband gefunden hat, u. datiert es auf anfechtbare Argumente hin etwa in d. Zeit um 1500, jedenfalls vor 1516; Lehrs hat es gar um 1430 ansetzen wollen.) — **17)** F. W. E. Roth, Mitteilungen aus mittelhochdtsch. Hss.: Germania 36, S. 262/7. (Ausser d. im Text Erwähnten druckt R. aus d. hs. Ergänzungen e. Wiesbadener gedruckten Ortulus anime, um 1508, e. prosaische Gebetvariation d. Credo ab, d. er seltsam als „Sequenz“ bezeichnet; ferner aus e. in Amerika befindlichen Hs. d. 15. Jh. e. ältere u. bessere Überlieferung d. in Mones Anz. f. Kunde d. dtsch. Vorzeit 8, S. 331 mitget. Liedes „D. Meister d. Blumen“.)

Was die Praktiken und ihre Ausläufer für den Meteorologen, das sind die volkstümlichen Segen und Rezepte etwa für den Mediziner[19]). Eine reiche Auswahl solcher prosaischen Segen schüttet O. von Zingerle[20]) aus einer Hs. des ausgehenden 15. Jh. aus, die den Frhrn. von Sternbach gehört und sich auf Schloss Wolfsthurn bei Sterzing befindet. Sie richten sich gegen Eiter, Schlag, Fallsucht, Zahn- und Augenschmerzen, namentlich aber gegen Fieber, Frauenkrankheiten und Blutungen; auch vor Teufel, Feinden und wilden Tieren sollen sie schützen. Einer der Blutsegen knüpft in alter Weise an den heiligen Jordan an; auch sonst findet sich die eine und andere Berührung mit bekannten älteren Segenformeln. Die epische Vorbereitung der altdeutschen Segen findet sich noch vielfach, wenn oft auch nur in knappen Resten. Zwei Reisesegen, ein Bienensegen, zwei Sprüche um Schlösser zu öffnen, ein „Meister Poppen Segen", das letzte Stück eines Johannissegens seien verzeichnet; wundersame Angaben über die Heil- oder Zauberkraft von allerlei Tieren und Pflanzen bilden den Abschluss. — Aus ähnlichen Mitteilungen Ammanns[21]) hebe ich den Feuersegen einer Hs. von 1594 aus, der in seiner eigentlichen Beschwörungsformel den älteren Feuersegen (Myth. III 500 N. XXIV) stark verbreitert, während er in dem kurzen epischen Eingang die Knappheit des älteren Segens teilt. Ein Liebeszauberspruch des 16. Jh. war von einer symbolischen Handlung, der Erhitzung eines Glases, begleitet. —

Einen sehr viel wissenschaftlicheren Charakter als diese meteorologische und medizinische Volksweisheit trägt die technische Schriftstellerei Albrecht Dürers, über deren Wert Cantor[22]), der bekannte Geschichtsschreiber der Mathematik, erwünschte Auskunft erteilt. Er erinnert an die gleichartige Verbindung künstlerischer und wissenschaftlicher Produktion in Leonardo da Vinci und findet in den Gästen des Pirkheimerschen Hauses, unter denen viele für den damals engen Bund zwischen Humanismus und Mathematik zeugen (Andr. Osiander, der Herausgeber des Kopernikus; der Astronom Joh. Werner und sein Herausgeber Joh. Schöner; der Archimedeskenner Thom. Venatorius), einen Kreis, der sich Leonardos Mailänder Akademie immerhin vergleichen lasse. In der Würdigung von Dürers „Etlicher underricht zu befestigung" (1527) stützt sich C. wesentlich auf die, doch wohl überschätzende, Beurteilung Imhoffs und ist demgemäss geneigt, Dürers fortifikatorischen Gedanken eine mittelbare Fortwirkung bis auf die Gegenwart zuzuschreiben. Selbständiger steht C. den beiden anderen Schriften Dürers gegenüber. In der Pirkheimer gewidmeten „Underweysung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheyt" (1525) will Dürer auch den minder gebildeten Kunstgenossen verständlich sein und ersetzt daher fremdsprachliche termini technici möglichst durch deutsche, ein Verfahren beiläufig, das hier wie sonst der Deutlichkeit nicht eben zuträglich ist. Der praktische Zweck des Buches äussert sich auch darin, dass Dürer in seinen Ratschlägen nur nach der annähernden mechanischen, nicht nach der mathematischen Richtigkeit strebt. Seine Konstruktionsmethoden selbst sind alle früher nachweisbar, also von Dürer jedenfalls nur übernommen (doch nicht aus der „Geometria deutsch" 1500, deren Benutzung nahe liegt). Sein Verdienst aber besteht darin, dass er sich über die mathematische Unzulänglichkeit dieser Methoden nicht täuscht, sie ausdrücklich nur als Annäherungsverfahren von einer für künstlerische Zwecke ausreichenden Genauigkeit ansieht. Dürers Anleitung zum perspektivischen Zeichnen erinnert an Battista Albertis „velo", ohne mit ihm zusammenzufallen. Von demselben Alberti entlehnte Dürer die Einteilung des menschlichen Körpers in 600 Teile, wie er sie in den „Vier Büchern von menschlicher Proportion" (1528) ausführt; auch ein anderer italienischer Kunstschriftsteller, Luca Paciuolo, mag nicht ohne Einfluss auf Dürer geblieben sein. Aber er war kein blosser Kompilator, ging überall über die Vorgänger selbständig hinaus, und zumal sein grossartig angelegter Plan „Eine Speise der Malerknaben", in dem die Bücher von menschlicher Proportion eben nur einen Abschnitt gebildet hätten, legt Zeugnis davon ab, mit welcher schöpferischen Energie er sich dieser Seite seines Wirkens hingab[23-24]). —

— **18**) J. H. Gallée, Der wereld loop (medicijnboek Gotha, p. 145): TNTLK. 10, S. 159-60. — **19**) × J. L. Pagel, Mich. Puff v. Schrick: ADB. 32, S. 497/8. (Kurze Biogr. d. 1472 gest. Wiener Arztes, d. hier als Vf. popul. medizin. Bücher interessiert.) — **20**) O. v. Zingerle, Segen u. Heilmittel aus e. Wolfsthurner Hs. d. 15. Jh.: ZVVolksk. 1, S. 172/7, 315-24. — **21**) J. J. Ammann, Segen und Zauberformeln aus Hohenfurt: ZDA. 35, S. 248-52. — **22**) M. Cantor, Albrecht Dürer als Schriftsteller. Vortr. geh. im hist.-philos. Ver. zu Heidelberg am 12. Febr. 1888: NHJbb. 1, S. 1-31. — **23**) × L. Hallein, Mainzer Civilrecht im 14. u. 15. Jh. u. Mainzer Gerichtsformeln aus d. 15. Jh. Würzburg, Gnad & Co. 71 S.; 122 S. M. 3,00. (D. v. H. aus e. Mainzer [u. e. Würzburger] Codex publizierten Akten, Formeln u. Weistümer, wichtig für d. Kenntnis d. Mainzer Civilrechts, fallen sämtlich vor 1450; H. charakterisiert dieses Mainzer Civilrecht als fränkisches Recht, d. aber durch Ratsverträge, d. Einfluss anderer Rechtsbücher [kleines Kaiserrecht, Sachsen- u. Schwabenspiegel] u. Stadtrechte stark modifiziert sei.) — **24**) × L. v. Rockinger, Vier Hss. u. e. alter Druck dtsch. Rechtsbücher

Auch von politisch-historischer Prosa[25-26]) fällt diesmal nur weniges in den Rahmen meines Berichtes. Joachimsohn[27]) stellt aus dem chronologisch geordneten Cod. misc. fol. 1560 des Ungarischen Nationalmuseums fest, dass ein aus Cgm. 414 längst bekanntes und dort auf 1478 datiertes Pamphlet gegen Kaiser Friedrich III., der der Türkennot nicht energisch genug abhelfe, in Wahrheit schon 1470 dagewesen sein muss, und dieses Datum ist auch innerlich durchaus wahrscheinlich. Ein älterer Maueranschlag — diese Verwendung der Flugschrift bezeugt der neue Codex — wurde bei verwandtem Anlass eben einfach aufgefrischt. Den Vf. des von J. analysierten Pamphlets beunruhigt die Sorge, das römische Kaisertum könne den Deutschen, wenn sie sich nicht leistungsfähig erwiesen, genommen und auf eine andere Nation übertragen werden. Schon hier übrigens wird Friedrich II. mit Barbarossa verwechselt. — Dass Lazarus von Schwendi in Wahrheit und im besten Sinne ein „starker Politikus“ war, wie ihn Granvella nennt, das tritt in Kluckhohns[28]) inhaltreicher Biographie schön hervor. K. konnte eine Fülle ungedruckten Materials benutzen, an dessen Publikation ihn sein plötzlicher Tod gehindert hat, und er verweilt mit Vorliebe bei den eingehenden, verständigen Denkschriften, die Schwendi für seinen kaiserlichen Herrn Maximilian II. aufsetzte, mehr und mehr bestrebt, ihn zu einer milden und festen deutschen Politik zu bekehren, ihn dem spanischen Einfluss ganz zu entziehen. Ich hebe namentlich hervor den vortrefflichen und massvollen, noch ungedruckten „Diskurs und Bedenken über jetzigen Stand und Wesen des heiligen Reichs, unsers lieben Vaterlands“, der z. B. auch gegen die Söldnerdienste der Deutschen bei fremden Potentaten Front macht. Das Memoire blieb nicht ohne Wirkung auf den Kaiser; was er sich daraus aneignete, war freilich nicht so beschaffen, dass Schwendi mit dieser Wirkung zufrieden sein konnte. Auf andere ungedruckte Diskurse Schwendis über den deutschen Adel, über den Fürsten- und Herrenstand wird nur kurz hingewiesen. Den „Kriegsdiskurs“ (gedruckt 1593—94) überschätzt K. wohl, da er ihn als ganz selbständig ansieht (vgl. Martin in ZGORh. 1893, S. 406/7); der Einfluss Macchiavellis auf Schwendi wird ausserdem zu sehr auf diese Schrift beschränkt. Über die poetischen Leistungen des Alters geht K. schnell hinweg; doch kennt er überall das Material. Seine Darstellung giebt in engem Raume ein fesselndes, gehaltvolles Bild des Staatsmanns und Kriegers; sie wird dabei auch dem Schriftsteller soweit gerecht, wie das in der knappen Skizze möglich war, der die Thaten Schwendis wichtiger sein mussten als seine Worte. — Lokaleren Charakter trug die Schriftstellerei der drei Männer, die ich Schwendi anzureihen habe. Des trefflichen bayerischen Historikers Aventin Hauskalender, eine besonders wichtige biographische Quelle, musste in der grossen Ausgabe seiner Werke faute de mieux nach einer alten Abschrift Westenrieders gedruckt werden. Keinz[29]) glücklichem Spürsinn ist es jetzt gelungen, den 32 Jahrgänge (1499—1531) umfassenden Almanach, in den Aventin seine Notizen eingetragen hat, wieder aufzufinden. Die Kollation hat ergeben, dass Westenrieder zwar leidlich kopiert hat; immerhin waren erhebliche Korrekturen nachzutragen; namentlich hat Westenrieder die chronologische Folge der durch einander gedrängten Eintragungen nicht immer richtig erkannt. Ganz wird Westenrieders Kopie auch künftig nicht zu entbehren sein, da manche mit roter Tinte geschriebenen Worte ihm noch lesbar waren, an denen jetzt jede Sorgfalt scheitert. — Seiner kurzen Biographie[30]) des Baseler Kaufmanns, Politikers und Lokalhistorikers Andreas Ryff hat Trog[31]) einen hübschen Aufsatz über das um 1600 (letzter Eintrag 8./11. Mai 1603) verfasste Reisebüchlein seines Helden folgen lassen. Bei aller Mannigfaltigkeit der Interessen war Ryff doch vor allem mit Leib und Seele Handelsmann, und dem Geschäfte dienten denn auch seine mehr zahlreichen als weiten Reisen in erster Linie: eine Ausnahme macht die zunächst in öffentlichem Auftrag, weiter aus persönlicher Reiselust unternommene Fahrt durch Oberitalien. Von diesen Wanderungen will nun das sauber nach Notizen gearbeitete Büchlein Ryffs Angehörigen erzählen. Den reisefrohen Gesellen, der Ryff doch war, verraten nicht die 60 urphilisterhaften Einleitungsverse, die ängstlich und misstrauisch über die Fährlichkeiten der Reise jammern. Aber T. hat Recht, Ryff ist nur theoretischer Pessimist: eine zweite

---

aus d. Bodmann-Habel-Conradyschen Sammlung: ArchivZ. 2, S. 33-44. (D. Hss.-Beschreibung folgt d. Abdruck zweier kleiner jurist. Abhandlungen aus Cod. N. 583: „Frag vnd entschidung d. gelerten, wann e. lehenherr abgeet“ usw. u. „Etlich vnderschaide v. kauffen essender ding“.) — **25**) × G. v. Below, „Chroniken d. Reformationszeit nebst e. Darstellung d. Frankfurter Belagerung v. 1552“ her. v. R. Jung: GGA. S. 871/4. (Lesenswertes Ref., d. aber nichts Neues bringt.) — **26**) ×× Blösch, Flugblatt v. 1528: AHVBern. 13, S. XXXIII. (Notiz über e. mündl. Mitteilung.) — **27**) P. Joachimsohn, E Pamphlet gegen Kaiser Friedrich III. aus d. J. 1470: HJb. 12, S. 351/8. — **28**) A. Kluckhohn, Lazarus Frhr. v. Schwendi: ADB. 33, S. 382-401. (Besonders S. 399.) — **29**) F. Keinz, Über Aventins Tagebuch (Aventins Hauskal.): SBAkMünchen. 1890, S. 313-28. — **30**) H. Trog, Andr. Ryff: ADB. 30, S. 63/4. — **31**) id., D. Reisebüchlein d. Andr. Ryff:

prosaische Vorrede verhehlt nicht, dass dem Vf. diese Erinnerungen ein köstlicherer und dauernderer Besitz sind als Gold. Am meisten Wärme und Beweglichkeit erreichen die trockenen Aufzeichnungen eben für jene italienische Reise. In der Schweiz kennt Ryff jeden Winkel. Aber das Naturgefühl des modernen Touristen besitzt er nicht: das Hochgebirg ist ihm ein Gegenstand des Grausens, und das ebene Mattland von Sarnen entzückt ihn viel mehr als etwa der Vierwaldstätter See. — Über den bisher nur einseitig bekannten Braunschweiger Historiker und Theologen M. Andreas Schoppius (gest. 1614) giebt Jacobs[32]) auf Grund von Hss. und Akten aus Wolfenbüttel und Wernigerode ausgiebige Kunde. In seine grossenteils kompilierte Geschichte der Stadt Braunschweig (1561) nahm Schoppe 12 niedersächsische historische Lieder auf. Aber der geschichtlichen Richtung dieses seines Erstlingswerkes bleibt er nicht treu. Schoppe wird ausschliesslich theologischer Publizist. Er streitet als solcher z. B. für den ausgedehntesten Gebrauch der Muttersprache im kirchlichen Leben und strebt selbst als Schriftsteller nach volkstümlicher Art. —

Dabei scheint Schoppe sich denn mehr und mehr der Manier und den Stoffen der damaligen Moralisten genähert zu haben: vgl. „Frawen Ehren vnd Gewissen Schild“ (Leipzig 1595), „Vorsorge für das kluge Weibervolck“ (Leipzig 1604), „Von der Menschen Haare Ursprung, rechtem vnd Missbrauch“ (Erfurt 1605). Namentlich dieser letzte Titel lässt uns die Atmosphäre der Hosenteufel und Konsorten wittern. Zu den Vertretern der berüchtigten Teufellitteratur[33]) gehört der schon 1890 von Roethe[34]) behandelte Eustachius Schildo, zu dessen Biographie ich hier nachtragen möchte, dass er nach Förstemanns Album academiae Vitebergensis (S. 224) aus Liebenwerda gebürtig war und 19. Mai 1545 in Wittenberg immatrikuliert wurde. Schildo schöpfte mittelbar aus einem „Büchle“ des für die Geschichte unserer Schriftsprache nicht unwichtigen Frhrn. Johann von Schwarzenberg und Hohenlandsberg[35]), dem Brandes[36]) in seinem vortrefflichen, schon an anderer Stelle (JBL. 1891 II 3 : 14) gewürdigten Werke über die jüngere Glosse zum Reinke Vos (S. XXXIV—XLIV) einen kleinen Exkurs mit Proben, Analysen und bibliographischen Notizen gewidmet hat: namentlich verweilt B. bei den Bilderreimen des „Memorials der Tugend“. —

Wir sind damit schon zur poetischen Lehrdichtung übergegangen. Auch in Reimpaaren hat man den oder die Teufel bekämpft. So Adam Schubart, der Autor des „Hausteufels“, der, trotzdem er nach Roethe[37]) an Andr. Musculus „Eheteufel“ anknüpfte, doch einen behaglichen Humor bewahrt, der von dem Gepredige jenes grossen Polterers wohlthuend absticht. — Schubart ist, seinem feineren Talent entsprechend, den Frauen freundlicher gesinnt, als Nikol. Schmidt, dem Roethe[38]) ebenfalls ein paar charakterisierende Zeilen gewidmet hat. Schmidt war der erste, der in deutscher Lehrdichtung die Mehrzahl der Teufel wählt, angeregt wahrscheinlich durch Murrhos, von Luther 1540 neu gedruckte „Epistola de miseria Curatorum seu Plebanorum“, wie ich inzwischen von Osborn (Teufellitteratur S. 118) gelernt habe. —

Die Teufel waren die ungemütlichen Nachfolger der Narren in der Moral des 16. Jh. Das für die litterarische Geltung des Narren bahnbrechende Werk Brants hat Bobertag[39]) wieder einmal neu herausgegeben. Die Einleitung, die auf Zarncke und Charles Schmidt beruht, bringt ebenso wie die Erklärung, die sich auf Zarncke und Goedeke stützt, nichts Selbständiges, aber beides fordert auch zum Einspruch nicht heraus: abgesehen vielleicht von einigen schief zugespitzten Pointen der Charakteristik. Der grösste Vorzug des Neudrucks liegt in der ausreichend getreuen Reproduktion sämtlicher Abbildungen des Originals. — Die lexikalischen Excerpte, die Lauchert[40]) schon im vorigen Jahre (vgl. JBL. 1890 II 5 : 26) Brants talentvollerem Nebenbuhler Thom. Murner hat angedeihen lassen, hat er diesmal glücklich zu Ende geführt: eine Förderung der Interpretation bringt er aber höchstens sub verbo „nackmentlin“ durch ein Citat aus der Strassburger Polizeiordnung von 1628, das er obendrein Frisch entnimmt. Ich vermag mir einen ernstlichen Nutzen von diesem Murnerlexikon genau so wenig zu versprechen, als von dem Herderwörterbuch, mit dem man uns ja wohl beglücken wird. Alphabetisch geordnete Citate sind noch keine „Studien“, höchstens mehr oder weniger schätzbare

---

BaslerJb. S. 182-222. — **32)** Ed. Jacobs, M. Andr. Schoppe (Schoppius): ADB. 32, S. 369-72. — **33)** × M. Osborn, D. Saufteufel: VossZg. N. 409. — **34)** G. Roethe, Eustachius Schildo: ADB. 31, S. 209. (Vgl. JBL. 1890 II 5 : 44.) — **35)** × J. Neff, Joh. Frhr. zu Schwarzenberg u. Hohenlandsberg: ib. 33, S. 305/6. — **36)** H. Brandes, D. jüngere Glosse zu Reinke de Vos. Halle a. S., Niemeyer. LXI, 314 S. M. 10,00. |[LCBl. 1892, N. 11.]| (S. XXIX-XXXIII über Joh. v. Morsheim; d. in d. Glosse oft citierte „Frau Untreue“ ist nicht identisch mit Morsheims ähnlich betit. Dichtung.) — **37)** G. Roethe, A. Schubart: ADB. 32, S. 587/8. — **38)** id., Nikolaus Schmidt: ib. S. 10/1. — **39)** F. Bobertag, Sebastian Brants Narrenschiff (= DNL. Her. v. J. Kürschner. Bd. 16.) Stuttgart, Spemann. XXVI, 329 S. M. 2,50. — **40)** F. Lauchert,

Materialien dazu, die man aber nicht drucken lässt. Ein paar Schlussbemerkungen L.s bezeichnen zwei Vermutungen Goedekes in der „Narrenbeschwörung“ (12, V. 76; 64, V. 25) als überflüssig und stützen die Konjektur „gerbern“ im Grossen Lutherischen Narren V. 4631 durch einen Hinweis auf Narrenbeschwörung 39, V. 76. — Auf eine unfruchtbare Statistik läuft Stirius[41]) Darstellung der Murnerschen Lautlehre hinaus. Der Vf. hat nicht einmal alle deutschen Schriften Murners ausgenutzt. Ausserdem ist er mit der Strassburger Mundart nicht vertraut und urteilt daher, wenn er sich auch durch Surrogate zu helfen sucht, bei der Scheidung der Sprache des Autors und der Eigenmächtigkeiten des Druckers recht unsicher. Diese Scheidung war natürlich mit alleiniger Hilfe der Reime und des Ottenheimer Dialekts nicht auszuführen: sie setzte mindestens eine vergleichende Untersuchung des lautlichen Verhaltens der verschiedenen Firmen, bei denen Murner hat drucken lassen, und dergl. voraus: St. hat nichts davon gethan. Dass unter einer so oberflächlichen Arbeitsweise denn auch die Feststellung und Ordnung des grammatischen Materials gelitten hat, ist selbstverständlich: doch gehört das nicht hierher. Nicht einmal die Bemerkungen über Synkope und Apokope (S. 34) sind brauchbar, da sich St.s Sammlungen hier zum Teil auf die Schelmenzunft beschränken und da hier obendrein die unentbehrlichen metrischen Voraussetzungen nicht entwickelt werden: gerade hier waren nicht Beispiele, sondern erschöpfende Zählungen nötig. — Sowohl Brant wie Murner lehnten sich in ihren Einkleidungen an quaestiones quodlibeticae an; die von Buchwald[42]) aus der Zwickauer Ratsbibliothek publizierte Disputation des Johann Fabri de Werdea, studii Liptzensis Quodlibetarii, (1502) scheint aber solcher komischen Einlagen zu entraten, ist blosse abstrakt gelehrte Spiegelfechterei. —

Von den Narren zum Grobianismus ist es nicht weit. Die grobianische Litteratur erwuchs bekanntlich gerade aus ihrem Gegenteil, aus den Hof- und Tischzuchten, die warnend grobianische Scenen und Typen andeuten. So stelle ich hierher Gregor Wickgramms, des Colmarer Gerichtschreibers, Übersetzung von Obsopoei Gedicht „De arte bibendi“ (1537), die der Kölner Buchhändler Teubner[43]) hat neu drucken lassen. Dass er dem alten Irrtum verfällt, diesen Wickgramm mit dem Autor des Rollwagenbüchleins zu identifizieren, ist kein Unglück. Der Abdruck scheint recht sorgfältig: ihn mit dem Original zu kollationieren hatte ich keine Gelegenheit. Aus Wickgramms Übersetzungstechnik hebe ich hervor, dass er sich bemüht, die Hexameter oder Pentameter des Obsopoeus je durch Eine vierhebige Zeile zu ersetzen, was er dadurch ermöglicht, dass er die stilistischen Blüten der Vorlage schonungslos abschneidet. Aber das geht natürlich nicht immer, und auf weite Strecken giebt auch er, wie es das Natürliche ist, den lateinischen Vers durch ein Reimpaar wieder. — Der Grobianismus ist von Hauffen in seinem hübschen Buche über Scheidt mit geschmackvoller Auswahl des überreichen Materials behandelt worden: das Sammeln von Nachträgen ist da schon darum wenig fruchtbar, weil Hauffen sicherlich selbst, und mit bestem Recht, so und so viel Zettel stillschweigend unter den Tisch geworfen hat. Anders der betriebsame Fränkel[44]), der nicht nur in einer Recension des Buches allerlei gleichgültige Citate auskramt, sondern auch noch die Abfälle dieser Recension mit fleissiger Hand zu einem grossen Haufen[45]) von Einzelheiten und Bagatellen zusammengekehrt hat. —

Neben diesen ironisch oder satirisch eingekleideten scherzernsthaften Narren-, Grobians- und Teufelslehren ist endlich auch der schlichten Spruchdichtung zu gedenken. Ich beginne mit dem fünfzehnten Jh.[46]) Es druckte Reinh. Schmidt[47]) die schon (JBL. 1890 II 5 : 14/5) besprochenen Bruchstücke eines deutschen Cato jetzt vollständig ab. — Mit einem bisher unbeachteten Spruchdichter (warum Meistersinger?) des 15. Jh., Jakob Kebitz, auch Jekel mit der Leberwurst, macht uns Keinz[48]) bekannt.

Studien zu Th. Murner. III. Wörterbuch, Forts. u. Schluss: Alemannia 19, S. 1-18. — 41) F. Stirius, D. Sprache Th. Murners. I. T. Lautlehre. Diss. Halle a. S. 40 S. — 42) G. Buchwald, E. Quaestio „Quodlibetica“ d. Joh. Fabri de Werdea aus d. J. 1502: Germania 36, S. 275/9. — 43) D. Kunst, wie man recht trincken soll nit dass man Tag u. Nacht werd voll. D. biecher Vincentii Obsopei: Vonn d. Kunst zu trincken / auss d. latein in vnser Teutsch sprach transferiert / durch Gregorium Wickgramm Gerichtsschreiber in Colmar. Folg diesem Buch wirdt dir nit leidt. Hierinn findtst du rechten Bescheidt. Getruckt zu Freyburg i. Br. im J. 1537. Köln, F. Teubner. 134 S. M. 2,00. |[DR. 1892. 1, S. 395.]| — 44) L. Fränkel, Ad. Hauffen, Casp. Scheidt d. Lehrer Fischarts: LBlGRPh. 12, S. 6/7. — 45) X id., Bemerkungen z. Entwicklung d. Grobianismus. Angeschlossen an krit. Glossen über A. Hauffen, Casp. Scheidt, d. Lehrer Fischarts (Strassburg 1889): Germania 36, S. 181-93. (S. 183 Citate z. Feindschaft v. Floh u. Weib; S. 184 Hinweis auf grobian. Typen in d. Mythologie u. antiken Litt.; S. 186 grobianische Heilige.) — 46) X O. Grillenberger, Zu R. Köhlers Abhandlung: „Mich wundert, dass ich fröhlich bin“ (Germania 33, S. 313 ff.): ib. 36, S. 318/9. (Weist nach, dass e. v. Köhler citierter, d. Walther Mapes beigelegter Spruch „De mundi miseria“ sich fast wörtlich wiederfindet in Bernhards v. Clairvaux „De contemptu mundi“; d. Notiz gehört nur insofern hierher, als Köhlers Abhandlung v. e. dtsch. Spruch v. 1498 ausgeht.) — 47) Reinh. Schmidt, E. Bruchstück e. dtsch. Cato: ib. 36, S. 267-74. — 48) F.

Kebitz stammt nach K. aus Bayern, aber wohl nicht weit von der mitteldeutschen Grenze her; sein Vater war „granator“, Kastner; er selbst verstand ein wenig Latein und Musik; auch Geheimschrift weiss er zu handhaben. Er, wahrscheinlich ein wandernder Sänger, hat den Codex germ. Mon. 811 zusammengestellt; in ihm liegt uns sein Repertoir vor, dessen durchaus unanstössiger, würdiger Charakter gerade in diesem Jh. gerühmt werden darf. K. beschreibt die Hs. und bespricht oder druckt ihre einzelnen Stücke, je nachdem sie schon bekannt waren oder die Publikation verdienten. Zum grössten Teil fällt der Inhalt des Kebitzschen Codex vor die Mitte des 15. Jh., gehört also nicht hierher. Von Kebitz selbst ist fast sicher der Spruch vom Tode (N. 33); 2 unmittelbar vorhergehende Sammlungen von Lebensregeln (N. 31, 32), die in der von Scherer (Deutsche Studien 1, S. 346) charakterisierten Art lose an einander geschlossen sind, ist K. gleichfalls geneigt, ihm zuzuweisen, und auch für die anonymen Sprüche Von dem pfening vnd von werltlicher torheit und Von der vasnacht, die wiederum unmittelbar vorhergehen (N. 29—30), wird die Frage aufzuwerfen sein. Aus dem übrigen Inhalt der Hs. hebe ich in diesem Zusammenhange etwa noch hervor N. 6, die reichere Fassung eines in Uhlands Volkslieder unter N. 133 aufgenommenen Gedichtes, die Uhland gekannt, aber merkwürdig vernachlässigt hat; N. 11 eine Priamel; N. 16 ein Fragment vom Zimmermann, das etwa zu den bekannten erotischen Handwerkerliedern gehören könnte; N. 37 ein Lied vom bösen Weib. Vohburks Fabel vom Wolf und Pfaffen (N. 9) ist leider nur in schlechtem Text und kaum zu zwei Dritteln erhalten. — Über den berühmteren Autor einer viel bearbeiteten Wolfsklage, den Schwaben Schmieher, hat Roethe[49]) unter Heranziehung des hs. Materials berichtet. Dass die Physiognomie des Dichters so wenig greifbar sich gestaltet, erklärt sich ihm gutenteils daher, dass Schmieher mehr ältere Gedichte überarbeitete als neue schuf. So ist nachweislich sein Lobspruch auf die Kuh ein Plagiat nach dem König vom Odenwald. In anderen Gedichten lehnt er sich enge an die Manier des Teichners an. Seine Unselbständigkeit kommt dem überraschend sauberen Versbau zu Gute. Schmiehers Name steckt auch in den Entstellungen Schnur[50]), Schmier, Smeber, Schüber, Sunherr u. dergl. —

An die Grenze des sechzehnten Jh. führt uns das bald vor 1504 gedruckte Boek van veleme rade (Exemplar in Wernigerode), als dessen Dichter sich in einem Kapitel-Akrostichon Herman Bote enthüllt. Brandes[51]), der das Boek mit bewährter Sorgfalt neu herausgegeben hat, weist hübsch nach, wie das Akrostichon den befriedigenden Schlussstein bildet für Hänselmanns Beweis, dass Herm. Bote der Vf. des Schichtbuches sei. Auch für das in der Hs. des Schichtbuchs erhaltene Wappenbuch lässt sich mit Hülfe der Dichtung Botes Autorschaft nachweisen. Das Gedicht selbst ist eine der beliebten Ständeallegorien, die sich zur Aufgabe machen, jedem Stande seine besonderen Pflichten vorzuhalten, andererseits aber davon abmahnen, dass ein Stand über seine Grenzen hinaus etwa neidisch in den anderen hinüber schiele. Die Stände nun werden, offenbar dank einem Wortspiel zwischen rad (consilium) und rad (rota), als verschiedene Räder dargestellt: 5 nützliche (Papst, Kaiser, Fürsten, Städte, Bauern), 5 schädliche (Frauen, unerfahrene Berater, Schwarzkünstler, Thoren, Betrüger): dass er besonders gern bei den Städten verweilt, ist bei dem Braunschweiger Hogreven nur natürlich. Ein wertvoller Exkurs über den Thätigkeitsbereich des Mohnkopfdruckers wurde schon (JBL. 1891 II 3 : 8) berührt. Mit der künstlerischen und technischen Seite der Dichtung findet sich B. etwas flüchtig ab: dem Verständnis schwieriger Stellen hilft er in Anmerkungen nach. — Demselben Hermann Bote legt Walther[52]) zweifelnd noch ein weiteres gnomisches Gedicht, den Koker, bei. Eine in ihm (V. 1238) vorkommende seltsame Wendung „in Drunten faren“, die W. mit einer ähnlichen („na drunten glyden“) in Groningens Braunschweiger Schichtspiel verbindet, sucht er wenig überzeugend so zu erklären, dass hier wortspielend der Ortsname Drunten, d. h. Drontheim, mit dem Part. des seltenen drinten, „schwellen“ vermischt sei. — Einen sächsischen Reim, den Holstein[53]) in der Leichenpredigt auf den Vogt Barthold Hunicke

---

Keinz, E. Meistersinger d. 15. Jh. u. sein Liederbuch: SBAkMünchen. S. 639-99. (Ausser d. im Text Genannten: N. 1 Laurin; N. 2, 10, 13, 24, 26, 28 Rezepte u. dgl.; N. 3, 4, 8, 15, 34 Varianten zu Liedern d. Cgm. 379 [vgl. Bolte, Alemannia Bd. 18]; N. 5 Liebeslied, SBAkWien. 15, S. 328; N. 7, 22 Liebesbrief oder -erklärung in Prosa; N. 12 Nota regulas super tactus; N. 14 Liebesklage, in Könneckes Bilderatlas S. 56; N. 17 Hätzlerin II, N. 12, S. 149; N. 18, 35, 40/1, 44-51 Muscatblüt; N. 19, 23, 36 Liebeslieder; N. 20 Öttingers Lied Liliencron I, N. 57; N. 21 Einzelstrophe v. recht altertümlichem Charakter; N. 25 unechter Neidhart, Minnesinger 3, S. 219; N. 27 Hymne d. Mönchs v. Salzburg; N. 38 Regenbogen, Minnes 3, S. 354; N. 39 geistl. Lied; N. 42 Marienlied; N. 43 Einzelstrophe v. e. wunderbaren Vogel.) — **49**) G. Roethe, Schmieher (Smiher): ADB. 32, S. 30/1. — **50**) X id., H. Schnur: ib. S. 195. — **51**) H. Brandes, Hermen Botes Boek van veleme rade: JbVNiederdSpr. 16, S. 1-41. (S. 2 über verschiedene Überlieferungen d. Mühlenliedes.) — **52**) C. Walther, In Drunten varen, na Drunten glyden: ib. S 107/9. — **53**) H. Holstein, Z. niederdtsch. Spruchdichtung: KBlVNiederdSpr.

in Magdeburg († 1603) citiert fand, weist ihm Mielck[54]) aus dem Niederdeutschen Reimbüchlein (V. 2506/9) nach. —

Bilderreime, die freilich nur zum allerkleinsten Teil den historisch-politischen Charakter tragen, den das Thema gestattete, begleiten die Eikones sächsischer Fürsten, die das sog. „Sächsische Stammbuch" (Ms. Dresd. R. 3) vereinigt. Lippert[55]), der diese höchst unauthentische, von verschiedenen Künstlern (darunter Cranach d. Ält.) entworfene Porträtreihe untersucht, kommt dabei auch für die Reime zu einleuchtenden Ergebnissen. Danach wäre die grosse Sammlung, die mit Alexander Magnus beginnt und bis zu den Söhnen Johann Friedrichs des Grossmütigen reicht, in der ersten Hälfte des J. 1546 von einem eifrigen Lutheraner abgeschlossen. Zu Grunde aber liegt ihr ein kleiner, nur 25, ja ursprünglich nur 23 Bilder umfassender Cyclus, der sich mit geringen Schwankungen bei Cyr. Spangenberg, in der „Abcontrafactur etc." des M. Agricola Sprembergensis, in Bildern des jüngern Cranach auf der Augustusburg nachweisen lässt und schon um 1500 vereinigt sein wird. — Politischen Zwecken dienen die meisten und bekanntesten Sprüche des aus Augsburg gebürtigen kaiserlichen Sprechers Hans Schneider, in dessen biographischem Bild Roethe[56]) aber mit Hülfe der Hollschen Hs. auch die unpolitisch lehrhafte Seite berücksichtigen konnte. Künstlerisch zeigt Schneider geringe Begabung. Er kann nur erzählen, und auch das fällt dürftig und ungeschickt aus: für Gefühl und Reflexion reicht seine Ausdrucksfähigkeit nicht hin. Seine politische Haltung wird durch seine unbedingte blinde Ergebenheit gegen Maximilian festgestellt, die ihn auch da beherrscht, wo er den Kaiser zu mahnen scheint. — Ein jüngerer politischer Dichter, der Berner Protestant Nikol. Schorr, der vielleicht von 1514—70 lebte, hat nicht nur die beiden in Liliencrons Sammlung aufgenommenen Lieder von 1536 und 52 verfasst, sondern, wie Roethe[57]) nicht bezweifelt, auch zwei nur in niederdeutscher Fassung erhaltene geistliche Dichtungen (eine vom J. 1564) voll gesunden Gottvertrauens. — Ein Wappenspruch des bekannten Arztes Guil. Fabricius Hildanus auf seine Heimat Bern, verfasst 1603, wurde von einem Anonymus[58]) abgedruckt. — Den Reutlinger Nik. Schradin, der seine klägliche Muse zu Bebels und Wimphelings Entrüstung freiwillig gegen das Reich in den Dienst der Eidgenossenschaft stellte, hat von Wyss[59]) in Kürze skizziert.[60-62]) —

---

b) 1892.

Anton E. Schönbach.

Geistliche Didaktik: Mystik N. 1. — Seb. Franck N. 3. — Weltliche Didaktik: Satiriker: Seb. Brant N. 4; Daniel von Soest N. 8; Th. Murner N. 9; Casp. Scheit N. 10; G. Rollenhagen N. 11. — Ständesatire, Lügenpredigt, Tischzuchten, Völlereisatire N. 12. — Regeln N. 20. — Lobsprüche auf Städte N. 23. — Fabeln N. 27. — Ehelitteratur N. 28. —

Geistliche Didaktik. Eine ungemein interessante Schrift über die internationale Bedeutung der Mystik legt Merx[1]) vor. Er stellt zunächst fest, dass Hâfis Dichtungen durchaus nicht ihrem Wortsinne nach verstanden werden dürfen, sondern als eine ekstatische Poesie, religiös, mystisch, und der Begriffe „Liebe", „Wein" nur als Sinnbilder sich bedienend. Es hat daher Goethe im Westöstlichen Divan, verleitet durch die Übersetzung Hammer-Purgstalls, den persischen Dichter vollkommen falsch aufgefasst, und die von ihm geschaffene Persönlichkeit Hâfis ist mit der historischen gar nicht verwandt. Das wird durch eine Reihe von Beispielen erhärtet. 1388 ist Hâfis gestorben, 1366 Heinrich Suso, und M. bemüht sich, darzulegen, dass die poetische Sprache des deutschen und die des persischen Mystikers durchaus dieselben Bilder zur Vermittlung ihrer religiösen Gefühle gebrauchen. Er dehnt das dann über die deutsche Mystik im allgemeinen aus und sucht eine vollständige Gleichung für diese Geistesströmungen des

---

15, S. 59. — 54) W. H. Mielck, Z. niederdtsch. Spruchdichtung: ib. S. 59. — 55) W. Lippert, D. „Sächsische Stammbuch", e. Sammlung sächs. Fürstenbildnisse: NASächsG. 12, S. 64-85. — 56) G. Roethe, Hans Schneider: ADB. 32, S. 121/3. — 57) id., Nikolaus Schorr: ib S. 386/7. — 58) Guil. Fabricius Hildanus, M. CD. XVI BernTb. S. 182/4. — 59) G. v. Wyss, Niklaus Schradin: ADB. 32, S. 440. — 60) × H. v. Holst, Utopia, e. socialpolit. Traum d. 16. Jh.: HambCorr. N. 728. (E. im „Ver. d. Handlungskommis v. 1858" in Hamburg geh Vortr. über Morus Utopia, in d. H. gewisse tiefe Tendenzen der dtsch. Reformationszeit wiederzufinden glaubt; d. Ref. gestattet kein Urteil.) — 61) ×× A. v. Weilen, D. Martinsgans: NFPr. N. 9774. (Über Spangenbergs „Gansköniɡ".) — 62) × J. Bolte, Joh. Schuward: ADB. 33, S. 150/1. —

1) A Merx, Idee u. Grundlinien e. allgem. Gesch. d. Mystik. Rektoratsrede. Heidelberg (Bangel & Schmitt).

Orients und Occidents herzustellen. Dabei bedauere ich nur, dass er, was die deutschen Mystiker anlangt, sich an einen so wenig zuverlässigen Führer hält, wie Wilhelm Preger und etliche protestantische Theologen der Gegenwart sind, und nicht sich von einem Philologen die Quellen selbst zugänglich hat machen lassen. Es wird dann der Mystizismus der griechischen Kirche im 14. Jh. berührt und die jüdische Mystik derselben, sowie der nächst vorangegangenen Zeit. Nun wird die schon bekannte Thatsache erörtert, dass für die mittelalterliche Mystik der abendländischen Kirche Dionysius Areopagita die erste massgebende Autorität gewesen ist, und es wird gezeigt, dass dessen Werke auf denen des syrischen Häretikers Stephan bar Sudaili (um 510) beruhen, wie sie vor 533 hergestellt wurden. Der byzantinische Kaiser Michael II. schenkte den griechischen Text des Areopagiten 827 an Ludwig den Frommen, und Karl der Kahle liess das Werk durch Joannes Scotus Erigena vor 850 ins Lateinische übertragen, womit für die katholische Mystik eine dauernde Grundlage gegeben war. Nun entwickelt M. die Hauptzüge und die Besonderheiten des mohammedanischen Mystizismus, bespricht zumal den neuestens in England und Amerika so bedeutend hervorgetretenen Omar Khajjâm († 1123) und verfolgt in chronologischer Reihe die arabische Mystik durch die Jahrhunderte, bis er bei ihrem ursprünglichen Quell anlangt, dem Neoplatonismus. Wie dieser auf die altgriechische Philosophie, vornehmlich auf Platon zurückgeht, wird dann kurz geschildert, und mit einer raschen Kritik der Hauptpunkte der Mystik im allgemeinen, zum Teil an Kant gelehnt, schliesst die merkwürdige Abhandlung. Sie umspannt den Horizont der Kulturwelt, darf man sagen, und eröffnet Ausblicke in Zusammenhänge, die bisher unbekannt waren. In wie weit die einzelnen Aufstellungen von M. sich halten lassen, bin ich gänzlich ausser stande nachzuprüfen; jedesfalls sind sie von höchster Wichtigkeit für die geschichtliche Beurteilung der gesamten deutschen Mystik. — Im wesentlichen steuert auf dasselbe Ergebnis eine Schrift von Fr. Hartmann[2]) zu, in welcher die Bhagavad Gita ins Deutsche übersetzt wird. Es sind nämlich dem Texte unten Anmerkungen beigefügt, in denen Stellen aus deutschen Mystikern citiert werden, die ähnliche oder dieselben Gedanken wie die indische Überlieferung enthalten. Über die Beschaffenheit der Bearbeitung habe ich kein Urteil. Die Anmerkungen werden schwerlich ihrem Zwecke entsprechen, denn sie bieten ein gar zu buntes Durcheinander: Meister Eckhart, Thomas a Kempis, Madame Blavatsky, das Johannesevangelium, Theophrastus Paracelsus, Angelus Silesius, Jakob Böhme, Michael de Molinos, stehen da in aller Gemütsruhe nebeneinander, und mehrmals ist etwas Übereinstimmendes zwischen den Citaten und dem Texte, zu welchem sie gehören, nicht auszufinden. Diese Art erweckt sicherlich kein besonderes Vertrauen auf die Solidität der ganzen Arbeit. —

Einen namhaften Beitrag zur genaueren Würdigung Sebastian Francks hat Hegler[3]) in seinem Buche geliefert, für das ihm die reichen Sammlungen des verstorbenen Franz Weinkauff wichtige Dienste leisteten. Noch immer ist das Ansehen des „Schwarmgeistes“ von Donauwörth im Steigen begriffen. Die Arbeiten von Dilthey und anderen haben es in den letzten Jahren bedeutend gehoben, und es war ein ziemlicher Missgriff Goedekes, dass er (Grundriss, 2. Aufl. 2, S. 9) meinte: „Man hat ihn seit Hagens Vorgange zum Vorkämpfer eines freien bekenntnislosen Christentums und zum Begründer einer philosophischen Auffassung der Geschichte zu machen gesucht, während er ein pantheistischer Mystiker und geschickter Kompilator und Übersetzer war.“ H. widerlegt diese Ansichten auf allen Punkten. Das Hauptergebnis seiner sorgfältigen Studie ist, dass Franck durch den starken Eindruck der üblen Wirkungen, welche die Reformation vielfach auf die Gestaltung des Lebens ausübte, dazu getrieben wurde, seinen Glauben auf anderen Wegen zu suchen. Mit Recht findet H. den Mittelpunkt der Thätigkeit Francks in der Erörterung des Gegensatzes zwischen Geist und Schrift. Im Urteile über den Wert der h. Schrift erweist sich Franck als ganz selbständig (S. 63). Indem er die Autorität der Schrift bestreitet, gelangt er in der That folgerichtig zu einem bekenntnislosen Christentum (S. 49, 53, 255) und zu einer Verständigung mit den „frommen Heiden“ (S. 264). Er ist dabei von den Vorstellungen der Mystiker, insbesondere von Tauler und der „Theologia deutsch“ beeinflusst (S. 58, 136, 151). Er hat wirklich den Begriff der historischen Kritik richtig erfasst (S. 117) und erkennt die Entwicklung Gottes in der Geschichte (S. 242). Er ist Pantheist, aber nicht bloss Pantheist (S. 137); seine pantheistischen

---

4°. 78 S. — 2) Fr. Hartmann, D. Bhagavad Gita. D. Lied v. d. Gottheit oder d. Lehre v. göttlichen Sein. Braunschweig, Schwetschke. 16°. V, 162 S. M. 1,50. — 3) A. Hegler, Geist u. Schrift bei Seb. Franck. E. Studie z. Gesch. d. Spiritualismus in d. Reformationszeit. Habilitationsschrift. Tübingen (Freiburg i. B., Mohr). XII, 291 S. M. 5,00. —

Anschauungen wollen nur der Schrift die Offenbarung Gottes in der Natur entgegenstellen (S. 211). In Widerspruch mit sich selbst gerät er, weil ihm die Schrift doch noch wichtiger ist als alles sonst, und so denkt er sich zwar ein Christentum fast ohne Christus (S. 115) und lehnt die protestantische Gnadenlehre ab (S. 164), findet sich jedoch dabei durch polemische Zwecke bestimmt (S. 193) und schafft sich einen idealen Christus als Ersatz (S. 199). Die Energie seines Denkens erscheint bewundernswert; der freie Schwung seiner Ideen, in farbigster lebensvollster Sprache verkörpert, ist einzig in einem Jh., das von einer Autorität sich löst, um sich alsbald eine neue zu bilden. Darum ist wohl auch das letzte Wort über Sebastian Franck noch nicht gesprochen. An dem Buche H.s muss ein Litterarhistoriker aussetzen, dass es zu wenig geschichtlich verfährt. Es ist eine Darstellung in der Breite, die alle Hauptschriften Francks neben einander benutzt, nicht nach einander analysiert und sich aus einander entwickeln lässt. Vielleicht ist der gesamte Eindruck aber jetzt stärker, und diese Arbeit kann wohl noch geliefert werden. Dann müsste man auch gewiss in Betracht ziehen, was H. seltsamer Weise gar nicht verwertet hat: dass Franck zuerst katholischer Geistlicher war. Das hat doch sicherlich irgendwie nachgewirkt, und wenn wir ihn so lebhaft die Freiheit des Willens verteidigen sehen (S. 138), so wird das noch auf jene erste Epoche zurückzuführen sein. Jedesfalls findet sich die litterarhistorische Erkenntnis der Bedeutung Francks durch dieses Buch wesentlich gefördert. —

Weltliche Didaktik: Satiriker. Zu den wichtigsten Denkmälern der mittelniederdeutschen[4]) Litteratur dieser Gruppe gehören die beiden Bearbeitungen von Sebastian Brants Narrenschiff. Von einer, dem Rostocker Druck aus dem J. 1519, hat Karl Schröder[5]) eine neue Ausgabe veranstaltet. Darin ist Blatt für Blatt das Original wiedergegeben mit altertümlichen Typen, drei Blätter sind sogar durch Lichtdruck hergestellt, die 114 Holzschnitte in Zinkätzung nachgebildet. Eine willkommene Neuerung ist, dass Sch. die 8214 Verse des Druckes durchgezählt hat. Dem Texte sind ziemlich umfangreiche Anmerkungen beigegeben. Darin wird zuvörderst unternommen, das Verhältnis genauer festzustellen, das zwischen der niederdeutschen Bearbeitung und dem Nürnberger Nachdruck des Narrenschiffs von 1494, sowie der Strassburger Bearbeitung von 1494 besteht. Zarncke hatte zuerst 1853 (ZDA. 9, S. 381) erkannt, dass der Rostocker Druck nicht zunächst eine spätere Edition des Originales, sondern hauptsächlich diese beiden anderen Ausgaben benutzte (vgl. sein Narrenschiff S. XCVIII f.), aber er hatte auch schon damals (S. 380/1) auf einen ihm nicht zugänglichen Lübecker Druck von 1497 als auf die erste niederdeutsche Bearbeitung verwiesen. Dieser Druck hat sich seither im British Museum gefunden und soll von Hermann Brandes herausgegeben werden. Der Rostocker Druck ist nun keineswegs mit dem Lübecker identisch, was Schröder selbst (S. IV) mit Hinweis auf das Schlussblatt seiner Ausgabe hervorhebt, wo es heisst, dass das Narrenschiff aus dem Hoch- ins Niederdeutsche übertragen „vnd mit velen kortwiligen sproͤken (vnd besunder yn deme ende desses bokes mit des dissches untucht vnd den vastelauendes doren) vorlenget worden ys.“ Das geht übrigens schon aus Blatt IIb hervor: „vnde nu vpp dat nye . . . . vorlenget ys.“ Aus der Abhandlung von Brandes: „Die litterarische Thätigkeit des Vf. des Reinke“ (ZDA. 32, S. 24—41, bes. S. 39; s. auch Schröders Anm. zu V. 4374) ersieht man (vgl. Leverkus ZDA. 11, S. 374/5), dass der Lübecker Druck als Grundlage des Rostocker für dessen Beurteilung unentbehrlich ist. Ich verstehe daher nicht recht, weshalb Sch.s Anmerkungen den Rostocker Druck mit den hochdeutschen Ausgaben vergleichen: sobald das fehlende Mittelglied, der Lübecker Druck, herausgegeben sein wird, verlieren diese mühsamen Zusammenstellungen beinahe allen Wert. Sch. erläutert auch den Text und setzt dabei, wie es wohl recht ist, Kenntnis des Niederdeutschen, auch des Mittelniederdeutschen, voraus; er schöpft nicht bloss aus Zarncke, sondern fügt auch manches Wertvolle selbständig hinzu. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, dass Sch. bei dieser Gelegenheit, wo er die oberdeutschen Drucke mit dem Rostocker genau verglich, auch das Verhältnis zwischen den Holzschnitten dieser Ausgaben erörtert hätte. Nach Zarncke (Narrenschiff, S. CXIX) sind die Nürnberger kleinen Bilder im Rostocker Druck wieder vergrössert worden. Darauf hat sich aber der niederdeutsche Holzschneider nicht beschränkt: zweimal (zu Kap. 95 und 101, 48 und 108) sind Bilder dort wiederholt, wo das Original verschiedene hat; mehrmals (wenigstens zu Kap. 52, 60, 90, 91,

---

4) ○×× L. Häuselmann, Mittelniederdtsch. Beispiele im Stadtarch. zu Braunschweig, ges. (= Überlieferungen z. Litt., Gesch. u. Kunst. Her. v. G. Milchsack u. P. Zimmermann.) Wolfenbüttel, Zwissler. X, 11 S. M. 3,00. — 5) Karl Schröder, Dat nye Schip van Narragonien. D. jüngere niederdtsch. Bearbeit. v. Seb. Brants Narrenschiff (Rostock 1519). Schwerin, Bärensprung. 6, CCCLV, 135 S. M. 7,50. |[R. Bechstein: RostockZg. N. 13.]| (I, II, CLXXVIII in Facs.-

103, 110) sind weitergehende Änderungen vorgenommen, neue Motive wohl auch mit Rücksicht auf den umgestalteten Text angewandt worden. Keineswegs ist daran immer das Ungeschick des Nacharbeitenden Schuld, wie zu Kap. 109, wo der Narr drei Hände hat. — An diese dankenswerte Arbeit Karl Schröders, die zugleich ein gelungenes Probestück für die Schweriner Hofbuchdruckerei bildet, schliesst sich die Abhandlung von Stekker[6]) über die Metrik des niederdeutschen Narrenschiffes. Es ist wirklich schade um den Fleiss, der hier aufgewandt worden ist, denn er kommt einer ganz falsch gestellten Aufgabe zu gute und wird dadurch unfruchtbar. St. erwähnt nämlich den Lübecker Druck gar nicht, obzwar er Zarnckes Ausgabe des Narrenschiffs benutzt hat. Er kennt also die unmittelbare Voraussetzung seines Rostocker Druckes nicht, bemüht sich aber trotzdem, dessen metrische Eigenheiten festzulegen. Das steht somit alles in der Luft. Aber noch mehr: St. kennt auch die erwähnte, 1888 erschienene, Abhandlung von Brandes nicht; er hätte nach ihr wenigstens andere Gedichte des Vf. der Lübecker Bearbeitung zum Vergleiche mit dem Versbau des Rostocker Druckes heranziehen können, er nennt aber nur bisweilen eine Rostocker Diss. über die Metrik des Reinke de Vos. Ferner misst St. die Verse seines Textes gar nicht an den wirklichen Vorgängern der Lübecker Version, an dem Nürnberger und Strassburger Druck, sondern an dem Original, das nachweislich auf jene den geringsten Einfluss ausgeübt hat. Es ist somit alle und jede vergleichende Beobachtung über die Einwirkung der oberdeutschen auf die niederdeutschen Verse bei ihm völlig unsicher. Dazu kommt, dass der Vf. in metrischen Dingen einen längst überwundenen Standpunkt einnimmt. Man ersieht das aus seinen Bemerkungen über den mittelniederländischen Vers, Zarncke von 1854 ist ihm für die Auffassung der oberdeutschen Verse massgebend. Das Enjambement betrachtet er nur als Kunstmittel, nicht als Gebrechen, ja er legt sich die Frage gar nicht vor, ob der Vf. des Rostocker Druckes überhaupt bei seinen Änderungen Rücksicht auf den Versbau genommen hat. Er behandelt das Narrenschiff wie ein Denkmal des 13. Jh. — Knod[7]) giebt Nachrichten über den Kölner Geistlichen Johannes Potken, der an der römischen Kurie als Sachwalter und Notar thätig war und als Herausgeber eines äthiopischen Psalters (1513), sowie einer Polyglotte der Psalmen (1518) bekannt ist. Er war mit Reuchlin, Johann Bergmann von Olpe, und auch mit Sebastian Brant befreundet. Es sind von ihm vier Briefe an diesen aus den J. 1513—15 erhalten, die K. abdruckt. Ihr Inhalt ist nicht bedeutend, doch scheint es mir wert hervorzuheben, dass darin zweimal Brant als „rei litterariae Germanorum omnium nostrae tempestatis facile princeps“ angesprochen wird. Das liegt doch nicht innerhalb der gewöhnlichen Brieffloskeln und zeugt für die hohe und allgemeine Anerkennung, deren der Vf. des Narrenschiffes sich erfreute. —

Den jüngeren Satiriker Daniel von Soest behandelt Jostes[8]), der ja 1888 schon dessen „Gemeine Beicht“, „Dialogon“ und „Apologeticon“ herausgegeben hat. Das Dunkel über dem Leben dieses Mannes hat sich auch jetzt noch nicht lüften lassen, obzwar J. seine ältere Hypothese, wonach Daniel identisch wäre mit dem Kardinal Johannes Gropper nicht mehr festhält und von den übrigen Vermutungen die Strauchs (ZDA. 33, S. 308) für die wahrscheinlichste ansieht, der den Canonicus Jasper van der Borch in Daniel wieder zu finden glaubt. Jedesfalls lohnt es der Mühe, diesem begabten Gegner der Reformation noch etwas nachzuspüren. —

Acht Handzeichnungen Thomas Murners aus der Karlsruher Hs. seiner Übersetzung der Weltgeschichte des Sabellicus veröffentlicht Martin[9]), und er giebt damit einen interessanten Beitrag zur Kenntnis dieses streitlustigen Landfahrers. Die Bilder sind hübsch photographisch nachgebildet, an sich zwar nicht bedeutend, aber doch wohl im Zusammenhange mit der Übersetzung selbst, was M. später noch zu erörtern verspricht. —

In einer sehr gehaltreichen Recension über Hauffens Caspar Scheit bringt Strauch[10]) viele und wichtige Mitteilungen vor, die sich teils auf die Tischzuchten beziehen, teils die Randbemerkungen Scheits in seiner Bearbeitung des Grobianus betreffen. Dann geht St. genauer auf die „Lobrede von wegen des Meyen (1551)“ ein, weist Vorbilder und Parallelen nach und sucht die von Hauffen gebrachte Charakteristik des Werkleins durch neues Material zu erweitern. Endlich trägt er noch eine grosse Anzahl von Stellen nach, aus denen sich der Einfluss Scheits auf Fischart immer schlagender ergiebt. —

Druck.) — **6)** (I 7 : 10.) |[W. Seelmann: KBlVNiederdS. 16, S. 62.]| — **7)** G. Knod, Vier Briefe d. Joh. Potken an Seb. Brant: AnnHVNiederrh. 54, S. 198-208. — **8)** Fr. Jostes, Daniel v. Soest: ADB. 34, S. 5 8-40. — **9)** E. Martin, Th. Murners Handzeichnungen zu seiner Übersetz. d. Weltgesch. d. Sabellicus. Strassburg i. E., Gerschels Photogr. Inst. 4 S ; 8 Taf. M. 8,00. — **10)** Ph. Strauch, Ad. Hauffen, Caspar Scheit, d. Lehrer Fischarts: ADA. 18, S. 259-81. —

Ein Anonymus[11]) macht aufmerksam, dass eine gleichzeitige Abschrift des „Elogium Rollenhagii“ sich im Magdeburger Stadtarchiv erhalten hat, das auch noch den „Froschmeuseler“ von 1596 und die Himmelsfahrtspredigt von 1598 besitzt. Desgleichen ist auch noch ein gut gemaltes Ölporträt Rollenhagens vorhanden, das um ein Jh. später ans Magdeburgische Gymnasium geschenkt wurde. —

Über die Zerfahrenheit der Stände klagt ein satirisches Gedicht in 11 lateinischen Hexametern und 10 deutschen Reimpaaren, das Holstein[12]) aus einer Hs. der Universitätsbibliothek zu Upsala veröffentlicht. Die deutschen Verse hätten nach ihrem lateinischen Vorbilde verbessert werden können, jetzt sind sie keineswegs überall wohl verständlich. — Eine „Lügenpredigt“ des 15. Jh. veröffentlicht Bolte[13]) aus einer Münchener Hs. Der Charakter der Predigt steckt wohl nur in den acht Schlussversen. Die Beziehungen des Stückes zu anderen bekannten legt B. im Anschluss an den Abdruck dar. — Karl Meyer[14]) stellt fest, dass die ungedruckte deutsche Tischzucht einer Göttinger Hs. die Quelle für das bekannte Gedicht Jakob Köbels abgegeben hat, und nicht eine Karlsruher Fassung, wie das vorher vermutet worden war. Das wird im einzelnen nachgewiesen, die Provenienz der Hs. auf Erfurt zurückgeführt und daran der Abdruck lateinischer Prosaregeln des 17. und 9. (woher die Zahlen?) Tisches aus demselben Codex geschlossen. – Strauch[15]) bringt zu dieser Erfurter deutschen Tischzucht Varianten aus einer Hamburger Hs. und sucht die Bekanntschaft Köbels mit der älteren Überlieferung des verbreiteten Stoffes an die beiden Brüder Friedrich und Johann von Dalberg (dieser Bischof von Worms 1469—1506) als Vermittler zu knüpfen. — Aus der satirischen Litteratur über die Völlerei tischt Kleinpaul[16]) eine Menge von Stellen auf, die sich auf deutsches Fressen und Saufen des 15. und 16. Jh. beziehen und dazu beitragen, dass ein gebildeter Mensch der Gegenwart immer einige Anfälle des Ekels zu überwinden hat, bevor er jener Zeit gerecht werden kann. Freilich braucht man sich dann nur einen Augenblick lang an den Grobianismus unseres Studententreibens und an die festliche Völlerei unserer Bauern zu erinnern, um sofort zu demütiger Einkehr in sich selbst getrieben zu werden: noch immer erkennt man im Weltverkehr Deutsche und Irländer an ihrer Trunkenheit. K. citiert natürlich viel Rabelais[17-18]) und beweist dadurch, ebenso wie es die neuesten französischen Arbeiten thun, dass diese gröblichen Satiren unsterblich sind.[19]) —

Eine Regel-Sammlung, „Pratica auf alle monat durch das gantze jarr gestölt“, veröffentlicht Pfaff[20]) aus einer Hs. des 17. Jh. (woher?), in welcher nach bekannten Mustern Wetterprophezeiung, Gesundheitsvorschriften und Bauernregeln zusammengefügt sind. — Ein besonderes Bruchstück von Gesundheitsregeln, in denen ältere lateinische Hexameterpaare in deutsche Vierzeiler übertragen sind (wie beim lateinisch-deutschen Freidank, Cato und dem Regimen Salernitanum), druckt ebenfalls Pfaff[21]) aus abgelösten Blättern des 16. Jh., die sich auf der Freiburger Universitätsbibliothek befinden.[22]) —

In dem durch Matthäus Kuppitsch Neudruck von 1849 wohlbekannten Lobspruch der Stadt Wien in Österreich des biederen Schulmeisters Wolfgang Schmeltzl (1548) spielen Essen und Trinken die Hauptrolle. Silberstein[23]) hat das Stück ins Neuhochdeutsche übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen ausgestattet. Seine Absicht dabei ist gewiss löblich und verdient Anerkennung. Das ist aber auch alles, was man ihm zugestehen darf. Denn die Ausführung ist völlig misslungen und zeigt, dass S. ganz ohne gehörige Vorbereitung an die Arbeit gegangen ist. Gewiss sind die Schwierigkeiten einer Übertragung des „Lobspruchs“ nicht gering: Versbau, Reim, Sprache, Syntax müssen alle überwältigt werden. Man wird daher an die Genauigkeit der Übersetzung nicht zu grosse Forderungen stellen. S. bleibt jedoch hinter den bescheidensten zurück. Er ist viel zu wenig mit der älteren Sprache vertraut, als dass er sich an diese Aufgabe hätte wagen dürfen. Ziehe ich alles in Betracht, was zur Entschuldigung mangelhaft übertragener

---

11) M. D., Z. Erinnerung an G. Rollenhagen: MagdZg[B]. N. 25. — 12) H. Holstein, E. Gedicht aus d. Ende d. 15. Jh. über d. Zerfahrenheit d. Stände: ZDPh. 24, S. 283/4. — 13) J. Bolte, Lügenpredigt: ZDA 36, S. 150/4. — 14) Karl Meyer, Erfurter Tischregeln: ib. S. 56-63. — 15) Ph. Strauch, Z. Tischzucht d. Göttinger Hs.: ib. S. 367/8. — 16) R. Kleinpaul, E. Kap. v. Trinken: Gegenw. 42, S. 243/5. — 17) × M. Martin-Dupont, Étude sur François Rabelais. Montauban, Forestier. 1891. 47 S. — 18) × R. Millet, Rabelais. (= Les grands Ecrivains Français.) Paris, Hachette. 16°. 208 S. Fr. 2,00. — 19) ○×× F. Herr zu Heideck, Christl. Ermahnung an Hrn. Walther v. Plettenberg, d. dtsch. Ordens Meister in Livland. Königsberg 1526. Mit e. Einl. v. P. Tschackert. Her. v. d. Altertumsges. Prussia. [Aus: SBPrussia.] Königsberg i. P. (F. Beyer). 44 S. M. 1,00. — 20) Fr. Pfaff, Pratica auf alle monat durch d. gantze jarr gestölt: Alemannia 19, S. 169-73. — 21) id., Gesundheitsregeln: ib. S. 168/9. — 22) × Pauline Kabilka, Altdtsch. Sprüche z. Verzierung v. Handarbeiten. 2. Aufl. Wien, Gerold. 84 S. M. 1,60. — 23) A. Silberstein, E. Lobspruch d. Stadt Wien in Österreich. V. Wolfg. Schmeltzl. Sprachlich erneuert u. bearb., nebst Einl. u. Anm. Wien, Hartleben. 80 S.

Sätze gesagt werden kann, so erübrigen mir noch über 130 Stellen in 1602 Versen, die ganz grobe Missverständnisse und Fehler enthalten. Ich lege zur Probe nur einige der schlimmsten Fälle vor: 143 „vor Martini", S. „zu Martini". 166 ff. sind ganz missverstanden: der Kaufmann ist ein Fremder und erzählt, dass all ihr Geld für Wein und anderes nach Österreich gehe. 176 „on vnderlass", S. „auf Wogenguss". 181 „posatze" sind nicht „Besatze", sondern kleine tragbare Geldtruhen. 194 „selbs in mir sprach", S. „sprachs in mir laut". 204 hat S. Schmeltzls „meim Got" als „mein Gott" verstanden. 236 „die wägn mögn sich nit beruern" heisst: sie können sich nicht rühren vor Enge und Gedränge; S. übersetzt: „die Wägen sich beinah' berühren"! 270 „achtring" ist ein Achtel Eimer, nicht eine Mass. 271 ff. sind ganz falsch verstanden. 298 „für traurn" ist durch „zu betrauern" wiedergegeben, es heisst aber „zu vertrauen". 307 „zeug" sind nicht „Ziegel", sondern Mörtel. 472 „hel" (vom Eis) ist nicht „hell", sondern „glatt". 546 f. sagt Schmeltzl: „Der Thurner bliess darzů, das gleit hört ich angehn mit grossem gwalt". Das übersetzt S.: „Es bliess der Türmer das Geleit, ich hörte gern, wie schön es schallte". „gleit" ist aber das Geläute der Glocken. 718 ff. sagt S.: „Auch ist erbaut ein neu Spital und wurde ihm ein General, Diego de Seraua bestellt"; der General existiert nicht, sondern ist nur ein Generalmandat, eine Verordnung, die „durch Diego de Seraua gesendt" wurde, wie Schmeltzl meldet. 759 werden bei S. neben den Welsern und Fuggern als fremde Kaufleute „im Kölner Hof der Schlucker Schaar" genannt, es sind aber nur „schlucker" = geweckte, freche Burschen. 826 „gfelt" = „gefällt" giebt S. durch „fehlt". 882 „schieden" sind nicht „Scheiden", sondern „Schieden" mittelhochdeutsch schiet, eine Art kleinerer Fische. Die wichtigen Fischnamen sind überhaupt von S. arg misshandelt. 1023 f. lauten bei S.: „Ins Nest ein Adler ist geflogen, noch schöner und jünger ausgezogen". Schmeltzl sagt jedoch: „Vil schöner jung darinn ausszogen", und das heisst: in dem Nest sind schöne Junge erzogen worden. Ungemein komisch ist die Übersetzung von 1037, wo Wolfgang Lazius „Prozess begann", während er nur als der Erste in der Prozession, dem feierlichen Aufzug der Würdenträger, einherschreitet. 1091 „laster" hält S. für „Laster", es bedeutet aber „Verleumdung". Köstlich sieht S. 1199 ff. „gemaine bad", das sind „offene Bäder" für „Bader" an und bringt im Folgenden dadurch eine niedliche Verwirrung zuwege. 1218 sind ihm „Wasserlayt" „Wasserführer", während es „Wasserleitungen in Röhren" sind. 1337 wird „stecht zů dem lawr" übersetzt durch: „steht auf der Lauer", es heisst aber: „stecht den schlechten Kerl nieder!" 1415 „verkhert" heisst „abgelöst", nicht „verkehrt". 1464 „auff die alten monier", auf die alte Manier, bedeutet für S.: „auf einst'gen Zellen". 1471 hat er aus „fůrt" ein „für" gemacht und lässt also im Schottenstift elf Mönche statt des Abtes regieren. 1481 bekommen die Schüler im Schottenhof nach S. „jede Mahlzeit Wein", indessen Schmeltzl ihnen nur Essen und Trinken geben lässt. Damit mag es genug sein, denn es ermüdet, die ganze Masse auch nur der groben Irrtümer S.s aufzuzählen. Hoffentlich lässt er es bei diesem einen Versuch bewenden. — Einen Lobspruch auf die Stadt Frankfurt hat Johann Steinwert von Soest 1448—1506 gedichtet (vgl. Fichárd in AFrankfG. 1, S. 77—83), dessen Biographie Jung[24]) vornehmlich nach den Arbeiten von Fr. Pfaff, liefert. Aber mit der lebendigen, in Handlung umgesetzten Beschreibung Wiens durch Schmeltzl können sich diese dürren Verse nicht messen. Von den sonstigen geistlichen und weltlichen Dichtungen dieses Autors (am umfangreichsten „die Kinder von Limburg" nach dem Mittelniederländischen des Hein van Aken) ist nur ein Fragment seiner Lebensbeschreibung gedruckt (von Fichard in AFrankfG. 1, S. 84—139), das an sich interessant genug ist.[25-26]) —

Dem Erasmus Alberus hätte man nichts Besseres wünschen können, als dass seine Fabeln von Braune[27]) herausgegeben werden. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, dass, wie das Vorwort es wünscht, „diese Ausgabe dazu beitragen wird, den Fabeln des Alberus die ihnen gebührende Schätzung in den weitesten Kreisen der Litteraturfreunde zu verschaffen." Denn ihr Wert kann keinem aufmerksamen Leser verborgen bleiben. Die Lebhaftigkeit der Sprache, die persönliche Teilnahme des Vf. an den erzählten Geschichten, die behaglichen Schilderungen, der gute Humor und die treuherzigen „Moralien" treten zu einem erfreulichen Bilde zusammen. Sogar die Regel, die sich Alberus selbst auferlegt,

---

M. 1,00. — 24) R. Jung, Joh. Steinwert v. Soest: ADB. 34, S. 540/1. — 25) H. Simonsfeld, E. Freisinger Formelbuch d. Münch. Hof- u. Staatsbibl.: ArchivZ. 3, S. 105-42. — 26) ○ ✕ ✕ K. E. Herm. Müller, D. chronicon citizense d. Benediktinermönches im Kloster Bosau u. d. in demselben enthaltenen Quellen: NASächsG. 13, S. 279-314. — 27) W. Braune, D. Fabeln d. Erasmus Alberus. Abdr. d. Ausg. v. 1550 mit d. Abweichungen der ursprünglichen Fassung. (= Neudrr. dtsch. Litt.-Werke d. 16. u. 17. Jh. Her. v. W. Braune. N. 104/7.) Halle a. S., Niemeyer. LXXII, 216 S.

nur Achtsilbner zu bauen, macht seine Rede nicht steif, wenngleich die starken Apokopen, Synkopen und versetzten Betonungen sich bisweilen recht holprig lesen. Denn seine ungemein freie Syntax gestattet ihm doch, innerhalb dieser parallelen Linien den ganzen wohl ausgebildeten Periodenbau der Reformatorenpredigt unterzubringen und mit jener Härte zu eigentümlicher Wirkung zu verknüpfen. Der Einfluss des Reinke de Vos scheint mir nicht bloss in der 21. Fabel sichtbar, sondern auch sonst vielfach, besonders etwa in der Art, wie von der älteren zur späteren Fassung eine enge persönliche Lebenserfahrung zu altruistischen Sätzen ausgeweitet wird. Dass wir aber diese Stücke jetzt ohne Schwierigkeit geniessen, verdanken wir der Mühe und Sorgfalt B.s, der dem genauen Abdruck der Ausgabe von 1550 nebst den Varianten der älteren Fassung eine ganz vortreffliche Einleitung vorangestellt hat. Darin bespricht er nach einer kurzen Übersicht der Lebensschicksale des Alberus die alten Ausgaben der Fabeln, insbesondere den Hagenauer Druck von 1534 mit einem Augsburger Nachdruck von 1539, und die vollständigen Ausgaben in den drei Drucken Braubachs 1550, 1557 und 1565, sowie die späteren Frankfurter Drucke. Er legt dann die Regeln für die Gestaltung des Textes dar, mit besonderer Rücksicht auf den Versbau. Im 3. Abschnitt handelt er auf das dankenswerteste von den Quellen der Fabeln (auch denen des Burkard Waldis), die er in einer lateinischen Sammlung von 1520 nachweist, deren Geschichte er dann eingehend und lehrreich erörtert. Für 7 Stücke liessen sich direkte schriftliche Vorlagen nicht auffinden. Sehr willkommen ist, dass (S. XLIV—LVI) die Quellen gedruckt werden, was bei dem Gebrauche der Ausgabe in Seminarübungen sich dienlich erweisen wird. Darum ist es auch angenehm, dass die hübsche „Würdigung der Fabeldichtung des Alberus“ im 4. Abschnitt doch nicht eine detaillierte Charakteristik des Stiles und der Stilmittel entwirft, diese also noch weiteren Studien übrig lässt. Mit einem 5. Abschnitte, der die reichlich bei Alberus vorkommenden Ortsnamen in ihrer heutigen Geltung aufzeigt und die Lage der Orte (der Mehrzahl nach in Hessen) feststellt, schliesst die nach jeder Richtung wohlgelungene Arbeit ab. —

Alberus tritt auch in einem Aufsatze über „Lob und Schimpf des Ehestandes in der Litteratur des 16. Jh.“, von W. Kawerau[28]) stark hervor. K. fängt mit den Grobheiten Thomas Murners an, verweilt gern bei dem sittigenden Einflusse der Reformation, die allerdings den Frauen noch nicht gerecht zu werden vermochte, betont besonders die Stellung Luthers und führt dann nach einander aus den Schriften des Erasmus Alberus, Gregorius Marpach, Nicolaus Schmidt, Andreas Musculus, Adam Schubart, Johannes Sommer Stellen an, die Häuslichkeit und Eheglück, aber auch die bösen Frauen und den grotesken „Siemann“ beschreiben. Dass von den genannten Schriftstellern die biblischen Bücher, besonders die Proverbien, fleissig benutzt wurden, versteht sich von selbst; aber auch die Theologen des Mittelalters waren auf sie noch von Einfluss und z. B. die Gründe zum Lobe des Ehestandes (S. 769) stammen sämtlich aus jener älteren Überlieferung.[29-31]) —

II,6

Luther.

Gustav Kawerau.

Werke: Gesamtausgaben N. 1. — Bibliographie N. 3. — Einzelne Schriften: Urteil der Theologen zu Paris N. 6; Briefe N. 7; Tischreden N. 10; Unechtes und Verlorenes N. 12; Taufbüchlein N. 14; Gedichte N. 15; Bibelübersetzung N. 16a; Katechismus N. 24. — Sprachliches N. 37. — **Biographie:** Gesamtdarstellungen N. 39; Lebensausgang N. 47; Dichtungen über Luther N. 54. — **Einweihung der Schlosskirche zu Wittenberg** N. 60. — **Theologie und Weltanschauung:** Stellung zum Apostolikum N. 71; der Luther der Ritschlschen Schule N. 73; Apologetisches gegen römische Anschuldigungen N. 77; Luthers Glaube N. 79; Stellung zum Kirchenrecht N. 82; Beziehungen zur Kunst N. 83. —

Werke. Die Weimarer Gesamtausgabe hat im Berichtsjahr keinen neuen Band erscheinen lassen. Die öffentlichen Verhandlungen über Band 12, die beim J. 1892 zu notieren wären, haben schon im vorigen Bericht (1891 II 6 : 1) Erwähnung gefunden. Die amerikanische Erneuerung der Walchschen Ausgabe[1]) brachte wieder einen neuen

---

M. 2,40. — **28)** (I 4 : 37.) — **29)** × O. Beta, Johannes Albertus Agricola: FeuilletZg. 6. April. — **30)** × H. Baumgarten, Joh. Sleidan: ADB. 34, S. 454-61. — **31)** ○ ×× E. Heydenreich, Mitteilungen z. sächs.-thüring. Gesch. aus d. Hss. d. alten Schneeberger Lyceumsbibl.: NASächsG. 13, S. 91—107. —

1) M. Luther, Sämtl. Schriften, her. v. J. G. Walch. Aufs neue her. im Auftr. d. Ministeriums d. dtsch. evang.-luth. Synode v. Missouri, Ohio u. a. St. Neue rev. Ster.-Ausg. Bd. 7. St. Louis, Mo. (Dresden, H. J. Naumann).

stattlichen Band hervor, der Luthers Auslegungen zu Matthäus, Lukas und Johannes (bis Kap. 6 incl.) enthält, genau wie der entsprechende 7. Band des alten Walch. Ich habe den Band nicht zu sehen bekommen, vermag daher die Ausführung nicht zu beurteilen. — Unter M. Rades energischer Redaktion ist die Braunschweiger Ausgabe „für das christliche Haus“ [2]) mit drei neuen Bänden, dem 6., 7. und 8., zum Abschluss gebracht. Band 6 bietet aus den „Erbaulichen Schriften“ Luthers eine reichhaltige Auswahl, darunter als grösstes Stück die Auslegung des Magnificat von 1521, ferner „Wie man beten soll, für Meister Peter Balbierer“ 1534, eine deutsche Übersetzung der Tessaradecas consolatoria (1520), der Trostschrift für den erkrankten Kurfürsten Friedrich den Weisen, die Schrift „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ und anderes mehr. Als Herausgeber nennen sich E. Schneider, O. Albrecht, und als Übersetzer der Tessaradecas G. Kawerau. Der 7. Band bringt „Vermischte Schriften“, Luthers Vorreden zur h. Schrift (in Auswahl), den klassischen Sendbrief vom Dolmetschen, die kulturgeschichtlich hochinteressanten ältesten Predigten über das 1. Gebot (1516) mit ihrer detaillierten Behandlung des Volksaberglaubens; sodann eine Reihe von Schriften, die sich auf die Organisation der Gemeinde in Predigtamt, Armenwesen und Kultus beziehen (die Leisniger Kastenordnung, Dass eine christliche Versammlung Recht und Macht habe usw., Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde, Deutsche Messe); ferner die Vermahnung vor Aufruhr 1522 und die Schrift Von weltlicher Obrigkeit; die Geschichte des Martyriums Heinrichs von Zütphen, seine drei Schriften zum Bauernkriege; Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können, Vom Kriege wider die Türken, und endlich Von Kaufhandlung und Wucher. Zu den älteren Mitarbeitern sind hier noch G. Bossert (Bauernkrieg) und S. Eck (die letzten 3 Stücke) mit wertvollen Einleitungen hinzugetreten, für die musikalischen Stücke (in der deutschen Messe) Musikdirektor H. Kawerau. Der letzte Band endlich bringt die Lieder (E. Schneider) und eine Auslese aus den Tischreden (G. Kawerau) sowie aus den Briefen (M. Rade). Bei den Tischreden ist der Versuch gemacht, sie als Lebenserinnerungen Luthers seinem Lebenslauf entsprechend zu ordnen: Erinnerungen ans Elternhaus und die Schulzeit, an die Universitätszeit, ans Klosterleben usw. Auf S. 269—94 sind möglichst vollständig aus Aurifabers Sammlung die darin verstreuten Reden aus den letzten Lebenstagen in Eisleben zusammengetragen; man bekommt hier einen Eindruck von der Stimmung und inneren Verfassung des dem Tode Nahen und damit einen Massstab für die psychologische Beurteilung der berüchtigten Selbstmordmär. Man darf sich der glücklichen und raschen Vollendung dieser Volksausgabe von Herzen freuen. Mit einstimmiger, freudiger Empfehlung hat die Kritik über sie ihr Urteil abgegeben; die Ausstattung und der niedrige Preis, die Auswahl und Ordnung, die Einleitungen wie die fortlaufenden Erläuterungen zum Text haben lebhaften Beifall gefunden; einer der Kritiker, Bossert, hat auch in dankenswerter Weise zu jedem Bande eine Reihe von Berichtigungen und Beiträge zur Texterklärung geliefert. Nun ists erreicht, dass sich kein evangelischer Theologe mehr entschuldigen kann, wenn er Luthers Schriften nicht kennt, weil die Ausgaben seiner Werke ihm zu teuer und für eine Pfarrbibliothek unerschwinglich seien. Und die Lektüre ist durch die Einleitungen wie durch die sprachlichen und sachlichen Erläuterungen erheblich erleichtert. Ein weiter und tiefer Erfolg ist dieser Volksausgabe lebhaft zu wünschen. —

Wir schliessen hier den Bericht über drei wertvolle bibliographische Arbeiten an, die uns das Berichtsjahr gebracht hat. Oesterheld [3]) verzeichnet in gerade 200 Nummern die Lutherdrucke von 1516—23, die der bekannte Sammler H. Klemm für die Wartburg-Bibliothek vereinigt hatte, und die nun im Gymnasialgebäude zu Eisenach als eine besondere Abteilung der Karl Alexander-Bibliothek aufbewahrt werden. Es darf konstatiert werden, dass alle hier aufgeführten Drucke auch in der Weimarer Ausgabe, soweit diese die betreffenden Schriften schon ediert hat, Berücksichtigung (aus anderen Sammlungen) gefunden haben. Auch N. 103, wo ein Verweis auf die Weim. Ausg. fehlt, findet sich daselbst 8, S. 319 A. Der Originaldruck des Sermons von den 7 Broten, den die Weim. Ausg. (12, S. 631) sich abschriftlich aus dem British Museum beschaffen musste, da auf deutschen Bibliotheken kein Exemplar gefunden wurde, ist hier in 2 Exemplaren (N. 190, 191) verzeichnet — ein lehrreiches Beispiel dafür, dass die bibliographischen

---

XIII, 2463 S. M. 18,00. (Vgl. JBL. 1891 II 6 : 2.) — 2) M. Luther, Werke für d. christl. Haus. Her. v. Buchwald, G. Kawerau, Köstlin, Rade, Ew. Schneider u. a. VI. Erbauliche Schriften. VII. Verm. Schriften. VIII. Lieder, Tischreden, Briefe. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. III, 419 S.; III, 540 S.; IV, 472 S. M. 1,50; 1,50; 1,80 (bez. feine Ausg. M. 2,50; 2,50; 3,00). |[G. Bossert: ThLZ. 17, S. 473/6; id.: ib. S. 525/7; id.: ThLBl. 13, S. 79-80; id.: ZKG. 13, S. 578-80; H. Ziegler: PKZ. S. 1023/4; R. Sallmann: BLU. S. 237/8; AllgZ^B. 6. Sept.; SchwäbKron.^B. 2. Juli; NatZg. 4. Dec.]| (Vgl. JBL. 1891 II 6 : 3.) — 3) A. Oesterheld, Luthers Schriften in d. Carl Alexander-Bibl. zu Eisenach.

Vorarbeiten für die Weim. Ausg. doch nicht umfassend genug angelegt gewesen sind. — In noch höherem Masse lehrt dies das Verzeichnis der Lutherdrucke auf der Breslauer Stadtbibliothek (195 Drucke), das Heyer[4]) ganz nach dem Muster der vorzüglichen von Dommerschen Arbeit über die Drucke der Hamburger Stadtbibliothek angefertigt hat. Hier werden N. 24, 29, 30, 41, 42, 47, 51 als bei Knaake fehlend aufgeführt. Es betrifft besonders Breslauer Nachdrucke aus der Offizin von Adam Dyon, doch auch verschiedene Leipziger Drucke. Schade dass beide Kataloge — wohl wegen ihres Anschlusses an Dommer — bei dem J. 1523 stehen bleiben. Wir bitten dringend um Fortsetzung. — Auch die Schrift von Roth[5]) muss hier genannt werden, da sie nicht nur in dem Wormser Drucker Hans von Erfurt einen Nachdrucker Lutherscher Schriften behandelt, sondern auch für Luthers „Brief an die Christen zu Worms 1523“ nach den Typen auf Peter Schöffer in Worms als Drucker schliesst. Von diesem Briefe giebt der Vf. (S. 77) einen genauen Neudruck. Auch ist zu erwähnen, dass sich hier (S. 11) wertvolle bibliographische Angaben über die Übersetzung der Propheten durch Hetzer und Denck, sowie über die Kautzsche „Wormser“ Bibel von 1529 finden. —

Einzelne Schriften. Im vorigen Bericht (JBL. 1891 II 6 : 13) war von den auf der Danziger Stadtbibliothek aufgefundenen Originalhss. Luthers Mitteilung gemacht worden. Dem dort bereits angezeigten Neudruck der Schrift Von den guten Werken hat inzwischen Nic. Müller[6]) den mit gleicher Sorgfalt hergestellten und mit Einleitung ausgestatteten Neudruck des „Urteils der Theologen zu Paris“ folgen lassen. Auch hier tritt vor Augen, dass die Wittenberger Druckereien Luthers Hs. mit ziemlicher Freiheit in Beziehung auf Orthographie, Interpunktion, Vokalisation, Worttrennung, Wortverbindung usw. behandelt haben; es zeigen sich aber auch darüber hinaus Abweichungen des ersten Drucks von der Hs., die sich teils aus Unachtsamkeit des Setzers, teils umgekehrt aus seinem Nachdenken erklären lassen, teils aber auch — hier nur in geringem Masse — die Hand eines von Luther verschiedenen Korrektors verraten. Für diese Fragen nach dem Verhältnis der Drucke zur Hs. sind die M.schen, durch ihre Akribie ausgezeichneten Veröffentlichungen von grossem Werte. (Beide Stücke des Danziger Fundes sind inzwischen auch in Band 9 der Weim. Ausg. von Müller mit ähnlicher, ja sogar in dem Versuch, die Hs. in Druckschrift zu kopieren, noch geschärfter Genauigkeit reproduziert.) —

Zu Luthers Briefen verdanken wir diesmal Kolde[7]) die bedeutendste Veröffentlichung. Sie gilt dem Briefwechsel mit den Markgrafen Georg und Georg Friedrich von Brandenburg (-Ansbach), wobei neben Luther auch Melanchthon in Betracht gezogen ist. Das Nürnberger Kreisarchiv, dessen Benutzung durch die Kgl. Kreisregierung in Ansbach in unverständlicher Weise erschwert wird, spendet hier seine ängstlich gehüteten Schätze; andere bot das Pfarrarchiv in Oppertshofen. Von den 17 Nummern des Briefwechsels, die K. registriert, sind freilich nur die Minderzahl bisher unbekannt gewesen; für mehrere der schon bekannten konnte aber jetzt ein besserer Text aus dem Original gegeben werden. Von Luther selbst wird hier ein Brief vom 7. Juli 1539 geboten, in dem er den Markgrafen Georg für eins seiner Landeskinder um ein Stipendium bittet. — P. Wolff[8]) bietet zu dem Briefe des Myconius an Luther, den Seidemann (ZKG. 3, S. 305) aus einer Abschrift in Dresden veröffentlicht hatte, aus dem Original in Hamburg verbesserte Lesarten und berichtigt das Datum (2. Dez. statt 30. Nov. 1529). Zugleich erweist sich der bei Burkhardt (Luthers Briefwechsel S. 36) registrierte Brief „Spalatins an Luther s. d. 1520“ als von Myconius geschriebenes Postskript zu dem Briefe vom 2. Dez. 1529. — Fredrichs Schrift[9]) darf in diesem Zusammenhange erwähnt werden, da sie nicht nur von Luthers Brief an die Christen zu Antwerpen 1525 (de Wette 3, S. 60) einen Neudruck nach der editio princeps bringt (S. 4), sondern auch über den „Rumpelgeist“, der bei ihm in Wittenberg gewesen, nun aber in Antwerpen die Gemüter verwirrte, den „Schaliedecker“ Eligius Pruystinck, urkundliche Nachrichten bietet. —

Bedeutenderes als für den Briefwechsel hat das Berichtsjahr für Luthers Tischreden gebracht. Lösche[10]) hat, im Zusammenhang mit seinen Vorarbeiten für eine

---

Progr. Eisenach, Hofbuchdr. 4°. 24 S. — 4) (I 3 : 49.) — 5) (I 3 : 35.) — 6) M. Luther, E. Urteil d. Theologen zu Paris über d. Lehre D. Luthers. E. Gegenurteil D. Luthers. Schutzrede Ph. Melanchthons wider dasselbe Parisische Urteil für D. Luther (1521). Aus d. Originalhs. her. v. Nic. Müller. (= Neudrr. dtsch. Litt.-Werke d. 16. u. 17. Jh. Her. v. W. Braune. N. 103.) Halle a. S., Niemeyer. XVIII, 67 S. M. 0,60. |[G. Kawerau: ThLZ. 19, S. 275/6.]| — 7) Th. Kolde, D. Briefwechsel Luthers u. Melanchthons mit d. Markgrafen Georg u. Friedrich v. Brandenburg: ZKG. 13, S. 318-37. — 8) P. Wolff, Zu d. Briefe d. Myconius an Luther: ib. S. 163/6. — 9) J. Frederichs, De Secte der Loïsten of Antwerpsche Libertijnen (1525—45). Eligius Pruystinck (Loy de Schaliedecker) en zijne aanhangers. Gent, J. Vuylsteke. 1891. LX, 64 S. Fr. 3,50. |[F. H. Reusch: ThLZ. 17, S. 164/5.]| — 10) (I 10 : 17.) |[G. Kawerau: GGA. S. 185-96; id.: DLZ. S. 1323/4.]|

Biographie des Joh. Mathesius, eine Hs. des germanischen Museums veröffentlicht, deren Tischredensammlung wahrscheinlich auf Mathesius zurückzuführen ist, die freilich in recht mangelhafter Abschrift überliefert ist, aber doch jedesfalls auf eine der älteren, besseren Vorlagen zurückweist. Ein grösserer Teil der Aufzeichnungen an Luthers Tische gehört dem J. 1540 an; daneben bietet die Hs. eine grössere Sammlung von Aussprüchen und Erzählungen Melanchthons (zumeist vom J. 1553). Für einen (kleineren) Teil der Apophthegmata Luthers bieten die bis jetzt bekannt gewordenen Sammlungen keine Parallele, sie sind also völlig neu, noch Mehreres ist zwar bisher ungedruckt gewesen, ist aber auch in anderen bekannten Hss. enthalten. Dadurch, dass L. die Parallelen aus gedruckten und ungedruckten Sammlungen notiert, hat er eine höchst mühevolle, aber auch höchst dankenswerte Arbeit geleistet; auch für Verbesserung des Textes und sachliche Kommentierung hat er das Seinige gethan. Die Recensionen von Enders und G. Kawerau haben eine Menge von Nachträgen zu den Noten L.s geliefert. — Als eine Spende mannigfaltiger Nachträge zu der Arbeit des Herausgebers sei hier auch G. Kaweraus[11]) Recension der Pregerschen Tischredenausgabe erwähnt. —

Die Lutherbeiträge, in denen Unechtes und Verlorenes von Buchwald[12]) nachgewiesen wird, stellen fest, dass die Randbemerkungen, die sich in einer Gothaer lateinischen Evangelienhs. befinden, nicht, wie Jakobs und Ukert behauptet haben, von Luthers, sondern teils von des Myconius Hand, teils von der, der Lutherschen nicht unähnlichen, Hand eines Unbekannten stammen. Ferner bestimmt B. aus einer Wittenberger Rede von 1539 eine uns verlorene, 1517 von Luther gehaltene Rede über Augustinus; schon damals sagt der Redner (Joh. Saxo) von ihr: desideratur. Sie war also wohl nie gedruckt. — Auch über eine andere, angeblich aus Luthers Besitz stammende Bibel, eine in Stockholm aufbewahrte Vulgata, Lyon 1521, weist Kaiser[13]) nach, dass ihre Randbemerkungen nicht von Luther, sondern von einem seiner Verehrer geschrieben sind, der sich aus Luthers Werken Notizen an den Rand gemacht hat; es liegt also auch kein Grund vor, ein Handexemplar Luthers in ihr zu sehen. —

Zu Luthers Taufbüchlein von 1523 hat Hering[14]) im Anschluss an G. Kaweraus Aufsätze (vgl. JBL. 1890 II 6 : 17), eine wertvolle Studie veröffentlicht. Er bietet einmal eine sorgfältige Vergleichung zwischen Luthers Taufritual und der Magdeburger Agende von 1497 und erörtert dann sehr eingehend das Problem, das uns das bei Luther sich findende grosse typologische sogenannte Sintflutgebet bietet, von dem zuletzt Kawerau nachgewiesen hatte, dass es vor Luther bisher in keinem Ritual sich hat auffinden lassen, seit seinem Taufbüchlein aber — und überall in Abhängigkeit von diesem — nicht nur in den reformierten und anglikanischen, sondern sogar auch in einem katholischen Ritual Aufnahme findet. Dem naheliegenden Schluss, dass es von Luther selbst verfasst sei, tritt H. mit dem Nachweis entgegen, dass alle einzelnen Typen desselben katholischen Ursprungs sind, und er macht innere Gründe geltend, die dafür sprechen, dass es ursprünglich für die Taufe erwachsener Katechumenen bestimmt war; somit macht er sehr wahrscheinlich, dass wir trotz des Mangels urkundlichen Nachweises hier ein altes katholisches Gebet vor uns haben, für das zufällig bis heute die mittelalterliche Quelle noch nicht wieder aufgefunden ist. —

Eine Sammlung der deutschen und lateinischen Gedichte Luthers bietet uns Schleusner[15]) zum zweiten Male in bereicherter und berichtigter Recension; von seiner ersten, in weiterem Rahmen gegebenen Bearbeitung des Gegenstandes ist gleichzeitig eine neue Titelausgabe[16]) erschienen. Die Neubearbeitung zeigt in vielen Beziehungen den Gewinn, den die längere Beschäftigung mit dem Stoffe abgeworfen hat. Das Material ist, teilweise aus hs. Quellen, vermehrt, manche Irrtümer sind berichtigt. Gleichwohl wird schärfere Kritik auch jetzt noch manches als Citat in Luthers Munde rekognoszieren müssen, was Sch. als eigne Dichtung ausgeben wollte. —

Für Luthers Bibelübersetzung[16a]) ist zunächst das Erscheinen der lange vorbereiteten, viel besprochenen revidierten Bibel[17]) zu notieren. Keine Nation hat eine

— **11**) G. Kawerau, Preger, Tischreden Luthers. Leipzig 1888: HZ. 68, S. 329-31. — **12**) G Buchwald, Lutherbeitrr.: ThStK. 65, S. 337/9. — **13**) P. Kaiser, D. Stockholmer Vulgata, e. angebliche Lutherbibel: ZKG. 13, S. 126-30. — **14**) H. Hering, Luthers Taufbüchlein v. 1523, bes. d. typologische Gebet in demselben: ThStK. 65, S. 282-331. — **15**) M. Luthers Dichtungen in gebundener Rede mit den nötigen Anm. als e. Festgabe z. 31. Okt. 1892 für alle Lutherfreunde her. v. G. Schleusner. Wittenberg, Wunschmann. 12°. VIII, 127 S. M. 1,50.][G. Bossert: ThLBl. 13, S. 620.][— **16**) G. Schleusner, Luther als Dichter, insond. als Vater d. dtsch. evang. Kirchenliedes. 2. wohlf. Ausg. Wittenberg, Wunschmann. VIII, 224 S. M. 1,50. — **16a**) × H. Haupt, D. waldens. Ursprung des Codex Teplensis, d. dtsch. Bibelübers. d. mittelalterl. Waldenser. Würzburg, Stahel. 1885 u. 1886: LJb. 2, S. 62. — **17**) D. Bibel, oder d. ganze h. Schrift d. Alten

Bibelübersetzung aufzuweisen, die eine solche nationale Bedeutung, einen so klassischen Wert, einen so hervorragenden Übersetzer hätte, als wir mit Luthers Bibel. Daher besteht aber auch zu ihr ein Pietätsverhältnis, das es uns viel schwerer macht als anderen Nationen, an unserer deutschen Bibel die notwendigen Verbesserungen vorzunehmen. Ihre hohen Vorzüge werden zugleich zu einem Hemmnis, das sich jedem Versuch in dieser Richtung entgegenstellt. Ich gehöre zu denen, die es bedauern, dass die selbstverleugnungsreiche, mühsame Arbeit der Revisoren an eine so gebundene Marschroute gewiesen war. Wie in sachlicher Beziehung, so hätte meines Erachtens im Interesse der Bibelleser in der Gemeinde — und für diese ist doch die Gemeindebibel bestimmt — in sprachlicher und stilistischer Beziehung sehr viel mehr geschehen sollen, um die Lektüre zu erleichtern. Wenn Behrmann[18]) in seiner Lobrede auf die Arbeit der Revisoren darauf verweist, dass ja für solche, die ein genaues Verständnis suchen, genug andere Übersetzungen vorhanden seien, so muss ich dabei bleiben, dass für eine evangelische Gemeindebibel richtiges Verständnis des Sinnes doch suprema lex sein muss. Und wenn er weiter sagt, dem deutschen Volke müsse vor allem die Lutherbibel mit ihrer herzlichen und kraftvollen Redeweise erhalten bleiben: so sehe ich nicht ein, dass die Herzlichkeit und Kraft der Lutherbibel auch in der Erhaltung von Vokabeln, die ein besonderes Register am Schlusse erklären muss, und in der Erhaltung von Satzkonstruktionen, die einen Interpreten erfordern, gesucht werden muss. Seinen Satz: „Soll die Bibel Volksbuch bleiben, so muss sie nicht irgend ein Deutsch, sondern unser Deutsch reden“ erkenne ich freudig an, glaube aber nicht, dass die revidierte Bibel diesen Massstab verträgt. Ist denn an Luthers Stil alles deutsch und nicht z. B. sein Gebrauch des Relativums zur Satzverknüpfung ein Latinismus des Gelehrtendeutsch, dessen Austilgung ein sprachlicher Fortschritt und eine Erleichterung für den Leser zugleich gewesen wäre? Man hat meines Erachtens im Eifer für den nationalen Wert seiner Übersetzung die für die evangelische Gemeinde nun einmal obenan stehenden praktischen Interessen hinter dem sprachgeschichtlichen Interesse zu gering taxiert. Es ist ein zweifelhafter Vorzug, dass wir Deutsche die geschichtlich betrachtet weitaus bedeutendste Übersetzung haben, — die aber von Jahr zu Jahr mehr den Gemeinden eine fremde Sprache redet. Als wenn der Reformationsfrühling der J. 1520 ff. möglich gewesen wäre, wenn Luther in Archaismen zum deutschen Volke geredet hätte! Es scheint aber, als ob die Theologen, die sich an Luthers Bibel durch beständigen Gebrauch gewöhnt haben, den Massstab für die Beurteilung der Schwierigkeiten, mit denen der gewöhnliche Bibelleser kämpfen muss, verlieren. Man achte nur einmal in einem noch dazu so einfachen Buche, wie die Apostelgeschichte es ist, auf die Hinderungen, die hier für das schlichte Verständnis vorhanden sind. Immerhin wollen wir dankbar sein, dass die Revisionsarbeit, namentlich im alten Testament (vgl. besonders das Buch Hiob), manchen Stein des Anstosses beseitigt hat. Aber wird hier nicht das Gute, das thatsächlich geleistet ist, sich auf lange Zeit als Feind des Besseren erweisen? — Über den Gang der Revisionsarbeit und deren Ergebnisse, besonders aber auch über die Proteste einzelner lutherischer Kirchen und Theologen gegen das Revisionswerk überhaupt, orientiert der Aufsatz von Hölscher[19]), der selber den Bedenklichkeiten dieser Protestierenden beträchtliche Konzessionen gemacht zu sehen wünscht. — Eine Prachtausgabe des revidierten Textes mit reichem Bilderschmuck bietet die sogenannte Sternbibel[20]). Im neuen Testament sind nur Bilder von Heinr. Hofmann, im alten eine Auswahl aus Meisterwerken der verschiedensten Schulen verwendet. — Der rührige Calwer Verlagsverein hat alsbald auch ein Konkordanz auf Grundlage des revidierten Textes fertig stellen lassen[21]), deren Vollständigkeit und Übersichtlichkeit uneingeschränktes Lob verdient. — Böttcher[22]) aber bietet eine neue Übersetzung des Propheten Jesaia, bei der er, so weit es ihm aus sprachlichen Gründen möglich scheint, sich thunlichst an den Text der revidierten Bibel anzuschliessen sucht. Über den Wert seiner, mitunter neue Wege einschlagenden Arbeit steht das Urteil den alttestamentlichen Theologen zu. — Im Zusammenhange mit der Bibelrevision ist auch die Frage nach einer Schulbibel, d. h. nach einem

u. Neuen Testaments, nach d. dtsch. Übersetzung D. M. Luthers. Im Auftr. d. dtsch. evang. Kirchenkonferenz durchges. Ausg. 1 Abdr. Halle a. S., Cansteinsche Bibelanst. XX, 926 S.; II, 166 S.; II, 316, 12 u. 24 S. M. 5,00—13,50 (je nach Einband). — **18**) G. Behrmann, D. revid. Lutherbibel: HambCorr[B]. N. 8. — **19**) D. Hölscher, D. Einführung d. revid. Lutherbibel: LZg[B]. N. 90/1. — **20**) D. heil. Schrift. (Sternbibel.) Nach D. M. Luthers Übers. Mit 30 Vollbild. in Lichtdr. z. Alten Test. nach berühmten Meistern u. 15 Vollbild. in Lichtdr. aus d. Leben Jesu v. H. Hofmann. Mit e. Familienchronik. Leipzig, Hinrichs. XV, 935 S.; III, 255 u. 16 S. M. 30,00.][B. Hartung: ThLZ. 17, S. 601/3.]| — **21**) [J. Claassen], Calwer Bibelkonkordanz, oder vollständ. bibl. Wortreg. Nach d. revid. Luther-Übers. Her. v. Calwer Verlagsver. Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchh. IV, 1442 S. M. 6,00.][H. Mosapp: ThLZ. 18, S. 88/9.]| — **22**) V. Böttcher, Jesajas Weissagungen, d. Buch e. einzigen Propheten, aus d. ursprüngl. Bestandteilen d. Grundsprache im Anschluss an

unter pädagogischen Gesichtspunkten zu bearbeitenden Auszug aus der Bibel, der zugleich für den späteren Gebrauch der Vollbibel vorbereitende Dienste leisten könne, neu ventiliert worden. Es war eine der absurden Konsequenzen jener ungeschichtlichen Inspirationstheorie, wie sie die Scholastiker des 17. Jh. ausgebildet hatten, dass, besonders starr in Preussen, viele Autoritäten in Kirche und Schule einem derartigen Bibelauszug wie einem Attentat auf die Hoheit der Bibel ablehnend gegenüberstanden. Bähnisch[23]) legt nachdrücklich das unabweisbare Bedürfnis einer Schulbibel dar, orientiert über die verschiedenen bereits auf den Büchermarkt getretenen Versuche, diese Aufgabe zu lösen, stellt Grundsätze für die Bearbeitung eines solchen Buches auf und weist auf das von Bremen aus ins Leben gerufene Unternehmen hin, mit vereinten Kräften der Theologen und Pädagogen hier Brauchbares zu schaffen; die Frucht dieser Arbeit, die inzwischen erschienene Bremer Schulbibel, werden wir später zu besprechen Gelegenheit haben. —

Wie alljährlich, so ist auch diesmal für Luthers Katechismus eine ganze Litteratur zu verzeichnen. Die meisten Arbeiten entstammen der Praxis in Schule und Konfirmandenunterricht, meist finden sie auch nur eine geographisch ziemlich eng begrenzte Verbreitung. So rechneten der überarbeitete alte Dresdener Katechismus[24]) auf das Königreich Sachsen, die Arbeiten von Mehliss[25]) und Fricke[26]) auf Hannover, die Schriften von Kolbe[27-28]) auf Schlesien. — Zunächst für Schleswig-Holstein ist das Buch von Kaftan[29]) bestimmt, die bedeutendste unter den Leistungen des Berichtjahres, da hier der erfahrene Praktiker zugleich ein durchgebildeter und weitsichtiger Theologe ist, der nicht nur in Luthers Schriften sich vertieft hat, um den Katechismustext aus Luthers Geist interpretieren zu können, sondern der auch aus den theologischen Bewegungen unserer Zeit gelernt hat, den Unterschied zwischen einfacher Christenlehre, als einer Entfaltung des religiösen Inhalts des Evangeliums, und einer popularisierten Dogmatik sicher im Auge zu behalten. Unzweifelhaft wird diese tüchtige, nicht bequeme Präparationen aber Anleitung und Anregung die Fülle bietende, Arbeit auch über die Provinz hinaus, der sie zunächst dienen will, Beachtung finden. — Was mangelhafte theologische Bildung auf diesem Felde noch fortwährend produziert, zeigt die Schrift von Teitge[30]), die es fertig bringt, beim 3. Gebot erst zu lehren, der Christ sei frei vom Gesetz, dann aber von den Werken zu handeln, die Gott für den Sonntag „verboten" habe, dann zu lehren, Christus habe das Gebot der Ruhe „eingeschränkt", und schliesslich in einem Atem von Werken zu reden, die am Sonntag „erlaubt" und „geboten" seien[31-32]). — Mit Freuden darf notiert werden, dass das treffliche, in seiner Art klassische Buch des Volksschriftstellers Caspari, das besonders aus dem Schatz des deutschen Sprichworts und des Gleichnisses des Treffenden und Sinnigen die Fülle für die Belebung des Katechismusunterrichts herbeigeschafft hatte, in billiger Volksausgabe unserer Litteratur erhalten bleiben soll, von Ramsauer[33]) veranstaltet. — An die Gemeinde wendet sich das umfängliche Buch von Brunn[34]). Es trägt im Anschluss an den Katechismus als „reine Lehre" die altlutherische Dogmatik vor, mit starkem Zorn gegen alle neuere Theologie, besonders auch gegen die sogenannte neuere „gläubige" Theologie, deren veränderte Stellung zur heiligen Schrift, deren kenotische Christologie und deren katholisierende Lehre von Kirche und Amt dem Vf. ein Greuel sind. Der bedeutendste Theologe der Gegenwart ist ihm der Missourier Prof. Walther in St. Louis. Es ist eine

---

d. durchges. Lutherbibel übers. u. mit Erläut. vers. Frankenberg i. S., Rossberg. IV, 179 S. M. 2,40. — **23**) A. Bähnisch, Ist e. Schulbibel notwendig, u. wie muss sie beschaffen sein? (= Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Her. v. E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. H. Dietz. N. 126.) Stuttgart, Belser. 36 S. M. 0,80. — **24**) M. Luther, Kleiner Katechismus, durch Frage u. Antwort erl. u. mit angeführten Sprüchen d. h. Schrift bekräftigt. Nach d. Dresdener Katechismus. 12. Aufl. Leipzig, Fr. Richter. 16°. 172 S. M. 0,50. — **25**) H. Mehliss, Katechet. Entwürfe über d. kl. Katechismus Luthers. E. Wegweiser für d. katechetische Behandlung d. Erckschen Spruchbuches in Schule u. Haus. 4. Aufl. 3. Heft (3./5. Hauptstück). Hannover, C. Meyer. 171 S. M. 2,00.][G. Kawerau: ZPTh. 15, S. 262/3]| — **26**) A. Fricke, Handbuch d. Katechismus-Unterr. nach Dr. M. Luthers Katechismus; zugleich Buch d. Beispiele. 1. Bd. Einl. u. 1. Hauptstück. 2. verb. Aufl. Hannover, C. Meyer. V, 355 S. M. 3,50. |[G. Kawerau: ZPTh. 15, S. 262/3.]| — **27**) J. Kolbe, D. kleine Katechismus Dr. M. Luthers in ausgeführten Katechesen für d. Lehrer in d. Oberklasse d. Volksschule u. im Konfirmandenunterr. nach d. neueren Grundsätzen d. Methodik bearb. Breslau, Dülfer. XVI, 291 S. M. 3,50. — **28**) id., Hand- u. Spruchbuch z. kleinen Katechismus Dr. M. Luthers. Im Anschluss an d. v. dems. Vf. erschienenen Katechesen z. Gebrauch d. Schüler. Breslau, Dülfer. III, 76 S. M. 0,50. — **29**) Th. Kaftan, Auslegung d. luth. Katechismus. D. Arbeitsgenossen in Kirche u. Schule dargeboten. Schleswig, Bergas. XIII, 372 S. M. 4,80.][G. Kawerau: ZPTh. 15, S. 264-72; H. A. Köstlin: ThLZ. 18, S. 594/5.]| — **30**) L. Teitge, Z. Vorbereitung auf d. Katechismusunterr. Erläuter. d. relig.-ethischen Inhalts d. kleinen Katechismus Dr. M. Luthers durch bibl. Geschichten. I. T., 1. u. 2. Hauptstück. Gütersloh, Bertelsmann. IV, 204 S. M. 2,80. — **31**) × L. Wangemann, Einführung in d. Verständnis d. D. M. Lutherschen Katechismus auf Grund d. bibl. Gesch. 2. Aufl. 3 Tle. Leipzig, Reichardt. XXX, 253 S.; X, 358 S.; XIII, 333 S. M. 9,20. — **32**) × F. Lange u. K. Hoffmann, D. kleine Katechismus Dr. M. Luthers, auf Grund d. bibl. Gesch. in anschaulicher u. einfacher Weise für d. Schulgebr. erkl. II. T. D. 2. Hauptstück. A. Ausg. für d. Lehrer. Leipzig, E. Peter. 104 S. M. 1,00. — **33**) K. H. Caspari, Geistliches u. Weltliches zu e. volkstüml. Auslegung d. kleinen Katechismus Luthers in Kirche, Schule u. Haus. Aufs neue her. u. verm. v. D. Ramsauer. Volksausg. Erlangen, Junge. XII, 419 S. M. 1,50. — **34**) Fr. Brunn, Gottes Wort u. Luthers Lehr'. Erklärung d. kleinen Katechismus Dr. M. Luthers für reifere Christen.

kräftige, religiös warme Repristinationstheologie, die hier geboten wird, aber der Luther, den sie wiederbelebt, ist der Luther des Abendmahlstreites, und das Evangelium ist in das neue Gesetz einer ein für alle Mal von den „Vätern“ gültig fixierten „reinen Lehre“ verwandelt.[35-36]) —

Die Zeitschrift für deutsche Philologie hat aufs neue (vgl. JBL. 1891 II 6 : 32/4) sprachliche Beiträge zur Erklärung Luthers gebracht. Anknüpfend an Köstlins Aufsatz (vgl. JBL. 1891 II 6 : 32) bringt Spanier[37]) für die Redensart „mit Lungen auswerfen“ (= mit Rossäpfeln werfen) Bestätigung aus Murners Narrenbeschwörung; Bech und Peters aber bieten für „spielen tragen“ eine von Köstlin abweichende Deutung durch Ableitung von spellen (= schwatzen): austragen durch Weitererzählen. — G. Kaweraus[38]) Aufsatz erörtert das strittige Verständnis der Worte, die Luther dem 1. Artikel des 2. Hauptstücks im kleinen Katechismus als Auslegung gegeben hat (vgl. JBL. 1891 II 6 : 24, 31). Ist wirklich zu konstruieren: [ich glaube, dass er mir] . . . dazu [zur Erhaltung des Lebens] Kleider und Schuh . . . und alle Güter mit [nebst] aller Notdurft und Nahrung des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorget [darreicht]? Die lateinischen Übersetzungen des 16. Jh. sprechen dafür; sie nehmen alle „Kleider und Schuh usw.“ als Objekt zu „versorget“ und übersetzen dies mit largiri, praebere, suppeditare; ebenso die griechischen Übersetzungen χορηγεῖν oder διδόναι; auch die niederländische und die dänische Übersetzung zeigen das gleiche Verständnis. Das Gewicht dieser zeitgenössischen Zeugen ist nun freilich nicht so gross, wie diese Zusammenstellung vermuten lässt: nur zwei, allenfalls drei dieser Übersetzer kommen wirklich in Betracht, da die Auffassung der anderen, von den bereits vorhandenen lateinischen Ausgaben des Katechismus abhängig ist. Und als Gegenbedenken bleibt bestehen, dass die Redeweise „jemandem etwas versorgen“ sonst bei Luther und wohl überhaupt nicht nachweisbar sei. Erst wenn dies der Fall wäre, würde man zuversichtlich der von den lateinischen Übersetzungen vertretenen Auffassung beipflichten können. Es sei hier bemerkt, dass eine derartige Stelle allerdings bei Luther inzwischen nachgewiesen ist: Erlanger Ausg. 53, 243: „er [der Vater] ist schuldig, dem Kind Essen, Trinken, Kleider, Schlaf und alles zu versorgen, für des Kindes Not und zu seinem Besten.“ —

Zur Biographie hat das Berichtsjahr nicht viel hervorgebracht. In einer Gesamtdarstellung hat sich der Jugenderzähler Ferd. Schmidt[39]) an Luther nur mit geringem Erfolge versucht. Der Historiker stösst sich an den halbrichtigen oder karikierten Zeichnungen, zu denen der protestantische Eifer in Verbindung mit einer doch nur oberflächlichen Geschichtskenntnis den Vf. bei seiner Darstellung katholischer Einrichtungen treibt. Was für eine Geschichtsanschauung wird z. B. der Jugend vermittelt, wenn sie hier liest: „eine unheiligere, gottlosere Gemeinschaft als der Orden der Jesuiten es ist, hat es auf Erden nie gegeben“? Als Jugendschrift betrachtet, überrascht uns aber das Büchlein durch seine Weise, bald Carlyle, bald Karl Schmidt usw. zu citieren, also gewisse Lesefrüchte zur Geltung zu bringen. Ist das dem Charakter einer Jugendschrift gemäss? Es giebt viel bessere Schriften aus Sch.s Feder.[40-42]) — Eine Notiz, die Distel[42a]) dem Dresdener Archiv entnommen hat, lehrt uns in dem Dresdener Erzpriester Gregor Walter den Mann kennen, der 1519 Luthers Bücher auf höheren Befehl öffentlich verbrannte. Bald darauf stand er in Anklage in puncto stupri et adulterii. — Die Schrift des Ungarn Rákosi[43]) wird als fleissig und gründlich gerühmt, doch sei sein Stil voller Germanismen[44]). — Lessing[45]) hat den jetzt der Greifswalder Universität gehörigen, 1525 von der Wittenberger Universität Luther als Hochzeitsgeschenk verehrten Becher auf seine Echtheit mit dem Ergebnis untersucht, dass kein ernsthaftes Verdachtsmoment besteht, vielmehr die Mischung gotischer und Renaissanceformen durchaus für die Zeit spricht, der er laut Widmung anzugehören beansprucht. Die Geschichte des Bechers liegt allerdings erst für die Zeit seit Anfang des 18. Jh. im klaren. — Ein Anonymus[46])

---

2. Ausg. Dresden, H. J. Naumann. IV, 634 S. M. 3,60. — **35**) × M. Luther, Grosser Katechismus. 2. Aufl. Dresden, H. J. Naumann. 206 S. M. 1,20. (Mit Bild.) — **36**) × Ch. Ph. H. Brandt, Dr. M. Luthers Hochzeitsgeschenk z. Führung e. gottgefälligen u. gesegneten Haus- u. Ehestandes. Aus Dr. Luthers Schriften zusammengest. Mit e. Anhang aus J. F. Flattichs Haus- u. Ehestandsregeln u. 2 Bildern von Ludw. Richter. 4. Aufl. Stuttgart, Steinkopf. 12°. 288 S. M. 3,00. — **37**) M. Spanier, F. Bech, J. Peters, Nachtrr. zu Köstlins Lutherstudien: ZDPh. 24, S. 285/7. — **38**) G. Kawerau, Sprachl. Bemerkungen zu Luthers kleinem Katechismus. I.: ZPTh. 14, S. 120/7. — **39**) Ferd. Schmidt, M. Luther. E. Lebensbild. Illustr. v. Felix Schmidt. 2. Aufl. (= Neue Jugendbibl. N. 3.) Leipzig, Geibel & Brockhaus. III, 155 S. M. 1,00. — **40**) × W. B. Robertson, M. Luther. German student life: poetry. From the mss. of the late William B. R. Glasgow, Maclehose. 210 S. Sh. 3,60. — **41**) × F. G. Aylward, Carlyle's Lecture on M. Luther: Ac. S. 158/9. — **42**) × (II 1 : 13.) — **42a**) Th. Distel, Einiges z. Person d. Verbrenners luth. Schriften in Dresden (um 1520): ZKG. 13, S. 389. — **43**) G. Rákosi, Luther in Worms. E. kirchengesch. Studie. (In ung. Sprache.) Budapest, Szus & Co. 1891. 103 S. Fl. 1,20. |[M. Szlávik: ThLBl. S. 124/5.]| — **44**) × O. Richter, M. Luther u. d. Hochmeister Albrecht v. Preussen: HambNachr^B. N. 41/2. — **45**) J. Lessing, D. Hochzeitbecher M. Luthers. (Mit Abbild.): JPrK. 13, S. 50/4. — **46**) (II 1 : 76.)

bringt den bekannten Bericht des Vergerius über seine Begegnung in Wittenberg mit Luther, von dem kürzlich Band 1 der Nuntiaturberichte einen Abdruck gegeben hatte. —

Majunke[47-48]) hat es nicht lassen können, in seiner tendenziösen Behandlung des Lebensausgangs Luthers neue Lorbeeren zu pflücken. Seine neue Entdeckung ist diesmal, dass Luther in den wenigen Monaten vom Aug. bis Dez. 1545 dreimal aus Wittenberg — geflohen ist. Die erste Flucht ist seine bekannte Reise im Sommer 1545, von der er, voll Unmuts über Zuchtlosigkeit in der Bürgerschaft und an der Universität nicht zurückkehren wollte. Da er diesen Entschluss erst unterwegs fasste, ganz öffentlich aber als Begleiter des eine Dienstreise antretenden Cruciger abreiste, um „animi causa“ eine Erholungsreise zu machen (CR. 5, S. 801), so ist schon diese erste Abreise nur ungenau als „Flucht“ zu bezeichnen. Die zweite „Flucht“ geschah im Okt. nach Eisleben. Denn Luther reiste, nach M., uneingeladen ab; die Mansfelder Grafen waren ja im Feldlager. Zwar lesen wir von einem civis Mansfeldensis, der nach Wittenberg gekommen war, Luther zu den Grafen zu rufen (Kolde, Anal. Luth. S. 418), aber man weiss ja, dass Luther „an falschen Vorwänden nie verlegen war“, „niemand weiss, wer derjenige ist, welcher Luther zur Reise aufgefordert hat.“ Doch, Melanchthon wenigstens wusste es, als er schrieb, Luther sei et ab amicis rogatus et sua sponte abgereist, aber zu unglücklich gewählter Zeit, da die Grafen jam ad castra properarent (also doch wohl eben aufbrachen, als Luther eintraf; CR. 5, S. 863). Die dritte „Flucht“ erfolgte (mit Melanchthon gemeinschaftlich!) zu Weihnachten 1545 gleichfalls zu den Mansfelder Grafen, die wieder nicht anwesend waren. Aber klagt nicht Melanchthon darüber, dass die Grafen nicht einmal die Weihnachtsfesttage, an denen er so gern daheim geblieben wäre, respektiert, sondern sie zur Reise veranlasst hätten? Und blieb diese Reise fruchtlos, weil die Grafen nicht da waren, oder nicht viel mehr, weil Melanchthons Zustand, der schon unter Schmerzen die Reise angetreten, sich dort so verschlimmerte, dass ihn Luther nach Hause schaffen musste (CR. 5, S. 910, 912, 913; de Wette 5, S. 759)? Wer sich nicht die Mühe giebt, auch nur die nächstliegenden Quellen ordentlich durchzulesen, hat es freilich leicht, die Welt mit neuen Entdeckungen zu beglücken. Wieder muss ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, dass ein Blatt von dem Charakter der HPBll. solche leichtfertige Ware in die Welt sendet. — Schubarts[49]) Vortrag weist Majunkes Selbstmordmär zurück und stellt den Bericht der Augenzeugen über Luthers Ende dem gegenüber[50]). — Distel[51]) berichtet über die im Dresdener Archiv befindliche Kopie des Berichtes, den Jonas an den Kurfürsten über Luthers Tod sendete; Johann Friedrich liess sie für Moritz von Sachsen anfertigen. Hier findet sich der Zusatz, dass der Brief von Jonas um 4 Uhr früh dem Secretarius des Grafen Albrecht eilends in die Feder diktiert worden sei. — Am Grabe Luthers stellt ein Anonymus[52]) eine ernste und würdige Betrachtung über das Schriftwort Hebr. 13, 7/8 an. — Unter dem Titel „Vermächtnis Luthers“ behandelt Arndt[53]) seine Verkündigung des allgemeinen Priestertums der Gläubigen nach den Rechten, die dieses enthält, und den Pflichten, die es auflegt. Mit dem Lebensende Luthers hat sie also nichts zu schaffen. —

Auch einige Schriften in gebundener Rede sind hier zu verzeichnen. C. Müller[54]) hat sich den Dank vieler damit erworben, dass er in biographischer und sachlicher Ordnung 282 auf Luther bezügliche deutsche Gedichte zusammengetragen hat. 105 Sänger sind dabei zu Worte gekommen, darunter Hans Sachs, Gellert, Herder, Schiller, Körner, E. M. Arndt, Uhland — und andererseits viele zeitgenössische, bekannte und unbekannte. Die litteraturgeschichtlichen Kenntnisse des Sammlers reichen freilich nicht aus, um einen Dichter wie den Humanisten Joh. Stigelius (S. 349 und XV) zu rekognoszieren. Schulen und Vereinen, die bei festlichem Anlasse Deklamationsstoff wünschen, ist hier eine reiche Auswahl zubereitet, die doch neben Minderwertigem viel Brauchbares und Stimmungsvolles bietet. — Hobrecht[55]) bringt uns einen Kranz von 24 Gesängen, die Luther redend einführen, dass er uns sein Gemütsleben während des einsamen Aufenthaltes auf der Koburg in den Tagen des Augsburger Reichstages 1530 aufschliesse. Sinnig

— 47) P. Majunke, Luthers Testament an d. dtsch. Nation. Seine letzten Schriften, seine letzten Worte u. seine letzte — That. 2. Aufl. Mainz, Kupferberg. VIII, 284 S., mit 1 Facs. M. 5,00. — 48) id., Luthers dreimalige Flucht aus Wittenberg in seinem letzten Lebensjahre: HPBll. 110, S. 173-87. (Dazu Nachtr. S. 753/7 als Antwort auf MagdZg. 7. Aug. u. Reichsbote 9. Okt.) — 49) F. W. Schubart, Wie starb M. Luther? (= Vortrr. f. Freunde d. Evang. Bundes. N. 1.) Dessau, Baumann. 26 S. M. 0,40. — 50) × Z. Frage nach Luthers Lebensende: LRs. 18, S. 321, 353. — 51) Th. Distel, Neue, Luthers u. Melanchthons Ende betr. Archivalien. I. Zu Jonas Ber. über Luthers Tod: ZKG. 13, S. 393/4. — 52) Am Grabe Luthers: AELKZ. 25, S. 225. — 53) Th. Arndt, Vermächtnis Luthers: PKZ. S. 181-91. — 54) C. Müller, M. Luther, sein Leben u. Wirken, in Liedern aus allen dtsch. Gauen alter u. neuester Zeit. München, Poessl. XVI, 414 S. Mit 14 Abbild. M. 3,60. — 55) M. Hobrecht, Luther auf d. Koburg 1530. Frankfurt a. M., Mählau & Wald-

werden seine Briefe aus jenen Tagen hierfür verwertet.[56]) — Liebmanns[57]) Verse „Luther am Vorabend des Wormser Reichstages“ erheben sich nicht über die übliche Zeitungs-Gelegenheitspoesie. — Hier darf auch die Abschlachtung angeschlossen werden, die der bekannte Bremer Theologe Schwalb[58]) an Herrigs Lutherfestspiel vorgenommen hat. Sämtliche Scenen sind nämlich „ungeschichtlich“, wie in einer Weise nachgewiesen wird, die an die Art erinnert, mit der ultramontane Schriftsteller die „Geschichtslügen“ in Schillers historischen Dramen aufgedeckt haben. Oder es wird dem Dichter am Zeuge geflickt, dass er, wo er seinen Helden von seiner Bibelübersetzung „im ganzen treu“ reden lässt, nicht auch zugleich als gewissenhafter Forscher die mittelalterlichen Bibelübersetzungen erwähnt, die Luther „mehr oder weniger bei seiner Arbeit benutzte“, ferner die Vorarbeiten Reuchlins, des Erasmus, des Nicolaus a Lyra usw. Selten wird man die Aufgabe des Dichters und des Geschichtsforschers so durch einander gewirrt, eine dichterische Konzeption mit so verkehrter Elle gemessen finden. Dazu ist die Geschichtsbelehrung, die Sch. dem Dichter erteilt, selber keineswegs einwandfrei[59]). —

Einen besonderen Seitenzweig hat die Lutherlitteratur diesmal getrieben; die Einweihung der Schlosskirche zu Wittenberg am 31. Okt. 1892 hat die verschiedenartigsten Federn in Bewegung gesetzt. Es fehlte nicht an wissenschaftlichen Festgaben; neben den oben (N. 3/4) erwähnten Schriften von Schleusner, die offizielle Festschrift aus Köstlins[60]) bewährter Feder: eine sorgfältig abgewogene, auch einzelnes neue Material gewährende Darstellung des Kampfes um die Beseitigung des katholischen Kultus aus der Schlosskirche; dabei zugleich ein Bild der Beziehungen Luthers zu Friedrich dem Weisen. — Ein Facsimiledruck des ersten Plakatdruckes der 95 Thesen[61]) lag auf jedem Platz als Festgabe für die zur Kirchweihe geladenen Gäste. — Aber auch andere Federn waren thätig, um Fremdenführerdienste niederer oder höherer Art auszurichten. Ein anonymer „Führer“[62]) bot seine Dienste an zur Erklärung des Baues und der Denkmäler der Schlosskirche. — Eine schon höheren Ansprüchen genügende Beschreibung der Kirche und Darlegung ihrer Geschichte gewährt Wagners[63]) Schrift. — Der unglückliche Bürgermeister Wittenbergs, der jüngst viel genannte Schild[64]) veranstaltete flugs eine mit hübschem Bilderschmuck ausgestattete neue Ausgabe seines „Führers durch die Lutherstadt“, der sämtliche reformationsgeschichtliche Erinnerungsstätten berücksichtigt. — Verschiedene Zeitungen brachten im voraus Berichte zur Orientierung über Lutherstadt und Schlosskirche. So ist der Aufsatz von Gurlitt[65]) gewandt und sachkundig; viele Blätter begnügten sich mit einer Schilderung des Renovationsbaues[66]). — Durch Nachweis der (gelegentlichen) Beziehungen des kurfürstlichen Rates Friedrich von Thüna zu Luther suchte einer seiner Nachkommen[67]) dem Bedauern Ausdruck zu geben, das „man“ (d. h. zunächst die Familie von Thüna) darüber empfinde, dass in der Schlosskirche nicht auch diesem ihrem Ahnherrn ein Erinnerungszeichen gesetzt sei. — Dem Feste selbst folgten dann die Berichte in der Presse nach. Der von Pietsch[68]) veröffentlichte erhält dadurch einen besonderen Wert, dass er die offiziellen Reden, somit auch die Festpredigten von Generalsuperintendent Schultze, Vieregge und Frommel im Wortlaute mitteilt, Reden, von denen ein bedeutender Teil der Festteilnehmer wegen der ungünstigen Akustik der Kirche so gut wie nichts hatte verstehen können. — Ein seltsames Nachwort zur Feier bringt die Schrift des Frhrn. von Eberstein[69]). Er ist sehr unbefriedigt geblieben, denn „es wurde in Wittenberg viel gesprochen, um möglichst wenig zu sagen“. Harnack, der „Harnack-Papst“, mit seiner „Negierung des Apostolikums“ kann ja ruhig weiter sein Zerstörungswerk treiben! So ersucht er denn zunächst den Decernenten für die evangelisch-theologischen Professuren, B. Weiss, der an diesen und ähnlichen Berufungen schuld sei, freundlich aber bestimmt, doch seinen Abschied zu nehmen, und ebenso macht er Harnack, der

---

schmidt. 54 S. M. 1,75. — 56) × A. Sturm, Luther auf d. Wartburg. Dram. Scene. Naumburg, Schirmer. 7 S. M. 0,20. — 57) E. Liebmann, Zu Luthers Geburtstag: Didask. N. 264. — 58) M. Schwalb, Herrigs Luther in gesch. Beleuchtung: WeserZg. 26. u. 29. Juni. — 59) × F. Steudel, Zu H. Herrigs Gedächtnis: PKZ. S. 719-24. — 60) J. Köstlin, Friedrich d. Weise u. d. Schlosskirche zu Wittenberg. Festschrift z. Einweihung d. Wittenb. Schlosskirche am Tage d. Reformationsfestes, d. 31. Okt. 1892. Wittenberg, Herrosé. 4°. 111 S. (Mit Abbild.) M. 2,50. — 61) Nachbildung d. in d. Kgl. Bibl. zu Berlin bewahrten Orig.-Exemplars d. v. Luther im J. 1517 veranst. Druckes seiner Thesen. Z. Erinnerung an d. 31. Okt. 1892. Berlin, Mittler & Sohn. Fol. 2 Bll. M. 1,00. [[G. Kawerau: ThLZ. 18, S. 330.]] — 62) Führer durch d. Schlosskirche zu Wittenberg. Wittenberg, Wunschmann. 16°. 14 S. M. 0,25. — 63) H. Wagner, D. Schlosskirche zu Wittenberg in Vergangenheit u. Gegenw. Wittenberg, Wunschmann. 49 S. (Mit 1 Lichtdr.) M. 0,75. — 64) Th. Schild, Denkwürdigkeiten Wittenbergs. E. Führer durch d. Lutherstadt. 3. verm. u. mit Ansichten Wittenbergs vers. Aufl. Wittenberg, Herrosé. 110 S. M. 1,50. — 65) C. Gurlitt, D. Lutherstadt Wittenberg: VossZg^{B}. N. 40/2. — 66) × D. Schlosskirche zu Wittenberg: Didask. N. 236. (Aus d. „Post“.) — 67) [v. Thüna], Luther u. Friedrich v. Thüna: MagdZg^{B}. N. 43. — 68) L. Pietsch, Festbericht über d. Feier d. 31. Okt. 1892 in Wittenberg. Mit sämtl. Predigten nach d. Orig.-Mss. Wittenberg, Herrosé. 64 S. M. 0,60. — 69) A. Frhr. v. Eberstein, D. 31. Okt. 1892 zu

— horribile dictu — ein Gehalt bezieht, wie kein Offizier gleichen Alters (S. 43), klar, dass er sein Amt durchaus niederlegen müsste. Von der Befähigung des Vf., in theologischen Angelegenheiten mitzureden, nur zwei Proben: „Das Apostolikum ist das erste der in der ganzen Christenheit geltenden Glaubensbekenntnisse . . . die griechische Kirche hat es nie anerkannt.“ „Jetzt auf dieser Erde müssen wir es [das Wunder der jungfräulichen Geburt Christi] glauben, um Christen zu sein; einst werden wir es schauen.“ Die kleine Programmschrift des biederen und seine Gedanken nicht verhüllenden, kirchlich-konservativen Edelmanns ist viel lehrreicher als ihr Vf. ahnt! — Über die vor Beginn des Festes erschienene Festlitteratur liegt ein übersichtlicher Bericht vor[70]). —

Theologie und Weltanschauung. Ein grosser Teil der Arbeiten, die hier zu nennen sind, verdanken dem Kampf der kirchlichen Richtungen mit einander ihre Entstehung. Der Streit um die Beibehaltung oder Beseitigung des sogenannten apostolischen Symbolum veranlasste den Artikel „Luthers Glaubensbekenntnis“[71]), der freilich nichts anderes bietet, als einen genauen Abdruck jenes schroff formulierten Bekenntnisses, das Luther im Abendmahlstreit als 3. Teil seines grossen „Bekenntnisses vom Abendmahl“ Zwingli entgegensetzte (Erlang. Ausg. 30, S. 363), nach einem Wittenberger Druck von 1529. — Andererseits bemühte sich Kattenbusch[72]) im Zusammenhang einer Anzahl Artikel über die Geschichte des Apostolikums, Luthers Auffassung dieses Bekenntnisses, seine Interpretation und seine religiöse Assimilation desselben darzulegen. —

Wie man in den Kreisen der Ritschlschen Schule ein neues warmes Interesse an Luthers grundlegenden religiösen Positionen gewonnen hat und diese für die Gegenwart wieder geltend zu machen sucht, das hatte mit einer Kraft und Klarheit, die auch evangelische Laienkreise zu interessieren vermochte, im J. 1886 Herrmann[73]) in seinem Buche „Der Verkehr des Christen mit Gott“ gezeigt. Jetzt liegt sein Werk, mannigfach neu durchgearbeitet und, zur Freude vieler Verehrer, von der ätzenden und verletzenden Polemik gesäubert, mit der der Vf. es anfänglich gewürzt hatte, in 2. Auflage vor, neben Bornemanns „Unterricht im Christentum“, und mit bedeutend grösserer religiöser Unmittelbarkeit als dieses Lehrbuch, das z. Z. beste Buch, um Nichttheologen für die religiösen Fragen zu interessieren und über sie zu verständigen, die gegenwärtig unter den evangelischen Theologen verhandelt werden. — Gegen Ritschl und Herrmann (vgl. JBL. 1891 II 6 : 79) wendet sich die grössere dogmengeschichtliche Monographie, die Lipsius[74]) noch kurz vor seinem Tode hat ausgehen lassen. Er sucht gerade die Gedankenreihen in Luthers Aussagen über die Busse, die von jenen als minderwertig oder als erst von Melanchthon herzugebracht beurteilt und zurückgewiesen wurden, als unveräusserliche Bestandteile der Theologie Luthers und der evangelischen Lehre zu erweisen, berichtigt dabei die von Ritschl selbst gegebene Behandlung des Stoffes in beträchtlichem Masse und macht auch gegen Herrmann unseres Erachtens erhebliche Einwendungen. Jedesfalls ist das reiche Material, das er in chronologischer Folge aus Luthers Schriften herausgehoben hat, willkommen.[75]) — Auch die kleinere Studie von Lezius[76]) über Luthers Stellung zur Anbetung Christi ist gegen Herrmann gerichtet, der eine Anbetung Jesu als eines besonderen Ichs neben dem Vater nicht gelten lassen will; sie stellt das in Betracht kommende Material aus Luther zusammen, wobei freilich nicht genügende Sichtung geübt ist. Ungewöhnlich viele Druckfehler stören bei der Lektüre. —

Andere Schriften bieten Apologetisches gegen römische Anschuldigungen, die sich mit Luthers Lehre und Charakter beschäftigen. Obenan steht hier Walthers[77]) neue apologetische Gabe (vgl. JBL. 1890 II 6 : 70). Sie behandelt Luthers angebliche Selbstüberhebung, seinen „Grössenwahn“; die von ihm in Anspruch genommene „Unfehlbarkeit“, ferner sein Verhalten zur Bibel und die von ihm behauptete eigene Inspiration. Mit sicherer Stoffbeherrschung und scharfer Dialektik rückt der Vf. auch hier all die schiefen, halbwahren oder auch völlig falschen Urteile zurecht, die in der ultramontanen Lutherlitteratur geschäftig kolportiert werden. Besonders interessant und stoffreich ist der Abschnitt über Luthers Stellung zur Bibel, über die Souveränität seiner Bibelkritik und

---

Wittenberg. Wiesbaden, Schuegelberger & Co. 56 S. M. 1,50. — 70) Litt. z. Wittenberg-Feier: LZg. 29. Okt. — 71) Luthers Glaubensbekenntnis: AELKZ. 25, S. 1057-60, 1085/7. — 72) F. Kattenbusch, Aus d. Gesch. d. Apostolikums. 4. Luthers Auffassung d. Apostolikums: ChrW. 6, S. 1022/6. — 73) W. Herrmann, D. Verkehr d. Christen mit Gott, im Anschluss an Luther dargest. 2. gänzlich umgearb. Aufl. Stuttgart, Cotta. VII, 283 S. M. 4,50.][Th. Häring: ThLZ. 17, S 548/9.][— 74) R. A. Lipsius, Luthers Lehre v. d. Busse. (Aus: JbbPTh. Bd. 18.) Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 180 S. M. 5,00.][EKZ. S. 403, 597.][— 75) × Th. Meinhold, Luthers Ansichten über d. Taufe u. Harnacks Darstellung derselben: NKZ. S. 240-57. — 76) F. Lezius, D. Anbetung Jesu neben d. Vater. E. Beitr. zu Luthers Gebetslehre. Dorpat, Karow. 80 S. M. 1,80.][W. Walther: ThLB. S. 237/8.][— 77) W. Walther, Luthers Glaubensgewissheit. [Luther im neuesten römischen Gericht, 4. Heft.] (= Schriften d. Ver. für Reformationsgesch. N. 35.)

die „Fälschungen“ in seiner Bibelübersetzung (S. 61—114); es finden hier auch weit verbreitete Irrtümer in protestantischen Darstellungen ihre Berichtigung, und die Vertrautheit des Vf. mit der mittelalterlichen deutschen Bibel und den katholischen Übersetzungen des 16. Jh. stellt ihm einen Stoff zur Verfügung, aus dem des Interessanten viel in die Debatte gebracht wird. Möchte diese Schrift nur auch von denen gelesen werden, die sie angeht! — Dass nur wirklich gründlich orientierte Leute in die Debatte mit dem Ultramontanismus eintreten sollen, lehrt uns wieder die kleine Schrift von Fuchs[78]) über Luther und die Ehe. Der Vf. ist nicht genügend des Stoffes Herr, daher sind seine Ausführungen im einzelnen ungenau und unzuverlässig, der Gesamteindruck bleibt unbefriedigend (vgl. Walthers Besprechung der Schrift). —

Ins Centrum dessen, was Luthers Glauben, seine kirchengeschichtliche Bedeutung und damit auch seine Bedeutung für die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart ausmacht, führt Briegers[79]) formell in der vornehmen Ruhe einer akademischen Rede gehaltener, aber in die Bewegung der Gegenwart tief eingreifender Vortrag. An der religiösen Krisis in Luthers Entwicklung erweist der Redner die Freiheit des Glaubens von jeder äusseren Autorität, also auch von der des Dogmas, die Gebundenheit des Glaubens an das ihm unmittelbar als die alleinige religiöse Autorität seinem Gewissen und seiner religiösen Erfahrung sich bezeugende Wort Gottes, oder genauer an den Christus, wie er sich im Worte Gottes offenbart. Er weist nach, dass Luther allerdings selbst nur die Autorität des mittelalterlichen Dogmas zerstört, dagegen vor dem Dogma der alten Kirche Halt gemacht, ja letzteres mit Innigkeit umfasst hat. Aber dies geschieht so, dass er seine eignen religiösen Erkenntnisse in das altkirchliche Dogma hineindeutet; er nimmt auch hier das Dogma nicht an, weil es als Dogma Anerkennung fordert, sondern weil er es mit seinem in religiöser Erfahrung gewonnenen Glauben in Einklang findet. B. ist der Frage nicht näher getreten, wie weit Luther seinen prinzipiellen Bruch mit der Autorität des Dogmas in seiner Tragweite erkannt hat, und wie stark ihn selbst überlieferte Anschauungen gegenteiliger Art daneben beeinflusst haben. — Dörries[80]) stellt Luthers Glauben, d. h. die Gewissheit, einen gnädigen Gott zu haben, als das hin, das Luther zu Luther macht, und zeichnet die neue Weltanschauung, die, darauf gegründet, der mittelalterlichen entgegentritt; auserdem sucht er zu erweisen, dass auch der Katholizismus in Deutschland meist unbewusst stark unter dem Einfluss des Geistes Luthers steht. — Loofs[81]) erörtert in schöner Steigerung die Elemente in Luthers Wirksamkeit und Persönlichkeit, auf denen seine Popularität begründet ist: seine Polemik gegen Rom, seinen deutschen Patriotismus, seine deutsche volkstümliche, mächtige Redeweise, seine Mannhaftigkeit in Wort und That, endlich das andersartige Christentum als das der römischen Heiligen, das er seinem Volke vorlebte und dessen Verkündiger er war. Gut gewähltes geschichtliches Detail verleiht diesem Vortrag einen besonderen Wert, und macht ihn auch für den interessant, dem seine Grundgedanken geläufig sind. —

Höchst anregend hat Luthers Gedanken über Kirche und Kirchenverfassung, d. h. seine Stellung zum Kirchenrecht, Sohm[82]) behandelt. In seiner geistvollen und paradoxen Durchführung des Gedankens, dass die Kirche ihrem Wesen nach ein Kirchenrecht nicht vertrage, gilt ihm Luther als der bahnbrechende Reformator, der auch in diesem Punkte in prinzipieller Klarheit den rein religiösen Charakter der Kirche erkannt, vor dem Elsterthor zu Wittenberg nicht nur das kanonische Kirchenrecht, sondern überhaupt jedes Kirchenrecht ins Feuer geworfen habe. Nicht er, sondern Melanchthon trage die Schuld, dass in der Konsistorialverfassung auch die evangelische Kirche sich wieder aufs neue mit einem Kirchenrecht beladen habe. S. verfügt über beträchtliche Detailstudien und ist ein Meister im Konstruieren. Aber vor seinem Geiste steht — wenn ich recht sehe — auch ein fertiges Gedankengefüge, dem die geschichtliche Forschung hinterher das Beweismaterial liefern muss, und mit kühnem Griff weiss er dann alles Einzelne in oft frappierender Weise einzuordnen. Eine Arbeit wie diese bedarf daher der gründlichsten, den Aufbau in jedem seiner Bausteine prüfenden Kontrolle. So viel ich zu erkennen

Halle a. S., Niemeyer. 136 S. M. 1,20. |[K. F. Nösgen: ThLBl. 13, S. 581; EKZ. S. 403.]| — **78**) G. Fuchs, Noch einmal Luther u. d. Ehe. Randglosse zu d. röm.-kath. Flugschrift unter gleichem Titel. (= Zeitfragen des christl. Volkslebens. Her. von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und H. Dietz. N. 119.) Stuttgart, Belser. 32 S. M. 0,60. |[W. Walther: ThLB. S. 226/7; K. Sallmann: BLU. S. 381.]| — **79**) Th. Brieger, D. Glaube Luthers in seiner Freiheit v. menschl. Autoritäten. Rede. Leipzig, Edelmann. 24 S. M. 0,80. — **80**) B. Dörries, Was Luther zu Luther macht. Festrede, geh. in d. Versamml. d. Zweigver. d. Evang. Bundes in Hannover. Hannover, Wolff & Hohorst. 13 S. M. 0,30. — **81**) F. Loofs, Was machte Luther z. Mann d. Volkes, u. was soll u. kann ihm noch heute d. Herzen d. Volkes gewinnen? Vortr. (= Vortrr. für Freunde d. Evang. Bundes. N. 2.) Dessau, Baumann. 33 S. M. 0,50. — **82**) R. Sohm, Kirchenrecht. I. Bd. D. gesch. Grundlagen. (= System. Handbuch d. dtsch. Rechtswissensch. Her. v. K. Binding,

vermag, hat er Luthers Gedanken doch teilweise spiritualisiert und hier einen Gegensatz zwischen ihm und Melanchthon geschaffen, der so nicht bestanden hat. Aber mag auch bei weiterem Nachprüfen manches an seiner Konstruktion zu berichtigen sein, so viel wird bleiben, dass seine Schrift den religiösen Kirchenbegriff der Reformation mit einer Kraft und Reinheit verkündet, wie kaum eine zweite. In manchen Kreisen unserer Landeskirchen hat sein Buch einen grossen Schrecken verursacht; dieselben Kreise, die unlängst S. gegen Harnack ausspielen wollten, sahen plötzlich, dass sie sich in ihm doch getäuscht hatten; denn wo bleibt der Rechtsboden der Bekenntnisse und alle darauf gebauten Konsequenzen, wenn Kirchenrecht eine contradictio in adjecto ist? Unter den kirchlichen Verhältnissen der Gegenwart wirkt sein Buch trotz seiner einseitigen Überspannung der treibenden Gedanken wie ein wohlthuendes reinigendes Bad. —

In dankenswerter Art hat Luthers Beziehungen zur Kunst — jedoch mit Beschränkung auf die bildenden Künste — Lehfeldt[83]) in Untersuchung gezogen. Es ergiebt sich, dass Luther dem Kunstgewerbe seiner Zeit ohne besondere Aeusserung eines Verständnisses oder einer bestimmten Geschmacksrichtung gegenübersteht. Die Kunstwerke, die er auf seinen Reisen gesehen, interessieren ihn nicht nach ihrem ästhetischen oder künstlerischen Wert. Sein Verkehr mit hervorragenden Künstlern ist gleichfalls nicht von ästhetischen Interessen getragen, sondern beruht auf der Wertschätzung der Persönlichkeiten. Den Bilderstürmern gegenüber beweist Luther, dass er zwar nicht Kunstverständnis, aber ein reges Gefühl für die Macht der bildlichen Darstellungen besitzt. Er hilft selber Zeichnung und Malerei im Dienste der Reformation verwenden, aber sein Einfluss ist hier nicht glücklich; denn im Interesse der Lehrhaftigkeit oder der Polemik werden die Grenzen der Künste verschoben, Symbolik und lehrhafte Tendenz weisen der Kunst Aufgaben zu, die ihren Darstellungsmitteln nicht angemessen sind. Diese Unterordnung der Kunst unter Zeittendenzen verhindert im 16. Jh. das Aufblühen einer reinen protestantischen Kunst. In ihren Einzelausführungen bedarf die anziehende Arbeit mancher Korrekturen (vgl. die Besprechung von G. Kawerau).[84-89]) —

II,7

Reformationslitteratur.

Gustav Kawerau.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1892 wird, mit dem Luther-Kapitel vereinigt, im vierten Bande nachgeliefert.]

II,8

Humanisten und Neulateiner. 1891, 1892.

Georg Ellinger.

Allgemeines: Gesamtdarstellungen N. 1; Leben N. 4a; Lateinische Litteraturdenkmäler N. 5. — Frühzeit des deutschen Humanismus: Übergang N. 12; Gregor Heimburg N. 18; Niklas von Wyle N. 20; Hermann Peter N. 21; M. Steyndorffer N. 22; Verschiedenes N. 26. — Blütezeit: Oberrheinischer Kreis um Wimpheling (D. Gresemund, Engelb. Funck, J. Gallus, J. Locher, Crato Hofmann, Werner von Themar) N. 30. — Trithemius N. 36. — Joh. Butzbach N. 38. — Reuchlin N. 39. — Erste Ausgaben alter Schriften N. 45. — Murmellius N. 48. — Euricius Cordus N. 50. — Mutian N. 52. — Erasmus N. 53. — Hutten N. 64. — Einzelne Humanisten: J. Sinthius, P. Schott, H. Knuyt van Sluyterhoven, El. Sender, J. Siberti, G. Sibutus, J. Solfa, S. Grapheus, J. Sobius, J. Sichard N. 70. — Melanchthon N. 80. — R. Agricola Junior N. 91a. — Philologen: A. Schott, G. Scioppius, P. Scriverius, E. Sarcerius N. 92. — U. Zasius, Paracelsus, H. Rantzau N. 96. — Neulateinische Dichtung: Lyrik: R. Gualther N. 100; Lemnius N. 101; G. Fabricius N. 103; Stigel N. 104; Curäus N. 107; Martinus Balticus N. 108; Joach. Erythraeus N. 109; J. Secundus, A. Siber, A. Th. Siber, J. Seckervitz, V. Schreck, J. Schosser, Ch. Schmiterlow, J. Seusse, Th. Schröer, A. Senftleben, H. Schopper N. 110; Stoffgeschichtliches N. 121. — Drama: H. Schottenius, J. Schöpper, A. Schorus, C. Schonaeus, G. Seidel, M. Smechel, G. Schwalbach N. 122; Schuldrama N. 130; J. Placentius N. 135; H. Kirchner N. 136. — Verschiedenes: Humanistenschule N. 138. — Humanistische Musiktheorie N. 141. — Polnischer Humanismus N. 142. —

Unter den allgemeinen Arbeiten über die humanistische und neulateinische Litteratur Deutschlands haben wir an erster Stelle zwei Gesamtdarstellungen zu erwähnen.

---

8. Abt. I. Bd. 7.) Leipzig, Duncker & Humblot. XXIII, 700 S. M. 16,00. |[K. Köhler: ThLZ. 17, S. 588-94.]| — **83**) P. Lehfeldt, Luthers Verhältnis zu Kunst u. Künstlern. Berlin, Besser. 130 S. M. 2,00. |[ZChrK. 5, S. 391; G. Kawerau: ThLZ. 19, S. 80/3.]| — **84**) ○ ×× (I 10 : 18.) — **85**) ○ ×× F. Lezius, Luthers Stellung zu d. Juden: BaltMschr. 39, S. 336-45. — **86**) × Z. Charakteristik d. Naturanschauung Luthers: HambNachr[B]. N. 38. — **87**) ○ ×× E. Burmeister, Luther e. Säule d. Autorität, in seinem persönl. Vorbilde u. durch d. Reformationslehre v. Gesetz hist. begründet u. psycholog. erörtert. I. Luther gegenüber d. Autorität seines Vaters. Stettin, Burmeister. V, 20 S. M. 0,50. |[EKZ. S. 403.]| — **88**) ○ A. Mugna, S. Ignazio di Loyola e Martin Lutero: studio sulla chiesa. Siena, tip. S. Bernardino. 57 S. — **89**) × H. Scholz, Columbus u. Luther: DWBl. 5, S. 453/4. —

Zunächst der Überblick, den Ellinger[1]) für Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte entworfen hat. Der Vf. charakterisiert zuvörderst die Anregungen, die von Italien ausgingen, betrachtet dann die einzelnen Hauptstätten und die wichtigsten Persönlichkeiten, geht auf den Kampf zwischen Scholastizismus und Humanismus ein und skizziert zuletzt die Umwälzungen, die der Humanismus in den einzelnen Wissenschaften sowie in Schule und Kirche hervorbrachte. Diesem allgemeineren Teile schliessen sich etwas umfangreichere Biographien der Hauptvertreter des deutschen Humanismus an. Nochmalige Nachprüfung hat ergeben, dass, einige Druckfehler abgerechnet, die Darstellung als im ganzen richtig bezeichnet werden kann; einzelnes hätte freilich viel präziser gefasst werden können; wenn z. B. S. 674 der gewaltige Eindruck, den der verloren gegangene Brief Huttens an Luther auf diesen ausgeübt (Opera 1, S. 369), auch ohne weiteres für den bekannten grossen Brief Huttens an Luther angenommen wird, so geht E. entschieden zu weit; man könnte höchstens sagen: „In einem Briefe, dessen Wirkung auf Luther wir aus dem Eindruck ermessen können, den ein verloren gegangenes Schreiben Huttens an Luther auf diesen ausgeübt" usw. Auch über die litterarische Beeinflussung Luthers durch Hutten würde sich der Vf. wohl jetzt kaum noch so apodiktisch ausdrücken, wie er es auf derselben Seite gethan hat.[1a]) — Der Abschnitt über den Humanismus und die Renaissance, den der zweite Band der Kirchengeschichte Möllers[2]) bietet (S. 523/8), kann, selbst wenn man die Zwecke des Buches in Rücksicht zieht, als zureichend nicht betrachtet werden. Kein billig Urteilender wird in einer Kirchengeschichte neue Aufschlüsse über den Humanismus oder eine gewisse Vollständigkeit des Materials erwarten; wohl aber kann man verlangen, dass die wichtigsten Punkte, die für die Wechselbeziehungen zwischen Humanismus und Reformation in Betracht kommen, berücksichtigt werden. Dies ist aber hier in so geringem Masse geschehen, dass selbst ein für die Vorgeschichte der Reformation so wichtiges Aktenstück wie Pirckheimers Apologie mit keinem Worte erwähnt wird (wie denn Pirckheimers Name überhaupt nicht genannt worden ist). — Viel tiefer und gründlicher hat Oehler[3]) namentlich das Verhältnis zwischen Humanismus und Reformation behandelt, und wenn man ihm auch nicht überall zustimmen kann, da der theologische Standpunkt sich zuweilen zu stark geltend macht, so lässt sich doch sagen, dass Oe. in den wesentlichen Grundzügen (namentlich S. 148 ff.) das Richtige getroffen hat. — Auch Lenz[4]) hat das gleiche Thema in gedankenreicher Darstellung behandelt und durch die Gegenüberstellung von Petrarca und Luther die vorhandenen Übereinstimmungen und Gegensätze scharf herausgearbeitet. —

Den Einfluss der humanistischen Bildung auf das deutsche Leben lernen wir vortrefflich aus Felix Platters Aufzeichnungen kennen. Aus den bekannten Anhängen zu seiner Selbstbiographie, aus denen noch Fechter in seiner Ausgabe ein Stück mitgeteilt hat, während ein zweites durch das Basler Jb. 1887 bekannt wurde, bringt Gessler[4a]) wiederum ein Stück, allerdings stark modernisiert. Er schildert die Reise, die Platter im Gefolge des bekannten Markgrafen Georg Friedrich zu Baden und Hochberg (1573—1638) nach Hechingen unternahm, wo die Hochzeit zwischen Graf Johann Georg von Hohenzollern († 1623) und der Wild- und Rheingräfin Franziska stattfand. Sehr ausführlich beschreibt dann Platter die Vermählungsfeier (1598) und die sich unmittelbar daran schliessenden Festlichkeiten. Das Stück zeigt die gleiche derb-treuherzige, anschauliche Art der Erzählung, wie wir sie aus der Lebensbeschreibung und den anderen bisher bekannt gewordenen Stücken kennen. Jak. Frischlins bekannte poetische Beschreibung der gleichen Hochzeit (1599), in der auch Platters Anwesenheit erwähnt ist, wird zum Vergleich herangezogen und mit Recht darauf hingewiesen, wie bei dem Zusammenhalten beider Darstellungen Platters unbefangene Frische der gespreizten Pedanterie Frischlins gegenüber besonders günstig hervortritt. —

Das in dem Bericht von 1890 (II 8:1) angekündigte Unternehmen, die „Lateinischen Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jh.", die dazu bestimmt sind, eine Art Mittelpunkt für die Beschäftigung auf dem hier behandelten Gebiete zu werden, ist in den beiden Berichtsjahren rüstig fortgeschritten. Nicht weniger als sechs Bändchen liegen vor. Bolte[5])

---

1) G. Ellinger, D. Humanismus in Deutschland. (= Handbuch d. dtsch. Gesch., her. v. B. Gebhart. [Stuttgart, Union. 1. Bd. [IX, 676 S. M. 8,00.] S. 659-76.) — 1a) × K. Hartfelder, Humanismus, Universitäten, Schulen: ZKG. 13, S. 558-62. (Giebt einige Referate über neuere Erscheinungen.) — 2) W. Möller, Lehrb. d. Kirchengesch. II. D. Mittelalter. (= Samml. theol. Lehrbb.) Freiburg, Mohr. 1891. XII, 560 S. M. 12,00. (Vgl. JBL. 1891 II 7:1.) — 3) R. V. W. A. Oehler, D. Bedeutung d. Humanismus für d. Reformation u. d. Protestantismus: PKZ. S. 121-36, 145-58. — 4) (II 1:44.) — 4a) A. Gessler, Felix Platters Schilderung d. Reise d. Markgrafen Georg Friedrich: BaslerJb. 1891, S. 104-46. — 5) J. Bolte, Gulielmus Gnapheus, Acolastus. (= LLD. d. 15. u. 16. Jh., her. v. M. Herrmann u. S.

eröffnet die Sammlung mit einem sauberen Neudruck von Gnapheus Acolastus nach der editio princeps von 1529; vorausgeschickt hat er der Ausgabe eine vortreffliche und wesentlich Neues bietende Einleitung; er weiss fördernd über den Aufbau des Stückes zu handeln und entwirft ein sehr übersichtliches Schema. Ferner macht er darauf aufmerksam, dass für die äussere Einrichtung des Stückes neben den antiken Komödien selbst auch der antike Traktat De comoedia massgebend gewesen ist, aus dem Gnapheus auch in der Vorrede einen Satz entlehnt hat. Von den antiken Vorbildern ist hauptsächlich Terenz benutzt; von neueren Humanisten ist Erasmus Vorbild, dessen Adagia verwertet werden; die Vulgata citiert Gnapheus stets nach ihrem Wortlaute, ohne Besserungsversuche zu machen. B. giebt noch einen Lebensabriss des Dichters, ein Verzeichnis der Übersetzungen (drei deutsche, eine englische und eine französische) sowie der Nachahmungen und Anlehnungen, einen Exkurs, der die benutzten Stellen aus den antiken Autoren aufzählt, und eine erschöpfende Bibliographie. — Auch das zweite Heft, das den von Szamatólski[6]) herausgegebenen „Eckius dedolatus“ enthält, muss als eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über den deutschen Humanismus bezeichnet werden. Zunächst in textkritischer Beziehung. Der der Wissenschaft so früh entrissene Herausgeber macht es durch einen Vergleich der Lesarten im hohen Grade wahrscheinlich, dass von den drei ersten Drucken dem von ihm a genannten die erste Stelle zukommt, während er dem von Böcking nach Riederer abgedruckten den dritten Platz zuweist. Auch dafür, dass S. die nochmalige Erwägung der Autorfrage angeregt hat, wird man dankbar sein. Richtig ist, dass für Pirckheimer als Vf. irgend ein Beweis nicht erbracht werden kann; allein die von S. angeführten Momente, auch die Briefstellen schliessen keineswegs, wie der Herausgeber meint, seine Autorschaft aus. Dazu kommt, dass doch die Beziehungen, die im Eckius dedolatus angedeutet sind, durchaus auf Nürnberg und zwar speciell auf Pirckheimers Kreis deuten. Jedesfalls aber ist seine Autorschaft viel wahrscheinlicher als die von S. nach dem Vorgange Goedekes wieder aufgenommene Hypothese Jungs, die den Matthaeus Gnidius zum Vf. machen will. So werden erst stilistische Untersuchungen uns einigermassen sichere Aufschlüsse über den kraftvollen Satiriker geben können, dem der Eckius dedolatus gelungen ist. Auch S.s Versuch, Pirckheimer als Vf. der dem Neudruck nach dem einzigen Exemplar beigefügten kleinen satirischen Schrift „Eckii dedolati ad caesaream maiestatem magistralis oratio“ nachzuweisen, kann man nicht ohne weiteres beistimmen; wie beim Eckius dedolatus ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, aber die angezogenen Briefstellen von Cochläus und Melanchthon bringen keinen Beweis, da in ihnen von propositiones (Artikeln) und nicht von einer oratio die Rede ist. Auch Kawerau kann in seiner beachtenswerten Besprechung den Resulaten S.s nicht beipflichten; er weist auf die Windungen hin, mit denen Pirckheimer seine Schrift De digamia ganz ähnlich wie hier den Eckius dedolatus ableugnete; er vermisst schliesslich Untersuchungen über die Druckereien, aus denen die Ausgaben hervorgingen, ferner verlangt er eine Feststellung darüber, ob a und b einerseits und c andererseits untereinander Nachdrucke oder ob sie selbständige Veröffentlichungen aus verschiedenen cirkulierenden Abschriften sind. — In dem dritten Hefte haben Bolte und Erich Schmidt[7]) ihrem Neudrucke von Naogeorgs „Pammachius“ eine wertvolle Einleitung vorangeschickt, die nach einem knappen, aber scharf charakterisierenden Überblick über des Dichters poetische Thätigkeit überhaupt und sein antipapistisches Meisterstück im besonderen namentlich das Verhältnis der deutschen Übersetzungen zu einander und zu dem Original würdigt. — Auch Krause[8]) hat durch die Einleitung zu seinem Neudruck der Epigrammatum libri III von Euricius Cordus (1520) unser Wissen sehr gefördert. Namentlich unsere Kenntnis der Lebensverhältnisse des Dichters hat durch K. wichtige Bereicherung erfahren. Mit Hülfe von bisher so gut wie unaufgeschlossenen Quellen, einer Streitschrift des Thiloninus Philymnus: Choleamynterium (1515), einer bisher nicht beachteten Stelle aus einem Briefe Mutians, zweier ebenfalls bis jetzt unbekannter Elegien, der „Krankheitsgedichte“ (Ende 1516) und einiger späterer Nachrichten führt K. einen völlig geschlossenen und schwer anfechtbaren Nachweis, dessen Resultate man

---

Szamatólski. N. 1.) Berlin, Speyer & Peters. 1891. XXVII, 83 S. M. 1,80. |[F. Spengler: ADA. 18, S. 266/9 (polemisiert gegen d. Bemerk. Boltes S. VI über d. Einheit d. Ortes bei Gnapheus); R. Sprenger: ASNS. 86, S. 342/3 (giebt einige Textbesserungen); LBlGRPh. 12, S. 297/8; G. Kawerau: ThLZ. 16, S. 380/2.]| — 6) S. Szamatólski, Eckius dedolatus. (= ebda. N. 2.) 1891. XV, 52 S. M. 1,00. |[BPhWS. 12, S. 248-50; BLU. 1891. S. 127; Grenzb. 1891. 4, S. 104; R. Sprenger: ASNS. 86, S. 440 (weist auf einige Stellen aus antiken Schriftstellern hin; d. Sprache d. E. d. zeigt Einfluss d. Terenz); LBlGRPh. 12, S. 368; G. Kawerau: ThLZ. 16, S. 380/2.]| — 7) J. Bolte u. Erich Schmidt, Thomas Naogeorgius, Pammachius. (= ebda. N. 3.) 1891. XXVI, 151 S. M. 2,80. |[ASNS. 87, S. 326 (einige Besserungsvorschläge); BLU. 1891. S. 478; G. Kawerau: ThLZ. 17, S. 229-31.]| — 8) K. Krause, Euricius Cordus, Epigrammata. (1520.) (= ebda. N. 5.) LII, 111 S. M. 2,80. |[RH. 50, S. 221 (bespr. auch N. 6); BLU. S. 543 (bespr. auch N. 6); H. Holstein:

folgendermassen zusammenfassen kann: Cordus hiess ursprünglich Heinrich Solde, besuchte etwa vom 7. bis 20. Lebensjahre die lateinlosen Schulen der nahe bei Simtshausen gelegenen Städte, wahrscheinlich Wetter, dann Frankenberg und zuletzt die mönchische Lateinschule der „Lullarden“ in Marburg. Von hier aus ging Euricius 1505 nach Erfurt, wo er bis 1507 blieb; wahrscheinlich 1508 verheiratete er sich schon und kam 1513 zum zweiten Male nach Erfurt. Ausser diesen wichtigsten neuen Lebensnotizen hat K. durch umsichtige Benutzung des vorliegenden Materials noch eine Reihe wichtiger Aufschlüsse über einzelne Lebensabschnitte gegeben (vgl. z. B. das S. XXVII f. mitgeteilte Aktenstück), übersichtlich und klar die Grundlagen der Epigramme erörtert und die Abweichungen der 1. Ausgabe (1517) unter Mitteilung der in der Ausgabe von 1520 fehlenden Epigramme notiert[9]. — Hartfelder[10]) stellt in seiner Einleitung zu einer Auswahl der Deklamationen Melanchthons zunächst den Begriff der Declamatio fest und würdigt damit eine echt humanistische Litteraturgattung; in Bezug auf die wiederholt erörterte Echtheitsfrage der Declamationes Melanchthons ist er geneigt, bei zahlreichen anonym oder unter anderen Namen ausgegangenen Reden Melanchthons Autorschaft anzunehmen, verlangt aber selbstverständlich in einem jeden Einzelfalle den Nachweis Melanchthonscher Herkunft. Einer Würdigung der Deklamationen im allgemeinen schliesst sich eine eingehende Betrachtung der fünf vortrefflich ausgewählten Stücke an. — Wertvolle Aufschlüsse gewährt auch Holsteins[11]) Neudruck der ersten Fassung von Wimphelings Stylpho. In einer noch häufig zu erwähnenden Hs. zu Upsala befindet sich die ursprüngliche Fassung des Stylpho vom J. 1480. Ausserdem enthält der Codex zehn der von Trithemius im Catalogus erwähnten Reden, darunter die eine (N. 5), mit der Wimpheling bei der Licentiatenpromotion zu Heidelberg am 8. März 1480 die Recitation der Komödie verband. H. weist das Vorkommen von dialogisierten kleinen Stücken in Heidelberg nach, erwägt die Frage der persönlichen Beziehungen des Stylpho, wobei er mit Recht sehr vorsichtig verfährt, und geht auf den Druck von 1494 und dessen Veranstalter (Eucharius Gallinarius [Henner]) sowie auf den Nachdruck ein. —

Zur Frühzeit des deutschen Humanismus führen uns einige kleinere Stücke[12-14]), die noch den Übergang vom Mittellatein zum Humanismus bezeichnen. Unsere Kenntnis vom Einflusse Italiens auf den deutschen Humanismus[15]) hat durch die Mitteilungen Luschins von Ebengreuth[16]) eine dankenswerte Bereicherung erfahren; die von ihm gesammelten Notizen sollen im nächsten Berichtsjahre zusammen mit M. Herrmanns Albrecht von Eyb betrachtet werden. — Auch auf Burdachs[17]) wertvolle und interessante Beobachtungen soll im nächsten Jahrgange gelegentlich der Buchausgabe zurückgekommen werden. —

Unter den Männern, die in der Frühzeit des Humanismus auftreten, begegnen wir manchen Persönlichkeiten, die zwar in strengem Sinne als Humanisten nicht bezeichnet werden können, in deren Thätigkeit wir aber doch die wesentlichen Bildungselemente des Humanismus aufzuzeigen im stande sind. Den wichtigsten unter ihnen, Gregor Heimburg, — denn sein Geschlecht war nach den überzeugenden Ausführungen des gleich zu nennenden Buches (S. 288) kein adeliges — hat Joachimsohn[18]) in seinem Leben und Wirken vortrefflich dargestellt. Durch sorgfältiges Studium der Archive (benutzt sind namentlich die Kreisarchive von Bamberg, Nürnberg, Würzburg, das Münchener Reichsarchiv, das Dresdener Staatsarchiv mit dem Wittenberger Reichsarchiv) hat J. namentlich unsere Kenntnisse der Lebensumstände Heimburgs beträchtlich vermehrt und auch von seiner politischen und litterarischen Wirksamkeit ein in allen wesentlichen Zügen richtiges und wohlgelungenes Bild entworfen. Wenn die Darstellung auch im Verhältnis zu dem allgemeinen Rahmen des Buches zuweilen etwas zu sehr in die Breite geht, so z. B. bei der Schilderung der Nürnberger Verhältnisse, so wird sich doch gerade der Forscher

---

ZDPh. 24, S. 420/3; H. Grauert: HJb. 13, S. 931 (bespr. N. 4, 5 u. 6); H. Hagen: LCBl. S. 1658/9.]| — 9) × id., Neue Untersuchungen über d. Namen u. d. Schuljahre d. Dichters Euricius Cordus: Hessenland 5, S. 306/9, 318-20; 6, S. 2/5. — 10) K. Hartfelder, Philippus Melanchthon, Declamationes. Ausgew. u. her. (= LLD. d. 15. u. 16. Jh., her. v. M. Herrmann u. L. Szamatólski. N. 4.) Berlin, Speyer & Peters. 1891. XXXIX, 68 S. M. 1,80. |[MHL. 20, S. 334; NPhRs. 12, S. 383/4; BLU. S. 766/7; ThJB. 11, S. 211; BPhWS. 12, S. 1178/9; H. Hagen: LCBl. S. 961; G. Kawerau: ThLZ. 17, S. 229-31.]| — 11) H. Holstein, Jac. Wimphelingius, Stylpho. In d. ursprüngl. Fassung aus d. Cod. Upsal. 687 her. (= ebda. N. 6.) XVIII, 16 S. M. 0,60. — 12) × J. Bolte, Dialogus de divite et Lazaro: ZDA. 35, S. 257-61. — 13) × E. Steinmeyer, De divite et Lazaro: ADA. 17, S. 263. — 14) × J. Zupitza, Z. Gesch. d. Gaudeamus: ASNS. 87, S. 440/4. — 15) × L. Geiger, Z. Litt. d. Renaissance. IV. Italien: ZVLR. 4, S. 145-54. (Klare u. gut orientierende Übersichten über d. neuesten Arbeiten auf d. Gebiete d. italien. Renaissance.) — 16) A. Luschin v. Ebengreuth, Quellen z. Gesch. dtsch. Rechtshörer in Italien: SBAkWien^{Ph}. 124, N. 11, S. 1-30; 127, N. 2, S. 1-144. — 17) K. Burdach, Z. Kenntnis altdtsch. Hss.: CBlBibl. 8, N. 1/2, 4/5, 7/8. — 18) P. Joachimsohn, Gregor Heimburg. (= Hist. Abhandl. aus d. Münchener Seminar, her. v. K. Th. Heigel u. H. Grauert. N. 1.) Bamberg, Buchner. 1891. XIV, 328 S. M. 8,00.

auf dem Gebiete des Humanismus dieses Exkurses besonders freuen, da er für die Geschichte der geistigen Bewegungen im älteren Nürnberg hier eine Menge brauchbaren Materiales findet. Heimburgs Stellung zum Humanismus wird von J. besonders und richtig erörtert (S. 99 ff.). Er betrachtet den jetzt auch von M. Herrmann (Albrecht von Eyb [vgl. JBL. 1893 II 7], S. 132 ff.) gewürdigten brieflichen Kampf zwischen Heimburg und Johannes Rot, in welchem Rot die Jurisprudenz angriff, während Heimburg einen Gegenangriff gegen die Rhetorik macht, und teilt die Aktenstücke dieses auch von Heimburg in echt humanistischer Weise geführten Streites mit (S. 393 ff.); er weist auf Heimburgs Vertrautheit mit den Alten hin, auf die zahlreichen Citate, die sich in seinen Schriften finden. Und er gedenkt der Anregungen, die Heimburg doch auch in dieser Beziehung dem Kreise jüngerer Leute gewährte, die sich in Nürnberg um ihn sammelten. Aus den bekannten Worten, mit denen Niklas von Wyle in der Widmung seiner Translationen der Anregungen Heimburgs gedenkt, sucht J. den Standpunkt abzuleiten, den Heimburg überhaupt dem Humanismus gegenüber einnahm; ihm kam es vor allem darauf an, den Inhalt, das Materielle der humanistischen Studien, nach Deutschland zu übertragen; an der Form wäre ihm weniger gelegen gewesen. Dennoch zeigen seine Reden, wie auch J. ganz richtig hervorhebt, ein echt humanistisches Gepräge, wenn auch Heimburg selbst es häufig nicht wahr haben wollte. Und auch sonst finden wir nicht selten in Heimburgs Schriften Stellen, bei denen sich auch in der Form die Anlehnung an litterarische Vorbilder der italienischen Renaissance nicht verkennen lässt (vgl. u. a. S. 227). So ist man gewiss berechtigt, Heimburg einen Humanisten zu nennen; zuzugeben ist allerdings, dass die humanistische Richtung eben nur Eine Seite seiner Thätigkeit ausmachte; so ist es auch gekommen, dass Heimburg in dieser Beziehung keine bedeutende Wirkung ausgeübt hat und in dem Andenken der Humanisten der Folgezeit, z. B. Wimphelings und Celtes, mehr als Jurist und Staatsmann fortlebt. Auf die Charakteristik von Heimburgs Schüler Martin Maier und dessen litterarischer Thätigkeit sowie auf die Gegenüberstellung Enea Silvios[19]) und Heimburgs (S. 103) sei noch besonders hingewiesen; auch sonst findet man für diese erst in den letzten Jahren für die Geschichte des Humanismus ausgebeuteten Zeiten fast überall bei Joachimsohn kleinere und fördernde Notizen. —

Von dem Einflusse Heimburgs auf Niklas von Wyle ist oben die Rede gewesen. Für die von Herrmann vertretene Ansicht, dass die Marina dem Niklas von Wyle abzusprechen sei (vgl. JBL. 1890 II 8 : 42), bringt Markgraf[20]) einige stilistische Beobachtungen bei. —

Zeitlich dem eigentlichen Humanismus noch etwas näher steht der Lehrer Wimphelings und Brants, der Jurist Hermann Peter aus Andlau (Professor in Basel; die letzte Nachricht über ihn in einem Briefe Brants 6. Jan. 1484). Hermann Peter war, wie Hürbin[21]) nachweist, kein Adliger; sein Libellus de Caesarea monarchia wird von H. nach der ältesten und zuverlässigsten Pariser Hs. abgedruckt, die Abweichungen der beiden anderen Hss. (Basel, Darmstadt) sowie des Freherschen Druckes von 1612 werden mitgeteilt. —

Eine unmittelbare Anknüpfung an die Art und Weise der Dramenübertragungen Albrechts von Eyb[22]) weist Stiefel[23]) in einer bekannte Schwankmotive verwertenden prosaischen „Comedia, darinnen viel puncten der Ehe kinder zuerziehen . . . gelernt wird“ (Frankfurt 1565) nach. Seine Vermutung, dass es sich um die Übersetzung eines humanistischen Schuldramas handle, wird durch Roethe[24]) bestätigt, der das lateinische Stück („Comoedia lectu utilis et iucunda, tractans de matrimoniis aliisque rebus scitu dignis“. Mainz, 1540), sowie dessen Vf., Maternus Steyndorffer, nachweist und darauf aufmerksam macht, dass im Personenregister die lateinischen Namen ganz in Eybs Weise verdeutscht sind. — Bolte[25]) weist nun für das deutsche Drama eine Ausgabe von 1540 nach (Mainz) und erschliesst mit Recht aus der Thatsache, dass beide Stücke in dem gleichen Jahre bei demselben Verleger erschienen sind, die Autorschaft Steyndorffers auch für das deutsche Stück. B. erschliesst ferner die Lebensumstände des Dichters: er stammte aus einer Erfurter Familie, wurde um 1516 geboren, sein Pate war der bekannte Humanist Maternus Pistorius, von dem er vielleicht die Richtung seiner Studien

---

][RCr. 26, S. 47/8; LRs. 18, S. 303; J. Loserth: GGA. 1891. S. 822/6; HZ. 68, S. 321/2.]| — **19)** × P. Markgraf, Ilgen, Übersetzung v. Aeneas Sylvius Gesch. Kaiser Friedrichs III. (Vgl. JBL. 1890 II 8 : 55): HZ. 66, S. 555/6. — **20)** id., Sprachl. Bemerkungen z. Marina: VLG. 4, S. 355/8. — **21)** J. Hürbin, Libellus de Caesarea monarchia v. Herm. Peter aus Andlau: ZSRG^G. 12, S. 34-103. — **22)** × M. Herrmann, Albrecht v. Eyb: ADA. 17, S. 80. (Berichtigungen u. Nachtrr. zu d. Ausg. d. dtsch. Schriften; vgl. JBL. 1890 II 8 : 56.) — **23)** (II 3 : 36.) — **24)** G. Roethe: ZDA. 36, S. 252. — **25)** (II 3 : 37.) —

und die Verehrung für Albrecht von Eyb empfangen hat. Auch eine Gelegenheitsschrift (1539) führt B. an und giebt noch einige Nachweise über die der Komödie zu Grunde liegenden Schwankmotive. —

Durch seine Beziehungen zu Peter Luder und Mathias von Kemnat gehört Jost Eichmann von Kalw, Professsor der Theologie und Prediger in Heidelberg, hierher. Aus einer verschiedenes enthaltenden Münchener Papierhs. bringt Holstein[26]) eine Abhandlung von ihm, „Regule phisonomie" zum Abdruck, und giebt eine Reihe von Lebensdaten über ihn (er starb nicht, wie ADB. 5, S. 741 zu lesen, 1491, sondern 1489); auch das zweite Stück der Hs., eine Anweisung zur Chiromantie „Tabula seu practica ciromancie" glaubt H. ihm auf Grund einer Stelle der ersten Abhandlung zuschreiben zu können. Die Hs. enthält ausserdem noch eine Reihe anderer kleiner poetischer und prosaischer Stücke, darunter eine Fassung des von Bolte[27-28]) veröffentlichten Dialogs „Lollius und Theodericus" (hier Theoderus) und eine von der ebenfalls durch Bolte veröffentlichten Fassung der Comedia Bile ziemlich abweichende korrektere Niederschrift, die H. mitteilt; das Jahr der Abfassungszeit der Comedia, 1478, ergiebt die Hs. Ausser Jost Eichmann wird von Verfassernamen noch der Heidelberger Professor Pallas Spangel (N. 3 questio curialis) genannt.[29]) —

Pallas Spangel gehörte — und damit kommen wir zur Epoche der Blütezeit des deutschen Humanismus — zu dem oberrheinischen Kreise, der in Wimpheling seinen Mittelpunkt fand. Für Wimpheling selbst ist in den Berichtsjahren manches Fördernde an den Tag gekommen. Seine bisher nur durch eine Notiz von Matthias Ringmann bekannte Schrift „Officium de sancto Josepho" weist Holstein[30-31]) nach (Druck von 1504; die Schrift, auf Ersuchen des Bischofs Albrecht von Strassburg zum Gebrauch für die Strassburger Kirche ausgearbeitet, enthält eine Sammlung von Gebeten und Gesängen zum Feste des h. Joseph). H. hat ferner den bemerkenswerten Versuch gemacht, alles zusammenzustellen, was sich über Wimphelings Leben von 1469—1501 ermitteln lässt; dass er dabei die übersichtliche Regestenform gewählt hat, wird man gleichfalls gutheissen können. Aus dem gedruckten Material sind alle irgendwie wichtigen Nachrichten zusammengestellt, und dadurch wird jedem die Möglichkeit gewährt, das an verschiedenen Stellen verstreute und zum Teil nicht leicht zugängliche Material schnell und leicht überblicken zu können; H. hat indessen das bereits Bekannte durch wertvolle Aufschlüsse aus hs. Material vermehrt und bereichert; in erster Linie ist der Wimpheling-Codex der Universitätsbibliothek zu Upsala benutzt worden, doch haben auch die Universitätsakten von Heidelberg manche hübsche Notiz ergeben. Namentlich reich sind die neuen Thatsachen, die H. für das J. 1497 beibringt. Einen Teil der in den Regesten erwähnten, z. T. bisher unbekannten Stücke hat H. abdrucken lassen[32]) und aus derselben Hs. noch Gedichte von Dietrich Gresemund, Engelhard Funck, Konrad Celtis, Jodocus Gallus, Crato von Udenheim und Johannes Scultetus hinzugefügt. Zunächst wird an einigen Gedichten durch die Vergleichung der hs. und gedruckten Fassung sehr hübsch gezeigt, in welch sorgfältiger Weise Wimpheling an seinen poetischen Arbeiten feilte; dann folgt eine Reihe bisher unbekannter Wimphelingscher Gedichte, alle in ihrer Art bemerkenswerte, wenn auch poetisch nicht hervorragende Stücke; das erste mahnt im Hinblick auf die Pest (1480) zur Busse; das zweite, im sapphischen Versmass, begrüsst Johann von Dalburg, seit 1480 Kanzler an der Universität Tübingen, als Beschützer der Musen (vielleicht 1480); das dritte preist die Tugenden des 1482 verstorbenen Bischofs von Worms, Reinhard von Sickingen, auf den auch in N. 4 ein Epigramm sich findet; in N. 5 empfiehlt Wimpheling dem zum Nachfolger Reinhards erwählten Johann von Dalburg den Domküster Heinrich; die Verhältnisse, welche dies Gedicht voraussetzt, sind zum Teil dunkel; das sechste hält ein strenges Strafgericht über den soeben gestorbenen (12. Aug. 1484) ruchlosen Sixtus IV. ab; N. 7 ist ein Glückwunschgedicht für das auch von Reuchlin angesungene, verloren gegangene Werk des Trithemius: „De miseria praelatorum claustralium"; in N. 8, das an Kaiser und Kurfürsten gerichtet ist und vielleicht dazu bestimmt war, einem Mitgliede des Reichstages zu Worms überreicht zu werden, beklagt sich Wimpheling über die Kränkungen, welche

---

26) H. Holstein, Heidelbergensia: ZVLR. 5, S. 387-95. — 27) J. Bolte, Weitere Parallelen zu d. Dialog v. Lollius u. Theodericus: ib. 4, S. 103/5. (Nachweise aus d. niederländ. u. französ. Litt.) — 28) id., Nochmals Lollius u. Theodericus: ib. S. 226/7. (Noch e. Nachweis aus d. französ. Litt., aber älter als d. in N. 27 nachgewiesene; ferner e. verwandte dtsch. Fassung aus d. Grafsch. Glatz.) — 29) ╳ G. Buchwald, E. quaestio quodlibetica d. Joh. Fabri de Werdea aus d. J. 1502: Germania 36, S. 275/8. (D. interessante Publikation wird hier wegen d. d. quaestiones quodlibeticae nicht selten eingefügten Scherzen angereiht.) — 30) H. Holstein, E. unbekannte Schrift Wimphelings: CBlBibl. 1891. S. 344/7. — 31) id., Z. Biogr. Wimphelings: ZVLR. 4, S. 227-52. — 32) id., Ungedr. Gedichte oberrhein. Humanisten: ib. S. 359-82, 446-73.

die Geistlichkeit zu erdulden hat (1495). Weniger wichtig sind die anderen Gedichte, doch kann man noch N. 11 um seines Adressaten (Johann Gottfried von Odernheim) willen hervorheben. Von den Gedichten Dietrich Gresemunds sei auf N. 6 und 7 verwiesen, mit denen der Autor in dem durch die Germania hervorgerufenen bekannten Streite Wimphelings mit Murner für jenen Partei ergreift; auch die Epigramme und N. 10 verdienen Beachtung. Recht erwünscht ist die (S. 446 ff. angegebene) Lebensübersicht des Engelhard Funck (Scintilla); von den mitgeteilten Gedichten, die ebenfalls dem Upsalacodex entstammen, sind die beiden ersten die wichtigsten: das erste schildert recht hübsch und anschaulich die Heimatsstadt des Dichters, Schwabach, das zweite ist eine Anrede an einen Ring, den er zum Geschenke erhalten; beide Gedichte sind als besonders geachtete poetische Produkte von Trithemius in der bekannten biographischen Notiz über Funck (Catalogus virorum illustrium, S. 70) erwähnt worden. Als Seitenstücke zu Wimphelings litterarischen Manifesten gegen Karl VIII. von Frankreich verdienen N. 9 und 10 Beachtung. Das von Celtis mitgeteilte Gedicht bezieht sich ebenso wie das obige Wimphelings auf das verloren gegangene Werk des Trithemius „De miseria praelatorum claustralium". Ausserdem bietet die Hs. den ursprünglichen Text der bekannten Ode an Johann von Dalburg (die Abweichungen, die zum Teil recht anziehend sind, werden mitgeteilt) und das Jahr der Abfassung 1495. Wie Engelhard Funck erscheint auch Jodocus Gallus mit einem Gedichte gegen Karl VIII. (1492). Von Jakob Locher wird ein Trauergedicht auf Alexander Bellendörffer mitgeteilt, mit dem der Autor in Bologna 1493 Freundschaft geschlossen hatte und der früh vom Tode ereilt war. Ein zweites Gedicht bezieht sich auf den durch Wimphelings Parteinahme für Zingel hervorgerufenenen Streit zwischen Locher und Wimpheling. Ein Gedicht von Crato Hofmann zu Ehren des Rektors Marsilius von Inghen, ursprünglich bestimmt, die von Wimpheling redigierte Kollektivschrift der Nominalisten an den Kurfürsten Philipp und seine Söhne zu zieren, wird nach einer eigenen Aufzeichnung Wimphelings in seinem Exemplar jener Schrift (Wolfenbüttel) abgedruckt. Die zuletzt mitgeteilten Widmungsgedichte an Wimpheling sind deshalb von einer gewissen Bedeutung, weil sie den Kreis der Männer, die zu den humanistischen Studien Beziehungen unterhielten, erweitern. Wir lernen als Dichter kennen: den Preussen Johannes Scultetus (seit 1474 in Heidelberg), Johannes Capellanus Britannus (nachweislich 1495 in Heidelberg), den kaiserlichen Sekretär Johannes Dorffner und den als engen Freund des Humanismus freilich schon bekannten Niederländer Jodocus Badius, von dem auch ein Brief an Seb. Brant mitgeteilt wird. — Ist Wimpheling im wesentlichen als der Mittelpunkt dieser unsere Kenntnis so bereichernden Publikation anzusehen, so können wir hier zugleich einen weiteren wichtigen Fund anreihen, dem für Wimphelings litterarische Thätigkeit ebenfalls eine nicht geringe Bedeutung zukommt. Aus einer schon oft benutzten Hs. des British Museum (Additional 27, 560) teilt Schüddekopf[33]) eine prosaische Erzählung Wimphelings mit (1470), eine der Jugendarbeiten, über die Wimpheling selbst später so scharf urteilte. Ein der Erzählung vorausgeschickter Brief an einen Heidelberger Freund erhellt eine bisher durch Wimphelings eigne Schuld verschleierte Episode seines Lebens: nach Wimphelings eigener Darstellung in der Expurgatio wäre er von Speier 1469 nach Heidelberg gezogen, nur um wegen einer schweren Erkrankung Aerzte zu konsultieren, und hätte sich dann erst entschlossen, dort zu bleiben. Wir ersehen jetzt, dass diese Erzählung tendenziös entstellt ist: Wimpheling ist von Speier nach Strassburg, hierauf nach Schlettstadt, dann erst nach Heidelberg gewandert; dass er bis Mitte Dec. 1569 in Speier krank gelegen, ist ebenfalls unmöglich, da er nach Ausweis der Matrikel schon am 2. Dec. in Heidelberg immatrikuliert worden ist. Sch. schickt der Novelle einen recht gut orientierenden Ueberblick voraus über den Sagenkreis, aus dem der Stoff von Wimphelings Novelle stammt, und bezeichnet die Fassungen, die der Gestaltung des Stoffes bei Wimpheling am nächsten stehen. Auch der Gewährsmann, von dem der Erzähler seine Geschichte gehört haben will, wird von Sch. nachgewiesen: Wimpheling nennt einen comes de Henneberg, gemeint ist Heinrich XV., Graf, seit 1486 Fürst zu Henneberg. In der Erzählung handelt es sich um die Geschichte von der unschuldig verfolgten und geretteten Frau. Eugenia, Gemahlin des Herzogs Lampertus von Burgund, wird fälschlich wegen Ehebruchs angeklagt. Ein Ritter, der vormals um ihre Liebe geworben und den sie abgewiesen, trotzdem sie Gegenliebe empfunden, hört von der Anklage und kommt, sie zu retten. Nachdem er als Mönch verkleidet ihre Beichte gehört und sich nochmals von

— **33**) C. Schüddekopf, E unbek. Erzählung Wimphelings: ib. S. 342-55. — **34**) K. Hartfelder, Adam Werner v.

ihrer Unschuld überzeugt hat, tritt er im Gottesgericht für sie auf, besiegt den Ankläger und befreit so die Unschuldige. — Zu Wimphelings Kreis gehört auch Adam Werner von Themar, über den Hartfelder[34-35]) eine Reihe neuer Thatsachen ans Licht bringt. Zunächst stellt er die Lebensverhältnisse des Humanisten fest: Werner ist geboren 1462 zu Themar an der Werra, besucht 1482 die Universität Leipzig, ist 1484 in Heidelberg, 1485 dort Baccalaureus, hierauf Lehrer an der Lateinschule zu Neustadt a. d. Hardt, 1488 Magister in Heidelberg, wendet sich dann der Jurisprudenz zu, ist 1503 Doktor; als Lehrer an der Hochschule ist er sehr angesehen, und stirbt am 7. Sept. 1537. Eine Zeit lang war er Erzieher am kurfürstlichen Hofe und wurde er vom Kurfürsten in praktischen Geschäften vielfach verwendet. Der öfter genannte jüngere Werner von Themar war wahrscheinlich ein Neffe des älteren. Zu dem Freundeskreise des Adam Werner gehörten Reuchlin, Wimpheling, Trithemius, für dessen oben wiederholt genannte Schrift auch Werner ein Gedicht verfasste und für den er auch, wie H. nachweist, einen Hymnus auf die heilige Anna dichtete. Beziehungen hatte Werner weiter zu Gregor Reisch und Konrad Reutter, innig befreundet war er mit Celtis. H. giebt auch kleine Beiträge zur Erklärung der Gedichte Adam Werners und weist eine von ihm herrührende Uebersetzung von vier Dialogen aus Petrarcas Schrift „De remediis utriusque fortunae" sowie einen von ihm verfassten (wahrscheinlich lateinisch geschriebenen und von Spalatin übersetzten) Bericht über den Trierer Feldzug Sickingens nach, der sich in Spalatins Chronik erhalten hat. —

Von den Persönlichkeiten aus dem Freundeskreise Adam Werners möge sich hier zunächst Trithemius anschliessen. Man sollte meinen, dass das Kapitel über die angeblichen Quellen der Geschichtsschreibung des Trithemius jetzt abgeschlossen sei; trotzdem treten diesmal wieder zwei Kämpfer für ihn auf den Plan. Von diesen beiden Ehrenrettungen bewegt sich die von Pfisters[36]), die in einem wunderlich-altertümelnden, stellenweise sogar falschen Deutsch abgefasst ist, in so allgemeinen Redewendungen, dass man sich ein näheres Eingehen darauf ersparen kann; die andere dagegen von Mentz[37]) sucht dem Gegenstand in wissenschaftlicher Weise gerecht zu werden. Allein auch sie hat die These, die sie aufgestellt hat, nicht bewiesen. Was zur Entlastung des Trithemius angeführt wird, ist nirgends zwingend, und die häufige Betonung der Thatsache, dass man Trithemius ein derartiges Beginnen nicht zutrauen könne, wird wohl niemandem, der mit Trithemius Persönlichkeit vertraut ist, einleuchten. Dazu kommt aber das Wichtigste, worauf auch Wattenbach in seiner Besprechung mit Recht hinweist: der unzweifelhafte Beweis, dass Trithemius wenigstens den Meginfrid gefälscht hat, ist jetzt durch L. Traube (AbhAkMünchen. 1. Kl. 19. Bd., 2. Abt.) endgültig geführt; es ist also in hohem Grade wahrscheinlich, dass es mit dem Hunibald sich ebenso verhält. Gerade für den Hunibald hat M. nun wieder auf einige Punkte hingewiesen; die bereits von Görres in seiner Ehrenrettung citierte Stelle des Hermann von Nuenar erklärt sich einfach durch die Benutzung des Trithemius. Ferner hat nun aber M. — vielleicht durch Wegele (S. 131) angeregt — die Stellen, in denen Franz Irenicus den Hunibald als Gewährsmann citiert, zum Abdruck gebracht (S. 37/9). Richtig ist es nun, dass sich fast alles das bei Trithemius nicht findet. Indessen findet auch diese scheinbar merkwürdige Thatsache ihre Erklärung wohl darin, dass, wie auch Wattenbach hervorhebt, Irenicus Notizen von Trithemius gesehen haben kann. Wir wissen, dass das geschichtliche Interesse bei Irenicus bis in die Knabenjahre zurück zu verfolgen ist (vgl. die bezeichnende Aeusserung Exegesis III, 53: „mihi praeterea puero adhuc in rudibus annis constituto litterae [Urkunden] ostensae sunt"). Wie nahe liegt da die Vermutung, dass ihm in Pforzheim Notizen aus dem angeblichen Hunibald zugekommen und von ihm abgeschrieben worden sind; vielleicht hat sein Lehrer Georg Simler, der mit fast allen bedeutenden Humanisten in Verbindung stand, den Vermittler abgegeben. —

Mit den litterarhistorischen Bestrebungen des Trithemius berührt sich Joh. Butzbach. Zur Kritik seines „Auctarium de scriptoribus ecclesiasticis" giebt Knod[38]) recht wertvolle Beiträge. Böcking und andere, die Stücke aus der Hs. veröffentlicht und benutzten, haben dem Werke wohl allzu viel Glaubwürdigkeit zugetraut. K. macht zunächst wahrscheinlich, dass das zumeist höchst flüchtig geschriebene Werk von Butzbach wohl

---

Themar: ib. 5, S. 214-31. — 35) id., Briefe Adam Werners v. Themar: ib. S. 232/5. — 36) H. v. Pfister, V. Ursprunge d. Franken unt. Bezugnahme auf Trittenheims Chronik u. Aethikus Histrius. Darmstadt, v. Aigner. 1891. 43 S. M. 0,75. — 37) G. Mentz, Ist es bewiesen, dass Trithemius e. Fälscher war? Diss Jena, H. Pohle. 77 S. M. 1,20. |[W. Wattenbach: DLZ. S. 1334/5.]| — 38) G Knod, Z. Kritik d. Joh. Butzbach: AHVN. 52, S. 175-234. — 39) L. Geiger, E. un-

diktiert worden ist (1508—13), und zeigt dann, mit welcher Nachlässigkeit Butzbach das Material benutzte, aus dem er seine Biographien schöpfte. Ein Teil der Lebensbeschreibungen stammt aus Trithemius „Catalogus illustrium virorum Germaniae“, doch hat sich Butzbach bei der Wiedergabe zuweilen die gröbsten Gedankenlosigkeiten zu Schulden kommen lassen. Zuweilen bezeugt ein kleiner Zusatz, dass er aus eigener Sachkenntnis redet, gelegentlich fehlt auch eine gewisse Polemik gegen den Gewährsmann nicht. Neben diesem Werke und dem von Trithemius dazu gelieferten Nachtrage hat Butzbach hauptsächlich das Werk des Jakob von Bergamo „De plurimis claris selectisque mulieribus“ (1497) ausgeschrieben, dem er die Frauenartikel entlehnte (inwieweit er Boccacio benutzte, bliebe noch festzustellen); aus den Briefen des heiligen Ambrosius hat er die Artikel „Ciricius“ und „Candidianus“ geschöpft; ferner hat er den Briefwechsel des Angelus Politianus und des Picus de Mirandola benutzt. Einen anderen Teil der Biographien hat er nach Angaben auf Büchertiteln und gelegentlichen Lesefrüchten und nach Notizen aus einzelnen Werken der betreffenden Autoren zusammengestellt. Dass es dabei ohne die gröbsten Flüchtigkeiten nicht abging, dass den meisten dieser Biographien irgend welche Bedeutung nicht zukommt, ja dass sie sogar irreführend sind, ist leicht erklärlich. Nur die Nummern, bei denen Butzbach aus eigener Erfahrung redet, sind von Wert, so die von Gieseler veröffentlichten Stücke über die Mönche von Laach und die Lebensbeschreibung des Nicolaus Bensrott, die von K. (S. 214 ff.) mitgeteilt wird. Recht erwünscht kommt das von K. angefertigte Verzeichnis aller in dem Auctarium behandelten deutschen Sehriftsteller, welches er seinen lehrreichen Ausführungen folgen lässt. —

Wertvolle Mitteilungen über Reuchlin legt Geiger[39]) nieder. Das Anziehendste ist der in der ersten Abhandlung mitgeteilte deutsche Brief Reuchlins (hs. im Frankfurter Stadtarchiv) aus dem J. 1514; er ist nach der Speierer Sentenz, die zu Gunsten Reuchlins ausfiel, geschrieben. Die Kölner hatten, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, Reuchlins Augenspiegel in Köln verbrannt, und von diesem Akte gab die Schrift des Ortuin Gratius (höchstwahrscheinlich in Köln bei Quentell gedruckt) Kunde. Reuchlins Brief hatte nun den Zweck, den Rat von Frankfurt aufzufordern, die Verbreitung des Buches während der Frankfurter Messe zu hindern. Mit Recht weist der Herausgeber auf die schöne Stelle des Briefes „das Höchste, so der Mensch haben mag, nämlich die Ehre“ hin und betont, dass hier eine speciell humanistische, von der theologischen Weltauffassung unberührte Anschauung zu Worte komme[40-41]). — Andererseits legt ein ebenfalls von Geiger[42]) bekannt gemachter Brief an Mutian (1509; hs. auf der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe) von Reuchlins kirchlicher Frömmigkeit Zeugnis ab; am wichtigsten ist das Schreiben dadurch, dass die Böckingsche Deutung des Ludovicus Mistotheus auf Luther nunmehr endgültig widerlegt ist; dieser Ludovicus Mistotheus ist vielmehr der auch in Mutians Briefwechsel erwähnte Ludwig vom Rayn, erzbischöflicher Vicedom von 1504—32. In der Erfurter Matrikel wird er als Lodewig Lendergart de Reyn und als Lodovicus Londergut de Rain angeführt. Wahrscheinlich hat Reuchlin den Namen dieses Bekannten gräzisiert; und da er wohl Londergot gesprochen hat, so lag die griechische Form des Namens nahe. Aus einer Karlsruher Hs. legt G. ferner Anfang und Schluss der von Reuchlin herrührenden lateinischen Uebersetzung von Xenophons Rede des Sokrates an die Richter vor. Sicher vor 1494, wahrscheinlich aber viel früher, etwa um 1475 verfasst, weist sie viele Fehler und Verstösse gegen die Grammatik und grobe Missverständnisse auf; dass sie noch während Reuchlins Baseler Zeit verfasst worden ist, scheint die Thatsache zu beweisen, dass sie Jakob Hugonis aus Mauersmünster gewidmet ist, zu dem Reuchlin in späterer Zeit keine Beziehungen mehr hatte. Sehr dankenswert ist die vollständige Mitteilung des Abkommens zwischen Reuchlin und den Kölnern („Copia concordiae inter fratres praedicatores et D. Ioan. Reuchlin.“ 1520; vgl. L. Geiger, Reuchlin, S. 447; H. Ullmann, Sickingen, S. 168); bei der Wichtigkeit des Schriftstückes wird es jedem, der auf diesem Gebiet arbeitet, erwünscht sein, den Wortlaut selbst leicht benutzen zu können. — Ueber die dichterische Thätigkeit Reuchlins geben die in einer Besprechung der Komödien-Ausgabe Holsteins niedergelegten Untersuchungen von Weilens[43]) neue Aufschlüsse. W. unterscheidet in dem älteren Humanistendrama drei Richtungen: 1. strenge Anlehnung an die Antike; 2. Neigung, kleine Schwänke dramatisch auszugestalten; 3. Tendenzdramen wie Codrus, Stylpho u. a. Reuchlins Sergius gehört in die dritte Gruppe, während

---

gedr. Brief Reuchlins: ZVLR. 4, S. 154/7. — **40**) × E. Brief Reuchlins: SchwäbMerk. 1891. N. 90. (Wiederholung v. N. 39.) — **41**) × P. Beck, E. Brief Reuchlins in seinem litt. Handel gegen Pfefferkorn, Hoogstraten u. Gen.: DiöcesASchwaben. 8, S. 43/4. (Wiederholung v. N. 39.) — **42**) L. Geiger, Ungedrucktes v. u. über Reuchlin: ZVLR. 4, S. 217 26. — **43**) A,

der Henno eine Verbindung der beiden ersten Gruppen repräsentiert. Man mag an dieser Einteilung manches auszusetzen haben; allein der Nutzen einer klaren und übersichtlichen Gliederung ist unzweifelhaft. Auch das Abhängigkeitsverhältnis des Henno erscheint bei W. in neuer Auffassung. W. schliesst auf Grund volkstümlicher italienischer Ueberlieferungen und Grazzinis Komödie auf einen italienischen Schwank, der sowohl dem Luzerner Neujahrsspiel (Ende des 15. Jh., wie Bächtold auf Grund der Hs. erklärt), wie dem Henno zu Grunde liegt. Doch muss Reuchlin, nachdem die Grundzüge des Stückes bereits feststanden, auch der „Maître Pathelin“ bekannt geworden sein, da er den Ausruf des Knechtes „ble“ wohl dem entsprechenden „be“ des Schäfers in der französischen Farce nachgebildet hat. Im einzelnen scheint nach W. die Aulularia des Plautus Reuchlin beeinflusst zu haben; für die Nachwirkung steuert er dann noch einige Einzelheiten bei und legt eine vervollständigte Bibliographie beider Komödien vor. — Für die Betrachtung des älteren humanistischen deutschen Dramas kann man manchen Vorteil aus den Analysen ziehen, welche Cloetta[44-44a]) von den Dramen der älteren italienischen Renaissance giebt (ausführlich behandelt werden: Mussato, Manzini, Loschi, Corraro). —

Nicht durch die Zeit ihrer Abfassung, sondern durch die von humanistischer Seite erfolgte erste Ausgabe gehört die alte Schrift „Libellus de veterum principum zelo et fervore in christianam religionem Deique ministros“ von Lupold von Bebenburg in diesen Zusammenhang. Lupold von Bebenburg (von 1353—62 Bischof von Bamberg), bekannt als Staatsrechtslehrer und als Vertreter einer Richtung, die, „von der Omnipotenz des Kaisertums ausgehend, die Prärogative des päpstlichen Stuhles auch in geistlichen Dingen möglichst beschränkte,“ verfasste wahrscheinlich 1325 seinen libellus, der lange verschollen blieb, bis ihn gegen Ende des 15. Jh. der Kardinal Markus in Speier auffand. Die religiöse Tendenz des Traktates, die Verherrlichung der Verdienste der deutschen Fürsten um die Religion mussten namentlich Wimphelings Kreise sympathisch sein, und so gab mit Wimphelings und Seb. Brants Unterstützung Johannes Bergmann von Olpe 1497 den libellus zu Basel heraus. Wimpheling fügte eine Widmung an Friedrich Camerarius und Seb. Brant zwei einleitende Gedichte sowie ein Schlussgedicht hinzu; Hosäus[45]) teilt das erste und letzte Gedicht Brants in deutscher Übersetzung mit. Nach dieser Ausgabe stellte nun Fürst Magnus von Anhalt (1456—1516) wahrscheinlich gegen 1508 eine sprachlich nicht uninteressante Uebertragung des libellus her; doch kann man von einer genauen Uebersetzung nicht wohl sprechen. Denn Magnus unterdrückte alle von Lupold angeführten Belegstellen, kürzte hier und da die Darstellung und schied einzelne Partien ganz aus; zuweilen, wenn auch nicht häufig, hat er auch kürzere Zusätze erbaulicher Art gemacht, von deren Charakter die nachfolgende eine Vorstellung geben kann: „Welcher fürst ist yetzo ßo vleisig bey gotes dinst vnd wan einer (der gots dinst, alß dißer keißer getoen hath), thuen wurde, der were verspottit vnd belacht. Aber hyr auß ist offenbar, das dy altin deutzchin fursten eyne sunderliche liebe vnd andacht zcue enthaldung gotlich dinsts getragen vnd lybhaber geweßen cristlicher ordenung vnd innickeit, dar umb got auch wy gehort, wunderlich bey in gewest vnd hilf meebticlichen bewyßen.“ Die Uebersetzung, die H. jetzt aus einem in der Fürst-Georgs-Bibliothek zu Dessau befindlichen Papierbande hat abdrucken lassen, ist, wenn man den aus der Zeit sich ergebenden Massstab anlegt, gewandt geschrieben, und die Sprache zeichnet sich durch manche eigentümlich kräftige Wendungen aus. Der Herausgeber hat sich durch die häufige Heranziehung des Wortlautes der Vorlage um das Verständnis der Uebersetzung ein Verdienst erworben. — Aehnlich wie mit Lupold von Bebenburg steht es mit Matthias von Neuenburg, dessen Thätigkeit Weilands[46-47]) Arbeiten beleuchten; weniger um seiner eigenen Persönlichkeit als um deswillen, dass Cuspinian zuerst seine Chronik herausgegeben hat, gehört er in diesen Zusammenhang. —

Zwei Schriften des Murmellius hat Bömer[48-49]) wieder zugänglich gemacht: das „Enchiridion scholasticorum“ verdankt seine Entstehung der Zeit, wo Murmellius seine erste segensreiche Thätigkeit als Konrektor an der Domschule zu Münster entfaltete; es

v. Weilen, H. Holstein, Reuchlins Komödien: ADA. 17, S. 43. — 44) W. Cloetta, Beitrr. z. Litt.-Gesch. d. Mittelalters u. d. Renaissance. (= D. Anfänge d. Renaissancetragödie. II.) Halle, Niemeyer. X, 244 S. M. 6,00. |[MLN. 7, S. 49-51; A. Hermann: BLU. S. 469.]| — 44a) X id., Bilancini, la tragedia italiana nel secolo 16: LBlGRPh. 12, S. 168. (Durchaus absprechend.) — 45) W. Hosaeus, „Die tawren hendele etzlicher cristlicher vor fursten vnd furstynnen“ aus d. Lateinischen v. Fürst Magnus zu Anhalt: MVAnhaltG. 6, S. 1-52. — 46) L. Weiland, D. Wiener Hs. d. Chronik d. Matthias v. Neuenburg. Göttingen, Dieterich. 1891. 4°. 59 S. M. 4,00. — 47) id., Beitrr. z. Kenntnis d. litt. Thätigkeit d. Matthias v. Neuenburg. Göttingen, Dieterich. 1891. 4°. 29 S. M. 1,80. — 48) A. Bömer, D. Münsterischen Humanisten Murmellius „De magistri et discipulorum officiis Epigrammatum liber.“ Münster i. W., Regensberg. 40 S. M. 1,00. — 49) id., D. Murmellius „Opusculum de discipulorum officiis, quod enchiridion scholasticorum inscribitur.“

ist vor dem Ausbruche seines Streites mit Timann Kemner, dem Rektor an der gleichen Anstalt, geschrieben. Das Büchlein enthält Lehren darüber, wie das Studium am besten einzurichten sei. Was Murmellius darüber vorträgt, ist, an dem Standpunkt der Zeit gemessen, durchaus verständig und einsichtig. Das Werk liegt in vier, sämtlich ziemlich flüchtig hergestellten Ausgaben vor (zwei von 1505, die zweite durch Petrus Nehemeus besorgt, dann 1551 und 1612); zu Grunde gelegt ist die Originalausgabe. Die Einleitung erwähnt die Menge der Citate aus klassischen Schriftstellern, die jedoch häufig ungenau angeführt werden, sowie die inhaltlichen Berührungen, die zwischen dem Enchiridion und anderen Schriften des Murmellius stattfinden. Man vermisst aber eine eingehendere Untersuchung über das Verhältnis, in dem des Murmellius Schrift zu den ihr zeitlich vorangegangenen humanistischen Büchern gleichen Inhalts steht; B. geht darüber mit einigen Worten hinweg, und doch wäre wenigstens eine Zusammenstellung dessen, was Murmellius der von ihm selbst erwähnten Adolescentia Wimphelings verdankt, von grosser Wichtigkeit gewesen. Zwischen dem „Enchiridion“ und der Schrift „De magistri et discipulorum officiis Epigrammatum liber“ (1510), die noch Reichling bei seiner Biographie nicht bekannt war, dann aber von Bäumker aufgefunden wurde und nun in B.s sauberem Neudruck allgemein zugänglich gemacht worden ist, liegen die unerquicklichen Streitigkeiten, die Murmellius veranlassten, von der Domschule zu der Ludgerischule, ebenfalls in Münster, überzugehen, von wo er erst 1512 nach Beilegung des Zwistes wieder an die Domschule zurückkehrte. Der Inhalt der Epigramme deckt sich teilweise mit dem Enchiridion, an das man zuweilen nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach gemahnt wird; allein von seinem eigentlichen Gegenstande, den Pflichten von Lehrern und Schülern, schweift Murmellius zuweilen ganz ab, er tadelt allgemeine Schwächen und Fehler der Menschen und entsendet scharfe satirische Pfeile gegen einen Ungenannten; es kann kein Zweifel sein, dass es sich hier um den unglückseligen Timann Kemner handelt; hat doch Murmellius selbst, als wieder ein leidliches Verhältnis zwischen ihm und dem selbstgefälligen, eitlen Manne hergestellt war, seine früheren Aeusserungen durch eine Art Ehrenrettung Kemners in Vergessenheit zu bringen gesucht. Am Schlusse der Einleitung ist ein Verzeichnis der beabsichtigten Vorlesungen des Murmellius angefügt; den Epigrammen hat Murmellius eine Ode auf den heiligen Franz von Assisi beigegeben. —

Eine höchst interessante Schrift des Euricius Cordus hat Krause[50]) aufgefunden; sie enthält zwei Elegien (Ex Nosematostichis Elegiae duae), die eine an seine Schüler, die zweite an seine beiden ältesten Söhne — von denen der ältere frühzeitig gestorben sein mag, während der zweite, Philipp, mit einem jüngeren Bruder Valerius 1527 in Marburg immatrikuliert wurde. Vorausgeschickt ist den beiden Elegien ein später in die 2. Ausgabe der Epigramme übergegangenes Widmungsgedicht. Sowohl um ihrer selbst willen als auch wegen der bereits erwähnten biographischen Aufschlüsse, die sie gewähren, sind die Gedichte von Wert. — Ein weiterer Aufsatz Krauses[51]) erwähnt ausser den neuen Ermittelungen über das Leben des Dichters noch das angebliche Geburtshaus des Cordus, das in Simethshausen gezeigt wird; weniger für die Geschichte des Humanismus als für die allgemeine Litteratur- und Kulturgeschichte ist ein Resultat dieses Aufsatzes von Wert: sehr oft ist der Kern von Legendenbildungen nicht in alten volkstümlichen Ueberlieferungen zu suchen, sondern erst durch litterarische Quellen vermittelt. —

Euricius Cordus führt uns in den Freundeskreis des Mutian. Von Mutians Briefwechsel liegt jetzt die neue Ausgabe von Gillert[52]) vor. Sie hat insofern einen Vorzug vor der Krauses, als sie für die 93 von Krause nur in Regesten gegebenen Briefe den Text bietet. Ferner waren bisher unbekannt N. 557 und 558, die Gedichte von Crotus an Mutian, der Brief von Mosellanus an Mutian N. 559. Das Gedicht von Mutian an Crotus N. 581 und S. 309 die Briefe von Eoban Hesse. Die Einleitung kommt in ihrer Charakteristik des Mutianischen Freundeskreises nicht wesentlich über Krause hinaus. Eine Besprechung von Krause polemisiert sehr scharf gegen G.s Arbeit und geht in ihren Angriffen wohl etwas zu weit; doch wird man in der Beurteilung der Frage nach der Datierung der Briefe Heinrich Urbans (Bd. 1, S. 100 ff., N. 73 und 74 nicht 1508, wie G. annimmt, sondern 1510 und ebenso S. 199, N. 142 nicht 1509, sondern 1510) geneigt sein, sich auf Krauses Seite zu stellen. —

Die ausserordentliche Verehrung, mit der gerade die Mitglieder des Mutianischen

---

ebda. 67 S. M. 1,60. — **50**) C. Krause, Zwei neue Gedichte d. Euricius Cordus mitget. u. übers.: Hessenland 5, S. 114/9. — **51**) id., V. Namen d. Dichters Euric. Cordus: ib. S. 152/4. — **52**) K. Gillert, D. Briefwechsel d. Conradus Mutianus, ges. u. her. 2 Tle. in 1 Bd. (= GQ. d. Prov. Sachsen. Bd. 18.) Halle, Hendel. 1891. LXIX, 436 S.; 372 S. M. 16,00.

Ordens zu Erasmus emporblickten, giebt uns ein Recht, ihn hier anzuschliessen. Unsere Kenntnis vom Leben und Wirken des Erasmus hat in den Berichtsjahren mannigfache Erweiterung und Vermehrung erfahren. Zwar der Versuch einer summarischen Gesamtcharakteristik von Haarhaus[53]) muss als wenig gelungen bezeichnet werden, da H. sich damit begnügt, die bekannten Angaben und Notizen zu gruppieren, manches auch geradezu schief und unrichtig auffasst, so die Schuldfrage in dem Huttenschen Streite. — Recht wertvoll dagegen sind die Ausführungen, in denen Hartfelder[54]) Erasmus Stellung zur Reformation bis zum J. 1510 beleuchtet. Der Vf. beginnt mit dem Briefe Spalatins an Erasmus (11. Dec. 1516), in welchem Luther zum ersten Male, wenn auch nicht namentlich erwähnt wird; diesem Briefe folgte vierzehn Tage nach dem Thesenanschlag ein zweites Schreiben Spalatins, das das offenbare Bestreben verrät, mit Erasmus eine Verbindung anzuknüpfen. 1518 widmete dieser seine Ausgabe des Sueton dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzog Georg; das Widmungsschreiben verrät keine bestimmte Tendenz; dagegen spricht er sich in dem bekannten Schreiben, mit welchem er 1519 von Antwerpen aus Friedrich dem Weisen das Werk übersandte, günstig über Luther und tadelnd gegen dessen Feinde aus, immer aber mit vorsichtiger Zurückhaltung. Ueber die Person Luthers sowie über seine Sache wird dann noch weiter zwischen Friedrich dem Weisen und Luther verhandelt; charakteristisch für Erasmus ist die beständige Mahnung zur Mässigung. Hierauf folgte die persönliche Begegnung zwischen dem Kurfürsten und Erasmus in Köln, wo die allbekannte Aeusserung des letzteren über Luther fiel. Nachdem Erasmus von der Herberge Friedrichs des Weisen in sein eigenes Quartier zurückgekommen war, schrieb er die Axiomata nieder, die im wesentlichen für Luther eintreten, aber doch zur Mässigung raten, wie denn auch Erasmus seinen Freunden erklärte, dass er der evangelischen Wahrheit zugethan sei, aber dies im Stillen thun müsse. Mit Recht weist H. darauf hin, dass nicht Erasmus, sondern Friedrich der Weise der Suchende ist; es lässt sich überall erkennen, ein wie lebhaftes Interesse man in Wittenberg daran hatte, dass Erasmus sich günstig über Luther äussere. Auch das ist richtig, dass Erasmus sich dem Reformator gegenüber offenbar als der Ueberlegene, Beratende fühlt. Der Keim des Gegensatzes ist also schon vorhanden. Auch Friedrich der Weise selbst fühlte sich in Köln von Erasmus nicht ganz befriedigt; seine Worte waren ihm nicht bestimmt, nicht greifbar genug, und diese Stimmung des Kurfürsten gegen den Vorsichtigen hat sich in seinem späteren Leben noch verstärkt. — Hartfelder[55]) hat sich noch ein anderes, ebenfalls sehr dankbares Thema gewählt, indem er Erasmus Beziehungen zu den Päpsten seiner Zeit darlegt. Ueber Julius II. spricht sich der Gelehrte meist missbilligend aus; seine kriegerischen Neigungen behagten ihm nicht. Bei dem siegreichen Einzuge des Papstes in Bologna war er zufällig zugegen (1506); in Rom verfasste er auf die Veranlassung des Kardinals Rafael Riario und angeblich auf einen Wunsch des Papstes zwei nicht mehr erhaltene Gutachten über eine Beteiligung der Kurie an einem Kriege gegen Venedig; auf einen Antrag des Kardinals Grimani, in Rom zu bleiben (Frühjahr 1509: man machte ihm Hoffnung auf die Stellung eines römischen Pönitentiarius), ging er nicht ein. An Leo X. richtet Erasmus von London aus (28. April 1515) das bekannte Huldigungsschreiben, worin er um die Erlaubnis bittet, Leo seine Hieronymus-Ausgabe widmen zu dürfen. Leo antwortet huldvoll; Erasmus schreibt von neuem und lässt durch den päpstlichen Legaten in England, Andreas Ammonius, den Papst bitten, eine Entscheidung über Erasmus Stellung zum Mönchtum zu treffen und die Nachteile zu beseitigen, die aus seiner unehelichen Geburt ihm erwuchsen. In drei Breven (1517), für die sich Erasmus in den demütigsten Wendungen bedankt, wird seine Bitte erfüllt. Da man am päpstlichen Hof ihn mit Luther in Verbindung brachte, verteidigt sich Erasmus (1519) in dem Dedikationsschreiben zur zweiten Ausgabe des neuen Testaments; weitere Anklagen sucht er durch einen Brief aus Löwen (13. Sept. 1520) zu entkräften. Nach der Wahl Adrians VI. widmet Erasmus diesem die von ihm herausgegebene, angeblich von Arnobius herrührende Erklärung der Psalmen und fügt der Ausgabe ein gedrucktes Widmungsschreiben bei. Der Papst antwortet freundlich, fordert Erasmus auf, seine litterarische Kraft in den Dienst des Kampfes gegen die Ketzerei zu stellen, und lädt ihn zu diesem Zwecke nach Rom ein (1. Dec. 1522); ein zweiter Brief (Jan. 1523) wiederholt die Einladung nach Rom und die Mahnung zum Kampfe gegen Luther. Das leider nicht ganz erhaltene Antwortschreiben des Erasmus sucht vorsichtig und behutsam auszuweichen. Auch

———

|[MHL. 20, S. 39; C. Krause: LCBl. 1891. S. 1268-72.]| — 53) J. R. Haarhaus, Erasmus v. Rotterdam, d. erste moderne Mensch diesseits d. Alpen: LZg^B. 1891. N. 90. — 54) K. Hartfelder, Friedr. v. Sachsen u. Erasmus: ZVLR. 4, S. 203-14. — 55) id., Des. Erasmus u. d. Päpste seiner Zeit: HTb. 11, S. 121-62. — 56) A. Richter, Erasmusstudien. Diss. Leipzig.

Clemens VII. wird nach seiner Wahl von Erasmus in einem verbindlichen lateinischen Schreiben begrüsst (1524), worauf Erasmus freundliche Antwort und 200 Goldgulden erhält: er wird wieder nach Rom eingeladen, unter allen Umständen wird ihm die Gunst des Papstes verheissen, seinen Gegnern aber sei Schweigen auferlegt. Das freundliche Verhältnis des Erasmus zur Kurie dauerte auch unter Paul III. fort. Angeschlossen ist bei H. eine recht interessante Beleuchtung von Aleanders Verhältnis zu Erasmus: Hieronymus Aleander schloss 1508 in Venedig mit dem beträchtlich älteren Gelehrten Freundschaft; während seiner Erfolge als humanistischer Universitätslehrer in Paris dachte er daran, in Deutschland sich eine ähnliche Thätigkeit zu suchen, wozu es indessen nicht kam. Hierauf im Dienste Eberhards von der Mark, des Fürstbischofs von Lüttich, dann päpstlicher Legat in Deutschland, wurde er, wie bekannt, eine der gehasstesten Persönlichkeiten. Erasmus vermied ihn zuerst; Aleander erklärte das dem Papste gegenüber als ein Zeichen des bösen Gewissens und that alles, um Erasmus in Rom möglichst zu verdächtigen. In einer Zusammenkunft mit Erasmus (1520) stellte er böse Absichten mit erstaunlicher Unverschämtheit in Abrede, setzte aber trotzdem seine Anklagen gegen ihn fort. Den Grund für dies Verhalten findet H. in der durch Huttens Expostulatio bekannten Thatsache, dass Erasmus das Gerücht erfunden, Aleander sei ein getaufter Jude; ferner darin, dass Aleander von den Beziehungen zwischen dem Papst und Erasmus wusste und nicht gern den Papst auch von anderer Seite aus Deutschland beeinflusst sehen wollte. Später suchte Erasmus, trotzdem ihm Aleanders Berichte über ihn an den Papst durch Gönner bei der Kurie bekannt wurden, ein leidliches Verhältnis herzustellen, was ihm auch gelang, wenn auch von beiden Seiten Offenheit und Ehrlichkeit fehlten. — Wertvolle Beiträge zu Erasmus Leben giebt der erste Teil von A. Richters[56]) Dissertation; der Vf. versucht Ordnung in den chronologischen Wirrwarr des Erasmischen Briefwechsels zu bringen und stellt daher zunächst die wichtigsten Lebensdaten, dann die Briefe bis 1509 übersichtlich in Regestenform zusammen; er hat durch sorgfältige Erwägungen die Jahre der Briefe meist richtig bestimmt, soweit die von den Ausgaben angegebenen Daten irgendwie unwahrscheinlich waren; die Monatsangaben hat er immer genau übernommen, vielleicht aus der Ueberzeugung, dass hier eine Nachprüfung doch keine Resultate liefern würde; indessen kann der Versuch doch wenigstens gemacht werden. Im allgemeinen aber muss man sagen, dass der Vf. für die von ihm behandelte Periode eine sehr brauchbare und längst schmerzlich vermisste chronologische Grundlage geschaffen hat. Auch sind die wichtigsten Wendepunkte in der litterarischen Entwicklung des Erasmus gut und richtig hervorgehoben (N. 2, 36), und besonders dankenswert ist es, dass R. den Brief von Erasmus an Gaguin (N. 33), sowie die anderen wertvollen Stücke (N. 31, 32, 34, 148) ans Licht gezogen hat. Dagegen kann der von R. gemachte Versuch, 1466 als das Geburtsjahr des Erasmus zu bestimmen, nicht als glücklich bezeichnet werden; auch die Thatsache, dass Erasmus der einzelnen Landessprachen (des Niederländischen, Niederdeutschen und Französischen, aber nicht des Hochdeutschen und Englischen) mächtig gewesen sei, bedurfte wohl kaum erst besonderer Nachweise. — Auch für das äussere Leben des Erasmus haben die beiden Berichtsjahre manches wertvolle Material gebracht oder wieder erneuert. L. Sieber hatte in drei Privatdrucken das älteste Testament des Erasmus (nach einer Abschrift von Bonifaz Amerbach), das Inventarium über die Hinterlassenschaft des Erasmus sowie das Verzeichnis seines Mobiliars herausgegeben. Durch Kan[57]), der auch den Namen „Erasmus" als antik nachweist, sind jetzt diese im Original auf der Universitätsbibliothek in Basel befindlichen Schriftstücke allgemein zugänglich gemacht. — Das Testament und das Inventarium bezeugen, wie Hartfelder[58]) mit Recht hervorhebt, die materielle Unabhängigkeit des Erasmus; das am 22. Juli 1536 aufgenommene Inventarium weist eine ausserordentliche Menge von Kostbarkeiten und eine schöne Bibliothek auf. Das älteste Testament des Erasmus ist vom 22. Jan. 1527; eigentlicher Erbe und Testamentsvollstrecker ist Bonifacius Amerbach, Exekutoren Beatus Rhenanus, Basilius Amerbach und Hieronymus Froben; ihnen und anderen namentlich erwähnten Freunden werden Geschenke zugewendet. Vor allem aber liegt dem Erasmus eine Gesamtausgabe seiner Werke am Herzen; er bestimmt reiche Geldmittel dafür, setzt auseinander, wie sie besorgt werden soll, und wünscht, dass sie bei seinem Freunde Froben erscheine. Der Rest des Geldes soll zur Unterstützung talentvoller

---

(Dresden, Pässler) 64, XXIV S. |[BPhWS. 12, S. 1498/9; DZL. S. 1178; P. de Nolhac: RCr. 32, S. 509.]| — **57**) J. B. Kan, Erasmiana. Erasmiani Gymnasi programma litterarium. Roterodami, Wenk. 1891. 32 S. |[BPhWS. 12, S. 1593/4; P. de Nolhac: RCr. 32, S. 509.]| — **58**) K. Hartfelder, Sieber, d. Testament d. Erasmus (Basel 1889); id., d. Inventarium über d. Hinterlassenschaft d. Erasmus (ib. 1889); id, d. Mobiliar d. Erasmus (ib. 1891): BPhWS. 12, S. 1209-11.

Jünglinge und zur Aussteuer tugendhafter Mädchen verwandt werden. Charakteristisch ist die Bemerkung über das Begräbnis: „Sepulturae cura sit penes heredem, sumptu nec sordido, nec ambitioso, ritu ecclesiastico, sicut nemo queri possit.“ Das Verzeichnis des Mobiliars endlich, die „supellex“, ist von Erasmus Famulus, Gilbert Cognatus (Cousin), 10. Apr. 1534 angefertigt, als Erasmus die Absicht hatte, Freiburg wieder zu verlassen; wie es scheint, wollte er manche unnötigen Stücke seines Hausrates des Wegzuges halber veräussern. Diesen drei Stücken hat H. das bereits von ihm 1881 veröffentlichte dritte Testament des Erasmus (1536, 12. Febr.) beigefügt; Haupterbe ist auch diesmal B. Amerbach; von den drei im Testament von 1527 erwähnten Exekutoren sind nur noch zwei geblieben; es fehlt Beatus Rhenanus. — Eine Untersuchung der Quellen des Encomium morias wäre gewiss eine ebenso wichtige wie ertragreiche Arbeit. Schönfeld[59]) sucht für zwei Stellen die Vorbilder im Narrenschiffe nachzuweisen, doch habe Erasmus von Brant nur die erste Anregung empfangen, die Gedanken selbständig ausgebildet. Wenngleich die Einwirkung des Narrenschiffes im ganzen auf Erasmus nicht bestritten werden soll, so scheint doch die Beeinflussung in den beiden vorgeführten Einzelfällen recht zweifelhaft. —

Von den Freunden des Erasmus[60]) möge hier Beatus Rhenanus[61-62]) angereiht werden. Ueber seine Stellung zur Reformation verbreitet ein Brief neues Licht, der nach einer Abschrift des auf der Antistiumsbibliothek in Basel befindlichen Originales von Erichson[63]) mitgeteilt wird. In dem Briefe giebt Sapidus (3. Aug. 1526) Bucer von einem Gespräch Kunde, das er mit Beatus Rhenanus gehabt, und das allerdings sowohl für Beatus Rhenanus selbst als auch für die Stellung vieler anderer Humanisten zu Luther ausserordentlich charakteristisch ist. Beatus Rhenanus wirft den Führern und Anhängern der Reformation vor, dass der weltliche Sinn und die weltlichen Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke, die sie dem Erasmus und gleichgesinnten Männern zum Vorwurf machten, bei ihnen genau ebenso zu finden seien. —

Huttens litterarische und politische Thätigkeit ist durch die aufschlussreichen Untersuchungen Szamatólskis[64]) wesentlich erhellt worden. Seinen stilistischen Untersuchungen legt S. Huttens Uebersetzung des Vadiscus zu Grunde und zieht Ulrich Varnbülers Verdeutschung beständig zum Vergleich herbei. Der Vf. zeigt den Einfluss der Kanzleisprache auf Hutten in dem Eindringen formelhafter Wendungen, der Kirchensprache in dem Ausmerzen heidnischer Vorstellungen; der Einfluss der höfischen Sprache lässt sich daraus erkennen, dass Hutten trotz der sonst in seinen Schriften hervortretenden derben Ausdrucksweise manche sittlich anstössigen Dinge zu mildern sich bemüht. Huttens im wesentlichen ablehnendes Verhältnis zu den Fremdwörtern wird charakterisiert; hübsch ist der Nachweis, dass die mehrgliedrigen Ausdrücke sehr häufig nicht der volkstümlichen, sondern der Kanzleisprache entstammen. Unter den folgenden Rubriken sind „Polemik“ und „Syntax“ die aufschlussreichsten. Die Resultate, die S. aus dieser Betrachtung des Stiles gewonnen hat, verwendet er zur Untersuchung der anonym erschienenen Uebersetzungen der lateinischen Schriften Huttens. S. will in dem zweiten Abschnitte den Nachweis führen, dass Huttens Wendung zur deutschen Schriftstellerei bei weitem früher eingetreten sei, als man bisher angenommen hat. Der Beweis für diese Hypothese darf im allgemeinen als geglückt bezeichnet werden. Im einzelnen sei Folgendes bemerkt: Dass die anonyme deutsche Übersetzung der Febris und des Phalarismus von Hutten herrühre, wie S. behauptet, ist nicht wahrscheinlich; die Existenz der beiden um Ostern 1520 verfassten, aber verloren gegangenen deutschen Reimgedichte darf als gesichert angesehen werden; auch die Uebersetzung der fünf Klagschriften rührt wahrscheinlich von Hutten her. Der Versuch, die Entstehung der „clag und vormanung“ in etwas frühere Zeit zu rücken, verdient Beachtung; die Datierung der Entschuldigung (Ende 1520) ist überzeugend. Auch durch ausserordentlich wichtige und gründlich ausgenützte Funde ist unsere Kenntnis des wichtigen Zeitabschnittes wesentlich vermehrt worden; ein Brief Sickingens an Robert von der Mark giebt die urkundliche Bestätigung für die längst vermutete Thatsache, dass Sickingen keineswegs zu einem gewaltsamen Losbruch gegen die päpstliche Partei so geneigt war, wie der sanguinische Hutten annahm; die von S. in der Nachlese (11, 16—21) mitgeteilten Aktenstücke

— 59) H. Schönfeld, Brant u. Erasmus: MLN. 7, S. 345/8. — 60) × O. F. Fritzsche, Glarean. (Vgl. JBL. 1890 II 8 : 16.) |[K. Hartfelder: ADA. 17, S. 173; G. Egelhaaf: HZ. 67, S. 544/5.]| — 61) × Vernes, Horawitz u. Hartfelder, Briefwechsel d. Beatus Rhenanus: RCr. 24, S. 45. — 62) × Chrn. Meyer, Beatus Rhenanus: MagdZg^{B}. 1891. N. 38. — 63) A. Erichson, E. neues Dokument über Beatus Rhenanus: ZKG. 12, S. 211/3. — 64) S. Szamatólski, Ulrichs v. Hutten dtsch. Schriften. Untersuchungen nebst e. Nachlese. (= QF. N. 67.) Strassburg, Trübner. 1891. IX, 180 S. M. 4,00. |[A. Hauffen: ADA. 18, S. 269-72; L. Fränkel: LBlGRPh. 13, S. 292/5; G. Loesche: ThJB. 11, S. 206; K. Hartfelder: BPhWS. 11, S. 943/5; LCBl. S. 788/9; NatZg. 1891. N. 423; M. Blau: MLN. 7, S. 352/7; AZg^{B}. 1891. N. 83;

beweisen, dass Hutten daran dachte, allenfalls bei seiner Familie Schutz zu suchen, und mit ihr in Unterhandlungen trat, die aber zu keinem Ziele führten; das Wichtigste aber ist das Ausschreiben gegen den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz. Dass wir in diesem im Herbst 1522 verfassten Ausschreiben, an dessen dann doch unterbliebene Veröffentlichung Hutten nach Sickingens Sturz dachte, die verloren gegangene Schrift „In tyrannos“ vor uns haben, macht der Inhalt in hohem Grade wahrscheinlich[65-69]. —

Eine Reihe kleinerer Biographien hat die ADB. einzelnen Humanisten zu Teil werden lassen. Recht kurz wird über den durch seine grammatischen Schriften bekannten Schüler des Alexander Hegius, Joh. Sinthius (Johann van Delden?), durch van Slee[70]) berichtet (geb. um 1450, † 1533). — Lehrreich handelt Knod[71]) über Peter Schott (1458—1490); er verfolgt seinen Studiengang, schildert ihn im Verkehr mit seinen Freunden und bezeichnet richtig als die Haupttendenz seines Strebens, die neuerwachte humanistische Wissenschaft in den Dienst der Religion zu stellen; nur über Schotts Werke wären einige nähere Angaben erwünscht gewesen. — Bolte[72]) fasst kurz das Wichtigste über die von ihm herausgegebene, 1497 verfasste lateinische Komödie „Scornetta“ von Hermann Knuyt van Slyterhoven zusammen. — Clemens Sender (1475 — wahrscheinlich 1537), Mönch im Benediktinerkloster, bekannt als ein Mitglied des Kreises Peutingers, der ihn auch zur Geschichtsschreibung anregte, hat in W. Vogt[73]) einen Biographen gefunden, der namentlich über Charakter, Tendenz und Wert der beiden Geschichtswerke Senders unterrichtet. — Zu kurz wird der durch den Verkehr mit Butzbach und Trithemius bekannte Jakob Siberti von Reusch[74]) abgefertigt; auch wenn dem Vf. die hs. Werke nicht erreichbar waren, liess sich mit Hülfe des gedruckt vorliegenden Materials doch ein anschaulicheres Bild erreichen. — Ueber Georg Sibutus hat Hartfelder[75]) das Bekannte ansprechend zusammengestellt. — Bauch[76]) giebt eine kurze Notiz über den Mediziner und Humanisten Joh. Solfa. — Ehrmann[77]) erzählt das Leben des Cornelis S. Grapheus (Schryver, geb. 1482, gest. als Sekretär der Stadt Antwerpen 1558), gedenkt seiner Bekanntschaft mit Erasmus und charakterisiert auch die poetische Thätigkeit, die Grapheus im Auftrage des Antwerpener Magistrats auszuüben hatte. — Die Biographie von Jak. Sobius, die Hoche[78]) verfasste, bringt nichts wesentlich Neues. — Sehr ausführlich erzählt Eisenhart[79]) das Leben des Juristen Joh. Sichardt (1499—1552) und verfolgt sowohl seine praktische Thätigkeit wie seine Bemühungen um die Herausgabe juristischer Quellenwerke. —

Dem Vermittler zwischen Humanismus und Theologie, Melanchthon[80-86]), sind mehrfach fördernde Arbeiten gewidmet worden. Hartfelders[87]) wertvolle Sammlung stellt aus Hss. sowie aus schwer zugänglichen Einzeldrucken eine Reihe wichtiger Aktenstücke zusammen, auf die auch hier, namentlich soweit es sich um die noch nicht bekannten hs. Stücke handelt, näher eingegangen werden muss. Die drei Schulordnungen für Eisleben, Nürnberg und Herzberg waren bereits bekannt; wenn sie auch zunächst für die Geschichte des Unterrichtswesens von Wert sind, gewinnen sie doch durch die Art, wie der Lehrstoff verteilt ist, auch für die Geschichte des Humanismus eine gewisse Bedeutung. Von den Briefen können nur die bisher unbekannten Berücksichtigung finden. Hohes Interesse bietet N. 8, der Brief von Jak. Micyllus (7. Okt. 1525; Münchener Hs.) an Joh. Meckbach (geb. 1495), worin Micyllus sich über den beendeten Bauernkrieg ausspricht: wenn auch durch den Sieg Wissenschaft und Frömmigkeit vor dem Untergang bewahrt seien, so hätten doch die gesiegt, die längst auf eine Gelegenheit zur Vernichtung von

---

ZGORh. 6, S. 525; F. Servaes: Zeitgeist N. 15.]| — **65**) × Chrn. Meyer, Hutten u. Sickingen (vgl. JBL. 1890 II 8 : 27): MHL. 19, S. 145. — **66**) × S. Szamatolski, Huttenus delarvatus: Nation[B]. 9, S. 167/8. (Vgl. JBL. 1890 II 8 : 27.) — **67**) × Votsch, U. v. Hutten (vgl. JBL. 1890 II 8 : 24). |[K. Hartfelder: BPhWS. 11, S. 277/9 (absprechend); A. Schröter: BLU. 1891. S. 109-10.]| — **68**) × × F. Falck, Curae posteriores zu Janssen, Bd. 2: Katholik 1891. S. 481-501. — **69**) × O. Vogt, Z. Briefe Huttens an Mosellanus: ZKG. 13, S. 162/3. (Giebt einige Textbesserungen.) — **70**) van Slee, J. Sinthius: ADB. 34, S. 408. — **71**) G. Knod, P. Schott: ib. 32, S. 406/7. — **72**) J. Bolte, Sluyterhoven: ib. 34, S. 474. — **73**) W. Vogt, C. Sender: ib. S. 6/7. — **74**) H. Reusch, J. Siberti: ib. S. 135/6. — **75**) K. Hartfelder, G. Sibutus: ib. S. 140/1. — **76**) G. Bauch, J. Solfa: ib. S. 565. — **77**) E. Ehrmann, Cornelis Grapheus: ib. 33, S. 487/8. — **78**) R. Hoche, J. Sobius: ib. 34, S. 529-30. — **79**) A. v. Eisenhart, J. Sichardt: ib. S. 143/6. — **80**) × K. Hartfelder, Ph. Melanchthon als Praeceptor Germaniae. (Berlin 1889.) |[G. Kawerau: HZ. 68, S. 325/8 (bestreitet, dass Melanchthon d. Sprachen nur als Hilfsmittel für d. Theologen betrachtet habe); H. Holstein: NJbbPh. 144, S. 137-46 (empfehlende Inhaltsang.); G. Orterer: HJb. S. 812-22 (anerkennend); J. K. Fleischmann: BBG. S. 176/8.]| — **81**) × (I 10 : 17.) |[L. Enders: ThLZ. S. 523-5; G. Kawerau: GGA. S. 185-92; id.: DLZ. S. 1323/4.]| — **82**) × × R. A. Lipsius, Melanchthon: DRs. 73, S. 414-27. — **83**) × G. Müller, Melanchthons Entwurf zu e. Briefe Kurfürst Augusts an d. Königin Elisabeth: ZKG. 12, S. 621/4. (Rein kirchengesch.) — **84**) × O. v. Heinemann, E. Brief Melanchthons: ib. S. 213/4. — **85**) × K. Hartfelder, Ungedr. Briefe an Melanchthon: ib. S. 187-207. (Vgl. JBL. 1890 II 7 : 44.) — **86**) × G. Buchwald, Leonh. Badehorn: MVGMeissen. 2, S. 20/3. (Sächsischer Jurist 1510-87, mit Melanchthon befreundet. Die Darstellung nach d. auch sonst benutzten Leichenrede v. Jungermann.) — **87**) (I 10 : 19.) |[ClassicalR. 46, S. 412.]| — **88**) K. Hartfelder,

Wissenschaft und Frömmigkeit gewartet haben, nämlich die kriegerischen Hauptstützen des Katholizismus (Micyllus denkt an Süddeutschland). Charakteristisch ist auch die Klage über die Verachtung der Studien selbst bei denen, „qui plurimum pro Jesu nomine audire volunt". Der Brief N. 22 (ebenfalls München) von Kaspar Hedio an Melanchthon (1545) ist wichtig, weil er Nachrichten mitteilt, die ihm soeben in einem Briefe von Beatus Rhenanus zugegangen: es sind im wesentlichen Gerüchte über bevorstehende kriegerische Ereignisse. Zum grössten Teil ungedruckt sind die sich an diese Briefe anschliessenden Aktenstücke zur Geschichte der Universität Wittenberg: N. 1 giebt einen Nachweis über die juristischen Lektionen des Henning Göde aus dem weimarischen Staatsarchiv, dem auch die übrigen Stücke entstammen; N. 2 giebt einen Vorschlag Melanchthons für den Lektionsplan (1521); ebenso wird in N. 4 ein Verzeichnis einzelner Vorlesungen (1521), gelegentlich auch mit Urteilen über die Lehrer, entworfen; N. 5 kommt weniger für die Geschichte des Humanismus in Betracht; N. 8 und 9 enthalten Berichte über Vorlesungen, Disputationen und Deklamationen an der Universität (1539). Das anziehendste und lehrreichste Stück dieses Abschnittes ist indessen N. 10, die Rede, mit der Veit Winsheim (eigentlich Veit Örtel, 1501 [?]—1570, Freund Luthers, mehr aber noch Melanchthons, seit 1541 Professor erst der griechischen Sprache, dann der Medizin in Wittenberg) seine Vorlesungen über Euripides nach humanistischem Brauche eröffnete. Charakteristisch ist die Rede des wackern Mannes, dessen philologisch-litterarische Thätigkeit H. kurz darstellt, vor allem deshalb, weil sie uns zeigt, wie unter dem Einflusse Melanchthons bei der Erklärung der Alten das ästhetisch-philologische Interesse allmählich vollständig hinter dem theologischen zurücktrat. Diese Tendenz macht sich am deutlichsten in der Antwort geltend, die sich der Vf. auf die von ihm aufgeworfene Frage stellt, was die Tragödie überhaupt und insbesondere Euripides darthäten: „Primum ut vita humana praesertim absque vera pietate, absque Deo et spiritu sancto Gubernatore nihil aliud est, quam re ipsa horribilis et tristissima tragoedia, ita tragoedia scripta quid aliud est quam pictura miserrimae vitae nostrae?" Wertvoll sind auch die meist aus der Vadiana in St. Gallen entnommenen Wittenberger Studentenbriefe, doch kommen sie mehr für die Kultur- und Reformationsgeschichte als für den Humanismus in Betracht. Was für unsere Zwecke wichtig ist, sei hier festgestellt: in N. 2 das Urteil über Erasmus, N. 3 über Petrus Mosellanus; N. 4 wieder ein ungünstiges Urteil über Erasmus (1521) von Thomas Blaurer, das sich auf leider nicht mitgeteilte Thatsachen zu gründen scheint. Merkwürdig ist das in N. 4 gedruckte Wort des Melanchthon, dass er Leute nicht leiden könne, die unentschieden seien und sich fürchteten, Anstoss zu erregen. In N. 11 schreibt Ulscenius an W. Capito: „Hutteno scribet (sc. Melanchthon) tui causa, ut ab instituto desistat. Miror hominis imprudentiam atque ingratitudinem." H. bezieht die Aeusserung auf den Erasmischen Streit und verweist auf eine Stelle bei Strauss, wo von den Ursachen der Expostulatio die Rede ist. Da dieser Brief 30. Nov. 1521 geschrieben ist, so ist natürlich eine Beziehung auf jene Vorgänge ausgeschlossen; der Brief, den Hutten 13. Nov. 1520 an Erasmus schreibt, zeigt keine feindliche Stimmung, sondern nur das Bestreben Huttens, den zaghaften Mann mit sich fortzureissen. Es muss daher unentschieden bleiben, ob bei der Angelegenheit Erasmus irgendwie mit gemeint war. In N. 21 ist erwähnenswert der Freundeskreis Raythers. N. 25 über den blühenden Zustand der Wittenberger Schule. In N. 26 wird von einem wohl nicht zur Ausführung gekommenen Plane Melanchthons, Luthers Psalter ins Lateinische zu übersetzen, berichtet (1524). Der allgemeine Eindruck, den man aus dem die J. 1520—25 umfassenden Briefwechsel erhält, ist ein durchaus erfreulicher: man fühlt das frische geistige Leben an der Universität überall gewissermassen aus den Aeusserungen der Studenten heraus, auch die innigen Beziehungen zwischen Lehrern und Studenten treten stets hervor. Unter den von H. mitgeteilten griechischen und lateinischen Gedichten Melanchthons findet sich nichts bisher Unbekanntes. Dagegen bekommen wir in den gesammelten Aussprüchen Melanchthons eine Reihe recht hübscher Mitteilungen aus Hss., auch die biographischen Notizen ziehen manches wenig Beachtete ans Licht, und durch die bibliographischen Zusammenstellungen (S. 206) hat H. die Melanchthon-Bibliographie im CR. in der That sehr erheblich ergänzt und erweitert. Den Schluss bildet eine Auslese von Lobgedichten und Epitaphien auf den Doktor Philippus; das wertvollste von den mitgeteilten Stücken ist das Carmen de Philippo Melanchthone von Edo Hidelricus (Hildersen aus Varel in der Herrschaft Jever, seit 1578 Professor in Heidelberg), 1580, ein umfangreiches (249 Distichen), aber wohlgelungenes und von wohlthuender Wärme getragenes Gedicht, das Melanchthons Wirken nach allen

Seiten hin gerecht zu werden sucht. — Hartfelder[88]) bringt auch einen recht interessanten Nachweis über eine Schrift „Ratio discendi“, die unter Melanchthons Namen in einem kleinen Schriftchen zugleich mit vier anderen Stücken ohne Angabe des Ortes und des Jahres gedruckt ist. Die Schrift enthält ein begeistertes Lob der Humanitätsstudien; die Sprachen werden als notwendig für das Verständnis des Evangeliums bezeichnet. Erasmus „Commentariolus de ratione discendi“ wird zur Lektüre empfohlen. Da unter den vier andern Stücken sich auch zwei recht ungünstige Urteile Luthers und Melanchthons über Erasmus befinden, so macht H. durch eine Darlegung des Verhältnisses zwischen den Wittenbergern und Erasmus es höchst wahrscheinlich, dass die Publikation von Luthers Kreise nicht ausgegangen sein kann. Thatsächlich hat nun H. Teile jener „Ratio discendi“ in einer Münchener Hs. gefunden, und schliesst daraus mit Recht, dass es sich bei all diesen Stücken um Niederschriften von Studenten handelt, die nachher durch diese Zuhörer ohne Wissen der Reformatoren in die Oeffentlichkeit gelangten. H. glaubt nach einer Notiz der Hs. Schreiber und Herausgeber in einem Magister Georg Ebner zu finden, der freilich weder in der Wittenberger Matrikel noch als Korrespondent Melanchthons und Luthers nachzuweisen ist[88a]). — Von sonstigen Arbeiten über Melanchthon seien noch folgende hervorgehoben: Albrecht[89]) teilt zwei hs. erhaltene lateinische Gedichte Melanchthons mit, beide nicht sonderlich bedeutend; Hartfelder[90]) bringt aus einer Münchener Hs. das Stück eines Kollegienheftes zum Abdruck, in dem ein Teil einer Vorlesung Melanchthons über die Tusculanen erhalten ist; die Art der Auslegung weicht von der im 16. Jh. üblichen Erklärungsweise der klassischen Autoren nirgends ab; aus dem durch Distel[91]) mitgeteilten Briefe eines Ungenannten an einen nicht zu ersehenden Fürsten erhalten wir Kunde von dem tiefen Eindruck, den Melanchthons Tod auf den Kurfürsten August von Sachsen machte. Das Schreiben liegt im sächsischen Hauptstaatsarchiv. —

Einen der Vertreter des deutschen Humanismus in den Ostmarken, Rudolphus Agricola Junior, hat uns Bauch[91a]) in einer ansprechenden, von gründlicher Beherrschung des Materials zeugenden Studie vorgeführt. Agricola ist geboren um 1490 zu Wasserburg am Bodensee, besucht von etwa 1501—6 die Schule zu Rottweil, wandert dann als Scholar, berührt Leipzig und Breslau, wo Laurentius Corvinus Einfluss auf ihn gewinnt, ist dann in Krakau, wo Dantiscus sein Vorbild wird, lernend und lehrend, nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Ungarn in Wien, dann wieder in Krakau, wo er 1521 stirbt. Er kann sich an Bedeutung mit seinem ihm völlig fernstehenden Namensvetter keineswegs messen, doch hat er eine weit ausgebreitete, wenn auch nicht tiefgehende philologische Thätigkeit entfaltet, als Lehrer segensreich gewirkt (sein Schüler war Valentin Eck) und gewinnt durch seine Beziehungen zu Vadian und Dantiscus[91b-91c]) Interesse. —

Dem Wesen des Humanismus entsprechend fällt der Philologie der erste Platz zu. Einige Philologen haben in den diesmal vorliegenden Bänden der ADB. Berücksichtigung gefunden. Eine kurze Darstellung hat Reusch[92]) dem Andr. Schott zu Teil werden lassen; sein Leben — er ward geboren am 12. Sept. 1552 zu Antwerpen, war 1584 Professor zu Saragossa, trat 1576 in den Jesuitenorden ein, war seit 1597 wieder in Antwerpen und starb 23. Jan. 1629 — wird erzählt; seine zahlreichen philologischen Werke, hauptsächlich Ausgaben und kritische Zusammenstellungen, werden wenigstens den Titeln nach angeführt. — In der Biographie des Caspar Scioppius (Kaspar Schoppe 1576—1649) beschreibt Hoche[93]) sehr ausführlich den Lebensgang des durch seine philologische Thätigkeit ebenso wie durch seine fanatische Bekehrungswut bekannt gewordenen streitsüchtigen Konvertiten, kommt dagegen in der Betrachtung der philologischen Arbeiten nirgends über die Darstellung hinaus, die Bursian in der Geschichte der klassischen Philologie von Scioppius wissenschaftlichen Verdiensten entworfen hat. Ja, manche wichtige Notiz, die bei Bursian bequem zu finden war, und die man ungern vermisst, sucht man in dieser Biographie vergebens; so wäre bei der Erwähnung der Grammatica philosophica des Scioppius ein Hinweis auf Fr. Sanctius wohl am Platze gewesen. — Hoche[94]) widmet auch dem Holländer Petrus Scriverius (1576—1660) eine kurze Notiz, in welcher Scriverius Ausgabe des Martial (1619) und seine Sammlung der Fragmente der lateinischen

---

Ueber Melanchthons „Ratio discendi“: ZKG. 12, S. 562/6. — **88a)** × (S. o. N. 10.) — **89)** K. Albrecht, Zwei bisher unveröffentl. Gedichte Melanchthons: ThStK. 65, S. 178-81. — **90)** K. Hartfelder, Aus e Vorlesung Melanchthons über Ciceros Tusculanen: MGESchG. 1, S. 168-77. — **91)** (II 6 : 51.) — **91a)** G. Bauch, Rudolphus Agricola Junior. E. Beitr. z. Gesch. d. Humanismus im dtsch.-poln.-ungar. Osten. Progr. d. 2. evang. höh. Bürgerschule. Breslau (Grass, Barth & Cie.). 38 S. — **91b)** × Z. Gesch. d. Renaissance: HPBll. 109, S. 794. — **91c)** × F. Hipler, Beitrr. z. Gesch. d. Humanismus aus d. Briefwechsel d. Joh. Dantiscus: HJb. 13, S. 389. — **92)** F. H. Reusch, A. Schott: ADB. 32, S. 392/3. — **93)** R. Hoche, G. Scioppius: ib. 33, S. 479-84. — **94)** id., P. Scriverius: ib. S. 492. — **95)** H. Holstein, E. Sarcerius: ib. 34, S. 727/9.

Tragiker (1620) besonders hervorgehoben werden. — Nur durch seine lateinische Lobschrift auf Lübeck, die Laudatio Lubecae, und seine pädagogischen Bemühungen („Exercitia dialectices et rhetorices; Libellus in usum puerorum, qui primum exponere discunt“ 1533) gehört Erasmus Sarcerius (Schürer) in diesen Zusammenhang, dessen Thätigkeit sonst ganz dem theologischen Gebiete zugewandt ist; von ihm gab Holstein[95]) Kunde. —

Die Biographie des Juristen Ulrich Zasius hat Neff[96]) fortgesetzt (vgl. JBL. 1890 II 8:15); im allgemeinen kann man sagen, dass der vorliegende zweite Teil durch Ausnutzung des Briefwechsels und Betrachtung der Reden und Gedichte fördernder ausgefallen ist als der erste, wenn auch wesentliche neue Resultate nicht zu verzeichnen sind; ein unbekannter Brief des Erasmus an Zasius ist nach einer Münchener Hs. mitgeteilt, ebenso zwei gedruckte Briefe von Geiler und Picus von Mirandola; die Kollation eines Briefes des Erasmus wird nach einer Berner Hs. gegeben. — Von den Einwirkungen des Humanismus auf die Medizin legt Paracelsus Zeugnis ab. Sein Leben und seine Anschauungen werden in einem populär gehaltenen Aufsatze von Frantz[97]) zwar im einzelnen nicht ohne Irrtümer, doch im wesentlichen richtig, auch klar und übersichtlich geschildert. — Dagegen gewährt ein mit ausserordentlichem Fleisse zusammengestelltes, aber im Verhältnis zu seinem Gegenstande ganz unglaublich weitschweifiges Buch über Paracelsus Schädel und Grabdenkmal von Aberle[98]) so gut wie gar keine Ausbeute. — Heinrich Rantzau, der als eifriger Humanist und neulateinischer Dichter von Bertheau[99]) schon früher (ZSchlH. Bd. 18) dargestellt ist, wird nun von demselben Autor als Geschichtsforscher gewürdigt. Zunächst lernen wir Rantzau als Mitarbeiter an dem „Theatrum urbium“ des Fuscus (Georg Braun) und dem Atlas des Gerhard Mercator kennen. Fuscus erhielt von Rantzau Bilder und Beschreibungen der schleswig-holsteinischen Städte; ein Teil der zwischen Fuscus und Rantzau gewechselten Briefe hat sich in einer allerdings wenig umfangreichen Kieler Hs. erhalten. Auch ein Teil der Briefe Mercators an Rantzau ist noch vorhanden; sie und ein Schreiben von Mercators Sohn zeigen, wie uneigennützig und hingebend Rantzau die wissenschaftlichen Arbeiten Mercators gefördert hat. Aber auch an eigenen Arbeiten zur Geschichte und Beschreibung seines Heimatlandes hat es Rantzau nicht fehlen lassen. Die poetische Beschreibung des Krieges gegen die Ditmarschen (1559), die er unter dem Namen Cilicius Cimber herausgab, ist wenigstens in ihrem zweiten Teile als eine vorzügliche Geschichtsquelle anzusehen. Sein wichtigstes Werk aber ist seine „Beschreibung der Cimbrischen Halbinsel“. Die Hs. war lange verloren, und von derartigen Arbeiten Rantzaus nur der sehr unbedeutende „Libellus de origine, fortitudine, rebus gestis et fidelitate Cimbrorum“ (1594) bekannt. Der Wert der Descriptio, soweit nicht die etymologischen Schrullen und der unentwickelte kritische Sinn den Blick Rantzaus trüben, ist nicht gering anzuschlagen, namentlich in all den Partien, die er aus eigener Kunde oder nach Berichten von Zeitgenossen mitteilt. Ferner wird Heinrich Rantzau auch als Vf. des geschichtlichen Textes zu den Elegien des Jonas von Elverelt über die Adelsgeschlechter von Holstein (1592), ferner als der eigentliche Autor eines Hauptteiles der Holsteinischen Chronika von Andreas Angelus (1597) nachgewiesen. Auch der Geschichte seines eigenen Geschlechtes ging Rantzau sorgfältig nach; die ersten der auf seine Veranlassung zusammengestellten Genealogien zeigen noch ruhige und auf urkundliches Material gegründete Darstellung, später dringen auch hier wüste und abenteuerliche Fabeln ein. —

Bei der Betrachtung der neulateinischen Dichtung möge die Lyrik den Anfang machen. Ein lateinisches Klagelied auf den Tod Ulrich Zwinglis teilt Odinga[100]) aus einem hs. Sammelbande der Züricher Stadtbibliothek mit. Der Vf. der „Idyllium Daphnis“ betitelten Ekloge ist der auch sonst bekannte Dichter Rudolph Gualther (1519—86); das Gedicht bedient sich der von den neulateinischen Dichtern so überaus häufig verwendeten idyllischen Einkleidung: Coridon (Rudolph Gualther) begegnet dem Hirten Jola (Johannes Frisius); er findet ihn bekümmert, und erfährt auf seine Frage, dass der Schmerz des Jola durch den Tod des Daphnis (Zwingli) hervorgerufen ist, den der Wolf („impiissimus hostis“) zerrissen! Jola stimmt ein Klagelied an mit der ebenfalls bei den Neulateinern so ausserordentlich oft gebrauchten Form, dass am Anfange jedes Absatzes die gleiche Zeile wiederkehrt; hier: „Hunc lugete, meae tristes lugete Camoenae“.

— **96**) J. Neff, Udalricus Zasius. E. Beitr. z. Gesch. d. Humanismus am Oberrhein. T. 2. Progr. d. Gymn. Freiburg i. B., Lehmann. 1891. 4°. 35 S. — **97**) A. Frantz, Paracelsus. Sein Leben u seine Lehre. (= Kunst u. Litt. Ges. Vortrr. her. v. A. Roeper. Leipzig, Oesterwitz. 1891. 208 S. M. 3,60: S. 42, 114.) — **98**) K. Aberle, Grabdenkmal, Schädel u. Abbildungen d. Theophr. Paracelsus. Beitrr. z. genaueren Kenntnis derselben. Salzburg, Dieter. III, 580 S. Mit 6 Taf. M. 6,00. |[LCBl. S. 84.]| — **99**) C. Bertheau, Heinr. Rantzau als Geschichtsforscher: ZSchlH. 21, S. 307-64. (S. o II 1 : 84.) — **100**) Th. Odinga, E. Idyll R. Gualthers über Zwinglis Tod: ThZSchw. 8, S. 54/9. — **101**) H. Streber,

Coridon tröstet den Freund und preist seinerseits den Thyrsis (Bullinger), dem Daphnis sterbend Stall und Herde übergeben habe; in dem Preislied auf Bullinger beginnt ebenfalls jeder Absatz mit der gleichen Anfangszeile. Das Gedicht ist gewandt und lebendig geschrieben; nach des Herausgebers Angabe soll es in Lausanne verfasst sein; gern erführe man, worauf diese Vermutung sich gründet. Der Sammelband enthält noch andere kleine, zum Teil humoristische Gedichte Gualthers und einen dramatischen Entwurf: „Agamemnon". —

Unter den neulateinischen Dichtern, die eine von aller Voreingenommenheit freie, umfänglichere biographische Darstellung durchaus verdienten, steht Simon Lemnius in erster Reihe. Die ihm gewidmete kurze biographische Skizze Strebers[101]) bringt wenig neues und steht an Wert weit hinter dem Lebensabriss zurück, den seiner Zeit F. Vetter entworfen; an eine Ergänzung, Bereicherung und Revidierung des schönen Versuches Vetters, die Persönlichkeit des Lemnius durch die Zusammenfassung aller in Betracht kommenden Züge scharf zu umreissen, hat der Vf. des neuen Lebensbildes wohl überhaupt nicht gedacht. Dagegen ist die nochmalige Erwägung der Autorfrage der „Threni magistri nostri Johannis Eckii" erwähnenswert und nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Der Vf. meint, dass Ecks Autorschaft auszuschliessen sei, da dieser zur Zeit der Abfassung bereits gegen Luther höchst erbittert gewesen. Durch diesen Schluss glaubt sich S. zu der Annahme berechtigt, das Pamphlet sei aus Luthers Kreise hervorgegangen, wie er denn auch — meines Erachtens ohne jeden triftigen Grund — aus den Typen auf Wittenberg als den Druckort schliesst. Auch die chronologische Folgerung halte ich nicht für zwingend; ferner zeigt das ganze Stück eine so auffallende Verwandtschaft mit dem sonstigen pamphletistischen Stile des Lemnius, dass man sehr geneigt ist, an seiner Autorschaft festzuhalten. Immerhin aber wäre eine wiederholte gründliche Untersuchung der Frage wünschenswert. — Auf ähnlichem Standpunkt wie Streber steht von Höfler[102]), der durch nochmalige eingehende Darstellung des ganzen Streites, den, wie es scheint, überflüssigen Versuch macht, zu zeigen, dass die Wittenberger und namentlich Luther zu ihrem Vorgehen gegen Lemnius keine Berechtigung hatten, und dass daher für die Erbitterung, wie sie aus dem dritten Buche der Epigramme spricht, sich Entschuldigungsgründe aufweisen lassen, für die gehässigen und unflätigen späteren Angriffe sich wenigstens eine Erklärung findet. Heute wird kaum jemand noch Luthers Heftigkeit und unnötige Gereiztheit gegen Lemnius in Schutz nehmen wollen, obgleich wir freilich nicht wissen können, ob nicht irgend eine andere vorhergegangene Angelegenheit Luther schon gegen den Poeten verstimmt hat. Recht fraglich ist auch H.s Hypothese, dass die Wittenberger das Verschwinden der Apologie veranlasst (also doch wohl nach H.s Meinung den grössten Teil der Auflage aufgekauft und vernichtet) hätten. Was als Beweis dafür beigebracht wird, kommt über Vermutungen nicht hinaus; aus Melanchthons Aeusserung an Caspar Bornner (S. 92) einen Analogieschluss für die Apologie zu ziehen, wie dies S. 102 geschieht, ist jedenfalls unzulässig. Dagegen muss man H. sehr dankbar sein, dass er einen vollständigen Abdruck der Apologie nach einem früher in Wittenberg, jetzt im kgl. preuss. Predigerseminar befindlichen Exemplare des äusserst seltenen Buches giebt. Die Ausfälle gegen Hausen, der bei seiner Ausgabe (1776) einige heftige Stellen der Apologie gestrichen hatte, würde man ebenso gern entbehrt haben wie einzelne Stilblüten. (Ein Beispiel: „Die beiden libelli waren in Asche verwandelt, aus welcher ein carmen famosum hervorging, das aber noch niemand gesehen hatte! Einem Gespenste gleich hüpfte es herum, bis es unerwartet greifbare Gestalt annahm" [S. 91]). —

Der von Peter[103]) veröffentlichte Briefwechsel des Georgius Fabricius mit seinem Bruder Andreas soll im nächsten Jahre ausführlicher gewürdigt werden. —

Ein Brief Stigels vom 24. Febr. 1546 wird von Thenn[104]) mitgeteilt. Stigel schreibt aus Tiefurt an den lutherischen Prediger Johann Lange in Erfurt; er ist tief erschüttert durch Luthers Tod und schickt sein unmittelbar unter dem Eindruck der Todesnachricht entstandenes Gedicht „De viro sancto Martino Luthero" mit, damit es in Erfurt gedruckt werde (s. o. II 1 : 7).[105-106]) —

Simon Lemnius: Wetzer u. Weltes Kirchenlex. 7, S. 1735/8. — **102**) C. Ritter v. Höfler, D. Schutzschrift d. Dichters Simon Lemnius gegen d. gewaltsame Verfahren d. Wittenberg. Akad. wider ihn. 1538. Aus: SBGWPrag. S. 79-146. Prag, Rivnáč. 147 S. M. 1,20. — **103**) ⨯ ⨯ H. Peter, Georgii Fabricii ad Andream fratrem epistolae ex autographis primum editae. Progr. v. St. Afra. Meissen, Klinkicht. 31 S. — **104**) A. Thenn, J. Stigel an J. Lange. 1546: ZKG. 13, S. 166/8. — **105**) ⨯ A. Wetzel, Epigramm auf e. in Hamburg gezeigten Elephanten: MVHambG. 14, S. 315/6. (1643 v. einem Magister C. B. Beccerus in e. Programm als N. 7 einer „Epigrammatum hebdomas" veröffentlicht.) — **106**) ○ ⨯ ⨯ Omont, Lettre de Conrad Gessner à Chytraeus: RBibl. 8, S. 122. — **107**) H. Werner, Z. Gesch. d. Paradieser

Ueber die poetische Beschreibung, die Achatius Curaeus dem Paradiserkloster zu Teil werden liess, handelt kurz Werner[107]) („Paradisus Silesiae Cisterciensibus fratribus a Bronisio gentis Vienevrae comite, ante annos 1238 fundatus.“ Dantisci 1563) und weist die Richtigkeit der von Markgraf (ZHGPosen. Bd. 3) bezweifelten Thatsache nach, dass nämlich der Autor, dessen deutscher Name Scherer war, schon 1588 zum Professor am evangelischen Gymnasium in Danzig ernannt worden ist. An der Hand des Gedichtes, das ausser einem einleitenden und einem Schlussgesange aus achtzehn Einzelbeschreibungen besteht, sucht der Vf. dann eine Reihe von Thatsachen über die Geschichte des Klosters, über Einrichtungen und Gewohnheiten des Klosterlebens festzustellen. —

Eine Elegie des Martinus Balticus (I, 4) behandelt Heydenreich[108]); in diesem an Balticus Lehrer Zacharias Weixner in Bruck gerichteten Gedichte wird eine Freiberger Sage erzählt. Ein Knabe, der ein Geheiss seines Vaters nicht erfüllt, wird von den Eltern verwünscht, ewig bewegungslos zu bleiben. Der Fluch geht in Erfüllung, nach sieben Jahren eines jammervollen Lebens stirbt der Knabe. H. weist darauf hin, dass Balticus den Stoff durch wandernde Freiberger Bergleute erhalten habe, und macht auf andere poetische Behandlungen der Sage aufmerksam, sowie auf die, wie es scheint, wichtige und an Material reiche Abhandlung „Das verwünschte Kind zu Freiberg“ (Dresden, 1747). —

Einen weniger um seiner selbst, als um der Gegend, in der er zuerst wirkte, und um seiner Schicksale willen erwähnenswerten lateinischen Dichter, Joachim Erythräus, bringt Wehrmann[109]) in Erinnerung. Der Poet, geb. 13. Dec. 1637 zu Bela in Oberungarn, studierte in Wittenberg und wurde 1662 zu Leutsch in Oberungarn Archidiakonus. 1673 durch die Katholiken vertrieben, wird er erst Pastor in Hohen-Zahden bei Stettin, dann in Stettin selbst, wo er am 21. März 1699 stirbt; von seinen lateinischen Dichtungen sind Inhaltsangaben sämtlicher Kapitel der Bibel in Distichen zu erwähnen; W. teilt einige Proben mit, unterlässt es aber, die Quellen anzugeben, aus denen er die Notizen geschöpft hat. —

Auch in der ADB. sind mehrere neulateinische deutsche Lyriker behandelt worden. Der sicherlich vielseitigste und begabteste der ganzen Schar, Joh. Secundus (Jan Nicolai Everardi), ist von Ehrmann[110]) richtig, aber doch viel zu kurz charakterisiert; gewiss wird in ihm die Antike wirklich lebendig, aber damit sind doch nur die allgemeinsten Umrisse seines Schaffens bezeichnet: auch im Rahmen einer kurzen Skizze war es möglich, seines Reichtums an Motiven, seiner Beobachtungsgabe, seiner Vorbilder zu gedenken, sowie seine Stellung innerhalb der deutschen, niederländischen, neulateinischen Dichtung zu kennzeichnen. — Adam Sibers Leben (1516—84) wird von G. Müller[111]) ansprechend und ausführlich dargestellt, auch die reiche pädagogische Thätigkeit, die Siber entfaltete, im einzelnen vorgeführt; weniger wird der Dichter berücksichtigt, doch giebt der Vf. wenigstens eine freilich etwas summarische Gesamtcharakteristik der Poemata und gedenkt Sibers Ausgabe der Gedichte Stigels. — Sibers Sohn Adam Theòdor (1563—1616), über den ebenfalls G. Müller[112]) kurz schrieb, ist als vielseitiger philologischer Schriftsteller erwähnenswert. — Eingehender ist die dichterische Thätigkeit bei Joh. Seckervitz von Pyl[113]) berücksichtigt (geb. um 1520, 1574 Professor der Poesie in Greifswald, † 1583); sein Epos „Daneidum ... libri quatuor“ (1581) wird erwähnt, und sein zweites Epos „Pomeraneidum libri quinque“ (1582) gewürdigt; es ist kein einheitliches Werk, sondern eine Reihe von Dichtungen, die nur durch die Beziehung auf Pommern in losen Zusammenhang mit einander gebracht sind, doch ist das Gedicht wichtig durch seine Mitteilungen aus der pommerschen Geschichte und Landeskunde, über Bogislaws X. Wallfahrt nach dem heiligen Lande, sowie durch seine Schilderung von 33 pommerschen Städten. Von dem letzten Werke Seckervitz wird nur der Titel erwähnt. — Eine kurze Notiz wird dem Poeten Valentin Schreck (1527—1602) durch Hoche[114]) zu Teil. — Ausführlicher wird Joh. Schosser (1534—1585) von Ellinger[115]) behandelt; in seinen Gelegenheitsgedichten erscheint er durch Sabinus beeinflusst; seine biblischen Epen sind ohne Wert; wichtig dagegen und nicht ganz ohne reizvolle Züge sind die Partien seines Epos „Marchias“, welche die hohenzollersche Stammsage behandeln. — Chr. Schmiterlow (geb. wohl etwa um 1555 in Stralsund, † um 1604) hat zur Hochzeit seines Bruders Georg,

---

Klosters: ZHGPosen. 7, S. 87-92. — 108) E. Heydenreich, E. Humanist d. 16. Jh. über d. Freiberger Sage v. ungeratenen Sohn: MFreibergAV. 27, S. 41/8. — 109) M. Wehrmann, E. vertriebener ung. Geistlicher in Stettin: KBlVSbnbgL. 14, S. 110/1. — 110) E. Ehrmann, J. Secundus: ADB. 35, S. 524/5. — 111) G. Müller, A. Siber: ib. 34, S. 125-30. — 112) id., A. Th. Siber: ib. S. 130. — 113) Th. Pyl, J. Seckervitz: ib. 33, S. 523/4. — 114) R. Hoche, V. Schreck: ib. 32, S. 466. — 115) G.

des späteren Stralsunder Ratsherrn, ein nur hs. erhaltenes lateinisches Epithalamium in Hexametern verfasst. Das Gedicht hatte, wie Pyl[116]) mitteilt, 5 Bücher; nach der Inhaltsangabe scheint sich der Dichter redlich bemüht zu haben, den spröden Stoff durch näher oder ferner liegende Erfindungen anziehender zu gestalten. — Mehr als Mäcen denn als Dichter kommt Joh. Seusse[117]) (Janus Seussius, geb. um 1566, gest. 1631) in Betracht, der sich auch als deutscher Dichter versucht, und mit Opitz, Fleming, Buchner, und Tscherning in Verbindung gestanden hat. Befreundet mit Taubmann, stand er auch als lateinischer Dichter besonders unter dessen Einfluss; von den römischen Dichtern war Claudian sein Vorbild. — Auch der Jurist Th. Schröer (1588—1641), den Roethe[118]) vortrefflich behandelt, pflegte die lateinische und deutsche Dichtung, wenn auch diese nicht mit dem gleichen Geschick wie jene: er schreibt Distichen auf das jus feudale (1621), dichtet Vergils Eklogen christlich um, schildert die dem Winter-König 1620 in Breslau errichtete Ehrenpforte in einem „carmen elegiacum", das er bald darauf in erweiterter Form unter dem Titel „Fried-Ehren-Thron" ins Deutsche übertrug. Hier und in einem anziehenden Trauergedichte bedient er sich noch der vierhebigen gezählten Verse, während die seinem „Summarischen Deutschen Vaterrechte" (1635) beigefügten Reimereien (meist Alexandriner) bereits Opitzens Einfluss verraten. — Eigentlich schon nicht mehr diesem Zeitalter zuzurechnen ist Andreas Senftleben[119]) (1602—43), von Beruf Jurist, nach seinen Neigungen Philolog und Dichter, wenn man seine Gelegenheitsgedichte und seine spielenden Aufzählungen noch als Dichtung bezeichnen darf.— Hartmann Schopper hat Hoche[120]) eine ausserordentlich dürftige biographische Skizze gewidmet; es ist höchst bedauerlich, dass gerade diese eigenartige Persönlichkeit so unzulängliche Bearbeitung gefunden hat. Zunächst erhalten wir die herkömmlichen Notizen über das Leben des Dichters; von den litterarischen Werken werden im wesentlichen nur die Titel angeführt, ohne dass irgendwie der Versuch gemacht worden wäre, seiner litterarischen Thätigkeit nun auch wirklich näher zu treten. Und doch böten sowohl die Uebersetzung des Reineke als auch die Panoplia zu Beobachtungen über den Dichter die reichste Gelegenheit; auch über die Art, in der Schopper den Reineke übersetzt hat, erfahren wir nichts. Schoppers Stellung innerhalb der deutschen Fabeldichtung des 16. Jh. wird mit keinem Worte berührt; ja die Uebertragung der äsopischen Fabeln (1566) ist überhaupt nicht erwähnt worden.[120a]) —

Einen ganz hübschen Beitrag zu der Stoffgeschichte der neulateinischen Dichtungen erhalten wir durch den Hinweis Cohns[121]) auf die Poesien, zu denen der Garten des berühmten Arztes Laurentius Scholz (auch Scholtz, 1552—99) Veranlassung gab; hervorzuheben sind namentlich folgende Stücke: Valens Acidalius bringt die Regeln für die Benutzung des Gartens in Trimeter; Andreas Calagius liefert in Hexametern eine ausführliche Beschreibung des Gartens und der Pflanzen, nach den Monaten ihrer Blütezeit geordnet (Hortus D. Laur. Scholzii celebratus carmine 1592), während Joh. Frisch ebenfalls in Hexametern eine Geschichte der Botanik entwirft. —

Ein glücklicherer Stern als den meisten Lyrikern und Epikern hat den Dramatikern geleuchtet[122]). Von Hermann Schottenius (stammt aus Hessen, lebt um 1526 und 27 als Schulmeister in Köln) handelt Bolte[122a]) ansprechend; er analysiert sorgfältig das Drama: „Ludus martius" (1526), das den Bauernkrieg darstellt und neben allegorischen Partien doch auch lebendig Angeschautes wirksam wiederzugeben weiss; ein zweites lateinisches Schauspiel „Ludus imperatorius" (1527) wird nur kurz erwähnt. — Auch Jak. Schöpper (gest. 1544) ist von Schröder[123-124]) vortrefflich gewürdigt worden. Seine Synonyma (1550), der eigentümliche und bemerkenswerte, wenngleich erfolglose Versuch, dem Hochdeutschen auch in Niedersachsen Eingang zu verschaffen und dadurch den niederdeutschen Lautstand in Litteratur- und Umgangssprache zu unterdrücken, werden ebenso wie seine dramatische Thätigkeit berücksichtigt und knapp, aber präzis und klar an sich und in ihrer Stellung zu der übrigen lateinischen Dramendichtung charakterisiert. — Die „Eusebia" des Ant. Schorus (das Datum seiner Immatrikulation in Heidelberg 16. Okt. 1546 wird hier gleichfalls zum ersten Male aus Töpke festgestellt), die den Autor zur Flucht aus Heidelberg zwang, hat Bolte[125]) in der Wiener Hs. Cod. 8983 aufgefunden; es ist eine Satire auf alle Stände: die Wahrheit

Ellinger, J. Schosser: ib. S. 389-90. — **116)** Th. Pyl, Chrn. Schmiterlow: ib. S. 36/7. — **117)** J. Seusse: ib. 34, S. 67/8. — **118)** G. Roethe, Th. Schröer: ib. 32, S. 553/4. — **119)** A. Senftleben: ib. 34, S. 30/1. — **120)** R. Hoche, H. Schopper: ib. 32, S. 372/3. — **120a)** (S. o. N. 8.) — **121)** F. Cohn, L. Scholz: ADB. 32, S. 229-30. — **122)** (S. o. N. 5, 6, 7, 11.) — **122a)** J. Bolte, H. Schottenius: ADB. 32, S. 412. — **123)** Edw. Schröder, J. Schöpper: ib. S. 374/5. — **124)** X H. Holstein, Edw. Schröder, Jakob Schöpper v. Dortmund (Marburg, Pfeil. 1889): ZDPh. 24, S. 409-10. (Ref. über Schröders Progr. Dazu S. Szamatólski: DLZ. 1891. S. 1785/6.) — **125)** J. Bolte, A. Schorus: ADB. 32, S. 387. — **126)** A. v.

sucht bei allen Ständen vergebens Aufnahme; da zieht sie in die Wüste zu den Armen, die sich glücklich preisen, ihre Mutter wieder bei sich zu haben. — Schonaeus wird durch von Weilen[126]) an Macropedius gemessen, ein Vergleich, der durchaus zu Ungunsten des jüngeren Dichters ausfällt; Schonaeus Ungeschick in Stoffwahl und Erfindung, seine geringe Fähigkeit zu individualisieren, sein Mangel an Empfindung werden gebührend hervorgehoben, anerkannt werden einzelne theatralisch-technische Kunststücke, die von seiner Bühnenkenntnis Zeugnis ablegen. Am ausführlichsten sind die Lustspiele behandelt, wobei ganz richtig hervorgehoben wird, dass die Frische und Lebendigkeit dieser Spiele wohl nicht auf die Rechnung des Schonaeus, sondern auf die der niederländischen Kluchtspiele kommt, die ihm für diese Stücke als Vorbilder dienten. — Georg Seidel (1550—1626), der auch lateinische Gelegenheitsgedichte und ein lateinisches Epos über Jerichos Fall (1620) verfasste, hat auch ein merkwürdiges Drama „Nova tragicomoedia Tychermaea seu Stamatus" (1613), in Breslau aufführen und bei der Vorstellung wie im „Theatrum academicum" zu Strassburg durch deutsche Inhaltsangaben und durch eine metrische Verdeutschung für die des Lateinischen Unkundigen sorgen lassen; Bolte[127]) teilt den Inhalt des Stückes mit, weist auf die Quelle, auf andere Anklänge (Herkules am Scheidewege, Wickrams Knabenspiegel, Rosenfelds Moschus), sowie auf eine spätere Bearbeitung (1634) hin. — Martin Smechels (um 1600) Weihnachtsspiel „Phasma" (1607) wird von Wehrmann[128]) kurz besprochen. — Von grossem Interesse ist der Antipater (1617) des Joh. G. Schwalbach (gest. nach 1637); Bolte[129]) charakterisiert das Drama, welches die blutigen Greuel während der letzten Jahre des Herodes behandelt; von den sonstigen Schriften ist für uns namentlich ein lateinisches Epos über die Geburt Christi (1614) von Wichtigkeit. —

Auch sonst hat das neulateinische Schuldrama[130-132]) manche wertvollen Einzelbearbeitungen erfahren. Zwar Rachés[133]) Arbeit über die Schulkomödien vom Knabenspiegel — für das von uns behandelte Gebiet kommen Hayneccius und Gilhusius in Betracht — gewährt keine nennenswerte Förderung. — Dagegen sind einige aufhellende archivalische Notizen ans Licht gekommen. So hat Trautmann[134]) über das Schuldrama in München sehr anziehende Auszüge aus den Ratsprotokollen und Stadtkammerrechnungen gemacht; es handelt sich um die „Ehrungen", die den Poeten für die von ihnen mit den Schülern aufgeführten lateinischen und deutschen Komödien zu Teil geworden sind. In Betracht kommen: Hieronymus Ziegler („Ophiletes" 1549; „Immolatio Isaac" 1551; „De decem virginibus" 1552; kein Name des Stückes genannt 1553; „Infanticidium" 1554); Martinus Baiticus („Adelphopolae" 1555; „Daniel" 1556; Aufführung zweier Komödien des Plautus 1557; „Tobias" 1558; Ungenannte Komödie 1559); 1561 Ungenannter Poet, wohl zweifellos schon Gabriel Kastner: „Johannes Enthauptung"; Kastner weiter: Plautus Menächmi 1562; „Urteil Salomonis", zweimal gespielt, 1564 und 65; „Ruth" 1566; Trinummus des Plautus, zweimal gespielt, 1567; „Geistlicher Ritter" 1568, dasselbe Stück 1570; „Eli" 1571; „Hiob" 1572; „Reicher Mann und armer Lazarus", zweimal gespielt, 1574; „Opferung Isaaks" 1574; „Jephta" 1576; „Rebecca" 1577; „Jakob und Isaak" 1578; die letzten vier ohne Bezeichnung des Namens. Hierauf ein Zwischenraum von 11 Jahren; seit 1589 erscheinen die folgenden Schulmeister und Poeten: Michael Mendle, Georg Luperger, Sebastianus Klein, Andreas Grimberger, Michael Bartenstain, Caspar Merckhlin, Georg Victorin. —

Ueber einen älteren Dramatiker, den Belgier Joh. Placentius (geb. Ende des 15. Jh., studiert Theologie in Löwen, Predigermönch in Mastricht, stirbt um 1548), handelt Holstein[135]); er analysiert drei Stücke von ihm: „Clericus eques" (behandelt den Schwank von dem fahrenden Schüler im Paradies), „Lucianus aulicus" (ein gehänselter Bauer rächt sich an dem Spötter und dessen Frau), beide 1535; ferner „Susanna" 1534. Von den dem Druck angehängten Gedichten des Eusebius Candidus ist ein Totentanz, „Plausus luctificae mortis", in Hexametern hervorzuheben. —

Hermann Kirchner, Professor in Marburg, wird von Odinga[136]) als Dra-

---

Weilen, C. Schonaeus: ib. 34, S. 731/3. — **127**) J. Bolte, G. Seidel: ib. 33, S. 618. — **128**) M. Wehrmann, M. Smechel: ib. 34, S. 478. — **129**) J. Bolte, G. Schwalbach: ib. 33, S. 175/6. — **130**) × H. v. Basedow, D. Schulkomödie im 16. Jh. Beitrr. z. dtsch. Theatergesch.: DBühneng. 20, S. 145/6, 153/4. — **131**) × R. M. Werner, H. F. Wagner, d. Schuldrama in Salzburg (vgl. JBL. 1890 II 8 : 49): ADA. 17, S. 175/6. (Giebt einzelne Nachweise zu d. Progr. W.s.) — **132**) × W. Schonecke, Henricus Nigidius: MGESchG. 1, S. 124-30. — **133**) P. B. Raché, D. dtsch. Schulkomödie u. d. Dramen v. Schul- u. Knabenspiegel. Diss. Leipzig, Baldamus. 1891. 78 S. M. 1,20. (Vgl. JBL. 1891 II 4 : 11.) — **134**) K. Trautmann, Archival. Beitrr. z. Gesch. d. Schulkomödie in München: MGESchG. 1, S. 61/8. (Vgl. JBL. 1891 I 6 : 221a.) — **135**) H. Holstein, Z. Litt. d. lat. Schauspiels: ZDPh. 23, S. 436-51. — **136**) Th. Odinga, Hermann Kirchners Coriolanus:

matiker vorgeführt. Sein „Coriolanus“ (1599) stellt das Geschick des Helden in 5 Akten dar und beginnt mit der Verbannung; der Aufbau ist nicht ungeschickt, die Sprache scheint nach den mitgeteilten Proben kräftig und gewandt zu sein; auch die Charaktere sind gut gezeichnet, und für Abwechselung ist zum Teil auch durch episodische komische Elemente gesorgt. Einzelne Anachronismen darf man im 16. Jh. ebensowenig allzu schwer nehmen wie grammatische und syntaktische Verstösse. Die Analyse selbst scheint richtig zu sein. — Die übrigen Mitteilungen Odingas dagegen erscheinen nach den Aeusserungen Edw. Schröders[137]) als flüchtig und unzuverlässig; wir erfahren durch Sch., dass Kirchner das Drama 1591 als Magister — 1595 wurde er Professor — gedichtet hat, und dass die Beziehungen abzuweisen sind, in die Odinga den Dichter zu den dramatischen Bestrebungen am Hofe des Landgrafen Moritz bringen will, da Moritz zur Zeit der Abfassung des Dramas noch gar nicht regierte. —

Verschiedenes. Auf den Versuch der Gründung einer idealen Humanistenschule, von dem Hartfelder[138]) berichtete, soll im nächsten Berichtsjahre zurückgekommen werden, ebenso auf die Beziehung zwischen Buchdruckerkunst und Humanismus, bezw. der gelehrten Bildung des endenden 16. und beginnenden 17. Jh.[139-140]). —

Die Einwirkung des Humanismus auf die Musiktheorie zeigt sich in der Einkleidung des eigentümlichen Werkchens „Bellum musicale“ (1563). Dem Vf. Claudius Sebastiani, von dem wir nichts weiter wissen, als dass er um 1563 in Metz Organist gewesen, hat Eitner[141]) eine kurze Skizze gewidmet. In dem Büchlein wird ein Streit zwischen Choralgesang und Mensuralgesang geschildert, in welchem der Mensuralgesang schliesslich Sieger bleibt. Neben dieser scherzhaften Einkleidung erhalten wir theoretische Regeln mit vielen Citaten aus den klassischen Schriftstellern; am Schlusse wird die Lehre des Ornitoparchus über Metrik und Kirchenaccente mitgeteilt. Es wäre darauf hinzuweisen gewesen, dass die Einkleidung auffallende Aehnlichkeit mit der seit Andreas Guarna so beliebten und auch in Deutschland mannigfach nachgebildeten Form des „Bellum grammaticale“ zeigt. —

Einen Ueberblick über die Geschichte des polnischen Humanismus gewährt Kallenbach[142]); er gedenkt dabei selbstverständlich der Wechselbeziehung, die auch in dieser Hinsicht zwischen Deutschland und Polen bestehen. Einige Deutsche, die in Krakau studiert haben — aber bei weitem nicht alle — werden erwähnt; in der eigentlichen Darstellung indessen kommen die Anregungen, die der polnische Humanismus fast überall dem deutschen verdankt, doch nicht so zu ihrem Rechte, wie man wohl erwarten sollte. —

VLG. 4, S. 566-78. — **137)** Edw. Schröder, Kirchners Coriolanus: ib. 5, S. 329-30. — **138)** ×× K. Hartfelder, D. Ideal e. Humanistenschule. (D. Schule Colets zu St. Paul in London.) (= Sonderabdr. aus d. Verhandl. d. 41. Vers. dtsch. Philologen u. Schulmänner.) Leipzig, Teubner. 4°. 16 S. — **139)** ○×× F. W. E. Roth, D. Buchdrucker u Verleger Joh. Schoeffer in Mainz als Verleger latein. Klassiker u. Schulbücher: RomanF. 6, S. 462-74. (Vgl. JBL. 1891 I 4 : 26.) — **140)** × (I 3 : 50.) — **141)** R. Eitner, A. Sebastiani: ADB. 33, S. 504/5. — **142)** J. Kallenbach, Commentatio cui inscribitur: Les humanistes polonais. (= Index Lectionum quae in Universitate Friburgensi habebuntur. S. 1-27.) —

JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

(JAHR 1892.)

ZWEITER HALBBAND.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

III,1

Allgemeines.

Alexander Reifferscheid.

Politische und wirtschaftliche Verhältnisse N. 1. — Kirchliche und religiöse Verhältnisse N. 46. — Geistesleben N. 58. — Gefühlsleben N. 69. — Hofleben N. 74. — Entwicklung der Verskunst N. 79. —

Die politischen und die wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Zeitraumes, des ganzen sowohl wie einzelner seiner Teile, die allgemeinen des gesamten Deutschland wie die besonderen der einzelnen Gebiete, sind mit Eifer und Vorliebe, in selbständigen Forschungen und in populärer Verwertung der Forschungen anderer behandelt worden. Die umfassenden Werke haben billig den Vortritt. Die von Ritter[1]) und von H. von Zwiedeneck-Südenhorst[2]) sind etwas weiter gediehen, aber noch nicht soweit, dass über sie zu berichten wäre. — Von Erdmannsdörffer[3]) (vgl. JBL. 1891 III 1: 3) liegt jetzt der 1. Band abgeschlossen vor, dessen beide letzte Lieferungen hier in Betracht kommen; sie enthalten das Schlusskapitel des 3. Buches und das 4. Buch. In dem Schlusskapitel orientiert E. mit vollster Objektivität über das kirchliche Leben des Zeitalters. Der westfälische Friede hatte eine officielle Gleichberechtigung zwischen den Katholiken und den beiden protestantischen Bekenntnissen begründet, ohne die Schärfe des Gegensatzes zu mildern; nur wenige erleuchtete Geister erhoben sich zu aufrichtiger Toleranz oder zu friedlichen Vereinigungsversuchen. Am kampfesmutigsten zeigte sich der Katholizismus, der daher auch die meisten Erfolge aufzuweisen hatte. Seine volle Alleinherrschaft stellte er her in den Ländern des Hauses Habsburg, mit Gewalt wurde sonst nur noch in der Oberpfalz die Gegenreformation durchgeführt. Wichtiger waren die Einzelerfolge, die katholischen Konversionen aus den Kreisen der social und geistig höher gestellten Protestanten. Der Protestantismus jener Zeit bot, abgesehen vom Kirchenliede, in dem allein sich religiöse Gemütstiefe bekundete, wenig Erfreuliches, die lutherische Orthodoxie erstarrte immer mehr in geistiger Unfreiheit, nur die kleinliche Polemik wurde mit Hingebung gepflegt. Eine rühmliche Ausnahme bildete Georg Calixt, der hervorragendste deutsche Geistesheld des 17. Jh. Nach ihm waren die grossen Fundamentalglaubenssätze die Hauptsache, die allen Bekenntnissen angehören, die Unterscheidungslehren kamen wenig in Betracht. Sein Synkretismus fand wenig Beifall bei Katholiken und Protestanten, viele aus seinem Kreise traten später zum Katholizismus über. Die hervorragendsten Konvertiten bespricht E. genauer: A. Fromm, J. Scheffler, J. Chr. von Boyneburg, H. J. Blume, Chrn. von Rantzau, L. Holstenius, P. Lambeck, den Landgrafen E. von Hessen-Rheinfels, den Herzog A. U. von Braunschweig. Es fehlte nicht an ernst gemeinten Versöhnungsversuchen der Protestanten. Der schottische Geistliche John Durie (Duraeus) betrieb mit grösstem Eifer,

1) (Vgl. JBL. 1891 III 1: 1.) — 2) (Vgl. JBL. 1891 III 1: 2.) — 3) B. Erdmannsdörffer, Dtsch. Gesch. v. westfäl. Frieden bis z. Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. Mit Portr., Illustr. u. Karten. I. (= Allgem. Gesch. in Einzeldarst. her. v. W. Oncken.) Berlin, Grote. S. 566-747 M. 6,00. |[Ed. Heyck: FBPG. 6, S. 307-11.]|

aber mit geringem Erfolge solche Unionsbemühungen, Im 4. Buche beschäftigt E. sich mit der Geschichte Deutschlands zur Zeit Ludwig XIV. in den J. 1659—88 bis zum Tode des grossen Kurfürsten. Mit geschickter Hand erschliesst er das volle Verständnis der Begebenheiten und der treibenden Ideen. Er lehrt, wie übermächtig Frankreich damals dem ohnmächtigen, gespaltenen deutschen Reiche gegenüberstand, so dass Ludwig XIV. in der Machtfülle des unumschränkten Herrschers, getragen von der monarchischen Gesinnung seines Volkes und gestützt auf ein wolgeschultes, ergebenes Beamtentum, an der Spitze eines sieggewohnten, trefflich geleiteten Heeres wohl auf den Gedanken kommen konnte, das abendländische Kaisertum zu erneuern, um so mehr da Frankreichs Sprache und Litteratur ganz Europa schon beherrschten. Trefflich weiss E. auch des grossen Kurfürsten Staatenbildung zu charakterisieren. Sie trug den Stempel seines Geistes, eines gewaltigen, alles dem höchsten Zwecke beugenden Staatsgefühls. Der neue Staat war begründet auf eine starke Heeresmacht und einheitliche Verwaltung, auf stehende Truppen und ein tüchtiges pflichttreues Beamtentum. Dieser Staat war sich selbst oberster Zweck. Die Grösse seiner weltgeschichtlichen Bedeutung beruhte, nach E., auf der unverkennbaren Thatsache, dass seine partikulärsten Interessen immer häufiger mit denen der idealen nationalen Gemeinschaft zusammenfielen. Besondere Hervorhebung verdienen noch E.s lehrreiche Auseinandersetzungen über die politischen Flugschriften, die noch nicht nach Gebühr wissenschaftlich behandelt seien. Hier habe die Geschichte des deutschen Schriftentums eine grosse Schuld zu entrichten. Zur Zeit dürfe man sie für die Geschichte nur mit grösster Vorsicht verwerten. Nur die grossen Züge aus dem allgemeinen Stimmungsleben der Nation liessen sich ohne Gefahr aus ihnen herauslesen. So erkenne man an den Flugschriften während der Kriege Ludwigs XIV. eine leidenschaftlich bewegte, national-patriotische franzosenfeindliche Strömung, an deren Aufrichtigkeit man nicht zweifeln dürfe. Beachtungswert sei in diesen Schriften der stete Hinweis auf das verderbliche wirtschaftliche Uebergewicht Frankreichs. — Ermutigt durch den Beifall, den sein Buch von den preussischen Königen gefunden, liess Rogge[4]) eine Schrift über die brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern folgen, so dass er jetzt ein Gesamtwerk über die brandenburgisch-preussischen Herrscher herausgegeben hat. Es sollte kein wissenschaftliches Werk werden, sondern nur die Ergebnisse der Forschungen anderer zusammenfassen, um dem heranwachsenden Geschlechte das Verständnis für die Kräfte zu fördern, die in dem Entwicklungsgange des brandenburgisch-preussischen Staates wirksam gewesen. R. ist bestrebt, den Nachweis zu liefern, dass die Hohenzollern als Kurfürsten wie als Könige in redlicher, treuer und gewissenhafter Arbeit neben der Vergrösserung ihrer Hausmacht das Wohl und die Ehre des gesamten deutschen Vaterlandes zu fördern bemüht gewesen sind. Für die Schwächen und Fehler einzelner ist er dabei nicht blind. Die wolgelungenen Brustbilder der Herrscher auf Kupferdruckpapier in Holzstich verdienen eine rühmende Erwähnung. — Auf selbständigen Forschungen beruht Hubers[5]) Geschichte Oesterreichs, deren 4. Band die J. 1527—1609 umfasst; wohl die Hälfte des Bandes ist der Ausbreitung des Protestantismus in den österreichischen Landen und der Gegenreformation gewidmet. Er schliesst mit den Zugeständnissen des Königs Matthias an die protestantischen Stände Oesterreichs und des Kaisers Rudolf II. an die Böhmens im J. 1609. In den Rahmen dieses Berichtes gehört nur das 8. Buch des Werkes, über den Versuch einer allgemeinen Gegenreformation und seinen Rückschlag. Ein Vorzug der Arbeit H.s ist, dass er auch die ungarischen Quellen und Forschungen benutzt. Die Unbefangenheit H.s zeigt seine Beurteilung der Gegenreformation. Den Vorwurf der Intoleranz dürfe man dem Erzherzog Ferdinand und seinen Räten, welche die Gegenreformation mit gewaltsamen Mitteln durchgeführt, nicht machen, intolerant sei das ganze Zeitalter gewesen, die Kalvinisten und Lutheraner, die sich auch gegenseitig mit grimmigem Hasse verfolgt, nicht minder als die Katholiken. Auf das Prinzip der Gewissensfreiheit habe man sich damals überall nur dann berufen, wenn man sich in der Minorität befunden. Das Vorgehen Ferdinands sei aber politisch unklug gewesen. Durch die Auswanderung der wohlhabendsten und aufgewecktesten Bewohner hätten die innerösterreichischen Länder in materieller und in geistiger Beziehung ausserordentlich viel verloren. Durch die Vernichtung des Protestantismus sei ferner die bisherige enge Verbindung mit Deutschland, der rege geistige und persönliche Verkehr mit dem Reiche abgerissen worden. Damals habe die geistige Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Reiche begonnen, die endlich auch die politische Trennung zur Folge gehabt. — Nach Zeit und Inhalt schliessen sich hier Briefe der Wittelsbacher,

---

(Schlusslfg. v. Bd. I.) — 4) B. Rogge, V. Kurhut z. Kaiserkrone. 1. D. Buch v. d. brandenburg. Kurfürsten aus d. Hause Hohenzollern. Mit 12 Brustbildern. Hannover, C. Meyer. VIII, 423 S. M. 6,00. |[O. Krauske: FBPG. 6, S. 293.]| — 5) A. Huber, Gesch. Oesterreichs. Bd. 4. (=Gesch. d. europ. Staaten her. v. A. H. L. Heeren, F. A. Uckert u. W. v. Giesebrecht. 2. Abt.) Gotha, Perthes. XX, 555 S. M. 11,00. |[F. Ilwolf: MHL. 20,

herausgegeben von Stieve[6]), an. Die Wittelsbacher waren sehr zurückhaltend gegen die Oesterreicher, die sie als ihre natürlichen Nebenbuhler betrachteten, — das erkennt man leicht aus der Korrespondenz des Herzogs Wilhelm und seines Sohnes Maximilian mit dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark. Der Herzog Wilhelm ermutigt zwar den Erzherzog (N. 197) zur Fortsetzung der Unterdrückung des Protestantismus in seinen Landen, verspricht ihm nachdrücklichst Hülfe, vertröstet ihn aber in Wirklichkeit nur auf den Beistand seines Gebetes und des Gebetes „anderer frimmern leudt.“ Den Hauptgegenstand der Veröffentlichung St.s bilden die Angelegenheiten des Koadjutors Ferdinand von Köln, des Bruders vom Herzog Maximilian. Für die Geschichte der Jugendzeit Ferdinands, der nur ungern Geistlicher geworden, und den nur die energischen Vorstellungen seines Vaters und Bruders von einem lockeren und verschwenderischen Lebenswandel abbringen konnten, bieten uns diese Briefe das reichste Material. Ferdinand bemühte sich sehr (N. 227) „ein losen, kalvinischen, vergifften, ja teifflischen, predicanten auszuschaffen“ und „einen gueten catholischen, fromen priester pro pastore anzusetzen“, aber die „besen kezrische pauern liefen dem predicanten zu und verspotteten sein pastorem.“ Er gewinnt uns (N. 243) durch das Geständnis: „Wir haben vil mehr ursach zue betten und from zu sein. . . . Gott verleihe, dass wir alle einmahl recht in vnss selbst gehn vnd vnss bessern.“ — In die Zeit der Judenverfolgungen — es war bei Gelegenheit der Erhebung der Frankfurter Bürger gegen den patrizischen Rat, des sogenannten Fettmilchschen Aufstandes, — versetzt uns eine Abhandlung Kracauers[7]), aus der hervorgeht, dass wirtschaftliche und religiöse Gründe den Hass gegen die Juden erweckten, und dass es dem Kaiser, dem Schutzherrn der Juden, viel Mühe kostete, einen leidlichen Frieden zwischen der Frankfurter Bürgerschaft und den Juden herzustellen. — Als einen Beitrag zur Vorgeschichte des 30j. Krieges behandelte Regel[8]), auf Grund neu aufgefundener Aktenstücke, die Reise des ältesten Sohnes Christians von Anhalt im Spätsommer 1617 nach Savoyen, Frankreich, England und Holland. Wertvoll ist die Denkschrift des Vaters für seinen Sohn und die Instruktion für den Reisebegleiter, den Burggrafen Christian von Dohna. Der Sohn sollte sich in der Fremde im Waffenhandwerk ausbilden, um sich zu befähigen „de pouvoir à l’avenir à une bonne occasion servir et conserver dignement la patrie de Germanie en leur religion et liberté“. — Zahlreiche Abhandlungen sind Bausteine zu einer objektiven Geschichte des 30j. Krieges und seiner Verheerungen, der Feldherren und Diplomaten, der einzelnen Schlachten. Obser[9]) veröffentlichte aus den Denkwürdigkeiten des Freiherrn Ulysses von Salis-Marschlins, der unter Mansfeld am Feldzuge vom J. 1622 teilgenommen, eine schlichte aber zuverlässige Darstellung der Begebenheiten, in der auch die Schwächen der Gesinnungsgenossen nicht verschwiegen werden. Die Denkwürdigkeiten sind lange nach dem Erzählten ausgearbeitet worden. — Die Schicksale Bambergs in den J. 1622 bis 34 behandelte Hümmer[10]) nach den Aufzeichnungen einer Zeitgenossin, der Nonne Maria Junius, Tochter des Bamberger Bürgermeisters, die unbefangen und naiv das Erlebte schildern, manches Detail über die Kriegsbegebenheiten enthalten und reich sind an kulturgeschichtlich wichtigen Zügen. Die Objektivität der Schreiberin zeigt sich besonders in ihren Nachrichten über das damals im Bambergischen beliebte „Trudenbrennen“; obgleich ihre Eltern dem Wahne zum Opfer geworden, entschlüpft ihr nur die Bemerkung: „ob allen Recht geschehen, ist Gott bewusst.“ — Heinz[11]) brachte nach Hohenzollernschen Akten das speciell Hohenzollernsche mit dem grossen Gange des Krieges in Verbindung. Bis zum J. 1632 blieben die Hohenzollernschen Lande ausserhalb der Kriegszone, litten aber schon stark unter Durchmärschen und anderen Kriegslasten, später wurden sie nach der Reihe von allen Kriegsvölkern, von Kaiserlichen, Schweden und Franzosen geplündert, verheert und entvölkert, dazu für lange Zeit in schwere Schuldenlast gestürzt. Selbst der Friede verpflichtete sie noch zur Zahlung der Satisfaktionsgelder für die Schweden, die erst nach ihrer Erlegung, zwei Jahre später, abzogen. — Eine eingehende Darstellung der Geschichte Salzwedels während des Krieges gab Gaedcke[12]) nach den erhaltenen Originalakten, Rechnungsbüchern und einer hs. Geschichte Salzwedels aus der Mitte des vorigen Jh. Nachdem er Salzwedels Verhältnisse vor dem Kriege und die Vorboten des Krieges geschildert,

---

S. 356-61; Osw. R-ch.: LCBl. S. 1462.]| — 6) F. Stieve, Wittelsbacher Briefe aus d. J. 1590—1610. 5. Abt. (Aus: AbhAkMünchen. III.) München, Franz. 4⁰. 129 S. M. 4,00. |[LCBl. S. 1433/4.]| — 7) J. Kracauer, D. Schicksale d. Frankfurter Juden während d. Fettmilchschen Aufstandes (1612—16.) Progr. d. Realschule d. Philanthropin. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 4⁰. 27 S. M. 1,00. — 8) M. Regel, Christians II. v. Anhalt Gesandtschaftsreise nach Savoyen (1617). E. Beitr. z. Vorgesch. d. 30j. Krieges. Progr. d. Karls-Realgymn. Bernburg, A. Meyers Buchdr. 4⁰. 25 S. M. 1,00. |[AnhaltKur., 3. Apr.; J. Krebs: HZ. 70, S. 499-500.]| — 9) K. Obser, D. Feldzug d. J. 1622 am Oberrhein nach d. Denkwürdigkeiten d. Frhrn. Ulysses v. Salis-Marschlins: ZGORh. 7, S. 38-68. — 10) F. K. Hümmer, Bamberg im Schwedenkriege. Nach e. Ms. (Mitteilungen über d. J. 1622—34) bearb.: BHVBambg. 52, S. 1—168; 53, S. 170—230. |[J. Schl(echt): HJb. 13, S. 635/6.]| (Auch Sonderabdr., 230 S.) — 11) J. Heinz, D. Hohenzollernschen Lande während d. 30j. Krieges. Progr. Sigmaringen. 4⁰. 28 S. — 12) K. Gädcke, Salzwedel im 30j. Kriege. I. (1618—26.) II. (1626-27.) Progr. d. Gymn. Salzwedel, Menzels Buchdr. 1891-92. 4⁰.

behandelt er die Einlagerung der Dänen 1626 und die der Wallensteiner 1626—27. Vergebens hatte man den Landesherrn, den brandenburgischen Kurfürsten, um Hülfe angegangen, zuletzt mit starkem Hinweis auf das, was in der Erbhuldigung Obrigkeit und Unterthanen reciproce versprochen und zugesagt. Alles war ohne Erfolg, — die Bürger, arm und reich, mussten nicht blos Officiere und Soldaten, sondern auch deren Weiber und Kinder, aufs beste verpflegen. Während sich die Zahlungen und Lieferungen an die Dänen nicht mehr genau nachweisen lassen, sind die von den Wallensteinern verlangten bestimmt zu kontrollieren. — Die Grafschaft Pinneberg hatte nach den eingehenden Darlegungen von Ehrenberg [13]) trotz ihrer Neutralität schon seit 1620 viel zu leiden, besonders von den Dänen, die 1621 einen Teil der Grafschaft besetzten und 1627 beim Anrücken von Tilly und Wallenstein nach freiem Ermessen über die ganze Grafschaft verfügten. Sie wurde darauf von den Kaiserlichen besetzt, die zwei Jahre blieben. Ueber die Ereignisse in dieser Zeit haben wir nur mittelbare Berichte. Ein Segen war es, dass Hamburg verschont blieb; alle Welt brauchte die grosse Handelsstadt, wo Proviant und Kriegsmaterial stets vorhanden war. Pinneberg hatte eine Zeit lang Ruhe, da der Graf die Neutralität des Landes durch schwere Kontributionen erkaufte. Energischer handelten die Bauern, die ein Söldnerheer, das mit französischen Hülfsgeldern für den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel geworben war, und das in Pinneberg einquartiert werden sollte, einfach mit Gewalt aus dem Lande trieben, was blos zu diplomatischen Weiterungen führte. — Der ganze Jammer des Krieges, das Darniederliegen des Handels, das Plündern und Niederschlagen auf offener Strasse, das Niederbrennen der Güter und Dörfer spricht vernehmlich aus den Mahnbriefen an den Leipziger Rat, der in Folge unglücklicher Bankgeschäfte zahlungsunfähig geworden. Kroker [14]) machte darüber Mitteilungen. Für einen Gläubiger des Rates trat die Königin Christine von Schweden ein, der der Rat in seinem Antwortschreiben das durch die Schweden in Leipzig veranlasste Elend vorstellte. — Das Rätselhafte im Wesen und in den Plänen Wallensteins, das sich trotz der reichen Vermehrung der Quellen in den letzten Jahren noch immer nicht deuten lässt, reizt die Forscher fortdauernd. Klopp [15]) gab eine verspätete Kritik des Werkes von L. von Ranke über Wallenstein, das vor 22 Jahren erschienen, sie berührt indessen weniger die Beurteilung Wallensteins als die Auffassung des 30j. Krieges als Religionskrieg. — Nützlich und gehaltreich sind die Auseinandersetzungen Wittichs [16]). Nach ihm dürfen als wirkliche Beförderer der Geschichtsforschung über Wallenstein Gädcke und Jrmer gelten, die beide zu Ergebnissen gekommen, die viel ungünstiger für Wallenstein sind als Rankes Urteil. Selbst sie haben nur zur Klärung, nicht zur Lösung der Wallensteinfrage beigetragen. Das liegt in der Natur der Sache. Wallenstein vertraute grundsätzlich nichts von Belang dem Papier an, gab nichts von sich, was ihn hätte kompromittieren können, — so erfahren wir seine Absichten nur aus zweiter Hand, nur nach seinen mündlichen Erklärungen. Mit dem gesprochenen Wort nahm er es niemals genau, in mündlichen Drohungen und Verheissungen war er ebenso freigebig als gleichgültig. So erweitert sich der Kreis der Mitwisser von Wallensteins konspiratorischen Plänen immer mehr, besonders deutlich erkennt man jetzt die hervorragende Bedeutung von Wallensteins Schwager, dem Grafen Adam Trzka. Die grösste Schwierigkeit machen die letzten Lebensjahre Wallensteins der Forschung. Sein Wesen erscheint in dieser Zeit noch launenhafter und schwankender als vorher, aber gerade damals traten ihm sehr verwickelte Verhältnisse in den Weg, es kamen zu viele und zu verschiedenartige Interessen ins Spiel, als dass er konsequent hätte bleiben können. Mit Vorliebe machte Wallenstein nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin auf einmal Front, er köderte, ein Meister in der Kunst des Mystificierens, alle mit seiner angeblichen Freundschaft, brachte sie nach Kräften gegen einander auf und erweiterte so den Zwiespalt immer mehr. So lud er zugleich immer mehr den Ruf des Wankelmuts und der Treulosigkeit auf sich, so vermehrte er das allgemeine Misstrauen. — Wallensteins wechselndes Verhältnis zu den Jesuiten beleuchtete nach neuen Quellen Duhr [17]) ohne Voreingenommenheit. Wallenstein, von Jesuiten erzogen, hing ihnen in Liebe und Dankbarkeit an, er wurde von ihnen gefördert und erwies ihnen dafür auch seinerseits grosse Dienste. Als sein Ehrgeiz ihn gegen den Kaiser konspirieren liess, fand er auf diesem Wege den Jesuiten Lamormain, den kaiserlichen Beichtvater, der aus Gewissensrücksichten gegen ihn auftrat. Von da an liess Wallenstein die Jesuiten seinen vollen Hass entgelten. — Mit Erfolg entlastete Mares [18]) den Fürsten Joh. Ullrich

---

16; 12 S. — **13)** R. Ehrenberg, Altona unter Schaumburg. Herrschaft. V. Aus d. 30j. Kriege. Altona, Harder. 34 S. M. 2,00. — **14)** E. Kroker, Leipzigs Bankerott u. d. Schweden in Leipzig seit 1642: NASächsG. 13, S. 341/6. — **15)** O. Klopp, Gesch. Wallensteins, nach L. v. Ranke: HPBll. 109, S. 233-54, 332-47, 388-416. — **16)** K. Wittich, Z. Gesch. Wallensteins: HZ. 68, S. 211-74; 69, S. 1-37. (Im Anschluss an d. Veröffentlichungen v. A. Gaedeke, Wallensteins Verhandlungen mit d. Schweden u. Sachsen, 1631—34, u. G. Irmer, d. Verhandlungen Schwedens u. seiner Verbündeten mit Wallenstein u. d. Kaiser, 1631—34. I—III. — **17)** B. Duhr, Wallenstein in seinem Verhältnis zu d. Jesuiten: HJb. 13, S. 80-99. — **18)** F. Mares, Beitrr. z. Gesch. d. Be-

von Eggenberg von dem Verdachte, dass er, als vertrauter Ratgeber und erster Minister des Kaisers, von Wallenstein bestochen gegen den Kaiser konspiriert und deshalb aus Furcht vor einer Untersuchung nach der Katastrophe von Eger seine gesamte Korrespondenz vernichtet habe. M. weist nach, dass die Korrespondenz nicht im Familienarchiv zu Graz, wie Zwiedeneck vermutet hatte, sondern in dem zu Krumau aufbewahrt und nach dem Aussterben der böhmischen Linie des Geschlechts 1711 nach Graz ausgeliefert, dort aber wahrscheinlich als wertlos vernichtet worden sei. Zum Glück war ein Heftchen mit Kopien von 8 Briefen des Kaisers an den Fürsten aus den J. 1632—35 zu Krumau zurückgeblieben, die M. jetzt veröffentlicht hat. Sie geben ein sprechendes Zeugnis von dem Vertrauen, dass der Monarch seinem Minister entgegenbrachte und treu bewahrte. So schrieb Ferdinand im J. 1634: „Ich continuire noch gegen Euch in den alten aufrechten Vertrawen unndt Lieb, wie es allezeith zwischen unss gewessen undt mit der Hülff Gottes bies an das Endte continuieren solle.“ — Einen tüchtigen, dem Kaiser treu ergebenen Heerführer und bewährten Organisator, Peter Melander, späteren Reichsgrafen von Holzappel, der sich aus bescheidenen Verhältnissen emporgearbeitet und der trotz seines kalvinischen Bekenntnisses kaiserlicher Oberbefehlshaber wurde und allen klerikalen und feudalen Anfeindungen gegenüber in der Gunst des Kaisers andauernd sich zu behaupten wusste, schilderte R. Schmidt[19]) in drei Abhandlungen auf Grund zahlreicher noch nicht benutzter Briefe und Urkunden des Wiener Hauptstaatsarchives und des dortigen Kriegsarchives. Melander hatte so entschieden des Kaisers Interesse vertreten, dass des Kaisers Verbündete, die Bayern, ihn selbst nach seinem ehrenvollen Tode auf dem Schlachtfelde noch zu verkleinern suchten. Auch andere gönnten dem Toten nicht die verdiente Ruhe. Er sollte zu Regensburg in der lutherischen Kirche beerdigt werden, allein die Kirchengemeinde verweigerte dem Kalvinisten die letzte Ruhestätte. Den Leichenzug plünderte ein schwedisches Streifcorps. Das schönste Lob für den wackern Haudegen sind Sch.s Schlussworte: „Hätten alle Fürsten und Stände des Reiches seine deutsche Gesinnung besessen, so wären die Fremden ohne Siegespreis geblieben.“ — Auf die treuen Dienste, die ein Rheinländer, der Abt des Benediktinerstiftes Kremsmünster, Anton Wolfradt, seit 1623 Hofkammerpräsident, später Fürstbischof von Wien, dem Kaiser Ferdinand II. leistete, der ihn häufig zu schwierigen diplomatischen Sendungen benutzte, lenkt Hopf[20]) die Aufmerksamkeit. In jeder Stellung griff Wolfradt aufs thatkräftigste ein; als Abt hatte er das wissenschaftliche Leben seiner Klostergemeinde gefördert, als Mitglied der Landstände sich nach Besetzung des Landes ob der Enns durch die Bayern um die politischen Interessen des Landes, um das Wohl der aufständischen Bauern lebhaft bekümmert. — Aktenstücke aus Ottavio Piccolominis Papieren legt Tegnér[21-22]) vor. — Von den Schlachten des 30j. Krieges hat nur die von Breitenfeld durch Opitz[22]) eine genauere Behandlung erfahren[23]). Der Vf. giebt eine Uebersicht der erhaltenen Berichte über die Schlacht, scheidet sie ihrer Tendenz nach in schwedische, sächsische und kaiserliche, und beweist, dass bei den schwedischen nicht mit Droysen an eine gemeinsame Quelle, aus der sie geflossen, zu denken ist. Auf Grund der Berichte entwirft er dann ein Bild vom Gange der Schlacht[24]). — Zwei kurländische Fürstengestalten, von denen die eine in die Zeit des 30j. Krieges, die andere in die darauf folgende Zeit gehört, liessen wieder aufleben die Brüder Seraphim[25]), um die Teilnahme an der heimischen Vergangenheit in den baltischen Provinzen anzuregen; die Vff. benutzten dabei neue Quellen und berücksichtigten die gesamten Zeitverhältnisse. E. Seraphim schilderte die Herzogin Elisabeth Magdalene, 1580—1649, die Tochter des Pommernherzogs Ernst Ludwig, die alle Drangsale des 30j. Krieges in Pommern und in Kurland zu überstehen gehabt und die sich jederzeit als Landesmutter bewiesen hatte. A. Seraphim behandelte den Prinzen Alexander, 1658—86, den Neffen des grossen Kurfürsten. Gegen den Willen seines lutherischen Vaters wurde der Prinz auf Betrieb des Kurfürsten von seiner reformierten Mutter reformiert erzogen; er trat später in das Heer seines Oheims ein, machte den Krieg in Pommern mit und nahm dann in dem brandenburgischen Hülfscorps an der

---

ziehungen d. Fürsten Joh.Ulr. v. Eggenberg zu Kaiser Ferdinand II. u. Waldstein: SBGWPrag. S. 25-46. (Auch Sonderabdr.: Prag, F. Rivnác. 1893. 21 S. M. 0,40.) — **19**) R. Schmidt, E. Kalvinist als kaiserl. Feldmarschall im 30j. Kriege. Progr. d. Charlottensch. Berlin, R. Gaertner. 1890—92. 4⁰. 41 S.; 30 S.; 24 S. M. 3,00. |[R. Foss: MHL. 20, S. 298.]| — **20**) A. Hopf, Anton Wolfradt, Fürstbischof v. Wien u. Abt d. Benediktinerstiftes Kremsmünster, geh. Rat u. Minister Kaiser Ferdinands II. Zumeist nach archival. Quellen bearb. I. II, 1. Wien. Hölder. 44 S.; 47 S. à M. 0,72. |[G. Wolf: DLZ. S. 139.]| — **21**) ○ ✕✕ Elof Tegnér, Handskrifna Suecana i Italieniska Arckiv och Bibliotek: Handskriftsförteckningar utgifna af svenska Historiska Föreningen. 3, S. 50/4. — **22**) ○ ✕ ✕ Ett par bref om slaget vid Lützen 1632: HTSchweden. 12, S. 158-62. — **23**) W. Opitz, D. Schlacht bei Breitenfeld am 17. Sept. 1631. Mit 2 Karten. Leipzig, Deichert. 116 S. M. 2,00. |[LCBl. S. 1463; HJb. 13, S. 938; R. Torpadie: HTSchweden. 12, S. 33/6.]| (Als Berliner Diss. 36 S.) — **24**) ○ ✕ ✕ M. Frhr. vom Holtz, Generalfeldzugmeister Georg Friedr. vom Holtz auf Alfdorf, Hohenmühringen, Aichelberg usw. E. Lebensbild aus d. 17. Jh. 1597—1666. Mit 1 Bild. Stuttgart, Lindemann. 4⁰. XI, 156 S. M. 3,00. (Als Hs. gedr.) — **25**) E. u. A. Seraphim, Aus Kurlands herzogl. Zeit. Gestalten u. Bilder. Zwei Fürstengestalten d. XVII. Jh. Mitau,

Belagerung von Ofen Teil, er starb von einer türkischen Kugel getroffen[26]). — Von Aug. von Bismarck, der in schwedischen und französischen Diensten im 30j. Kriege gefochten hat und später zu Brandenburg getreten ist, ist ein von seiner eigenen Hand aufgesetzter Lebenslauf erhalten, mitgeteilt von Zahn[26a]), die Schilderung seiner Kriegserlebnisse 1631—52 enthaltend. Mehrfach beklagt er sich darin, dass er keine Beute gemacht habe. — Die zweite Hälfte des 17. Jh. ist eine Zeit des Niederganges für das deutsche Reich, das der imponierenden Machtfülle Frankreichs gegenüber erst recht kläglich und ohnmächtig erscheint. Aber es fehlte dem Reiche nicht ganz an genialen Persönlichkeiten, die sich seiner annahmen. Als einen der glänzendsten Staatsmänner Oesterreichs, als einen der ebenbürtigsten Gegner Ludwigs XIV. bei seinen Weltherrschaftsgelüsten, als einen Helden, der den Kampf um die Freiheit Europas gegen das französische Joch mit Entschlossenheit aufgenommen, feiert Haller[27]) den Burgunder Franz von Lisola. Er war ein Mann von durchdringendem Scharfsinn, reich an grossen Ideen und weiten Gesichtspunkten, der in geistvollen Abhandlungen der ganzen Welt die geheimsten Zusammenhänge der Ereignisse aufdeckte und Fürsten und Völker ernst an ihre Pflichten mahnte. Er schuf als Publizist so Hervorragendes, dass Leibniz ihn als den Vertreter einer seltenen litterarischen Blütezeit bezeichnete. Als Diplomat leistete er Oesterreich grosse Dienste, aber auch Preussen ist ihm zu Dank verpflichtet, denn er hat durch sein energisches Eingreifen im entscheidenden Augenblick mit dazu beigetragen, dass aus den brandenburgischen Kurlanden ein preussisches Königreich werden konnte. — Dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, der das zerrissene deutsche Reich zum ersten Male zu einer militärischen Einheit zusammen zu fassen gesucht, setzte Schulte[28]) in einem umfangreichen, auf mühevollen Archivstudien beruhenden Werke ein würdiges Denkmal. Sch.s Auseinandersetzungen über das Reichskriegswesen werden als wichtige Beiträge zur Kriegsgeschichte in den Besprechungen gerühmt. Der 2. Band enthält die sorgfältigen Veröffentlichungen zahlreicher Tagebücher, Briefe und Akten, die Quellen der Darstellung des 1. Bandes. Unter den Briefen verdienen die des Prinzen Eugen eine ganz besondere Beachtung. Einmal charakterisiert sich Prinz Eugen unbewusst aufs Schönste mit den Worten: „Ce qui est de bien sûr, est que je ferai connaître à toute l'Europe que ni le sang ni les interêts de ma maison ne me feront balancer un seul moment mon honeur, mon devoir.“ — Dass Prinz Eugen von Savoyen, der später das Kaiserreich aus der tiefsten Erniedrigung rettete, der besondere Held Schultes[29]) ist, erkennt man auch an der liebevoll entworfenen Studie über die Jugend des Prinzen. — Als Begründer der preussischen Macht gilt mit Recht der grosse Kurfürst. Die Bedeutung seines Staates ist schon oben von Erdmannsdörffer charakterisiert worden. Mit ihm beschäftigen sich eine Reihe von Einzelforschungen. Aktenstücke zu seiner Geschichte, den 8. Band der politischen Verhandlungen, die Zeit von 1664—72 umfassend, veröffentlichte Hirsch[30]), der schon den siebenten, von seinem unvergesslichen Vater vortrefflich begonnenen, würdig beendigt hatte, mit bekannter Sorgfalt und Zuverlässigkeit. Der Einrichtung des ganzen Unternehmens entsprechend, geht jedem Abschnitte eine Einleitung voraus, in der die neuen Ergebnisse skizziert werden. Welche Aktenstücke wir aus der Fülle herausgreifen, die über die Unterwerfung Magdeburgs 1666 oder die über die Beziehungen Brandenburgs zu Polen 1664—73, überall müssen wir die klare Berechnung und die entschlossene Thatkraft des grossen Kurfürsten bewundern, der vor keinem Hindernis zurückschreckte und daher stets seine Absichten, deren einziges Ziel das Wohl seines Staates gewesen, wie er gewollt, durchsetzte. Den wertvollsten Bestandteil der Veröffentlichung bilden die eigenhändigen Briefe Friedrich Wilhelms aus den J. 1668—71 an seinen vertrautesten Freund und Berater, den Oberpräsidenten Otto von Schwerin. Der Kurfürst weiss sehr wohl (S. 921), dass er alles nicht der Feder vertrauen darf. Er scheut sich nicht (S. 925), selbst einen Brief an seine Schwiegermutter 8 Tage zurück zu datieren und anzugeben, er sei „bei der post vergangen liegen blieben.“ Gerne gebraucht er Sprichwörter (S. 927): „das ungegonntte brott schmeckt am besten“, und sprichwörtliche Redensarten (S. 936, 938). Als ein Rat sich weigerte, eine Rechnung durch einen Juden prüfen zu lassen, bemerkte der Kurfürst, was er nicht unterliess dem Herrn v. Schwerin zu schreiben: „Wann er in seinem gewissen versichert were, dass er nichts veruntreuet, wollte er zulassen, das man nicht allein Juden, sondern auch

---

Behre. VII, 248 S. M. 5,00. |[B.: LCBl. S. 1686; A. Poelchau: MHL. 29, S. 263/5.]| — **26**) ○ × × id., Aus d. kurländ. Vergangenheit. Bilder u. Gestalten d. 17. Jh. Stuttgart, Cotta. 355 S. M. 6,00. — **26a**) W. Zahn, D. Memoiren d. Junkers Aug. v. Bismarck: JBAltmärkVG. 23, S. 90-105. (Ueb. d. Verwandtschaft dieses A. v. B. vgl. Beil z. DHerold. 1889, N. 12.) — **27**) J. Haller, Franz v. Lisola, e. oesterreich. Staatsmann d. 17. Jh.: PrJbb. 69, S. 516-46. — **28**) A. Schulte, Markgraf Ludw. Wilh. v. Baden u. d. Reichskrieg gegen Frankreich 1693—97. 2 Bde. Mit 1 Bild in Heliogr. u. 9 Taf. in Lichtdr. Karlsruhe, Bielefeld. VIII, 568 S.; 374 S. M. 25,00. |[J. Hirn: HJb. 14, S. 114-18; LCBl. S. 809; G. R.: PrJbb. 69, S. 852/6; A. N(audé): FBPG. 5, S. 295/6; M. Lenz: DWBl. 5, S. 577-80; A. Chuquet: RCr. 34, S. 289-91.]| — **29**) id., D. Jugend Prinz Eugens: MIÖG. 13, S. 470-520. — **30**) Ferd. Hirsch, Urkunden u. Aktenstücke z. Gesch. d. Kurfürsten Friedr. Wilh. v. Branden-

andre leutte zu abstattung der rechnung verordnen mochte.“ Ueber andere Aeusserungen seien nur noch zwei angeführt (S. 947): „Was Neutral zu sein ist hat ich schon vor diesen erfahren, vndt wann man schon die allerbesten conditiones hatt, wirdt man doch vbel tractiret, ich hab auch verschworen mein lebenlang nicht neutral zu sein, und wurde mein gewissen damitt beschweren“. Sein Toleranz bezeugt er so (S. 948): „Wen wir Evangelische von beiden Religionen alles erlangen, was wir begeren und wünschen mochten, worumb sollen wir den Römisch Cattollischen nicht auch was gonnen, zumallen weillen sie das exercitium religionis frey haben, was Ihr wollt das euch die leutte nicht thun sollen, das sollt Jhr ihnen auch nicht thun“.[30a]) — Die deutsche Politik des Kurfürsten betrachtete in einer patriotischen Festrede Tieffenbach[31]) im Lichte der Gegenwart. Er findet überall Ansätze und Vorbereitungen, die unsere Zeit weitergeführt und vollendet hat. — Wissenschaftlich handelte Pribram[32]) über die auswärtige Politik, mit aller Anerkennung für das zielbewusste, vorsichtige und doch zugleich, wenn es not that, rücksichtslose Vorgehen Friedrich Wilhelms. — Beiträge zu einer brandenburgisch-preussischen Heeresgeschichte lieferte von Schrötter[33]) für die Heeresverfassung unter dem grossen Kurfürsten, Brock[34]) für die Kriege von 1688—97, während Sello[35]) die Schlacht bei Fehrbellin kriegsgeschichtlich würdigte. — Neues Material für die Geschichte der brandenburgischen Heeresverwaltung brachte Strecker[36]) aus den Kriegsarchiven bei, in seinem Buche über den brandenburgischen Geh. Kriegssekretär Franz von Meinders, einen der befähigsten Beamten und hervorragendsten Diplomaten Friedrich Wilhelms. Wertvoll sind auch die Mitteilungen aus den Briefen des von Meinders an seinen alten Gönner, den Grafen G. F. von Waldeck. Gelegentlich traf er in einem mit wenigen Worten die richtige Bezeichnung für die Selbstherrlichkeit seines grossen Fürsten (S. 109): „J' étais devoué à un Prince qui ne se laissait pas mener par des sentiments d' autroy et qui pretendait que ses serviteurs et ministres n' en devoient avoir ni executer que ceux qu'il approuvait [37])“. — Eine ziemlich erregte Diskussion rief die Schrift von Thömes[38-40]) hervor, deren Titel schon verunglückt war, über die Bemühungen der Jesuitenpatres Vota und Wolff am polnischen und am kaiserlichen Hofe zu Gunsten Friedrichs III., späteren Königs Friedrich I. — Ein wirkliches Verdienst erwarb der erste preussische König sich bei der Kaiser-Wahl des letzten Habsburgers in Frankfurt 1711, die nur durch seine Energie zu Stande kam[41]). — Friedrichs I. Bedeutung für Preussen beruht in der Anbahnung der bis dahin fehlenden Centralisation, so gab auch Holtze[42]) einen Beitrag zur besseren Würdigung der Verdienste dieses vielfach verkannten Herrschers. — Auf Grund einer Fülle bisher unbenutzter Familienpapiere entwarf von Natzmer[43]) lesenswerte Lebensbilder aus der pommerschen Familie von Natzmer, deren Angehörige seit dem Hinscheiden des letzten Pommernherrschers dem Hause Hohenzollern in verschiedenen amtlichen Stellungen mit Auszeichnung gedient haben. Eingehend werden behandelt Nik. Ernst von Natzmer, Geh. Rat unter dem grossen Kurfürsten, Dubislav Gneomar v. Natzmer, Feldmarschall unter Friedrich III. und Friedrich Wilhelm I., berühmt als Organisator des brandenburgischen Heerwesens, Regierungsrat Karl Dubislav von Natzmer, Jugendfreund Friedrich des Grossen. Da die Gemahlin des Feldmarschalls die Witwe des Grafen Zinzendorf, die Mutter des Stifters der Brüdergemeinde war, standen dem Vf. zahlreiche, bisher unbenutzte Quellen über die von Francke

---

burg. Auf Veranlassung Sr. hochsel. Maj. d. Kaisers Friedrich als Kronprinzen v. Preussen. XII. (= Polit. Verhandlungen. 8. Bd.) Berlin, Reimer. X, 968 S. M. 25,00. |[HJb. 14, S. 186; K. Breysig: FBPG. 6, S. 311/7.]| — 30a) × B. Erdmannsdörffer, Urkunden u. Aktenstücke z. Gesch. d. Kurfürsten Friedr. Wilhelm v. Brandenb.: XIII. Polit. Verhandlungen IX. her. v. R. Brode. XIV. Auswärt. Akten III. 1—2. Her. v. A. F. Pribram: DLZ. S. 1496/8. — 31) R. Tieffenbach, Preussen in entscheidenden Epochen seiner Entwicklung unter d. Grossen Kurfürsten Friedr. Wilhelm, unter König Friedr. d. Gr. u. unter Kaiser Wilhelm I. Drei Festreden. Berlin, R. Gaertner. 102 S. M. 2,00. |[LCBl. S. 113; M. Immich: FBPG. 6, S. 294.]| (S. u. IV1b: 55a.) — 32) A. F. Pribram, Z. auswärt. Politik d. Kurfürsten Friedr. Wilh. v. Brandenburg: FBPG. 5, S. 103-33. — 33) F. Frhr. v. Schroetter, D. brandenb.-preuss. Heeresverfassung unter d. Grossen Kurfürsten. (= Staats- u. socialwissensch. Forschungen her. v. G. Schmoller, Heft 50.) Leipzig, Duncker & Humblot. VI, 157 S. M. 3,60. |[O. Hintze: FBPG. 6, S. 279-80.]| (Als Berliner Diss. 35 S.) — 34) L. Brock, D. brandenb. Heer in d. Kriegen v. 1688—97. IV. Beitrr. z. brandenb.-preuss. Heeresgesch. Progr. d. Gymn. zu Königshütte O. S. Beuthen, Haenel & Stratmann. 4°. 27 S. |[R. Foss: MHL. S. 298.]| — 35) G. Sello, Fehrbellin: DZG. 7, S. 282-318. — 36) A. Strecker, Franz v. Meinders, e. brandenb.-preuss. Staatsmann im 17. Jh. Mit 1 Bild. (= Staats- u. socialwissensch. Forschungen her. v. G. Schmoller. Heft 49.) Leipzig, Duncker & Humblot. VIII, 152 S. M. 3,60. |[O. Meinardus: DLZ. S. 1529-30; K. Br.: LCBl. S. 1116; HJb. 14, S. 185; W. N(audé): FBPG. 5, S. 644.]| (Als Berliner Diss. 32 S.) — 37) × A. Schmidt, Berlin z. Zeit d. Grossen Kurfürsten: NorddAZg^B. 29. Mai. — 38) N. Thömes: D. Anteil d. Jesuiten an d. preuss. Königskrone v. 1701. E. preuss. u. dtsch. Studie nach d. Akten d. geh. Staatsarch. Mit e. Vorw. v. Abgeordn. E. Lieber. Berlin, Eckes & Co. 112 S. M. 2,00. |[A. M.: HJb. 13, S. 906/7.]| — 39) × K. Fey, D. Anteil d. Jesuiten an d. preuss. Königskrone v. 1701. Im Lichte d. Gesch. betrachtet. Leipzig, Verl. d. evang. Bundes. 46 S. M. 0,75. |[HJb. 13, S. 907/8; SchwäbKron. 6. Aug.]| — 40) × E. Berner, D. angebliche Dankesschuld d. preuss. Staates gegen d. Jesuiten: FBPG. 5, S. 437-58. — 41) Brandenburg-Preussen bei d. Kaiserwahl d. letzten Habsburgers: Didask. N. 88/9. — 42) F. Holtze: D. juristische Berlin beim Tode d. ersten Königs: SVGBerlin. 29, S. 1-84. — 43) G. E. v. Natzmer, Lebensbilder aus

und Zinzendorf angeregte Religionsbewegung zu Gebote, aus denen er viel des Interessanten und Wissenwerten mitteilt (vgl. JBL. 1890 III 5 : 2—4). Ebenfalls reiche Belehrung giebt das Buch über die Geschichte der Refugiés, über das aus Refugiés gebildete Corps des grands mousquetairs, über die Geschichte der Kavallerie und der Gensdarmes, alles nach authentischen Papieren. — Hier möge auch erwähnt werden die Lebensbeschreibung des Prinzen Ludwig Gruno von Hessen-Homburg (1705—45), entworfen von E. Schulze [44]). Der Prinz verliess mit 18 Jahren die Heimat und ging auf die Einladung Peters des Grossen nach Russland, wo er, trotz aller Intriguen der ihm feindlich gesinnten Eingeborenen, es bis zum General-Feldzeugmeister brachte; er machte Feldzüge in den Steppen an der kaspischen See und am Schwarzen Meer sowie in den Wäldern Polens. Er war kein genialer Feldherr, gewinnt uns aber durch sein ernstes Streben, sein Interesse für deutsche Dichtung (er stand mit B. H. Brockes in Briefverkehr) und durch sein menschenfreundliches Wesen. Als er sich mit der Fürstin von Cantimir, die griechischer Religion war, 1734 verloben wollte, schrieb er seinem Vater, der als Reformierter daran Anstoss nahm (S. 102): „Der Skrupel der Religion ist leicht zu heben, massen in der wahrhaften Furcht Gottes und in der aufrichtigen reinen Liebe des Nächsten die wahre Religion besteht.“ Recht unangenehm war die Enttäuschung des Vaters 1738, als er nach der Vermählung erfuhr, dass der Sohn kein grosses Vermögen erheiratet, das auch dem Vater zu Gute käme, ihn (S. 130) „von denen Banden befreite und die grossväterliche, ganz überhäufte, Schuldenlast auf einen Coup abtilgte“. — Zeitlich gehören hierher die diplomatischen Studien des Herzogs von Broglie [45]) über die Praeliminarien des Friedens von Aachen am Schlusse des österreichischen Erbfolgekrieges 1748. —

Ueber die kirchlichen und religiösen Verhältnisse unseres Zeitraumes liegen mehrere kleinere Arbeiten und Veröffentlichungen vor. Von Manchem, das hierher gehörte, war schon bei Erdmannsdörffer, Huber und v. Natzmer die Rede. Unter Benutzung von Visitationsprotokollen aus den J. 1638—39 schildert Jungnitz [46]) vom katholischen Standpunkte aus die kirchlichen Verhältnisse Schlesiens in jener Zeit, besonders die Trägheit und Nachlässigkeit der Hirten, von denen der Prälat Gebauer sich durch Energie und Glaubenseifer wesentlich unterschied. — Rezek [47]) bietet eine ausführliche, hs. erhaltene Uebersicht über die Gegenreformation der Jesuiten in der Ordensprovinz Böhmen, welche Böhmen, Mähren und Schlesien umfasste, aus den J. 1661—78. Der Vf., der seinen Namen nicht genannt hat, aber jedenfalls ein Jesuit war, schöpfte aus den Berichten, die dem Provinzial der Gesellschaft aus den Kollegien, Residenzen und Missionen jährlich zugeschickt worden, und giebt Jahr für Jahr an, wie viele Bekehrungen erfolgt seien, mit mancher interessanten Einzelheit. Nach der Uebersicht, die allerdings für uns unkontrollierbar ist, sollen von 1661 bis Sept. 1678 in den angegebenen Landschaften nicht weniger als 29,588 bekehrt worden sein, darunter 28,780 Lutheraner, 343 Kalvinisten, 141 Hussiten, 7 Piccarden, 174 Juden, 9 Türken usw. — Dagegen berichtete Reymann [48]) über evangelische Glaubenstreue aus Schlesien. — Den Lebenslauf eines pflichttreuen evangelischen Seelsorgers, des Toggenburgers Jost Grob (1611—92), schrieb Pfister [49]). Grob hielt sich fern von allem Theologengezänk und widmete sich der Lösung der praktischen Aufgabe seines Wirkungskreises, so dass sein Lebensbild als ein Lichtbild aus dem kirchlichen Dasein der Schweiz erscheint. Er beschloss seine irdische Laufbahn durch eine Liebesthat, indem er, der 81j. Greis, einen Mann, der ins Wasser gefallen war, rettete, selbst aber tötlichem Fieber anheimfiel. — Die unermüdlichen, doch wenig erfolgreichen Bemühungen des schottischen Theologen Duraeus, eine Vereinigung der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse herbeizuführen, besprach Sander [50]), an der Hand der Eintragungen in dem Stammbuche des Petrus Figulus Jablonski (des Schwiegersohnes von Joh. Amos Comenius), der den Schotten (1636—40) auf seinen Reisen durch das protestantische Europa begleitete. — Die hugenottische Kirchenordnung, die seit 1689 das Grundgesetz der französischen Kolonien in Brandenburg-Preussen ist, veröffentlichte in deutscher Uebersetzung für die hugenottischen

---

d. Jh. nach d. grossen dtsch. Kriege. Gotha, Perthes. VIII, 504 S. M. 7,00. |[LCBl. S. 1790/1.; HJb. 14, S. 187; R. Koser: FBPG. 6, S. 620/1.]| — 44) E. Schulze, Lebensbeschreibung d. Prinzen Ludwig Gruno v. Hessen-Homburg 1705—45. Mit Benutz. vieler ungedr. Aufzeichn. Mit 2 Portrr. in Lichtdr. u. 1 autogr. Kartenskizze (Aus MVGHomburg.) Homburg v. d. H., F. Fraunholz. X, 166 S. M. 2,40. |[H. Br.: LCBl. S. 1400/1.]| — 45) Duc de Broglie, Etudes Diplomatiques. Fin de la guerre de la succession d'Autriche. Paix d'Aix-la-Chapelle (1746): RDM. 109, S. 241-71, 721-68. (S. u. IV1b : 63.) — 46) J. Jungnitz, Archidiakonus Petrus Gebauer, e. Zeit- u. Lebensbild aus d. schlesisch. Kirchengesch. d. 17. Jh. Breslau, Aderholz. VII, 145 S. M. 2,00. |[HJb. 13, S. 629-30.]| — 47) A. Rezek, Relatio progressus in exstirpanda haeresi per regnum Bohemiae, marchionatum Moraviae et ducatum utriusque Silesiae opera P. P. Soc. J. provinciae Bohemiae ab anno 1661 usque ad annum 1678: SBGWPrag. S. 203-57. — 48) ○ L. Reymann, Evangel. Glaubenstreue in Schlesiens Vergangenheit z. 150j. Geburtstage d. Bethäuser berichtet. Breslau, C. Dülfer. 40 S. M. 0,30. — 49) J. Pfister, Jost Grob E. Lichtbild aus d. kirchl. Leben d. Schweiz im 17. Jh.: ZürcherTb. 15, S. 18-54. — 50) (I 4 : 94.) — 51) (I 4 : 810a). — 52) I 4 : 812a.)

Gemeinden in Deutschland Tollin[51]). — Die Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde in Erlangen stellte Stursberg[52]) nach den Protokollen und Akten der Gemeinde dar. Als der Markgraf Christian Ernst von Bayreuth aus „christfürstlichem" Mitleid um ihres Glaubens aus Frankreich vertriebene Reformierte bei sich aufnehmen wollte, sprach sich sein Konsistorium für die Aufnahme aus, wenn die Reformierten zur lutherischen Kirche übertreten würden. Als der Markgraf sich darnach nicht richtete, sondern den Vertriebenen Erlangen zur Niederlassung anwies, protestierten seine Konsistorialräte, dass neben der reinen evangelischen alleinseligmachenden Glaubenslehre eine andere irrige und verdammliche Religion geduldet werde. Als der Unwille in Erlangen wegen der unter den Franzosen ausbrechenden ansteckenden Krankheiten grösser wurde, hätte der Markgraf dem grossen Kurfürsten gerne seine Reformierten wieder abgetreten. Später beruhigten sich die Gemüter, und der Markgraf erklärte am 15. Aug. 1687 die Hugenottische Kirchenordnung in seinem Lande als zu Recht bestehend. — Sander[53]) feierte Eleonore Desmier d'Olbreuse, die letzte Herzogin von Braunschweig-Lüneburg-Celle als Hugenottin. Habe der Geist des Hugenottentums sie auch nicht vor jedem Wanken auf der Lebensbahn bewahrt, so habe er doch vermocht, sie immer mehr zu läutern. Die niedersächsische französisch-reformierte Konföderation verdanke ihr zumeist, dass sie noch heute lebe und blühe. — Kindliche Gottergebenheit spricht aus dem von Weber[54]) veröffentlichten Curriculum vitae militaris des Studenten der Theologie Neubauer, der 1725—27 gezwungen in Preussen Soldat war. Er lernte dabei, dass man, wenn man Heiden bekehren wolle, nicht erst nach Malabar zu gehen brauche[55-56]). — Geiger[57]) beschrieb die von Hottinger gesammelten Bilder und Schriften der verschiedensten Art (Züricher Stadtbibl.) über Sabbatai Zewi, 1626—76, einen Schwärmer, der als Messias verkündet wurde und einen grossen Zulauf fand. —

Ueber das geistige Leben in dieser Zeit sind einige geschichtliche Beiträge erschienen. Neue Quellen sind nicht ermittelt worden. Pauer[58]) gab zwar Mitteilungen aus der hs. Briefsammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft, aber die Briefe des Dornavius, von denen er sprach, sind schon 1862 von dem damaligen Sekretär der Gesellschaft im neuen Lausitzischen Magazin (S. 381) veröffentlicht worden. Die zahlreichen an den Frhrn. von Tchirnhaus, einen naturwissenschaftlichen Dilettanten gerichteten Briefe Verschiedener sind ohne jeglichen Wert (s. u. III 2:35). — Eine Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt bot Geiger[59]), die beiden ersten Bücher des grossangelegten Werkes, die J. 1688—1740, kommen hier in betracht. Der Vf. schildert mit seltener Sachkenntnis und gründlichem Eingehen die Entwicklung der Litteratur, Wissenschaft und Kunst, die religiösen Bewegungen und die kirchlichen Verhältnisse; er berücksichtigt zugleich das Schulwesen, das Theater und den Journalismus, so dass man ein volles Bild des Kulturlebens von Berlin erhält; jedes Buch beginnt mit einer Würdigung des zeitgenössischen Herrschers. — Ueber das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jh. handelte in seiner geistreichen Art Dilthey[60]). Er versteht darunter eine der merkwürdigsten Erscheinungen des menschlichen Geistes, das wissenschaftliche System, das aus den realen Bedürfnissen der damaligen Gesellschaft entstanden, allgemein gültige Principien für die Führung des Lebens und die Leitung der Gesellschaft gewährte. Drei Ideenkreise wirkten bei der Entstehung dieses Systemes zusammen, die religiösen Ideen, die römische Stoa und die neue Naturwissenschaft. — Ueber die Anfänge des deutschen Kathedervortrages schrieb Hodermann[61]) eine Doktordissertation, in der er der vereinzelten und schwachen Versuche vor Thomasius gedenkt. Thomasius fand jedenfalls erst rechte Nachfolge, er wagte auch das damals Unerhörte, die Ankündigung seiner Vorlesungen deutsch abzufassen. — Mit Eifer werden jetzt die so lange vernachlässigten politischen Flugschriften zum Gegenstande methodischer Untersuchung. Erdmannsdörffers Ansichten darüber sind schon oben angeführt. Genauer behandelt wurden die Flugschriften aus den Anfängen des 30j. Krieges, und zwar diejenigen, die sich auf die rechtliche Beurteilung des böhmischen Aufstandes beziehen von Gebauer[62]), den Droysen dazu anregte, während Haller[63]), der auch die publi-

---

— 53) F. Sander, Eleonore Desmier d'Olbreuse, Herzogin v. Braunschweig-Lüneburg-Celle. Vortr. geh. auf d. 2. Generalversamml. d. dtsch. Hugenottenver. am 12. Okt. 1892. [Aus: „D. franz. Kolonie".] Berlin, Mittler u. Sohn. 1893. 4°. 12 S. M. 0,50. — 54) H. Weber, Curriculum Vitae Militaris Dom. Neubauer: NChristoterpe. S. 211-55. — 55) × F. W. Becker, A. H. Francke. E. Mann nach d. Herzen Gottes. 3. Aufl. Hermannsburg, Missionshandlung. III, 144 S. M. 0,60. — 56) × G. Knuth, A. H. Francke. Erinnerungsfeier an A. H. Franckes Eintritt in d. Pfarramt St. Georgen am Sonntage Estomihi 1692, nebst allen gehaltenen Reden u. Ansprachen. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. III, 79 S. M. 0,80. — 57) L. Geiger, Dtsch. Schriften über Sabbatai Zewi: ZGJuden. 5, S. 100/5. — 58) Th. Pauer, Einiges aus d. hs. Briefsamml. d. Oberlausitz. Gesellsch.: NLausitzMag. 68, S. 65-74. — 59) (I 4: 586; IV 1b: 47.) — 60) W. Dilthey, D. natürl. System d. Geisteswissenschaften im 17. Jh.: AGPhilos. 5, S. 480-502. — 61) (I 5: 263; vgl. JBL. 1891 I 5: 64.) — 62) J. Gebauer, D. Publicistik über d. Böhmischen Aufstand v. 1618. (= Abhandlungen z. neueren Gesch., her. v. G. Droysen N. 29.) Halle, M. Niemeyer. 122 S. M. 3,00. (Als Hallens. Diss. 30 S.) — 63) J. Haller, D. dtsch. Publizistik in d. J. 1668—84. E. Beitr. z. Gesch. d. Raubkriege Ludwigs XIV. Heidelberg, Winter. VII, 160 S. 4,00. |[K. Br.: LCBl. S. 1609.]| (Als Diss. 66 S.) —

zistischen Leistungen F. von Lisolas würdigte (s. o. N. 27), von Erdmannsdörffer angeregt, die Flugschriften aus der Zeit der Raubkriege Ludwig XIV., 1668—74, untersuchte. H. hält es mit Recht für unerlässlich, dass man die Gesamtheit der erhaltenen Flugschriften vornehme, um innerhalb derselben die Bedeutung und Tendenz der einzelnen erkennen zu können, ob sie als unabhängige Aeusserungen der öffentlichen Meinung oder als offiziöse, wenn nicht offizielle, bestellte Auslassungen gelten müssen. Jedenfalls lässt die Unmasse der erhaltenen Flugschriften auf ein lebhaftes politisches Interesse der Zeitgenossen schliessen. Das Ergebnis H.s, dass die meisten der von ihm untersuchten Flugschriften offiziellen oder offiziösen Ursprungs sind, zeigt von neuem, welchen hohen Wert die damaligen Regierungen der öffentlichen Meinung beilegten. — Das ergiebt sich auch aus der Geschichte der politischen Zeitungen. Das 150j. Bestehen der Schlesischen Zeitung gab ihrem Redakteur Weigelt[64]) Veranlassung, die Entstehung und Geschichte der Zeitung ausführlich darzustellen. Die in den Rahmen unseres Berichts fallenden Teile sind schon im vorigen Jahre (JBL. 1891 III 1: 20) nach den Abdrücken in der Schlesischen Zeitung besprochen worden. — Diesmal liegen neu vor Beiträge von Nebelthau[65]) zur Geschichte der ältesten Zeitung in Hessen. Es ist die Hanauer Zeitung, die auf eine mehr als zweihundertjährige Geschichte zurückblicken kann. Gegründet als wirklich politisches Blatt ist sie jetzt zum Lokalblatt geworden. Justus Böff, der 1673 in die Dienste des Zeitungsschreibers Serlin zu Frankfurt getreten war, führte nach dem Tode des Herrn noch einige Zeit der Witwe das Geschäft und gründete dann 1678 selbständig zu Hanau den „Hanauischen Mercurius." Unter dem 7. Dec. 1678 erhielt er das Privilegium auf zehn Jahre, „beide deutsch und französisch wöchentliche und extra ordinaire Zeitungen in Druck bringen zu lassen", mit der Mahnung, dafür zu sorgen, dass die „judicia behutsam, korrekt und deutlich verfertigt werden." Bei den Klagen, die fremde Höfe gegen Boeuf anstrengten, handelte es sich immer um Nennung des Korrespondenten, der die Nachricht eingeschickt. Seine Regierung, die ihn sonst nach Möglichkeit unterstützte, riet ihm wohl auch die Journalisterei zeitweilig zu unterlassen, so im Jahre 1682, gestattete aber, dass der „Mercurius" als „Europäische Zeitung" erscheinen konnte. — Als ersten französischen Journalisten pries de la Tourette[66]) den Arzt Théophraste Renaudot, geboren zu Loudun 1586, der in Paris unter dem Schutze von Richelieu ein Auskunftsbureau für Arbeitslose, später ein Leihhaus und ein Verkaufshaus aus reiner Menschenfreundlichkeit gründete und am 31. Mai 1631 die erste Nummer seiner „Gazette", der ersten franz. politischen Zeitung in Frankreich, herauskommen liess, für die gelegentlich sowohl der König Ludwig XIII. als Richelieu in ihren Interessen einen Artikel schrieben. Als Renaudot später kostenlose ärztliche Konsultationen, eine Art von Poliklinik, einrichtete, geriet er in Streit mit der Pariser medizinischen Fakultät, die nach dem Tode Richelieus und des Königs unter der Regierung der Königin Witwe, die von Richelieu in der Gazette früher einmal beleidigt worden, dem Gazetier das Handwerk legte. Renaudot starb am 25. Okt. 1653, nach dem höhnischen Ausdrucke seines Hauptgegners „gueux comme un peintre". Jetzt will man ihm in Paris ein Denkmal errichten als dem „fondateur du journalisme et des consultations charitables"[67]). — Als bedeutendster französischer Publicist auf religiösem Gebiet mag Bossuet wegen seiner „Histoire des variations des Églises protestantes" hier aufgeführt werden. Rébelliau[68]) wies in seiner sorgfältigen und gelehrten Studie über dieses Werk Bossuets nach, dass es noch heute als historische Arbeit von hohem wissenschaftlichen Werte anzusehen sei. Die Studie zerfällt in drei Bücher. Zuerst bespricht R. die religiöse Polemik in Frankreich im 17. Jh., dann weist er die Quellen nach, die Bossuet völlig objektiv benutzte, endlich handelt er von dem Erfolg und den Anfeindungen des Bossuetschen Werkes. —

Als wichtige Quellen für die Erforschung des Gefühlslebens der Zeit lassen sich auch diesmal mehrere Denkwürdigkeiten beibringen. Mell[69]) lenkte von neuem die Aufmerksamkeit auf das Hausbuch einer deutschen Hausfrau bürgerlichen Standes aus dem 17. Jh., das 1887 von Zahn vollständig herausgegeben hat, und bot verschiedene Mitteilungen daraus, aus denen man sieht, dass die Weltereignisse auf das Gemüt der schlichten Bürgerfrau einen tiefen Eindruck gemacht, dass ihr Hauptinteresse aber ihrer Familie gehörte. Wir blicken in eine echte, natürliche Seelenstimmung. So

---

64) C. Weigelt, 150 Jahre Schlesische Zeitung 1742—1892. E. Beitr. z. vaterländ. Kult.-Gesch. Breslau, W. Gottl. Korn. IX, 316 S. M. 4,00. (S. u. IV 1b:146.) — **65**) (I 3: 69.) — **66**) G. de la Tourette, La vie et les oeuvres de Théophraste Renaudot fondateur du journalisme et des consultations charitables. Avec cinq figures dans le texte. (En vente au bénéfice de la statue.) Paris, Edition du Comité. 52 S. Fr. 1,00. (Auszug aus d. Werke desselben Vf., d. 1884 zu Paris erschien: „Théophraste Renaudot, d'après des documents inédits.") — **67**) × A. Rousselet, Théophraste Renaudot fondateur des policliniques 1586—1653 (Extrait du journal „L'Assistance", Juillet.) Paris, Policlinique. 16 S. Fr. 1,00. — **68**) A. Rébelliau, Bossuet historien du protestantisme. Étude sur l'histoire des variations et sur la controverse entre les protestants et les catholiques au XVII. siècle. Thèse. Paris, Hachette & Cie. 1891. XIX, 602 S. |[N. P(aulus): HJb. 13, S. 898: id., HPBll. 110, S. 251/6; (W. Beyschlag:) LCBl. S. 1641; S. Reinach: RCr. 33, S. 295/8.]| — **69**) (I 4: 39.) — **70**) R.

viel Krankheit und Kummer die Frau auch durchzumachen hatte, sie hat nie ihr kindliches Gottvertrauen verloren. Sie tritt uns als musterhafte Gattin, Mutter und Grossmutter entgegen. — Diesem Hausbuch stelle ich gegenüber die Denkwürdigkeiten der Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémoïlle, späteren Gräfin von Aldenburg, von Mosen[70]) aus dem Französischen übersetzt und mit zahlreichen Erläuterungen herausgegeben. Die Prinzessin hat ihren merkwürdigen Lebenslauf, in dem sie die bewunderungswerte Führung Gottes sichtbar erkannt, für ihren einzigen Sohn aufgesetzt, damit auch er lerne, die Vorsehung zu bewundern und ihr sich ganz anzuvertrauen. Manches, was uns an der Prinzessin unangenehm auffällt, erklärt sich wol aus der Erziehungsmethode ihrer Grossmutter, die ihr volle Freiheit liess, wenn sie nur nicht gegen die Gott schuldige Ehrfurcht und die einem Mädchen geziemende Bescheidenheit verstiess. So entwickelte sich früh bei ihr ein geistiger Hochmut, herzliche Gefühle hegte sie weder für ihre Mutter noch für ihren Vater. Ihr Vater war stets gütig gegen sie, aber sie verzieh ihm nie seinen Uebertritt zum Katholizismus, von toleranter Gesinnung ist bei ihr keine Spur, die reformierte Religion ist ihr „la réligion", ausser ihr ist kein Heil, sie hat nur Spott für die „klägliche Bigotterie" ihres Vaters, trotzdem er immer nur mit grösster Güte über Religion mit ihr redet. Nachdem sie selbst beim Abschiede von ihrem Vater hart und gleichgültig gewesen, und er sich empört von ihr gewandt, da brachen allerdings, als sie allein war, ihre Thränen mit erstickender Gewalt hervor. Später warf sie sich in ihrer unnatürlichen religiösen Strenge und Starrheit selbst die herzliche Neigung zu ihrem Verlobten vor; sie klagte sich an, dass sie schuldig vor Gott sei, weil sie bekennen müsse, dass sie das Geschöpf mehr geliebt habe als den Schöpfer. So gestand sie zu ihrer Schande und Beschämung, dass sie für ihren Verlobten Gefühle gehegt, wie sie Gott von seinen Kindern verlange. Sie wünschte sich einmal, als sie noch nicht wusste, was es heisst, einen Gatten so zu lieben, wie sie den ihrigen geliebt, keine bessere Stellung in der Welt als Witwe zu sein und in Holland zu wohnen. „Gott hat mich dafür gestraft," gestand sie später, „indem er mir die einzige Freude meines Lebens nahm." Nur wenige Monate dauerte ihr Eheglück, die längste Zeit ihres Lebens war sie Witwe und hatte als solche schwere Kämpfe zu bestehen, gegen die Gatten ihrer Stieftöchter, um das Erbe ihres Sohnes. Ihre Mutterliebe war echt und natürlich, das Leben hatte sie geschult, und so wurde sie auch im Alter milder und, soweit das bei ihr überhaupt möglich war, toleranter. — Die fromme Gesinnung, die den grossen Kurfürsten schon als Kurprinzen Friedrich Wilhelm und seinen Bruder den Markgrafen Ernst beseelte, erkennt man aus ihren Eintragungen in das Stammbuch des Christian Elert aus Wusterhusen, ersterer hat den Wahlspruch geschrieben: „Domine, scire fac me viam, per quam ambulem," der andere: „J'espère, le reste à Dieu." Sonst enthält das Stammbuch, über das v. Kamienski[71]) berichtete, nur Wappen und Namen. — Ein recht unentwickeltes Gefühlsleben gewahren wir bei Heinr. Wenzel von Logau, dessen Stammbuch Endemann[72]) unter dem irreführenden Titel einer Familienchronik veröffentlichte. Es sind fast ausschliesslich genealogische Aufzeichnungen, die H. W. von Logau 1710—26 „seinen lieben Kindern zum Andenken und sicheren Nachricht der angestammten Wappen und Geschlechter" aufgesetzt, und die er daher mit Recht Stammbuch genannt hat. Als Chronist beschreibt er nur seine eigenen Erlebnisse. Nachdem er 1675—78 unter dem grossen Kurfürsten in Pommern den Krieg mitgemacht, erhielt er krankheitshalber den Abschied. Da er von seiner Jugend an Neigung besessen, sich in der Welt umzuschauen, seiner armen Eltern armseliger Zustand es aber nicht zugelassen, ging er 1682 mit einem reichen Adligen auf Reisen und blieb mit ihm ein Jahr in Tübingen. Dort exercierte er auf den Wunsch eines Prinzen 125 von den ansehnlichsten Studenten ein, halbes Jahr ein „worüber sein Prinz und sembtl. Herren Provessores(!) Ihre grosse vorgniegung gehabt und er ohne ruhm zu melden Ein ewiges andencken in Tibingen hinderlassen." 1683 musste er, da sein Vater gestorben, was ihn zu keiner weiteren Bemerkung veranlasst, nach Hause zurück. Er hielt sich bei seiner Mutter solange auf, bis er sich durch sein „fleussiges gebett von Gottes eingebung in ein Ehegelobnis eingelassen." Sein allerliebstes „weuble wurde ihm aber durch einen schlackfluss von seiner seutten gerissen, als er in Hoffnung gestanden, dass ihre Vorgniegung durch den zeügenden Ehesegen Gott noch weutter vormehren sollte." Schon im nächsten Jahre liess er sich „in die ander Christl. Ehe" ein und zeugte mit der zweiten Frau 16 Kinder. —

Ueber das Hofleben[73-74]) des 18. Jh. geben reichen Aufschluss einige Memoirenwerke, in erster Reihe die Aufzeichnungen der Lieblingsschwester Friedrichs des Grossen,

---

Mosen, D. Leben d. Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémoïlle, Gräfin v. Aldenburg. (1652—1732.) Erzählt v. ihr selbst, eingel., übers. u. erläut. (Mit Bild.) Oldenburg, Schulze. XV, 400 S. M. 6,00. |[G. Rüthning: MHL. 20, S. 370/1; LCBl. S. 841/2; PrJbb. 69, S. 858-60; Ch. J.: RCr 36, S. 280/1; HambCorr^B. N. 8; R. Bechstein: RostockZg. N. 99, 111 u. 121.]| — **71**) A. v. Kamienski, Elertsches Stammbuch: DHerold. 23, S. 159-61. **72**) (I 4: 38.) — **73**) ○ × E. Jaeglé, Correspondance de Madame duchesse d'Orléans, extraite de ses

der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, späteren Markgräfin von Bayreuth, die seit dem J. 1810 französisch in einer abgekürzteren Fassung und in deutscher Uebersetzung nach einer volleren Fassung oft aufgelegt worden sind, von dem Braunschweiger Vieweg und von dem Stuttgarter Cotta. Die neueste deutsche Ausgabe von A. van der Linden[75]), der sich aber nicht genannt hat, besorgt, legt dem 1. Teile den Cottaschen Text zum Grunde, fügt aber hinzu, was die Braunschweiger Ausgabe im Einzelnen mehr hatte, ein Verfahren, das man nicht billigen kann, da auf diese Weise das verlorene Original sicherlich nicht hergestellt wird. Zum Schlusse sind dann nach Briefen usw. die J. 1743—58, bis zum Tode der Markgräfin, behandelt; sie selbst hatte 1742 abgeschlossen. Die Prinzessin schildert das Hofleben, ja das eigene Familienleben, Vater, Mutter, Gatten und Schwiegervater mit rückhaltloser oder auch rücksichtsloser Offenheit, wie ihr alles in ihrer späteren grenzenlosen Verbitterung sich darstellte. Man wird ihre Denkwürdigkeiten, mit Vorsicht benutzt, eine ausgezeichnete Quelle nennen dürfen. Manches, was Wilhelmine über ihre Eltern berichtet, dürfte Bestätigung gefunden haben durch die Denkwürdigkeiten, in denen die jüngere Schwester ihre Jugendzeit geschildert, leider ist davon nur ein kleines Bruchstück erhalten, das neuerdings Arnheim[76]) herausgegeben. — Aus Memoiren, welche A. F. Oefele 1745 als Kabinetssekretär des Herzogs Clemens von Bayern in fingierten Briefen geschrieben, veröffentlichte sein Urenkel der Edm. von Oefele[77]) eine Probe von 10 Briefen, in denen ein sprechendes Bild der Lage Bayerns in den letzten Jahren Karls VII. geboten ist. In tiefem Mitleid für das Unglück des Volkes, aus dem er hervorgegangen (er wurde erst 1772 geadelt), schildert Oefele das Leben und Treiben des Hofes und den Geist, der das Land ins Verderben gestürzt[78]). —

Für die Geschichte der Entwicklung der deutschen Verskunst im 17. Jh. würde eine Untersuchung der Wirkung, die Opitzens Reformversuche auf die zeitgenössischen Dichter geübt, von hervorragender Bedeutung sein, bisher hat sich Niemand an diese Untersuchung gewagt. Eine Leipziger Dissertation von Schieffer[79]) betritt den Boden dieser Forschung, indem sie nach einer fleissigen Zusammenstellung über Leben und Werke Joh. Seb. Wielands, eines recht unbedeutenden Dichters, dessen Gedicht „Urach", 1626, auf die Versbehandlung genauer prüft und nachweist, dass sich darin noch nicht der geringste Einfluss Opitzens zeigt, vielmehr das Prinzip der Silbenzählung in rohester Weise zur Anwendung gelangt, während das spätere Gedicht „Der Held von Mitternacht", 1633, den völligen Anschluss des Poeten an Opitzens Art bekundet.

III,2

Lyrik.

Max Freiherr von Waldberg.

Bibliographisches N. 1. — Gelegenheitsdichtungen N. 2. — Parodie N. 4. — Volkslied: Allgemeines N. 5; einzelne Lieder N. 10; Volkslieder von Faust N. 14. — Weltliche Kunstlyrik: Becker N. 16; Weckherlin N. 17; Fleming N. 19; Joh. Wilh. Simmler N. 20; J. G. Schoch N. 21; Dav. Schirmer N. 22. — Balth. Kindermann N. 23. — Nicolaus Peucker N. 24. — Hofmann von Hofmannswaldau N. 26; die Neuberin N. 28. — Geistliche Lyrik: Das katholische Kirchenlied N. 29; Wiedertäufer N. 32; evangeliche Poesie. N. 33. —

Es wäre eine erfreuliche Nebenwirkung der JBL., wenn sie durch ihre häufigen Hinweise auf die grössere oder geringere wissenschaftliche Ertragsfähigkeit einzelner Litteraturgebiete auch regulierend auf die Wahl der zu behandelnden wissenschaftlichen Probleme gewirkt hätten. Die bescheidenen Ergebnisse unseres Berichtsjahres in der Erforschung der Lyrik des 17. und beginnenden 18. Jh. würde sich dann nicht nur aus den wechselnden Neigungen der Forscher oder einem zufälligen Mangel an Interesse für

---

lettres originales déposées aux archives de Hannovre et de ses lettres publiées par L. W. Holland. Traduction et notes. 2. éd. revue et augmentée. Paris, Bouillon. VIII, 291 S.; 300 S.; 303 S.. — **74**) × A. Köcher, D. Briefe d. Herzogin Elisabeth Charlotte v. Orleans an d. Kurfürsten Sophie v. Hannover: HZ. 69, S. 497/8. — **76**) Memoiren d. kgl. preuss. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth, Schwester Friedr. d. Gr. V. J. 1709—42. V. ihr selbst beschrieben. 2 Teile in 1 Bd. 9. Aufl. fortgef. bis z. J. 1758. Mit Bild. (Her. v. A. v. d. Linden.) Leipzig, Barsdorf. IV, 210 S.; 259 S. M. 4,00. — **76**) F. Arnheim, E. Memoirenfragment d. Königin Luise Ulrike v. Schweden über ihre Jugendzeit am Hofe Friedrich Wilhelms I.: FBPG. 5, S. 580/3. (S. u. IV 1b: 78). — **77**) E. v. Oefele, Aus Andr. Fel. v. Oefeles Memoiren (1745): SBAkMünchen. 1891. S. 211-54. — **78**) × v. U., Kavalier-Erziehung im Rococo: NorddAZg^B. 15. Mai. — **79**) K. M. Schiefer, Joh. Seb. Wielands Leben u. Werke mit besonderer Berücksicht. seiner dtsch. Verskunst. Diss. Leipzig, Druck v. Ramm & Seemann. 64 S. —

diese Dichtung, sondern auch aus der an dieser Stelle wiederholt betonten dürftigen künstlerischen Bedeutung dieser Litteraturgattung ergeben. Allerdings sind dabei auch Aufgaben, die eine Lösung verdienten, zu kurz gekommen. So vor allem die Herstellung einer Bibliographie der in so zahlreichen Einzeldrucken und fliegenden Blättern zerstreuten oder in den Widmungsblättern vieler Werke verzettelten Kasualdichtungen jener Zeit. Gar manche historisch beachtenswerte, aber heute unbekannte Erscheinung des an künstlerischen Individualitäten so armen 17. Jh. würde durch Sammlung und Ordnung ihrer zwar für den Tag geschriebenen, aber nicht ohne sichere Hoffnung auf dauernden Nachruhm verfassten Gelegenheitspoesien zu neuem Leben erstehen, und mehr als einmal liesse sich aus Fragmenten einer früheren poetischen Existenz das Gesamtbild einer künstlerichen Persönlichkeit rekonstruieren und für die Litteraturgeschichte wiedergewinnen. Leider hat aber bisher nur die Litteratur der Epithalamien den Bibliographen einiges Interesse abgewinnen können. Nach dem Vorgange von Hayn (vgl. JBL. 1890 III 2 : 1) der in seiner Bibliotheca Germanorum nuptialis ein Verzeichnis deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa von der Mitte des 16. Jh. bis zur Neuzeit geboten hat, bringt auch Bahlmann [1]) die Titel 79 deutscher und insbesondere Hamburger Hochzeitsgedichte, die alle, bis auf acht Nummern, einem von Joh. Andr. Gottfr. Schetelig, dem 1807 verstorbenen Stadtpfarrer zu Celle, angelegten Sammelbande angehören. Ungefähr die Hälfte dieser Drucke war für Hochzeiten in Hamburg bestimmt. Dort, wo sich früher als in anderen deutschen Städten ein reich entwickeltes grossstädtisches Leben zeigt, ist im 17. und am Anfange des 18. Jh., gestützt auf ein blühendes Maecenatentum, die grosse Zunft der Gelegenheitsdichter und Bettelpoeten besser fortgekommen als sonstwo in Deutschland, und selbst ein — allerdings bald zurückgenommenes — Verbot aller Hochzeits- und Leichencarmina, scheint nur fördernd auf Entwicklung und Verbreitung dieser Gattung gewirkt zu haben. B. legt besonderes Gewicht darauf, dass diese Dichtungen zum grossen Teil im Hamburger Platt verfasst sind. Während nämlich das Niederdeutsche nach dem 16. Jh., da es Amts-, Kirchen- und Schulsprache war, aus dem Sprachgebrauche der besseren Gesellschaft fast ganz verdrängt wurde, wird es zur Erzielung heiterer und komischer Wirkungen für einzelne lyrische Gattungen, z. B. Hochzeichtsdichtungen, beibehalten, besonders weil man darin manche bedenkliche Wendung gebrauchen durfte, die in hochdeutscher Fassung vielleicht Anstoss erregt hätte. Sonst war man allerdings nicht allzu ängstlich, wie die von B. am Schlusse gebrachte, auch kulturhistorisch interessante Mitteilung über lascive Hochzeitsgedichte damaliger Schüler beweist. Zwar erhielt schon 1645 der Rektor des Hildesheimer Andreanums, Magister Ericus Müller, vom Rate einen derben Verweis wegen einiger „Schandbarer Carmina“ seiner Gymnasiasten, aber das wird wohl die poetischen Uebungen der Jugend nicht gestört haben, und vielleicht erklären derartige, unter den Augen der Lehrer verfasste Produkte unreifer Schüler, die sonst auffallende Thatsache, dass die ehrbarsten Amtspersonen und geistlichen Würdenträger sich nicht scheuten, die derbsten Zoten und Unflätigkeiten in ihren Gelegenheitsdichtungen mit viel Behagen und wenig Witz breitzutreten. —

Dass auch sonst bei Gelegenheitsdichtungen nicht immer der gute Geschmack Pate stand, bestätigen auch die einst so beliebten sonderbaren poetischen Spielereien, die unter dem Namen „Leberreime“ in dem Kuriositätenwinkel der Litteraturgeschichte zu finden sind. Es ist eine ebenso betrübende als charakteristische Erscheinung, dass unter den poetischen Formen, die der deutsche Geist im 17. Jh. unberührt von fremden Vorbildern geschaffen hat, jene Gattung obenan steht. Diese gewöhnlich epigrammatisch zugestutzten, mit einem formelhaften Eingang (die Leber ist vom Hecht und nicht vom —) versehenen „Dichtungen“ wurden zunächst als eine Art von geistreichem Gesellschaftsspiel beim Herumreichen der mit Hecht oder Geflügelleber gefüllten Schüssel bei festlichen Tafeln angesehen, entwickelten sich aber allmählich zu einer von der Gelegenheit unabhängigen Gattung. Ihre Entstehungsgeschichte, die H. L. Fischer [2]) verfolgt, ist recht dunkel. Dem sonst als Urheber genannten, 1661 zu Thorn verstorbenen, Rektor Heinr. Schaeve spricht F. die Erfindung ab. Die älteste Sammlung solcher Leberreime scheinen die in niederdeutscher Sprache verfassten, weltlichen und geistlichen Stoffen gewidmeten, 1601 erschienenen Rythmi mensales des Johannes Junior zu sein, von denen manche der späteren Sammlungen, wie z. B. die des Mich. Hancke d. Jüngeren, abhängig sind. Die berühmtesten Leberreime des 17. Jh. waren die Greflingers, der sie zusammen mit seinem Komplimentierbüchlein und Trenchir-Buch, als „Jungfer Eeuphrosinen von Sittenbach züchtige Tisch- und Leberreime an ihre Gespielinnen, zu Leberstatt druckts Georg Gözke“ herausgegeben hat. F. führt uns nun die ganze Entwicklung dieser einst so populären Dichtungsform bis zu deren heutigen Ausbildung als Gesellschaftspiel vor. Der Wert dieser Nachweise liegt in der Feststellung der für die Geschichte des Geschmacks

---

1) (S. o. I 3:51.) — 2) H. L. Fischer, Z. Gesch. d. Leberreime: VossZg B. N. 29-30. — 3) P. E.

interessanten Erscheinung, dass derartige Reimereien und Machwerke sich so lange in der Gunst des Publikums und der Dichter erhalten konnten. — Von diesen Schöpfungen eines verirrten Geschmackes bis zu den „Gevatterbriefen“ Joh. Ulr. Königs, über die uns Richter [3]) belehrt, ist aethetisch kein grosser Sprung, und es ist schwer festzustellen, wem mit der Veröffentlichung dieser, nach jeder Richtung hin unwesentlichen und bedeutungslosen Notizen gedient werden soll [3a]). —

Dass sich die dichterische Phantasie nicht begnügte, ihren unheiligen Launen nur bei Hochzeitsdichtungen und anderen poetischen Gelegenheitswerken die Zügel schiessen zu lassen, sondern auch von Profanierung selbst der ernstesten Stoffe, z. B. des „Vater unser“, nicht zurückschreckte, belehrt uns eine ausführliche Untersuchung über Parodien von Werner [4]). Der Vf. bezeichnet das Spiel mit jenem Gebete nach der, von ihm in dem Werke „Lyrik und Lyriker“ geschaffenen Terminologie als „gottesdienstliche Zeitlyrik“. Er unterscheidet mehrere Typen dieser Parodien, die er vom 16. Jh. bis zum 19. Jh. verfolgt. Beim älteren Typus der Vater-unser-Parodie besteht der Witz darin, dass gleichsam das Lippengebet und die weit davon abliegenden Gedanken der Betenden neben einander ausgesprochen werden; es wechseln also der Wortlaut des „Vater unser“ und die unheiligen Gedanken ab. In der Uebergangsform, die 1599 zuerst auftaucht, machen die Bitten des „Vater unser“ nicht mehr den Anfang, sondern dienen den Verspaaren der Gedichte als Schluss, als eine Art zusammenhängender Kehrreim. Im jüngeren Typus sind dann die eigentlichen Textstellen des „Vater unser“ so mit den vorangehenden Versen verbunden und verknüpft, dass sie nicht nur formell, sondern auch inhaltlich einen unentbehrlichen Bestandteil der Gedichte bilden. W. macht uns mit einer Reihe von Texten dieser Parodien bekannt und giebt eine mit grösster Genauigkeit ausgeführte Darstellung von dem Zusammenhang und der Verwandtschaft der einzelnen Fassungen. —

Für die Geschichte des Volksliedes im Allgemeinen liegt diesmal kein sehr reiches Material vor. In einem Vortrage, den Fresenius [5]) in der Berliner Gesellschaft für deutsche Litteratur gehalten hat, wird die Geschichte des Interesses am Volksliede vor Herder verfolgt. Der Auszug erweckt lebhafte Neugier auf ausführlichere Mitteilungen. — Ellingers [6]) sehr hübsche und geschmackvolle, wenn auch etwas sparsame Auswahl der geistlichen und weltlichen Lyrik des 17. und 18. Jh. bis auf Klopstock soll nicht wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern dem Schüler die Kenntnis dieser Dichtungsgattungen vermitteln [7]). — Dagegen bieten die von Werner [8]) aus verschiedenen Hss. edierten Volkslieder nicht nur deshalb ein grösseres Interesse, weil einzelne von ihnen bisher unbekannt sind, andere wieder schon bekannte Volkslieder ergänzen, sondern vor allem weil die aus dem Liederbuche des 17. Jh. stammenden, von „Pater M. Johannes Stieglerius Argent. Filius Laurentius Stieglerus Argent. Anno 1698“ aufgezeichneten Lieder von neuem den Beweis erbringen, wie in diesem Zeitalter so viele Volkslieder oder volkstümliche Lieder nur musivisch aus Bestandteilen älterer oder aus geläufigen volkstümlichen Wendungen und Versen zusammengesetzt sind. Es wäre ein Leichtes, für die grössere Hälfte dieser Verse ältere Quellen und Vorbilder nachzuweisen. —

Sonst aber fliessen, wie gesagt, die Mitteilungen neuer, auch einzelner Volkslieder-Materialien recht spärlich [9-13]). Am interessantesten ist noch ein altes niederbayerisches Dialektgedicht, das Hartmann [13a]) veröffentlicht. Es stammt aus einem hs. Sammelbande der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, fällt in die zweite Hälfte des 17. oder in den Anfang des 18. Jh. und führt den Titel: „Relation Eines Pauern Sohn, der seinen (!) Vater von der Orgl- vnd Kirchenmusik erstattet“. Es ist im frischen derben Bauernton gehalten und hängt inhaltlich mit einer Reihe verwandter Lieder zusammen, die H. im Einzelnen nachweist. —

Ueber die epischen Volkslieder vom Dr. Faust handelt Tille [14]), indem er im wesentlichen Mitteilungen bietet, die uns aus seiner Schrift über den gleichen Stoff bekannt sind. Von den Anzeigen [15]) dieses Werkes (vgl. JBL. 1891 III 2:65),

---

Richter, J. U. Königs Gevatterbriefe. Zu VLG. 4, S. 582–94.: VLG. 5, S. 332/4. — 3a) J. C. Borre, Fürstl. Lorber-Krantz d. Fürstin Louyse Charlotte . . zu Curland: SBKurländGes. 1891, S. 9-10. (Unbedeut. Huldigungsgedicht aus d. 17. Jh.) — 4) R. M. Werner, D. Vaterunser als gottesdienstliche Zeitlyrik: VLG. 5, S. 1-49. — 5) A. Fresenius, Ueber d. Beachtung d. Volkspoesie vor Herder. Referat: DLZ. S. 1378. — 6) G. Ellinger, Kirchenlied u. Volkslied. Geistl. u. weltl. Lyrik d. 17. u. 18. Jh. bis auf Klopstock. (= Sammlung Göschen N. 25.) Stuttgart, Göschen. 143 S. M.0,80. — 7) × K. L. Leimbach, Z. Einführung in d. dtsch. Volkslied. Ausw. u. Erläut. v. 92 Volksliedern alter u. neuer Zeit: WIDM. 71, S. 720. — 8) R. M. Werner, Volkslieder: VLG. 5, S. 573-98. — 9) × L. Fränkel, K. H. v. Meusebachs Tugendhafter Jungfrauen u. Junggesellenzeitvertreiber her. v. H. Hayn: ZDPh. 24, S. 94/5. (Vgl. JBL. 1890 III 2:3). — 10) J. Bolte, Hist. Volkslied auf d. Tod d. Breslauer Ratsmanns Heinz Domnig: DLZ. 9, S. 802. — 11) × F. v. Meyenn, E. hist. Volkslied auf d. J. 1657: JbbVMecklG. 57, S. 10/3. — 12) × R. Sprenger, Es ist ein Ros' entsprungen: ZDU. 6, S. 54/6. (Dazu A. Englert ib. S. 211.) — 13) ○×× A. Jaksch, Alte Lieder aus Kärnten: Carinthia 1, S. 15-22, 146/9. — 13a) A. Hartmann, E. altes niederbayer. Dialektgedicht: Bayerns Mundarten 1, S. 225-37. — 14) A. Tille, 4 epische Volkslieder v. Dr. Faust: N&S, 61, S. 352-60. — 15) M. Koch: LBlGRPh. 13, S. 190/3; S. Szamatólski: ADA. 18, S. 114-34; RCr. 25, S. 30. —

die in das Berichtsjahr fallen, seien die von Koch und noch einmal die Szamatólskis besonders hervor gehoben. Während der Erstere in seiner knapp gehaltenen Kritik bei manchen Aussetzungen sich doch nicht ohne einige Anerkennung über das Tillesche Buch äussert, hat Sz. in einer erschöpfenden Studie, mit dem ganzen Rüstzeug des streitbaren Recensenten bekleidet, zu allen Fragen, die dort gestreift werden, feindliche Stellung genommen und die meist zweifelhaften Resultate Tilleschen Fleisses unbarmherzig vernichtet. Diese Kritik ist so reich an positiven Ergebnissen, an wertvollen methodologischen Winken, dass sich ihr Vf., ohne seiner Sache zu schaden, das ironische Brillantfeuerwerk hätte sparen können, mit dem er die völlige Niederlage seines Gegners bengalisch beleuchtet. —

In die Anfänge der deutschen weltlichen Lyrik des 17. Jh. führt uns durch seine Mitteilung über Michael Becker, den „lateinischen Bauer“, und das nach der Hs. der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden gedruckte „Glückwuntschungs-Gedicht“ zum Regierungsantritte des Kurfürsten Christian II. zu Sachsen der regsame Distel[16]). Die Figur eines „armen lateinischen Bauersmanns“, der am Beginn des 17. Jh. angeblich auf der Universität Leipzig immatrikuliert war, würde vielleicht mehr interessieren, wenn nicht das aus dem J. 1601 stammende Ergebnis seiner „sylvestrischen Musa“ bedenklich an die Poesien des sprichwörtlichen lateinischen Baders an der Saale, Jacob Vogel zu Stösen, erinnern würde. —

Ueber die Lebensumstände eines anderen bedeutenderen Renaissancelyrikers jener Zeit, über G. R. Weckherlin, berichtet Bolte[17]). Für die Kenntnis der Familienverhältnisse dieses Dichters, dessen Leben noch so viele unaufgeklärte Punkte zeigt, ist besonders die Kopie des Grabsteins wichtig, der seinem 1677 verstorbenen Sohne in der Kirche zu Lynstedt bei Sittingbourne gesetzt ist. Der Stammbaum Weckherlins, der gleichzeitig mitgeteilt wird, erweist auch die bemerkenswerte, bisher unbekannte Thatsache, dass die Gattin des Dichters, die er in seinen Dichtungen als Myrta besingt, nicht, wie bisher vermutet wurde, Elisabeth Dudley, sondern Elisabeth Raworth war. Von den weiteren Angaben sei noch die (von Herm. Fischer stammende) Auskunft hervorgehoben, nach der die anonyme „Beschreibung Der Reiss: Empfahung des Ritterlichen Ordens: Volbringung Des Heyraths: vnd glücklicher Heimführung des Herrn Friederichen des Fünften Pfaltzgraven bey Rhein mit der Elisabethen, Jacobi des Ersten Einigen Tochter [Heidelberg] 1613“ nicht, wie von Einzelnen vermutet wird, von Weckherlin verfasst sei, da er unter den anwesenden Personen und den Autoren der verschiedenen darin aufgenommenen Gedichte nirgends erwähnt wird. —

Mit anderen hervorragenden Lyrikern dieser Zeit hat sich dagegen die Forschung des Berichtsjahres fast gar nicht beschäftigt. Weder Opitz noch Simon Dach[18]) oder Zesen haben ihre Darsteller gefunden, und ein kleines Heft von Straumer[19]), das Paul Fleming gewidmet ist, strebt mehr eine populäre Schilderung seines Lebens und seiner orientalischen Reisen, als eine wissenschaftliche Charakteristik des Dichters an. —

Einem Dichter zweiter Ordnung, Joh. Wilh. Simmler, hat dagegen Roethe[20]) eine zwar knappe, aber alles Wesentliche erschöpfende und dessen poetische Leistungsfähigkeiten fein abwägende Darstellung gewidmet. Simmler war der erste Dichter, der in der Schweiz den von Opitz und der fruchtbringenden Gesellschaft vertretenen metrischen und stilistischen Grundsätzen zu folgen sich bemühte. Dem formal nicht Unbegabten gelang es nicht leicht, sich den neuen Kunstregeln anzubequemen. R. weiss auch mit treffenden Worten die Stilart von Simmlers geistlichen Poesien und seine didaktischen Dichtungen zu charakterisieren, wobei der bescheidene Wert der künstlerischen Individualität des Dichters deutlich zu Tage tritt. —

Da ist Johann Georg Schoch, den von Waldberg[21]) behandelt, eine frischere Persönlichkeit. Auch er folgt den von Opitz betretenen Pfaden, aber er bemüht sich, in die inzwischen verkünstelten Formen frischen volkstümlichen Inhalt zu giessen. In der äusseren Form, im Ausdruck, im poetischen Formelschatz ist er ganz vom normalen Schema der pastoralen Liebeslyrik seiner Zeit abhängig, gleichwohl gelangt überall seine kräftige ursprüngliche Persönlichkeit zum Durchbruch, die ihn zu einem wahrhaft volkstümlichen Poeten vorausbestimmte. An Stelle der seichten, süsslich idealisierten Schäfer wird oft der „derbe Bauerknecht“ gesetzt, und einzelne Bauernlieder Schochs bieten Genrebilder von der Lebenswahrheit niederländischer Meister. Seine Studenten und „Sauff“-Lieder haben daher auch — angeblich gegen den Willen des Vf. — ihren Weg in die

---

16) Th. Distel, Mich. Becker, d. lateinische Bauer: VLG. 5, S. 299-604. — 17) J. Bolte, Aus G. R. Weckherlins Leben: ib. S. 295-301. — 18) × F. Hirsch, Annie of Tharau, a Song of Olden Times. transl. London, Siegle. 1891 8⁰. (Uebersetzung v. F. Hirschs poetischer Erzählung gleichen Namens.) — 19) F. Straumer, Paul Flemings Leben u. orient. Reise (=Schriften d. sächs. Volksschriften-Verl. 4.-6. Heft.) Leipzig, Sächs. Volksschriften-Verl. III, 80 S. mit Bild. M. 0,50. [EKZ. S. 597; LZgB. N. 80.] — 20) G. Roethe, Joh. Wilh. Simmler: ADB. 34, S. 352,3

Schenken und breiteren Volksschichten gefunden, auf die zu wirken sonst gerade nicht der Ehrgeiz der gelehrten Renaissancelyriker war. —

In der Fähigkeit, volkstümliche Töne in seinen Liedern erklingen zu lassen, steht ihm sein engerer Landsmann David Schirmer trotz einzelnen gleichartigen Erfolgen, bedeutend nach, und die bescheidene Wertschätzung, die Schirmers poetische Gaben in der Litteraturgeschichte gefunden haben, wird auch durch Reinh. Kades[22]) lehrreiche Studie kaum umgeändert werden. Dagegen bietet dieser Aufsatz neues Material, durch das der etwas dunkle Lebensgang des Dichters aufgehellt wird. Durch das von K. veröffentlichte Taufzeugnis wird das J. 1623 als Geburtsjahr Schirmers sicher gestellt, ebenso die Namen und Familienverhältnisse seiner Eltern. Der Vf. scheidet ferner genau die litterarischen Arbeiten des gleichnamigen Vaters von denen des Sohnes, während sie bisher zumeist alle dem jüngeren als dem bekannteren Schirmer zugeschrieben wurden. Aus den Dichtungen des Letzteren werden genaue Daten für sein Leben gewonnen, aus den Akten des Hauptstaatsarchivs und Bibliotheksarchivs in Dresden interessante Mitteilungen über seine Anstellung als Hofdichter und Bibliothekar gemacht, endlich wird über seine Enthebung von dieser Stelle berichtet. Sehr bezeichnend ist das hier zum ersten Male vollständig abgedruckte Memorial, worin sich Schirmer gegen die Anschuldigung nachlässiger Amtsführung bei der Bibliotheksverwaltung verteidigt. Aus der devoten Form, in der dieses Aktenstück, gemäss dem Geiste und Stil der Zeit, abgefasst ist, klingt doch auch schon etwas von der Energie und dem Selbstbewusstsein des Poeten leise durch, ein Ton, den nicht viele seiner zeitgenössischen Brüder in Apoll gegen die „Grossen dieser Erde" anzuschlagen wagten. —

Beschränkt sich nun K. mehr auf den Abdruck neuer Materialien und Verknüpfung bekannter und unbekannter Thatsachen zu einem schlichten Lebensbilde seines Helden, so hat W. Kawerau[23]) seine Arbeit über den aus Zittau stammenden Dichter „Kurandor" d. i. Balthasar Kindermann, zu einer kultur- und litterarhistorisch gleich wertvollen Monographie ausgestaltet. Der Vf. ist so genau über die künstlerische Leistungsfähigkeit des Mannes unterrichtet, dass er sein Urteil ebensowenig durch die übertriebene Vergötterung seiner Helden durch die Zeitgenossen, als durch die meist rundweg absprechende Kritik der neueren Forschung beirren lässt; Kurandor erhält durch ihn seinen richtigen Platz im litterarischen Fächerwerk seines Zeitalters. In der Einleitung bietet K. eine schöne Schilderung des kulturhistorischen Hintergrundes, von dem sich die Figur des Poeten abhebt; im Abschnitt „Biographisches" wird sowohl aus den zugänglicheu als auch bisher unbekannten Quellen der Lebenslauf Kindermanns geschildert, im folgenden Kapitel wird dessen „Rede und Dichtkunst" mit genauester Kenntnis der verwandten Litteratur besprochen, die Abhängigkeit von den Vorbildern festgestellt, und das Neue, Eigenartige dieses Werkes sehr anschaulich hervorgehoben. Es folgt sodann die Untersuchung über Kurandors Dichtungen. Hier werden die Elemente und Motive, mit denen er wirtschaftet, trefflich analysiert, und stets wird auf ihren Zusammenhang mit den litterarischen Leistungen und Dichtungen der Zeit hingewiesen. Der letzte Abschnitt, dem sich ein bibliographischer Anhang anfügt, handelt von den moralischen und satirischen Schriften Kindermanns, der hier als gelehriger Schüler Morhoffs und Grimmelshausens uns entgegentritt. Auch dieser Teil der Arbeit erweitert sich zu einem belebten, höchst lehrreichen Bilde der Zeit, und bezeugt, wie der Vf. es vermocht, auch das Wirken und Leben eines wenig bedeutenden Menschen dadurch, dass er es aus der Zeit und ihren geistigen Potenzen heraus erklärt, den Zwecken der Kultur- und Litteraturgeschichte nutzbar zu machen (s. u. III 5 : 5).

An Ellingers noch im J. 1888 erschienenen Neudruck von Nicolaus Peuckers „Wohlklingender Paucke" knüpft eine Anzeige von Bolte[24]) an, die durch neue Mitteilungen besonderen Wert erhält. So findet B. die geistlichen Melodien der Peuckerschen Dichtungen in der 1648 zuerst erschienenen und seitdem häufig gedruckten „Praxis pietatis melica" des Berliner Organisten Johannes Crüger, und zwar in der zwölften Ausgabe Berlin 1666. Dabei fallen auch einzelne wichtige Notizen für die Geschichte der Volks- und Kunstdichtung ab. Am Schlusse bietet B. noch einige biographische und bibliographische Nachträge, die alle willkommene Ergänzungen zu Ellingers Veröffentlichung sind. — Durch Ellingers Neudruck ist sodann Schwebel[25]) zu seinem wenig selbständigen Artikel über diesen Dichter angeregt worden, worin er besonderes Gewicht darauf legt, dass Peucker, trotzdem er Schlesier von Geburt war, in erster Linie als Berliner Lokaldichter zu beachten sei. —

Einen anderen Schlesier, Chrn. Hofmann von Hofmannswaldau, wissenschaftlich zu behandeln, dürfte nach Ettlingers Monographie (vgl. JBL. 1891 III 2 : 25)

---

21) M. v. Waldberg, J. G. Schoch: ib. S. 729-31. — 22) R. Kade, D. Schirmer. E. sächs. Dichter 1623-86: NASächsG. 13, S. 117-31. — 23) W. Kawerau, Balth. Kindermann. E. Kulturbild aus. d. 17. Jh.: GBllMagdeburg. 27, S. 131-229. — 24) J. Bolte, Nic. Peucker her. v. Ellinger: ZDPh. 24, S. 135/8. — 25) O. Schwebel, Nic.

wohl kaum bald wieder jemand versuchen, und die Veröffentlichungen, die sich im Berichtsjahre mit ihm beschäftigen, sind ausnahmslos Besprechungen [26]) dieser Schrift. An Kösters anerkennender Anzeige sind einige metrische Bemerkungen beachtenswert. Ellinger bietet eine ausführliche Analyse des Buches, die sich zu einer ansprechenden Schilderung der darin behandelten geistigen Strömungen erweitert, und die übrigen Beurteiler stimmen den Resultaten der Arbeit bei, ohne wesentliche Zusätze und Ergänzungen zu bringen. —

Zur Lyrik [27]) des beginnenden 18. Jh. leitet ein Beitrag „Nachlese über die Neuberin“ von Distel [28]) über, worin das von ihm aufgefundene, bisher nur unvollständig veröffentlichte Gedicht der berühmten Schauspielerin an den Kursächsischen Konferenzminister Johann Chrn. Grafen von Hennicke nach dem im Hauptstaatsarchive zu Dresden aufbewahrten Originale ergänzt wird. Daran schliesst sich ein bisher unbekanntes Gedicht der Frau Neuber an den Premierminister Heinrich Reichsgraf von Brühl, und endlich aus dem Kirchenbuche zu Leuthen bei Dresden, die Kopie des Totenscheines der unglücklichen Frau. —

Wie die Litteratur der weltlichen, so ist auch die der geistlichen Lyrik soweit das 17. Jh. in Betracht kommt, diesmal leider recht spärlich gediehen. Abgesehen von den einschlägigen biographischen Artikeln der ADB., einer Monographie und kleineren oder gar winzigen Beiträgen sind für diese Gruppe der Dichtung fast nur Besprechungen [29]) des Buches von Bäumker über das katholische deutsche Kirchenlied (vgl. JBL. 1891 III 2 : 38) zu verzeichnen. Aber auch diese Anzeigen fördern wenig Neues zu Tage und sind, wie verschieden auch der Ort ihrer Veröffentlichung, Zweck und Tendenz sind, fast alle einig in der Anerkennung dieses monumentalen Werkes und in der aufrichtigen Schätzung der darin gewonnenen Ergebnisse. — Auch die einzige selbständige Schrift über geistliche Lyrik ist einem katholischen Dichter gewidmet. Während Friedrich von Spee [30]) nur in einem kurzen, volkstümlich gehaltenen Aufsatz behandelt wird, der ihn mehr als Gegner des Hexenwahns, denn als Poeten feiert, ist einer seiner Nachahmer, M. Andreas Presson, Gegenstand monographischer Behandlung geworden. Der Vf., Jäklein [31]), schildert im ersten biographischen Teile das Leben des aus Volkach am Main stammenden, 1637 geborenen Dichters nach authentischen, meist wenig bekannten Quellen, im zweiten, litterarischen Abschnitt wendet er sich in erster Linie demjenigen Werke zu, durch das sich der Dichter als Nachahmer der Trutznachtigall erweist. Das sind die „Pia desideria, erstlich von P. Hermanno Hugone S. J. in lateinische Kunstverse, anjetzo von Magistro Andraea Presson, Volcacense Francone, Juris Candidato et Practico, Notar. Caes. publico in Bamberg, mit grossem Fleiss . . . . gezieret“ (Bamberg 1672). Aber gerade dieser Teil ist ganz ungenügend, da J. ohne tiefere Kenntnis der zeitgenössischen Litteratur, mit rasch zusammengarafftem Wissen seinen Stoff oberflächlich behandelt und auch die naheliegendsten Pflichten litterarhistorischer Forschung nicht erfüllt. Er verweilt mehr bei der äusseren Beschreibung der Pressonschen Werke als bei der ästhetischen oder historischen Würdigung und statt einer selbständigen, charakterisierenden Studie werden aus Bequemlichkeit Proben geboten. Da J. weder die vorhergehenden Uebersetzungen der Pia desideria von Stengel und Wencel Scherffer mit der Pressonschen vergleicht, noch auf das Verhältnis des Dichters zu Spee tiefer eingeht, so kann man wenig Förderung von der Arbeit erwarten, die nur das zweifelhafte, jedenfalls recht bescheidene Verdienst hat, auf die Leistungen eines wenig originellen, nicht mit Unrecht vergessenen geistlichen Poeten aufmerksam gemacht zu haben. —

Ueber eine Wiedertäufer-Liederhs. des 17. Jh., die in Ober-Warth in Ungarn aufgefunden wurde, berichtet Unger [32]), indem er zuerst den Inhalt der Hs. und hierauf jene Lieder mitteilt, welche sich mit Ereignissen aus dem Geschichtsleben der Wiedertäufer beschäftigen. Diese Lieder sind nach Ländern gruppiert. Da jedoch die Publikation nicht abgeschlossen ist, so wird noch im nächsten Jahre auf sie zurückzukommen sein. —

Von Veröffentlichungen neuer Materialien zur Geschichte der evangelischen Dichtung ist gleichfalls wenig zu vermerken. Ilg [33]) macht Mitteilungen aus einem alten Gebetbuche in Privatbesitz, das aus dem J. 1616 stammt, aber nur poetisch Wertloses enthält. — Bolte [34]) berichtet über eine auf der Hof- und Landesbibliothek in

---

Peucker v. Jauer. E. Schlesier als Berl. Lokaldichter. 1620-74: SchlesZg. N. 193. — 26) × A. Köster: ADA. 18, S. 145/6; G. E[llinger]: NatZg. N. 621; LCBl. S. 574; A. Schröter: BLU. S. 214/5; VossZg^B. N. 17. — 27) × R. M. Meyer, Brandenburg. Hofdichter: Nation^B. 9, S. 365/7. (Zusammenfassende Bemerkungen über Simon Dach, Peucker, Chrn. Reuter, Joh. v. Besser usw.) — 28) Th. Distel; Nachlese über d. Neuberin: VLG. 5, S. 50/3. — 29) × H. Reimann: BLU. S. 458/9; HJb. 13, S. 668; LRs. 18, S. 135; StML. 43, S. 314; HPBll. 109, S. 866; Kath. 1, S. 179; J. S[ittard]: HambCorr^B. N. 25; ThQ. 74, S. 690. — 30) Friedrich v. Spee: VolksZg^B. 21. Febr. — 31) A. Jäcklein, Andr. Presson. Nachahmer d. Trutz-Nachtigall. Progr. Bamberg, Fr. Humannsche Buchdr. (Fr. Göttling). 68 S. — 32) Th. Unger, Ueber e. Wiedertäufer-Liederhs. d. 17. Jh.: JGGPÖ. 13, S. 41-53, 81-91, 136-54. — 33) A. Jlg, Aus e. alten Gebetbuche: MHVSteiermark. S. 226-30. — 34) J. Bolte, E. Handschreiben d. Herzog.

Karlsruhe unter dem Titel „Schwedische und Deutsche Lieder“ aufbewahrte Hs. der Herzogin Magdalena Sibylla von Württemberg. Der Band enthält meistens Dichtungen der fürstlichen Schreiberin. Abkehr von der Welt, Zufriedenheit mit einem bescheidenen Loose, festes Gottvertrauen und stille Ergebung ins Unvermeidliche ist nach B. die grundlegende Stimmung dieser Lieder und der dazwischen eingestreuten Sprüche. — In einem Referat über die hs. Briefsammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft, von Paur [35]) (s. o. III 1 : 58) erstattet, wird u. a. ein „Autographon“ des berühmten orthodoxen Kirchenliederdichters Erdmann Neumeister, sein kurzes Abschiedsschreiben bei der Uebersiedlung von Sorau nach Hamburg erwähnt, das aber weder litterarhistorischen noch auch nur biographischen Wert hat. — Unter den Veröffentlichungen von Texten ist nur eine wissenschaftlich kaum beachtenswerte Auswahl Paul Gerhardtscher Lieder [36]), von hymnologischen Studien eine Arbeit Beckers [37]) über Georg Neumark und sein Lied „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ der Vollständigkeit wegen zu nennen. — Aber selbst die sonst so reichlich fliessende Quelle der Allgemeinen Deutschen Biographie ist diesmal ins Stocken geraten. Joh. Siegfried [38]), der Vf. eines bekannten Sterbeliedes, dessen erste Strophe „Ich habe mich Gott ergeben“ wol von Joh. Leon stammt, Ludw. Rud. von Senfft zu Pilsach [39]), gleichfalls Dichter eines oft gesungenen Sterbeliedes, Mich. Siegel [40]), der Komponist des Mayfartschen Liedes „Sag was hilft alle Welt“, Georg Serpilius [41]), ein um die Geschichte der geistlichen Liederdichtung verdienter Theologe, werden durch Mitteilung lebensgeschichtlicher Daten von ihrem anonymen Biographen, ihrer geringen historischen Bedeutung entsprechend, ganz knapp abgethan. — Auch der Dichter des „letzten Schwanengesanges“, Garlieb Sillem, den Sillem [42]) behandelt, Justus Sieber, der in Georg Müller [43]), und Philipp Balthasar Sinold, gen. von Schütz, der in Brümmer [44]) seinen Biographen gefunden hat, verdienen kaum eingehendere Erwähnung, da sie weder durch ihre Persönlichkeit noch durch ihre poetischen Leistungen ein Anrecht auf dauerndes Fortleben beanspruchen dürfen. Sie sind nur in ihrer Gesamtheit charakteristisch für die künstlerisch so unfruchtbaren und ergebnislosen Bemühungen vieler geistig strebsamer Männer des 17. Jh., eine Unfruchtbarkeit, die sich auch der wissenschaftlichen Erforschung dieser Zeit, für unser Berichtsjahr wenigstens, mitgeteilt zu haben scheint. —

III,3

Epos.

Alexander Reifferscheid.

Volksbücher: Siegfried N. 1; Faust N. 2. — Grimmelshausen N. 6. — Hieronymus Dürer N. 7. — Robinson und die Robinsonaden N. 8. —

Für die Geschichte des Epos in diesem Zeitraum ist recht wenig geschehen, obwohl noch recht viel auf diesem Gebiete zu erforschen und genauer festzustellen ist. Das zeigte gleich ein Aufsatz von Edw. Schröder [1]), der die Entstehungszeit des Volksbuches vom gehörnten Siegfried genauer, als es bisher geschehen, zu datieren versuchte. Bobertag verlegte sie in den Ausgang des 17. oder den Anfang des 18. Jh.; Sch. wies überzeugend nach, dass der Urheber der Prosaauflösung ein Protestant und zwar ein Niedersachse gewesen ist. Dass er an der Oker zu Hause gewesen, darf man aus dem Okerwald, der an Stelle des Odenwaldes tritt, wol nicht schliessen; das konnte auch ein Fehlgriff des Setzers sein. Noch weniger darf man aus dem Umstande, dass Schottelius 1663 das Volksbuch nicht berücksichtigt, mit Sch. folgern, dass es damals noch nicht existiert, dass also 1663 ein terminus post quem sei: der vornehme Schottelius, der sich mit tiefster Verachtung von der Volkssprache, der Pöbelsprache, abwandte, hat die Volksbücher wohl keiner Beachtung gewürdigt. Anders ist es mit dem von Sch.

Magdalena Sibylle v. Württemberg: VLG. 5, S. 299-301. — 35) Th. Paur, Einiges aus d. hs. Briefsammlung d. Oberlausitz. Ges.: NLausitzMag. 68, S. 65. — 36) P. Gerhardt, Ausgewählte Dichtungen. (=Meyers Volksbücher N. 936/7.) Leipzig, Bibliogr. Inst. 16⁰. 130 S. M.0,20. — 37) ×× W. Becker, G. Neumark u. sein Lied „Wer nur d. lieben Gott lässt walten.“: NKZ. 3, S. 169-90. — 38) l. u., Joh. Siegfried ADB. 34, S. 204. — 39) id., Ludw. Rudolph von Senfft zu Pilsach: ib. S. 26. — 40) id., Mich. Siegel ib. S. 194. — 41) id., G. Serpilius: ib. S. 38/9. — 42) C. H. W. Sillem, Garlieb Sillem (Garlev Syllem): ib. S. 324/8. — 43) Georg Müller, Justus Sieber: ib. S. 132/3. — 44) F. Brümmer, Phil. Balth. Sinold gen. v. Schütz: ib. S. 400/1. (S. u. III 5 : 35). —

1) Edw. Schröder, D. Volksbuch v. gehörnten Siegfried: VLG. 5, S. 480/9. — 2) R. M. Werner, Z.

aufgestellten terminus ante quem. Als solcher konnte bisher mit Sicherheit nur das Jahr des Erscheinens 1726 gelten. Sch. machte es glaublich, dass der Vf. der Schwanksammlung „Der Geist von Jan Tambour“ im Schwanke vom Knechte Treurecht eine Reminiscenz aus dem Volksbuch vom gehörnten Siegfried angebracht hat. Da der Einband des Berliner Exemplars dieser Sammlung die Jahreszahl 1692 trägt, so erhalten wir durch diesen Nachweis einen wichtigen Anhaltspunkt für die zeitliche Begrenzung der Siegfriedprosa. —

Zur Faustsage sind nur kleine Funde zu verzeichnen. Werner[2]) entdeckte in einem hs. Gebetbuch vom J. 1603 eine „Clag der verdampten von Immerwerender Straff und Pein der Höllen“, die sich fast wörtlich wiederfindet im Widmann-Pfitzerschen Faustbuch vom J. 1674, während das Spiesssche Faustbuch vom J. 1587 ihrer nur ganz kurz gedenkt. — Werner[2a]) brachte dann aus einem zu Köln 1650 gedruckten Buche eine Parallele zu Fausts Weinzauber bei, Tille[3-4]) eine andere aus des Praetorius Saturnalia, Leipzig 1663. Er geht aber zu weit, wenn er aus einer Bemerkung, die sich auf einer Tafel aus dem J. 1799 zur Verhütung der Rinderpest befindet, und die sich auf einen wirklich historischen Dr. Faust beziehen kann, folgert, dass man noch am Ausgang des 18. Jh. Fausts Namen habe benutzen können, um einem durchaus heilsamen Mittel bei dem Landvolk Eingang zu verschaffen. — Szamatólskis[5]) Ausgabe des „Christlich Meynenden“ (JBL. 1891 III 3 : 5) ist weiter besprochen worden. —

Seine Beiträge zum tieferen Verständnis Grimmelshausens setzt Amersbach[6]) fort, indem er die Untersuchung über Grimmelshausens Stellung zum Aberglauben seiner Zeit weiterführt. Er behandelt im 2. Teile den Zauber, die zauberischen Handlungen, Zeiten, Zahlen, Gegenstände (aus den verschiedenen Naturreichen), die Wahrsagerei in ihren verschiedenen Formen, und erwähnt zum Schluss diejenigen Märchen, Sagen und wunderbaren Geschichten, die Grimmelshausen entweder als allbekannte nur flüchtig streifte oder auch vollständig erzählte, die in der Untersuchung aber noch keine Erwähnung gefunden. Die Belege für den jüdischen Aberglauben will A. in einer besonderen Abhandlung aus Grimmelshausens Werken mitteilen. —

An einer Stelle, wo man es nicht suchen würde, in der umfangreichen, auf sorgfältigen Studien beruhenden Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, spricht Detlefsen[7]) (2. Bd., S. 455) auf Grund einer Mitteilung H. Schröders aus dem J. 1846, von einem vergessenen deutschen Romandichter aus der Epoche nach dem 30j. Kriege, Hieronymus Dürer, den er für Glückstadt in Anspruch nehmen möchte. Ein Roman des Mannes erschien 1668 unter dem Titel: „Lauf der Welt und Spiel des Glücks, zum Spiegel menschlichen Lebens vorgestellet in der wunderwürdigen Lebensbeschreibung des Tychanders, von Hieronymus Dürern“ bei dem Cotta der damaligen Zeit, bei Christian Guht in Hamburg. D. kennt den Roman selbst nicht, wird aber durch den von Schröder mitgeteilten Abschnitt „in einiger Beziehung an den Simplicissimus von Grimmelshausen erinnert.“ —

Einen tüchtigen Beitrag zur Geschichte des Robinson in Deutschland lieferte Kippenberg[8]). Die Erörterung über die Geschichte des Grundmotivs, des einsamen Insellebens, ist recht dürftig, sie hätte viel tiefer gehen müssen, sich aber auf Einflüsse beschränken können, die Defoe wirklich erfahren haben konnte. Dabei wären gewiss die aus Anachoretendrang unternommenen Oceanfahrten frommer Irländer zu erwähnen gewesen, über die uns schon aus dem frühesten Mittelalter berichtet wird, und deren Bedeutung, allerdings nicht für die Geschichte des Robinsonmotivs, H. Zimmer (SBAk. Berlin. 1891) klar gelegt hat. Der Wert der Arbeit K. s liegt in den sorgfältigen Abschnitten über die ersten deutschen Uebersetzungen des Robinsonbuches von Defoe und über dessen Nachahmungen, die sogenannten Robinsonaden bis zum J. 1731, sowie in der höchst dankenswerten Bibliographie. K.s Studie bezeichnet den Mitteilungen Hettners gegenüber einen grossen Fortschritt. Defoes Robinsonbuch fand in Deutschland so unerhörten Beifall, weil es die Ideen von Menschenliebe und Toleranz, für die man sich damals zu erwärmen anfing, zur vollen Geltung brachte und in einer Zeit der Unnatur und Ueberkultur durch die einfache und natürliche Schilderung der Seelenzustände und des wirklichen Lebens gefühlvolle Leser zu fesseln wusste. Die erste deutsche Uebersetzung erschien nach K. zu Hamburg, 1720, von Ludw. Friedr. Vischer, einem Württembergischen Magister in Hamburg, der schon mehrere Reisebeschreibungen übersetzt hatte. Sie hielt sich streng an die englische Urschrift, war einfach und getreu. Sie erlebte mehrere Auflagen und manche Nachdrucke. Eine andere Verdeutschung kam auch 1720 zu Leipzig ans Licht, nach der französischen Uebersetzung mit allen Mängeln derselben, die ihrerseits nach der holländischen Ueber-

---

Faustsage. E. Bild d. Ewigkeit: ib. S. 137/9. — 2a) id., D. Weinzauber: ib. S. 139. — 3) A. Tille, 3. Fausts Weintrauben: ib. S. 139. — 4) id., 4. Fausts Heilkunde: ib. S. 139/40. — 5) O. H[arnack]: PrJbb. 69, S. 291/2; SchwäbKron. 15. Jan.; IllZg. S. 584. — 6) K. Amersbach, Aberglaube, Sage u. Märchen bei Grimmelshausen. II. Progr. d. Gymn. Baden-Baden. 4⁰. S. 35-82. (Vgl. JBL. 1891 III 3:3) — 7) D. Detlefsen, Gesch. d. holstein. Elbmarschen.

tragung gearbeitet war. Da diese deutsche Uebersetzung fliessend und gewandt war, wurde sie viel verbreitet und oft aufgelegt. Die alten Uebersetzungen behaupteten das Feld, bis 1780 gleichzeitig Wezels und Campes Umgestaltungen erschienen, denen viele weitere Bearbeitungen folgten. Zahllos sind die Nachahmungen, die sog. Robinsonaden, in denen allmählich das insularische Motiv in denHintergrund tritt und Robinsons Stelle ein Aventurier einnimmt. Bis 1731 gab es nicht weniger als 25 solcher Niederschläge. Nur zwei Motive fügten die deutschen Nachahmer Defoes seinem insularischen Bilde bei, sie liessen vor dem Auftreten ihres Helden schon einen Menschen auf der betreffenden Insel ein Robinsonleben führen, dessen Nachlass dem Helden zugute kam, und sie versetzten dann auch Frauen mit auf die Insel, was Gelegenheit zu den verschiedensten erotischen Episoden gab, die je länger je frivoler ausgeführt wurden. Trotzdem haben die Robinsonaden als Kopien des Alltagslebens und der Anschauungen der grossen Kreise einen hohen Wert für die Sittengeschichte. Eine wirkliche Vertiefung und dichterische Ausbildung des Robinsonmotivs zeigt die „Insel Felsenburg,“ deren Inhalt K. genau angiebt, so dass man den verschiedenen Wert der einzelnen Teile sofort erkennt. Wie K. nachweist, lehnt der Vf. sich zwar wesentlich an seine Vorgänger an, er behandelt aber den überkommenen Stoff wirklich künstlerisch: er lässt aus dem Inselleben einen Idealstaat hervorgehen und führt die neue Grundidee vorzüglich durch. In der Einkleidung und in der geschickten Komposition zeigt der Vf. eine hervorragende dichterische Begabung und in der Ausmalung des Einzelnen eine erfindungsreiche Phantasie. Der erste Teil zeichnet sich aus durch eine erhabene Sittlichkeit, zahlreiche trefflich ausgeführte Zwischenerzählungen, reizende Familiengeschichten erregen unsere Bewunderung. In den späteren Teilen erlahmt die Kraft, der Dichter ist zum Lohnschreiber geworden, der es nicht verschmäht, verfängliche Scenen lüstern auszumalen, um die späteren Teile verkäuflicher zu machen. Näheres über den Autor, Schnabel, giebt K. im letzten Abschnitte, freilich ohne Kenntnis der Arbeiten von Erich Schmidt und Kleemann (vgl. JBL. 1891 III 3 : 7/8); er hebt aber den Unterschied zwischen Schnabel und seinen Vorgängern gut hervor. Während das Rohinsonbuch und die Robinsonaden ängstlich den Schein der Wirklichkeit und der Wahrscheinlichkeit wahrten, nahm Schnabel für sich das Recht der freien dichterischen Schöpfung in Anspruch. Die „Insel Felsenburg“ erfreute sich lange Zeit der grössten Beliebtheit und wurde oft aufgelegt, vielfach bearbeitet und nachgeahmt. — Das Robinsonbuch erlebt als Jugendschrift immer neue Uebersetzungen und Bearbeitungen[9-12]), in Frankreich sind die englische Urschrift[13]) und die Campesche Ausgabe[14]) als Schulbücher im Gebrauch, ausserdem zahlreiche andere Bearbeitungen und Nachahmungen als Jugendschriften beliebt[15-19]). —

III,4

Drama.

Johannes Bolte.

Dramatiker der Uebergangszeit N. 1. — Ein Kasseler Anonymus N. 3. — Joh. Mylius N. 4. — Gryphius N. 5. — Schoch N. 6. — Mitternacht N. 7. — Beckh N. 8. — Vf. der Kunst über alle Künste N. 9. — Kormart N. 12. — Schuldrama N. 13. — Wandertruppen und Theatergeschichte einzelner Städte: Bückeburg N. 20; Hamburg N. 22; Frankfurt a. M. N. 24; Wien N. 25; Regensburg N. 26 a; Bonn N. 28. — Langendijk N. 29. — Geistliche Volksschauspiele N. 30. — Weltliches Volksdrama N. 40. — Puppenkomödien N. 42. —

Arbeiten allgemeiner oder zusammenfassender Art sind für das Berichtsjahr nicht zu verzeichnen. Der Uebergangszeit vom 16. zum 17. Jh. gehört das biblische Drama des

2. Bde. Glückstadt, Selbstverl. 448 S.; 516 S. M. 12,00. |[K. E. H. Krause: DLZ. S. 917-20.]| — 8) (I 3:52.) |[A. Br.: LCBL. S. 1540/1.]| — 9) × Dan. Defoe, Leben u. seltsame, überraschende Abenteuer d. Robinson Crusoe. V. ihm selbst erzählt. Nach d. ursprüngl. engl. Ausg. Mit 120 Abbildgn. v. W. Paget. Stuttgart, Dtsch. Verl.-Anst. VIII, 368 S. M. 6,00. — × 10) × J. Norden, Robinson. D. Jugend v. 9 bis 15 J. erz. D. Robinson-Insel. Mit 10 farb. Bild. Wesel, W. Düms. à 72 S. M. 1,00. — 11) × id., D. Robinson-Insel. Robinsons und Freitags fernere Schicksale. D. Jugend von 9 bis 15 J. erz. Mit 5 farb. Bild. Wesel, W. Düms. 72 S. M. 0,50. — 12) × C. Pilz, Robinson Crusoe. Für d. liebe Jugend bearb. Mit 12 farb. Bild. Leipzig, W. Opetz. 4°. 24 S. M. 2,40. — 13) × E. Fenard, Daniel de Foë. Vie et aventures de Robinson Crusoé. Texte anglais publié avec une notice biograph. et litt. et des notes en français. Paris, Garnier frères. VIII, 352 S. Fr. 1,50. — 14) × Le Nouveau Robinson par Campe. Texte allemand, adopté à l'usage des classes. et ann. par Leon Hirsch. Paris, Garnier frères. 18°. XXXI, 240. Fr. 1,50. — 15) × L. Biart, Pierre Robinson et Alfred Veèdredi. Avec gravures Paris, Flammarion. 4°. 323 S. — 16) × C. Améro, Un Robinson de six ans. Avec gravures. Paris, Hachette & Cie. 191 S. Fr. 1,50. — 17) × M. de Beaulieu, Le Robinson de douze ans. Avec 5 grav. Limoges, E. Ardant & Cie. 184 S. — 18) × Le Robinson français. Histoire d'un petit naufragé. Ed. rev. par E. Du Chatenet. Limoges, E. Ardant & Cie. 192 S. — 19) × E. Fouinet, Le Robinson des glaces. Limoges, E. Ardant & Cie. 192 S. —

Rostockers Joachim Schlu von der Opferung Jsaacs an, von dem Freybe[1]) schon vor zwei Jahren einen Neudruck geliefert hatte. Die jetzt erschienene zweite Auflage zeichnet sich durch handlicheres Format aus und fügt Schlus Vorlage, den 4. und 5. Akt aus Rollenhagens Abraham nach der Ausgabe vom J. 1569, und 40 Seiten eingehender Worterklärungen zu den niederdeutschen Partien des Stückes hinzu. Dabei werden auch weitere Nachrichten über die zur Winterzeit auf dem hansischen Kontor zu Bergen üblichen Komödien-Aufführungen mitgeteilt. — Ganz in der Tradition des 16. Jh. steht auch ein durch Holder[2]) veröffentlichtes Drama von Joh. Rud. Fischer, obwohl es einen durchaus zeitgemässen Stoff, das Treiben der Kipper und Wipper, behandelt. Fischer, auf dessen Dichtungen schon (was H. verschweigt) Weller und Bolte hingewiesen hatten, war 1598 zu Lindau am Bodensee geboren, wirkte als lutherischer Pfarrer in Württemberg und starb schon 1632 als Feldprediger in Augsburg. Sein 1623 zu Ulm erschienenes Schauspiel „Letste Weltsucht vnd Teuffelsbruot" ist ein ziemlich unbeholfener Versuch, eine Strafpredigt wider den Geldwucher in dramatische Form einzukleiden. Den Eingang macht eine Beratung Lucifers mit seinen Untergebenen; Kriegsteufel, Saufteufel, Hurteufel, Geizteufel schlagen Mittel zur Verführung der Menschen vor; den Preis aber erhält Wucherteufel mit seinem Plane, die Münze zu verschlechtern. Breit ausgesponnene Gespräche zeigen, wie er einen Geizhals verführt, wie Bürger und Bauern ob der Teurung klagen, die Ratsherren nicht zu helfen wissen, der Prediger warnt und droht. Nachdem der Teufel einen Wucherer vor den Augen der Zuschauer mit sich fortgeschleppt hat, erzählt ein Zeitungssinger gleich darauf dies nochmals. Aus dem mittelalterlichen Spiele vom jüngsten Gericht schöpft Fischer die Scenen, in denen Gott selber das Nahen des jüngsten Tages ankündigt und seine Engel mit Posaunen aussendet und Christus die Seele des Wucherers zur Höllenqual verdammt. Der Herausgeber, welchen nicht litterahistorische Fragen, sondern der schwäbische Dialekt der Bauernscenen anzogen, in denen ein Narr Tiltap erscheint, hat in den Anmerkungen vereint mit Brenner sprachliche Erläuterungen zusammengetragen, ist aber nicht näher auf die Vorbilder Fischers, der noch ein zweites Stück „Dess Teuffels Tochter" (1626) hinterlassen hat, eingegangen. —

Dem Einflusse der englischen Komödianten aut das Werk eines Kasseler Anonymus gilt eine sorgsame Arbeit von Harms[3]) über die deutschen Dramen von Fortunatus. Das 1620 in der Sammlung der Englischen Komödien erschienene Stück verrät unzweifelhaft Bekanntschaft mit dem englischen Fortunat von Thomas Decker, und zwar mit der uns allein überlieferten zweiten Bearbeitung vom J. 1599, ist aber keine wörtliche Wiedergabe dieses Textes, sondern beruht auf halbverblasster Erinnerung an eine Aufführung dieses Stückes; bei der Niederschrift benutzte der wenig gebildete und gewandte Autor dazu das deutsche Volksbuch. Es findet also ein ähnliches Verhältnis statt, wie ich es früher für den durch Shakespeares Kaufmann von Venedig angeregten Moschus Rosefeldts wahrscheinlich gemacht habe. Weiter berichtet H. über eine wohl in den Jahren 1610—20 am Hofe des kunstliebenden Landgrafen Moritz zu Kassel enstandene und noch jetzt in Kassel befindliche Hs., die zwei Prosadramen, einen Fortunat und ein aus Ariosts Orlando furioso geschöpftes Stück „Ariodante und Ginevra" enthält, und von der zuerst Lyncker 1865 Nachricht gegeben hatte. Der Kasseler Fortunat geht nicht auf das Volksbuch, sondern auf die Tragedia des Hans Sachs vom J. 1553 zurück. Beide Stücke rühren von demselben unbekannten Autor her, einem gebildeten und talentvollen Zeitgenossen des Landgrafen Moritz, den einzelne Spracheigentümlichkeiten als Mitteldeutschen, insbesondere als Hessen, kennzeichnen. —

Einem andern hessischen Anonymus aus etwas späterer Zeit hat Göckeler[4]), gleich Harms ein Schüler Edw. Schröders, eine erfolgreiche Untersuchung gewidmet und in ihm den aus Biedenkopf im hessischen Hinterlande gebürtigen Joh. Mylius, der 1680 als Regierungsrat zu Darmstadt starb, nachgewiesen. Als Erzieher der hessischen Prinzen schrieb er eine lateinisch-deutsche Komödie „Germania luxurians, debellata, lugens", die 1641 durch Zöglinge der Marburger Hofschule vor dem Landgrafen Georg II. dargestellt und zwei Jahre später gedruckt wurde. Er schildert darin den jammervollen Zustand Deutschlands im 30j. Kriege vermittelst einer steifen allegorischen Haupthandlung und einer mit packender Lebendigkeit ausgeführten Nebenaktion. Für jene hat er die Germania von Rists Jugendfreund Stapel und dessen Quellen, einen lateinischen Traktat „Senatus deorum" (1627) und des Erasmus Gespräch „Querela Pacis", benutzt; aber auch die so naturwahr wirkenden Bauernscenen im hessischen Dialekt sind, wie G.

---

1) Joach. Schlu, Comedia v. d. frommen, gottfürchtigen u. gehorsamen Isaac. E. Schriftdenkmal d. dtsch. Hansa her. u. behandelt v. A. Freybe. 2. verm. Aufl. Norden, Soltau. IX, 144,81 S. M. 6,00. (Vgl. JBL. 1890 III 4: 1). — 2) J. R. Fischer, Letste Weltsucht u. dess Teuffels Tochter. Her. von A. Holder: Bayerns Mundarten 1, S. 111-16, 162-95, 321-36. — 3) P. Harms, D. dtsch. Fortunatus-Dramen u. e. Kasseler Dichter d. 17. Jh. (=Theatergesch. Forschungen her. v. B. Litzmann N. 5.) Hamburg, Voss. VII, 95 S. M. 2,40. (S. 1-54 erschien 1891 als Marburger Diss.) — 4) J. W. Göckeler, E. Marburg. Dramatiker d. 17. Jh. Diss. Marburg,

eingehend darlegt, eine geschickte Mosaikarbeit aus älteren lateinischen und deutschen Dramen, aus Frischlin, Hunnius, Andreae, aus Stapels Irenaromachia, Rists Perseus, dem verlorenen Sohne der englischen Komödianten usw. Ein zweites Werk von Mylius ist die 1642 gleichfalls anonym erschienene Comoedia von Frau Wendelgarth, eine Prosabearbeitung nach Frischlins gereimtem Stücke gleichen Titels, in der die humorvolle Beschreibung der faulen und verschlagenen Bettler um einige gute Züge bereichert und mancher hessische Provinzialismus eingeflochten ist. —

Mit des Gryphius Tragödie Katharina von Georgien beschäftigt sich ein Artikel von Pariser [5]), der die Hauptquelle des Dichters in der 1628 erschienenen Biographie des Schach Abbas von Pietro della Valle, nicht in der weit späteren persischen Reisebeschreibung des Franzosen Chardin erblickt. P. vermutet sogar, Gryphius habe den italienischen Gelehrten selbst 1646 in Rom durch Vermittlung von Athanasius Kircher kennen gelernt. Das romantische Element, die Liebe des Abbas zu Katharina, trug der Dichter, wie schon Kollewijn bemerkt hat, aus Vondels „Maagden“ in sein Drama hinein. —

Von Schochs frischer Abschilderung des Studentenlebens ist ein mir unzugänglicher Abdruck [6]) erschienen, dem die 2. Ausgabe des Originals zu Grunde liegt. —

Drei Dramatiker aus den sechziger und siebziger Jahren, zunächst den Geraer Schulrekter Joh. Seb. Mitternacht, hat Ellinger [7]) ausführlich und lehrreich behandelt; der Poet hat neben geistlichen Gedichten eine ganze Reihe lateinischer und deutscher Schulkomödien, Christi Geburt, Judith, Tobias, Apelles, Hildegard, Griseldis u. a. verfasst, die uns dem Titel nach oder durch eine Inhaltsangabe bekannt sind. Gedruckt wurde „Der unglückselige Soldat und vorwitzige Barbier“ und „Politica dramatica“; jenes Stück enthält die Hinschlachtung eines verlorenen Sohnes, die durch die Hinrichtung des Mörders gesühnt wird, dieses die Empörung notleidender Unterthanen gegen einen ungerechten Herrscher und die Wiederaufrichtung des Reiches durch die vom Himmel gesandte Göttin Politica. Allegorien und Greuelscenen im Geschmacke der englischen Komödianten, gegen deren Regellosigkeit Mitternacht selbst nachdrücklich eifert, fehlen nicht; doch ist das Streben nach natürlichem, angemessenem Ausdruck und treffender Charakteristik zu loben. Zur Vorgeschichte des „Unglückseligen Soldaten“ verweise ich auf A. Sylvain, Cent histoires tragicques 1581, N. 81 (D' un chirurgien qui tua un homme pour voir le mouvement d' un coeur vif). —

Auch der in Holstein ansässige Joh. Jos. Beckh, dessen Leben Ellinger [8]) in einer späteren Arbeit zu beleuchten verheisst, hat gleich Mitternacht mit geistlicher Lyrik und einem Schäferromane seine litterarische Laufbahn begonnen. Seine vier Dramen sind ungleich an Wert und erreichen Mitternachts kraftvolle Prosa nicht. Am bekanntesten ist seine von Erich Schmidt und Spengler charakterisierte Bearbeitung des Faustproblems, der 1666 erschienene „Schauplatz des Gewissens“. E. weist auf den Zusammenhang mit dem Drama vom verlorenen Sohne und dem Everymankreise hin, macht auf Anklänge an das Volksschauspiel von Faust, einzelne Jesuitendramen, in denen auch der Name des Helden Cosmophilus erscheint, aufmerksam und zeigt den gewandten Aufbau des Stückes durch Vergleichung mit Sibylla Schusters stoffverwandtem Ophiletes. Zur Bewältigung anderer Stoffe reichte Beckhs Talent nicht aus; seine Chariclia und seine Wiedergefundene Liarta sind steife und ängstliche Versuche im Anschluss an Romane Heliodors und Biondis, seine Polinte eine unsichere, stillose Mischung abenteuerlicher Elemente. —

Der dritte Aufsatz Ellingers [9]) gilt dem aus Hessen stammenden anonymen Vf. der Kunst über alle Künste (schon von Reinh. Köhler herausgegeben), der ausserdem noch zwei Prosadramen und drei Singspiele hinterlassen hat. Die Bedeutung dieser von wüsten Unflätereien strotzenden Stücke sucht E. darin, dass sie zuerst im 17. Jh. unternehmen, Probleme aus dem wirklichen Leben hinzustellen; andere werden vielleicht die Frage nach der Herkunft der Stoffe für interessanter halten, da der Anonymus erklärt, drei seiner Stücke aus dem Repertoire der fahrenden Komödianten entlehnt zu haben. Die Charakteristik ist ziemlich äusserlich, der Fortschritt der Handlung wird durch endlose Gespräche gehemmt. Mehrfach kehrt die an des Gryphius Horribilicribrifax gemahnende Figur eines albernen Pedanten oder eines nichtsnutzigen Geistlichen wieder, der in der Liebe oder Ehe Unglück hat; Hans Sachs wird als Typus altväterischer Beschränktheit verspottet; Bauernscenen von krasser Rohheit werden eingelegt, einmal streiten auch Engel und Teufel um die Seele eines Schlafenden. — Eines der erwähnten drei Singspiele, „die doppelt betrogene Eyfersucht“, hat Nyrop [10]) im Vereine mit andern Behand-

(Paderborn, Schöningh.) 92 S. — 5) L. Pariser, Quellenstudien zu A. Gryphius Trauerspiel Katharina v. Georgien: ZVLR. 5, S. 207-13. — 6) ○ J. G. Schoch, Comoedia v. Studentenleben. Mit Einl. u. Erläut. nach d. Ausg. v. 1658 neu her. v. W. Fabricius. (=Auswahl litt. Denkm. d. dtsch. Studententums I.) München, Seitz u. Schauer, 123 S. M. 2,00. |[BurschenschaftlBll. 6, S. 133/4.]| — 7) G. Ellinger, Joh. Seb. Mitternacht. E. Beitr. z. Gesch. d. Schulkomödie im 17. Jh.: ZDPh. 25, S. 501-37. — 8) id., Joh. Jos. Beckh: VLG. 5, S. 337-74. — 9) id., D. Dramen d. Vf. d. Kunst über alle Künste: ASNS. 88, S. 267-86. — 10) Kr. Nyrop, Nej. Et Motivs Historie.

lungen desselben Motivs besprochen und zum vollständigen Abdruck gebracht. Pickelhering gebietet seiner Frau, jedem Versucher ihrer Treue nichts als Nein zu antworten. Zwei Buhler, einen Junker und einen Schulmeister Domine Johannes, lehnt sie auch ab, aber der dritte weiss seine Fragen so zu stellen, das ein Nein jedesmal für ihn etwas Günstiges bedeutet. Dem betrogenen Ehemanne erzählt der Buhler selbst sein Abenteuer, beschwichtigt aber seinen Zorn durch die Ausrede, es habe ihm dies nur geträumt. Unter den von N. nachgewiesenen Bearbeitungen steht dem Singspiele ein um 1600 zu Augsburg gedrucktes dramatisches Lied, das wohl auf die Aufführungen englischer Komödianten zurückgeht, am nächsten; es enthält nur den Kern der ganzen Handlung, die Scene zwischen der Nein sagenden Frau und dem listigen Liebhaber. Weiteres wird eine JBL. 1893 zu besprechende Publikation von Bolte über die Vorstufen des Singspiels bringen, wobei auch die von H. Möller hervorgehobenen niederländischen Formen des Textes ihre Erklärung finden werden. Das Schlussmotiv, die Anrede des schwatzhaften Galans, alles sei nur ein Traum gewesen, begegnet, wie mir Creizenach bemerkt, schon im Miles gloriosus des Matthaeus von Vendôme. — Für ein anderes Stück desselben unbekannten Vf., die von Ellinger absichtlich übergangene „Kunst über alle Künste“, macht Bolte [11]) wahrscheinlich, dass es nach einer uns leider verlorenen, vor 1658 gedruckten Uebersetzung von Shakespeares „Taming of the shrew“ gearbeitet ist. Er hat nämlich ein Görlitzer Programm zu einer Schüleraufführung von Kormarts Polyeuctus und von der „wunderbaren Heyrath Petruvio mit der bösen Katharinen“ vom J. 1678 aufgefunden und schliesst aus dem mit dem Programme des Zittauer Rektors Keimann von 1658 übereinstimmenden Titel, dass beide auf einen Druck zurückgehen, den auch der Vf. der „Kunst über alle Künste“ 1672 benutzte. Dieser Druck war aber, wie das Görlitzer Personenverzeichnis lehrt, nicht aus der holländischen Uebersetzung Sybands, sondern direkt aus dem englischen Originale übertragen. Ferner weist B. noch eine von demselben Anonymus herrührende Schwanksammlung nach, die das Datum 1673 und dieselbe fingierte Druckerfirma „Rapperschweyl, bey Henning Lieblern“ trägt. —

Engen Zusammenhang mit der Bühne der Fahrenden zeigen auch die nach holländischen und französischen Originalen bearbeiteten Dramen Kormarts, den Johannes[12]), ein Schüler Erich Schmidts, zum Gegenstande seiner Erstlingsarbeit gemacht hat. Pierre Corneilles Polyeucte und Héraclius, seines Bruders Timocrate und Vondels Maria Stuart sind von dem jungen Leipziger Magister, der wahrscheinlich gleichzeitig mit Chrn. Weise für eine studentische Liebhaberbühne thätig war, im Geschmacke der bluttriefenden Hauptaktionen bearbeitet worden. Aus Camdens englischen Jahrbüchern erweiterte er Vondels Dichtung, aus des Baronius geistlichen Annalen den Heraclius, aus eigenen Mitteln schuf er die breitausgeführte Rolle des Pickelherings im Timocrates, die langatmige Gerichtsverhandlung im Polyeuctus. Beim Uebersetzen verfährt er oft flüchtig und verwendet er eine geschraubte, unnatürliche Sprache. Interessant ist die Nachahmung der Schwurscene des Hamlet im Heraclius. Für die Biographie Kormarts hat J. einige neue Thatsachen gewonnen. —

Zur Geschichte des Schuldramas[13-14]) sind einige kleinere Beiträge geliefert worden. Uhle[15]) berichtet über Aufführungen Weisescher Stücke unter dem Chemnitzer Rektor Möller, verschmäht es aber, eine Liste der nachweisbaren Aufführungen zu geben. — Weber[16]) erwähnt gelegentlich ein am 19. Okt. 1655 zu Pruntrut gehaltenes fünfstündiges Schauspiel „David und Jonathan“. — Ellinger[17]) druckt zwei Scenarien von Jesuitendramen ab und giebt Erläuterungen dazu; das eine Stück, 1621 zu Hall gespielt, behandelt einen von Juden an einem Christenknaben verübten Mord, dem andern, welches 1631 von Constanzer Gymnasiasten dargestellt wurde, liegt die Legende von dem durch Maria im Feuerofen beschirmten Judenknaben zu Grunde. — In den „Dramata sacra“ des 1650 verstorbenen Tiroler Jesuiten Andreas Brunner sucht Ellinger[18]) das Vorbild für ein von Schlossar veröffentlichtes steirisches Schäferspiel nachzuweisen. Es sind recht undramatische Betrachtungen der Passion Christi, eingekleidet in Gespräche der gottliebenden Seele mit Jesus. — Zeidlers Buch über die Jesuitenkomödie und das Klosterdrama (vgl. JBL. 1891 III 4: 15a) hat verschiedene Besprechungen[19]) gefunden. —

Kopenhagen, Reitzel. 1891. 172 S. Kr. 4,00. (S. o. I 8:21.) — 11) J. Bolte, D. Widerspenstigen Zähmung als Görlitzer Schulkomödie: JbDShakespeareGes.: 27, S. 125/9. — 12) W. Johannes, Christophorus Kormart als Uebersetzer franz. u. holländ. Dramen. E. Beitr. z. Gesch. d. Litt. u. d. Schauspiels im 17. Jh. Diss. Berlin. 74 S. — 13) × F. Voigt, E. Schauspielaufführung durch Schüler d. Johanneums 1604: MVHamburgG. 14, S. 326. — 14) × J. Bolte, J. L. Frischs Schulspiel v. d. Unsauberkeit d. falschen Dicht- u. Reimkunst her. von L. H. Fischer: ZDPh. 24, S. 559/60. (Vgl. JBL. 1890 III 4 : 18.) — 15) P. Uhle, Z. Gesch. d. Schulkomödie u. anderer theatral. Aufführungen in Chemnitz: MVGChemnitz. 7, S. 129-47. — 16) Hans Weber, D. Hülfsverpflichtungen der 13 Orte: JbSchwG. 17, S. 57. — 17) G. Ellinger, Mitteilungen aus Jesuitendramen: ZGJuden. 5, S. 384/9. — 18) id., Kleine Beitrr. z. Gesch. d. dtsch. Dramas im 17. Jh.: ZVLR. 5, S. 75-88. — 19) × E. Kilian:

Mehr ist in diesem Jahre für die Geschichte der Wandertruppen und die Theatergeschichte einzelner Städte geleistet worden. Ehrenberg[20]) berichtet aus Schleswiger Akten von englischen Musikern, die Graf Ernst III. von Schauenburg 1610 und 1616 in Bückeburg und Pinneberg hielt; darunter befand sich auch der Violist und Komponist Wilhelm Brade, den Voigt[21]) als Hamburger Ratsmusiker während der Jahre 1608—10 und 1613—15 nachweist. Rists Aeusserungen über die Kapelle des Grafen und über Brade sind beiden Forschern unbekannt geblieben. —

Dagegen knüpft Litzmann[22]) gerade an einen Bericht an, den Rist 1666 über eine in seiner Jugend geschaute Vorstellung englischer Komödianten „von einem Könige, der seinen Sohn mit des Königs von Schottland Tochter wollte verheiraten" liefert. Er folgert aus mehreren Einzelheiten der Erzählung, dass es sich dabei um eine Aufführung des Shakespeareschen Hamlet handelt, die 1625 zu Hamburg stattgefunden habe, und dass Rist infolge mangelhaften Gedächtnisses den Titel dieses Dramas mit dem oben genannten Stücke aus den gedruckten „Englischen Comedien" verwechselte. — Sittard[23]) machte darauf geltend, dass er schon vor zwei Jahren (vgl. JBL. 1890 III 4: 4) jenen Bericht Rists auf eine Hamburger Aufführung bezogen habe, musste sich jedoch von Litzmann entgegnen lassen, dass die Priorität dieser Entdeckung vielmehr Riedel gebühre, dass es hier aber auf die Identificierung des dargestellten Schauspieles mit dem Hamlet ankomme. —

Sowenig uns Urkundliches über die Hamburger Theaterverhältnisse jener Zeit überliefert ist, so gut sind wir dank den Forschungen von Elise Mentzel über die Besuche fahrender Komödianten in Frankfurt a. M. unterrichtet. Eine Ergänzung zu ihrem Werke liefert Becker[24]), der die drei Herbergen, in welchen die englischen Banden vor dem 30j. Kriege spielten, auf ihre Lage und Ausdehnung hin untersucht. Da der Römerberg durch Messbuden eingenommen war, mussten die fremden Künstler im Gläsern Hof, dann im Nürnberger Hof, endlich im Krachbein ihre Bühne aufschlagen, dessen Hof, mit dem danebenliegenden der Sanduhr vereinigt, für 2—300 Zuschauer Raum bot. Bei dem geringen Eintrittsgelde, das der Rat zu nehmen gestattete, lässt sich berechnen, dass die Gesammteinnahme der Schauspieler auch während einer stark besuchten Messe nur gering sein konnte; nach B. kam auf je ein Mitglied der Truppe nur 8—10 Gulden während der drei Messwochen. —

Auf das öfter empfundene Bedürfnis nach einer Theatergeschichte Wiens weist Landau[25]) hin, indem er „gewissermassen nur als Inhaltsanzeige eines solchen Zukunftswerks" einige interessante Momente aus dem Theaterleben der österreichischen Hauptstadt während des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jh. nach den Forschungen von Schlager, Weiss, Trautmann, von Weilen darstellt: Schulkomödien, italienische Opern, deutsche Stücke von Dilettanten und fahrenden Komödianten, endlich die stehende Bühne Stranitzkys und seiner Nachfolger. — Den gleichen Zeitraum behandelt Bischoff[26]) in seinen nützlichen, wiewohl knappen Annalen des Grazer Theaters. Neben den hochdeutschen Banden des Andreas Elenson, Jacob Kuhlmann, Stranitzki, Brunius u. a. erscheinen ab und zu italienische Komödianten, 1736—43 spielt die Operistengesellschaft des Venezianers Pietro Mingotti. Für die Schulkomödien der Evangelischen und der Jesuiten begnügt sich B. mit einem Hinweise auf die Arbeiten von Peinlich und Krones. —

Ein Drama der fahrenden Komödianten, die 1687 in Regensburg vor dem Kaiser gespielte und gedruckte Aktion „Der flüchtige Virenus oder die getreue Olympia" bespricht Ellinger[26a]) in einem schon angeführten Aufsatze. Die Haupthandlung ist teilweise Ariosts Orlando furioso entlehnt. Die spröde cyprische Prinzessin Olympia eilt ihrem, des langen Harrens müden, Freier in Pagenkleidern nach und überbringt seine Liebesbriefe an die schöne Asteria, wird aber schliesslich mit ihm verbunden. Interessant ist die eingelegte Episode vom träumenden Bauer, der als König erwacht, sowohl um der Verbreitung dieses Motivs als um des hierbei verwandten österreichischen Dialekts willen. Dass es noch verschiedene andere Drucke dieser Komödie giebt, ist E. unbekannt geblieben[27]). —

Ein anderes Stück aus dem Repertoire der Fahrenden bringt Brenner[28]) aus dem Münchener Cod. germ. 3168 zum Abdruck, weil mehrere Partien in bayerischer Mundart geschrieben sind. Es heisst „Der durch Leydt beglickte rechtmässige vnd

---

AZg^B. 14. Jan.; A. v. Weilen: DLZ. S. 698/9; Dr. Wl.: ÖLBl. 1, S. 540; LCBl. S. 1736/7. — 20) R. Ehrenberg, Engl. Musikanten in Hamburg u. Bückeburg im Anfang d. 17. Jh.: MVHambG. 14, S. 233/5. — 21) F. Voigt, D. engl. Musiker William Brade: ib. S. 317. — 22) B. Litzmann, Hamlet in Hamburg 1625: DRs. 70, S. 427-34. (Vgl. ib. 71, S. 316.) — 23) J. Sittard, Hamlet in Hamburg im J. 1625: HambCorr. N. 174. (Auch DRs. 71, S. 316.) — 24) H. Becker, D. Schaubühne im alten „Krachbein" (König v. England) zu Frankfurt a. M.: FZg. N. 207. — 25) M. Landau, Aus d. Gesch. d. Wiener Theaters (1560-1760): AZg^B. N. 127/9. — 26) F. Bischoff, Z. Gesch. d. Theaters in Graz (1574—1775): MHVSteiermark. 40, S. 113-34. — 26a) (S. o. N. 18.) — 27) × K. Trautmann, Dtsch. Schauspieler am bayer. Hofe: JbMünchG. 3, S. 259-430. |[RCr. 34, S. 320]|. — 28) O. Brenner, Altbayer.

durch Glickh betrogene falsche Printz von Arcadien, von denen Churfürstl. Cöllnischen Hof-Bedienten vorgestellt Anno 1701" und verdiente eine genauere Untersuchung. Wie ein in Berlin befindliches gedrucktes Scenar beweist, ist es in Bonn vor dem kölnischen Kurfürsten Clemens Joseph, einem lebenslustigen bayerischen Prinzen, gespielt worden. Sollte nicht am Ende der Kurfürst selber, von dessen Theaterschriftstellerei seine Biographen nichts Genaues zu vermelden wissen, der aber schon 1693 auf dem Titel eines zu München gedruckten „Musicalischen Vorspiels" genannt wird und später während seines Exils in Valenciennes französische Komödien, wie „La Peau de Boeuf" u. a. (vgl. Brunets Manuel du libraire s. v.) mit eingelegten deutschen Liedern verfasste, der Autor dieses Stückes sein? Angeregt wurde er dazu, wie es scheint, unmittelbar oder mittelbar durch Calderons „La vida es sueño" und „El alcaide de si mismo" sowie durch des Gryphius „Peter Squenz" oder einen anderen Ausläufer von Shakespeares Sommernachtstraum. Der arkadische König Aridenus hat seinen Sohn Amyntas wegen eines unheilverkündenden Orakels ohne Ahnung seiner Abkunft in einem einsamen Turme erziehen lassen, aus dem er aber endlich mit Hilfe von Bauern entrinnt. Sein Hofmeister setzt aus Furcht vor dem Zorne des Königs einen Bauerntölpel an seine Stelle, und dieser spielt, als der König seinen Sohn an den Hof führt und mit der Prinzessin Eurenisse vermählen will, mit ausnehmender Plumpheit die Rolle des Prinzen, der unterdessen als Cleomenes unerkannt unter den Bauern lebt und sich in Eurenisse verliebt. Die Nebenhandlung dreht sich um eine von einem lächerlichen Dorfschulmeister einstudierte Festaufführung bäurischer Dilettanten. —

Anhangsweise verzeichnen wir ein breit und gründlich angelegtes Werk Meijers[29]) über den niederländischen Lustspieldichter Pieter Langendijk (1683—1756). Der bei seinen Landsleuten sehr beliebte Dramatiker war bemüht, seinen Bühnenwerken statt der früheren Ausgelassenheit moralischen Inhalt, Reinheit der Sprache und einen regelmässigen Bau der Handlung zu verleihen. Er wählte Molière zu seinem Vorbilde, ohne darum Hoofts und Breeros Verdienste auf dem Gebiete der Charakterzeichnung gering zu schätzen. Unter seinen zahlreichen Stücken befinden sich Uebersetzungen von Legrands Cartouche und von Addisons Cato, ferner Don Quichote auf der Hochzeit des Camacho, der gegenseitige Heiratsbetrug, die Mathematiker, Xanthippe, Papirius, ein lustiges Bauerngespräch über eine Amsterdamer Aufführung von Aran und Titus (veranlasst durch des Rotgans Bauernkirmes), der Spiegel der vaterländischen Kaufleute. Für uns ist von besonderem Interesse die Posse vom Prahler, einem deutschen Miles gloriosus, der bei der Liebeswerbung samt seinem Diener Slenderhinke beschämt wird; ferner Krelis Louwen, eine gelungene Bearbeitung des Schwankes vom träumenden Bauer, und Quincampoix, eine 1720 verfasste Satire auf den Aktienschwindel. Von den beiden letzteren Stücken existieren auch Hamburger Uebersetzungen ins Deutsche (1767 und 1720). Die im Anschluss an Krelis Louwen (S. 246—59) geführte Untersuchung über das Motiv vom gefoppten Schläfer leidet zwar sehr unter der Unkenntnis von A. von Weilens hübscher Monographie vom J. 1884 und mischt einiges nicht dazu Gehörige ein, bringt aber ein paar Weilen entgangene niederländische Bearbeitungen bei: des Cats Doodtkiste (1655) und die Klucht van Dronkken Hansje (1657) von Fokkens. —

Ueber die geistlichen Volksschauspiele[30]) von Süddeutschland sind einige kleinere Arbeiten erschienen, von denen die Schrift A. von der Passers[31]) über das historische Volksdrama eine dilettantische, wertlose Zusammenstellung aus älteren Quellen ist. — May[32]) giebt nach A. Hartmanns grossem Werke eine Uebersicht über die bayerischen Volksschauspiele, um schliesslich auf die zu Kraiburg am Inn eingerichteten Aufführungen von Greifs vaterländischem Schauspiel „Ludwig der Bayer" hinzuweisen. — Eine ausführliche Beschreibung einer am 30. Juli 1865 zu Thiersee angeschauten Passionsdarstellung von Gregorovius[33]) verdient darum besonderes Interesse, weil man nun mit Hinzuziehung der Mitteilungen von A. Hartmann (1880) und R. Weissenhofer (1885) klarer in die Entwicklungsgeschichte dieses aus Oberaudorf stammenden und wiederholt umgearbeiteten Textes blickt. Die Aufführungen finden alle zehn Jahre statt; 1875 wurde der gereimte Dialog in Prosa umgesetzt und 1885 nochmals neu bearbeitet. — Für das weit bekanntere Oberammergauer Passionsspiel hat Strauch[34]) im Anschluss an die Forschungen A. Hartmanns und K. Trautmanns die verschiedenen Stationen der Textgeschichte eingehend und übersichtlich dargelegt. Der alte Text von

---

Sprachproben aus d. 18. Jh. I. (D. Prinz v. Arkadien): BayernsMundarten 1, S. 128-45, 203-22, 336-61. — 29) C. H. Ph. Meijer, Pieter Langendijk. Zijn leven en werken. Haag, A. Meyer. 1891. VIII, 568 S. |[H. E. Meyer: NedSpect. 19. März; J. ten Brink: Elseviers geïllustreerd Maandschrift 1, N. 7; P. J. Bloch: De Amsterdammer N. 742; H. S. Jansen: Dagblad voor Zuid Holland 1891, 25. Juli u. 1., 8. u. 15. Aug.]| — 30) ○ L. v. Hörmann, Im Bauerntheater: MeranerZg. N. 157/8. — 31) A. v. d. Passer, Volksschauspiele in Tirol. Meran im J. 1809 München, Huttler. 32 S. M. 0,60. — 32) A. May, Volksschauspiele in Bayern. 1.—3. Aufl. (= Kleine Studien her. v. J. Bacmeister N. 5.) Erfurt, Bacmeister (jetzt Neuwied, Schupp). 12°. 22 S. M. 0,30. (Vorher in MünchNN. N. 239.) — 33) (I 4: 26, S. 190-200.) — 34)) Ph. Strauch, D. Textgesch. d. Oberammergauer Passions-

1662, für den St. auf hs. Auszüge Hartmanns angewiesen war, ist aus zwei Augsburger Spielen des 15. und 16. Jh. zusammengeschweisst; er kennzeichnet sich als ein dialogisierter Bibelbericht im Stile des Hans Sachs. Nachdem um 1680 mehrere Scenen aus J. Aelbls Passion eingeschaltet und bald nach 1700 allegorische Figuren eingeführt, auch der scenische Apparat verwickelter geworden war, verfasste 1750 der Ettaler Pater Ferd. Rosner aus Wien einen neuen Text im schwülstigen Stile der Jesuitentragödien mit gehäuften Allegorien und eingelegten lebenden Bildern aus dem alten Testament. Die dritte Stufe bildet die 1811 durch den Pater Ottmar Weiss in Ettal hergestellte Neugestaltung in rationalistischem Sinne. Weiss entfernte die Teufelsscenen und alle allegorischen Zuthaten, wählte für den Dialog die Prosaform und suchte strengen Anschluss an die biblische Ueberlieferung. Dieser 1860 vom Pfarrer Daisenberger etwas überarbeitete Text wurde noch 1890 gespielt; allerdings von dem protestantischen Gemütern anstössigen Marienkulte und von legendenhaften Zügen ziemlich frei, wird aber in seinem oft marklosen Dialoge und im dramatischen Aufbau mehrfach durch die Spieltexte von Brixlegg und Thiersee übertroffen. — Ammann [35]) macht uns mit einem Passionsspiele bekannt, das wiederholt zu Höritz im Böhmer Walde aufgeführt worden ist. Das zehnaktige Prosadrama ist 1816 von dem Leinweber Paul Gröllhesl aus M. von Cochems weitverbreitetem Volksbuche vom Leben Jesu zusammengestellt; ein Vorspiel schildert den Sündenfall und den Prozess um den Menschen, ein Zwischenspiel zeigt den guten Hirten. Die dem Texte beigegebenen Anmerkungen erläutern umsichtig die Abweichungen von der Vorlage und die Uebereinstimmung mit anderen Passionsdramen, auf die Martin von Cochem gleichfalls eingewirkt hat. — Eine in slovenischer Sprache geschriebene Abhandlung Koblars [36]) über krainische Passionsspiele während des 17. und 18. Jh. ist mir leider nicht verständlich, doch scheint sie über eine Einwirkung deutscher Vorbilder auf die slavischen Texte nichts zu enthalten. — Ueber die im Mai 1892 in Stieldorf von dem Gutsbesitzer Michael Weyler eingerichteten Passionsspiele liegt nur ein kurzer Bericht [36]) vor. Danach scheint die biblische Handlung sehr eingeschränkt zu sein; Christus spricht weder beim Abendmahl noch am Kreuze, ein erzählender und moralisierender Chor erläutert die lebenden Bilder. — Schlossars Werk (vgl. JBL. 1891 III 4:27) ist mehrfach [37-39]) besprochen worden. —

Unter den weltlichen Volksdramen ist zur Ergänzung der im vorigen Jahrgange besprochenen Forschungen Werners (vgl. JBL. 1891 III 4:32) über die Vorgeschichte der Don-Juan-Fabel, über die neuerdings Recensionen erschienen sind [40]), ein Programm von Schädel [41]) zu erwähnen; der Vf. vergleicht die spanischen Dramen von Mañara, Tirso de Molina und Zorrilla unter einander und mit Molières Don Juan. —

Ein neues Heft von Engels [42]) Puppenkomödien bringt zwei aus München stammende Marionettenspiele „Der Prinz als Narr“ und „Die verwandelten Hexen“ zum Abdruck, die aus zwei 1620 erschienenen Dramen der englischen Komödianten hervorgegangen sind. Auch die Vorlagen, „Von eines Königs Sohn aus Engellandt und des Königes Tochter aus Schottland“ und „Von Macht des kleinen Knaben Cupidinis“, wiederholt der Herausgeber zu bequemerer Vergleichung. — Zu den Arbeiten von Kraus über das böhmische Faust-Puppenspiel [43]) und zu Kollmanns deutschen Puppenspielen [44]) (vgl. JBL. 1891 III 4:31, 28) sind Besprechungen zu verzeichnen. —

III,5

Didaktik.

Victor Michels.

Die Summe beachtenswerter Arbeiten über die deutsche Didaktik von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jh. scheint jetzt allmählich eine langsame Steigerung

---

spiels: PrJbb. 69, S. 234-55. — 35) J. J. Ammann, D. Passionsspiel d. Böhmerwaldes. Prag, H. Dominicus. 118 S. M. 2,00. |[J. E. Wackernell: ÖLBl. 1, S. 252]| (Sonderabdr. aus MVGDB. 30). — 36) Ueber d. rhein. Passionsspiele: ML. 61, S. 372. — 37) × R. Waizer: Carinthia 82, S. 133/5; W. Creizenach: LCBl. S. 293/4. ÖUR. 12, S. 191/2. — 38) × Passionsspiele: MNordböhmExcursClub. 15, S. 290/1. — 39) × A. Koblar, Pasijonske igre na Kranjskem (Passionsspiele im Krainischen): Jzvestja muzejskega drustva za Kranjsko 2, S. 110-25. — 40) × A. v. Weilen: DLZ. S. 697; LCBl. S. 1736; L. Fränkel: BLU. S. 132/3; N&S. 63, S. 406; R. F.: VossZg B. N. 36. — 41) O. Schädel, E. Beitr. z. Don Juan-Litt. Progr. Bensheim (Beger). 1891. 4°. 20 S. |[S. Widmann: Gymnasium 10, S. 322/3.]| — 42) Dtsch. Puppenkomödien her. v. K. Engel. 11. Heft. Oldenburg, Schulze. VII, 166 S. M. 1,60. — 43) K. Engel: ZVLR. 5, S. 130/1; LBlGRPh. 13, S. 190/3; H. Lambel: MVGDB. 30, S. 61/8. — 44) K. W[einhold]: ZVVolksk. 2, S. 213; E. Veckenstedt: ZVK. 4, S. 178. —

zu erfahren, die mit der zunehmenden Erforschung der Litteratur des 17. Jh. zusammenhängt. An zusammenfassenden Betrachtungen mangelt es freilich noch sehr; die Monographien überwiegen. Hier seien zwei Arbeiten vorweg genommen, die sich darauf beschränken, in allgemeinen Nachweisen Material zu beschaffen, so dass sie gelegentlich dem Forscher von Nutzen sein könnten. Wer den geistlichen Erzeugnissen des 17. Jh. Studium und Interesse widmet, wird Otto [1]) dankbar sein, dass er als Anhang eines Aufsatzes über den als Oberstlieutenant des nassauischen Kavallerieregiments 1634 gestorbenen J. K. von Selbach einige unbekannte Herborner Drucke verzeichnet, die in einem Quartband mit der Trauerrede des Dillenburger Hofpredigers H. Vigelius zusammengebunden sind. Leichenpredigten: Seb. Wetzflarius „Freund des Herrn“ (1636), Andreas Arcularius „Encomium Sanctum Imaginis Jesu Christi“ (1636), Conrad Posthius „Christliche Klag- und Trostpredigt“ (1635); Hochzeitsgedichte von J. N. Genselius (d. i. J. L. Sengelius 1631), von Irlen, G. Corvinus, Treviranus, J. J. Christ, J. J. Münckesus, ein Trauergedicht von G. Corvinus u. a., ein Katalog deutscher und lateinischer Gedichte aus der Bibliothek des Herborner Druckers Christophorus Corvinus. — Einen ähnlichen Beitrag vornehmlich für die Litteratur des 17. Jh. bietet Paur [2]) in der Beschreibung eines Autographenbandes aus dem 16. bis 18. Jh. Das Korpus enthält unter anderm 6 Schreiben von C. Dornavius 1608—15 an den kaiserlichen Rat von Wackenfels in Prag. Darauf folgt eine Sammlung von „Antiquitäten“, enthaltend zuerst „Ihrer hochfürstl. Durchl. Hertzog Friedrich Wilhelms zu Sachsen der Chur Sachsen Administratoris Christmildigsten andencken eigenhändig geschriebenes morgen- und Abendgebeth“. P. giebt ein Inhaltsverzeichnis und ein paar Stellen. Er datiert es nach den darin enthaltenen Beziehungen auf des Herzogs verstorbene erste und die lebende zweite Frau und die Kinder: nach 1595. Zweitens gehört zu den „Antiquitäten“ ein schon gedruckter Gevatterbrief Luthers und drittens eine Quittung Melanchthons (s. o. II 6). Dann folgt ein Brief Gellerts „A Monsieur Monsieur Köhler Ministre de la parol (so) de Dieu“ (27. März 1755), enthaltend u. a. die Empfehlung eines Hofmeisters und litterarische Bemerkungen (über französische Uebersetzungen Gellertscher und Gayscher Fabeln); dann eine Tabelle von Jacob Böhme. Den Hauptbestand der Sammlung bilden Briefe an Walter von Tschirnhaus: ein Brief des Pfarres Kellner, mit dem Tschirnhaus später in Prozess geriet, vom 4. Febr. 1693, noch vor der Berufung nach Kieslingswalde, ein (gedruckter) Brief von Leibniz (2. Sept. 1694), 14 Briefe von J. J. v. Hartig über mathematisch-philosophische Dinge, ein Brief von Chrn. Gryphius (15. Jan. 1698), sehr devot gehalten nach P.s Angabe, ferner ein nur in Abschrift erhaltener Brief Tschirnhausens an Chrn. Weise, dankend für die „Curiösen Gedanken von deutschen Versen“ (30. Jan. 1692, Original in Zittau). —

Mitten hinein in den breiten Strom satirisch-didaktischer Schriften, die aus den Kreisen der lutherischen Geistlichkeit stammen und die Didaktik des Reformationsjahrhunderts fortsetzen, führt uns W. Kaweraus [3]) Aufsatz über die „Ethographia Mundi“ des Joh. Sommer (Olorinus Variscus). Nach einer kurzen Uebersicht über die grobianische Richtung in der Litteratur — St. Grobianus bei Brant und Murner, Grobianus' Tischzucht, Dedekind, Scheidt, Fischart — kommt K. auf Sommers litterarische Thätigkeit zu sprechen. Er betrachtet ihn als Schüler Fischarts und giebt ein paar allgemeine Stilbeobachtungen. Fischarts Stil wirklich nachzubilden sei Sommer nicht gelungen, er habe ihm lediglich Aeusserlichkeiten abgeguckt, weil es ihm an dem inneren sittlichen Ernst Fischarts und an der Gemütswärme fehlte, weil er keine kraftvolle Persönlichkeit war, sondern lediglich ein witziger Kopf. Als Nachbildungen Fischarts merkt K. an: komische Anspielungen, Exkurse, Wortspiele, gehäufte Anekdoten, charakterisierende komische Namen (Herren von Dürstlingen und Trankreich, Ritter von Kannenberg und Glashausen usw.), lateinische Brocken unter volkstümliches Deutsch gemischt, maccaronische Prosa, Sprichwörter und Citate. K. würdigt ferner die kulturgeschichtliche Bedeutung der Sommerschen Schriften und analysiert dann die einzelnen Teile der „Ethographia“. Obgleich er im wesentlichen den „vierschrötigen Pastor von Osterweddingen“ ausgezeichnet charakterisiert und ein lebendiges Bild entwirft, hätte er hier und da ein paar allgemeinere Gesichtspunkte geben und z. B. darauf aufmerksam machen können, dass der Gegensatz zu den Weltmenschen in der protestantischen Litteratur des 16. Jh. typisch ist und erst in der zweiten Hälfte des 17. Jh. einen entschiedenen Gegenschlag hervorruft. Wenn also Sommer in der „Neuen Welt“, dem 1. Teile seines Werkes, seinem Sitten- oder vielmehr Lasterspiel der Zeit, als „moderner „Ethicus“ die 17 Gesetze aus dem Naturrecht der Weltleute vorträgt mit derselben satirischen Absicht wie Scheidt die grobianischen Sittenregeln, so ist das nicht speciell für ihn charakteristisch. K. bemerkt, dass Sommer in seinem Trinkkomment abhängig

1) F. Otto, Einige unbekannte Herborner Drucke: AnnVNassauG. 24, S. 95-100. — 2) (III 1: 58; 2: 35.) — 3) W. Kawerau, Joh. Sommers Ethographia Mundi: VLG. 5, S. 161-201. — 4) G. Roethe, Fr. Sommer:

ist von „Grobianus“ und „Gargantua“. Als Vf. der 1611 entstandenen Bearbeitung von Hegendorfs „Encomium ebrietatis“ sei Sommer daran zu erkennen, dass er Fischart massenhaft ausschreibt. K. bespricht dann die Fortsetzungen. Der „Malus mulier“ ist rein aus Spekulation entstanden, siehe Vorrede; ebenso der „Imperiosus mulier“. K. verfolgt die Satire gegen die Weiber, berührt in diesem Zusammenhang Luthers Auftreten gegen Simon Lemnius und Seb. Franck (Vorrede zu Freder „Ein Dialogus dem Ehestand zu Ehren geschrieben“ 1545), das Erscheinen der Wittenberger „Theses contra mulieres quod non sunt homines“ (1595) und Andreas Schoppers Verteidigung „Corona dignitatis muliebris“ und analysiert dann eingehend den „Malus mulier“, den er als ein unerquickliches Pamphlet bezeichnet, kürzer den „Imperiosus mulier“. Nicht weiter beachtet hat K. den „Rechten Rathgeber zum Freyen“, der bekanntlich Bearbeitung eines lateinischen Traktats „Herrn Melchioris Junii Oratoris zu Strassburg“ — wie lautet eigentlich dessen Titel? — war, aber später als 4. Teil der „Ethographia“ desavouiert wurde, weil M. Junius die unbefugte Bearbeitung verübelte. Den neugeschaffenen 4. Teil, „die Geldt-Klage“, knüpft er an den Traktat „Mich wundert, das kein Gelt im land ist“ von Eberlin von Günzburg an. Sommer ist nach K. ein Beispiel für den mangelnden idealen Schwung der Zeit. Nicht sittliche Nötigung, sondern ein litterarisches Interesse führt ihn zur Satire. —

Seinem Namensvetter und preussischen Amtsgenossen Fr. Sommer, dem Vf. des „Zorn- und Gnadenspiegels“ (1602), widmet Roethe [4]) eine kurze biographische Skizze, indem er darauf aufmerksam macht, dass Sommer, bei dem der Zorn „reicher und auch glücklicher“ ist als die Gnade, stilistisch in dem derben Gepolter der Reformationssatire wurzle und ferner, dass auch bei ihm sich erkennen lasse, wie sich die Neuerungen Opitzens stillschweigend vorbereiten. —

Die moralischen und satirischen Schriften Balthasar Kindermanns erfahren in dem hüschen Aufsatz W. Kaweraus [5]), eine eingehendere Behandlung. K. hat das bibliographische Material, wie ein Ueberblick über den Anhang seines Aufsatzes im Vergleich zu Goedekes Aufstellungen lehrt, beträchtlich erweitert. Nur drei von Goedeke citierte Schriften „der Schüler zehen Gebot“, „Zeitung aus dem Elbparnass“, „Kurandors Kinder-Postill“ fehlen; Goedeke selbst hat sie, wie aus der Art der Anführung (ohne Blattzahl) hervorgeht, nicht in Händen gehabt: sie scheinen also verschollen zu sein. K. charakterisiert Kindermann-Kurandor als gelehrigen Schüler der Moscherosch und Grimmelshausen. Moscherosch hat er nicht nur die Einkleidung des „Schoristenteufels“ und einiger seiner „Neuen Gesichter“ entlehnt; er kopierte geradezu in der bei Goedeke nicht citierten anonymen Schrift „Wahrhaftiger Traum und träumende Wahrheit“ den „Alamodekehraus“. K. macht darauf aufmerksam, dass ihn als Nachahmer von Moscherosch auch Daniel Bährholtz, der Philoclyt des Schwanordens, besingt. Dass sich trotz der veränderten äusseren Einkleidung dabei nicht die Traditionen des 16. Jh. verleugnen, wird betont. Ausführlich werden dann die einzelnen Satiren analysiert: erst, eine Gruppe bedeutsamerer Schriften eröffnend, der „Christliche Student“ mit einem Blick auf das Prodigusdrama, die Studentenkomödie und die Polemik gegen einzelne studentische Laster (Saufen, Tabakrauchen), wobei denn gleich die Besprechung des anonym erschienenen Traktats „Wollüstige und verstandlose Jugend eines reuigen Studenten“ angeschlossen wird unter Beachtung des Zusammenhangs mit pietistischen Regungen. An Brendels „Studentenparadies“, Mollers „Studenten-Gebetbüchlein“, Fellers „Andächtigen Studenten“, Drechsslers „Studenten-Gebetbuch“, „des christlichen und andächtigen Studenten Gottgeheiligtes Bet- und Dankopfer“ von Haas wird in diesem Zusammenhang erinnert. In der ersten Gruppe werden ferner Inhaltsangaben des „Schoristen-Teufel“ und der „Neuen Gesichter“ gegeben. Zur zweiten rechnet K. diejenigen moralischen und satirischen Traktate, die ihre Entstehung äusseren Anlässen verdanken. Das „Jungfrauen-ABC“, die „tugendbelobte Königin“, die „lobwürdige Rose“ sind erst durch ihn hervorgezogen. Ebenso der „überteufelte Teufel“ (nach Macchiavelli), den er bei Besprechung der „Bösen Sieben“ miterledigt. Hier tritt der Zusammenhang mit der Satire des 16. Jh. besonders deutlich hervor. Aus des Andreas Musculus Schrift wider den Eheteufel ist eine Stelle direkt entlehnt. Als letzte und erfreulichste Gruppe fasst K. dann die patriotischen Traktate zusammen; auch die Einleitung zur Sallustübersetzung gehört dazu. Kampf gegen den Modeteufel („Wahrhaftiger Traum“), Kampf gegen die Türken („Trutz Mahomet“), Kampf gegen Frankreich („der politische Schwanen- oder vielmehr Hahnengesang“) im Sinne von Moscherosch ist der Inhalt. So kann K., der in der biographischen Skizze, die seine Betrachtungen eröffnet, die Schwächen des Mannes oder vielmehr seiner Zeit hervorgehoben und auf den unerfreulichen Gegensatz der kümmerlichen bürgerlichen und der aufgeblasenen Litteratenexistenz hingewiesen hat, doch dem wackeren Patrioten zum Schluss ein warmes Lob spenden (vgl. I 11 : 10). —

ADB. 24. S. 601 2. — (5) III 2: 23.) — 6) H. Gr[illegible]f. D. „Sprachvederber“ v. J. 1643 u. d. aus ihm hervorgegan—

Die Forschung über die dem 17. Jh. eigentümliche Gattung der Sprachsatire findet durch Gräfs [6]) dem „Sprachverderber“ gewidmete Dissertation bescheidene Förderung. Er hat die beiden Drucke von 1643, den auf 20 Blättern (A I) und den auf 24 Blättern (A II), verglichen, ohne zu einem Resultat über die Priorität zu kommen. Der Abdruck in Johann Cocays „Deutschem Labyrinth“ von 1650 (A III) scheint aus A I geflossen zu sein. Spuren für das Vorhandensein anderer Drucke des 17. Jh. werden mit Recht als trügerisch behandelt. (Weshalb der „Ehrenkranz“ nicht schon 1643 begonnen sein kann, sehe ich nicht ein). Es folgt eine Untersuchung über die Sprache — A I weist deutlich nach Oberdeutschland —, dann eine Inhaltsangabe. Im 2. Teil werden die aus dem „Sprachverderber“ hervorgegangenen Schriften abgehandelt: der „Sprach-, Sitten- und Tugendverderber“ von 1644 (B), die „Sprachposaune“ von 1648 (C) und „der teutschen Sprach Ehrenkranz“ von 1644 (E). B ist aus A geflossen, ungewiss, ob aus A I oder A II. Die Sprache weist nach Oberdeutschland. Des H. Schultz Behauptung, dass Unsicherheit im Gebrauch von „ü“ und „i“, Media und Tenuis auf Mitteldeutschland deute, hätte nicht nachgeschrieben und durch die Annahme eines mitteldeutschen Setzers erklärt werden sollen. H. Fischer hat für das eingeschaltete mundartliche Geschichtchen vom kranken Bauern das Gebiet zwischen Blaubeuren, Göppingen, Gemünd und Ulm, wahrscheinlich Ulm selbst, als Heimat festgestellt. Durch die Zusätze tritt in B die Sprachsatire in den Hintergrund; allgemeine Satire gegen die Modelaster überwiegt. Dass B denselben Vf. hat wie A ist durch nichts ausgeschlossen; es wird wahrscheinlich dadurch, dass das Werk als zweite, vermehrte und verbesserte Auflage bezeichnet wird. C wird auf A I zurückgehen; Heimat Oberdeutschland. Ein fremder Bearbeiter gab Zusätze und entlehnte aus unbekannter Quelle den Schluss. Ueber die Verfasserschaft des Sprachverderbers äussert sich G. nicht selbständig. Er führt R. Köhlers Vermutung, Moscherosch sei der Autor und H. Wolffs Gegengründe an, ohne die rätselhafte Bemerkung Moscheroschs über „seinen“ „Sprachverderber“ zu erklären; ebenso bringt er ohne kritische Beleuchtung Bechsteins Bemerkung, der Autor sei Schupp (vgl. I 6 : 36; JBL. 1891 I 8 : 20) [7-11]). —

Es liegen eine Reihe von Arbeiten vor zur Erforschung der politischen Publizistik des 18. Jh. Die der Jesuiten hatte durch Krebs im J. 1890 eine zusammenfassende Behandlung erfahren (vgl. JBL. 1891 II 7 : 35). Jetzt wendet sich ein eifriger Jesuitenfreund [12]) heftig gegen die Ausführungen des Genannten. Die Schrift bezwecke nichts Geringeres, als die Meinung hervorzurufen, dass die Jesuiten Veranlassung seien zum Ausbruch des 30 j. Krieges. Krebs messe mit ungleichem Mass, habe ungenügende Kenntnisse, z. B. das Werk des Oratorianers Thomas Bozius „De signis ecclesiae“ völlig übersehn, aus dem die jesuitische Lehre von der Gewalt der Kirche (des Papstes) über weltliche Dinge herstammt usw. Einiges wird immerhin Beachtung verdienen. Zu Marianas Lehre vom Tyrannenmord merkt der Vf. an, dass Krebs aus Bayle hätte ersehen können, dass schon 1599 der Ordensgeneral seine Missbilligung ausgesprochen habe. Gegen Krebs Behauptung, Suarez erkläre: Bellarmin, der Orden, alle Katholiken überhaupt stimmen in der Billigung des Tyrannenmordes überein, wird eine Stelle aus Suarez citiert, in der es heisst, der Fürst könne wegen tyrannischer Regierung „privata auctoritate“ nicht mit Recht getötet werden. Das widerspricht freilich den Ausführungen von Krebs gar nicht, da mindestens zweifelhaft bleibt, was unter der „publica auctoritas“ zu verstehen ist, die den Tod des Fürsten beschliessen kann. Die 1608 erschienene Schrift „Aphorismi doctrinae Jesuitarum et aliquot pontificiorum doctorum“ behauptet der Vf. ferner sei unter Zustimmung der theologischen Fakultät in Wittenberg erschienen, was ich nicht nachprüfen kann. Die Rede Heinrichs IV., die Krebs als Fälschung bezeichnet hatte, sei echt [13]) (vgl. I 10 : 330/1). — Gebauer [14]) überschaut die reiche Flugschriftenlitteratur, die durch den Fenstersturz am 25. Mai 1618, die Empörung der Böhmen gegen Ferdinand und die Aechtung Friedrichs V. hervorgerufen wurde. Ein Register zählt im Ganzen 81 Flugschriften auf, die in G.s Arbeit Erwähnung gefunden haben. Der Vf. teilt seinen Stoff in 4 Kapitel. Im ersten behandelt er unter dem Titel „der Apologienstreit“ eine Reihe von Schriften, die sich um die von Peter Milner von Milhausen verfasste „Apologia“ des böhmischen „Defensionswerkes“ und um die „Information“ der habsburgischen Officiösen über den böhmischen „Aufstand“ gruppieren. Unter die habsburgischen Schriften rechnet er die

---

genen Schriften. Diss. Jena. (Dresden, Teubner.) 52 S. |[A. Socin: LBlGRPh. 13, S. 263; H. Schultz: ADA. 19, S. 90/1; R. Bechstein: ZDU. 6, S. 369-72,]| — 7) × rb., Schupps päd. Schriften her. v. P. Stötzner: AZg^B. N. 106. — 8) × Reinhard Kade, J.B. Schupp, V. Schulwesen. Her. v. P. Stötzner, Leipzig, 1891: ZDU. 6, S. 516/7. — 9) ○ × De lanâ caprinâ ou, *περὶ ὄνου σκιᾶς*' comédie en deux actes représentée à l'occasion des funérailles de Sa Sainteté Denys V., à la fin du mois de septembre 1891, au phanar de Constantinople par***. Paris, Berthier. 32 S. — 10) ○ × F. R[unkel], Ueber Zinkgref Teutscher Nation Klugausgesprochene Weisheit: BerlTBl. N. 414. — 11) × L. Fränkel, J. G. Seybold: ADB. 34, S. 80/3. (E. Sprüchwörtersammler.) — 12) P. M[ajunke], E. übersehener „wissenschaftlicher“ Vorstoss gegen d. Rückkehr d. Jesuiten: HPBll. 109, S. 183-93. — 13) (I 4 : 826.) — 14) J. Gebauer, D. Publizistik über d. böhm. Aufstand v. 1618 (=Abhandl. z.

„Evangelische Erklärung auf die böhmische Apologia", die er als eine nicht einmal sonderlich geschickte Fälschung bezeichnet, dazu bestimmt, den Anschein einer evangelischen Opposition gegen die Direktorialregierung hervorzurufeu und die Evangelischen Böhmens irre zu machen, was aber misslang. Im 2. Kap. reihen sich dann Flugschriften an, die samt und sonders einen staatsrechtlichen Charakter tragen und, nach dem Tode des Kaisers Mathias und der „Rejektion" des bereits zum König designierten Erzherzogs Ferdinand seitens der Böhmen, lebhaft die Frage erörtern, ob Böhmen ein Wahl- oder Erbreich sei, je nach dem Parteistandpunkt in verschiedener Weise. Dieselbe Rolle wie die „Apologia" für den ersten Akt des Schriftenkampfes spielt für den zweiten Teil der „Kurze und Wahrhaftige Bericht", den eine officiöse jesuitische Feder unmittelbar nach der Wahl Ferdinands zum römischen Kaiser den drei böhmischen Protestschreiben an das Kurfürstenkollegium entgegensetzte: das freie Wahlrecht der Böhmen wird energisch bestritten. Als ein publizistisches Meisterwerk durch die geschickte Verteilung von hell und dunkel hebt G. das von Ludwig Camerarius verfasste „Manifest" Friedrichs V. nach Annahme der böhmischen Krone hervor. Auffällig bleibt, wie lange es dauert, bis sich mehr private Aeusserungen finden. Erst im J. 1620 lassen sich nichtofficiöse Stimmen hören, die bezeichnenderweise die Sache mehr von der moralisch-religiösen als der staatsrechtlichen Seite betrachten. Recht interessant ist dabei, dass ein „Schlesischer Landsmann" lutherischer Konfession mit Wärme für die Ansprüche des Hauses Habsburg eintritt und vor dem Abfall Schlesiens warnt. Als den Vf. einer von fanatischem Hass gegen Ferdinand eingegebenen, in lateinischer Form erst in einem Nachdruck von 1632, holländisch bereits 1620 nachgewiesenen Broschüre „Nuda Demonstratio Illegitimae successionis Imperatoris Ferdinandi II propter Incestuosum Parentum Conjugium" erkennt G. den pfälzischen Hofprediger Abraham Scultetus. Es ist jedenfalls ein starkes Stückchen pfäffisch verbohrter Frechheit und sehr charakteristisch für die in konfessioneller Wut verrannte Zeit (die G. gegen Schluss seiner Arbeit unbegreiflicherweise eine „grosse Zeit" nennt), dass hier die Ehe Karls von Oesterreich mit seiner Cousine zu einem gottverfluchten blutschänderischen Bunde gemacht wird. Da ist es eine Freude, durch den „treuherzigen wohlgemeinten Diskurs" mit seinem liebenswürdigen unpraktischen Idealismus daran erinnert zu werden, dass es auch billig denkende Unparteiische gab. Es folgt dann (3. Kap.) eine Uebersicht über die Flugschriften betreffend die Aechtung des Pfalzgrafen Friedrich, unter denen abermals die Publikationen von Camerarius eine hervorragende Stelle einnehmen. Nur mit einem „wie es scheint" und Berufung auf Placcius wird ihm das „denkwürdig Modell der kayserlichen Hofprocess" zugeschrieben, worin aus aufgefangenen Schriftstücken des Kaisers und seiner Anhänger noch vor der Aechtung Friedrichs V. gezeigt wurde, wie wenig man in Wien selbst von der Berechtigung, den Pfälzer zu ächten, überzeugt war. Sicherer ist Camerarius der Vf. des „Achtspiegels" mit seiner an der Achtsurkunde geübten scharfen Kritik, einer Schrift, die Kursachsen für die pfälzische Sache zu gewinnen strebte. Auf wie wenig Gegenliebe aber diese Bemühungen rechnen konnten, lehrt die Uebersicht über die Flugschriften betreffend die Stellung der Evangelischen zum böhmischen Aufstand (4. Kap.). Ursprünglich herrscht ein doktrinärer Standpunkt, dann bestimmen praktische Erwägungen die Tendenz. G. scheidet „evangelisierende" Schriften der J. 1618 und 1619 und „entschieden evangelische" von 1620. Unter den letzteren weiss er nur Eine unbedingt antihabsburgische Tendenzschrift zu nennen: den „Discurs über die Frag, Ob diejenigen, welche der Evangelischen Religion zugethan sind, mit gutem Gewissen dem Haus Oesterreich wider den König in Böheimb hülff leisten können." Den Neutralitätstandpunkt vertreten mit verschiedenen Modifikationen die Gutachten der theologischen Fakultäten von Wittenberg und Jena für den Herzog von Sachsen-Weimar. Dann finden zwei Schriften ihre Besprechung, die die Stimmung am kursächsischen Hof widerspiegeln, von denen besonders die zweite, das „Xenium Calvino Turcicum pro Rebellis Bohemis", mit ihrem masslosen orthodox-lutherischen Kalvinistenhass ausführlicher behandelt wird. G. vermutet als Vf. den würdigen Nachfolger eines Polykarp Leyser, den Dresdener Hofprediger Mathias Hoë von Hoënegg, den das Volkslied mit dem kalvinistischen und dem jesuitischen Kollegen, Scultetus und Lämmermann, zusammenthut: „drei stolzer Pfaffen", die alle drei viel Unruh anstiften. G.s Gründe sind: 1. der in der Schrift bemerkbare nationale Hass gegen die Böhmen, der sich bei Hoë aus persönlichen Erfahrungen des Jahres 1611 in Prag erklärt; 2. die fast schwärmerische Vorliebe für „das hochlöbl. Haus Oesterreich", die Hoë, dem geborenen Oesterreicher, zuzutrauen ist; 3. die Andeutung, der Vf. habe „in camera charitatis & sub rosa" erfahren, der Kaiser beabsichtige nichts gegen die Evangelischen, was zu einer Aeusserung Hoës über den Mühlhäuser Fürstentag stimmt. Mit einer Charakteristik Hoës, als eines publizistischen Raufboldes, des enfant terrible der Lutheraner, schliesst die Hauptpartie der Schrift. In einem Anhang werden eine Sammlung und eine einzelne Schrift abgethan: die „Variorum discursuum bohemicorum nervi", 1618—20, von Janus Meder, die, als litterarisch sehr eigenartig und

interessant, leider eben nur Erwähnung finden, und das originelle „Examen der Recepten und Medikamenten, so etliche Politische Medici vor die böhmische Kranckheit oder Fieber geordnet", über deren Vf. und Tendenz G. nicht aufzuklären vermag. Jedenfalls ist G.s Schrift ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der „öffentlichen Meinung" bei Beginn des Krieges. — Die politische Publizistik der J. 1668—74 behandelt Haller [15]), nach Prinzipien, die in einer allgemeinen Einleitung erörtert werden. In von Zwiedineck-Südenhorsts Bestreben, der Flugschriftenlitteratur gerecht zu werden, vermisst er die richtige Individualisierung. Die Parteistellung der Vf. ist zu erwägen, die Frage aufzuwerfen, ob wir es mit politisch unabhängigen Männern zu thun haben oder mit Offiziösen. H. scheidet, ähnlich wie von Zwiedeneck-Südenhorst, drei Arten politischer Schriften: 1. „Relationen" („Copia Schreibens", „Extrakt Schreibens"), unseren heutigen telegraphischen Depeschen entsprechend, von verschiedener Färbung, vielfach in die Sammlungen des „Theatrum Europaeum" und „Diarium Europaeum" übergegangen, teilweise zu Berichtreihen vereinigt wie in der Sammlung „der Verkleidete Götter-Both Mercurius" (von 1674 an). Die Autoren sind vielfach politische Agenten. 2. „Deduktionen", „Manifeste" von amtlichem Charakter, zu erklären durch die grössere Publizität des diplomatischen Verkehrs. Allbekannt sind die Manifeste des grossen Kurfürsten. 3. „Traktate und Streitschriften" sehr verschiedenen Charakters, vielfach offiziös, wie die politischen Traktate von Leibniz, („Georg. Ulicov. Lithuanus", „Bedenken über die Securitas publica", später „Aegyptische Expedition" „Caesarius Fuerstenerius"), die Schriften des französischen Residenten in Strassburg Johann Frischmann, von Lisola (vgl. III 1:27), Antoine de Verjus, Gotfried von Jena, dem Grafen von Waldeck, oder lediglich private Meinungsäusserungen (darunter die „Prognostiken"). Bei der Behandlung von Einzelschriften im Zusammenhang mit den politischen Wandlungen, den Schachzügen der europäischen Diplomatie in den J. 1668—74 betrachtet H., was ihm niemand vorwerfen wird, vom Standpunkt des Historikers. Der Zusammenhang mit der allgemeinen Litteratur ist vernachlässigt, obgleich blosse Titelangaben wie „Dess alt-Fränckischen Hirtens Menalcamynthathyrsidamaeta-Coridonis aufgefangene und wieder ausgeflogene Hundsmücken, oder: Einfältiges Hirten-Gespräch von jetzigen Zeit-Läufften", 1672 (S. 9), „Wieder errungene Freyheit. Oder Gabile und Salibert. Heldenspiel von Alexandro Romano" (S. 86) oder die Erwähnung von Grimmelshausens „Stoltzem Melcher" ein Eingehen auf litterarhistorische Richtungen nahezulegen scheinen. In den drei Friedensjahren 1668—71 findet er eine unfruchtbare Stille in der Publizistik, während französische Federn eifrig arbeiten. Man hat kein Auge für die im Westen drohende Gefahr; auch Leibnizens von Boyneburg inspirierte Gutachten leugnen die Gefährlichkeit der Situation ab. Erst das J. 1671 zeigt einen Umschwung. Der „französische Wahrsager", deutsch und lateinisch erschienen, bringt einen kräftigen Mahnruf an die Deutschen. Eberhard von Wassenbergs Flugschriften beginnen zu wirken. Irenische Ansichten vertreten kurz vor dem Ausbruch des holländischen Krieges die am Mainzer Kurhof entstandenen „politischen Betrachtungen". Ein litterarisches Duell vollzieht sich zwischen Lisola und dem Fürstenbergschen Interessen dienenden Antoine de Verjus. H. sucht auf Grund der verschiedenen Pressstimmen, ein Bild der allgemeinen Lage zu geben: den Holländern habe man wenig Sympathien entgegengebracht. Nur die Brandenburgische Publizistik (Gottfried von Jena) kämpft eifrig gegen Frankreich, bis der Vertrag zu Dessau die Situation verändert, das zaudernde Oesterreich in den Vordergrund drängt und der Richtung Lisolas gegenüber der von Lobkowitz zum Siege verhilft. Eifrig wird jetzt der publizistische Feldzug gegen Frankreich von österreichischen Federn geführt. Seit Aug. 1673 ist die öffentliche Meinung in Deutschland lebhaft für Kaiser und Reich erwärmt. Auch die gewaltsame Verhaftung Fürstenbergs lässt sie sich gern gefallen. Schwungvolle, patriotische Mahnungen sind an der Tagesordnung. In den „Beilagen" analysiert H. die wichtigsten Pamphlete eingehender und erörtert Verfasserfragen.[16]) —

Wir kommen zu den philosophischen und religiösen Strömungen des Zeitalters. Alles, was über Leibniz geschrieben wird, kommt in irgend einer Weise der Geschichte der deutschen Aufklärung zu Gute, deren grossartigster, einzig imponierender Vertreter er nun einmal ist. Etwas ausführlichere Behandlung der Leibniz-Litteratur bedarf keiner Rechtfertigung; zwischen Litteraturgeschichte und Geschichte der Philosophie dürfen die Grenzen nicht zu ängstlich gezogen werden. Gegen Steins bestechende Ausführungen, dass Spinoza auf Leibniz einen dauernden und tiefen Einfluss ausgeübt habe, wendet sich eine eingehende Recension von Herr [17]). Der Vf. bemängelt die allzustrenge Charakteristik von Tschirnhaus und findet es unwahrscheinlich, dass

---

neuer. Gesch. her. v. G. Droysen N. 29.) Halle, Niemeyer. 122 S. M. 3,00. — 15) J. Haller, D. dtsch. Publizistik in d. J. 1668–74. E. Beitr. z. Gesch. d. Raubkriege Ludwigs XIV. Heidelberg, Winter. III, 160 S. M. 4.00. [K. Br.: LCBl. S. 1609.] — 16) × D. Tirolischen Adlers Immergrünendes Ehrenkränzel, v. Franz Adam Grafen v. Brandis, 1678: DHerold. 23, S. 191. (Notiz über d. neuen Abdr. d. Wappentafeln v. d. Originalkupferplatten.) — 17) L. Herr, L. Stein, Leibniz u. Spinoza: RCr. 1, S. 71/4. — 18) H. Koppehl, D.

Tschirnhaus im J. 1675 gegen Spinozas ausdrückliches Verbot Leibnizen seine Kopie der Schrift „De emendatione intellectus" übergeben habe. Trotz seiner Schwäche dürfe man ihm diesen direkten Verrat nicht zutrauen. H. findet in der That bewiesen die erste Hälfte von Steins Ausführungen, dass sich nämlich Leibniz in der Zeit von 1676—84 lebhaft darum bemühte, mit Spinozas Lehre genauer bekannt zu werden. Aber was Stein beibringt, um zu erweisen, dass Leibniz wirklich Spinozist war, das seien nur gehäufte Möglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. Erstens war Leibniz nicht, wie Stein behauptet, im J. 1670 ein entschiedener Cartesanier. Seine „Hypothesis nova" ist nicht cartesianisch, die Definition der Kraft, die „Theoria motus abstracti" direkt anticartesianisch. Leibniz bestreitet 1671 in dem Brief an Arnauld die cartesianische Definition der Materie. Er kannte Descartes in vielen Punkten nur oberflächlich. Wenn er also in dem bekannten Brief an Tschirnhaus die cartesianische Definition der Materie ebenfalls verdammt, so beweist das nichts für seine Abhängigkeit von Spinoza. Wenn Stein in der Unterredung des Philosophen mit Malebranche, in der Leibniz die cartesianische Definition bestritt, Leibnizens Argumente als durch Spinoza beeinflusst bezeichnet, macht H. darauf aufmerksam, dass Stein: 1. die Unterredung ohne Grund ins J. 1676 setzt, während sie ebenso gut 1674 oder 1675 stattgefunden haben könne (?); 2. dass keine wahrhafte Uebereinstimmung zwischen Leibniz und Spinoza vorhanden sei. Wenn Stein auf den kleinen Traktat vom Mai 1677 verweist, so findet auch hier H., dass die Mechanik Leibnizens kein neues Moment enthalte, das auf Spinoza zurückgeführt werden müsse. Er beruft sich auf den Brief an Justel vom 4. Febr. 1678, in dem Leibniz die spinozistischen Theorien ausdrücklich verdammt und ebenso auf den Brief an Placcius (vom selben Monat). Es sei infolgedessen durch nichts zu beweisen, dass die Marginalnoten strengeren Inhalts zu Spinozas Ethik späterer Zeit entstammen als die milderen. — Dieselbe gefährliche Methode des Parallelisierens einzelner Teile von zwei philosophischen Systemen ohne Rücksichtnahme auf die innere Konsequenz des Ganzen, die man Steins bedeutsamer Arbeit vorwerfen kann, finde ich auch in Koppehls[18]) Schrift über Leibniz und Thomas Aquinas in ihrer Lehre vom Bösen. Die Parallele zwischen dem Hauptvertreter des kirchlichen und dem des modernen Rationalismus ist nicht neu, aber dankbar. Dass Leibniz Thomas kannte und schätzte, ist bekannt, ebenso, dass er bemüht war, aus jedwedem System die Goldkörner „herauszuklauben." K.s These lautet: „Ich möchte, soweit ich die Sache beurteilen kann, behaupten, dass die meisten Gründe und Hypothesen, welche Leibniz zur Rechtfertigung des Uebels in der besten aller möglichen Welten vorgebracht hat, schon von Thomas und seinen Vorgängern, einem Platon und Augustin, zu diesem Zwecke aufgestellt worden sind." Das klingt wie die zaghafte Behauptung eines historischen Zusammenhangs, die aber am Schlusse des Buches dann doch nicht aufrecht erhalten wird. Auch wird nicht die historische Folge Platon-Augustin-Thomas-Leibniz gewählt, sondern erst Leibnizens, dann des Thomas Lehre vom Bösen (Uebel) zusammengestellt nach dem Schema: a. grundlegender Teil; b. ausführender Teil. Der 1. Teil ist bei Leibniz im Anschluss an Class „Die metaphysischen Voraussetzungen des Leibnizschen Determinismus" breit und wenig originell behandelt: Monade — Monaden und Gottheit — der konkrete Mensch als Monade. Unklare religiöse Grundanschauungen des Vf. schimmern durch. Er findet im 2. Teil bei Leibniz eine schon von den Neuplatonikern und Augustin aufgestellte „zwiefache Art der Beweisführung": „eine ontologisch-metaphysische" und „die ästhetische." Dazu komme ferner die Leibniz allein eigentümliche „dynamische". Unter diesen drei Gesichtspunkten sucht K. recht äusserlich Leibnizens Lehre vom Uebel zu erschöpfen. Auf Einzelheiten kann ich nicht eingehen. Der Leibnizsche Begriff des Uebels ist bei K. nicht immer klar festgehalten. Leibnizens ästhetische Beweisführung wird am schärfsten kritisiert, ohne dass K. auf die eigentümlich popularisierende Darstellung der „Théodicée" genügend Rücksicht nähme. Die Behauptung, Leibniz schränke mit der Annahme, Gott sei bei der Schöpfung an das Gesetz der Kontinuität gebunden gewesen, die göttliche Allmacht in einer Weise ein, die mit der religiösen Vorstellung unverträglich sei (mit welcher?), ist schon bei Kuno Fischer widerlegt. Sah man bisher die Hauptfehler des Leibnizschen Systems in dem Deismus, so zieht sich durch K.s Buch die Anschauung, es kranke am Determinismus. In ähnlicher Weise wie die Lehre des Leibniz wird auch die des Thomas besprochen. Zum Schluss eine oberflächliche, nicht fördernde Vergleichung beider und eine Zusammenstellung äusserlicher Parallelen. — Feinsinnig und geistreich sucht G. Hartmann[19]) Leibnizens Bedeutung auf juristischem Gebiete nachzuweisen. Er erkennt einen roten Faden, der sich durch die rechtsgelehrten Schriften hindurchzieht von Leibniz bis zu Jherings „Zweck im Recht" und „Geist des römischen

---

Verwandtschaft Leibnizens mit Thomas v. Aquino in d. Lehre v. Bösen. Jena, Fromman (Leipzig, Fock). IV, 124 S. M. 1,60. — 19) Gust. Hartmann, Leibniz als Jurist u. Rechtsphilosoph. Tübingen, Laupp. 121 S.

Rechts". H. geht aus von Leibnizens juristischer Vorbildung und betont ihren Einfluss auf seine Philosophie — vielleicht etwas zu stark. In den juristischen Jugendarbeiten („Quaestiones philosophicae amoeniores" „De casibus perplexis", „Doctrina condicionum") findet er ein etwas starkes Hervortreten des Logismus, eine Vernachlässigung des Momentes der rechtshistorischen Entwicklung, aus der man Leibniz keinen Vorwurf machen werde. Er analysiert ausführlich die „Nova methodus" und macht beiläufig darauf aufmerksam, es sei kein Zufall, dass die von Leibniz geforderten juristischen Praktika zuerst auf der hannöverschen Landesuniversität Göttingen ins Leben gerufen wurden. Auch in der „Nova methodus" walte eine gewisse Unterschätzung des Historismus. Wer lässt uns einmal die Entwicklung des Rationalismus im Zusammenhang mit der zunehmenden mathematischen Bildung in Frankreich und Deutschland besser überschauen? Aus Leibnizens legislatorischer Thätigkeit wird der Plan eines Civilgesetzbuches besprochen und auf Grund der Briefe an Professor Kestner in Rinteln hervorgehoben, dass das neue Gesetzbuch aus römischen und heimischen Quellen schöpfen sollte, vor allem aber ex evidenti aequitate, Gedanken, die bei Zusammenstellung des preussischen Landrechts Erfüllung fanden. Ferner wird auf die Bemühungen für die Reform des Civilprozesses, die Reform des Gerichtswesens in Russland, die Reform des Münzwesens hingewiesen. Aus den vielseitigen späteren rechtswissenschaftlichen Schriften wird auf civilrechtlichem Gebiete besonders betrachtet die den Juristen wohlbekannte „Leibnizsche Methode" der juristischen Arithmetik; über Leibnizens staatsrechtliche Anschauungen im Gegensatz zu denen von Hobbes und Bodinus bemerkt H., Leibniz verwerte das sachliche Zweckmoment energisch zur Findung und Feststellung der richtigen Rechtsauffassung („De matrimoniorum etc. validitate"), sein Souveränitätsbegriff sei nicht ein starrer, nach schulmässiger Schablone abgeschlossener, sondern ein elastischer, der sich der Buntheit der geschichtlich gegebenen Erscheinungen und der im Staatsleben herrschenden Anschauungen anzuschmiegen wisse („Caesarius Fuerstenerius"); mit Nachdruck betont er, Leibniz sei, „unter den deutschen Juristen der früheste, wo nicht vornehmste Begründer und Förderer der Wissenschaft des positiven Völkerrechts geworden". H. versucht dann eine zusammenhängende Darstellung von Leibnizens Rechtsphilosophie zu geben. Er erkennt eine für Leibnizens universalistische Philosophie charakteristische Doppelheit der Behandlung: einerseits den aprioristischen Ausgangspunkt, die Einheit von Recht und Ethik, jus naturale, wobei die Verwandtschaft mit Platon einleuchtet, andererseits die empirische Betrachtung der menschlichen Handlungen (Verwandtschaft mit Aristoteles). Auf den Zusammenhang der Annahme einer natürlichen instinktiven Sittlichkeit mit der Lehre von den „petites perceptions" wird hingedeutet. Neben dem Streben nach Glückseligkeit als Motor unserer Handlungen ist der Sinn für Humanität ein Faktor der Sittenlehre („caritas sapientis"). Auf der einen Seite werden rasche Schlaglichter auf die Leibnizschen Ideen und Ahnungen von Religion und Sittlichkeit geworfen, leider ohne Beleuchtung von Lessings in Leibnizschen Anschauungen so tief wurzelndem „Nathan dem Weisen", auf die Annahme einer Erziehung des Menschengeschlechts zum Recht usw. Wie scheidet Leibniz die verschiedenen Gebiete der Moral und des Rechts? wird gefragt. Drei Stufen sind vorhanden: „jus strictum" ist ihm wesentlich Proprietätsrecht; er tritt in Gegensatz zu utopistischen Anschauungen, behandelt die Verträge. Die zweite Stufe bildet das „jus societatis"; die Scheidung in „jus privatum" und „jus publicum" verwirft Leibniz. Oberste Stufe ist das „jus pietatis". Auf der anderen Seite werden Leibnizens Anschauungen vom positiven Recht entwickelt. Ich bin nicht Fachmann genug, um entscheiden zu können, wie weit in den juristischen Einzelheiten Neues beigebracht wird. Als Mängel der Leibnizschen Prinzipien erkennt H. die Verquickung von Recht, Ethik und Religion, und den Umstand, dass die Geschichte nicht ihr volles Recht erhält in der Entwicklung des Ethischen, als Hauptstärken die kräftige Betonung des Zweckprinzips (im Gegensatz zu Spinoza) und den energischen Protest gegen die völlige Identifizierung von Recht und positiver Satzung (Gegensatz gegen moderne Anschauungen). Leibniz ist nach H.s Ausführungen durchaus kein unbedingter Determinist. Er glaubt an Willensfreiheit in der empirischen Welt trotz seiner prästabilierten Harmonie, und H. sucht ihn gegen den Vorwurf der Inkonsequenz, freilich mehr rethorisch als wissenschaftlich, zu verteidigen. Auch auf die Monadologie haben nach H.s Meinung juristische Grundanschauungen eingewirkt.[20–21]). —

Von den Vertretern der anderen grossen Zeitströmung, des Pietismus, erscheint **Aug. Hermann Francke** diesmal von seiner der Aufklärung verwandten Seite durch den von **Richter**[22]) veranstalteten Neudruck seines „Kurtzen und einfältigen Unterrichts", der mit seiner knappen populären Einleitung offenbar nicht gerade für Philologen

M. 2,00. (Sonderabdr. aus d. Festschrift d. Tübinger Juristenfakultät für R. v. Jhering.) — 20) × Eh. Dillman, E. neue Darstellung d. Leibnizischen Monadenlehre auf Grund d. Quellen, Leipzig 1891: LCBl. S. 1197/8. (Sehr lobend.) — 21) × E. Wort Leibnizens: Grenzb. 51, S. 147. — 22) A. H. Francke. Kurzer u.

berechnet ist. Zu Grunde liegt die Ausgabe von 1748, weil sie am bequemsten lesbar sei und die Orthographie am wenigsten Altertümlichkeiten zeige (s. o. I 10:35) [23-26]. —

Ueber Zinzendorfs Missionsbestrebungen hat Roy [27]) im Missionsverein des theologischen Seminars zu Gnadenfeld einen Vortrag gehalten und damit einen immerhin schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis der Denkweise des merkwürdigen Mannes geliefert. Er analysiert: 1. eine Erklärung Zinzendorfs über Missionsarbeit vom 12. April 1732; 2. „die Instruktion an alle Heyden-Bekehrer“ vom Aug. 1738; 3. die „Heyden Boten Instruktion nach Orient“, deren Zeit sich nicht bestimmen lässt (1740); 4. den „Project vor unsern Boten zu einem allgemeinen Heiden-Catechismo“ (1740); 5. die „Methodus der Heyden-Bekehrung“. Es wird ausgeführt, dass Zinzendorf ursprünglich nach seiner eigenen Erklärung keine Instruktionen gab, dass aber doch wohl das Schreiben vom 12. April 1732, das an einen Missionar der Londoner Societät (und zwar nicht Brüder-Societät) gerichtet ist, auf persönliche Auseinandersetzungen mit dem ersten Missionar der Brüder zurückgehe. Als charakteristisch tritt hervor: in Bezug auf die Methode die Forderung, nicht hinzuarbeiten auf eine erkenntnismässige Erfassung des christlichen Lehrsystems, wobei die Kirchen wieder aufgeputzt und die Heiden zu Sektierern gemacht würden, sondern darauf, dass Jesus als Immanuel im Mittelpunkte des Denkens und Anschauens stehe; in Bezug auf die persönliche Stellung der Missionare die Forderung, nicht äusserlich über die Heiden zu herrschen, sondern mit Geisteskraft sich in Respekt zu setzen trotz äusserlicher Demütigung. Diese Gedanken führen die späteren Instruktionen weiter aus. Es wird weiter zweierlei hervorgehoben: 1. dass sich die Missionare wenden sollen an die innerlich bereits Berufenen (die ex gradu Cornelii); 2. dass die Missionare keinerlei Kolonisationsthätigkeit treiben sollen. —

Ich wende mich zu den Arbeiten über Gottsched und die Schweizer. Dem Leipziger Diktator hat Paul Fischer [28]) ein sehr dürftiges Programm gewidmet. In mangelhaftem Deutsch tischt er ein Ragout aus irgend einem alten Kollegheft auf. Gottsched „und seine Verehrer“ geben bei ihm die „vernünftigen Tadlerinnen“ heraus; Gottsched ist derjenige, der zuerst für eine litterarische Thätigkeit bestimmte Regeln aufgestellt hat; der „Nötige Vorrat“ heisst ein „noch lesenswertes Buch“ usw. Selbstverständlich spukt auch Danzels unglückliches Schlagwort von dem Vorschweben der Idee einer deutscher Gesamtlitteratur noch fort. — Wertvoller ist Reickes [29]) biographischer Beitrag. Er hat das Königsberger Universitätsarchiv nach Quellen für Gottscheds Jugendjahre gründlich durchforscht und bringt eine Fülle von Detail bei. Auf Gottscheds Lehrer geht R. mit verwirrender Ausführlichkeit ein. Drucke aus Gottscheds Frühzeit werden nachgewiesen: so das Gratulationsgedicht an Herrn von Röder aus dem J. 1718 mit vollem Namen (nicht, wie Gottsched angiebt, 1719 mit den Initialen gedruckt) und die Lob- und Trauerrede auf J. Biemann von 1719. Für Gottscheds Lehrer Pietsch werden interessante Einzelheiten beigebracht, so ein Verzeichnis seiner Vorlesungen — er las häufig über Horaz — und seine Thesen über Dichtkunst von 1718, so dass über Pietschens theoretische Richtung kein Zweifel sein kann und Gottscheds Angaben über das, was er diesem Lehrer verdankt, gegen Braitmaiers, die Verdienste der Schweizer allzu stark betonende, Darstellung völlig zu Recht bestehen bleiben. Leider sind die litterarischen Gesichtspunkte vernachlässigt. —

Für Bodmers Leben hat Th. Vetter [30]) mit dem Abdruck der persönlichen Anekdoten eine wichtige Quelle allgemein zugänglich gemacht. Ich hebe einige wenig beachtete Punkte heraus. Dass der Aufenthalt auf dem Lande früh den Sinn für Natur weckte, ist bekannt; bemerkenswert sind auch die demokratischen Regungen des jungen Bodmer. Mutternackt badende arme Kinder regen die Betrachtung an, „dass der Vornehme eben die Gliedmassen der Niedrigen habe.“ Die Früchte des Gartens sind für die Menschen, nicht für die Herren. Die Bemerkungen über Lektüre enthalten manchen Wink für den Litterarhistoriker. Bei der Bibel zieht natürlich das alte Testament an mit den schäferischen Auftritten der Patriarchaden und den Abenteuern der Israeliten in Aegypten, in der Wüste, bei der Eroberung Kanaans, mit den Thaten der Richter und der Könige, weniger das neue. Bodmer lernt Ovid zuerst in der Bearbeitung von Albrecht von Halberstadt und Wickram kennen. Ovids Einfluss auf

---

einfältiger Unterr. Mit e. Einl. her. v. Alb. Richter. (=Neudrr. päd. Schriften. Her. v. Alb. Richter. N. 10.) Leipzig. R. Richter. 87 S. M. 0,80. — **23**) × (III 1:56; s. auch I 10:36) — **24**) × O. Frick, D. Franckeschen Stiftungen. Halle Buchh. d. Waisenhauses. 16⁰. 33 S. M. 0,36. (Aus „D. Stadt Halle a. S. im J. 1891.“) — **25**) × (III 1:56; s. auch I 10:41) — **26**) × [O.] Z[öckler], Spener u. d. Pietismus: EKZ. 127, S. 877/8. — **27**) H. Roy, Zinzendorfs Anweisungen für Missionsarbeit: AMZ. 19, S. 358-77. — **28**) Paul Fischer, Gottsched u. sein Kampf mit d. Schweizern. Progr. Greifenberg i. P. 20 S. — **29**) J. Reicke, Zu Joh. Christ. Gottscheds Lehrjahren auf d. Königsberger Univ. Königsberg i. Pr., Beyer. 81 S. M. 2,00. (Sonderabdr. aus AltprMschr. 29, S. 70-150.) — **30**) Bodmers

Bodmer wäre zu beachten, wie Minor den auf die Bremer Beiträger und Wieland beachtet hat. Zur frühen Lektüre gehören „Hercules und Ladisla“ (so!), Zesens „Joseph“, Barclays „Argenis“, La Calprenèdes „Cleopatra“, die „syrische Aramena“, ein Teil des „Amadis aus Frankreich“ — Nahrung für den Hang zum Wunderbaren —, aber auch Le Clercs „Arte critica“, Lockes „Christianism raisonnable.“ Nach dem Aufsatze „Mein poetisches Leben“ wurde ein Teil der genannten Werke übrigens erst auf dem Collegio Carolino gelesen. Hier werden klassische Werke durchgenommen, so die Aeneis und die Odyssee „um der Abenteuer willen“. Sehr beachtenswert, dass die lateinischen Dichter des 16. und 17. Jh. mit besonderer Vorliebe gelesen werden, wie denn auch später in Genua Vida gekauft wird. Durch Heinrich Keller von Mur lernt er Opitz kennen. Weiterhin erfahren wir, dass die kritischen Anmerkungen zu Canitzens Gedichten, die König in seine Ausgabe hineinarbeitete, von Bodmer herrühren. Zu deutschen Versen ist er durch Haller angeregt. Mit dem Ideal einer Noachide will er sich lange vor Klopstock getragen haben, zur Ausarbeitung aber wurde er dann durch Klopstocks Messias begeistert; grosse Stücke seien fertig gewesen, bevor Klopstock nach Zürich kam. Beim Aufenthalt Wielands in Zürich fällt die Bemerkung: „Ich wollte ihn mit Gessnern und andern in Gesellschaft bringen, aber sie nahmen einander nicht an. Er war lieber bei Frauenzimmern, die sein romantisch Geplauder nur mit süssen Blicken unterbrachen“, und unter den Zusätzen: „In dem letzten Jahre, da er in Zürch lebte, verdross ihn meine Bearbeitung der Joana Graya, die er zuvor bearbeitet hatte.“ Interessant ist, dass in Bodmers Augen Mademoiselle Bondeli sozusagen die Verführerin Wielands war; sie habe ihren Scharfsinn aus allen Kräften angestrengt, „eine Apologetik für die flatterhafte Philosophie zu ersinnen“! Ueber Bodmers litterarische Arbeiten finden sich Bemerkungen, so über die neuerdings wieder beachteten nachgelassenen Dramen „Brun“ (März 1758), „Stüssi“ (Oktober 1757), „Schöno“ (Juli 1761), „die gegen die Begriffe vom leidenden Gehorsam und Respekt in gefährlicher Weise, sagt man, anstossen“; ebenso über die Beziehungen zu Breitinger, Hartmann, Sulzer, Cronegk, Hans Blarer vom Wartensee, Künzli (über litterarische Arbeiten, L. Hirzels Mitteilungen bestätigend), Zellweger, Hess, Hirzel usw. Bei Bächtold, der in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz“ über Bodmer und Breitinger in abschliessender Weise gehandelt und auch eine die Angaben in Goedekes Grundriss weit überholende Bodmer-Breitinger-Bibliographie gegeben hat, sind die persönlichen Anekdoten bereits benutzt. — Ueber Bodmer und die helvetische Gesellschaft hat Geiser[31]) in einer Arbeit gehandelt, die den historischen Verein zu Bern in der Sitzung vom 19. Febr. beschäftigt hat. Nach dem vorliegenden Referat wurde ausgeführt, dass Balthasars „Patriotische Träume von einem Eidgenossen“ durch den Gedanken eines Staatsseminars mit besonderer Berücksichtigung des Geschichtsunterrichtes den Anstoss zur Gründung der helvetischen Gesellschaft gaben. „Kaspar und Salomon Hirzel, Urs, Balthasar und Isaak Iselin waren ihre Leiter.“ Eine Biographiensammlung war geplant. Nach Toblers Bemerkungen bei der Diskussion liegt den „Patriotischen Träumen“ eine Arbeit Lauffers zu Grunde. —

Unter den Fabeldichtern des 18. Jh. ist dem Hauptvertreter der Bodmerschen Fabeltheorie Meyer von Knonau durch Prosch[32]) Beachtung zu Teil geworden. Wir erhalten eine Auswahl von 23 der Meyerschen „Fabelgemälde“ nebst der Vorrede Bodmers und der Vorrede des Dichters. Aufgenommen sind: „Die frohe Lerche“ (N. 5), „die Warnung des Gärtners an die Blumen“ (N. 42)“, „die Zeit und die Raupe“ (N. 35), „das Licht und die Farbe“ (N. 47 der Originalausgabe), die nach Mörikofers, von Redlich doch wohl allzu schroff zurückgewiesener Vermutung auf Herders „Lerche“ (Suphans Ausg. 29, S. 77), „Flora und die Blumen“ (ib. S. 80), „die Raupe und der Schmetterling“ (ib. S. 109), „die Farbe und das Licht“ (ib. 10, S. 291; 12, S. 433) eingewirkt haben. Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung, die einiges Bibliographische berichtigt und, Meyers meist unterschätztes, anspruchsloses Talentchen etwas überschätzend, eine allzu dürftig ausgefallene Charakteristik und historische Würdigung bietet: Abhängigkeit von Brockes und Haller; Einfluss auf Abraham Fröhlich. „Dass Lessings Technik, die Moral einer Person seiner Fabel in den Mund zu legen oder sie durch die Erzählung durchschimmern zu lassen, Meyer von Knonau abgelauscht ist,“ dürften dem Vf. nicht viele glauben. Auch für Meyer von Knonau bietet Bächtolds Litteraturgeschichte jetzt eine eingehende Würdigung. Dort ist auch auf die Abhängigkeit von Beat Ludwig von Muralt hingewiesen. —

Auf ihre Abhängigkeit von Burkard Waldis sind Hagedorns Fabeln von Kunz[33]) untersucht worden. Bei zehn Fabeln ist Waldis in Hagedorns Quellenangaben genannt, bei

---

Persönliche Anekdoten. Her. v. Th. Vetter: ZürcherTb. 15, S. 91-131. — 31) AHVBern. 13, S. LI. — 32) D. Fabelbuch Meyers v. Knonau in Auswahl her. u. eingel. v. F. Prosch. Wien 1891, Selbstverl. 26 S. (Aus d. Progr. d. k. k. Gymn. im IV. Bez. Wiens.) — 33) F. Kunz, Hagedorns Verhältnis z. Burkard Waldis

vierzehn weiteren hat er denselben Stoff bearbeitet, ohne Waldis zu nennen. K. hebt für Hagedorn als charakteristisch hervor: die „Selbständigkeit gegenüber seinem Vorbilde, eingehende Motivierung und Charakteristik, Neigung zu beissendem Witze und grosse Sorgfalt in der Durchführung seines Themas", während des Burkard Waldis „Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung und daraus entspringende (?) Naivetät" ihm abgehe. Bei Beachtung des in der Eigenart beider Dichter begründeten Unterschiedes glaubt er auf Grund der gleichen Disposition sowie der sachlichen Uebereinstimmungen Benutzung von Waldis nachweisen zu können in der Fabel vom Fuchs ohne Schwanz, vom Esel, Affen und Maulwurf, von der Motte und dem Aal; nur der Anfang stimmt zu Waldis in der Fabel „Jupiter und die Schnecke"; oberflächliche Uebereinstimmungen finden sich in der Fabel „die Natter". Von den 14 Fabeln, bei denen Waldis nicht als Quelle genannt ist, stimmen die Fabel „der Hirsch und der Eber" im Anfang und in der Disposition zu des Waldis „Vom Rehkalb und seinem Vatter"; auf Grund des gleichen Schlusses lasse sich in der Fabel „Fuchs und Wolf" an Benutzung von Waldis denken. —

Einen viel weiteren Rahmen hat sich Ellinger [34]) gespannt in einem Vortrag, der die Entwicklnng der Fabel von Joh. Val. Andreä bis Lessing überschaut, leider ohne scharf die Entfaltung der Reimfabel und der Prosafabel auseinander zu halten. Andreä tritt mit seinen lateinischen Fabeln in der „Mythologia christiana" — das allegorische Element ist durch den italienischen Satiriker Boccalini beeinflusst — in scharfen Gegensatz gegen die behagliche Breite des Fabulierens im 16. Jh. und strebt dem Fabelepigramm zu. An ihn schliessen sich nach E.s Beobachtungen Harsdörffer, A. Roth, Justus Gottfr. Rabener an. Manches wird nachzuprüfen sein, so die Behauptung, Zachariä sei der erste, der im 18. Jh. wieder „in Burkard Waldis Manier" schrieb. Seine Fabeln erschienen 1771. (Wie kam Bürger dazu, seinen „Vogel Urselbst" gegen Schiller „in Burkard Waldis Manier" zu schreiben?) Auch Stoppe, Hagedorn und vor allem Gellert biegen, wie E. noch weiter darlegte, in die breite Manier des 16. Jh. ein, Gellert „mit einem scharfen Seitenblick auf Andreä" in seiner Vorrede. Zu Andreä zurück gehe Lessing; er zeige — abgesehen von den allegorischen Einkleidungen — die innigste Verwandtschaft mit Andreä, „ohne dass man jedoch einzelne Belege oder eine Aeusserung über Andreä nachweisen könnte". Es ist doch wohl ein ganz zufälliges Zusammentreffen. Bei Lessing liegen die Grundlagen seiner Fabeltheorie offen zu Tage. Bei Andreä wird weit weniger an die äsopische Fabel des 16. Jh. anzuknüpfen sein als einerseits an die Prosa-Anekdote, andererseits an das Epigramm. —

Von den Satirikern der Aufklärungszeit hat der Herausgeber der „Europäischen Fama" Sinold, gen. von Schütz (1657—1742), der als „Faramond" satirische, als Amadeus Creutzburg erbauliche Sachen schrieb, an Brümmer [35]) einen etwas kurzatmigen Biographen gefunden. Seine „glückseeligste Insel" ist jetzt auch in Kippenbergs „Robinson" (s. o. III 3 : 8; S. 95) analysiert [36]). —

Als Beitrag zur Liscow-Litteratur ist die biographische Behandlung von H. J. Sivers durch Klenz [37]) zu betrachten. Die stillschweigend längst beseitigte Notiz bei Gervinus, Sivers sei Mitarbeiter des „Hamburger Patrioten" gewesen, wird erklärt durch Verwechslung mit der Thatsache, dass Sivers Gedichte herausgab unter dem Titel „der satyrische Patriot" (1730, Schweriner Regierungsbibl.), als Vorläufer der Gedichtsammlung. Sie seien durch Rachel beeinflusst. Wozu aber die Bemerkung, dass schon Abel „Satyren" sagte, und wozu die Verwunderung über die Namensform „Brocks" im Verse, die doch auch Bodmer u. a. brauchen? Goedekes Notiz (Grundriss 3, S. 237; zu N. 14) wird dahin verbessert, dass der Vf. des Aufsatzes in der „Hamburger Vermischten Bibliothek" 1745 (3, S. 98) Siegfried Sivers ist. —

Von einer Monographie über Zachariä und seinen „Renommisten" erwartet man mehr als Zimmer [38]) trotz einer etwas pomphaften Einleitung geleistet hat. Er giebt (Kap. 1) eine ganz dankenswerte biographische Skizze, bei der besonders die Heranziehung des kurzen Briefwechsels mit dem Göttinger Michaelis über den Hexameter und das, was über Zachariäs Thätigkeit als Braunschweiger Journalist beigebracht wird, von Interesse ist. Zwei Anhänge orientieren über die Konflikte mit Gemmingen und mit Gottsched nach Hagedorns Tod. Bei der Würdigung des „Renommisten" (Kap. 2) geht Z. — man sieht durchaus nicht ein: warum? — von der Theorie des komischen Epos aus, die der seiner Unparteilichkeit und Objektivität wegen gerühmte Dusch aufgestellt hat.

=19. JB. d. Staatsoberrealsch. Teschen, S. 19-30.) — 34) G. Ellinger, Joh. Val. Andreä u. d. dtsch. Fabel d. 17. u. 18. Jh. Vortr. geh. i. d. Berl. Ges. für dtsch. Litt. am 25. Mai 1892: DLZ. 13, S. 1377/8. (Referat v. S. Szamatólski.) — 35) (III 2: 44.) — 36) × H. Hager, H. Chr. Postels u. J. v. Melles Reise durch d. nordwestl. Deutschland u. nach England. Aus einer Hs. d. Lüb. Stadtbibl. [her. v. C. Curtius]: Engl. Studien. 17, S. 182/4. (Vgl. JBL. 1891 III 5: 29.) — 37) H. Klenz, H. Sivers: ADB. 34, S. 432/6. — 38) H. Zimmer, J. F. W. Zachariä u. sein Renommist. E. Beitr. z. Litt.- u. Kulturgesch. d. 18. Jh. Leipzig, Rossberg. I, 102 S.

Der Streifzug durch die Geschichte des komischen Epos fällt dürftig aus. Abgesehen von ein paar aus Dusch stammenden Namen werden genannt in Frankreich Boileaus „Lutrin", in England Popes „Rape of the Lock", Butlers „Hudibras" und „höchstens noch" Garths „Dispensary". In Deutschland beginne die Geschichte des komischen Heldengedichts erst mit dem „Lockenraub" der Gottschedin. Es wird vermutet, dass Zachariä die Uebersetzung der Gottschedin im Ms. kennen lernte, da der „Renommist" im Jan. 1744 erschien, der „Lockenraub" erst zu Ostern fertig war. Von Nachahmungen werden ein halbes Dutzend den Namen nach aufgezählt. Sehr allgemein sind die litterarischen Bemerkungen. Auf litterarhistorische Zusammenhänge geht Z. nicht ein. Auch der kulturhistorische Extrakt, den Z. aus dem „Renommisten" gezogen hat, hätte sich mit einigen Zuthaten aus anderen Quellen kräftiger brauen lassen. Ein paar Irrtümer in Munckers Kommentar werden korrigiert. Mit peinlicher Sorgfalt giebt Z. zum Schluss eine Uebersicht über die verschiedenen Ausgaben des Renommisten und ihre Abweichungen von einander, leider recht unübersichtlich, orthographisches Detail mit derselben Wichtigkeit behandelnd als tiefgreifende inhaltliche Unterschiede. Die Recensenten rügen die Mängel. Unter ihnen erwägt M. Koch den Einfluss von Rachels „Freund" auf den „Renommisten", lehnt den Einfluss von Moscherosch ab und verweist gegen Z.s Behauptung, im 19. Jh. sei das komische Epos ausgestorben, auf Schacks „Ebenbürtig" und „Durch alle Wetter", sowie Geibels „Julian"[39]). —

Zum Schluss sind zwei Beiträge zur Würdigung der deutschen Historiographie der Benediktiner zu erwähnen. Ein Ungenannter[40]) lehnt sich an eine 1889 als Programm des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Melk erschienene Abhandlung von Katschthaler über B. Pez und dessen Briefwechsel und giebt eine Uebersicht über den litterarischen Verkehr des Mannes. — Stöger[41]) lässt die Schriften des fränkischen Historikers P. Gropp überschauen. —

M. 2,40. |[E. P(etzet): AZg^{B}. N. 136; M. K(och): LCBl. S. 1800/1; A. Schröter: BLU. S. 469.]| — 39) × F. Muncker, K. Jacoby, D. ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfang d. 18. Jh.: LBlGRPh. 13, S. 409-10. — 40) P. Bernh. Pez. E. Beitr. z. dtsch. Historiographie d. 1. Hälfte d. 18. Jh.: HPBll. 109, S, 255-68, 313-31. — 41) M. Stöger, D. fränkische Geschichtsschreiber P. Ign. Gropp OSB. aus Kissingen. 2. T.: Gropps Schriften. Progr. Kissingen. 68 S. mit Taf. —

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

IV,1

Allgemeines.

1a. Litteraturgeschichte.

Adolf Stern.

Allgemeines: Gesamtdarstellungen N. 1. — Moderne Litteratur N. 4. — Anthologien N. 8. — Stammbücher N. 11. — Specialforschung und -darstellung: Gesammelte Aufsätze N. 14. — Briefwechsel N. 22. — Lokale Litteraturgeschichte: Schweiz N. 23; Norddeutschland N. 26; Ostpreussen N. 28. — Vereinzeltes N. 30.

Allgemeines. Musste Gustav Roethe seine durch volle Beherrschung des Stoffes wie durch Klarheit und geistvolle Schärfe des Urteils ausgezeichnete Uebersicht der litteraturgeschichtlichen Erscheinungen des J. 1891, die die reiche und grosse Zeit von der Mitte des 18. Jh. bis zur Gegenwart behandeln, mit dem Eingeständnis eröffnen, dass das gedachte Jahr von Gesamtdarstellungen der Litteraturgeschichte lediglich Neubearbeitungen älterer Werke aus einer mutigeren Zeit, aber nicht einen ernsthaften Versuch neuer Schilderung gebracht habe, so kann der Berichterstatter über Leistungen und Bestrebungen des J. 1892 nicht eben triumphierender einsetzen und muss es bei der Thatsache bewenden lassen, dass auch diesmal der Abschluss und die Fortführung grösserer Arbeiten früherer Tage (die freilich teilweise tiefeingreifende Umgestaltungen erfahren haben) im Vordergrunde der Betrachtung stehen. Auch diesmal hat der erste Blick dem „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung" Goedekes zu gelten, dessen 2. Auflage unter der Redaktion von Goetze [1]) ununterbrochen, wenn auch langsam weiterschreitet. Im Berichtsjahr ist in der That nur die erste Hälfte des 5. Bandes der umfangreichen Neubearbeitung hervorgetreten, ein Beweis, dass auch die Beteiligung zahlreicher Mitarbeiter die Vollendung eben nicht wesentlich zu beschleunigen vermag. Die 1892 erschienene 12. Lieferung des über den engeren Kreis der Litteraturhistoriker hinaus auch dem grösseren Kreise ernster Litteraturfreunde unentbehrlichen Werkes bringt den Schluss des 7. Kapitels, in § 247 die Uebersicht über die Philosophen aus der Wende des 18. und 19. Jh., von Kant bis zu Solger und Krause, durch die Goedeke die grossen und ausgeführten Abschnitte über Goethe und Schiller getrennt hat, sowie die §§ 248—55, die Schiller gelten. Die gedrängte Uebersicht über die Philosophen hat Vorländer, die Schillerparagraphen M. Koch neubearbeitet. Die von Goedeke stammende Aufzählung der philosophischen Schriftsteller ist, nachdem Chrn.

---

1) K. Goedeke, Grundriss z. Gesch. d. dtsch. Dichtung. Aus d. Quellen. 2., ganz neu bearb. Aufl. Nach d. Tode d. Vf. in Verbindung mit D. Jacoby, K. Justi, M. Koch, K. Müller-Fraureuth, F. Muncker, K. Chr. Redlich, A. Sauer u. B. Suphan fortgeführt v. E. Goetze. 5. Bd. Heft 12. Dresden,

Garve, der in der 1. Auflage in diesem § 247 durchaus am unrechten Platze stand, schon früher seine richtige Stelle unter den Popularphilosophen des § 222 (im 4. Bande) erhalten hatte, und um die Kantianer G. S. A. Mellin und Joh. Gottl. Rätze vermehrt, im übrigen durch zahlreiche und sorgfältige Litteraturnachweise ergänzt worden. War es auch ohne Zweifel richtig, dieser Uebersicht keine bedeutende Ausdehnung zu geben, so erwehrt man sich doch des Eindrucks nicht, dass die überknappe Behandlung der grossen und gerade innerhalb der Dichtung ihrer Zeit stark nachwirkenden Denker und philosophischen Schriftsteller (Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart) zur Ausführlichkeit, mit der im 4. Bande die Popularphilosophen der Aufklärung behandelt sind, in einem gewissen Missverhältnis steht. Die §§ 248—55 gehören ausschliesslich Schiller; der Bearbeiter (Max Koch) hat die Schillerbiographie (§ 248) zwar mit einer Fülle berichtigender Einschaltungen und genauerer Nachweisungen durchsetzt, aber Goedekes eigentliche Darstellung in Anlage, Grundton und Urteilen unverändert gelassen. Man wird es gern glauben, dass es den Bearbeitern wie dem gegenwärtigen Herausgeber an mehr als einem Orte schwer geworden ist, gewisse Stellen stehen zu lassen, die mit ihrer eigenen Ueberzeugung in Widerspruch standen. Für die Schillerbiographie ist ausdrücklich auf das herbe Urteil über die Gedichte der Anthologie und deren Dichter (5, S. 22) verwiesen, das nur unangetastet gelassen worden sei, weil es das innerste Wesen Goedekes wiederspiegle. Entschieden bedarf es für die Pietät, die dem ursprünglichen Vf. das Recht seiner ethischen und aesthetischen Anschauung wahrt, keiner Rechtfertigung. Das entgegengesetzte Verfahren würde zu einer Art von Bearbeitungen führen, bei dem ein Buch den Namen eines hervorragenden Schriftstellers trägt, von dessen Ueberzeugung und dessen Stil wenig mehr darin zu finden ist. Selbst die Berichtigung durch Thatsachen darf keine Sophistik einschliessen. Gar manches Urteil wird aus einer Gesamtanschauung heraus gefällt, aber für den Augenblick mit einer schlecht verbürgten oder unrichtig aufgefassten Thatsache gestützt. Die bessere Kenntnis des Thatsächlichen ist keineswegs in allen Fällen eine Widerlegung des Urteils, und der Bearbeiter hat sorgfältig nachzuprüfen, wie und wo die einzelne Aeusserung mit der Gesamtanschauung seines Vorgängers zusammenhängt. Gegenüber der Schillerdarstellung Goedekes ist diese Linie eingehalten worden. Die ausserordentliche Vermehrung des Materials ist durchaus in Goedekes Sinn und rührt wohl zu einem guten Teile noch von ihm selbst her. Ein Uebelstand bei der massenhaften Häufung des Stoffes liegt darin, dass dieser an Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit eben nicht gewinnen kann. Die Verweisungen auf „Urteile der Zeitgenossen" sollten vom darauf folgenden Verzeichnis der Gedichte und Schriften zu den verschiedenen Toten- und Jubelfeiern weit strenger getrennt, die Litteratur über die Schillerdenkmäler, die (S. 122, 131 und 132) zusammengesucht werden muss, zueinander geordnet sein. So schwierig es auch sein mag, die Hunderte der grösseren und kleineren Aufsätze, der Untersuchungen und blossen Notizen, der Festreden und Toaste, die sich auf Schiller beziehen, nach ihrer inneren Bedeutung zu scheiden, so wäre wenigstens der Versuch dazu, für den durch die Heraushebung der Rede J. Grimms auf Schiller immerhin ein Fingerzeig gegeben war, höchst dankenswert gewesen. Nur völlige Unkenntnis der ungeheuren Ausdehnung des hierher gehörigen Materials könnte an das Fehlen einzelner Namen und Titel einen besonderen Tadel knüpfen, die Aufzeichnung der litterarischen Früchte der grossen Jubelfeier von Schillers 100. Geburtstage wäre sicher um weitere zahlreiche Nummern zu vermehren gewesen. Der Hinweis auf einzelnes Fehlende würde jedoch immer den Charakter des Zufälligen behalten, jeder Beurteiler kann leicht die eine oder die andere Lücke wahrnehmen, ohne sich anmassen zu dürfen, dass er seinerseits auch nur zur Ahnung des Reichtums dieser Uebersicht gelangt wäre, bevor ihm diese vor Augen trat. So vermisse ich in der Litteratur der Toten- und Jubelfeiern von 1859 das Dingelstedtsche Vorspiel „Der Erntekranz" (das freilich 4, S. 589 verzeichnet steht, aber auch hierher gehörte). Doch, wie gesagt, dergleichen gelegentliche Verbesserungen paaren sich allzuoft mit gröblichem Undank gegen die hingebende, sorgfältige und fördernde Hauptarbeit, die ein Anderer gethan hat. Der vorliegende Teil schliesst mit der Einleitung zum 8. Kap. und dem Beginn des § 256, der ein Stück Theatergeschichte im Rahmen der Litteraturgeschichte, die Uebersicht der stehenden Schaubühnen wie der Wandergesellschaften beim Ausgang des 18. Jh. giebt. Die Einleitung Goedekes zum 8. Kap. ist, wie billig, wörtlich wieder abgedruckt; sie enthält die vielumstrittene Darlegung, dass das Vorbild Goethes und Schillers für Zeitgenossen wie Spätere fast verloren gewesen sei, da „von dem, was beide, Goethe sowohl als Schiller, durch Beispiel und Lehre dargeboten, fast nichts fruchtbar geworden" war und die Folgelosigkeit unwidersprechlich zu erkennen gebe, dass die Richtung, welche Goethe und Schiller eingeschlagen hatten, weder nach ihrem Ausgangspunkte, dem klassischen Altertum, noch nach ihrem Ziele, der klassischen Idealisierung, die Richtung war, in der die Gesamtheit des Volkes ihre volle Befriedigung finden konnte. Hier begegnet uns immer aufs neue die gleiche

Unlust, das Schaffen unserer grossen Dichter und das besondere Verhältnis dieses Schaffens zum Leben, zur Zeit und der Entwicklung des deutschen Volksgeistes im letzten Drittel des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. in ihrer Ganzheit zu würdigen und sich immer wieder gegenwärtig zu halten. Diese Unlust mag eine Folge oder Gegenströmung des akademischen Starrsinns sein, mit dem einige Generationen schulmeisterlicher Bewunderer und Erklärer der klassischen Litteraturperiode den Zusammenhang und Einklang der führenden Dichter mit der Natur und dem realen Leben aus den Augen verloren, den Zusammenhang mit den Ueberlieferungen der Antike ausschliesslich betont, die vorübergehende starr antikisierende Richtung Goethes und Schillers als die mustergiltige und dauernde verkündet haben. Sie bleibt nichts destoweniger ein Missgeschick und ein Aergernis für den grossen Teil des deutschen Volkes, dem es gar nicht in den Sinn kommt, den Dichter der Iphigenie und der Römischen Elegien von dem des Werther, des Faust und der goldenen Lieder zu trennen. — Sie wirkt nach den verschiedensten Seiten hin verwirrend und verdunkelnd weiter und begegnet uns in noch viel stärkerer und schrofferer Weise in von Gottschalls[2]) Werke „Deutsche Nationallitteratur“, deren schon (JBL. 1891 IV 1 : 2) charakterisierte Neubearbeitung mit dem Erscheinen des 4. Bandes, der auch das Register bringt, abgeschlossen worden ist. Dieser Band enthält als fünftes und sechstes Hauptstück des „Die Modernen“ überschriebenen 3. Teils des gesamten Werkes, die Uebersichten: „Das moderne Drama“ und „Der moderne Roman“ und lässt es an einer Fülle von Namen und Titeln so wenig fehlen als an zahllosen kleinen Zusätzen zu den früheren Ausgaben. Doch kann man nicht sagen, dass er in seiner Neugestalt geistig geschlossener und überzeugender wirke, als in den früheren Auflagen. Der Vf. ist auch in diesem Teile eben so bereitwillig gewesen, neue Erscheinungen der Litteratur in die verschiedenen Unterabschnitte der Hauptstücke einzuschalten und von Schönthan und G. von Moser bis zu Th. Gassmann, Ludwig Fulda, von Friedrich Friedrich bis zu Max Nordau und Balduin Groller, sind nahezu die Hälfte der Schriftstellernamen aus Kürschners grossem Register dieser Litteraturgeschichte einverleibt worden, auch hat sich G. nicht entschliessen können, die blossen Leihbibliothek-Berühmtheiten wie A. Mützelburg, Heribert Rau, John Retcliffe und Ed. Maria Oettinger zu streichen. Die Anerkennung der federfertigen Lieferanten steht mit der Beurteilung wahrhaft schöpferischer Naturen im 4. Bande noch öfter in einem schreienden Missverhältnis, als in den drei ersten Bänden des Werkes. Denn auf Nachprüfungen seiner Urteile über Dichtererscheinungen, die ihm entweder als des Realismus oder des Akademismus verdächtig erscheinen, geht G. nicht gern ein, die Abschnitte über Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Jeremias Gotthelf, Ludwig Anzengruber, Marie Ebner-Eschenbach verraten hinlänglich, dass der Historiker sich der Berücksichtigung der eine Revision seines ursprünglichen unzureichenden Urteils dringend heischenden neuen Erscheinungen gern entschlägt. Für Hebbel sind offenbar weder die von Bamberg herausgegebenen „Tagebücher“ noch der „Briefwechsel“ in Frage gekommen, für Otto Ludwig nicht die neue, so vielfach ergänzende und die Entwicklung des Dichters ins rechte Licht rückende Ausgabe der „Sämtlichen Schriften“, für Jeremias Gotthelf sind die Meisteraufsätze Gottfried Kellers, die doch in den von G. jahrzehntelang redigierten Blättern für litterarische Unterhaltung standen, nicht in Berücksichtigung gezogen worden, die Gesamtausgabe von Anzengrubers Werken ist zwar in einer Note genannt, aber der Erzähler findet neben dem Dramatiker nicht einmal Erwähnung, geschweige denn Würdigung; auch das Gesamtbild der Ebner-Eschenbach stellt sich wesentlich anders dar, als es hier erscheint. Die Motivierung der Anordnung kann an mehr als einer Stelle nur Kopfschütteln erregen, keine Berufung auf den „Humor in Feuilleton und Roman“ wird es rechtfertigen, dass Stifter zwischen den Partikularisten Bliemchen und Fritz Mauthner einerseits und Max Waldau andererseits hineingeklemmt ist. Gleichwohl sind nach meinem Eindruck diese Mängel nicht die, auf die der Hauptnachdruck gelegt werden sollte. In Uebereinstimmung mit Goedeke, von dem er sich sonst so verschieden als nur immer möglich zeigt, unterschätzt G. den Reichtum unmittelbarer schöpferischer Natur und Naturkraft, der Phantasiefülle, des unbewussten Empfindungs- und Leidenschaftsgehalts unserer grossen Dichter. Dazu kommt, dass ihm, bei aller Modernität, die innere und schlechthin untrennbare Zusammengehörigkeit des Lebens und der poetischen Entwicklung nicht immer gegenwärtig ist, dass er Leben und Dichtung allzu oft im Bilde zweier sich senkrecht schneidenden Linien sieht, die sich nur in einem Punkte, dem der revolutionären Gährung und Leidenschaft, wirklich berühren. Seine Anschauung treibt ihn, den fegenden Stürmen und Gewittern, den wechselvollen Frühlingswehen den Vorzug vor den Rosentagen und Erntetagen des historischen Lebens wie des Einzeldaseins zu geben. Er wird nicht in Abrede stellen, dass „das Gesetzliche und das Leidenschaftliche, das

---

L. Ehlermann. S. 1-240. M. 5,50. — 2) R. v. Gottschall, D. dtsch. Nationallitt. d. 19. Jh. Litterarhist. u. krit. dargest. 4. Bd. Breslau. Trewendt. 899 S. M. 5,00. |[A. Stern: BLU. S. 769-72; DR. 17, 4. S. 252/3;

Vertragmässige und das ursprünglich Naturwüchsige, der Bestand und das Revolutionäre zusammen erst das Leben ausmachen und es vorwärts bringen, aber er fürchtet die herbstliche und winterliche Erstarrung ursprünglich keim- und triebkräftiger Perioden, Richtungen und Begabungen derart, dass sich der Freude an den voll erschlossenen Blüten, an den reifen Früchten immer schon die Besorgnis vor dem Welken, den Runzeln und dem Wurmstichigwerden beigesellt. Jedem aufmerksamen Leser der „National-litteratur" muss es auffallen, wie oft der Vf. völlig lebensvolle, aus dem Innersten des Gefühls und der schöpferischen Phantasie entstammende Schöpfungen als „akademische" ansieht. Es stellt sich als Schlussresultat heraus, dass er die poetische Darstellung grosser und bedeutender Gebiete des Menschenlebens, die Versenkung in den Kern echter Natur, den dichterischen Ausdruck ganzer Empfindungsreihen, die hellste künstlerische Spiegelung unsterblicher, treibender, gewaltig wirkender Kräfte der Welt, ebenso für akademisch erachtet, wie leblose Nachahmungen und Wiederholungen, wie die Schrullen und Verskünsteleien rein philologischer Poesie. Der einzelne Litterarhistoriker hat sicher ein Recht gegenüber der Geistesneigung und Bildung, die nur im Gewordenen das Lebensvolle und Unvergängliche empfindet, die Bedeutung des Werdenden, wäre dieses Werdende selbst vergänglich und nur ein Uebergang zu einer schöpferischen Periode, die erst kommen soll, zu vertreten. Wenn er dabei mit besonderer Schärfe die unechten, toten oder ungesunden Absenker grosser Vergangenheit ausscheidet, wird auch nicht viel mehr zu erinnern sein, als dass er wohl zusehe, nicht kernhafte und im freudigsten Wuchs stehende Schösslinge mit solchen erstorbenen Absenkern zu verwechseln. Es kann endlich nur von Vorteil sein, wenn ein Darsteller mit besonderem Anteil die bahnbrechenden Talente und die Bestrebungen litterarischer Gährungs- und Umwälzungs-perioden begleitet, nur dass auch hier der Massstab des Echten, der Prüfstein der inneren Wahrheit niemals bei Seite geworfen und nirgends vergessen werden darf, dass es einen Schein, eine Maske, eine Fratze revolutionären Geistes und neubildender Kraft so gut giebt, wie einen Schein, eine Maske der inneren Harmonie, der abgeklärten Ruhe und der poetischen Versöhnung. Diese Anschauung ist gegenüber dem Werke G.s nur vereinzelt zu Tage getreten. Meist wiederholen sich die wenig erfreulichen Phrasen von G.s Bruch mit den Traditionen Julian Schmidts, „der nichts Neues anerkennen mochte und das Neue, schon weil es neu war, verdammte", auch solche Besprechungen, die nicht gerade davon ausgehen, dass Litteraturgeschichten „so eine Art Eselsbrücke für die Durchschnittsmenschen" und höchstens „ein Wegweiser auf den dornigen Pfaden der Litteratur des 19. Jh." sind, setzen die Hauptfrage nach dem innersten Geist und Wesen eines Werkes, das die Führung beansprucht und gewonnen hat, allzu leichtherzig bei Seite. Anläufe zu produktiver Kritik zeigen sich kaum im einzelnen. Wenn sich eine Beurteilung gegen die wunderliche Ueberschätzung Kotzebues und Ifflands und die Unterschätzung der Volkspoesie verwahrt, die nach G. „bei gebildeten Nationen nur einen untergeordneten Wert hat", muss das, wie die Dinge einmal liegen, schon als ein Zeichen von Selbständigkeit gelten [3]). —

Vollständig auf den glühenden Boden der modernen litterarischen Kämpfe tritt Ella Mensch [4]) in dem Buche „Neuland". Fast komisch wirkt es, dass die Einleitung „Was heisst moderne Weltanschauung?" ausdrücklich versichert, die Geburt der modernen Weltanschauung vollziehe sich nicht unter Blitz und Donner, bei Sturm und Aufruhr, ihr Charakter sei vielmehr ein friedlicher, versöhnender, aufklärender, und diese Physiognomie behalte sie im wesentlichen auch in ihrer Weiterentwicklung, während im ganzen Verlauf der Darstellung die längst bekannten Kampfrufe der letzten Jahrzehnte schrill genug ertönen und nur hier und da von dem Wunsche gedämpft werden, die Schwankenden und die Aengstlichen durch ein paar versöhnliche und billig scheinende Wendungen zu gewinnen. So lange man mit Redensarten wie „die Kunst ist eben wie die Blüte am Baum jedesmal eine Verfallserscheinung", mit Schlagworten kommt, wie es das vom „nervösen Stil" ist, so lange eine Oberflächlichkeit möglich ist, die die ergreifend einfachen Empfindungslaute in Goethes Werther als „Wertherpathos" bezeichnet, so lange dicht neben der ernst klingenden Sentenz, dass das Leben eine sittliche Aufgabe sei, in der ethischen Lebensauffassung allein eine die Welt überwindende Kraft liege, die Verherrlichung kleiner Feuilletonschriftsteller und Winkelpropheten keinen Unterschied von der grosser und selbst in ihren Irrtümern noch mächtiger und massgebender Naturen zeigt, so lange können alle Versuche, sich selbst und anderen Klarheit über Wert und Wesen der jüngsten Litteratur zu verschaffen, nur zu neuen Unklarheiten führen. Schon die Zusammenstellung der Schriftsteller, denen eine Einzelplauderei (denn zu wirklicher Charakteristik und Kritik zeigt sich kaum der Versuch) gewidmet ist, verrät die Unsicherheit der Verfasserin. Was soll z. B. zwischen und neben Ibsen, Leo Tolstoi, Dostojewski, Daudet und Zola — Carmen Sylva? Was bedeutet das ganze Gerede

WIDM. 71, S. 424/5; FränkKur. N. 569.]| — 3) × J. Seeber, M. Vorberg, D. Reformation u. d. dtsch. klass.

von dem kommenden „Nervenmenschen, der nur mit den Nerven erlebt, mit den Sinnen, mit dem Gehirn, der nichts empfindet, der weder leidenschaftlichen Elan noch Pathos kennt?" Es fehlt den einzelnen Abschnitten, die Henrik Ibsen, Björnsen, Carmen Sylva, Leo Tolstoi, das französische Drama der Gegenwart, Dostojewski, Emile Zola, Alphonse Daudet, Giuseppe Giacosa, Marco Praga, L. Fulda, H. Sudermann, Gerhart Hauptmann, das jüngste Deutschland (Walloth, Conradi, Alberti, Bleibtreu, Conrad, Tovote, Kretzer) behandeln, nicht an einzelnen ganz zutreffenden und gelegentlich selbst feinen Bemerkungen, obschon in dieser Zusammenstellung und Behandlungsart eine so gewichtige und rätselvolle Erscheinung wie Tolstoi, ja nur wie Dostojewski, wie Ibsen viel zu kurz kommt. Ella M. setzt ihren Ausführungen einen Satz von Heine voran: „Die Poesie der Vergangenheit offenbart sich uns weit leichter als die der Gegenwart. Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben". Sie darf auf ziemlich allgemeine Zustimmung für die Anschauung rechnen, dass es eine starke geistige Beschränktheit offenbart, das Schöne und Fesselnde nur in der Vergangenheit sehen zu können. Vielleicht ist nur die Beschränktheit noch kläglicher, die den markigsten grünen Eichbaum für tot erklärt, weil er schon vor einem Jh. gepflanzt ist, und den blühendsten Rosenstrauch für abgelebt, weil er im vorigen Jahre schon Rosen getragen hat. Im Citieren „toter" Dichter ist die Verfasserin „der Menschen und Bücher der modernen Welt" nicht eben glücklich; beinahe jede Kritik hat ihr vorgehalten, dass sie die Schlusszeile der Schillerschen „Elegie" (Der Spaziergang) — Hölderlin zugeteilt hat. — Den sämtlichen Prophetien über die Litteratur des 20. Jh. gegenüber gilt ungefähr, was Jodl [5]) bei der Besprechung von Robertys „Philosophie du Siècle-Criticisme-Positivisme-Evolutionisme" und angesichts der Forderung aus den einzelnen Wissenschaften ein Neues und Höheres, eine einheitliche Weltanschauung zu bilden, geltend macht. So vollkommen ich mit diesem Grundgedanken einverstanden bin, so wenig ist es mir gelungen, mir aus den Darlegungen des Vf. ein Bild zu machen, wodurch sich die Philosophie der Zukunft, die er mit begeisterten Worten schildert, „von aller bisherigen Philosophie unterscheiden soll". — Sämtliche Versuche, sich über die Entwicklung auch nur des nächsten Jahres, geschweige denn des kommenden Jh. massgebend und wegzeigend auszusprechen, verleugnen entweder den durchaus subjektiven Charakter nicht, den z. B. die zeitpsychologische Studie von Brasch [6]) „Nationalität und Weltlitteratur", entschieden zur Schau trägt, oder werden zu einem Orchester, das wie eine gleichzeitige Uebungsstunde mit allen Instrumenten beim Stadtpfeifer an Polyphonie nichts, an Harmonie alles zu wünschen übrig lässt. — Ein solches Orchester dröhnt und schrillt uns in den Auszügen entgegen, die Schneidewin [7]) in „einem litterarischen Plebiscit" einigen Abteilungen des von Ed. Löwenthal begonnenen Lieferungswerkes „Internationales Säkularalbum als Gruss der Dichter und Denker des 19. an die des 20. Jh." gewidmet hat. Der Totaleindruck ist ohne alle Frage ein bänglicher, niederschlagender, die Zuversichtlichsten bringen es nicht über ein paar dröhnende Phrasen hinaus, die pessimistische Verstimmung und bedrückte Resignation hält sich an sehr greifbare und sehr laute Thatsachen, der Zusammenklang fehlt überall, die Beteiligung ist freilich eine so lückenhafte, ungleichartige, dass der pomphafte Titel zum Ganzen nicht passen will. Doch spricht Sch. schliesslich das rechte Wort: „Es giebt mehr Geistesharmonie in unserer zerklüfteten Welt. Diejenigen, welche in solcher Harmonie stehen, sind in unserem Werke nicht vertreten". —

Die grössere Zahl der jährlich neu entstehenden Anthologien hat schon längst keine litterarhistorische Bedeutung mehr; eine mehr oder minder sorgfältige und geschmackvolle Auswahl von Gedichten (die natürlich fast ausnahmslos dem letzten Drittel des vorigen und allen Jahrzehnten dieses Jh. angehören) spiegelt weder die Dichtung, wärs auch nur die lyrische dieses Zeitraumes, noch giebt sie das Bild einer Gruppe, einer Richtung, einer Besonderheit. Zu den Ausnahmen von dieser Regel zählt der Cottasche Musenalmanach, der unter der Redaktion Brauns [8]) die Tendenz wahrt, nur die besten Kräfte oder besser: nur die in sich abgeschlossenen, reifen und von formeller Vollendung getragenen Begabungen in sich zu sammeln, und dabei allerdings Gefahr läuft, der bloss äusseren Vornehmheit und dem zierlichen Schliff des Verses ein viel zu grosses Gewicht beizulegen. Es ist nicht ganz richtig, den Braunschen Musenalmanach als das Hospiz der dichtenden alten Herren, die ins bekannte Saitenspiel mit mehr Mut als Anmut eingreifen, zu charakterisieren. Zunächst fehlt es der Sammlung nicht an einer ganzen Reihe von jüngeren Mitarbeitern (Herm. Hango, Max Kiesewetter, Joh. Prölss, Prinz Emil von Schönaich-Carolath), sodann aber zeigt

---

Litt.: ÖLBl. 1, S. 348. — 4) (I 4:856) |[A. Schröter: BLU. S. 406/5; O. Harnack: PrJbb. 70, S. 508; Didask. N. 197/9.]| — 5) F. Jodl, Roberty, Philosophie du Siècle-Criticisme: DLZ. S. 812/3. — 6) M. Brasch, Nationalität u. Weltlitt. Zeitpsycholog. Studie: FZg. N. 14. — 7) M. Schneidewin, E. litt. Plebiscit über d. erfüllten Leistungen d. 19. Jh. u. über d. erwarteten d. 20. Jh.: WeserZg. N. 16417-19. — 8) Cottascher Musenalmanach für d. J. 1893.

sich mehr als einer der alten Herren lebensfrischer, poetisch jünger als das Geschlecht gewisser Greise von 21 Jahren. Die Beiträge in gebundener Rede überragen an Wert die in Prosa, die durch eine Humoreske von Marie Ebner-Eschenbach und eine Novelle von Max Haushofer vertreten werden. Und unter den poetischen Stücken fällt wiederum der entschiedene Vorzug der Verserzählungen, der Sprüche und gewisser, zumeist düster gefärbter Gedankendichtungen vor der Lyrik im engsten Sinne, der Gefühls- und Leidenschaftspoesie, in die Augen. Der Fluch, der auf Sammlungen dieser Art lastet, bleiben die Beiträge berühmter Namen, deren Träger es längst verlernt haben, ihre guten und schwachen Stunden zu unterscheiden. — Die Anthologie „Moderne Lyrik“, die Berg und Lilienthal[9]) veranstaltet haben, und die nach Meinung der Herausgeber weder „tendenziös eine neue Richtung einleiten“, noch „irgend einem „Ismus“ huldigen, vielmehr ein allgemeines Bild der gegenwärtigen Lyrik geben soll,“ deshalb „von vornherein mehr Gewicht auf Vielseitigkeit als auf Vollkommenheit der einzelnen Beiträge“ gelegt hat, leidet einfach daran, dass sie wohl Vertreter für fast alle Richtungen und Gattungen, fast alle Phasen der modernen Lyrik „von der himmelblauesten Romantik bis zur nervösesten Decadence“ vorführt, aber da auf 366 Seiten 166 Poeten wohlgezählt gespiegelt erscheinen, so fällt das Spiegelbild nicht immer plastisch deutlich und scharf charakteristisch aus. Und wo nach dem eigenen Eingeständnis der Herausgeber so viele Dii minorum gentium Unterkunft gefunden haben, da fehlen andere bedeutendere und selbständigere Gestalten. Wenn man in einer solchen Sammlung, die die Alten so wenig wie die Jüngsten ausschliesst, auf den ersten Blick bei jenen Marie Ebner-Eschenbach, Max Haushofer, P. Heyse, Adolf Wilbrandt, J. V. Widmann, bei diesen Carl Busse, Wolfg. Kirchbach, Oskar Linke vermissen soll und neben „schwachen Versuchen begabter Anfänger“ (woraus schliessen die Herausgeber die Begabung, wenn die Versuche sich nach ihrem eigenen Urteil als schwach erweisen?) auch traurige Stümpereien graubärtiger Dilettanten Aufnahme gefunden haben, so entschlägt man sich des Eindruckes nicht, dass es gefährlich bleibt, ein Werk mit so ernster und allgemeiner Aufgabe, wie eine Charakteristik der modernen Lyrik es doch unzweifelhaft ist, von der „Uebereinstimmung mit den Autoren selbst“ und dem Zufall der Beiträge abhängig zu machen. — Die „Neuen Bremer Beiträge“ Fitgers[10]) bringen eine mässige Zahl von Dichtungen und Uebersetzungen aus dem Schoosse der litterarischen Gesellschaft des Bremer Künstlervereins, sehr ungleichen und im Ganzen doch nicht gewichtigen Wertes. —

Die Zahl der seither unbekannten Stammbücher, die durch ein und das andere Blatt eine litterarhistorische Bedeutung beanspruchen, mag immer noch gross sein, wenigstens schöpfen von Jahr zu Jahr einige Aufsätze aus dieser Quelle. Im allgemeinen ist es sicher empfehlenswert, wenn es bei Auszügen bleibt, die wenigen Ausnahmefälle, in denen die Veröffentlichung des Gesamtinhalts solcher Reliquien zu wünschen wäre, werden sich leicht erkennen lassen, und wir brauchen uns nur die Häufung des Papierwustes vor Augen zu stellen, um gegen den Grundsatz, dass dergleichen Material vollständig veröffentlicht werde, sehr energisch Verwahrung einzulegen. Die gelegentliche Willkür der Auszüge ist die mindere Gefahr, die grössere läge darin, dass man aus der Drucklegung aller erhaltenen Stammbücher die mit einigen bekannten Namen und einigen einflusslosen Einzeichnungen geziert sind, einen Nebenzweig der Litteratur- oder auch der Kulturgeschichte schaffen wollte. Mitteilungen erfolgten aus dem in den Besitz eines Gutsbesitzers Vasel zu Beierstädt übergegangenen Stammbuche (vgl. IV 4:20) des Braunschweigers Johann Anton Leisewitz[11]), welcher der Geschichte der deutschen Litteratur durch seine kurze Beteiligung am Göttinger Hainbund und das vielgenannte Trauerspiel „Julius von Tarent“ (1776) angehört, ein Trauerspiel, in dem sich die Nachwirkungen der Schule Lessings und die ersten Einwirkungen der Sturm- und Drangperiode begegnen. Die interessantesten Eintragungen, unter denen sich doch keine von eigentlich poetischer und litterarischer Bedeutung befinden, stammen aus der Göttinger Studienzeit des Dichters; wir begegnen vom März 1772 bis Sept. 1774 den Namen G. A. Bürger, Hölty, Boie, Mart. Miller und J. H. Voss. Des letzteren Einzeichnung vom 2. Sept. 1774, dem Werk des Meisters, „welches vom hohen Geist beflügelt hinschwebt“, die Unsterblichkeit verheissend, scheint sich auf Leisewitzens damals schon geschriebene Tragödie zu beziehen. — Eine grössere Zahl von Namen, fast ausschliesslich der Theaterwelt angehörig, findet sich in den beiden von 1773—1829 reichenden Stammbüchern eines Schauspielers Rathje, der das Andenken vieler „schätzbarer Freunde und Gönner“ zu bewahren hatte, und von dem ein Anonymus[12]), der die Bücher zur Grundlage eines Aufsatzes gemacht hat, zutreffend bemerkt, er habe „eine solche Menge von Freund-

---

Her. v. O. Braun. Stuttgart, Cotta. 12⁰. 312 S. M. 6,00. — 9) Moderne Lyrik. E. Samml. zeitgenöss. Dichtungen. Her. v. L. Berg u. W. Lilienthal. Berlin, Waldau. X, 366 S. M. 6,00. — 10) Neue Bremer Beitrr. Her. v. A. Fitger. Bremen, Rühle u. Schlacker. 12⁰. 114 S. M. 1,50. |[BLU. S. 621/2]|. — 11) Aus e. alten Stammbuche: Didask. N. 118. — 12) R.

schaftsversicherungen und guten Wünschen gesammelt, dass, wenn ihm nur der zehnte Teil davon zur Wahrheit geworden ist, er ein beglücktes Leben geführt haben muss." Die Vergleichung der aus Dichtern stammenden Citate ergiebt, dass Gellert noch in hohem Ansehen stand, dass Worte von Wieland, Lessing, Goethe, Schiller, vor allem aber von Shakespeare den Menschen, die rasch einen Vers, einen Sinnspruch einzeichnen wollten, ins Gedächtnis traten. Unter den zahlreichen Schauspielernamen finden sich verschiedene, die auch der Litteratur angehören, so Friedr. Ludw. Schröder, Joh. Chr. Bock, der Bearbeiter zahlreicher englischer, italienischer und französischer Schauspiele und Opern, die von Shakespeares „König Lear" bis zu Marmontels „Alpenschäferin" reichen; aus unserem Jh. Karl von Holtei. Von blossen Bühnenschriftstellern wird der Kritiker und Theaterdichter J. F. Schink genannt, den Schröder 1789 anstellte, nachdem Schiller 1787 seine Anerbietungen abgelehnt hatte; die Namen der eingetragenen Darsteller reichen von der frühgeschiedenen Charlotte Ackermann und F. L. Brockmann von der Schröderschen Hamburger Gesellschaft bis zu Karl Seydelmann, der sich noch im J. 1829 eingetragen hat. — Auch die Mitteilungen, die Kohut[13]) aus der Autographenmappe Karl Helmerdings macht, gehören hierher. —

Specialforschung und -darstellung. In seinen gesammelten Aufsätzen, die übrigens teilweise auch die Nachbargebiete der poetischen Litteratur, die Musik und die bildenden Künste berühren, will Altmüller[14]) eine Zeit und Entwicklung vorführen, von der er in seiner Einleitung selbst sagt, dass „die Epoche der Jahre von etwa 1770 bis 1830 für die geistige Entwicklung Deutschlands von eminenter Bedeutung gewesen und einen Reichtum von Genies der Kunst sowohl als der Wissenschaft aufzuweisen gehabt, wie ihn die Weltgeschichte nicht zum zweiten Male zu rühmen weiss". Es sind aber nichts als Plaudereien von allem und jedem, eine Aufreihung der allbekanntesten litteraturgeschichtlichen Notizen und der unzulänglichsten gelegentlich oberflächlichsten Urteile, die mehr als einmal den Eindruck übel verdauter Lesefrüchte hinterlassen. „Lessing war ein Genie, insofern er die aesthetische Kritik in einer bis dahin nie dagewesenen Meisterschaft ausübte. Alle modernen Kritiker stammen von ihm ab." „Lessings Dramen dagegen leiden unter dem, was in seinen anderen Schriften ein Vorzug ist. Mit Ausnahme etwa der herrlichen kleinen Tragödie „Philotas" (man sollte meinen, einen altösterreichischen Schulrat zu hören, der den von „erotischen Elementen" freien „Philotas" über die gesamte klassische Tragik hinausstellt) sind sie meist kühl reflektiert, zu absichtlich lehrhaft und entbehren der rein poetischen Momente." Hier noch einige Proben des Urteils und des Ausdrucks: „Neben Voss erscheint Christoph Hölty als der dichterisch Begabtere. Seine zart elegischen und auch wieder fröhlich aufmunternden Lieder lassen sich gut lesen. Hölty starb früh und ein Todesschatten liegt auf den meisten seiner Dichtungen ausgebreitet"; „Wielands Dichtungen, als deren hauptsächlichste die anmutige „Musarion" bezeichnet werden kann, predigen meist gefällige Sinnlichkeit und gutmütigen Leichtsinn. Nicht ganz frei davon, aber auch nicht abstossend dadurch ist sein berühmtestes Epos, der „Oberon"; „Von einer wesentlich anderen Seite als Wieland und doch auch wieder ihm verwandt (!) zeigt sich Joh. Gottfr. Herder. Aehnlich erscheint er dem heitern Epikuräer allerdings nur äusserlich, in dem Glanz der Sprache und darin, dass er wie jener mehr mittelbar als unmittelbar auf unsere Litteratur eingewirkt hat. Herder in seiner erstaunlichen Vielseitigkeit als Dichter, Uebersetzer, Philosoph, Historiker und Theolog, musste notwendig unter dieser seiner Vielseitigkeit leiden, sofern er in Wenigem etwas rein poetisch Klassisches zu Stande bringen konnte". Solche und verwandte Sätze finden sich Seite für Seite. Man fragt sich gegenüber den biographischen Angaben wie den Charakteristiken vergebens, für welches Publikum dergleichen geschrieben werde. Auch die Abschnitte über „Goethe und Schiller," über „Jean Paul und Kleist", über „Novalis und Brentano" prangen mit Dutzenden von überraschenden und originellen Wendungen. Wer nichts Näheres von Karl Philipp Moritz weiss, soll der auch nur eine Ahnung von der Eigenart des Mannes bekommen aus einer Angabe wie: „Es war die Zeit der St. Germain, Cagliostro, Mesmer, Jung-Stilling, wie die der Räuber Fetzer (Matthias Weber) und Schinderhannes (Johannes Bückler). Eine der originellsten Persönlichkeiten dieser Zeit war der Hofrat K. Ph. Moritz (in Italien Goethes Freund), der die erste Hälfte seines abenteuerlichen Lebens in dem überaus lesenswerten psychologischen Roman „Anton Reiser" meisterhaft geschildert hat". Und bei alledem steckt doch in diesen wunderlichen und von allen Unarten der modernen Feuilletonschriftstellerei angehauchten Aufsätzen ein gesunder Kern, die Urteile A.s entstammen vielfach einer innern Empfänglichkeit für die poetische Ursprünglichkeit, vor allem für die Ursprünglichkeit, in die der Drang zur künstlerischen Vollendung, der Zug zur lebendigen Anmut mit

---

G., Alte Stammbücher: NatZg^{B}. N. 18. — **13)** A. Kohut, Aus d. Autographenmappe C. Helmerdings: Zeitgeist N. 44. — **14)** H. Altmüller, Dtsch. Klassiker u. Romantiker. Aufsätze. Kassel, Huhn. 155 S. M. 2,00. — **15)** W.

eingeschlossen ist. Auch in den „Gluck und Haydn,“ „Chodowiecki und Carstens“, „Mozart und Beethoven“, „Weber und Schubert“, „Schinkel und Cornelius“ überschriebenen Kapiteln, die überall mehr Causerien als Abhandlungen gleichen, fehlt es neben höchst unglücklichen Dingen nicht an feinen Einblicken in das Wesen der Kunst, die mit den litterarischen Anschauungen des Vf. in Wechselwirkung stehen. Das Gebiet, das A. überschaut, ist gross genug, aber sowohl die Fülle als die Tiefe der hier in Frage kommenden Erscheinungen, als die Bedeutung der geistigen Verbindungen und Bezüge, verbieten so flüchtige Streifzüge in dieses Gebiet. — Viel bedeutender und als Zeugnisse einer vertieften Bildung, wie eines ruhelosen, nach dem Neuen lechzenden Geistes, der freilich vor dem entsetzlichen Gedanken, dass die Welt von Zeit zu Zeit Barbaren brauche, weil jede Kultur im Byzantinismus endigen müsse, nicht mehr zurückschreckt, erscheinen die Essays von Weigand[15]), die in den 5 Hauptabschnitten „Voltaire“, „Rousseau“ „Taine und Sainte-Beuve“, „Zur Pyschologie der Decadence“, „Zur Psychologie dss 19. Jh.“ ein gewaltiges Stück Geistes- und Litteraturgeschichte in sich bergen. Bei stark subjektiver Auffassung und Darstellungsweise sind diese Essays nicht ohne allgemeinen Wert. Den Vergleich des 19. Jh. mit dem 18., der wie ein Faden die Reflexionen W.s durchzieht, knüpft der Vf. unmittelbar an seine Betrachtung Voltaires und Rousseaus an. Material und Resultate gewinnt er vorwiegend aus seiner Beschäftigung mit der französischen Litteratur. Beschränkung auf diese wird weder vorgegeben, noch erstrebt, es fehlt im Verlauf der vier ersten Studien nicht an gelegentlichen Aus- und Rückblicken auf deutsche Kultur und italienische Renaissance, in dem etwas musivischen letzten Abschnitt „Zur Psychologie des 19. Jh.“ sehen wir nacheinander Wilhelm von Humboldt, der als Edelmann, der nie gerungen und gekämpft, nie die Not des Lebens kennen gelernt hatte und dem es daher leicht gemacht war, sich selbst als Schauspiel zu geniessen, charakterisiert wird, als geistreicher Mann (das Wort Geist im deutschen Sinne nicht als springenden Funken, sondern als klares Licht genommen), als Vergötterer der Vernunft und in seiner „Ueberschätzung des Individuums, die ihm viele der modernen Staatsanbeter vorzuwerfen lieben“ ein „representative man“ des 18. Jh. ist; Carlyle („Engländer durch und durch, kein freier Geist in unserm Sinne, begabt mit grossem Verständnis für Thatsachen, wie er denn auch von der deutschen Philosophie nur äussere Formen annahm“), die englischen Präraphaeliten, den Grafen Schack, Paul Heyse und Annette von Droste-Hülshoff an uns vorüber wandeln. W. zeigt sich gegen die drei genannten deutschen Dichter abweisend, gegenüber Schack macht er geltend, dass „nur das Persönliche das schöne Vorrecht habe, uns Bewunderung abzuringen, die Bildung wie auch der Geist, die heute billig geworden sind, kommen erst in zweiter Reihe“; Graf Schack „hat kein neues Wort gesprochen, er hat nur ein Erbe mit Geist und Geschmack auszugeben verstanden.“ Männer, wie Paul Heyse sind Weigand „bei aller Begabung nie das Glück einer Litteratur, ja eher ein Unglück zu nennen, insofern sie als Pfleger eines gealterten, engen Geschmacks die Bildung neuer Formen mit neuem Gehalt verhindern,“ bei Annette Droste vermisst er wiederum den Zauber einer reinen Form, die innere Schönheit, die sich nicht erklären lässt. „Diese Frau war, um es mit einem Wort zu sagen, vielleicht eine bedeutende Dichterin, aber keine Künstlerin, wie auch ihre grösseren Schwestern George Sand und George Eliot.“ Auch in dieser aus 62 grösseren und kleineren Aphorismen zusammengesetzten Psychologie des 19. Jh. überwiegt, dem Vf. vielleicht unbewusst, die Teilnahme für die modernen Franzosen und obschon seine Charakteristiken Balzacs, Flauberts, der Brüder Goncourt, Zolas nicht ausschliesslich panegyrisch sind, so wirkt doch unverkennbar die tiefere Vertrautheit mit und die ausgesprochene Lust an den Franzosen dahin, alle Urteile billiger und rückhaltender zu gestalten, als die Urteile über deutsche Dichter. Ueberall müssen die Einzelurteile, ebenso die feinen, tief eindringenden Untersuchungen über Voltaire und Rousseau, Sainte-Beuve und Taine, Henry Frédéric Amiel und Charles Baudelaire dem Essayisten zu dem Vergleich des 18. und 19. Jh. dienen, der gedanklich den Hauptgehalt des Buches abgiebt. W. meint, das 18. Jh. habe das Leben gerne einem grossen, breiten, hellen, schimmernden Strome verglichen, in dem sich ein blauer Himmel und goldene Sterne spiegelten und den Schlamm in der Tiefe ruhen lassen. Heute sei der Strom getrübt, das Bild der Sterne erloschen, die schmutzigen Wasser wälzten sich einem dunkelen erzenen Horizonte entgegen. W. zeigt Neigung, das ganze 19. Jh. als eine ungeheuere Reaktion gegen das 18. aufzufassen, „eine Reaktion, die wie jede gute ihrem innersten Wesen nach eigentlich ein Fortschritt zu nennen wäre.“ In dem Bestreben, mit dem „zweideutigen Erbe von Anfängen, herrlichen Umrissen, relativen Wahrheiten, halben Plänen“ fertig zu werden, sei der Wille des 19. Jh. krank geworden und sehne sich ungestüm nach Heilung, unbekümmert um die Natur der Heilmittel. Die grosse geistige Epidemie des 19. Jh., der Pessimismus, sei nur der heftige Rückschlag gegen die strömende Lebensfreudigkeit des 18., zugleich aber Folge der empor-

gekommenen Demokratie, welche einstweilen die Arbeit für die reine Kultur fast unmöglich mache und die starken und zarten Geister, die harmonische Ausbildung ihrer ganzen Persönlichkeit erstreben, in die Einsamkeit treibe. Die Gefahr dieser Einsamkeit und die des Experimentierens mit sich selbst, um des Genusses und des Lebens willen, verkennt der vergleichende Schriftsteller nicht, er ahnt, dass sich „eine allgemeine Müdigkeit herbstlich auf Tausende senken will“, aber er kann sich zu der gesunden Stärke, mit der Carlyle einer Welt wie der unsern die unablässige Arbeit, die tiefe Ehrfurcht vor dem wirklichen Geist, dem wahrhaften Können, als Forderung für alle Zeiten hinterlassen hat, doch nur zweifelnd verhalten. — Gleich den Arbeiten Weigands umspannen auch die Essays von Homberger[16]) den Zeitraum von Lessing bis zur unmittelbaren Gegenwart, das heisst bis zum französischen naturalistischen Roman und bis zu Luise von François. Und so ungleich sie der Geistesartung und der Bildungsrichtung nach den genannten Studien sind, darin treffen sie mit jenen zusammen, dass das kritische und betrachtende Element in ihnen vorwiegt, wenn auch H.s Neigungen das historisch darstellende, plastisch darstellende Element weniger ausschliessen als die Weigands. H.s Essays (neben seinen italienischen Novellen die einzige Frucht eines geistig vertieften, aber unter dem Druck schwerer Leiden verbrachten Daseins) zeichnen sich durch die Neigung, jede Frage völlig zu ergründen, jede Erscheinung nach ihrem Kern und allen ihren Entwicklungsmomenten zu verstehen und zu würdigen, sehr vorteilhaft vor den flachen Plaudereien und kritischen Brandartikeln aus, mit denen weder Litteratur noch Litteraturgeschichte, am allerwenigsten aber das belehrte Publikum gefördert wird. H. hat bei vielen rühmlichen Geisteseigenschaften eine, die mehr ein Produkt seiner Parteistellung als seiner besonderen Bildung scheint: Litteratur und Politik, Vergangenheits- und Gegenwartsbeurteilung nicht immer klar und scharf auseinanderhalten zu können. Mit der Aufnahme des polemischen Aufsatzes „Bismarck als Totenrichter“ haben die Herausgeber dem Andenken des Schriftstellers wie der Sammlung einen sehr zweideutigen Dienst geleistet. Auch die sonst so geistvolle Abhandlung über „Lessing“ leidet unter der Einwirkung der Partei- und Augenblickskämpfe, nirgendwo hat Lessing den Gedanken der modernen Socialdemokratie, dass „die Schranken der Nationen, der Konfessionen, der Klassen das Böse, Unwahre, Zeitliche gegenüber dem Ewigen seien,“ in solcher Schärfe und Zuspitzung ausgesprochen. Aber hiervon abgesehen, bereichern sowohl die rein litterarischen, als die sprachlichen und sprachwissenschaftlichen Essays unsere Litteratur wahrhaft. Die biographisch-kritischen Aufsätze über Massimo d'Azeglios Erinnerungen, über A. Manzoni, über Karl Hillebrand und Ludwig Noiré, über den realistischen Roman in Frankreich (an Flauberts Education sentimentale anknüpfend), über den Amerikaner Dean Vowell, über „Ernst Renan und die deutsche Kultur,“ über „Schriftsprache und Schriftsteller“, die erschöpfende und im eigentlichsten Sinne produktive Kritik über ein an sich wenig bedeutendes Lustspiel („Der Posten der Frau“ von Luise von François) enthalten sämtlich einen Kern, der in seiner Weise unschätzbar und entfaltungsfähig ist, einen Kern vornehmen Geistes, reichen, aber beweglichen und freien Wissens, durchgebildeten Geschmacks, sprachlichen Feingefühls, der anspruchsvolleren Werken nur zu oft abgeht und vom Wesen des Schriftstellers einen so günstigen Begriff giebt, als er vom Wesen der charakterisierten Persönlichkeiten zu geben bemüht ist. Als der beste der Aufsätze erscheint der Nekrolog Hillebrands, zu dessen vorwiegend künstlerischem Geist H. ein Gefühl innerer Verwandtschaft, trotz der Verschiedenheit der politischen Anschauungen zog. — Müller-Frauensteins Vorträge „Von H. von Kleist bis zu Marie Ebner-Eschenbach“ (JBL. 1891 IV 1: 6) fanden ganz die Aufnahme[17]), die ihnen Roethe im vorjährigen Bericht weissagen durfte; sie sind überall, bei gewissen Jüngsten ausgenommen, als anregend und einigermassen orientierend, nirgends als erschöpfend oder die Litteraturanschauung vertiefend angesehen worden. — Auch die „litterarischen Essays“ von Gnad (JBL. 1891 IV 4: 113) sind auf ihren Gesamtinhalt hin, der sich von Goethe bis zu Leopardi erstreckt, noch mehrfach besprochen worden.[18]) — Recensionen über E. Wechslers „Die moderne Litteratur in biographischen Einzeldarstellungen“ (JBL. 1891 IV 3: 233) waren gleichfalls noch zu verzeichnen.[19]) — In Humberts[20]) wunderlichen „Erinnerungen“ soll freilich eine ganze Gallerie „zeitgenössischer“, d. h. vom Anfang des 19. Jh. bis auf die jüngste Zeit lebender Männer (unter ihnen Ancillon, Du Bois-Reymond, der Philosoph und der Konsistorialpräsident Hegel, Michelet, Phillips

---

Weigand, Essays. München, Merhoff. 328 S. M. 4,50. |[LCBl. S. 1172/3.]| — **16**) H. Homberger, Essays. Her. v. L. Bamberger u. O. Gildemeister. Berlin, Besser. XII, 394 S. M. 5,00. |[HambCorr^B. N. 25; L. Bamberger: Nation^B. 9, S. 500/2; E. Brenning: WeserZg. N. 16334; A. Hermann: BLU. S. 468.]| — **17**) LZg^B. N. 17; LCBl. S. 930/1; WIDM. 72, S. 573; BLU. S. 212/3; AZg^B. 7. Jan. — **18**) W[alter] P[aetow]: Bund^B. N. 3; A. Br.: LCBl. S. 965/6; P. K. Rosegger: Heimgarten 16, S. 314/5. — **19**) DR. 17, S. 137/8. — **20**) E. Humbert, Geistl., humorist., komische u. andere Erinnerungen an 44 bedeutende zeitgenöss. dtsch. Männer nebst 87 Denkmalen gleichen Charakters. Graudenz, Gaebel. 120 S. M. 2,00. —

und Jarcke, L. von Ranke, Oskar von Redwitz, Schleiermacher und Theremin) im bunten Durcheinander vor Augen gestellt werden, aber der Wert dieser kurzen, nicht anderen Schriften entlehnten, sondern „aus langjährigem Gedächtnis geschöpften“ Skizzen geht nirgends über das Anekdotische hinaus, und das Anekdotische ist vielfach tendenziös (katholisch-kirchlich) gefärbt und dabei unzuverlässig. So gut wie der Vf. den später berühmten Abraham a Santa Clara als kühnen jungen Mönch dem skeptischen Fürsten Kaunitz gegenüberstellt, der gerade zwei Jahre nach Pater Abrahams Tode geboren wurde, so gut werden eine Menge der mitgeteilten Züge zu Lob und Tadel auf unsicherem Hörensagen beruhen, und so mag bei etwaiger Benutzung dieser Plaudereien äusserste Vorsicht empfohlen werden. — Eine umfassende kritische Studie zur Charakteristik des 18. Jh. ward aus dem Nachlass Jacobis[21]) veröffentlicht. —

Eine der zahllosen und scheinbar immer noch unerschöpften Begeisterungen des „alten Gleim“, wie er sich selbst gern unterschrieb, stellt in einem Briefwechsel zwischen Baggesen und Gleim Holstein[22]) vor Augen. Der dänisch-deutsche Poet hatte im Geleite seiner Gattin Sophie, einer geborenen von Haller, Gleim am 14. Juni 1793 in Halberstadt besucht, war freudig und gastlich aufgenommen worden. Gleim hatte beim Scheiden heimlich Baggesen einen Ring für seine Gattin, Frau Baggesen eine Dose für ihren Mann mitgegeben, und so schrieb der erstere am 15. Juni von Blankenburg aus einen schwärmerischen Dankbrief, in dem er versicherte, dass er und seine Frau noch im Tempel der Musen sind, nichts als Gleim sprechen: „Der Himmel ist trübe, das Herz benebelt, aber in unseren Herzen ist Licht, Licht, das keine Usurpation und keine Revolution nie erlöschen wird.“ Gleim antwortet am 19. Juni bedauert die Kürze des Zusammenseins, hält sich versichert, dass in Jena Reinhold und Schiller „wie Sonnen“ dem Ehepaar alles trübe Gewölk aufgeheitert haben werden, wünscht Glück zum Aufenthalt in Weimar, dem deutschen Athen, in dem er doch, charakteristisch genug, vor allem Bertuch und noch einmal Bertuch zu grüssen bittet. —

Zur lokalen Litteraturgeschichte der Schweiz und Süddeutschlands ist zunächst ein Aufsatz Waldmanns[23]) zu nennen. Der Vf. erinnert an den Schriftstellerkreis in Zürich, in dessen Mittelpunkt zu Ausgang des 18. Jh. J. C. Lavater stand, wobei er sich auf N. M. Karamsins „Briefe eines russischen Reisenden“ stützt. Der russische Poet und Historiker, an der französischen und deutschen Aufklärungslitteratur geschult, daneben aber stark zu den empfindsamsten Geistern der Sentimentalitätsperiode neigend, hatte mit charakteristischer Vorliebe für die Schweiz und ihre Dichter als 17jähriger Jüngling Gessners Idyll „Das hölzerne Bein“, Hallers Gedicht „Vom Ursprung des Uebels“ übersetzt, die Schweiz in mancher begeisterten Schilderung seiner frühesten russischen Schriften als das Land unschuldigen Naturlebens und freier Menschen noch ein Jahrzehnt nach der Zeit gepriesen, in der Goethe seine entgegengesetzten Eindrücke den in Werthers Namen geschriebenen „Briefen aus der Schweiz“ anvertraut hatte. Im Sommer 1789 sah der 23jährige Karamsin zum erstenmal das Land seiner Ideale selbst, und er nahm den längsten Aufenthalt in Zürich, wo er vorzugsweise dem Andenken des im Jahre zuvor geschiedenen Salomon Gessner und dem Verkehr mit Lavater lebte. Der jugendliche Enthusiasmus des Russen sieht in Zürich und seinem See die Stätte, „wo der zartfühlende Gessner für seine Hirten und Hirtinnen Blumen gepflückt hatte“, wo „Bodmer die Gestalten seiner Noachide schuf und vom Geiste des Patriarchen erfüllt ward, wo zur Zeit Lavater lebt“, der vielbeschäftigt seinen jungen russischen Verehrer zwar so empfängt, dass Karamsin mit leichter Empfindlichkeit eingesteht, dass er auf einen liebenswürdigeren Empfang gerechnet und bei Nennung seines Namens eine angenehme Ueberraschung erwartet hat, den er aber doch schon nach wenigen Tagen wieder mit ungeheuchelter und ungemessener Bewunderung betrachtet und schildert. Er begleitet Lavater auf Spaziergängen, ländlichen Ausflügen, ja bei Besuchen am Sterbebett. Lavater hat keine freie Stunde, die Thür seines Kabinets schliesst sich fast nie; wenn ein Bettler weggeht, kommt ein Trostbedürftiger oder Reisender, der zwar nichts haben will, ihn aber doch in seiner Arbeit stört. Lavaters immer hilfsbereite Mildthätigkeit, seine Empfänglichkeit für Jedermanns geistige und moralische Interessen, sowie seine ausgebreitete litterarische Thätigkeit werden gerühmt: „Augenblicklich bilden Lavaters Werke fünfzig Bände, wenn er noch zwanzig Jahre lebt, kann sich die Zahl verdoppeln“ (er lebte bekanntlich nur noch elf Jahre, hat es aber zwischen 1790 und 1800, wenn man die „Handbibliothek für Freunde“ und die „Antworten auf wichtige und würdige Fragen weiser und guter Menschen“ mitrechnet, in diesen elf Jahren über die zwanzig Bände hinausgebracht). Ausser dem, was La-

21) Justus Jacobi, Z. Charakteristik d. 18. Jh. u. seiner tonangebenden Vertreter dtsch. Geistes: DEBll. S. 107/8, 186-201, 254-64, 318-29. — 22) H. Holstein, Briefwechsel zwischen Baggesen u. Gleim: VLG. 5, S. 140/3. — 23) F. Waldmann, Karamsin in Zürich 1789: NZürichZg. N. 137-40, 173/6, 179. — 24) A. Wäber, D. Lese-

vater für das Publikum und seine Freunde schreibt, führt er noch ein Tagebuch, für seine wichtigsten und intimsten Erlebnisse. Karamsin ist überzeugt, dass auch diese Aufzeichnungen mit der Zeit veröffentlicht werden, „wenn nicht für mich und Euch, so doch für Eure Kinder. Neunzehntes Jahrhundert! Wie viel wirst du enthüllen, was jetzt noch tiefes Geheimnis ist.“ Der prophetische Geist überkommt den russischen Schriftsteller auf Züricher Boden häufig, ohne dass er immer den künftigen Verlauf der Dinge trifft. Unter den Personen, die er neben Lavater dort kennen lernte, gedenkt er vor allen des ehrwürdigen Archidiakonus Johannes Tobler (1732—1808), des Uebersetzers von Thomsons Jahreszeiten, der ihn mit Züricher Erinnerungen an Bodmer, an Klopstock und an Gessner unterhält. Karamsin ist namentlich von allem, was er über den „Schweizer Theokrit“ vernimmt, entzückt; nur ist es ihm schmerzlich zu hören, dass Gessner Lavater nicht leiden konnte und trotz aller Bemühungen der gemeinsamen Freunde sich nie mit ihm versöhnen wollte. Er prophezeit Gessner eine Unsterblichkeit, die das alte Zürich überleben werde, er ahnt, dass die Nachwelt viele, aber nicht alle mit derselben Begeisterung loben werde: „Aber wenn ihr die Liebe der Nachwelt verdienen wollt, so dichtet, wie Gessner gedichtet hat, Eure Feder sei der Tugend und Unschuld geweiht.“ Die Unsterblichkeit Wielands und Goethes, deren er in diesen Züricher Tagen auch gedenkt, schien ihm nicht entfernt so gewiss, als die des Idyllendichters und seiner Daphnis. — Wäber[24]) behandelt „die Lesegesellschaft in Bern[25]).“ —

Nach Norddeutschland führen die Vorträge des Pastors Aye[26]), im Eutiner Bürgerverein gehalten; sie schildern die günstigen Verhältnisse, unter denen die kleine Residenzstadt des Fürstbistums Lübeck zu Ende des 18. Jh. ein kleiner litterarisch-künstlerischer Mittelpunkt wurde. Gelang es dem Fürstbischof und (seit 1773) Herzog von Oldenburg Friedrich August aus dem Hause Holstein-Gottorp nicht, Herder dauernd an seinem Hof und sein Ländchen zu fesseln, so fuhr sein Neffe und Nachfolger Herzog Peter Friedrich mit Graf Friedrich Leopold zu Stolberg und Joh. Heinr. Voss glücklicher. Der jahrzehntelange Aufenthalt des erstgenannten als Präsident der Landesregierung, des andern als Rektor der Schule, übte Anziehungskraft aus auf eine zahllose Menge von Besuchern, die Stürme der französischen Revolution verschlugen nacheinander G. H. L. Nicolovius, dessen Schwiegervater und Goethes Schwager J. G. Schlosser und F. H. Jacobi nach Eutin, wo gleichzeitig auch der Ugolino-Dichter Gerstenberg, und, als Kabinetssekretär und Bibliothekar zwischen Oldenburg und Eutin hin- und herziehend, G. A. von Halem fast zu viel von Geist und geistigen Bestrebungen für das kleine holsteinische Nest brachten. Die Vorträge, die sich zumeist auf Bippens „Eutiner Skizzen“, auf W. Herbsts Vossbiographie stützen, verschweigen denn auch nicht, dass die Zerwürfnisse, persönlichen Reibungen und inneren Trennungen, die wir aus dem Leben des klassischen Weimar so schmerzlich gut kennen, selbst in Eutin nicht fehlten. Während der 11. Vortrag das allgemeine Bild Eutins zeichnet und alle Gestalten, die über diese Lebensbühne geschritten sind, flüchtig heraufbeschwört, gilt der 12. insbesondere dem Andenken Stolbergs, der 8. der zweiten Serie dem Leben und Wirken von J. H. Voss. Beide Studien bringen nichts Neues, sie nehmen fast noch schärfer und eifriger für Stolberg Partei, als es schon das vorzügliche Buch von W. Herbst gethan hat, und sinnen Voss eine Toleranz und eine milde Unterordnung an, die der nordische Kämpfer uud Rufer im Streit nur mit Verleugnung seines innersten Wesens hätte üben können. In dem Vortrag über Voss ist der Schulmann gegenüber dem Dichter und Altertumsforscher zu stark betont, ohne dass wir über die pädagogische Thätigkeit Vossens neue Mitteilungen aus lokalen Ueberlieferungen, die etwa Herbst nicht benutzt hätte, empfingen. Dass ein paar Nachlässigkeiten des mündlichen Vortrags auch in den Druck übergegangen sind, Voss z. B. statt einer respektfordernden und respekteinflössenden in eine „respektvolle Erscheinung“ verwandelt wird, ist unwesentlich. — In mannigfachen Bezug zu den, von Aye neu geschilderten, goldenen Tagen Eutins steht die Studie Röselers[27]) über Schloss Emkendorf, den bei Rendsburg zwischen Seen, Wäldern und Wiesen gelegenen Landsitz des Grafen Friedrich Karl von Reventlow, der als dänischer Gesandter in London Schloss und Herrschaft Emkendorf 1787 von seinem Vater geerbt und sich 1789 dahin zurückgezogen hatte. Er wie seine Gemahlin Julie, die Tochter des baronisierten und späterhin zum Grafen erhobenen Grosskaufmanns Schimmelmann, waren den litterarischen Interessen ihrer Zeit frühzeitig zugewandt und geneigt geworden; der Graf hatte durch Boie während seiner Göttinger Studentenzeit rege Teilnahme für die ersten selbständigen Erscheinungen der deutschen Litteratur gewonnen, die Gräfin noch als Kind den schöngeistigen Kreis besucht, der sich um Klopstock in Kopenhagen gebildet hatte,

---

gesellschaft in Bern: BernerTb. 41, S. 153-72. — 25) × L. Hirzel, H. Fischer, Beitrr. z. Litt.-Gesch. Schwabens: DLZ. S. 983/4. — 26) (I 4: 620.) — 27) W. Röseler, Schloss Emkendorf: NatZg. N. 561, 569, 571, 583. —

und „wurde so frühzeitig in ein Fahrwasser geleitet, in das sie später mit dem lieblichen Ton ihrer Stimme eine Anzahl Gleichgesinnter zu locken wusste, die ohne sie vielleicht niemals eine Reise über die holsteinische Heide unternommen hätten.“ Müssen der Gräfin Julie die Lieder unter der Chiffre „Juliane S.“ im Göttinger Musenalmanach für 1777, die ihr R. noch zuweist, ab- und nach Redlichs Forschung der Göttingerin Philippine Gatterer zugesprochen werden, so verbleiben ihr die Parabeln in Prosa im „Taschenbuch von Georg Jacobi und seinen Freunden auf 1796“, sowie die ebenso viel bespotteten als belobten „Sonntagsfreuden des Landmanns“ und „Kinderfreuden oder Unterricht in Gesprächen“, die die Gräfin zum Besten ihrer Leibeigenen drucken liess. Der Anspruch der Emkendorfer Schlossherren auf einen bescheidenen Platz in der Litteraturgeschichte, beruht jedoch nicht sowohl auf dieser dilettantischen Thätigkeit, als auf dem lebendigen Verkehr, den ihre Gastfreundschaft und ihr geistiges Verständnis hervorragender Naturen durch lange Jahre veranlassten. R. gedenkt in seiner lebendigen und anschaulichen Studie der beiden Stolberg, ihrer Gemahlinnen und Geschwister, Boies, Matthias Claudius, Nicolovius, J. K. Lavaters, der Fürstin Gallizin, Fr. H. Jacobis, und schon diese Aufzählung macht es, ganz abgesehen von den französischen Emigranten und katholisierenden Aristokraten von minderer Bedeutung, vollkommen verständlich, dass der schroffe und schwarzgallige Voss, der doch wahrlich nicht bloss in seiner Phantasie allerorten Jesuiten und Propaganda wahrnahm, Schloss Emkendorf „eine Schmiede für Geistesknechtschaft“ schalt, dass Schiller und Goethe, obschon der letztere dringend eingeladen wurde, sich von allen näheren Beziehungen zu den Emkendorfern frei hielten. Wurde doch in den geistreichen Kreisen auf Schloss Emkendorf der „Wilhelm Meister“ unbedingt verurteilt, und war doch Jacobi thöricht genug, der Abneigung der frommen und frömmelnden Aristokratinnen gegen das, was sie einen gewissen unsauberen Geist in diesem Romane nannten, gegen Goethe Ausdruck zu geben. Unter den Gästen der späteren stillen Zeit im Schloss Emkendorf hebt R. den geistvollen und liebenswürdigen Shakespeare- und Molièreübersetzer Graf Baudissin gebührend hervor. —

In seiner anmassenden und herausfordernden Studie über die Ostpreussen in der deutschen Litteratur legt Reichel[28]) einen recht weiten Weg — von Roberthin bis Sudermann — zurück. Wenn er im Vorwort gegen die scholastische Litteraturgelehrsamkeit und das Schreiben umfassender Kompendien protestiert und „Monographien oder ausgeführtere Litteraturskizzen einzelner Stammgruppen“ fordert, so sollte man billig erwarten, dass seine Darstellung des reichen ostpreussischen Geisteslebens, der ostpreussischen Dichter und Denker, eine einigermassen eingehende, tiefer reichende Würdigung der Schöpfungen und Leistungen seiner Heimatprovinz bieten würde. Es bedurfte dazu nicht einmal der Art der Forschung, zu deren gewissenhaftem Betriebe, nach seinem eigenen Ausdruck, ein Menschenleben zur Not hinreicht, sondern nur einer ausgeführten liebevollen Besprechung der einzelnen Werke und Bestrebungen, deren R. in flüchtiger Uebersicht gedenkt. Was er jetzt zum Lobe Willamows, Th. G. Hippels, E. T. A. Hoffmanns, Max von Schenkendorfs und anderer vorbringt, geht über das nicht hinaus, was schliesslich in allen besseren der vielgeschmähten Kompendien auch zu finden ist, und sicher hätte es der Mühe gelohnt, das Einzelne, darunter viel Vergessenes und von jeher Uebersehenes, zu Ehren zu bringen. Aber da dem Vf. nur darum zu thun scheint, Kritik im modernsten Sinne zu üben, und zum Erweis seines Ausspruchs, „dass gerade die Ostpreussen fast überall Bahnbrecher und vorbildliche Geister sind, von denen der grösste weiterführende Einfluss in unserer Litteratur ausgegangen ist“, dass Ostpreussen, „wie es nach seiner geographischen Lage den Kopf Deutschlands vorstellt, auch auf die Beziehung der Litteratur als das eigentliche Hauptland angesehen werden darf“, die ausserhalb Ostpreussens geborenen Träger unserer Litteratur herabzusetzen (R. vermisst an allen, mehr oder weniger grossen Litteraturgestalten des mittleren und westlichen Deutschland die stark ausgeprägte Persönlichkeit, die Befähigung zu einer geistigen Führerrolle), so kann seine Auffassung und Darstellung kaum ernst genommen werden. Wenn er für Gottsched nicht etwa Gerechtigkeit (die ihm von Th. Danzel bis zu M. Bernays eher in zu reichem als zu beschränktem Masse längst zu Teil geworden ist), sondern die Bewunderung des 20. Jh. fordert und im Gegensatz zu diesem charaktergrossen „unverrückbaren Markstein in der Entwickelungsgeschichte unserer Litteratur“, Lessing einen „beweglichen Oberlausitzer“ nennt, der doch kaum ein Verdienst daran hatte, dass er, nachdem er von Gottsched genug gelernt hatte, einem Diderot nachtreten konnte, wenn er, um Herders Elementarmacht zu erweisen und ihn als die „neben Gottsched grösste,

28) E. Reichel, D. Ostpreussen in d. dtsch. Litt. E. Studie. Leipzig, Reissner. 53 S. M. 1,00. |[Grenzb. 51, S. 431/2; Gesellschaft 8, S. 1373/4; F. Runkel: BerlTBl. N. 189.] (Vgl. auch HambNachr[B]. N. 1/2.) — **29**) E. Zabel, D. Ostpreussen in d. dtsch. Litt.: NatZg. N. 311, 313, 318, 345. (Schliesst e. Rec. d. Reichelschen Studie

einflussreichste Gestalt der Litteraturepoche, die mit dem Auftreten Gottscheds beginnt und mit Goethes Tod abschliesst“ feiert, dafür aber uns auffordert, offen einzugestehen, dass Goethe keine im eigentlichsten Sinne selbständige, neuschöpferische, bahnbrechende Persönlichkeit vorstellt, der geborene Abhängigkeitsmensch war, der immer der Anlehnung, der Anspornung und Wegweisung bedurfte, der zeitlebens Epigone blieb, „allerdings mit so reichem Talent, dass er zuweilen genial wird,“ wenn bei der Parallele zwischen Fr. Hebbel und dem Ostpreussen Albert Dulk (den R. fortgesetzt Benno Dulk nennt) Hebbel zwar als der vielseitigere Zeitgenosse, der auch der grössere dramatische Künstler ist, erscheint, der Ostpreusse aber doch wieder „den weitumspannenden Geist, das glutvolle Herz und die harmonischer geordnete Persönlichkeit voraus hat“, so handelt es sich bei alledem nicht bloss um einen überhitzten Provinzialpatriotismus, für den sich R. allenfalls als „Ostpreussens Columbus“ verherrlichen lassen möchte, sondern um symptomatische Erscheinungen einer zuchtlosen, um jeden Preis Aufsehen und Wirkung suchenden Originalitätssucht, eines neuen, litterarischen Sansculottismus, der nach dem Muster des Pariser Revolutionstribunals bald auf Grund nachweisbarer Vergehen, bald wegen „contrerevolutionärer Absichten“ zum Tode verurteilt. — Der ostpreussische Landsmann Reichels, Zabel[29]), der in einer besonderen Arbeit „die Ostpreussen in der Litteratur“ den berechtigten, keimkräftigen Kern jener Schrift selbst zu befruchten sucht, verschliesst sich der gesunden Einsicht nicht, dass auf dem stillen, emsigen und bescheidenen Schaffen alles Grosse in der Litteratur beruhe, dass wir das Heil der Litteratur nicht von Parteiströmungen mit ausgeklügelten Vorschriften über das, was schön und hässlich sein soll, zu erwarten haben, sondern von frischen, unbefangenen Talenten, die ihren eigenen Weg ohne Gängelband zu finden wissen: „Inzwischen fahren wir fort, uns über Idealismus und Realismus in erregtestem Tone zu unterhalten, Kliquen zu bilden und den Streit aus dem Sachlichen ins Persönliche zu übertragen.“ —

Vereinzeltes möge den Bericht beschliessen. An ehrwürdige Namen der neueren deutschen Litteratur, an Johann Gottlob Regis (1791—1854), den hervorragenden poetischen Uebersetzer und Litterator, an die Lyriker Hoffmann von Fallersleben und Heinrich Stieglitz erinnert Elias[30]) in einer kurzgefassten Mitteilung, deren Quelle die Briefe des Breslauer Sonderlings an den Dresdener Hofarzt K. G. Carus sind. Regis charakterisiert 1834 den damaligen Breslauer Bibliothekskustos als „wirklich guten Gesellen und edlen, liebenswürdigen Kerl — bis auf etwas Vetter-Michelei“, was denn ungefähr mit der Charakteristik zusammentrifft, die G. Freytag aus gleicher Zeit in seinen Erinnerungen entwirft. In Hoffmanns Gedichten findet Regis „recht viel Nettes und Braves und rein Geformtes (freilich in sehr beschränkter Sphäre: Wein, L'ebe und Frühling)“, nennt auch des Poeten Sinn für das Volksleben „besonders schätzbar“. Ebenso bezeichnend für die besondere Bildung und Anschauung, die Regis in diesem Urteil über Hoffmann an den Tag legt, ist sein rasch erweckter Enthusiasmus für den armen Heinrich Stieglitz, den er Okt. 1835, zu einer Zeit also, da die Katastrophe seines Lebens, der Selbstmord seiner Gattin Charlotte, noch kein Jahr hinter ihm lag, kennen lernt. Stieglitz lebte natürlich noch ganz im Jenseits, und Berlin, wo diese Frau liegt, war sein Mekka. Er erschien Regis als kindlich liebenswürdiges Wesen, als ein durchaus reiner, an den Griechen gebildeter Mensch. Ueber den „Opfertod“ Charlottes urteilte Regis sehr richtig: „Es werden mitunter Menschen geboren, die es in ihrer Schaale nicht leidet, und diese würde sich früher oder später entleibt haben, auch wenn sie den Stieglitz niemals hätte kennen lernen“. Er irrte sich aber, wenn er meinte, Stieglitz sei ein durch diesen Schmerz befestigter Mensch; Stieglitz war im Gegenteil durch das tragische Erlebnis gebrochen und vermochte sich zu keinem fruchtreichen Dasein mehr emporzuraffen. — In dem feinsinnigen Aufsatz über den Charakter in der Sprache des vorigen Jh. giebt Hildebrand[31]) lediglich einen „Beitrag zur Geschichte unserer Litteratur und untersucht die Bedeutung, die das Wort und der Begriff „Charakter“ in der Litteratur des 18. Jh. gehabt haben. Anknüpfend an Gellerts in die „moralischen Vorlesungen“ eingeflochtene „Charaktere“ verfolgt er durch die poetische Litteratur, die Briefwechsel, die Tagebücher des Jh. bis zur Schiller- und Goethezeit den allgemeinen Drang, mit wenigen, sicheren Strichen Bilder des inneren Menschen zu entwerfen, in das Seelenleben gemischter und rätselhafter Naturen einzudringen. Von Goethe liegt noch aus dem J. 1797 ein zu diesem Kapitel gehöriger Aufsatz vor „Lord Bristol, Bischof von Derby“ (bei den biographischen Einzelheiten), den er als „ein Meisterstück in Goethes bester Kunst, sowohl mit Zeichnung seines äusseren Erscheinens und Gebahrens als mit wiederholtem Anlauf, in das Innerste des merkwürdig zusammmen-

---

[N. 28], d. hauptsächlich wegen d. Auslassungen über Gottsched u. Lessing angegriffen wird, ein.) — **30**) J. Elias, Joh. Gottl. Regis über Hoffmann v. Fallersleben u. Stieglitz: VossZg^{B}. N. 51. — **31**) (I 6 : 94.) —

gesetzten Charakters einzudringen" bezeichnet. Das ganze Jh. ist in seiner Dichterarbeit, wie in seiner Popularphilosophie von dem tiefsten treibenden Zuge, das Geheimnis des Menschenwesens zu ergründen, bestimmt; auch Lavaters Physiognomik entsprang schliesslich diesem Bestreben, als dessen Kehrseite H. die zur Selbstpeinigung ausartende Selbstbetrachtung charakterisiert. —

1b. Politische Geschichte.

Martin Philippson.

Methodologisches N. 1. — Allgemeines: Sammelwerke N. 2. — Umfassende Darstellungen N. 5. — Specialgeschichte: Braunschweig und Hannover N. 13; Revolutionskriege N. 14; Rheinbund N. 19; die Erhebung N. 20; Bundestag N. 24; Revolution von 1848 N. 25; das neue deutsche Reich N. 33; die Gegenwart N. 40a. — Oesterreich N. 46. — Preussen N. 47. — Einzelne Persönlichkeiten: Fürsten: Friedrich der Grosse N. 57; Wilhelm I. N. 79; Friedrich III. N. 83; Wilhelm II. N. 85; Ludwig II. von Bayern N. 94; Karl I. von Rumänien N. 95; Karl Friedrich von Baden N. 96; Wilhelm von Nassau N. 98; Ernst II. von Koburg-Gotha N. 99. — Heerführer: L. von Ompteda N. 100; Erzherzog Johann N. 101; Friesen N. 104; General von Triva N. 105; Radetzky N. 106; Moltke N. 108. — Staatsmänner: Joh. Leopold von Hay N. 117a; Beguelin N. 118; Gerlach N. 119; K. J. von Bunsen N. 120; Bismark N. 122; Roon N. 133; Leopold von Hasner N. 134; Lord Loftus N. 135. — Politiker und Publizisten: Gentz N. 136; Alex. Baumgarten N. 137; Ringseis N. 138; Gelzer N. 139; K. F. W. Wander N. 140; Mallinckrodt N. 141; Janssen N. 141a; Biedermann N. 142; Arneth N. 142a; Lasker N. 143; Eugen Richter N. 144. — Geschichte des Zeitungswesens N. 146. —

Methodologisches. Die Erörterung philosophischer Probleme ist von unserer Uebersicht ausgeschlossen. Jedoch ist die Litteraturgeschichte allzu enge mit der allgemeinen Geschichte verknüpft, als dass die Frage nach deren Methode und Ziel nicht auch für sie von grundlegender Bedeutung wäre. So glauben wir eine wichtige geschichtsphilosophische Schrift Simmels [1]) hier erwähnen zu müssen. Nicht die Thatsachen des Erkennens will der Vf. eingreifend behandeln, sondern nur die Theorie der historischen Erkenntnis aufstellen. Die Aufgabe der Geschichte sieht er als besonders schwierig an: sie soll nicht nur Erkanntes erkennen, sondern auch Gefühltes und Gewolltes. Mit voller Schärfe setzt er die Unsicherheit des psychologischen Kausalnexus in den historischen Schilderungen auseinander, da deren Autoren nur immer die äusseren Folgen jener psychologischen Ursachen vor sich haben, die je nach den Umständen und Charakteren, bei den gleichen Wirkungen doch sehr verschieden sein können. Ja, selbst die Thatsachen sind oft zweifelhaft; wie könnte man da auch nur mit Wahrscheinlichkeit auf ihre Ursachen schliessen? Endlich giebt es bei dem Einzelnen und noch mehr bei ganzen Gruppen unbewusst wirkende Ursachen, die sich der Beurteilung des Geschichtsforschers völlig entziehen und deshalb seine Meinung über den psychologischen Kausalnexus zum Irrtum veranlassen. Wenn nun auch die Motive der geschichtlich Handelnden richtig erkannt sind, so fragt es sich immer noch, ob der so ganz anders geartete Darsteller bezw. Lehrer jene versteht. Der Historiker muss oder müsste doch imstande sein, in seiner Seele die psychischen Zustände der von ihm geschilderten Personen herzustellen, von deren Wesen immerhin nur fragmentarische Aeusserungen überliefert sind. Das Gesamtbild der dargestellten Persönlichkeiten muss er aus deren einzelnen Aeusserungen zusammenfügen, diese wieder nach dem Gesamtbilde deuten — ein logischer Zirkel, der nur durch die stete Wechselwirkung des Ganzen und der Einzelheiten gelöst werden kann. Wie kommt es nun, dass wir hierbei eine Menge nicht selbsterfahrener Seelenvorgänge doch verstehen? S. erklärt dies (S. 25) durch das Bewusstwerden latenter Vorererbungen. Ob diese Deutung zutreffend ist, lassen wir dahingestellt. Am leichtesten ist die psychologische Rekonstruktion der Interessen und Bewegungen ganzer Gruppen, weil dieselben sich stets in einfacher, leicht und allgemein verständlicher Weise und überdies in augenfälliger und unverhüllter Form vollziehen. Es wäre aber die wichtigste Aufgabe für die Philosophie der Historik, die Modalitäten festzustellen, in denen sich aus den Charaktereinheiten doch ganz verschiedene Eigenschaften und Handlungen zu entwickeln vermögen, und die Grenzen zu fixieren, innerhalb deren der Charakter sich durch eigene Kraft entfalten, oder wiederum zwischen denen er durch fremde Einflüsse modifiziert werden kann. Der Vf. beweist — unseres Erachtens mit unzweifelhaftem Rechte — dass es speciell geschichtliche Gesetze nicht giebt und nicht geben kann (S. 34), dass aber das Interesse an der Geschichte von der Existenz solcher Gesetze ganz unabhängig ist. Man ver-

---

1) G. Simmel, D. Probleme d. Geschichtsphilosophie. E. erkenntnistheoret. Studie. Leipzig,

wechselt oft den einfachen Kausalnexus mit angeblichen, mehr oder minder mystischen, historischen oder statistischen Gesetzen, und man hat eben nur häufiger unter bestimmten Bedingungen wiederkehrende Thatsachengruppen mit dem Namen „Gesetze" belegt, die freilich als vorläufige Orientierung in der Buntheit und anscheinenden Zufälligkeit der historischen Erscheinungen eine gewisse Berechtigung besitzen. S. entwickelt dann eingehend den Begriff der Wertsetzung in der Geschichte; er hebt die Bestimmung dieser Wertung durch metaphysische und subjektive Voraussetzungen hervor. Die Geschichtsphilosophie soll nun, nach S.s Meinung, lediglich eine registrierende und darstellende Thätigkeit entfalten, indem sie die Entwicklung der Geschichtsauffassung erforscht und schildert. Den Wert der Geschichtsmetaphysik setzt S. in die Befriedigung eines geistigen Triebes, da sie ihre Objekte als solche zu erkennen nicht imstande sei. So weit der Vf. Worin nun aber der eigentliche wissenschaftliche Wert der Geschichte besteht, wie sie aus den flüchtigen Einzelheiten und Erscheinungen das für die weitere Entwicklung der Menschheit Wirksame und deshalb Ewige eruiert, darüber sagt er nichts. Er hat uns eine anregende Betrachtung über das Verhältnis zwischen dem Historiker und dem Gegenstande seiner Forschung geliefert — weniger originell freilich, als nach seiner Darstellung scheinen möchte —: allein über das wahre Ziel der historischen Wissenschaft erfahren wir von ihm nicht das Richtige. —

Allgemeines. Die Ausbeute dieses Jahres an hervorragenden darstellenden Werken in Betreff der neueren Zeiten war gering. Es sind zunächst einige Sammelwerke zu verzeichnen. Der geistvolle Münchener Historiker Heigel[2]) trat mit einem vierten Bande Abhandlungen vor das grössere Publikum. Er bietet eine bunte Zusammenstellung: Metternich, Karl Theodor von der Pfalz, der bayerische Hiesel, Giesebrecht, Kobell — gemeinsam ist allen diesen Aufsätzen nicht einmal, dass (wie der Vf. in der Vorrede meint) ein jeder von ihnen eine feste und charakteristische Persönlichkeit behandelt; denn „die Familie Orléans", „der Rastatter Gesandtenmord" und „ein Bild von Martin Knoller" lassen sich doch wohl nicht unter diesem Gesichtspunkte betrachten. Das zufällige Durcheinander, das so dem Leser geboten wird, hat immer etwas Missliches, zumal wenn es sich nicht an den kundigen Gelehrten, sondern, wie der Vf. ausdrücklich wünscht, an den allgemein Gebildeten richtet. Es muss auf den nicht hinlänglich fest Geschulten verwirrend wirken, sprungweise durch alle möglichen Zeiten und Gegenden geführt zu werden, zumal der Vf. sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, seine Essays in geographischer oder chronologischer Folge zu ordnen. Kein Engländer oder Franzose liesse sich eine solche Formlosigkeit zu Schulden kommen. Sonst aber sind an dem Buche — und das ist denn doch die Hauptsache — H.s bewährte Vorzüge zu rühmen: genaue Sachkenntnis, scharfe Charakteristik, gefällige Darstellung. Er behandelt die Geschichte als Kunst, ohne dabei die Wissenschaftlichkeit zu opfern. Für den Litterarhistoriker ist Manches in dem Buche von hohem Interesse. Die Abhandlung über die den bayerischen Hiesel betreffende Litteratur bringt an sich viel Neues und Belehrendes und deutet auf deren Zusammenhang mit Schillers „Räubern" hin, der schlagend nachgewiesen wird. So gut wie unbeachtet ist bisher geblieben, was H. eingehend schildert, dass Voltaire nicht nur zu Friedrich dem Grossen, sondern auch zu dem Wittelsbacher Karl Theodor von der Pfalz in engerem Verhältnis stand. Auf seiner Flucht aus Preussen im Sommer 1753 weilte der Dichter auf des Kurfürsten Einladung vierzehn Tage in Schwetzingen. Ein Briefwechsel entspann sich, von dem unglücklicher Weise nur die Schreiben des Kurfürsten, nicht die Voltaires erhalten sind. Freilich besitzen jene bei weitem nicht den geistsprühenden Inhalt der Korrespondenz Voltaires mit dem Preussenkönige; allein auf die litterarischen und politischen Anschauungen jener Zeit werfen sie vielfach helleres Licht. Sehr bezeichnend für die höheren und höchsten Stände des ausgehenden 18. Jh. ist die Thatsache, dass derselbe Karl Theodor, der in seinem Lande den Jesuiten den weitesten Einfluss zugestand, sich Voltaire gegenüber durchaus vorurteilslos, ja als Feind der katholischen Priesterschaft benimmt. Allmählich schlief der Briefwechsel ein: echtes Verständnis und wahre Freundschaft haben die beiden so verschieden gearteten Männer wohl nie mit einander verbunden, sondern nur gegenseitige Eitelkeit und bei Voltaire überdies Gewinnsucht, die er dem Kurfürsten gegenüber reichlich bethätigte. Voll zarter Empfindung und zugleich herzlicher Begeisterung sind die „Gedenkblätter" an den Musiker Kremplsetzer, den Historiker Giesebrecht, die beiden bayerischen Dichter Karl Stieler und Franz von Kobell. Unter den eigentlich historischen Aufsätzen ist der wichtigste und auch für den Kenner belehrend „Das westphälische Friedenswerk, 1643—1648". Besser fortgeblieben wäre der belanglose Essay „Bild von Martin Knoller als Geschichtsquelle"; dergleichen ist höchstens für das Feuilleton eines flüchtigen Zeitungsblattes gut. — Wie Heigel sind auch Homberger[3]) feines litterarisches Gefühl und stilistische Gestaltungskraft nach-

---

Duncker u. Humblot. X, 109 S. M. 2,00. — 2) (I 4: 30.) — 3) (IV 1a: 16.) — 4) (I 4: 717.) |[P. Szczepanski:

zurühmen. Frühzeitig ist der Autor durch eine tückische Krankheit hinweggerissen worden, die schon oft die Schaffenskraft des phantasievollen und denkenden Dichters der „Italienischen Novellen“ lähmte. So hat er nur Einzelnes, durch viele Zeitschriften Verstreutes leisten können, von dem nun die Freunde das Beste gesammelt und veröffentlicht haben. Manche der hier vereinigten, gehaltvollen Aufsätze stehen ausserhalb unseres Themas, da sie fremde Dichter oder, ästhetisierend, einzelne zeitgenössische Dichtwerke behandeln. Aber auch von uns hervorzuheben ist das herrliche Denkmal, das H. einem Karl Hillebrand und einem Ludwig Noiré als Schriftstellern, Menschen und Freunden setzt. Wie fein weiss er dabei an die Einzelerscheinungen des Lebens allgemeine Betrachtungen und Grundsätze zu knüpfen, wie verständnisvoll würdigt er alle seelischen Stimmungen und setzt sie mit dem Gesamtcharakter der behandelten Persönlichkeit in Einklang! H. liebte mit glühender Inbrunst den Idealismus, Freiheit in Denken und Schaffen, Zwanglosigkeit des Genius, Schönheit und Kunst — allein er war allzu einsichtig, um nicht zu begreifen, dass sich heute bei uns der Eindruck blendender Siege und endlich erlangter Reichseinheit mit der Furcht vor Socialismus und vor Religionslosigkeit vereinigt, „um den Staat nicht nur zum festen Rückgrat, sondern auch zum Gehirn und Herzen der Völker zu machen“ (S. 297). Seine Hoffnung war nur, dass einst die Zeit kommen werde, „wo neben der Kraft auch die Anmut erscheint, wo im Bürger der Mensch, in der Gesamtheit das Individuum wieder zur Geltung gelangt, wo in den gewaltigen Bau des deutschen Staates die milden Genien einziehen, die allein ihm Schmuck und Schönheit verleihen können“. Aber schon jetzt hält er es an der Zeit, daran zu erinnern (S. 311), dass Volk und Vaterland noch etwas anderes sind als der Staat. Nichts war ihm, dem begeisterten Sohne Deutschlands, verhasster als nationale Selbstüberschätzung und Eitelkeit, weil sie, wie die Geschichte so oft zeigt, zum inneren und äusseren Verderben führen. Auf Seiten Lessings steht er gegen die engherzige Beschränkung jener Generalpächter und Ausmünzer eines missbräuchlich Vaterlandsliebe genannten Chauvinismus (S. 361). Ein Feind ist er der speciell politischen Moral, (S. 324), die „die sittlichen Ideen auch derer, die keine Staatsmänner sind, verwirren, auch diese anderen auf den Gedanken bringen, das Nützliche sei das Gute“. Er, der hervorragende deutsche Stilist, erhebt Einspruch dagegen, dass, im Namen der staatlichen Allgewalt, ein Generalpostmeister durch sonderbare Reinigungsversuche der deutschen Sprache Gewalt anthue. Seine gemässigte und gerechte Denkweise veranlasst ihn überhaupt, in sehr beherzigenswerter Art vor allzu weit getriebenem Purismus zu warnen (S. 342). — Ein treues und anziehendes, bald heiteres, bald ernstes Spiegelbild unserer bewegten Zeit, wie es sich in der Seele eines ehrlichen bayerischen Partikularisten malt, der doch zugleich guter Deutscher ist, giebt von Völderndorff[4]) in seinen harmlosen Plaudereien. Soziale, litterarische und politische, persönliche und allgemeine Ereignisse der Jahre 1872—91 werden mit klarem Sinn und frischem Humor geschildert. Besonders bemerkenswert ist die getreue Charakteristik des von Dönnigesschen Hauses, dem der Freiherr eng befreundet war. —

Unter den umfassenden Darstellungen[5]) setzt sich ein Werk Bleibtreus[6]) vor, in anziehender Form die dem heutigen Publikum interessanten Kriege der Neuzeit darzustellen. Das ist dem Vf. auch gelungen, insofern man weder allzu umfassendes Studium noch allzu tiefgehende Kritik verlangt. Ein angenehm lesbares und belehrendes Werk für Solche, die Laien sind in historischen und militärischen Dingen, bilden die vier Bändchen immerhin. Mit Recht erklärt sich der Vf. für die Ansichten der von der Goltz, Bernhardi, Naudé und Anderer gegen Delbrück, indem er Friedrichs des Grossen Ueberlegenheit über die gekünstelten Manövriertheorien seiner Zeitgenossen und sein energisches Streben nach entscheidenden Schlachten, soweit die militärische und politische Lage solche zuliess, nachweist und darthut, dass seine Strategie und Taktik nur deshalb von der Napoleons abweicht, weil er nicht, wie dieser, ein Volksheer, sondern ein moralisch unzuverlässiges Söldnerheer befehligte. Auf die Darstellung der Freiheitskriege hat leider die jüngst von Wiehr so überzeugend widerlegte chauvinistische Legende überwältigenden Einfluss geübt; jedoch lässt B. auch hier dem Genie Napoleons volle Gerechtigkeit widerfahren. Sehr richtig ist, was der Vf. im „Geleitwort“ sagt: der jetzt schon hervortretende Mangel an Interesse für die Geschichte des Krieges von 1870 wird hauptsächlich dadurch verursacht, dass es trotz der endlosen Litteratur darüber keine einzige wirklich gute Darstellung dieses grossen Kampfes giebt. Das Generalstabswerk ist nur für Fachleute lesbar, und Moltkes eigene hinterlassene Arbeit ist gleichfalls trocken und farblos. Wann wird einmal diese schwierige, aber lohnende Aufgabe gelöst? — Die Geschichte der Politik und der Parteien hat dieses Mal nur wenige Werke aufzuweisen. Mit grossen Erwartungen möchte man Mollats[7])

VelhagenKlasingsMh. S. 666/9.]| — 5) ○ Wilh. Müller, Bilder aus d. neueren Gesch. Stuttgart, Bonz. III, 350 S. M. 4,00. — 6) K. Bleibtreu, Gesch. u. Geist d. europäischen Kriege unter Friedrich d. Gr. u. Napoleon. Krit. Historie. Leipzig, Friedrich. 4 Bde. VIII, 167 S.; VIII, 208 S.; XII, 228 S.; VIII, 104 S. M. 12,50. — 7) G.

Quellenbuch zur Geschichte der neuesten deutschen Politik in die Hand nehmen. Aber der Titel giebt zu ganz falschen Voraussetzungen Anlass. Man sollte meinen, hier eine Aufzählung und vielleicht auszügliche Wiedergabe der Quellen zur Geschichte der zeitgenössischen deutschen Politik zu finden. Anstatt dessen erhalten wir Bruchteile der Schriften verschiedener politischer Theoretiker Deutschlands von Johannes von Müller bis auf Bluntschli. Dabei ist aber von allem Möglichen, auch der griechischen Politik, die Rede. Wozu das Büchlein dienen soll, bleibt durchaus unklar. — Es ist hier nicht der Ort, um kriegsgeschichtliche Werke zu behandeln. Allein des Obersten von Lettow-Vorbeck[8]) Geschichte des Krieges von 1806 und 1807, von der im J. 1892 der zweite Band erschien, besitzt ein viel weitergehendes Interesse. Die politischen und kulturhistorischen Momente sind in diesem trefflichen Werke auf das Engste mit den eigentlich militärischen verwoben. Wie die Kunst und die Rechtsgeschichte, kann auch die Kriegsgeschichte, zu richtigem Verständnis der Dinge, des Zusammenhanges mit den allgemeinen historischen Verhätnissen nicht entbehren. Der Vf. zerstört mit ruhiger, wahrhaft wissenschaftlicher Unparteilichkeit und auf Grund des aktenmässigen Materials den Versuch der Schönfärberei für die Niederlagen des J. 1806, den von der Goltz in seinem Buche „Rossbach und Jena“ neun Jahre früher unternommen hatte; allein er weist nach — woran im Grunde kein Verständiger je gezweifelt hatte — dass die weichliche, selbstsüchtige Stimmung, die hohle und deshalb von dem ersten Schlage niedergeschmetterte Aufgeblasenheit, der Mangel an jedem schöpferischen Gedanken und an jedem kräftigen Wollen nicht auf das Heer beschränkt waren, sondern sich über das Civilbeamtentum, ja die ganze höhere und gebildete Gesellschaft des damaligen Preussen erstreckte. Mit unerschrockener Wahrheitsliebe führt v. L-V. die Schäden nicht, wie von der Goltz es thut, auf die allgemeinen Zustände der Zeit zurück — denn in keinem andern damaligen Staatswesen zeigte sich eine solche Fäulnis und Vermorschung wie in Preussen — sondern auf das autokratisch-feudal-mechanische Regierungssystem Friedrichs des Grossen, das für dessen Epoche und unter seiner genialen Leitung Beträchtliches leisten konnte, unter schwächlichen und geistlosen Regenten, sowie ganz veränderten Umständen aber völlig auflösend wirken musste. Der Vf. bringt geradezu verblüffende Beispiele von der niederträchtigen Schwäche hoher Beamten und der Bürgerschaft dem Feinde gegenüber bei (S. 318) — und das Schlimmste war, dass alle diese Leute gar keine Ahnung von der Jämmerlichkeit, von dem Verbrecherischen ihres Benehmens hatten. Am würdigsten hielten sich noch — mit Ausnahme des elenden Lange — die Berliner Zeitungsschreiber (S. 324). Bei dieser universellen Verbreitung des Uebels hat der Vf. gewiss Recht, die persönliche Schuld der einzelnen mutlosen und ehrvergessenen Heeresbefehlshaber und Festungskommandanten herabzumindern. Allein er geht doch zu weit, wenn er sie so gut wie gänzlich freisprechen will. Oberst Jagersleben z. B., der eine starke und wohlausgerüstete Festung, wie Küstrin, auf die erste Aufforderung hin einer feindlichen Vorhut überliefert, der er selbst erst Brod zuschickt, damit sie überhaupt an die Festung heran kann, war kein abgelebter Greis, sondern ein noch kräftiger Mann und beging einen solchen Akt von Feigheit, wie er, vielleicht mit Ausnahme der Auslieferung ven Malta an Bonaparte, in der gesamten Kriegsgeschichte unerhört ist. Der Fehler, das konstatiert der Vf. freimütig, lag weniger an den Soldaten, die sich, besonders bei der Infanterie, mit gewohntem Mut schlugen, sondern an den Führern. Einzelne von diesen machten freilich eine rühmliche Ausnahme und belasteten dadurch nur um so mehr die übrigen. Ebenso aufrichtig zerstört v. L.-V. die von einigen neueren Historikern aufgebrachte Legende von der zutreffenden Einsicht und der richtigen Willensstärke Friedrich Wilhelms III. nicht minder auf dem militärischen Gebiete, als es Bailleu, M. Lehmann und Ad. Schmidt bereits auf dem politischen gethan hatten. Bei bestem und edelstem Charakter fehlte es doch diesem Fürsten an der Möglichkeit, sowohl zu einem richtigen Urteil in irgendwie verwickelten Fragen, wie unter entscheidungsvollen Umständen zu einem Entschlusse zu gelangen; seine Menschenkenntnis war nicht grösser als seine sonstige Begabung. Das hat das Werk v. L.-V.s schon im ersten Teil immer und immer wieder dargethan; der zweite beweist es nicht minder ausdrücklich (S. 63). Allein der Vf. bespricht nicht allein die preussisch-deutschen, sondern auch die französischen und russischen Zustände und Persönlichkeiten mit gleicher Unparteilichkeit, Sachkenntnis und Einsicht. Besonders bemerkenswert ist die ebenso auf genauer Durchdringung aller einschlägigen Thatsachen wie auf feinem psychologischen Urteil beruhende Darstellung des Charakters, der Befähigung und des Einzelverfahrens Napoleons I. — In die zeitgenössische Geschichte führt uns Georgina Bloomfield[9]) ein. Bedeutende politische Belehrung ist aus diesem

---

Mollat, Quellenbuch z. Gesch. d. dtsch. Politik im 19. Jh. Leipzig, Hässel. VII, 296 S. M. 3,00. — 8) **O. v. Lettow-Vorbeck**, D. Krieg v. 1806 u. 1807. Bd. II. Berlin, Mittler. XVI, 400 S. M. 11,00. |[PrJbb. 69, S. 586; FBPG. 5, S. 310-11.]| — 9) **Georgina Bloomfield**, Mitteilungen über europäische Höfe u. deren Politik seit 1842. Uebers. v. **Ida Goeben**. 2. Bd. Berlin, Stuhr. VII, 308 S. M. 4,50. |[J. Kürten: BerlTBl.

zweiten Bande ebenso wenig zu schöpfen, wie aus dem ersten; nur einige charakteristische Züge hochstehender Personen und Fürstlichkeiten, auch deutscher, erwecken Interesse. Die Vf. besitzt in hohem Grade die Fähigkeit plastischer Darstellung, die nur von dem fast unleidlichen Hoftone, der im Buche herrscht, beeinträchtigt wird. Die Uebersetzung ist flüssig und gewandt, leidet aber an der Unkenntnis, in der sich die Verdollmetscherin betreffs der technischen diplomatischen Ausdrücke befindet. — Das Zeitalter Kaiser Wilhelms behandelt zunächst Oncken[10]) in einem Werke, dessen zweiter Band im Berichtsjahre beendet wurde (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 32). Mit ihm schliessen die umfassenden Beiträge des Vf. zu der von ihm geleiteten „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" ab. Anregung und Belehrung für die Kenntnis der politischen Geschichte wird jeder auch in diesem letzten Werke finden; die Sprache ist fliessend, lebendig und fesselnd. Es ist nur Schade, dass der Vf. die litterarische Bewegung innerhalb der deutschen Nation während der Regierung Wilhelms I. gar nicht beachtet hat; sie möchte doch zu dem Gesamtbilde einer Zeit nicht minder gehören, als politische Vorgänge. Zumal die socialen Bestrebungen sind ohne Darlegung der bezüglichen Litteratur kaum in ihrem Wesen und in ihrer Bedeutung klar zu legen. — In ganz anderer Weise fasst Thamm[11]) seine Aufgabe. Ganz äusserlich werden hier die Biographien der Zeitgenossen Kaiser Wilhelms aneinander gereiht, allerdings mit Berücksichtigung der Künstler, Gelehrten und Schriftsteller. Selbst Goethe figuriert noch darunter, als Genosse des Zeitalters Kaiser Wilhelms! Der Standpunkt ist ein löblich unparteiischer, dafür wird aber kaum mehr gegeben, als jedes Konversationslexikon bietet; nur bei einigen sonst weniger bekannten Dichtern erhalten wir Proben aus ihren Werken[12]). —

Specialgeschichte. Aus der deutschen Geschichte, mit Ausschluss der reinpreussischen Dinge, heben wir zuvörderst eine Arbeit über die welfischen Lande Braunschweig und Hannover hervor, nämlich den dritten und letzten Band von O. von Heinemanns[13]) trefflichem Werke. In seinem zweiten Teile behandelt dieser Band den Zeitraum, der uns hier beschäftigt. Ein ganzer Abschnitt — der vierte des zweiten Buches — entwickelt den „kulturgeschichtlichen Ueberblick" über diese Lande während der zweiten Hälfte des 18. Jh. Anziehend wird geschildert, wie unter Herzog Karl I. (1735—80) und seiner Gemahlin Philippine Charlotte, des grossen Friedrich äusserlich und auch geistig ähnlichster Schwester, der „alten Hoheit," wie das Volk sie noch heute nennt — die „Aufklärung" ihren Einzug in das braunschweigische Herzogtum hielt. Sie wurde noch besonders begünstigt durch Prinz Ferdinand, des Herzogs vierten Bruder, den berühmten Feldherrn des 7 jährigen Krieges. Die litterarisch thätigen Professoren des neugegründeten Collegium Carolinum sah man häufiger bei Hofe als die Lehrer der Helmstedter Hochschule, die Vertreter einer soliden aber schwerfälligen Wissenschaft. Ueberhaupt bestand ein enger Verkehr zwischen dem Hof und dem gebildeten Mittelstande, wie derartiges, zu beiderseitigem Schaden, im Deutschland unseres heutigen, angeblich demokratischen Zeitalters mit seiner bis auf äusserste getriebenen gesellschaftlichen Scheidung der Stände nicht mehr existiert. Zahlreiche Litteraten — wer dächte nicht vorzüglich an Lessing? — wurden nach Braunschweig und Wolfenbüttel gezogen. Während in Hannover, infolge der Personalunion mit Grossbritannien, der englische Einfluss herrschte, machte sich in Braunschweig vor und während der Revolutionszeit eine franzosenfreundliche Stimmung geltend. In Hannover aber fühlte man sich als halbe Engländer: ständisch, konservativ-freigesinnt, der eigentlichen Aufklärungsrichtung feindlich. Juristen, Historiker, Publizisten wirkten in diesem Geiste. Man kann sich vorstellen, mit welcher Abneigung die hannöversche Bevölkerung die rücksichtslosen Neuerungen, selbst gutgemeinte und an sich segensreiche, der „westfälischen" Fremdherrschaft König Jeromes aufnahm! —

In die Zeiten der Revolutionskriege führt uns ein Aufsatz Hartmanns[14]). Es wird hier die Besetzung der alten Wahlstadt der deutschen Kaiser durch die Soldaten Custines im Herbst 1792 geschildert. Die Stadt, auf eine wirkungslose Neutralität pochend, war trotz des am Rheine tobenden Krieges sehr schlecht verwahrt, der Rat so mutlos wie möglich. Er liess zu, dass die französische Vorhut, wenige Hunderte stark, unter Führung von zwei Frankfurter Magistratsmitgliedern (!), die unglücklichen, in der Stadt weilenden französischen Emigranten ergriff und zum sicheren Tode nach Frankreich sandte; einer grösseren Schaar von Custines Heer überlieferte der Rat dann Frankfurt ohne einen Versuch des Widerstandes. Die Strafe für alle diese Schwäche

---

N. 65; Fels z. Meer, S. 342/3. — 10) W. Oncken, D. Zeitalter d. Kaisers Wilhelm. Mit Portrr., Illustrat., Karten u. Beilagen. 2 Bde. Berlin, Grote. 824 S.; 1018 S. M. 45,50. |[SchwäbKron. 22. Febr.]| — 11) A. Thamm, D. Zeitalter Kaiser Wilhelms I. oder d. Zeit d. Gährung Deutschlands, in Biographien dargest. Mit Portrr. in Lichtdr. Striegau, Wattenbach. VIII, 566 S. M. 6,00. — 12) ○ W. Vogt, Welt- u. Zeitgesch. v. 1862 bis 90. (= H. Dittmar, Gesch. d. Welt. Ergänzungsbd.) Heidelberg, Winter. VI, 559 S. M. 8,00. — 13) O. v. Heinemann, Gesch. v. Braunschweig u. Hannover. Bd. III. Gotha, Perthes. III, 483 S. M. 9,00. |[A. Köcher: HZ. 69, S. 537/8.]| — 14) J. F. Hartmann, D. Franzosen in Frankfurt, e. Säkularerinnerung:

war die Auferlegung einer Brandschatzung von zwei Millionen Gulden, zu der das Reichs-Oberpostamt und die Judenschaft noch je 200000 Gulden hinzufügen mussten. Gegen die Privaten benahmen sich die Franzosen zwar oft roh und übermütig, aber nicht gerade gewaltthätig. Rührend ist die Proklamation, in der Custine seine Misshandlung einer wehrlosen neutralen Stadt auf die „Grundpfeiler der Gerechtigkeit, die nunmehr die Richtschnur der fränkischen Republik ist,“ basierte. Keck rief er den Frankfurtern zu: „Ihr werdet von nun an keinen Kaiser mehr sehen“ — eine Prophezeiung, die sich insofern bewahrheitete, als die Bürger später Franz I. 1813 nur noch als österreichischen, nicht mehr als deutschen Kaiser erblickten. Der Aufsatz bildet ein interessantes Gegenstück zu Goethes Schilderung der französischen Besetzung Frankfurts im 7jährigen Kriege. — Manche Deutsche liessen sich dann von dem lockenden Glanze der Anfänge der französischen Revolution bestimmen, den jämmerlichen Zuständen der Heimat zu entfliehen und sich dauernd an die fränkische Nation anzuschliessen. Ihre Schicksale während der Schreckenszeit behandelt ein Aufsatz in Eckardts[14a]) Darstellungen aus der Herrschaft des Terrorismus. Es sind unparteiisch und gut erzählte, den Laien unterrichtende und fesselnde biographische Skizzen. — Sehr scharf, aber nicht ganz ungerecht geht Schütte[15]) in einem populären Aufsatze mit dem „guten Kaiser Franz I.“ ins Gericht. — Den ersten Versuch der Franzosen, das System der revolutionären Propaganda auf das rechte Rheinufer zu verpflanzen, schildert Obser[16]). Urheber und Werkzeug dieses Unternehmens war ein gewissenloser Abenteurer, der frühere Genieoffizier Claude de Poterat, der vom französischen Direktorium zu geheimen diplomatischen Sendungen benutzt wurde. Im April 1796 hatte er von Basel aus die Condéschen Emigranten zu überwachen sowie die badische und vorderösterreichische Bevölkerung zu revolutionieren. Einzelne Unruhen im badischen Oberlande kamen in der That vor, allein sie waren doch sehr unbedeutender Art. Poterat erwies sich bald als doppelter Verräter, da er auch mit den Emigranten konspirierte, und der Waffenstillstand (25 Juli 1796) und Friede zwischen Baden und Frankreich machte der Sache völlig ein Ende.[17-18]) —

Die Epoche des Rheinbundes tritt uns vor Augen in L. von Hirschfelds[19]) anziehender, wenn auch von historischem Standpunkt aus wenig bedeutsamer Schilderung der Verhandlungen, die Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin vom J. 1807 ab in Memel und Paris wegen Erhaltung der Unabhängigkeit des väterlichen Staates führte. Immerhin treten Kaiser Napoleon I., Königin Luise und andere hervorragende Persönlichkeiten, zumal des französischen Hofes, uns hier recht plastisch entgegen. —

Die Erhebung gegen die Fremdherrschaft schildert der zweite Halbband von Goettes[20]) umfassendem Werke, dessen erster Halbband schon (JBL. 1891 IV 1: 59) besprochen wurde. Ich fordere durchaus nicht, dass ein für das grosse Publikum bestimmtes Werk auf die Jagd nach „Unediertem“ gehen soll; im Gegenteil, fast auf allen Gebieten der neueren Geschichte giebt es so viele Specialforschungen, dass es einmal an der Zeit wäre, mit Verzicht auf den verhältnismässig leicht zu erringenden Ruhm archivalischer Untersuchung, vielmehr das unendliche Material zusammenfassende, künstlerisch und wissenschaftlich gleich durchgearbeitete Allgemeinwerke zu geben. Allein ich kann nicht zugestehen, dass ein so gross und eingehend angelegtes Buch, wie das von G., lediglich auf ein halbes Dutzend allbekannter Veröffentlichungen begründet werde. Damit wird nur Oberflächliches und Vergängliches geleistet und nichts, was der hohen Aufgabe entspricht, die sich der Vf. gestellt hat. Er verheisst im Vorwort Besseres für die Zukunft; aber aus dem vorliegenden Bande wird kein auch nur halbwegs Kundiger etwas lernen. Die Mitwirkung der Dichter bei der Erhebung des Volkes im Frühjahr 1813 ist übrigens in gebührender Weise geschildert. Weshalb der Vf., der so oft des von ihm viel benutzten Treitschke einseitige Angaben bekämpft, sie stets gelten lässt, wenn es sich darum handelt, die Juden anzugreifen, ist nur allzu erklärlich. — Tüchtiger und anerkennenswerter ist, trotz einzelner Mängel des Majors von Jagwitz[21]) Geschichte des Lützowschen Freicorps. Das Werk ist teilweise nach zahlreichen, vielfach noch unedierten, öffentlichen und Privatakten gearbeitet, teilweise aber

---

Didask. N. 247/9. — 14a) J. Eckardt, Figuren u. Ansichten d. Pariser Schreckenszeit 1791–94. Leipzig, Duncker & Humblot. VII, 449 S. M. 8,00. — 15) M. Schütte, D. letzte Beherrscher d. alten dtsch. Reiches. Hist. Gedenkblatt z. 1. März. Stralsund, C. Meinike. 16 S. M. 0,40. — 16) K. Obser, D. Marquis v. Poterat u. d. revolutionäre Propaganda am Oberrhein im J. 1796: ZGORh. 7, S. 385-413. — 17) ○ K. G. Bockenheimer, D. Einnahme v. Mainz durch d. Franzosen am 22. Okt. 1792. Mainz, Kupferberg. 4⁰. III, 37 S. M. 1,50. — 18) ○ K. H. Schaible, Deutschland v. 100 J. D. Einnahme v. Mainz im J. 1792 u. d. Mainzer Jakobiner. E. chronolog. Skizze, entworfen nach Dr. Chrn. Girtanners gleichzeitiger „Hist. Nachricht über d. franz. Revolution.“ Karlsruhe, Braun, VII, 87 S. M. 1,50. — 19) L. v. Hirschfeld, E. Thronerbe als Diplomat: DRs. 70, S. 203-33, 356-78; 71, S. 50-68. — 20) R. Goette, D. Zeitalter d. dtsch. Erhebung 1807–15. 2. Halbbd. (= Gesch. d. dtsch. Einheitsbeweguug im 19. Jh. I.) Gotha, Perthes. VI, 332 S. M. 5,60. |[MHL. 20, S. 72.]| — 21) F. v. Jagwitz, Gesch. d. Lützowschen Freicorps. Berlin, Mittler. XI, 313 S. M. 7,00. |[LCBl. S. 1117/8;

auch wörtlich älteren Büchern über denselben Gegenstand entlehnt, die nicht einmal erwähnt werden. Das ist ein ganz unwissenschaftliches Verfahren, wie es leider in neuester Zeit bei militärischen Geschichtsschreibern in Mode zu kommen scheint. Immerhin bietet das Buch lebhaftes Interesse als Geschichte eines Corps, das vornehmlich aus den höchstgebildeten Söhnen der Nation bestand, bei dem ein Körner und ein Friesen dienten, und das Immermann als „die Poesie des Heeres" bezeichnen durfte. Freilich sind die hochgespannten Erwartungen, die sich an die Entstehung dieses Corps knüpften, nicht erfüllt worden. Geist und Opfermut vermochten die fehlende kriegerische Erfahrung nicht zu ersetzen, und die mangelhafte Ausrüstung und Bewaffnung hinderten die erfolgreiche Verwendung der Schaar. Endlich wurde diese durch Unglück verfolgt; ich erinnere nur an den tückischen Ueberfall, den sie von den Franzosen, inmitten des Waffenstillstandes, bei Kitzen zu erleiden hatte, und bei dem Körner zum ersten Male verwundet wurde. Ja, die Tücke des Schicksals liess diese patriotischen Jünglinge und Männer während der entscheidendsten Monate des Krieges ausserdeutschen Interessen dienen, indem sie den Schweden durch Niederwerfung der Dänen zur Erwerbung Norwegens verhelfen mussten. Nicht, was die Lützower wirklich geleistet haben, begründet ihren Ruhm, sondern der Geist der feurigsten und edelsten Vaterlandsliebe, der sie zusammenführte und in jedem Augenblicke, unter tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten, beseelte. Ueber die Schicksale Körners und Friesens bringt das Buch nichts Neues. — Oncken[22]) verteidigt in seiner Abhandlung „Vom Vorabend des Befreiungskrieges" seinen bekannten Standpunkt, nach dem König Friedrich Wilhelm III. der selbstthätige Urheber der Entschlüsse ist, die 1813 zur Teilnahme Preussens am Kriege gegen Napoleon führten. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Richtigkeit dieser geschichtlichen These zu erörtern.[23]) —

Die Zeiten des Bundestages haben nur wenige Historiographen gefunden. Die ganze Misere der Zustände in Kurhessen während dieser traurigen Periode der deutschen Geschichte stellt Gerland[24]) dar auf Grund durchaus zuverlässiger persönlicher Aufzeichnungen seines Vaters, der Generalmajor in Kurhessischen Diensten war, und anderer authentischer Quellen. Das interessante Buch ist besonders wichtig und schätzenswert gegenüber modernen Schönfärbereien aus dem partikularistischen Lager. —

Der langwierige und schmerzliche Gährungsprozess, den Deutschland in der Zeit nach den Befreiungskriegen durchzumachen hatte, führte endlich zu gewaltsamem Ausbruche. Die Revolution von 1848 hat eine Reihe von geschichtlichen Bearbeitungen, die freilich unter sich sehr verschiedene sind, erfahren. Die bedeutendste ist das Werk von Blos[25]). Es fehlt bis jetzt durchaus an unparteiischen und genügenden Schilderungen des Revolutionsjahres 1848. Gewöhnlich kommt absoluter Tadel, seltener ebenso einseitige Lobpreisung zur Sprache. Der Vf. des vorliegenden Buches, der vom socialistischen Standpunkt ausgeht, steht allen damaligen Richtungen objektiv gegenüber. Er beurteilt mit gleicher Schärfe den Mangel an politischer Erfahrung im Volke, die Kurzsichtigkeit des Bürgertums und die verderbliche Redseligkeit und Thatenlosigkeit der Parlamente wie die Gewaltsamkeit, Selbstsucht und Unfruchtbarkeit der Reaktion. Gewiss aber hat er Recht, wenn er hervorhebt, dass der Idealismus und die Opferwilligkeit, wie sie während des „tollen Jahres" in breiten Schichten der Nation sich geltend machten, doch die gewaltige Wirkung geübt haben, dass sie dauernd ein ganz neues politisches Leben schufen und begründeten, dass seitdem das Volk als solches für die ganze politische und gesellschaftliche Entwicklung ein weit einflussreicherer Faktor geworden ist, als es in der vormärzlichen Zeit je war. Wenn wir die socialistischen Einseitigkeiten und Schärfen des Buches, das immerhin die republikanischen Gesinnungsgenossen des Vf. nicht minder streng beurteilt als dessen politische Widersacher, auf ihr richtiges Mass zurückführen, können wir aus dieser gewissenhaften, quellenmässigen und scharfsinnigen Darlegung vieles lernen. Sie hat auch das Verdienst, auf die ökonomischen Ursachen aufmerksam zu machen, die den Ursprung und Verlauf der Bewegung beeinflussten. Leider ist die litterarische Seite der letzteren, die doch von so grosser Bedeutung war, zumal das revolutionierende Wirken des jungen Deutschland, gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Das ist ein ernstlicher Mangel, der das volle geschichtliche Verständnis des J. 1848 fast unmöglich macht. — Auf dem Boden hervorragender litterarischer Entwicklung dagegen steht Rümelin, dessen Berichte an den Schwäbischen Merkur 1848—49 gesammelt und veröffentlicht zu haben, ein

---

FBPG. 5, S. 315.]| — **22**) W. Oncken, V. Vorabend d. Befreiungskrieges: HTb. 12, S. 1-42. — **23**) × H. Solger, V. alten dtsch. Reich z. neuen. D. dtsch. Einheitsbestrebungen im 19. Jh., volktüml. geschild. München, Mehrlich. VIII, 342 S. M. 4,00. — **24**) O. Gerland, 1810—60. Zwei Menschenalter kurhess. Gesch. nach d. Erinnerungen u. Aufzeichnungen d. Generalmajors Gerland u. anderer Quellen. Kassel, Brunnemann. VI, 291 S. M. 2,40. — **25**) W. Blos, D. dtsch. Revolution. Gesch. d. dtsch. Beweg. v. 1848 u. 49. Illustr. v. O.

dankenswertes Verdienst Schäfers[26]) ist. Ein Buch des feinsinnigen und geistvollen Pädagogen und Aesthetikers R. wird durch Gedanken und Form stets litterarisches Interesse erwecken. Auch hier zeigt er sich als Meister in der lichtvollen, durchsichtigen und dabei stets belebten Darstellung, sowie in der besonnenen, wohl durchdachten und über die lärmenden Einzelheiten des Tages sich erhebenden Auffassung. Trotz seiner gemässigten und monarchischen Gesinnung lässt er doch der Frankfurter Versammlung, deren Mitglied er war, volle Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihr Verdienst um die Formulierung und Verwirklichung des bis auf sie nur in der Region nebelhaften Traumlebens existierenden nationalen Gedankens rühmend anerkennt. Später wurde R., wie er selber sagt, ein ἀνὴρ Βισμαρκώτατος; aber dass dessen ganzes politisches Thun erst durch das „tolle Jahr“ ermöglicht wurde, ja aus ihm hervorging, hat er mit seltener Unparteilichkeit immer anerkannt. Auch über die zahlreichen bedeutenden Schriftsteller und Gelehrten, die in der Paulskirche wirkten, urteilt aus eigener Anschauung R. mit ebenso grosser Einsicht wie Gerechtigkeit. — Die Kehrseite des achtundvierziger Treibens zeigen die Erinnerungen Oechelhäusers[27]). Heiter und lebendig erzählt, führen sie uns in die ganze unpraktische Lächerlichkeit der Frankfurter sogenannten Reichsverwaltung jener Zeit ein. $2^1/_4$ Jahre verblieb Oe. im Dienste des Reichshandelsministeriums; freilich bestanden seine Obliegenheiten hauptsächlich in der Empfangnahme und Bescheinigung seines allerdings recht mässigen Gehaltes. Niemals ist idealer und zukunftsreicher, niemals aber auch unpraktischer politisiert worden, als im ersten deutschen Parlamente. Die traurigen Folgen machten sich sofort in einer Verwaltung geltend, die eben rein Nichts zu verwalten erhielt. Das Buch bietet ein treffliches Stimmungsbild jener naiv bewegten Tage, zugleich einen ernsten Fingerzeig für Gegenwart und Zukunft. Als Beilagen giebt der Vf. dann seine ehemaligen Zeitungskorrespondenzen über Schweizer Vorgänge sowie über die Prager Revolution und die Beschiessung der böhmischen Hauptstadt durch Windischgrätz. Namentlich diese letzteren Schilderungen gewinnen durch ihre Frische und ein bewundernswert einsichtiges und gerechtes Urteil ein litterarisches Interesse. — Streckfuss[28]) setzt seine, leider nur in allzu abgerissenen und seltenen Artikeln niedergelegten Erinnerungen an das Jahr 1848, und zwar an die damaligen Berliner Vorgänge, fort, denen er als aufmerksamer Augenzeuge beigewohnt hat. In den vorliegenden Nummern ist geschildert die Rückkehr des Prinzen von Preussen nach der Hauptstadt (8. Juni), wo er von dem Pöbel mit Zischen und Schreien empfangen wurde, als er sich auf der Strasse zeigte; ferner die Aufregung, die der Berendssche Antrag auf Anerkennung der Revolution und dessen Verwerfung durch die Nationalversammlung in Berlin hervorriefen. Aber auch bei diesen Gelegenheiten zeigte es sich, wie harm- und leidenschaftslos im Grunde diese Berliner Bevölkerung war, deren Grimm meist ohne Wirkung verpuffte. — Die bleibende Bedeutung der Thätigkeit des Frankfurter Parlamentes beschrieb in prägnanter, geistvoller und gerechter Weise Binding[29]). Der berühmte Leipziger Rechtshistoriker stellt sich sogleich auf den wahren geschichtlichen Standpunkt, indem er das Verdienst der Männer der Paulskirche um die Förderung des deutschen Reichsgedankens hervorhebt, und zwar in einer Rede, die am Geburtstage des sächsischen Monarchen in der Aula der Leipziger Universität gehalten wurde. Nichts kann bezeichnender sein, als dieser letztere Umstand, für den unwiderstehlichen Gang richtiger und fruchtbarer geschichtlicher Ideen. Die Gegner der Reichsgründung von vor 46 Jahren sind längst deren wärmste Anhänger und Verteidiger geworden. B. stellt fest, dass die Fürsten sowohl im alten Reiche wie im Rheinbund und deutschen Bunde sich unfähig gezeigt hatten, die einzelnen Glieder Deutschlands zur Einheit zusammenzufügen; diese Aufgabe richtig erkannt und ihrer Verwirklichung nahe geführt zu haben, sei der unsterbliche Ruhm der Paulskirche von 1848 und 49. Er erkennt an, dass unsere heutige Reichsverfassung auf die damalige begründet ist, ja dass letztere viele Vorzüge vor der jetzigen voraus hat. Dabei hat das Parlament nicht etwa revolutionär, sondern konservativ und mässigend gewirkt; freilich — das hebt B. mit Recht hervor — hat es dadurch die einzige reale Macht von sich gestossen, die es bei dem Uebelwollen der Fürsten für sich hätte anrufen können: nämlich die revolutionäre. Es glaubte an die sofortige selbst wirkende Macht grosser politischer Ideen — das war ein verhängnisvoller, aber ein edler Irrtum. Und es hat der Zukunft für immer den Weg gewiesen, auf Preussen, das vor allem das Werk der Paulskirche zerstört hatte, die Ehrenschuld gelegt, selber

---

E. Lau. Stuttgart, Dietz. VIII, 670 S. M. 5,70. |[BLU. S. 341.]| — **26**) G. Rümelin, Aus d. Paulskirche. Berichte an d. SchwäbMerk. aus d. J. 1848 u. 49. Her. u. eingel. v. H. R. Schäfer. Stuttgart, Göschen. XI, 259 S. M. 4,00. |[BLU. S. 340/1; H. Grauert: HJb. 13, S. 638; NationB. 9, S. 432; HambCorrB. N. 30; J. Kürten: Zeitgeist N. 17.]| — **27**) W. Oechelhäuser, Erinnerungen aus d. J. 1848—50. Berlin, Springer. V, 138 S. M. 2,00. |[LCBl. S. 1118; BLU. S. 838-40; HambCorrB. N. 24; Didask. N. 22/3; F. Meinecke: HZ. 72, S. 118. — **28**) A. Streckfuss, Erinnerungen aus d. J. 1848. Stück 34/5: Zeitgeist N. 4, 9. — **29**) K. Binding, D. Versuch d. Reichsgründung durch d. Paulskirche in d. J. 1848 u. 49. Leipzig, Duncker u. Humblot. VI, 64 S.

für die nationale Einigung Sorge zu tragen. Erst nach einem Vierteljahrhundert ward diese Schuld getilgt, aber sie wurde es dann um so vollständiger und dauernder; und so wenig die preussischen Begründer des Reiches mit dem Frankfurter Parlamente gemein hatten, sie haben die Gedanken, die dieses zu verwirklichen gesucht, zum guten Teil übernehmen müssen[30]). — Mai[31]) hat in jenem wilden J. 1848 eine 10000 Nummern umfassende Sammlung von Bekanntmachungen, Gedichten, Maueranschlägen, Flugblättern, bildlichen Darstellungen usw. politischen Inhalts angelegt. Aus dieser geschichtlich und kulturhistorisch überaus wichtigen Kollektion teilt er eine Auswahl sehr merkwürdiger Stücke mit, deren jedes er mit kurzen, aber genügenden erklärenden Bemerkungen einleitet. Die Veröffentlichung beginnt mit dem Schweizer Sonderbundskriege des J. 1847 und schliesst mit dem Ende des J. 1848. Zuerst überwiegt, bei dem kampfesfreudigen uud hoffnungsreichen Beginne, in den Liedern der pathetische Ton; allmählich aber, wie die Berliner Bewegung mehr und mehr im Sande verläuft, macht sich in Versen und Prosa überwiegend der skurrile, spöttische Berliner Witz in unerfreulicher Weise geltend. Unter den mitgeteilten Gedichten besitzen nur wenige — von Freiligrath, Brass, Herwegh usw. — wirklich poetischen Wert. Die wahre Bedeutung dieser Aufsätze liegt in dem kulturhistorischen Bilde, das sich uns hier von dem Wesen und der Stimmung der damaligen Berliner Bevölkerung entrollt. Dabei bemerken wir, dass es keine ungerechtere Beschuldigung giebt, als wenn man der Berliner Revolution einen kosmopolitischen, vaterlandslosen Charakter zuschreibt; der scharfe Widerspruch, den in dieser Hauptstadt die Wahl eines österreichischen Erzherzoges zum deutschen Reichsverweser durch das Frankfurter Parlament fand, beweist vielmehr zur Genüge, dass die Berliner Demokraten damals, wie zumeist noch heute, gute preussische Patrioten waren. Irren wir nicht, so hat gerade jene Wahl der thatkräftigen Begeisterung für die Sache deutscher Einheit und Freiheit im Herzen der Berliner einen verderblichen Stoss gegeben. Allmählich siegt die Reaktion; und während früher die volkstümlichen Kundgebungen sämtlich in freiheitlichem und deutschem Geiste gehalten sind, machen sich nunmehr ausschliessliches Preussentum sowie Feindschaft gegen Demokratie und Konstitutionalismus geltend. Mit rühmlicher Unparteilichkeit und durchaus sachgemäss legt M. die einen wie die anderen Erscheinungen vor. — Nicht dasselbe Lob können wir Oertel[32]) erteilen. Schon der Titel seines Aufsatzes zeigt die parteipolitische Absicht, und die Bemerkungen, mit denen er seine kleine Sammlung politischer Lieder von 1848 begleitet, atmen glühenden Hass gegen alle modernen Bestrebungen, auch gegen den gemässigtesten Liberalismus, sowie gegen Berlin und zeigen bedenkliche Vorliebe für hämischen Antisemitismus. Oe. stimmt freudig zu, wenn in wohlfeiler Weise die Dresdener Barrikadenstreiter und die badischen Aufständischen verspottet werden — Männer, die doch für ihre Ueberzeugung zu kämpfen und zu sterben wussten und deshalb heute, nach Abklärung der Tagesleidenschaften, allgemeiner Achtung wert erscheinen gerade denjenigen, die ihre Gesinnungen nicht teilen. Immerhin erhalten wir auch hier einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der volkstümlichen Poesie des 1848er Jahres. Schon die Beachtung, die man diesem augenblicklich mehr als je schenkt, beweist, dass die „tolle" Zeit ihre grundlegende Bedeutung auch für die Gegenwart noch nicht verloren hat. —

Das Werden des neuen deutschen Reiches will Maurenbrecher[33]) auf dem Grunde langjähriger umfassender Quellenstudien darstellen. Er verhehlt sich nicht die Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen die Natur des ausgedehnten, aber doch noch recht lückenhaften Materials bereitet. Auffallender Weise jedoch erwähnt er nicht das Bedenken, einen Gegenstand, der noch so unmittelbar von den heutigen Parteikämpfen berührt wird, wissenschaftlich, d. h. mit völliger Unparteilichkeit behandeln zu wollen, und ebenso wenig den Umstand, dass die Ereignisse noch nicht ihren Abschluss gefunden haben und deshalb weder sie selbst, noch die bei ihnen mitwirkenden Persönlichkeiten ein endgültiges historisches Urteil empfangen können. In der That ist, trotz löblichen Strebens, das Ziel der Unparteilichkeit nicht erreicht. Sie kann doch nicht darin bestehen, dass der Vf. sich überall und ausschliesslich auf den Standpunkt Bismarcks stellt. Selbst das tragische Ende des Kaisers Friedrich kann diesen nicht vor der Verdächtigung (S. 38) schützen, dass er, wenn er wirklich regiert hätte, sich zum gehorsamen Werkzeuge der englischen Politik gemacht haben würde. Wo hat M. gefunden, dass solche Absicht bei der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von der englischen Regierung gehegt worden ist? Ebenso unbegründet (S. 167) ist die Anklage, während der Monate vor Ausbruch des böhmischen Krieges habe der Kronprinz seine Differenzen mit Bismarck geflissentlicher Weise öffentlich gezeigt. Als Beweis wird nur angeführt, dass er im Ministerrate des 28. Febr. 1866 gegen Bis-

---

M. 1,20. — **30**) ○ F. X. Graf Deym, Friedrich Graf Deym u. d. österr. Frage in d. Paulskirche. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. VIII, 85 S. M. 2,00. — **31**) E. Mai, D. Berliner Strassenlitt. d. J. 1848: VossZg^{B}. N. 25. — **32**) G. Oertel Zeitgemässe Spottlieder gegen d. Demagogen v. 1848: LZg^{B}. N. 53. — **33**) W. Mauren-

marcks Kriegspolitik protestiert habe. Wo ist da die „Oeffentlichkeit“? Kein Wort wird davon gesagt, dass — wie M. schon damals aus den Denkwürdigkeiten Herzog Ernsts von Koburg wissen konnte — auch König Wilhelm selber dem Bruche mit Oesterreich widerstrebte und zu diesem schliesslich nur durch den überlegenen Willen und Geist seines ersten Ministers genötigt worden ist. Kein Wort auch von der entscheidenden Unterstützung, die der Kronprinz in den Nikolsburger Friedensunterhandlungen Bismarck gegen die andersgearteten Absichten des Königs zu Teil werden liess! In dem Programme des Prinzregenten bei Antritt der Regierung (S. 99) wird gerade das Wesentlichste, die scharfe Erklärung gegen Muckertum und kirchliche Heuchelei ausgelassen. Die Darstellung der Konfliktszeit (S. 62) ist vollständig falsch, indem der Liberalismus der Feindschaft gegen das Heer beschuldigt wird. Er wollte nur die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die ja jetzt, bei viel schwierigerer technischer Ausbildung des Soldaten, vom Kaiser und von den höchsten deutschen Heerführern als ausreichend anerkannt worden ist. Nicht die Liberalen hatten also Unrecht, sondern Kaiser Wilhelm I., wenn dieser nicht vielmehr die Absicht hegte, in militärischen Dingen der Krone absolute Macht zu bewahren und den specifischen Soldatengeist durch längere Dienstzeit im Heere zu stärken. Bismarck pflichtete dem Herrscher nur bei, um sich dessen Unterstützung für seine kühne und geniale äussere Politik zu sichern. Nicht minder unrichtig ist die Behauptung (S. 139), dass der Augustenburger die preussischen Forderungen militärischer, maritimer und politischer Art zurückgewiesen habe. Dagegen erkennt M. offen an (S. 198), dass Bismarck 1862 sein Ministerium mit der festen Absicht eines Entscheidungskrieges gegen Oesterreich angetreten hat. Selbstverständlich hören wir nichts von dem eifrigen Wirken patriotischer Parlamentarier für Deutschlands Einheit im J. 1870 — alles geht nur durch die offiziellen Machthaber vor sich. Da auch die militärischen Ereignisse nur kurz erwähnt werden, erscheint Bismarck als alleiniger Schöpfer der Einigung. Das ist denn doch ein sehr einseitiges Bild. Des Widerstandes, den König Wilhelm der Begründung des Kaisertums leistete, wird ebenso wenig gedacht wie der bedeutsamen Einwirkung des Kronprinzen und des Grossherzogs von Baden, die jenes Widerstreben ihres erlauchten Vaters zum guten Teile überwunden haben — Thatsachen, die schon damals im Tagebuche Kaiser Friedrichs klar genug vorlagen. Man darf also nicht sagen, dass M.s Buch die Ankündigung seines Vf. erfüllt, ganz nach der bewährten Methode exakter historischer Forschung gearbeitet zu sein. Die Darstellung selber ist flott und anziehend, wenn auch einzelne sprachliche Inkorrektheiten und Schwülstigkeiten (wie S. 61: „eine böse Verflechtung der deutschen und preussischen Dinge warf über unser Vaterland ihre giftigen Schatten“) mit unterlaufen. — Der Krieg von 1866 war die notwendige Folge der ungelösten und doch auf Lösung drängenden Aufgabe von 1848. Welcher Unparteiische sähe nicht ein, dass Preussen, dass Bismarck die Erbschaft des Frankfurter Parlamentes übernahmen, und, wenn auch nicht überall in der früher gedachten Weise, verwirklichten? Dies wird wieder recht klar aus Kanngiessers[34]) Geschichte des Krieges von 1866. Nämlich der eigentliche Gegenstand des Werkes füllt nur den zweiten, schwächeren Band aus, während die weitläufige Erörterung der deutschen Frage von dem Beginn der 1850er Reaktionsperiode an den stärkeren ersten Teil ausschliesslich einnimmt. Das ist freilich ein Missverhältnis, aber doch ein recht bezeichnendes: der Kampf von 1866 ist eben nur die Vollendung und der Abschluss einer längst begonnenen Entwicklung. K. erinnert in der Darstellung vielfach an Scherr; wie dieser, ist er wohl belesen, und er sucht seine Arbeit möglichst auf Aktenstücke zu stützen. Allein dabei liebt er, wie Scherr, stark dröhnende Worte und einen anekdotenartigen, pikanten Stil. Indessen, K. ist gerechter gegen Menschen und Dinge und von Scherrs Spott- und Tadelsucht frei. Bismarck und Wilhelm I. werden durchaus unparteiisch gewürdigt bei einem entschieden liberalen Standpunkte. Der Vf. ist über dem Werke gestorben, und die letzten Kapitel des zweiten Bandes hat eine fremde Hand geschrieben, die sich freilich von ganz anderen, mehr rechts-nationalliberalen Meinungen leiten liess. Dadurch ist in das ganze Buch ein bedauerlicher Zwiespalt gekommen: Prämissen und Schluss stehen im Widerspruch. Lebhaft zu tadeln ist, dass der Kriegsgeschichte weder Karten noch Pläne beigegeben sind; solche Versäumnisse, die dem Leser das Verständnis der geschilderten militärischen Operationen unmöglich machen, sollten doch endlich vermieden werden. — Vielbesprochen wurde der Ursprung des grossen Krieges von 1870 und zumal die Frage, wer ihn eigentlich veranlasst habe. Anknüpfend an das anonyme Buch „An Englishman in Paris“ erörterten diesen Gegenstand Forbes und Nathan[35]).

---

brecher, Gründung d. dtsch. Reiches 1859—71. Leipzig, Pfeffer. XV, 262 S. M. 4,00. — 34) O. Kanngiesser, Gesch. d. Krieges v. 1866. Nebst e. Vorbericht „D. dtsch. Frage in d. 1850er Jahren.“ 2 Bde. Basel, Schweiz. Verlagsdruck. VII, 388; IX, 344 S. M. 10,00. |[HJb. 13, S. 639; V. Kurs: BLU. S. 827/8, HambCorrB. N. 30; J. Kürten: BerlTBl. N. 248.]| — 35) Arch. Forbes: 19thCent. 32, S. 285-97; P. Nathan,

Zu einem bestimmten Ergebnis aber vermochten sie nicht zu gelangen. Als sicher stellt sich nur heraus, dass es in Frankreich damals eine starke Strömung für den Krieg gab, der diesem Lande die durch Königgrätz verlorene Uebermacht in Europa wiedergeben sollte; dass in Deutschland die Ueberzeugung herrschte, die Franzosen würden binnen kurzem jedenfalls den Kampf herbeiführen, und deshalb an massgebenden Stellen der Wunsch vorhanden war, ihn unter günstigen diplomatischen und militärischen Bedingungen zum Ausbruche zu bringen. Fürst Bismarck hat sich ja selber gerühmt, hierzu im Juli 1870 das Seinige beigetragen zu haben. — Wirklich weist Delbrück[35a]) nach, dass Bismarck durch tendenziöse Aenderungen in der bekannten Emser Depesche Adickes, durch plötzliche Erteilung des Urlaubes an den norddeutschen Botschafter in Paris und durch absichtliche Indiskretionen an Lord Loftus, den Vertreter Englands in Berlin, den Beginn des Krieges beschleunigt und dadurch den Zettelungen Frankreichs mit Oesterreich und Italien die Möglichkeit sofortiger thatsächlicher Wirkung genommen hat. Der Krieg war durch die Stimmung in Frankreich unvermeidlich geworden; ihn aufzuschieben, war nur durch eine Demütigung Deutschlands in der spanischen Thronfrage möglich und würde überdies die österreichische und italienische Regierung in den Stand gesetzt haben, zu Gunsten der Franzosen einzugreifen. So hatte Bismarck vollkommen Recht, damals den Kampf unverzüglich aufzunehmen. — Das Berichtsjahr brachte eine Fülle von Tagebüchern und Erlebnissen aus dem Feldzuge 1870—71. Da der litterarische und geschichtliche Wert dieser Erscheinungen aber im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Menge steht und sie nur für den allerengsten Kreis der Nächstbeteiligten Interesse bieten, gehen wir nicht auf sie ein.[36-40]) —

In die Gegenwart führt uns die Uebersicht der Geschichte des Jahres 1891 von Wilh. Müller[40a]), der leider über der Arbeit gestorben ist. Wir heben nur hervor, dass die Totenlisten für dieses Jahr auch die litterarischen und wissenschaftlichen Grössen hervorheben, mit kurzer aber treffender Darstellung ihrer Verdienste und hauptsächlichen Publikationen. — Sabins[41]) Zeitbetrachtungen seien jedem dringend empfohlen, der sich in Kürze über den Zustand, die Ziele und die Kämpfe unserer politischen und socialen Parteien unterrichten will. Der Vf. steht offenbar auf freikonservativem Standpunkte, aber seine Betrachtungsweise ist unparteiisch und dringt tief in das Wesen der Dinge ein; die Sprache ist edel und sachlich. Wundersam berührt nur (S. 14) die Rechtfertigung der gegenwärtigen Einteilung der Reichs-Wahlkreise — die das platte Land so ungemein vor der städtischen Bevölkerung bevorzugt — „weil sonst der Schwache noch schwächer, der Mächtige noch mächtiger gemacht werden würde". Dann müsste ja die an Zahl kleinste Volksklasse immer gerade die stärkste Vertretungsziffer haben! Sehr richtig dagegen ist der den Liberalen gemachte Vorwurf (S. 65), dass sie das wirtschaftliche Gebiet allzu sehr vernachlässigt haben. Auch der Mahnruf (S. 67), dass die Parteien sich gegenseitig mehr achten müssten, da jede Partei ihre Existenzberechtigung habe, ist sehr bemerkenswert. — Warschauer[42]) setzt seine Sammlung von Monographien über die socialistischen Systeme unseres Jh. fort. Der Darstellung Saint-Simons und des Saint-Simonismus folgt die Fouriers und seiner Schüler. Die vortreffliche Arbeit beruht lediglich auf den Originalveröffentlichungen der Führer dieser Richtung, was um so verdienstlicher ist, als die bezüglichen Schriften teilweise nur noch in der Pariser Nationalbibliothek zu finden sind. Wer sich in übersichtlicher, anziehender und durchaus zuverlässiger Weise über Fourier, diesen Romantiker des Socialismus, über seinen eigenartigen und thatkräftigen Schüler und Fortsetzer Considérant, sowie über die Versuche, deren Ideen zu verwirklichen, belehren will, dem sei W.s Arbeit empfohlen, die dabei mit sachgemässer und allgemein verständlicher Kritik die Theorie und Praxis der Fourierschen Schule beurteilt. Auch die sonstige Litteratur über den Gegenstand findet volle Berücksichtigung. — Nicht das gleiche Lob kann man dem Buche Wyzewas[43]) über die socialistische Bewegung zollen. Es ist geistreich geschrieben, giebt aber von der Lage des Socialismus, sowie von dem Wesen und den Zwecken seiner Führer ganz falsche Vorstellungen; dies gilt besonders für die

---

NationB. 9, S. 757/8. — **35a)** H. Delbrück, D. Ursprung d. Krieges v. 1870: PrJbb. 70, S. 729-46. — **36** × H. Nebe, Erlebnisse e. bad. Feldartilleristen im Feldzuge 1870—71. Karlsruhe, Reiff. 160 S. M. 1,80. (Noch e. d. besten u. anziehendsten dieser Bücher.) — **37)** × Th. Bracht, Ernstes u. Heiteres aus d. Kriegsjahre 1870—71. Erlebnisse e. Studenten u. Einj. d. kgl. süchs. 8. Inf.-Regim. N. 107. Halle a. S., Waisenhaus. VII, 239 S. M. 2,40. — **38)** × W. Ernst, Vom Rhein z. Kanal. Erinnerungen aus d. Feldzug 1870—71. Rathenow, Babenzien. IV, 158 S. M. 1,50. — **39)** × H. v. Gersdorff, Vor 20 Jahren. Erinnerungen an d. Feldzug 1870—71. Rathenow, Babenzien. IV, 171 S. M. 1,50. — **40)** × P. v. Elpons, Tagebuch d. dtsch.-französ. Krieges 1870—71. Saarbrücken, Klingebeil. 900 S. M. 7,50. — **40a)** Wilh. Müller, Politische Gesch. d. Gegenw. Bd. 25: D. J. 1891. Berlin, Springer. XI, 304 S. M. 4,00. |[SchwäbKron, 21. Mai.]| — **41)** J. Sabin, Zwölf Jahre dtsch. Parteikämpfe (1881—92). (= Dtsch. Schriften für nat. Leben, her. v. E. Wolff. N. 5.) Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer. 67 S. M. 1,00. — **42)** O. Warschauer, Gesch. d. Socialismus u. Kommunismus im 19. Jh. 2. Abt.: Fourier, seine Theorie u. Schule. Leipzig, Fock. VII, 131 S. M. 2,00. — **43)** T. de Wyzewa, D. socialist. Bewegung in Europa. Ihre Träger u. ihre Ideen. Dtsch. Uebersetz. v. H. Altona. Braunschweig,

deutschen und englischen Verhältnisse. Der Uebersetzer fügt eine Darstellung der beiden, während des J. 1891 in Brüssel und Erfurt abgehaltenen grossen socialistischen Kongresse hinzu, die an blinder Feindschaft gegen die socialdemokratische Partei und an krassem Antisemitismus krankt. — Ebenso geringe Bedeutung besitzen Fleischmanns[44]) Betrachtungen über die vorige und die kommende Revolution. Sie beruhen auf Auszügen aus der Darstellung Taines, die dazu bestimmt sind, die französische Umwälzung im allerschlimmsten Lichte darzustellen und das deutsche Volk gründlich gruselig zu machen. Es ist eine einseitige Tendenzschrift, die von dem heutigen Standpunkte der Nationalökonomie und der Socialwissenschaft auch nicht die mindeste Ahnung zeigt. — Den deutschen Socialismus im besonderen behandeln mehrere französische Arbeiten. Bourdeau[45]) betrachtet ihn im Zusammenhange mit dem russischen Nihilismus. Es ist eine urkundliche, ernste Studie, herrührend von einem wahren Geschichtsphilosophen, der über der Entwicklung der allgemeinen Tendenzen auch die schöpferischen Persönlichkeiten nicht vergisst, von denen er charakteristische und anschauliche Lebensbeschreibungen giebt. Er leitet den Ursprung des deutschen Socialismus besonders vom Hegelianismus her. Eine solche Auffassung bekämpft Lévy-Brühl in seiner Kritik des B.schen Werkes; er führt den Beginn der deutschen socialen Bewegung auf die französischen und englischen Vorbilder zurück, deren Theorien dann aber Marx, Lasalle, Engels ganz selbständig und eigentümlich weiter entwickelt haben. Diese ersten Führer würden jedoch, wie B. weiter sagt, nicht den ungeheuren Erfolg gehabt haben, der ihnen thatsächlich geworden ist, wenn dafür nicht die schnelle Entwicklung der Grossindustrie in Deutschland und damit die rapide Anhäufung von Arbeitermassen in zahlreichen Städten den Boden geschaffen hätten. Je jünger diese Zustände gerade in Deutschland waren, je weniger hier die Arbeiter altüberlieferte Anschauungen und feste Organisationen besassen, um so schneller und weiter verbreiteten sich unter ihnen die socialistischen Lehren. Das geschickte, auf den deutschen Volkscharakter sehr wohl berechnete, zwischen Thatkraft und vorsichtiger Mässigung die rechte Mitte haltende Verfahren der deutschen Socialistenführer wird von B. wie von seinem Kritiker würdigend anerkannt (vgl. I 4: 405-15). —

Ueber Oesterreichs Geschichte, soweit sie unser Zeitalter betrifft, haben wir nur das Buch des von Krones[46]) über die J. 1810—15 anzuführen. Der bekannte Historiker der Grazer Universität, der schon so viel zur Aufhellung der Geschichte Oesterreichs in der Zeit der Revolutions- und Napoleonischen Kriege gethan hat, giebt uns hier ein Doppeltes: einen Teil des Tagebuches des Erzherzogs Johann während der kurzen Friedenszeit von 1810—12, und die Briefe Hormayers an denselben Fürsten während der Festungshaft, die der Schriftsteller als Begründer des zur Befreiung Tirols von der Fremdherrschaft bestimmten „Alpenbundes“ und als „Verführer“ des hierbei beteiligten Erzherzogs Johann in Munkácz von 1813—16 zu erdulden hatte. Umfassende Einleitungen und Erläuterungen, auf gründlichen und unparteiischen Studien beruhend, erleichtern und vervollständigen das Verständnis der mitgeteilten Aktenstücke. Merkwürdig ist, dass Erzherzog Johann, der Bruder des Kaisers Franz, nach dem unglücklichen Kriege des J. 1809, nach der Vermählung der österreichischen Kaisertochter mit Napoleon I. und bei der elenden Finanzlage Oesterreichs nicht nur den Staatsbankerott, sondern auch den Untergang der Habsburgischen Dynastie vorhersagen zu müssen glaubte; er sah schon „den Kaiser, zu nichts reduziert, seine Tage als Privatmann auf fremdem Boden, sich und anderen zur Last, ohne Achtung und Bedauern zubringen“. Schon damals meinte er das Heil nur in einer konstitutionellen Verfassung, mit Ueberwiegen des deutschen Elementes, zu finden (S. 105). Eine wahrhaft prophetische Einsicht, die ihrer Zeit weit voraus geeilt war und selbst heute noch nicht in den leitenden Kreisen Oesterreichs durchgedrungen zu sein scheint! Bei solchen Anschauungen urteilt selbstverständlich das Tagebuch des Erzherzogs sehr scharf über Metternich. Die Briefe Hormayers geben nur wenig geschichtlich Bedeutendes, sind aber um so wichtiger für die Kenntnis des Wesens dieses eigentümlichen, aus Eitelkeit und tüchtigem Streben, aus Begabung und Oberflächlichkeit zusammengesetzten Charakters. —

Preussen. Hier ist die Ausbeute etwas reicher. In der Reihe der allgemeinen Darstellungen sei zuerst das tüchtige Werk Geigers[47]) genannt, das in seinem Verlaufe sich bis in unsere Epoche erstreckt. Der durch frühere Arbeiten über die Kulturgeschichte Berlins wohl vorbereitete Vf. will uns die geistige Entwicklung der Hauptstadt von dem Erwachen wirklichen intellektuellen Lebens bis zu dem Augenblicke schildern, da das Streben nach Herbeiführung verfassungsmässiger Regierungsformen einen völligen Umschwung im Denken und Sein der Berliner hervorbringt. Mit

---

Salle. VIII, 111 S. M. 1,50. — 44) O. Fleischmann, D. vorige u. d. kommende Revolution. E. Vorles. aus Anlass d. französ. Revolutionsjubil. d. dtsch. Volke geh. Kaiserslautern, Taschern. VIII, 264 S. M. 2,80. — 45) J. Bourdeau, Le socialisme allemand et le nihilisme russe. Paris, Alcan. 322 S. Fr. 3,50. |[L. Levy-Brühl: RPL. 1, S. 533/8.]| — 46) F. v. Krones, Aus Oesterreichs stillen u. bewegten J. 1810—12 u. 1813—15. Innsbruck, Wagner. XVI, 418 S. M. 7,00. |[LCBl. S. 316/7.]| — 47) (I 4: 586; III 1: 59.) — 47a) K. Euler, Berlin

unermüdlichem Eifer hat er für diese schwierige, doch dankenswerte Aufgabe gedrucktes und hs. Material in weitestem Umfange gesammelt. Von den Regenten, die so bestimmend auf die litterarische, religiöse und sociale Entfaltung dieser hauptstädtischen Bevölkerung eingewirkt haben, sowie von den hervorragenden Vertretern der geistigen Strömungen, werden ebenso sachverständige wie anschauliche Bilder entworfen. Es treten uns die oberflächlichen, philosophischen und poetischen Bestrebungen unter Friedrich III. (I.), das rohe, brutale, bildungsfeindliche, aber materiell gesunde Wesen unter dem derben Friedrich Wilhelm I., die bedeutenden Erscheinungen in der französierenden „Aufklärungszeit" des grossen Friedrich mit plastischer Deutlichkeit entgegen. Auch die ökonomischen Verhältnisse, die häuslichen Sitten und Bräuche, die Verkehrseinrichtungen der Einwohner werden gebührend berücksichtigt. Ueberall urteilt der Vf. sine ira et studio, die Vorzüge längst abgethaner Richtungen ganz ebenso würdigend wie die Schattenseiten sympathischerer Bestrebungen. Die bedeutende Rolle, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jh. die Juden in Berlin spielten, rechtfertigt die besondere Darstellung ihrer damaligen Geschichte in der preussischen Hauptstadt. Sehr eingehend ist, neben der litterarischen, auch die wissenschaftliche Entwicklung geschildert. Für den Litterarhistoriker ist das Werk von grosser Bedeutung. — Eine Episode aus späterer Zeit giebt Euler[47a]): Berlin im J. 1812. In lebenswahrer Darstellung treten uns hier die Aermlichkeit der ökonomischen Lage, die dumpfe Stimmung, der heimliche Groll gegen die Franzosen vor Augen, wie sie damals die Berliner beseelten. Jahn und seine Gesinnungsgenossen schüren eifrig zur Erhebung gegen die gehassten Feinde, deren Unglück in Russland, trotz der scharfen Censur, bald in der preussischen Hauptstadt bekannt und von hier, auf tausend geheimen Wegen durch ganz Deutschland berichtet wird. — Max Lehmann[48]) teilt, in Fortsetzung der schon früher, im 61. Bande der HZ. von ihm veröffentlichten Forschungen zur Geschichte der Begründung der allgemeinen Wehrpflicht in Preussen, neue Aktenstücke — für das J. 1810 — mit. Wir sehen hier die Minister Dohna und Altenstein heftigen Widerspruch gegen die „Konskription" erheben, und zwar weil das Soldatengewerbe vor allem körperliche Kraft erfordere, die aber nur bei den unteren Ständen, zumal auf dem Lande, zu finden sei; weil die allgemeine Wehrpflicht die geistigen und materiellen Kräfte des Volkes erschöpfen und weil sie die Unterrichteten und Wohlhabenden aus dem Lande treiben werde. Bayern suchte diese Gegengründe in einer feurigen und beredten Denkschrift an den König zu widerlegen; allein an den Bedenken des jeder Neuerung abgeneigten Monarchen scheiterte die grosse zukunftsreiche Militärreform abermals. — Uebertrieben und einseitig wird die unglückliche Lage des preussischen Bauernstandes vor der Steinschen Reform von Tischert[49]) dargestellt. Kants angebliche Mitwirkung bei der Aufhebung der bäuerlichen Erbunterthänigkeit beschränkt sich, bei Lichte besehen, auf den Umstand, dass der liberalisierende Oberpräsident von Schön sein Schüler war. — In anderartig bewegte Zeiten führt von Kessel-Zeutsch[50]) mit seinen Erinnerungen aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. Leider bieten sie uns nur ein Gemisch von sehr oberflächlichen und parteiischen geschichtlich-politischen Bemerkungen, verwoben mit einigen persönlichen Reminiscenzen, die die J. 1848—52 betreffen. Der Vf. ist damals bisweilen als wachthabender Officier in die Umgebung des Königs gekommen, doch in so förmlicher Weise, dass seine Erinnerungen eben nur einige längst bekannte Aeusserlichkeiten enthalten können. — Gänzlich unbedeutend sind von Natzmers[51]) Erinnerungen aus dem Berliner Hofleben in den J. 1826—62. Selbst die an sich einigermassen interessanteren Anekdoten sind längst aus anderweitigen Veröffentlichungen bekannt. — Das Hofleben unter Kaiser Wilhelm II. wird uns von einem Anonymus[52]) in wohlunterrichteter und anziehender Schilderung vorgeführt. Von besonderem Interesse ist sie für Kulturhistoriker und solche Romanschriftsteller, die ihre Erzählungen in den höchsten Kreisen spielen lassen. — Dagegen hat sehr wenig Wert eine allgemeine Darstellung der zeitgenössischen Berliner Gesellschaft, gleichfalls von einem Unbekannten[53]). Sie enthält eine Zusammenstellung längst bekannter Dinge, die sich vergeblich mit dem Scheine eines besonderen Eingeweihtseins umkleidet. Zur Orientierung sei noch bemerkt, dass der Vf. seine Urteile von bismarckisch-rechtsnationalliberalem Standpunkt aus fällt; besondere Fühlung scheint er aber mit hervorragenden Politikern dieser Richtung leider nicht zu haben. — Die treffliche und unparteiische Würdigung, die Whitman[54]) dem deutschen Reiche und Volkstum hat angedeihen lassen, erscheint in dritter Ausgabe.

vor 80 J.: VossZg. N. 605. — 48) Max Lehmann, Preussen u. d. allgem. Wehrpflicht im J. 1810: HZ. 69, S. 431-61. — 49) G. Tischert, Bauernschinderei u. Kants Verdienste um Aufhebung d. Erbunterthänigkeit: Zeitgeist N. 5. — 50) Frhr. v. Kessel-Zeutsch, Erinnerungen e. Gardeoffiziers aus d. Regierungszeit d. Königs Friedrich Wilhelm IV. Wiesbaden, Eisenschmidt. IV, 96 S. M. 2,00. — 51) G. E. v. Natzmer, Aus d. Berliner Hofleben d. Zeit v. 1826-62: DR. 1, S. 52-63. — 52) Hofleben unter Kaiser Wilhelm II. Berlin, Steinitz. VI, 280 S. M. 3,50. — 53) Aus d. Berliner Gesellsch. unter Kaiser Wilhelm I. Berlin, Steinitz. VI, 291 S. M. 4,00. — 54) Sidney Whitman, D. kaiserl. Deutschland. 3. Aufl. nach d. letzten engl. Ausg.

Dieselbe ist nach der neuesten (dritten) englischen Auflage gearbeitet, enthält aber gegen die früheren nur wenige Abänderungen, die namentlich statistische und persönliche Daten und dann einen Teil der Schlussbetrachtung (S. 223/5) betreffen. — Recht bezeichnend für den Zwiespalt, der in der konservativen Partei herrscht, ist der Gegensatz, der z. B. zwischen Männern, wie Sabin (s. o. N. 41) und Dondorff [55]) besteht. Jener findet gerade in seiner konservativen und religiösen Gesinnung die nötige Geistesfreiheit, um Dinge und Menschen vorurteilslos zu würdigen; dieser bringt uns in seinen „Drei Epochen preussischer Geschichte“ eine wuterfüllte Kapuzinerpredigt gegen modernes Denken, Fühlen und Handeln in Politik, Socialpolitik, Wissenschaft, Litteratur und Kunst — Kapuzinerpredigt auch insofern, als der Vf., selber Protestant, aber grimmer Feind der evangelischen Union, dem Protestantismus den Untergang und nur der katholischen Kirche längeren Bestand vorhersagt. Dabei behauptet D., obwohl er sich im allgemeinen gegen den Antisemitismus erklärt, dass die heutige deutsche Gesellschaft gänzlich unter der Herrschaft des Judentums stehe. Auf irgend eine wissenschaftliche Bedeutung kann dieses Buch nicht Anspruch erheben, das lediglich als symptomatische Ausgeburt der äussersten reaktionären Stimmungen ein gewisses Interesse bietet. — Von den drei Gelegenheitsreden, die Tieffenbach [55a]) in der Aula des Wilhelms-Gymnasiums zu Königsberg gehalten und nun in einem Hefte vereinigt hat, betreffen unsere Epoche die beiden letzten: „Friedrich der Grosse lebte den kategorischen Imperativ der Pflicht, ehe Kant ihn lehrte“ und „Ueber die Vereinigung von Gehorsam und Freiheit in der preussischen Verfassung“. Allein Wert besitzen diese Ansprachen nur als loyal-patriotische Reden für empfängliche Schülerherzen; sonst enthalten sie weder neue Thatsachen noch neue Gedanken und gehen teilweise von ganz schiefen Auffassungen aus. — Die Geschichte der preussisch-deutschen Handelspolitik in der Zeit, die den Befreiungskriegen folgte, schildert Zimmermann [56]). Der Vf. bringt viel neues Material herbei, auf das er eine gründliche, aktenmässige, freilich recht schmucklose Darstellung begründet. So geschäftsmässig sie aber auch gehalten ist, wirft sie doch grelle Streiflichter auf die Missbräuche der Kleinstaaterei, den Schaden, den letztere auch der materiellen Wohlfahrt des deutschen Volkes zufügte, sowie auf die grundsätzliche Misshandlung, die Preussen von Seiten Russlands schon in den ersten Zeiten der heiligen Allianz zu erleiden hatte. Es bedurfte einer grossen und beständigen geistigen Spannkraft, um unter den ungünstigsten Verhältnissen und im fortwährenden Kampfe mit überlegenen Mächten Preussen zunächst auf ökonomischem Gebiete an die leitende Stelle in Deutschland zu führen. Dieses sehr reelle, wenn auch nicht laut der Oeffentlichkeit sich aufdrängende Verdienst der preussischen Regierung in das richtige Licht gesetzt zu haben, ist der rühmliche Erfolg von Z.s tiefen Studien. Dabei ist das Buch durchaus unparteiisch gehalten; es geht nicht von bestimmten nationalökonomischen Anschauungen aus, sondern hat nur die exakte historische Forschung im Auge. An litterarischem Interesse hat es allerdings dadurch eingebüsst. —

Einzelne Persönlichkeiten. Aus der Reihe der Fürsten, die während des Berichtsjahres biographische Darstellungen erhalten haben, tritt die geniale Gestalt Friedrichs des Grossen hervor. Mit Fug stellen wir an die Spitze Reimanns [57]) Abhandlungen zur Geschichte dieses Fürsten. Strenge Wissenschaftlichkeit und strenge Objektivität haben R.s Arbeiten über Friedrich und sein Zeitalter stets in hohem Masse ausgezeichnet; freilich wäre zu wünschen, dass er seine Vorgänger mit etwas minderer Schärfe behandelte, die sich bisweilen bis zu persönlicher Feindseligkeit zuspitzt. Das unbewusste Streben, seine Vormänner zu widerlegen, verleitet auch R. mitunter zu einer überscharfen Beurteilung des grossen Königs. Hier die hauptsächlichsten Punkte der Abhandlung: Auf dem Felde der Philosophie ist Friedrich nicht schöpferisch thätig gewesen, allein seine geschichtliche Bedeutung macht die Frage nach seiner Stellung zu Religion und Philosophie zu einer höchst wichtigen. R. beantwortet sie in seiner ersten Abhandlung, die die Darstellungen Rankes, Zellers und Fechners vielfach und mit Glück ergänzt und namentlich berichtigt. Der Kronprinz war zuerst ein überzeugter Anhänger Wolffs und des Deismus; von dem Christentume bewahrte er nur die Sittenlehre, die er doch mit unbedingtem Determinismus vereinigen zu können glaubte. Allein Voltaires Einwendungen gegen das Wolffsche System machten auch ihn zum Skeptiker, als welcher er seinen Standpunkt in einem, am 30. Sept. 1783 seinem berühmten französischen Freunde gesandten, Aufsatze über die Schuldlosigkeit der Irrtümer des Geistes ausführlich begründet. Das Studium Lockes und Bayles bestärkte ihn

---

neu übers. v. O. Th. Alexander. Volks-Ausg. Berlin-Charlottenburg, Ulrich. XV, 227 S. M. 2,00. — 55) H. Dondorff, Aus drei Epochen preuss. Gesch. E. Studie über d. Woher u. Wohin unserer Bewegung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 116 S. M. 1,50. — 55a) (III 1: 31.) — 56) Alfr. Zimmermann, Gesch. d. preuss.-dtsch. Handelspolitik. Aktenmässig dargest. Oldenburg u. Leipzig, Schwartz. V, 850 S. M. 16,00. |[Th. Flathe: HZ. 72, S. 135/9; DR. 4, S. 255.]| — 57) E. Reimann, Abhandl. z. Gesch. Friedrichs d. Gr. Gotha, Perthes. VIII, 163 S. M. 3,00. |[L. Geiger: Nation B. 9, S. 550; Walth. Schultze: BLU. S. 558;

in dieser Auffassung. Als König dachte er dann über die menschliche Freiheit günstiger als in seiner Jugend. Die positiven Religionen verwarf er sämtlich, doch stellte er praktisch die protestantische weit über die katholische, die er wegen ihrer hierarchischen Gliederung und ihrer Unduldsamkeit mit Abneigung betrachtete. Niemals aber hat er sich mit dem christlichen Dogma ausgesöhnt. Diese ungeschminkte und gründlich quellenmässige Darstellung ist um so dankenswerter, als es in neuerer Zeit nicht an Versuchen gefehlt hat, Friedrich für die positive Religion zu „retten". In der zweiten Abhandlung „Friedrichs Verhalten gegen die deutsche Litteratur" wird gezeigt, wie unwissend der grosse König nicht nur in unserem Schrifttume, sondern auch in unserer Sprache war; er machte nicht einmal einen ernstlichen Versuch, sich gründlicher hierin zu unterrichten. Mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit hielt er an der einmal gefassten abfälligen Meinung über die deutschen Schriftsteller fest und schloss sich absolut gegen jede, auch noch so einleuchtende Beweisführung ab, die ihn von seinen faktischen Jrrtümern und falschen Urteilen zu überzeugen bestrebt war. Hertzbergs und Grimms wohlbegründete Einwendungen lehnte er ohne weiteres ab. R. weist nach, dass der König von manchen deutschen Schriftstellern sprach, ohne nur ein Wort von ihnen gelesen zu haben. Die dritte Abhandlung „Friedrichs Ansichten über den Fürstenberuf" thut dar, dass der Monarch in seiner praktischen politischen und administrativen Thätigkeit ganz andere Grundsätze befolgte, als er sie einst im „Antimacchiavel" niedergelegt hatte. R.s Beweisführung von der vollendeten Skrupellosigkeit Friedrichs seinen Nachbarn gegenüber muss man beipflichten; um so schärfer aber ist dagegen zu protestieren, wenn er dieses Königs selbstvergessendes, sich dem Staatswohl aufopferndes Herrschertum mit dem selbstsüchtigen Despotismus eines Ludwig XIV. auf die gleiche Stufe stellt (S. 80). Wann hat denn Friedrich für seine Lüste und den Glanz seiner Person die Mittel des Staates verschwendet? wann hat er durch mehr als byzantinisches Ceremoniell sich als Abgott unter anbetende Höflinge gestellt? wann die höchsten Staatsämter nach den Verdiensten des Oeil-de-boeuf vergeben? Von den drei letzten Abhandlungen des Buches ist geschichtlich besonders die über den Minister Heinitz wichtig; für den Litterarhistoriker sind sie alle von geringem Interesse. — Geradezu von blinder Feindschaft gegen den grossen König diktiert ist die Lebensbeschreibung Pauligs[58]). Zunächst verheisst der Titel, was das Buch keineswegs hält: „neue" Beiträge werden so wenig gegeben, dass der Vf. sich über die zahlreiche jüngste Litteratur, soweit sie Friedrich betrifft, in glücklichster Unkenntnis befindet; die modernsten Arbeiten, die er kennt, sind älter als zwanzig Jahre. In dem angeblichen Bestreben unparteiisch zu schreiben, nimmt P. überall gegen Friedrich Partei. Thörichte Anekdoten, alberner Hofklatsch, Erfindungen von des Königs Feinden — alles ist ihm recht, um diesen zu verunglimpfen. Schon des Kronprinzen Friedrich Zerwürfnis mit dem Vater wird nicht etwa mit gerechter Würdigung der beiderseitigen Charaktere und Missgriffe erzählt, sondern in der Weise, dass Friedrich Wilhelm in Allem Recht, der Sohn in Allem Unrecht hat. Auf einige Redeformen des Vaters hin wird kühnlich behauptet (S. 49), dem Kronprinzen sei bei dessen Vermählung volle Freiheit gelassen! Da kann P. allerdings die bitteren Seelenkämpfe nicht verstehen, die Friedrich durchzumachen hatte, bis er in eine verhasste Heirat willigte, deren Ablehnung ihm eine neue Küstriner Gefangenschaft eingetragen hätte. Ueberhaupt gefällt sich P. darin, diesem pflichttreuesten aller preussischen Könige die „Grundlage des sittlichen Charakters" abzusprechen (S. 59). Ebenso versagt er ihm „Urteil und Zartgefühl" und behauptet (S. 60), Friedrich habe eine unglückliche Ehe nur geheuchelt, „um sich mit dem Glorienscheine eines Märtyrers zu umkleiden." Alle haben Recht gegen Friedrich: die kleinliche, engherzige Gemahlin, die Schwester Wilhelmine, die seine zärtliche Liebe mit schnödem Undank vergalt, der Bruder Heinrich, der seiner geschwisterlichen Zuneigung Neid und Hohn entgegensetzte. Ebenso verleumdet der Vf. Friedrich in seinem Verhalten gegen Religionen und Geistlichkeit. Die schmutzigsten Gerüchte über seinen Lebenswandel und seine Familienbeziehungen werden mit Behagen ausgekramt und teilweise ganz romanhaft wiedergegeben. Die Korrespondenz Friedrichs einzusehen, hat P. dagegen sich nicht die Mühe genommen. Oesterreich hat 1756 durchaus nicht auf einen grossen europäischen Krieg gegen Friedrich hingearbeitet usw. — Von ganz anderer Art, eine wahre Bereicherung unserer friderícianischen Litteratur, sind die Abhandlungen, die Lavisse[59]) über Friedrich als Kronprinzen veröffentlicht. Schon früher (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 73/77) hatte er ein Buch über die Jugend des grössten Hohenzollern publiciert, das aber nur bis zu dessen Vermählung ging, sowie einen ersten Artikel in der Revue des Deux Mondes, der den Aufenthalt in Neu-Ruppin behandelt. Jetzt bespricht er zunächst die „Idylle von Rheins-

LCBl. S. 1572; SchwäbKron. 11. Apr.; RCr. S. 34; FBPG. 5, S. 656/9.]| — 58) F. R. Paulig, Familiengesch. d. Hohenzollernschen Kaiserhauses. Bd. 3. Friedrich d. Gr. (= Friedrich d. Gr., König v. Preussen. Neue Beitrr. z. Gesch. seines Privatlebens, seines Hofes u. seiner Zeit.) Frankfurt a. O., Paulig. VIII, 368 S. M. 3,00. — 59) E. Lavisse, Le grand Frédéric avant l'avènement: RDM. 110, S. 522-53; 111, S. 36-77. — 60) id.,

berg.“ Mit hinreissender Begabung schildert er die Oertlichkeiten sowie die Vergangenheit des Schlosses und verbreitet so die richtige Stimmung für das historische Bild. Lebhaft und plastisch treten uns die Persönlichkeiten entgegen, die Friedrich umgeben. Viel neues Material hat L. aus dem Archiv des Pariser Auswärtigen Amtes nicht herbeigebracht; allein er besitzt eine genaue und eindringende Kenntnis aller Schriften des Kronprinzen und der ganzen reichen Litteratur, die ihn betrifft. Ebenso geistreich und auch für den Fachmann, wenn nicht in den Thatsachen, so doch in deren Zusammenstellung und Würdigung belehrend, ist der letzte Abschnitt „Die Erwartung der Thronbesteigung“ (la veillée du règne). Die Schilderung der Denkart und des philosophisch-litterarischen Standpunktes der dreissiger Jahre des 18. Jh. setzt den Leser in den Stand, Friedrichs Anschauungen und litterarische Richtungen zu verstehen. Auch sein Franzosentum wird, mit vieler Unparteilichkeit, erklärt und abgeschätzt; dabei fehlt es nicht an tiefen und wahren Bemerkungen über den Charakter der französischen und deutschen Nation, der deutschen und französischen Sprache. Die religiösen und philosophischen Ideen Friedrichs werden entwickelt, genau und scharf, ohne dass sich der Autor jemals in nutzlose Einzelheiten verlöre. Dann kommt auf die politischen Ueberzeugungen die Rede; doch sie werden nur im allgemeinen betrachtet, da L. die Ausführung im besonderen und praktischen einer andern Publikation vorbehielt, von der wir sogleich sprechen werden. Ungleich Broglie, der in Friedrich nur den skrupellosen Eroberer sieht, ungleich Reimann, der ihn als Regenten auf dieselbe Linie mit einem Ludwig XIV. stellt, erkennt L. mit Nachdruck an, dass Friedrich „ein Mensch war, bevor er König ward — ein Mensch, weil er gelitten hat, gedemütigt und unterdrückt worden ist, weil er für Krone und Leben hatte fürchten müssen, weil er ein Philosoph war und in der Philosophie die Könige nur Menschen sind.“ Frei von Vorurteil, studierte er sich selbst, entkleidet der königlichen Prachtgewänder, und suchte als Mensch unter Menschen seine Eigenschaften in ihrem richtigen Wesen zu erforschen. Und weil er fand, dass ihn diese zur politischen und militärischen Leitung seines Volkes befähigten, wollte er „der erste Diener des Staates“ sein. Kein anderes Recht gestand er sich zu — vor allem nicht das des Genusses — aber zu jenem glaubte er zugleich Pflicht und Befugnis zu besitzen. Wie himmelweit ist solche Auffassung des Herrscherberufes von dem übermenschlichen Gottesgnadentum Ludwigs XIV. und so vieler gleichzeitiger und späterer Fürsten verschieden! L. setzt das in volles Licht, in einer Darstellung, deren tiefe psychologische Kunst zugleich mit allen Reizen wahrhaft dichterischen Ausdruckes geziert ist. — Das eigentlich politische Gebiet erfasst Lavisse[60]) genauer in einer anderen Studie. Im ersten Artikel entwickelt er die Ansichten Friedrichs über die verschiedenen Staaten und Machthaber Europas, nach dessen Considérations sur l'état de l'Europe, Antimacchiavel (die beide vor der Thronbesteigung geschrieben waren) und dem ersten Kapitel der Histoire de mon temps, dessen erste Redaktion bald nach diesem Ereignis stattfand. So viel wie möglich gebraucht er dabei Friedrichs eigene Worte. Er konstatiert mit Recht neben dem bewundernswerten politischen Scharfblick des jungen Fürsten dessen historische Unwissenheit, die oft das Werden und damit die eigentliche Natur der geschichtlichen Bildungen gründlich verkannte. Der zweite Aufsatz behandelt „die Politik des Vaters“. Er ist der schwächste Teil dieses ganzen Kreises von Arbeiten. L. giebt hier ein Zerrbild der freilich wenig lobenswerten äussern Politik Friedrich Wilhelms I., das man einem so ernsten und besonnenen Geschichtsschreiber kaum hätte zutrauen sollen. Wollte er nur eine Folie herstellen für die Anschauungen und das Verfahren des Sohnes? Er hätte so den Historiker dem Litteraten in unverantwortlicher Weise geopfert. Weit verdienstlicher ist der dritte und letzte Artikel: „Die Politik des Sohnes“. Der Vf. schildert lebendig und wahr die Seelenleiden des Kronprinzen bei den Niederlagen der schwächlichen, zwischen Vertrauensseligkeit und wildem Zorn wechselnden Politik seines Vaters. Friedrich selber war sich von Beginn an über seine Aufgaben völlig klar. Trotz seiner Vorliebe für die französische Litteratur fühlte er sich nur als guter Preusse, der kein anderes Ziel hatte, als die Grösse seines Staates und seinen eigenen Ruhm, die mit Hülfe tüchtiger Verbündeter zu erringen waren. Am liebsten wünschte er mit Frankreichs Beistand Oesterreich zu bekämpfen. Er hatte eine geringe Meinung von den anderen Königen seiner Zeit und hielt es nicht für schwer, sie zu besiegen mit den Waffen der Diplomatie und besonders mit denen des Krieges. — Eine besondere Epoche in Friedrichs Jugend behandelt Bechers[61]) Buch über Friedrich als Regimentschef in Neu-Ruppin. Ungedruckte Materialien sind dabei nicht verwandt, aber alle bereits veröffentlichten Quellen mit dem grössten Fleisse und vieler Umsicht benutzt. Zum ersten Mal erhalten wir hier ein vollständiges Bild von der militärischen Schulung Friedrichs während der reiferen Zeit seines kronprinzlichen Daseins. Man kann fast

---

Le grand Frédéric avant l'avènement: RPL. 2, S. 33-40, 65-72, 97-103. — 61) P. Becher, D. Kronprinz Friedrich

Monat für Monat verfolgen, wie er allmählich aus einem Verächter der preussischen Exerzierkunst zu deren eifrigem Bewunderer und bewusstem Vertreter wird, indem er lernt, ihren mächtigen Einfluss auf die Disciplinierung und den militärischen Geist der bunt zusammengewürfelten und rohen Söldlingsschaaren zu erfassen, die damals, besonders im Frieden, den grössten Teil des preussischen Heeres ausmachten. Indem er so den Anschauungen des Vaters näher trat und sie mehr und mehr würdigte, unterschied er sich doch von jenem in einem wichtigen Punkte: er hegte die feste Absicht, sich dieses schönen Heeres nicht nur, wie Friedrich Wilhelm I., bei den Paraden zu erfreuen, sondern im Kriege zur Erhöhung Preussens ernstlich zu bedienen. — Die wichtige Sammlung der preussischen Staatsschriften aus der Zeit Friedrich II. ist durch einen neuen, 3. Band bereichert, der die Zeit vom Beginn des 7jährigen Krieges bis zum Ende des J. 1760 umfasst. Waren die hier veröffentlichten Schriften auch, der Natur der Sache nach, schon sämtlich durch den Druck bekannt gemacht, so waren sie doch weit verstreut und teilweise sehr selten geworden, also in ihrer Totalität schwer zugänglich. Ausserdem hat Krauske[62]) jedes einzelne Stück mit historischen und textkritischen Einleitungen versehen, deren meiste von grossem geschichtlichen und litteraturgeschichtlichen Werte sind, da sie vielfach auf unediertem Materiale beruhen und mit Sorgfalt zusammengestellt sind. Sie bereichern unsere Kenntnisse in jeder Weise. Eine Musterleistung historischer Einzelforschung ist z. B. die (54 S. umfassende) Abhandlung über das Verhältnis Preussens zu Mecklenburg-Schwerin 1740—56. Nichts kann für den Litteraturfreund interessanter sein, als zu beobachten, wie das sachgemässe, geistvolle und trefflich geschriebene Exposé des motifs qui ont obligé le roi de Prusse à prévenir les desseins de la cour de Vienne sich aus der Feder des grossen Königs in sieben auf einander folgenden Entwürfen zu immer grösserer Schärfe, Klarheit, Vollständigkeit und Abrundung entwickelt: man erhält hier auch einen erwünschten Einblick in Friedrichs litterarische Werkstatt und sieht, wie sorgfältig der sonst so schnell arbeitende erlauchte Schriftsteller bei wichtigen Gelegenheiten zu Werke ging. Fast alle preussischen Staatsschriften des J. 1756 stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu diesem Exposé des motifs. Unmittelbar nach der Schlacht bei Lobositz, Okt. 1756, verfasste Friedrich noch selber eine witzige Lettre du cardinal de Richelieu au Roi de Prusse, die der Marquis d'Argens stilistisch feilte. Die meisten übrigen Staats- und Streitschriften hat der König wenigstens durchgesehen und Verbesserungen in ihnen angeordnet. So war er rastlos thätig, publizistisch wie politisch und militärisch. — Mit der kriegerischen Thätigkeit des Königs steht auch in Verbindung die Reihe von Abhandlungen des Herzogs von Broglie[63]), die das Ende des österreichischen Erbfolgekrieges und den Abschluss des Aachener Friedens von 1748 behandeln. Freilich wird Friedrich nur beiläufig erwähnt, und zwar niemals, ohne dass gegen ihn einige vergiftete Pfeile geschleudert werden. Jeder französische Staatsmann, der das preussische Bündnis dem eigenen Staate für nützlich hielt oder gegen den preussischen König nur die elementarsten Verpflichtungen erfüllte, wird eine Zielscheibe von B.s Sarkasmen; Preussen und nicht Frankreich soll 1756 das alte Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Staaten gebrochen und dem andern den Krieg erklärt haben. Alle diese Feindschaft des Herzogs entstammt weniger der chauvinistischen Abneigung als dem Umstande, dass Friedrich die klägliche Kriegsführung des Marschalls von Broglie in den ersten Jahren des österreichischen Erbfolgekrieges getadelt und bekämpft hat. Der edle Vf. übt nun eine wahrhaft korsische Blutrache für diese Kränkung seines Vorfahren. Abgesehen von diesem Grundfehler giebt er eine sehr genaue urkundliche Studie mit lebhafter und geistvoller Schilderung, die die Lektüre jener unendlichen und oft so nichtigen diplomatischen Verhandlungen einigermassen erträglich macht. Die staatsmännischen oder doch wenigstens diplomatischen Fähigkeiten des Grafen Kaunitz erscheinen übrigens hier in einem viel ungünstigeren Lichte, als man sie sonst zu sehen gewöhnt ist. — Hoenig[64]) widerlegt die künstliche Theorie H. Delbrücks von dem „doppelpoligen System" der Strategie Friedrichs des Grossen. Er weist mit Recht darauf hin, dass bei genialen Kriegsführern, wie Friedrich II. und Napoleon I., von einem „System" gar nicht die Rede sein kann, sondern dass sie stets dasjenige Mittel wählten, das ihnen nach der Lage der Dinge das zweckmässigste schien. Auch für die Zukunft könne ein bestimmtes „System" keinen Anspruch auf allseitige Geltung machen. Die höhere Kriegskunst lässt sich ebenso wenig in ein System bringen wie die Staatskunst; beide sind keine Wissenschaften, und mit Grundsätzen kommt man in keiner von beiden zum Ziele. Diese sehr sachlich und verständig gehaltenen Artikel

als Regimentschef in Neu-Ruppin 1732-40. Berlin, A. Duncker. VI, 138 S. M. 4,00. |[LCBl. S. 1084.]| — 62) O. Krauske, D. Beginn d. 7j. Krieges. (= Preuss. Staatsschriften aus d. Regierungszeit König Friedrichs II. Im Auftr. d. Kgl. Ak. d. Wissensch. zu Berlin her. v. H. v. Sybel u. G. Schmoller. Bd. 3.) Berlin, A. Duncker. XVII, 632 S. M. 16,00. — 63) (III 1: 45.) — 64) F. Hoenig, Friedrich d. Gr. u. Napoleon als

geben die beste Lösung der viel besprochenen Frage. — Bohm [65]) vergleicht die religionsphilosophischen Anschauungen Friedrichs und Moltkes, um deren Uebereinstimmung nachzuweisen. Freilich wird dabei hervorgehoben, dass der Feldmarschall an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, der König aber nicht; allein darüber spricht B. nicht, dass Moltkes Ueberzeugungen viel positiver waren, als die Friedrichs, dessen Ansichten den Skeptizismus zur Grundlage hatten. Dieser wichtigste prinzipielle Gegensatz in der Denkweise beider grossen Männer wird vielmehr mit Stillschweigen übergangen. — Friedrichs Wirken in Schlesien schildert, im 2. Teile seiner Provinzialgeschichte, Grünhagen [66]). Es wäre überflüssig, hier noch etwas zur Empfehlung dieses vortrefflichen, quellenmässig gearbeiteten, unparteiischen und höchst belehrenden Werkes zu sagen. Auch die kirchlichen und Unterrichts-Verhältnisse in der Provinz während der hier behandelten drei Jahrzehnte werden klar und ohne jede Voreingenommenheit dargestellt. Nicht minder findet das litterarische Leben seine Schilderung: freilich blieb es, wenn wir von Lessings fünfjährigem Aufenthalt in Breslau absehen, auf sehr bescheidener Stufe; es zeichnete sich jedoch dadurch aus, dass es weniger von französischem Geist und Geschmack beherrscht war, sondern mehr dem englischen Einflusse huldigte, als es in anderen Teilen Preussens damals der Fall war. Auch eine ständige Bühne besass Breslau, zuerst unter der Leitung Schuchs, dessen Hanswurstiaden Lessing oft mit Vergnügen zugehört hat, dann unter der Wäsers und seiner Witwe. — Als Ergänzung zu den Sammlungen, die die äussere Politik des grossen Königs behandeln, beschloss die Berliner Akademie der Wissenschaften im J. 1887 die Herausgabe von Denkmälern zur inneren Geschichte Preussens im 18. Jh. Schmoller und Hintze [67]) haben zunächst die Akten betreffend die Begründung der preussischen Seidenindustrie veröffentlicht, wozu H. eine Darstellung des Gegenstandes verfasste. Letztere, die offenbar unter dem Einflusse des Schmollerschen Geistes steht, ist erschöpfend, sachverständig und dabei formgewandt, so dass sie die Trockenheit des Gegenstandes nach Möglichkeit überwindet. Man lernt auch hier die Thatkraft, Einsicht und ungewöhnliche Fülle von Begabung in der fridericianischen Regierung bewundern; schliesslich erkennt man allerdings, dass diese grossen Eigenschaften und alle Machtmittel des absoluten Staates nur aufgewendet wurden, um einem spröden Boden, einem ungünstigen Klima und einer armen, beschränkten und kapitalschwachen Bevölkerung eine Industrie aufzunötigen, die dazu durchaus ungeeignet war. Ein solches Ergebnis führt dann am Ende jeden Unbefangenen zur Verurteilung des merkantilistischen Systems, das in der Meinung der Menschen, wenigstens vom historischen Standpunkte aus, zu retten, Sch. sich die undankbare Aufgabe gestellt hat. — Als Einleitung in das Studium der drei akademischen Bände mag die Rede gelten, die von Schmoller [68]) in der Sitzung der Berliner Akademie vom 21. April gehalten und dann als besonderes Heft gedruckt wurde. — Wie der Historiker Reimann, so weist auch der Theologe Witte [69]) nach, dass Friedrich ein überzeugter Gegner der christlichen Dogmatik, ganz besonders der katholischen Kirche und in ihr wieder vorzüglich des Jesuitenordens war. Der Schutz, den er den schlesischen Jesuiten gewährte, musste also bestimmte praktische Gründe haben: sie bestanden in der Unentbehrlichkeit ihrer Unterrichtsthätigkeit, die trefflich organisiert und sehr wenig kostspielig war, sowie in der guten Meinung, die Friedrich im allgemeinen von ihrer pädagogischen Tüchtigkeit hegte. Ueberdies zeigten sich die schlesischen Patres äusserst devot gegen den Herrscher und leisteten ihm sogar durch ihren General wichtige Dienste bei der römischen Kurie. Die Beibehaltung der schlesischen Jesuiten nach der Aufhebung des Ordens durch Klemens XIV. wurde noch besonders durch den Gegensatz hervorgerufen, in dem damals Friedrich zu diesem Papste stand. Uebrigens lebten die Jesuiten nicht als solche weiter, sondern, mit schliesslicher Zustimmung des heiligen Vaters, als der bischöflichen Jurisdiktion unterworfene und vom Staate unterhaltene „Priester des Schuleninstituts.“ Erst im J. 1800 wurde dieses und damit der letzte Rest des Jesuitenordens in Schlesien aufgehoben. — Die Bemühungen Friedrichs um Schöpfung eines religionslosen Moralunterrichtes stellt Döring [70]) dar. Er unterscheidet mit Recht zwischen dem persönlichen Standpunkte Friedrichs, der das Gute aus Selbstachtung und Wunsch nach innerem Seelenfrieden üben will, und dessen Zielen bei dem Moralunterricht anderer, wie er ihn in mehreren Schriften vorschlägt, der dann hauptsächlich von dem wohlverstandenen materiellen und ideellen Interesse jedes Menschen als Individuums und Mitgliedes der Gesamtheit ausgehen soll. An technischer Abrundung lassen diese pädagogischen Versuche Friedrichs viel zu wünschen übrig; aber in ihren Grundsätzen

---

Stratregen: Zeitgeist N. 10/2. — **65**) H. Bohm, Friedrich d. Gr. u. Moltke: ib. N. 22. — **66**) C. Grünhagen, Schlesien unter Friedr. d. Gr. Bd. 2: 1756-86. Breslau, Koebner. VI, 623 S. M. 9,00. — **67**) (I 4: 454.) — **68**) G. Schmoller, D. preuss. Seidenindustr. u. ihre Begründung durch Friedrich d. Gr.: AZg[B]. N. 117. — **69**) L. Witte, Friedrich d. Gr. u. d. Jesuiten. Barmen, C. E. Müller. IV, 115 S. M. 2,00. — **70**) A. Döring, Friedrich d. Gr. als Morallehrer: PrJbb. 70, S. 205-19. — **71**) × E. Schröder, Friedrich d. Gr. über Religion, Erz. u. Schule. Berlin, Rentzel. 12 S. M. 0,30. (Einige Dutzend Sätzchen aus Friedrichs Schriften, eingel. durch

und Hauptzügen sind sie scharf und richtig gedacht.[71]) — Wenig lobenswert ist der Aufsatz von Lenz[72]) über die pädagogischen Grundsätze Friedrichs. Er enthält nur eine oberflächliche Zusammenstellung einiger gegen die positiven Religionen und zu Gunsten der Duldung gethaner Aeusserungen des Herrschers, — nicht ein Wort über Pädagogik. Ganz falsch und phrasenhaft wird Friedrich als der „Begründer des modernen preussischen Schulwesens" bezeichnet. — Die schon oft erörterte Frage über die Priorität der verschiedenen Redaktionen der Histoire de mon temps unterwirft Schwill[73]) einer neuen Prüfung. Er beweist durch eine minutiöse Untersuchung gegen Koser die Richtigkeit von Doves Ansicht, dass der erste, die J. 1740—42 umfassende Teil der letzten, 1775 vorgenommenen Umarbeitung dieses Werkes von dem königlichen Autor auf Grund der ältesten Redaktion durchgeführt worden und deshalb dem 1746 veröffentlichten Texte vielfach vorzuziehen ist. — Das oft behandelte, immer zwiespältige Empfindungen erweckende, darum doch nicht minder wichtige Thema: die nationale Stellung Friedrichs, insbesondere sein Verhältnis zur deutschen Nationallitteratur unterzog Winter[73a]) einer neuen Behandlung. Den bisherigen Ergebnissen aller auf die Frage bezüglichen Untersuchungen und Darstellungen: nach der Bedeutung der persönlichenheroischen Erscheinung des Königs für die Erweckung eines deutschen Nationalgeistes, ihrer Rückwirkung auf die Poesie und Litteratur und dem völligen Mangel an Verständnis für die emporstrebende deutsche Dichtung in der Seele und Bildung Friedrichs, hat auch W.s Abhandlung nichts Wesentliches hinzuzufügen noch wegzunehmen. Des Königs Prophezeiung von einem künftigen grossen Aufschwung der deutschen Sprache und Litteratur, die Lichtverkündung eines Blinden, der mitten im vollen Lichte steht, ist mit der Wendung charakterisiert, Friedrich habe „das Gegenwärtige doch wenigstens als Zukünftiges vorahnend geschaut". Einen besonderen Nachdruck legt W. auf die preussische Dichterschule, für die der König nicht bloss Ursache der Entstehung eines nationalen Bewusstseins, sondern der Gegenstand der Poesie selbst gewesen sei. In diesem Kreise strömten die grossen Kriegsthaten und die nicht minder erhabene Grösse der Regententhätigkeit des Königs unmittelbar in die Litteratur ein: die historische Wahrheit selbst wurde zur Dichtung. Leider beschränkt W. seine Ausführungen über diese preussisch-patriotische Schule auf die bekanntesten Dichter Gleim und Ramler. Und doch wäre es naheliegend und verdienstlich gewesen, die hierher gehörigen Dichter, von den Königsbergern J. Fr. Lauson und J. G. Scheffner, dem patriotischen Ostfriesen Johann Henrich Smid bis zu D. Jenisch, dem Poeten der „Borussias", kurz zu schildern. — Die Bedeutung des grossen Königs für das deutsche Volk verlangt wohl, wie Paul Lehmann[74]) mit Recht darlegt, eine Auswahl seiner französischen Dichtungen in genauer Uebertragung, um sie zum Gemeingute des deutschen Volkes zu machen. Der Vf. giebt hierzu die Anregung durch recht lobenswerte Verdeutschung einiger dieser Poesien, in genauer Anpassung an die Form des Originals. Die grossen Schwierigkeiten, die unserer Muttersprache eine Nachbildung des selbst für französische Gedichte auffallend rhetorischen und pointenreichen Stiles bot, hat L. mit Glück überwunden. — Die Gesamtheit von Friedrichs Schrifttum bespricht Mahrenholtz[75]). Er schildert die Abhängigkeit Friedrichs, besonders des Geschichtsschreibers, von den Ideen und der litterarischen Form Voltaires, hebt andererseits die grössere Wertschätzung und treffliche Darstellung des kriegsgeschichtlichen Elementes bei Friedrich hervor; auch als Philanthrop, Philosoph und Kunstbeurteiler war Friedrich Schüler Voltaires. In seinem spöttischen Skeptizismus blieben doch dem grossen Könige zwei feste Gesichtspunkte: die Moral und die Wohlfahrt seines Staates. Alles dies ist nicht mehr originell (Kap. 1) und ebenso wenig sind es die Betrachtungen über Friedrichs historische Werke (Kap. 2). Sehr zu loben dabei ist, dass M. sich (S. 119, 132) sehr entschieden gegen den Versuch Delbrücks ausspricht, den König zu einer Art furchtsamen Manöverstrategen zu stempeln. Dagegen scheint es unnötig, dass der Vf. die Uebersicht von Friedrichs historischen Werken zu einer kurzen Geschichte von dessen politischer und militärischer Laufbahn ausdehnt. Selbständiger und interessanter ist das dritte Kapitel: Friedrich als Erzieher. Im Gegensatze zu der Rousseauschen Schule, die als ihre Aufgabe die Erziehung des Einzelnen zu naturgemässem Leben ansah, blieb Friedrich bei der ältern Anschauuug des 18. Jh., die nur ein abstraktes Menschheitsideal vor Augen hatte, während ihr der Einzelne nichts galt. Die Verbitterung, die Friedrich in immer wachsendem Maasse gegen die Menschen erfüllte, bestärkte ihn in dieser Auffassung. Für ihn sind Ehrenhaftigkeit und innere Selbstbefriedigung (parfaite tranquillité d' âme)

---

e. schlechtes Gedicht.) — 72) V. Lenz, D. pädag. Grundsätze Friedrichs d. Gr.: BerlTBl. N. 39. — 73) F. Schwill, Ueber d. Verhältnis d. Texte d. Histoire de mon temps Friedrichs d. Gr. Diss. Freiburg i. B. 104 S. — 73a) G. Winter, D. nation. Bedeutung Friedrichs d. Gr., insbes. sein Verhältnis z. dtsch. Litt.: N&S. 60, S. 71-91. — 74) Paul Lehmann, Was können uns d. Gedichte Friedrichs d. Gr. sein? Progr. d. Schiller-Realgymn. Stettin. 4°. 27 S. — 75) R. Mahrenholtz, Friedrich d. Gr. als Schriftsteller: HTb. 12, S. 77-162. —

die Ausgangspunkte, die sicheren Grundlagen der Sittlichkeit. Nationale Erziehung fordert auch Friedrich in seiner, im Dec. 1769 geschriebenen, Lettre sur l' Education; aber gerade um den Patriotismus zu wecken, sollen die grossen Beispiele und herrlichen Schriften der Griechen und Römer den Jünglingen gründlich eingeprägt werden. Ebenso tritt der König, obwohl er weder das Mittelalter noch das nichtklassische Altertum achtete, dem Vorschlage D'Alemberts, die Geschichte rückläufig zu lernen, nachdrücklich entgegen. Das sind Dinge, die noch heute ihr Interesse besitzen. Wenige Bedeutung dagegen haben die letzten Abschnitte: Friedrich als Dichter. — Gundlach[76]) behandelt Friedrichs Vorleser de Prades. So streng gewissenhaft und einsichtig der König in der Auswahl seiner politischen, administrativen und militärischen Gehülfen war, so leicht liess er sich bei der Aufnahme von Männern in seine persönliche und litterarische Umgebung von oberflächlichem Witz und gewissem weltmännischen Schliff bestimmen. Dies bezeugt u. a. die Persönlichkeit seines Vorlesers, eines mit seiner Kirche zerfallenen französischen Abbé, eines eitlen Genussmenschen — ohne feste Ueberzeugung, ohne jede Zuverlässigkeit des Charakters und selbst ohne gründliches Wissen und wahre Begabung. De Prades verriet die ursprünglich von ihm verfochtene Sache der Geistesfreiheit nicht minder als seinen erlauchten Beschützer und Wohlthäter, dessen Unterthan er überdies durch das Geschenk einer Domherrnstelle in Breslau geworden war. Für das letztere schmächliche Vergehen musste er dann durch wohl verdiente, übrigens milde gehandhabte Festungshaft büssen, die schliesslich in eine behagliche Internierung in Glogau verwandelt wurde. — Einen überraschenden Beweis der Teilnahme und Bewunderung, die des grossen Königs Kriegsthaten auch ausserhalb Deutschlands fanden, bringt die von Bolte[77]) veröffentlichte Sammlung holländischer Lieder, die auf Friedrich gedichtet wurden. Sie zeigen einen Schwung, eine Begeisterung, wie solche nicht stärker einen patriotischen Preussen hätten beseelen können. Die Zeit, der sie entstammen, ist sicherlich der 7jährige Krieg. Das 3. Lied bezieht sich offenbar auf eine bestimmte Siegesschlacht des preussischen Herrschers, doch bietet es leider keinen Anhalt festzustellen, auf welche. — Ein Memoirenfragment von Friedrichs Schwester, der Königin Luise Ulrike von Schweden, das Arnheim[78]) veröffentlicht, schildert ihre Jugendzeit am Hofe Friedrich Wilhelms I. Leider reicht es nur bis zum J. 1730, von der Geburt der Fürstin (1720), und bricht es gerade da ab, wo es von dem Zwiespalte zwischen ihrem Vater und ältesten Bruder berichtet. Neues bringt es nicht, doch ein Zeugnis für die Richtigkeit früherer Annahmen. Es fand sich in der königlichen Bibliothek zu Stockholm und wird von dem Herausgeber sachgemäss besprochen. —

Ueber Kaiser Wilhelm I. liegen bedeutendere Studien nicht vor. Eine Schulrede über diesen Fürsten, die Hermann[79]) am 26. Jan. in der Aula des Gymnasiums zu Baden gehalten hat, beruht gänzlich auf den bekannten Aufzeichnungen Louis Schneiders. — Mehr Wert hat die Uebersicht über des Kaisers schrifttellerisches Wirken in politischen und militärischen Fragen der Zeit von Schmitz[80]). Nicht als ob hier Unbekanntes gegeben würde; indessen die charakteristische Zusammenstellung der Schriften, Briefe und Ansprachen des Kaisers ist für jeden interessant, der dessen Wesen in seinem Zusammenhange verstehen will. Wilhelms I. praktische und vor allem soldatische Natur hat für die Litteratur wenig Neigung gehabt; nicht, wie Sch. im Vorworte sagt, weil er keine Zeit dazu gehabt hätte, sondern weil sein Blick auf andere Dinge gerichtet war. Aber erfreulich und anziehend ist alles, was er schreibt. Wenn es auch an künstlerischer Form gebricht, so giebt doch der klare, durchsichtige Stil, die schöne, wohlthuende Wärme, der hinreissende Aufschwung des Gedankens und der Sprache da, wo grosse Dinge auf dem Spiele stehen, ein leuchtendes Spiegelbild des reinen und tüchtigen Geistes, der den Fürsten beseelte. Eine Schrift, die er 1848 gegen den Wehrgesetz-Entwurf der Bundes-Militärkommission des Frankfurter Parlamentes veröffentlichte, beweist, dass er stets die dreijährige Dienstzeit als unentbehrlich für den soldatischen Geist des Heeres betrachtete und deshalb die Einreihung aller Wehrpflichtigen in die Armee verwarf; er stand also aus innerster Ueberzeugung in vollem Gegensatze zu der Forderung zweijähriger Dienstzeit. Freilich ging dieser Widerspruch nicht nur aus militärisch-technischem Gesichtspunkte hervor, sondern auch aus dem Wunsche, durch längere soldatische Erziehung demokratische Gesinnung aus der Armee zu verbannen (S. 27). Nicht minder erhellt aus seinen Schriften seine Ansicht, dass es Preussens Beruf sei, mit Ausschliessung Oesterreichs an die Spitze Deutschlands zu treten, und dass hierzu es der Gewalt der Waffen bedürfe. Diese Anschauungen erklären den Verlauf der Dinge in der Konfliktszeit 1862—66. Mit Nach-

---

76) M. Gundlach, Friedrich d. Gr. u. sein Vorleser de Prades. Hamburg, Verlagsanst. 46 S. M. 1.00. — 77) J. Bolte, Holländ. Lieder auf Friedrich d. Gr.: FBPG. 5, S. 310/4. — 78) (III 1: 76.) — 79) E. Hermann, 2 Schulreden. Progr. d. Grossherzogl. Gymn. Baden-Baden, Kölblin u. v. Hagen. 18 S. — 80) Maxim. Schmitz, Kaiser Wilhelm I. u. sein schriftstell. Eingreifen bei entscheidenden Fragen u. Abschnitten seiner

druck weist er stets darauf hin, dass auch im Rahmen der Verfassung der König das Recht besitze, selbstthätig und auf eigene Verantwortung hin in den Gang der politischen Ereignisse einzugreifen. In dem einzigen Gedichte, das wir von Wilhelm kennen — „Der Oberrhein“, aus dem kriegsschwangeren J. 1840 — spricht er in wohlgelungenen Versen Deutschland die Aufgabe zu, die verlorenen Lande des Elsass und Lothringens von Frankreich zurück zu erobern und deren Bewohner, sei es mit Güte sei es mit Gewalt, wieder zu Deutschen zu machen. Ihm selbst ist es drei Jahrzehnte später vergönnt gewesen, dieses grosse Ziel zu erreichen. — Eine anmutige Erinnerung bringt von Köppen[81]). Die ganze Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, die der edle Monarch stets bethätigt hat, tritt uns in der hübsch erzählten Episode entgegen, wie er zufällig von den Herzensnöten seines poetischen Hauptmanns Kenntnis erhielt und ihnen abzuhelfen wusste. Einige unedierte Verse des von der königlichen Gnade Beglückten erhöhen den Reiz des kleinen Aufsatzes (vgl. auch über den Kaiser N. 128.) — Die Lieblingsschwester des Kaisers, Grossherzogin Alexandrine von Mecklenburg, bildet den Gegenstand einer Reihe von Aufsätzen Zehlickes[82]). Das jüngste Kind der Königin Luise war in ihrer Jugend durch hohe Schönheit, kernige Gesundheit, heiteres und anmutiges Wesen ausgezeichnet. In die Oeffentlichkeit ist die Grossherzogin auch später wenig hinausgetreten; der Vf. füllt deshalb ihre Biographie mit der Schilderung der Wirksamkeit ihres Gatten, des Grossherzogs Paul, in anziehender Art aus. Sie verlor den innig geliebten Gemahl nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe, und noch ein halbes Jahrhundert hat sie den Witwenschleier getragen; auch alle ihre Kinder hat sie vor sich dahin gehen sehen. Für diesen Kummer entschädigten sie der glorreiche Aufschwung des deutschen Vaterlandes, der Ruhm und die Grösse ihres Bruders Wilhelm, mit dem herzliche Zuneigung sie verband; ihr heiterer Sinn fesselte den Kaiser, der ein Freund des Witzes und harmlosen Humors war. Aber sie war auch eng mit ihrer Residenzstadt Schwerin verwachsen, zu deren Verschönerung und Ausschmückung sie im Stillen vieles beigetragen hat, und deren Bewohner sie wegen ihrer Leutseligkeit, Herzensgüte und Wohlthätigkeit verehrten. Sie verdient es, dass die Geschichte ihr einen ausgezeichneten Platz im Kreise des ersten deutschen Kaisers bewahrt. —

Friedrichs III. sympathische Gestalt hat Philippson[83]) in ihrer wahren Bedeutung darstellen wollen, so weit es die mangelhafte Kenntnis authentischer Quellen in der Gegenwart ermöglicht. Teilweise wenigstens halfen mündliche und schriftliche Mitteilungen wohl unterrichteter Persönlichkeiten diesem unvermeidlichen Uebelstande ab. Der Vf. hat versucht, in seinem Buche auch die Verdienste des edlen Hohenzollernfürsten um Kunst, Wissenschaft und Litteratur nach zuverlässigen Gewährsmännern zu schildern.[84]) —

Neben kleineren, nur für die Jugendbelehrung oder doch volkstümliche patriotische Unterhaltung bestimmten Schriften[85-88]) über Wilhelm II. ist vornehmlich Güssfeldts[89]) Beschreibung von des Kaisers Nordlandsreisen zu erwähnen. Durch des Kaisers Vertrauen berufen, dessen nordische Fahrten zu beschreiben, hat sich der als kühner Forscher und Alpinist sowie als eleganter Schilderer gleich bekannte Vf. nicht auf seine eigentliche Aufgabe beschränkt, sondern aus eigenen Erfahrungen und Kenntnissen noch vieles zur Darstellung der Natur und des Volkes von Norwegen beigetragen. Das Werk erfreut sich überdies einer vorzüglichen künstlerischen Ausstattung durch den geschickten Stift Saltzmanns. Besonders lehrreich und anziehend ist die geographische Charakterisierung Norwegens; klassisch die Entwicklung der Unterschiede zwischen dem skandinavischen und dem Schweizer Hochgebirgstypus. Wissenschaftlich bedeutend und doch auch für den Laien interessant ist das 9. Kap. mit der ausführlichen Schilderung des Klimas von Norwegen. Aus allen Teilen des Buches leuchtet das tiefe Empfinden G.s für die Schönheiten der Natur hervor, und wahrhaft poetisch weiss er sie dem Leser zur Anschauung zu bringen. Das Leben in der Umgebung des Monarchen und dessen eigenes Thun werden, diskret und nicht servil, eingehend geschildert. Aus leicht begreiflichen Gründen sind politische Er-

---

Zeit. Neuwied u. Leipzig, Heuser. VII, 55 S. M. 1,50. |[SchwäbKron. 11. Aug.; AZg. N. 64.]| — 81) F. v. Köppen, König Wilhelms Fürsprache: Didask. N. 266. — 82) A. Zehlicke, D. Lieblingsschwester Kaiser Wilhelms I.: ib. N. 162/5. — 83) M. Philippson, Friedrich III. als Kronprinz u. Kaiser. Im Auftr. d. Komitees z. Errichtung d. Oberlausitz. Ruhmeshalle zu Görlitz. Berlin, Grote. VIII, 310 S. M. 6,00 |[DLZ. S. 1689-90; Th. Flathe: HZ. 72, S. 500; J. Kürten: Zeitgeist 1893. N. 3; MagdZg. 13. u. 16. Dec.; KZg. 28. Dec.; BreslauerZg. 20. Dec.; NatZg. 15. Dec.] — 84) × H. Müller-Bohn, Unser Fritz, deutscher Kaiser u. König. E. Lebensbild. 4. Aufl. Berlin, P. Kittel. III, 426 S. M. 7,00. — 85) × C. M. J., Wilhelm II., Kaiser v. Deutschland u. König v. Preussen. E. Fürstenbild gewidm. d. dtsch. Jugend u. d. dtsch. Volke. Habelschwerdt, Franke. 24 S. M. 0,15. — 86) × C. A. Krüger, Kaiser Wilhelm II. E. Lebensbild für Jung u. Alt. 3. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, Baedecker. IV, 139 S. M. 0,80. — 87) × Hans Mayer, Wilhelm II., Dtsch. Kaiser u. König v. Preussen. E. Lebens- u. Charakterbild. 4. Aufl. Langensalza, Schulbuchh. VIII, 464 S. M. 4,00. — 88) × F. Sander, 3 Kaiserreden aus d. Trauerj. 1888—89. Progr. d. kgl. Waisen- u. Schulanst. Bunzlau. 22 S. — 89) P. Güssfeldt, Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in d. J. 1889—92. 2. Aufl.

örterungen sowie Betrachtungen über die norwegischen Staatseinrichtungen völlig bei Seite gelassen. — Eine gelegentliche geistvolle Plauderei, ohne jeden bleibenden Wert, bringt Valbert[90]) über den Kaiser, den er als einen Schwärmer für das Gottesgnadentum, nach der Art seines Grossoheimes Friedrich Wilhelm IV., betrachtet, und über die Minister, die er durch die Brille der entschiedenen Bismarckfreunde ansieht. — Einsichtiger und auch unparteiischer als dieser Franzose, ist der Italiener Boglietti[91]). Er bezeichnet die häufigen Reisen, auf denen der greise Bismarck den jungen Kaiser nicht begleiten konnte und wo dieser sich von ihm zu emancipieren lernte, als erste Ursache für den Rücktritt des Altreichskanzlers. Bald stellte sich zwischen dem Herrscher und seinem ersten Minister eine immer grössere Verschiedenheit der Ideen heraus. Aber die Hauptsache war doch die, dass zwei starke, ehrgeizige und die Herrschaft liebende Charaktere unmöglich auf die Länge mit einander auszukommen vermochten. Der Aufsatz ist inmitten der Diskussion des Zedlitzschen Schulgesetzentwurfes abgeschlossen, deren Ausgang dann des Kaisers Wesen von einer ganz neuen Seite zeigte. Dieses Zusammentreffen beweist abermals das Missliche solcher zeitgenössischen Darstellungen, deren Ergebnisse von der allernächsten Zukunft Lügen gestraft werden können. — Nur als Beispiele für politisch-historische Betrachtungen, wie sie nicht sein sollen, erwähne ich zwei englische Aufsätze. Der erste, von einem Amonymus, [92]) ist ein unqualifizierbarer Schmähartikel auf Kaiser Wilhelm II.; sein Vf. giebt sich für einen Anhänger Bismarcks aus, aber der Altreichskanzler hat mit solchen Satelliten nichts gemein. Auch Moltke und die Kaiserin Friedrich werden mit scharfen Seitenhieben bedacht. Die Antwort auf diese Veröffentlichung gab Poultney-Bigelow; [93]) sie ist des anonymen Machwerks durchaus würdig. Indem der Vf. beweisen will, dass der Kaiser Recht gethan habe, mit dem Reichskanzler zu brechen, entwirft er gegen diesen eine Anklageschrift, die in der Form gemässigter, aber im Grunde ebenso parteiisch ist. Sie will nichts am Werke Bismarcks gelten lassen. —

Wilhelms I. unglücklicher Zeitgenosse, König Ludwig II. von Bayern, findet einen überzeugten und warmherzigen und dabei doch nicht blinden Verteidiger in seinem dichterischen Freunde und Berater, K. von Heigel. [94]) Dieser beschönigt nicht die allzubekannten schlimmen Verirrungen des Herrschers, allein er erklärt sie aus der Geisteskrankheit, die seit dem J. 1880 mehr und mehr den schönen, strahlenden Fürsten in ihre finsteren Bande schlug. Nicht ohne tiefe Erregung wird man die Leidensgeschichte eines Königs lesen, dessen beide Grossthaten unvergänglich in die Geschichte des deutschen Volkes eingezeichnet sind: der Anschluss Bayerns an Preussen zum Kriege von 1870 und das begeisterte Eintreten für Richard Wagner. Auch über Heigels eigene Persönlichkeit und sein Wirken für die Bühne erhalten wir hier interessanten Aufschluss. —

Ein deutscher Fürstensohn und preussischer Offizier hat im Orient eine mühevolle, aber glänzende Laufbahn durchschritten: Karl I. von Rumänien. Seine Thronbesteigung und seine Erlebnisse während der Jahre seines Königtumes werden in einem Tagebuche geschildert, das von einem „Augenzeugen“ [95]) herrührt. Dieser Gewährsmann muss aber ein sehr inniger Vertrauter des Königs sein. Er vermag dessen intimste Empfindungen, die Gespräche, die nur er unter vier Augen geführt hat, ja auch Briefe, die er von den fürstlichen Verwandten erhalten hat, mitzuteilen. Wir möchten sogar auf den Herrscher selbst als den Vf. des Tagebuches schliessen; die sympathischen und anerkennenden Worte der kurzen Einleitung sowie die Verwandlung der ersten in die dritte Person im Texte könnten ja von anderer Hand herrühren. Die Mitteilungen beginnen mit dem März 1866, der Zeit der ersten Eröffnungen, die Bratianu dem Prinzen Karl von Hohenzollern machte. Hervorzuheben ist dabei die Bemerkung, dass des Prinzen Beförderung im preussischen Heere ungewöhnlich verlangsamt wurde, weil er sich freisinniger Anschauungen und des Verkehrs mit dem liberalen höhern Bürgerstande schuldig gemacht hatte. Sehr interessant ist die Erzählung seiner heimlichen Reise vom Rhein nach Rumänien durch Oesterreich, das ihn nicht nur wegen seiner Wahl zum Fürsten, sondern auch — es war im Mai 1866 — als preussischem Offizier feindlich gesinnt war; nebenbei zerstört dieser umständliche und wahrheitsgetreue Bericht die abgeschmackte Legende, die sich über jene Reise gebildet hatte. Höchst merkwürdig ist die geschickte Art, mit der der junge Fürst sich bald das Vertrauen der ihm so fremden rumänischen Bevölkerung erwarb, sowie die Gewandtheit und Energie, die er der Pforte gegenüber bewies, bei der ihm seine Eigenschaft als Hohenzollernfürst sehr

---

Berlin, Paetel. XLIV, 416 S. M. 28,00. — 90) G. Valbert, L'empereur Guillaume II, ses ministres et sa politique: RDM. 110, S. 209-20. — 91) G. Boglietti, Guglielmo II, e il suo Regno: NAnt. 38, S. 5-28. — 92) William: ContempR. 61, S. 457-71. — 93) Poultney-Bigelow, Bismarck: ib, S. 616-20. — 94) K. v. Heigel, Ludwig II. v. Bayern. Stuttgart, Bonz. IV, 387 S. M. 5,00. |[Silas Marner: (Max Bernstein): Zeitgeist N. 49.]| — 95) Aus d. Leben König Karls v. Rumänien.. Nach d. Aufzeichn. e. Augenzeugen: DR. 1, S. 145-59,

zu gute kam. Trotzdem ward seine Lage durch das Parteigetriebe im Lande, durch die Separationsgelüste in der Moldau und durch die Eifersucht der fremden Mächte oft eine verzweifelte. Gleichwohl den Mut bewahrt, aus allen schwierigen Umständen das junge und unfertige Staatswesen gezogen, dieses konsolidiert und der Unabhängigkeit zugeführt zu haben, ist ein grosses Verdienst Karls von Hohenzollern und ein Zeugnis ungewöhnlicher Begabung und seltenen Taktgefühls. Sein trefflicher Vater, der frühere preussische Ministerpräsident, hat ihn mit seiner Einsicht und Erfahrung wirksam unterstützt. Aus dessen Briefen erfahren wir hier nebenbei manches Wichtige über die Zustände Preussens und Deutschlands. Je bedenklicher sich aber das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich gestaltete, um so verdächtiger wurde den Franzosen der Hohenzoller auf dem rumänischen Throne. Man fand, „er mache aus Rumänien einen Annex von Preussen.“ Die Feindseligkeit der Rumänen gegen die einheimischen Israeliten bot einen nur allzu gerechtfertigten Vorwand, um von Paris aus die öffentliche Meinung ganz Europas gegen die Bukarester Regierung aufzuregen. Der Mann, der Karl von Hohenzollern die Fürstenwürde verschafft hatte, Bratianu, musste am 9. Juli 1867 seine Entlassung nehmen, um Frankreichs Zorn zu beschwichtigen; aber die Neubildung des Ministeriums stiess auf grosse Schwierigkeiten. Inmitten dieser Gefahren, die den Thron Karls selber bedrohten, schliesst die Veröffentlichung für das Jahr 1892. —

Aehnlich, wie Friedrich der Grosse, stand auch der treffliche Markgraf Karl Friedrich von Baden in brieflichem Verkehr mit hervorragenden französischen Schriftstellern. Knies[96]) hat uns in rühmlicher Art den Briefwechsel zwischen dem strebsamen und eifrigen Fürsten und zwei Häuptern der damals in der nationalökonomischen Theorie herrschenden Schule der Physiokraten — dem ältern Mirabeau und Du Pont von Nemours — zugänglich und so mit den Anschauungen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen dieser drei Persönlichkeiten genau bekannt gemacht. Zumal Mirabeau, der „Freund des Menschengeschlechtes,“ der Vater des grossen Revolutionstribunen, erscheint hier in wesentlich sympathischerer Gestalt, als die Feindschaft seines berühmten Sohnes ihn dargestellt hat. Bezieht sich seine Korrespondenz mit Karl Friedrich fast ausschliesslich auf physiokratische Erörterungen, so umfassen die Schreiben Du Ponts das ganze politische, sociale und vorzüglich auch litterarische Leben Frankreichs während der Jahre 1772—85. Besonders wichtig sind Du Ponts Mitteilungen über die Geschichte des Ministeriums Turgot, dessen Gehülfe er war. So ist dieser französische Briefwechsel ein würdiges Gegenstück zu dem Friedrichs II. oder auch Katharinas II., nur dass er vorwiegend nationalökonomischer Natur ist. In der Einleitung giebt K. eine recht klar entwickelte, wenn auch nicht überall unanfechtbare Vorgeschichte der Physiokratie sowie Biographien einiger hervorragenden Physiokraten. Sehr zu bedauern ist der Mangel eines alphabetischen Namensverzeichnisses für das interessante Buch. — Höchst anerkennenswert ist die rückhaltlose Art, in der auch die politische Korrespondenz Karl Friedrichs während der Revolutionskriege mit grösstmöglicher Vollständigkeit durch Erdmannsdörffer[97]) veröffentlicht wird. Die ganze klägliche Haltlosigkeit des damaligen Kleinstaatentums bei jeder Deutschland bedrohenden Gefahr geht aus diesem Briefwechsel eines so ausgezeichneten Fürsten, wie Karl Friedrich von Baden war, mit desto erschreckenderer Deutlichkeit hervor. So kam es auch, dass, während Süddeutschland beständig von den Franzosen bedroht war, der Markgraf ein Bataillon seiner wenig zahlreichen Truppen an England verkaufte, von dem es in den Niederlanden verwendet wurde. Dergleichen Blutschacher verursachte also noch am Ende des 18. Jh. einem der besten deutschen Fürsten nicht die leisesten Gewissensbisse! Es ist bei solchen und vielen andern ähnlichen Thatsachen gar nicht zu bezweifeln, dass nur der übermächtige Einfluss des revolutionären und imperialistischen Frankreich den verrotteten Zuständen Deutschlands ein Ende gemacht und gerechtere Einrichtungen hervorgerufen hat. Sonst standen dem Markgrafen bedeutende Staatsmänner, wie Edelsheim und Reitzenstein, als kluge Berater zur Seite, und sie wussten geschickt das Badener Ländchen durch die Stürme und Klippen jener furchtbaren Zeit zu führen. Eine vorzüglich orientierende Einleitung giebt von der bekannten Geschicklichkeit des Herausgebers neues Zeugnis. Die Einteilung des eigentlichen Stoffes ist klar, seine Wiedergabe korrekt. —

Der Partikularismus hat immer noch seine Vertreter in den 1866 von Preussen annektierten Ländern. Indessen, die den alten Dynastenfamilien bewahrte Treue ist ja von rein menschlichem Standpunkt aus begreiflich. Deutlich, aber gemässigt und nicht

---

273-88; 2, S. 1-25, 129-49, 257-69; 3, S. 1-13, 129-41, 257-69; 4, S. 1-11, 129-35, 257-69. — 96) Karl Friedrichs v. Baden briefl. Verkehr mit Mirabeau u. Du Pont. Her. v. d. Bad. Hist. Komm. Bearb. u. eingel. v. C. Knies, 2 Bde. Heidelberg, Winter. CLXII, 284; XVI, 398 S. M. 25,00. |[LCBl. S. 1725/7; G. Valbert: RDM. 111, S. 208.]| — 97) Polit. Korresp. Karl Friedrichs v. Baden. 1783—1806. Her. v. d. Bad. Hist. Kommiss. Bd. 11. 1792-97. Bearb. v. B. Erdmannsdörffer. Heidelberg, Winter. XLVII, 652 S. M. 20,00. |[LCBl. S. 1495/6;

aufdringlich tritt der Partikularismus in Kolbs[98]) Lebensbeschreibung des Herzogs Wilhelm von Nassau (1816—39) hervor. Die Schrift bildet gewissermassen ein Gegenstück zu Brauns „Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei" und beweist, dass im alten Nassau nicht alles so kleinlich, gehässig und lächerlich gewesen ist, wie der witzige Publizist es dargestellt hat. Schon an sich ist die Biographie des Herzogs Wilhelm merkwürdig. Seine Jugend fällt in die Zeit der Revolutions- u. Napoleonischen Kriege; fern von der Heimat, in Bayreuth, musste er seine ersten neun Lebensjahre verbringen. In Heidelberg studierte er; dann focht er in den Befreiungskriegen und ward er bei Waterloo verwundet. Kaum hatte er das Ländchen Nassau-Weilburg geerbt, als er durch das Aussterben der Usinger Linie auch deren Gebiet mit jenem zu vereinigen vermochte und damit der erste Herzog von Gesamt-Nassau wurde. Freilich erwuchs ihm die schwere Aufgabe, ein aus zwanzig früheren Territorien willkürlich zusammengestoppeltes und von Lutheranern, Reformierten und Katholiken bewohntes Land zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Dabei half ihm der später fälschlich als reaktionär verschrieene einsichtige und thatkräftige Minister von Marschall-Biberstein. Das ganze Gebiet wurde neu organisiert; Justiz und Verwaltung wurden strenger geschieden. Am 24. März 1817 erliess Herzog Wilhelm das berühmte Weilburger Edikt, durch das er dem Volksschulwesen des Landes den Simultancharakter gab, den es noch jetzt, nach acht Jahrzehnten, bewahrt hat, und der seine segensreiche Wirksamkeit zu Gunsten des konfessionellen Friedens noch heute übt. In demselben Jahre kam die Nassauische Union zwischen Lutheranern und Reformierten zu Stande, zu gleicher Zeit also wie in Preussen. Für die Katholiken wurde ein eigenes Bistum zu Limburg a. d. Lahn begründet. Auf allen Gebieten, dem der Rechtspflege, der Wehrverfassung, des mittleren und höheren Unterrichts, sehen wir Herzog Wilhelm segensreiche und für seine Zeit ungewöhnliche organisatorische Verbesserungen vornehmen. Das Ende seiner Regierung wurde freilich durch den hässlichen Domänenstreit verdorben, den K. selbstredend im Sinne des Herzogs schildert. Der Stil des Vf. lässt ungemein zu wünschen übrig. Sätze wie: „Am 2. Januar 1809 nach Heidelberg zurückgekehrt, gingen die Studien ihren gewohnten Gang" (S. 8), sollte man keinem Leser bieten. —

Eine Volksausgabe hat Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha[99]) von seinen wertvollen Denkwürdigkeiten, die bekanntlich in drei grossen Bänden erschienen waren, veranstaltet. Der Umfang von nur einem Bande war dadurch erreicht worden, dass alles, was die Beziehungen zu fremden Staaten und Ländern betraf, weggelassen oder doch wesentlich zusammengezogen, dagegen die Einzelheiten der vaterländischen Entwicklung vollständig dargestellt wurden. Die Anordnung ist so geschickt, dass die Thatsache: hier liegt ein Auszug vor, bei dem Lesen durchaus nicht zum Bewusstsein kommt. —

Mit der Biographie eines seiner Vorfahren, des Heerführers Christ. Friedr. Wilh. von Ompteda führt uns Frhr. L. von Ompteda[100]) in eines der grössten Fürstentümer des alten deutschen Reiches. Bas Buch bietet eine fesselnde und sehr belehrende Lebensbeschreibung. Ein tüchtiger hannoverscher Offizier und glühender Patriot, kämpft Christian überall unter den Fahnen seines Landesherrn, der zugleich König von England ist, gegen die Franzosen und deren Verbündete. Das bunte Kriegsleben jener Zeit führt ihn nach Frankreich, den Niederlanden, England, Dänemark, Spanien. Der Kummer über die Niederlagen der vaterländischen Truppen während der Revolutions- und Napoleonischen Kriege versenkt ihn mehrmals in Geistesnacht, aus der sich aber sein lebhafter Sinn immer wieder herauszuwinden vermag. Unglaubliche Strapazen, Schiffbruch und Kriegsgefangenschaft, auch finanzielles Elend, können ihm die Kraft des Körpers und des Charakters nicht brechen. Ein treuer Freund seines Landsmannes Scharnhorst, erliegt er endlich, gleich diesem, in dem sehnsüchtig herbeigewünschten Befreiungskriege. Und doch ist sein Schicksal weniger tragisch als das seines berühmten Freundes: er hatte die Wiedergeburt des Vaterlandes erlebt und endete erst am Tage des endgültigen Sieges, bei Waterloo, am 18. Juni 1815. Ein sinnloser Befehl seines jungen Vorgesetzten, des Erbprinzen von Oranien, hatte ihn, den General, sowie seine tapferen hannoverschen Soldaten in einen ebenso unvermeidlichen wie nutzlosen Tod gesandt. Keine Beredsamkeit vermag die Schmach und das Elend der Zersplitterung Deutschlands vor hundert Jahren so eindringlich zu schildern und die Trauer über die Vergeudung vielen edlen Menschenmaterials so lebhaft zu erregen, wie diese anspruchslose und doch höchst anziehende Biographie. —

Dass der dem edlen Erzherzog Johann zumeist gemachte Vorwurf, durch

---

M. Lenz: PrJbb. 70, S. 671-705; G. Valbert: RDM. 111, S. 208-19.]| — 98) R. Kolb, Herzog Wilhelm v. Nassau. Gedenkschrift z. 100j. Jahrestage seiner Geburt. Wiesbaden, Bechtold & Co. VII, 58 S. (Mit Bild.) M. 1,00. — 99) Ernst II. Herz. v. Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben u. aus meiner Zeit Bearb. in 1 Bd. Berlin, Besser. XV, 716 S. M. 11,50. — 100) L. Frhr. v. Ompteda, E hannov.-engl. Offizier vor 100 Jh. Christ. Fr. W. Frhr. v. Ompteda. Leipzig, Hirzel. VIII, 322 S. M. 6.00. G. Winter: BLU. S.

seine Nachlässigkeit die Niederlage von Wagram veranlasst zu haben, völlig unbegründet sei, dafür erbringt von Zwiedineck-Südenhorst [101]) den unwiderleglichen Beweis. Auch zeigt er, dass Johann nach Wagram das Vertrauen in die Zukunft nicht verlor und, der Verzagtheit Metternichs gegenüber, mit Eifer, aber ohne Erfolg für die Fortsetzung des Kampfes gegen die Franzosen wirkte. Seitdem wurde der treffliche Fürst vom Hofe und vom Kaiser Franz selbst übel behandelt. —

Von der bekannten Lebensbeschreibung Blüchers von Wigger [102]) ist eine neue Ausgabe erschienen. — Des grossen Feldmarschalls Verhältnis zu den Frauen schildert in anmutiger Feuilletonplauderei Kohut [103]). —

Als ein begeisterter Patriot ragt aus seiner Epoche der heldenhafte Friedrich Friesen hervor, dessen Bild der Turnverein zu Frankfurt a. M. am 8. April 1892 enthüllte. Dabei wurde eine Gedächtnisrede gehalten [104]), die uns die Persönlichkeit des merkwürdigen Jünglings, der durch körperliche Kraft und Schönheit, durch keuschen Adel der Seele, durch glühenden Enthusiasmus für des Vaterlandes Wiedererhebung die besten Männer seiner Zeit zu lebhafter Bewunderung und Zuneigung hinriss, menschlich nahe bringt. Friesen hat kein schriftliches Zeugnis seiner allseitig gerühmten hohen Begabung für Mathematik, zeichnende Künste und Pädagogik hinterlassen, aber sein treues, unablässiges Wirken für Preussens Befreiung und sein wunderbarer Einfluss auf Jugend und Alter machen ihn unvergesslich. Wie Körner trat er beim Ausbruch des Kampfes in das Lützowsche Freicorps; wie dieser fiel er im heiligen Streite, aber nicht auf deutscher, sondern auf französischer Erde, am 15. März 1814, von den Händen bewaffneter Bauern. Zwei Jahre später machte sein treuer Freund und Waffengenosse Vietinghoff seine Ueberreste ausfindig, die er darauf 26 Jahre lang mit sich herumführte, bis sie endlich 1843 auf dem Berliner Invalidenkirchhofe neben den Gebeinen Scharnhorsts beerdigt wurden. Die schwungvolle Rede verdiente wohl weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. —

Durch das scharfe Läuterungsfeuer der Revolutions- und Napoleonischen Kriege wurde auch das seit dem Aachener Frieden des J. 1748 gänzlich verwahrloste bayerische Heer in eine moderne Armee umgeschaffen. Das grösste Verdienst an dieser Umgestaltung hatte der General von Triva, der von 1804 bis 1822 Kriegsminister war, und dessen Leben uns von Erhard [105]) geschildert wird. Trivas Aufgabe war um so schwieriger, als sie unter beständigen Feldzügen und Veränderungen des Landesgebietes gelöst werden musste. Die von ihm gebildete „alte Armee“ ging in dem russischen Feldzuge von 1812 unter, der mehr als 30000 Bayern das Leben kostete. Im folgenden Jahre musste Triva in wenigen Monaten das aktive Heer neu schaffen, die Landesverteidigung organisieren, freiwillige Corps errichten. Freilich war das Ergebnis innerlich kein sehr befriedigendes, wenn auch äusserlich imponierendes. Triva war ein rechtlicher, einsichtiger, arbeitstüchtiger und gut geschulter Verwalter — irgend einen schöpferischen Gedanken, ja nur Verständnis für die neue Zeit hat er nicht gehabt, und so blieb auch die „neue“ bayerische Armee mit schweren Schäden behaftet, die bis zum J. 1866 nachgewirkt haben. Löblicher Weise verschweigt sie der Biograph ebenso wenig wie ihre Ursachen. Der Stil des Werkchens ist dialektisch beeinflusst. Den Kriegsminister „einen erfahrenen Dienstmann“ zu nennen, ist doch kaum erlaubt. —

Briefe des greisen österreichischen Helden Radetzky an seine Tochter während des letzten Jahrzehnts seines Lebens giebt Dühr [106]) heraus. Sie zeigen den hochbetagten und doch so thatkräftigen und geistesfrischen Feldmarschall als liebenswürdigen Menschen und zärtlichen Familienvater inmitten der aufregendsten politischen und militärischen Ereignisse und der traurigsten Erfahrungen an einigen seiner Nächststehenden; sie besitzen vor allem biographischen und psychologischen Wert. Traurig berührt zumal der Umstand, dass der Feldmarschall bis in sein höchstes Alter eine seiner durchaus unwürdige Gattin zu ertragen hatte; und doch — mit wie feinem Gefühle schont er sie, spricht er von ihr. Es thut wohl, den grimmen Helden sich so menschlich näher kommen zu sehen. — Ganz unbedeutend dagegen sind die von Schebek [107]) veröffentlichten sechs Briefe Radetzkys, denen sich eine Danksagung für eine patriotische Schülerspende anschliesst. —

Von der hochwichtigen Sammlung der Schriften und Denkwürdigkeiten,

---

730; KölnZg. 28. Mai.]| — 101) H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Erzherz. Johann v. Oesterr. im Feldzug v. 1809. Mit 3 Plan-Skizzen. Graz, Styria. XVI, 260 S. M. 4,30. |[Sauerhering: HZ. 71, S, 507-10; G. Egelhaaf: Grenzb. 2, S. 312-23; F. v. Krones: DLZ. S. 1650/1; H. Delbrück: PrJbb. 69, S. 583/3; SchwäbMerk. 5. Febr.]| — 102) F. Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher v. Wahlstatt. 2. (Titel-)Ausg. Schwerin i. M., Stiller. VIII, 311 S. M. 3,00. — 103) A. Kohut, Fürst Blücher u. d. Frauen: BerlTBl. N. 640 — 104) Didask. N. 87. — 105) A. Erhard, Joh. Nepom. Graf v. Triva, kgl. bayer. Gen. d. Artillerie, d. 1. Kriegsminister Bayerns. (= Bayer. Bibl. her. v. K. v. Reinhardstöttner u. K. Trautmann, Bd. 29-30.) Bamberg, Buchner. 157 S. M. 2,80. — 106) Briefe d. Feldmarschalls Radetzky an seine Tochter Friederike 1847–51. Her. v. B. Dühr. Wien, Roller. 194 S. M. 4,00. |[LRs. 18, S. 305; HPBll. 109, S. 595; J. Schmid, KathSchwBll. 8, S. 150/2; ÖLBl. 1, S. 10/2, 116.]| — 107) E. Schebek, Erinnerungen an d. Feldmarschall

Moltkes [108-109]) sind wieder mehrere Bände erschienen (vgl. JBL. 1891 IV 1:38—157) Der erste bringt „zur Lebensgeschichte“ des genialen Mannes eine Anzahl überaus wertvoller und bezeichnender Beiträge, die zum grösseren Teile von dem Feldmarschall selbst, zum kleineren von den ihm Nächststehenden herrühren. Obwohl in sich nicht zusammenhängend, geben diese Aufzeichnungen doch in ihrer Gesamtheit ein sehr charakteristisches Bild Moltkes in der Mannigfaltigkeit seines Wesens und seiner Begabung. Zahlreiche Abbildungen, deren grösserer Teil Handzeichnungen Moltkes wiedergiebt, führen Personen und Dinge dem Leser näher. Der erste Abschnitt enthält eine von dem Feldmarschall selbst geschriebene Geschichte seiner Familie; sie beweist, dass er nicht dem dänischen, sondern dem deutschen Zweige seines Geschlechtes angehört, und dass er selber Deutschland, wo er ja auch geboren und erzogen wurde, stets als sein Vaterland betrachtet hat. Diese kurze Familienhistorie wird ergänzt durch Aufzeichnungen von Helmuths Vater, die auch besonders die Lebensgeschichte des grossen Sohnes bis zum J. 1845 erzählen. Dann kommt eine kurze Selbstbiographie, die der General gleich nach Beendigung des Feldzuges 1866 für das Wochenblatt „Daheim“ verfasst hatte. Sie ist besonders merkwürdig durch die Auseinandersetzung der Gründe, die ihn zu der vielbestrittenen Teilung des gegen Böhmen bestimmten preussischen Heeres veranlasst haben. — Diesen Punkt hat übrigens gleichzeitig von Herbert [110]) besprochen, in Anlehnung an eine anonyme Broschüre [111]), die wiederum eine Antwort auf die abfällige Kritik des Moltkeschen Feldzugsplanes von 1866 seitens eines „hochgestellten österreichischen Generals“ [112]) bildet. Es ergiebt sich aus diesen Schriften, dass Moltke, eine österreichische Offensive, sei es sofort oder nach dem Scheitern des preussischen Angriffes, als möglich annehmend, durch die Zweiteilung des Heeres sowohl Schlesien wie Berlin schützen wollte. Dazu kam die Schwierigkeit, so grosse Heeresmassen rechtzeitig auf einen einzigen Punkt zusammenzuführen und dort zu verpflegen. General v. Voigts-Rhetz verlangte Einmarsch des ganzen Heeres von der Lausitz aus; aber in einem Kriegsrate am Ende Mai 1866 erhielt Moltke für seine Ansicht die Billigung des Königs. Aus der erwähnten Broschüre erfahren wir dies alles genauer, als aus der Geschichte des Krieges von 1866 vom Grossen Generalstab. — In dem 1. Bande der Moltkeschen Schriften folgen einige „Urkunden zur Jugendgeschichte“, die ein glänzendes Zeugnis für seinen Eifer und seine Auffassungsgabe in Erlangung der militärwissenschaftlichen Kenntnisse bezeugen. Eine Novelle „Die beiden Freunde“, die 1827 unter dem Pseudonym Helmuth im Berliner „Freimütigen“ erschienen war, zeigt uns Moltke in der überraschenden Beleuchtung als Dichter, auf den Bahnen Tiecks, Körners und Friederike Lohmanns wandelnd. Die Novelle ist weniger durch ihren poetischen Wert merkwürdig, als durch den Umstand, dass ihre beiden Helden unverkennbar die Züge Moltkes und seines Jugendfreundes, des Grafen Wartensleben, tragen. Das „Tagebuch der Reise nach Konstantinopel“ führt uns in der That nur von Wien bis Bukarest, 10. Okt. bis 8. Nov. 1835. Es gewährt von dem lebhaften Sinne Moltkes einmal für landschaftliche und künstlerische Schönheiten, andererseits auch für historische und politische Verhältnisse eine klare Vorstellung. Selbst humoristisch wird der ernste Reisende oft bei den Widerwärtigkeiten des langen und schwierigen Weges. Beigegeben sind einige Urkunden zum Aufenthalte in der Türkei. Moltkes Gattin, Marie Burt, wird uns dann von pietätvoller Hand gezeichnet. Ihr heiterer, froher Sinn ergänzte sehr glücklich den ein Vierteljahrhundert älteren, ernsten und nachdenklichen Gatten, mit dem innigste Liebe sie vereinte; mutig, praktisch, entschlossen, war sie das Muster einer edlen, tüchtigen Soldatenfrau. 26 Jahre dauerte die glückliche Ehe — fast noch ein weiteres Vierteljahrhundert trauerte ihr der Gemahl voll treuer Zärtlichkeit nach. Den Aufenthalt Moltkes in Rom — er war Adjutant des Prinzen Heinrich von Preussen — schildert uns sein Tagebuch, das vom 16. Dec. 1845 bis zum 23. April 1846 reicht, leider aber sehr lückenhaft ist. Der plötzliche Tod des Prinzen machte dem Aufenthalte Moltkes bald ein Ende. Während seine Frau in Italien zurückblieb, wollte der Major den Sarg auf der Korvette „Amazone“ nach der Heimat geleiten. Doch das schlechte Herbst-

---

Grafen Radetzky: ÖUR. 13, S. 25-35. — **108**) Gesamm. Schriften u. Denkwürdigkeiten d. Gener.-Feldmarsch. Grafen H. v. Moltke. Bd. I: Z. Lebensgesch. Bd. II: Vermischte Schriften. Bd. V: Briefe, 2. Samml., u. Erinnerungen an ihn. Bd. VI: Briefe, 3. Samml., Briefe an seine Braut u. Frau. Bd. VII: Reden, nebst Sachreg. zu Bd. I-VII. Berlin, Mittler. XII, 353 S.; XII, 320 S.; XV, 345 S.; XIV, 343 S.; XI, 164 S. M. 7,00; 5,00; 5,00; 8,40; 2,60. |[J. Rosenstein: Gegenw. N. 41/2; C. v. Zepelin: DLZ. S. 544/5; P. Nathan: NationB. 9, S. 117-20, 303, 438-42; AZg. N. 4, 23, 26, 32, 69-70; SchwäbMerk. 9. Jan., 11. Jan., 5. u. 8. April, 3. Dec.; FränkKur. 23. Dec.; LCBl. S. 111/2, 639-49, 1359—60; H. Granier: FBPG. 5, S. 497-514; Fels z. Meer S. 66; F. Bienemann: BLU. S. 149-50, 611/3, 639-40, 803/4; F. Mauthner: ML. 61, S. 620/2; J. K(ürten): BerlTBl. N. 437: MWBl. 77, S. 388, 1012, 2053, 2863; G. Rambaud: RPL. 1, S. 396; BURS. 54, S. 395; 56, S. 177, 181/4, 402, 406-10, 623.]| — **109**) × Mémoires du maréchal de Moltke. Lettres à sa mère et à ses frères Adolphe et Louis (1823—88), Éd. franç. par E. Jaeglé. Paris, Le Gondier. 462 S. |[A. Rambaud: RPL. 1, S. 396-402 (e. v. thörichtem Chauvinismus erfüllte Rec.)]| — **110**) F. v. Herbert, D. defensive Seite in Moltkes Kriegsplan 1866: Zeitgeist N. 19. — **111**) ○ × Moltkes Feldzugsentwurf 1866 u. d. Lage Benedeks am 30. Juni u. 1. Juli. Krit. beleuchtet v. * * * Berlin, Luckhardt. 41 S. M. 1,00. — **112**) ○ Pester Lloyd

wetter liess ihn von Gibraltar an die Reise nach Kuxhaven auf dem Landwege vollführen. Die Eindrücke, die Spanien auf ihn hervorbrachte, beschreibt er in einem ausführlichen Briefe an seinen Bruder Fritz. Mit gewaltigem Sprunge werden wir dann plötzlich in die Zeit nach den grossartigen Erfolgen des Feldzuges von 1866 versetzt. Die Dankbarkeit seines Königs und Volkes stattete Moltke mit den Mitteln aus, seinen alten Lieblingswunsch zu erfüllen und sich und seine Familie auf deutschem Boden fest anzusiedeln: im August 1867 kaufte er das Rittergut Creisau in der Nähe von Schweidnitz. Der 10. Abschnitt schildert nun sein intimes „Stilleben in Creisau"; er ist ein sorgsamer und wohlthätiger Gutsherr, inmitten seiner Verwandten. Auch die Künste werden nicht vernachlässigt. Er übertrug Gedichte Thomas Moores mit feinem Sinn und vielem Eifer für die Form, zeichnete und aquarellierte, erfreute sich der Musik. Es folgen Bemerkungen über das Verhältnis Moltkes zu den fünf Preussenkönigen, unter denen er nacheinander gedient. Besonders bemerkenswert sind die zahlreichen Anerkennungs- und Dankschreiben Kaiser Wilhelms an den General und späteren Feldmarschall. Ein Facsimile der rührenden Zeilen, die Kaiser Friedrich sofort nach seinem Eintreffen in Charlottenburg an Moltke richtete, stellen eine Erinnerung an den edlen Fürsten dar aus tieftrauriger Zeit, zugleich ein Zeugnis seiner Anhänglichkeit und seines Vertrauens für den greisen Feldherrn. „Der neunzigste Geburtstag" und „der letzte Lebenstag" bilden wehmütige und doch erhebende Episoden in der Biographie Moltkes. Die letzte Niederschrift des greisen Feldmarschalls ist den „Trostgedanken über das Irdische und der Zuversicht auf das ewige Leben" gewidmet. In dem lauten Kampfe entgegengesetzter Meinungen, der oft den Klarsten zu verwirren und zu betäuben droht, zur tiefen Ueberzeugung über das Wesen und die Bestimmung des Menschen zu gelangen, war das ernste Bestreben Moltkes. Mit welcher Beharrlichkeit er an dieser Aufgabe gearbeitet hat, beweisen die vier Redaktionen, die von der Darlegung vorhanden sind; im Gedankengange kaum verschieden, aber immer schärfer und charakteristischer sich abklärend. Seiner Familie sollten diese Ergebnisse des geistigen Ringens eines ganzen hochbedeutsamen Lebens das Vermächtnis ihres verehrten Oberhauptes sein. Moltke zeigt sich hier abgeneigt jedem kirchlichen Dogma und Wunderglauben; durch die souveräne Vernunft und das als höchste Instanz anerkannte Gemüt wird er zum Glauben an die Gottheit und an die Unsterblichkeit der Seele geführt. Das Wesentliche am Christentum ist ihm die Moral und die sittliche Wirkung auf die Menschheit. Wiederholt und mit schönen Worten rühmt er die Gleichwertigkeit aller Religionen, wenn sie nur mit wahrhafter Frömmigkeit und sittlichem Streben des Einzelnen verbunden sind. Gott lieben, von dem wir nichts verstehen, heisst „seine Gebote befolgen und unsere Mitmenschen lieben, die wir sehen und verstehen". Nicht schöner, als mit diesen Worten, könnten die Beiträge zur Lebensgeschichte Helmuth v. Moltkes enden. — Die im zweiten Bande enthaltenen Vermischten Schriften entstammen den J. 1831—44, dem blühendsten und kräftigsten Mannesalter des grossen Strategen, der Zeit, da er aus den Wanderjahren in die volle Reife der Meisterschaft eintritt. Auch zeigt schon der erste, 1831 geschriebene Aufsatz „Holland und Belgien" eine gesunde historische Auffassung der Genesis politischer Ereignisse, eine Abklärung des historischen Sinnes und klassische Vollendung des Stiles, die bei einem jungen Offizier doppelt bewunderswert sind und in die Geistestiefen dieses genial angelegten Denkers einen bedeutenden Einblick gestatten. Aehnliche Vorzüge weist die zweite Schrift auf, die 1832 gleichfalls aus der Einwirkung der Zeitumstände erwuchs: „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen"; allein sie leidet an mangelhafter Kenntnis der polnischen Geschichte und der polnischen Verhältnisse und hat heute hauptsächlich nur deshalb Wert, weil sie eben von Moltke herrührt und dessen Denk- und Schreibweise im jugendlichen Mannesalter zeigt. Um so grösseres Interesse erregt die folgende Abhandlung „Die westliche Grenzfrage". Geschrieben 1841, nach der von Thiers wieder laut aufgestellten Forderung nach dem linken Rheinufer, widerlegt sie in historischer Entwicklung die Berechtigung eines solchen Verlangens. Laufen dabei auch, wie es zu jener Zeit nicht anders möglich war, mannigfache geschichtliche Irrtümer mit unter, so wird doch die Klarheit und zielbewusste logische Gedrungenheit der Beweisführung, die Kraft, Schlichtheit und Schärfe der Sprache, der patriotische und echt deutsche Geist diesen Essay allen Deutschen wert machen. Handelt es sich hier ja um dieselbe Sache, für die der Autor drei Jahrzehnte später siegreich das Schwert führte. Und am Schlusse (S. 226) spricht er es offen aus: Wenn Frankreich mit Verletzung der Verträge das positive Recht, das es augenblicklich an den Deutschland geraubten Ländern besitzt, aufhebt, „so sollten wir uns in dem festen Entschlusse vereinigen, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes altes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns gezahlt hat". Der Feldherr Moltke hat 1870—71 dieses nationale Programm verwirklicht, das 1841 der Schriftsteller Moltke aufgestellt hatte. Der Scharfblick dieses seltenen Mannes

zeigt sich auch in dem Artikel über die Eisenbahnen (1843), deren enorme Wichtigkeit für den Güterverkehr er zu einer Zeit erkannte, da Publikum und Regierungen Deutschlands ihre Bedeutung entweder noch gar nicht oder doch nur für die Personenbeförderung gelten liessen. Er selber trat damals in den Verwaltungsrat der Berlin-Hamburger Eisenbahn ein. Auch den militärischen Wert der Eisenbahnen erfasste sein genialer Scharfblick sofort, und wir ahnen in dem Vf. den Organisator, der zuerst das neue Verkehrsmittel systematisch für den strategischen Aufmarsch zum Kriege verwandt hat. Die Aufsätze zur Orientalischen Frage (1841—44), die den Schluss des Bandes bilden, besassen nur momentanen Wert, vielleicht mit Ausnahme der Beschreibung der Kurden und ihres Landes. Interessant ist es jedoch, wenn wir Moltke sich „offen zu der vielfach verspotteten Idee des allgemeinen europäischen Friedens bekennen", sie mit Eifer und Geschick verteidigen und die allseitige Entwaffnung der europäischen Staaten fordern sehen (S. 286). In seinem Greisenalter hat er bekanntlich anders gedacht, obwohl sich da die Lasten der Kriegsrüstung verdrei- und vervierfacht hatten. Im 5. Bande wird dann auch die Erwiderung Moltkes auf Bluntschlis Handbuch des Landkriegsrechtes veröffentlicht, in der er sagt: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung". Letzteres hat man bekanntlich auch Jahrtausende lang von der Sklaverei gesagt. Wann hatte Moltke Recht, 1841 oder in den 70er und 80er Jahren? Weniger bedeutend ist die Briefsammlung des 5. Bandes, und manches hätte ohne Schaden daraus fortbleiben können. Auch historisch Merkwürdiges erfährt man seltener, als zu wünschen wäre (das Interessanteste über die Verhandlungen von Sedan, S. 92). Man gewinnt den Eindruck, dass manches wichtige Schreiben absichtlich ausgeschlossen wurde. Die religiöse Anschauungsweise des Feldherrn, die freilich auch sonst bekannt ist, wird auf das schärfte charakterisiert durch seinen Brief vom 10. Mai 1878, in dem er es ablehnt, in das Komitee des Evangelischen Bundes einzutreten, weil er die dogmatischen Ueberzeugungen, auf denen dieser Bund zu beruhen habe, nicht zu teilen vermöge (S. 183). Moltke war ein tief religiöser, wahrhaft frommer Mann; aber von offiziell konfessioneller Buchstabengläubigkeit war er weit entfernt — wie so viele Persönlichkeiten des alten Schlages, die sich nicht zu der Ansicht aufschwingen konnten, dass äussere Kirchlichkeit, bei innerer Skepsis, Standespflicht der oberen Klassen sei. Sehr wichtig sind die Briefe des 6. Bandes. Moltkes aus einem Guss gefügter, eherner Charakter geniesst bei dem deutschen Volke dieselbe Verehrung, wie seine einzigen Geistesgaben, die ihn zum Organisator des Sieges für Preussen und Deutschland gemacht haben. Hier aber lernen wir den kühlen, stillen, verschlossenen Mann von einer ganz neuen Seite kennen: in seiner rührenden, innigen Liebe zur Braut und Gattin, als treuen Verwandten und fürsorgliches Familienoberhaupt, die Kleinen erziehend und mit ihnen scherzend, den Grossen ein teilnehmender Berater, — kurz als einen Menschen edelster Gesinnung und warmen, weichen Herzens. Mit Recht sagt, zumal von der Sammlung der Briefe an die Gattin, der Herausgeber: „Dieses Buch ist ein Erbauungsbuch für die Aelteren und ein Erziehungsbuch für die Jüngeren". Selbst dichterisch empfundene Stellen giebt es viele, und bei den Schilderungen von Gegenden und Menschen paart sich feines poetisches Fühlen mit der historisch-geographischen Anschauungsrichtung, die Moltkes ganzes Denken bestimmte. Alles in diesem Bande ist anziehend, wenn auch politisch oder militärisch Neues kaum mitgeteilt wird. Eingefügt und angehängt sind Briefe an andere Verwandte des Feldmarschalls. Der 7., kürzeste, Band bildet eine neue vervollständigte Auflage der Ausgabe der Moltkeschen Reden von 1879. Rosenstein hat ihn geordnet und mit einer trefflich orientierenden Einleitung versehen. Vom J. 1867 bis zu seinem Tode hat Moltke dem Reichstag angehört und mit der ihm eigenen Pflichttreue, soweit er nicht im Felde oder sonst dienstlich verhindert war, besucht, bis zwei Tage vor seinem Hinscheiden. Er nahm selten das Wort, aber dann sprach er klar, durchsichtig, sachgemäss und doch voll fester und warmer Ueberzeugung, in edler und einfacher Form, nie bitter oder heftig. Was Moltke auch that und sagte, trug immer den Charakter des Aussergewöhnlichen nnd wahrhaft Adligen. — Zugleich beginnt der Grosse Generalstab die Herausgabe der militärischen Werke Moltkes [113]). Der 1. Teil umfasst des Feldmarschalls Briefwechsel, so weit dieser sich auf den dänischen Feldzug des J. 1864 bezieht. Die Sammlung schafft eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse, weniger für die von Sybel und durch das Generalstabswerk über den Krieg hinreichend geschilderten äusseren Vorgänge, als für Moltkes Ideen und Entwürfe, sowie für die Meinungsverschiedenheiten und Kämpfe an den massgebenden preussischen Militärstellen, zumal in Bezug auf die Belagerung von Düppel. Charakteristisch für Wilhelm I. ist das Schreiben, das er am 16. März 1864 an den Prinzen Friedrich Karl richtete, worin es

8. Jan. — **113**) Gener.-Feldmarsch. Graf H. v. Moltke, Milit. Werke. Her. v. Grossem Generalstabe, Abt. für Kriegsgesch. I. (= Milit. Korresp. 1. T., Krieg 1864.) Berlin, Mittler. XIII, 244 S. M. 5,00. |[V. v. Kurs: BLU. S. 251/2; O. Roloff, HZ. 70, S. 358/9; C. v. Zepelin: DLZ. S. 994/5; H. Delbrück: PrJbb. 69, S.

heisst: „Weder ich noch Roon denken daran, Hofkriegsrat spielen zu wollen". Bald nach der Erstürmung Düppels ging Moltke, der bis dahin in Berlin geblieben war, als Chef des Generalstabes der Feldarmee nach Schleswig. Als solcher ordnete er den Uebergang der preussischen Truppen nach Alsen an. Diese glänzende Waffenthat schildert er in einem geistvollen und anschaulichen Privatbriefe (S. 184), der wahrhaft litterarischen Wert besitzt und über Wesen und schriftstellerisches Können des berühmten Strategen erfreulichsten Aufschluss giebt. Als das Muster eines kühnen und doch sorgfältig abgewogenen und vorbereiteten militärischen Entwurfes möchte ich den Anschlag auf Seeland anführen, den Moltke am 12. Okt. 1864 dem Prinzen Friedrich Karl vorträgt und der dann wegen des Friedensschlusses nicht zur Ausführung kam. Sonst wird freilich für den Litterarhistoriker aus diesem militärischen Briefwechsel wenig abfallen. Leider ist die Korrespondenz Moltkes über den Krieg von 1864 nicht ganz vollständig, es fehlen z. B. viele Briefe des Generals von Roon, wie man aus dessen Denkwürdigkeiten ersieht. Auch Sybel muss noch anderweitige Schriftstücke Moltkes in Händen gehabt haben [114]). — Moltkes pädagogische und philosophische Bedeutung wird gleichfalls in mehreren Schriften behandelt. Der Dichter-Historiker Dahn [115]) will Moltkes Geschichte des Krieges von 1870—71 als Erziehungsschrift für das deutsche Volk und zumal für dessen Jugend darstellen. Welche Selbsttäuschung! Vorbildlich, erziehlich kann zweifellos die einzige und bewundernswerte Persönlichkeit Moltkes in ihrer Gesamtheit wirken — nicht aber diese Kriegsgeschichte. Denn wohl niemals hat ein so bedeutender Mann wie Moltke, der auch als Schriftsteller sonst so Hervorragendes geleistet hat, ein, von einzelnen tiefen nnd eindringenden Bemerkungen abgesehen, im ganzen derartig nüchternes und langweiliges Buch verfasst. D. gelangt auch nur zu seinem Ziele durch zwei, sicherlich unbewusst geübte Kunstgriffe: einmal setzt er beständig die Grösse der Ereignisse an Stelle der — fast immer fehlenden — Grösse der Schilderung; und dann umwickelt er jeden Satz des Feldherrn mit einer reichen Menge eigener Betrachtungen, die meist den knappen, trockenen Aussprüchen Moltkes einen höheren Sinn und eine umfassendere Bedeutung beilegen, wie sie jene in der ursprünglichen schlichten Erzählung nicht gehabt hatten. Uebrigens soll D. die mannhafte Weise nicht vergessen werden, in der er, sowohl in diesem Buche (2. Nachtr., S. XXVI—LXXVI) wie auch sonst, gegen den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf aufgetreten ist. Wenn er am Schlusse wehmütig ausruft: „Nützen kann diese Schrift freilich nicht mehr" — so hat er sich glücklicherweise in dieser pessimistischen Besorgnis getäuscht. — Dangelmaier [116]) stellt in wohlgemeinter, vorurteilsfreier, aber recht oberflächlicher Weise Moltkes philosophisch-religiöse Anschauungen zusammen. Schon der Titel: Moltke als Philosoph, ist missverständlich; denn nichts lag dem genialen Soldaten ferner, als ein „Philosoph" sein zu wollen. — In liebenswürdiger Plauderei schildert Hellmann [117]), offenbar aus langjähriger persönlicher Kenntnis, das äussere Auftreten und Sichgeben Moltkes. —

Wir kommen zu den Staatsmännern. Ein Gegenstück zur Fridericianischen Zeit erscheint in der Biographie Joh. Leopold von Hays, eines Bischofs aus dem Josefinischen Oesterreich, von Wilibald Müller [117a]). Dieses Werkchen ist sehr interessant für die Kenntnis der geistigen Bewegung unter dem österreichischen Klerus zur Zeit des grossen, unglücklichen Kaisers. Welcher Unterschied zwischen der Duldsamkeit, Weitherzigkeit und allgemeinen Menschenfreundlichkeit der damaligen katholischen Prälatur und dem stark ultramontanen Geiste der heutigen! —

Die Aufzeichnungen des preussischen Staatsrats Beguelin und seiner Gemahlin haben hs. schon verschiedenen Historikern vorgelegen und sind von ihnen benutzt worden. Jetzt teilt sie Ernst [118]) mit ausführlicher Einleitung, erklärenden Anmerkungen und unter Hinzufügung einiger bemerkenswerter Schreiben Beguelins an seine Frau sowie Gneisenaus und Hardenbergs dem grösseren Publikum mit. Aus der Nordwestschweiz stammend, war der Vater Heinrichs von Beguelin in preussische Dienste getreten und Erzieher des Thronfolgers, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. geworden. Heinrich selber kam in die Finanzverwaltung, wurde Sept. 1807 Generalsekretär Steins und in Memel auch mit Gneisenau befreundet, überwarf sich aber mit den Patrioten, als er in den entscheidungsreichen J. 1811—12 die finanziellen und politischen Verhandlungen übernahm, die zum Bündnis mit Frankreich gegen Russland führten. Bemerkenswert ist, dass mit seiner schönen und klugen Gemahlin Gneisenau innigste Freundschaft bei-

---

583/6; Gegenw. N. 41/2; LCBl. S. 745/6; SchwäbMerk. 29. Febr.; BURS. 54, S. 397-404.]| — **114**) × Graf v. Moltke, kgl. preuss. Gener.-Feldmarsch. V. e. alten Generalstabsoffizier: WIDM. 71, S. 48-61. — **115**) F. Dahn, Moltke als Erzieher. Breslau, Schottländer. LXXVI, 209 S. M. 4,00. |[BLU. S. 222; N&S. 60, S. 92-112; HambCorr^B. N. 6.]| — **116**) E. Dangelmaier, Gener.-Feldmarsch. Graf Helm. v. Moltke als Philosoph: SÖMZ. 3, S. 241-72. |[AZg. N. 81.]| — **117**) F. Hellmann, Wie ass u. trank Moltke: BerlTBl. N. 128. — **117a**) Wilibald Müller, Joh. Leop. v. Hay. E. biogr. Beitr. z. Gesch. d. Josefinischen Kirchenpolitik. Wien, Graeser. 92 S. M. 2,00. — **118**) Denkwürdigkeiten v. Heinr. u. Amalie v. Beguelin aus d. J. 1807—13 nebst Briefen v. Gneisenau

behielt, während sie zugleich auf den Staatskanzler Hardenberg einen Einfluss gewann, den sie, wenn auch in vorsichtiger und gemässigter Weise, zu Gunsten der Patrioten und ihrer Bestrebungen übte. Trotzdem entgingen nach deren Siege Amalie von Beguelin und ihr Gatte nicht den schlimmsten Angriffen und Verleumdungen; und obwohl er nur die Befehle Hardenbergs ausgeführt hatte, wurde er fernerhin lediglich in untergeordneter Stellung verwandt, bis ein Schlaganfall bereits am 7. Okt. 1818 seinem Dasein ein Ende machte. Seine Gattin überlebte ihn noch 31 Jahre. Aus seinen Aufzeichnungen erhalten wir hier zuerst ein Bild des Ministers von Stein aus persönlicher Kenntnis, mit Zuneigung gezeichnet, aber doch ganz oberflächlich und wenig charakteristisch. Noch unbedeutender sind seine Denkwürdigkeiten vom Tilsiter Frieden bis zum Schluss des J. 1808. Sie zeigen, dass er nur mittelmässige Begabung, weder tiefe Einsicht noch grossen Ueberblick besass; auch blieben ihm die eigentlichen Beweggründe und Beziehungen der leitenden Persönlichkeiten verborgen. Dem Freiherrn von Stein ist er mit Aufrichtigkeit ergeben; um so bemerkenswerter ist es, wenn er von ihm sagt (S. 150): „Stein hat namentlich in der Geldwirtschaft grosse Missgriffe gethan. Er verstand von diesem Geschäftszweige wenig und vertraute dabei zu viel auf Leute, die noch viel weniger davon verstanden. Er hatte nicht die Gabe, die Menschen zu gewinnen, er lobte und tadelte öffentlich, und unglücklicher Weise wechselte sein Urteil über Menschen oft, bloss weil er zu rasch im Urteilen war, ohne sie vorher erprobt zu haben.“ Auch die Auszüge aus Beguelins Briefen an seine Frau, während der J. 1807, 1808 und 1812, zeigen, dass er selber ein gewissenhafter und tüchtiger Beamter, aber im Grunde kleinlich und mittelmässig war; sie sind nur in Einzelschilderungen interessant, historisch gar nicht belehrend. Ganz anderen Eindruck erhalten wir von Amaliens Tagebuchauszügen aus den J. 1810—13. Ein lebhafter, glänzender, hohen Aufschwunges fähiger Geist spricht uns aus ihnen an; freilich hat er etwas Sprunghaftes, Unzusammenhängendes: sie ist eine begabte, blendende Frau, ohne tieferen gedanklichen Untergrund. Ihr hohes Verdienst ist, dass sie stets als Mittlerin zwischen dem Staatskanzler und den Patrioten diente und die unaufhörlich zwischen ihnen entstehenden Missverständnisse möglichst ausglich. Höchst anziehend ist, was sie über die Drohungen Napoleons gegen Preussen im Sept. 1811 erzählt (S. 215), und was dann die Unterwerfung des Königs und seines ersten Ministers unter den Willen des allmächtigen Kaisers zum guten Teil erklärt; ebenso ihr Bericht über das allgemeine Spionentum unter Napoleons Regierung (S. 236). Ihre Darstellung von Gneisenaus und Hardenbergs Charakter (S. 280) zeugt von grosser Menschenkenntnis und bedeutender Unabhängigkeit des Urteils. Sie war jedenfalls ein viel hervorragenderer Mensch als ihr Gatte. —

Der 2. Band von Leopold von Gerlachs Denkwürdigkeiten[119]) (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 168) wirft wieder sehr interessante Schlaglichter auf das Wesen des einflussreichen Günstlings Friedrich Wilhelms IV. und der von ihm vertretenen „kleinen aber mächtigen Partei“. Gerlach ist nicht Absolutist, sondern will die Regierung des Staates durch die bevorrechtigten Stände wieder herstellen, wie sie im ausgehenden Mittelalter und im Beginn der Neuzeit existiert hatte. Auf religiösem Gebiete ist ihm die evangelische Union verhasst, weil sie einen freien Charakter trägt; nur strenges und ausschliessliches Luthertum ist ihm genehm. Russlands Auftreten gegen die ungläubigen Türken missbilligt er, weil es die christlichen Unterthanen gegen eine legitime Regierung aufhetzt, und weil sein treues preussisches Herz den Uebermut, mit dem Zar Nikolaus Preussen zu behandeln liebt, schmerzlich empfindet. Der König ist dem General viel zu absolutistisch und bureaukratisch gesinnt und liefert sich, den Anschauungen des Generals nach, nicht genug den Junkern und Pietisten aus. Der Konstitutionalismus, den er zuerst bitter gehasst hat, gefällt ihm schliesslich ganz gut, da im Herrenhaus wie in der „Landratskammer“ seine Partei die Oberhand hat. Gerlach ist übrigens ein klarer Kopf: die unbestimmte, unsichere, nebelhafte äussere Politik Friedrich Wilhelms IV. tadelt er durchaus. Sein Ideal ist die Wiederherstellung der heiligen Allianz — darin ist er wenigstens konsequent. Das zweite französische Kaisertum hasst er als geradezu satanisch, weil es auf der Revolution und der allgemeinen Gleichheit beruht. Das ist die Anschauung der ganzen Partei, zu der Gerlach sich bekennt, und die er selber als die feudale bezeichnet. Gegen die liberalisierende „neue Aera“, ja gegen die Person des Prinzregenten erhob diese Partei bekanntlich, trotz ihrer stets emphatisch betonten Königstreue, eine erbitterte Opposition, und Gerlach stand dabei in vorderster Reihe. Es ist oft schwer, sich durch den Wust bisweilen recht unwichtiger und unzusammenhängender Notizen und Betrachtungen durchzuarbeiten; aber die Geduld des Lesers wird reichlich belohnt, denn die Geschichte der

---

u. Hardenberg her. v. Adolf Ernst. Berlin, Springer. XVI, 292 S. (1 Bild.) M. 5,00. — 119) Denkwürdigkeiten aus d. Leben Gener. Leop. v. Gerlachs. Nach seinen Aufzeichnungen. Her. v. seiner Tochter. Bd. 2. Berlin, Besser. 788 S. M. 11,00. |[G. Egelhaaf: DRs. 71, S. 465/7; W. Arndt: BLU. S. 257-60; DWBl. 5, S. 315; AZg.

Regierung Friedrich Wilhelms IV. ist nur durch die hier gegebene genaue Schilderung des Denkens und Handels des Königs und seiner Umgebung zu verstehen. —

Diesem Herrscher stand gleichfalls nahe, obwohl politisch und religiös von vielfach verschiedener Denkungsart, der als theologischer Schriftsteller und Politiker gleich berühmte Chrn. Karl Josias von Bunsen. Ueber ihn liegen zwei biographische Skizzen vor. Die erste, von Baehring[120]), ist ein wohlmeinendes, besonnenes, vom Standpunkte der kirchlichen Mittelpartei geschriebenes Buch, das jedoch nur dem Theologen, nicht dem Staatsmann und Gelehrten Bunsen gerecht wird. Der Vf., der diesen persönlich kannte, fusst doch zumeist auf der Biographie, die Bunsens Witwe dem Andenken ihres Gatten widmete. Aber was soll es heissen (S. 50), dass die kirchenpolitischen Verhandlungen zwischen der Kurie und der preussischen Gesandtschaft in Rom — Niebuhr und Bunsen — 1828 zu einem „befriedigenden" Abschluss führten? Jedermann weiss, dass dabei die elementarsten Rechte des Staates geopfert wurden, und eine Quelle steter ärgerlicher und gefährlicher Konflikte geöffnet ward. Dagegen ist die treffliche Würdigung der „Zeichen der Zeit" in litterarischer wie politischer Beziehung, sowie der übrigen theologischen Schriften aus Bunsens letzten Lebensjahren sehr anerkennenswert. — Die zweite Lebensbeschreibung rührt von Beyer[121]) her. Sie ist nicht, wie man nach dem Titel annehmen sollte, eine blosse Tendenzschrift. Vielmehr wird Bunsens politisches Streben und seine Stellung inmitten der Parteien, am preussischen Hofe, im Volke, bei der Kurie, in England mit vieler Sachkenntnis, Einsicht und Unbefangenheit gezeichnet. Insofern ist dieses Büchlein umfassender und belehrender als die weitläufige Schrift Baehrings. Auch das persönliche Element wird gut entwickelt. Dagegen tritt freilich das litterarische und gelehrte Schaffen ganz in den Hintergrund. —

Sehr wertvoll sind die aktenmässigen Beiträge zur Kenntnis von Bismarcks Leben, die wir Kohl[122]) verdanken (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 103). Zunächst ist hier der zweite Band der Regesten zu erwähnen. Er vollendet jetzt das im J. 1891 begonnene Werk, das mit erstaunlichem Fleiss und in annähernder Vollständigkeit eine gedrängte Uebersicht der gesamten Thätigkeit des grossen Reichskanzlers giebt, Tag für Tag, man möchte sagen, Stunde für Stunde. Genaue Quellennachweise gestatten das in den Regesten kurz Angedeutete mit leichter Mühe in vollem Umfang und aller Sicherheit kennen zu lernen. Einzelne wichtige Aktenstücke und Teile von Reden sind in extenso gegeben. So ist für den genialsten deutschen Staatsmann ein historisches Hülfswerk geschaffen, wie es deutscher Gelehrtenfleiss sonst nur für Herrscher längst vergangener Jhh. hervorgebracht hat. — Kohl[123]) hat auch die erste kritisch-historische Ausgabe der Reden Bismarcks veranstaltet, ein Werk nicht allein von politischer und geschichtlicher, sondern auch von hoher litterarhistorischer Bedeutung. Wir finden hier eine möglichst vollständige und möglichst authentische Sammlung der Reden, in deren kurzen, markigen, abgerissenen Sätzen, in deren kräftiger und bildnisreicher Sprache, in deren hinreissender und oft mit schlagendem Witze ausgestatteter Beweisführung sich der gewaltige Charakter und überlegene Geist Bismarcks deutlich kundthut. Am ehesten möchte seine Art der Beredsamkeit mit der Cromwells verglichen werden, vor dem ihn jedoch auf diesem Felde seine reiche Litteraturkenntnis auszeichnet. Erläuternde Anmerkungen des Herausgebers erleichtern für jede Rede das Verständnis. Die Sammlung wird unter allen Denkmälern für den Begründer des Reiches das schönste und dauerndste sein. — Blümners[124]) Buch über den bildlichen Ausdruck in Bismarcks Reden (vgl. JBL. 1891 IV 1: 117) ist einige Male recensiert worden. — Von einem begeisterten Verehrer geht die anonyme Broschüre[125]) „Fürst Bismarck und das deutsche Volk" aus. Die Zeit, eine historische Würdigung dieses Genies, des thatsächlichen Schöpfers von Deutschlands Einheit, zu schreiben, ist noch nicht gekommen, wir sind noch viel zu sehr in den Parteikämpfen des Tages befangen. Allein man muss es mit Freuden begrüssen, dass der unbedingten Verketzerungssucht gegen den grössten aller deutschen Staatsmänner kräftig widersprochen wird, auch wenn es, wie von dem warmblütigen Vf. dieses Schriftchens, in überschwänglicher Weise geschieht und mit nicht minder übertriebenen Invektiven gegen die Widersacher vermengt wird. So wenig der Unbefangene gewisse Seiten von des Fürsten innerer Politik billigen kann, dürfen wir Deutsche doch nicht den begründeten Vorwurf

N. 96-100; MHL. 20, S. 280; ML. 61, S. 789-91; HambCorr. N. 25.]| — 120) B. Baehring, Chrn. K. Josias Frhr. v. Bunsen. Lebensbild e. dtsch.-christll. Staatsmannes. Leipzig, Brockhaus. IX, 219 S. M. 2,50. |[LCBl. S. 1239.]| — 121) E. Beyer, Chrn. K. Josias v. Bunsen, e. Vorläufer d. evang. Bundes. Barmen, Wiemann. 79 S. M. 1,00. |[PKZ. S. 659.]| — 122) H. Kohl, Fürst Bismarck. Regesten zu e. wissensch. Biogr. d. ersten dtsch. Reichskanzlers. Bd. 2. (1871-90.) Leipzig, Renger. 4⁰. VIII, 504 S. M. 22,00. |[Grenzb. 1, S. 467. 239-40; LZg. 28. Sept.; W. Martens: MHL. 20, S. 286.]| — 123) id., D. polit. Reden d. Fürsten Bismarck. Hist.-krit. Gesamt-Ausg. Bd. I. II. (1847—52, 1862—65.) Stuttgart, Cotta. XVIII, 430 S.; XIV, 426 S. à M. 8,00. |[F. Bienemann: BLU. S. 5; HJb. 13, S. 639; LZg. 1. Dec.]| — 124) × F. Bienemann: BLU. S. 5/6; O. Lyon: TglRsB. N.

der Undankbarkeit gegen den grossen Mann auf uns laden, der das Jahrhunderte lange Wünschen und Streben aller Freunde des Vaterlandes endlich mit ebenso viel Thatkraft wie Einsicht glücklich verwirklicht hat. Gewiss haben die Gegner Bismarcks manches zu ihrer Rechtfertigung anzuführen; allein überwiegen soll und muss die dankbare Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste um Deutschland und Preussen, wie sie in diesem Schriftchen zum Ausdrucke kommt. — Die ausserordentliche Liebe und Bewunderung, die weite Kreise des deutschen Volkes dem Fürsten Bismarck auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amt entgegen bringen, haben sich bei dessen Sommerreisen im J. 1892 auf das glänzendste gezeigt. Einer seiner glühendsten, ja fanatischen Verehrer, Graf Westarp[126]) hat alle an den Altreichskanzler gerichteten Huldigungen, Reden, Begrüssungen, Adressen sowie die Antworten und Ansprachen des Gefeierten während jener Monate gesammelt und zum Abdrucke gebracht. Diese Zusammenstellung ist immerhin von biographischem, ja allgemein geschichtlichem Interesse, um so mehr, als der Fürst damals in höchst freier Weise Aufschluss über die Umstände gab, die seine Entlassung herbeigeführt und begleitet haben. Ob die Art, wie Bismarck bei diesen Gelegenheiten auftrat, den streng monarchischen Grundsätzen entsprach, die er während seiner langen Ministerlaufbahn stets geäussert hat, ist freilich eine Frage, die auch W.s begeisterte Schlussworte nicht bejahend lösen[127]). — Der Münchener Socialist von Vollmar[128]) veröffentlicht in der Revue bleue einen Artikel über den Socialismus Bismarcks und Kaiser Wilhelms II. Er behauptet darin, der Alt-Reichskanzler habe seine socialen Reformpläne, die auf dem Grunde des Staatssocialismus sich aufbauten, nicht aus Gerechtigkeitsgefühl gegen die ärmeren Klassen, sondern nur aus dem Wunsche heraus gefasst, die letzteren für das absolute Königtum zu gewinnen und diesem unterzuordnen. Die Arbeiter seien aber schon allzu aufgeklärt und selbstbewusst gewesen, um sich von solchen Lockungen fangen zu lassen. Kaiser Wilhelm II. sei nun nicht, wie man das häufig behauptet, dem Socialismus günstig, sondern er wolle das starke Königtum zum Führer aller modernen Bestrebungen machen und deshalb auch den Arbeiterstand unter der Leitung der Krone von dem harten Drucke des Kapitals befreien, wie seine Vorfahren sich des Bürgerthums gegen den Adel angenommen hatten. Indessen der Widerstand des Kapitalismus und des mit diesem verbündeten Beamtentums habe die Absichten des Kaisers nicht nur vereitelt, sondern auch innerlich gewandelt, sodass er jene Bestrebungen aufgegeben habe. Uebrigens ist der Artikel sehr versöhnlich gehalten und zeigt Hinneigung zum Staatssocialismus. Wenn aus diesem Anlasse der Vf. von Seiten Liebknechts und seiner Anhänger heftige Angriffe zu bestehen hatte, so vergessen diese seine Gegner, dass im letzten Grunde aller Socialismus auf die Allmacht des Staates hinführt, also Staatssocialismus ist. — Ueber Fürst Bismarck und die deutsche Litteratur hat Goldbaum[129]) gesprochen. Der Vortrag fesselte ungemein durch eine Fülle neuer und bedeutender Gedanken. Die Grundidee, von der G. ausging, war die, dass Bismarck der erste deutsche Staatsmann sei, der eine ausgedehnte und gründliche Kenntnis der nationalen Litteratur besessen habe. So habe er mit dem unpraktischen Volke der Denker und Dichter dessen Sprache reden und auf dessen Empfinden eingehen können, während er doch in sich dessen politische Ohnmacht und Unfruchtbarkeit überwunden hatte: deutsches Denken und staatsmännisches Können vereinte er in seiner Person, und er führte so in die Wirklichkeit ein, was bisher die Nation nur theoretisch erfüllt hatte. Der Sohn eines litterarischen Zeitalters, wusste er es zum Abschlusse zu bringen und ein historisches Zeitalter zu eröffnen. Zur näheren Begründung dieser originellen Ansicht schilderte G. den Bildungsgang Bismarcks mit seiner lebhaften Empfänglichkeit für die Litteratur, mit ihrer geistvollen Verarbeitung und Anwendung in allen Lagen und Erfordernissen des Lebens. So wurde Bismarck auch in Schrift und Rede einer der bedeutendsten und kraftvollsten deutschen Prosaisten. Wie Luther hat er das Jahrhunderte lange Dichten und Trachten aller gebildeten Deutschen zu verwirklichen gewusst, aber auch, wie dieser, in durchaus selbständiger, eigenartiger, von den frühern Erwartungen abweichender Art. In manchen Einzelheiten fordert der Vortrag G.s wohl Widerspruch heraus, in seiner Gesamtheit ist er eines der tiefsten, gedankenvollsten und anregendsten Erzeugnisse der sonst mit diesen Eigenschaften nicht übermässig ausgestatteten Bismarck-Litteratur[130-132]). —

212; Grenzb. 1, S. 47/8; HambCorr^B. N. 24. (S. o. I 6: 49.) — **125**) Fürst Bismarck u. d. dtsch. Volk. D. grossen Geisteshelden u. Gründer d. dtsch. Reiches in dankbarer Verehrung gewidmet v. e. unparteiischen Stimme aus d. Volke. Strassburg i. E., Schlesier. 14 S. M. 0,50. — **126**) A. Graf Westarp, Fürst Bismarck u. d. dtsch. Volk. Z. Erinnerung an d. Sommer 1892. München, Beck. III, 234 S. M. 2,80. |[LZg. 7. Nov.]| — **127**) × Poultney-Bigelow, Bismarck: ContempR. 61, S. 609-20. — **128**) G. v. Vollmar, Le socialisme de M. de Bismarck et le socialisme de l'empereur Guillaume: RPL. 1, S. 789-92. — **129**) W. Goldbaum, Fürst Bismarck u. d. dtsch. Litt. Vortr. geh. im Ver. d. Litteraturfreunde zu Wien. Referat: NFPr. 5. u. 6. Mai. — **130**) × Fürst Bismarcks Briefe. I. Familienbriefe. II. Polit. Briefe. Her. v. B. Walden. Berlin, Fried & Co. 376 S. M. 1,00. — **131**) × Aus Bismarcks polit. Briefwechsel. Berlin, Steinitz. XII, 243 S. M. 5,00. — **132**) ×

Die Denkwürdigkeiten des Kriegsministers von Roon [133]), deren Veröffentlichung man dem Sohne des Feldmarschalls verdankt, bilden eine wahre Lebensbeschreibung, die freilich soweit möglich mit Aufzeichnungen und Briefen des Verstorbenen sowie sonstigen Aktenstücken durchsetzt ist. Eine endgültige Biographie können wir nicht erwarten — dazu fehlt noch die Möglichkeit der Benutzung der Archive, und dazu mangelt es speciell dem Sohne, wie er mit rühmlichem Freimut eingesteht, dem Vater und dessen Parteistellung gegenüber an der nötigen Objektivität. Allein gerade aus dem engen Verhältnisse des Biographen zu seinem Helden erwachsen dem Werke Vorzüge, wie ein späterer Geschichtsschreiber sie nicht besitzen kann; und von leidenschaftlicher Parteinahme hat sich der Vf., wenn auch sein eigener, streng konservativer und kirchlicher Standpunkt nicht zu verkennen ist, nach Möglichkeit fern gehalten. Die Belehrung, die der Historiker aus dieser Biographie schöpft, ist sehr vielseitig, obwohl bei wichtigen Gelegenheiten, z. B. in Bezug auf die Haltung des Königs Wilhelm und Roons während der Konfliktszeit, gerade die entscheidendsten und deshalb interessantesten Thatsachen vorsichtig übergangen werden. In Roon tritt uns der Typus des starren Absolutisten der vormärzlichen Zeit entgegen, dessen Ehrerbietung gegen das königliche Haus just soweit geht, wie dieses auf seinen eigenen Pfaden wandelt. Und doch hat gerade Roon durch die Beihülfe an der Reorganisation mit dazu beigetragen, das alte patriarchalisch-absolutistische Preussen für immer zu Grabe zu bringen. Leider ist die wissenschaftliche Thätigkeit Roons am Kadettenhause und als geographischer und militärgeschichtlicher Schriftsteller nicht in genügendem Masse geschildert; der Vf. hätte sich für diese, so bedeutsame Seite im Wirken seines Vaters vielleicht die Beihülfe eines Fachmanns sichern können. Für den Litteraturhistoriker möchten noch die Beziehungen Roons zu hervorragenden Bonner Professoren: Perthes, E. M. Arndt u. a., Bemerkenswertes bieten. —

Zu erwähnen ist hier ferner die Selbstbiographie eines Oesterreichers: Leopold von Hasner [134]). Der Bruder dieses bedeutenden und sympathischen Staatsmannes hat sich mit der Veröffentlichung von dessen Denkwürdigkeiten und Gedankenformulierungen ein grosses Verdienst erworben. Ein melancholischer Hauch liegt über den Tagebüchern dieses hochgebildeten Politikers, dessen klarer Blick die Vergeblichkeit seines besonnen liberalen und patriotischen Strebens inmitten der wilden Wogen des Radikalismus und des Völkerhaders in Oesterreich deutlich erkannte. An die leitende Stelle des Staatswesens berufen, sah er ein, dass er weder den Stämmen noch dem Monarchen des Reiches Genüge thun könne. Aber so lange es ihm vergönnt war, ohne dass er dabei seinen Ueberzeugungen und seiner Mannesehre zu nahe treten durfte, wirkte er mit Pflichttreue und grosser Einsicht zur Förderung der von ihm als richtig erkannten Ziele. Als es nicht mehr möglich war, verliess er frei und froh das ihm zur Last gewordene hohe Amt, um noch viele Jahre lang im Abgeordneten- und dann im Herrenhause seinen treu gewahrten politischen Standpunkt zu verfechten. Ein anmutenderes psychologisches Bild möchte man schwerlich finden, als es uns aus diesen bescheidenen, objektiv gehaltenen und dabei in der Form künstlerisch vollendeten Aufzeichnungen entgegen tritt. Die „Aphorismen", die den Schluss des Bandes bilden, wären auch an sich weitester Verbreitung wert: in kurzer, prägnanter Weise geben sie viel tief und scharf Gedachtes über Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Politik und sociales Leben: hier wirkt auf uns ein ebenso besonnener, gerechter und liebenswürdiger wie geistvoller Mensch. —

Bedeutendes bringen Erinnerungen eines englischen Diplomaten, des Lord Loftus [135]). Einen grossen Teil seiner Laufbahn hat er in Deutschland und speciell in Berlin verbracht. Schon 1837 kam er als unbesoldeter Attaché nach dieser Stadt, deren damals einfache Sitten und intime Lebensweise auch in den höheren Gesellschaftskreisen diese Denkwürdigkeiten schildern. Die letzten Lebensjahre Friedrich Wilhelms III. mit ihrer dumpfen, verdrossenen Stimmung, die Hoffnungen, die ganz Deutschland bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erfüllten, treten uns in der Darstellung dieses einsichtigen und unparteiischen Ausländers entgegen. Des letzterwähnten Königs Charakter und Fähigkeiten im privaten Leben werden übrigens hier ebenso hoch gestellt, wie seine Begabung als Souverän niedrig; freilich sind die Urteile, die Lord L. ausspricht, ziemlich oberflächlich und nicht frei von Widersprüchen. 1844 wird er nach Stuttgart versetzt, und wir erhalten eine anziehende Darlegung des materiellen und moralischen Zustandes in Süddeutschland vor einem halben Jh., sowie inter-

D. schönsten Bismarckbriefe. Dresden, Glöss. 69 S. M. 0,50. — **133**) Denkwürdigkeiten aus d. Leben d. Gener.-Feldmarsch. Kriegsministers Grafen v. Roon. Samml. v. Briefen, Schriftstücken u. Erinnerungen. 2 Bde. Breslau, Trewendt. XVI, 502 S.; XII, 764 S. M. 20.00. |[C. Bulle: WeserZg. 6.-10. Juli; SchlesZg. 1. Okt.; BLU. S. 659-60; DR. 1, S. 5-18, 175-88, 310-21; ConsMschr. 49, S. 1293; SchwäbMerk. 16. Juni.]| — **134**) L. v. Hasner, Denkwürdigkeiten. Autobiogr. u. Aphorismen. Stuttgart, Cotta. III, 196 S. M. 5,00. |[A. Schlosser: BLU. S. 600.]| — **135**) A. Loftus, The diplomatic reminiscences. 1837—62. 2 vol. London,

essante Beiträge zur Geschichte des preussischen Feldzuges in Baden während des J. 1849. Diplomatische Sendungen führten den Lord nach einander an alle bedeutenderen deutschen Höfe; über jeden berichtet er in leichtem, angenehmem Tone, mit zahlreichen Anekdoten — mehr als Weltmann denn als Staatsmann oder Politiker. 1853 kehrte er als Legationssekretär nach Berlin zurück. Nun wird seine Erzählung bedeutender, da er von den diplomatischen Verwicklungen des Krimkrieges zu berichten hat; die betreffenden Abschnitte sind viel inhaltsreicher, als was Lady Bloomfield, die Gattin des eigentlichen Gesandten, über dieselben Ereignisse mitteilt. L. lässt Bismarcks Genie volle Gerechtigkeit widerfahren (S. 206) — um so wichtiger sind zwei Thatsachen, die er konstatiert. Einmal, dass Bismarck 1861 in London geradezu erklärte: er werde nächstens die Leitung der preussischen Politik übernehmen, und es sei dabei seine Absicht, bei erster Gelegenheit und unter irgend welchem Vorwande mit Oesterreich Krieg zu führen. Zweitens, dass dieser grosse Staatsmann ein entschiedener Gegner Englands war, dessen nationaler Charakter und Einrichtungen ihm widerstrebten. Der Umstand, dass Bismarck 1854 und 55 die Annäherung Preussens an die Westmächte, wie der Ministerpräsident Manteuffel sie beabsichtigte, mit Hülfe der Kamarilla verhindert hat, ist schon anderweitig bekannt, wird aber durch die hier gegebenen Auszüge von L.s Depeschen — er vertrat zeitweise Bloomfield — vollauf bestätigt. Nach einem 3jährigen Aufenthalt in Wien (1858—61) kehrt der Lord zum dritten Male nach Berlin zurück, und zwar als Gesandter. Er findet diese Stadt sehr verändert, das Leben angeregter und mannichfaltiger. Er entwirft ein sehr anmutendes Bild von König Wilhelm, dessen geistige Fähigkeiten er, wenn auch auf begrenztem Felde, ebenso hoch stellt wie seinen Charakter (2, S. 191—283), höher als dies gewöhnlich geschieht. Merkwürdig ist, dass der König damals durchaus österreichisch gesinnt war, und die Parteinahme des Abgeordnetenhauses für die verletzte kurhessische Verfassung hauptsächlich deshalb übel aufnahm, weil ein solches Auftreten ihn mit Oesterreich entzweien konnte. Er wiederholt unwillig L. gegenüber: Ces Messieurs désirent amener une guerre en Allemagne (2, S. 219). Man erkennt hieraus von neuem, welche Mühe es später Bismarck gekostet hat, ihn zum Kriege gegen den Kaiserstaat zu veranlassen. Genau wird die unsichere äussere Politik Preussens unter dem Minister Grafen Bernstorff geschildert. Mit dem Abgange L.s nach München, im Okt. 1862, schliessen vorläufig die Denkwürdigkeiten, deren Fortsetzung seitdem veröffentlicht worden ist. Anhänge zu beiden Bänden bringen zahlreiche Aktenstücke. —

Von dem österreichischen Politiker und Publizisten Gentz gewährt Guglia[136]) einige neue Briefe, als Nachtrag zu dessen übrigen, schon edierten Schreiben an Jos. Ant. Pilat, den Redakteur des österreichischen Beobachters. Sie sind im allgemeinen von geringem Interesse, mit Ausnahme des 4. (vom 24. April 1831), der die kirchliche Skepsis des Gentz auf das eindringlichste darthut. —

Die Lebensbeschreibung Gallus Jakob Baumgartners, die auch viel Autobiographisches enthält, wird von seinem Sohne Alex. Baumgartner[137]), dem Jesuiten, geliefert. Der ehemalige Landammann von St. Gallen, dessen Wirken hier gezeichnet wird, war ursprünglich ein eifriger Liberaler und Bekämpfer des Klerikalismus, ward aber durch den Aargauer Klostersturm des J. 1841 in die Reihen der klerikalen Partei gedrängt. Zu deren Schutze schuf er 1843 das erste täglich erscheinende Blatt der deutschen Schweiz, die „Schweizer Zeitung"; so wurde er der Begründer des neueren Journalismus in diesem Lande. Zwei Jahre später stiftete er, zur Abwehr radikaler Angriffe, den Schweizerischen Katholikenverein. Aus der Regierung seines Kantons verdrängt, verstärkte er nur seinen Eifer als litterarischer Vorkämpfer des Ultramontanismus; seine wertvollste Arbeit ist das auch von den Gegnern anerkannte Geschichtswerk „Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830 bis 1850." Die Würde und Ruhe, die sich der Alt-Landammann selbst den Widersachern gegenüber zu wahren wusste, zeichnet auch die Schrift seines jüngsten Sohnes vorteilhaft aus. —

Ein Vorgänger Joh. Janssens war der Münchener Joh. Nepomuk Ringseis, dessen Biographie die Tochter Emilie Ringseis[138]) geschrieben hat. Auch in dem vorliegenden vierten (Schluss-) Bande spricht sich der bittere Hass des Ringseis und seiner Biographin gegen alles Nichtbayerische und Nichtkatholische aus. Da wird sorgfältig gezählt, wie viele „Ausländer, Fremde", d. h. nichtbayerische Deutsche, und wie viele Protestanten der edle König Maximilian II. an die Münchener Universität berufen hat. Man darf sich freilich über diese böswillige Ausschliesslichkeit nicht wundern bei einem Professor der Medizin, der überall die Einmischung des Teufels sah, und bei dessen ganz gleichgesinnter Tochter. Ringseis wurde auch 1865

Cassel. XI, 428 S.; VIII, 343 S. M. 32,00. — **136**) E. Guglia, Neue Briefe v. Gentz: DRs. 70, S. 103-10. — **137**) A. Baumgartner, Gallus Jak. Baumgartner. Landammann v. St. Gallen, u. d. neuere Staatsentwicklung d. Schweiz (1797—1869). Mit Benütz. d. hs. Nachl. Freiburg i. B., Herder. VIII, 536 S. M. 9,00. |[HJb. 13, S. 545.]| — **138**) Dr. Joh. Nepom. v. Ringseis, Erinnerungen, ges., ergänzt u. her. v. Emilie Ringseis. Regens-

Gründer des nicht nur zu gesellschaftlicher, sondern vornehmlich zu politischer Propaganda bestimmten katholischen Kasino in München. Interessant für den Litterarhistoriker ist die Darstellung der engen Beziehungen des Ringseis zu vielen schriftstellerischen Grössen verwandter Richtung, wie zu Guido Görres, Jörg, Lasaulx, Gratry, ferner zu Cornelius, Savigny u. a. —

In der Biographie Heinrich Gelzers von Curtius,[139]) die dem edlen und allverehrten fürstlichen Freunde des Geschilderten, dem gegenwärtigen Grossherzoge von Baden, gewidmet ist, lernt man mit Freuden jenen trefflichen Schweizer kennen, der viel mehr gewirkt hat durch das, was er innerlich war und bedeutete, als durch seine äusseren Thaten als Politiker und Historiker. Der grossen deutschen Nation ebenso ergeben wie seinem engern Vaterlande, ein wahrhaft frommer evangelischer Christ und eben deshalb der geistigen und politischen Freiheit zugethan, konservativ im besten Sinne und eben deshalb vorurteilslos, ist Gelzer eine der anmutendsteu Erscheinungen des Zeitalters Kaiser Wilhelms I. Er hat in C. einen ihm kongenialen und dabei beredten und geschmackvollen Biographen gefunden. —

Das Leben des auch als pädagogischen Schriftstellers bekannten K. F. W. Wander, eines Volksschullehrers, der wegen seiner freien, aber durchaus nicht radikalen, politischen und religiösen Gesinnung der „rote Wander" genannt und nicht nur aus Amt und Brot vertrieben, sondern auch mit allen Mitteln polizeilicher Chikane ins Elend gehetzt wurde, erzählt Ruysch.[140]) Das Buch wirft auf die Zustände in der preussischen Lehrerwelt während der vormärzlichen Periode sowie in der Zeit der Reaktion bis 1858 scharfe und leider recht unerfreuliche Streiflichter. —

Sehr belehrend ist das von dem Jesuiten Pfülf[141]) dem bekannten Parlamentarier Hermann v. Mallinckrodt gewidmete Buch. Es bezeichnet die Denkweise des ehrlichen, unerschrockenen Vorkämpfers des Ultramontanismus, dass ihm in seinem 22. Lebensjahre die Wundenmale Christi und die sonstigen Wunder an der Tirolerin Maria Mörl — der Luise Lateau jener Zeit — nicht den mindesten Zweifel erwecken. Im J. 1852 gehörte er, mit den beiden Reichenspergern, zu den Begründern der katholischen Fraktion im preussischen Abgeordnetenhause, die sofort 63 Mitglieder zählte. Innerhalb derselben vertrat er die streng konservative, ja reaktionäre Richtung. In der Konfliktszeit 1862—66 trennte er sich deshalb von der Mehrheit der Fraktion, die den parlamentarisch-oppositionellen Standpunkt einnahm; aus diesem Grunde fiel er im Herbste 1863 bei der Wahl in mehreren eifrig katholischen Kreisen durch. Indessen beruhigte er sich 1866 über die Ausschliessung Oesterreichs aus Deutschland mit dem Hinweis auf den Willen der Vorsehung, und er gehörte dann, seit 1867, dem norddeutschen und deutschen Reichstage an. Hier aber gab er der katholischen Partei das Signal zur Feindseligkeit gegen das ganze Einigungswerk, wie Bismarck es mit ebenso vieler Folgerichtigkeit wie Gewandtheit betrieb. Mallinckrodt konnte freilich das Gelingen dieser Bestrebungen nicht verhindern, legte ihnen jedoch möglichst grosse Schwierigkeiten in den Weg, wie er auch Dec. 1870 gegen die Versailler Verträge stimmte, die das deutsche Reich begründeten. Im J. 1871 ward er mit Windthorst Begründer der Centrumsfraktion des Reichtages. Stets in erster Reihe stritt er im „Kulturkampfe", bis ihn im Mai 1874 eine akute Krankheit hinwegraffte. Selbstverständlich erkennt der Vf. der Biographie nur die Anschauungen Mallinckrodts als in sich berechtigt an, enthält sich aber löblicher Weise jedes unnützen Angriffes auf die Gegner. —

In laut panegyrischem Ton ist dagegen das Lebensbild Johannes Janssens von Pastor[141a]) gehalten. Dem gutmütigen, kindlichen und dabei fanatisch bigotten Janssen erschien absolut alles in konfessioneller Färbung: daher rührt dieses Historikers gänzlich einseitige Darstellung von den Zuständen des deutschen Volkes vor, in und nach dem Reformationszeitalter. Nicht etwa absichtlich hat er entstellt; es war ihm geradezu unmöglich, eine geschichtliche Thatsache anders als vermittelst seiner konfessionellen Befangenheit aufzufassen. Natürlich teilt P. alle Anschauungen seines Helden. Das möchte man ihm nicht wehren: aber ein wenig stark ist es doch, wenn er ihn als den „ersten deutschen Historiker" preist. Ich habe mir die überaus günstige Aufnahme und beispiellose Verbreitung, die Janssens mit unglaublichem Fleisse zusammengetragene, aber höchst geistlose und langweilige Geschichte des deutschen Volkes in katholischen Kreisen gefunden hat, nie anders erklären können als durch die Genugthuung, die letztere darin fanden, nun die protestantischen Gegner „wissenschaftlich" so gründlich und anscheinend unwiderleglich zurückgewiesen zu sehen. Den urteilslosen und befangenen Laien musste es dünken, dass die Herrschaft auf historiographischem Gebiete,

---

burg, Habbel. XII, 459 S. M. 4,20. |[HJb. 13, S. 392.]| (D. ganze Werk kostet M. 17,00.) — 139) Fr. Curtius, Heinr. Gelzer. Gotha, Perthes. IV, 57 S. M. 1,00. — 140) O. Ruysch, D. „rote Wander." E. Lebensbild K. F. W. Wanders. Hamburg, Voelkner. III, 213 S. M. 3,00. — 141) O. Pfülf, H. v. Mallinckrodt. D. Gesch. seines Lebens. Freiburg i. B., Herder. XI, 638 S. M. 8,00. — 141a) L. Pastor, Joh. Janssen (1829—91.) E. Lebensbild, vornehml. nach d. ungedr. Briefen u. Tagebüchern desselb. entworfen. Bd. 4. Freiburg i. B., Herder.

die bis dahin zweifellos dem Protestanten gehört hatte, jetzt auf die Altgläubigen übergegangen sei; die Verkehrtheit des Standpunktes und die Einseitigkeit in der Auswahl und Beurteilung der Thatsachen konnten und wollten sie nicht erkennen. —

In die grossen politischen und socialen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart leitet uns Karl Biedermann[142]). Der bekannte Führer des Nationalliberalismus in Sachsen, der auch als Kulturhistoriker sich bedeutende Verdienste erworben hat, veröffentlicht hier eine Reihe politischer Aufsätze und Reden aus den 50 Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit. Echte, feste Ueberzeugung, treue und selbstlose Begeisterung für die Einheit Deutschlands zeichnen B.s Wirken aus; Schärfe und Fruchtbarkeit des politischen Denkens wird man freilich ebenso vermissen, wie jede Art schöpferischer Ideen. —

Die Autobiographie eines so bedeutenden Mannes, wie es der Direktor der österreichischen Staatsarchive Alfred von Arneth[142a]) ist, muss schon an sich Interesse erregen (vgl. JBL. 1891 IV 1: 170); sie thut es um so mehr, als sie in einfachem, herzlichem Tone, ohne jede Ueberhebung oder auch falsche Bescheidenheit uns in das Seelenleben und Denken des hervorragenden Geschichtsschreibers einführt. Man erinnere sich übrigens, dass A.s Mutter Toni Adamberger, die Braut Theodor Körners gewesen, dessen Andenken sie, trotz späterer glücklicher Ehe, mit rührender Pietät bis an ihr Lebensende verehrte. A. besitzt überall Freunde, nicht nur infolge seiner gewissenhaften und belehrenden historischen Studien, sondern auch infolge der Hochherzigkeit, mit der er das Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv den Forschern aller Nationen geöffnet hat und zugänglich erhält. Die hohe Stellung, die er sich in der wissenschaftlichen, administrativen und politischen Welt errungen hat, befähigt ihn, uns über viele hervorragende Personen und wichtige Zustände der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit bedeutsame Belehrung zu gewähren. Freilich vergisst er die seinem Amte gebührende Diskretion niemals. —

Die Staatsmänner haben die deutsche Einheit nicht aus freien Stücken und eigener Initiative geschaffen; vielmehr nur die Gedanken und begeisterten Wünsche zur Ausführung gebracht, die längst die besseren und gebildeten Kreise ganz Deutschlands beherrschten. Der Ruhm des grossen Politikers ist es ja eben, zeitgemässe, die Gegenwart erfüllende, zukunftsreiche Ideen zu verwirklichen. Diese volkstümliche Seite der Gründung des deutschen Reiches wird rechtzeitig einmal wieder zum Bewusstsein geführt durch den Herausgeber des politischen Briefwechsels Eduard Laskers aus den Kriegszeiten von 1870—71[143]). Damals stand der später viel befeindete Abgeordnete an der Spitze der nationalliberalen Partei, in innigem Verbande nicht nur mit einem Bennigsen, Forckenbeck, Bamberger, Twesten, Marquardsen, M. Barth, Hölderlin, sondern auch mit der preussischen und norddeutschen Regierung. Er war eine Macht, der sogar die leitenden süddeutschen Minister Rechnung trugen. Lasker hat selber von jenen wichtigen Briefen Abschrift genommen, sie zu einer Sammlung vereint und mit einem einleitenden Vorworte versehen. Der anonyme Herausgeber hat erklärende Noten hinzugefügt, die zumal die am Briefwechsel beteiligten Persönlichkeiten dem Leser näher bringen. Hervorzuheben ist, dass nach dem Ausbruche des Krieges aus dem erregbareren und leidenschaftlicheren Süddeutschland zuerst die Doppelforderung ertönte nach der Besitzergreifung von Elsass-Lothringen und nach der Aufnahme des Südens in den Norddeutschen Bund. Ueber dieses Verlangen trat Lasker Mitte Aug. 1870 mit Bismarck in Verhandlung. Die badische Regierung wünschte ganz direkt, Elsass-Lothringen unmittelbar mit Preussen vereint zu sehen, damit dieses in Süddeutschland Fuss fasse und zumal einen neuen bayerischen Partikularismus unmöglich mache. In dem kühleren Norddeutschland stiess der Vorschlag der unbedingten Annektierung von Elsass-Lothringen, selbst gegen den Willen der Bevölkerung dieses Landes, zunächst auf Widerspruch, auch bei Bismarck, der sich im Anfang noch mit einer Kriegsentschädigung in Geld begnügen wollte. Im Mittelpunkte der Wünsche stand für Lasker und seine Freunde immer die Herstellung der deutschen Einheit aus dem Zusammenwirken aller Stämme gegen den gemeinsamen Feind. Er reiste mit Forckenbeck und Unruh nach Süddeutschland, wo er nicht nur mit Parteiführern, sondern auch mit den Regierungen verkehrte und namentlich auf die badische und die württembergische Einfluss übte. Seinem sanguinisch-idealistischen Wesen entsprechend glaubte er schon Alles gewonnen. „Wir gehen", schreibt er am 24. Sept. 1870 an Bennigsen, „lieber Freund, dem grossen Ziele unseres Lebens auf geradem Wege entgegen". Bald aber ergaben sich neue Schwierigkeiten durch die dynastischen Sonderbestrebungen König Ludwigs II. von Bayern, der sich an den Gedanken einer Unter-

---

VIII, 152 S. M. 1,60. — 142) K. Biedermann, 50 J. im Dienste d. nationalen Gedankens. Aufsätze u. Reden. Breslau, Schottländer. XII, 232 S. M. 3,00. |[G. Winter: BLU. S. 518; LCBl. S. 1400; HJb. 13, S. 638; LZg[B]. N. 68.]| — 142a) A. Ritter v. Arneth, Aus meinem Leben. V. dreissig zu siebzig. Wien, als Ms. gedr. XIV, 576 S. — 143) Aus E. Laskers Nachlass. Sein Briefwechsel aus d. J. 1870—71: DR. 2, S. 46-64, 166-86, 296-317; 3, S. 59-82, 157-77, 283-301; 4, S. 60-76, 190-203, 352-66. |[L. Bamberger: Nation[B]. 9, S. 390-2;

ordnung der Wittelsbacher unter die Hohenzollern nicht gewöhnen konnte. Bismarck war entschlossen, nötigenfalls mit den drei anderen süddeutschen Staaten allein den Bundesvertrag abzuschliessen. Indessen trat nun die Gefahr hervor, dass Württemberg seine Zustimmung von der Bayerns abhängig machen werde — eine Stellungnahme, an der leicht das ganze Einigungswerk scheitern konnte. Dagegen wirkte Lasker unablässig und zuletzt mit vollem Erfolge; nicht am wenigsten seiner Thätigkeit ist es zu danken, dass die Stuttgarter Hofkabalen schliesslich zum Heile Deutschlands überwunden wurden. So ward auch Bayern genötigt, beizutreten, allerdings unter der Bedingung einer grossen Anzahl von Reservatrechten für sich selbst. Die preussische Regierung gestand sie ihm zu, allein den volkstümlichen Vorkämpfern der Einheit missfielen sie durchaus. Die Frage war nun, Dec. 1870, ob der Norddeutsche Reichstag diesen bayerischen Bundesvertrag annehmen werde oder nicht. Die einsichtigsten süddeutschen Freunde rieten dringend zur Annahme, da sonst der Zutritt Bayerns und damit die Vollendung des Reiches bis auf unabsehbare Zeit vertagt sei. Lasker hatte das Verdienst, die Richtigkeit dieser Anschauung sofort anzuerkennen und sich mit seinem ganzen, damals sehr bedeutenden Einflusse zu deren Gunsten zu verwenden. Die Annahme des bayerischen Vertrages schrieb Forckenbeck in einem Briefe vom 21. Jan. 1871 vor allem Lasker zu; wenige Tage später stimmte, mit geringer Mehrheit, auch die bayerische zweite Kammer zu. Das grosse Werk war vollendet. Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels beweist, was man heute einigermassen vergessen hat — dass nicht allein Bismarcks Staatskunst und die militärischen Siege die deutsche Einheit hergestellt, dass Männer, wie Lasker, in denen sich der deutsche Idealismus verkörperte und aussprach, in redlicher praktischer Arbeit mit Hülfe der unwiderstehlichen Macht der öffentlichen Meinung daran einen überaus grossen und notwendigen Anteil haben. Das hat unter den deutschen Fürsten selbst vor allen der edle Grossherzog von Baden anerkannt, der noch 1877 den ihm persönlich ganz fern stehenden Lasker einlud, ihn zu besuchen, um mit ihm „die grossen vaterländischen Interessen" zu besprechen. —

Der bedeutendste parlamentarische Bekämpfer von Bismarcks innerer Politik ist Eugen Richter [144]). Seine „Jugenderinnerungen" sind lebhafte und geistvolle Plaudereien über die Vergangenheit dieses hervorragenden Parteiführers, dessen festgefügte und markige Persönlichkeit sich hier in launiger und doch charakteristischer Weise selber schildert. Selbstverständlich ist es bei einem Manne, dessen ganzes Wesen ihn vom Beginne seiner Laufbahn an dem politischen Leben zudrängte, dass dabei auf die öffentlichen Zustände, zumal der 60er Jahre, scharfe Schlaglichter fallen. Auch die Schule und die Art des juristischen Studiums und der juristischen Vorbereitungen werden beleuchtet und kritisiert [145]). —

Zum Schlusse seien einige Arbeiten über die Geschichte des Zeitungswesens hervorgehoben. Weigelt [146]) giebt eine Festschrift zu dem 150j. Bestehen der Schlesischen Zeitung im Kornschen Verlag im Breslau. Eine so lange Dauer einer Zeitung, deren Vertrieb während dieses ganzen Zeitraumes in derselben Familie geblieben ist, und die, in ununterbrochener Reihe von dem Vater auf den Sohn sich vererbend, eine im grossen und ganzen gleich massgebende Bedeutung bewahrt hat, ist ein sehr beachtenswertes litterarisches Ereignis. Aus dem trefflichen und anziehenden Buche verfolgen wir die Entwicklung des Blattes von seinen unscheinbaren Anfängen, als der geborene Brandenburger Joh. Jak. Korn es zur Vertretung der preussischen Interessen in dem neu gewonnenen Schlesien gründete, bis zu dem grossen politischen Journal der Jetztzeit, das noch immer, allerdings in besonders konservativer und kirchlicher Färbung, den monarchischen und patriotischen Standpunkt wacker verficht. Die Geschichte der Schlesischen Zeitung wird, besonders für das erste Jh. ihres Bestehens, zur Geschichte des preussischen Zeitungswesens überhaupt. Wir sehen, wie die überaus scharfe Censur der fridericianischen Epoche den Blättern die Dürftigkeit rein chronistischer Angaben aufzwingt; nicht einmal kommunale Angelegenheiten durften sie erörtern. Nur in Kriegszeiten konnten sie, um gegnerische Behauptungen zu widerlegen, aus der Feder von preussischen Offizieren eingehende Schlachtberichte bringen, die noch jetzt eine beachtenswerte historische Quelle ausmachen. Das Ausland durfte allmählich etwas freier und eingehender behandelt werden, und die Schlesische Zeitung kam hierin ihrer Pflicht als Dienerin des Publikums sofort nach, indem sie sich mit tüchtigen Korrespondenten in den fremden Hauptstädten versah. Um so auffallender ist, dass, wie es scheint, die Zeitung kein Wort über die Unruhen brachte, die in den J. 1793—95 in Schlesien und in Breslau selbst stattfanden. Ebenso wenig wagte sie von den Ereignissen der traurigen J. 1806 und 1807, ja von

---

SchwäbMerk. 18. März, 30. Apr., 28.u. 31. Mai, 28. Juni, 5. Aug., 6. Sept.]| — 144) E. Richter, Jugend-Erinnerungen. Berlin, Verl. „Fortschritt A.-G." III, 197 S. M. 1,50. — 145) × Alex. Meyer, Karl Braun: NationB. 9, S. 376/8 (E. liebevolle Schilderung v. B.s Leben, seinem polit. u. litt. Wirken.) — 146) (III 1: 64.) — 147) (I 4: 168.)

der damaligen Belagerung Breslaus durch die Franzosen zu sprechen! Erst mit dem J. 1812 und dann mit der Erhebung zum Befreiungskriege tritt das nationale Leben in den Spalten des Blattes an erste Stelle. Allein kaum war die Ruhe hergestellt, so wurde ihm über alle inneren Angelegenheiten wieder Schweigen auferlegt. So weit sie sich über solche aussprach, geschah es in streng konservativem, jeder Neuerung feindlichem Sinne (S. 175, 181, 187, 199). Den Ausfall der Nachrichten über das Inland suchten die damaligen Redacteure durch Vielseitigkeit in wissenschaftlichen und künstlerisch-litterarischen Artikeln zu ersetzen. Trotz der überaus zahmen Haltung des Blattes litt es doch, selbst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., schwer unter den steten Belästigungen durch die Censur und andere Behörden. Nur auf einem Gebiete war damals die Schlesische Zeitung ein wenig liberal, nämlich auf dem religiösen, weil in der Zeit vor 1848 es kaum einen Gebildeten gab, der nicht kirchlich freisinnig gewesen wäre. Das J. 1848 brachte durch seine Neuerungen, die freilich dem Geiste der Zeitung durchaus entgegengesetzt waren, ihr dennoch die Befreiung von der Censur und damit eine ganz andere Wirksamkeit und Entwicklung. Sie benutzte gern die Errungenschaften des ihr verhassten Liberalismus, den sie auch fernerhin zu bekämpfen fortfuhr. Nur in der Konfliktszeit von 1862—66 — das ist sehr bezeichnend für die damals in ganz Preussen herrschende Stimmung — trat sie, wenn auch in gemässigter Weise, doch dauernd in Opposition zur Regierung. Neben der politischen und journalistischen Entwicklung übersieht W. auch die kultur- und litterarhistorischen Thatsachen nicht, auf die sein Buch vielfach die merkwürdigsten Streiflichter wirft. Leicht verzeihlich ist, dass er die Wichtigkeit der Schlesischen Zeitung für Geschichte und Publizistik bisweilen überschätzt. — Umfassender, wenn auch nicht lehrreicher ist die Geschichte der Wiener Journalistik bis zum J. 1848 von Zenker[147]). Mit Recht klagt der Vf., über die Vernachlässigung, die bisher in Deutschland die Geschichte der Journalistik, einer so wichtigen Seite und eines so bedeutsamen Motors der Kultur und des Geisteslebens, erfahren hat. Es fehlt noch an Monographien des Zeitungswesens für die einzelnen Städte, die an seiner Entwicklung bestimmenden Anteil genommen haben; und ehe solche nicht in beträchtlicher Anzahl erschienen sind, kann von einer allgemeinen Geschichte der deutschen Journalistik nicht die Rede sein. Z. löst die schwierige Aufgabe einer solchen Monographie für Wien auf das glücklichste. Er schildert die periodische Litteratur dieser Stadt vom 15. Jh. bis zu dem auch hier Epoche machenden J. 1848 mit ebenso grossem Fleisse wie Scharfblick und Darstellungsvermögen; wir machen noch besonders auf die genauen und schon an sich lehrreichen Verzeichnisse am Schlusse des Büchleins aufmerksam. Freilich wären eine etwas minder „flotte" Sprache und eine weniger scharfe radikale Parteinahme in weltlicher und in religiöser Politik zu wünschen, wenigstens von unserem „reichsdeutschen" Standpunkt aus. — Die deutsche Presse Londons erhält ihre Geschichte — man könnte sagen, ihren Nekrolog — in einem wohl unterrichteten und geistvollen Artikel Geehls[148]). Es ist eine lange Leidensgeschichte, die sich hier entrollt. Schliesslich hat nur ein deutsches Blatt sich unter der zahlreichen deutschen Kolonie Londons halten können: der von Kinkel begründete und nun schon 35 J. lang bestehende „Hermann". Diese Zeitung ist ein Unikum; denn unseres Wissens giebt es in dem ausserdeutschen Westeuropa kein deutsches Blatt, das auf eine so lange Dauer hinweisen kann. Die Deutschen im Auslande besitzen eben keinen Zusammenhang; die Gesandtschaften des Reiches, die ihn herstellen und fördern könnten, bekümmern sich grundsätzlich um die Kolonien ihrer Landsleute nicht; und so haben diese keine gemeinsamen Interessen, die sie zur Haltung eines eigenen, für die bestimmte deutsche Kolonie geschaffenen Blattes veranlassen könnten. —

1c. Memoiren und Briefwechsel.

Franz Muncker.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1892 wird im vierten Bande nachgeliefert.]

|[ÖUR. 12, S. 190/1; G. Valbert: RDM. 110, S. 693-704.]| — 148) H. Geehl, D. dtsch. Presse Londons: Zeitgeist N. 49. —

1d. Die deutsche Litteratur und das Ausland.

Adolf Stern.

Frankreich: Molière N. 1; Rousseau N. 6; Lewald N. 8; A. Weill N. 9; Schulausgaben N. 10. — England: Shakespeare (Hamlet, Cäsar, Romeo und Julia) N. 15; Milton N. 21; Goethe N. 24; deutsche Lyrik N. 25. — Italien: Dante N. 26; Kant N. 27; J. D. Gries N. 28. — Spanien: Allgemeines N. 29; Don Quixote N. 30. —

Die Einwirkungen der deutschen Litteratur auf das Ausland oder auch des Auslandes auf die deutsche Litteratur sind während des Jahres 1892 durch eine lange Reihe von Schriften, Abhandlungen, Untersuchungen, kleinen Beiträgen, Erinnerungen gepflegt worden, ohne dass sich unter diesen sonderlich hervorragende und weit nachwirkende Leistungen befinden. Auf dem Gebiete der Wechselwirkungen deutscher und französischer Litteratur ist die umfassendste und bedeutendste Arbeit, die dem Berichtsjahre angehört, nicht eine litterarhistorische, sondern eine poetisch-dramaturgische, die neue Uebertragung der Molièreschen Hauptwerke „Tartuffe", „Misanthrop", „Die gelehrten Frauen" und „Der Geizige" durch Fulda[1]), der Mahrenholtz[2]) eine eingehende Würdigung gewidmet hat. Als eine geniale Neuerung sieht M. im Gegensatze zu Baudissins Jamben und Launs Alexandrinern darin, dass F. das Versmass des Goetheschen Faust bei seiner Uebertragung anwendet. Hierdurch gewinnt er den Vorteil, mit den fünffüssigen Jamben beliebig vierfüssige, bisweilen auch sechsfüssige abwechseln zu lassen und den Reim vollständig in freier, mannigfach veränderter Form durchzuführen. So ist die Möglichkeit gegeben, das Reimwort, welches zwanglos nach einer, zwei, drei oder vier Zeilen eintritt, stets mit der Pointe des Gedankens zusammenfallen zu lassen, den Versbau also dem Gedankeninhalt eng anzuschmiegen. Eine zweite Verbesserung, die „einen thatkräftigen Bruch mit dem alten Schlendrian bedeutet", findet M. in der Vertauschung der herkömmlichen Uebertragung des „Ihr" und „Euch" durch „Sie" und „Ihnen". Wenn aber Fulda in der Einleitung zu seiner Molièreübertragung betont: „Auf Molière zurückgehen, heisst die falschen Muster überwinden, durch welche die Schule des Scribe dem deutschen Lustspiel lange genug verderblich war, heisst der Komödie die Poesie wiedergeben", so stimmt ihm M. zwar zu, meint aber, dass die neuesten künstlerischen Bestrebungen und namentlich der Anschluss an die nordischen Dramatiker der Geltung und erneuten Bühnenwirkung Molières eher feindlich als förderlich seien, und bestreitet überhaupt die Möglichkeit, dass dem Franzosen auf deutschen Bühnen im 19. Jh. der Ehrenplatz noch zu Teil werden könne, den „Shakespeare jetzt besitzt und Molière im vorigen Jh. nahezu eingenommen habe". „Am hinderlichsten wird seiner Einbürgerung der neuerwachte Gegensatz des germanischen und des französischen Nationalbewusstseins werden". — Diesen Gegensatz als einen ganz unberechtigten und der deutschen Bühne verderblichen hinzustellen, ist der Zweck eines Aufsatzes von Lorm[3]), der den Franzosen das allgemeine dramatische Gestalten und Schaffen, die fast unwillkürliche, fast unbewusste Begabung, selbst gleichgültige Vorgänge zur dramatischen Wirkung zn bringen, „sogar wenn sich die mittelmässigsten Talente damit befassen", ohne weiteres wieder zuspricht, es bedauert, dass sich das deutsche Theater von der französischen Romantik den „Urbegriff" der theatralischen Wirkung nicht besser angeeignet habe und, an das Gastspiel der Comédie française auf dem Wiener Ausstellungstheater anknüpfend, mit dem Wunsche schliesst, der „unvergleichliche dramatische Instinkt des französischen Volkes möge endlich thatsächliche Einwirkungen auf deutsche Litteratur und Schauspielkunst zur Folge haben". Damit wären wir denn glücklich wieder bei der völligen Verzichtleistung auf die berechtigte Forderung, aus dem Schoosse unseres eigenen Lebens eine dramatische Dichtung erwachsen zu sehen, angelangt und aufs neue an die Nachahmung der nie genug bewunderten Franzosen verwiesen. — Rein historisch behandelt Geiger[4]) in einem Aufsatz, der an Ehrhards „Les comédies de Molière en Allemagne" anknüpft, die Aeusserungen über Molière, die sich in Fassmanns „Totengesprächen" finden und wenigstens erweisen, dass man um 1719—20 bereits einige Kenntnis von Molières Leben und Wesen hatte. In den „Totengesprächen" erscheint der Komödiendichter „dem weltberühmten, politischen und strengen Papst Sixto IV." gegenübergestellt, eine der stärksten der vielen Geschmacklosigkeiten, in denen Fassmann excellierte. „Bieten auch die von Fassmann gegebenen Berichte über Molière wenig Neues und sind die Mitteilungen über Molières Frau Armande Béjart (die etwas passender im Zwiegespräch mit Karl II. von England vorgeführt wird) gewiss mit grosser Vorsicht aufzunehmen, so sind beide doch in der einen Hinsicht höchst bemerkenswert, dass sie einen schätzbaren

---

1) L. Fulda, Molières Meisterwerke. Stuttgart, Cotta. 290 S. M. 5,00. — 2) R. Mahrenholtz, E. verdeutschter Molière: AZg^B. N. 357. — 3) H. Lorm, Einwirkungen d. Comédie française auf d. dtsch. Theater: Dichterheim 22, S. 1/6. — 4) L. Geiger, Molière in Deutschland: AZg^B. N. 156. — 5) M. H(arden), Theater:

Beitrag zu der Art liefern, wie man damals in Deutschland Molière betrachtete. — Als eine gute Probe, welche Variationen in der Beurteilung nicht nur eines Dichters, sondern auch eines poetischen Werkes möglich sind, muss ein Theaterbericht Hardens[5]) gelten, der an eine Aufführung des „Misanthrop" im Berliner Deutschen Theater anknüpft und behauptet: „Für Philinten ergriff Allewelt begeistert Partei und gegen Alcesten". Solche Parteinahme sei nicht neu und nur natürlich, denn „der hungrige Magen sucht am Ende, wenn seine Pfleger nicht Nahrung schaffen, sich selbst zu helfen, und das liebe Publikum ist auf den grundgescheiten Einfall gekommen, die Stücke von eignen Gnaden jetzt umzudichten und dem Poeten nach Taschenspielerart unter der Hand und ganz sacht die tiefste Absicht wegzueskamotieren. Zu einem Kunstgenuss gehört der Empfangende wie der Spendende; und warum sollte man nicht für den Präsidenten von Walter Partei ergreifen und Ferdinand und seine Luise, die thörichten Schwärmer, mitleidig belächeln? Der Dichter ist tot und das lebendige Publikum ist souverän". —

Ueber die deutsche Litteratur und Rousseaus Einfluss auf die französische Revolution lässt sich Koch[6]) vernehmen und seine Ausführungen treffen in mehr als einem Punkte mit den Ergebnissen von Festers vor zwei Jahren erschienenem Werke (vgl. JBL. 1890 IV 1 : 27) zusammen, das im Laufe des Berichtsjahres noch eine Reihe von Besprechungen erfuhr[7-7a]). —

Als geschäftige Vermittler zwischen deutscher und französischer Litteratur haben sich von jeher einzelne Journalisten hervorgethan. An einen von diesen, Lewald aus Königsberg (1792—1871), der nacheinander als Kaufmann, Freiwilliger von 1813, Schauspieler, Theaterdirektor, Journalist, Herausgeber der seiner Zeit berühmten und einflussreichen Zeitschrift „Europa," zuletzt als Regisseur am Stuttgarter Hoftheater und romanschreibender Konvertit vor die Oeffentlichkeit getreten ist, mahnt ein Gedenkblatt Ettlingers[8]) zu seinem 100. Geburtstag: „Ein deutsches Schauspiel in Paris." Unter den zahlreichen gescheiterten Plänen dieses alten Weltfahrers befand sich auch der, im J. 1831 den Franzosen eine deutsche Schauspielergesellschaft in der Opéra comique vorzuführen, ein Plan, der über das Stadium der ersten Vorbereitungen weit hinausgediehen war, als ihm der Ausbruch der Cholera im Frühling 1831 ein Ende machte. Man kann sich der Vorstellung nicht erwehren, dass auch das Zustandekommen dieses deutschen Schauspiels in Paris nur ein Misslingen bedeutet haben würde. Im Verzeichnis der zur Mitwirkung bereiten Bühnenkünstler läuft wieder einmal eine sehr gewöhnliche Verwechslung der Wilhelmine Schröder-Devrient mit ihrer Mutter Sophie Schröder unter. Letztere allein kann der Moniteur die „première tragédienne de l' Europe" genannt haben, nicht ihre Tochter, die gefeierte Sängerin. —

Der deutsch-französische Journalist Alexander Weill (geboren 1811) tritt in einem „Erinnerungsblatt an einen Vergessenen"[9]) als eine sprachgeschichtliche Specialität vor uns: als Sohn eines elsässischen israelitischen Handelsmanns sprach er in seinen Kinderjahren hebräisch, im 5. Jahre lernte er das Deutsche hinzu, in seinem 7. Jahre fing er an, französisch zu lernen. Bei späterem 50jährigen Aufenthalte in Paris lernte der Journalist das Französische bevorzugen; der deutschen Litteratur gehörte Weill mit einigen Elsässer Dorfgeschichten an, für die er wiederholt die Priorität vor denen Berthold Auerbachs in Anspruch genommen hat, ohne in Beziehung auf den poetischen Wert neben Auerbachs Erzählungen in Frage zu kommen. Er selbst meinte, er habe sich leicht dem „jungen Deutschland" angeschlossen, bald das Hohle, Unhaltbare des mot d' ordre von der „Emancipation des Fleisches" eingesehen und statt sich als Soldat in diese Kompagnie anwerben zu lassen, blos als Freischütze in der Umgebung des Schlachtfeldes geplänkelt. Alles in allem eine der internationalen Schriftstellererscheinungen, die zuletzt in keiner Litteratur viel bedeuten, weil ihnen das Heimatgefühl und die unlösliche Zusammengehörigkeit mit einem Volks- und Sprachgeist gebricht. —

Der Austausch litterarischer Zusammenstellungen, poetischer Proben und Ausgaben für Schulzwecke zwischen Deutschland und Frankreich zeigt sich nach wie vor als ein ziemlich lebhafter. Gaben Bauer und Link[10]) passende Abschnitte aus Madame de Staëls „De l' Allemagne" mit Fragstellungen und Wörterverzeichnissen sowie mit Noten heraus, welche die Irrtümer und Ungenauigkeiten der geistvollen Französin in usum Delphini verbessern sollen, so veröffentlichte dafür jenseits des Rheines Schmitt[11]) eine neue Ausgabe seiner „Littérature allemande au XVIII. et au XIX. siècle," ausgewählte Stücke in Versen und Prosa aus unseren Klassikern, dem

---

Zukunft 1. S. 74-81. — 6) M. Koch, D. dtsch. Litt. u. d. franz. Revolution: DWBl. 5, S. 56/9, 69-71. — 7) Nation[B]. 9, S. 76; L. Herr: RCr. S. 32/5; LCBl. S. 110/1. — 7a) ◯ × × E. Rod, Stendhal. Paris, Hachette & Co. 16°. 161 S. Fr. 2,00. |[A. Tobler: DLZ. S. 595; LCBl. S. 722/3.]| — 8) J. Ettlinger, E. dtsch. Schauspiel in Paris. Zu A. Lewalds 100. Geburtstag: FZg. N. 286. — 9) Alex. Weill. Z. Erinnerung an e. Vergessenen: StrassbPost. N. 351. — 10) De l' Allemagne par Mme. de Staël. Z. Schul- u. Privatgebrauch her. v. J. Bauer u. Th. Link. München, J. Lindauer. 88 S. M. 1,20. (Mit Questionnaire u. Wörterverzeichnis.) — 11) L. Schmitt, La Littérature allemande au XVIII. et au XIX. siècle. Morceaux choisis (vers et prose) aves des notes,

Bedürfnis des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen der französischen Lyceen angepasst. — Aehnlichen Zwecken dienen Schmitts[12]) „Extraits des Historiens allemands," die im Anschluss an das offizielle Unterrichtsprogramm Proben aus den historischen Werken Schillers, B. G. Niebuhrs, F. Wilkens, K. von Rotteks, H. Ludens, Fr. von Raumers, C. F. Schlossers, F. C. Dahlmanns, Leop. Rankes, G. A. H. Stenzels, H. Leos, Hammer-Purgstalls, Th. Mommsens und H. von Sybels geben. — Eine andere Auswahl für den gleichen Zweck hat Weill[13]) veranstaltet, der seine Stücke auf Schriftsteller des 19. Jh. beschränkt. — Ueber den Stand des Unterrichts in der deutschen Sprache an französischen Lehranstalten und der Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur in Frankreich verbreitet sich u. a. ein Anonymus. [14]) —

Die Beziehungen zur englischen Litteratur, die schon seit Jahrzehnten überreiche sind und nach der Losung Shakespeare und kein Ende nur immer verstärkt und vertieft werden müssen, hielten, wenn auch nicht in einem grösseren und umfassenderen Werke, so doch wiederum in einer langen Reihe von Abhandlungen, Vorträgen und kritischen Erörterungen den Kreis der Teilnehmenden in Atem. Im Vordergrund aller Shakespeareforschung und Kritik stand in den vergangenen Jahren und steht auch diesmal wieder die Hamlet-Frage, so dass es nicht unberechtigt war, wenn Bormann[15]) die obige Losung in „Hamlet und kein Ende" umsetzte, wenn er anknüpfend an Gelbers, Werders, Sievers Schriften den gegenwärtigen Stand der Hamletfrage in einer Uebersicht darzulegen unternimmt, die freilich mit dem seufzenden Eingeständnis anhebt: „über den Hamlet werden wir Deutsche uns vielleicht niemals einigen." Das ist denn auch aus B.s Besprechungen des Gelberschen Versuchs, „eine einheitlichere Betrachtung durch die Bühnenkunst zu gewinnen," bald zu ersehen und die ganze Reihe aller hier einschlagenden Aufsätze macht die Regsamkeit, aber auch die Zerklüftung, die auf diesem ganzen Untersuchungsfelde herrscht, höchst empfindlich fühlbar. — Valentin [16]) übt in seinen „Methodischen Fragen zur Hamletforschung" hauptsächlich an den Hamletschriften Türcks (vgl. JBL. 1890 I 3: 47; IV11a: 47) methodische und ziemlich scharfe Kritik. Getreu dem Standpunkte, den er in seiner Untersuchung „Der Naturalismus und seine Stellung in der Kunstentwicklung" vertreten hat, erhebt er entschiedene Einsprache gegen die Auffassung, als ob es möglich wäre, den „Inhalt" in eine kurze Formel zu fassen, die willkürlich „die Idee" genannt wird. Gegenüber Türcks Annahme, dass im „Hamlet" der Prozess des Uebergangs aus dem Optimismus in den krassesten Pessimismus zur Erscheinnug komme, betont V., dass Shakespaere so wenig wie seine Zeit das kannte, was der moderne Pessimismus ist: die vorausgesetzte Erkenntnis der Wertlosigkeit dieser Welt, während zugleich das Jenseits dem Individuum keinen Ersatz bietet. „Sicher ist, dass Hamlet kein Pessimist war: er setzt das ewige Leben mitsamt der Einwirkung des irdischen Thuns des Menschen auf seine individuelle Weiterexistenz im Jenseits als selbstverständlich voraus." Hat sich Türck die Lösung des psychologischen Problems als Aufgabe gestellt, so findet sich dieses Problem in einem Dichtwerke. Es kann nach V. nicht gestattet sein, ein Dichtwerk von irgend welchem Gesichtspunkte zu betrachten, ohne es vorher in seiner künstlerischen Qualität erkannt zu haben. So mag das psychologische Bild, das Türck von Hamlet giebt, ein durchaus richtiges in dem Sinne sein, dass es unter den gemachten Voraussetzungen einer Wirklichkeit entsprechen kann: ein richtiges Bild des von Shakespeare geschilderten Dänenprinzen ist es nicht, weil die Dichtung den Voraussetzungen Türcks nicht entspricht. — Auch der Vortrag Kaims [17]), der „die Gestalt Hamlets in der deutschen Kritik", bei Goethe und Schlegel beginnend, durch alle Wandlungen der Auffassung bis zu Werder begleitet und mit diesem am meisten übereinstimmt, schliesst mit dem Satze: „So klar wie Macbeth wird Hamlet nie vor unserem geistigen Auge dastehen. Wie das Leben und das menschliche Gemüt Geheimnisse hat, so wird uns auch bei unserem Drama im besten Falle das eine und das andere rätselhaft bleiben." Müssig sei es, hinter dem Ganzen ein grosses Rätsel zu wittern, womit dann freilich jede weitere Untersuchung und kritische Erörterung zur vollständigen Unfruchtbarkeit verdammt sein würde. — Seitab von den ästhetisch-kritischen Kontroversen über die Hamletfrage stehen ein paar historische Abhandlungen über ältere deutsche Bemühungen, die Kenntnis und Erkenntnis Shakespeares zu fördern, die einer vollen Wirkung des Dichters in Deutschland entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Die Dissertation Paetows[18]) über C. V. von Borcks metrische Cäsar-Uebertragung nimmt für diesen aus dem J. 1741 stammenden

---

publiés conformément au nouveau plan d' études. 3. éd. Paris, Garnier frères. XV, 545 S. — **12)** id., Extraits des Historiens allemands. Paris, Ch. Delagrave 110 S. — **13)** L. Weill, Le XIX. Siècle en Allemagne. Morceaux choisis des meilleurs écrivains allemands de ce siècle (prosateurs et poètes). Paris, Gédalge. 12⁰. 457 S. — **14)** Dtsch. Sprache u. dtsch. Unterr. in Frankreich: PostB. 28. Apr. — **15)** W. Bormann, Hamlet u. kein Ende: AZgB. N. 281. — **16)** V. Valentin, Methodische Fragen z. Hamletforschung: BFDH. 8, S. 30/8. — **17)** F. Kaim, D. Gestalt Hamlets in d. dtsch. Kritik. (=Verhandl. d. 41. Philologenvers. S. 289-93.) — **18)** W. Paetow, D. erste metr. dtsch. Shakespeareübertragung in ihrer Stellung zu ihrer Litteraturepoche. Berner Diss. Rostock,

Versuch, trotz der Alexandriner, in denen er einhertritt, gewisse Vorzüge vor Wielands und Eschenburgs Cäsarübersetzungen in Anspruch und weist in der That ein paar Stellen nach, in denen Borck besser und treuer im Bilde Shakespeares bleibt als seine Nachfolger, was natürlich nicht widerlegt, dass dennoch ein sehr bedeutender Fortschritt zum Verständnis und zur Wiedergabe der Darstellungsweise Shakespeares bei den Nachfolgern ersichtlich wird. — Ueber „Romeo und Julie" in der Bühneneinrichtung von Goethe verbreitet sich Ramberg.[19]) Er will nicht bloss die Bedeutung dieser Goetheschen Bearbeitung für die Erkenntnis des Verhältnisses des Goetheschen Geistes zum Genius Shakespeares würdigen, sondern die Bühneneinrichtung selbst gegen angeblich ungerechte Verurteilungen, von denen sie getroffen worden ist, verteidigen. Es wird ihm leicht, den Nachweis zu führen, dass Goethe in einigen Einzelheiten durch Kürzungen eine stärkere Bühnenwirkung erzielt habe, aber es bleibt immer noch die Frage, ob die willkürliche Art, mit der Goethe die Tragödie den Bedürfnissen seines Theaters angepasst hat, seiner eigenen Forderung, dass nur das Zufällige und Taggeborene von Shakespeare weggenommen werden dürfe, entspricht. — Leidenschaftlich polemisierte Kilian[20]) gegen die Ausführungen Rambergs und fordert in Uebereinstimmung mit Oechelhäuser energisch, dass die Aufführung der Tragödie sich auch von den letzten Resten der Goetheschen Bearbeitung, die vom ästhetischen Standpunkte längst als eine von Grund aus verfehlte Arbeit erkannt sei, emancipiere. —

Die Schrift Jennys, die völlig ungenügend den Einfluss Miltons auf die deutsche Litteratur im 18. Jh. beleuchtet (vgl. JBL. 1890 IV 1 : 126), ist immer noch besprochen worden[21]). — An Milton knüpft auch eine vortreffliche kleine Studie mit lokalem Charakter von Th. Vetter[22]) an, welche die Einwirkungen der gesamten neuenglischen Litteratur auf die poetischen und namentlich auf die kritischen Bestrebungen der Züricher zum Gegenstande liebevoller Untersuchungen macht. Ausser den Bestrebungen Bodmers werden die H. H. Wasers, Joh. Toblers, H. Eschers, H. Zieglers und J. J. Hess in Betracht gezogen[23]). —

Eine kurze englische Biographie Goethes von Browning[24]) erweist sich als der Abdruck eines Aufsatzes für die letzte Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica." Der Vf. räumt in der Vorrede ein, dass er, trotz Zusätzen und Verbesserungen, nicht alles berücksichtigt habe, was in den letzten zehn Jahren neu entdeckt und erörtert worden sei, er beruft sich auf die Schwierigkeit, die knappe Fassung, um die es ihm vor allem zu thun gewesen ist, mit so grossem hervordringenden neuen Material in Einklang zu setzen. —

Ein weiteres Zeugnis der fortdauernden Teilnahme an deutscher Poesie in England erhalten wir in einer Reihe von poetischen Uebertragungen deutscher Lyrik durch Aikman[25]). Wir finden vor allem Goethe, aber auch Schiller (nur „Die Ideale"), Chamisso, Uhland, W. Müller, Rückert, Herwegh, Heine, Freiligrath, Scheffel, Ferrand, Geibel, Hamerling, Keller und Jul. Sturm vertreten. —

Die Teilnahme an italienischer Poesie und Litteratur setzt immer wieder bei Dante ein; den grossen Florentiner und sein Verhältnis zur Neuzeit bespricht ein vom besonderen Standpunkt des modernen Ultramontanismus geschriebener Artikel eines Anonymus[26]). —

Ein bedeutendes Zeugnis von der unablässig wachsenden Teilnahme an deutscher Philosophie und Litteratur jenseits der Alpen giebt in seiner Studie über die Anfänge des Kantismus in Italien Cicchitti-Suriani[27]). —

Das Andenken an den Tasso- und Ariostübersetzer J. D. Gries hat Berg[28]) aufgefrischt. Gries, der Hamburger Kaufmannssohn und Kaufmann, der sich ein der Muse gewidmetes Leben erst schwer erkämpft hatte, rechtzeitig die natürlichen Grenzen seiner Fähigkeit erkannte und als poetischer Uebersetzer der deutschen Litteratur Bleibendes, in mehr als einem Betracht heute noch nicht Uebertroffenes gegeben hat, bleibt eine anziehende Gestalt. Auch B. rühmt die hingebende Treue, mit der Gries bis zuletzt seinen Uebertragungen durch strengste Feile formelle wie innere Vollendung zu geben trachtete; er meint, dass Gries niemals das Original sich und seiner Individualität zu Liebe vergewaltigt, aber ihm zuweilen eine zu geschmeidige Form gegeben habe, so dass die spielende Leichtigkeit der Verse noch das Original übertraf, immerhin ein Tadel, der grosses Lob voraussetzt[28a]). —

Adlers Erben, 81 S. M. 1,00. |[J. V. Widmann: Bund[B]. N. 42.]| (S. u. IV 4 : 2). — **19**) G. Ramberg, Romeo u. Julia in d. Bühnen-Einrichtung v. Goethe: AZg[B]. N. 234/5. (S. u. IV9e). — **20**) E. Kilian, Zu Goethes Bearbeitung v. Romeo u. Julia: ib. N. 250. (S. u. IV 9 e.) — **21**) L. Fränkel: BLU. N. 25. — **22**) Th. Vetter, Zürich als Vermittlerin engl. Litt. im 18. Jh. Progr. d. höh. Töchtersch. u. d. Lehrerinnensemin. Zürich (Druck v. Schulthess). 1891. 26 S. — **23**) × O. Thiergen, Longfellow u. seine Beziehungen z. dtsch. Litt: ZDU. 6, S. 267-78. (Giebt längst Bekanntes). — **24**) O. Browning, Goethe. His Life and writings. London, Swan, Sonnenschein & Co. 12°. 144 S. (S. u. IV 9 b) — **25**) C. M. Aikman, Poems from the German. London, Swan, Sonnenschein & Co. 97 S. — **26**) Dante u. d. Neuzeit: HPBll. 109, S. 584-90. — **27**) ○ ×× F. Cicchitti-Suriani, I primordi del Kantismo in Jtalia. I. L'Anti-Kantismo. Roma, Tipogr. d. terme Diocleziani. 103 S. L. 3,50. |[NAnt. 42, S. 372/3.]| (Nicht im Buchhandel.) — **28**) L. Berg, J. D. Gries: VossZg[B]. N. 99. — **28a**) ○ ××

Die umfassendste Würdigung und Darstellung des Verhältnisses der Deutschen zu einem fremden Schrifttum hat diesmal der spanischen Litteratur gegolten. In dreifacher Gestalt sind die allgemeinen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland in der Litteratur der beiden Länder übersichtlich und auf mannigfache Einzelheiten eingehend erörtert und dargestellt worden durch Farinelli.[29] Freilich fehlte zur Zeit noch der dritte wichtigste Teil, der die Schicksale der spanischen Litteratur in Deutschland seit den Tagen der Romantiker zu schildern und namentlich die Einwirkung der spanischen Poesie auf unsere eigene Dichtung zu untersuchen hat. Doch auch schon die zusammenhängende Uebersicht über eine lange Folge von Erscheinungen bis zum Ausgang des 18. Jh. ist von Wert und nicht ohne Reiz. Wenn sich der Vf., der natürlich von der Bedeutung des germanischen Elements im fernsten Westland Europas und dem Westgotenkönigreich auf spanischem Boden ausgeht und im Walter von Spanien unseres Waltariliedes „vielleicht einen westgotischen Helden“ erblickt, für die ältere Zeit mehr auf zufällige Notizen, wie die Reise des ritterlichen Dichters Oswalt von Wolkenstein nach Spanien oder die Wirksamkeit spanischer Jesuiten in Deutschland, und auf die Amadisbearbeitungen beschränkt, so beginnt mit den Uebertragungen des Aegidius Albertinus und der Einwirkung der spanischen Schelmenromane seit dem Ende des 16. Jh. seine eigentliche Darstellung. Beim ältesten der Schelmenromane, dem Lazarillo de Tormes, schliesst sich F. Morel Fatios Ausführung gegen die Autorschaft des Hurtado de Mendoza an und nennt den Lazarillo einstweilen anonym. Dem Albertinus folgt im 17. Jh. als Kenner der spanischen Litteratur der Nürnberger Ph. Harsdörffer. Dieser teilte die tiefe Abneigung gegen die Spanier nicht, die vor, in und nach dem 30jährigen Kriege in Deutschland herrschte. Wenn Harsdörffer fand, „Hispania sei der Schatzkasten Europas, so dachten seine deutschen Zeitgenossen nicht so ganz optimistisch über Spanien und stellten sich den Schatzkasten bedenklich leer vor.“ Uebrigens waren auch die besten Kenner der spanischen Litteratur dieses Zeitraums, die Pegnitzschäfer, noch sehr dürftig orientiert, der Name Calderon blieb ihnen unbekannt; Harsdörffer scheint nur Dramen des Lope de Vega gelesen zu haben; Klaj übersetzte seinen „Herodes der Kindermörder“ 1645 aus dem Niederländer Heinsius, ohne Ahnung davon, dass dieser das Calderonsche Drama „El mayor monstruo los celos“ bearbeitet hatte. Mehr Nutzen wussten die Jesuiten aus der spanischen Dramatik zu ziehen, ihren rhetorisch-dramatischen Künsten und Prunkschauspielen lagen grösstenteils die Autos Calderons zu Grunde. In der Wende des 17. und 18. Jh. bezeichnet F. den Hamburger Postel als den besten deutschen Kenner der spanischen Litteratur. Von da bis zu Lessing klafft wieder eine Lücke, Lessings wiederholte Beschäftigung mit der spanischen Litteratur blieb nicht ohne Resultate; er begeisterte sich für Cervantes und interessierte sich für das spanische Drama, ohne den ungeheuren Unterschied zwischen der zeitgenössischen spanischen Dichtung und der des grossen 17. Jh. klar zu erkennen. Doch wusste er und wusste auch Cronegk, dass die alten spanischen Dramen die Quellen und Urbilder zahlreicher französischer und englischer Werke waren. Für die Bearbeitung, die F. L. Schröder im „Amtmann Graumann“ mit Calderons „Richter von Zalamea“ vornahm, zeigte Lessing lebhafte Teilnahme. Die deutschen Kenner der spanischen Litteratur im zweiten Drittel des 18. Jh.: Meinhardt, Schiebeler und Dieze konnten doch nur mässige Wirkungen erzielen. Die Lyriker, die etwa ihren Winken folgten und sich, wie Gleim und J. G. Jacobi, mit spanischen Romanzen befassten, griffen zu den Kunstprodukten des Góngora und liessen die reine Volkspoesie unberücksichtigt. Offenbar aber geht F. im Eifer für seinen Gegenstand viel zu weit, wenn er meint, es sei leicht einzusehen, „welche Wohlthat für die deutsche Litteratur es gewesen wäre, wenn Tiecks poetische Uebersetzung des „Don Quixote“ 50 Jahre vor ihrem wirklichen Erscheinen das deutsche Publikum überrascht hätte. Die weinerliche Sentimentalität, welche die englischen Romane eines Richardson, eines Steele und eines Smollet und die verwandten französischen der Marivaux und Prévost in die Mode gebracht hatten, wären früher einem gesunderen Idealismus gewichen.“ Ganz abgesehen davon, dass man doch weder Smollets derb realistischen Romanen, noch der „Manon Lescaut“ oder auch nur dem „Cleveland“ des Prévost d' Exiles „weinerliche Sentimentalität“ nachsagen kann, übersieht F., dass die rohe Härte und Kälte des damaligen deutschen Wesens und der bürgerlichen Bildung eben nur durch den auch weinerlichen Pietismus und die Empfindsamkeit geschmolzen und gebrochen werden konnte, — ein Dienst, den der „Don Quixote“ mit all seiner Meisterschaft nicht zu leisten vermocht hätte. Nach Diezes Tod

---

L. Cibrario, Saggio di versioni poetiche dal tedesco. Turin, L. Roux & Co. 16°. 180 S. L. 2,00. |[NAnt. 41, S. 164/6.]| — 29) A. Farinelli, D. Beziehungen zwischen Spanien u. Deutschland in d. Litt. d. beiden Länder. I. Diss. (=Spanien u. d. span. Litt. im Lichte d. dtsch. Kritik u. Poesie I. II.) Berlin, Buchdr. Haack. 3 Bll., 128 S. |[RCRr. 34, S, 111.]| (Zuerst in ZVLR. S. 135-206, 276-332.) — 30) H. Fischer, Don Quixote in Deutschland: VLG. 5, S. 331/2. —

setzte der Weimaraner J. F. Bertuch, der betriebsame Sekretär Herzog Karl Augusts, die Bemühungen für die spanische Litteratur namentlich in seinem 1780—82 erschienenen „Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur“ fort. „Nicht der Trieb nach exakter Forschung“, „so meint F.,“ nicht der unbefangene Ueberblick über alle Vorzüge und Schwächen der fremden Litteratur machen den Wert der spanischen Studien Bertuchs aus. Er war ein blosser Dilettant, aber dank seiner Dolmetscherrolle hat er, wie Dieze, eine nicht geringe historische Bedeutung erlangt. An ihn wandten sich auch die grössten deutschen Schriftsteller, um etwas über Spanien zu vernehmen. Er hat mit seinen Arbeiten zur Kenntnis der spanischen Litteratur den Romantikern den Weg gebahnt“. Zwischen Bertuch und den Romantikern steht dann freilich die grosse Erscheinung Herders, dessen „Cid“, trotzdem er nur zu einem geringen Teil aus spanischer Quelle selbst geschöpft war, kraft Herders eminentem Aneignungsvermögen und feinfühligem Instinkt grosse Kreise für spanische poetische Ueberlieferungen gewann. —

Der Arbeit Farinellis, durch die der Blick wieder auf die spanische Litteratur hingelenkt ward, schliesst sich der Nachweis über „Don Quixote in Deutschland“ an, den H. Fischer [30]) verfasste. —

1e. Allgemeines. 1891 (Schluss).

Gustav Roethe.

Vorträge und Reden N. 265. — Fragmente N. 276. — Gesammelte Aufsätze N. 278. — Lokale Litteraturgeschichte: Oestereich nnd Wien N. 287; Bayern N. 297; Schwaben N. 310; Vorarlberg N. 314; Schweiz N. 316; Pfalz N. 323; Rheinlande N. 324; Hessen N. 327; Weimar N. 329; Dresden N. 336; Halle N. 338; Niederdeutschland N. 339; Schlesien N. 343; Berlin N. 347. — Juden N. 371. — Zeitungen und Journalisten N. 378. — Die deutsche Litteratur und das Ausland: England N. 412; Frankreich N. 417; Italien N. 452; Dänemark N. 455. —

Dieselbe Neigung zur Rückschau, die sich in dem überraschenden Anschwellen der Memoirenlitteratur kund gab, offenbart sich auch in der Modeliebhaberei, aller möglichen Leute kleine Schriften, Reden und Aufsätze zu sammeln, sei es nun, dass der Autor selbst, sei es dass pietätvolle Freunde sich dieser Aufgabe unterziehen. Der Mühe lohnt das selten. Es handelt sich da meist um kleine Arbeiten, die ihrer Zeit und für ihr Publikum vortrefflich am Platze waren, die aber eben darum, weil sie ihren Zweck erfüllt haben, ruhig ad acta gelegt werden konnten. Das gilt zumal von Vorträgen und Reden. Gerade, wenn sie auf den augenblicklichen starken Eindruck berechnet waren, wie es dem gesprochnen Worte ziemt, gerade dann können sie nach Jahren oder Decennien auf den Leser unmöglich eine auch nur vergleichbare Wirkung ausüben. Es gehört schon eine so bedeutende Persönlichkeit wie Döllinger, eine so anziehende wie Karl von Hase dazu, um einer Rede Wert und Teilnahme in spätere Generationen hinein zu sichern. Ich darf diese wenig ausgiebige Litteratur hier um so schnelleren Schrittes durchwandern, als in solchen Rumpelkammern, deren Inhalt in engbegrenztem Kreise immerhin ein kleines persönliches oder historisches Interesse wecken mag, „Fortschritte“ der Wissenschaft natürlich nicht leicht sich abspielen. Es kommt dazu, dass einzelne brauchbare Stücke schon in anderem Zusammenhange berührt wurden. Die unlebendige Würde, wie sie akademischen Ansprachen, nicht eben zu ihrem Vorteil, anzuhaften pflegt, lässt die gesammelten Reden des Greifswalder Philosophen Baier [265]) besonders altbacken schmecken. Die Ueberschätzung Kosegartens in der Rede vom 13. Mai 1864, die alles Ernstes ihren Helden Herder nahe stellt, „vor dem er aber eine gewisse Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit des Schaffens und namentlich der religiösen Begeisterung voraus hat“, wird man dem Enkel zu gute halten. Für das litterarhistorische Verständnis des Mannes giebt der Panegyrikus nichts her. In der mehr mit Wärme als mit Schärfe ausgestatteten Betrachtung über „den Protestantismus und die Philosophie“ (1858) liest man die kräftige und gesunde Würdigung Lessings auch heute noch gerne, während eine nicht eben tief dringende Rede zum 100jährigen Geburtstage Fichtes (19. Mai 1862) die litterarische Atmosphäre, in der der Philosoph wirkte, nicht einmal streift. — Da lobe ich mir K. von Hases [266]) „Jenaisches Fichtebüchlein“, eine aktenmässige, mit allem Detail gerüstete und stark fesselnde Darstellung jenes be-

---

265) Alwill Baier, Aus d. Vergangenheit. Akad. Reden u. Vortrr. Berlin, Wiegandt & Grieben. 222 S. M. 3,00. |[WIDM. 71, S. 576.]| (Vgl. JBL. 1891 I 3: 7; IV 1: 95. Ausser diesen u. d. im Text erwähnten Reden noch e. Vortr. über „Rafael.“)! — 266) K. v. Hase, Vaterländ. Reden u. Denkschriften. (= Ges. Werke v. K. v. Hase. Bd. XII.) Leipzig. Breitkopf & Härtel. X, 588 S. M. 10,00. |[R. Weitbrecht: BLU. N. 52.]| (D. Bd. enthält ausser d. im Text Erwähnten H.s burschenschaftl. „Reden an d. Jünglinge d. freien Hoch-

rühmten Atheismusstreites, der zu Fichtes Amtsentsetzung führte: das aus einem Jenaer Rosenvortrag erwachsene Schriftchen (1856) schliesst die Sammlung „Vaterländische Reden und Denkschriften", den zwölften und letzten Band der „Gesammelten Werke" würdig ab. Auch die akademische Antrittsrede „das junge Deutschland, ein theologisches Votum" verdient gerade als Stimme der Zeit (1836!) nicht vergessen zu werden. Mehr lächelnd als entrüstet denkt H. dessen, was Heine den Franzosen über deutsche Religion und Philosophie — „über die noch niemals geistreicher und unwissender geschrieben worden ist" — vorerzählt hat: aber er knüpft doch an Heines bekannten Gegensatz der Nazarener und der Hellenen an und findet ein Körnchen Wahrheit in den fanatisch einseitigen Bestrebungen, die das Fleisch emancipieren wollen: es sei eine Aufgabe unserer Zeit, asketische und hellenische Lebensauffassung zu versöhnen. — Auch Döllingers[267-269]) „Akademische Vorträge" haben eine dauernde Bedeutung grösstenteils eben dadurch, dass Stürme und Sorgen der Zeit sich in ihnen abspiegeln, nicht in zufälligen Augenblicksbildern, wie die Tagespresse sie liefert, sondern geklärt und erhellt durch eine weitschauende historische Betrachtungsweise. Ich rühme da vor Allem die edle, gedankenreiche Rektoratsrede vom 23. Dec. 1871, in der die sittliche Macht der geschichtlichen Wahrhaftigkeit gefeiert wird, gegenüber den tendenziösen Geschichtslügen von Paris und Rom. — Die „Geistesfreiheit", die D. sich in schweren, heiligen Kämpfen errungen, ist nach den Rezepten liberaler Aufklärung leichter zu erwerben. Sie macht sich unerfreulich fühlbar in dem üblichen Essay über „Lessings Nathan", mit dem die Aufsätze und Vorträge des freisinnigen Berner Theologen Langhans[270]) eröffnet werden. L. war lange Zeit Seminarlehrer in Münchenbuchsee; seine gut und klar geschriebenen Sächelchen erheben sich nicht eben hoch über das dadurch gegebene geistige Niveau, und das war für ihre Zwecke vielleicht ganz in der Ordnung: warum man aber diese triviale Lobpreisung des „Nathan", in der zum tausend und ersten Male auseinandergesetzt wird, dass man den Wert der Religion an ihrem sittlichen und gemütlichen Gehalt erkenne, warum man ferner den flüchtigen, nicht einmal ganz korrekten Ueberblick über das Verhältnis zwischen Christentum und Humanität von Herder bis auf Stirner wieder abgedruckt hat, das vermag ich nicht einzusehen. Ganz hübsch wird in dem Aufsatz „Die gefälschten Würfel" Brockes als typischer Vertreter des rationalistisch-sentimentalen Egoismus verwertet, der die Harmonie der Schöpfung nach ihrem Nutzen für den Menschen beurteilt. Wahrscheinlich bedeutete L.s Persönlichkeit mehr, als diese Sammlung verrät, und sie wird berechnet sein auf Leser, denen der Mensch wert gewesen war. — So wenden sich Niemeyers[271]) „Schulreden", die wissenschaftlich an keiner Stelle interessieren, an seine alten Schüler, und ich glaube wohl, dass ihnen dieser Lehrer, der den tiefen Zusammenhang zwischen humanistischer Bildung und nationaler Gesinnung in sich selbst bewährt, in guter Erinnerung geblieben ist.[272]) — In anderem Sinne thut man gut, der Persönlichkeit des Vf. zu gedenken, wenn man Jordans[273-275]) „Episteln und Vorträge" durchliest. Man wird der kräftigen Physiognomie des alten Poeten mit guter Laune so manche der siegesgewissen Offenbarungen verzeihen, die er, groteske Schnitzer mit waghalsigen Kombinationen und längst abgethanen Einfällen Holtzmanns vereinigend, als fröhlicher Dilettant über die schwierigsten Probleme der altdeutschen Litteraturgeschichte, wie z. B. über die Entstehung des Nibelungenliedes, zum Besten giebt. Man muss das eben lediglich als Probe J.schen Sinnierens ansehen, nicht sachlichen Gewinn schöpfen, sondern den Vf. daraus kennen lernen wollen. Wie wunderbar charakteristisch für den naturwissenschaftlich angefärbten Optimisten J., dass er von einer modernen Tragödie nichts mehr wissen will, da der Mensch dank der Naturwissenschaft es so herrlich weit gebracht habe, dass moderne Helden im Kampfe mit dem Schicksal notwendig siegen müssen! Eher wird man es gelten lassen, dass der Rhapsode Jordan nur von gehörter

schulen Deutschlands", d. Schrift „Vom Justizmorde" u. einige polit. Denkschriften.) — **267**) J. v. Döllinger, Akad. Vortrr. 3. Bd. München, C. H. Beck. X, 353 S. M. 6,00. |[PrJbb. 67, S. 283.]| (S. 1. Rede z. 395 Stiftungstag d. Univ. München; S. 301 Ueber Darstellung u. Beurteilung d. franz. Revolut.: S. 310/1 wird Goethes Stellung zu ihr berührt.) — **268**) × A. Dove, Döllingers akad. Vortrr.: AZB. 235. (Berichtet kurz, aber mit grosser Wärme über N. 267.) — **269**) × K, Jentsch, Katholisches: BLU. N. 51. (Ueber N. 267). — **270**) E. Langhans, E. Zeuge d. Geistesfreiheit. Aufsätze—Vortrr.—Reisebriefe. Mit Lebensbeschreibung u. Bild. Bern, Schmid, Francke & Co. XLII, 348 S. M. 3,20. (Vgl. auch JBL. 1891 IV 7: 72.) — **271**) Konr. Niemeyer, Schulreden. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 139 S. M. 4,00. |[C. S.: DR. 2, S. 379; A. Biese: KielerZg. N. 14209.] — **272**) × Joh. H. Wichern. Vortrr. u. Abhandlungen. Her. v. J. Wichern u. F. Oldenberg. (1. Abt. Kongress-Vortrr.) Hamburg, Rauhes Haus. VI, 334 S. M. 3,60. (Gelten lediglich kirchlichen u. socialen Fragen; d. Vortrr. sind meist nach Protokollen wiedergegeben, worunter ihre Wirkung notwendig leidet.) — **273**) W. Jordan, Episteln u. Vortrr. |]A. Schröter: BLU. N. 4; J. Prölss: AZB. 1890 N. 296.]| (Vgl. JBL. 1891 I 3: 24, 106, 127, 157, 159; 9: 8. Kuriositätshalber sei erwähnt, dass d. Dichter d. Hildebrandsliedes „Hêrirât" hiess, u. dass Hildebrand selbst als heiliger Brandanus fortlebte; wer nach ähnlichen Belehrungen dürstet, kann sie dutzendweis finden. Engels Odyssee in Nibelungenstrophen wird [S. 324] mit Recht abgelehnt.) — **274**) × K. v. Thaler, Dtsch. Hiebe: NFPr. N. 9574. (Feuilleton über N. 273. V. bemerkenswerter Unwissenheit.) — **275**) × H. Lorm, W. Jordan u. d. Optimismus: Gegenw. 39, S. 180/3. — **276**) H. Langwerth

Poesie wissen will! Aber auch seine metrische Weisheit ist eigentlich nur da zutreffend, wo er gegen die Strohmänner und Windmühlen einer längst abgetakelten schulmässigen Quantitätsmetrik kämpft. Merkwürdig, dass sein Ohr nicht einmal fein genug ist, um zu erkennen, dass „Alsterthor“ und „Handelsstadt“ recht mässige Daktylen sind: nicht weil sie zu viel lange Silben enthalten, sondern weil ihre Betonung widerspricht: J. bringt den Feinheiten germanischer Tonverhältnisse mindestens theoretisch gar kein Verständnis entgegen. Was er über den Rusticabau Heinescher und Siebelscher Verse bemerkt, ist wenigstens originell ausgedrückt, und auch sonst begegnen nicht selten gute und gesunde Aussprüche, die den Aerger über die dilettantischen Extravaganzen des Litterarhistorikers und Metrikers J. mildern. Besser aber wäre es doch für ihn und für seine Leser gewesen, wenn er die Grenzen seines Könnens etwas besser gekannt und sich klar gemacht hätte, dass litterarhistorische Aufschlüsse sich nicht aus dem Aermel schütteln lassen. Unsere grössten Dichter haben uns durch ihre ernsten wissenschaftlichen Leistungen so verwöhnt, dass wir auch dem Epigonen solch methode- und kenntnisloses Irrlichtelieren nicht gerne gestatten, zumal da dieser Epigone sich Schopenhauer gegenüber auf seine Fühlung mit der modernen Wissenschaft etwas zu Gute thut. —

Die Persönlichkeit steht weitaus im Vordergrunde in den Fragmenten einer Weltanschauung, die der bekannte Politiker Langwerth von Simmern[276]) aus der Mappe seines verstorbenen Freundes Friedrich von Klinggräff ausgehoben und mitgeteilt hat. Klinggräff gehört zu den seltenen Menschen, die unbeirrt von Parteianschauungen, Presse, öffentlicher Meinung und ähnlich wertvollen Vehikeln moderner Gedankenlosigkeit und geistiger Gleichmacherei ihre eignen Wege gehen, die den Mut haben, sich inmitten anspruchsvoller demokratischer Zeitströmungen und bei heisser Liebe zum Volk durchaus als Aristokraten zu fühlen, freilich auch verpflichtet zu fühlen. Solche Menschen sind das Salz der Erde ; dass sie auch heute noch existieren, ist tröstlich, so wenig der träumerische Idealismus dieses „alten Studenten“ zu praktischer Wirkung berufen sein wird. Die düsteren Sorgen der Zeit haben ihn getrieben, die Mittel aufzuzeichnen, durch die er die Welt einrenken möchte. Sorgfältige Erhaltung der historischen und nationalen Elemente liegt ihm besonders am Herzen; er grollt der Theorie, der Wissenschaft, weil sie nur abführe vom Heile. Der Herausgeber weist hin auf die mannigfachen Berührungen, die Klinggräffs Anschauungen mit Lagarde und dem Rembrandtbuche aufweisen. Wie bei Lagarde führen die letzten Wurzeln der Klinggräffschen Geistesart bis in die Regionen der jüngeren Romantik zurück. Riehl und Radowitz haben seiner Zeit ihn gepackt. Auch für seine literarischen Urteile und Meinungen ist der nationale Gesichtspunkt massgebend. Er schwärmt noch fort für die Gothik, die er bis in seine Hauseinrichtung hereinträgt, und beklagt Goethe als den Helden eines Trauerspiels, der im klassischen fremdländischen Wesen Schiffbruch gelitten habe (1, S. 85; 2, S. 6). Nur der „Götz“ (1, S. 84) entzückt ihn unbedingt. Auch au Schiller, den er sonst eher überschätzt, zumal im Vergleich mit Goethe, schmerzen ihn die klassischen Liebhabereien (1, S. 142). Deutsch und klassisch sind ihm überhaupt unvereinbare Gegensätze: er wünscht, dass auch in der Schule die klassische Philologie der deutschen Platz mache. Schillers „Tell“ ist ihm besonders ans Herz gewachsen (1, S. 145); freilich wenn er der einheitlichen Wirkung dadurch glaubt aufhelfen zu können, dass er den nur forciert in den Vordergrund gerückten Tell durch Streichungen zurückschieben möchte, so erkennt er wohl die Krankheit, aber nicht die kranke Stelle. Seltsam, dass ihm neben Luther, Shakespeare, Uhland auch die Humanisten Brant und Lessing als Vertreter „gothischer“ Poesie erscheinen (1, S. 153). Er sieht denn auch ganz vernünftig, dass unsere Litteratur das Nationale thatsächlich nie ganz eingebüsst habe (1, S. 223): wozu also dieser ausschliessende und unduldsame Teutonismus? L. mildert oder korrigiert wiederholt Schroffheiten des Freundes durch verständige und sympathische Glossen (2, S. 229); so teilt er Klinggräffs Hass gegen den Roman nicht im vollen Umfange (2, S. 230), und weist ausdrücklich darauf hin, wie auch Klinggräff z. B. mit Freytags „Soll und Haben“ eine Ausnahme gemacht. Der Wert dieser und anderer Aeusserungen des Vf. liegt natürlich nur in der Gesamtanschauung, aus der sie erwachsen; das Einzelurteil wirft der wissenschaftlichen Erkenntnis schon darum nichts ab, weil Klinggräff Alles durch eine nationale oder sittliche Brille sieht; für das Verhältnis unserer klassischen und modernen Dichtung zur Gegenwart ist die Summe jener Urteile gerade in ihrer schwer verdaulichen, aber ehrlichen Einseitigkeit doch lehrreich[277]). —

---

v. Simmern, Aus d. Mappe e. verstorbenen Freundes (Friedrichs v. Klinggräff.) 1. T.: Kunst u. Leben. 2 Bde. Berlin, B. Behr. XXV, 254 S.; 309 S. M. 7,50. (1, S. 79 Klage über Uhlands, S. 113 über Gervinus Tod; S. 183 warm über Ranke; 2, S. 229 Schillers Lied „An d. Freude“ habe etwas Bacchantisches.) — **277**) × W. Münch, Tagebuchbll. Eindrücke u. Gedanken in loser Aufzeichnung. Berlin, R. Gärtner. 100 S. M. 2,60. (Lesenswerte Aphorismen e. geistvollen u. klaräugigen Mannes, aber ohne Beziehungen auf litt. Fragen.) —

Tritt bei Klinggräff überall der nationale Gesichtspunkt als wahrhaft segenbringend in den Vordergrund, so kehren die gesammelten Aufsätze „Aus dem Geistesleben der Gegenwart," die Stommel[278]) zu einem Bande bunter Blätter vereinigt hat, gar das specifische Preussentum als das rechte Heilmittel der modernen Litteratur hervor. Nicht allein, aber doch besonders in dem Aufsatz „das Preussentum in der dramatischen Kunst" (S. 187). Wie in der bildenden Kunst der Schlüter (?), Chodowiecki und Menzel, so ist auch in der Litteratur das „Streben nach schlichter Wahrheit und nach volkstümlichem Ausdruck" recht eigentlich preussisch. Das Drama verträgt sich nicht mit der Romantik, von der St. ein unglaubliches Zerrbild entwirft; während sie im Gefühl untergeht, verlangt das Drama eine Weltanschauung der That, und auch diese ist preussisch. Der Typus dieses antiromantischen preussischen Dramas der einfachen Wahrheit und herben Innigkeit ist — Heinrich von Kleist, zumal in der „Familie Schroffenstein," der St., angeregt durch eine Umdichtung seines Bruders Gottfried, eine besonders liebevolle Betrachtung widmet. Sylvester Schroffenstein zumal scheint ihm die Ethik des preussischen Rechtsstaates zu verkörpern. In der Entstehungsgeschichte und Analyse des Dramas, die St. (S. 195) vorträgt, tritt überall die Tendenz hervor, die ausgezeichnet realistischen und meisterhaft motivierten drei ersten Akte in möglichst starken Gegensatz zu dem romantischen Wust der zwei letzten zu bringen. Eine richtige, aber nicht neue Erkenntnis wird dabei übertrieben. Selbst der Kleistmordende Bühnenroutinier Holbein wird in Schutz genommen (S. 212), insofern er den 5. Akt ganz umgebogen hat. Doch betont St. richtig, dass dem Drama eben nur so zu helfen sei, dass nicht ein äusseres Missverständnis, sondern ein innerer Konflikt, die bekannte Kleistsche Gefühlsverwirrung, die Katastrophe herbeiführen müsse: wie er sich diese Lösung denkt, deutet er nicht näher an: es scheint, dass die Dichtung des Bruders ihn in dieser Hinsicht befriedigt. Jener Bruch in der Komposition des bewunderten Werkes war für St. wohl auch der Anlass, in einem besonderen Aufsatze (S. 217) aus bekannten Quellen die pathologischen Züge der Kleistschen Natur: Grössenwahn, Inkonsequenz, Zerstreutheit, Starrsinn, Hysterie, Selbstmordmanie, Vorliebe für das Nackte usw. zusammenzustellen. So rückhaltslos er anerkennt, dass Kleist poetisch seiner krankhaften Gemütsanlage oft Herr geworden, so sehr übertreibt er doch die pathologischen Symptome. Nach St. wäre für Kleist die Genesung aus —* der wiederum echt preussischen Kantschen Ethik zu holen gewesen. Das preussische dramatische Ideal, das sich St. auf Grund der Kleistschen Dramen konstruiert, lässt ihn ebenso das Jambendrama Goethes und Schillers wie das Musikdrama Richard Wagners bei aller Bewunderung ablehnen (S. 172). Beide betonen mehr die Form als den Inhalt, mehr das Gefühl als das Ethos: Beide kehren mehr oder minder auf den Standpunkt des griechischen Dramas zurück, das St. in Anlehnung an äusserst anfechtbare Sätze des Joh. Lepsius als manieristisch, als ein Drama der Kindheit bezeichnet. St. sieht mit Lepsius allen Fortschritt der Kunst in der wachsenden Fähigkeit, „die Natur immer mehr in die Kunst aufzunehmen": so ist ihm denn der Weg vom Götz zur Iphigenie notwendig ein Rückschritt, und so scheint ihm das Drama des reifen Goethe in gerader Linie über „des Epimenides Erwachen" und den opernhaften zweiten Teil des Faust zu Wagners Musikdrama hinzuführen. Mit Behagen citiert er wiederholt die bekannte, gegen Goethes Weimarer Bühnenstil gerichtete satirische Schrift „Saat von Goethe gesät" (S. 180. 190). All das sind Deduktionen, die der Vielseitigkeit und Fülle künstlerischer Formen und Aufgaben, wie sie sich allein in einem Geiste gleich Goethe offenbaren, in keiner Weise gerecht werden: die Konsequenz der ästhetischen Methode St.s wäre die, dass jede Zeit nur einen einzigen adäquaten Stil besitze, der sich im Grunde nur in einer einzigen Richtung weitere ntwickeln dürfte. St. misst alles Andere an dem preussischen Dichter Kleist, der leider doch auch ihm nicht ganz normal ist, und abstrahiert sich daher und aus dem Glauben an die geistige und sittliche Höhe, auf die die Politik uns geführt habe, gewisse ästhetische Sätze, nach denen denn freilich der Dramatiker Goethe nur ein sehr säuerliches Prädikat bekommen kann. — Durch Stommels Buch geht, obgleich es in lauter Einzelaufsätze zerfällt, doch ein gewisser Zusammenhang, der sich leider auch darin äussert, dass starke Wiederholungen nicht ausbleiben. Die Mehrzahl der Sammlungen alter und neuer Essays reihen die verschiedenartigsten Abhandlungen beliebig an einander. Für Götzinger[279]) steht Hebel im Mittelpunkt des Interesses. Einem älteren Versuch „Zur Geschichte des Nachtwächters" (1883; S. 114—123), der die Vermutung aussprach, Hebel sei stark von Rud. Zach. Beckers streng aufklärerischem Mildheimer Liederbuch beeinflusst gewesen, reiht er jetzt einen grösseren Aufsatz an,

---

278) K. Stommel, Aus d. Geistesleben d. Gegenw. Bunte Bll. 2. Aufl. Düsseldorf, F. Bagel. 423 S. M. 4,00. (Vgl. JBL. 1891 I 3: 86, 153/6. Ueber d. Willenlose d. schaffenden Künstlers S. 163. D. übrigen ästhet., philos., nationalökon. kleinen Aufsätze d. Bandes gehören nicht hierher.) — 279) E. Götzinger, Altes u. Neues. Ges. Aufsätze. Mit d. Bild d. Vf. St. Gallen, F. Hasselbrink. VI, 183 S. M. 3,00. (S. 1 e. wesentlich wortgesch. Studie „Vaterland u. Heimat" 1878; S. 14 e. d. Gelehrten über-, d. Dichter unter-

der „Hebel namentlich in seinem Verhältnis zum Aufklärungszeitalter“ darstellt. Der Titel könnte irreführen: was G. mit Aufklärung meint, ist nicht die geistige Atmosphäre Nicolais, sondern die Herders. Wie die historischen Samenkörner der Weltanschauung Kants, Herders, Goethes in Hebels Dichtungen aufgehen, wie diese genetische Auffassung sogar seinen naturgeschichtlichen Unterricht in Karlsruhe durchdringt, das führt G. recht hübsch aus, und auch die mehr originellen Züge in Hebels Art, die Anhänglichkeit an die Heimat, die rein sinnliche Auffassung aller Dinge, seine göttliche Sorglosigkeit selbst im Religiösen, dazu die tüchtige Dosis Mystizismus, die in ihm steckte, kommen in der lesenswerten Skizze zur Geltung. Einen, freilich sehr unsicheren Beitrag zur Erklärung Goethescher Gedichte giebt „der König in Thule“; G. verweist für das Motiv der Liebestreue bis in den Tod, des Bechers als Treuezeichen auf das Volkslied vom jungen Grafen (Uhland N. 96 „Die Nonne“), dessen Eingang er im „Geistergruss“ (?) nachgebildet findet. — Auf Goethes Lyrik und den ersten Teil des Faust beschränkt Spielhagen[280]) in seinem Aufsatze „Litterarische Popularität“ für Goethe seltsamerweise die Klassizität, die er doch „einem halben Dutzend Stücke von . . Schiller“ zugesteht. Hängt das vielleicht damit zusammen, dass in Sp.s geistreichem Essay neben den drei, schon von Werner (JBL. 1891 I 3 : 111) gekennzeichneten, allzu schematisch festgestellten Arten des litterarischen Erfolges gerade der wertvollste fehlt? Für Sp. ist der alleinige Erfolg eines Werkes bei der obersten Gruppe des Publikums das Symptom dauernder Unpopularität: er exemplifiziert auf Klopstock und Jean Paul, auf Platen und Mörike. Die ersten beiden Beispiele stimmen kaum; mindestens Jean Paul hat vorübergehend in sehr weite Schichten gegriffen. Aber davon sei abgesehen. Es giebt einen Erfolg, der sich zunächst auf verschwindend wenige einschränkt, dann langsam die Kreise der Hochgebildeten erobert und erst nach Decennien, dann aber um so sicherer, auch der weitesten Kreise Herr wird, so weit sie edler Kunst überhaupt zugänglich sind. Das ist der Erfolg der reifsten Werke Goethes gewesen; das ist der Erfolg der Dichtungen, die bahnweisend ihrer Zeit voraus eilen; das ist auch der Erfolg des „Faust“, der „Iphigenie“, des „Wilhelm Meister“, selbst von „Hermann und Dorothea“ gewesen. Seltsam, dass Sp. dieses aristokratischen edelsten Erfolges so gar nicht gedenkt. So widerspreche zwar auch ich dem Paradoxon Vischers, das Popularität und echtes Dichtertum in ausschliessenden Gegensatz bringt; aber ich glaube den berechtigten Kern seines Wortes doch richtiger zu würdigen, als Sp. es thut. Zu weiteren Bemerkungen über Sp.s geistvolle und feine Beiträge zur litterarischen Aesthetik und Kritik „Aus meiner Studienmappe“ hat der Nachlesende hier keinen Anlass, da sie in anderem Zusammenhange erörtert sind. — Spielhagens treuer litterarischer Genosse Frenzel[281-282]) wiederholt in den beiden Bänden „Erinnerungen und Strömungen“ und „deutsche Kämpfe“ nur ältere Arbeiten aus den Jahren 1867—89; nur auf die beinahe jüngste unter ihnen, die hübsche Erzählung „Wie ich in die Litteratur kam“ sei hingewiesen, weil sie hineinführt in die vormärzliche Theaterschwärmerei des Berliner Kleinbürgers, aber auch in den berauschenden Taumel des tollen Jahres, das F. an der Seite Louise Astons und Hirsemenzels in die Redaktion des „Freischärler“ wirft: er bekennt sich auch hier dankbar zu der entscheidenden Bedeutung, die Gutzkow für ihn gewonnen habe. — Sehr viel dürftiger nach Inhalt und Form sind die Kritiken und Studien, die Lübke[283]) der Erhaltung im Buchrahmen für würdig erachtet hat, wenigstens insoweit sie der Litteratur gelten. Lesenswert sind da höchstens L.s warme Bemerkungen über Theodor Fontane (S. 473—512); das stark realistische Element der Fontaneschen Muse verkennt er freilich, aber er weiss doch die knappe Präcision und das vornehm Aparte des Mannes zu schätzen und berührt einleitend den von Fontane selbst so trefflich geschilderten „Tunnel“. — Auszüge aus den Protokollen eines jüngeren litterarischen Zirkels Berlins, der „grünen Grotte“, bilden den für uns interessantesten Teil des jüngsten Bandes Wichmannscher Aufsätze[284]): da wird ein Brief Goethes an den Bildhauer L. W. Wichmann mitgeteilt, den inzwischen auch Geiger (GJb. 6, S. 23/4) veröffentlicht hat; ein Gespräch Rankes und Pet. Reichenspergers über die beste Staatsform berichtet; über Operntexte, über den Vorrang von Novelle oder Roman, über die Verwertung der Bäume und Blumen in der Litteratur

---

schätzende Würdigung W. Wackernagels 1870.) — **280**) F. Spielhagen, Aus meiner Studienmappe. Beitrr. z. litt. Aesthetik u. Kritik. |[A. Schroeter: BLU. 1891 N. 20; WIDM. 70, S. 575; DR. 1891 1, S. 375/6.; Grenzb. 2, S. 55/6.]| (Vgl. JBL. 1891 I 3: 76, 111, 115, 169; IV 3: 122, 232.) — **281**) K. Frenzel, Erinnerungen u. Strömungen. (= Ges. Werke. Bd. I.) Leipzig, W. Friedrich. 1890. 480 S. M. 4,50. |[WIDM. 70, S. 718/9.]| (Vgl. JBL. 1891 IV 1: 39-40; 7: 31. Ferner Aufsätze über Gutzkow 1879; Auerbach 1882—84; A. Meissner 1885; Fanny Lewald 1889; d. naturalist. Romanrichtung 1885; d. Märchen 1885; D. Fr. Strauss 1874.) — **282**) id., Dtsch. Kämpfe. (= Ges. Werke. Bd. II.) Leipzig, W. Friedrich. 515 S. M. 4,50. (Darin: D. franz. Komödie u. d. dtsch. Theater 1872; Z. Schillertage 1871.) — **283**) W. Lübke, Altes u. Neues. Studien und Kritiken. Breslau, Schles. Buchdruck. VIII, 522 S. M. 8,00. |[G. Portig: BLU. N. 9.]| (Vgl. JBL. 1891 I 5: 15; IV 9a: 21, 89. S. 391 über d. Briefwechsel zwischen Schwind u. Mörike; S. 433 unbedeutendes Feuilleton „Berliner Eindrücke“; S. 458 über Dichtungen Otto Roquettes.) — **284**) H. Wichmann, Ges. Aufsätze. Bd. III. Firenze, Loescher & Seeber. IV, 291 S. M. 2.00. (Vgl.

geplaudert; da werden allerlei alte Berliner Typen skizziert, wie Samuel Rösel, den Goethe bekanntlich zweimal besang, der Maler Wilh. Hensel, namentlich in seiner letzten abnehmenden Zeit; Anekdoten von Zelter werden erzählt usw. Eine mit breitem Behagen berichtete Anekdote, die W. selbst mit Fanny Lewald erlebt hat, ist kaum geeignet, Andere als die Beteiligten zu unterhalten. — Das Anekdotische nimmt einen grossen, vielleicht zu grossen Raum auch ein in der „Prosa" Hamerlings[285]). Man hat die Publikation dieser Kleinigkeiten, die keinen Anspruch hätten, gesammelt zu werden, vielfach gescholten. Ich kann diesem Tadel nicht zustimmen. Es ist freilich meist sehr leichte Ware, die die zwei schlanken Bändchen uns darbieten. Aber neben vielen gleichgiltigen und matten Augenblickseinfällen und Scherzen leuchtet uns doch so mancher funkelnde Gedankensplitter edlen Materials entgegen, den ich nicht missen möchte; wir sind gerade an leichten Plaudereien besseren Stils wahrlich nicht so reich, dass wir diese Skizzen und Aphorismen eines geistreichen und nicht unbedeutenden Menschen so schlechtweg ablehnen dürften, und sie waren früher an Stellen verzettelt, an denen sie wenigstens dem Nicht-Oesterreicher nur in den seltensten Fällen zugänglich waren. Am schwächsten sind die grösseren zusammenhängenden Aufsätze. Dem abgetretenen Thema vom „deutschen Nationalgefühl im Lauf der Geschichte" (2, S. 18) weiss H. zwar einige glitzernde Bonmots, aber keine neuen Seiten abzugewinnen; selbst die alte Heinesche Legende von Börnes leidenschaftlichem deutschen Patriotismus wird uns nicht geschenkt: doch bietet die kontrastierende Betrachtung, wie der deutsche Geist im Auslande von Tacitus bis auf Emerson gewürdigt worden sei, einen glücklichen Abschluss. Die metrischen Bemerkungen, die H. auf die Frage „haben wir Deutsche noch eine Metrik?" (2, S. 53) im Anschluss an Jordan, aber auch im Gegensatz zu ihm vorträgt, verraten die gleiche naive Unwissenheit, wie sie Jordan selbst besitzt: die Ergebnisse der wissenschaftlichen Metrik wird der Dichter, wenigstens der theoretisierende Dichter, stets nur zu seinem grössten Schaden ignorieren. H.s Gefühl sträubt sich freilich gegen den Daktylus „Erdbeere", „Waldmeister", aber den Grund seiner berechtigten Abneigung erkennt auch er nicht richtig: die Silbe - bee - sei ungeeignet als zweite Silbe des Daktylus, da sie zwar unbetont, aber gedehnt sei. Auch darin ist er Jordan überlegen, dass er die schwebende Betonung verteidigt. Andererseits sind seine Ansichten über Positionslänge („liebe Frau" = — ◡ —; „liebes Kind" = — — —) ganz unhaltbar. H. hat vor Jordan ein feineres und sichereres rhythmisches Empfinden voraus. Aber zum Theoretiker taugt doch auch er nicht. Interessant, wenn auch nicht überraschend, war es mir, dass er eine Lanze für den Hexameter bricht, in dem er nur den Trochäus hasst; er beruft sich auf die Vorliebe, mit der Dialektdichter jenes vornehme Mass gerade in der Idylle verwenden; nur hätte er dabei nicht vergessen dürfen, dass Joh. Heinr. Voss darin mit massgebendem Vorbilde voran gegangen ist. Für die Psychologie des Dichters ist der kleine Aufsatz „Von Träumen" (1, S. 165) und die pathologische Porträtstudie „Ein verwildertes Genie" (2, S. 1) nicht ohne Interesse; auch die Sätzchen, die H. im Anschluss an Winke Lichtenbergs über schriftstellerische Gedankengenesis aus seiner Notizenmappe hervorholt (2, S. 125), gehören in diesen Zusammenhang. Jene Mappe enthält auch sonst manche litterarische „Streiflichter", die wenigstens ihres Autors wegen interessieren. Goethes Werther findet H. seltsamer Weise veraltet und bemäkelt eine ganz einwandfreie Stelle (2, S. 116). Aber es ist hübsch, wenn er in den „Wahlverwandtschaften" Balzac vorweg genommen findet; auch was er über das Hinken des chemischen Titelgleichnisses sagt (2, S. 118, 137), trifft wohl zu. Die Lehrhaftigkeit des „Wilhelm Meister" bedauert er eben darum, weil der davon freie erste Band das Beste der besten und lebensvollsten englischen Romane weit übertreffe (2, S. 199). Der „Faust" ist ihm der getreue Ausdruck jener Rastlosigkeit, mit der die deutsche Litteratur nach Formen sucht (2, S. 199). Goethes Abneigung gegen Brille und Fernrohr behandelt er lediglich — und dadurch sehr falsch — als Idiosynkrasie (2, S. 100). Schöne Worte spricht er über den Schiller-Goetheschen Briefwechsel (2, S. 122). Gegen Grillparzer zeigt H. eine verdriessliche Abneigung; die Selbstbiographie Grillparzers habe ihm den Dichter nicht näher gebracht, da sie keinen Blick in die Tiefe des Herzens ermögliche (2, S. 122, 155), an der „Ahnfrau" schilt er die Hypertrophie der Handlung und der Sprache (2, S. 192). So bestreitet er Grillparzer den Platz hinter Goethe und Schiller, den jener selbst beansprucht habe. Als „sublime" Lektüre stehen H. Klopstocks „Oden", Schleiermachers „Monologe", Novalis und Hölderlin höher (2, S. 185); und rein dichterisch reihen sich den Klassikern, wenn auch longo intervallo, die beiden genialsten

JBL. 1891 IV 9e: 34.) — **285**) R. Hamerling, Prosa. Skizzen. Gedenkbll. u. Studien. N. F. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanst. 227 S.; 214 S. M. 10.00. (Vgl. JBL. 1891 IV 3: 175.— 1. S. 104 tadelt H., dass d. Reclamsche UB. d. Vosssche Odyssee im Text d. ersten Aufl. bringt: 2, S. 100 Vischers „Auch Einer" Selbstironisierung d. Pessimismus; 2, S. 120 Schopenhauer erscheint in seinen Briefen an Frauenstädt zugleich naiv u. boshaft,

Romantiker an, vielleicht die beiden geistreichsten Menschen, die je gelebt, nämlich Jean Paul und Heine (2, S. 130/1): erst in eine dritte Kategorie, neben Kleist, Grabbe (!), Hebbel gehöre Grillparzer. Von Jean Pauls Werken entzückt H. besonders das „Leben Fibels" durch seinen sublimen Humor (2, S. 179). Zu Heines abscheulicher „Schlosslegende" macht er eine sehr zweifelhafte Konjektur („die öde Fresse" statt das „öde Fressen": die Variante VLG. 5, S. 327 ergiebt nichts für die Frage; 2, S. 145) und betont den Einfluss, den E. T. A. Hoffmann auf Heines Jronie geübt (2, S. 134). Ueber Hoffmanns Märchen und Novellen spricht er mit warmem und gerechtem Verständnis (2, S. 132, 183). Mit besonderer Liebe verweilt er bei Rosegger, seinen Sitten- und Reisebildern (1, S. 18, 65); die Landsmannschaft stimmt ihn hier freundlich dankbar: er stellt Rosegger entschieden über den von ihm mit dem Behagen des litterarischen Feinschmeckers gefeierten Dialektdichter Stelzhamer (2, S. 179), der im Dialekte nur Humor und heiter-sinnige Reflexion zu Worte kommen lasse, für die Leidenschaft aber nach dem Hochdeutschen greife. Rosegger eröffnet denn auch in der „litterarischen Causerie aus Graz" (1, S. 75), in der H. die Grazer Poeten Revue passieren lässt, den Reigen: neben ihm werden namentlich A. Mels und Friedr. Marx charakterisiert. [286]) —

Wir sind mit diesen Grazer Plaudereien Hamerlings bereits in die lokale Litteraturgeschichte hineingeraten, die im Berichtsjahre, von wenigen tüchtigen Arbeiten abgesehen, mehr durch die Zahl als durch den Wert ihrer Leistungen sich ausgezeichnet hat. Besonders dürftig war Oesterreich, auch Wien [287-291]), vertreten. Werners [292]) schon an andrer Stelle gewürdigte Studie über den Laufner Don Juan gehört hierher durch ihren ersten Abschnitt, der uns auf Grund des Aktenmaterials darstellt, in welcher Weise Anno 1796 im Erzbistum Salzburg die Behörden die Theaterverhältnisse regelten. Leidliche Einsicht und ehrlicher Eifer, freilich ganz im Sinne unhistorischer und einseitiger Aufklärung, ist nicht zu verkennen. Die Kontrolle und Prüfung der Schauspielertruppen wird mit rühmlichem Ernst betrieben und über den sittlichen Schäden, die ihnen oft anhafteten, der Nutzen des Schauspiels selbst nicht vergessen. Der Aufklärung war die Censur überhaupt keineswegs zuwider, sie erschien ihr als schwer entbehrliches pädagogisches Mittel. — Sonnenfels, dem Justinus [293]) einen populären, besonders auch seine socialpolitischen und philanthropischen Bestrebungen rühmenden Aufsatz, widmet, legte den höchsten Wert auf die Theater- und Büchercensur, die er freilich in Wien meist selbst ausübte. — Von den oft recht belustigenden Extravaganzen und Schnitzern der chicanösen Wiener Censur in der Metternichschen Reaktionsperiode stellt Ilwof [294]) allerlei, übrigens meist bekannte, Pröbchen zusammen in seiner Biographie des seiner Zeit äusserst gefürchteten Präsidenten der obersten Polizei- und Censurhofstelle, des Grafen Joseph Sedlnitzky von Choltic. I. kennzeichnet ihn nicht als unfähigen Bureaukraten, sondern als einen edlen und gebildeten Mann, der sich nur, auch geistig von Metternich abhängig, in gröbster Selbsttäuschung über den Nutzen seiner, selbst vom kaiserlichen Hofe oft belächelten Censurschärfe befand. — Wie in dem Wien Metternichs während der J. 1815—30 sich eine starke religiöse Reaktion gegen den Josephinismus entwickelt, stellt Guglia [295]) in einem seiner lehrreichen Kulturbildchen dar. Sie blieb freilich in begrenzten Kreisen. Die Regierung war nach wie vor aufklärerisch und misstraute dem romantischen Schwarmgeist. Sebastian Brunner hat sie noch 1848 als groteske Papier- und Tintenfassallegorie mit Streusandaugen und Nerven aus Kanzleispagat abgeschildert. Auch Grillparzer zeigt kaum Spuren jener religiösen Wandlung. Aber seine Kollegin in Apollo, Caroline Pichler, fiel ihr anheim. G. stützt sich namentlich auf

jene Eigenschaft versöhnt mit dieser; 2, S. 156 über Wilbrandts dramat. Manier.) — **286**) × C. Schüddekopf, Nachträge: VLG. 4, S. 186-92. (Bibliogr. Notiz über Bodmers „Pygmalion u. Elise"; über Hans Ulr. Blaarer v. Wartensee, d. Dichter komischer Erzählungen, d. zuweilen Bodmer zugeschrieben wurden; über d. Vf. d. Schäferspiels Silvia 1743; über d. Lustspiel „D. Poeten" 1746; zu Weilens Aufsatz „Gerstenberg u. J. G. Jacobi" [VLG. 3, S. 178] werden Nachträge gegeben aus Halberstädter Papieren, d. Pröhle [ZPrGL. 18. S. 538] auszugsweise mitgeteilt hat, u. d. auch über d. Mitarbeiter d. „Dtsch. Bibl. d. schönen Wissensch." nützliche Aufschlüsse bringen; Reminiscenzen Klopstocks u. Bürgers aus Ramler; Bürgers Antwort auf d. durch Sauer [VLG. 3, S. 457] publizierten Brief Göckingks wird in Tiedges Zeitgenossen [3. Reihe, 1, S. 48; 1829] nachgewiesen.) — **287**) ○ L. Eisenberg, Künstler- und Schriftsteller-Lex. „D. geistige Wien. 3. Bd." Mitteilungen über Wiener Architekten, Bildhauer, Bühnenkünstler, Graphiker, Journalisten, Maler, Musiker u. Schriftsteller. Wien, Brockhausen. XII, 660 S. Fl. 5,00. — **288**) × Oesterr. Schriftstellerinnen. AZg^{B}. N. 91. (Ueber Marie v. Ebner-Eschenbach, Ossip Schubin, Bertha v. Suttner, Helene v. Beniczky-Bajza, Baronin Locella-Tinti, meist] in Besprechungen ihrer neueren Romane und Novellen.) — **289**) ○ × × O. Tann-Bergler, F. Schlögl: DtschZg. N. 7159. — **290**) ○ × × F. Schlögl: FZg. N. 275, 278. — **291**) × R. Hamerling, Bemerkungen über Stelzhamer (=Prosa, N. F. 1, S. 179-86; s. o. N. 286). — **292**) R. M. Werner, D. Laufner Don Juan. E. Beitr. z. Gesch. d. Volksschauspiels. (=Theatergesch. Forschungen her. v. B. Litzmann, Bd. III.) Hamburg u. Leipzig, L. Voss. VIII, 152 S. M. 3,00. (Vgl. JBL. 1891 IV 4 : 189.) — **293**) O. Justinus, Jos. v. Sonnenfels. (=Dtsch. National-Kal. für 1891. Jb. z. Pflege dtsch. Volkstums, S. 25-31.) — **294**) F. Ilwof, Jos. Graf Sedlnitzky v. Choltic: ADB, 33, S. 528-31. (Vgl. JBL. 1891 IV 6 : 186.) — **295**) E. Guglia, Relig. Leben in Wien 1815-30:

das Zeugnis des vorurteilslosen Protestanten Friedr. Perthes. Als die Hauptvertreter des romantischen Rückschlags lernen wir Adam Müller kennen, den bekannten Philosophen, der sich jahrelang vergeblich bemüht hat, Gentz zum gläubigen Katholiken zu machen; dann die Theologen Jos. Othm. Rauscher und vor Allem Clem. Maria Hoffbauer, einen ruhig begeisterten Bekehrer, den Zach. Werner neben Goethe und Napoleon unter die Kraftnaturen dieses Jh. rechnet, und den sein katholischer Enthusiasmus nicht hindert, zuzugestehen, dass der Protestantismus aus Gemüts- und Frömmigkeitsbedürfnis erwachsen sei. — Die blutigen Ausartungen neuerwachter religiöser Schwärmerei bei den Pöschlianern, den „Brüdern und Schwestern in Zion", erzählt ein Anonymus [296]) im Anschluss an Wiedemanns Buch „Die religiöse Bewegung in Oberösterreich und Salzburg beim Beginn des 19. Jh." (1890). —

Es leitet uns nach Bayern herüber, das diese Bewegung mit Oesterreich teilte. Des Hofkaplans Schreiber [297]) grosses zweibändiges Werk über die „Geschichte Bayerns" führt in seinem 2. Bande vom österreichischen Erbfolgekrieg bis auf die Gegenwart. Der Vf. ist Ultramontaner und bayerischer „Patriot", ist das so sehr, dass er selbst, wie er von der Totenfeier Kaiser Wilhelms in München berichtet, dem Amtsbruder grollt, der den edlen Toten einen „Kaiser der Gottesfurcht" genannt hat. Das kennzeichnet den Standpunkt des Mannes, der übrigens der nationalen deutschen Gesinnung nicht ganz entbehrt. Er geht nicht in der politischen Geschichte auf; auch die Erscheinungen des Geisteslebens pflegt er zu berücksichtigen. Aber seine krasse Parteifärbung wird hier besonders empfindlich. In seinen Urteilen über allgemeine litterarische Fragen ist die Unsicherheit oft nicht geringer als die Befangenheit. Wie man im klerikalen Lager Goethe hasst, zeigt sich hier von Neuem, während Schiller dank den vorausgesetzten katholischen Tendenzen der „Maria Stuart" und „Jungfrau" für manches Andere Absolution erhält (S. 239). F. H. Jacobi muss wahrscheinlich dafür büssen, dass er einer der bösen ausländischen Professoren Münchens war (S. 311): sonst ist mir, gerade aus Sch.s Gesichtswinkel, schwer verständlich, wie er so schlecht fortkommen kann, da doch Schleiermacher wiederholt so viel Lob erntet, als dem Ketzer in diesem Buche überhaupt gespendet wird. Freilich, wenn wir lesen, dass Schleiermacher in den „Reden über die Religion" „die litterarische Schöngeisterei seiner Zeit . . . . mit scharfen Worten angriff" (S. 361), so lässt diese Angabe dem Zweifel Raum, ob Sch. den grossen Berliner Theologen genauer kenne als die Anakreontiker, von denen angeblich „nur die kriegerischen Gedichte von Gleim und Kleist und die patriotischen Lieder von Uz" Wert hatten (S. 174). Besser orientiert ist Sch. über die speciell bayerische Litteratur. Dass Richard Wagners Name in dem Buche überhaupt nicht vorkommt, ist allerdings wieder zum Kopfschütteln. Auch hörte man gerne mehr über charakteristisch bayerische Dichtungen: von dem jesuitenfreundlichen Autor hätte ich mancherlei über die Jesuitendramen in deutscher Sprache, die das 18. Jh. reichlich hervorbrachte, zu erfahren gehofft. Aus den litterarischen Bemerkungen, die Sch. wirklich macht, hebe ich hier nur das Wenige heraus, das ausserhalb der befahrenen Gleise liegt. Die Aufklärungsepoche unter Max III. Joseph ist Sch. nicht ganz so unsympathisch, wie ich erwartet hätte. Freilich die Staatsmänner, die der allherrschenden Kirche auf den Leib rückten, wie der Frhr. von Ickstatt und der energisch klare Peter von Osterwald, kommen, schlecht fort: aber die Gründung der Münchener Akademie wird trotz ihrer aufklärerischen Tendenz freundlich begrüsst (S. 168), und selbst der Schulreformer Heinr. Braun wohlwollend beurteilt, wahrscheinlich um seiner Schwächen willen: liess der nicht eben charakterfeste Mann doch mit sich reden. Einleuchtend ist die Bemerkung, dass die Wolffsche Philosophie gerade ihres Formalismus wegen den Jesuiten nicht widerstrebt habe (S. 164). Das Lob des Halbfranzosen Mich. Huber, der in Leipzig bekanntlich französischer Lektor war und von Sch. zum bedeutenden Gelehrten heraufgesteigert wird, ist durch landsmännische Zuneigung diktiert (S. 173). Die Würdigung der bayerischen Schauspielkunst und -dichtung (S. 176) ist nicht reichhaltig. Dass die Mannheimer Bühne, auf die Sch. bei Gelegenheit Karl Theodors zu sprechen kommt, ihre Blüte der, von dem Hofkaplan Hemmer gestifteten, „Deutschen Gesellschaft" verdanke, war mir neu (S. 199). Der Illuminatenorden, der eingehend und natürlich schwarz in schwarz dargestellt wird (S. 243), giebt Anlass, der klosterfeindlichen Romane Lipowskys zu gedenken (S. 314). Die Napoleonverehrer Frhr. von Aretin und Zschokke werden gegeisselt (S. 336). Unter den Grössen der Münchener Universität wird Görres in allen Tonarten gefeiert (S. 461, 512, 539), während Schelling neben Hegel, Strauss und Diesterweg unter den Repräsentanten des Unglaubens figuriert.

AZg^B. N. 128/9. — **296**) × M. L., Z. Gesch. d. relig. Bewegungen in Bayern u. Oesterreich am Anf. unseres Jh. AZg^B. N. 62/3. — **297**) Wilh. Schreiber, Gesch. Bayerns in Verbindung mit d. dtsch. Gesch. 2. Bd.: V. österr. Erbfolgekrieg bis auf d. Gegenw. Freiburg i. Br., Herder. VIII, 847 S. M. 8,00. (S. 161 Kreittmayrs Kriminalcodex; S. 164 jesuit. Professoren in Ingolstadt; S. 171 bayer. Zeitschriften unter Max III. Joseph, d. landwirtschaftl. Akad.; S. 239 harte Büchercensur unter Karl Theodor; S. 427 Ans. Feuerbachs Strafgesetzbuch; S. 531.

Wie Sch. über Döllinger denkt, bedarf keines Wortes. Die lebhafte Pflege der Künste und Wissenschaften, die seit Ludwig I. in München königliche Tradition war, hat Sch. nur sehr obenhin behandelt (besonders S. 521): sie erweckt seine Teilnahme offenbar nicht sonderlich. Von den litterarischen Partien des Bandes sind die der Aufklärungsperiode gewidmeten bei aller Einseitigkeit doch die best gelungenen und ausgiebigsten. — Gerade für diese Zeit hat freilich die bayerische Forschung inzwischen sehr viel Wertvolleres geleistet. — Wolfram [298-300]) hielt auf der Münchener Philologenversammlung von 1891 einen Vortrag über die Rückwirkung der deutschen Aufklärung auf Bayern, der nach einer allgemeinen Charakteristik der ganzen Geistesrichtung jenen ihren Einfluss an den Frhrn. von Ickstatt, den Erzieher Max Josephs, knüpft und hervorhebt, dass die bayerische Aufklärung nicht antikirchlich gewesen sei, sondern sich eben nur zu einer milden Kirchlichkeit bekannt habe. Der Ueberzeugung, dass es zu genauem Verständnis der bayerischen Aufklärungsepoche der Einzelbiographien bedürfe, — denn „Männer machten auch hier die Geschichte" — hat er selbst Folge gegeben. Jener Vortrag bildet zugleich die Einleitung zu Wolframs [301-302]) Schrift über Heinrich Braun (1732—92), die alsbald ein Seitenstück in einer Erlanger Dissertation Gückels [303]) gefunden hat. Bei der Wahl eben dieses Helden war offenbar das pädagogische Interesse massgebend; denn Braun war ebenso als Charakter wie in seinen Ideen unselbständig und beeinflussbar. Der eitle Mann hat selbst sein Lebenswerk, die Emancipation der Schule von der Kirche, teilweise wieder zerstört auf den Druck von oben hin. Mit schmiegsamer Bereitwilligkeit opferte er wohlerwogene Pläne den Sparsamkeitswünschen der Regierung. Er war nichts weniger als ein origineller Geist. In seiner „Sprach-", „Rede-" und „Dichtkunst" steht er auf Gottscheds, in seiner „Anleitung zum Briefschreiben" auf Gellerts, in seiner Fabeltheorie auf Lessings, in der zweiten Bearbeitung seiner „Götterlehre" auf Damms Schultern; seine Schulorganisation ist, was die Volksschulen betrifft, von Rochow und Felbiger, für die „bürgerliche" realistische Schule, die er im Gegensatz zu Ickstatt nicht als Vorstufe des Gymnasiums, sondern als selbständige Erziehungsart ansah, von Hecker, Basedow und Resewitz, für die Gymnasien, die er ganz ohne Mathematik und Naturwissenschaft lassen wollte, von Gessner und Ernesti bestimmt, und so lassen sich für fast alle wichtigen Bücher und Ideen des thätigen, flüchtigen Vielschreibers die geistigen Väter nachweisen, deren ererbtes Gut er allerdings für bayerische Verhältnisse mit gutem Instinkt zugeschnitten und trivialisiert hat. Das Verdienst muss man Braun lassen: für die offizielle Pflege der deutschen Sprache und Litteratur, von deren Dichtern ihm freilich Haller und Klopstock die modernsten sind (von Goethe weiss er nichts), hat er zuerst erfolgreich in Bayern gewirkt. W.s und G.s Bücher ergänzen sich gut: W. legt mehr Wert auf das Biographische und geht daher streng chronologisch vor, G., der in der Biographie nicht fehlerfrei ist, verweilt lieber bei der Analyse und Kritik der Schriften und entwickelt demgemäss Brauns Schulpläne in übersichtlicher stofflicher Gliederung: für den Litterarhistoriker verdient G.s Anordnung wohl den Vorzug. Ueber Brauns poetische Leistungen, namentlich auch über seine dramatischen Versuche („Reise nach dem Mond", „Dorfschule", „Dorfbader", „Hirtenmädchen"), aber auch über seine Fabeln, Erzählungen und Briefe, würde man bei Beiden gerne mehr hören, als das, was W. (S. 73), G. (S. 8, 11 und öfter) gelegentlich vorbringt. W. hat als Brauns Geburtstag den 17. Febr. (nicht März) 1732 wahrscheinlich gemacht und den alten Irrtum beseitigt, er habe in der akademischen Zeitschrift, den „Bayerischen Sammlungen" unter dem Pseudonym „Patriot" geschrieben. G. sucht zu erweisen, dass Braun nicht identisch sei mit dem Pseudonym Joh. Modestus Pichler, und zeigt überzeugend, dass weder er noch Ant. Bucher, der Münchener Schulmann, die als Quellenwerk wichtige, Brauns Schulorganisation günstige, „Pragmatische Geschichte der Schulreformation in Bayern" (1783) verfasst habe. Dass sowohl W. wie G. ihren Helden freundlicher beurteilen, als dem unbefangenen Leser ihrer Abhandlungen einleuchten wird, erklärt sich aus der Sympathie mit einem Manne, der immerhin wesentlich dazu beitrug, Bayern wieder mit den geistigen Fortschritten des übrigen Deutschlands in engen Zusammenhang zu bringen. — Mehr noch im Mittelpunkte der Aufklärungsbewegung stand freilich der Gelehrte und Politiker, durch dessen Einfluss Braun seiner Zeit an die Münchener Akademie gezogen wurde, Peter von Osterwald (1718—

Lola Montez, S. 534 Ronge u. d. Deutschkatholiken). — **298**) L. Wolfram, D. dtsch. Aufklärungsepoche u. ihre Rückwirkung auf Bayern (=Verhandl. der 41. Vers. dtsch. Philol. u. Schulmänner in München, S. 334/6). — **299**) × C. Hammer, Ref. über L. Wolfram, D. dtsch. Aufklärungsepoche u. ihre Rückwirkung auf Bayern: ZGymn. 25, S. 768/9. — **300**) × L. Wolfram, D. dtsch. Aufklärungs-Epoche u. ihre Rückwirkung auf Bayern: MünchNN. N. 336. — **301**) (I 6 : 39; 10 : 62). — **302**) × id., H. Braun geb. 1732, † 1792. E. Beitr. z. Gesch. d. Aufklärungsepoche in Bayern. München, Hof- u. Univ. Buchdr. v. Dr. C. Wolf & Sohn. 31 S. (Deckt sich bis auf stilistische Kleinigkeiten mit N. 301, S. 1-24). — **303**) M. Gückel, Heinr. Braun u. d. bayer. Schulen v. 1770-81. Diss. Erlangen (Leipzig, G. Fock). 109 S. M. 1,20. (Vgl. JBL. 1891 I 6 : 93. S. 34 wird in d. Streite Brauns gegen Hofmanns Lautiermethode e. Braun günstiges Urteil Herders angeführt; S. 53 Verzeichnis d. Antoren, d. Braun

78). Die fleissige Studie, die Gebele[304]) ihm gewidmet hat, interessiert besonders durch die Bilder, die er von dem damaligen Zustand der allmächtigen katholischen Geistlichkeit Bayerns, namentlich auch der das gesamte Erziehungswesen beherrschenden Jesuiten, entwirft. Osterwald, der aus Weilburg gebürtige Konvertit, stand Anfangs gleichfalls in geistlichen Diensten, ward aber, 1759 an die neubegründete Akademie nach München berufen, vielleicht eben deshalb Ickstatts treuster Helfer im Kampfe gegen geistliche Anmassungen. Die Akademie hatte damals ausgesprochen praktische Interessen und debütierte gleich mit einem physikalisch - astronomischen Kalender, den Osterwald gegen jesuitisch-pfäffische Angriffe eifrig verteidigte, wie denn seine akademische Thätigkeit besonders stark nach der naturwissenschaftlichen Seite hin neigte. Doch interessierte er sich lebhaft auch für deutschen Sprachunterricht, der den lateinischen Pedantismus möglichst verdrängen sollte. Ueber die Kanzelangriffe und litterarischen Ausfälle, die sich in des Pater Rauch Predigten, in P. Seidels Singspiel „Das alte und das neue Bayern“, in Pembles Schauspiel „Der Bücherbrand zu Ephesus“ (1766), ja noch 1780 in Sautermeisters Satire „Die bayerischen Hiesel in ihrem gelehrten Frosch- und Rattenkriege“ entluden, geht G. leider schnell hinweg. Seine schlagende polemische Schriftstellerei, die saubere staatsfreundliche Abgrenzung der geistlichen und staatlichen Rechte beabsichtigte, trieb Osterwald namentlich unter dem Pseudonym „Veremund von Lochstein“, vom Kurfürsten geschützt und gebilligt. Obgleich bei der starken Gegenwehr der einflussreichen Hierarchie minder radikal und vorsichtiger als in anderen Ländern, schlug der Reformeifer auch hier über die Stränge: die bekannte Abneigung der Aufklärer gegen kräftige Phantasieanregung bestimmte sie, das Prozessionswesen einzuengen, die geistlichen Schauspiele geradezu zu verbieten: wurde doch den Oberammergauern 1770 ihr Passionsspiel streng untersagt (bis 1826). Unter den akademischen Reden Osterwalds hebe ich die von 1767 hervor: „Vom Nutzen der logikalischen Regeln, besonders wider Freigeisterei und Aberglauben“, wo dieser als der indiskrete Freund der Religion geschildert wird, der wie jener Bär mit Steinen die Fliegen scheuche; der Glaube an Hexerei wird hier, wie schon 1766 in einer Akademierede Don Sterzingers, abgewehrt. Auch Osterwald sass im Censurkolleg, das seine Aufmerksamkeit ebenso auf die Masslosigkeiten des Obskurantismus wie auf rationalistische u. ä. Uebertreibungen zu richten hatte. Mit Schmerzen erlebte Osterwald, der vieljährige Direktor des „geistlichen Rates“, dass die aussichtsvolle Schulreform, nicht ohne Brauns Schuld, scheiterte, dass sein Kurfürst mehr und mehr dem Lager der Kirche sich zuneigte, dass während Osterwalds schwerer Krankheit selbst die Einführung der Inquisition aufs Tapet gebracht werden konnte, gegen die Zaupser eine schwungvolle Ode entsandte. Es ist bekannt, dass die Reaktion unter Karl Theodor nur ganz vorübergehend war: G. weist zum Schlusse seiner Arbeit stolz darauf hin, dass München namentlich unter Bayerns Königen doch wieder eine freie Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft geworden sei, wie Osterwald sie anstrebte. — Wesentlich der bildenden Kunst widmete Ludwig I. seine thätige Liebe, die Hans Müller[305]) in ihrer bekannten Entwicklung, ohne neue Züge, charakterisiert; während Riehl[306-307]) sein schon 1871 aus feinem und warmem Verständnis gezeichnetes Erinnerungsbild Maximilians II., des Dichter- und Gelehrtenfreundes, jetzt mit manchen verlebendigenden Nüancen bereichert hat. Von poetischen Neigungen ausgegangen, die in den J. 1853—55 vorherrschten, ringt der König aus tiefem Pflichtgefühl eifrig nach einem encyklopädischen Wissen, das er dem Staatsoberhaupt nötig glaubt. Bei den gelehrten „Symposien“ Maximilians, die R. aus intimer Kenntnis schildert, sass der König zwischen Geibel und Liebig, schon durch diese Placierung sein zwischen Dichtung und strenger Wissenschaft geteiltes Herz offenbarend. R. sieht die Bedeutung des Fürsten, dessen durchaus innerliche Art, dessen peinliche edle Gewissenhaftigkeit der tragischen Züge nicht entbehrt, darin, dass er den bayerischen Kulturpartikularismus durchbrochen habe. — Dieses Bild ergänzt ein Aufsatz Wegeles[308]) über Maximilians Beziehungen zu Ranke, aus Anlass von Rankes „Zur eigenen Lebensgeschichte“ (vgl. JBL. 1891 IV 6: 132) geschrieben. Durch Heeren und Dahlmann für die Geschichte gewonnen, hörte der Kronprinz in Berlin mit dankbarem Fleiss bei Ranke, dessen massvolle Art er sehr hoch schätzte. Wiederholte Versuche, Ranke nach München zu ziehen, scheiterten: aber in Berchtesgaden hielt der grosse Historiker dem Könige 19 Vorträge,

---

am Gymn. wollte lesen lassen.) — **304**) J. Gebele, Peter v. Osterwald, kurbayer. geh. Rat, erster Direktor d. kurfürstl. geistl. Rates, Direktor d. philos. Kl. d. kurbayer. Ak. d. Wissensch. E. Beitr. z. Gesch. d. Aufklärung in Bayern unter Kurfürst Max III. München, Kellerer. VI, 136 S. M. 1,50. — **305**) Hans Müller, Ludwig I. v. Bayern u. d. Kunst: Didask. N. 155/7. — **306**) W. H. Riehl, König Maximilian II. v. Bayern. (=Kulturgesch. Charakterköpfe, S. 237-330; vgl. JBL. 1891 I 5 : 418.) (Deckt sich im wesentlichen mit d. gleichbetit. Aufsatz R.s in HJb. 5. F., 2, S. 1-50.) — **307**) × id., E. Fussreise mit König Max. ebda. S. 331-414. (Schon 1871 im „Daheim“ publiziert; S. 373 hübsche Bemerkungen über d. bayer. Volksgesang; S. 397 den König erinnert der künstliche Schmarren à la Blumseralp an gewisse Dorfgeschichten.) — **308**)

und er beriet ihn bei der Gründung der „historischen Kommission“, arbeitete ihm sogar den Plan einer Akademie der deutschen Sprache und Schrift aus. — Von diesen edlen Bildern aus der Vergangenheit hebt sich ein unerquickliches, von einer litterarischen Clique skandalfreudig heraufbeschworenes Plagiatgezänk[309-310]) aus der heutigen Münchener Schriftstellerwelt, auf das einzugehen unter der Würde dieser Blätter ist, um so widerwärtiger ab. —

Schwaben[311-312]) ist wesentlich durch éine tüchtige Leistung vertreten, durch Herm. Fischers[313]) Studie „Aus der Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung.“ Es liegt nahe, sie an dem in diesen Berichten (JBL. 1890 IV 1: 69) besprochenen Aufsatz Flaischlens zu messen. Sie ist ihm überlegen ebenso durch ihre Reichhaltigkeit (Flaischlen beschränkt sich da auf die Prosadichtung seit Sailer), wie durch klares wissenschaftliches Urteil: voraus vor F. hat Flaischlen höchstens ein behagliches Nacherzählen des Besprochenen; F. hält sich geflissentlich über den Dingen, die er mit wenigen Zügen charakterisiert, aber nie analysiert. Ein anderer Unterschied liegt in der Stellung, die beide Autoren zum Dialekt einnehmen. Auch hier ist F. durchaus von ruhiger Würdigung mundartlicher Ausdrucksfähigkeit und von guter philologischer Kenntnis des Dialekts geleitet, während Flaischlen sich keineswegs von jener „falschen Sentimentalität“ frei hält, die den Dialekt über sein Können ausdehnen möchte; er erwärmt sich obendrein für das modifizierte Schwäbisch der Brüder Weitbrecht, die sich nicht an die Sprache eines Ortes halten, sondern zu Gunsten von Stimmung und Wohllaut ihrem geschriebenen Dialekt einen Wechsel der Formen und Synonyma gestatten, der dem Wesen der Mundart eben widerspricht. Dass ein so genauer Kenner des Schwäbischen wie F. dagegen protestiert, ist selbstverständlich. Ihn gemahnt ein Schwäbisch, das sich der Gebildete, in der Mundart doch nicht ganz sicher, übertreibend zurechtmacht, an das Hyperdorische attischer Dramatiker. Er will die Dialektdichtung eingeschränkt wissen auf das Gebiet, das sie thatsächlich besser auszufüllen vermag als das Schriftdeutsche, also auf die Darstellung und Nachbildung speciell bäurischer Verhältnisse, Empfindungen, Ausdrucksweise: er betont gegenüber andern Ansichten, dass nach seiner Erfahrung das Zarte und Ernste dem schwäbischen Dialekt ungleich schwieriger wird, seltener gerät, schlechter zu Gesichte steht, als das Derbe und Heitere. Und eine dialektische Lyrik, wie die Grimmingers, die über das Populäre hinaus in die Gedanken- und Empfindungssphäre des Gebildeten sich versteigt, vermag er nicht zu billigen. F.s historische Uebersicht führt uns in schnellen Schritten, mit Liebe, aber ohne Voreingenommenheit für das Heimatliche, von Herzog Heinrich Julius und G. Rod. Weckherlin, die beide bäurische Dialektscenen in anfechtbarer Mundart bringen, bis auf die Gegenwart. Im Mittelpunkt stehen natürlich wieder die dramatischen Satiren und Scherze, die kaum ein Dialekt so prächtig besitzt, wie das Schwäbische, und die viel mehr gelesen zu sein verdienten, als sie es sind: J. Grimm hat sie beiläufig wohl gekannt und benutzt. Aus dem katholischen Schwaben treten die phantastischen Stücke Sailers und Weitzmanns (der bei Flaischlen fehlt) hervor, aus dem protestantischen die meisterhaften, durch haarscharfe Wiedergabe des Dialekts und einen, auf genauester Kenntnis des Volkes ruhenden, von Bosheit und Cynismus völlig freien Wahrheitssinn ausgezeichneten Bauerndramen des gesund lehrhaften Realisten Gottl. Friedr. Wagner von Maichingen, dem F. mit Recht die Palme reicht: der unruhige, aggressiv klatschsüchtige und spöttisch demagogische Joh. Nefflen, der „Vetter aus Schwaben“, steht, an mimischem Talent Wagner fast ebenbürtig, doch dadurch ihm nach, dass er vom Drama zum kurzen Dialog zurückkehrt. Karl Moritz Rapps schon orthographisch schrullige „Atellane“, eine unglückliche schwäbische Umdichtung der Acharner, beweist, wie die genaueste physiologische Kenntnis der Mundart nicht vor Missgriffen in ihrer Verwendung schützt: dagegen rühmt F. Rapps „Studenten von Coimbra“ wegen des glücklichen Versuchs, einer dramatischen Kleinigkeit durch das Halbschwäbisch der Gebildeten Stimmung zu geben: er ist darin der Vorläufer von Fr. Vischers „Nicht Ia“. Die Lyrik scheint F. „die Achillesferse“ der schwäbischen Dialektdichtung: nur für das Volkslied, wie Silcher es sammelte, pflegte, auch komponierte, war sie ganz am Platze: F. nennt Friedrich Richter als Vertreter des rührenden Gemütstons, Gust. Seuffer als Dichter spasshafterer Lieder. Dass die Erzählung, in

---

F. X. Wegele, König Max II. v. Bayern u. Leopold v. Ranke: AZgB. N. 9. — **309**) × Maxim. Schmidt, Jämmerlichkeiten in d. Münch. Schriftstellerwelt. München. Lindauer. 53 S. M. 0,40. — **310**) × H. v. Reder, Antwort auf Maxim. Schmidts „Jämmerlichkeiten in der Münch.! Schriftstellerwelt“. München, Poessl. 69 S. M. 0,50. — **311**) × J. H., Vor 100 J.: BBSW. N. 21/2. (Rückblick auf d. Württemberg d. J. 1792, d. d. Tod d. Publizisten Weckhrlin, e. Auktion aus d. Hinterlassenschaft Schubarts, darin e. Stich nach d. Oldenheinzschen Bilde, endlich d. Gründung d. ersten polit. Blattes, d. „Ulmer Landboten“, berührt.) — **312**) × P. Beck Aus. d. milit. Leben d. Herz. Karl Alexander v. Württemberg: DiöcesASchwaben. 8, S. 10/2, 15/6, 18-20, 26/8. (S. 20 berührt er Schubart, Schiller, Meissner.) — **313**) Herm. Fischer, Aus. d. Gesch. d. schwäb. Dialektdichtung. (=Beitrr. z. Litt.-Gesch. Schwabens S. 214-46, vgl. JBL. 1891 III 2 : 13.) (S. 219 über Gedichte vom Bauernleben 1633-34 aus d. Gegend zwischen Rottenburg u. Balingen; S 243/4 über d. Schwabengeschichten

Niederdeutschland ein Lieblingsgebiet des Dialekts, im Schwäbischen lange ganz brach lag, bringt F. damit zusammen, dass dem Süden das einfache Präteritum verloren gegangen ist. In das Hochdeutsch des Erzählers aber Dialektreden der Bauern zu mischen, das würde ein leidiges Zwitterwesen mit sich bringen. Immerhin hat der erfolgreichste schwäbische Erzähler, Berth. Auerbach, so etwas versucht: doch ist F. mit Auerbachs Methode, die Worte der Mundart in den hochdeutschen Lautstand, nicht aber in die hochdeutsche Flexion zu übersetzen, nicht recht einverstanden; es zeigt sich in diesem Ausweg dieselbe unruhige Zwiespältigkeit, die der Sprache und dem Wesen der allzu philosophischen Bauern Auerbachs auch sonst anhafte. F. zieht die Methode Melch. Meyrs vor, der die mundartliche Redeweise zwar beibehält, aber konsequent in schriftdeutsche Laut- und Flexionsform überträgt. —

Die kühle Klarheit, mit der Fischer sich über das eigentliche Gebiet der Dialektpoesie Rechenschaft ablegt, darf nicht von jedem Freunde seiner heimischen Mundart erwartet und verlangt werden. Winder[314]), der seit 1887 in einer Folge von Innsbrucker Gymnasialprogrammen die Vorarlberger Dialektdichtung eingehend geschildert hat, steht der poetischen Brauchbarkeit der Mundart sehr viel weniger skeptisch gegenüber, ist gerne bereit, überall anzuerkennen. Das Schlussheft, über das Ambros Mayr[315]) berichtet hat, gilt dem aus dem Wallgau stammenden Wiener Arzte Ludw. Seeger, der neben zahlreichen Vierzeilern namentlich die Erzählung, nach Hebels Muster in Hexametern, pflegt. W., an sich ein Freund daktylischer Dialektdichtung, hat doch an Seegers allzubequemer Handhabung des Verses manches auszusetzen. Wenn er tadelt, dass Seeger in seiner hervorragendsten Dichtung, dem „Gspûsagang", Reformierten das moralische Heldentum zuweist gegenüber den in borniertem Fanatismus verharrenden katholischen Dörflern, so hat dieser Tadel eine gewisse Berechtigung; gerade im Dialekt einer rein und streng katholischen Gegend wird man besser Dinge meiden, die thatsächlich zu den Anschauungen und Sympathien dieser Gegend in schroffem Gegensatz stehen müssen. Es macht freilich den Eindruck, als ob W. bei diesen seinen Skrupeln von dem Einfluss der eigenen religiösen Ueberzeugung nicht ganz frei ist; der Grundgedanke aber ist erwägenswert, und er beweist von Neuem, wie enge Schranken der Dialektpoesie nach allen Seiten gezogen sind. —

Die Schweiz[316]) hat innerhalb der deutschen Litteratur ein so charakteristisches und bedeutendes Sonderleben geführt, dass hier die Lokalforschung wichtigere Aufgaben vor sich hat als die landsmännisch liebevolle Versenkung in die kleinheimatlichen Reize der Dialektpoesie. Vetters[317]) dankenswertes Schriftchen über die Rolle, die Zürich als Vermittlerin englischer Litteratur im 18. Jh. gespielt hat, berührt eine der Keimstellen unserer klassischen Dichtung, allerdings nur mit schnell tastender Hand; V. bleibt obendrein ein wenig zu sehr im Material hängen. Einem kurzen Rückblick auf die englischen Theologen, die im 16. Jh. zu Zürich studierten, auf die Schweizer Dramen derselben Zeit, die in England nachgeahmt wurden, auf den Oxforder Lektor Joh. G. Grob aus Zürich und auf Muralts bekannte „Lettres sur les Anglais et sur les Français" folgt der Hauptteil des Heftes, der Bodmers Verhältnis zur englischen Dichtung durchmustert. Bodmer hat den „Spectator", der lange Zeit seine einzige Quelle für die Kenntnis Shakespeares war, freilich aus französischer Uebersetzung kennen gelernt; doch beruht die Namensform „Saspar" oder „Sasper", die man oft zum Beweise seiner Unwissenheit benutzt hat, lediglich auf dem unglücklichen Bestreben phonetisch zu schreiben. Ueber die Miltonübersetzung fasst V. sich kurz, wohl im Hinblick auf Jennys Dissertation (vgl. JBL. 1890 IV 1 : 126); aber auch über die unvollständige Prosaübertragung des „Hudibras", über die „Dunciade", über die aus Percy übertragenen Balladen, zumal über „Inkle und Yariko", einen Stoff, den bekanntlich auch der junge Goethe ins Auge gefasst hat, sollte in solcher Specialuntersuchung eingehender oder doch in festeren Zügen berichtet werden. Der zweite Teil der Arbeit, den Uebersetzern zweiten Ranges gewidmet, entgeht nicht der im Thema liegenden Gefahr, in ein katalogmässiges Aufzählen zu verfallen. Die interessanteste Persönlichkeit unter diesen dii minorum gentium, Hans Heinr. Waser, der auch seinen „Lukian" nach einer englischen Uebersetzung anfertigte und mit seinem vollständigen „Hudibras" merkwürdiger Weise auf grössere Censurschwierigkeiten stiess als mit seinem „Swift", ist uns inzwischen durch Hirzel (vgl. JBL. 1891 IV 3 : 30) genauer bekannt geworden. Die Uebrigen, der Thomsonübersetzer Joh. Tobler, der auch Grays Ode „To adversity", sowie allerlei englische Erbauungsschriften übertrug, dann Heinrich

---

d. Brüder Weitbrecht). — **314**) E. Winder, D. Vorarlberger Dialektdichtung. 4. T. Progr. d. Staatsgymn. Innsbruck. (Wagner). (D. früheren Programme behandeln: 1887: Vorarlbergs Stellung z. Litt., d. Vorarlberger Mundarten, Christ. Ant. Walser, Jos. Feldkircher; 1888: Gebh. Weiss, Dr. Frz. Joh. Vonbun; 1889: Dr. Casp. Hagen.) — **315**) × Ambros Mayr, D. Vorarlberg. Dialektdichtung v. E. Winder: ZRealschulw. 16, S. 511. — **316**) × × R. G., Z. Litteraturgesch. d. Schweiz: NatZg. N. 613. — **317**) (IV 1d:22) |[A. Chuquet: RCr. S. 456/7; A. Köster: ADA. 17, S. 339; G. Schirmer: MEnglSprL. S. 322/3; L. Fränkel: Engl. Studien 16, S. 3]|.

Escher, der Verdeutscher Tillotsons und Taylors, endlich die allerlei Uebersetzer von englischen Facharbeiten bleiben auch bei V. für uns Schemen. Bemerkenswert ist die Thatsache, dass der englische Roman in Zürich so gut wie gar keine Beachtung fand. Den guten Abschluss des Heftes gewährt ein rühmender Hinweis auf die verdiente Verlagsfirma Orell, Gessner u. Co., die nicht nur Wielands, sondern auch Eschenburgs Shakespeare verlegt und also bis zur Wende des Jh. allein den Deutschen den grossen Dramatiker in ihrer Muttersprache dargeboten hat. — Eine Kehrseite des frischen litterarischen Lebens in Zürich, die böse aristokratische Tyrannis, die dort politisch jede freie Regung erstickte, enthüllt die Dissertation Hadorns [318]), in deren Mittelpunkt der durch Schlözers Ehrenrettung weithin bekannt gewordene unglückliche Pfarrer Joh. Heinr. Waser steht. H. erzählt Wasers Prozess, der bekanntlich mit der Hinrichtung (27. Mai 1780) endete, und seine Vorgeschichte ausführlich nach den Akten, übrigens ohne viel neue Momente; Wasers meist ökonomische Schriften, seine Beteiligung an Schlözers „Briefwechsel“, die ihm so verhängnisvoll wurde, beides wird natürlich nicht vergessen. Aber auch auf anderes hier Interessierende fallen Streiflichter; schon vor der Affaire Wasers hatten wiederholt mutige Jünglinge grobe Uebelstände der Regierung gerügt; so berührt H. Lavaters Anklage gegen den Landvogt Grebel, so berichtet er (S. 51) über das — ziemlich zahme — Pamphlet, das den jungen Chr. Heinr. Myller, uns Germanisten durch seine mittelhochdeutschen Ausgaben wohl bekannt, ins Exil trieb. — Den katholischen Vorort der Schweiz, Luzern, schildert Segesser [319]), dem Meyer von Knonau [320]) eine unverhältnismässig eingehende Würdigung hat zu Teil werden lassen, in seinen liebenswürdigen „Erinnerungen“ so, wie sich die Heimatstadt ihm 1830 darstellte. Der katholische Politiker rühmt sehr das alte Luzerner Schulwesen: das Zurückdrängen der alten tüchtigen Theologen aus Sailers Schule bei der Umwälzung 1861 war eine schwere Schädigung: sie haben gewusst, dass ein Gymnasium nicht Fachwissen, sondern Bildung geben soll. S.s Studien führten ihn nach Heidelberg, wo er im Hause Schlossers eingeführt war, nach Bonn und namentlich nach Berlin, wo ihm eine Pandektenvorlesung Savignys die „künstlerische Erziehung des juristischen Geistes“ darstellte, während er bei Ranke nicht die Meisterschaft der Methode fand, die dem grossen Historiker sonst eignete; bei Olfers sah S. Varnhagen von Ense, „einen eiteln Kammerherrn, der sich in seinen Schriften ganz anders giebt, als er im Leben war.“ Görres Zirkel in München sagte ihm nicht zu, da dort der junge streitbare Katholizismus das grosse Wort führte, der in Bayern die S. so sympathische Sailersche Schule verdrängt hatte. Ueber der Schilderung seiner politischen Wirksamkeit zu Luzern, auf die er, mit schweizerischer Ueberschätzung dieser Kantönlibalgereien, starken Wert legt, und die daher den grössten Raum der „Erinnerungen“ einnimmt, treten S.s litterarische Arbeiten wenig hervor: nur seiner journalistischen Beteiligung an der gutredigierten katholischen „Luzernischen Zeitung“, die ihre Spitze gegen die liberale Regierung richtete, gedenkt er beiläufig. — Auch Stapfers [321]) Briefwechsel aus den J. 1814—15 gilt nur politischen Fragen. Stapfer machte sich zu Paris verdient um die Unabhängigkeit des Aargaus von dem annexionslustigen Bern. W. von Humboldt wird wegen seiner Haltung auf dem Wiener Kongress mehrfach erwähnt, aber nur in Politicis. Aus politischen Gründen in erster Linie finden denn wohl auch Hegners Romane in einem Briefe Feers vom 21. Nov. 1814 rühmende Erwähnung. — Der Berner Stapfer schriftstellerte wesentlich in französischer Sprache. Auch sonst spielt der deutsche Kanton und die Stadt Bern eine beschämend wichtige Rolle in Rossels [322]) umfänglicher, kenntnisreicher und flott geschriebener „Histoire littéraire de la Suisse Romande“, deren 2. Band sich mit dem 18. und 19. Jh. beschäftigt. R. fasst sein Thema so weit, dass er alle Schriftsteller der Schweiz, denen Französisch die litterarisch geläufige Sprache war, in den Kreis seiner Darstellung zieht. Der eignen Forschung bietet er nicht viel, obgleich sie nicht ganz fehlt; dagegen beherrscht er die Litteratur meist ausreichend, und er zeigt zumal in den jüngeren Perioden eine stattliche Belesenheit. Wie bei allen solchen lokal eng begrenzten Litteraturgeschichten ist das Bild nicht abgeschlossen. Die französische Schweiz nimmt zu entschieden Teil an dem Gang der grossen französischen Litteratur, als dass ihre Schriftstellerei mehr als einen fast willkürlich

---

— **318**) A. Hadorn, D. polit. u. soc. Zustände im Kanton Zürich gegen Ende des 18. Jh. und Alt-Pfarrer J. H. Wasers Prozess u. Hinrichtung. Diss. Bern (Biel, A. Schüler). 1890. 95 S. M. 1,50. — **319**) Dr. Ph. A. Segesser, Erinnerungen: KathSchwBll. 6, S. 63-90, 188-217, 375-92, 493-513. (Auch gesondert bei Gebr. Reder, Luzern, erschienen. 96 S. M. 1,20.) — **320**) G. Meyer v. Knonau, Ph. A. v. Segesser: ADB. 33, S. 594-605. — **321**) D. Kanton Argau in d. J. 1814 u. 15 nach Briefen aus d. Nachlasse P. A. Stapfers: Argovia 22, S. 1-150. — **322**) V. Rossel, Histoire littéraire de la Suisse Romande des origines à nos jours. II. Genève-Bâle-Lyon, H. Georg. 637 S. M. 6,00. (S. 60 der „Mercure Suisse“, d. e. Rec. v. Hallers „Schweizerischen Gedichten“ bringt; S. 117 Rousseaus litt. Einfluss; S. 191/3 d. Berner Bibliothekar u. Reiseschriftsteller Sinner v. Ballaigue; S. 394 d. mystische Propaganda d. Krüdener; S. 395 P. A. Stapfer; S. 428 Blanvalet mit Heine verglichen; S. 443/6 Étienne Eggis, d. zu München studiert hat, verfasst „Impressions d'un buveur allemand“; S. 594 Goethes Urteil über R.

scheinenden Ausschnitt bilden könnte; ihr Geistesleben ist nur von jener aus zu verstehen und hat zwar in einzelnen Individuen, aber nicht im Zuschnitt des Ganzen das eigenartige Gepräge, das ein Sonderbild innerlich rechtfertigte. Freilich hätte sich der Darsteller nun ja auf das wirklich besonders Geartete beschränken können. Diese Beschränkung erlegt sich R. nicht auf, und er thut wohl daran. Sie würde seinem Buche nicht nur einige der interessantesten Kapitel geraubt haben, sie hätte die Litteratur seiner Heimat ungerecht dürftig und zusammenhangslos erscheinen lassen. Trotz allen inneren Bedenken ist eine lokale Litteraturgeschichte, die der sonst vergessenen Lokalgrössen mit liebevoller Vollständigkeit gedenkt, aus äuseren Gründen immer recht wünschenswert. Nur hätte ich allerdings erwartet, dass R. das specifisch Schweizerische mit Vorliebe aufgesucht und betont hätte. Die französische Schweiz steht Paris immerhin selbständiger gegenüber als die eigentlich französischen Provinzen. Aber diese Selbständigkeit schätzt R. merkwürdig wenig. Aus verschiedenen Gründen. Er verkennt nicht, dass sich da oft deutsche Einflüsse fühlbar machen; leider aber ist ihm das litterarische Leben Deutschlands nicht entfernt so vertraut wie das Frankreichs. Dann aber steckt er so tief in französischen Korrektheitsbegriffen, dass er nicht müde wird, immer wieder entschuldigend oder bedauernd hervorzuheben, dass der oder jener Autor doch nicht das reine, einwandfreie Pariser Französisch schreibe. Möglich, dass die deutsche Litteraturgeschichte manchmal zu wenig Wert legt auf dieses äusserlich Richtige: hier bei R. geschieht des Guten ohne Frage zu viel; er sollte nur den Mut haben, seinen Landsleuten ihr eigenes Französisch zuzugestehen, ja er sollte sich dessen freuen. Es ist, als ob R. bei jeder Anerkennung sich zaghaft frage, ob das denn auch der Pariser Geschmack gestatte. Natürlich geben vor allem die Berner wiederholt Anlass zu R.s Tadelstrichen. Den Reigen dieser Berner eröffnet Beat Ludw. von Muralt (S. 37), dessen berühmte „Lettres sur les Anglais et les Français“ (1700) zwar sehr gerühmt werden, doch so, dass R. aus Muralts äusserst ungünstigem Urteil über den französischen Volkscharakter das Bitterste eskamotiert; Muralts spätere mystisch-pietistische Periode, die in dem Besuch bei Tersteegen gipfelt, ist R. unverständlich, der die echt französische Vorliebe für heitere Verstandesgenügsamkeit besitzt. Zur Würdigung Henzis (S. 66) verweilt R. auf zwei gleichgültigen und längst bekannten französischen Oden „Sur la conquête de la Saxe“ und „Sur la bataille de Friedberg“; den travestierten Homer dieses „Berner Scarron“ charakterisiert er, übersieht aber oder ignoriert, von vielem anderen abgesehen, unglaublicher Weise Henzis Telldrama: es scheint fast, als sei ihm Bäblers Monographie über Henzi entgangen. Für Henzis Schülerin Julie Bondeli (S. 124), an der er „malgré toutes ses qualités“ doch „les passions ou les travers des bas-bleus“ findet, fehlt ihm der richtige Massstab, wenn er sie, unter abschwächenden Entschuldigungen, „de très loin“ mit Madame de Sévigné vergleicht: auch hier würde er bei genauerer Kenntnis deutscher Litteratur verständnisvoller urteilen. Hallers (S. 165) Bedeutung für die französische Schweiz sieht R. darin, dass die fromme Gläubigkeit des grossen Gelehrten, dem nicht einmal sein theologischer Freund Bonnet kirchlich genug war, starken Eindruck hinterlassen habe; die ausführliche Schilderung von Casanovas Besuch bei Haller in Roche 1760 steht, die Glaubwürdigkeit des amüsanten Abenteurers selbst zugestanden, ausser allem Verhältnis zu der Kürze der übrigen Darstellung und wird dadurch nicht gerechtfertigt, dass Hirzel von Casanovas Erzählung abgesehen hat. Joh. von Müller (S. 190) konzipierte seine „Schweizergeschichte“ auf dem Boden der französischen Schweiz, wandte sich aber 1780, des korrekten Französisch nicht mächtig, ausschliesslich der deutschen Litteratur zu. Für sie gewann eine besonders grosse Bedeutung der Genfer Paul Henri Mallet (S. 204) durch seine „Introduction à l' histoire du Danmark“ (1755-56), die es vortrefflich verstand, alle Langeweile zu vermeiden, das Dunkle klar hinzustellen, das gesamte sociale und religiöse Leben mit in den Kreis der Geschichte zu ziehen; der Erfolg in Deutschland wurde für den Vf. insofern verhängnisvoll, als er sich durch lockende Anerbietungen deutscher „principicules“ verführen liess, seine Kraft an der Specialgeschichte kleiner deutscher Staaten zu verzetteln. Mit besonderer Wärme und Ausführlichkeit wird natürlich Frau von Staël, in gewissem Sinne die pièce de résistance des Bandes, behandelt. Aber gerade dem Buch „De l' Allemagne“ wird R. wohl nicht gerecht. Wenn er Frau von Staël vorwirft: „elle n' a pas très bien compris cette nation, tout ensemble indolente et brutale, rêveuse et pratique; elle en a mieux expliqué la littérature que les mœurs, le génie littéraire que le fonds moral“, so ist dieser Vorwurf doch nur sehr bedingt richtig: R. urteilt nicht aus der Zeit heraus und beachtet ausserdem nicht, dass das Buch „De l' Allemagne“ eine Tendenzschrift war. Die Tendenzschrift aber würde wenig taugen, der man nicht ein gut Stück Einseitigkeit nachsagen dürfte. Karl Vict. von Bonstetten (S. 370), der Freund Joh. von Müllers, Mathissons, der Friederike Brun, der bekanntlich mindestens so sehr der deutschen als der französischen Litteratur angehört, zeigt nach de la Rive, dem R. beistimmt, „l' esprit germanique assoupli par la grâce française“, bringt aber

doch bei aller frischen Klarheit nicht genug philosophische und dialektische Schulung für die Gegenstände mit, die er französisch behandelt hat. Am höchsten stellt R. das berühmte, an Muralts Briefe gemahnende Schriftchen „L' homme du Midi et l' homme du Nord“ (1824), ohne für den unbedingten Vorzug, den Bonstetten dem Nordländer giebt, Partei zu nehmen. Auch die Uebersetzungen werden von R. nicht vergessen: Constants „Wallstein“ wird (S. 329) mit Schillers Originaltragödie verglichen, von anderen Schillerübersetzern Gélieu und Vattel (S. 208), Jules Mülhauser (S. 424), Th. Braun und J. Haldy (S. 446) erwähnt. Schiller ist unter den deutschen Dichtern in der Suisse Romande besonders beliebt gewesen: doch wurden auch Gessner (von dem Ehepaar Huber und P. F. de Boaton, S. 250), Haller und Klopstock (von Vinc. Bernh. von Tscharner, S. 250), später Heine, Chamisso, Uhland (von Paul Gautier, S. 477) übertragen; an die Dialektpoesie von Hebel und Gotthelf hat sich Max Buchon gewagt (S. 412). —

Pfälzer Dialektdichtung scheint Cron [323]) darum so besonders (?) schwierig, weil in der zersplitterten Mundart der Pfalz die einzelnen Orte so stark differieren, dass sie sich ihrer Rede wegen verspotten. Die Schilderung des echten mundartlichen Dichters, der zu allen übrigen poetischen Gaben noch das feine Gefühl für das besondere Seelenleben seines Volksstammes, seiner Mundart haben müsse, mündet aus in ein warmes Lob des greisen Ludw. Schandein, der seit den 40er Jahren in der Westricher Mundart Sage, Volksleben, politische Stürme, Heimats- und Herzensliebe seiner engeren Heimat besungen hat. —

Für die nichtpfälzischen Rheinlande [324-325]) liegt nichts Erhebliches vor; auch ein der Universität Bonn geltendes Feuilleton Kanngiessers [326]) tischt lediglich bekannten Klatsch über A. W. von Schlegel, E. M. Arndt u. a. einmal wieder auf. —

Dagegen fallen aus den Sammlungen Ludw. Müllers [327]), die Heinr. Kraut zu einem Buche über Hessen unter Jeromes Herrschaft zusammengearbeitet hat, allerlei kleine Details für die Geschichte der Universität und Stadt Marburg ab. Uns berühren hier höchstens die mitgeteilten Huldigungs-, Scherz- und Spottgedichte, die poetischen und prosaischen Flugschriften, die uns bei aller künstlerischen Nichtigkeit doch in den Wechsel der Tagesstimmungen hereinführen. Der Autor ist in der Beurteilung dieser landsmännischen Produkte voll naiven Wohlwollens. Da finden wir ein unerlaubt harmloses Lied auf Jeromes Einzug in Marburg 7. Dec. 1806 (S. 45), ein Marburger Begrüssungscarmen an die Königin 5. Jan. 1810 (S. 139), ähnliche Devotionsleistungen aus Cassel von 1812 (S. 207-11), die spasshafte dialogische Schilderung einer Postkutschenfahrt von Cassel nach Marburg Aug. 1812 (S. 180), ein Lied auf die Exekution des Korporals Gieselmann 23. Aug. 1813 (S. 230), Pamphlete gegen Napoleon (S. 258), hessische Kriegslieder von 1813 (S. 274), eine Ballade vom Hersfelder Thürmer Kollmann, der den eignen desertirten Sohn auslieferte (S. 294) u. a. — An einen älteren Marburger Sängerkrieg von 1791 erinnert Dithmar [328]), lediglich die aus Strodtmanns Briefen von und an Bürger (4, S. 90-111) längst bekannten Dinge wiederholend. —

Auch Weimar [329]) war nur durch Kleinigkeiten vertreten, meist Feuilletons [330-333]), die an Schwabes schon (vgl. JBL. 1890 IV 1 : 63) besprochenes Buch anknüpften. Ergiebiger waren nur die reichen Mitteilungen, die die unerschöpfliche Lily von Kretschman [334]) aus ihren bekannten Quellen über „Weimars Gesellschaft und das Chaos“ gemacht hat. Sie führen uns in das altgewordene Weimar herein, das von aller Herren Ländern besucht wurde, namentlich in den Kreis Ottiliens, der sich an der dem Tiefurter Journal nachgeahmten, aber gedruckten Zeitschrift „Das Chaos“ beteiligte: doch waren auch Auswärtige nicht streng ausgeschlossen. Unter den Mitarbeitern, deren Beiträge zum Teil abgedruckt werden, erscheinen Fouqué, Chamisso, Knebel, Auguste Jacobi, Gries, der beachtenswerte, früh verstorbene Karl Vict. Meyer, Riemer, Fel. Mendelssohn, Steph. Schütze, K. von Holtei. Goethes Teilnahme ist schon an anderer Stelle erwähnt; sie äussert sich nicht nur in eigenen Arbeiten, sondern auch in der Revision und Redaktion fremder (Auguste von Egloffsteins „Ruhe“; Andr. Stumpffs „Kampf der Elemente“, eine poetische Beschreibung der Dampfmaschine, die Goethe

---

Töpffer. |[H. Warnery: RCr. 32, S. 62|4.]| — **323**) L. Cron, Pfälz. Mundart-Dichtung: AZgB. N. 296. — **324**) × K. G. Bockenheimer, Gesch. d. Stadt Mainz während der 2. franz. Herrschaft [1798—1814]. 2. Aufl. Mainz, Kupferberg. VII, 446 S. mit 1 Taf. M. 6,50. (Vgl. JBL. 1890 IV 1 : 70). |[v. Kalkstein: MHL. S. 67]|. — **325**) × O. Hörth, D. Familie Mainländer: Didask. N. 138/9. (Untergeordnetes Feuilleton über d. aus Offenbach gebürtigen Geschwister Batz-Mainländer, d. krankhaften Philosophen Ph. Mainländer, der den „folgerichtigsten Pessimismus“ erfunden hat u. natürlich auch socialist. Neigungen besitzt, u. seine kaum minder unerfreuliche Schwester.) — **326**) × O. Kanngiesser, Prinzen, Studenten u. Professoren: BerlTBl. N. 261. — **327**) Ludw. Müller, Aus sturmvoller Zeit. E. Beitr. z. Gesch. d. westfäl. Herrschaft. Marburg, Ehrhardt. VIII, 302 S. M. 2,50. (S. 256 über Henrik Steffens überflüssig aufwiegelndes Auftreten in d. bereits v. d. Franzosen verlassenen Marburg Nov. 1813 im Anschluss daran e. Gedicht Dithmars). — **328**) × G. Th. Dithmar, E. poet. Wettstreit geführt zu Marburg jetzt vor 100 J.: Hessenland 5, S. 94/6, 105/7. (S. u. IV 2 : 360). — **329**) × W. Lübke, Weimar u. d. Goethehaus (=Altes u. Neues. Studien u. Kritiken, S. 1-29; vgl. JBL. 1891 IV 9a : 21). — **330**) × × Aus Weimars klass. Zeit: HambCorr. N. 840. — **331**) × Aus Weimars grossen Tagen: Fremdenbl. N. 16. — **332**) × Fr., Aus Weimars klass. Zeit: SchlesZg. N. 825. — **333**) × WIDM. 69, S. 708. — **334**) Lily v.

schon durch ihr Thema interessierte; ein Brief Mendelssohns, dem Goethe die Sätze kürzte); er spielt nicht nur aktiv, sondern auch passiv, als Gefeierter, Verehrter und Uebersetzter seine Rolle. Kleine litterarische Fehden, die französischen und englischen Konkurrenzblätter „Creation" geben Ottilie Gelegenheit, ihren schlagfertigen Geist zu bewähren. Das „Chaos", in dem das durch Mendelssohns Komposition bekannte „Lieblingsplätzchen" (schwerlich von Bettina) zuerst gestanden hat, ging 2 Monate vor Goethes Tode ein. Von der Frische des Tiefurter Journals zeigt das „Chaos" keine Spur: es ist deutlich das Produkt eines geflissentlich geistreichen Salons, der zeigen möchte, was er kann, und sich zugleich die Langeweile vertreibt. — Aus der jüngeren, unverächtlichen Epoche Weimarer Lebens, in der die Dichtkunst zwar auf Hoffmann von Fallersleben gekommen war, dafür aber Musik und bildende Kunst gediehen, stammen lustige Verschen von Peter Cornelius [335]) über die 1854 eingeführte Litteratensteuer: Eckermann, der gerade gestorbene, muss sich mit Goethe über diese Steuer unterhalten. —

Ungefähr in derselben Zeit sammelte Frenzel [336]) seine Dresdener Eindrücke. Im Mittelpunkt steht ihm natürlich, weitaus dominierend, Gutzkow, der damals an den Studien für den „Zauberer in Rom" war und durch seine grossen Romane der Bühnenproduktion ziemlich sich entfremdet hatte. Am Theater kämpfte der Gegensatz des vornehm feinfühligen Idealisten Emil Devrient und des dämonischen Cynikers Dawison, der mit Marie Seebach den damals neuen Grundsatz möglichster Naturwahrheit in der Menschendarstellung vertrat; der geniale Kapellmeister Rich. Wagner war unbeliebt, und nur Gutzkow sprach entschuldigend von ihm. Unter den Schriftstellern Dresdens befand sich damals Alex. von Ungern-Sternberg, der in dürftigsten Verhältnissen doch streng die Allüren des Edelmanns wahrte und von der Schriftstellerei, seiner Erwerbsquelle, affektiert geringschätzig sprach. In der Ueberfülle der weiblichen Autoren, von der F. berichtet, mag noch das süssliche Belletristentum nachgewirkt haben, das litterarhistorisch das eigentliche Kennzeichen Dresdens ist. Aber gerade seine Blütezeit, die etwa von den Befreiungskriegen bis in die 40er Jahre reichte und die eine ernstliche wissenschaftliche Schilderung sehr verdiente, ist nicht behandelt worden. — Ein Aufsatz Heydenreichs [337]) gilt in erster Linie dem älteren litterarischen Kreise, der unter den Auspizien des Grafen Bünau auf Schloss Nöthenitz sass, streift aber auch sonstige Dresdener Kapazitäten; der Kurfürsten August des Starken und August III. Kunstfreude wird mit lokalpatriotischer Wärme gerühmt; die Künstler (Dietrich, Mengs, Hasse), Kunstgelehrten (Oeser, Lippert, von Hagedorn, von Heinicken) und sonstigen Forscher Dresdens (Haubold, Schöttgen, der Astronom Palitzsch) werden flüchtig durchmustert. Wie Christ. Gottl. Heyne der Bibliothek des Grafen Brühl seine schlecht besoldeten Dienste widmete, so hatte es Bünau verstanden, auch seiner, der ersten Privatbibliothek Deutschlands vortreffliche Beamte zu gewinnen. Neben dem ausgezeichneten Bibliothekar Franke stand seit 1748 Joh. Joach. Winckelmann, der Bünau auch in seinen grossen, auf strenge urkundliche Zuverlässigkeit gerichteten reichsgeschichtlichen Arbeiten zur Hand ging. Noch aus Italien gedachte Winckelmann, durch seinen Uebertritt von Bünau geschieden, dankbar seines Gönners und der friedlichen Arbeit auf Nöthenitz. —

Zu einem wertlosen Feuilleton [338]) über „Winckelmann in Halle" hat die Eröffnung des neuen archäologischen Museums dort Anlass gegeben. —

Wir stehen an der Grenze Niederdeutschlands. Einen Ueberblick über die plattdeutsche Litteratur, mit der Absicht, für Reiches Zeitschriften „Uns Eekbom" und „Mudderspræke" sowie für sein „Ostfälisches Idiotikon" Stimmung zu machen, hat Barthel [339]) zu geben versucht. Aber selbst für den bescheidenen Rahmen des Feuilletons reichen seine Kenntnisse und sein schriftstellerisches Geschick nicht aus, er schreibt eben so unwissenschaftlich wie langweilig. Was er über die Sprache, über die plattdeutsche Dichtung vor dem 18. Jh. sagt, ist unerlaubt ärmlich. Am ehesten mag man es noch gelten lassen, wenn er einige zu wenig bekannte Namen aufzählt, deren Träger sich vor Groth und Reuter um plattdeutsche Dichtung verdient gemacht haben: an Voss reiht er Wilh. Bornemann, Ludw. Giesebrecht, G. Nik. Bärmann, den Wolgaster Maler Phil. Otto Runge, dem die Grimms ihre zwei besten plattdeutschen Märchen verdankten, den Philologen Ed. Schmelzkopf, der durch plattdeutsche Volksbücher auf die Bauern wirken wollte, die Kanzelredner Klaus und Ludw. Harms: giebt er hier wenigstens einige charakterisierende Worte bei, so eilt er über die plattdeutschen Autoren seit 1850 mit immer beflügelterem Schritte hinweg. — Koldeweys [340])

Kretschman, Weimars Ges. u. d. Chaos: ib. 71, S. 235-64. (Vgl. JBL. 1891 IV 9b : 99). — **335**) P. Cornelius u. d. Neu-Weimar-Ver.: AMusikZg. 18, S. 76. — **336**) K. Frenzel, Dresdener Eindrücke. E. Kap. aus meinen Lehrjahren: WIDM. 69, S. 130-43. (Vgl. JBL. 1891 IV 3 : 231). — **337**) Ed. Heydenreich, D. geistigen Bestrebungen d. Residenzstadt Dresden u. ihrer Umgebung z. Zeit Winckelmanns: LZg^B. N. 101. (Auch über d. Schicksale d. Bünauschen Bibl.) — **338**) × K. K., J. Winckelmann in Halle: MagdZg^B. N. 50. — **339**) G. E. Barthel, Altes u. Neues über plattdtsch. Litt.: VossZg^B. N. 20. — **340**) F. Koldewey, Gesch. d. Schulwesens

schon früher (vgl. JBL. 1891 I 6 : 170) besprochenes Braunschweiger Schulwerk gehört hierher durch die Geschichte des Collegium Carolinum, dessen grossangelegte Stiftung bekanntlich Jerusalem 1745 gegen den humanistisch gesinnten Superintendenten Köcher durchsetzte, das eine ganze Anzahl der Bremer Beiträger zu seinen Lehrern zählte; auch das Schuldirektorium Joh. Heinr. Campes hat ein kleines litterarhistorisches Interesse. — Mehr der Volksschule als dem höheren Bildungswesen, das bei Koldewey notwendig im Vordergrund stehen muss, gehörte die Teilnahme des vortrefflichen märkischen Industriellen Friedr. Harkort, dem sein Schwiegersohn, der bekannte Parlamentarier Berger [341]), ein, leider stark von dem Parteikatechismus des Vf. beeinflusstes Lebensbild gewidmet hat. Ich bedaure diesen Missgriff, da er den vollen Eindruck der prachtvollen Gestalt des Helden abschwächt, die eine solche parteigemässe Zustutzung wahrlich nicht nötig hatte. Nicht Harkorts eigene poetische und sonst schriftstellerische Leistungen (z. B. S. 284, 433) veranlassen mich, B.s Buch hier zu erwähnen, obgleich auch unter ihnen Manches unvergessen bleiben darf, zumal die vortrefflichen Briefe, die er, der wirkliche Volksfreund und gerade darum der verachtungsvolle Gegner des Hauptstadtpöbels, ohne Scheu vor Unpopularität 1848 von Berlin aus nach Hause schrieb (S. 359). Aber lehrreicher noch waren mir andere Partien von B.s Werke, das die Biographie auf einer anziehenden Schilderung der Kulturverhältnisse in der Grafschaft Mark aufbaut. Da tritt die von B. wohl doch überschätzte, sympathische Gestalt des Pfarrers von Elsey, des märkischen Möser, Joh. Friedr. Möllers bedeutungsvoll und fesselnd hervor; da ragt der Frhr. von Stein wieder und wieder in imponierender Grösse in die Geschicke des Ländchens und Harkorts selbst (S. 208) herein. Da hören wir mit Interesse von den einflussreichen volkstümlichen Blättern, dem „Westfälischen Anzeiger“ Mallinkrodts (S. 90) und dem auch von Harkort mit Beiträgen unterstützten „Hermann“ Storcks und Aschenbergs (S. 180, 184), Blätter, die beide unter der Demagogenhetze schwer zu leiden hatten. — Nach Hamburg endlich führen uns die Mitteilungen, die Tesdorpf [342]) aus den vortrefflichen „Denkwürdigkeiten“ des Hamburger Senators Joh. Mich. Hudtwalcker (1747—1818) und seinem sonstigen hs. Nachlass macht. Hudtwalcker begann seine breit angelegten Memoiren schon 1795, kam aber niemals über das J. 1763 hinaus, da er zumal bei den Geschicken seines Vaters mit pietätvoller Vorliebe verweilte. Dieser Vater stand Elisabeth Moller, der älteren Schwester Meta Klopstocks, von Herzen nahe, aber sie mussten entsagen. Inmitten des französierenden Hamburg las er neben der Bibel und Schmolcke besonders seinen Brockes gern, der in ihm das Gefühl für die schöne Natur nährte. Der Sohn sieht 1756 von der Kochschen Truppe Lessings „Sara“; eine Tante macht ihm Hagedorn und Gellert lieb, während Goezes Predigt ihm elend und widerlich erscheint; auch von einer Kinderaufführung der „Horatier“ Behrmanns, in der er den Vater Horaz spielt, hat er zu erzählen. Mit seiner Gattin, der von ihm angesungenen Elisabeth Moller, liest er dann später Winckelmann, Lessing, Sulzer, Lavater, aber Klopstock steht in seinen Excerpten im Vordergrund als der Dichter κατ᾽ ἐξοχήν; Goethes Titel „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ tadelt er als falsch für „Lernjahre“, natürlich mit Unrecht. Dem älteren Manne standen von Hamburger Schriftstellern besonders sein Schwiegersohn Dr. Jonas Ludw. von Hess und die Dichterin Christine Westphalen geborene von Axen nahe. Friedrich der Grosse lässt die Hamburger kalt: nur ein Spottvers auf seine Münzverschlechterung wird mitgeteilt. —

Dagegen beherrscht der grosse König natürlich Grünhagens [343-344]) Geschichte Schlesiens unter Friedrich, von der nur der erste Band hier zu besprechen ist (s. o. IV 1 b : 66). Den Einfluss, den die Besitzergreifung durch Preussen alsbald auf Schlesiens Kirche und Schule gewinnt, stellt G. reich und anschaulich dar; sie rief schnell zahlreiche neue protestantische Gesangbücher hervor, unter denen das grosse Burgsche (1742) besonders gelobt wird (S. 485). Schlesiens altberühmte Reimlust offenbart sich hier sonst lediglich in der Festpoesie, die bei der Huldigung in Breslau 7. Nov. 1741 zu Tage trat (S. 185), und in dem fröhlichen Liede, mit dem man die österreichische Accise zu Grabe trug (S. 69). — Mehr Raum gönnt der Vf. dem geistigen Leben Schlesiens im 2. Teile, und ich darf gerade dieser Partie des erst 1892 erschienenen Bandes schon hier gedenken, da Grünhagen [345]) eben dieses Kapitel vor der Veröffent-

im Herzogt. Braunschweig v. d. ältesten Zeiten bis z. Regierungsantritt d. Herz. Wilhelm im J. 1831. Jm Ueberblick dargest. Wolfenbüttel, Zwissler. VIII. 248 S. M. 3,00. |[HZ. 70, S. 343/4]|. — **341**) L. Berger, D. alte Harkort. E. Westfäl. Lebens- u. Zeitbild. Mit d. Bildn. Harkorts u. Abbild. seiner Grabstätte u. d. Harkort-Denkmals. Leipzig, Baedeker. 1890. XVI, 650 S. M. 4,00. (S. 193 über d. in Hackländers „Wachtstubenabenteuern“ auftretenden Obersten v. Tuchsen.; S. 647 Gedicht v. Rittershaus auf d. Harkort-Denkmal). |[E. Brenning: WeserZg. N. 15834; Th. Flathe: HZ. 70, S. 355/6; F. Bienemann: BLU. N. 44]|. — **342**) O. L. Tesdorpf, Mitteilungen aus d. hs. Nachlass d. Senators Joh. Mich. Hudtwalcker, geb. 21. Sept. 1747, gest. 14. Dec. 1818: ZVHambG. 9, S. 150-81. — **343**) C. Grünhagen, Schlesien unter Friedrich d. Gr. Bd. 1. 1740-56. Breslau, Koebner. 1890. VIII, 585 S. M. 7,00. — **344**) × — e —, Schlesien unter Friedrich d. Gr.: N&S. 57, S. 426/7. (Betont aus Anlass d. Grünhagenschen Buches, dessen Stärke in d. Darstellung d. preuss. Verwaltung liege, wie gross u. mythenbildend d. Verehrung d. Schlesier für d. „Heros d. 18. Jh.“ war.) — **345**) C. Grünhagen, Geistiges Leben in Schlesien in d. Zeit Friedrichs d. Gr. (= Schlesien unter Friedrich d. Gr., 2. Bd. S. 503-29).

lichung des Ganzen vorgetragen und als Zeitungsfeuilleton hat abdrucken lassen. Es konnte für ihn in summarischer Darstellung nicht darauf ankommen, überall Neues zu bringen. So wird denn Lessings Breslauer Bild uns durch G. nicht bereichert. Das Gleiche gilt von Garve. Ergiebiger wird die Ausbeute natürlich in den Partien, die den reinen Lokalgrössen gelten. So zeigt der Gegner des Lessingschen „Nathan“, der ausgezeichnete Mediziner Balth. Ludw. Tralles, sonst wenig beachtet, hier schärfere Züge; auch der Rektor und Historiker Sam. Benj. Klose rundet sich uns bei G., der in ihm selbst Spuren von Lessings Schärfe und Witz finden will, besser als in den meisten Lessingbiographien, während G. über die Geschichtsforscher von Sommersberg, von Klöber und Helschenborn, K. Fr. Flögel schnell hinweggeht. Die von Cramer gestiftete „ökonomisch-patriotische Gesellschaft“, das „Collegium journalisticum“, die schriftstellernden Offiziere, die mancherlei Zeitungen (z. B. „Das schlesische Allerlei“), von denen G. berichtet, zeugen für die geistige Belebtheit des damaligen Breslau. Dass trotz Friedrich der englische Geschmack dem französischen fast gewachsen war, zeigt nicht nur die schlesische Gartenkunst, zeigen auch die anglisierenden Romane von J. Tim. Hermes. Neben altererbten Advents- und Fastenaufführungen, neben den 1774 von Zedlitz verbotenen, gleichfalls altüblichen Schulkomödien war das Breslauer Theater weder unter Schuch noch unter Wäser sehr bedeutend. Und auch die das 17. Jh. beherrschende Lyrik Schlesiens trieb keine kräftigen Sprossen mehr: ergiebt Lentners „Schlesische Anthologie“ doch eine so dürftige Summe poetischen Könnens, dass G. seine Landsmännin, die Karschin, zu Hilfe rufen muss, obgleich er selbst wohl fühlt, dass er keine Ursache hat, Berlin diese schlesische Sappho zu neiden. [346]) —

Die Litteratur des fridericianischen Berlins [347-348]) berührt, wenn ich von einem kurzen aktenmässigen Ueberblicke über die Geschichte der französischen Kolonie [349]) absehe, lediglich die inhaltreiche Sammlung von Aufsätzen L. H. Fischers [350]), die nach den verschiedensten Seiten des Berliner Kultur- und Litteraturlebens ausschaut. F.s [351]) Betrachtung des Berliner Schulwesens fasst das J. 1788 ins Auge, als die von Zedlitz vertretene Vereinigung der Aufklärung mit dem Humanismus sich in den höheren Schulen aufs schönste zu bewähren begann und Wöllner noch nicht geschadet hatte. Wir thun Einblicke in die Entwicklung der verschiedenen Gymnasien, deren treffliche Leiter Joh. Ant. Büsching, J. H. Meierotto, Friedr. Gedike im Kampf gegen Verlodderung und Armseligkeit der Mittel, gegen disciplinlose Renommistenrohheit — noch Tieck weiss davon zu berichten — und übertriebenen Formalismus sich grosse Verdienste erworben haben. Eine Sonderstellung nahm einmal das Französische Gymnasium, dann die weit über Berlin hinaus wirkende, gross geplante Heckersche Realschule ein mit ihren mannigfachen Nebeninstituten; ihr erster Pensionär war Friedr. Nicolai gewesen. Sehr viel schlechter stand es mit den Parochial-, Armen- und Kurrendeschulen, auch mit den Privatanstalten, unter denen die Meiers sich zu Basedowschen Prinzipien bekannte. — Das Böseste aber waren die kleinen, vom französischen Oberkonsistorium allzuleicht konzessionierten französischen Schulen und die zahllosen sonstigen Winkelschulen, von deren Leitern ein anderer Aufsatz Fischers [352]) eine traurig-ergötzliche Portraitreihe aufrollt: mit diesen Uebelständen räumte man erst seit 1806 auf. — Der danach zu erwartenden Bildung der mittleren und unteren Stände entspricht denn das Niveau der Berliner Wochenschriften des 18. Jh., die wiederum Fischer [353]) durchblättert hat: um so dankenswerter, als diese Zeitschriften auch auf den Berliner Bibliotheken nicht mehr vollzählig aufzutreiben waren. F. ergänzt und führt fort, was Geiger (vgl. JBL. 1890 IV 1 : 87) begonnen hat. An eine kurze Aufzählung der lehrhaften moralischen Wochenschriften, die mit der „Neuen Berliner Zuschauerin an der Spree“ 1772 abschliessen, reiht er die sie ablösenden Zeitschriften, die nur noch auf Unterhaltung und Klatsch, zum Teil untergeordnetster Art bedacht sind und für die Nichtigkeit des Inhalts durch aufregende Titel zu entschädigen suchen. Etwas länger bestanden nur die „Chronik von Berlin“ (1789 ff., 12 Teile) und der „Zuschauer und Moqueur von Berlin“ (1791 ff., 4 Teile); die Uebrigen wetteifern mit ihren moralischen Vorgängerinnen an Kurzlebigkeit. Die Herausgeber, die ihre Zeitschriften meist im Selbstverlage zu Nummern von je 1 Bogen, 1 Groschen das

---

(SchlesZg. N. 514, 517. — **346**) × Chrn. Meyer, Gesch. d. Prov. Posen. Gotha, Perthes. XII, 371 S. M. 6,00 Berührt S. 197 Helds „schwarzes Buch“; vgl. JBL. 1891 I 5 : 320). — **347**) × S., Berl. Gedichte v. 1763 bis 1806: Gegenw. 39, S. 152/4. (Analyse d. JBL. 1890 IV 1 : 78 besprochenen Samml.). — **348**) × A. Ch., Réimpressions Berlinoises: RCr. 31, S. 134/6. (Ueber Berl. Neudrr., Bd. I]. — **349**) H. Tollin u. R. Béringuier, D. französische Colonie in Berlin. (=GBllDHugenottenV. N. 4). Magdeburg, Heinrichshofen. 42 S. M. 0,50. (S. 28 d. Buchdrucker Rob. Roger 1888; S. 31 Gelehrte d. franz. Kolonie; S. 34 Gesch. d. Collège, d. franz. Gymn.) — **350**) L. H. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit. Ges. Aufsätze z. Kultur- u. Litteraturgesch. Berlins. Berlin, Oehmigke. IV, 205 S. M. 2,00. (Vgl. JBL. 1891 I 5 : 308; 6 : 173; IV 6 : 39; 7 : 34; 10 : 94; 11 : 31). — **351**) id., D. Schulen u. Erziehungsanst. Berlins vor 100 J. Unter Benutz. d. Akten d. Kgl. Geh. Staatsarch. zu Berlin. (=Aus Berlins Vergangenheit, S. 19-61.) (Zuerst gedruckt in VossZg[B]. 1889, N. 24/8.) — **352**) id., Berl. Schulhalter im 18. Jh. Mitteilungen aus d. Akten d. Kgl. Geh. Staatsarch. in Berlin. (ebda. S. 1-19.) (Zuerst gedruckt in VossZg[B]. 1887, N. 46/7; s. o. N. 351). — **353**) id., Berl. Wochenschriften im vorig. Jh. (ebda. S. 73-82.)

Stück, erscheinen lassen, richten ihren schwächlichen Witz mit Vorliebe auch gegen sich selbst. „Die Lärmkanone“ (1798) ist eine Art Soldatenfreund; „Meine Berliner Peitsche“ (1795) berichtet z. B. über eine Bierreise; „Der Lauf der Welt“ (1788) setzt ein mit einer Schilderung der Karnevalslust, gerät aber später in ein wissenschaftlicheres Fahrwasser; die „Camera obscura von Berlin“ (1796) berichtet über die Wunder eines Hofzauberkünstlers, kritisiert die mangelhafte Strassenbeleuchtung und skizziert die meist von Soldaten gehaltenen „Industrie-Comtoirs im Lustgarten“, der damals die Hasenhaide vertreten zu haben scheint. F. wählt seine Proben wesentlich aus solchen kulturhistorisch bemerkenswerten Aufsätzen; ein litterarischer Wert wohnt diesen schnell fabrizierten, auf ein rohes, anspruchsloses Unterhaltungsbedürfnis berechneten Wochenschriften natürlich nicht inne. — Besser steht es mit den musikalischen Berliner Wochenschriften [354]) des Jh. Die älteste, „Der kritische Musikus an der Spree“, (1749—50, 50 Nrr.) bildete das musikwissenschaftliche Debut des tüchtigen Vorkämpfers französischer und deutscher Musik gegen die Italiener, Friedr. Wilh. Marpurgs. Die Zeitschrift ist bekannt durch die Mitarbeit Lessings, dessen von F. gedeutete Possenoper „Tarantula“ sich, gleichfalls in Marpurgs Interesse, gegen den italienerfreundlichen Hofkomponisten Agricola (Olibrio) richtete. Marpurgs „kritischer Musikus“ bringt eine Kompositions- und Generalbasslehre, deren zusammenhängenden, wissenschaftlichen Ernst er sowohl durch kleinere Aufsätze, wie durch die Aufnahme wirklicher, namentlich aber erdichteter Zuschriften würzt, die mit Vorliebe Agricolas Anhänger blosstellen, aber auch allgemeiner gehaltene satirische Bildchen in Rabeners Geschmack (Bitte um einen Hofmeister; humoristische Konzertbeschreibung) darbieten. — Von dem Berliner Musikleben späterer Tage [355]) giebt Blumners [356-357]) Geschichte der Singakademie viel weniger ein Bild, als es der Gegenstand erlaubt hätte. In genauer, aber unbelebter und unanschaulicher Aeusserlichkeit wird Datum an Datum gereiht: weder von den Vorläufern des Vereins noch von seinen Leitern, selbst von Zelter nicht, erhalten wir ein greifbares Bild. Aus den Anhängen ist etwa Schleiermachers unbedeutende Leichenrede auf Zelter hervorzuheben. Der steifleinene, philisterhafte Zug, der dem Verein von jeher anhaftete, machte Zelter die Aufführung von Haydns „Jahreszeiten“ nur nach Kämpfen und in verstümmelter Gestalt möglich und liess Felix Mendelssohn, dem der Verein seine einzige musikalische Grossthat, die Aufführung der Matthäuspassion 1829, verdankte, bei der Vorsteherwahl 1833 dem alten, unbedeutenden Rungenhagen unterliegen. Dass der Geschichtsschreiber und jetzige Leiter der Singakademie für diesen unfrischen Charakter seines Vereins, den Reimann [358]) richtig heraushebt, kein Gefühl hat, war nicht neu. — Eine ähnlich, freilich nur über ein halbes Jh. zurückblickende Festschrift Pietschs [359]) zu Ehren des Vereins Berliner Künstler war mir leider trotz Leihverkehr unzugänglich. — Dafür führt Dobberts [360]) trefflicher Vortrag über „Goethe und die Berliner Kunst“ uns bis in den ersten Anfang des Jh. zurück. Er stellt mit berechtigtem Stolz Goethes kühl ablehnende Worte über den prosaischen, im Nützlichen und Vaterländischen aufgehenden Charakter der Berliner Kunst vom J. 1800 in Kontrast zu dem hohen Vertrauen auf das schaffenskräftige Berlin des J. 1832. Goethe hatte in diesem Menschenalter ebenso seine künstlerischen Ansprüche modifiziert wie die Berliner Kunst ihre Richtung. 1800 suchte Schadow in der „Eunomia“ Goethes Angriff zu parieren: er verteidigt Chodowieckis Naturalismus, verficht eine nationale charakteristische Kunst, und möchte Goethe am liebsten den Ehrgeiz verbieten, Homeride zu sein. Diese von Stommel [361]) sehr gebilligte und aus Schadows Entwicklung völlig begreifliche Antwort scheint Goethe zunächst verdrossen zu haben. Aber schon bei der gemeinsamen Arbeit der beiden Männer für das Rostocker Blücherdenkmal (1815—19) zeigt sich, dass sie sich sehr viel näher stehen als 1800, und namentlich seit 1816 tritt Goethe mit Schadow, mit Schinkel, der warm empfindet, wie stark Goethe ihn fördere, vor Allem mit Rauch in einen so tief befriedigenden Verkehr, dass alles alte Vorurteil Goethes gegen Berlin geschwunden ist. So würdigt er unbedingt selbst die modernen Basreliefs des Rauchschen Blücher, die sich von seinen eignen, in Schadows Blücherreliefs gestalteten allegorisierenden Stilneigungen so weit entfernten. Darin lag kein eigentlicher Widerspruch. Es war doch die gemeinsame Lehrmeisterin, die Antike, von der Rauch

---

(Zuerst gedruckt in NatZgB. 1885 N. 49; s. o. N. 350). — **354**) id., F. W. Marpurg, d. Herausgeber d. ältesten musik. Wochenschrift Berlins. (ebda. S. 82-91). (Zuerst gedruckt im Bär 14, S. 285/7; s. o. N. 350). — **355**) × Aug. Schmidt, Bilder aus d. Berl. Leben in d. 20er J. unseres Jh. Theater u. Musik: Bär. 17, S. 156/8, 168-70 — **356**) M. Blumner, Gesch. d. Sing-Akad. zu Berlin. E. Festgabe z. Säcularfeier am 24. Mai 1891. Mit d. Bild. d. Stifters Fasch nach e. Radirung von G. Schadow. Berlin, Horn & Raasch. X, 256 S. M. 6,00. (S. o. I 9 : 18). — **357**) × H. Ehrlich, Z. 100j. Stiftungsfeier in der Singakad.: BerlTBl. N. 254. (Lediglich nach Blumner). — **358**) H. Reimann, Aus d. Annalen d. Berl. Singakad.: ML. 60, S. 339-42. — **359**) ○×× L. Pietsch Festschrift z. Feier d. 50j. Bestehens d. Ver. Berl. Künstler. Berlin, Amsler u. Ruthardt. 105 S. M. 10,00.' |[WIDM. 71, S. 428 DRs. 65, S. 479]|. — **360**) E. Dobbert, Goethe u. d. Berl. Kunst. Rede, geh. am Geburtstage S. M. d. Kaisers in d. Akad. d. Künste am 27. Jan.: NatZg. N. 69. (Vgl. JBL. 1891 IV 9a : 88). — **361**) × K. Stommel, D. Preussentum in d. dramat. Kunst. (=Aus d. Geistesleben d. Gegenw. S. 187-94; s. o. N. 278).

gelernt hatte, die geschichtlichen Charaktere ins Monumentale zu steigern. — Mit der neuesten Phase Berliner Kunstlebens beschäftigt sich endlich Wechslers [362-364]) übertrieben gescholtenes, übertriebener gelobtes Buch „Berliner Autoren“. Der Vf. sagt selbst, er beabsichtige keine Litteraturgeschichte des modernen Berlins. Er hat offenbar selbst das Zufällige, Willkürliche empfunden, das sich überall in seinem Buche fühlbar macht. Wie seltsam schon die Auswahl! Dass W. in 2 weiteren Bänden, von denen meines Wissens bisher keiner erschienen ist, die Rückstände ausgleichen will, ist doch keine genügende Entschuldigung. Man hat das unbehagliche Gefühl, dass bei dieser Auswahl, die neben Frenzel für Ad. Glaser, H. Heiberg, K. Bleibtreu Raum findet, dagegen Berlins grössten Dichter, Th. Fontane [365-367]), ferner so charakteristische Gestalten wie Rodenberg, Sudermann, Spielhagen, Kretzer in die Folge verweist, die Rücksicht auf den Verleger Friedrich eine ungehörige Rolle gespielt habe. Wie ungleich weiter die Ausführung! Bei Frenzel hat W. sich Mühe gegeben: wenn er sich auch in der allzu enthusiastischen Tonart stark vergreift, so gelingt es ihm doch, in das Verständnis des Romanschriftstellers liebevoll einzudringen und charakteristische Züge blosszulegen: er kennzeichnet ihn als einen Dichter des Skeptizismus und Fatalismus, einen Mann, der hinter nebelhafter Farblosigkeit und Kühle doch Glut und Pracht berge, einen Symboliker, der im Kleinsten eine Weltanschauung enthülle, einen modernen Sänger des Geldes, der realen Mächte; er sammelt Charaktertypen aus seinen Werken und giebt ungleich geratene Analysen der Romane. Aber schon hier offenbart sich W.s mangelhafter historischer Sinn, sein unzulänglicher Blick für das Werden und Wesen der Technik: schon hier ist die Darstellung der Entwicklung Frenzels ganz schwach. Diese Mängel verschärft durch einen bummligen Stil, durch voreilige Urteile über Dinge, von denen der Autor offenbar nicht das Geringste versteht, durch schiefe Vergleiche mit anderen älteren Dichtern, zu denen W. kein näheres Verhältnis zu haben scheint, schädigen die übrigen Studien W.s recht bedauerlich. Ueberall eine Fülle guter, aber zerflatternder Einzelbemerkungen; nirgend ein einheitliches Erfassen der Persönlichkeit. Darin ist noch am besten A. von Roberts und das liebenswürdige Paar Seidel-Trojan fortgekommen. Wildenbruch, bei dem die Chronologie der Werke beachtet wird, verdankt nach W. seine Erfolge bei dem schwer zu gewinnenden bequemen Theaterpublikum den modernen Elementen, durch die er die Jambentragödie verjüngt habe: in den „Quitzows“, seiner bedeutendsten (!?) Leistung, habe er eine ganz neue Phase angetreten; aber auch die Novellen werden überschätzt. Ganz uneinheitlich sind die Bilder Glasers, dessen Uebersetzungen eben so analysiert werden wie seine eigenen Arbeiten, und Bleibtreus, dessen kritischen Tiraden W. bei allen Zweifeln so gläubig lauscht, dass ihm nicht einmal der peinliche Grundzug dieser Dichtergestalt, der durchgehende Widerspruch zwischen Wollen und Können, ganz klar wird. Die ausführlicheren Studien werden umrahmt von einer Einleitung, die Wiener und Berliner Autoren kontrastiert, dort mehr Journalisten, hier mehr Schriftsteller findet, dort die Poesie als heiteren Gottesdienst, hier als ernste Lebensarbeit getrieben glaubt, und von einem Schlusskapitel, das schnell eine Unmenge von Autoren, flüchtig gezeichnet und geordnet, an uns vorüberziehen lässt, neben Fontane, Spielhagen, Paul Lindau, Sudermann, Rodenberg, Kretzer z. B. auch Karl Pröll, Osk. Linke, Stettenheim, Martha Hellmuth und — Lina Morgenstern. W., durchweg geneigt allzu warm anzuerkennen, nimmt im Kampfe der Jüngsten gegen die alte Kunst einen verständigen Standpunkt ein, verkennt nicht, dass die moderne Kunst, die kein Ohr mehr haben will für den Herzschlag des Einzelnen, damit aufhöre Kunst zu sein; er bringt jene alberne Theorie richtig zusammen mit dem Tendenziös-Lehrhaften vieler Modernen; leider ist er selbst wissenschaftlich zu wenig orientiert, um zu erkennen, wie fadenscheinig und löchrig die wissenschaftlichen Lumpen sind, mit denen sich manche seiner Helden drapiert haben! — Ein schärferes Auge dafür hat O. von Leixner, [368-369]) der sich über die abgetragenen Kleider materialistischer Dogmatik am Leibe der Jüngsten mit Recht lustig macht. Seine „socialen Briefe aus Berlin“ sind ein sehr lesenswertes Buch. Ruhiger Wahrheitssinn und reiche Beobachtung verbinden sich

— **362**) E. Wechsler, Berl. Autoren. Leipzig. Friedrich. VIII, 323 S. M. 5,00. (D. Schlusskap. berührt ausser d. im Text Genannten noch F. Mauthner, O. Blumenthal, O. Justinus, A. Moszkowski, J. Lohmeyer, P. Schlenther, Th. Zolling, O. v. Leixner, die Brüder Hart, A. v. Hanstein, R. v. Hartwig, G. Döhler, A. Trinius, Olga v. Oberkamp, A. Friedmann, Hans Hoffmann, R. Lindau, F. v. Zobeltitz, Bertha Glogau u. viele andere, nur eben Aufgezählte.) |[A. Schröter: BLU. N. 37 („d. Bravourstück e. litterarischen Strebers“); Gegenw. N. 20; N&S 58, S. 272; ML. 60, S. 720; DRs. 65, S. 158; WIDM. 71, S. 431/2]|. — **363**) × S. S., Berl. Autoren: NatZg. N. 263 — **364**) × J. Kehlheim, Berl. Autoren: Bohemia N. 147. (Giebt ausführliche Analyse v. N. 362, d. versucht, d. locker angereihten Bilder Wechslers fester zusammen zu fassen). — **365-367**) × W. Lübke, Th. Fontane als Erzähler. (=Altes u. Neues. S. 473-86). (Berührt im Eingang d. Poesie d. „Tunnels“, führt d. Hauptmitglieder ganz kurz vor u. bringt e. hübsche Anekdote; s. o. N. 283). — **368**) O. v. Leixner, 1888 bis 1891. Sociale Briefe aus Berlin. Mit besond. Berücksicht. d. socialdemokrat. Strömungen. 3. Tausend. Berlin, Pfeilstücker. XVI, 392 S. M. 4,00. |[F. Bienemann, BLU. N. 16; Gegenw. N. 16; Gesellschaft S. 714/5; DRs. d. J., S. 256; Grenzb. 3, S. 288.]| — **369**) × Berl. Zustände: AZg[B]. N. 87. (Aus-

mit schlichter, überzeugender Darstellung, der die leise Trivialität mancher Stellen nichts schadet: auch die Wahrheit ist zuweilen trivial. So entschieden auch die socialdemokratische Bewegung im Interesse des Vf. voransteht, so fehlt es doch auch nicht an Winken, die uns hier berühren. Er konstatiert die gesellschaftliche Stellung des Berliner Schriftstellers gegenüber anderen Hauptstädten; er durchmustert französische und englische Bildungseinflüsse im Leben Berlins; weder den Schriftstellervereinen noch den — sehr schwach vertretenen — litterarischen Salons der jüngsten Weltstadt vermag er viel Bedeutung beizulegen; vortrefflich spricht er über den Kellnerinnentypus bei den jüngsten Berliner Autoren, doch ohne Bleibtreu zu nennen; Lichter wirft er auf Schriftstellerbohême und -proletariat. Energisch sucht er die Physiognomie des Berliners zu erfassen. Jener kritische Zug, den L. erst seit Friedrich dem Grossen bezeugt findet, paart sich mit Gemütsprüderie und einer Ironie, die sich selbst nicht schont. L. glaubt den Grundzug der Berliner Litteratur in dem Mangel an Naivetät zu finden: der ist ihren verschiedenen Eigentümlichkeiten gemein, ihren gelehrten und philosophischen Neigungen, ihrem Hang zur Aufklärung, ihrer Freude an Wortwitz, Verstandeshumor, Satire, ihrer zumeist vom Kopf ausgehenden Leidenschaft und ihrer Sentimentalität. Diese Kriterien gehen von Nicolai über die Jungdeutschen (Gutzkow) bis auf den Realismus Fontanes durch. Man soll diese Einseitigkeit, der die unmittelbar strömende Quelle des Gemüts und der Phantasie nur dürftig fliesst, gewiss gelten lassen, aber sich eben darum klar halten, dass Berlin für Deutschland nie bedeuten könne, was Paris für Frankreich: das ist keine Schwäche, nein, es ist ein hoher Vorzug deutschen Geisteslebens; der grosse Reichtum unserer Litteratur wurzelt in der Mannigfaltigkeit unserer Stämme, und Berlin kann nur für einen Teil des deutschen Wesens die gesunde Nahrung spenden. Das Klima der Weltstädte ist obendrein echter und selbständiger Poesie wenig günstig, auch darum nicht, weil die Mode in ihnen eine weit stärkere Macht ist als anderswo. — Anders denkt Grottewitz [370]), der alles Ernstes bedauert, dass Berlin der deutschen Kunst noch nicht sei, was Paris der französischen; noch sei die eigentümliche Poesie von Berlin unentdeckt, das habe aber den Vorzug, dass in diesem zu entdeckenden neuen Lande die sentimentalen Elemente der alten Poesie gar nicht in Betracht kommen werden. —

Unter den socialen Fragen Berlins ist die Judenfrage besonders alt. Wykings [371]) Heft über die Juden Berlins reicht, soweit es geschichtlich gehalten ist, nur bis 1740; dieser Darstellung geht aber eine giftig antisemitische Vorrede vorher, deren Niveau durch die Behauptung charakterisiert wird, Lessing habe Mendelssohn als Kommissionär benutzt, um von den Berliner Juden Geld zur Bezahlung seiner Schulden zu bekommen. Dieser Aufschluss wird nach weiteren nicht lüstern machen. — Mendelssohns Günstling, der kluge philosophische Autodidakt Sal. Maimon, dessen an Talmud und Kabbala geschärfter Verstand sich kritisch selbst gegen Kant vortrefflich bewährte, wurde von L. H. Fischer [372]) nach seiner von K. Ph. Moritz publizierten Selbstbiographie in einem Aufsatze geschildert, der auch das Sonderleben der jüdischen Kreise jener Zeit berücksichtigt. — Dieses Sonderlebens muss man eingedenk sein, um die berühmte Schrift Christ. Wilh. von Dohms, dem Kohut [373]) ein nicht fehlerfreies Gedenkblatt gewidmet hat, und die Bedenken seiner zahlreichen Gegner geschichtlich richtig zu würdigen. Das fällt aber leider Reuss [374]), der jene Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) zum Thema seiner untergeordneten Dissertation gewählt hat, gar nicht ein. Ohne jedes Streben nach geschichtlichem Verständnis, rein von dem billigen Standpunkt moderner liberaler Prinzipien aus ist er mit Lob und Tadel freigebig. Natürlich ist er für die Aufklärung begeistert. So dachte nun Dohm ja auch. Aber Dohms nicht geringstes Verdienst besteht eben darin, dass er bei weitherzigstem Idealismus sich keiner Humanitätsduselei hingab, praktischer Staatsmann blieb, ruhigen Fortschritt dem Luftsprung vorzog. Ficht nun R. schon gegen Dohm mit freisinnigen Tiraden an, viel schlimmer noch ergeht es Dohms Gegnern, denen Dohm meist noch zu weit geht in seinen Emanzipationsvorschlägen. R.s Aufgabe wäre es gewesen, diese Stimmen uns aus der Zeit begreiflich zu machen. Volltönende Gemeinplätze, wie er sie vorzieht, mögen im Leitartikel am Platze sein, gewiss nicht in einer wissenschaftlichen Arbeit. So liegt der Wert der Dissertation höchstens in dem keineswegs erschöpfenden Material, das R. an Zustimmungen und Entgegnungen auf Dohms Schrift aus Büchern und Zeitschriften gesammelt und analysiert hat. Da treten auf: H. F. Diez, der Göttinger Orientalist Michaelis, Schwager, Is. Iselin, J. Chr. Maier,

---

züge aus N. 368). — 370) C. Grottewitz, D. poet. Ausmünzung v. Berlin: ML. 60, S. 425/7. — 371) A. Wyking, D. Juden Berlins. Nach hist. Quellen bearb. Leipzig, Uhl. XII, 104 S. M. 1,00. — 372) L. H. Fischer, Sal. Maimon in Berlin. (=Aus Berlins Vergangenheit, S. 61-78. (Zuerst gedruckt im Bär 14, S. 141/4; s. o. N. 350). — 373) × A. Kohut, Chrn. W. v. Dohm. E. Gedenkbl.: AZgJudent. 55, S. 597/8, 608/9. — 374) F. Reuss, Chrn. W. Dohms Schrift „Ueber d. bürgerliche Verbesserung d. Juden" u. deren Einwirkung auf d. gebildeten Stände Deutschlands. E. kultur- u. litteraturgesch. Studie. Diss. Leipzig (Kaiserslautern,

Hissmann, Friedr. Traug. Hartmann usw. [375]), namentlich auch Mendelssohn, den R. in üblicher Weise überschätzt und schon 1771 in die Berliner Akademie beruft, mit seinem „Anhang zu des Herrn Kriegsrats Dohm Abhandlung“ (1782) und „Jerusalem“ (1783). In der 2. Auflage der Dohmschen Schrift, die sich schon etwas mehr vorwagt, entgegnet der Vf. auf die ihm bekannt gewordenen Aeusserungen Anderer; zur Vollendung einer weiteren Arbeit über die bürgerliche und sittliche Umbildung der Juden ist er nicht mehr gelangt. R. verfolgt dann die litterarische Behandlung der Emanzipationsfrage an einigen markanten Erscheinungen noch bis etwa zum Wiener Kongress und giebt eine kleine Bibliographie der Judenfrage, die von 1781—1819 reicht (S. 104). — Eine wertvolle Ergänzung zu Reuss Arbeit bieten die Mitteilungen, die Geiger [376]) aus Briefen Dohms an Nicolai 1781-83 macht: sie ergeben, dass auch Nicolai Dohms judenfreundlichen Bemühungen nahe stand, machen ferner wahrscheinlich, dass Mendelssohn an der 2. Auflage von Dohms Abhandlung beteiligt gewesen sei. Auch in diesen Briefen, die G. kundig erläutert, werden wieder allerlei Stimmen über die 1. und 2. Auflage gestreift: Dohm ist so viel an der reinen und richtigen Wirkung seiner Schrift gelegen, dass er sich gar dazu herbeilässt, in Schlözers „Briefwechsel“ die Skrupel eines Berliner Fragers zu beantworten, der gar nicht Dohm selbst, sondern nur eine Recension über ihn gelesen hat. — Das Für und Wider, das sich, angeregt durch Dohms Arbeit, von allen Seiten vernehmen liess, leistet uns für das Ende des vorigen Jh. etwa den Dienst, den Klopfer [377]) der Gegenwart auf dem beliebten Wege der Enquete über die Judenfrage leisten wollte. Merkwürdig, wie viel Leute sich bereit finden lassen, auf solche Anfrage hin ihre Meinung tiefer zu hängen; merkwürdig, dass die, übrigens meist nur bedingten Judengegner hier entschieden sachlicher und massvoller reden als die Judenfreunde, die sich gar zu gern mit dem Schrei der Entrüstung begnügen. Zur Zeit Dohms disputierte man jedenfalls mit klarerem Kopfe, zumal auf der Seite, der Lessing angehörte. —

Auch einer anderen ernsten Frage der Gegenwart, der Bedeutung der Zeitungen [378]), hat man [379]) in derselben Fragemanier beikommen wollen, und auch hier hat es an bereitwillig gegebenen Antworten nicht gefehlt. Sie scheinen jedenfalls zu lehren, dass der alte liberale Köhlerglaube an die erziehliche Macht der Zeitung im Schwinden ist. Wohl nur selbstgefällige Journalisten [380-381]) verschliessen sich ganz einer Ueberzeugung, wie sie V. Hehn, natürlich in greller Paradoxie, dahin formuliert hat, dass das geistige — und sittliche — Niveau der deutschen Nation alsbald bedeutend sich heben würde, wenn man die Zeitungsschreiber zum Schweigen bringen könnte. Wie gross der wahre Kern in der grotesken Uebertreibung sei, darüber gehen die Meinungen auseinander. Schöner [382]) (s. u. IV 5 : 229) übt scharfe Kritik an der Tagespresse, die der Tagesweisheit zur Herrschaft hilft, die Leser für ernste geistige Kost mehr und mehr unlustig macht, die schon durch die obligate Schnelle ihrer Produktion die Gewissenhaftigkeit hindert, die noch dazu allzuoft in unwürdigsten Händen ist. Und trotzdem muss er, im Hinblick zumal auf Umfang und Einfluss der ultramontanen und socialdemokratischen Presse, auch der evangelischen Kirche dringend empfehlen, auf dieses wirkungsvolle Lehrmittel nicht zu verzichten. Sein sauber gearbeitetes Büchlein hat den praktischen Zweck, Geistliche in Geschichte und Organismus der Presse einzuführen. Selbständige Forschung liegt diesem Zwecke fern: doch hat Sch. sich in der Litteratur gut umgethan und benutzt selbst ein abliegenderes Büchlein wie Stielers „Zeitungs-Lust und Nutz“ (1695). Der Nachdruck liegt natürlich auf der neueren Zeit. Hier hat den grössten Wert und ist am eingehendsten gearbeitet die Uebersicht über die evangelisch-christliche Presse (S. 111-89), die wenigstens mit ihren Sonntagsblättern sehr respektable Erfolge errungen hat. Neben diesem Kerne des Werkes hebe ich die kurze, aber das Wichtige klar voranstellende Geschichte der Censur hervor (S. 21—30). Sch. gibt Beispiele ihres Wirkens im 17. und 18. Jh., knüpft die Abschaffung der Censur in den meisten protestantischen Staaten an den Vorgang Dänemarks, betont Napoleons Vorliebe für die Censur, deren Aufhebung in Nassau, auf Steins Antrieb, dem Sturze des Imperators alsbald folgte, und skizziert die bekannte Entwicklung, die die Censur seitdem namentlich in Oesterreich, Preussen und Bayern genommen hat. Sch. ist ihr als einem unzulänglichen und obendrein in

M. Blenk & Co.). 107 S. M. 2,00. — **375**) × 2 günstige Recens, aus d. „Erfurtischen gelehrten Zeitung“ über Dohms Schrift: ZGJuden. 5, S. 291/2. — **376**) L. Geiger, Aus Briefen Dohms an Nicolai: ZGJuden. 5, S. 75-91. — **377**) C. Ed. Klopfer, Z. Judenfrage. Zeitgenöss. Originalaussprüche. Mit e. Vorbemerkung v. Prof. Dr. E. Hallier. München, J. F. Lehmann. 64 S. M. 1,00. — **378**) × A. Kerr, D. Zeitschriften u. d. Litt. : ML. 60, S. 140/3, 468-71. (Sieht d. Bedeutung d. Zeitschriften für d. Litt. weniger darin, dass sie Dichtungen publizieren, als darin, dass sie krit. u. hist. Betrachtung zu Wort kommen lassen.) — **379**) × × Ueber d. Einfluss d. Zeitungswesens auf Litt. u. Leben (=Dtsch. Schriften für Litt. u. Kunst, her. v. Eugen Wolff. Heft 3.) Kiel, Lipsius u. Tischer. 56 S. M. 1,00. — **380**) × G. H., D. Presse in ihrem Verhältniss zu Litt. u. Leben.: KielerZg. N. 14284. (Ueber N. 378). — **381**) × Zeiten u. Zeitungen: NFPr. N. 9780. — **382**) Chrn. H. Schöner, D. period. Presse u. d. Kirche mit besond. Berücksicht. d. Tagespresse (=Zimmers Handbibl. d. prakt. Theol. Bd. 11—14, Abt. 20.) Gotha, Perthes. 189 S. M. 3,00. (S. 19 verzeichnet Sch. Bibl., auf denen sich Exemplare d. ältesten dtsch. Zeitungen finden.)

frivolen Händen leicht zu missbrauchenden Schutzmittel abhold. — Durch einen ähnlichen, nur weniger auf Einzelheiten bedachten Rückblick leitet Loening [383-384]) seine Darlegungen über Censur und Pressfreiheit ein. Vor der französischen Revolution auch von der politischen und religiösen Aufklärung kaum als Last empfunden, stand die Censur erst mit den durch die Revolution hochgebrachten demokratischen Tendenzen in unvereinbarem Widerspruch. Gentz fordert 1797 die Pressfreiheit, und der Rostocker Jurist Ad. Dietr. Weber sieht in der Censur eine Verletzung der Menschenrechte. Aber auch die der Pressfreiheit geneigten Mittelstaaten werden bekanntlich durch die Karlsbader Beschlüsse von diesem Wege abgedrängt. L. teilt Censurinstruktionen von 1843-44 mit bestimmten parteilichen Tendenzen mit. Das 1831 erlassene, aber schon 1832 unterdrückte badische Pressgesetz wurzelte wesentlich in dem französischen Recht, ersetzte aber leider die wirkungsvollen gérants responsables durch den wirkungslosen verantwortlichen Redakteur, und dieser Missgriff überdauerte, da jenes badische Gesetz durch sein Martyrium den Liberalen geheiligt war, nicht nur 1848, sondern sogar 1874. — Anekdoten von anderen Zeitungsnöten erzählt Kanngiesser [385]), u. a. von einem Erlebnis der Züricher Zeitung 1799. — Die Züricher Presse hatten schon Fröbels Memoiren (JBL. 1891 IV 1 : 179) gestreift (vgl. auch JBL. 1891 I 4 : 49); der Züricher Gymnasialprofessor Heinr. Grob, dem Markwart [386]) einen Nekrolog nachsendet, war 1840—43 an der Redaktion der konservativen „Züricher Blätter" thätig gewesen, freilich nicht, ohne sich dabei die gründlichste Abneigung gegen Zeitungsschreiberei und Parteipolitik zu holen; der Nekrolog weist auch auf die Grob sehr unsympathischen Brüder Rohmer hin, von denen Friedrich damals am „Beobachter aus der östlichen Schweiz" gewirkt hat. Auf ältere Luzerner Pressverhältnisse werfen Segessers „Erinnerungen" (s. o. N. 319) einzelne Lichter. — Ueber solche Einzelheiten hinaus erhebt sich Strickler [387]) zu einer umfassenden, gelehrten Besprechung der gemeinnützigen und politischen Zeitschriften der Schweiz. Er will mit seiner Arbeit gewissermassen Mörikofers litterarhistorisches Werk, das von Zeitschriften nur beiläufig Notiz nimmt, ergänzen. Freilich, St., der warme Freund ausgleichender Aufklärung, ist bei der Gestaltung seines Stoffes allzusehr von praktisch politischen und socialen Interessen geleitet, als dass er zu einer eindringenden und einheitlichen litterarhistorischen Betrachtung gelangte; er charakterisiert nicht sowohl, als dass er excerpiert. So wird denn seine Arbeit, die obendrein einen allzuweiten Raum umspannt, unwillkürlich zu einer kurz gehaltenen raisonnierenden und durch Proben erläuterten Aufzählung. Der von St. vorgetragene Stoff ist sehr stattlich, aber doch nicht einmal äusserlich vollständig, wie die entsprechenden Abschnitte in Bächtolds Schweizer Litteraturgeschichte zeigen. St. setzt eine erste Periode von 1714—98 an. Thomasius „Monatsgespräche" werden von Tschudi in seinen „lehrreichen lustig-erbauenden monatlichen Gesprächen" (1714, 12 Jahrgänge) nachgeahmt, die englischen moralischen Wochenschriften in den wenig erfolgreichen Züricher „Discoursen der Mahlern" (1721—22), denen sich alsbald als lokales Seitenstück ein „Bernisches Freytags-Blättlein" (1722—23) mit einer zutreffenden Beschreibung Berns und später der „Teutsche Bernersche Spectateur" (1734) anreihte. Mehr als der für Kunst und Wissenschaft, aber auch für die menschliche Glückseligkeit arbeitende „Brachmann" (Zürich 1740, angelehnt an „Brahmane") und als J. J. Sprengs „Eidgenoss" (1749—50) bedeutete Wollebs gediegene Zeitschrift „Der helvetische Patriot" (Basel 1755—56), der sich Iselins Mitarbeit rühmen durfte und u. a. die Stiftung einer Gesellschaft der Wissenschaften anstrebte. Es folgen 1759 „Der Sintemal", der an den Einrichtungen der Baseler Hochschule gesunde Kritik übt, und „Das Angenehme mit dem Nützlichen" (Zürich 1755—56). In den Verhandlungen der „Helvetischen Gesellschaft" (Zürich 1763) regt Sal. Hirzel Urkundensammlungen für eidgenössische Geschichte, Martin Planta Lieder für das Volk (Lavaters „Schweizerlieder") an. Der gute „Erinnerer" (1765) musste seine Freimütigkeit durch Unterdrückung büssen. Für gemeinnützige Bildung mühen sich Iselins „Ephemeriden der Menschheit" (1776), an denen auch Schlosser Teil hat, und Zollikofers „Beiträge zum gemeinen Nutzen" (1779—82), die z. B. Uebung in der öffentlichen Beredsamkeit verlangen. Pestalozzis „Schweizerblatt" (1782) zeigt sich einer Gesellschafts- und Staatsreform so energisch zugethan, dass es trotz seinem vortrefflichen Inhalt Anstoss erregt. Und stark politisch, wenigstens in

---

383) R. Loening, Ueber Censur u. Pressfreiheit: DRs. 65, S. 452-75. — **384**) × H. Huber, Z. Begriff d. Pressfreiheit nach schweiz. Rechte. Bern, Wyss. 71 S. M. 1,50. (Dient nur praktisch-jurist., nicht hist. Zwecken.) — **385**) O. Kanngiesser, Kriegsnöte für Zeitungen: BerlTBl. N. 305. (Anekdoten aus d. Krieg v. 1866). — **386**) O. Markwart, Prof. Dr. H. Grob: ZürcherTb. S. 217-64. — **387**) J. Strickler, D. gemeinnütz. u. polit. Zeitschriften d. Schweiz: PJSchw. 6, S. 72-229. (Ausser d. im Text erwähnten: „D. Schweizer Journal" (1770—71); „Schimpf u. Ernst" (1780); „Für Gott, Menschheit u. Vaterland" (1781—82); „Helvet. Kalender" (1780); „Patriot. Arch. für d. Schweiz" (1789); „Bürgerjournal" (1790—92); „Schweiz. Bibl."; „Patriot. Zeitschrift" (1793); „Bibl. d. schweiz. Staatskunde" (1796); „Helvet. Hudibras" (1797-98, Solothurn); „Gemeinn. Helvet. Nachrichten" (1801-17); „Neues Militärarch." (1803); „D. schweiz. Beobachter" (1801-08); „D. gemeinn. Schweizer" (1814-19); „Schweiz. Jbb." (1823); „Schweiz.

St.s Auszügen, zeigt sich Füsslis „Schweizerisches Museum“ (1783—96): hier streitet Wyss für Republiken gegen die Monarchie, K. V. von Bonstetten schildert die Erziehung der Berner Patrizier, P. Usteri redet über das Lesen von Zeitschriften, K. Zay polemisiert gegen Rousseau, und Füssli legt hier seine Bodmerbiographie nieder. Seine Erbschaft trat an Usteris reife vornehme Zeitschrift „Humaniora“ (Zürich 1796—98), die Rengger mit einem glänzenden Aufsatz über die Revolution eröffnete. Mit dem J. 1798 wurde die Aufgabe dieser Blätter eine andere: jetzt sollen sie das Volk über die neue Verfassung belehren; die Regierung erschwert Blättern irgend oppositioneller Richtung trotz Pressfreiheit das Leben gründlichst. Von jetzt an treten die Zeitschriften viel stärker in den unmittelbaren Dienst der Tagespolitik und verlieren für uns an Interesse: aus der Masse heraus hebt sich etwa noch Zschokkes „Helvetischer Genius“ (1798); Höpfners „Helvetische Monatsschrift“ (1799) mit wertvollen pädagogischen Aufsätzen, ferner mit Gedichten Konr. Fischers und Joh. Rud. Wyss zum Preise Bonapartes; die aristokratischen „Beiträge zur Geschichte des Tages“ (1801); die vorwiegend belletristische „Isis“ (1805—11); das „Schweizerische Museum“ (1816) Paul Vital Troxlers, des eifrigen Verfechters aller Volksrechte, zu abstrakt für das grosse Publikum, mit einer Mitteilung Varnhagens über Goethe; die katholischen „Zeichen der Zeit“ (1823—24) von Gugler und Segesser; Balthasars „Helvetia“ (1823—33), K. Müllers von Friedberg „Schweizer Annalen“ (1830—42), Zschokkes „Prometheus“, alle drei mehr historisch als politisch; „der Pfeil des Tellen“ (1842—43) von Pet. Conradin von Planta, der Volkssouverainetät erst dann für möglich hält, wenn die Volksvernunft durch edle geistige Bildung gehoben sei, endlich die französische „Revue Suisse“. — Das J. 1848 hatte für die Befreiung der Presse in der Schweiz nicht entfernt die Bedeutung wie anderswo, zumal in Oesterreich [388-389]). Von Oesterreichischen Journalisten des Revolutionsjahres hat Frankl (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 62) Becher gezeichnet, Hanslick [390]) dem späteren Minister, damaligen Redakteur der „Prager Zeitung“, Leop. (von) Hafner freundliche Worte gewidmet. — Eine Hauptrolle in Wien spielten schon damals Aug. Zang[391]), der Gründer der „Presse“, mehr Mann des Geschäfts als der Ueberzeugung, und Jgn. Kuranda, dieselben also, die noch Fröbel (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 179; auch von Hübner IV 1 : 173) in seiner Stellung als Pressoffiziosus unter Schmerling als Führer bezeichnet. — Aus Kurandas Jugendzeit, da er loyale Gedichte auf Kaisers Geburtstag und Theaterstücke schrieb, erzählt die „Bohemia“ [392]) Allerlei, veranlasst durch das 50jährige Bestehen der von Kuranda begründeten „Grenzboten“. Diese widmen dem Jubiläum selbst einen rückschauenden Aufsatz [393]) (s. u. IV 5 : 224), der der interessanten Wandlungen so manche entrollt. Ihre erste Nummer erschien 1. Okt. 1841 in Brüssel, wo Kuranda damals die unter dem Druck französischer Kriegsdrohung und Dank der vlämischen Bewegung enger gewordenen Beziehungen zwischen Deutschland und Belgien durch sie pflegen wollte. Veränderte Konjunkturen veranlassen alsbald die Verlegung nach Leipzig in den Grunowschen Verlag; mit schneller Frontveränderung verwandelt Kuranda die „Grenzboten“ in ein Blatt für deutsch-österreichische Schmerzen. Dem eleganten, flinken Leiter stand an Jak. Kaufmann ein gewissenhaft schwerfälliger, aber scharfsichtiger Mitarbeiter zur Seite. Trotz Censur und geringen Mitteln gelingt es einer unendlichen Rührigkeit, von der wir hübsche Bilderchen zu sehen bekommen, die „Grenzboten“ zumal in Oesterreich weit zu verbreiten, auf kurze Zeit zu einer Höhe von 4000 Abonnenten zu steigern. Die Februarrevolution, die Kaufmann sofort als ideenlose Frivolität brandmarkt, wurde insofern verhängnisvoll, als ihre Nachwirkungen Kuranda nach Wien zogen. Das war ein tiefer Einschnitt. Der jetzt eintretenden Redaktion, Gust. Freytag und Julian Schmidt, denen Konst. Rössler, mitarbeitend, zur Seite stand, ist der Vf. des Jubiläumsartikels sichtlich unfreundlich gesonnen. Am entschiedensten lässt er noch Julian Schmidt gelten, dessen litterarische Artikel gegen das Junge Deutschland von starker Wirkung waren, der obendrein mit Energie den Preussen den Wert ihres Staates predigt. Aber er trat 1861 aus, und unter Gust. Freytag führen die „Grenzboten“ einen politischen Eiertanz auf. Nach Freytags, auch durch religiöse Differenzen mit dem Verleger veranlasstem Ausscheiden (1870) und einer Episode unter H. Blum werden dann die „Grenzboten“ auf die Anregung ihres früheren Mitarbeiters Mor. Busch und unter Wustmanns Leitung bismarckisch und bringen jene Aufsätze, „deren Quelle ohne Gleichen die Grenzboten der 80er Jahre für alle Zeit merkwürdig und für die Geschichtsschreibung wichtig macht“. Blickt Wustmann mit Stolz auf diese Periode zurück, von deren sicheren Wegen eine neue

Viertelj.“ (1842-43); „Neue Helvetia“ (1843-44); „Eidgenössische Mschr.“ (1844-46) usw.) — **388**) × M. G. Saphir. Blaue Blätter für Humor. Laune, Witz u. Satire. Aus seinen Schriften gepflückt. 5. Volksausg. Mit d. Bild d. Vf. Wien, Hartleben. XVI,320 S. M. 2,25. |[Joh. Emmer: BLU. N. 38.]| — **389**) × id., Schriften. Klass.-Orig.-Ausg. Lfg. 45—85. Brünn, Karafiat u. Sohn. à 80 S. à M. 0,25. — **390**) Ed. H[anslick), L. v. Hafner als Redakteur: NFPr. N. 9731. — **391**) C. v. Wurzbach, Nachtrag z. Biogr. A. Zang [Bd. 59, S. 152]: BiogrLex. 60, S. 355-58. — **392**) Erinnerungen an Ign. Kuranda: Bohemia N. 283. — **393**) 50 Jahre: Grenzb. 4, S. 1-55. — **394**) ×

Schwenkung sein Blatt leider abgeführt zu haben scheint, so ist das wahrlich berechtigt, und auch ihres Kampfes gegen manche geistige Modetorheit dürfen die „Grenzboten“ sich rühmen, so verdriesslich ihre musikalische Engherzigkeit und ihre gute Dosis Leipziger Partikularismus zuweilen wirken mochten: von ihren, mindestens wenig gewählten, litterarhistorischen Leistungen seit eben jenen 80er Jahren schweigt der Berichterstatter, vielleicht in kluger Selbsterkenntnis. — Das Zeitungswesen Bayerns hat wiederum Fröbel (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 179), das Würtembergs[394]) Dingelstedt (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 196) berührt; über die Presse am Sitze des Bundesrats macht Riehl[395]) einige Glossen in der Einleitung zu dem allerliebsten Kulturbildchen, das er mit zierlichem Pinsel von dem korrekten vormärzlichen Redakteur der „Oberpostamtszeitung“, von dem Hofrat C. P. Berly, malt. Dieser Mann der Ordnung, dem es schon unstatthaft erschien, an einer Regierung auch nur durch unbedingtes Lob Kritik zu üben, rechnet sich mit Selbstbewusstsein zu dem „organisierten“ Journalismus im Gegensatz zu dem brauseköpfigen „chaotischen“. „Die öffentliche Aussprache einer Meinung ist immer ein Wagestück“: nach diesem Grundsatz half er sich gern durch „Citate anerkannter Autoritäten“, die ihm seine gute, reiche Bibliothek nach Wunsch hergab. Auf den französischen und englischen Artikel beschränkt und im eigentlich Politischen längst ersetzt, zeichnete er doch immer noch als Verantwortlicher — keine Gefahr unter damaliger Censur! — und leitete jedes Blatt durch jenen französischen und englischen Artikel ein. — Ganz anderen Kalibers war der von Canstatt[396]) als „Nestor der deutschen Journalisten“ geschilderte hessische Redakteur Salomon Hahndorf, der zu Cassel ansässig war. — Nebelthau[397]) muss in seinem fleissigen Verzeichnis der hessischen Zeitungen, deren er 241 zählt, die merkwürdige Thatsache konstatieren, dass nicht nur aus dem 17., sondern noch aus dem 18., ja 19. Jh. allerlei Blätter spurlos verschwunden sind. Wenn er aber unter ihnen neben der „Hanauer Ballzeitung“, Sterns „Zeitschwingen“ usw. auch eine Fuldaer „Abendzeitung“ nennt, an der Dingelstedt 1837 mitgethan habe, so konnte Rodenberg[398]) hier eine missverständliche Verwechslung mit der Dresdner „Abendzeitung“ aufdecken. — Auf hessische Zeitungen kommen auch die bereits behandelten Bücher Dingelstedts (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 196) und L. Müllers (s. o. N. 327) zu sprechen; auf westfälische Volksblätter zur Zeit der Demagogenhetze Bergers Harkortbiographie (s. o. N. 340); über Schlesiens Presse vor Friedrich dem Grossen hat Weigelt (vgl. JBL. 1891 III 1 : 20), während Friedrichs Regierung Grünhagen (s. o. N. 345) mancherlei mitgeteilt. Für die Geschichte der in Jena gegründeten, 1804 nach Halle übergeführten „Allgemeinen Litteraturzeitung“ bieten die kleinen Biographien von Chr. Gottfr. Schütz[399]), seinem Sohne F. K. J. Schütz[400]) und Karl Gust. Schwetschke[401]) keine nennenswerte Ausbeute. — Schwetschke war in Halle durch politische und religiöse Ueberzeugungen mit Max Duncker verbunden, von dessen Halleschen Docentenjahren Haym[402-407]) in seiner vortrefflichen Biographie des hochverdienten Historikers und Politikers berichtet. Auch an dieser Stelle haben wir Anlass, seiner zu gedenken, nicht nur, weil er seit 1. Juli 1843 die Redaktion des historischen und politischen Fachs der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ übernahm (S. 61); hat sich Duncker doch auch redlich, in thätiger Teilnahme, für das Bestehen der Berliner „Konstitutionellen Zeitung“ bemüht (S. 136, 145), war er doch unter dem Ministerium der neuen Aera geradezu Leiter der gouvernementalen Presse (S. 205). Für die Geschichte unseres Geisteslebens haben die ersten Kapitel des H.schen Buches besonderen Reiz und Wert; sie beleuchten die Macht Hegels über die Berliner Gesellschaft, dann über den jungen Gelehrten, dessen Dissertation viel mehr hegelisch als historisch ist. Als Duncker in Büchners „Litterarischer Zeitung“, einem Verlagsartikel seines Vaters, sich die kritischen Sporen verdient, da bekommt er es sogar fertig, Rellstabs Roman „1812“,der das „Allgemeine der Geschichte“ in konkreten Individuen zur Anschauung bringe, als Muster künstlerischer Geschichtsdarstellung zu feiern. Und das Hegel-

---

A. Wohlwill, Ad. Schubart: ADB. 32, S. 588-99. (Vgl. JBL. 1891 IV 6 : 175; W.s zuverlässige, aber Neues nicht bringende Biogr. bespricht natürlich auch Schubarts „Deutsche Chronik“ in ihren verschiedenen Phasen.) — **395**) W. H. Riehl. E. vormärzlicher Redakteur. (= Kulturgesch. Charakterköpfe, S. 101-132; vgl. IV 2 : 23 u. JBL. 1891 I 5 : 428; IV 1 : 191.) — **396**) O. Canstatt, Sal. Hahndorf, d. Nestor d. dtsch. Journalisten: Hessenland 5, S. 8-10. — **397**) J. Nebelthau, Hess. Zeitungen: ib. S. 228-30. (Vgl. auch JBL. 1891 I 4 : 50.) — **398**) J. Rodenberg, Zu d. Artikel „Hess. Zeitungen“: ib. S. 266. — **399**) × R. Hoche, Chr. G. Schütz: ADB. 33, S. 111/5. — **400**) × L. Fränkel, F. K. J. Schütz: ib. S. 117-20. — **401**) × Walth. Schultze, K. G. Schwetschke: ib. S. 440/2. — **402**) R. Haym, D. Leben M. Dunckers. Mit Bild. Berlin, R. Gärtner (H. Heyfelder). VIII, 470 S. M. 10,00 ||[F. Bienemann: BLU. N. 42 (sehr sympathisch)]|. (Vgl. JBL. 1891 IV 6 : 134.) — **403**) × G. Egelhaaf, M. Duncker: DRs. 69, S. 316-318. (Warme Würdigung d. Haymschen Buches u. d. Dunckerschen Thätigkeit: E. hebt hervor, wie haarscharf d. Prof. in Frankfurt d. Gang d. Ereignisse vorher gewiesen.) — **404**) × K. Rössler, D. Leben M. Dunckers: PrJbb. 67, S. 404-25. (Bedauert, dass d. Buch nicht wärmer aufgenommen; freilich sei Duncker e. Held, d. immer unterliegt, dem zu Sanguinismus u. Phlegma, zu Ernst u. Gewissenhaftigkeit d. Skepsis fehlt; aber e. Typus d. treuen u. besonnenen patriotischen Liberalismus.) — **405**) × C. Bulle, D. Leben M. Dunckers, erz. v. H. Haym: WeserZg. N. 16031/2, 16034. (V. fortschrittl. Standpunkt aus.) — **406**) × Kaiser Friedrich u. Bismarck: Grenzb. 2, S. 589-94. (Mitteilungen aus N. 402: Duncker steht schon in d. Konfliktszeit zu Bismarcks

tum begleitet ihn nach Halle, wo ihm sein wissenschaftlicher Gegner H. Leo die Habilitation nicht erschwert, wo er an dem Theologen K. Schwarz, an Pott, Ulrici, Röpell Freunde gewinnt. Ruges Erwartungen täuscht er schon damals. Natürlich, der gewissenhafte Gelehrte, der aus der Geschichte zu lernen wusste, der Auge für das historische Werden besass, konnte mit dem Radikalismus nie sympathisieren. H. schildert einen typischen Vorgang, wenn er uns darstellt, wie aus dem liberalen Linkshegelianer, der aber zu lernen gewillt und ernst bestrebt ist, mit innerer Notwendigkeit der Verehrer Bismarckscher Politik schon in der Konfliktszeit werden musste; Duncker, der offizielle Berater des Kronprinzen, trug keine Schuld daran, wenn sein politischer Zögling englischen und fortschrittlichen Einflüsterungen so bereitwillig das Ohr lieh. Ein melancholischer Hauch liegt über dem Bilde; bei klugem Erkennen und unermüdlichem Streben doch fast nirgends ein Gelingen! Auch das im Grunde typisch bei dem Gelehrten, der nicht beim Leisten bleibt. Und um so rühmlicher die neidlose Bewunderung für den glücklicheren und genialeren Mann der That. — Der instinktive oder bewusste Hass subalterner Geister, durch den unsere Socialdemokratie den Fürsten Bismarck ehrt, erstreckt sich weiter auf seine Leute. Ferd. Wolff[408]) hat Lothar Bucher (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 189) einen spöttisch verächtlichen Aufsatz gewidmet, der ebenso der Fähigkeit wie des Willens zu Verständnis und Charakteristik entbehrt. Hier erwähne ich ihn nur wegen entrüsteter Randglossen Freiligraths zu einigen, ziemlich geschmacklosen Feuilletons Buchers aus seiner englischen Zeit. — Zu den schnell bekehrten Gegnern Bismarcks gehört bekanntlich der „Kladderadatsch“. Zwei Männer, die ein Hauptverdienst daran hatten, dass das einflussreiche Witzblatt zur rechten Zeit auch durch schöne Form und vornehme, ernste Haltung zu wirken wusste, Ernst Dohm und Rudolf Löwenstein, sind liebevoll geschildert worden, dieser durch Wichert[409]) mehr warm als anschaulich, jener, eine idyllisch joviale Natur, durch Frenzel[410]); sein schon 1883 verfasster, jetzt neu abgedruckter Essay schaut rückwärts auf Dohms glückliche Zurückgezogenheit in Weimar und blickt aus auf die Bedeutung des „Kladderadatsch“, den Böckh im Kolleg dem Aristophanes verglichen, der nicht zum wenigsten Anteil daran hat, wenn die Deutschen sich in ein politisches Volk verwandelt haben. — Ein populäres Bildungsmittel, das ähnlich wie die Zeitungen heute jedermann ein Bedürfnis geworden ist, aber freilich bisher gesundere Kost bietet als sie, — das Konversationslexikon wird nächstens (1896) sein hundertjähriges Dasein feiern. Das Erscheinen der 14. (Jubiläums-)Auflage des Brockhausschen Werkes hat u. a. ein Feuilleton in der NFPr.[411]) veranlasst, das einen journalistisch verbrämten Ueberblick über die lange, rühmliche Geschichte des grossen Unternehmens giebt. —

Das Brockhaussche Konversationslexikon bildet in dem Capitel „Die deutsche Litteratur und das Ausland“ einen der nicht allzuhäufigen Fälle, in denen Deutschlands Einfluss nach aussen hin nicht nur in die Tiefe, sondern auch in die Breite gewirkt hat. Während Vetters[412-413]) oben besprochenes Heft uns einmal wieder vorführte, wie stark und vielseitig Englands Vorbild in unserer Litteratur sich abgeprägt hat, musste erst Carlyle für England die deutsche Litteratur neu entdecken. Das J. 1891 hat aus Anlass seines 10jährigen Todestages und sonst manche Artikel[414-415]) gebracht, die auch seiner Beziehungen zu deutschen Dichtern und Denkern, zumal zu Goethe, nicht vergassen: in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt diese Seite seines Wesens lediglich ein Aufsatz von Conrad[416]), der Carlyle mit Jean Paul vergleicht. Er findet Aehnlichkeiten in ihren Schicksalen, ihrem Mannesstolz, ihrer Religiosität, ihrer Missachtung der Mode; zumal der „Sartor resartus“ sei ganz jeanpaulisch, Carlyles Prof. Teufelsdröckh halb Schoppe, halb Leibgeber. Diesem Einfluss entsprach die Verehrung, die Carlyle für den deutschen Humoristen an verschiedenen, von C. sorgfältig benutzten Stellen an den Tag legt und die ihn Jean Pauls abgeschmackte Form, seinen „encyclopädischen Euphuismus“ allzu leichtherzig entschuldigen liess. —

Politik, wenn auch nicht unbedingt, u. sucht im Sinne Bismarcks auf d. Kronprinzen einzuwirken.) — **407**) × L. B., M. de Bismarck et le Kronprinz avant 1866: RPL. 48, S. 244/8. (Raisonnements auf Grund v. N. 402.) — **408**) Ferd. Wolff, D. rechte Hand Bismarcks. E. Plauderei: NZ. 10, S. 465-72. — **409**) (S. u. IV 2 : 286.) — **410**) K. Frenzel, E. Dohm. Febr. 1883. (= Erinnerungen u. Strömungen. Ges. Werke 1, S. 119-33). (Vgl. JBL. 1891 IV 1 : 39.) — **411**) W., D. 100j. Jubil. e. Buches: NFPr. N. 9810. — **412**) × (S. o. N. 317). — **413**) × M. Koch, Z. Gesch. d. engl. Einwirkungen auf d. dtsch. Litt. im 18. Jh.: ZVLR. 4, S. 120/7. (Bespricht treffend d. Dissertation v. Jenny [JBL. 1890 IV 1 : 126] mit Nachträgen über d. Ausgaben d. Bodmerschen Miltonübersetz., über Parodien u. Bearbeitungen Miltons; v. Rentsch [JBL. 1890 IV 4 : 2]; Braitmaiers „Gesch. d. poet. Theorie u. Kritik“ II., wo Mendelssohn überschätzt werde; v. Weilens Ausg. d. „Briefe über Merkwürdigkeiten“ usw.; d. Arbeiten v. Litzmann [JBL. 1890 IV 4: 166], Merschberger [JBL. 1890 IV 4 : 19], Walther [JBL. 1890 IV 1 : 127].) — **414**) × A. Lill v. Lilienbach, Th. Carlyle. Sein Leben u. Wirken. Zu seinem 10j. Todestage am 5. Febr. 1891: BayreutherBll. 14, S. 36-52. (Gute durchsichtige Darstellung; Goethe lehrte Carlyle, dass es d. Manne auch heute noch möglich sei, e. Mann zu sein; L. vergleicht ihn mit Michelet u. Bog. Goltz.) — **415**) × G. v. Schulze-Gaevernitz, Th. Carlyles Stellung zu Christentum u. Revolution: AZg[B]. N. 114/5. (D. Aufsatz berührt d. dtsch. Litt. nur insofern, als auch hier wieder Carlyles Verhältnis zu Goethe, d. ihm nach Luther d. wichtigste Deutsche ist, beiläufig z. Sprache kommt.) — **416**) H. Conrad, Carlyle u. Jean Paul: Gegenw. 39, S. 309-11.

Für Frankreich ist die deutsche Litteratur bekanntlich etwas früher entdeckt worden. Zwar Rousseau hat nur gegeben, viel gegeben, wie das auch 1891 noch viel besprochene weitausschauende Buch Festers [417-424]) „Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie" (vgl. JBL. 1890 IV 1 : 27) uns für ein vorher minder beachtetes Gebiet dargelegt hat. Aber seine glühend bewundernde Schülerin, Frau von Staël, fand so etwas von den Idealen, die sie durch Rousseau suchen gelernt hatte, in dem unterliegenden Deutschland wieder. Der geistvollen problematischen Frau haben seit Sorels Buch [425-427]) auch Rossel [428]), Faguet [429-430]), Pelissier [431]) anziehende Skizzen gewidmet. — Ihr Buch über Deutschland erschien 1810; dass auch ihr grosser Gegner, Napoleon, schon, bevor er es gelesen, mit genialem Instinkt für die wirklichen Lebensmächte durchgefühlt hat, worin die Stärke des damaligen Deutschland liege, das ist uns wohl noch nie so klar entgegen getreten, wie in Talleyrands lang erwarteten, vom Herzog von Broglie [432-438]) herausgegebenen Memoiren. Sie haben vielfach enttäuscht; man hatte mehr persönlichen Klatsch, hatte Coulissengeheimnisse, Enthüllungen und Selbstbekenntnisse erwartet, während Talleyrand in vornehmer Zurückhaltung durchaus beflissen ist, sich als historische Persönlichkeit grossen Stils darzustellen, und die Weltgeschichte des 19. Jh. wenigstens in ihrer ersten Hälfte sich für uns jetzt überwiegend schon auf offener Bühne abspielt. Nun, solche Enttäuschung pflegen längst verheissene Memoiren immer hervorzurufen. — Aber, was schlimmer ist, man hat Grund gefunden, an der Authentie der B.schen Publikation zu zweifeln. Aulard [439-441]) hat festgestellt, dass Broglie nichts vom Originalms., sondern ausschliesslich eine Abschrift des Royalisten Bacourt vorgelegen hat, der auch sonst als Herausgeber dem Verdacht parteiischer Interpolationen unterliegt; auch durch stilistische Unterschiede, grobe, Talleyrand nicht zuzutrauende Fehler, den Mangel eleganter Porträtskizzen, wie sie im voraus verkündigt waren, glaubt A. die Lückenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit des von Broglie publizierten Textes erweisen zu können. Nicht Alles in seinen Ausstellungen überzeugt. Aber auch wenn er in allem Recht hat, so würde doch die vorausgesetzte Fälschung lediglich in Auslassungen kompromittierender Stellen und in Zusätzen von politisch tendenziöser Art bestehen können. Bei Talleyrands wertvollen Notizen über Napoleons Gespräche mit deutschen Schriftstellern liegt auch nicht der entfernteste Grund vor, warum Bacourt da gefälscht haben sollte; ebensowenig ist es irgendwie wahrscheinlich zu machen, dass Talleyrand da geflissentliche Entstellungen vorgenommen habe, und ich stimme W. v. Biedermann (GJb. 14, S. 282/4) lebhaft zu, wenn er die von Geiger in diesen Jahresberichten (vgl. JBL. 1891 IV 9b : 85) und sonst

---

(Vgl. JBL. 1891 IV 8 : 79.) — **417**) × M. K(ronenberg): NatZg. N. 640, 646; B.: DR. 3, S. 254/5. — **418**) × K. Borinski, Rousseau u. d. dtsch. Geschichtsphilosophie: AZg[B]. N. 284. (Verständnisvolle Würdigung.) — **419**) × M. K., Fester, Rousseau u. d. dtsch. Geschichtsphilosophie: Nation[B]. 9, S. 76. — **420**) × B. Mahrenholtz: ZFranzSprL. 13, S. 274/5. (Bemängelt an Festers Buch d. ungenügende Schätzung d. Voltaireschen Einflusses, d. z. B. bei Lessing u. Schopenhauer über Rousseau hinausgeht, vermisst auch hinlängliche Kenntnis d. Litt. über Voltaire u. Rousseau; rühmt dagegen d. Darstellung d. dtsch. Philosophen.) — **421**) × id. R. Fester, Rousseau etc.: ASNS. 86, S. 112/5. (Im allgemeinen rühmend, findet er über Rousseau nichts Neues gesagt u. d. über Voltaire Vorgebrachte unzulänglich u. nicht richtig.) — **422**) × M.-Fr., R. Fester, Rousseau etc.: LZg[B]. N. 40. — **423**) × M. Groeben, Rousseaus Einfluss auf d. dtsch. Denken: BLU. N. 1. (Tadelt, dass F. Humboldt nicht direkt an Kant u. Schiller anknüpfe, dass er Lessings „Erziehung d. Menschengeschlechts" nicht stark genug beachte, dass er Kant zu sehr als Rationalisten betrachte, dass er Hegels Geschichtsphilosophie zu niedrig, d. Rankes zu hoch schätze usw.; d. ersten beiden Ausstellungen sind wohl zuzugeben.) — **424**) ○ × × O. Gräbner, Z. Rousseau-Litt.: Zeitgeist 19. Jan. — **425**) × A. Sorel, Madame de Staël. |[Ed. Schulte: HZ. 66, S. 163/5. (Betont, dass d. Buch d. Werke d. Lady Blennerhasset jedesfalls durch polit. Urteil überlegen ist.)]| (Vgl. JBL. 1890 IV 1 : 115). — **426**) × Ch. J., A. Sorel, Madame de Staël: RCr. 24, S. 74/9. (Sehr rühmende Besprech.) — **427**) × O. Knauer, Lady Blennerhassets, Frau v. Staël: ZFranzSprL. 13, S. 65-74. (Vgl. JBL. IV 1 : 114; Analyse d. 3. Bandes v. Lady Blennerhassets „Frau v. Staël": gerade dieser Band gilt wesentlich d. Beziehungen d. Heldin in Deutschland; d. Material, auch Ungedrucktes, ist reichlich benutzt, leider verraten zahlreiche ungenaue Wiedergaben u. schiefe Auffassungen d. weibliche Vf.; K. verzeichnet ihre Quellen.) **428**) (S. o. N. 322). — **429**) × × Faguet, Politiques et moralistes du dix-neuvième siècle. I. série. Paris, Lecène, Oudin & Co.: AZg[B]. N. 26. (Geistvolle Essays über Frau v. Staël, Benj. Constant, Guizot). — **430**) × C. G. B., Französische Politiker u. Moralisten d. neunzehnten Jh.: DRs. 69, S. 463/4. (Spricht über N. 429; wesentlich d. Artikel über Jos. de Maistre wird analysiert). — **431**) × J. Sarrazin, Pelissier, Le mouvement litt. au 19. siècle: ZFranzSprL. 13, S. 79-80. (D. Buch handelt nur v. franz. Litt.; aber d. Abschnitt über Frau v. Staël glänzend.) — **432**) Mèmoires du prince de Talleyrand publiés avec une préf. et des notes par le Duc de Broglie de l' Académie Française. 4 Bde. Paris, Calmann Lévy. XXXII, 459 S.; 569 S.; 471 S.; 501 S. M. 37,50. |[Ursus: RPL. 47, S. 315/8]|. — **433**) × Memoiren d. Fürsten Talleyrand, her. mit. e. Vorrede u. Anm. v. Herzog v. Broglie. Dtsch. Orig.-Ausg. v. Ad. Ebeling. 1.—3. Bd. Köln, Ahn. M. 18,00. (Vgl. JBL. 1891 IV 9b : 72). |[v. Gruner: MHL. S. 340; Gesellschaft S. 1155]|. — **434**) × Vorrede d. Herzogs A. v. Broglie zu d. Memoiren d. Fürsten Talleyrand: AZg[B]. N. 33/4. (Abdruck aus N. 433). — **435**) × Talleyrands Memoiren: Grenzb. 2, S. 71/9 (Tadelt an N. 433 allerlei tendenziös preuss. Einschiebsel u. Modelungen). — **436**) × Talleyrands Denkwürdigkeiten: UZ. 1, S. 501/6. (Betont d. unbegreiflichen Versehen u. Nachlässigkeiten d. Anmerkungen Broglies u. schildert Talleyrand als Aristokraten des ancien régime, dem d. Plebejer Napoleon im Grunde immer fatal war.) — **437**) × F. Vogt, D. Memoiren d. Fürsten v. Talleyrand: AZg[B]. N. 69-70. (Excerpte aus Bd. 1 u. 2 v. N. 432). — **438**) × O. Kanngiesser, Aus Talleyrands Memoiren: BerlTBl. 4., 25., 28. Jan. — **439**) F. A. Aulard, Les Mémoires de Talleyrand sont-ils authentiques?: RPL. 47, S. 321/4. — **440**) F. A. Aulard, Les Mèmoires de Talleyrand. Lettre de M. le duc de Broglie et réponse de Mr. Aulard: ib. S. 385/8. — **441**) × Ed. Schulte,

so energisch ausgesprochenen Zweifel an Talleyrands Glaubwürdigkeit in der mit besonderer Liebe ausgeführten Schilderung der „Entrevue d' Erfurt" — sie füllt sein ganzes 5. Buch (1, S. 391-457) — entschieden zurückweist. Berichte verschiedener Personen über dasselbe Ereignis widersprechen sich fast immer; darin liegt gerade ihr Wert; sie sehen das Gleiche von verschiedenem Standpunkt, mit verschiedenen Interessen. Es wird sich meist nicht schlechtweg fragen: wer hat Recht oder Unrecht? noch weniger: wer lügt oder sagt die Wahrheit?; der vorsichtige Kritiker wird, wo die Ueberlieferung an sich unverdächtig ist, viel mehr zu interpretieren als zu athetieren suchen. Wenn man diese Methode anwendet, so bleibt bestehen, dass Talleyrand eine Reihe von thatsächlichen Versehen passiert ist, die leicht zu korrigieren sind, dass aber in allem Wesentlichen an der Richtigkeit seiner Angaben nicht zu mäkeln ist. Talleyrand hat gerade auf diese Berichte überraschende Sorgfalt verwandt: er hat Napoleons Gespräch mit Goethe 2. Okt. 1808, das er allerdings nicht bis zu Ende angehört hat, nicht nur sofort skizziert, sondern sogar Goethe selbst, als dieser ihm am selben Tage unmittelbar vor dem Schauspiel eine Visite machte, zur Prüfung vorgelegt; selbstverständlich hat Goethe lediglich die Korrektheit der Aufzeichnung höflich bestätigt und nicht um ihre Vollständigkeit sich gekümmert; Talleyrands Bericht ist ebenso unvollständig wie der von Goethe selbst, übrigens nicht erst 22 Jahre später (GJb. 14, S. 283; vgl. Tagebuch 25. Apr. 1813) aufgezeichnete. Und ebenso hat Talleyrand Napoleons lange Unterredung mit Wieland und Goethe auf dem Weimarer Hofball 6. Okt. 1808 nicht nur alsbald niedergeschrieben, sondern seine Skizze mit Notizen des Kanzlers von Müller verglichen und obendrein auf einem Diner bei Dalberg (9. Okt.) Wieland gezeigt. Ob er auch über Wielands Dejeunergespräch am 10. Okt. Aufzeichnungen besass, scheint mir nicht so sicher; irrig verlegt er Napoleons Aeusserungen über die genres tranchés, die an Goethe und Wieland auf den Weimarer Ball gerichtet wurden, hierher. Als Talleyrand nun die Memoiren abfasste, hatte er zwar seine Notizen, aber undatiert; die Folge davon war, dass er Napoleons Gespräche mit Wieland zeitlich verwechselte und sich dadurch auch zu anderen Unrichtigkeiten verleiten liess; ähnliche Versehen könnten ihm immerhin auch bei der Redaktion des Gespräches zwischen Goethe und dem Kaiser passiert sein; sicher z. B. hat nicht Goethe selbst, sondern Daru die Rede auf Goethes Uebersetzungen französischer Tragödien gebracht. Natürlich hat Talleyrand ferner nur aufgeschrieben, was ihm interessant war, an erschöpfende Vollständigkeit nicht entfernt gedacht. Dass aber — von Zeit, Ort, Reihenfolge und etwaigen Missverständnissen abgesehen — das wirklich zwischen Napoleon, Goethe und Wieland besprochen worden ist, was Talleyrand vorbringt, dass sein Bericht durchaus als wichtiges historisches Dokument gelten darf, das unterliegt mir keinem Zweifel und wird auch durch den Inhalt, der in beweisenden Partien zu den sonstigen Zeugnissen stimmt, vollauf bestätigt. Was veranlasste nur Talleyrand zu jener gewissenhaften Sorgfalt? Wie selten erzählt er sonst von solchen Gesprächen! Es hat ihm offenbar Eindruck gemacht zu sehen, dass Napoleon sich auf diese Unterhaltungen geradezu vorbereitete, sich Mühe gab, diesen Männern zu gefallen; es amüsierte ihn, wie der Kaiser, dieser geistigen Materien doch nicht immer Herr, die Unterhaltung auf typische Themata, z. B. Tacitus, zu bringen versteht, und Goethes ruhige Würde, die gerade in Erfurt abstechend genug gewirkt haben mag, die behagliche Harmlosigkeit, mit der der redselige Wieland seine unbequem unbefangene Lektion über Tacitus, den Cäsarenschilderer, zum Besten giebt, haben dem Höfling imponiert. Er hatte Freude daran, wenn sein Parvenu von Kaiser nicht unzweifelhaft siegte; mit welchem Vergnügen ärgert er ihn durch ein oft wiederholtes kluges Wort der Königin Luise! Die ausführlichen Mitteilungen über die Gespräche Napoleons mit Goethe (1, S. 426/9, 441/2), von dessen Aussprüchen schon Geiger Andeutungen gegeben hat, und mit Wieland (1, S. 434/7, 442/6), der u. a. sein philosophisches Romangenre verteidigt, bilden durchaus den Höhepunkt der „Entrevue d'Erfurt" in Talleyrands Schilderung; er konstatiert chronologisch wieder ungenau, dass der Kaiser bis zum letzten Augenblick, mit schnöder Missachtung vieler Fürstlichkeiten, sich besonders um „les académiciens de Weimar" (1, S. 452) gekümmert habe. Die Erfurter Tage waren zu einer geistigen Eroberung Deutschlands bestimmt und gerüstet. Daher musste die Comédie française mit; aus dem Munde der französischen Tragiker lässt Napoleon den Deutschen allerlei zeitgemässe politische Weisheit zufliessen, wie Talleyrand sehr hübsch entwickelt (1, S. 403, 429-32): äussert der Kaiser doch zu Goethe: „une bonne tragédie doit être regardée comme l' école la plus digne des hommes supérieurs" (1, S. 442). Beiläufig berührt Talleyrand auch eine Unterredung Napoleons mit Joh. von Müller, den er durch seine geschichtsphilosophische Sicherheit geradezu verblüffte (1, S. 435; vgl. S. 409). Neben diesen Erfurter Begegnungen gab der Wiener Kongress Talleyrand Gelegenheit, deutsche Schriftsteller kennen zu lernen; mit Gentz verträgt er sich vortrefflich, lässt sich von ihm sogar einen Artikel für den Moniteur anfertigen (2, S. 340/1, 346/7; 3, S. 32 usw.), während Wilh. von Humboldt ihn durchaus abstösst, eine beiderseitige Abneigung, die zu Scenen führt (vgl. 2, S. 319, 323, 346); noch 1830, als er mit Humboldts Schwie-

gersohn Bülow diplomatisch zu thun hat, taucht ihm jener alte Verdruss auf: „il a épousé la fille du Guillaume de Humboldt, mais pas la fureur antifrançaise de ce dernier, qui m' avait été si incommode au congrès de Vienne" (3, S. 402). — Wenn Talleyrand stets auf dem Parquet der Höfe und Cabinets lebt, hatte Baron Prosper de Barante, der Freund der Frau von Staël und Chamissos, als napoleonischer Auditeur nur allzu viel Gelegenheit, das Elend zu sehen, das Napoleons Siege über Deutschland brachten. Ihn, der von Frau von Staël gelernt hatte, die Deutschen zu lieben, der Schiller übersetzt und von A. W. Schlegel Ideen über echte historische Forschung in sich aufgenommen hatte, erfüllten jene Eindrücke mit Unbehagen und trüber Ahnung. Leider kenne ich seine Erinnerungen [442]) nur aus einem Feuilleton [443]). — Auch der Schwabe K. F. Reinhard, aus dessen Leben Lang [444-446]) seine interressanten Mitteilungen fortgesetzt hat, trug in der Heimat nicht immer leicht an der Rolle, die er dort in Diensten seines Adoptivvaterlandes zu spielen hatte: doch wusste sich der korrekte pflichtgetreue Beamte um so eher in seine zwiespältige Lage zu finden, als er nie mit dem härtest betroffenen Preussen zu thun hatte. Am 29. Juni 1795 französischer Gesandter bei den Hansestädten geworden, die zu Schlözers und Anderer Entrüstung sehr geneigt waren, mit dem französischen Erbfeind zu handeln und zu unterhandeln, siedelte er nach Hamburg über, wo er sehr gerne weilte, zumal in dem aufgeklärten Hause von Joh. Alb. Heinr. Reimarus und seines Schwiegersohnes Geo. Hnr. Sieveking zu Neumühlen: in diesen Kreisen suchte man ebenso wie Reinhard aus der französischen Revolution trotz allen Erfahrungen das Beste zu machen; hier fand er die Anregung, Kants Traktat „Vom ewigen Frieden" zu übersetzen uud an Sieyès zu schicken; aus dem behaglich glücklichen Reimarusschen Hause holte er sich endlich die Gattin, Christine, der er am Trauungstage 12. Okt. 1796 eine ernste, feierliche deutsche Elegie dichtete, und über die L. allerlei, nicht gleichartige Zeugnisse beibringt: darunter Verse von K. Ph. Conz nach ihrem Tode. In Hamburg lernt Reinhard auch Klopstock kennen, in Wandsbeck Claudius, in Eutin Fritz Stolberg, Joh. Heinr. Voss, Schlosser, Nicolovius, F. H. Jacobi, in Plön endlich besucht er den Oheim seiner Frau, den Rousseaufreund A. von Hennings, gegen den er vergeblich die Revolution zu verteidigen sucht, der aber doch Lafayette viel wärmer begrüsst, als Reinhard das thut. Mit dem Frieden von Campoformio ist dieser wenig zufrieden, besingt ihn aber dennoch auf die, selbst poetischen Bitten seiner Schwiegermutter; gegenüber dem grollenden Oheim führt er die Sache der Republik auch jetzt noch weiter, halb geflissentlich argloser Idealist, halb konstruierender Vernünftler. Nach Florenz versetzt, scheidet er mit einer Abschiedselegie an seine Christine (22. Febr. 1798). Als er 1802 nach Hamburg zurückkehrt, ist er nicht mehr der Gesandte der befreundeten Macht, und er empfindet das selbst im Hause der Verwandten. Dem Deutschen, der zugleich Franzose und Deutscher sein will, thut da der lebhafte, wenn nicht persönliche, so briefliche Verkehr mit Charles de Villers wohl, dem Franzosen, der aus Neigung Deutscher war. Dieser lebte zu Lübeck im Hause Roddes und rühmt brieflich dem Freunde die ausgezeichnete Frau des Hauses, einst Dorothea Schlözer. Villers ging in deutscher Litteratur auf: den Konsul sucht er in Kants Philosophie einzuweihen, über Luther schreibt er eine Preisarbeit für das Institut usw. Dieser zweite unbehagliche Aufenthalt Reinhards in Hamburg dauert bis 1805; da er eine kaiserliche Gewaltthat missbilligt, wird er als Resident nach Jassy geschickt, wohin er mit Ovids „Tristien" in der Tasche ins Exil geht. Unterwegs wird er in Köln durch Boisserée mit Friedr. Schlegel bekannt, um dessen Anstellung er sich wiederholt bemüht hat. Jassy bringt ihm freundliche Beziehungen zu dem österreichischen Gesandten Joh. von Hammer. Zur Erholung geht er 1807 nach Karlsbad, „wo ich die physische Genesung durch den Strudel und die moralische durch meine Beziehungen zu Goethe fand." Seine Bekanntschaft mit dem grossen Menschen macht bei Reinhard in jedem Sinne Epoche. Er begeistert sich für die Farbenlehre, sucht Cuvier und andere französische Gelehrte für sie zu erwärmen, Villers vergeblich zu einer Uebersetzung zu bewegen. In der Einsamkeit seines Gutes Falkenlust bei Bonn empfindet er tief, was Goethe in dieser schweren Zeit für das deutsche Volkstum bedeute; er wendet sich von der Aufklärung und ihrer Frucht, der Revolution, zur Romantik. Freilich der Uebertritt Friedr. Schlegels, mit dem zusammen er den Apollinarisberg bei Remagen gekauft hatte, verstimmt ihn, ohne zum Bruch zu führen. Mit Reinhards

---

D. Memoiren Talleyrands: VossZg^B. N. 20/2. — **442**) × × Souvenirs du Baron de Barante 1782-1866 publ. par son petit-fils Cl. de Barante. Paris, Calman Levy. 1890. — **443**) Ss., D. Erinnerungen d. Baron de Barante 1782-1866: AZg^B. N. 10. (Vgl. JBL. 1891 IV 11 : 18). — **444**) W. Lang, Aus K. F. Reinhards Leben. 1. Aufenthalt in Hamburg (1795-98): DRs. 67, S. 98-125, 208-18. — **445**) id., Aus K. F. Reinhards Leben. 2. Aufenthalt in Hamburg (1802-05): ib. 69, S. 271-87. — **446**) id., Aus K. F. Reinhards Leben. In Jassy. — In Karlsbad. — Am Rhein. (1806-09): ib. S. 382-408. — **447**) G. Wentzel, Magdalene Schweizer. Nachträge zu d. Biogr. Joh. Kasp.

Rückkehr in die französische Diplomatie, mit seiner Gesandtschaft in Cassel 1809 bricht L.s diesjährige Erzählung ab. — Gleich Reinhard hatte die Revolution auch den philanthropischen Sonderling, den schlesischen Grafen Gustav Schlabrendorf, den Eremita Parisiensis, in ihren Bann gezogen. In Paris, wo er bis zum Tode hängen bleibt, lernt er Magdalena Schweizer, die erquickend originelle Gattin des durch Hess interessante Biographie bekannten Züricher Kaufmanns Caspar Schweizer kennen, ohne über sie die Macht zu gewinnen, wie über andere Frauen. Ihre Briefe an ihn, die Briefe Karolinens von Wolzogen an beide, die Wentzel[447]) publiziert hat, lehren uns wieder eines jener seltsamen Freundschaftsverhältnisse kennen, wie sie jene in Kopf und Herz erregte Zeit so reichlich hervorbrachte. Karolinens Brief vom 31. Mai 1803 interessiert auch darum, weil er von Schillers Absicht nach Paris zu reisen, spricht und aus der Atmosphäre der Telldichtung herkommt; Goethes Heirat begreift Magdalena kopfschüttelnd. Ein auf ihre Freundschaft mit Mirabeau bezüglicher Klatsch Joh. Frdr. Reichardts, nach dem sie 1786 mittelbar an der Fehde Lavaters und Mirabeaus Schuld trüge, wird von W. in seiner Unhaltbarkeit blossgelegt. — Ueber die unglückliche Victorine Ackermann, geborene Chuquet, (1813—91) die zu Paris geboren und gestorben ist, aber durch ihren Gatten, wie durch langen wiederholten Aufenthalt in Berlin auch zu Deutschland nahe Beziehungen hatte, hat Haussonville[448-448a]) gesprochen: aus Spinoza und Hegel baute sie sich, früh verwittwet und lebensfeindlich, einen Atheismus zurecht, indem sie Gott zugleich leugnet und hasst: das Ergebnis dieser widerspruchsvollen Weltanschauung sind ihre wenigen „Poésies philosophiques" gewesen. — Von der regen Pflege deutscher Litteratur in Paris vor 1870 erzählt ein aus Wehls[449]) Nachlass publizierter Aufsatz. Namentlich unter Louis Philipp, dessen Schwiegertochter Helene, geb. Prinzessin v. Mecklenburg-Strelitz, selbst deutsch dichtete, deutsche Gedichte sammelte, blühte deutscher Einfluss: aber auch Louis Napoleon kannte noch deutsche Gedichte auswendig. Das Junge Deutschland(?) habe auch Frankreich befruchtet; Gerard de Nerval dichtete ganz im Stil Uhlands und Heines, und Männer wie Thales Bernard, Achille Millien, dessen „Legende vom Wasser" Schillers Glocke nachahmt, gedachten geradezu die edle volkstümliche Lyrik der Deutschen gegen den zunehmenden brutalen Realismus der französischen Litteratur auszuspielen. — Hermann[450]) sucht auch nach 1870 die Wechselbeziehungen als lebhaft und gut darzustellen, sieht z. B. in der Weigerung der französischen Künstler in Berlin auszustellen, lediglich Konkurrenzneid von Paris gegenüber dem stark aufblühenden Berlin. Der fade Optimismus dieses Artikels, der am Schlusse Bismarck die Schuld aufzubürden scheint, wenn wir keine Entente cordiale mit Frankreich haben, ist in dieser Form falsch; berechtigt dagegen Geigers[451]) Hinweis auf die lebhafte wissenschaftliche Arbeit, die man gerade seit 1870 in Frankreich deutscher Sprache und Litteratur widmet und die sich namentlich an Chuquet und Lichtenberger knüpft. —

Ueber den litterarischen Verkehr zwischen Italien und Deutschland orientiert ein kleiner Artikel von Landau[452]), der Gius. Chiarini, E. Nencioni, Bonav. Zumbini als Vermittler der deutschen Litteratur in ihrer Heimat rühmt: während die Italiener besonders wissenschaftliche Bücher, erst in zweiter Linie Heine, Goethe, das Nibelungenlied übertragen, bevorzugen die Deutschen gerade die italienische Poesie, wie Gildemeisters Dante und Paul Heyses Uebersetzungen italienischer Lyriker beweisen.[453]) — Einer in doppelter Hinsicht negativen Beziehung gelten Schultes[454]) an Reuschs bekanntes Buch anknüpfende kritische Bemerkungen über den päpstlichen Index librorum vetitorum, der gegenüber der Litteratur der neuern Zeit weniger fast durch seine Verbote als durch seine Nichtverbote überrascht: gemeinsames Band ist da offenbar die erstaunliche Unwissenheit, die sich schon in zahlreichen lächerlichen Versehen und Sprachfehlern ausprägt. —

Rönnings[455]) mir unzugängliches Buch über das Zeitalter der Aufklärung müsste, wenigstens seinem Thema nach, auch von Dänemarks geistiger Verbindung mit Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jh. handeln. —

Schweizers v. David Hess, her. von J. Bächtold: NZürichZg. N. 268/9, 271/2. — **448**) Haussonville, Mme. Ackermann d' après des lettres et des papiers inédits: RDM. 108, S. 318-52. — **448a**) Ch. Sp. Smith, Mme. Ackermann: MLN. 6. S. 185/7. (Nekrolog d. Dichterin, d. Sm. kannte; aus ihr spreche mehr Kopf als Leidenschaft, sie sei lediglich philos. Freidenkerin, d. d. Elend d. Menschheit kaum kenne.) — **449**) E. französ. dtsch. Dichterschule. Aus d. Nachlasse F. v. Wehls: UZ. 1, S. 153-64. — **450**) F. Hermann, Dtsch.-französ. Wechselbeziehungen seit 1871: VossZg. N. 111. — **451**) L. Geiger, Wie e. Franzose dtsch. Litt. lehrt: BerlTBl. N. 545. (Ueber Bosserts „Histoire abrégée de la littérature allemande depuis les origines jusque en 1870", Paris 1871; vgl. JBL. 1891 I 1:36). — **452**) [M. Landau], Italien. Litt.: Meyers Konv.-Lex. 18, S. 455/9. — **453**) × id., Zu Thiemanns „Dtsch. Kult. u. Litt. d. 18. Jh. im Lichte d. zeitgenöss. italien. Kritik, 1886": ZVLR. 4, S. 253/6. (Rühmender Hinweis; L. vermisst nur e. zusammenfassende allgemeine Charakteristik dieser Kritik; unter seinen Ausstellungen u. Nachträgen e. geistvolles Urteil Benedicts IV. über französ., engl. u. dtsch. wissenschaftl. Litt.) — **454**) Ed. Schulte, D. päpstl. Index d. verbotenen Bücher. VossZg[B]. N. 48/9. — **455**) ×× F. Rönning, Rationalismens Tidsalder. Sidste Halvdel af 18. Aarhundrede. En litterarhist. Fremstilling. 2. Del. Det Ewald-Wesselske Tidsrum 1770-85. Kopenhagen, Schönberg. 492 S. Kr. 6,50. —

IV,2

Lyrik 1891.

Richard Maria Werner.

Mein, durch schwere häusliche Sorgen verzögerter, Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1891 muss wieder nur von einer Unzahl kleinerer Beiträge handeln, denn auch Sokolowsky[1]) bietet nur den Anfang einer allgemeinen Darstellung, die wir von Erich Schmidt erwarten durften. Der bisher gedruckte Teil seiner Arbeit handelt nur vom „Aufleben des Minnesangs in der Wissenschaft bis 1759", fällt daher ausser den Rahmen dieses Berichtes; erst die weiteren Kapitel sollen auch die Erneuerungsversuche der Dichter, die durch die Bemühungen der Wissenschaft angeregt wurden, besprechen. Dieser Abschnitt der Arbeit ist in kurzer Zeit zu erwarten. — Die Sammlung Geigers, „Berliner Gedichte von 1763—1806" (JBL. 1890 IV 1: 78), wurde besprochen, ohne dass dabei etwas herausgekommen wäre[2]). — Buchheim[3]) hat eine für englische Leser bestimmte Auswahl der deutschen Balladen- und Romanzendichtung mit einer hübschen Einleitung versehen, in der er drei Perioden dieser Dichtungsgattung für Deutschland unterscheidet, die erste mit Bürger, die zweite mit Uhland, die dritte mit Freiligrath anhebend; die Bänkelsängerweise der Zeit vor Bürger lässt er als wesentlich verschieden ausser Acht, bei Freiligrath ist ihm das Neue der Tierballade der Anlass zur Periodisierung, was man kaum als berechtigt zugestehen wird. —

Aus Krummachers Besprechung[4]) von Sauers Neudruck der „Freundschaftlichen Lieder" von Pyra und Lange sei hervorgehoben, dass im V. 284 des Lobgedichtes „Das Wort des Höchsten" gegen den englischen Theologen Spencer (Dissertatio de Urim et Thummim 1670) polemisiert ist, ferner dass in 14, V. 33 f. Horaz Quid Tiridaten terreat vorschwebt, endlich, dass in 20, V. 251 statt: „Dein Tscherning, Flemming, neben Rubeens Geist" zu lesen sei „Buchners Geist", da der ältere Rabener, an den man auch denken könnte, den Hallenser Freunden vielleicht nicht bekannt war.[5]) —

Vom jüngeren Hallenser Kreise hat Uz durch Sauers[6]) Ausgabe (JBL. 1890 IV 2 : 3) die Beachtung wieder auf sich gezogen. —

Zu Gleims Grenadierliedern hat Muncker[7]) ein bisher unbeachtetes „Zweytes Siegeslied . . . nach der Schlacht bey Lissa" mitgeteilt, das sich in einer Sammlung „Fortsetzung der Kriegs- und Siegeslieder der Preussen über die Siege bei Lowositz und Lissa" (Berlin 1758) findet; nur zwei Strophen waren aus einer Hs. Gleims bekannt, weshalb auch an Gleims Autorschaft kaum zu zweifeln ist. Muncker macht wahrscheinlich, dass die „Fortsetzung", wie die Sammlung „Kriegs- und Siegeslieder der Preussen", (Berlin 1758) von Lessing oder von Ewald von Kleist herrühre; es sind bibliographische Seltenheiten. Das Gedicht wird abgedruckt. — Gleim[7a]) als Vermittler in dem Streit zwischen Gerstenberg und J. G. Jacobi wird von Schüddekopf[8]) dargestellt; es sind Ergänzungen zu Martins Heft (QF. N.2) auf Grund der Halberstädter Papiere, die Pröhle nur unvollständig verwertete (ZPrGL. 18, S. 538; s. o. IV 1e : 286). —

Sprenger[9]) will im 2. Vers von Pfeffels Tabakspfeife mit Des Knaben Wunder-

---

1) (JBL. 1891 I 2: 3; III 2 : 1.) — 2) Gegenw. 39, S. 152/4; Nation^B. 8, S. 285. — 3) Balladen u. Romanzen. Selected and arranged. With notes and introduction by C. A. Buchheim. New-York, Macmillan. 16° 36,31 S. Sh. 4,00. |[R. M. Werner: DLZ. 1893 S. 1209; F. J. Lawrence: Ac. 40, S. 230; Spectator 67, S. 618/9; NYCritic. 16, S. 246/7.]| — 4) Krummacher, A. Sauer, Freundschaftliche Lieder v. Pyra u. Lange, 1885: ZVLR. 4, S. 134/7. — 5) K. Hartmann, Friedr. Karl Kasimir Frhr. v. Creuz u. seine Dichtungen. E. Beitr. z. Litt.-Gesch. d. 18. Jh. Heidelberg, Hörning, M. 1,80. |[L. Lier: BLU. S. 295/6 (lobt, vermisst d. hist. Einreihung d. Dichters.)]| — 6) LCBl. S. 1325; A. Schroeter: BLU S. 111; Fr. Speyer: ASNS. 86, S. 313; 87, S. 282; SchwäbKron. N. 70. — 7) Fr. Muncker, E. verschollenes Gedicht d. preuss. Grenadiers: AZg^B. N. 257. — 7a) C. Schüddekopf, Zu VLG. 2, S. 17: VLG. 4, S. 187. (E. Jugendgedicht Gleims betreffend.) — 8) id., Zu VLG. 3, S. 178: ib. S. 188-91. — 9) R. Sprenger, Zu Pfeffels Tabakspfeife: ZDU. 5, S. 56. — 10) A. Edel, Pfeffels Tabakspfeife:

horn: „Ein Blumenkopf“ lesen, wogegen Edel[10]) und Puls[11]) an der Lesart „Ein Blumentopf“ festhalten, wenn sie auch rührenden Reim bei Pfeffel nachweisen. Keiner der Genannten hat aber Pfeffels Originalausgaben eingesehen, aus denen sich allein die Entscheidung ergäbe. —

Von dem Dichter der „Göttlichen Oden“ (1755) und eines Bändchens „Lehrgedichte“, Christian Benj. Schubert, giebt Markgraf[12]) die wichtigsten biographischen Daten mit Ausnahme von Geburtstag und- jahr; er starb am 2. April 1762 als Mittagsprediger bei Allerheiligen in Breslau, seiner Vaterstadt. —

Bei der hundertsten Wiederkehr ihres Todestages feierte die Karschin eine rasch vorübergehende Auferstehung, die sie kaum verdient; vielfach wurde sie auch nur als eine kulturhistorisch merkwürdige Erscheinung betrachtet, so von A. v. Winterfeld[13]), der ihr Leben hübsch erzählt, ohne Neues beizubringen. — Holstein[14]) verweilt hauptsächlich beim Magdeburger Aufenthalt der Karschin 1761 und teilt eine Stelle aus Patzkes Brief an Nicolai vom 14. Jan. 1762 mit: „Die Karschin wird hier in verschiedenen Gesellschaften wie ein Wundertier geholt. Ein Tier, das Verse macht. Schöne Rarität.“ — Etwas mehr für die Charakteristik[15]) giebt Schlang[16]), der Versbildung, Ausdruck, Naturgefühl und Begeisterung in ihren Versen findet, aber den süsslichtändelnden Ton, das falsche Pathos und den dürftigen Inhalt tadelt. — Interessante Stimmen der Zeit über die Karschin hat Braun[17]) gesammelt, darunter auch französische, ferner einige Nekrologe; hiedurch bekommt diese Gelegenheitsschrift einigen Wert, was von anderen nicht gilt[18-19]). — Unzugänglich blieb mir ein Aufsatz von Kohut[20]), in dem sich nach Weisstein[21]) anziehende dichterische und briefliche Mitteilungen finden sollen. W. bespricht als Ergänzung die Dichterin Susanna von Bandemer, über die er sammelt. —

Der von Goethe verspottete märkische Schmidt von Werneuchen wurde durch Pröhle[22]) wegen seiner Naturschilderungen gerühmt. Er ist am 23. März (nicht Mai) 1764 in Fahrland bei Potsdam geboren. Seine Gedichte beschreiben mehr die Berliner als die Werneuchener Gegend.[23]) —

Schüddekopf hat das von Joh. Adolf Schlegel herausgegebene „Buch ohne Titel“ aufgefunden und Eug. Wolff[23a]) zur Bearbeitung überlassen; dieser weist nun nach, dass die Mehrzahl der Stücke von Elias herrühren dürfte, so dass ausser zwei neuen Oden besonders mehrere originale Erzählungen in Versen und zwei Bearbeitungen aus Lafontaine, endlich ein Nachspiel nach Le Grand für Elias in Betracht kommen; überdies ergiebt der Druck für die wenigen schon bekannten Gedichte manche merkwürdige Variante. Von Adolf stammen ausser der Vorrede die beiden aus dem Französischen übersetzten Romane, ein Märchen, eine anakreontische Ode und die Nachahmung einer Ode. Die beiden graziösen Erzählungen „Die dresdnische Brücke“ und „Die Grüsse“ hat W. abdrucken lassen. —

Das Motiv in der Schlussstrophe von Matthissons Adelaide: „Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen . . Adelaide“ führt Sprenger[23b]) auf Ovids Metamorphosen 10,113 und 13,392 zurück, wo auch *Αἰ* (*Αἴας*) auf einer Purpurblume erscheint; weitere Belege für das Motiv bringt er aus den Gesamtabenteuern N. 88 (3, S. 591), aus einem bretagnischen Volkslied (Keller-Seckendorff, 1841, S. 242), aus Simrocks Ave Maria und Longfellows Golden Legend bei. —[23c])

Von Bürgers Gedichten erschienen zwei neue Ausgaben: die eine ist nur ein Nachdruck der früheren Auflage, die Einleitung Tittmanns[24]) blieb ganz unverändert, es wurden nicht einmal in Anmerkungen die notwendigen Ergänzungen gegeben; so wird S. XI z. B. gesagt: „Eine ausführliche Darstellung des gegen Bürger geführten Prozesses ist von Karl Goedekes Hand zu erwarten“, während diese Schrift bereits im J. 1873 erschien. Der Einleitung T.s wird man ihren Wert willig zugestehen, sie auch gerne wieder besitzen, aber die Verlagsbuchhandlung hätte doch Sorge tragen sollen, dass wenigstens das wichtigste neue Material dieser Ausgabe zugute komme. Den neueren Leistungen gegenüber hat ein blosser Abdruck der Ausgabe von 1869 keinen Sinn. — Wie sehr durch Aufschluss neuer Quellen die Kenntnis Bürgers bereichert

---

ib. S. 207/8. — 11) A. Puls, Pfeffels Tabakspfeife: ib. S. 209/10. — 12) H. Markgraf, Christian Benj. Schubert: ADB. 32, S. 612. — 13) F. A. v. Winterfeld, Anna Luise Karsch: N&S. 15. S. 66-85. — 14) H. Holstein, Anna Luise Karschin: MagdZg[B]. N. 41. — 15) F. Bornhak, Anna Luise Karsch: Bär 17, S. 236/9. — 16) W. Schlang, Anna Luise Karsch. E. litt. Gedenkbl.: Didask. N. 236. — 17) Jul. W. Braun. D. Karschin: NatZg. N. 585. — 18) × M. Lilie, Anna Luise Karsch, d. dtsch. Sappho. E. Erinnerungsbl. z. 100j. Todestag d. Dichterin: NorddAZg[B]. N. 42. — 19) × A. Kohut, D. dtsch. Sappho: KielerZg. N. 14538. — 20) ○ id. Mitteilungen v. d. Karschin: SammlerA. N. 10/1. — 21) G. Weisstein, Zu A. Kohuts Mitteilungen über d. Karschin: ib. N. 12. — 22) H. Pröhle, Schmidt v. Werneuchen: ADB. 32, S. 24/6. — 23) Eug. Wolff, L. Geiger, Musen u. Grazien in d. Mark. (=Berlin. Neudrr. Erste Serie. N. 4), 1889: ZDPh. 23, S. 379. — 23a) id., D. Buch ohne Titel: VLG. 4, S. 384-406. — 23b) R. Sprenger, Zu Matthissons Adelaide: ZDU. 5, S. 636/9. — 23c) × F. X. Wegele, Eulogius Schneider: ADB. 32, S. 103/8. — 24) Gedichte v. Gottfr. Aug. Bürger. Neue vollst. Ausg. Mit Einl. u. Anm. her. v. J. Tittmann. 2. Aufl. (= Bibl. d. dtsch. Nat.-Litt.

wurde, das beweist die vortreffliche Ausgabe der Gedichte, die Arnold E. Berger[25]) besorgte. Anspruchslos, aber wohl durchdacht ist die Einleitung „Bürgers Leben und Werke"; B. hat sorgfältig die neuere Litteratur benutzt und ist zu einer strengen, nur zu gerechten Wertschätzung des Menschen und des Dichters vorgedrungen. Hervorzuheben ist der Versuch, das Ideal der volkstümlichen Dichtung im Verlaufe der deutschen Litteraturentwicklung zu skizzieren und so für Bürger die richtige Stelle zu gewinnen; diese Skizze verdiente genauere Ausführung und Begründung. Ausgezeichnet ist das Gesamturteil B.s über Bürger: „Es ist eine verkehrt sentimentale Auffassung, Bürger als das unglückliche Genie zu feiern, dessen köstliche Gaben durch widrige Schicksale in ihrer herrlichsten Entfaltung gehemmt und gestört worden seien. Zunächst war Bürger kein Genie, sondern ein Talent mit genialen Augenblicken; nur an dem Geniegefühl hatte er zuweilen seinen vollen Anteil, welches damals auch manchen viel dürftiger Begabten wie eine Kinderkrankheit überkam"; dann seien seine Anlagen weder tief noch ausgiebig, weder durch reife, geistige Bildung noch durch Selbstzucht gehoben gewesen, somit habe er nur durch gesammelte Einseitigkeit, die zur Uebertreibung neigte, zu wirken vermocht. Seinem Leben, wie seiner Poesie ward es verderblich, dass seinem sittlichen Charakter die Keuschheit fehlte. Dem kritisch bearbeiteten Texte folgen zunächst erläuternde Anmerkungen des Herausgebers, dann die Lesarten, und endlich ein alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und der Gedichtüberschriften. B. hat die Gedichte chronologisch geordnet und überall die älteste vollständige Fassung zu Grunde gelegt, während in den Lesarten die Geschichte des Textes wo nötig nach beiden Seiten, zurück zum Urentwurf, weiter bis zur gänzlichen Ueberarbeitung verfolgt wird; wo die Ueberarbeitung eine Umbildung ist, wurde sie in extenso abgedruckt. Die Veränderungen fremder Gedichte für den Musenalmanach, von denen Sauer Proben gab, sind ausgeschlossen worden. Die von Griesebach entdeckte Berliner Hs. Bürgers ist sorgfältig ausgenutzt. Acht Gedichte, darunter 4 bisher ungedruckte, hat B. neu aufgenommen; sie sind nicht gerade bedeutend, auch steht nicht bei allen Bürgers Autorschaft ausser Zweifel, doch mussten sie mit Rücksicht auf die Berliner Hs. eingereiht werden. Ueberall bewährt B. sichere Methode, Takt und Kenntnis, so dass seine Ausgabe, wenn sich nicht noch neues Material findet, wirklich einen Abschluss bedeutet. B. giebt auch Winke für eine genauere Erfassung von Bürgers dichterischer Technik und erwartet Untersuchungen über die Lyrik Bürgers, seinen Zusammenhang mit der Anakreontik, mit dem Volks- und Kirchenliede, mit der Bibel, mit englischen und romanischen Vorbildern, seine stilistischen Kunstmittel, seine Sprache, seine Metrik etc. Hoffentlich fühlen sich Verfasser von Programmabhandlungen und Doktorsdissertationen durch diese Fingerzeige veranlasst, jene Themen zu bearbeiten. — Grisebachs Datierung des Minneliedes (Mai 1774) billigt Sauer[26]), während er die übrigen Ansetzungen verwirft. — Schüddekopf[27]) weist eine Wendung in Bürgers Brief an Schiller (Schnorrs Archiv 14, S. 291) aus Ramlers Ode: „Auf die Geburt des Prinzen von Preussen Friedrich Wilhelms" nach und macht[28]) auf die von Strodtmann und Sauer (JBL. 1890 IV 2: 36) übersehene Antwort Bürgers auf Goeckingks Brief von 2. Nov. 1788 aufmerksam; sie stammt vom 6. Nov. und steht in Tiedges biographischer Skizze von Goeckingk (Zeitgenossen III. 1, S. 48). — Ein Billet Bürgers an Ramler (2. April 1786) hat Wilhelm[29]) drucken lassen. — Zu Bürgers „Kaiser und Abt" bringt von Wlislocki[30]) eine Parallele bei in einem Märchen der Bukowiner Armenier; er vergleicht ein südslavisches Märchen und eine daran sich anschliessende slovakische Erzählung aus Nordungarn und teilt endlich ein ungarisches Märchen in Uebersetzung mit. Seiner Meinung nach steht das armenische Märchen der ältesten bisher noch unbekannten (vielleicht orientalischen?) Fassung dieses Stoffes am nächsten; er zweifelt, ob Bürgers Quelle wirklich die altenglische Ballade sei, möglicher Weise habe Bürger aus mündlicher deutscher Ueberlieferung geschöpft, wie bei der Lenore. — Sprenger[31]) dagegen glaubt, Bürger habe das Percysche crozier missverstanden und daraus „Kreuzchen" gemacht. — Sprenger[32]) hält es sogar für möglich, dass Bürger „Die Kuh" trotz seiner ausdrücklichen Versicherung nicht aus dem Mund eines Maurers sondern aus dem Englischen habe, weil im deutschen Aberglauben der Teufel nicht wie eine Kuh brülle, wohl aber im englischen, wie eine Stelle aus W. Scotts Abbot beweist. — Als eine freie Uebertragung eines Sonetts von Petrarca hat Englert[33]) Bürgers Sonett „Auf die Morgenröte" durch eine Nebeneinanderstellung beider Gedichte dargethan. — Den Stoff der Lenore hat Burgiel[34]) in kleinrussischer Gegend nachgewiesen. — In über-

---

d. 18. u. 19. Jh. Leipzig, Brockhaus. LX, 330 S. M. 2,40. — **25**) Bürgers Gedichte. Her. v. Arnold E. Berger. Krit. durchges. u. erläuterte Ausg. Mit Bild. u. Facsimile. Leipzig und Wien, Bibliogr. Inst. LV, 520 S. M. 2,00. |[DDichtung. 10, S. 128; LZg. N. 276.]| — **26**) A. Sauer, G. A. Bürgers sämtl. Gedichte. Her. v. Ed. Grisebach: DLZ. 12, S. 627. — **27**) C. Schüddekopf, Zu VLG. 3, S. 290: VLG. 4, S. 191/2. — **28**) id., Zu VLG. 3, S. 457: ib. S. 192. — **29**) F. Wilhelm, V. G. A. Bürger: ib. S. 260. — **30**) H. v. Wlislocki, Zu Bürgers „Kaiser u. Abt.": ZVLR. 4, S. 106-12. — **31**) R. Sprenger, Zu Bürgers „D. Kaiser u. d. Abt.": ZDU. 5, S. 275/6. — **32**) id., Zu Bürgers Gedicht „D. Kuh.": ib. S. 276. — **33**) A.

aus fördernder Weise hat Lücke[35]) die Versuche Bürgers, die Ilias ins Deutsche zu übertragen, nach allen Seiten hin erwogen; er giebt die äussere, wie die innere Geschichte, erzählt die verschiedenen Wandlungen des Plans und der Ausführung, zieht die Stimmen der Freunde wie der Gegner an, beachtet die vorausgegangenen und gleichzeitigen Versuche, handelt einsichtig über die Wahl des Metrums und bietet zum Schlusse mancherlei Verzeichnisse, aus denen sich Bürgers Art der Uebersetzung (Wahl alter Wörter, Freiheiten und Kühnheiten) gut entnehmen lässt. So hat er ein Kapitel aus der Geschichte der Homeraneignung mit Geschmack und Verständnis geschrieben. Seine Arbeit muss jeder beachten, der sich für Bürger und für die Homerübersetzungen interessiert. Die Stellung der Weimarer Dichter zu Homer wird gestreift, und besonders ihr Eintreten für Bodmer gegen Stolberg gewiss richtig erklärt. Einige Male wird auch der Einfluss von Bürgers Wortbildungen auf Voss dargelegt und so die Wirkung der Bürgerschen Thätigkeit nach dieser Seite charakterisiert.[36])—

Seine ersten Mitteilungen über das Leben des als Mensch sympathischen „Barden von Riva", Franz Joseph Benedict Bernold (vgl. JBL. 1890 IV 2 : 17) ergänzte Götzinger[37]) nun in willkommener Art. Während in jenem Hefte mehr die politische Thätigkeit Bernolds geschildert worden war, erfahren wir nun Näheres über sein Dichten. In der Einleitung rekapituliert G. kurz das Leben des Barden, giebt dann Rechenschaft über seine hs. Quellen zu den folgenden Abschnitten und handelt darauf über einzelne Zweige von Bernolds Schriftstellerei, wodurch wir Einblick in die Seele eines begeisterten Dilettanten gewinnen. Das Hauptwerk Bernolds, die Telliade, zu der er schon in seiner Jugend sich entschloss, wurde 1792 begonnen und bis zum 6. Gesange geführt, aber erst nach längeren Unterbrechungen im Dec. 1797 vollendet. Interessant ist die Vorrede, die voll patriotischer Freude den Schweizern eine „National-Epopöe" verspricht; damals fasste man eben den Begriff Nation noch sehr partikularistisch auf. Bernold wählt als geeignetsten Stoff das Leben Tells, das er etwas frei zu komponieren für sein dichterisches Recht hält. Er kennt die Aehnlichkeit mit der „dänischen Anekdote von Harald und Tocho," glaubt aber an eine doppelte Tradition, weil nach einer Volkssage der Hasliländer sich in den uralten Zeiten eine dänische Kolonie daselbst niedergelassen habe. Für Tell begeistert er sich, weil dieser nicht nur ein grosser, sondern, wie sein Tod beim Versuche, ein Kind den Fluten zu entreissen, bezeuge, auch ein guter Mann war. Für den Epiker biete das Leben Tells den Vorteil, dass er Unvollkommenheiten hatte, dadurch erhalte es „den (wiewohl im Ganzen genommen irrigen) Beifall einiger Kunstrichter, dass vollkommen tugendhafte Helden sich für die Epopöe nicht schicken." Aus dieser Bemerkung ersieht man schon, wie sich Bernold der neueren Zeit gegenüber auf einem veraltenden Standpunkt erhielt, und so sieht er auch, obwohl er Goethes „Werther" citiert, zur Henriade Voltaires mit den Augen der früheren Epoche auf. Für die Fehler Bodmers ist er nicht blind, dafür schätzt er Klopstock; höher als Homer stellt er Ossian, weil dieser unserer Natur näher kommt. Merkwürdig nimmt sich in seinem Munde die Betrachtung über die Regel und die Freiheit des Dichters aus, es ist wie ein Nachklang des Sturms und Drangs: „Und wo nahm denn Ossian seine Regeln her? aus der Natur —". Statt der antiken Mythologie, der Allegorie moralischer Eigenschaften (wie Voltaire), des Geistersystems von Milton und Klopstock, das ihm für sein politisches Unternehmen nicht profan genug erschien, nahm er die Personifikation der Freiheit und des Despotismus als die zwei widerstreitenden Prinzipien und gesellte ihnen historische Personen früherer Zeit als einen Geisterstaat. Wie G. erzählt, wurde übrigens diese mythologische Maschinerie auf den Rat des Dr. Amstein zu Zizers — desselben, der gegen Schillers Angriff auf Graubündten in den „Räubern" protestiert hatte — sehr reduciert, so zwar, dass aus den ursprünglichen 12 Gesängen schliesslich nach ausgiebigen Streichungen 10 wurden. G. giebt nur einen Auszug aus dem Gedicht mit einzelnen Proben, stützt sich dabei aber auf eine vom Dichter selbst verfasste Epitome. Die in Hexametern gedichtete Epopöe beginnt mit dem Bau von Gesslers Twinguri, dann gehen Tells Schicksale und die Verschwörung in wechselnder Verschlingung mit Rückblicken auf die Vergangenheit der Schweiz; ich bezeichne nur die Hauptpunkte: Aufrichtung des Hutes, Tell missachtet den Befehl absichtlich, der Apfelschuss, die Andeutung über den zweiten Pfeil erhält Meinhard, Gesslers Vertrauter; dann die Rütliscene; Tell wird gefangen, rettet sich durch den Sprung; ein Monolog Tells vor der That, endlich der Schuss, mit dem geendet wird. In einer grossen Vision hat die Freiheit dem gefangenen Tell die Zukunft der Schweiz enthüllt. Von den mitgeteilten Episoden verdient die Erzählung über Rudolf

---

Englert, Zu Bürgers Sonett: Auf d. Morgenröte: ZVLR. 4, 385/6. — 34) W. Bugiel, E. kleinruss. Version d. Lenorensage: ASPh. 14, S. 146/8. — 35) O. Lücke, Bürgers Homerübers. Progr. d. Gymn. Norden. 4°. 39 S. — 36) × A. Sauer, Bonet-Maury, G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. 1889: DLZ. 12, S. 1709. (Sehr lobend; vgl. JBL. 1890 IV 2 : 35.) — 37) Aus d. Papieren d. Barden v. Riva. Telliade. Andachtsbuch. Briefwechsel mit Hautli, Stadlin, Müller-Friedberg. Her. v. E. Götzinger.

von Habsburg wegen der durch die Gleichheit der Quelle bedingten Aehnlichkeit mit Schillers Ballade hervorgehoben zu werden. Mit Recht betont G. in seiner nur allzukurzen „Beurteilung" der Telliade den Einfluss Klopstocks und Vergils, macht er auf einzelne Mängel der Sprache aufmerksam und rühmt er den Hexameter; doch hätte all das Vertiefung wohl ertragen. Am wichtigsten ist aber G.s Hinweis, dass in der Epopöe nicht so sehr die Gründung der Eidgenossenschaft als Zustände von Bernolds Zeit behandelt werden: die Ideen der französischen Revolution und ihre Rückwirkung auf die Schweiz begeistern den Dichter. Nach den Proben zu urteilen, würde sich eine vollständige Ausgabe der Telliade wohl lohnen, vielleicht fände sie in der Schweizerischen Bibliothek einen Platz. Weiter berichtet dann G. über ein von Bernold zusammengestelltes hs. Andachtsbuch, das nach lateinischen Gebeten 16 geistliche Lieder Schubarts enthält, ferner drei politische Abhandlungen und Betrachtungen: 1. Erhebung seines Geistes zum Schöpfer, am Tage der Geburt, unterschrieben Chronegk, 2. über des Herrn Abendmahl von Ludw. Theobul Kosegarten, 3. über wahre Grösse von unbekanntem Vf. Den Schluss des Bandes bilden deutsche religiöse Gedichte, von denen manche Bernolds Eigentum sind; ihrem Charakter nach sind sie frei von konfessionellen Zügen und enthalten „mehr Weisheit, Dank, Lob, als Glauben". Einzelnes — aber nicht bloss von Bernold Verfasstes — hat G. citiert; alles verzeichnet er mit Angabe der von ihm entdeckten Quellen in der Reihenfolge der Hs. Seine diesmaligen Mitteilungen aus Bernolds Nachlass beendet G. mit dem Abdrucke von Briefen an den Dichter, die er mit Einleitungen und Anmerkungen versieht. Bei den Briefen Joh. Nep. Hautlis erhalten wir auch einen Neudruck des Gedichtes „Das Waldkirchlein" von Hautli (1817), in Nachahmung der Hallerschen Alpen gedichtet. Erwähnt sei die Stelle über Franz Xaver Bronner (S. 338), die liebevolle Aeusserung über Hebels Gedichte (S. 355, 357); sonst drehen sich die 18 Briefe (1790—1825) um Persönliches, sie machen den Eindruck, als stammten sie aus der ersten Hälfte des 18. Jh. Von Franz Carl Stadlin rühren 15 Briefe aus den J. 1809—25 her, hauptsächlich den Lebensverhältnissen und Erinnerungen dieses merkwürdigen Mannes gewidmet; G. giebt einen kurzen biographischen Abriss und gedenkt des Romanes „Idda von Toggenburg" (Bregenz 1800). Die Briefe sind voll origineller Wendungen, wenn auch derb und sprudelnd; stark tritt die Verehrung Napoleons hervor. Zum Schlusse kann G. den Briefwechsel zwischen Bernold und Müller-Friedberg bieten, der aus den J. 1807—34 an Schreiben und Zetteln 101 Nummern enthält, trotzdem sich grosse Lücken in der Korrespondenz finden. Da die beiden Männer viel Geschäftliches zu besprechen hatten, legt G. mitunter nur einen Auszug vor, dafür sind die litterarischen Stellen, meist Beiträge zum „Erzähler" betreffend, vollständig abgedruckt. Ueber Wessenberg (S. 393), Conrad Näf, über den von Bernold überschätzten Karl Gallati von Näfels [38]) (S. 402), über A. Stähele (S. 431), über Joh. Ant. Henne (S. 434) und andere Schweizer Dichter wie Dichterlinge finden sich gelegentlich Urteile; viel ist von Bernolds Gedichten die Rede, die er zum „Erzähler" beisteuert, manche hat G. aufgenommen. Dass auch die Zeitereignisse mit hereinspielen, setzt bei dem Charakter der beiden Freunde nicht in Erstaunen; so steht Napoleon, dann der unglückliche Sand vor uns. Einige Male wird von den schwäbischen Dichtern gesprochen, die Müller-Friedberg bei seinem wiederholten Aufenthalt in Stuttgart kennen lernte, besonders von Haug. Im ganzen ist die Lektüre der Korrespondenz etwas ermüdend; der Engländer würde diese Briefe old stylde nennen. Jedesfalls rücken uns aber G.s Schriften die Figur des altfränkischen Mannes Bernold wieder näher, und wir empfangen den Eindruck, wie langsam litterarische Richtungen sich verbreiten. —

Ausserordentlich zahlreich sind die Aufsätze, die an Chr. Dan. Schubarts hundertstem Todestage dieses „Opfer der Tyranney" besprachen. Dabei kam einiges neue Material zu Tage. Ein unbedeutendes Gedicht vom 6. Nov. 1790 „zur Feier des 36. Geburtstages des Prinzen, nachmaligen Königs, Friedrich von Württemberg" hat von Schlossberger [39]) drucken lassen. — Der Prolog zur Emilia Galotti hat sich als Einzeldruck vom 1. Juli 1776 gefunden. [40]) — Aus drei Briefen, die von Schlossberger [41]) auffand und veröffentlichte, geht hervor, dass die „Hoheit in Mömpelgardt" (Strauss 2, S. 253), Prinzessin Friederica Dorothea Sophia geb. Prinzessin in Preussen, nach dem Empfange des ersten Bandes von Schubarts Gedichten 1785 ein Geldgeschenk für den Dichter beabsichtigte; sie wandte sich an den Hofrichter und Hofrat Joh. Heinr. Mögling um Rat über die Höhe und Form des Geschenkes, der wieder vom General von Hügel Bericht erbat. Dieser war der Meinung, da Professor Schubart „ganz auf Herzogliche Unkosten erhalten wird und ihm nichts abgehet," die zugedachte Belohnung der Frau

---

(= MVtGStGallen 4, S. 271-515). St. Gallen, Huber & Cie. (E. Fehr.) 243 S. M. 6,00. — **38**) ○ J. Kuoni, Karl Gallati von Näfels: Glarner Nachr. 1890 N. 155-62 (Erwähnt v. Götzinger). — **39**) A. v. Schlossberger, Ungedrucktes Gedicht Ch. F. D. Schubarts: BBSW. N. 4/5. — **40**) E Einzeldruck Ch. D. Schubarts: VLG. 4, S. 512. — **41**) A. v. Schlossberger, D. Hoheit in Mömpelgardt u. d. Dichter Schubart: BBSW. N. 6/7. —

und den Kindern Schubarts zuzuwenden; ob dies geschah, ist den Akten nicht zu entnehmen. — Besonders über Schubarts letzte Krankheit und seinen Tod geben einige Briefe an seinen Bruder Konrad, Stadtschreiber in Aalen, Aufschluss, die Schanzenbach[42]) auszugsweise drucken liess. — Aus J. G. H. Feders Selbstbiographie wurde von einem Anoymus[43]) eine interessante Stelle über Schubarts Studienzeit in Erlangen mitgeteilt; gerühmt wird Schubarts Klavierspiel, besonders sein Phantasieren, seine Begeisterung für Homer, Klopstock, Bach und König Friedrich; einmal nach einem Kolleg bei Succow sagte Schubart zu Feder: „Wenn Succow noch oft so liest, so kommt er neben Bach und Klopstock!" Schulden halber machte Schubart Bekanntschaft mit dem Carcer. Ein Besuch Bahrdts bei Schubart in Ulm (Ostern 1775) wird nach Bahrdts Selbstbiographie erzählt. — Am wichtigsten sind die Notizen Wohlwills[44]) zur Biographie Schubarts. Zuerst stellt er den Geburtstag des Dichters (24. März 1739) aus dem Taufbuche fest, so wie den 17. Juli 1736 als den Trauungstag von Schubarts Vater, der übrigens in Obersontheim nur Kantor und deutscher Schulmeister, nicht Präceptor (d. i. Lehrer an einer Lateinschule) war. Ein sehr günstiges Urteil über Schubart fällt sein Lehrer, der Rektor der Schule zum heil. Geist in Nürnberg, der auch die „Geschicklichkeit zur deutschen Dichtkunst" hervorhebt. Ueber Schubarts Schulden in Erlangen handeln mehrere Briefe seines Vaters; noch später werden an den Aalener Magistrat Aufforderungen von Erlangen aus gerichtet, die Schulden einzutreiben. Aus der Geislinger Zeit wird ein günstiges Zeugnis vom 14. April 1769 beigebracht, das Schubart als Prediger lobt. Die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, dass Oesterreich die Gefangensetznng Schubarts bewirkte, wird mit guten Gründen nochmals dargethan. Ein Brief des jungen Ludwig Schubart zum Neujahr 1781 beweist, dass der Herzog 1780 „die baldige Rück-Kunft" des Dichters versprach; was die Erfüllung dieses Versprechens zunichte machte, wissen wir nicht, keineswegs „die Fürstengruft", da sie schon vor dem 14. Okt. 1780 gedichtet sein muss. Ueber die preussischerseits veranlasste Befreiung bringt W. nichts Neues, nur macht er darauf aufmerksam, dass Schubarts erstes Gedicht auf Friedrich den Grossen (Hauffs Ausg. S. 165) in Berlin zahlreich verbreitet wurde, nicht „Friedrich, der Einzige. Ein Obelisk." — Alle diese Kleinigkeiten galten nur, Wohlwills[45]) Biographie zu entlasten. Sie stellt mit Geschick und Geschmack die sicheren Daten zusammen, ohne eine Charakteristik zu versuchen. — Sehr instruktiv hat Holder[46]) die pädagogischen Talente Schubarts nach den Diktaten abgeschätzt und auf die wichtigsten Seiten seines Sprach-, Sach- und Gesinnungsunterrichts hingewiesen; er sieht in Schubarts Geislinger Thätigkeit das Streben, eine ortsbürgerliche Vor- und Fachschule zu schaffen, und meint, die Schubartsche Oberstufe dürfte ihrem innersten Wesen nach geeignet sein, einer richtigen Volksschulfortbildung als Vorbild zu dienen, wenn auch manches Allzuderbe seiner Weise für die heutige Zeit nicht mehr passe. — Aus der beachtenswerten Darstellung Solgers[47-48]) sei die Nachricht hervorgehoben, dass Schubarts Grossvater, seit 1704 Kantor in Altdorf, 1721 abgesetzt wurde und in Nürnberg ohne Dienst starb. — Hauptsächlich den Patrioten und den Journalisten Schubart behandelt ein Festartikel[49a]). — Durch einen sonst nichts Neues enthaltenden Artikel von Stein[50]) erfahren wir Näheres über das Denkmal, das Schubart in Aalen[51-52]) gesetzt wurde. — Aus all dem Wust von Gelegenheitsartikeln[53-59a]) ragt nur Wittmanns[60]) Feuilleton heraus, das ein anmutiges kulturhistorisches Bild aus dem 18. Jh. bringt. — Nicht überzeugend ist die Ansicht Grafs[61]), dass Uhland in seiner Ballade „Des Sängers Fluch" als Alten mit grauem Haar Schubart, als Jungen Schiller dargestellt habe, während man sich die Deutung des Königs auf Herzog Karl von Württemberg eher gefallen liesse, als die frühere auf Napoleon. Doch ist die ganze Deuterei nicht nötig, wie Werner (VLG. 1, S. 503) gezeigt hat. —

Das Schubartjubiläum lenkte auch wieder auf Ludwig Schubart die Aufmerksamkeit. Wohlwill[62]) hat aus Hss. und Akten manches Neue hervorgeholt[63]),

42) O. Schanzenbach, Aus ungedr. Schubartpapieren: SchwäbKron. 10. Okt. — 43) th., Zu Schubarts Biographie: ib. 21 Nov. — 44) A. Wohlwill, Schubartiana: ASNS. 87, S. 1/32. — 45) id., Schubart: ADB. 32, S. 588-99. — 46) A. Holder, D. Dichter Chr. Schubart als Lehrer. E. Beitr. z. Gesch. d. Erzieh. u. d. Unterr.: MGESchG. 1, S. 131/8. — 47) H. Solger, Schubart, e. Opfer d. Tyrannei: FränkKur. N. 513. — 48) ○ × id. Z. Erinnerung an Schubart: Gesellschaft 2, S. 1393-1404. — 49) R. Sch., Zu Schubarts Todestage: SchwäbKron. 10. Okt. — 50) Ph. Stein, Aus Sturm u. Drang. Zu Schubarts 100j. Todestage: SammlerA. N. 121. — 51) ○ × Schubartfeier in Aalen: FZg. N. 327. — 52) × Schubart-Denkmal: HambCorr. N. 182. — 53) × Ph. Stein, Zu Schubarts 100j. Todestage: Didask. N. 237. — 54) × J. Ohlsen, E. Dichter im Kerker (Erinnerung an Schubarts 100j. Todestag): VolksZg. 10. Okt. — 55) × F. A. v. W(interfeld), Chr. D. Schubert. In seinem 100j. Todestag: KölnZg. N. 823. — 56) × Th. Ebner, E. schwäb. Dichter aus d. Sturm- u. Drangperiode: NBllSüddEU. 20, S. 225-41. — 57) × Aus d. Haftzeit Chr. F. D. Schubarts auf d. Hohenasperg: VossZg^{B}. N. 41. — 58) ○ × Schubart: Fremdenbl. N. 278. — 59) × D. Saul, Chr. F. D. Schubart: FZg. N. 283. — 59a) × D. Gefangene v. Hohenasperg: LMerk. 11, S. 329-30. — 60) H. W[ittmann], Chr. F. D. Schubart: NFPr. N. 9743. — 61) M. Graf, D. Hist. in Uhlands Gedicht: „D. Sängers Fluch": Sammler^{B}. N. 141. — 62) A. Wohlwill, Ludw. Albr. Schubart: ADB. 32, S. 602. — 63) (S. o. N. 44). — 64) O.

besonders zwei bisher ungedruckte Briefe an Schiller. — Dann hat Schanzenbach[64-65]) mehrere Briefe Ludwigs an seinen Oheim veröffentlicht; die ersten geben eine Schilderung der Studien in der Karlsschule, weitere dann Nachrichten über politische Verhältnisse, über den Tod Julchens, seiner Schwester, über seine Arbeiten; besonders interessant ist eine Stelle vom 6. Jan. 1804 über die Zeitungsschreiber: „Gott behüte mich in Deutschland vor dem Zeitungsschreiben, da mir mein leiblicher Vater eine so abschreckende Lektion gegeben hat!" —

Für einen anderen Stürmer und Dränger, für den unglücklichen Lenz, hat nun Weinhold[66]) durch die Verwertung des Sieversschen und Maltzahnschen Nachlasses die sichere Grundlage zur Beurteilung der lyrischen Fähigkeiten geschaffen, wie er schon durch frühere Publikationen das Bild des Dramatikers ergänzte. Diesmal giebt er die erhaltenen Gedichte Lenzens in chronologischer Folge mit biographischen und bibliographischen Anmerkungen und schickt eine kurze Lebensgeschichte für das weitere Publikum voraus. Es sind 110 Gedichte abgedruckt, alle nach den Hss. oder ersten Drucken und mit kritischem Apparat; bisher unbekannt sind die Nummern: 4. Glückwunsch für seinen Bruder (11. Okt. 1767); 5. Gedicht zum Geburtstag (1768); 11. Verse auf die Nachricht von dem Tode der . . . Sczibalski (1771); 23. An **; 33. Lied zum teutschen Tanz; 35. Fühl' alle Lust . . ; 61. Yarrows Ufer; 67. Trost (wovon bisher nur 10 Verse gedruckt waren); 69. Abschiedsode; 72. Auf einen einsamen Spaziergang; 82. Beruhigung; 93. Zwei Scherze; 94. Rätsel auf Pfeffel; 98. Hymne; 102. Bei der Wiederverheiratung seines Vaters; 103. Empfindungen eines jungen Russen; 104. Auf . . (ein) . . Monument; 105. Auf den Tod . . Scheremetjeff; 108. An Pastor Dingelstedt; 109. Wie mit dem Krieg . . . ; 110. Weh den Verblendeten . . . Manche waren wohl schon gedruckt, aber unbeachtet. Ferner (S. 326) werden dann noch einige Reimereien aus Lenzens letzter Zeit verzeichnet. Leider hat W. weder ein Inhaltsverzeichnis, noch eine Liste der Gedichtanfänge beigegeben. Seine chronologischen Bestimmungen verdienen vollste Beachtung, ebenso seine scharfe Brandmarkung Falcks.[67]) —

In der ADB. erschienen einige Biographien vereinzelter Liederdichter, zunächst geistlicher, leider alle ohne nähere Charakteristik, meist auch ohne neue biographische Resultate.[68-72]) — Auch über den Dichter des bekannten Studentenliedes „Vom hoh'n Olymp herab," Schnoor, vermag Beneke[73]) nichts Neues zu berichten. — In Schmidts von Lübeck[74]) Gedicht „Paul Gerhardt" fasst Sprenger[75]) das „deucht" der 9. Strophe als Präsens, nicht als Präteritum, wie andere Erklärer.[76]) — Der hauptsächlich als Philologe und Kunsthistoriker bedeutende Schweighäuser hat durch Michaelis[77]) eine ausführlichere Würdigung erfahren, die auch auf seine Gedichte eingeht, die Nachahmung Pfeffels und Voss, später Matthissons nachweist, so wie der Verbindung mit den Romantikern und der Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich gedenkt. —

Einiges geschah in kleineren Beiträgen für die Geschichte der älteren Schweizer Lyrik[78-80]), besonders für die Familie Schulthess, mit dem Freunde Klopstocks und Gessners Johann Georg an der Spitze, fand in Hunziker[81]) ihren Biographen. — Sehr willkommen behandelt Wyss[82]) den Züricher Bildhauer und Dichter Heinrich Keller, durchaus auf Grund eines reichen hs. Materials. Keller war am 17. Febr. 1771 geboren und starb am 21. Dec. 1832 in Frascati; wir erfahren die Hauptdaten seines Lebens, meist aus den Briefen an seinen Freund Horner, hören von seinen dichterischen und plastischen Arbeiten, folgen ihm nach Italien, in die Gesellschaft der römischen Fremdenkolonie und bekommen nebenbei mancherlei gelegentlichen Aufschluss; so wird (S. 16) ein interessantes Urteil über Kellers Freund Heinrich Meyer (den Kunschtmeyer) mitgeteilt, an einer anderen Stelle (S. 31) der unzweifelhafte Beweis erbracht, dass die Schiller zugeschriebene Elegie „An Karl Katz nach Subiacco" (Goedeke 11, S. 420) von

---

S[chanzenbach], Aus unveröffentl. Schubartpapieren: SchwäbKron. 31. Okt. (S. 2183). — **65**) id., Schubartisches. Nach unveröffentl. Papieren: ib. 21. Nov. — **66**) J. M. R. Lenz, Gedichte. Mit Benutzung d. Nachlasses W. v. Maltzahns her. v. K. Weinhold. Berlin, Hertz. XXII, 328 S. M. 6,00. |[F. Bienemann: BLU. S. 666; HambCorr[B]. N. 2; DRs. 66, S. 144/5; Grenzb. 1, S. 619/20; PrJbb. 67, S. 227/8.]| — **67**) ○ × P. Falck, Vorläufige Erklärung in Sachen d. Lenz-Werke d. Herrn K. Weinhold: Gesellschaft 1, S. 444/6. — **68**) × l. u., S. F. Schulze: ADB. 33, S. 18. — **69**) × G. Bossert, Joh. Ulr. Schwidrazheim: ib. S. 470/1. (Stellt e. selbständ. Charakteristik in Aussicht.) — **70**) × l. u., Joh. Ferd. Seiz: ib. S. 667. — **71**) × id., Chr. Schreiber: ib. S. 471/2. — **72**) × J. A. Wagenmann, Joh. Gottfr. Schöner: ib. S. 297/9. — **73**) O. Beneke, Heinr. Christ. Schnoor: ib. S. 180/1. — **74**) × F. Brümmer, G. P. Schmidt v. Lübeck: ib. S. 18/9. — **75**) R. Sprenger, Zu Schmidt v. Lübecks „Paul Gerhardt": ZDU. 5, S. 639. — **76**) C. E. Carstens, C. H. Schütze: ADB. 33, S. 137/8. — **77**) Ad. Michaelis, Joh. Gottfr. Schweighäuser: ib. S. 351/7. — **78**) × Ad. Frey, Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis. Frauenfeld, Huber. 1889.: |[LCBl. S. 660/1 (im ganzen anerkennend); H. Wölfflin: ADA. 17, S. 340/1; A. Chuquet: RCr. N. 9; M. v. K.: HZ. 67, S. 172.]| — **79**) × Aus alt fry Rhätia (D. Familie v. Salis): HPBll. 107, S. 595-604. — **80**) × H. Kling, Mozart u. Grétry in Genf: SchwMusikZg. 31, S. 122/3, 130/1 (darin etwas zu Gessner). — **81**) J. Hunziker, Schulthess: ADB. 32, S. 696/700. — **82**) B. Wyss, Heinr. Keller, d. Züricher Bildhauer u. Dichter. Frauenfeld, J. Huber.

Heinrich Keller herrühre; ferner (S. 45) giebt es eine scharfe Ablehnung von Z. Werners „Weihe der Kraft", findet sich (S. 42) eine Schilderung des Zusammenlebens mit Ludwig Tieck und Sophie Bernhardi. Die Charakteristik der Kellerschen Dichtung ist etwas zu kurz gekommen, doch scheint W. eine Auswahl vorzubereiten und wird dann Gelegenheit haben, diese Lücken auszufüllen. Jedesfalls hat W. das Verdienst, uns einen Zeitgenossen unserer Klassiker, mit ihnen einig in der Schätzung der Antike, wieder näher gerückt zu haben.[83-83b]) —

Wir kommen zu den Dichtern der Befreiungskriege. Ueber die Sintflut von Aufsätzen, die uns Körners 100. Geburtstag gebracht hat, wurde schon an anderer Stelle (JBL. 1891 IV 4 : 38—107) gehandelt, soweit das Drama in Betracht kommt. Hier kann nur für den Lyriker Körner eine Nachlese gegeben werden, obwohl nicht viel herauskommt. Die meisten Vff. haben sich begnügt, die bekannten Thatsachen mit mehr oder weniger geschmackvollen Phrasen zu umkleiden. Ja, der hurtige Vielschreiber Kohut[84]) hat sogar ein dickes Buch zusammengeschlagen, von dem bereits mehrere Auflagen nötig wurden, und doch besteht das ganze bis auf den Anhang aus einem kritik- und geschmacklosen Cento; seitenweise wird z. B. Försters Einleitung zur Hempelschen Ausgabe geplündert, obwohl Latendorf auf das Trübe dieser Quelle wiederholt hingewiesen hat. K. versteht es nicht einmal, den Stoff irgendwie zu gliedern (dasselbe Gedicht wird z. B. S. 47 und S. 67 für verschiedene Zeiten citiert!); nur Phrasen zu machen, um die ihn Wippchen beneiden kann, das versteht er meisterhaft. So könnte man sein Buch ruhig zu anderen wertlosen Schreibereien legen, wenn nicht der Anhang verschiedenes neue Material enthielte. Zuerst ein humoristisches Gedicht „Der dankbare Nabob", ein begonnener, von Theodor abgeschlossener Brief Tonis an seine Mutter, verschiedene Briefe der Familie Körner an Theodor, an Böttiger, an Frau Ayrer, einen Aufsatz Chr. Gottfr. Körners „Ideen über Freimaurerei", einen Bericht Försters über Theodor. Aus dem Briefe des Vaters Körner an Fr. Schlegel (Töplitz, 28. Mai 1813) sei die interessante Stelle citiert: „Goethe sehe ich oft, aber über das, was mich jetzt am meisten interessiert, lässt sich mit ihm nicht sprechen. Er ist zu kalt für den Zweck, um zu hoffen. Jede Entbehrung und Unruhe ist ihm daher ein zu kostbares Opfer. Um seine und vieler anderer Leute höhere Weisheit beneide ich Niemanden." Köstlich ist der Brief Minna Körners vom 26. Nov. 1810 an den Sohn mit einer Sage über Weimar. Aus K.s Buche sei noch die Kollation der Berliner Hs. von „Leyer und Schwert" (S. 239) erwähnt. — Ein ungedrucktes Gedicht Körners hat sich in einem Stammbuch (s. u. N. 309) gefunden. — Die ersten Niederschriften zu Leyer und Schwert[85-86]) wurden vom Grafen August Fries auf Schloss Czernahora in Mähren dem Dresdener Körnermuseum zum Geschenk gemacht. Sie stehen mit tagebuchartigen Aufzeichnungen in einem Taschenbuche, das Körner von der Baronin Henriette Pereira-Arnstein in Wien zum Andenken erhalten hatte. Das Tagebuch umfasst die Zeit vom 15. März bis zum 22. Aug. 1813; die Gedichte stehen mit Bleistift und mit Tinte geschrieben in der ersten Fassung und einer späteren Abschrift im übrigen Teile des Büchleins. Es finden sich sogar zahlreiche, noch ungedruckte Vaterlandslieder, so zwei Gebete darunter. Auch vom „Aufruf an die Sachsen" enthält das Büchlein die erste Niederschrift. Den Schluss bildet das am 23. Aug. in Kirch-Jesar mit Bleistift niedergeschriebene „Schwertlied". Das Büchlein wurde am 15. Juli 1835 von Körners Mutter der Baronin Pereira übersandt, den begleitenden Brief erhielt gleichfalls das Körnermuseum. — Einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Würdigung von Körners patriotischer Lyrik hat Welsmann[87]) veröffentlicht. Es geht zwar nicht ohne eine gewisse Ueberschätzung ab, da Körner über Arndt, Schenkendorf, Uhland und Rückert erhoben wird, aber wenigstens die grössere Partie der Schrift verrät Methode, Sorgfalt und gesundes Urteil. Nach einer Abschätzung der Sammlung „Leyer und Schwert" vom biographischen Standpunkte sucht W. die Momente des Inhalts auf, welche den Gedichten ihre grosse Wirkung verschafften: das Nationale, Alldeutsche, nicht Partikularistische (wobei sehr richtig auf das verwandte und trotzdem verschiedene Verhältnis Körners und der Romantik zur deutschen Vergangenheit aufmerksam gemacht wird), die Freiheit und der Fremdenhass, das Religiöse, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, das persönliche Gefühl für dieLieben zu Hause; „die klare Einsicht in die Lage und das Bedürfnis der

---

IV, 70 S. M. 1,50. — **83**) ○×× F. O. P., Kleine Schweizerreise im Sept. 1816 v. J. M. Usteri: ZürichTb. 14, S. 27-69. — **83a**) × F. Brümmer, Joh. Jac. Schweizer: ADB. 33, S. 375/6. — **83b**) ○× Fr. X. Seidl, André Chénier, e. Dichter aus d. Schreckenszeit: WJDM. 69, S. 249-55. — **84**) A. Kohut, Th. Körner. Sein Leben u. seine Dichtungen. E. Säkularschrift auf Grund d. besten u. zuverlässigsten Quellen. Mit zahlreichen ungedr. Gedichten u. Briefen an Th. Körner u. Familie Körner mit e. ungedr. Abhandlung Chr. G. Körners: „Ideen über Freimaurerei" u. e. ungedr. Bericht Fr. Försters über Th. Körner. Mit e. Porträt, e. Namens- u. Gedicht-Facsimile Th. Körners. Berlin, Slottko. X, 319 S. M. 4,00. |[A. Schröter: BLU. S. 110.]| — **85**) D. ersten Niederschriften Th. Körners zu „Leyer u. Schwert": SammlerA. N. 104. (vgl. auch DLZ. S. 1327). — **86**) × D. ersten Niederschriften Th. Th. Körners zu „Leier u. Schwert": KZg. N. 705. — **87**) H. Welsmann, Th. Körners Leier u. Schwert v. biogr., ästhet. u. kulturgesch. Standpunkte aus betrachtet. E. Festgabe z. 100j. Geburtstage d. Sängers u. Helden.

Zeit, die Begeisterung und Kraft, mit welcher er das grosse Ziel der Gegenwart erfasst und zu dessen Erreichung mittels seiner Dichtung beizutragen sucht, die Originalität und Erhabenheit der Gedanken, die Lebhaftigkeit und Tiefe der Empfindung, die Reinheit und der Adel der Gesinnung, wie die Sicherheit und Energie des Wollens erfüllen uns bei dem noch nicht 22 Jahre alten Jüngling mit gerechter Bewunderung". Der folgende Abschnitt über Körners stilistische Mittel kann als der wichtigste Teil der ganzen Arbeit bezeichnet werden, weil wir noch wenig solche Untersuchungen für die neuere Lyrik bezitzen. Der Vf. betrachtet nach einander: Wahl solcher Wörter, die durch ihre Form und Bedeutung den äusseren und inneren Sinn kräftig anregen, besonders Zusammensetzungen; die Adjektiva: treu (21 mal), frei (34 mal), heilig (22 mal), deutsch (67 mal); das Drastische; Metapher und Tropus; Antithese, wobei der Einfluss Schillers im einzelnen nachgewiesen wird; die Anrede; Frage und Antwort, worin sich Einwirkung des Volksliedes zeigt, aber auch Schubarts; die Wiederholung und der Refrain (der feste, wie der flüssige); Ellipse und Elision; Einfachheit der Satzfügung; Wohllaut der Sprache — nur die Auffassung des Hiatus als Zusammenstoss von Vokalen überhaupt ist bekanntlich im Deutschen nicht zutreffend —; das Musikalische. Das nächste Kapitel ist der Metrik gewidmet, zeigt aber nicht die Sicherheit und Durchbildung, wie der Abschnitt über den Stil. Das starke Vorwiegen des jambischen Masses (64 $^0/_0$) sucht der Vf. mit dem Vorwärtsstreben des Inhalts zu erklären; auch die Anapäste zum Ausdruck einer tiefen Erregung und eines feurigen Aufschwungs, die Trochäen zur Wiedergabe der Beschaulichkeit, der Klarheit, Kraft und Festigkeit, die Daktylen zur Aussprache des Getragenen, Feierlichen, Tiefernsten erscheinen dem Vf. als Zeugnis für Körners Kunst, den jeweiligen Inhalt in eine ganz entsprechende Versform einzukleiden. Es folgt eine Zusammenstellung der unreinen und der rührenden Reime, wie der Lieblingsbindungen; dann wird die Reimtechnik im besonderen dargestellt, sowohl die Wahl der Reimworte, als die Färbung der reimenden Vokale, das Reimgeschlecht in seinem Verhältnisse zum Inhalt: die männlichen Reime bilden, abgesehen von Stanze und Sonett, die Mehrzahl; schliesslich die Reimstellung. Besonderen Nachdruck legt W. auf den Reichtum an Strophenformen und rühmt überhaupt die Harmonie zwischen Form und Inhalt an diesen Gedichten. Aus dem letzten Abschnitt sei nur der Nachweis erwähnt, welchen Einfluss Körner auf die Dichtung nahm, auf Herwegh, Dahn, Geibel, Fr. Pollter, Marie Ihering, Müller von der Werra, L. Auerbach. Aufgezählt werden noch Dichtungen an oder über Körner, endlich die musikalischen Kompositionen. — Auch Fellner[88]) sucht in seiner Skizze zu erfassen, wodurch Körners Gedichte sich von der Befreiungslyrik unterscheiden; er findet das Charakteristische dieser Lieder in ihrem Temperament, in der „Kraft ihrer Weisen, welche den allgemeinen Willen, die Hoffnung und die Leidenschaften einer grossen Masse unmitttelbar aus dem Erlebten zur künstlerischen Form erheben". Bei Körners Vorgängern, was den nationalen Gedanken betrifft, bei Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, ja Fichte sei er noch zu sehr „als abstrakter Gedanke" in Worte gefasst worden, in den Poesien Körners dagegen habe er durchaus „als konkretes Gefühl, als Schlachtruf, als Hymne, als That" gewirkt; seine Form sei für ihre Zeit realistisch gewesen. Die Vereinigung von Wort und That erhebe Körners Lieder über Achim von Arnim, Schenkendorf, Stägemann, Kleist, Rückert, Collin und Fouqué, und selbst Arndt, der an Vielseitigkeit und Volkstümlichkeit Körner übertreffe, habe auch nicht das Ahnungsvolle Körners. Die Wurzel seiner Befreiungslyrik findet F. in der Burschenschaft. — Hauffen[89-89a]), der auch über „Körner als Student" trefflich gehandelt hat[90]), verbindet mit einer volkstümlich gehaltenen Biographie eine kurze, aber ausreichende Charakteristik der einzelnen Werke, besonders gelang die Charakteristik der „Knospen". — Unter der übrigen Masse von Aufsätzen, die 1891 von Weilen noch nicht verzeichnet wurde, [91-103]), ist nichts Erhebliches za finden, was sich mit den interessanten Ausführungen von Arneths[104]) über Körners Braut

---

Leipzig, Fock. |[BLU. S. 622/3 (warm anerkennend); DLZ. S. 1431; LZg. N. 215.]| — **88**) R. Fellner, D. Dichter v. Leyer u. Schwert: Nation[B]. 8, S.793/4. — **89**) A. Hauffen, Th. Körner, (= Samml. Gemeinnütz. wissensch. Vortrr. Nr. 159.) Prag (Haase). 25 S. 0,30 M. (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 50). — **89a**) × id., Th. Körner: ML. 60, S, 611/4. — **90**) × id., Th. Körner als Student. (= Körner-Festschrift. Prag, Dominicus. 18 S. M. 0,60.) |[Bohemia[B]. N. 292]| (JBL. 1891 IV 4 : 93). — **91**) ○× F. Muscogiuri, Teod. Körner nel primo centenario della sua nascità. Firenze, L. Nicolai. 58 S. — **92**) × G. Chiarini, Teodoro Körner (nel primo centenario della sua nascità): NAnt. 35, S. 543. — **92a**) × A. Landau, Th. Körner in Italien: AZg[B]. N. 316. — **93**) × A. Kolbe, Z. Gedächtnis Th. Körners: EvMBl. 11, S. 257/9. — **94**) × F. S[chmidt], Gedenkbl. z. Erinn. an d. Dichter Th. Körner: KathSchulBl. 37, S. 257-64. — **95**) × W. Reuter, Th. Körner: WürttembZEU. 40, S. 381-5. — **96**) × C. Franke, Th. Körner v. Brockhaus: ZDU. 5, S. 649-52. — **97**) × Th. Körner z. 100 j. Geburtstag: Kw. 4, S. 371. — **98**) × O. Grimm, E. Dichterheld. Z. 100 j. Geburtstagsfeier Th. Körners: MschrKathLehrerinnen. 4, S. 383/6. — **99**) ○× K. Siegen, E. Körnerbrief: DBühneng. 20, S. 725/7. — **100**) J. E[dgar], Th. Körner: ib. 5, S. 325/7. — **100a**) × E. Ressel, Th. Körner u. seine Zeit. Z. Feier d. 100. Geburtstages d. Dichters am 28. Sept. 1891 mit e. Weihegesang. Reichenberg, J. Fritsche. 31 S. M. 0,40. — **101**) ○ × Ungedrucktes v. Körner: DBühneng. 20, S. 349-50, 360. — **102**) × Dr. Armodio, Per Teodor Körner: Tribuna 26. Sept. — **102a**) × C. Weissbach, E. Freiheitssänger. Zu Th. Körners 100. Geburtstage: LMerk. 11, S. 305/6. — **103**) ○ × E. Peschel, Bibliographie Th. Körners: BörsBlDBuchhandel. N. 213, 215. — **104**) (JBL. 1891 IV 1 : 170/2; [auch s. o. IV 1b : 142a) |[G. Wolf: DLZ. S. 1166/7]|. — **105**) ○ F-

Toni Adamberger vergleichen liesse; obwohl sie nur wenig über ihr Verhältnis zu dem jugendlichen Dichter erzählte, gewinnt man doch ein anschauliches Bild der schönen geistvollen Schauspielerin, der Körner sein Herz geschenkt hatte; auch für die Wiener Beziehungen, für die Frenzel[105]) das Bekannte zusammenstellte, wird manches Wichtige beigebracht. — Aus Bienemanns[106]) Artikel sei nur erwähnt, dass er ein Gedicht seines Grossvaters Daniel Gust. von Bergmann (1787—1848) „Auf Th. Körner" vom 32. Dec. 1825 mitteilt. [106a-106c]) —

Fünf freundschaftliche Briefe Schenkendorfs an die Familie von Auerswald hat Jonas[107]) drucken lassen, sie geben einige Züge für die Zeitstimmung, Manches zur Charakteristik des Königsberger Aufenthaltes, dazu kommen einige Zufallsgedichte zur Probe aus einem grösseren Folioband, der sich erhalten hat. — Für den Ausdruck „Brach die schönste Heldenlanze" im Gedicht auf Scharnhorsts Tod bringt Hauschild[108]) Parallelen aus anderen Gedichten Schenkendorfs bei, wodurch die Bedeutung „Held" unzweifelhaft wird. —

Von E. M. Arndts Gedichten[109]) und „Wanderungen"[110]) erschienen willkommene Volksausgaben mit kurzen Biographien, die sich gegenseitig ergänzen. — Die 22 Briefe Arndts an Bunsen zeigen uns die prächtige Figur des alten Idealisten, der nimmer müde und niemals hoffnungslos die Geschicke Deutschlands betrachtet; sind die originellen Schreiben meist nur flüchtige Improvisationen, so werden sie durch die Einheit von Arndts Wesen doch zu einem Ganzen. T. von Bunsen[111]) verdient den allgemeinsten Dank, dass er diese Schreiben der Vergessenheit entriss; da stehen oft überaus glückliche Wendungen, so wenn Fichte der rechte philosophus teutonicus und Stein der heros teutonicus genannt werden, so wenn bei der Vermählung des nachherigen Kaisers Friedrich geschrieben wird: „Wir haben in Deutschland Löwen nötig, nicht die zerreissen, sondern die zusammenreissen, einreissen, um zu bauen". Aber wem braucht man erst zu sagen, dass der alte Arndt ein Junger oder, wie er meint, „ein Zujunger" war. Die Bemerkungen des Herausgebers gipfeln in einem Vergleich der beiden Freunde, den Abschluss bilden einige bisher unbekannte Weihnachtsverse Arndts. — Der Briefwechel Arndts mit seinem Verleger und Freunde Reimer umfasst 89 Nummern, von denen ein Teil schon durch Arndt selbst in seinem „Notgedrungenen Bericht aus meinem Leben" (1847) veröffentlicht worden ist. Der erste erhaltene Brief stammt vom 4. Nov. 1802 aus Greifswald und begleitet das Ms. des „Versuchs einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen"; auch eine von Arndt verfasste Ankündigung dieser Schrift hat sich erhalten und wird von Hirzel[111a]) mit abgedruckt. Die Briefe Arndts, die mit geringen Auslassungen mitgeteilt werden, gewähren den Einblick in ein echtes Freundschaftsverhältnis, denn bald geht das förmliche „Sie" in das brüderliche „Du" über, ja Reimer heisst schon 1810 geradezu „mein Bruder". „Der Satan", das ist Napoleon, beherrscht die Briefe der älteren Zeit, das Schiksal Deutschlands und vor allem Preussens liegt dem „kernigen" Patrioten besonders am Herzen. Mit freudigem, thätigem Anteil begleitet er die Ereignisse des J. 1815 und fasst seine Hoffnungen in dem Spruche zusammen: „Gott hat geholfen und wird helfen". Im Briefe vom 2. Aug. 1815 erwähnt er Goethes und Steins Anwesenheit in Köln und sagt, sie „machten es sehr lebendig". Ueber Neudrucke spricht er in demselben Briefe, weil die ersten Ausgaben so selten seien, dass „eine Seltenheit so viel koste, als sie dann alle kosten würden". Scharf urteilt er über Schmalz. Ueberall, auch in trüber Zeit, bricht der sonnenhelle Humor Arndts durch, selbst, da ihm die Professur genommen wird; er bleibt sich eben, wie er sagt, treu und ist der Ueberzeugung: „Gott ist im Schwachen mächtig". Wenn er einmal kleinmütig zu werden droht, dann tröstet er sich mit dem Gedanken, er hätte ja in Schlachten auch verwundet werden können, so dass er 3—4 Jahre hätte „wegkrüppeln" müssen, wie anderen tapferen Biederleuten geschehen ist. „Warum will ich also klagen über die Wunden dieser Schlachten?" Nur die verlorene Zeit betrauert er. Am wichtigsten sind die Briefe (von N. 36 an), in denen die „Wanderungen" vorberaten werden; leider scheint dieses Material nicht ganz zur Publikation zu passen. Es ist ein freundlicher Abschluss der uns gebotenen Gabe, dass die Wiedereinsetzung Arndts in seine Bonner Professur, sein Rektorat und die Wiederaufnahme der Vorlesungen besprochen werden. Freilich melden sich die Mahnungen des Alters, und der Siebziger klagt besonders über die Abnahme seines Gedächtnisses und zweifelt sogar, ob er recht gethan habe, die Professur wieder anzunehmen. Er hat Reimer bekanntlich noch lange überlebt und die

---

Frenzel, Th. Körner, Dichter u. Held in d. Kämpfen d. Lützowschen Freicorps. Gedenkbl. Leipzig, Sängewald. 96 S. M. 1,50. |[BLU. S. 623]|. — 106) Fr. Bienemann, Th. Körner. Z. 28. Sept.: BLU. S. 588-90 — 106a) × Th. Körners Stammbuch. Mitget. v. Th. Zolling: Gegenw. 40, S. 198. — 106b) × T. V., Schiller u. Körner: AZg. N. 312/3. — 106c) × L. G[eiger], Fr. Förster Urkundenfälschungen: AZg^{B}. N. 272. — 107) F. Jonas, Briefe Max v. Schenkendorfs: VLG. 4, S. 609-21. — 108) O. Hauschild, Zu Schenkendorfs Lied auf Scharnhorsts Tod: ZDU. 5, S. 352/3. — 109) E. M. Arndt, Gedichte. (=Meyers Volksbücher N. 825/6.) Leipzig. Bibliogr. Inst. 16°. 88 S. 0,20. — 110) id., Meine Wanderungen u. Wandelungen. (ebda. N. 627/9.) 216 S. M. 0,30. — 111) T. v. Bunsen: Arndt u. Bunsen: DR. 16, S. 44-58, 169-83. — 111a) Briefe E. M. Arndts an G. A. Reimer

Freundschaft für den Vater auf die Söhne übertragen; zwei Briefe an Karl Reimer werden abgedruckt. —

Von den schwäbischen Dichtern[112-112a]) wurde ausser Justinus Kerner[113]), der als Berater und Mentor des mystischen Prinzen Adelbert von Bayern erscheint, besonders Mörike durch die Mitteilungen aus seinem Nachlasse, die Bächtold[114]) fortsetzt, uns wieder nahe gerückt. Neben bisher ungedruckten Gedichten[115]) verdienen die zwei merkwürdig zurückhaltenden Briefe an seine Braut[116]) zuerst genannt zu werden, während die freundschaftlichen[117-118]) liebenswürdig, wie alle Niederschriften Mörikes, aber litterarisch unergiebig sind; höchstens wäre des begeisterten Urteils über Schwinds „Melusine" zu gedenken und des Plans zu einer heiteren Erzählung in Prosa (1851). — Der unsagbar liebe Briefwechsel zwischen Mörike und Storm[119]) führt uns die beiden Männer vor, die sich innerlich verwandt fühlten, obwohl der eine aus dem Süden, der andere aus dem Norden stammte. Der jüngere blickte mit der Verehrung des Schülers zu dem älteren auf und verstand es wunderbar, aus seinem und seiner Familie Leben kleine, ergreifende Bilder zu zeichnen. Und wenn Mörike, der seltener, seine Stimme erhebt, dann darf man immer auf einen intimen Genuss hoffen. Auch über ihr Dichten sprechen die beiden verständnisinnig manches kluge, für uns wichtige Wort, so dass keiner das dünne Büchlein ungelesen lassen darf. — Die 9. Auflage von Mörikes Gedichten[120]) bringt in einem „Nachtrag" 8 neue Gedichte, darunter zwei Sonette „Widmung" und „An L.", ferner zwei Naturgedichte „Nachts" und das schalkhafte „An den Mai", eine Zuschrift „An . . . Albert Zeller" in der Holzschnittmanier des „alten Thurmhahns" und zwei sinnvolle Gedichte „Nachklang" und „Auf der Wanderung". Sie stehen den übrigen Poesien Mörikes durchaus nicht nach und verdienten die Aufnahme vollauf; besonders die Gedichte „An Zeller" und „Auf der Wanderung" sind hervorragend. — Den „Anhang" charakterisierten auch Elias[120a]) und Weitbrecht[121]). — Den als Herausgeber des „Deutschen Dichterbuches aus Schwaben" bekannten Ludwig Seeger schildert H. Fischer[122]) als Dichter voll Kraft, Leidenschaft, volkstümlicher Haltung, und als Uebersetzer aus Aristophanes, Béranger, Victor Hugo und Shakespeare. — Einige Kleinigkeiten kamen aus Wilhelm Waiblingers Nachlass hervor.[122a-122b]) — Bei der Enthüllung des Denkmals für Wilhelm Müller hielt in Dessau Rümelin[123]) die Festrede, die in kurzen Strichen ein gutes Bild des Dichters giebt. — Ueber die Entstehung der „Müllerlieder" erfahren wir Näheres durch Friedländer[124]) im Supplement zu seiner kritischen Schubertausgabe; die Geschichte wurde von vielen Zeitungen nachgedruckt[125-126]). Im Hause des Geheimen Staatsrates von Stägemann versammelte sich eine künstlerisch angelegte Gesellschaft, die einmal als Thema eines dichterischen Spieles die Geschichte von der schönen Müllerin Rosa bestimmte; sie hat mit dem Müllerburschen kokettiert, wendet sich dann aber dem Jäger zu. W. Müller gab den Müllerburschen, Wilhelm Hensel den Jäger, Rosa war die Tochter des Hauses, Hedwig, spätere von Olfers. Der Komponist Ludwig Berger gab die Veranlassung, dass W. Müller seine Lieder zu einem Cyklus vereinigte. Die ursprüngliche Form der Lieder als Gesellschaftsspiel hat sich kürzlich gefunden. — Zu den von Geiger wieder bekannt gemachten Epigrammen Chamissos[127]) über die Nase (vgl. JBL. 1890 IV 2:93) giebt Kossmann[127a]) interessante Ergänzungen. In Chamissos poetischem Hausbuche stehen nur drei der gedruckten Epigramme, ausserdem ein viertes, das jetzt nach der Hs. mitgeteilt wird. K. macht nun wahrscheinlich, dass die anderen „Angebinde an Selmars Nase" in Gesellschaft unter Klaproths Vorsitz verfasst worden seien; ein Jahr

---

aus d. J. 1804-42 mitget. v. G. Hirzel: AZg^B. N. 290, 293/4, 297, 301, 303, 305. — **112**) × Ausstellung v. Bildnissen, Hss., Briefen d. schwäb. Dichter: NeuphCBl. N. 12. — **112a**) × H. Gregori, La Capella (Seguond Uhland) Rhätorom. Uebers.: ASocRhaetoR. 6, S. 295. — **112b**) × H. Fischer, Gust. Schwab: ADB. 33, S. 153/5. (Biogr. kurze Würdigung bes. d. päd. Schriftstellerei). — **113**) Th. Kerner, Erinnerungen aus d. Kernerhaus: Gesellschaft 1, S. 79-90. — **114**) × (JBL. 1890 IV 2:81) |[V. Valentin: BFDH. 7, S. 249; DRs. 66, S. 146]|. — **115**) J. Bächtold, Gedichte v. Ed. Mörike. (Ungedr. Nachlass): DDichtung. 10, S. 265/6. (An Margarethe. An Gretchen [den 10. Juni 1852, Morgens 3 Uhr]. Meinem Gretchen [Z. 10. Juni 1853]. Meinem lieben Gretchen [am 10. Juni 1859. Mit. e. Messerchen u. e. kupfernen Fingerring]). — **116**) id., Aus Ed. Mörikes Briefwechsel. Briefe Mörikes an seine Braut: ib. 11, S. 77-80. — **117**) × id., Aus Ed. Mörikes Briefwechsel. Briefe Mörikes an Rektor Karl Wolff: ib. S. 100/3. — **118**) × id., Aus Ed. Mörikes Briefwechsel. Briefe Mörikes an Joh. u. Elise Mährlen: ib. 10, S. 287-90. — **119**) id., Mörike-Storm-Briefwechsel. Stuttgart, G J. Göschen. 2 Bll., 74 S. M. 1,80. |[ML. 60, S. 816; LZg^B. N. 135; WJDM. 73, S. 141]|. — **120**) E. Mörike, Gedichte. 9., mit e. Nachtr. verm. Aufl. Stuttgart, Göschen. 1890. XXXII, 408 S. M. 5,00. — **120a**) × J. Elias, E. Mörike, Gedichte 9. Aufl.: Nation^B. 8, S. 285. — **121**) R. Weitbrecht, Neue Auflagen u. neue Dichtungen: BLU. S. 22/4. — **122**) H. Fischer, B. Seeger: ADB. 33, S. 573. — **122a**) W. Waiblinger, Natur u. Kunst (1821): DDichtung. 10, S. 221. — **122b**) × id., Lied aus Italien: ib. 11, S. 91. — **122c**) × F. Brümmer, Ed. Chrn. Karl Frhr. v. Seckendorf: ADB. 33, S. 513. (E. Nachahmer Uhlands u. Schwabs.) — **123**) A. Rümelin, Wilh. Müller. Rede, geh. bei d. Enthüllung seines Denkmals zu Dessau: MagdZg. N. 498. — **124**) ○ × M. Friedländer, Supplement z. Schubert-Album: Varianten u. Revisionsbericht z. 1. Bd. d. Lieder v. F. Schubert. Leipzig, Peters. VIII, 68 S. M. 3,00. — **125**) id., D. Urbild d. „Schönen Müllerin": HambCorr. N. 901. — **126**) id., D. Urbild d. „Schönen Müllerin": FZg. N. 356. — **127**) × FrB. 2, S. 295. (Es wird über d. grossen u. herzlichen Erfolg e. Vorlesung v. ausgew. Gedichten Chamissos auf d. Berl. Freien Volksbühne berichtet.) — **127a**) E. Kossmann, Chamissos Nasen-

darauf habe dann Chamisso, durch die Nase seines Kompagniechefs veranlasst, die Gedichte überarbeitet und nebst einem neuen Terzinengedichte „Die Nase und der Braten" ins Hausbuch aufgenommen. Diese letztgenannte Fabel wird abgedruckt; aus dem mitgeteilten Brief vom 17. Febr. 1806 möchte man übrigens auf eine nicht erhaltene Fassung des Gedichtes schliessen[128]). — Aus Anlass der 2. Auflage von Isolde Kurz Gedichten[129]), die um 16, zum Teil umfängliche, Gedichte, vermehrt ist, hat Weitbrecht[130]) hervorgehoben, diese Gedichte seien eine der bedeutendsten lyrischen Leistungen der Gegenwart. Die Sammlung sei ein einheitliches Ganze und zeige Geist, Gemüt und Weltanschauung der Dichterin nach allen Seiten. Vergebens werde man in dem ganzen Buche nach einem Funken, auch nur einem versprengten Funken Lichts von oben suchen (schon die Redaktion hat in einer Anmerkung Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung geäussert); wir blieben unten, und die Weltanschauung sei eine todestraurige. Die Form sei fast durchgängig vollendet, nur störten die klassischen oder Renaissance-Reminiscenzen und die Anwendung von Smaragden und Amethysten; speciell das farblose, weder für Auge, Ohr, noch sonst einen Sinn etwas besagende „magisch" tadelt der Recensent. Mir will aber scheinen, als sei W. der Dichterin nicht gerecht geworden; das von ihm getadelte „magisch" kommt in dem ganzen Bande nur viermal vor und zwar sehr charakteristisch verwendet, zweimal in der „Mädchenliebe" und das einemal zur Bezeichnung der Wünschelrute; der Amethyst begegnet einmal in einem bezeichnenden Bilde, auch die Smaragde nur zweimal. Was die Lebensauffassung der Dichterin betrifft, so ist sie trüb, wenn si an den schweren Verlust ihres Lebens, an den verlorenen Geliebten denkt; da beschäftigt sie das Rätsel des Todes, das sie gerne lösen möchte und nicht lösen kann; aber stets hält sie an der Ueberzeugung fest, was uns quält, ist nur ein Traum der Nacht, es kommt ein Morgen und ein Erwachen. Und auch hienieden strahlt ein Licht: die Liebe. Isolde Kurz ist überdies einem liebenswürdigen Humor zugänglich, der an Mörike gemahnt; auch der Sinn für das Groteske, für bizarre und doch liebenswürdige Kühnheiten beweisen geistige Verwandtschaft mit Mörike. „Im Haupte Melodien und Feenspuk" gestaltet die Dichterin nicht immer Naheliegendes, aber immer eigenartig, z. B. die ungewöhnlichen Legenden aus dem christlichen Himmel, die sich durch tiefe Bedeutung und geniale Auffassung auszeichnen. Isolde Kurz beherrscht einen grossen Reichtum an Tönen vom einfachen Liede bis zum tiefsinnigen Gedankengedichte, am liebenswürdigsten erscheint aber ihre Poesie, wenn ihr eigenes Leben sich zum Märchen verwandelt; die beiden Gedichte „Aus der Kindheit" und „Immer zu Zweien" sind dafür ganz besonders bezeichnend. Frauenzimmerliches hat ihre Erscheinung nichts, wohl aber spricht sie die Gefühle des liebenden Weibes und den Schmerz um den verstorbenen Geliebten mit grosser Naturwahrheit aus und findet dabei tiefergreifende Worte; in dem Cyklus „Asphodill" hat das Motiv die reichste Variation gefunden, den Preis möchte ich dem unsagbar schönen Gedichte „Die erste Nacht" zusprechen. Die Schwäbin kann Isolde Kurz, trotz ihrer Vorliebe für Italien, nicht verläugnen, sogar der leichte Stich ins Philologenhafte fehlt nicht. —

Von Eichendorffs Werken hat Dietze[131]) eine Auswahl in zwei Bänden zusammengestellt, die schön ausgestattet und mit einen prächtigen Stich nach Franz Kuglers wenig bekannter Zeichnung von 1832 geschmückt ist. Weniger zu loben ist die trockene biographische Einleitung des Herausgebers, da sie sich mit einer den Kern der Sache nicht einmal streifenden Aufzählung der Daten begnügt, keinen Anlauf zur Charakteristik des Dichters und seiner Werke macht und hauptsächlich mit Auszügen aus Eichendorffs Aufsatz „Halle und Heidelberg", aus einzelnen Briefen usw. operiert. Auch die besondere Einleitung zu den Gedichten ist nichtssagend, sie bringt ausser einem Verzeichnis der Ausgaben nur einige Urteile von Recensenten und enthält auch nicht Eine selbständige Wendung des Herausgebers, aus der man entnehmen könnte, dass er die Eigenart des Dichters erfsssste. Auch an der Richtigkeit der Textesherstellung kann man zweifeln; er legt, einem Winke von Eichendorffs älterem Sohne folgend, die 2. Auflage der Werke (Leipzig 1864) zu Grunde, muss aber selbst Einzelnes berichtigen. Der erste Band enthält ausser den Gedichten das von D. sehr überschätzte „Epos" „Robert und Guiskard", ferner einige flüchtige Anmerkungen über den Stil, ein Verzeichnis der ersten Drucke und ein alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Ueberschriften. Auch der 2. Band, welcher den Roman „Ahnung und Gegenwart" wie die Novellen „Marmorbild", „Taugenichts" und „Schloss Durande" enthält, zeigt denselben Charakter in der dürftigen Einleitung; die Anmerkungen sind noch unbedeutender. —

---

gedichte: VLG. 4, S. 181/6. — 128) × A. v. Chamisso, Frauen-Liebe u. Leben. Lieder-Cyklus. Illustr. v. P. Thumann, 19.-20. Aufl. 9 Lichtdr. mit 9 Bll., Text m. eingedr. Holzschn. u. Titelbild in Holzschn. Leipzig, Titze. 4⁰. M. 20,00. (Geschenklitt.) — 129) Isolde Kurz, Gedichte. 2. stark verm. Aufl. Stuttgart, Göschen. XII, 254 S. M. 4,00. — 130) (S. o. N. 121). — 131) Eichendorffs Werke. Her. v. R. Dietze. Krit. durchges. u. erläut. Ausg. 2 Bde. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Inst. XXXIV, 426 S.; 507 S. M. 4,00. (Mit Bild u. Facs.)

Aus dem schier unerschöpflichen Nachlasse Rückerts wurde wiederum Einiges veröffentlicht, so durch Franzos [132]) ein sehr merkwürdiger Brief Rückerts vom 18. Okt. 1814, wahrscheinlich an Abraham Voss mit einigen Gedichten. Rückert spricht seine Empfindlichkeit über die Aufnahme seiner „Deutschen Gedichte“ unverhohlen aus, will eine zweite verbesserte Ausgabe veranstalten, teilt die Zusammenstellung seiner Sammlung „Kranz der Zeit“ mit und bespricht einiges Litterarische, so das Weimarer Heft „Willkommen!“ F. hat alles Thatsächliche des Briefes klar erläutert und den Brief sehr richtig als einen treuen Spiegel von Rückerts Wesen bezeichnet. — Ein politischer Spruch Rückerts [132a]) behandelt das Thema „Der Dichter steht auf keiner höhern Warte Als auf der Zinne der Partei“, nimmt also im Streite zwischen Freiligrath und Herwegh für diesen Stellung. — Sehr dankenswert ist der durch Bayer [133]) besorgte Abdruck des ersten Rückertschen Versuches, Rostem und Suhrab im Nibelungenmass den Deutschen mundgerecht zu machen; es sind im ganzen 150 Uhlandsche Nibelungenstrophen davon erhalten, die mitten im Kampfe zwischen Suhrab und Gurdaferîd abbrechen; in einer Einleitung hat B. zusammengestellt, was Rückert über den geringen Anteil des Publikums an seinen Verdeutschungen klagte. — Von einzelnen Werken Rückerts sind neue Auflagen nötig gewesen [134-135]). — Aus den bei Brockhaus erschienenen „Deutschen Blättern“ hat Geiger [136]) ein Sonett Rückerts gegen den Schwaben Leuthar (wer ist das?) hervorgezogen, ohne dabei die Polemik ganz klar zu stellen. — Duboc [137]) unterscheidet vier bis fünf Hauptrichtungen der Rückertschen Dichtung; veraltet seien die Gedichte der Zeitlyrik, die aber innerhalb ihrer Gattung einen gewissen klassischen Wert hätten. Bei der zweiten Richtung, der Liebeslyrik, werden besonders die Erinnerungen an Agnes aufgedeckt; dann ist von der Verdeutschung der Weltlitteratur, hierauf von der Familien- und Hauspoesie die Rede, endlich von den Sinngedichten. Das Gesamturteil ist in die Worte zusammengefasst: „Im besten Sinn war Rückert und konnte er Realist sein, der sich nicht ein Glück erdichtete und vorphantasierte, sondern der nur das Glück besang, das ihm im Herzen lebte und nach Aussen Gestalt gewonnen hatte“. — Duboc [138]) erinnerte auch an Rückerts Freundschaft zu Joseph Kopp, die in die J. 1826—41 fällt. Kopp war 1788 geboren und ein halbes Jahr nach Rückert Professor in Erlangen geworden. Durch sein liebevolles, bescheidenes Wesen, sein reiches Wissen und hohes, besonders von Schelling gerühmtes Judicium wurde er für Rückert eine wahre Stütze; er sammelte Rückerts zerstreute Poesien, half mit seinem Urteil bei der Auswahl, las die Korrekturen, nahm lebendigen Anteil an der Herausgabe der „Weisheit des Brahmanen“ und war so organisiert, „dass durch die Berührung mit seinem Selenleben Rückerts Saiten tönten“. Kopp starb 1842, Rückert aber hat ihn nicht vergessen und noch kurz vor seinem Tode nach 23 Jahren in einem Gedichte gepriesen. [139]) — Einen doppelten Zweck verfolgt Voigt [140]) mit seiner Betrachtung der Rückertschen Gedankenlyrik; er will den Standpunkt bezeichnen, von dem aus ihr reicher Inhalt betrachtet werden kann, und dann den philosophischen Gedankeninhalt vorführen. Er stellt fest, dass auf Rückert die Philosophie seiner Zeit (Schelling, Jakobi,) dann die deutsche, wie orientalische Mystik von Einfluss gewesen seien, dass er Goethe als seinen Meister verehrt, aber an ihm den Mangel der poetischen Empfindung und Verherlichung für „das männliche Ringen des sittlichen Geistes“ gefühlt habe; Geist und Sittlichkeit einen neuen Bund mit Natur und Leidenschaft schliessen zu lassen, sah Rückert als sein Ziel in der deutschen Dichtung an. Vorbild scheine für ihn in gewisser Hinsicht Angelus Silesius gewesen zu sein. Das Ewige teilt sich ihm in das Wahre, das Gute und das Schöne, die nur durch die Poesie hinieden zusammengefasst werden können; das Prinzip der Poesie ist aber die Liebe. V. stellt nun aus Rückerts Werken die charakteristischen Aeusserungen zusammen, aus denen sich seine Ansichten über Gott, Gemüt und Welt entnehmen lassen; er vergleicht sie mit den Meinungen und Lehren der Philosophen und giebt einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis Rückerts durch zusammenfassende Betrachtungen. Ein Missliches bleibt freilich bei solchen Darstellungen: Rückert ist ein Dichter und kein Philosoph, er ist ein Fragmentist und kein Systematiker, und deshalb lässt sich aus ihm kein wirkliches System ableiten. Ueberdies war er allen Eindrücken sehr leicht zugänglich und fortwährend geneigt, das Momentanste in seinen Versen festzuhalten; man darf darum bei ihm Widersprüche annehmen, ohne sie vermitteln zu wollen. —

|[A. Sauer: DLZ. 1892, S. 1646; O. F. Walzel: ADA. 18, S. 297/8.]| — **132**) K. E. Franzos, Aus Fr. Rückerts Frühzeit: DDichtung. 9, S. 203/7. — **132a**) id., E. polit. Spruch Rückerts: ib. S. 158. — **133**) Ed. Bayer, „Rostem u. Suhrab“ im Nibelungenmass übers. v. Fr. Rückert. E. Fragment aus d. Nachl. d. Dichters mitget.: ZVLR. 4, S. 322-42. — **134**) × Fr. Rückert, Liebesfrühling. 15. Aufl. mit Titelbild. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16⁰. XVI, 327 S. M. 4,60. — **135**) × id., D. Weisheit d. Brahmanen. E. Lehrgedicht. 13. Aufl. Leipzig, Hirzel. 702 S. M. 6,00. — **136**) L. Geiger, Litt.-polit. Polemik Rückerts aus d. J. 1814: ZVLR. 4, S. 118/9. — **137**) J. Duboc, Z. Gedächtnis Fr. Rückerts: MagdZg. N. 55. — **138**) id., Rückert u. sein Jonathan: Gegenw. 39, S. 121/2 (Auf Grund d. 1888 in Hamburg bei Seippel erschienenen Schrift v. F. Reuter: „Fr. Rückert in Erlangen u. Jos. Kopp. Nach Familienpapieren dargest.“) — **139**) ○ × R. Berger, Seligmann Heller u. Fr. Rückert: AZgJudent. 55, S. 81/2. — **140**) G. Voigt, Fr. Rückerts Gedankenlyrik, nach ihrem philos. Inhalte dargest. 2.

Einen anderen Vermittler des Orients, Bodenstedt, lässt Friedmann [141]) nur als Dichter der Weisheit gelten, von dem er einige Erinnerungen und ein paar improvisierte Verse zum Besten giebt. Bodenstedt selbst war natürlich von seinem Beruf als Dramatiker überzeugt. Von einigen mit Bodenstedt und anderen Dichtern verlebten Abenden weiss F. zu erzählen; hervorgehoben sei besonders ein Bericht, den einmal W. Jordan in Wien über seine Bekanntschaft mit Schopenhauer und über Hebbels Besuch bei dem grossen „Verneiner" gab, wodurch die Zeugnisse für dieses Ereignis (vgl. JBL. 1891 I 3 : 24) um ein neues vermehrt worden. F. lässt auch zwei Briefe Bodenstedts[142]) abdrucken [142a-145a]). —

Von den patriotischen Dichtern erfreute sich in erster Linie Hoffmann von Fallersleben der Beachtung, was hauptsächlich durch die weiterschreitende Herausgabe seiner Werke durch Gerstenberg [146]) (vgl. JBL. 1890 IV 2 : 209) veranlasst sein dürfte. Im Berichtsjahre sind vier Bände erschienen, von denen die beiden ersten die „Lyrischen Gedichte" durch die Sammlungen: „Liebesleben", „Kinderleben", „Die vier Jahreszeiten" und „Volksleben" zum Abschluss bringen, die beiden anderen, die „Zeitgedichte" enthalten und zwar die „Unpolitischen Lieder", die „Deutschen Lieder aus der Schweiz", ferner „Kleinere Ausgaben" bis zum J. 1849, „Nachgelassenes" und die „Streiflichter". Wieder hat G. in den Anmerkungen vieles zur Chronologie, Erklärung und Ergänzung aus Hss. u. Privatmitteilungen beigebracht, besonders sei die oratio pro domo hervorgehoben, die Hoffmann einem Druck von „Deutschland über Alles" 1870 voranschicken wollte (3, S. 295); hier spricht er von den Kompositionen dieses Liedes. Den „Zeitgedichten" schickt der Herausgeber eine „Einleitung" voraus, hauptsächlich um die Aufnahme dieser historisch so wichtigen Lieder in die Ausgabe gegen Zweifel zu rechtfertigen. Uebrigens hat er unter den späteren Gedichten dieser Gattung eine Auswahl getroffen, um Wiederholungen zu vermeiden, was gewiss zu billigen ist. Gerade diese Sammlung der Zeitgedichte wird der Forscher aufs freudigste begrüssen, weil sie meist schwer Zugängliches und für die Zeitgeschichte Charakteristisches enthält. Beigegeben sind ein Facsimile von „Deutschland über Alles" und im 3. und 5. Bande alphabetische Verzeichnisse der Gedichtanfänge. Die wohlüberlegte Ausgabe kann bestens gerühmt werden, die Fortsetzung hielt, was der Anfang versprach. — Die Vaterlandsliebe als den eigentlichen Lebensnerv der Hoffmannschen Dichtung hob Schirlitz [147]) hervor; er sucht dabei darzuthun, dass die von Goethe für unmöglich gehaltene Vereinigung von Dichter und Politiker in Einer Person gerade durch einen politischen Dichter wie Hoffmann als möglich erwiesen sei. Goethe sprach aber zu Eckermann, dass es auf die Dauer nicht durchführbar sei, an den aufregenden parlamentarischen Kämpfen teilzunehmen und die Poesie zu pflegen. Und ist nicht schon die Thatsache, dass Gerstenberg aus seiner Ausgabe viele Zeitgedichte Hoffmanns ausschliessen musste, ein Beweis für Goethes Ansicht, die Poesie müsse unter einer solchen Vereinigung leiden? Hoffmann hat übrigens am parlamentarischen Leben keinen Anteil genommen. — Ellinger[148]) verteidigt das burschikose Wesen des Dichters und erkennt als den Grundzug seiner Natur einen „rührenden Optimismus", aus dem sich seine Stellung erfassen lasse; seine Vaterlandsliebe, seine Naivetät, die ihn befähigte, die besten Kinderlieder zu schaffen und in glücklicher Weise mit dem Volksliede zu ringen, das Sympathische seiner Persönlichkeit. — Wie es kommt, dass von der politisch-revolutionären Dichtung das Meiste verschollen ist und nur ein Lied wie „Deutschland über Alles" übrigblieb, erklärt ein Ungenannter [149]) daraus, dass nicht Hass und Erbitterung, sondern harmlose Vaterlandsliebe das Lied schuf. — Auch Dörr [150-151]) betont diese Harmlosigkeit der politischen Lieder und wundert sich über die Massregelung des Dichters, weil dieser eigentlich keinem Menschen weh gethan habe. Er erzählt dann eine Anekdote, die der Kreuzzeitung passierte, als sie 1852 Hoffmanns Parodie von König Ludwigs Participialdichtung in den Liedern aus der Schweiz (1849) als einen Originalbeitrag des Königs zum geplanten Walhalla-Album brachte, worauf dann der „Kladderadatsch" die Wahrheit in einem köstlichen Gedicht enthüllte. [152]) — Die Teilnahme der Vlamen an der Begeisterung

---

Ausg. Annaberg, Graser. 12°. III, 110 S. M. 1,00. — **141**) A. Friedmann, Erinnerungen an Fr. v. Bodenstedt: DDichterheim. 12, S. 322/4, 342/4. — **142**) × Fr. v. Bodenstedt: ib. S. 270. — **142a**) × H. Hüffer, Levin Schücking: ADB. 32, S. 643/7. (Zu nennen wegen d. Beziehungen zwischen Sch. u. d. Droste. Ihr Einfluss auf Sch. ist hübsch dargest.) — **143**) × A. Fr. Graf v. Schack, Mosaik. Verm. Schriften. Stuttgart, Cotta. III, 373 S. M. 6,00. |[A. Hermann: BLU. S. 579]|. — **143a**) R. Weitbrecht, Gedichte d. Grafen A. F. v. Schack. Für Schule u. Haus ausgew. v. K. Halling. Dresden, Ehlermann. 1890: BLU. S. 653. — **144**) × K. Werner, Fr. Schack: WienerZgB. N. 167. — **145**) × Graf Schack als Uebersetzer u. Dichter: Gegenw. 39, S. 171/2. — **145a**) ○ M. Carrière, Melchior Meyr: AZgB. N. 291. (Besprechung d. „Erzählung aus d. Ries".) — **146**) Hoffmann v. Fallersleben, Ges. Werke. Her. v. H. Gerstenberg. 2.-5. Bd. Berlin, Fontane. 412 S.; 365 S.; 368 S.; 392 S. à M. 3,00. |[E.: N&S. 15, S. 127; A. Schlossar: BLU. 1, S. 388/9, 695/7; DRs. 68, S. 157; S. R.: LZgB. N. 29; K. B.: DDichtung. 10, S. 80.]| — **147**) G. Schirlitz, Hoffmann v. Fallersleben als patriot. Dichter: LMerk. 11, S. 337/9. — **148**) G. Ellinger, Hoffmann v. Fallersleben: NationB. 8, S. 717/8. — **149**) E. K., Hoffmann v. Fallersleben. Z. 26. Aug.: MagdZg. N. 429. — **150**) ○ × G. Kreyenberg, Hoffmann v. Fallersleben: PrJbb. 68, S. 72-85. — **150-151**) F. Dörr, Hoffmann v. Fallersleben u. König Ludwig I. v. Bayern: BerlTBl. N. 336. — **152**) ○ ×

für Hoffmann, wodurch sie ihm für seinen Anteil an der vlämischen Bewegung danken, scheint [153]) bedeutend zu sein; wir erfahren dabei von den Wechselbeziehungen zwischen Hoffmann und den vlämischen Patrioten, erhalten auch die erste Strophe eines Gedichtes, das Emanuel Hiel verfasst, Peter Benoit komponiert hat zur Feier der Helgoländer Denkmalenthüllung. [153a-153b]) — An Hoffmanns und Herweghs Liedern misst Jacoby [154]) die politischen Gedichte Sallets, indem er hübsch schildert, wie sich Sallet von der Romantik losrang und zu einer festen Ueberzeugung, zu einer abgeklärten Kunstanschauung gelangte. [154a-154b]) —

Beiträge zur Biographie Geibels hat mit Eifer Gaedertz [155-155a]) zusammengebracht, nicht gerade Bedeutendes, immerhin aber Interessantes; hervorgehoben seien zwei Uebersetzungen aus Byron, eine in ursprünglicher Fassung, eine aus Don Juan bisher ungedruckt; Proben aus einem Polterabendspiel vom J. 1834; ein „Curriculum vitae", worin der 17. Okt. 1815 als Geburtstag angegeben ist [155b]), mit einem lateinischen Schreiben, bei der philosophischen Fakultät Jena wegen der Promotion eingereicht; ein Gedicht zur Hochzeit seiner Cousine Luise Ganslandt, die am 16. Febr. Adolph Curtius heiratete; ein gereimter Brief von Freiligrath; ein religiöses Gedicht „Gott in der Natur" (1846 oder 47); zwei unbedeutende Sinngedichte aus der Münchener Zeit; dann ein liebenswürdiges Epigramm aus dem Nov. 1875; endlich einige Billets und Briefstellen, in denen sich Geibel über literarische Erscheinungen äussert, sehr anerkennend über Wilhelm Röselers „Nordische Eichen" (1876), ablehnend über Lindners Bluthochzeit, bewundernd über Hebbels Nibelungen und Otto Ludwigs Nachlassschriften, zustimmend über H. Grimms „Goethe" und Theodor Creizenachs Buch „Briefwechsel Goethes mit Marianne von Willemer"; auch Heyses Gedichte und Freiligraths Kriegslieder erweckten ihm Freude. So unzusammenhängend die Mitteilungen von G. sind, müssen sie doch berücksichtigt werden, weil sie wirklich Neues bringen. — Eine Schulausgabe von Geibels Gedichten besorgte Nietzki [156]). In der Einleitung giebt er eine Biographie, dann eine kurze, etwas schematische Charakteristik des Lyrikers Geibel, allzusehr beschreibend und verhimmelnd: „Keiner hat, wie er, klassische Form mit modernem Gehalte, mit dem tiefsten deutschen Gemüte vereinigt, keiner verband, wie er, die grösste Vielseitigkeit nach Form und Inhalt mit gleicher Tiefe der Empfindung, keiner so sehr die höchste Zartheit mit der höchsten Kunst". Diese Superlative hätte wohl Geibel selbst am allerschärfsten zurückgewiesen. N. hebt das „Empfundene" seiner Poesie hervor, er hält ihn nicht für einen politischen, sondern für einen patriotisch-nationalen Dichter, und stellt ihn „als den Propheten und Sänger des deutschen Reiches, als den Kaiserherold und würdigen Nachfolger Schenckendorffs" dar. Das „Mass" der Antike findet er bei Geibel, giebt aber dann selbst eine trockene Rubrizierung. Die Auswahl ist zu billigen. — Eine vortreffliche Monographie von Geibels Judas Ischorioth hat Bendixen [157]) begonnen; er legt zuerst die Gemüts- und Dichterstimmung dar, aus der dieser Monolog hervorwächst, verweist auf Uebereinstimmungen mit den „Albigenserstudien" und der „Brunhild", wie mit damaligen Gedichten, äussert dann die Vermutung, Geibel habe wohl zuerst an eine dramatische Gestaltung gedacht, und giebt endlich eine sehr geschickte Analyse des Gedichtes. Die Fortsetzung soll den theologischen Gehalt und die Stellung der Dichtung im Leben Geibels behandeln. In dem von Barthel und Grote, dem Hauslehrer Spittas, herausgegebenen Jahrbuch „Harfe und Leier" erschien „Judas Ischarioth" zuerst 1854. —

Von der bekannten Münkelschen Biographie Spittas besorgte Mejer [158]) eine neue Ausgabe, die mir leider nicht zukam. — Einen ganz kurzen Lebensabriss fügte ein Anonymus [159]) der hübschen und billigen Ausgabe von „Psalter und Harfe" bei [160]). —

Am ersten Jahrestage von Karl Geroks Tod erschienen die sinnigen Erinnerungen an ihn, die sein jüngerer Amtsgenosse Fr. Braun [161]) durch ein Decennium sammelte. Natürlich wird dabei in erster Linie der Prediger und der Mensch anschaulich gemacht, aber auch für den Dichter Gerok gewinnen wir manches aus dem zier-

---

Hoffmann v. Fallersleben: HambNachr^B. N. 1. — **153**) Hoffmann v. Fallersleben u. d. Vlamen: KZg. N. 897. — **153a**) × Fr. Brümmer, M. Schneckenburger: ADB. 32, S. 88/9. — **153b**) ○ × × K. H. Keck, Gedenkbuch e. Schleswig-Holsteiners aus 5 Jahrzehnten. Gedichte 1. T. Politisches. Gotha, Perthes. VIII, 199 S. M. 2,40. — **154**) D. Jacoby, F. v. Sallet: ADB. 33, S. 717-27. — **154a**) ○ × L. Morel, F. Freiligrath: BJGenev. Bd. 30. — **154b**) × H. Pröhle, Ad. Schnetz: ADB. 32, S. 702/3. — **155**) K. Th. Gaedertz, Nachlese z. Geibels Leben u. Dichten: AZg^B. N. 101/2. — **155a**) ○ × id., Aus Geibels jungen Tagen. Bisher ungedr. Lieder d. Dichters: SchorersFamilienbl. N. 14/5. — **155b**) ○ id., Wann wurde E. Geibel geboren?: HambCorr. 1890, 18. Nov. — **156**) Geibels Gedichte. Ausw. für d. Schule m. Einl. u. Anm. Her. v. M. Nietzki (=Schul-Ausgaben Dtsch. Klassiker mit Anm.) Stuttgart, Cotta. 1890. XXI, 234 S. M. 1,00. — **157**) R. Bendixen, Geibels Judas Jscharioth. 1. Artikel: BGl. 27, S. 173-92, 226-34. — **158**) ○ K. K. Münkel, K. J. Ph. Spitta. E. Lebensbild. Neu her. v. O. Mejer mit Bild. Bremen, Heinsius Nachf. XII, 227 S. M. 3,00. |[K. Sallmann: BLU. S. 796; B. K.: LZg^B. N. 149.]| — **159**) K. J. Ph. Spitta, Psalter u. Harfe. E. Samml. christl. Lieder z. häusl. Erbauung. Leipzig, Knaur. X, 187 S. M. 1,00. — **160**) × id., Psalter u. Harfe. Vollständ. Ausg. Herborn, Buchh. d. Nassauischen Kolportageverl. 16⁰. 166 S. M. 0,25. — **161**) F. Braun, Erinnerungen an K. Gerok. (Mit Bild). Leipzig, Fr. Richter.

lichen Heftchen, das mit drei Abbildungen geschmückt ist, mit einem Porträt Geroks, mit seinem Studierzimmer und seiner Amtswohnung. Wir erfahren, dass sich Gerok selbst zu kleinen Reden, Toasten usw. wörtlich und schriftlich vorzubereiten pflegte; man fand nach seinem Tode in einem Westentäschchen den Wortlaut eines Nachrufs, den er seinem Konpromotialen, dem Tübinger Kanzler von Rümelin, halten wollte, was er dann aber aus Bescheidenheit unterliess. Wir hören von dem innigen Naturgefühle Geroks, das sich auch am Kleinen höchlich zu erfreuen vermochte, von seinen Spaziergängen in der herrlichen Umgebung Stuttgarts, bei denen er zu dichten pflegte und darum jedem Begegnenden scheu auswich; zu Hause angekommen, schrieb er dann die Gedichte nieder. B. schildert Gerok als eine zurückhaltende, fast schüchterne Natur, bei Gesellschaften auffallend still und schweigsam — also ähnlich wie Uhland —, nicht eben gesellig, oft aber auch hier voll graziöser Schalkhaftigkeit und leichtem Witz. Bei gottesdienstlichen Funktionen zeichnete ihn dafür tiefer Ernst, Erhabenheit und Würde aus. Eine Reihe kleiner Gedichte, die sich in seinen späteren Sammlungen finden, sind ursprünglich Albumverse für Konfirmanden. Dagegen soll er in seinen Predigten niemals eigene Gedichte vorgetragen haben, was der Recensent in der Schwäbischen Kronik [162]) insofern einschränkt, als sich in der ersten Sammlung von Epistelpredigten auf den Feiertag Johannes des Evangelisten vier Verse aus den „Palmblättern" [163]) vorfinden. Sehr lebendig stellt B. den Dichter als Prediger und Vorleser dar; dann teilt er Stellen aus Geroks Ferienbriefen an den Kollegen mit, aus denen nur hervorzuheben ist, mit welcher Freude Gerok „das Höltywort": „Ja wunderschön ist Gottes Erde und wert darauf vergnügt zu sein" als seine Ueberzeugung citiert. Auch einige wenig oder gar nicht bekannte Gedichte Geroks lässt B. abdrucken; den Anhang bilden die Grabrede und einige Gedichtchen B.s an Gerok [164]). —

Fördernd hat Jacobs [164a]) mit der Biographie Schwartzkopffs eine Charakteristik verbunden. — Nach Mitteilungen der Familie gab Brümmer [164b]) eine Biographie des Dichters und Mitarbeiters am Grimmschen Wörterbuch W. Schubert. — Dem katholischen Dichter geistlicher Lieder, Franz Alfred Muth, hat Held [165]) einen schlichten Nachruf gewidmet, in dem er ihn als Dichter und Schriftsteller würdigt und seine herzliche Gastfreundschaft, wie die Vernachlässigung seines Aeussern schildert. Einige Proben rücken uns den wenig gekannten Poeten nahe [166-166a]). —

Von den österreichischen Lyrikern hat vor allen unsere Kenntnis Grillparzers [167]) durch die glänzende Jubiläums-Ausgabe seiner Gedichte eine bedeutsame Förderung erfahren. Sauer konnte für die Ausgabe zum ersten Male eine vom Dichter selbst getroffene Ordnung der Gedichte benutzen, so dass wir in der „ersten Abteilung" nun die Grillparzerische Sammlung vor uns haben, während die „zweite Abteilung" von Sauer nach denselben Prinzipien sinnvoll festgesetzt wurde, zum Teil im Anschluss an Rizys Album. Besonders wichtig ist das Fragment eines Romanzencyklus „Rudolf und Ottokar." Ueberall sind die ersten Drucke oder womöglich die Hss. zu Grunde gelegt, so dass wir in der Jubiläums-Ausgabe die erste ganz verlässliche, auf Grillparzer selbst zurückgehende Ausgabe seiner Gedichte besitzen. Selbstverständlich wurde dabei der Wortlaut genau so wiedergegeben, wie ihn Grillparzer niederschrieb. Verbesserungen sind nicht Sache des Herausgebers. — Einen Kommentar, wie ihn Frhr. von Rizy begann, werden wir wohl noch einige Zeit vermissen; er wäre jedoch sehr wünschenswert, da Grillparzer gerade als Lyriker dem Verständnisse grosse Schwierigkeiten bietet. „Dass eine gewisse schwerfällige Gedankenarbeit nur zu oft den glücklichen Guss der Formen vereitelte," wie sich Herzfelder [168]) ausdrückt, wird man bereitwillig zugestehen, ebenso, dass trotzdem Grillparzers Gedichte „wirkliche Selbstbekenntnisse, ja oft ergreifende Tagebuchblätter in gebundener Sprache" seien. Nur freilich glaubt man doch, eine Analyse seiner Lyrik könne es weiterbringen, als zu einer flüchtigen Angabe von ein paar Stoffgebieten und der Anwendung des Lenauschen Wortes „vergrämelt und verstübelt." Es würde interessant genug sein, die charakteristischen Seiten seiner Lyrik im Zusammenhange mit der Lyrik seiner Zeit [169-171a]) zu erfassen, wofür Sauer in der Einleitung zu den Gesammelten Werken schon Winke gegeben hat. —

---

63 S. M. 1,00. |[BLU. S. 254]|. — 162) P. L., Erinnerungen an K. Gerok v. Fr. Braun: SchwäbKron. 22. Apr. — 163) × K. Gerok, Palmblätter. Illustr. v. P. Thumann u. a. u. mit d. (Lichtdr.-)Bildnis d. Vf. Jubil.-Ausg. 100. Aufl. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 4°. X, 350 S. M. 15,00. — 164) × Gerok-Denkmal in Stuttgart: FZg. N. 253. — 164a) Ed. Jacobs, Aug. H. Th. Schwartzkopff: ADB. 33, S. 217-21. — 164b) F. Brümmer, Wilh. Schubert: ib. 32, S. 637/8. — 165) Ph. Held, Franz Alfr. Muth. E. Dichterbild: DHausschatz. S. 205/7. — 166) × Allwill Beier, Ludwig Gotthard Kosegarten. (=Aus d. Vergangenheit S. 67-90; vgl. JBL. 1891 I 3:7; IV 1:95. S. o. IV 1e : 265) (Neudr. e. im J. 1864 geh. Rektoratsrede). — 166a) × E. Mummenhoff, G. E. F. Seidel: ADB. 33, S. 619-20. — 167) F. Grillparzer, Gedichte. Jubil.-Ausg. z. 100. Geburtstage d. Dichters. (1791-1891) Mit. d. Bild. d. Dichters. Stuttgart, Cotta. XIV, 612 S. M. 10,00. (S. u. IV 12). — 168) J. Herzfelder, Grillparzer als Lyriker: MünchNN. N. 44. — 169) × K. Werner, D. Dichter d. Totenkränze: WienerZg. N. 45. — 170) × Zedlitz-Feier: NFP. N. 9674. — 171) × Jos. Frhr. v. Zedlitz: FZg. N. 217. — 171a) × H. Holland,

Eine der köstlichsten Gaben hat uns für Lenau der unermüdliche, umsichtige L. A. Frankl [172-173]) beschert: die Tagebuchblätter und Briefe, die uns von dem unglücklichen Verhältnisse zu Sophie Löwenthal Kunde geben. Diese Frau war Lenaus Verhängnis von dem Augenblick an, da er im J. 1835 (nicht 1838, wie Frankl S. 189 angiebt), die 25jährige Gattin des Schriftstellers Leo Walther (Maximilian Löwenthal) kennen lernte. Von Lenaus Briefen an sie hat schon sein Schwager A. Schurz [174]) einige der „ostensibeln" veröffentlicht; was F. bietet, sind die geheimen Zettel und die Tagebuchblätter Lenaus. Freilich wird nicht klar zwischen beiden Arten der Aufzeichnung geschieden, wie denn überhaupt die Anlage des F.schen Buches ganz verunglückt ist. Auf den Abdruck des Tagebuches folgt eine kurze Biographie Sophiens, dann erhalten wir 21 Briefe Lenaus an seinen Jugendfreund Fritz Kleyle, den Vetter Sophiens, und verschiedene Jugendgedichte zum ersten Male oder doch wenigstens (s. Jacobys Recension) in ursprünglicher Gestalt; dieser Teil reicht von 1824 bis knapp vor die Bekanntschaft mit Sophie, hätte daher an die Spitze gestellt werden sollen. S. 249—61 lässt F. ganz überflüssiger Weise die Gedichte Lenaus abdrucken, die er auf das Verhältnis zu Sophie bezieht; den Schluss des Bandes bildet ein Verzeichnis der Lenau-Denkmale. — Schon Werner [175]) hat darauf hingewiesen, dass manche Briefe falsch datiert seien, so jener (S. 67), der in den Juli 1837 gehört, so die Mitteilungen S. 171—82, ferner gehöre der undatierte S. 244 dem 15. Nov. 1827 an, auch seien weit mehr Gedichte an Sophie gerichtet, als Frankl annehme. — Minor [176]), der hauptsächlich den Vergleich dieser Briefe mit denen Goethes an Frau von Stein zu stilistischen Zwecken anstellt, berichtigt das Datum auf S. 45 (17. statt 19. Juni), während Geiger [177]) besonders den Einrfluss Sophiens auf Lenaus Dichtung betont. — Alle Recensionen, [178-179]) besonders die ausführliche von Bormann [179a]), erkennen aber den hohen Wert der Publikation, durch die sich Frankl um Lenau ein neues Verdienst erwarb; die meisten bedauern, dass Sophiens Briefe von Lenau vernichtet wurden — bis auf den einen, den Frankl schon früher (Zur Biographie Lenaus) hatte drucken lassen. — Vier Briefe von ihr an Frau Hofrätin Reinbeck nach Lenaus Erkrankung finden sich in den wichtigen Mitteilungen, die auf Emilie Reinbecks Tagebuch fussen. [180]) Hier erhalten wir den Abschluss des Verhältnisses zu Sophie, den ausbrechenden Wahnsinn, hervorgerufen durch die Briefe der geliebten und doch gefürchteten Frau. Die genauen Aufzeichnungen Emiliens begleiten die letzten klaren Tage Lenaus fast von Stunde zu Stunde und enthalten ein erschreckendes, aber überaus schätzbares Dokument für Lenaus innere Zerrissenheit. [180a-181]) —

Die Geschichte der Hermen für Lenau und Grün erzählte Frankl [182]), der sich unermüdlich für ihr Zustandekommen bemüht hatte. [183-184]) — Schon vorher hatte Frankl [185]) zu einer Art Vorfeier an Grüns Geburtstag einige Proben aus dem Briefwechsel zwischen Grün und Leitner veröffentlicht, nicht ohne bedenkliche Lesefehler. Die Briefe stammen aus den J. 1826—63 und zeigen zuerst den jüngeren Grün, dann aber Leitner als den zum andern Aufblickenden; es wird ausschliesslich Litterarisches besprochen, wobei sich Leitner merkwürdig scharf über Dräxler-Manfred [185a]) auslässt. Auch von einer bei aller Bescheidenheit mächtigen Selbstschätzung ist der steirische Poet [185b-185c]) beseelt; er spricht von einem Plane, dass Halirsch, Seidl, Ebert und Leitner jährlich ihre besten Erzeugnisse zusammenstellen und dem Auslande darbieten wollten. Grün sendet einmal einen gereimten Brief (1829). — Sprenger [186]) weist nach, dass auf die letzten Strophen von Grüns „Martinswand" die Uhlandsche Märe „Ueberfall im Walde" ein-

---

F. v. Schober: ADB. 32, S. 202/6. — **172**) L. A. Frankl, Lenau u. Sophie Löwenthal. Tagebuch u. Briefe d. Dichters, nebst Jugendgedichten u. Briefen an Fritz Kleyle her. mit Portr. u. Abbild. Stuttgart, Cotta. VII, 267 S. M. 6,00. |[M. Groeben: BLU. S. 657-60; W. Lang: DR. 68, S. 470/2; WIDM. 71, S. 423/4; DtschZg. N. 7073. W. Bormann: AZgB. N. 176/7; D. Jacoby: DLZ. 12, S. 1834/6; F. Lemmermayer: Gegenw. 40, S. 294/6; RCr. N. 8]|. — **173**) × id., Lenau u. Sophie.: NFPr. N. 9589. — **174**) F. Brümmer, A. Schurz: ADB. 33, S. 99. — **175**) R. M. Werner, Aus Lenaus Liebesleben: NatZg. N. 483. — **176**) J. Minor, L. A. Frankl, Lenau u. Sophie Löwenthal etc. Stuttgart, Cotta. 1891: ADA. 18, S. 276-91. — **177**) L. Geiger, Lenaus Sophie: NationB. N. 46. — **178**) × Ribbeck, Lenau u. Sophie: Grenzb. 4, S. 78-85. — **179**) × G. Karpeles, Lenaus Tagebuch: BerlTBl. 20. u. 21. Juli. — **179a**) (S. o. N. 172). — **180**) Lenaus Erkrankung (Emilie Reinbecks Tagebuch.) I.-III.: NFPr. N. 9662/4. — **180a**) × Sophie u. Lenau: ib. N. 9590. (Bringt einige biogr. Daten über Sophie). — **180b**) × G. Karpeles, Für e. Verstorbene: ML. 60, S. 614/6. — **181**) × Lenaus Gedichte. (In Ausw.) Mit Einl. u. Anm. her. v. F. Prosch: (=Graesers Schulausg. klass. Werke N. 43). Wien, Graeser. XVI, 103 S. M. 0,50. (Ausw. geschickt; d. Einl. nur e. Skizze ohne Wert, vgl. JBL. 1891 I 7:48). — **182**) L. A. Frankl, Zwei Hermen auf d. Schillerplatze: NFPr. N. 9637. — **183**) × D. Denkmäler Grüns u. Lenaus: ib. N. 9637. — **184**) × Denkmäler d. Dichter Anast. Grün u. Nik. Lenau in Wien: HambCorr. N. 448. — **185**) L. A. Frankl, Gottfr. Leitner u. Anast. Grün. Mitteilungen: NFPr. N. 9563. — **185a**) × Aus d. Tagen d. Censur: DDichtung. 10, S. 268-70. (2 Briefe v. Dräxler-Manfred an Deinhardstein). — **185b**) × F. Ilwof, Hyacinth Edler v. Schulheim: ADB. 32, S. 681. — **185c**) × Heini v. Steier, Jak. Ed. Schmölzer, d. edle dtsch. Liedermeister, d. verdienstvolle Wiedererwecker u. getreue Hüter heimatl. Gesanges. Sein Leben, Wirken und Schaffen geschildert. Mit Bild. Graz, Leykam. VII, 115 S. M. 1,60. |[A. Schlossar: BLU. S. 670.]| — **186**) R. Sprenger, Zu A. Grüns Letztem Ritter: ZDU. 5, S. 134/5. — **186a**) × A. Schlossar, J. G. Seidl: ADB. 33, S. 633/9. (Benutzt e. autobiogr. Aufzeichnung.) — **186b**) × F. Brümmer, H. Aug. M. Th. Schumacher: ib. S. 30/1. — **186c**) × A. Schlossar, Ant. Schosser: ib. 32, S. 388/9. — **187**) Jella Zednik, E. Ebert. Z. 5. Juni: BohemiaB. N. 152. — **188**) A. Mayer v. d. Wyde, Th.

gewirkt habe, und zieht zum Vergleich Heinr. Jos. Collins „Kaiser Max auf der Martinswand in Tirol“ herbei; er hätte auch die „Martinswand“ von Amalia von Helwig anführen können, wo den Kaiser, wie bei Collin, ein lockiger Knabe rettet.[186a-186c] —

Von Karl Egon Ebert rühmt Jella Zednik[187]) in harmlosen Erinnerungen besonders seine Gabe vorzulesen und teilt ein hübsches Erlebnis aus seiner Jugend mit: beim Pfänderspielen soll er den Autor von Versen erraten, die ihm von schelmischen Mädchen vorgetragen werden, er vermag es nicht, weil es seine eigenen sind. —

Als einen typischen Vertreter der Wiener Entwicklung stellt den Grafen zu Heussenstamm (verstorben am 25. Mai 1889) Meyer von der Wyde[188]) hin. Gleich der Wiener Gesellschaft habe er die Entwicklung vom ästhetisch beschränkten Egoismus des Vormärz zum umfassenden Altruismus der Gegenwart durchgemacht; gleich der Zeit sei er vom vagen Kosmopolitismus seiner „Schattenrisse“ zum klar abgegrenzten Staatsbürgertum mit konkretem Rechten- und Pflichtenkreise durchgedrungen, vom Aesthetischen zum Ethischen, vom einseitigen Kultus des phantastischen Schönen zum Wahren und Guten gelangt. Nicht mehr, wie früher, das schöne Gefühl, sondern die Arbeit, die edle, im freudigen Anschluss an den Nächsten vollführte That ist nun sein Lebensideal. So erscheint der Dichter als Vorgänger dessen, der auf dem Boden einer neuen Sittenlehre zum Messias der realistischen Weltanschauung werden wird. M. hat nicht nur das Andenken eines früh Vergessenen, auf den Caroline Unger, die Braut Lenaus, einen grossen Einfluss hatte, aufgefrischt, sondern zugleich einen Beitrag zur Geschichte der österreichischen Entwicklung geliefert. —

Einem anderen rasch Verschollenen, Johannes Nordmann, suchte einen ähnlichen Liebesdienst Ranzoni[189]) zu leisten. Die Sammlung der Gedichte hatte Nordmann noch selbst geordnet; sie enthält ausser den reflektierenden Gedichten „Vom Lebenswege“ und den Eindrücken, „Landschaften“ und „Stationen“, Vierzeiler im Dialekte, die Nordmann bei seinen zahlreichen Alpenwanderungen aufgezeichnet hat, endlich Sprüche. R.s Einleitung bringt ein Porträt des Dichters, von der Hand eines Freundes entworfen, aber fern von aller Verhimmelung, pietätvoll und kritisch zugleich. Die kernige, weiche Natur Nordmanns, der mühsame Weg vom Pflegesohne einer Kremser Wäscherin bis zum angesehenen Dichter und Schriftsteller, die reichen Erfahrungen und Erlebnisse werden kurz aber scharf umrissen, dabei allerlei kaum noch bekannte Persönlichkeiten Oesterreichs, so Misson, Eduard Baron Badenfeld (Ed. Silesius) lebendig geschildert.[190]) —

Dass die Gedichte Mauthners[191]), dieses fast bis zu seinem Tode nur einem ganz kleinen Kreise von Freunden überhaupt bekannten Dichters, einem grösseren Publikum zugänglich gemacht wurden, haben die Kritiker gerühmt; Brieger fühlt sich an Béranger und Heine, durch die Formschönheit an Uhland erinnert und erkennt in Mauthner nicht einen Dilettanten, sondern einen guten Dichter. — Franzos[192]), dem das Verdienst gebührt, zuerst auf den Dichter hingewiesen zu haben, spricht jetzt über die Sammlung verständig und einsichtsvoll, indem er die Vorzüge, wie die Schranken des Talentes darlegt; er rühmt dem Dichter ausdrücklich „echte und grosse Begabung“ nach, „die freilich nur in gewissen Richtungen zur Entwicklung gelangte und nur da Einwandloses leistete, wo es ohne Feile und Mühe ging.“ Ein seltenes Formtalent, aber kein Fortschritt der Mannes- gegenüber der Jünglingszeit, neben leidenschaftlichen Liebesliedern ist nur das Stimmungsbild der eigenen Seele dem Dichter gelungen, also war er doch nur ein Dilettant, wenn auch ein hochbegabter. Mauthners Sohn Isidor hat einen kurzen biographischen Abriss der Ausgabe beigefügt.[193-196]) —

Dass der verhimmelnde Ton von Hamerlings Nekrologisten einer nüchtern wissenschaftlichen Würdigung nachteilig sei und nicht dem Sinne des Dichters entspreche, hat Necker[197]) richtig betont; gerade eine solche wissenschaftliche Betrachtung würde weit mehr zur Erhaltung seines Andenkens beitragen als die Schriften von Kleinert und Polzer; auch Roseggers Erinnerungen tadelt N. deshalb, obwohl er ihnen eine feinsinnige, das Wichtige hervorhebende Charakteristik widmet. Er meint, in Hamerling und Rosegger hätten sich sentimentalische und naive Dichtung berührt, nur anders als im Freundschaftsbunde Schillers und Goethes. N. sieht in Hamerling eine Gelehrtennatur und hebt hübsch das Philiströse in diesem die Philister bekämpfenden

---

Graf zu Heussenstamm: NFPr. N. 9480. — 189) J. Nordmann, Gedichte. 2. Ausg. Mit biogr. Einl. v. Em. Ranzoni. Nebst Portr. Wien, Beermann & Altmann. XXXII, 224 S. Fl. 2,00. — 190) × K. Beck, Henriette (Ungedr. Nachlass): DDichtung. 10, S. 247. (Herzlich unbedeutendes Gelegenheitsgedicht v. J. 1857). — 191) ○ × × J. Mauthner, Gedichte. Berlin, Haack. 128 S. M. 2,20. |[A. Brieger: BLU. S. 374/5; E. R.: Bohemia[B]. N. 110.]| — 192) K. E. Franzos, D. Gedichte d. „Unbekannten“: DDichtung. 9, S. 209-11. — 193) × Const. v. Wurzbach, K. Ziegler (Carlopago). (=Biogr. Lex. 60, S. 56/7.) — 194) × id., Joh. Nep. Aug. Zimmermann: ebda. S. 121/3. — 195) × id., Rob. Zimmermann: ebda S. 131/6. — 196) × id., J. V. Zingerle: ebda. S. 146/9. — 197) M. N[ecker], R. Hamerling: Grenzb. 2, S. 277-84. — 198) × F. Lemmermeyer, P. K. Rosegger,

Poeten hervor. Kurz, aber treffend ist die Schilderung von Hamerlings politischen Ansichten; ob jedoch wirklich der Gegensatz der steirischen gegen die übrigen deutschliberalen Abgeordneten auf das Verhalten der Wiener Presse Hamerling gegenüber zurückgeführt werden dürfe, das erscheint sehr fraglich.[198]) — In den Briefen Hamerlings an Möser[199]) bildet die Anknüpfung beider Dichter die Lyrik, denn Hamerling freute sich in M. eine verwandte Seele zu finden, „die noch den Mut hat, sich mit lyrischen Themen zu befassen, welche den hauptsächlichsten Stoff lyrischer Herzergiessung immer gebildet haben und immer bilden werden"; er rühmte an M.s Oden den „wirklichen Sinn für Rhythmus und ein metrisch-feinfühlendes Ohr, Eigenschaften, die in unserer Zeit immer seltener werden." Er erkannte, dass Möser sich gerade durch jene Gedichte aus „Sinnen und Minnen" angesprochen fühlte, die der Grundstimmung seiner eigenen Gedichte am verwandtesten seien. Merkwürdig ist der ironische Rat, Formfehler in den Poesien stehen zu lassen oder eigens hineinzusetzen, denn der Vorwurf der „Formschönheit", „Formreinheit" sei ein ehrenrühriger, und die Kritiker hätten eine Freude daran, solche Fehler auszustechen. Hamerling betont ferner, dass die ideale Sehnsucht, immerfort in lyrischen Seufzern ausgehaucht, etwas Monotones, Ermüdendes bekomme, darum habe er im „Ahasverus" ihr direktes Gegenbild zum Stoffe genommen, er schlägt auch M. vor, dies zu thun. Besonders unermüdlich ist er besorgt, M. auf dem Gebiet der Ode und der Hymne zu erhalten, deren Pflege ihm zu sehr vernachlässigt scheint, deren Verständnis er nur noch bei den Frauen finden will. Auch die Kanzonenform wünscht er mehr eingebürgert zu sehen, weil sie für lyrisch-reflexive Dichtungen ganz geschaffen sei, nur empfiehlt er die Wahl solcher Themen für sie, „welche auch eine Entfaltung der beschreibenden Dichterkraft neben der reflexiven zulassen." Auffallenderweise behauptet Hamerling (S. 51), dass Schiller „vielleicht mit Ausnahme einiger kleinerer — ich meine lyrischer — Poesien nichts absolut Klassisches, Vollendetes und Mustergiltiges geschaffen" habe. Sehr hoch stellt er Heine als das grösste poetische Genie, wenn auch nicht den grössten Dichter der Deutschen nach Goethe und Schiller, während er ihn als Menschen für eine Canaille erklärt. Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Ode „Einer Tänzerin" in der Sammlung „Sinnen und Minnen" an Pepita de Oliva gerichtet ist (S. 38). — Ueber Hamerling als Lyriker hat Gnad[200]) ein besonderes Heft erscheinen lassen, für das er die Briefe an Möser noch nicht verwerten konnte. Seinen Ausführungen legt er, wie der Prediger einen Evangelientext, den Satz zu Grunde, dass überall bei Hamerling der Kultus des Schönen walte; er vergisst aber, dass sich Hamerling selbst den „Sklaven" der Schönheit genannt hat, was vielleicht bezeichnender als alles andere war. Mit Recht wendet er sich gegen die Ansicht Kleinerts, dass Hamerling, weil er selbst das Volkslied als den Gipfel der Lyrik erkannte, nun sich dem Volksliede genähert habe; wohl keiner unserer neueren Lyriker ist dem Volksliede so fern geblieben als Hamerling, selbst Hebbel, an den man denken könnte, hat mehr davon als er. G. sucht Hamerlings eigene Behauptung, er sei kein Dichter des Pessimismus, zu bestätigen, indem er anführt, „das trauliche Verhältnis, in welchem Hamerling zur Natur steht, sei allein ein Merkmal, welches ihn von pessimistischen Dichtern unterscheide." Während der Pessimismus in der Natur nur ein kaltes, ungelöstes Rätsel erblicke, das taub und stumm für unsere Klagen bleibe, wofür auffallender Weise Heine zum Beleg angeführt wird, überkomme uns das wohlthuende Gefühl des Lichtes, wenn wir mit Hamerling in die von ihm beseelte Natur hinaustränen. Hierin stehe er noch ganz auf dem Boden der Romantik, der ganz zu folgen ihn nur seine „berufsmässige klassische Bildung" hinderte. Trotzdem muss auch G. zugeben, dass sich bei Hamerling der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit in schmerzlicher Empfindung Luft mache, gegen die ihm all sein Schönheitsgefühl doch keinen Ersatz bietet. Hamerling selbst hat sich „ideale Sehnsucht" nachgesagt und in der Darstellung des Gegensatzes dazu, also im Pessimismus, nur ein beabsichtigtes Kunstmittel zur Variation der Monotonie erblicken wollen, aber es ist ihm gegangen, wie Möser: der Gegensatz tritt so stark hervor, dass er den Idealismus verdeckt. Und dann, Hamerling war krank und sah darin seinen Vorzug; „denn", so schreibt er an Möser, „schliesslich ist es doch nur der Kranke, der sich das Leid der ganzen Welt zu Herzen nimmt". Er war aber auch der Kranke, der dafür die Freude der ganzen Welt nicht fühlen konnte, was besonders in seinen Liebesgedichten deutlich wird. Vortrefflich sagt G. (S. 60), die lodernde, in einsamen Träumen genährte Sehnsucht nach Liebe und Liebesglück bei Hamerling habe mitunter etwas Klosterhaftes, den Gedichten fehle (S. 59) der frische Hauch des thatsächlich Erlebten, und da, wo seine Liebesgedichte (S. 60) sich nicht von erträumten Empfindungen aus bewegen, sondern sich an wirklich

---

Persönl. Erinnerungen an R. Hamerling: BLU. S. 369-71. (Vgl. JBL. 1891 IV 3:181; L. Bestätigt aus 10j. Verbindung d. Richtigkeit d. Roseggerschen Mitteilungen über Hamerlings Charakter.) — 199) A. Möser, Meine Beziehungen zu R. Hamerling u. dessen Briefe an mich. Berlin, Lüstenröder. 1890. VIII, 70 S. M. 1,20 |[A. Wilhelm: ML. 60 S. 158/9]|. (Vgl. JBL. 1890 IV 3:127). — 200) E. Gnad, Ueber R. Hamerlings Lyrik. E.

Erlebtes zu knüpfen scheinen, sei die Prosa der Thatsache nicht immer zum Gedichte abgeklärt. So bleibe Hamerlings Lyrik subjektiv-reflektierend, entbehre der Allgemeingiltigkeit und darum der Wirkung auf das Publikum. Das Eigenartige seiner Lyrik liege „in dem Hin- und Wiederwogen seiner Seelenstimmungen, in dem tiefen Versinken in sein einsames Empfindungsleben“ (S. 64). Elegische Gedankenlyrik nennt er sie. Goethe, Platen, dann Herwegh, Hölderlin und nicht minder Heine hätten auf sie eingewirkt. Das Heft G.s kann als wertvolle Darstellung eines modernen Lyrikers bezeichnet werden, nur hätte G. noch einen Schritt weitergehen und zeigen sollen, wie Hamerling in der Lyrik künstlerisch gestaltet, wozu nur ein paarmal ein flüchtiger Ansatz gemacht wird. Gerade die „Lehrjahre der Liebe“ und die „Stationen“ geben die Möglichkeit, die Erlebnisse des Dichters mit den Gedichten zu vergleichen und zu erforschen, wie er aus den Erlebnissen seine Gedichte schafft. Auch für Hamerling liesse sich hierin ein fester Halt zur Erkenntnis gewinnen.[201-202]) — Sehr scharf rückt Graf Lamezan[203]) dem nachgelassenen philosophischen Werke Hamerlings, der „Atomistik des Willens“, zu Leibe, um im ganzen und im einzelnen das Unsystematische, Undurchdachte, durch Zufälligkeiten Bedingte dieser Ansichten darzulegen. Er weist nach, dass Hamerling ganz von Schopenhauer beeinflusst sei, obwohl er heftig gegen ihn polemisiere, dass er weder Kant noch den Determinismus verstanden und der Logik ins Gesicht geschlagen habe, dass seine „Atome“ nicht zu fassen und nur eine Phantasie seien, dass wir ihnen als den einfachsten Elementen doch alle Eigenschaften des Zusammengesetzten beilegen müssten und darum nur einen anderen Namen für das Rätselhafte des „Willens“, des „Lebens“ bekämen. Auch für die Sittenlehre sei mit der Berufung auf Lust und Unlust nichts erreicht, weil die Thatsachen widersprächen. Aber er schliesst mit der feinen Wendung über Hamerling: „Des Schönen hat er sich als Meister bemächtigt, das Gute als Mensch geübt — das Wahre hat er durchs ganze Leben nah und fern gesucht; mehr ist keinem Sterblichen vergönnt!“ — Interessant ist das Urteil E. von Hartmanns[204]) über Hamerlings Philosophie, die er keineswegs für eine dilettantische Popularphilosophie, sondern in gewissem Sinn für ein wissenschaftlich wichtiges Werk hält; er glaubt, es müsse im Anfang der 70er Jahre niedergeschrieben worden sein, in der zweiten Hälfte der 70er Jahre verschiedene umfangreichere Zusätze und Erweiterungen erfahren, in den 80er Jahren dagegen nur noch kleinere Zusätze und aphoristische Bemerkungen eingefügt erhalten haben. In der Polemik des Neukantianismus liege der grösste Wert des Buches, ferner darin, dass Hamerling auf einen von der Erkenntnistheorie bisher nicht genügend beachteten Unterschied hingewiesen habe, der zwischen der durch das Existenzgefühl dem sich fühlenden Subjekte verbürgten Realität und der mittelbaren Realität der Dinge ausser uns besteht. Die Summe der Gefühle besitzt eine andere Art von Realität als die Summe der Vorstellungen, jene Realität erscheint zugleich als eine intensivere Realität. H. bezeichnet Hamerling in Bezug auf die Anschauungsformen als einen transcendentalen Idealisten, in Bezug auf die Denkformen dagegen als einen transcendentalen Realisten, er stelle sich daher als das Widerspiel J. H. von Kirchmanns dar, der transcendentaler Realist in Bezug auf die Anschauungsformen und transcendentaler Idealist in Bezug auf die Denkformen ist. Mit Wundts „System der Philosophie“, Hermann Wolffs „Kosmos“ zeige die „Atomistik des Willens“ insofern einen verwandten Zug, als alle drei unter verschiedenen Namen den alten Standpunkt des Hylozoismus wieder zu Ehren bringen möchten. Im ganzen aber, meint H., werde das Buch mehr zum Denken anregen, als zur Polemik reizen, weil es ein aphoristischer Monolog, eine Bekenntnisschrift sei, zugleich aber eine geradezu erstaunliche Belesenheit in der philosophischen Litteratur, insbesondere auf dem Gebiete der modernen Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft beweise. —

Der Dichterin Wickenburg-Almásy[205]) rühmt Ziel[206]) die Gabe nach, „eine fortschreitende Handlung stimmungsvoll zu gestalten und in den einzelnen Stadien ihrer Entwicklung lyrisch zu markieren und hervorzuheben“; in ihren Gedichten findet er „Herzensfeinheit und Herzensreinheit, Eleganz der Form und Wohlklang der Sprache“. — Das bestätigt auch Greif[207]), der aber in der Nachlass-Sammlung einen Fortschritt von der Reflexion zur unmittelbaren Gefühlsergiessung sieht und neben der früheren Pracht und Bilderfülle nun auch Schlichtheit, volkstümliche Färbung, schlagende Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes, scheinbar kunstlose, aber echt künstlerische Darstellungs-

---

litt. Studie. Graz, Leuscher und Lubensky. 12⁰. 68 S. M. 1,00. |[F. Bienemann: BLU. S. 187.]| — **201**) × J. Minor, Hamerlingiana: DLZ. S. 1761/3. — **202**) × B. Münz, Aus R. Hamerlings Nachlass: BLU. S. 701/2. — **203**) E. Graf Lamezan, Rob. Hamerling als Philosoph: N&S. 59, S. 212-25. — **204**) E. v. Hartmann, R. Hamerling als Philosoph: Gegenw. 39, S. 5/8. — **205**) ○ × Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, Letzte Gedichte. Aus d. Nachl. d. Verstorb. her. v. ihrem Gatten. Wien, Gerolds Sohn. 1890. 12⁰. 248 S. M. 3,00. — **206**) E. Ziel, Neue Lyrik: BLU. S. 214/5 — **207**) M. Greif, Letzte Gedichte v. Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy: Ge-

weise findet. Besonders preist er dann noch die fünfzig ungarischen Volkslieder des Anhangs. —

Am 70. Geburtstag des östereichischen Patrioten Carneri gedachte Haberlandt [208]) nicht nur des ausgezeichneten Parlamentariers und vor allem des klaren Denkers, sondern auch des Dichters, der im J. 1848 durch eine Sammlung politisch- patriotischer Gedichte in die Bewegung eingriff und Arndts Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ in in seinem „Was ist das Volk?“ nachahmte. —

Die frisch quellende Tiroler Dichtung findet ihre eifrigsten Verleger, darum wohl auch ihre zahlreichen Leser ausserhalb des Landes, so dass im allgemeinen die Klage Mayrs [209]) ganz unverständlich ist, das deutsche Reich habe bisher der tirolischen Poesie gern vornehm seine Thore verschlossen gehalten. Das entspricht einfach den Thatsachen nicht. Uebrigens scheint M. keineswegs ein richtiger Führer durch die neuere Poesie in Tirol, wenn er den bedeutendsten, jetzt lebenden Dichter Tirols, Pichler, gar nicht nennt, obwohl dieser nimmer rastende Mann gerade in den letzten Jahren seine Verehrer durch reiche Gaben überrascht hat. —

Da urteilt Prem [210-210a]) ganz anders, er stellt mit vollem Recht gerade Adolf Pichler unter die Bahnbrecher für die Schätzung der neueren Poesie in Tirol und giebt einzelne Proben, darunter einige ungedruckte. — Auch David [211]) erkennt die hohe Bedeutung dieses Dichters an. —

Von der in Tirol lebenden geistlichen Liederdichterin Cordula Peregrina bringt Prem [212]) nähere Kunde; sie ist am 17. Juni 1845 zu Malchin in Mecklenburg-Schwerin als die älteste Tochter des evangelischen Pfarrers Wilh. Wöhler geboren, der selbst poetische Anlagen hatte. P. hebt die Einflüsse der Heimat auf die Ausbildung des Naturgefühls hervor und erzählt die Momente, die Cordula zur Katholikin machten. Er vermag auch ein bisher ungedrucktes Gedicht vom 21. März 1870 mitzuteilen, in dem sich ihre Sehnsucht nach Eben im Achenthale und das Notburgaheiligtum ausspricht. Cordula hatte die Absicht, das Leben dieser Heiligen poetisch zu behandeln und selbst katholisch zu werden; sie wandte sich an Alban Stolz, dessen Antwort P. drucken lässt. Endlich trat sie über und wurde zu Eben im Pfarrhofe „Unterdirn“, die alle schweren Arbeiten in christlicher Demut verrichtete; später kam sie in den Dienst eines Schwazer Zuckerbäckers, endlich zu einer Mesnerfamilie, wo sie 6 Jahre als Schriftstellerin und Lehrerin der französischen und englischen Sprache lebte. Im Aug. 1876 heiratete sie den Bregenzer Bürger Jos. Ant. Schmid, der mit ihr durch ihre Dichtungen bekannt wurde. Ihr zu Liebe übersiedelte er 1881 nach Schwaz, wo die Dichterin nun lebt. Sie ist in erster Linie Hausfrau und sorgt für eine fromm fröhliche Häuslichkeit, ist keine Zelotin; mit Liebe hängt sie an Tirol und an Oesterreich. Die Charakteristik der Poetin würzt P. mit einigen unbekannten Gedichten [212a]). —

Besonderes Verdienst um die Tiroler Dichtung hat sich die Leipziger Verlagsbuchhandlung Liebeskind erworben, was sie auch in vollem Masse verdient; es ist aber sehr bezeichnend, dass erst durch diesen Verlag die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf den grossen Reichtum an echter Lyrik in dem Tiroler Lande gelenkt wurde. Man staunt wohl, wenn man in den bekannten zierlichen Ausgaben nun eine stattliche Reihe von Dichtern mit ausgeprägter Eigenart kennen lernt, die während ihres Lebens so gut wie unbekannt waren. So tritt Anton von Schullern [213]), der bereits am 12. Jan. 1889 starb, wie ein Homo novus auf, denn man kannte seine hohe lyrische Begabung in weiteren Kreisen kaum. Freunde haben auf Grund einer vom Dichter selbst herrührenden Einteilung die Gedichte gesammelt und mit einer biographischen Einleitung versehen. Aus ihr erfahren wir, dass Schullern einer angesehenen Familie entstammte und in Innsbruck am 30. Jan. 1832 geboren wurde; wir bekommen den Lebenslauf eines unermüdlichen Arbeiters auf geistigem Gebiete, der vom Rechtsstudium zur Germanistik überging, dann in das politische Leben als Redakteur eines liberalen Innsbrucker Blattes eingriff, für das Tiroler Schul- und Vereinswesen thätig war und mit feiner Bildung geschmackvolle Darstellung verband. Hervorgehoben seien aus der Einleitung die schönen Briefe über W. und J. Grimm, wie die Schilderung einer Gesellschaft bei Grimm; Schullern studierte nämlich 1856 — 57 in Berlin Germanistik. Bei seinen Lebzeiten erschienen nur gelegentlich Proben seiner poetischen Thätigkeit, darunter 1869 bereits eine Novelle „Die Schüchterne. Akten einer Liebesgeschichte“. Mehrere seiner schönsten Gedichte entstanden erst in den letzten Jahren

---

genw.: 40, S. 296/7. — **208**) M. H[aberlandt], Bartholomäus v. Carneri (Zu seinem 70. Geburtstage.): NFPr. N. 9766. — **209**) Ambros Mayr, Neuere Poesie in Tirol: PoetBll. S. 15/6. — **210**) S. M. Prem, D. litter. Tirol: NorddAZg. N. 386. (Kurzer litt. Ueberblick mit Würdigung; H. v. Vintlers). — **210a**) id., Ad. Pichler u. seine „Neuen Marksteine“: Mähr.-schles. Grenzb. 19. u. 22. Febr. — **211**) J. J. David, Ad. Pichler: WIDM. 69, S. 699-703. — **212**) S. M. Prem, Cordula Peregrina, e. relig. Dichterin unserer Tage: ÖUR. 12, S. 332-50. (Eigentlich Cordula Schmid.) — **212a**) id., Auf d. Hochebene v. Barwies N. 368: MünchNN. 16. Aug. (Ueber Kasp. Speckbacher, von dem P. Ungedrucktes mitteilt.) — **213**) A. v. Schullern, Gedichte. Aus d. Nachl. gesamm. u. her.

seines Lebens. Mit Carneri, Björnson und vielen anderen verband ihn herzliche Freundschaft. Unter den deutschen Dichtern hielt er besonders Mörike hoch, und das ist kein Zufall; denn, wie schon die Einleitung hervorhebt, sprach ihn aus Mörikes Dichtungen etwas Verwandtes an, er fühlte sich durch sie in seiner Eigenart gestärkt und gekräftigt. Die liebliche Idylle „Rothkehlchens Neujahrsbetrachtung“ kann den Einfluss des alten Thurmhahns nicht verläugnen, nur ists kein Pfarrhaus, in das wir geführt werden, sondern die stille Häuslichkeit eines österreichischen Beamten. Das Haus, die Familie schildert er gern in echt poetischen Bildern; ein elegisch-idyllischer Zug ist ihm eigen, sein Blick dringt in die Vergangenheit, und zu ihr setzt er die Gegenwart in Parallele und Kontrast. Der Cyklus „Hedwig“ giebt eine Knabenliebe mit typischer Entwicklung. Nur wenige Saiten sind auf seiner Leier, aber er versteht sie meisterhaft zu rühren, und niemand kann sich dem Reiz dieser intimen Poesie entziehen. Wir haben nicht viele Dichter in Deutschland, die so rein das Stimmungsvolle des deutschen Hauses ausgedrückt hätten. — Necker[213a]) vermisst an Schullerns Gedichten das specifisch Tirolische, rühmt aber gleichfalls die Idyllen; auch ihm ist Schullern eine ungemein sympathische Erscheinung: „ein gesundes, natürliches Gefühl, keine Zerrissenheit, Pietät, Familiensinn, liebevolle Betrachtung des Alltagslebens, frische, unbefangene Sinnlichkeit (?), Herrschaft über die Form ohne Virtuosität“ entdeckt er bei Schullern. Er vergisst zu bemerken, dass Schullerns Poesie durchaus den Eindruck eines ungesuchten und notwendigen Aussprechens innerer Regungen erweckt, es ist so gar nichts Gemachtes, Publizistisches in ihr. Man könnte sie eine Poesie für die eigene Freude nennen, und das leiht ihr einen Reiz besonderer Frische und Kindlichkeit. Sie ist volkstümlich, auch wo sie antike Maasse anwendet, und gleicht auch hierin der Poesie Mörikes. Die Verse sind überaus melodisch und dabei meist einfach. —

In einem gewissen Gegensatze dazu zeigt der am 11. April 1890 verstorbene Hans von Vintler[213b]) einen etwas harten Klang, aber einen metallischen; es steckt eine Behandlung in seinen Gedichten, die an altdeutsche Malweise gemahnt; etwas Knorriges, Eckiges, das aber notwendig zu der in sich geschlossenen Persönlichkeit gehört. Der Dichter entstammte dem bekannten Geschlechte derer von Vintler zu Platsch und Runkelstein, das schon einen Dichter Hans Vintler hervorgebracht hat. Eine biographische Einleitung enthält nur die notwendigsten Lebensdaten des am 16. Aug. 1837 geborenen, vielgewanderten Mannes. Die Sammlung der „Gedichte“ hatte er noch selbst vorbereitet, kam aber nicht zu Ende, so dass auch ihm seine Freunde den gleichen Liebesdienst erweisen mussten wie Schullern. Auch Vintler führt uns, wie Schullern, in seine Häuslichkeit, aber nicht zu idyllisch-elegischem Genusse, sondern zu satirischen Zwecken; die Scenen der Kinderwelt werden nur geschildert, um mit bitteren Gefühlen das Leben der Erwachsenen zu kontrastieren. Das Behagliche, Schmunzelnde von Schullerns Wesen fehlt ganz, eine schneidende, bittere, aber nicht verbitterte Stimmung spricht aus Vintlers lyrischen Gedichten, aus den Zeit- und Sinngedichten. Aber vor der Kraft der Persönlichkeit beugt er sich willig, das beweist er durch seine kräftigen Zufallsgedichte und durch die epischen Stücke. Vintler stellt sich selbst als eine Kraft dar, die nur nicht zur vollen Entfaltung kam; aber Einzelnes, besonders unter den „Epischen Gedichten“ ist ihm ausgezeichnet gelungen, vor allem das Bild aus dem Tiroler Volksleben „Ein Engel“ zeigt sein Wesen in ganzer Figur. —

Unter den Schweizer Lyrikern[214]) hat der unglückliche Leuthold in A. W. Ernst[214a-215]) einen überaus eifrigen Forscher gefunden. Er ging von der Unzufriedenheit mit Bächtolds Auswahl der Gedichte aus und verbreiterte seine Arbeiten mehr und mehr, bis er mit einer zusammenfassenden Darstellung zustande kam; wir dürfen von den vorbereitenden Aufsätzen absehen und uns an die endgiltige Gestalt halten. Die Rücksichten, die E. anfangs noch zu nehmen genötigt war, konnte er später hintansetzen und vor allem die Frauen, deren Liebe bestimmend in Leutholds Leben griff, mit Namen nennen. Wir erfahren Näheres über das „sonnige Naturkind“ Rosine, lernen in Emma Brenner eine hochbegabte Dilettantin kennen und verfolgen den unselig-seligen Liebesbund der Beiden; wir kommen in die Gesellschaft der unglücklichen Karoline Trafford, die sieben volle Jahre fest zu Leuthold hielt, ihm eine Tochter gebar, ohne dass die Verhältnisse die geplante Ehe gestatteten. Wenn E. dabei (S. 64) Grillparzers „ewigen Bräutigamsstand“ als Analogie anführt, so beweist das nur, dass er Grillparzers Leben nicht genügend kennt. Ueberall vermag E. ungedruckte Gedichte und Briefe mitzuteilen, die uns, wenn auch nicht immer

---

v. seinen Freunden. Leipzig, Liebeskind. 1890. 168 S. 2,50. M. — **213a**) M. N[ecker]. Neue Lyrik: Grenzb. 1, S. 223/7. — **213b**) H. v. Vintler, Gedichte. Mit Bild. Leipzig, Liebeskind. 12⁰. XIV,215 S. M. 3,00. — **214**) ○ × E. Heller, Sänger aus Helvetiens Gauen. Album dtsch.-schweiz. Dichtungen d. Gegenw. N. Volks-Ausg. Aarau, Sauerländer. XII,324 S. 2,80 M. — **214a**) Ad. Wilhelm [Ernst]. Zu H. Leutholds Biogr. Mit ungedr. Gedichten u. Briefen: Gegenw. 39, S. 212/4, 231/4, 247-51, 264/6. — **214b**) id., Beitrr. z. H. Leutholds Biogr.: HambCorrB. N. 23/4, 26/7. — **215**) id., H. Leuthold. E. Dichterportr. Mit ungedr. Gedichten und Briefen u. d. Bild. Leutholds nach e. Gemälde v. Fr. v. Lenbach. Hamburg, C. Kloss. VIII, 163 S. M. 2,50 |[WIDM. 73, S. 141]|. —

künstlerischen Genuss, doch hohes biographisches Interesse gewähren; ja er rückt so sehr das Neue, das er zu bieten hat, in die erste Linie, dass er dadurch die erste Pflicht der Darstellung, klare Erzählung der Thatsachen und übersichtliche Motivierung der psychologischen Verhältnisse, versäumt. Auch für den ersten Münchener Aufenthalt Leutholds bieten sich unbekannte Quellen dar; es darf aber nicht vergessen werden, dass Bächtold überall tüchtig vorgearbeitet hat und E. oft nur die breitere Ausführung der kurzen inhaltsreichen Skizze übrig liess. Das Buch E.s erhält dadurch einen sprunghaften, unruhigen Charakter; es wird sehr ausführlich, wo die Quellen reicher fliessen, und dann wieder begnügt es sich mit kurzen, fast flüchtigen Bemerkungen. So hat E. es jedesfalls versäumt, sich ein Bild von Leutholds journalistischer Thätigkeit zu verschaffen, und wie er ungedruckte Gedichte sammelte, nun auch die Zeugnisse der mühsamen Tagesschriftstellerei zu vereinigen, wodurch sicher die Münchener, Frankfurter und Stuttgarter Zeiten Leutholds mehr Leben gewonnen hätten. Ein weiterer empfindlicher Mangel ist die chronologische Unordnung, die allenthalben herrscht, wo es sich um Dichtungen handelt, ja E. citiert sogar die Briefe jedesmal ohne Zeitangabe, so dass man fast niemals weiss, ob Leuthold von der Gegenwart oder von der Vergangenheit spricht. Dadurch hat sich E. um einen grossen Teil seiner Wirkung gebracht, mit so grossem Interesse man alle seine Mitteilungen aufnimmt. Die wichtigste ist wohl der vollständige Abdruck des fragmentarischen Rhapsodiencyklus „Hannibal", von dem in der 3. Auflage der „Gedichte" bisher nur die drei ersten Abschnitte publiziert waren; die neuen zwei Abschnitte halten freilich den Vergleich mit der Pracht der früheren nicht aus, schlagen aber einen mehr epischen Ton an, was wieder zu dem Metrum nicht recht passen will. Der Abdruck bei E. unterscheidet sich aber auch in Einzelheiten ziemlich stark von jenem in den „Gedichten", und es wird leider nicht gesagt, ob die Aenderungen dem Ms. angehören oder von Bächtold getroffen worden sind. In dem zweiten Abschnitt, der bei E. die Ueberschrift „Im Punierlager" führt, während er bei Bächtold ohne Ueberschrift blieb, ist die glühende Beschreibung einer Phantasia, des orientalischen Tanzes, neu hinzugekommen, die nun erst das Bild völlig abrundet. Diese Ergänzung kann als die bedeutsamste Zugabe bezeichnet werden. Leuthold wegen solcher Stellen einen Dichter nackter Sinnlichkeit mit Verhöhnung der Sittlichkeit zu nennen, geht jedoch keineswegs an, und E. thut sehr recht daran, Leuthold gegen diesen Vorwurf Ziels zu verteidigen. Zu diesem Zwecke teilt er auch die ursprüngliche Fassung der Gedichte „Auf den Tod eines jungen Dichters" mit, die sich von der Fassung in den „Gedichten" nicht unwesentlich unterscheidet, ferner einen Brief Leutholds über seine Pariser Eindrücke, worin er besonders seine Enttäuschung durch das Grisettentum ausspricht. Was sonst E. zur Charakteristik Leutholds bietet, reicht an die kurzen Andeutungen Bächtolds nicht heran; er hat es ganz versäumt, da er „die geistige Erbschaft Leutholds antrat", wie er sich (S. 103) so geschmacklos ausdrückt, die Wurzeln seiner Kunst aufzudecken, den Einfluss der vorausgegangenen Poesie, der überall zu bemerken ist, auch nur anzudeuten, was doch bei einem „Dichterporträt" erwartet werden durfte. Er hat uns von Leutholds dichterischer Entwicklung so gut wie nichts gesagt, sondern nur die lyrischen, epischen und epigrammatischen Dichtungen als drei gesonderte, in sich abgeschlossene Gebiete behandelt, sich auch begnügt, die Uebersetzerthätigkeit Leutholds durch zwei Proben zu bezeichnen. Von der „Penthesilea" ist kaum die Rede, jedesfalls wird nicht tief genug auf sie eingegangen, weil E. eben keine neuen Mitteilungen zu machen hatte. Wir sind noch weit davon entfernt, eine wirklich abschliessende Monographie über Leuthold zu besitzen, wenngleich ich oben dieses Büchlein E.s die abschliessende Gestalt seiner Darstellung genannt habe. Wer sich für den unglücklichen, hochbegabten Schweizer Dichter interessiert, wird allerdings an E.s Buch nicht vorübergehen dürfen, aber nur wegen der neuen Mitteilungen, nicht etwa weil er darin Aufschlüsse über Leutholds Eigenart erwarten darf.[216-217]). —

Von Conrad Ferdinand Meyers Gedichten war eine neue vermehrte Auflage nötig[218]), die Milan[218a]) mit der selbständigen Publikation der „Balladen" aus dem J. 1864 verglich; von den 20 „Balladen" sind zwei ganz ausgeschieden, andere mit neuen Titeln versehen worden. Vor allem betont M. die Veränderungen der Sprache, die knappe, gedrängte Kürze, die grosse Schmucklosigkeit, die nur sehr wenige, ganz prägnante Beiwörter gestattet; auch den Humor findet M. in den neuen Fassungen stärker vertreten als früher. Ueberhaupt ist er mit Meyers Aenderungen ganz einverstanden, obwohl er die Gefahr erkennt, der Meyer entgegengeht: die Manier. Nur scheint M. kaum den richtigen Standpunkt einzunehmen, wenn er geradezu vorschlägt,

---

216) × A. Hermann, H. Leuthold. E. krit.-biogr. Skizze v. H. Fenner. Basel 1889: BLU. S. 500. — **217**) × J. Grosse, H. Leuthold: DDichterheim. 12, S. 88/9. — **218**) C. F. Meyer, Gedichte. 4. Aufl. Mit Bild. Leipzig, Hässel. 12⁰. XII, 393 S. M. 4,00. |[C. Spitteler: NZürchZg. N. 189-90; Lina Frey: DRs. 69, S. 404-20.]| — **218a**) E.

einzelne Stellen der Gedichte als „scenische Bemerkungen" zu lesen. Gehört das in die lyrisch-epische Poesie? Scenische Bemerkungen sind ein Notbehelf der Buchausgabe von Dramen, nichts weiter, keineswegs ein Teil der Dichtung, wenn ihn auch die modernen Dramen dazu machen wollen. Knappheit ist herrlich, wenn sie nicht Dürrheit wird; „bin die Verschwendung, bin die Poesie." Depeschenstil als Ideal der Lyrik anzusehen, geht doch nicht an. Aehnlich scheint Spitteler zu denken, den die neue Ausgabe zu einer bedeutsamen Aeusserung veranlasste. Er sieht in Meyers Lyrik eine neue Gattung, die sich der Lyrik unserer Klassiker „andersartig und ebenbürtig" an die Seite stellt. Meyer ist ihm ein männlicher Poet, nicht deutsch, sondern französisch im Sinne des französischen Klassizismus. Sein Streben sei, den Inhalt des zu Sagenden klar, knapp und genau mitzuteilen, ohne blumige Zuthaten, besonnen in der Begeisterung, allezeit mit der Gesamtheit der denkenden Persönlichkeit schaffend. Die Veränderungen in den Gedichten möchte Sp. nicht durchweg als Verbesserungen bezeichnen, aber als „Assimilationen an denjenigen personellen Stil, in welchem Meyer später sich selbst gefunden hat". Er strebe nach keuschem, sprödem Ausdruck und scheue dabei selbst Härte, Schwerverständlichkeit und Fremdartigkeit nicht. Man könne das in gewissem Sinne Manieriertheit nennen, aber zu Meyers Persönlichkeit gehöre eben die pathetische Pose. Die Gedichte bekommen einen feierlichen Charakter, etwas Heiliges; mit dem Knorrigen verbinde sich reicher Saft. Besonders rühmt Sp. die Kunst, mit der Meyer den fünffüssigen Jambus lyrisch mache; auch der Trochäus zeige grosse Vorzüge. Sp. steht nicht an, Meyer als den bedeutendsten lebenden Lyriker Deutschlands zu bezeichnen. — Die bekannten Züge dieses Dichterkopfes hat auch Zabel[219]) für ein grösseres Publikum mit liebevoller Schärfe gezeichnet.[219a-220]) —

Seine Mitteilungen über August Stöber[221-222]), die im J. 1890 (vgl. JBL. 1890 IV 2 : 220) abgebrochen wurden, setzte der Anonymus[223]) (Rathgeber?) nun fort; er erzählt zuerst von dem Buchsweiler Aufenthalt und seinem Gewinn, dann von der im Sept. 1841 erfolgten Uebersiedlung nach Mühlhausen, wo sich die Wendung von der Poesie zur Forschung vollzog. Der Vf. unterscheidet darum auch zwei Perioden in Stöbers Schaffen, eine dichterische, die bis zum J. 1846 reicht, und eine prosaische. Die ersten Gedichte erschienen 1825 unter fremdem Namen, 1842 die erste Sammlung. Der Einfluss der Schwaben, zumal Uhlands und Schwabs, später jener Goethes wird hervorgehoben. Besonders gerühmt werden die Dialektgedichte. Von den mehrmaligen Versuchen Stöbers, Zeitschriften zu gründen, die aber aus Mangel an Publikum fast immer wieder rasch eingingen, ist auch die Rede. In den von ihm mit Friedrich Otte herausgegebenen „Elsässischen Neujahrsblättern" und in anderen elsässischen Gelegenheitsschriften erschienen Gedichte und Prosastücke von Peregrinus, hinter welchem Pseudonym sich, wie jetzt erst allgemein bekannt wird, der ausgezeichnete Theologe Eduard Reuss[224]) verbarg. Er hat auch ein Fraubasengespräch „Ill und Nil" in Strassburger Mundart, eine Nachahmung der theokritischen Idylle „Die Syrakuserinnen am Adonisfest" gedichtet; ausserdem mancherlei Spruchartiges.[224a-225b]) —

Die andauernde Begeisterung für Scheffel zeigt sich in zahlreichen Zeugnissen; über Deutschland und Oesterreich breitet sich der Scheffelbund aus, der mit jährlich wiederkehrenden Publikationen das Verständnis der Scheffelschen Poesie vertiefen und Dichter wie Schriftsteller zu wohlthätigen Zwecken verbinden will. In dem Gedenkbuch, das Breitner[226]) herausgegeben hat, findet sich von Scheffel ein „Gedenkspruch" vom J. 1882, ein Gedicht an seinen Freund und Lehrer F. Weinkauff, ferner ein lateinisches Sprüchlein, sämtlich in Facsimile, endlich neben allerlei Gedichten auf ihn, ein Bild, das ihn an der Seite seines Sohnes Viktor zeigt, und eine Skizze seiner Besitzungen am Bodensee. — Auch im „Jahrbuch"[227]) steht ein Facsimile „Abschied von Teinach" (1885), ferner ein tiefempfundenes Beileidsschreiben an Carl Springer (1881), endlich die 2 Gedichte Scheffels aus Kleinoschegs Weinstube in Graz (1880). Ueberdies behandelt A. F. Maier-Schwetzingen (S. 84—88) „Das starke Geschlecht im Ekkehard", indem er auf engem Raum scharf die ungleichartige, dem 10. Jh. widersprechende Verteilung von Licht und Schatten zwischen schwachem und starkem

---

Milan, Conrad Ferd. Meyers „Balladen" in ihrer alten u. neuen Gestalt: AZg^B. N. 131. — **219**) E. Zabel, Conr. Ferd. Meyer. E. litt. Portr.: WIDM. 70, S. 632-44. — **219a**) C. S[pitteler], Lieder im Schweiz. Dialekte v. A. Frey: NZürichZg. N. 191. — **220**) × F. Brümmer, Joh. Jak. Schneider: ADB. 32, S. 128. — **221**) × id., Aug. Schnezler: ib. S. 173/4. (E. flüchtige Würdigung). — **222**) × Stoeberiana: StrassbPost. N. 25. (D. Ankauf v. Schnezlers [s. N. 221] Korrespondenz mit d. Brüdern Aug. u. Ad. Stöber durch d. Strassb. Univ.- u. Landesbibl. wird mitgeteilt). — **223**) R. [Rathgeber?], Prof. Aug. Stöbers Leben u. Wirken: AZg^B. N. 31/2. — **224**) Ed. Reuss als Dichter: StrassbPost. N. 126. — **224a**) × Z. elsäss. Litt.: ib. N. 32. (Bespricht lobend „Stimmen aus d. Elsass" v. evang. Pfarrer Ad. Ungerer in Eckkirch bei Markisch. [Leipzig, 1891, Alex. Danz.]) — **225**) × H. Holland, K. H. Schmolzé: ADB. 32, S. 60/1. (Maler u. Dichter; seine Poesien sind noch nicht gesammelt.) — **225a**) × J. Werner, H. Vierordt u. seine Dichtungen. E. litt. Studie. Heidelberg, Winter. II, 31 S. M. 0,50. (Kritiklose Verhimmelung.) — **225b**) ○ × O. Weddigen, Ges. Werke 1. Bd.: Gedichte. 2. Aufl. 3. Bd.: Märchen 4. Tausend. Wiesbaden, Bechtold & Co. XII, 315 S.; VII, 215 S. M. 4,50; 3,00. — **226**) A. Breitner, Scheffel-Gedenkbuch. Aus

Geschlecht tadelt, einen kräftigen Vertreter der Männlichkeit vermisst und den Roman nicht als ein abgeschlossenes Zeitbild, wohl aber als einen modernen gelten lässt, der in religiöser, politischer und socialer Richtung „Selbstbekenntnisse des Dichters aus der Zeit der Entstehung des Werkes“ bietet. (M. hat das an einem anderen Orte [228]) weiter ausgeführt.) Ueber die Adelung Scheffels veröffentlicht (S. 92/3) Oberbreyer einen humoristischen Bericht des Dichters. Vacano (S. 127/9) schildert Scheffels Lieblingsplätzchen auf der Mettnau und erzählt einige bezeichnende Aeusserungen des Dichters über seine Vorliebe für dieses „malerisch reizloseste Plätzchen am See“, wie es der Maler Plock nannte; Plock hat es skizziert, und das Blatt ist im Jb. wiedergegeben. — Eine Publikation von Ackermann [229]) bringt die durch Scheffels Dichtung gefeierten Stätten, Säkkingen, Bergsee (Trompeter), Heidelberg, Hohentwiel und Hegau, Reichenau, Radolfzell, die Heidenlöcher und den Ueberlingersee, Säntis und Wildkirchli, die Wartburg, endlich den Isteiner Klotz (Hugideo) zur Anschauung und setzt die charakteristischen Stellen aus Scheffels Werken dazu. — Aus Anlass der Heidelberger Denkmalenthüllung [231-234]) gab Hausrath [235]) in seiner Festrede die beredte Schilderung des deutschen Dichters Scheffel, wies auf den Einfluss der altdeutschen Dichtung und des Volksliedes hin und betonte das Studentenhafte seiner Lyrik; so erscheint Scheffel als „der Dichter des jugendlichen Frohsinns, der Dichter der guten Laune, der Dichter des Studentenhumors“, als ein echter Lyriker, weil er „die Kraft der Seele und des Wortes besass, einen vollen Nachhall seiner Stimmung auch in unseren Herzen zu wecken.“ — Eine Schilderung Scheffels gab Riehl [236]) in seinen Erinnerungen. [237-237a]) —

Die Sammlung der nachgelassenen Gedichte Scheffels erschien gleichzeitig mit Vischers „Allotria“ [238-239a]) (s.u.IV 5:177) und Eichrodts „Gesammelten Dichtungen“, was zur Vergleichung anregte (vgl. JBL. 1893 IV 2). Ueber die humoristische Dichtung äusserte sich allgemeiner bei dieser Gelegenheit Zolling. [240]) Während er nämlich einen Unterschied zwischen Scheffel und Eichrodt in dem musikalischen Elemente Eichrodts findet, sieht er eine Aehnlichkeit Vischers und Eichrodts in den Figuren des Schautenmayer und Biedermaier. Hier beklagt der Vf. das Sinken des humoristischen Niveaus, da die „Fliegenden Blätter“ nur mehr zahm sein wollen und der „Kladderadatsch“ Mangel an tüchtigen Mitarbeitern habe. Z. sieht aber etwas zu schwarz, wenigstens ist der Sinn für Humor nicht verloren gegangen, wird doch die Beliebtheit Karl Stielers dauernd durch neue Auflagen bewiesen. [241-244b]) —

Beim Tode Friedrich Stoltzes trat die Gestalt des Frankfurter Humoristen wieder schärfer hervor; von seinen Werken [245]) erschien eine neue billige Ausgabe, einzelne Gedichte [246-247]), wurden wieder abgedruckt, und von der Familie erging ein Aufruf [248-249]), ihr die vielfach zerstreuten Gedichte für eine Sammlung zur Verfügung zu stellen. Kleine Erinnerungen an sein Leben [250]) und seine satirische Schriftstellerei [251]) erschienen, und auch an ein Denkmal wurde gedacht. [252-253]) Von den Nekrologen [254-255]) und Beschreibungen seines Leichenbegängnisses sei der schöne Nachruf Jordans [256-257]) am Grabe hervorgehoben, in dem eine Selbstcharakteristik durch schlichte Verse citiert

---

Anlass d. Gründung d. Scheffel-Bundes in Oesterreich her. Wien, Hartleben, 1890. 128 S. M. 3,00. — **227**) Nicht rasten n. nicht rosten! Jb. d. Scheffelbundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von F. Pomezny. Wien, Hartleben. VII, 139 S. M. 2,00. |[A. Schöne: DLZ. 12. S. 1725/6; K. Werner: MontagsR. N. 45.]| — **228**) A. F. Maier-Schwetzingen, Z. neuesten Scheffel-Biogr.: DiesterwegsRheinBll. 1890, Heft 2. — **229**) E. Ackermann, D. Heimat Scheffelscher Gestalten. Her. Zeichnungen v. E. Würtenberger. Konstanz, Ackermann. 4⁰. 12 Bll. M. 2,00. |[Gesellschaft 2, S. 1693.]| — **230**) ○ Scheffel-Reliquien: StrassbPost N. 303. — **231**) ○ Festschrift z. Einweihung d. Scheffel-Denkmals in Heidelberg. Heidelberg, Siebert. 12⁰. 64 S. M. 0,50. — **232**) × J. Stöckle-Schwetzingen, V. unserm Scheffel: KielerZg. N. 14381/2. — **233**) ○ Scheffeltag in Heidelberg: FZg. N. 194. — **234**) ○ Scheffeldenkmal: ib. N. 152. — **235**) A. Hausrath, Festrede geh. b. d. Enthüllung Scheffeldenkmals in Heidelberg: NHJbb. 1, S. 352/6. — **236**) W. H. Riehl, E. Rheinfahrt mit J. V. v. Scheffel (=Kulturgesch. Charakterköpfe S. S. 207-36; vgl. JBL. 1891 I 5:418). — **237**) × Scheffel-Erinnerungen: Didask. N. 258 (Aus d. NFPr. N. 9756; vgl. JBL. 1891 IV 3:188). — **237a**) A. Bömer, Neue Lieder aus Scheffels Nachl.: AZg.B N. 276. — **238**) Neue Bücher v. toten Dichtern: Fremdenbl. N. 352. — **239**) × Aus d. Nachl. Scheffels u. Vischers: Grenzb., 4, S. 520-30. — **239a**) × R. Weltrich, Th. Vischers „Allotria“: AZgB. N. 274. (Besprech. d. v. Rob. Vischer her. Samml. Stuttgart, Bonz & Comp. 1892). — **240**) Th. Z[olling], Humorist. Lyrik (Scheffel, Vischer, Eichrodt): Gegenw. 40, S. 405/8. — **241**) × K. Stieler, Natur- u. Lebensbilder aus d. Alpen. Mit e. Vorwort v. M. Haushofer. 2. Aufl. Stuttgart, Bonz & Comp. 1890. XXII. 130 S. M. 5,40. |[K. Jentsch: BLU. S. 269-70.]| — **242**) × id., Dahoam, Dichtungen. In Bildern v. F. v. Defregger. 4. Aufl., München. Hanfstängel. 4⁰. 27 S. 21 Lichtdr. M. 20,00. — **243**) × id., Aus d. Hütten. Dichtungen. In Bildern v. F. v. Defregger. 3. Aufl. München, Hanfstängel, 4⁰. 25 S., 24 Lichtdr. M. 20,00. — **244**) ○ K. v. Heigel, K. Stieler. E. Beitr. zu seiner Lebensgesch. nebst 12 bisher ungedr. Jugendgedichten Stielers u. 15 Briefen Stielers an seine Mutter. Zeichnungen v. K. Th. Meyer-Basel. (= Bayer. Bibl. her. v. K. v. Reinhardstöttner u. K. Trautmann N. 24) Bamberg, Buchner. 1890. 108 S. M 1,40. — **244a**) × L. Cron, Pfälz. Mundart-Dichtung: AZg.B N. 296 (Betr. L. Schandein). — **244b**) A. J[ohn], Neuere Dialektdichtungen: LJb. 1, S. 50-60 (Bespricht Egerländer u. Voigtländer Dichtungen). — **245**) ○ F. Stoltze, Ges. Werke in 4 Bden. 1. Bd.: Gedichte in Frankf. Mundart I. 12. Aufl. Mit Bild. Frankfurt a. M., Keller. 16⁰. VII, 375 S. M. 3,00. |[FZg. N. 356]|. — **246**) × id., D. steuerfreien „Reichsunmittelbaren“. Satir. Gedicht: FZg. N. 46. — **247**) × id., Pfingsten, Gedicht: ib. N. 136. — **248**) × F. Stoltzes Litt. Nachlass: ib. N. 164. — **249**) F. Stoltzes Nachl.: Didask. N. 137. — **250**) × Stoltzes Flucht v. Königstein: FZg. N. 92. — **251**) × D. Frankf. Latern: ib. N. 94. — **252**) × F. Stoltze-Denkmal: ib. N. 92. — **253**) × Denkmal für F. Stoltze: ib. N. 100. — **254**) × Nachruf für d. Frankf. Dialektdichter F. Stoltze: SchwäbMerk. 30. März. — **255**) × F. Stoltze, geb. 21. Nov. 1816, gest. 28. März 1891: KlPr. N. 75. — **256**) × D. Leichen-

wird, ferner das Feuilleton Sauls [258]), der betont, wie bei Stoltze Dichter und Mensch zusammenflossen und Eine Persönlichkeit bildeten; seine Dialekthumoresken überträfen Reuters „Läuschen und Rimels", weil sie aus Frankfurts Boden herausgewachsen und nicht blos vaterlandslose Anekdoten seien. — Drollige Proben von Stoltzes Humor gab Hörth [259-260]), besonders die Schilderung der Scenen bei der Enthüllung von Uhlands Denkmal in Tübingen (1873) gehört zu den ergötzlichsten Vorkommnissen, von denen man lesen kann; wie sich in dem Festzug hinter den Festjungfrauen eine Schar Gänse einfindet, und wie am Nachmittage Karl Mayer eine zündende Volksrede hält, bei der aber Stadtschultheiss Gös als Ueberwachungskommissär bald mit dem Kopfe nickt, bald sein schweres Haupt schüttelt und durch verschiedene Laute seine Missbilligung ausdrückt, das muss man lesen, um sich einige frohe Augenblicke zu schaffen, die uns das Leben so selten gönnt. Aber auch ernste Dinge werden erwähnt, besonders dem Verleger Keller der Vorwurf gemacht, dass er nichts gethan habe, um Stoltzes Werke weiteren Kreisen zu vermitteln. [261]) — Im Anschlusse an Saul erzählte Hörth [262]) das Leben Stoltzes, dem Goethes Neffe Dr. Textor Unterricht erteilte und Marianne von Willemer riet, aus dem Geschäfte zu entfliehen. H. sucht durch einzelne Beispiele zu zeigen, wie trefflich Stoltze das Leben zu schildern verstand. Vaterstadt- und Vaterlandsliebe waren die beiden Achsenpunkte dieser Natur; über allem aber schwebte ein körniger Humor und eine ehrenhafte Gesinnung, die Stolze trotz Versuchungen und Lebenssorgen niemals verleugnete. H. bedauert, dass Stoltzes Dialektgedichte in Deutschland nicht so bekannt seien [262a]), wie die Groths. —

Auch Groth ist es, wie wir wissen, nicht ganz leicht geworden, sich seine Stellung auf dem deutschen Parnass zu schaffen. Die von Eugen Wolff nach Notizen und Erzählungen aufgezeichneten „Lebenserinnerungen" des Dichters [263-264]) führen uns näher in den schlichten Lebenslauf des ganz Deutschland ans Herz gewachsenen Poeten ein, von dessen „Quickborn" immer neue Auflagen [265]) nötig werden. Den „Lebenserinnerungen" ist Müllenhoffs bekannte Einleitung zum „Quickborn" vorangeschickt, dann berichtet Groth seine Jugendeindrücke, die Pflege des Plattdeutschen im Hause seines Vaters, das allgemeine Singen von Volksliedern, worunter sich aber von plattdeutschen fast nur Bruchstücke befanden, gerade auf sie aber führt Groth, mehr als auf Burns und Hebel, seine eigene Dichtung zurück, seine Liebe zur Natur und Naturwissenschaft. Von der Entstehung des „Quickborn" spricht er weniger, als von der Mühe, die ihm der Titel dieser seiner ersten Sammlung verursachte. Ueberhaupt geht er an seiner Dichtung rasch vorüber, während er bei anderen Zweigen seiner Thätigkeit, besonders bei seinem Lehramt, länger verweilt; er erzählt von seiner ausgedehnten Lektüre, von allerlei Bekannten, stets im leichten Plauderton, aber doch mit dem berechtigten Stolze des Mannes, der alles eigener angestrengter Thätigkeit dankt. Seine Begegnungen mit Berühmtheiten hat schon Roethe (JBL. 1891 IV 1 : 203) aufgezählt. Seine Arbeitsweise berührt Groth auch nur gelegentlich, aber soviel ist doch zu entnehmen, dass manches, z. B. „Min Jehann" erst nach vielen Ansätzen, nachdem er es lange bei sich herumgetragen hatte, zustande kam, während er anderes plötzlich, in einem Zug niederschrieb, so Matten Has'. Darin stimmt er mit vielen anderen Lyrikern, besonders mit Goethe, überein. Von den Besprechungen des Heftchens sei jene Kruses genannt, weil sie eine frische Schilderung von Groths Wohnhaus und äusserer Erscheinung giebt, die ich bis auf den Vergleich mit Goethe aus eigener Erfahrung als zutreffend bestätigen kann. —

Die Gedichte Bornemanns [266]), den Groth unter seinen Vorgängern neben Voss und Bärmann mit der Bemerkung nennt, sie seien hochdeutschen Wegen gefolgt, sind in vermehrter 8. Auflage herausgekommen. Sein Sohn Karl hat einen kurzen „Lebenslauf" dazu geschrieben; darnach war der Dichter am 2. Febr. 1766 (nicht 1767) geboren; eine Charakteristik fehlt [267]). —

Die Festschrift zu Ehren von Allmers 70. Gebutstag, die Bräutigam [268]) herausgegeben, bekam ich nicht zu Gesicht; sie ist nach den Recensionen eine warme Schilderung seines Lebens und Wirkens. — Brenning [269]) hebt in seinem Festartikel

---

feier für F. Stoltze: FZg. N. 90. — 257) × D. Leichenbegängnis F. Stoltzes: KlPr. N. 75. — 258) D. Saul, F. Stoltze †: FZg. N. 88/9. — 259) O. Hörth, Einiges über F. Stoltze: ib. N. 102. — 260) × id., D. Verlag d. Werke F. Stoltzes: ib. N. 104. — 261) × E. Emmerling, „Freies Geleit" für F. Stoltze: ib. N. 92. — 262) O. Hörth, F. Stoltze: Gesellschaft 2, S. 1104-12. — 262a) O. Kannegiesser, Erinnerungen aus alter Frankf. Zeit: BerlTBl. 5. April. — 263) K. Groth, Lebenserinnerungen (her. v. Eug. Wolff) Mit Portr. u. Facsim. (= Dtsch. Schriften für Litt. u. Kunst Heft 2). Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer. 47 S. M. 1,00. |[K. Werner: AZg.B N. 14; Th. Zolling: Gegenw. 39, S. 165/8; DDichtung. 10, S. 53/6; J. Kruse: WeserZg. N. 15848.]| — 264) id. Lebenserinnerungen (her. v. Eug. Wolff) Mit Portr. u. Facsim. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer. 12⁰. 125 S. M. 4,00.— 265) id., Quickborn, 1. T. 16. Aufl. Mit Bild. Berlin, Freund & Jäckel. XII, 321 S. M. 4,50. — 266) W. Bornemann, Plattdtsch. Gedichte. Aus d. hinterl. Hss. d. verst. Dichters, unter Wiederaufnahme älterer Dichtungen desselben, ges. u. her. v. C. Bornemann. 8. Aufl. Mit d. Bild. d. Vf. u. 13 Federzeichnungen v. Th. Hosemann. Berlin, R. v. Decker. XXIII, 344 S. M. 4,00. |[BLU. S. 507/8.]| — 267) × H. Pröhle, Georg Schulze: ADB. 32, S. 775/6. (Harzer Poet.) — 268) ○ L. Bräutigam, D. Marschendichter H. Allmers. Sein Leben u. seine

besonders die menschlich liebenswürdigen Seiten des Marschendichters hervor, während Blume [270]) seine Dichtergestalt umreisst und die schlichte, jedem Wortgepränge abholde, treue Weise hervorhebt. Beide gedenken seines künstlerisch ausgestatten Marschenhofs in Rechtenfleth und seiner grossen Wanderungen. [271-278]) —

Der beim Tode Rudolf Löwensteins vom „Kladderdatsch" erschienenen Aufsätze sei nur gedacht, soweit sie kurz die hauptsächlichsten Lebensdaten erwähnen [279-285]). Wichert [286]) geht in seiner Gedächtnisrede davon aus, dass Löwenstein zwar auch ein politischer Dichter, aber keineswegs nur ein politischer Dichter gewesen sei, ja dass auch seine politischen Zeitgedichte einen höheren Standpunkt zeigen, und viele der Kladderadatsch-Dichtungen einen bleibenden Wert haben. Dann deckt er die günstige Konstellation der Verhältnisse auf, welche der Kladderadatsch vorfand und ausnutzte, wobei Löwenstein die vornehme Haltung, die dichterisch untadlige Form und die gute patriotische Richtung des Blattes bestimmte. Gerade aus Löwensteins Gemütstiefe und Familiensinn, die sich am schönsten in seinen „Kinderliedern" und seinem Liedercyklus „Ehret die Frauen" äussern, folgert W. die Eigenart auch seiner Kladderadatschpoesie; von dieser giebt er Proben, aus denen die klare Voraussicht, die vornehme Gesinnung und der politische Takt Löwensteins hervorgeht; schon vor der Schlacht bei Königgrätz mahnt er am 30. Juni 1866 zur Eintracht in künftiger Zeit. An den Kinderliedern rühmt W., dass sie nichts Geziertes und Manieriertes, nichts Hineinempfundenes und künstlich Herausgezogenes, nichts Albern-Spielerisches und nichts Ungesund-Phantastisches enthielten, sondern mit den Kindern denken, mit ihren Augen schauen. Auch die Persönlichkeit Löwensteins, der ohne persönliche Eitelkeit durch 40 Jahre die öffentliche Meinung bilden half, wird scharf herausgearbeitet. Dabei, das muss betont werden, hat W. den Dichter kaum persönlich gekannt, so dass man aus seiner warmen Anerkennung nicht freundschaftliche Voreingenommenheit, sondern litterarische Ueberzeugung heraushören wird (s. o. IV 1e : 409). [287-295]) —

Von der originellen Persönlichkeit des Freienwalder Drechslermeisters und Dichters Karl Weise entwirft von Napolski [296]) eine liebevolle feinsinnige Schilderung, durch welche das am 19. Nov. 1813 zu Halle a. S. geborene, am 31. März 1888 gestorbene Kind des Volkes mit seinen schlichten, aber ergreifenden Schicksalen vor uns lebendig wird. Mit geschickter Hand sind charakteristische Proben seiner echten Hauspoesie ausgewählt, um zu zeigen, wie trefflich Weise die Kunst verstand, das Alltägliche zu verklären. Die Gedichte „Meister Rückert und sein Lehrjunge" und „Das Milchgeschick" sind so köstliche Lebensbilder, dass sie jeder Sammlung zur Zierde gereichen würden. Die Erzählungen Weises werden nur flüchtig berührt. Gerade ein solches Leben giebt uns aber einen Beweis alter deutscher Handwerkertüchtigkeit und verdient allgemein bekannt zu werden. Weises Dichtung ist viel zu wenig geschätzt. [296-298]) —

An den jungverstorbenen Schlesier Max Waldau, der in Wirklichkeit Georg von Hauenschild hiess, mahnt von Gottschall [299]), sein intimster Jugendfreund. Er lernte den damals 25jährigen 1850 persönlich kennen und blieb mit ihm bis zum Tod verbunden, wovon ein reicher Briefwechsel Zeugnis giebt. Waldau schrieb ausführliche

---

Schriften. E. Festgabe zu seinem 70. Geburtst. am 11. Febr. 1891. Oldenburg, Schulze. 45 S. M. 0,75 (Mit Bild). |DLZ. S. 1360]|. — **269**) E. Brenning, H. Allmers z. 70. Geburtst.: WeserZg. N. 15869. — **270**) R. Blume, H. Allmers: KielerZg. N. 14131. — **271**) × H. Allmers, d. Marschendichter: Post 11. Febr. — **272**) × H. Allmers: SchwäbMerk. 11. Febr. (Nach d. „Post", s. N. 271). — **273**) × E. Paulus, E. Gedicht an H. Allmers: SchwäbMerk. 15. Febr. — **274**) × Allmers an Paulus: ib. 11. März. — **275**) × A. Freudenthal, H. Allmers (Z. 70. Geburtst.) 11. Febr.: FZg. N. 42. — **276**) × A. Stedinger, H. Allmers: NationB. 8, S. 295|6. — **277**) × H. Allmers 70. Geburtst.: Kw. 4, S. 163. — **277**a) × F., D. grosse Kurfürst u. d. Nachtigall: Bär 17, S. 23. (E. poet. Heiratsgesuch v. Rieckchen Hall an d. grossen Kurfürsten). — **277**) × A. Häckermann, G. J. W. Schnitter: ADB. 32, S. 175. (Kurze Biogr.; Würdigung d. Lyrik fehlt). — **278**) × Th. Fontane, Gedichte. 4. verm. Aufl. Mit e. Bildn. Berlin, Hertz. XII, 447 S. M. 5,00. — **279**) × R. Löwenstein: NFPr. N. 9472. — **280**) R. Löwenstein: KielerZg. N. 14073. — **281**) × E. Wichert, D. Gedächtnisfeier für R. Löwenstein: VossZg. N. 90. — **282**) × R. Löwenstein: FZg. N. 7. — **282**a) × Gedächtnisfeier für R. Löwenstein: ib. N. 54. — **283**) ○ P. Wallé, Kleine Erinnerungen an R. Löwenstein: VossZg. N. 17. — **284**) ○ M. Ring, Erinnerungen an R. Löwenstein: BerlTBl. 10. Jan. — **285**) × A. Moser, R. Löwenstein (Mit Abbild.): Bär. 17, S. 252/4. — **286**) E. Wichert, R. Löwenstein: Gegenw. 39, S. 146-50. — **287**) × J. Trojan u. J. Lohmeyer, E. Kriegsgedenkbuch aus d. Kladderadatsch in Ernst u. Scherz aus d. J. 1870-71. Vers u. Prosa. Breslau, Wiskott. IV, 146 S. M. 2,50. (E. Art poet. Tagebuch d. glorreichen Ereignisse; enthält freilich auch manches Minderwertige, auch e. paar prosaische Parodien). — **288**) × A. Träger, Gedichte 17. Aufl. Leipzig, Keils Nachf. 12⁰. XVI, 448 S. M. 5,50. — **289**) × M. A. F[erdinand], E. Bl. d. Erinnerung an Dr. H. Kletke: VossZg. N. 129. (D. Vf. schildert sein. erstes Zusammentreffen mit K. u. druckt e. Brief, worin d. Dichter d. Jünger vor d. Schriftstellerlaufbahn warnt). — **290**) ○ E. Rittershaus, Altpreuss. Dichter. Vortr.: HambCorr. N. 197. — **291**) × F. Brümmer, Dav. Schottin: ADB. 32, S. 417/8. (Mitteilungen d. Familie werden verwertet). — **292**) × H. Pröhle, M. H. A. Schmidt: ib. S. 4/5. — **293**) × M. Häckermann, J. K. Schütt: ib. 33, S. 107/8. (Uebersetzer aus d. skandin. Sprachen). — **294**) × F. Brümmer, Wilh. Schumacher: ib. S. 38/9. — **295**) × W. Jännicke, H. Schwarzschild: ib. S. 316/7. — **296**) St. v. Napolski, K. Weise, e. Sänger nach d. Herzen d. Volkes. Sein Lebensbild. Berlin, Schorss. 46 S. M. 0,50. — **296**a) × H. Lorm, Gedichte. 6. Aufl. Dresden, Minden. 400 S. M. 5,00 — **297**) ○ × Helene Stöckl, Z. 70. Geburtst. d. dtsch. Denkers u. Dichters Hieronymus Lorm: DtschZg. N. 7042. (Vgl. JBL. 1891 IV 6 : 18-24). — **299**) R. v. Gottschall, E. vergessener Dichter: N&S. 58, S. 68-80, 161-78. — **299**a) M. Graf Strachwitz,

Briefe, meist in der Nacht, wie an G., noch an Leop. Schefer, an Ad. Stahr und Fanny Lewald, an Wurzbach und den Breslauer Journalisten Max Kurnik. G. nimmt nach einer kurzen Biographie die einzelnen Seiten von Waldaus Thätigkeit durch; in der Lyrik die verschiedenen Sammlungen, wobei die „Blätter im Winde“ als unausgereifte Frucht abgelehnt, die „Kanzonen“ aber wegen ihrer Sprachgewalt gerühmt werden, wenn auch G. die Kanzonenform für ungleich weniger günstig, als das Sonett erklärt und manche unklare Konstruktion als Folge der Kanzonenform an Waldau tadelt. Die Kanzonen „O, diese Zeit“ preist er besonders und meint, sie verdienten „den Kommentar einer ästhetischen und litterarhistorischen Gelehrsamkeit“; wenn er ihr dabei den Vorwurf macht, sie grabe bei uns nur Altes aus dem Schutte, so ist das eine der banalen Phrasen, mit denen so gern auf die zünftigen Vertreter geschmäht wird, obwohl sie durch reiche Beiträge das Gegenteil beweisen. G. flickt noch einmal mit ebenso geringer Berechtigung den Germanisten etwas am Zeuge, die er gar für das Kahle, Matte, Gedankenleere in den epischen Gedichten Scheffels und J. Wolffs verantwortlich machen will. Ihm stehen Waldaus lyrisch-epische Dichtungen „Cordula“ und „Rahab“, bei denen er lange verweilt, viel höher als Scheffels Trompeter, er muss aber selbst zugestehen, dass Waldau durch die Ueberarbeitung und Anschwellung des ersten Gedichtes sich um die weitere Wirkung gebracht habe. Von den romanhaften Bildern „Nach der Natur“ und „Aus der Junkerwelt“ ist nur kurz die Rede. G. ist die Gabe versagt, litterarische Physiognomien scharf zu zeichnen, er liebt es dafür mit volltönenenden Worten zu verschwenden, ohne zu fragen, ob sie passen. Von Waldaus Lyrik sagt er zusammenfassend: sie „war mehr geistvoll reflektierender Art, hatte einen volkstümlichen Zug, bewegte sich mit Vorliebe in Kunstformen, deren architektonischer Aufbau alles Liederartige und die unmittelbare Wirkung auf das Gemüt ausschloss“; wo steckt der „volkstümliche Zug“? Der Aufsatz besitzt nur die Bedeutung, auf Waldau wieder hingewiesen zu haben. —

Der andere Schlesier, der an kurzer Lebensdauer Waldau gleicht, Moritz Graf Strachwitz, hat in seinem Jugendgenossen Weinhold[299a]) einen liebevollen Darsteller gefunden. Besonders über die gemeinsam verlebte Zeit am Schweidnitzer Gymnasium weiss W. hübsche Erinnerungen zu berichten. Er macht uns mit der Atmosphäre bekannt, in der Strachwitz dort lebte, mit den Lieblingsautoren, so dass sich die erste Sammlung „Lieder eines Erwachenden“ dann wie von selbst auf ihre Elemente zurückführen lässt. W. verweist darauf, dass von einer tiefen Liebe des Dichters, die ihn damals mächtig erregte, keine Spur in der Sammlung erscheine, und er fügt hinzu: „Daraus können diejenigen etwas lernen, wenn sie wollen, welche aus den Liedertrümmern des 12. und 13. Jh. die Herzensgeschichte der alten Dichter so genau und scharfsinnig herstellen.“ W. citiert einen Brief Grüns über die Sammlung im Auszug, ein Schreiben Sallets vollständig. Dann begleitet er des Dichters ferneres Leben und kennzeichnet die Fortschritte der zweiten Sammlung, der 1848 erschienenen „Neuen Gedichte“, um hierauf zusammenfassend die wesentlichen Momente in Strachwitz Dichtergestalt zu charakterisieren; er vergisst auch die Form nicht und sammelt die Reimfreiheiten des Dichters, in denen er sich als echter Schlesier erweist. So leistet dieses Lebensbild auf wenigen Seiten (1—43) alles Wesentliche für den Dichter, den W. nicht zu unseren grossen, aber trotzdem zu den echten Dichtern zählt. Die Anordnung der Gedichte ist dieselbe, wie in der 7. Auflage, d. h. die beiden Sammlungen sind vollständig und unverändert wiedergegeben, und es schliessen sich ihnen, im wesentlichen chronologisch geordnet, die Gedichte des Nachlasses an. —

Von nachgelassenen Dichtungen nenne ich die Sammlung Heinrich Weismanns[300]), über deren Charakter ich mich nur aus einer kurzen Besprechung[201]) unterrichten konnte; darnach sind die Gedichte fast immer durch eine besondere Gelegenheit hervorgerufen, manche gleichen an vaterländischer Gesinnung dem bekannten, besonders bei uns in Oesterreich viel gesungenen Sange „Das deutsche Lied“. — Auch Sievers[302]) Nachlass (s. u. IV 5 : 170) ich kann nur verzeichnen, obwohl Corvinus eine liebreiche Charakteristik beigesteuert hat, wie A. Schroeter sagt. — Moltke wurde auch als Dichter gewürdigt, was Roethe (JBL. 1891 IV 1 : 118-54) nicht angab[303-304]) freilich nur durch Abdruck zweier Gedichte, ohne Eingehen auf seine dichterischen Fähigkeiten, die sich so häufig in seinen Briefen äussern. —

Otto Ludwig hat durch Sterns und Schmidts Ausgabe (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 128) erst seine Auferstehung als Lyriker gefeiert, und das hat Ellinger[305]) ver-

---

Gedichte. Gesamtausg. Mit e. Lebensbild d. Dichters v. K. Weinhold. 8. Auflage. Breslau, Trewendt. XI, 371 S. M. 2,00. — 300) ○ × × H. Weismann, Gedichte. Mit biogr. Einl. nach d. Vf. Tode her. v. H. Bulle. Mit 1 Bild. Frankfurt a. M., Diesterweg. VIII, 211 S. M. 3,00. — 301) Gedichte v. H. Weismann: Didask N. 251. — 302) ○ O. Sievers, Gedichte. Aus d. Nachl. d. Dichters her. v. dessen Witwe. Mit Bild. Braunschweig, Goeritz. XXIV, 124 S. M. 2.70. |[A. Schroeter: BLU. S. 8/9.]| — 303) Moltke als Dichter: Didask. N. 269. — 304) ○ Moltke als Dichter: FZg. N. 316. — 305) G. E[llinger], O. Ludwig als Lyriker: NatZg.

anlasst, „über diese Seite der dichterischen Produktion des vortrefflichen Mannes ein Urteil zu gewinnen.“ Er billigt zwar das Vorgehen der Herausgeber, die Gedichte nur so weit abdrucken zu lassen, als sie der Dichter selbst nach einem Verzeichnisse für die Veröffentlichung bestimmt hatte, bedauert aber, dass man sich nun kein Bild der Entwicklung verschaffen könne; soweit man sich nach den wenigen Proben eine Vorstellung mache, sei vor allem Goethe sein Vorbild und das Volkslied von Einfluss gewesen. Später kommt noch Eichendorffs Muster in Betracht. E. führt Einzelnes sehr ansprechend aus, besonders zu nennen ist die instruktive Behandlung des an Goethes „Fischer“ erinnernden Jugendgedichtes „Alternative“ (1, S. 38), bei dem E. auf die originelle Wendung dieses oft dargestellten Motives hinweist. Sein Feuilleton überragt das, was man in Zeitungen gewöhnlich zu finden pflegt. [306-308]). —

Ihrer am 24. Geburtstage verstorbenen Cousine, der begabten Dichterin Elvire Tieffenbacher, geb. von Büschel hat Bertha von Suttner [309]) ein Blatt der Erinnerung gewidmet. Sie war am 13. Februar 1842 als die Tochter eines aus Sachsen stammenden österreichischen Offiziers und einer Verwandten Theodor Körners geboren und zeigte schon sehr früh ungewöhnliche Anlagen. Mächtig regte sich in ihr der Trieb zu dichten, und dadurch kam sie in Verbindung mit Grillparzer, von dessen Gesprächen mit Elvire Bertha v. S. feine Proben giebt. Am 8. Juni 1863 heiratete sie den Marineoffizier Josef Tieffenbacher; sie starb am 13. Febr. 1866 in Venedig. Was Bertha v. S. an Thatsachen und Proben mitteilt, erweckt in uns die lebhafte Vorstellung einer begabten, begeisterungsfähigen Dilettantin, mehr nicht. Von einer kritischen Behandlung ist dabei keine Rede, der Hauptwert des Aufsatzes liegt in den Proben aus einer erbettelten Autographensammlung, deren Verzeichnis Roethe (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 31) nicht vollständig gegeben hat; es findet sich auch ein Blatt von Josef Weilen und ein Billet von Grillparzer, ein ungedrucktes Gedicht Theodor Körners hat Emilie von Gleichen-Russwurm geschenkt. —

Die leider unvollendet gebliebenen poesieerfüllten „Erinnerungen“ Julius Mosens begleitet Zschommler [310]) mit einem aus Briefen, Akten und persönlichen Mitteilungen geschöpften Bericht über die Jugendjahre des Dichters; er berichtigt einige Jahreszahlen, einige kleinere Irrtümer Mosens, giebt aber vor allem ein sehr anschauliches Bild des alten Mosen, von dem auch die meisten mit abgedruckten Briefe herrühren. Die „Beiträge“ reichen bis zu Mosens Reise nach Italien 1824, besser gesagt bis zum Tode des Vaters. Wir hören einiges über die Jugendgedichte Mosens, so vor allem über ein schon in Plauen gedichtetes „Lied von Andreas Hofer“, dann über die mit Chrn. Friedr. Braun und Karl Gust. Ploss 1822 in Jena publizierten „Gedichte von einigen Freunden auf der Hochschule.“ Sehr wichtig ist der Aufschluss, dass „Die junge Mutter“ (Werke 6, S. 202) kurz nach dem Tode des Vaters im Aug. 1823 gedichtet ist und Mosens Mutter mit seinem jüngsten, erst zweijährigen Brüderlein Gustav meine; ich hatte das Gedicht wegen seines, an Mörike gemahnenden Schlusses stets ganz anders aufgefasst, und so wird es wohl auch anderen gegangen sein, die nichts Näheres über Zeit und Anlass der Entstehung gewusst hatten. — Ueber Mosens kurze Lehrthätigkeit nach des Vaters Tode befindet sich eine Erinnerung (S. 32, Anm. 1) in einem Vortrage von Windisch. [311-312a]) —

An den jungverstorbenen Moskauer Dichter Gustav Matsen, von dem 1883 bei Hoffmann und Campe „Wander-, Wein- und Liebes-Lieder“ erschienen, mahnt Bachmann [312]). Er konnte auch den ungedruckten Nachlass benutzen, aus dem die „Moskauer Zeitung“ Proben gebracht haben soll. Er deckt die Einflüsse auf, die Matsens Dichtung bestimmten, preist sein tiefes Gefühl und die vollendet schöne Form, so wie den leichten, nie aufdringlichen, nie trivialen Humor und den grossen sittlichen Ernst des Dichters, der sehr strenge Selbstkritik übte. Zugleich gedenkt er eines anderen Moskauer Poeten Andreas Beck (gestorben 1883), dessen „Gedichte“ und „Deutsche Klänge aus Moskau“ den Nachklang der schwäbischen Dichter zeigen. Was man von Matsens Leben (er starb 24. Jan. a. St. 1884) erfährt, ist nur wenig, obwohl B. mit dem tüchtigen Kaufmann 1873—77 eng befreundet war. [313a-313b]) —

Von den zeitgenössischen Lyrikern haben einige zusammenfassende Charakte-

---

N. 187. — **306**) × P. Cornelius, Gedichte. (Vgl. JBL. 1890 IV 2 : 216). |[F. Mauthner: ML. 60, S. 412/3; Grenzb. 3, S. 240.]| — **307**) × R. Volkmann [Leander], „Sotto la cappa del cammino, fiabe.“ Traduz. di Enrichetta Hertz. Dalla 27. ediz. tedesca. (=Biblioteca illustrata per ragazzi). Milano, Frat. Treves. 16⁰. XVI, 239 S. L. 2,25. — **308**) ○ H. v. Samson, G. H. Kirchenpauer: BaltMschr. 38, S. 359-413. 421-40. (Vgl. JBL. 1891 I 5 : 421.) — **309**) Bertha v. Suttner, E. dtsch. Sappho: DR. 2, S. 232-43, 341-53. — **310**) M. Zschommler, Beitrr. zu Jul. Mosens Erinnerungen. Progr. Plauen i. V., Neupert. 4⁰. 34 S. M. 1,50. (Vgl. JBL. 1891 IV 3 : 104.) |[A. Schroeter BLU. S. 580.]| — **311**) ○ × A. Windisch, Vor 50 u. 60 J., Bilder aus d. sächs. Vogtlande: VogtländlAnz. 1890 N. 166, 168/9, 172. — **312**) ○ × G. Mosen, Erinnerungen an meinen Bruder Julius. Vortr., geh. im Goethever. zu Zwickau: ZwickauerWBl. 1890 N. 56-60. — **312a**) × L. G., Gregorovius Gedichte: AZg^B. N. 293. (Her. v. A. F. Graf v. Schack, Leipzig, Brockhaus. 1892. M. 4,00.) — **313**) G. Bachmann, Gust. Matsen. E. dtsch. Dichter in Moskau: DDichterheim. 12, S. 390/2. — **313a**) × Emilie Freifrau v. Binzer: AZg^B. N. 46. — **313b**) × Frau

ristiken erfahren, sehr merkwürdig Alfred Freiherr von Berger[313c]) durch Necker[313d]), der mit dürren Worten sagt, Berger möge nun das Dichten lassen. Nach N.s Meinung hat der Philosoph in Berger den Dichter zu Grunde beobachtet; die Lyrik sei „reich an Gedanken, minder reich an Bildern, häufig abstrakt, zuweilen geradezu prosaisch im Ausdruck, ja hie und da sogar fehlerhaft in der Sprache, niemals trivial, am anmutigsten, wenn sie ein feines Aperçu, einen schönen Witz in feine Form fasst, immer fesselnd durch die gerade, schlichte Ehrlichkeit der Empfindung." Der Aufsatz ist ein richtiger Nekrolog, zu dem aber kaum schon Zeit ist. — Ganz anders wird Bruno Wille durch Seyffarth[314]) behandelt. Willes Sammlung „Einsiedler und Genosse" sieht der Vf. als ein Zeichen an, dass ein Boden für eine neue Lyrik da sei; als ein Zeichen der Zeit begrüsst er in Wille einen Ethiker und Apostel des socialen Gedankens, der zugleich ein tiefer, echt realistischer Lyriker ist. Die Romantik seiner Jugend hat er überwunden, um zu einer neuen, socialen Lyrik, aber nicht etwa zu einer programmhaften Agitationslyrik vorzudringen. Besonders gerühmt wird die Behandlung der freien Rhythmen, wobei über die Eigenart dieser Versform ein paar gute Gedanken vorgetragen werden. Es ist etwas ganz Neues, was uns Wille darstellt. — Schlaf[315]) sieht in Detlev von Liliencron, aber mit einem „vielleicht", etwas Neues, einen echten Lyriker, ausschliesslich deutsch, und einen „Eigner", durch nichts beeinflusst, nur er selbst; alles bei ihm sei umfassende Stimmung, alles Ausdruck einer gesunden Männlichkeit. Sch. ist nicht blind für Liliencrons Fehler, aber die unendlichen Vorzüge dieses Dichters haben es ihm so angethan, dass er ihn für den bedeutendsten lebenden Lyriker hält. — Ganz ähnlich verhält sich Ernst[316]) diesem Dichter gegenüber, nur beurteilt er die neueste Wendung des Poeten viel ungünstiger als Schlaf. — Das völlige Gegenteil von Liliencron erkennt Ernst[316a]) in John Henry Mackay, den alles negierenden Skeptiker, den trostlosen Pessimisten; er ist kein Verehrer Mackays, obwohl er ihm Gerechtigkeit widerfahren lässt. Das Wichtigste an seiner Darstellung ist der im einzelnen gegebene Nachweis, wie stark Max Stirner auf Mackays Lyrik[317]) eingewirkt hat.[318-319]) — In Oscar Linke sieht von Hartmann[320]) einen geborenen Lyriker von zarter Empfindung und hochfliegender Phantasie, der seine poetische Stimmung auch in der epischen und dramatischen Form mit Glück und Geschick zu verwerten weiss, einen Symbolisten, der seine philosophischen Ideen in poetische Bilder einkleidet und oft genug unter ihnen bis zur Rätselhaftigkeit verhüllt. Er fühlt sich an Hamerling gemahnt und bewundert vor allem die Formvollendung in den verschiedenen lyrischen Stilarten und das Angemessene der Form bei jedem dichterischen Gehalt. — Wieder muss der Bericht über die zeitgenössische Lyrik mit der Entschuldigung abbrechen, dass kaum ein flüchtiger Ueberblick, geschweige denn Vollständigkeit zu erreichen gewesen sei. Zudem wird wohl Niemand ein Verzeichnis der Recensionen von neuerschienenen Gedichtsammlungen an dieser Stelle erwarten; solche Eintagsfliegen aufzuspiessen, hätte wohl wenig Förderndes. —

An den populären oder Geschenkzwecken dienenden Gedichtsammlungen[321-344a])

---

v. Binzer: SchwäbMerk. N. 35. — **313c**) ○ × A. v. Berger, Ges. Gedichte, Stuttgart, Cotta. VIII, 138 S. M. 3,00. — **313d**) M. N[ecker], Neue Lyrik: Grenzb. 2, S. 327-32. (Vgl. JBL. 1890 IV 2 : 213b.) — **314**) E. Seiffarth, D. Lyriker B. Wille: FrB. 2, S. 165/9. — **315**) J. Schlaf, Detlev Frhr. v. Liliencron : ML.,60, S. 675/7. — **315a**) (S. N. 316). — **316**) A. W. Ernst, Poet. Novitäten: Gegenw. 40, S. 57-60. — **317**) ○ × Gabriele Reuter, J. H. Mackay. E. litt. Studie: Gesellschaft. 2, S. 1304-14. — **318**) × Th. v. Sosnosky, E. verkanntes Genie (H. Conradi): Gegenw. 39, S. 72/4. (Nur d. Prosaiker wird behandelt.) — **319**) × A. v. Sommerfeld, Nochmals H. Conradi: ib. S. 95. (Verweist auch auf d. lyrischen Gedichte C.s.) — **320**) E. v. Hartmann, O. Linkes Dichtungen: ib. S. 214/7. — **321**) × F. Dittmar, Schulfreude. E. Samml. d. besten Gedichte aus d. Schulleben. Mit zahlr. Bildern v. F. Flinzer, J. Kleinmichel, O. Pletsch u. a. München, Oldenbourg. IV, 126 S. M. 1,00. — **322**) H. H. Mönch, Vaterländ. Gedichte d. Neuzeit für Schule u. Haus zusammengest. Breslau, F. Hirt. 128 S. M. 1,50. — **323**) × Blütenkranz dtsch. Dichtungen in Bildern. Leipzig, Baldamus. 12 S. M. 1,25. — **324**) × Fröhlich im Herrn. Goldene Worte in Lied u. Spruch. Ausgew. v. W. Hölscher. Mit 8 Farbendr.-Bildern nach Aquarellen v. E. Leistner-Beckendorff. Leipzig, Haberland. 72 S. M. 8,00. — **325**) × D. Theden, Im Zauber d. Dichtung. Ausgew. Liederblüten. Mit Illustr. erster Meister. Mit Text-Abbild., 30 ganzseit. Bildern, 1 Heliograv. u. 6 Lichtdr. Dresden, Universum. 4⁰. 188 S. M. 15,00. — **326**) × D. Bibl. d. Reichswaisenhauses zu Lahr: Didask. N. 189. (Widmungen dtsch. Dichter u. Gelehrter für d. Bibl.: Amyntor, Blüthgen, Bodenstedt, Büchner, Bulthaupt, Carrière, Dahn, Claar, Ebers, Marie v. Ebner-Eschenbach, Nathaly v. Eschstruth, Falb, Fitger, Fulda, Gensichen, Girndt, H. Grimm, Grosse, Heyse, Jhering, Kretzer, Lazarus, Leixner, Liliencron, Löher, Lorm, Lübke, Möser, Niemann, Nordau, Oncken, Rank, Rittershaus, Roquette, Russ, Schönaich-Carolath, P. Schönthan, Schweichel, Silberstein, Stinde, Vely, Wildenbruch, Zettel.) — **327**) × Frohe Stunden. Erinnerungen an unsere Dichter mit Mottos v. Goethe, Lessing, Herder u. a. 30 Bll. mit z. Tl. farb. Illustr. Leipzig, Kunstdruck- u. Verlags-Anst. M. 2,50. — **328**) × Rheinlands Sang u. Sage. D. schönsten Rheinlieder mit e. Leitgedichte v. E. Rittershaus. Bonn, Strauss. Fol. III, 55 S. M. 20,00. — **329**) × A. Brennecke, Im Wechsel d. Tage. Unsere Jahreszeiten im Schmuck d. Kunst u. Dichtung. Vollst. neu bearb. v. P. Heinze. Mit Holzschn. u. 3 Heliograv. 7. Aufl. Leipzig, F. Hirt & Sohn. gr. 4⁰. 178 S. M. 10,00. — **330**) ○ × Sommerfest. E. mod. Musen-Almanach. Mit Orig.-Beitrr. v. H. Bahr, O. J. Bierbaum, J. Brand u. a. 1. Reihe. München, Kunst- u. Verlags-Anst. 16⁰. VII, 61 S. M. 1,00. — **331**) ○ × Aus Oesterreichs dtsch. Gauen. Beitrr. v. L. Anzengruber, E. Bauernfeld, C. Emil u. a. Prag, Dominicus. IV, 190 S. Fl. 0,60. — **322**) × Christenfreude in Lied u. Bild. D. schönsten geistl. Lieder mit Holzschnitten nach Orig.-Zeichnung v. L. Richter, J. Schnorr v. Carolsfeld, J. Ritter v. Führich usw. 12. Aufl. Leipzig, Dürr. VIII, 122 S., M. 4.50. — **333**) × D. Meeres u. d. Liebe Wellen. Mit Illustr. u. 12 Farbendr. Stuttgart, Loewe. 16⁰. 24 S. M. 0,75. —

kann der Forscher meistens ohne Beachtung vorübergehen, insofern sie ihm nicht Stoff zu vergleichenden Betrachtungen darbieten (z. B. N. 328 oder N. 344). Leider werden solche Sammlungen gewöhnlich nicht aus den Quellen geschöpft, sondern aus früheren Sammlungen abgeschrieben. Eine Ausnahme bildet die Sammlung von König [345]) und das vortreffliche Hilfsmittel von Brümmer [346]), das einen ausgezeichneten Ueberblick über die Gedichte zu Ehren historischer deutscher Helden und der deutschen Geschichte gewährt. — Auch die Sammlung von Arras [347]) ist zu loben, sie ergänzt in willkommener Weise die betreffende Abteilung Brümmers [348-349]). — Die Volkslieder über die Kämpfe des sächsischen Heeres seit dem 30jährigen Krieg hat Freytag [350]) zu einem kurzen Bilde vereinigt und dabei auch verschiedenes hs. Material verwertet, so dass sein früherer Aufsatz (vgl. JBL. 1890 IV 2 : 246) ergänzt wird [351]). —

Seine Einführung in das Volkslied, die allgemeiner Natur ist, hat Leimbach [352]) nicht für den Gelehrten bestimmt; er hat aber recht geschickt die wesentlichen Eigentümlichkeiten des Volksliedes zusammengestellt, und dann eine Auswahl von historischen, Liebes-, Soldaten-, Standes- und geistlichen Liedern mit sorgfältigen Quellenangaben, kurzen sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, gegebenenfalls mit Vergleichungen aus der Kunstlyrik versehen. So wird das Büchlein manchem Leser gute Dienste leisten, nur wird er ab und zu thatsächliche Irrtümer berichtigen müssen, so wenn er (S. 90) E. Th. A. Hoffmann als Vf. des „24. Februar" angegeben findet. L. ist ein Schüler Vilmars und hat natürlich aus dem „Handbüchlein" Vieles gelernt. [353-354]) — Von dem Volksliede hat Hauffen [355]) eine hübsche populäre Schilderung gegeben, indem er hauptsächlich den Inhalt als Beweis für das Fühlen des Volkes systematisch ordnet und eine Analyse der Eigenart im Vergleich mit dem Kunstlied versucht. — Als die Gefahren, denen das Weiterleben des Volksliedes in Deutschland ausgesetzt ist, betrachtet Naubert [356]) den mehrstimmigen Gesang von Motetten usw. in der Schule, die Drehorgeln mit ihrer Schundlitteratur, die herumziehenden Musikanten und die vielverbreiteten billigen Musikwerke mit ihren Notenscheiben. Ob da zu helfen sei, weiss er freilich nicht zu sagen. [357-360]) —

Von Volksliedersammlungen sind zu nennen Lewalters [361]) niederhessische und Hruschka-Toischers [362]) deutsch-böhmische; leider steht mir die

---

334) × A. Bender, Blumen u. Früchte aus Gottes Garten. Biblische Texte u. geistl. Lieder, für jeden Tag d. Monats ausgew. Illustr. v. F. Hines. München, Stroefer. 4⁰. 32 S. M. 6,00. — **335)** × Am Meer. Gedichte v. Goethe, Geibel, Eichendorff u. a. Mit Illustr. Leipzig, Kunstdruck- u. Verlagsanst. 20 S. M. 0,80. — **336)** × D. Jahres Lauf. Gedichte v. Goethe, Geibel u. a. mit farb. Illustr. Leipzig, Kunstdruck- u. Verlagsanst. 23 S. M. 2,00. — **337)** × Im Mai. Frühlingslieder u. Bilder v. dtsch. Dichtern u. Künstlern. Mit Text-Bildern u. 12 Taf. München, Verlagsanst. für Kunst u. Wissenschaft. 4⁰. IV, 68 S. M. 20,00. — **338)** × Im Wandel d. Zeiten. E. Blütenlese neuerer dtsch. Lyrik. Mit 10 Illustr. v. Rich. Gutschmidt in Photograv. sowie Holzschn. Mit e. Einleitungsgedicht v. Frida Schanz. Leipzig, Fock. 4⁰. 76 S. M. 20,00. — **339)** × Ehret die Frauen. Liederausw. mit z. Teil farb. Abbild. Berlin, Hochsprung. 20 S. M. 1,50. — **340)** × Gedenke mein. Liederausw. Mit z. Teil farb. Abbild. Berlin, Hochsprung. 20 S. M. 1,50. — **341)** × A. Bender, Meine Seele ist stille zu Gott. Schriftworte u. Dichterstimmen, ausgew. Mit farb. Bild. Münschen, Th. Stroefer. 4⁰. 16 S. M. 2,50. — **342)** × id., Gott ist mein Lied. Schriftworte u. Dichterstimmen, ausgew., mit farb. Bild. München, Stroefer. 4⁰. 16 S. M. 2,50. — **343)** × K. Dorenwell, Dtsch. Liebesleben in Lied u. Spruch. E. Buch fürs dtsch. Haus. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 5,50. |[K.B.: DDichtung 10, S. 298/9.]| — **344)** × Fromme Minne. E. Geschenk für Frauen u. Jungfrauen ausgew. aus d. edelsten Perlen dtsch. Dichtung. Mit e. Titelbl. in Buntdr. u. 4 Lichtdruckbild. nach Zeichnungen v. H. Anetsberger. 5. Aufl. Leipzig, Teubner. XIV, 397 S. M. 5,00. (Geschmackvolle Zusammenstellung.) — **344a)** Liebesbrevier. Ges. Aphorismen über Liebe u. Ehe. Her. v. Franz-Voneisen. (=UB. N. 2850). Leipzig, Reclam. 96 S. M. 0,20. — **345)** R. Koenig, Dtsch. Frauenleben im dtsch. Liede. 3. bis 4. Taus. Oldenburg, Stalling. VII, 461 S. M. 5,00. — **346)** F. Brümmer, Deutschlands Helden in d. dtsch. Dichtung. E. Samml. hist. Gedichte u. e. Balladenschatz für Schule u. Haus. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 4⁰. XII, 428 S. M. 4,80. — **347)** P. Arras, Lieder v. sächs. Vaterlande aus alter und neuer Zeit, für Schule und Haus ges. Dresden, Huhle. VII, 104 S. M. 1,20. — **348)** × M. Beheim-Schwarzbach, D. 5. Armeekorps im hist. Volkliede d. Krieges 1870|71: ZHGPosen. 6, S. 1-24. — **349)** × (JBL. 1891 IV 1:80.) — **350)** E. R. Freytag, Sachsens Heer im hist. Volksliede: LZgB. N. 8. — **351)** ○ × A. Biese, D. polit. Lied in alter u. neuer Zeit: HambCorrB. N. 17/9. — **352)** K. Leimbach, Z. Einführung in d. dtsch. Volkslied. Auswahl u. Erläut. v. Volksliedern alter u. neuer Zeit. Als Ergänz. zu „Kleinpauls Poetik" u. unter Berücksichtig. d. 2. Aufl. d. Werkes Kleinpauls: „V. d. Volkspoesie", verf. Bremen, Heinsius Nachf. 1890. XVI, 277 S. M. 3.00. |[ML. 60, S. 448; A. Schroeter: BLU. S. 108|9]| — **353)** ○ × J. E. Wackernell, Wie entsteht ein Volkslied?: SchBlBrandenb. 56, S. 416-20. — **353a)** × L. Hörmann, Wie d. Volk dichtet: Dioskuren S. 295-308. (Giebt nur e. Schilderung d. Schnadahüpfelsingens mit Proben.) — **354)** × K. v. Th[aler], Volkspoesie in d. Alpen: NFPr. N. 10018. — **355)** A. Hauffen, Leben u. Fühlen im dtsch. Volkslied. (=Samml. gemeinnütz. Vortrr. N. 143.) Prag, Dtsch. Ver. z. Verbreit. gemeinnütz. Kenntnisse. 19 S. M. 0,30. — **356)** A. Naubert, D. dtsch. Volkslied u. seine Feinde: Zeitgeist 22. u. 29. Juni. — **357)** A. Frantz, Kunst und Litt. Ges. Vortrr. her. v. A. Roeper 2. Bd. (Darin S. 1—41: D. dtsch. Volkslied.) Leipzig, Oesterwitz. III, 208 S. M. 3,60. (Vgl. II 7. E. Schilderung d. Volklieds mit hist. Rückblicken.) — **358)** ○ × × A. Quank, Unsere volkstüml. Lieder: DMusikerZg. 22, S. 96—119. — **359)** × C. Franke, Dunger, Rundas u. Reimsprüche: ZDU. 5, S. 422/6. (Unbedeutende Besprech. d. bekannten 1876 erschien. Werkes.) — **360)** ○ G. Th. Dithmar, E. poet. Wettstreit, geführt zu Marburg, jetzt vor 100 J.: Hessenland 5, S. 94/6, 105/7. — **361)** ○ × J. Lewalter, Dtsch. Volkslieder. In Niederhessen aus d. Munde d. Volks gesamm., mit einf. Klavierbegleitung, gesch. u. vergleich. Anmm. her. 1. 2. Heft. Hamburg, Fritsche. VIII, 72 S. à M. 1,00. |[H(and)w(erck): CasselTBl. N. 87; HessBll. N. 1799; F. Seelig: CasselAZg. 12. Apr.; R. Eitner: MhMusikgesch. N. 7.; TglRs. 2. Jul.; MVHessG. S. CL.; A. Schlossar: BLU. S. 669.]| — **362)** Al. Hruschka u. W. Toischer, Dtsch. Volkslieder aus Böhmen. Her. v. dtsch. Ver. z. Verbreit. gemeinnütz. Kenntnisse in Prag.

erste nicht zur Verfügung, ich sehe nur aus der Sammlung von Kinderliedern, die Lewalter mit Eskuche [363]) begonnen hat, dass er über ein reiches Material verfügt, obwohl ich mit der Form der Erläuterungen nicht einverstanden bin. Die vom deutschen Verein für gemeinnützige Kenntnisse in Prag veranlasste, von H. und T. aus einigen kleinen hs. Sammlungen und aus zahlreichen Aufzeichnungen nach dem Volksmund mit Geschick redigierte Sammlung lässt erkennen, welche Volkslieder noch jetzt von den Deutschen in Böhmen gesungen werden. (Einzelne Melodien sind im Anhang mitgegeben.) Natürlich erhalten wir zum grössten Teil die auch im übrigen Deutschland verbreiteten Lieder, manche mit eigenartigen Veränderungen, viele liegen sogar in mehrfacher Aufzeichnung mit charakteristischen Verschiedenheiten vor. Doch wird unsere Kenntnis auch durch manches Neue bereichert, worunter das Braunauer „Weihnachtspiel" besondere Beachtung verdient. Die 961 Vierzeiligen, meist „Stückla" genannt, mit ihrem z. T. ganz modernen Inhalte beweisen das Vorkommen und die Beliebtheit des „Schnadahüpfels" auch in Böhmen. Die beiden Herausgeber haben alles gethan, um die Brauchbarkeit ihrer Sammlung zu erhöhen, wenngleich ihr Ziel nur in zweiter Linie sein konnte, der Wissenschaft zu dienen. Die sprachlichen Eigentümlichkeiten sind gewahrt, aber nicht in phonetischer Schreibung. — Was Dalman [364]) als jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Russland darbietet, verdient diesen Namen nur in beschränktem Masse, es sind meist volkstümliche Lieder, deren meist bekannte Vf. sich an den Volkston gehalten haben. Wie aber Werner in seiner Besprechung hervorhob, eröffnet sich dadurch der Blick in eine so gut wie unbekannte Welt, die von Seite der Germanisten genauere Beachtung verdient, weil in dieser Litteratur manches alte deutsche Gut steckt; er hat ein bisher ungedrucktes deutsch-jüdisches Kinderlied mitgeteilt, das deutlich genug ein bekanntes Schnadahüpfl wiedergiebt. Die von D. schon in der ersten Ausgabe verheissene Sammlung von Melodien ist auch diesmal nur in Aussicht gestellt und bisher nicht erschienen. — Einen sehr wichtigen Band von Volksliedern und volkstümlichen Gesängen aus den Rheinlanden hat uns Karl Becker [365]) mit sorgfältig aufgezeichneten Melodien beschert und dadurch eine genaue Uebersicht ermöglicht. Seine Sammlung ergänzt die vorhandenen in überaus willkommener Weise. — Nachricht von den Liedern, welche die deutschen Kolonisten in Italien singen, konnte Baragiola [366]) geben, da ihm während eines Aufenthaltes in Bosco ein daselbst in der Hauptsache von einer Bäuerin geschriebenes Liederheft mit 44 Boscaner Spinnstubenliedern in die Hände gekommen ist. Es sind Volks- und volkstümliche Lieder, meist hochdeutsch mit dialektischen Aenderungen. B. lässt die Sammlung abdrucken und behandelt auch den Dialekt der Kolonie. Mir war die Publikation unzugänglich, ich schöpfe meine Kenntnis aus einem Aufsatz von Lupus [367]) mit reicheren Auszügen. In den Recensionen wird die Arbeit als eine gutgemeinte, aber nicht auf der Höhe der Dialektforschung stehende bezeichnet. [368-370]) —

Die Beiträge zur Kenntnis einzelner volkstümlicher Lieder betrafen vor allem das Lied „Napoleon, du Schustergeselle." Cremer [371]) fragte nach dem Liede, von dem er den Anfang aus dem Gedächtnis citierte; er hatte es vor etwa 30 Jahren in Pommern gehört. — Sprenger [372]) wies aus derselben Zeit nach, es sei immer nur Eine Strophe zu Quedlinburg gesungen worden. — Teuber [373]) teilte eine andere Fassung mit, die sich an Kotzebues Lied „Es kann ja nicht immer so bleiben" anlehnt; seine Verbreitung in den preussischen Provinzen stellte er fest. — Aus Thüringen brachte Köhler [374]) zwei Fassungen zur Kenntnis, eine in dem Kriegervereins-Liederbuch „Alldeutschland hie" (Weilburg 1886) gedruckt. — Nachweise vom Oberrhein [375]), eine Parallele [376]) aus dem J. 1866, eine Variante [377]) auf Napoleon III. wurden beigebracht. — Endlich hat Cremer [378]) das ihm auf seine Anfrage zugekommene Material zusammengefasst und ein sechsstrophiges Lied konstruiert und besprochen; er glaubt, es sei Ende des J. 1812 oder Anfang 1813 in Ostpreussen entstanden. — Das in Ditmarschen, Angeln, Nordschleswig und Jütland

---

Prag, Verl. d. Ver. 1888—91. XVI, 542 S. M. 4,50. |[A. Schlossar: BLU. S. 668/9; DtschZg. N. 7954; A. Hauffen: Bohemia^B. N. 272; id.: ZÖG. S. 1083/5; K. Werner: Wiener Abendpost N. 228; K. Pröll: DWBl. 4, S. 612.]| — 363) G. Eskuche u. J. Lewalter, Casseler Kinderliedchen. ges. u. erl.: Hessenland. S. 323/6, 256/9. — 364) G. H. Dalman, Jüd.- dtsch. Volkslieder aus Galizien u. Russland 2. (Titel-) Ausg. (=Schriften d. Instit. judaic. in Berlin N. 12.) Berlin, Evang. Vereins-Buchh. VIII, 74 S. M. 1,50. |[R. M. Werner: ADA. 18, S. 291/4.]| — 365) K. Becker, Rhein. Volksliederborn. Ausw. d. edelsten u. schönsten Volkslieder mit ihren Melodien d. verschiedenen Gegenden d. Rheinlande. Aus d. Munde d. Volkes u. geschriebenen Liederbüchern gesamm. Neuwied, Heuser. 4⁰. IX,127 S. M. 2,50. — 366) ○ A. Baragiola, Il canto popolare a Bosco o Gurin, colonia tedesca nel cantone Ficino. Cividale, Fulvio Giovanni. 175 S. L. 3,00. |[LCBl. S. 510; J. Bolte: DLZ. S. 1534.]| — 367) B. Lupus, D. dtsch. Lied auf italien. Boden: StrassbPost. N. 226. — 368) [F.] [Tetzner], Kleines Kommersbuch. E. Liederbuch fahrender Schüler. 2. Aufl. (=UB. N. 2610.) Leipzig, Reclam. 112 S. M. 0,20. — 369) id., Studentenliederbuch. D. Kleinen Kommersbuches 2. T. (=UB. N. 2870.) Leipzig, Reclam. 112 S. M. 0,20. — 370) ○ × G. Nardelli, Le primavere liriche della Germania. Roma, Paravia & Comp. 183 S. L. 3,00. |[A. Sauer: DLZ. 1893, S. 269/70.]| (Ohne Kenntnis dtsch. Forschung). — 371) W. Cremer, E. Napoleonslied: ZDU. 5, S. 59. — 272) R. Sprenger: ib. S. 138. — 373) A. Teuber, „Napoleon, du Schustergeselle": ib. S. 208/9. — 374) M. Koehler, Altes Volkslied Napoleon: ib. S. 210/11. — 375) × J. H. Schmalz: ib. S. 285/6. — 376) × Dr. Schlag: ib. S. 286/7. — 377) × M. Koehler: ib.

verbreitete Lied vom „Rummelpott“ besprach Bartels [379]), weil es Schwierigkeiten bietet, und er eine heidnisch-mythologische Deutung für richtig hielt. — Krüger [380]) giebt eine Deutung im christlichen Sinne und verweist auf den Druck bei Simrock. — Um die Autorschaft des bekannten Studentenliedes: „O alte Burschenherrlichkeit“ entbrannte ein heftiger Streit [381]); im J. 1877 wurde als Autor Eugen Höfling (geb. 5. Okt. 1808), damals Sanitätsrat in Eschwege, bekannt, der das Lied im J. 1826 gedichtet und in der Frankfurter Didaskalia veröffentlicht haben sollte. Nach seinem Tode (21. Juli 1880) wurde er in Nekrologen gefeiert und durch Anbringung einer Tafel an seinem Sterbehause in Eschwege geehrt. Nun fand aber Erman [382]) das Lied im „Freimütigen“ vom 9. Aug. 1825 unter dem Titel „Rückblicke eines alten Burschen“ anonym, während es in den Frankfurter Zeitungen 1825—26 fehlt und Höfling wirklich erst 1826 in Marburg immatrikuliert wurde. E. erklärte darum das Lied weiter für anonym und meinte, Eugen Höfling sei aus der Zahl der Liederdichter zu streichen, die Gedenktafel von seinem Sterbehause zu entfernen. Diese Schlussfolgerung rief besonders in den Kreisen Aufregung hervor, die Höfling persönlich gekannt hatten. — Brill [383]) erzählt, wie er und Dr. Kiessler im Sommer 1877 bei einem Ausflug in Gesellschaft Höflings das Lied sangen, und Höfling sich dabei als Dichter bekannt habe; er erzählt weiter, wie sich dann diese Nachricht beim 350jährigen Jubiläum der Universität Marburg auf sein Zuthun verbreitet habe, wofür Höfling, der anwesend war, von der ganzen Korona gefeiert wurde. Der ehrenhafte Charakter des Mannes schliesse die Täuschung aus, die man mit Ermans Ansicht annehmen müsse; der einzige Irrtum Höflings sei, dass er das Lied als „Maulesel“ gedichtet haben wollte, während sich nun zeige, er habe es schon als Primaner verfasst und nicht in der Frankfurter „Didaskalia“, sondern im „Freimütigen“ drucken lassen. — Nun wurde weiter [384]) nach dem Zeugnisse des Marburger Kommerspräses Dr. Buchenau bekannt, Höfling habe gelegentlich auch erzählt, das Lied sei von ihm nicht als Student, sondern als Philister in den J. 1830-39 verfasst, und diese Nachricht steht auch in der Marburger Festschrift (1879, S. 34). — Daraufhin hielt Erman [385]) seine Zweifel gegen Brill aufrecht. — Ein Jugendfreund Höflings, von Stiernberg [386]), veröffentlichte dagegen eine Erklärung, in der Christwoche 1825 während eines Ferienaufenthalts in Fulda habe Höfling den späteren Musiker und Komponisten Georg Andreas Henkel (starb 1871 zu Fulda) um eine Melodie zu dem von ihm verfassten Liede „O alte Burschenherrlichkeit“ gebeten, und Franz Lieblein habe eine Abschrift des Textes 1826 an die Frankfurter Didaskalia geschickt. — Zwenger [387]) veröffentlichte hierauf die für Höflings Autorschaft sprechenden Zeugnisse und versah sie mit einer Biographie des Dichters, aus der sich sein hervorragendes Talent, sein andauerndes Interesse an der Dichtkunst ergiebt; noch als junger praktischer Arzt in Fulda hatte er mit vier Freunden einen „namenlosen“ Verein zur Pflege der buchonischen Dichtung und Geschichte. Auch Z. betont die über allen Zweifel erhabene Ehrenhaftigkeit von Höflings Charakter. — Mörschel [388]) machte nun aufmerksam, dass in den Christlichen Gesängen von K. B. Garve (1825) ein Lied gedruckt sei, das im gleichen Versmass, wie die „Burschenherrlichkeit“ verfasst ist und beginnt: „Der ersten Unschuld reines Glück, wohin bist du geschwunden“. — Alles das konnte natürlich Erman [389]) in seinen Zweifeln nicht erschüttern; er gab nur die Erklärung ab, dass er nicht an absichtliche Täuschung Höflings glaubte und seiner Ehre nicht habe nahetreten wollen, die Sache sei noch keineswegs erledigt. In der That dürfte erst nach genauer Durchforschung von Liederbüchern und Zeitschriften das letzte Wort gesprochen werden, immerhin verdient E.s Bemühung um ein so herrliches Studentenlied Dank; bis zur Entscheidung muss Höflings Name wohl noch unter dem Liede stehen bleiben. [390-392]) — Eine interessante Fassung des Tannhäuserliedes fand Levissohn [393]) in Altaussee, sie stammt aus dem Ende des vorigen Jh. und zeigt einen vielfach verderbten Text, nur erwähnt sie den Namen „Donhauser“. — Die Verbreitung des bekannten Wiegenliedes vom schwarzen und weissen Schafe behandeln Cremer [394]) und Bartels [395]), der eine zweite Strophe nachweist. — Die Textgeschichte

S. 635/6. — **378**) W. Cremer, Wanderungen u. Wandlungen e. Volksliedes: ib. S. 687-93. — **379**) P. Bartels, Z. Feier d. „Zwölften“ im nördl. Deutschland: ib. S. 283/5. — **380**) K. Krüger, Zu d. Lied v. Rummelpott: ib. S. 698-701. — **381**) ○ ╳ W. Ermann, Z. Gesch. d. Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“. Zusammenstell. d. ganzen Litt. d. J. 1891: MVHessG. S. CIX. (15 Nummern). — **382**) W. Erman, Z. Gesch. d. Liedes: O alte Burschenherrlichkeit: BurschenschBll. 5, N. 8. — **383**) W. Brill: ib. N. 11. — **384**) „O alte Burschenherrlichkeit“: HambCorr. N. 80. — **385**) W. Erman, O alte Burschenherrlichkeit: BurschenschBll. 5, N. 11. — **386**) C. F. v. Stiernberg: CasselTBll. 9. März. — **387**) F. Z[wenger], „O alte Burschenherrlichkeit“: Hessenland 5, S. 84/7. — **388**) E. Mörschel: AkBll. 5, S. 237. — **389**) W. Erman, O alte Burschenherrlichkeit: BurschenschBll. 6, N. 1. — **390**) ╳ O alte Burschenherrlichkeit u. sein angebl. Dichter E. Höfling: FZg. N. 31. — **391**) ╳ Ueber d. Lied „O alte Burschenherrlichkeit“: SchwäbMerk. 5. Febr. (Nach d. Berichte Ermans in N. 8 d. BurschenschBll. dazu vgl. SchwäbMerk. 11. März). — **392**) ╳ Noch einmal d. Lied: „O alte Burschenherrlichkeit!“: HambCorr. N. 140. — **393**) R. Levissohn, Obersteir. Fassung d. Tannhäuser: ZDA. 35, S. 439-40. — **394**) W. Cremer, Wiegenlied v. schwarzen u. weissen Schaf: ZDU. 5, S. 59. (Mit Bezug auf e. Aufsatz v. Sprenger: ib. 4, S. 87). — **395**) P. Bartels: ib. S. 282/3. — **396**) J. Minor, D. Text d. Volkshymne: NFPr. N. 9689. — **397**) A. Tobler,

der österreichischen Volkshymne hat Minor[396]) dargestellt mit kritischen Bemerkungen. Haschkas Text vom J. 1797, Grillparzers Ueberarbeitung auf Kaiser Ferdinand, dann auf Kaiser Franz Joseph, endlich Seidls Text von 1854 werden abgedruckt. M. hat die Zwischenglieder unerwähnt gelassen, die Ueberarbeitung von Haschkas Text durch einen Unbekannten, die Fassung Holteis auf Kaiser Ferdinand (1835) und jene von Zedlitz, die bis 1854 im Gebrauch blieb. M. hätte das Material bei Teuffenbach „Vaterländisches Ehrenbuch" (Poetischer Teil. S. 973—77, Salzburg 1879) beisammenfinden können. — Einen sehr wichtigen Beitrag zur Musik des Volksliedes verdanken wir Alfred Tobler[397]), der in seinem interessanten Hefte den Kuhreigen und die Jodler behandelt, den Zusammenhang mit den Sequenzen nachweist und die ältesten Nachrichten — darunter eine von Bodmer und eine von Fritz Stolberg — sammelt, auch über das Schweizer Heimweh handelt. Dass beim Kuhreihen der Text die Nebensache, die Melodie die Hauptsache sei, der Einzelvortrag das Gewöhnliche sei, während beim Appenzeller Jodel die Begleitung durch Brummstimmen erwartet werde, kann als ausgemacht gelten. T. teilt manche Melodien, überdies den Alpsegen auf der Alp Lasa (Text und Melodie) nach eigener Aufzeichung aus Volksmund (S. 56) mit und spricht der Wiedereinführung dieser nun fast verschollenen Gesänge das Wort. Glück bespricht in seinem Nachtrag die Entstehung des Violinschlüssels und giebt eine typographische Erklärung für die zu Missverständnissen veranlassende Anwendung des G-Schlüssels auf der 1. untersten Linie mit einer kurzen 6. Linie unter dem Schlüssel; er meint überzeugend, es komme daher, dass die Druckereien nur die Type mit dem G-Schlüssel auf der 2. Linie besassen und nun in den Ausnahmefällen zu der Auskunft griffen, diese Type um eine Linie tiefer zu setzen und eine neue 5. Linie oben hinzuzufügen. Das Heft muss von Freunden des Volksliedes beachtet werden.[398-403a]) —

Für die religiöse Lyrik brachte das Berichtsjahr mehrere wichtige Werke; vor allem erschien der Schlussband von Bäumkers[404]) grossangelegter Behandlung des katholischen Kirchenliedes und gab die zuverlässige bibliographische Grundlage für das 18. Jh. nebst einigen Nachträgen für die frühere Zeit. Da schon von Waldberg das Buch ausführlich charakterisiert hat, muss ich nur hervorheben, dass während der zweiten Hälfte des Jh., wie die (S. 13/8) abgedruckten Materialien lehren, das Bestreben darauf gerichtet war, den deutschen Kirchengesang im liturgischen Gottesdienste einzuführen oder zu heben. Dass dabei vielfach protestantische Lieder in die katholische Kirche gelangten, bemerkt B. ausdrücklich. Die Zeit ist aber durch die überall eindringende Aufklärung gekennzeichnet, die sich auch in den Kirchenliederbüchern fühlbar machte. Hand in Hand damit ging eine Veränderung des musikalischen Teiles, er wurde „anmutiger" gestaltet oder „verlüstigt", wie es in der wichtigen Sammlung „Tochter Sion" (1747) heisst. Trotzdem nun eine gewisse Schädigung des alten Gutes eintrat, hatte das Jh. doch die Folge, dem deutschen Kirchenlied manche katholische Gegend neu zu erobern. Die Leiden hatte es mit dem protestantischen gemein.[404a-406]) — Danneil[407]) schildert an einem Beispiel, ohne es zu wollen, die heillose Verwirrung im Gesangbuchwesen der protestantischen Kirche; in der preussischen Provinz Sachsen wurden 72, später 57 verschiedene Gesangbücher benutzt, die Mehrzahl davon stammte aus dem Ende des 18. Jh. und zeigte das ganze Elend der damaligen Gesangbuchverderbnis. Seit dem J. 1878 wurden Versuche gemacht, diese Zustände zu bessern, und es kam 1881 ein Provinzialgesangbuch zu Stande, dem später (1883) auch das Provinzial-Choralbuch sich anschloss. Es wurde überdies eine Prüfung der sonst gebrauchten Gesangbücher angeordnet, und das Resultat teilt D. eben mit. Darnach ergaben sich 19 gute, 17 zu duldende, 21 zu beseitigende Gesangbücher[408-409]). — Die Nachwirkung des rationalistischen Zeitgeistes in der religiösen Lyrik sieht Wetzstein[410]) bis zum J. 1817

Kühreihen oder Kühreigen, Jodel u. Jodellied in Appenzell. Mit 7 Musikbeil. (Documenta) teilw. in alter u. neuer Schreibart. Leipzig u. Zürich, Gebr. Hug. 1890. 82 u. 30 S. M. 2,40. (Aus d. SchwMusikZg. D. Nachtrag. [S. 66-76] v. A. Glück.) — **398**) × W. G., D. Schweizer u. d. Rhein: Bär 17, S. 59. **399**) × „So reinlich u. so zweifelsohne": NFPr. N. 9661. (D. Vf. dieses geflügelten Wortes Dr. v. Ciriacy-Wantrup ist im 79. J. gest. zu Arnsberg.) — **400**) ○ × F. F., Z. Gesch. d. sächs. Jäger: KBlSbnbgL. 14, S. 65/8. (Gedicht v. 1809). — **401**) × L. Stark, 3 Erinnerungsbänder aus d. J. 1782, 1801 u. 1804: MBllGPommG. 5, S. 8-12. — **402**) × Erinnerungsband aus d. J. 1776: ib. S. 22/3. — **403**) × Redlin, Erinnerungsbänder aus d. J. 1776: ib. S. 129-33. — **403a**) ○ × P. Wagner, 6 Faschingslieder aus d. J. 1793: MusWBl. 22, S. 491/5. — **404**) W. Bäumker, D. kath. dtsch. Kirchenlied in seinen Singweisen. 3. (Schluss-)Bd. Mit Nachtrr. zu d. 2 ersten Bänden. Auf Grund hs. u. gedr. Quellen bearb. Freiburg i. Br., Herder. XI, 360 S. M. 8,00. (Vgl. JBL. 1891 III 2 : 38; auch s. o. III 2 : 29). — **404a**) × G. M. Dreves u. W. Bäumker, Beitrr. z. Gesch. d. dtsch. Kirchenliedes: KirchenmusJb. 6, S. 35-44. — **405**) ○ × × A. Knapp, Evang. Liederschatz für Kirche, Schule u. Haus 4. Ausg. v. Jos. Knapp. Stuttgart, Cotta. XLVIII, 1421 S. M. 8,00. |[H. M. Sengelmann: ThLBl. 12, S. 220]|. — **406**) ○ × × Noch einmal Knapps Liederschatz: ThLBl. 12, S. 273-81. — **407**) F. Danneil, D. Gesangbücher d. Prov. Sachsen vor d. sächs. Provinzialsynode. Magdeburg, Fabersche Buchdr. 76 S. M. 1,00. — **408**) ○ × D. dtsch. Kirchenlied in seinem Verhältn. z. liturg. Gesange: PastoralBlMünster. 29, S. 19-24, 40/2, 54-71, 84/6. — **409**) × H. Hänsel, Beitrr. z. Litt. d. geistl. Liedes: Progr. d. Gymn. Linden-Hannover. 4⁰. 8 S. — **410**) O. Wetzstein, D.

allgemein herrschend, erst mit dem 300jährigen Jubelfeste der Reformation sei ein Umschwung zum Besseren zu bemerken. Freilich muss er an der Spitze der „katholischen Liederdichtung“ Novalis anführen, einen Protestanten, der schon vor dem Reformationsfeste seiner Gläubigkeit Ausdruck lieh und auf die romantische Schule vom grössten Einfluss war. W. betrachtet nun vorerst die „Romantiker und Konvertiten“, dann die „genuin katholischen Liederdichter“; er bemüht sich um das Verständnis dieser Erscheinungen, stellt sich dabei aber von Haus aus auf einen Standpunkt, der ihm die richtige Beurteilung unmöglich macht. Er verlangt einerseits die Kirchenliederdichtung als die allein berechtigte, andererseits gesteht er, als Protestant „kein rechtes Verständnis“ für den „unbiblischen Mariendienst und die sinnlich tastende Mystik“ zu haben. Er soll aber die Erscheinungen nicht als Protestant, sondern als Historiker betrachten, wenn er zu einer richtigen Auffassung der Persönlichkeiten gelangen will. Es ist von einem Geschichtsschreiber der religiösen Lyrik zum mindesten einseitig, wenn er an Luise Hensel nur das gelten lässt, was „auch die Fibern eines nichtkatholischen Herzens in Schwingungen versetzen kann,“ oder wenn er bei Annette von Droste-Hülshoff, die merkwürdig genug unter die „Romantiker und Konvertiten“ geraten ist, erst von ihren „specifisch-römischen Symptomen“ absehen muss, um ihr gerecht zu werden. Ich hoffe, man wird mich nicht missverstehen und mir katholisierende Tendenzen imputieren, ich fühle mich weit davon entfernt, stehe vielmehr auf einem grundsätzlich verschiedenen Standpunkte, auf dem rein litterarischen. Jener Lyriker wird mir der bedeutendere sein, der bei gleicher Vollendung der Form den wahreren Ausdruck seines Inneren giebt, ganz abgesehen davon, ob er Protestant oder Katholik ist. Ich verlange die Erfassung des Poetischen, nicht des Konfessionellen, auch bei der religiösen Dichtung, und ich verlange weiter von einer historischen Darstellung das Aufzeigen des inneren Zusammenhangs zwischen den Erscheinungen. Davon ist aber bei W. gar nichts zu merken. Er reiht die Konvertiten und die Romantiker in eine Gruppe, ohne Rücksicht, ob sie aus romantischer Vorliebe vom Protestantismus zum Katholizismus übergehen, oder ob sie aus anderen Interessen etwa vom Judentum zum Katholizismus übertreten (vgl. Jeitteles!). Es geht doch unmöglich an, die religiöse Lyrik aus dem Zusammenhange mit der übrigen Litteratur zu reissen und die verschiedenartigen Einflüsse zu übersehen, die sich fühlbar machen. Hat es einen Sinn, Friedrich Daumer und Georg von Dyherrn in einem Alinea zu besprechen, nur weil beide Konvertiten sind. So darf kein „Beitrag zur Litteraturgeschichte der Neuzeit“ vorgehen; oder darf er zuerst Wessenberg vorführen und dann erst seinen Lehrer Sailer? heisst das nicht jede Geschichte leugnen, während man Geschichte schreiben will? Die ganz unhistorische Gliederung in Konvertiten und genuine katholische Dichter bringt es mit sich, dass von Lebrecht Dreves schon auf S. 40 die Rede ist, während Eichendorff erst auf S. 56 behandelt wird. Und solche Beispiele liessen sich häufen. Die Charakteristik der Lyriker lässt viel zu wünschen übrig, meistens hält sie sich an Allgemeinheiten, so dass die Erscheinungen nicht scharf hervortreten, und an vielen Stellen sinkt die Darstellung zu einem Namensverzeichnis herab, zu dem in den Anmerkungen nur das biographisch-bibliographische Material verzeichnet wird. Immerhin kann aber der Reichtum an solchen Angaben rühmend hervorgehoben werden. Am besten erscheinen mir die allgemeinen Ausführungen, welche die Zustände, Veränderungen und Neugestaltungen überblicken; da sie aber in einem gewissen Gegensatze zu den Einzelbetrachtungen stehen, so kommt ein Zwiespalt in das Werk, der störend wirkt. Auch der 2. Teil, der „evangelischen Liederdichtung“ gewidmet, zeigt denselben Charakter, wie der erste. Es fehlt dem Vf. an festen Grundsätzen der Betrachtung, er ringt mit sich selbst und vermag nicht zur Klarheit zu kommen. Trotzdem wird man manchen Aufschluss bei ihm finden und das sorgfältige Register nicht ohne Nutzen einsehen, wenn man sich in dem Reichtum der religiösen Lyrik umschauen will. Sein Buch klingt sehr melancholisch aus; er sieht ein Abnehmen der lyrischen Kraft und des Interesses auf dem von ihm bearbeiteten Gebiete. —

In gewissem Sinne begegnet sich Wetzstein in seiner Ansicht über die Zukunft der deutschen Lyrik mit Bierbaum[411]), der aber auf die „Moderne“ als die siegreiche Erneuerin der Lyrik hinweisen kann und einen herrlichen Gewinn der Lyrik aus den Bestrebungen der Jüngsten verkündigt. Was die moderne Dichtung will, das findet er in Versen Conradis ausgesprochen: „Des Weltalls Weiten durchfühlen in kühnen Gedankenfahrten, glückliche Wanderer, und furchtbar schreiten durch der Zeiten rätselumgürtetes Riesenthor, nur höher und höher zur leuchtenden Sonne empor!“ Ich möchte nur wissen, wo das Neue steckt? —

---

relig. Lyrik d. Dtsch. im 19. Jh. E. Beitr. z. Litt.-Gesch. d. Neuzeit. Neustrelitz, Barnewitz. IV, 336 S. M. 4,00. |[K. Sallmann: BLU. S. 476; ThLBl. 12, S. 472; P. Seliger: NatZg. N. 207, 214]|. — 411) O. J. Bierbaum, Dtsch. Lyrik v. heute. Vortr. geh. am 1. öffentl. Abend d. Ges. für modernes Leben. Mit e. Anh.: Ueber d. v. d. Ges. für modern. Leben geplanten Sonderausstellungen v. Werken d. bild. Kunst. (=Münch. Flugschriften. Her. v. Dr. M. G. Conrad. N. 2). München, Poessl. 14 S. M. 0,10. —

IV,2. Lyrik 1892.

Julius Elias.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1892 wird im vierten Bande nachgeliefert.]

IV,3

Epos.

Franz Muncker.

Allgemeine geschichtliche Darstellungen N. 1. — Faustbuch N. 3. — Hagedorn N. 4. — Komische Epen N. 5. — Klopstock N. 7. — Gessner und Ramler N. 13. — Voss N. 17. — Sonnenberg N. 19. — Wieland N. 20. — Heinse N. 28. — Roman von 1774-78 N. 29. — Bräker N. 30. — Jean Paul N. 31. — Hebel N. 36. — Chrph. von Schmid und andere Jugendschriftsteller N. 41. — H. von Kleist N. 59. — Fouqué, E. T. A. Hoffmann, Immermann, K. von Hase N. 61. — Frau von Olfers N. 67. — Dichter unter dem Einfluss des Jungen Deutschland und der politischen Tendenzpoesie N. 71. — O. Ludwig N. 76. — Stifter N. 79. — Rank N. 81. — Proschko N. 82. — Meissner, Schlögl, Schneeberger N. 83. — Ad. Stöber N. 86. — Mörike und Storm N. 87. — Reuter N. 89. — Stoltze N. 92. — Auerbach N. 93. — Steub, Maxim. Schmidt, Ganghofer N. 102. — Jeremias Gotthelf (Bitzius), Gottfried Keller, N. 105. — Conr. F. Meyer, W. Sommer N. 113. — J. Joachim, Lienert, Marti N. 123. — K. Weise N. 127. — Rosegger N. 130. — Hamerling N. 133. — Jordan N. 143. — F. W. Weber N. 144. — Emilie Ringseis N. 148. — Scheffel N. 150. — Münchener Dichterkreis: Lingg N. 162; Graf Schack N. 164; Riehl, Ebers, Jensen N. 165; Wilbrandt, Heyse N. 180. — G. Freytag N. 186. — R. Waldmüller N. 190. — W. Raabe N. 191. — H. Seidel N. 195. — Hans Hoffmann N. 197. — F. Kürnberger N. 199. — E. M. Vacano N. 200. — Spielhagen, Frenzel, F. Mauthner N. 202. — Frauen: Carmen Sylva, Ilse Frapan, E. Marlitt, Helene Böhlau N. 211; Marie von Ebner-Eschenbach N. 216. — Moderner Wiener Roman N. 219. — Nordau N. 220. — Die „Moderne" (Bleibtreu, Tovote, Egestorff, Kröger) N. 221. — Sudermann N. 226. — Fontane N. 230. —

Unter allen Schriften des Jahres 1892, die die neuere deutsche Epik in allgemeiner geschichtlicher Darstellung behandeln, greifen einige englische Aufsätze von Boyesen[1]) über den deutschen Roman am weitesten aus. Leider streifen sie jedoch nur ganz oberflächlich ihr für eine wissenschaftliche Betrachtung höchst ergiebiges Thema. Der Vf. besitzt fast nirgends die erforderlichen litterargeschichtlichen Kenntnisse; sein ästhetischer Geschmack wird durch seine Vorliebe für einen ganz äusserlichen Realismus oft einseitig bestimmt; seine Urteile sind daher meist hohl und wertlos, nicht selten freilich mit einer durch nichts gerechtfertigten Keckheit vorgetragen. Er geht bis auf die altgermanischen Gesänge zum Preise Armins, auf die Eddalieder und die von Karl dem Grossen gesammelten Heldengesänge zurück, schliesst von den nordischen Skalden auf ähnliche Dichter in Deutschland, polemisiert gegen die läppisch missverstandene Vorstellung eines Volksepos und macht neben einigen richtigen auch mehrere schiefe Bemerkungen über den künstlerischen Charakter, Stil, Ton und Kostüm in den „Nibelungen" und anderen mittelalterlichen Epen. Als den ersten deutschen Prosaroman betrachtet er den „Amadis", als das erste wirklich wertvolle Werk auf diesem Gebiete den „Simplicissimus", dessen Realistik er betont. Von da springt B. über die Robinsonaden und über Gellerts „Schwedische Gräfin", ohne Richardson und andere auswärtige Vorbilder auch nur zu nennen, sogleich auf den „Werther" und „Wilhelm Meister" über, dessen kulturgeschichtliche Bedeutung er besonders hervorhebt. Wiederholt erkennt er den weitreichenden Einfluss an, den „Wilhelm Meister" auf den deutschen Roman des 19. Jh. gewann, bis auf G. Freytag, Auerbach und Spielhagen. Herb beurteilt B. die Romantiker wegen ihres Mangels an Realismus, vergisst dabei aber des Novalis „Ofterdingen" und andere Hauptwerke jener Richtung zu erwähnen. Günstiger, doch ebenso oberflächlich spricht er über Gutzkows „Ritter vom Geist" und das Junge Deutschland überhaupt. Von neueren Romandichtern behandelt er ausführlicher mit vielem Wohlwollen den „Realisten" G. Freytag, bedeutend kühler den philosophisch geschulten Auerbach, der in der Schätzung des transatlantischen Publikums den Vorrang vor Freytag gewonnen hat, dann wieder sehr anerkennend als getreuen Chronisten des deutschen Lebens in den letzten 35 Jahren Spielhagen, den „radikalsten Denker unter den deutschen Schriftstellern", dessen Ablehnung des Naturalismus in seiner „Theorie und Technik des Romans" unserem Vf. be-

---

1) H. H. Boyesen, Essays on German literature. (Darin: The German novel, S. 211-78) London

weist, dass Zola und seine Schule noch nicht merklich nach Deutschland herübergewirkt haben. Flüchtig wird Heyse gestreift, dessen grosse Romane jedoch dem amerikanischen Leser allzuferne lägen, ebenso Ebers, bei dem die Kunst zur Dienerin der Wissenschaft geworden. Fritz Reuter wird als derjenige gerühmt, der am vollständigsten unter allen deutschen Erzählern mit der romantischen Ueberlieferung gebrochen habe; nur sei seine Kunst roh. Schliesslich widmet B. noch den Dichtungen von Carmen Sylva einen besonderen Aufsatz, der grossenteils aus den Aeusserungen ihrer englischen Uebersetzerin Helen Zimmern geschöpft und, unkritisch genug, mit manchen anekdotenhaft-phantastischen Zügen aufgebauscht ist. In ihrer Lyrik erscheint Carmen Sylva dem Vf. blutsverwandt mit Heine; auf ein Urteil über ihre Uebersetzungen aus dem Rumänischen verzichtet er, da ihn diese Sprache verwirrender dünkt als das Chinesische oder als Indianerdialekte. So hilft er sich mit einigen äusserlichen Worten über ihre epischen Dichtungen und rügt schliesslich nach allerlei schalem Lob an ihnen einen gewissen Dilettantismus, den er einzig aus dem Umstande herschreibt, dass Carmen Sylva als Königin nicht dicht genug mit dem Leben gemeiner Leute in Berührung gekommen sei. — Einen ebenfalls recht flüchtigen Ueberblick über die Entwicklung des deutschen Romans, soweit er noch in der Erinnnerung der Gegenwart lebe und für moderne Leser in Betracht komme, versucht Ludwig [2]). Die hauptsächlichsten, regelmässig wiederkehrenden Figuren der Ritterromane, der fast dieselben Typen verwendenden Räuberromane, der empfindsamen und der phantastisch-mystischen Romane zur Zeit der Romantik, dann der unter englischem Einfluss stehenden neueren, oft weltschmerzlich angehauchten Romane, der Gouvernanten-, Lieutenants- und sonstigen Liebesgeschichten werden ziemlich oberflächlich betrachtet, und schliesslich wird die Ueberzeugung ausgesprochen, dass ein wirklich guter Roman statt solcher konventionellen Typen wahre, dem Leben nachgebildete Charaktere aufweisen müsse. —

Von den enger begrenzten Untersuchungen deuten einige Mitteilungen zur Faustsage von Werner und Tille [3]) zeitlich am weitesten zurück. Sie enthalten eine Parallelstelle (teilweise auch Quelle) zur Klage der Verdammten im Faustbuch sowie einige neue Erwähnungen von Fausts Namen aus dem 17. und noch aus dem Schluss des 18. Jh. —

Die Quellen von Hagedorns satirisch-humoristischem Gedicht „Aurelius und Beelzebub" prüft Wukadinovic [4]). Seinen Stoff entnahm Hagedorn in der Hauptsache dem von ihm selbst als Quelle angeführten Gedichte „Le revenant, qui découvre un trésor" in „Pièces échappées du feu" (1717), einiges auch einem daran anknüpfenden englischen Gedichte von Gay. Aber er charakterisierte schärfer als seine Vorgänger und benutzte namentlich seine Darstellung zu einer drastischen Satire auf den Geiz. Die Gestalt des Beelzebub fand er in einer Fassung seines Schwankes bei Poggio und bei verschiedenen von Poggio abhängigen Autoren, besonders bei Prior, den Hagedorn auch im einzelnen in der Schilderung des Teufels und im Gespräch desselben mit Aurelius nachbildete. —

Zu seinem vorjährigen Aufsatz über die komischen Epen (vgl. JBL. 1891 IV 3 : 18) giebt Petzet [5]) einen kurzen Nachtrag, indem er auf ein bisher unbekanntes, wahrscheinlich nur fragmentarisch gedrucktes, im allgemeinen unter dem Einflusse Zachariäs stehendes, aber schon auf Uz vordeutendes komisches Heldengedicht in Alexandrinern „Der unglückliche Raub, von J. M. F. H. C. R. (Juliusburg 1746)" hinweist. — Mit Zachariä selbst und seinem epischen Hauptwerke beschäftigt sich eine Leipziger Dissertation von Zimmer [6]). Er schildert zuerst mit Hilfe eines reichhaltigen, auch hs. Materials sehr ausführlich und sorgfältig Zachariäs Leben und Charakter und ergänzt diese dankenswerte Darstellung noch durch einen doppelten Anhang über das Verhältnis seines Dichters zu E. F. von Gemmingen und über seinen Angriff auf Gottsched (1755). Von den Werken Zachariäs, dessen litterarische Bedeutung er nirgends wissenschaftlich würdigt, bespricht Z. nur den „Renommisten". Eingehend betrachtet er die kulturgeschichtliche Bedeutung des Gedichts, wobei unter anderen Schriften Laukhards Autobiographie und Trömers deutsch-französisches Kauderwelsch mehrfach zur Vergleichung herangezogen werden. Noch genauer und wirklich sehr gründlich, bis in alle Einzelheiten der Orthographie und Interpunktion, erörtert er das Verhältnis der verschiedenen Ausgaben des „Renommisten"; deutlich treten dabei der Reihe nach die Verbesserungen hervor, die Zachariä von dem zweiten Drucke an in seinem Werke anbrachte (Beseitigung leerer Beschreibungen, unnötiger Vergleiche, weitschweifiger Reden, Einführung neuer Episoden und epischer Maschinen, Belebung und Bereicherung sowie straffere Verbindung der Handlung, kräftigere Charakterisierung,

T. Fischer-Unwin. 395 S. Sh. 6,00. — 2) E. Ludwig, Romantypen: DLesehalle. N. 42/3. — 3) (III 3 : 2/4.) — 4) Spiridion Wukadinovic, D. Quellen v. Hagedorns „Aurelius u. Beelzebub": VLG. 5, S. 607-12. — 5) E. Petzet, Zu d. komischen Epen d. 18. Jh.: ZVLR. 5, S. 134. — 6) (III 5 : 38). |[F. Muncker: DLZ. S. 1297/8.]| — 7) ○ × Gonell, D. Vorzüge u. Mängel d. Klopstockschen Messiade: DEBll. S. 332-42, 408-18. — 8) ○ × Essays New and

Verschärfung der Satire usw.). Recht oberflächlich und schief ist dagegen so ziemlich alles, was Z. über die litterargeschichtliche Bedeutung des „Renommisten“ und über seine Stellung unter den übrigen komischen Epen unserer Litteratur sagt. Diese letzteren zählt er nur äusserlich auf, ohne sie irgendwie in ihrem litterarischen Zusammenhange zu kennzeichnen. Den „Renommisten“ aber prüft Z. weder auf sein Verhältnis zu seinen deutschen Vorgängern hin, noch auf seine Abhängigkeit von Boileaus und Popes komischen Epen. Ueberdies glaubt er die theoretischen Anschauungen des 18. Jh. über das komische Heldengedicht am objektivsten bei Dusch zu finden, bei Dusch, dessen Lehre durch seine Parteinahme gegen Uz so oft einseitig gefärbt wird. Diese Grundmängel des Z.schen Buches, zu denen sich manche Irrtümer im einzelnen gesellen, nebst dem oft unpassend selbstbewussten und grundlos polemischen Anstrich der Darstellung rügen Muncker in einer kurzen Besprechung und ein Ungenannter in einer etwas ausführlicheren, gründliches Wissen bekundenden Kritik. —

Klopstock hat nur wenig Beachtung gefunden [7-9]). Eine mit vielem Geschick verkürzte Ausgabe des „Messias“ für Schulzwecke hat Hellinghaus [10]) geliefert. Sie enthält die drei ersten Gesänge vollständig nach dem ersten Druck von 1748; die übrigen 17 Gesänge sind nach der letzten Fassung in Klopstocks „Werken“ mitgeteilt, und zwar sind Gesang 4—6 noch sehr wenig, Gesang 7—9 und besonders 10 schon viel bedeutender verkürzt, die folgenden Gesänge aber (namentlich der 15.—18. und der 20.) auf etwa hundert oder noch weniger Verse reduziert. Damit der zusammenhängende Verlauf des Ganzen deutlich werde, sind Klopstocks eigene Inhaltsangaben in Prosa jedem Gesange vorgedruckt, auch die Oden an Friedrich V. und an den Erlöser mit Recht beigefügt. Eine kurze litterargeschichtliche Einleitung, die das wichtigste berührt, und ein Anhang über Klopstocks kosmographische Vorstellungen beruhen durchaus auf Munckers Buch; zahlreiche sprachlich-sachliche Erläuterungen des Textes sind in der Hauptsache aus den Kommentaren Cramers und Hamels geschöpft. — Weniger geschickt hat Staedler [11]) in seiner Schulausgabe den 6.,7. und 12. Gesang der Messiade vollständig abgedruckt, von allen übrigen Gesängen aber nur in gedrängter Kürze den Inhalt angegeben. Eine knappe, fast allzu knappe Auswahl von Oden schliesst sich daran. Sprachliche Schwierigkeiten werden nirgends erklärt; aber eine doppelteEinleitung berichtet — leider nicht immer mit der wünschenswerten Klarheit — über die deutsche Litteratur vor Klopstock, über seine Stellung in unserer Poesie und seinen Einfluss auf sie. — Wissenschaftlich neue Ergebnisse liefert Edw. Schröders [12]) mit allem Fleiss und kritischem Scharfsinn geführte Untersuchung über vier der ältesten Sammlungen Klopstockscher Oden. Zwar schiesst er bei seiner Polemik gegen den Variantenapparat in Munckers Ausgabe mit seiner pedantisch übertriebenen Betonung einer äusserlichen Methode, die praktisch wenig Wert hat, mehrmals über das Ziel hinaus; so z. B. wenn er die absichtliche Nichterwähnung augenscheinlicher Druckfehler die in der Textesgeschichte ohne Bedeutung blieben, als Versehen tadelt (während er andere, wirkliche Varianten wie „Jehovens“ statt „des Herren“ mit Unrecht zu blossen Schreib- oder Druckfehlern degradieren und aus dem Apparat ausschliessen will), oder wenn er Munckers Stillschweigen über gewisse Quellen des Klopstockschen Textes ohne Weiteres auf Unwissenheit oder ein Gefühl des Unbehagens bei dem Herausgeber zurückzuführen sucht, hie und da auch Munckers Worten einen Sinn unterlegt, den sie nach dem Zusammenhang unmöglich haben können. Aber durchaus dankenswert ist der (nur zum Teil auf Munckers Angaben beruhende) Nachweis der Quellen, aus denen die vier in Betracht kommenden Sammlungen, Schubarts Ausgabe (1771), die Darmstädter Odenausgabe (1771), der „Ausbund flüchtiger Poesien“ (1778) und Cramers „Klopstock. Er; und über ihn“ (1780), jede einzelne Ode schöpften. Dabei ergiebt sich, dass Schubarts Text für die Kritik ganz wertlos ist, dass hingegen die Darmstädter Ausgaben und ebenso der „Ausbund“ hie und da auf kritisch beachtenswerte Hss. zurückgehen. Cramer entlehnte den Text der Oden, die Klopstock in seine eigene Sammlung (Hamburg bei Bode 1771) aufgenommen hatte, natürlich aus dieser, den der übrigen Oden aber aus dem „Ausbund“, die älteren Lesarten aus der Darmstädter Ausgabe. Cramers eigene Konjekturen beruhen nur auf Irrtümern und Verwirrungen. Sch. will sie deshalb prinzipiell aus dem Variantenapparat ausgeschlossen wissen, muss aber zuletzt doch zugestehen, dass Klopstock selbst in einigen wenigen Fällen später bei der Ausgabe letzter Hand auf diese Konjekturen seines jüngeren Freundes zurückgriff. Eben dieser Umstand aber dürfte wohl den Herausgeber der Oden, der Cramers Aenderungen, abgesehen von zweifellosen Druckfehlern, mit verzeichnete, gegen den Tadel Sch.s rechtfertigen. —

Ueber Klopstock und seine Anhänger berichten mehrfach auch die zwölf Briefe

---

Old. (Darin: Klopstock and Quedlinburg, N. 2) London, LogmansGreen & Co. — **9)** ◯ × Prosch, O. Koller, Klopstockstudien (Kremsier 1889): ZDPh. 24, S. 279-81. — **10)** (I 5 : 64). — **11)** (I 5 : 44). — **12)** Edw. Schröder,

Gessners und Ramlers aus den Jahren 1755—78, die Schüddekopf [13]) diplomatisch genau mit wenigen, aber guten Anmerkungen mitteilt. Sie enthalten zärtliche Freundschaftsversicherungen, Empfehlungen an Bekannte, Aeusserungen beider Dichter über ihre eigenen Arbeiten, gegenseitige Lobpreisungen ihrer Werke, höchst anerkennende Urteile über Bodmers „Noah“, über die Karschin, die für Gessner „eine der merkwürdigsten Erscheinungen“ ist, „die die poetische Welt noch gehabt hat“, Bemerkungen über Gleims Empfindlichkeit, über Zachariäs übereilte Schreibfertigkeit, über Thümmels „Wilhelmine“, Bodmers Homerübersetzung und andere litterarische Ereignisse. Seit 1774 begegnen in den Briefen beider Vf. wiederholt Klagen über den Dünkel der modernen Dichter, die das goldene Zeitalter der Römer und aller Neueren höhnten, über die neuen „honigsüssen sentimentalen Sächelchen“, die „diminutivischen Sächelchen, die jetzt im Geschmacke Catulls gekritzelt“ würden, über den „eigentümlich nationalen Bardenton“, über die „abenteuerliche hieroglyphische Heldensprache“ Klopstocks und Herders, kurz über die Schnelligkeit, mit der die Deutschen wieder „in die Kindheit unserer Poesie“ zurückeilten. Der Wunsch, dass ein Stärkerer mit diesen vermeintlichen Verderbern des Geschmacks anbinden möge, nimmt dabei die komische Ausdrucksform an: „O wäre Bodmer noch in seiner Jugend!“ Auf die Streitschriften Bodmers und der Seinigen gegen Gottsched geht namentlich Sch.s Einleitung zu den Briefen ein. Sie weist darauf hin, dass die Satire „Denkmal der seltenen Verdienste um ganz Deutschland, welche . . Gottsched besitzt“ (1746) halb von Lange und halb von Sulzer verfasst ist, und dass nicht Lessing, sondern Ramler der Bodmerschen Streitschrift „Edward Grandison in Görlitz“ und der Wielandschen „Ankündigung einer Dunciade“, als deren Vf. in Leipzig zuerst Gessner galt, einen Verleger verschaffte. — Gessners Denkmal in Zürich, seine Entstehung und mannigfachen Renovationen und Umänderungen, nachdem das fertige Werk bald verwitterte und sonst beschädigt wurde, schildert ein Aufsatz von Gimmi [14]). der aus verschiedenen Quellenwerken das Wissenswerte fleissig zusammenstellt. Gleich nach Gessners Tod, schon 1788 tauchte der Plan auf, dem Dichter ein Denkmal in Zürich zu errichten. 1789 erhielt der Schaffhausener Künstler Alexander Trippel (1744—93) den Auftrag zur Ausführung. 1791 war das Relief vollendet, das Ganze jedoch erst 1792 fertig aufgestellt [15-16]). —

Unter den späteren Anhängern Klopstocks im Göttinger Kreise hat Voss als Uebersetzer Homers die meiste Beachtung gefunden. Seine Odyssee sowohl wie seine Ilias wurde von Wetzel [17-18]) im Auszug herausgegeben, eingeleitet durch dürftige Vorbemerkungen, die nur für Schüler in den ersten Anfängerjahren genügen können. Auch die Auswahl der zu neuem Abdruck gebrachten Abschnitte ist kärglich, doch mit Rücksicht auf die Schulzwecke, denen sie dienen soll, geschickt getroffen. Herben Tadel verdient aber die Gleichgültigkeit, mit der W. die übliche Einteilung der Homerischen Epen ignoriert und bei den zwölf oder dreizehn Abschnitten, die er aus der Ilias und Odyssee mitteilt, nicht mit einer Silbe angiebt, welchen Gesängen und Versen des Originaltextes sie entsprechen. —

Dem Leben des unglücklichen Klopstockianers Franz von Sonnenberg (1778—1805) widmet Mendheim [19]) einen psychologisch sehr aufschlussreichen Aufsatz; leider behandelt der Vf. die Dichtungen Sonnenbergs nicht mit derselben Gründlichkeit, sondern begnügt sich ihnen gegenüber mit der nichtssagenden und noch dazu arg übertreibenden Phrase: „ein Dichter voll der hohen Begeisterung Klopstocks, voll des flammenden Genius Schillers.“ —

Zahlreichere Untersuchungen sind Wieland zu Teil geworden. Leider ist mir eine der gehaltvollsten, von Seuffert [20-21]) unzugänglich geblieben. In vortrefflich gründlicher Weise hat K. Otto Mayer [22]) Wielands Verhältnis zu den Feenmärchen behandelt. Er charakterisiert zuerst kurz die seit etwa 1700 in Frankreich auftauchenden Feenmärchen, teils frei erfundene oder dem Volksmund entnommene einheimische Märchen, die im grossen und ganzen streng moralisch gehalten sind, teils Uebersetzungen und Nachbildungen der sittlich lockereren morgenländischen Märchen. Unter jenen hebt M. die Märchen von Perrault (1697) und von der Gräfin d'Aulnoy (1698), unter diesen „Tausend und eine Nacht“ von Galland (1704), „Tausend und ein Tag“ von Lacroix

---

Klopstock-Studien: VLG. 5, S. 53-87. — 13) K. Schüddekopf, Aus d. Briefwechsel zwischen Gessner u. Ramler: ZVLR. 5, S. 96-117. — 14) W. Gimmi, D. Salomon Gessner-Denkmal in Zürich: NZürichZg^B. N. 54, 56. — 15) ○ × K. Pilz, Reisen u. Abenteuer d. Frhrn. v. Münchhausen. Leipzig, W. Opetz. 4⁰. 21 S. M. 2,40. (Mit 12 Farbendruckbild.) — 16) × H. Morsch, O. Lücke, Bürgers Homerübersetzung: WSKPh. 9, S. 519-21. (Vgl. JBL. 1891 IV 3 : 42). — 17) E. Wetzel, Homers Odyssee. Im Auszuge nach d. Uebersetzung v. J. H. Voss. (=Samml. dtsch. Dicht- u. Schriftwerke für höh. Töchtersch. her. v. G. Bornhak. N. 12). Leipzig, Teubner. VI, 133 S. M. 0,80. — 18) id., Homers Ilias. Im Auszuge nach d. Uebersetzung v. J. H. Voss bearb. (ebda. N. 20). XII, 127 S. M. 0,80.— 19) M. Mendheim, F. A. Jos. Maria Frhr. v. Sonnenberg: ADB. 34, S. 626/8. — 20) ○ × × B. Seuffert, Wielands höfische Dichtungen: Weimarer Festschrift z. 8. Okt. S. 111-62. — 21) ○ × J. Minor, Zu Wielands Werken: ZDPh. 24, S. 285, 430. — 22) K. Otto Mayer, D. Feenmärchen bei Wieland: VLG. 5, S. 374-408, 497-533. — 23) H. Herchner, D. Cyropädie in Wielands Werken. Progr. d. Humboldt-Gymn.

(1710) sowie ihre Nachahmungen von Gueulette („Contes Tartares“ 1715, „Contes Chinois“ 1723 usw.) und von dem Grafen Caylus („Nouveaux Contes Orientaux“ 1743) hervor. Selbständiger reihen sich ihnen die ironisch-satirischen Märchen des Grafen Hamilton (1730) und Crébillons des Jüngern (seit 1734) an. Wieland hatte anfänglich für jene erste Gruppe von Märchen geschwärmt, die oft nur einer moralischen Tendenz dienten; seit etwa 1758 jedoch wandte er sich von ihnen ab und den orientalischen Feenmärchen, zugleich aber den ironisch-satirischen Erfindungen Hamiltons und Crébillons zu, die namentlich für seinen Stil massgebend wurden. Wo er theoretisch über Märchen sprach, schätzte er stets nur Kunstdichtungen, nicht schlichte Volksmärchen und verlangte eine kunstvolle Führung der Erzählung, sowie Schönheit der Sprache: auch das Märchen sollte sich als ein „Werk des Geschmacks“ darstellen. Unmittelbare Einflüsse der französischen Märchen auf Wielands Dichtungen vor 1758 sind nur spärlich nachzuweisen, am ersten noch auf die „Erzählungen“ von 1752; desto mehr später. So ist „Don Sylvio“, dasjenige Werk, das am offensten von jenem Umschwung in Wielands Geschmack Zeugnis ablegt, abhängig von dem „Don Quixote“, von dem Märchen „Le prince des feuilles“ der Gräfin Murat, von Märchen aus „Tausend und ein Tag“, von den Versuchen Gueulettes und besonders von denen der Gräfin d'Aulnoy, vor deren Uebertreibungen er hauptsächlich warnen soll. Auch „Biribinker“ schöpft vielfach aus ihren Märchen, steht sonst aber ganz unter dem Einflusse Hamiltons und Crébillons. Ebenso mächtig wirkte Hamilton auf den „Idris“ ein, wenn sich auch hier Wieland künstlerisch freier seinem Vorbilde gegenüber verhielt. Einzelne Züge entlehnte er auch in diesem Gedichte aus anderen Märchen, z. B. aus Geschichten Perraults, der Gräfin d'Aulnoy, aus „Tausend und eine Nacht“, „Tausend und ein Tag“, aus den anonymen „Voyages de Zulma“ usw. Schritt für Schritt und Motiv für Motiv weist hier überall M. die Abhängigkeit Wielands von seinen französischen Mustern nach. Kürzer behandelt er den „Neuen Amadis“, der in der Hauptsache auf Hamilton, im einzelnen auch auf Perrault und Caylus zurückgeht, den „Oberon“, in welchem u. a. der Name Rezia auf „Tausend und ein Tag“ hindeutet, den „Goldenen Spiegel“, der in seiner äusseren Einkleidung und sonst in Einzelheiten an Crébillon anknüpft, den „Danischmende“, dessen Name samt der Geschichte der schönen Aruja aus „Tausend und ein Tag“ entlehnt ist, und die Märchen im „Hexameron“, die auf eine den eigentlichen Feenmärchen widersprechende psychologische Charakterentwicklung ausgehen und darin besonders den Einfluss des Grafen Caylus aufweisen. Ausführlicher wird wieder „Dschinnistan“ betrachtet. Zur Uebersetzung wählte sich Wieland hier mit Vorliebe solche Märchen, die eine abenteuerlich ausschweifende Phantasie bekundeten. Diese übertrug er aber nicht wörtlich, sondern machte subjektiv reflektierende Zusätze und ironische Zwischenbemerkungen, die den naiven Charakter des Originals mehrfach zerstörten, übertrieb in der Schilderung von Schönheit oder Hässlichkeit, strich aber auch überflüssiges Beiwerk und kürzte unangenehme Längen, namentlich gegen den Schluss der Erzählung, beseitigte Schlüpfriges und Anstössiges, änderte sonst Namen von Orten, Personen usw. Für die „Salamandrin“ weist M. zwei Märchen aus den „Voyages de Zulma“, auf die Wieland selbst schon hindeutete, als Stoffquelle nach. „Timander und Melissa“ führt er auf ein Feenmärchen der Frau von Lintot zurück, das Wieland der Gräfin d'Aulnoy zuschrieb. Schliesslich untersucht er kurz die Veränderungen, die Wieland im „Goldenen Zweig“ an dem Märchen der Gräfin d'Aulnoy anbrachte, sowie das Verhältnis von Wielands „Alboflede“ zur Vorlage bei Hamilton. — Ebenso gründlich und namentlich im einzelnen aufschlussreich beginnt Herchner[23]) den Einfluss der „Cyropädie“ auf Wielands Werke zu prüfen. Von den drei Dichtungen, die dabei vor allem in Betracht kommen, „Cyrus“, „Araspes und Panthea“ und „Der goldene Spiegel“, behandelt H. vorläufig nur die erste. Fleissig zeigt er an vielen Stellen aus Xenophon, wie Wieland seine Vorlage teils unmittelbar nachahmte, teils leise umbildete. Namentlich den Krieger Cyrus schilderte der Dichter in engem Anschluss an sein griechisches Vorbild. Aber nach dem Ideal seiner Zeit — hier und ebenso noch in einigen anderen Fällen sollte der Einfluss Klopstocks stärker betont sein — verherrlichte Wieland nicht schlechtweg den erobernden Kriegsfürsten, sondern den Helden, der zugleich ein Menschenfreund auf dem Thron ist und nur zur Abwehr, von den Feinden gezwungen, Krieg führt. Dabei bekämpft H. die Ansicht, dass im „Cyrus“ auch Friedrichs des Grossen Persönlichkeit dem Dichter vorgeschwebt habe, doch nicht mit ganz entscheidenden Gründen. Auf den Einfluss, den Wieland von dem „Antimacchiavell“ erfuhr, weist der Vf. selbst hin. — Sittenberger[24]) setzt seine stilistischen Untersuchungen über Wielands „Komische Erzählungen“ (vgl. JBL. 1891 IV 3 : 31) in der gleichen, ungemein genauen, nur oft etwas äusserlich rubrizierenden Weise fort. Er betrachtet die Mittel, durch die Wieland komisch zu wirken sucht, den Plauderton, dessen erste Ansätze in eingestreuten subjektiven

---

Berlin, Gaertner. 4⁰. 28 S. M. 1,00. — 24) H. Sittenberger, Untersuchungen über Wielands komische

Reflexionen und Raisonnements über das Erzählte zu sehen sind, und die Karikatur. Beides ist im „Urteil des Paris“ am schwächsten vertreten, stärker schon im „Endymion“, noch reicher in „Juno und Ganymed“ und in „Aurora und Cephalus“; in letzterem Gedichte geht die Karikatur bis zur Ironisierung des Hauptmotivs, das durch seine oftmalige Verwendung vom Dichter selbst absichtlich diskreditiert wird. Ein weiteres Mittel der Komik ist die Travestie, die sich namentlich im Gebrauch der modernen Umgangssprache und ähnlichen Anachronismen, bewussten Verstössen gegen das historische Kostüm und unpassenden Derbheiten, die der Würde der mythologischen Personen zuwiderlaufen, bekundet. Von diesem Mittel machte Wieland im „Endymion“ nur wenig Gebrauch, desto mehr im „Paris“, wo er vom alten Mythos nur das Stoffliche, und dies nicht immer getreu, beibehielt und den naiven Zug der Sage ganz verloren gehen liess; am weitesten trieb er die Travestie im „Ganymed“; massvoller wandte er sie wieder in „Aurora und Cephalus“ an. — Auf die persönlichen Verhältnisse Wielands zur Zeit, da er die „Komischen Erzählungen“ dichtete, wirft ein in der Darstellung etwas novellistisch gehaltener, aber ergebnisreicher Aufsatz von Hassencamp [25]), der sich auf eine bisher unbekannte Korrespondenz Wielands mit Sophie von la Roche aus den J. 1760—72 und sonstige kürzlich aufgefundene Dokumente stützt, ein neues Licht. Eine der unerfreulichsten Episoden in Wielands Leben, sein Liebesverhältnis zu Christine Hagel (Bibi), das wir bisher nur aus vereinzelten Andeutungen kannten, wird dadurch offen aufgedeckt. Am 21. Nov. 1761 lernte der Dichter das einfache Mädchen in einem Konzert zu Biberach kennen. Nach verschiedenen vergeblichen Bewerbungen um ihre Gunst, nachdem sich auch 1762 seine nur kurze Zeit währende Verlobung mit einem Fräulein Behringer gelöst hatte, gewann er Bibis Wort. Auch ihre Mutter willigte ein, und so wohnte Bibi seit dem Dec. 1762 in seinem Hause. Nach langem Widerstand ergab sie sich endlich 1763 seinem Drängen. Um sie auch förmlich zu seiner Gattin zu machen setzte Wieland eine Zeit lang allerlei Hebel in Bewegung; er dachte sogar an eine geheime Trauung, da Bibi katholisch war, seine Heirat mit ihr aber bei seinen streng protestantischen Eltern auf Widerstand gestossen wäre und besonders den damals schwebenden Streit über seine Kanzleidirektorstelle zu seinen Ungunsten gewendet hätte. Sophie von la Roche wurde seine Vertraute; sie vermittelte, dass Bibi in dem Augsburger Klosterpensionat der englischen Fräulein untergebracht wurde. Dann griff aber Bibis Mutter in die Sache ein. Sie sah in einer gemischten Ehe ein wahres Schreckgespenst, zumal Wieland von einer katholischen Erziehung der Kinder nichts wissen wollte. Bibi kehrte in das Haus ihrer Eltern nach Biberach zurück. Hier mengte sich die katholische Geistlichkeit ein; der Dechant drohte Wieland mit dem äussersten Widerstand des Magistrats, ja mit dem Verlust seiner Stellung im Falle einer Heirat und bestimmte zugleich Bibis Eltern, ihre Tochter aus Biberach zu entfernen. Man brachte sie in die Nähe von Ulm, wo Wieland sie auf ihr dringendes briefliches Bitten Anfang Dec. 1763 besuchte. Mit den besten Vorsätzen kehrte er zurück; aber bald erlahmte sein Widerstand gegen die zu bewältigenden Hindernisse: in elegischer Stimmung verzichtete er bereits im Febr. 1764 auf das früher geträumte Glück. Bibi wurde im Frühling von einem Mädchen entbunden, das bald darauf wieder gestorben zu sein scheint. Sie selbst verdiente sich in Augsburg ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit. Noch einmal sah sie Wieland. Die Forderung jedoch, die er an sie stellte, zum Protestantismus überzutreten, mochte ihr unerfüllbar scheinen, und so löste sich endgültig das Verhältnis. Noch im Laufe des J. 1764 dachte Wieland wiederholt an einen anderen Ehebund; 1765 heiratete er Dorothea Hillenbrand. Bibi heiratete am 15. Febr. 1767 einen Aktuar Franz Stowasser aus Böhmen beim k. k. Regiment Angern. Sie war das Urbild der Gulleru in den „Abderiten“. — Ausserdem haben Hirzels vorjährige Veröffentlichungen zur Wielandlitteratur (JBL. 1891 IV 3 : 29 und 30) noch verschiedene Besprechungen gefunden [26]). — Charakteristischer für den Schreiber als für den Empfänger ist ein Brief Mercks an Wieland aus dem Mai 1776, den Geiger [27]) mitteilt. Es ist die Antwort auf Wielands Brief vom 12. April, auf die Wieland dann am 13. Mai 1776 erwiderte. Rücksichtslos verständig äussert sich Merck u. a. über Herder, Claudius, über Goethes amtliche Stellung in Weimar und über mehrere Recensionen, die er zugleich mitsandte oder demnächst zu senden vorhatte. —

In mehr als einer Hinsicht wurde Heinse, der in R. Rödel [28]) einen neuen Biographen gefunden hat, von Wieland angeregt. R. verwendet unverhältnismässig mehr Sorgfalt auf die Geschichte des Lebens als die der Werke Heinses. Bei jener prüft er genau allerlei Streitfragen, Ansichten, Aktenstücke, Briefstellen; leider wahrt

---

Erzählungen (Schluss): VLG. 5, S. 202-23. (Vgl. VLG. 4, S. 439). — 25) R. Hassencamp, E. Liebesroman d. Dichters G. M. Wieland. Nach ungedr. Briefen d. Dichters an Sophie v. La Roche: N&S. 61, S. 76-92. — 26) A. Köster: HZ. 68, S. 338/9; Th. Vetter: DLZ. S. 83/4; [W.] C[reizenach]: LCBl. S. 882/3; F. L. O[fterdinger]: SchwäbKron. 12. Nov. — 27) L. Geiger, E. Brief v. Merck an Wieland (1776): BLU. S. 337/8. — 28)

er sich jedoch dabei nicht immer die gebührende Unparteilichkeit. So wird z. B. Wieland, dessen Entzweiung mit Heinse ausführlich betrachtet ist, durchaus einseitig und oft ungerecht behandelt; ja selbst noch für Schillers herbes Urteil über den „Ardinghello" in der Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtkunst wird „der alte Feind" Wieland mitverantwortlich gemacht. In die Lebensgeschchte ist sogleich die Untersuchung eingeflochten, ob die 1805 erschienenen „Musikalischen Dialoge", die der Herausgeber J. F. K. Arnold als ein Werk Heinses bezeichnet, wirklich diesem angehören. R. hält den ersten Dialog und einen grösseren Teil des zweiten für echt, das Uebrige aber für Zusätze von fremder Hand. Die Ansicht, als ob Heinse das Urbild von Goethes Satyros sein könne, wird mit Recht zurückgewiesen; dafür wird jedoch, recht überflüssig, Basedow mit aller Bestimmtheit als Original des Goetheschen Waldteufels in Anspruch genommen. Von Heinses Werken bespricht R. die meisten nicht eigentlich, sondern giebt nur ihren Inhalt an, druckt mehrere gleichzeitige Recensionen ab und erörtert die Frage, mit welchem Rechte man dem Dichter Lascivität vorwerfen könne. Höchstens geht er dann und wann der äusseren Entstehungsgeschichte etwas genauer nach und fügt ein ziemlich allgemein gehaltenes Urteil über den ästhetischen Wert der jeweiligen Dichtung bei. Bei den „Gemäldebriefen" ist die Inhaltsangabe zu einer sorgfältigen und dankenswerten Zergliederung des Gedankenganges vertieft. Bei der freien Uebersetzung der „Kirschen" aus Dorat weist R. wenigstens auf die wichtigsten Grundzüge der Umarbeitung hin; eine wirklich philologische Untersuchung liefert er auch hier nicht. Die politische Utopie am Schluss des „Ardinghello" hält er für eine Satire, „gerichtet gegen die überschwängliche Begeisterung der Anhänger des Naturstaates"; er begründet diese Ansicht mit dem Hinweis auf die feine Ironie, womit Heinse „immer die eine Bestimmung in den Gesetzen seines Staates sich durch eine unmittelbar folgende vernichten lässt". Für die musikgeschichtliche Bedeutung der „Hildegard" beruft sich R., da er mit Recht seinem eigenen musikalischen Wissen misstraut, auf einen Aufsatz Hans Müllers in der Vjs-Musikwissensch., ergänzt diesen jedoch durch einige recht oberflächliche Bemerkungen über die Frage, wie weit Heinse als Vorläufer Richard Wagners gelten könne. Das (durch böse Druckfehler geschädigte) Buch schliesst mit einer kurzen Zusammenstellung der Schriften Heinses in chronologischer Reihenfolge. Auch diese Bibliographie müsste viel genauer und reicher sein, wenn sie einen wirklichen wissenschaftlichen Wert haben sollte. —

Dem deutschen Roman von 1774—78 hat Heine [29]) eine weiter ausgreifende Betrachtung gewidmet. Der Vf. wählt die Epoche vom Erscheinen des „Werther" bis zu den Anfängen des „Wilhelm Meister", um aus den Romanen dieser Periode ein Bild der damaligen Zeitideale zu gewinnen. Er zählt zunächst die von 1774—78 erschienenen Romane auf und ergänzt damit nach den Leipziger Messkatalogen und nach den Katalogen der Berliner und Breslauer Bibliotheken ausserordentlich reichhaltig das Verzeichnis der Romane bei Goedeke. Leider aber ordnet er die Titel alphabetisch statt chronologisch und ist in den bibliographischen Bemerkungen, ja selbst in der Angabe, ob ein Werk vollständig im jeweiligen Jahre herauskam oder welche Teile davon nur veröffentlicht wurden, keineswegs immer deutlich genug. Trotz der vielen Titel hat man darum von seiner Mühe des Suchens und Aufzählens nicht den gehofften Gewinn. Dann betrachtet H. kurz die Vf. dieser Romane, so weit sie bekannt sind, im allgemeinen in chronologischer Reihenfolge nach ihren Geburtsjahren, wobei unser Einzelwissen über die Autoren geringeren Ranges mannigfach vermehrt wird. Die schon öfter versuchte Einteilung in moralische Familienromane, in die Romane der Stürmer und Dränger und in humoristische Romane verwirft er, weil ihr kein einheitliches Prinzip zu Grunde liegt und weil bei ihr namentlich der humoristische Roman zu kurz kommt. Er gliedert dafür die deutschen Erzählungen in solche, die das Ideal der Gelassenheit oder das der Leidenschaft darstellen. Die ersteren, deren Handlung stets in der Zeit ihres Vf. spielt, gehen ihrem Ursprung nach vornehmlich auf Richardson zurück. Durch seine Anregung brachte man es zuerst zu einer geschlossenen Gattung von Romanen, denen das Ideal einer besonderen Ausbildung der Moral zu Grunde liegt. Sehr zahlreich waren seine Nachfolger auf diesem Gebiete noch in den 70er Jahren; H. hebt unter ihnen neben Gellert Hermes, Sophie von la Roche, Sattler, Kirsten, Hilter hervor. Sie vermeiden fast alle eine tragische Lösung der Konflikte und schreiben ihre Romane in Briefen mit eingeschobenen Memoiren oder in der Form der Ich-Erzählung. Richardson gab aber auch zusammen mit Sterne den Anstoss zur besonderen Ausbildung der Empfindsamkeit. Die von ihnen gelehrte optimistische Sentimentalität fand hauptsächlich in den vielen „empfindsamen Reisen" unserer

---

R. Rödel, J. J. W. Heinse. Sein Leben u. seine Werke. Nach d. Quellen bearb. Diss. Leipzig-Reudnitz, Druck v. O. Schmidt. 217 S. — 29) **K. Heine**, D. Roman in Deutschland v. 1774-78. Halle a. S., Niemeyer.

Litteratur ihren Ausdruck. Die Hauptvertreter dieser Richtung wurden Jung-Stilling und Miller, jener mehr auf religiösem, dieser auf weltlichem Gebiete. Eine dritte Gruppe der Gelassenheitsromane, in der Goldsmith der bedeutsame Nachfolger Richardsons war, hatte eine besondere Ausbildung der Vernunft zum Gegenstand; ihr Thema war vernünftiges Wirken im kleinen Kreise, Meisterschaft in der Beschränkung. Zu ihr hielten sich Merck, auch Lenz und Blankenburg, vor allen anderen aber Nicolai und noch am Ende des Jh. Engel. In drei ähnliche Gruppen gliedert H. die Leidenschaftsromane, die weniger durch Richardson als durch Shakespeare, Percy, Macpherson und Rousseau angeregt sind. Freiheit der Moral predigten namentlich Wieland, Heinse, Wetzel, Klinger und andere Autoren, die teilweise von Diderots „Les bijoux indiscrets" und von dem jüngeren Crébillon abhängig sind; ihre Erzählungen spielen meist in fremden Ländern und fernen Zeiten. Ungehemmte Freiheit der Empfindung, der Kampf der Unendlichkeit des Herzens gegen die Gesellschaftsordnung ist das Thema der unmittelbar von Rousseaus „Neuer Heloise" ausgehenden Romane (meist in Briefform), an deren Spitze der „Werther" steht; der „Waldbruder" und „Zerbin" von Lenz sowie Jacobis „Woldemar" sind die nächsten Nachfolger des Goetheschen Meisterwerkes. Das Ideal der Freiheit der Vernunft endlich war im „Don Quixote" vorgebildet, dessen Grundthema, der Gegensatz einer erhitzten Phantasie und einer natürlichen, nur auf das Nächste gerichteten Vernunft, ebenso wie die Form eines satirischen Abenteurerromans mit zahlreichen Einzelbeobachtungen allerorten zur Nachahmung anregten. Unter seinem Einfluss standen in Frankreich Rabelais, Lesage, Diderot, in England Sterne und Fielding, in Deutschland besonders Musäus, Thümmel, Hippel und Klinger in seinen von Voltaires „Candide" abhängigen Romanen. Im ganzen streben die Leidenschaftsromane einem tragischen Ausgang zu. Neben diesen mehr oder minder einseitigen Werken stellte endlich der „Wilhelm Meister" das Winkelmannsche Ideal allseitiger und harmonischer Ausbildung dar, das Defoes „Robinson" und Swifts „Reisen Gullivers" in England gewissermassen vorweggenommen hatten. Auf diese mehr unter ästhetischen als geschichtlichen Gesichtspunkten unternommene Gliederung, bei der besonders die englischen Einflüsse bedenklich zerrissen werden, und Wieland nebst den Autoren des humoristischen Romans kaum den richtigen Platz erhält, lässt H. ein grosses Kapitel über die gemeinsamen Züge folgen, die die Beschreibung der Personen in den einzelnen Romanen aufweist. Einzelne Abschnitte dieser Untersuchung führen freilich zu keinem bemerkenswerten Ergebnisse, so die Betrachtungen über Gesichts- und Körperbildung, Beschäftigung, Bildungsgang, Wissen und Können, Stand und Beruf der Hauptpersonen. Im allgemeinen sind die Männer im Gelassenheitsroman älter als im Leidenschaftsroman. Die Kleidung der Personen überhaupt strebt dort nach Gesetzmässigkeit, hier nach individueller Freiheit, im „Wilhelm Meister" nach charakterisierender Kunst; vielfach sind übrigens gerade in diesem Punkte die fremden Vorbilder massgebend. Das innere Wesen der Personen ist im Gelassenheitsroman trotz der Fülle von Tugenden in der Hauptsache ein Gemisch von Materialismus und Philistrosität; im Leidenschaftsroman tritt die Reaktion gegen Philistertum, Materialismus und Schablone zu Tage, der Gegensatz zwischen den Forderungen des Herzens und denen der Welt, mit denen sich die Hauptcharaktere schlecht abzufinden wissen. Egoisten und philanthropische Weltbürger stehen sich hier oft gegenüber; ja in manchen Charakteren finden sich Züge aus beiden Wesensarten gemischt. Auch in dieser Beziehung zeigt der „Wilhelm Meister" die grösste Mannigfaltigkeit. Der Ideenkreis der Gelassenheitsromane ist oft ziemlich beschränkt, zumal was Sinn für Natur, Wissenschaft, auch für Industrie und Handfertigkeit betrifft. In der Moral huldigen sie einer gewissen Toleranz, betonen namentlich die Tugend der Wohlthätigkeit, kontrastieren gerne vorzügliche Menschen und Bösewichte und sorgen für gebührende Belohnung oder Bestrafung der guten oder schlechten Thaten. Die meisten dieser Romane spielen sich im Mittelstand ab und nehmen auf das Familienleben, weniger auf das Treiben der Gesellschaft Bezug; Vernunft und Empfindsamkeit treten zwar zuweilen hervor, ohne jedoch die Grenzen zu überschreiten, die das Reich der Zweckmässigkeit einhegen; keine Ansicht wird mit Leidenschaft vorgetragen oder verfochten. Die Leidenschaftsromane achten die Wissenschaft gering, machen Religion und Moral zur reinen Herzenssache, zeigen überhaupt das Streben, sich mit temperamentvoller Liebe an die Natur des Menschen und der Welt anzuschliessen und die Gesetze der Kultur zu zerschmettern. „Wilhelm Meister" verbindet die Extreme. „Eine den Verhältnissen angemessene Thätigkeit, die weder die Gesetze der Moral noch die der Empfindung noch die der Vernunft schädigt, ist das Ideal des Gelassenheitsromans. Fesselloser Genuss aller sinnlichen, seelischen und Vernunftskräfte und Anlagen des Menschen ist das Ideal des Leidenschaftsromans. „Wilhelm Meisters" Ideal aber ist ein edler Verein von Thätigkeit und Genuss des harmonisch ausgebildeten Menschen." —

Ein Jahrzehnt später als die meisten der von Heine behandelten Romane entstand die innerlich ihnen mannigfach verwandte „Lebensgeschichte des armen Manns im Toggenburg“ von Ulrich Bräker (1735—98), die 1789 v. H. H. Füssli, dem Herausgeber des „Schweizerischen Museums“, überarbeitet und veröffentlicht wurde. Von ihr veranstaltete Zürn [30]) einen neuen Abdruck auf Grund der verkürzenden Ausgabe E. von Bülows, in der das Gute der Schrift ohne den Ballast der mittelmässigen Zuthaten kräftiger und reiner wirkt. Doch ging Z. in einigen Einzelheiten philologisch sorgfältiger mit dem Text um als Bülow. Die geschickt alles Wissenswerte zusammenfassende Einleitung beruht namentlich auf den Arbeiten Bülows, Bächtolds (1882) und Götzingers (1889) über Bräker. Kurze sprachliche Anmerkungen erleichtern dem Nichtschweizer das Verständnis der mundartlichen Ausdrücke, die gelegentlich in den hochdeutschen Text eingestreut sind. —

Von Jean Paul teilt Nerrlich [31]), dessen älteres Werk über den Bayreuther Humoristen in Roethe [32]) einen strengen, aber durchaus gerechten Kritiker fand, einen gehaltreichen, bisher ungedruckten Brief mit. Das Schreiben, am 20. Nov. 1822 begonnen, am 1. Dec. abgeschlossen, ist an den damaligen stud. jur. Ernst Grosse in Hannover gerichtet, der dem älteren Dichter ein Trauerspiel übersandt hatte. Jean Paul verwirft das Stück selbst als verfehlt, findet aber darin, besonders in der Diktion, Spuren eines grossen Talents. Den jungen Dramatiker weist er namentlich auf die Kraft der Charakteristik bei Shakespeare hin. Im übrigen rühmt er ihm die vielseitigen wissenschaftlichen Studien Goethes, über den er hier überhaupt verständiger und milder als sonst gewöhnlich urteilt. — Besondere Aufmerksamkeit hat die pädagogische Seite in Jean Pauls litterarischer Wirksamkeit gefunden. Als pädagogischen Roman vor allen betrachtet K. Werner [33]) in einem ausführlichen, wenig Neues bringenden Aufsatze die „Unsichtbare Loge“. Der Dichter habe die Erziehung des Helden von der Schwärmerei zur That darstellen wollen, habe jedoch mitten in der Ausführung dieses Planes sein Werk abgebrochen. — Viel bedeutender ist Langes [34]) Ausgabe der „Levana“ mit umfangreichen Einleitungen und Beigaben. In der breiten, warm geschriebenen Biographie Richters treten besonders die Kapitel hervor, die Jean Pauls pädagogische Bildung und Thätigkeit mit eindringender Sorgfalt schildern. Desgleichen ist auf die erzieherische Bedeutung und Absicht seiner Schriften das grösste Gewicht gelegt. Mit Recht weist L. dabei auf den Zusammenhang dieser Werke mit der gleichzeitigen pädagogischen Litteratur hin, z. B. des „Florian Fälbel“ mit den Schulreisen, die Salzmann in seinen „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“ 1778—87 beschrieb. Vor allem genau wird die „Levana“ besprochen. Jean Paul will auf Grund einer sittlich-religiösen Gesinnung zum Streben nach dem Guten, Schönen, Ewigen um seiner selbst willen, nicht des Nutzens und Genusses wegen, erziehen. Voraussetzung sowohl als Ziel dieser Erziehung ist der „ideale Preismensch“, das Musterbild des Menschen, das jeder in sich trägt und in und an sich zu verwirklichen suchen soll. Den idealen Menschen sieht Jean Paul, dessen psychologische Anschauungen in letzter Linie auf Platons Lehre von den angeborenen Ideen, unmittelbar aber auf F. H. Jacobi und Rousseau zurückgehen, am reinsten im Kinde und betont daher im Gegensatze zu Helvetius, dass die Erziehung an der Bildung der Jugend nur einen geringen Teil habe; sie soll der Individualität des Menschen sich entwickeln helfen, aber sie nicht bestimmen wollen. Andererseits hebt jedoch Jean Paul gerade auch die Wichtigkeit der selbständig eingreifenden Erziehung in den ersten Kinderjahren hervor. Dieser Widerspruch rührt daher, dass er zwar theoretisch von Rousseau abhängig ist, praktisch sich aber von ihm losmacht und so alle die Bildungsmittel empfiehlt, die man in den Dienst der positiven Erziehung zu stellen pflegt. Er unterscheidet eine religiöse, sittliche, intellektuelle und ästhetische, ja auch eine physische Ausbildung. Das Ganze ist kein festgeschlossenes, einheitliches System, sondern eine Frucht des Eklektizismus. Ihr Wert liegt in den zahlreichen einzelnen Gedankenperlen, in dem ethischen Idealismus, von dem das Ganze zeugt, in dem warmen Liebesodem, der durch das Buch weht. Sorgsam berichtet L. über die Aufnahme des Werks bei den Zeitgenossen, über dessen Stellung in der Geschichte der Pädagogik, über die Varianten der späteren Auflagen. Sein Abdruck der „Levana“ behält zwar nicht diplomatisch genau die Orthographie und Interpunktion der Originalausgaben bei, besitzt aber trotzdem einen gewissen kritischen Wert, da er die wichtigsten Veränderungen der zweiten Auflage sowie die Zusätze der dritten aus dem Nachlass des Vf. getreu verzeichnet. Neben wenigen sachlich erklärenden An-

---

VI,140 S. M. 3,00. — 30) L. Zürn, D. arme Mann im Toggenburg. Neu her. u. mit Anm. vers. (=Bibl. d. Ges.-Litt. d. In- u. Auslandes, N. 587/9.) Halle a. S., Hendel. XV, 213 S. M. 0,75. — 31) P. N[errlich], E. ungedr. Brief Jean Pauls: NatZg^B. N. 49. — 32) G. Roethe, P. Nerrlich, Jean Paul: HZ. 69, S. 528-31. (Vgl. JBL. 1890 IV 3 : 33). — 33) K. Werner, Jean Pauls unsichtbare Loge: AZg^B. N. 266/8. — 34) Jean Paul Friedr. Richters Levana nebst päd. Stücken aus seinen übrigen Werken u. d. Leben d. vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal. Mit Richters Biogr. her. v. K. Lange. (=Bibl. päd. Klassiker her. v. F. Mann. N. 24.)

merkungen des Herausgebers stehen namentlich auch erläuternde oder pädagogisch bedeutsame Aeusserungen aus Jean Pauls übrigen Werken unter dem Text. Als Anhang ist ein Abdruck des „Schulmeisterlein Wuz" beigefügt mit guten Vorbemerkungen, die namentlich betonen, dass Jean Paul in diesen Idyllen von mannigfach beschränkten Schullehrern viele Züge seinem eignen Leben entlehnte und so seinen persönlichen dichterischen und menschlichen Eigentümlichkeiten mit leichter Selbstironie ein Denkmal setzte.[35] —

Jean Pauls Verehrer Hebel gab hauptsächlich zu Untersuchungen auf dem Gebiete der vergleichenden Litteraturgeschichte Anlass. Seine Erzählung „Der geheilte Patient" führte Behaghel[36]) auf Wielands „Schach Lolo" zurück; was hier romantisch-orientalisch gehalten ist, übertrug Hebel ausgezeichnet ins Bürgerlich-Abendländische. — Die Geschichte „Ein Wort giebt das andere" ist, wie Varnhagen[37]) nachweist, dem „Vademecum für lustige Leute" entnommen, findet sich aber auch schon im 13. Jh. bei dem französischen Augustinermönch Jakob von Vitry, der selbst aus der „Disciplina clericalis" des Petrus Alphonsi (gegen 1100) schöpfte, ja noch früher in dem „Seelengeist" des Arabers Abu Musa Dschabir aus dem 8. Jh. V. vergleicht die Berichte dieser verschiedenen Quellen; ihre Abweichungen von einander machen es jedoch wahrscheinlich, dass noch unbekannte Zwischenglieder in der Ueberlieferung vorhanden sind. — Ebenso prüft Varnhagen[38]) Hebels Erzählung „Das letzte Wort" auf ihre litterarischen Vorgänger, von denen eine Geschichte in Paulis „Schimpf und Ernst", eine italienische Anekdote, dichterische Behandlungen des gleichen Themas im Altfranzösischen (so von Marie de France) und ein besonders im Morgenlande verbreitetes serbisch-slovenisches Märchen hervorgehoben werden. — Den tiefen Einfluss von Luthers Bibelübersetzung auf Hebels Sprache betont besonders Alfr. Bauer[39]) in einer kurzen, rühmenden Besprechung der Schrift von Willomitzer (vgl. JBL. 1891 IV 3:50). — Eine neue Ausgabe auserwählter Erzählungen Hebels[40]) wurde sogar auf französischem Boden veranstaltet. —

Desgleichen sind von mehreren Geschichten des Jugendschriftstellers Christoph von Schmidt neue Ausgaben[41-46]) und Uebersetzungen ins Französische[47-57]) zu verzeichnen. — In die Klasse der Jugendschriften versucht Hildt[58]) auch elf mehr oder minder bekannte deutsche Novellen einzuschmuggeln, indem er sie (nicht immer ganz glücklich) verkürzt und für Leser von zwölf bis vierzehn Jahren zurecht stutzt; zugleich stattet er sie mit Anmerkungen zum Uebersetzen ins Französische und mit einer kurzen Einleitung über die deutsche Novelle aus, als deren eigentlichen Begründer er Tieck bezeichnet. Unter den so bearbeiteten Erzählungen befinden sich u. a. „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau" von Achim von Arnim, „Der tote Gast" von Zschokke, „Der arme Spielmann" von Grillparzer, „Eine Hochzeitsnacht" von Goldammer, „Das Schloss im Gebirge" von Moritz Hartmann, „Burg Neideck" von W. H. Riehl, „Krambambuli" von Marie von Ebner-Eschenbach. —

Selbst Heinrich von Kleists tragisch-düsteres Meisterwerk „Michael Kohlhaas" hat sich eine Bearbeitung für die Jugend gefallen lassen müssen, durch Erdmann[59]), der den Inhalt völlig unangetastet liess, da und dort aber einen ihm anstössig

---

2. verb. u. verm. Aufl. Langensalza, Beyer u. Söhne. C, 351 S. M. 3,50. (S. o. I 10 : 56). — 35) × Adam Wolf, Erinnerung an Jean Paul:LJb. 2, S. 9-20. (Aufsatz d. 1883 verstorb. Regierungsrates Prof. Dr. Wolf aus d. J. 1875, wieder abgedr. mit kurzer Vorbem. v. A. John). — 36) O. Behaghel, Hebel u. Wieland: VLG. 5, S. 154/6. — 37) H. Varnhagen, Zu e. Erzählung J. P. Hebels: AZgB. N. 18. — 38) id., D. letzte Wort: MünchNN. N. 147. — 39) Alfr. Bauer, Willomitzer, Sprache Hebels: RCr. 34, S. 35. — 40) ○ Contes choisis de Hebel. Texte allemand, publ. avec une introd. et des notes par M. Ch. Feuillié. Paris, Hachette & Co. 16⁰. XX. 216 S. Fr. 1,50. — 41) × Chrph. v. Schmid, Vier Erzählungen für d. liebe Jugend. Mit 5 Farbendr. Wesel, Düms. 192 S. M. 2,00. — 42) × id., Zehn Erzählungen für Kinder. Mit 6 Farbendr. Stuttgart, Loewe. III, 171 S. M. 2,50. — 43) × id., D. gute Fridolin u. d. böse Dietrich. E. lehrreiche Gesch. für Jung u. Alt. Neue Stereotyp-Ausg. Mit Bild. Reutlingen, Ensslin & Laiblin. 157 S. M. 0,50. — 44) × id., Genoveva. E. Erzählung. Mit 6 Farbendr. Stuttgart, Weise. 120 S. M. 1,00. — 45) × id., D. Ostereier. D. Täubchen. Zwei Erzählungen. Mit 5 Farbendr. ebda. 80 S. M. 0,50. — 46) × id., D. Weihnachtsabend. E. Erzählung z. Weihnachtsgeschenk für Kinder. (=Meyers Volksbücher N. 934). Leipzig, Bibliogr. Inst. 75 S. M. 0,10. — 47) ○ id., Cent petits contes pour les enfants. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. Tours, Mame & fils. 1891. 12⁰. 108 S. — 48) ○ id., Nouveaux petits contes pour les enfants. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 108 S. — 49) ○ id., La Veille de Noël. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 107 S. — 50) ○ id., Le Jeune Henri, suivi de la Colombe. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 107 S. — 51) ○ id., Le Petit Mouton, suivi du Ver luisant. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 108 S. — 52) ○ id., Agnès ou la Petite Joueuse de luth. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 107 S. — 53) ○ id., La Bague trouvée, ou les Fruits d' une bonne éducation. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec. grav. ebda. 1891. 12⁰. 107 S. — 54) ○ id., Le Bon Fridolin et le Méchant Thierry. Trad. de l' allemand. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 108 S. — 55) ○ id., La Bonne Fridoline et la Méchante Dorothée. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 108 S. — 56) ○ id., Les Oeufs de Pâques. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec fig. ebda. 1891. 12⁰. 107 S. — 57) ○ id., Fernando. Histoire d' un jeune Espagnol. Trad. de l' allemand par L. Friedel. Avec grav. ebda. 1891. 12⁰. 107 S. — 58) B. Hildt, Choix de nouvelles allemandes. (Enseignement moderne. Programme du 20. juin 1891). Paris, Garnier frères. 12⁰. VII, 322 S. — 59) H. v. Kleist, Michael Kohlhaas. Hist. Erzählung, bearb. v. H. Erdmann. (=Volks-

scheinenden einzelnen Zug beseitigte und sprachlich manches umformte, oft recht unnötiger Weise, so z. B. gleich im Anfang, wenn er Kleists Worte „die Kinder, die ihm sein Weib schenkte“ in „seine Kinder“ veränderte. — Eine andere Meisternovelle Kleists, „Die Verlobung in St. Domingo“, hat durch Feierfeil[60]) eine sorgfältige Zergliederung erfahren. Von Wilbrandt, Brahm, Zolling und anderen älteren Forschern ausgehend und ihre Aeusserungen überall selbständig auf den jeweiligen Fall anwendend, untersucht F. feinsinnig die Technik der Kleistschen Erzählung bis ins Kleinste, die beständige, ausschliessliche Rücksicht des Dichters auf die Handlung, die Kunst, mit der er nebenher, fast unvermerkt und doch so überaus deutlich und vor allem ungemein episch-objektiv, alle zu beschreibenden Einzelheiten, Ort und Zeit, Wesen und Aussehen der Personen usw., dem Leser vor Augen stellt. Mehrere gute Bemerkungen über Kleists Stil schliessen sich an. Statt der überzeugenden und überwältigenden Wahrheit des Lebens in Kleists Novelle begnügte sich Th. Körner in seiner dramatischen Umbildung derselben überall mit dem theatralischen Schein und mit einer durchaus unzulänglichen Motivierung. Selbständige Motive erfand er nicht, fast alles nahm er aus dem Reichtum Kleists; aber manches herrliche Motiv des Novellisten konnte er für seine abschwächende glückliche Lösung nicht brauchen. Dazu kamen bei ihm Mängel im künstlerischen Aufbau, kleine, ebenfalls abschwächende Aenderungen im Charakter der Personen und Verschiebungen in Bezug auf die Orte der Handlung, worunter die Deutlichkeit litt. Schliesslich zeigt F. noch an einigen Beispielen die stilistische Abhängigkeit Körners von Schiller. —

Von den Dichtungen der jüngeren Romantiker wurde besonders Fouqués „Undine“ mehrfach neugedruckt[61-62]); E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen“ erschien in einer englischen Schulausgabe von Franz Lange[63]) mit sachlichen und sprachlichen Anmerkungen und einer gutgemeinten, aber an Fehlern und schiefen Urteilen reichen Einleitung über Hoffmanns Leben und Wirken und über die deutsche Romantik im allgemeinen. — Neben Immermann[64-65]) ist noch ein zweiter Ausläufer der romantischen Dichtung, Karl von Hase, der Gegenwart wieder ins Gedächtnis gerufen wurden. Die Sammlung seiner Werke[66]) brachte namentlich auch die beiden längst fast verschollenen theologisch-philosophischen Erzählungen „Des alten Pfarrers Testament“ und „Die Proselyten“, deren erste, 1823 binnen weniger Wochen im Gegensatz zu Schellings theosophisch-kosmogonischem System ausgearbeitet, eine innig ergreifende Pfarrhausidylle von ganz eigenem elegischem Reize ist, während die andere, 1825 verfasst und 1827 anonym veröffentlicht, eines humoristisch-ironischen Beigeschmacks nicht entbehrt, aber bei dem unverhältnismässigen Ueberwuchern des theologisch-lehrhaften Gehalts über die epische Form kaum mehr auf den Namen einer Erzählung Anspruch hat. —

Noch weiter in die Romantik reicht Frau von Olfers zurück, die Tochter Stägemanns, die erst zu Anfang des J. 1892 im höchsten Alter aus dem Leben schied. Rühmend schildert Grimm[67]) ihre unversiegbare Lebensfreudigkeit und selbstlose Heiterkeit, ihren kindergleichen Optimismus, ihre innige Teilnahme an allem neu aufkeimenden Schönen in Natur und Leben, Kunst und Litteratur, ihre eigene dichterische Anlage, ihren edlen hohen Sinn, ihre unverwelkliche Geistes- und Herzensjugend, ihren Glauben an die geistige Macht des deutschen Volkes. — In einer Sitzung der Berliner „Gesellschaft für deutsche Litteratur“, über die Fresenius[68]) berichtet, feierte Erich Schmidt die Vornehmheit und Natürlichkeit im ganzen Wesen der Verstorbenen; Schlenther sprach über einen letzten Besuch, den H. von Kleist vor seinem Tode bei ihren Eltern machte, ohne vorgelassen zu werden; und Max Friedländer erklärte, wie in ihrem Elternhause, an sie gerichtet, die Müllerlieder Wilh. Müllers entstanden, zunächst im Winter 1816—17 in Folge eines Liederspiels, bei dem sich ausser Müller auch Hedwig von Stägemann, Wilh. Hensel und seine Schwester Luise beteiligten (vgl. I 9 : 79).[69-70]) —

---

schriften N. 17/8). Leipzig, Werther. 128 S. M. 0,50. — 60) G. Feierfeil, „D. Verlobung in St. Domingo“ v. H. v. Kleist u. Th. Körners „Toni“. Progr. d. Stiftsobergymn. Braunau, Druck v. J. Swirak. 39 S. — 61) ○ Fouqués Undine. Her. v. J. Dohmke. Krit. durchges. u. erläut. Ausg. mit 2 Bildn. u. 2 Facs. Leipzig, Bibliogr. Inst. 16⁰. 327 S. M. 2,00. — 62) × F. Baron de la Motte Fouqué, Undine. E. Erzählung. Leipzig, Knaur. 12⁰. 110 S. M. 1,20. — 63) Meister Martin d. Küfner u. seine Gesellen. Erzählung v. E. T. A. Hoffmann. Ed. with literary introd. and notes by F. Lange. 2. ed. (=Whittakers series of modern German authors. N. 3) London, Whittaker & Co. 146 S. Sh. 1,60. — 64) ○ × K. Immermann, D. Oberhof. (=Pitt Press Series.) Cambridge, Univ.-Press. 1891. Sh. 3,00. — 65) ○ × D. Oberhof. Romant. Oper nach der gleichnam. Erzählung K. Immermanns v. F. Brasch u. J. Baltz. Musik v. J. Liebeskind. Textbuch. Leipzig, Gebr. Reinicke. 73 S. M. 0,50. — 66) K. v. Hase Theolog. Frzählungen (=Ges. Werke. Bd. 6, 1. Halbbd.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. VII, 234 S. M. 5,00. |[LCBl. S. 1489]|. — 67) H. Grimm, Frau v. Olfers. Versuch e. Schilderung: DRs. 70, S. 249-52. — 68) A. Fresenius, Bericht über d. „Gesellschaft für deutsche Litteratur“, Sitzung v. 17. Febr. (=Sonderabdr. aus DLZ. N. 10). — 69) × R. Töpffer, Genfer Novellen. D. Bibliothek meines Oheims. Mit Bild. (=Bibl. d. Ges.-Litt. d. In- u. Auslandes. N. 599-600). Halle a. S., Hendel. 12⁰. 150 S. M. 0,50. — 70) × A. Kopisch, E.

Einigen der späteren, schon unter dem Einflusse des „Jungen Deutschland“ und der politischen Tendenzpoesie stehenden Dichtern und Romanautoren widmet R. von Gottschall [71]), eine liebevolle, nicht immer sehr tief dringende, aber mannigfach anregende Darstellung. Verhältnismässig ausführlich bespricht G. die epischen Dichtungen und Dramen Alfr. Meissners, deutet die Abhängigkeit des „Ziska“ von Lenaus „Albigensern“ gut an, stellt den „Werinher“ mit Recht sehr hoch, während er das der litterarischen Schule Hebbels entstammende Trauerspiel „Das Weib des Urias“ vielleicht zu streng beurteilt, und charakterisiert kürzer die wichtigsten Romane Meissners, dessen gemeinsame Arbeit mit Hedrich in objektiver Ruhe besprochen wird. Mit Liebe und Einsicht, wenn auch wohl bisweilen mit etwas überschwänglicher Begeisterung entwirft G. das Bild Karl Becks, dem er selbst im Leben nahe gestanden. Scharf hebt er dabei den Gegensatz hervor zwischen der dithyrambisch-wild taumelnden Leidenschaft in Becks früherer Dichtung und dem zahmeren Charakter seiner späteren Werke, in denen er nach einer einheitlicheren Kunstform strebte, doch aber auch das poetische Nebenwerk oft überwuchern liess. Weniger ist dem Vf. der Aufsatz über Karl Frenzel gelungen: hier fehlt es nicht nur an Gründlichkeit, sondern oft auch an klarer Anschaulichkeit. G. betont richtig die leidenschaftslose Kühle, mit der der Kritiker und Essayist Frenzel, immer gerecht und vorurteilslos, jede einzelne litterarische Leistung für sich beurteilt. Unter den Erzählungen Frenzels unterscheidet er die von Gutzkow und dem „jungdeutschen Sturm und Drang“ abhängigen romantischen Jugendromane, an die die späteren Romane aus dem modernen Leben in gewissem Sinne wieder anknüpfen, von seinen historischen Romanen, die den direkten Schüler Rankes bekunden. Daran schliesst sich ein an Geschmacklosigkeiten und Flüchtigkeiten des Ausdrucks reicher Aufsatz über Fanny Lewald, der ausser allerlei Inhaltsangaben ihrer Romane, Reiseschilderungen und sonstigen Schriften dem nach wissenschaftlichen Ergebnissen verlangenden Leser fast nichts bietet. Auch der folgende Essay über Carmen Sylva kann formell und inhaltlich im einzelnen öfters zum Widerspruch reizen; die Charakteristik der königlichen Dichterin im ganzen aber, die namentlich auf einem Aufsatze der Bukarester Dichterin Mite Kremnitz in „Nord und Süd“ beruht, ist anschaulich und trotz mancher Ueberschwänglichkeit doch in der Hauptsache geschichtlich richtig. — Im Anschluss an die Werke von Mielke (vgl. JBL. 1890 IV 3 : 1) [72]) und Morsier betrachtet Lévy-Bruhl [73]) den deutschen Roman der letzten Jahrzehnte, um den Rückgang desselben seit 1870 zu konstatieren: unsere wirklich grossen Talente hatten alle schon vor 1870 Bedeutendes geleistet. Dabei streift der Vf. die verschiedenen Seiten des modernen deutschen Romans, berührt die Einwirkungen der realistischen Erzählungskunst der Franzosen von Flaubert an und verweilt etwas länger bei dem neuesten naturalistischen Roman in Berlin, München, Wien und bei seinen Autoren. Er betont die geringe Originalität des deutschen Romans, der, von Goethes Werken abgesehen, seit dem vorigen Jh. stets unter englischem oder französischem Einflusse stand und besonders lang in der Nachahmung W. Scotts verharrte. Selbständiger habe sich die deutsche Novelle entwickelt. Seit 1870 trete die Schilderung des Berliner Lebens in den Vordergrund; aber das plötzlich zur Weltstadt gewordene Berlin bedeute für den Deutschen doch noch lange nicht das, was für den Franzosen Paris ist, der einzige Mittelpunkt des gesamten nationalen Lebens. Den Mangel an Originalität des deutschen Romans im Verhältnis zu dem Roman der Nachbarvölker erklärt L.-B. daraus, dass es in England, namentlich aber in Frankreich eine Fülle von Moralisten und psychologisch feinen Beebachtern in der Litteratur überhaupt giebt; auch ist die französische Sprache die psychologischeste der Welt. Deutschland dagegen ist das Land der Philosophie und der Lyrik. Doch das Denken, das sich freiwillig zum Absoluten erhebt, haftet nicht recht am Individuellen. So mangelt uns jene psychologische Beobachtungslust, und darum ist der Roman wie das Drama bei uns mehr eine fremde Pflanze. Die Verbindung von philosophischem Gehalt und plastischer Anschauung, die einer George Eliot glückte, ist im deutschen Roman nicht zu finden. Ihn schädigte, was der deutschen Musik, die Schopenhauer als eine sinnlich gewordene Metaphysik definierte, so sehr zu Gute kam. Trotz der gewaltigen Entwicklung des deutschen Volks in den letzten Jahrzehnten glaubt L. auch nicht an eine Zukunft des deutschen Romans. Denn das Publikum der Zukunft scheidet sich nicht nach Nationen, sondern ist überall dasselbe ohne Rücksicht auf Abstammung und Sprache und nimmt den Genuss, wo er geboten wird. [74-75]) —

Karnevalsfest auf Ischia. Entdeckung d. blauen Grotte auf d. Insel Capri. Zwei Geschichten. (=UB. N. 2907). Leipzig, Reclam. 89 S. M. 0,20. — **71**) R. v. Gottschall, Studien z. neuen dtsch. Litt. (Schlussabschnitt: Litt. Porträts, S. 263-383). Berlin, Allg. Ver. für dtsch. Litt. III, 383 S. M. 6,00. — **72**) × R. M. Werner, H. Mielke, d. dtsch. Roman d. 19. Jahrh.: DLZ. S. 14/5. (Sehr lobend, mit einzelnen Berichtigungen u. Ergänzungen, bes. in Bezug auf Wiener Romane). — **73**) L. Lévy-Bruhl, Le roman contemporain et le naturalisme en Allemagne: RDM. 110, S. 353-73. — **74**) ○ × Contemporary German novelists: Blackwoods Mag. June. — **75**)

Für Otto Ludwig wurde Ad. Stern[76]) ein liebevoller und feinsinniger Biograph sowie ein sorgfältiger Herausgeber seiner Erzählungen und lyrischen Gedichte, die die zwei ersten Bände seiner gesammelten Schriften bilden, zugleich aber auch in Einzelausgaben erschienen sind. In der Biographie und in kurzen Einleitungen zu jeder Novelle [77-78]) giebt St. wünschenswerten Aufschluss über die Entstehungsgeschichte, Veröffentlichung und äussere Aufnahme der jeweiligen Erzählung, über etwaige persönliche Erlebnisse und heimatliche Traditionen, die Ludwig in seine Dichtung verwob, über seine eigene spätere Meinung von den einzelnen Werken und über ihren ästhetischen Wert und Charakter überhaupt. Zu den längst bekannten Novellen Ludwigs treten drei bisher unveröffentlichte, deren Entstehung in die J. 1842—46 fällt, eine phantastische Märchennovelle „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen", das Bruchstück eines unvollendeten humoristisch-idyllischen Romans „Aus einem alten Schulmeisterleben" und die nach älteren litterarischen Motiven eigenartig und ergreifend ausgearbeitete Novelle „Maria". —

Geringer als diese künstlerische Ausbeute aus Ludwigs Nachlass, doch an sich schätzenswert ist der Nachtrag von Briefen Adalbert Stifters, den Ferd. Axmann[79]) zu den drei Bänden der von J. Aprent herausgegebenen Briefsammlung liefert. Es sind 14 Briefe Stifters an den Wiener Kupferstecher Jos. Axmann (1793—1873), den Vater des Herausgebers, und 2 an diesen selbst, aus den J. 1844—62. Ihr Inhalt betrifft Kunstsachen, Bestellungen von Stichen, Urteile über Bilder usw., ferner die persönlichen Verhältnisse des Dichters und seines Freundes, alles von keiner grossen selbständigen Bedeutung, aber erwünscht, da es Stifters Lebens- und Charakterbild vervollständigen hilft. Eine innige, gutmütige, liebevolle Natur offenbart sich namentlich in diesen Briefen. Auch verrät Stifter mehrmals die Neigung, sich selbst als bildender Künstler zu versuchen. — Dem gleichen Dichter widmet Pröll[80]) eine gut zusammenfassende, kurze Charakteristik. Er hebt hervor, dass Stifter nicht nur Dichter der Natur war, sondern auch politischen Sinn und deutsches Gefühl besass. Aber die beschränkten Verhältnisse der Zeit und seine „weiche, zaghafte Gemütskeuschheit" führten ihn zur Weltflucht, zum innigen Versenken in das Leben der Natur und zu idyllischen Gemälden von Menschen, die ihre Leidenschaften in dieser Natur vergessen. Bis zu seinen letzten, schwächeren Werken erkennt man jedoch seine gute deutsche Gesinnung und die Liebe zu seinem Heimatlande. Nur auf die socialen Fragen liess er sich nicht ein, am allerwenigsten in dem Sinne der modernen Realisten, als deren Vorläufer er doch mit seiner sorgfältigen Beobachtung des Details, mit seiner stimmungsvollen „musivischen Zusammenfügung des Erstöberten und Erlauerten" gelten könnte. P. unterscheidet drei Gruppen in Stifters Dichtungen: seine Vollkraft bekunden die 1840—53 erschienenen Werke, in denen sich übrigens allerlei Anklänge an Jean Paul finden; in der zweiten Periode, deren Hauptwerk der „Nachsommer" (1857), herrscht die Beschaulichkeit vor; die Periode des „Witiko" (1865) endlich fördert nur noch mühsame Sammelarbeit bei versiegender Triebkraft zu Tage. —

In ähnlicher Weise wird ein anderer, noch lebender Dichter des Böhmerwaldes, Joseph Rank (geboren 1816) von Pröll[81]) betrachtet. Der Vf. betont Ranks warmen, zukunftsgläubigen Patriotismus, hebt in seinem Leben die Thätigkeit bei der Frankfurter Nationalversammlung 1848, seine daher datierende Freundschaft mit Uhland, dann auch mit Liszt, Hoffmann von Fallersleben, Julius Hammer, sein Wirken an Wiener Theatern und Zeitungen im innigen Verkehr mit Dingelstedt, Laube und Anzengruber hervor. Von den Erzählungen Ranks bespricht P. nur einige Hauptwerke besonders, um ihre feine psychologische Entwicklung, ihre scharfe Charakteristik und echte Gestaltungskraft und namentlich ihren volkserziehlichen Wert zu rühmen. Dafür charakterisiert er Ranks poetische Art überhaupt, indem er sie mit der Auerbachs vergleicht, dessen früheste Erzählungen übrigens erst nach den Erstlingen Ranks erschienen. Auerbach grübelt mehr und setzt sich oft aus Einzelzügen ein musivisches Bild zusammen, dem er seine ethische Tendenz scharf aufprägt. Rank schafft unmittelbarer, als ein mit echter Fabulierlust begabter Poet, in dem die scharfe Beobachtung nicht jenen romantischen Hang beseitigt hat, der sich unbewusst aus der Volksseele selbst entwickelt; er hält absonderliche Vorgänge, welche in die Alltäglichkeit hereinragen, im Gedächtnisse fest und spinnt sie in der Phantasie weiter. Das Verwandte bei beiden

---

× C. E. Carstens, H. Smidt: ADB. 34, S. 487/8. — 76) O. Ludwig, Ges. Schriften. 1. Bd.: Biogr. Zwischen Himmel u. Erde. Gedichte. 2. Bd.: D. Heiterethei u. ihr Widerspiel. Novellen. Her. v. Ad. Stern. Leipzig, Grunow. 1891. XV, 320 u. 386 S. M. 5,50; V, 648 S. M. 7,50. (S. o. IV 2 : 305). — 77) id., D. Heiterethei u. ihr Widerspiel. Novellen. (Her. v. Ad. Stern.) Leipzig, Grunow. V, 648 S. M. 5,00. — 78) id., Zwischen Himmel u. Erde. Gedichte. Her. v. Ad. Stern. Leipzig, Grunow. II, 384 S. M. 3,00. — 79) Ferd. Axmann, Einige bisher noch nicht veröffentlichte Briefe A. Stifters. Separatabdr. aus d. 41. JB. d. k. k. Oberrealsch. d. III. Bezirks. (Mit Bild). Wien, Selbstverlag d. Vf. XXII S. — 80) K. Pröll, A. Stifter, d. Dichter d. dtsch. Böhmerwaldes. (=Samml. gemeinn. Vortrr. N. 161.) Prag, Verl. d. dtsch. Vereins z. Verbreit. gemeinn. Kenntnisse. 17 S. M. 0,30. — 81) id., Jos. Rank, d. Erzähler d. Böhmerwaldes. (ebda. N. 168.) 11 S. M. 0,20. —

ist die Zeitstimmung, nicht die schöpferische Anlage. Bei Rank fliesst der Born der Dichtung reicher, der Volkshumor ist unmittelbarer; Auerbach übertrifft ihn manchmal in der sorgfältigen Abtönung, giebt sich andererseits aber auch viel mehr als Rank pädagogischen Tendenzen hin. —

Ein Altersgenosse Ranks ist der österreichische Schriftsteller Franz Isidor Proschko, dem Truxa [82]) eine kurze, sehr überschwängliche Biographie in schwülstigem Stile gewidmet hat. Proschko wurde am 2. April 1816 zu Hohenstift im Böhmerwald geboren, auf dem Gymnasium zu Budweis vorgebildet, studierte zu Prag Rechtswissenschaft, daneben auch Litteratur- und Naturgeschichte, arbeitete seit 1842 in der Polizeidirektion zu Linz, wo er sich 1848 durch konservative Gesinnung hervorthat, wurde seit 1850 in der oberösterreichischen Statthalterei, auch mit Unterrichtsangelegenheiten, beschäftigt, verwaltete gelegentlich einmal ein Jahr lang eine Professur für Litteratur und Naturgeschichte am Linzer Gymnasium, wurde endlich 1861 Oberkommissar, 1865 nach Graz und 1867 nach Wien versetzt, 1878 hier zum Polizeirat befördert, 1883 mit dem Titel eines k. k. Regierungsrates pensioniert. Am 6. Febr. 1891 starb er. Als Schriftsteller trat er schon 1842 in Zeitungen hervor; besonders rührig war er 1848. Sein erstes grösseres Werk, die episch-lyrischen Dichtungen „Fels und Aster“, erschienen 1849. Daran schlossen sich Arbeiten zur vaterländischen Sagen- und Geschichtsforschung (teilweise noch ungedruckt), patriotische Jugendschriften, Gebetbücher und Zeitungsnovellen. Einen Aufruf aus dem J. 1866 und mehrere einzelne Gedichte Proschkos druckt T. ab, ebenso Briefe und Gedichte aus seinem Verkehr mit litterarischen Freunden und aus seinen Stammbüchern, darunter Verse von Castelli, Joh. Nep. Vogl, Uffo Horn, Schuselka, Stelzhamer, Stifter, Joh. Gabr. Seidl, Betty Paoli usw. Das Buch, das übrigens auf jeder Seite von streng kirchlicher und hochkonservativer Gesinnung Zeugnis giebt, enthält noch eine dankenswerte Bibliographie von Proschkos grösseren Werken und Zeitungsaufsätzen; dabei sollten jedoch die letzteren philologisch viel genauer und vollständiger angeführt sein. —

Von den um einige Jahre jüngeren österreichischen Autoren tritt Alfred Meissner in den „Erinnerungen“ von Wehl [83]) lebendig hervor. Meissner liebte, wie W. scharf betont, von Haus aus Oesterreich nicht, sondern forderte einen Volksstaat. Er war (nach den Worten E. Ziels) kein sentimentaler Weltschmerzler und kein politischer Posa mit platonischer Gedankenfreiheit wie A. Grün, Beck und andere Oesterreicher, sondern klarer und kräftiger als sie alle. Er nahm eine Mittelstellung ein zwischen diesen Dichtern des Traums, den österreichischen Dämmerungspoeten, und den Dichtern der Initiative, den deutschen Revolutionssängern. Und von Jahr zu Jahr erstarkte seine deutsche Gesinnung, sein Stolz, ein Deutscher zu sein. W. sah Meissner zuerst 1847 in Dresden, ohne ihm näher zu treten. 1858 sandte ihm Meissner seinen „Prätendenten von York“, damit er das Drama in Hamburg zur Aufführung bringe. Doch war alle Mühe W.s vergeblich. Von da an standen beide in Briefwechsel. W. teilt daraus mehrere Briefe Meissners mit, die sich auf sein Schauspiel „Vermeinte Schuld“ sowie auf seine späteren litterarischen Werke beziehen. Noch inniger wurde das gegenseitige Verhältnis durch Meissners Besuche bei W. in Dresden 1863 und 67, denen später noch einige weitere Besuche des Dichters in Stuttgart folgten. Als Freund Meissners, nichts destoweniger aber stets unparteiisch und gerecht spricht sich W. durchweg aus. Mit objektiver Ruhe behandelt er namentlich auch das unerquickliche Zusammenarbeiten Meissners mit Hedrich: möge dem letzteren auch die Ausführung verschiedener Romane in der Hauptsache zugefallen sein, den künstlerischen Plan habe doch Meissner zum allergrössten Teile oder überhaupt allein geliefert, seine Ideen hineingelegt, Züge aus seinem eigenen Leben, aus seiner litterarischen Erfahrung hineingearbeitet. — Nur wenige Wochen jünger als Meissner ist Friedrich Schlögl, den Ressel [84]) an seinem 70. Geburtstage (7. Dec. 1892) als den Klassiker der Wiener Sittenschilderung feierte. R. rühmt Schlögls tiefen sittlichen Ernst, seine edlen Absichten, die Höhe seiner Auffassung, sein vornehmes künstlerisches Wesen, seine Liebe zum Volke und seine humorvolle, unvergleichlich wahre Schilderung desselben, endlich seine genaue Kenntnis der Mundart in allen ihren Abstufungen. — Ueber den Wiener Roman- und Dramendichter Franz Julius Schneeberger (geboren am 7. Sept. 1827 zu Wien, gestorben am 25. Juli 1892 in Graz), dessen unter dem Pseudonym Arthur Storch veröffentlichte Romane in den 60er Jahren viel gelesen wurden, stellt Ettel [85]) einige Lebensdaten zusammen. —

Einer der Aeltesten, den auch 1892 (am 8. Nov.) der Tod wegraffte, war Adolf Stöber, zu Strassburg am 7. Juli 1811 geboren, von Kind auf mit den schwäbischen

---

82) H. M. Truxa, D. österr. Dichter u. Schriftsteller Dr. F. I. Proschko. Mit e. Portr. nebst Facs. u. e. Ansicht Wien, Selbstverlag d. Vf. 53 S. |[F. Sch(nürer): ÖLBl. 1, S. 380/1]|. — 83) F. Wehl, A. Meissner. Erinnerungen: (= Bücherschatz N. 24/5.) Leipzig, Ottmann. 46 S. M. 0,40. |[E. Kilian: AZg^B. N. 78.]|(S. IV 4:198), — 84) G. A. Ressel, E. Klassiker d. Wiener Litt.: Heimgarten. 16, S. 207/8. — 85) K. Ettel, Todesfall (F. J. Schneeberger):

Dichtern und einzelnen Romantikern bekannt, die im Hause seines Vaters verkehrten (mit Uhland, Schwab, Tieck, den Brüdern Grimm). Die echte Vaterlandsliebe in seinen Gedichten und Reisebildern, in denen manches an Uhland anklingt, seine Innerlichkeit, die in allen Geschichten hervortritt, und seine ehrliche deutsche Gesinnung rühmt ein hübscher Nekrolog von einem ungenannten Vf.[86]) —

Feinsinnig anknüpfend an Bächtolds Ausgabe des Briefwechsels zwischen Mörike und Storm, spürt Biese[87]) der inneren Verwandtschaft der beiden Dichter nach. Er findet sie in ihrem lyrischen Talent, ihrem Hang zum Stillleben, ihrem Natursinn und besonders in ihrer gemeinsamen Empfänglichkeit für das Romantische, Märchenhafte, Ahnungsreiche, für das „Belauschen der verborgensten Quellen der Natur und des Lebens". Beide sind Lyriker im Sinne Goethes und des Volksliedes, beide mit echtem Humor begabt, beide Meister der Naturdichtung und Natursymbolik; allerdings Mörike mehr ein Schüler der Antike, Storm besonders ein Schüler Goethes, der Romantik und Mörikes; Mörike tiefreligiös, Storm ein Freigeist. Beide sind gleich gross in der Lyrik wie in der Novelle. Nur bleibt Mörike auch in seinen Novellen mehr Lyriker und Empfindungsmensch; Storm hingegen hat nicht nur tiefere Töne, die das innere Ringen, den Schmerz und die männliche Resignation stärker ausdrücken, sondern ist auch plastischer und vermag darum in seinen Novellen tiefe Seelenprobleme kräftig und realistisch auszugestalten. — Dieses letztere Lob findet seine volle Bestätigung durch die neue Ausgabe von fünf meisterhaften Novellen Storms, die, schon früher einzeln mehrfach gedruckt, nun unter dem Titel „Vor Zeiten" zusammengestellt worden[88]). Es sind die Erzählungen „Eekenhof", „Zur Chronik von Grieshuus," „Renate", „Aquis submersus", „Ein Fest auf Haderslevhuus". Die Zusammenstellung ist sehr glücklich; denn alle diese Erzählungen spielen auf demselben Boden, in der Heimat des Dichters zu alten Zeiten, alle sind tragisch gefärbt, alle ausgezeichnet durch eine ganz wundersame, wenn auch meist düstere Charakteristik der Personen und eine mit eigentümlichem Reize bestrickende Schilderung von Land und Leuten, durch eine einheitliche, nach allen Seiten sicher begrenzte, in diesen Grenzen aber tadellos ausgeführte Handlung und einen kraftvollen, durch und durch persönlichen Stil. —

Storms heiterer norddeutscher Landsmann Fritz Reuter hat diesmal nur zu wenigen Aufsätzen Anlass gegeben. Glöde[89]) redet noch einmal über die Ableitung des Namens Nüssler (vgl. JBL. 1891 IV 3 : 118—20), ohne etwas Neues beizubringen, und plaudert im Anschluss daran ganz unglaublich thöricht über den Namen Fritz Triddelfitz, bei dem er schon den Vornamen für den leichtsinnigen, zu allerlei Dummheiten geneigten Burschen charakteristisch findet, desgleichen den Reim zwischen Vor- und Zunamen! Brauchbar ist nur die Notiz, dass schon in Wismarer Urkunden des 15. Jh. die Namensformen Triddelvisse und Triddelvitz vorkommen. — Eine drollige Anekdote, die Reuter mit seinem in der „Franzosentid" geschilderten Freunde Fritz Sahlmann erlebte, berichtet ein Ungenannter[90]) mit den eigenen Worten des Dichters, wie er sie bei einer Eisenacher Pastorenkonferenz erzählte. — Endlich charakterisiert Gaedertz[91]) die beiden Männer, denen die letzten Bände der „Stromtid" gewidmet sind, den Generalschuldirektor H. F. Th. Kohlrausch, der ein früher Verehrer von Reuters Werken war, und den Historiker E. W. G. Wachsmuth, den Reuter seit 1861 kannte, in ihrem Verkehr mit dem Dichter und teilt dabei einige Briefe des letzteren an sie mit. —

Dicht neben Reuter stellt ein einseitig verhimmelnder Recensent den Frankfurter Dialektdichter Friedrich Stoltze, von dessen sämtlichen Werken die ersten vier Bände erschienen sind[92]). Die beiden ersten Bände enthalten die vom heitersten, gemütlich-frischesten Humor getränkten Gedichte in Frankfurter Mundart (s. o. IV 2 : 245), teilweise schon in 15., teilweise in 7. Auflage. Den dritten Band füllen Novellen und Erzählungen im Frankfurter Dialekt, auch sie wieder so ziemlich durchgängig humori[illegible]n. Bei diesen drei Bänden hatte der Herausgeber Otto Hörth fast nur die älteren, vom Vf. selbst noch besorgten Ausgaben zu revidieren. Mehr Mühe machten die hochdeutschen Gedichte im 4. Bande, da es sich nach dem Wunsche Stoltzes hier um eine Auswahl aus den vergriffenen Ausgaben von 1862 und 1873 und um die Hinzufügung verschiedener späterer Gedichte handelte. Doch hatte Stoltze selbst noch die meisten zur Auswahl bestimmten älteren Stücke nebst der Ordnung, in der sie stehen sollten, bezeichnet. H. nahm dazu auch einige von Stoltze verworfene Gedichte auf, deren Form ihm zwar nicht tadellos, der Inhalt jedoch verdienstlich erschien. Seinem Freundeseifer wird dies niemand verübeln; nur hätte er die so eingeschmuggelten Stücke in einen Anhang

---

KBlFreidenkerbund. N. 3. — 86) Ad. Stöber. Nachruf: AZgB. N. 268. — 87) A. Biese, Th. Storm u. E. Mörike: NatZg. N. 107. — 88) Th. Storm, Vor Zeiten. Novellen. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. VIII, 516 S. M. 6,00. — 89) O. Glöde, Jochen Nüssler, Fritz Triddelfitz: ZDU. 6, S. 649-50. — 90) G. A. E., E. Reuter-Anekdote: Zeitgeist N. 34. — 91) K. Th. Gaedertz, D. Paten v. Reuters „Stromtid": Gegenw. 41, S. 165/7. — 92) F. Stoltze, Ges. Werke. Bd. 1—4. Frankfurt a. M., H. Keller. VII, 375 S.; VII, 375 S.; V, 379 S.; XVI, 367 S.

oder in eine besondere Gruppe bringen sollen. Sonst verdient seine Anordnung Beifall; eine chronologische Reihenfolge war nicht möglich, da er nicht überall das Entstehungsjahr der Gedichte wusste. Ein weiterer, fünfter Band soll den Nachlass (hochdeutsche und mundartliche, ernste und heitere Gedichte, Novellen, kleine Theaterstücke) und eine Biographie des Dichters bringen, die vor allem erwünscht sein wird. —

Auch von Berthold Auerbachs Schriften beginnt eine neue Gesamtausgabe zu erscheinen [93]; zu ihr gesellen sich mehrere Ausgaben von einzelnen seiner Erzählungen in deutscher [94], englischer [95] und französischer Sprache [96-97]. — Spielhagen [98] teilt einen der letzten Briefe Auerbachs aus Cannes vom 12 Jan. 1882 und eine Fortsetzung vom 15. Jan. mit, ein sehr charakteristisches, von warmem Empfinden erfülltes Schreiben, das auch ein Streiflicht auf die letzten Tage von D. F. Strauss wirft. Daran knüpft S. hübsche Bemerkungen über seine eigene Freundschaft zu Auerbach und besonders über eine Rede des letzteren in der Neujahrsnacht 1863, die den Hörer wie Musik berauschte. — Liebevoll und verhältnismässig ausführlich schildert Stelter [99] Auerbachs Leben und Wirken in einem Vortrage, der geschickt verwertet, was Spielhagen, Freiligrath, Freytag, Scheffel und andere über Auerbach berichten, und aus den Schriften und Briefen des Dichters manche Stelle glücklich einwebt. Ein lebendiges Bild seines poetisch-litterarischen Schaffens wird freilich nicht gegeben, wohl aber die liebenswürdige, nach Toleranz und Humanität strebende Persönlichkeit des Autors klar und anschaulich gezeichnet. — Ziemlich überflüssig erscheint ein Aufsatz von Sanders [100]. Der verdiente Lexikograph druckt nämlich aus Auerbachs Roman „Landolin" zahlreiche, unter sich zusammenhängende Stellen ab und begleitet alle ungewöhnlicheren Wörter oder seltneren und freieren Konstruktionen darin mit sprachlichen Anmerkungen, meist mit blossen Hinweisen auf seine eigenen Schriften als den zusammenfassenden alleinigen Kodex aller deutschen Sprachrichtigkeit. — Herzlich willkommen heissen wir dagegen die Veröffentlichung eines schönen Briefes von Gervinus an Auerbach (vom 1. Juli 1865) durch Bettelheim [101], der in einer kurzen, von gründlichem Wissen zeugenden Einleitung die Herzensgüte des äusserlich oft schroffen Gervinus betont. Auch dieser selbst rechtfertigt in dem mitgeteilten Briefe zunächst seine vielgetadelte Schroffheit in schlichter Weise ohne Ueberhebung. Lobend erwähnt er unter den neueren Dichtern besonders Gutzkow, Lingg, Freytag und Auerbach, die nicht den frivolen Modeton von Byrons Nachfolgern und Nachhinkern angeschlagen hätten. Dann giebt er sehr besonnen abwägend sein Urteil über „Auf der Höhe", klar und liebevoll, im ganzen lobend, doch ohne jede Ueberschwänglichkeit. —

Von späteren Verfassern der besonders durch Auerbach in unsere Litteratur eingeführten Dorfgeschichten wurde Ludwig Steub von Rob. Lange [102] namentlich wegen seiner treuen Lokalfärbung in der „Rose der Sewi" gepriesen; Maximilian Schmidt wurde von Ludw. Emil Meier [103] in lächerlich übertreibender und lobhudelnder Weise, die zugleich von grosser Unkenntnis der wirklichen Litteraturverhältnisse zeugt, als „erster, zur Zeit überhaupt einziger bayerischer Volkserzähler" bezeichnet, der im In- und Ausland anerkannt sei; Ludw. Ganghofer endlich wurde von Salomon [104] mit unbedeutenden, stellenweise schiefen Worten als Nachfolger Hermann Schmids und Maximilian Schmidts charakterisiert. —

Auerbachs derberer Nebenbuhler, der Schweizer Jeremias Gotthelf (Bitzius), dessen Erzählung „Hans Berner und seine Söhne" neuerdings abgedruckt wurde [105], ist den modernen Lesern namentlich in den prächtigen Essays Gottfr. Kellers [106] wieder vor das Auge getreten, die in den nachgelassenen Schriften des grossen Züricher Dichters einen stattlichen Raum einnehmen. Sie standen zuerst in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" 1849—55. An mehreren Einzelwerken Gotthelfs, von „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter" an, dann schliesslich in zusammenfassender Betrachtung seines ganzen Schaffens erweist K. das ausserordentliche epische Talent Gotthelfs, das in

---

M. 12,00. |[F. M: ML. 61, S. 424; |W. B.: NZ. 10, S. 822/4 |(geschmacklos-parteiisch)]|. — 93) B. Auerbach, Schriften. Neue Ausg. (In 72 Lfgn.) 1. Lfg. Mit Bild. Stuttgart, Cotta. S. 1-64. M. 0,25. |[LZg^B. N. 126]|. — 94) ○ Auerbach's „Auf Wache" and Roquette's „D. gefrorene Kuss". Edit. by A. A. Macdonell with critical introd. and notes. London, Whittaker. 1891. Sh. 2,00. — 95) ○ B. Auerbach, On the Heights, translated by S. A. Stern. 2 vol. New York. 1891. 12°. — 96) ○ id., Choix de récits villageois de la Forêt Noire. Trad. franç. par E. B. Lang. Paris, Hachette & Co. 1891. 16°. XII, 545 S. Fr. 3,50. — 97) ○ Annette Lenz par B. Auerbach. Imité de l' allemand par A. Talmont. Avec 12 grav. Limoges, Ardant et Co. 12°. 108 S. — 98) Fr. Spielhagen, Z. Erinnerung an Berthold Auerbach: FränkKur. N. 64. (S. auch Didask. N. 32 u. MünchNN. N. 62). — 99) K. Stelter, B. Auerbach, nach e. Vortr. geh. im Frankf. Schwabenklub am 6. März: Didask. N. 59-62. — 100) D. Sanders, Landolin v. Reutershöfen vor d. Schwurgericht: ZDS. 5, S. 129-39, 169-81. — 101) A. Bettelheim, E. Brief v. Gervinus an B. Auerbach: AZg^B. N. 154. — 102) Rob. Lange, D. Rose d. Sewi. E. ziemlich wahre Geschichte aus Tirol v. L. Steub. 2. Aufl. (Stuttgart, Bonz. 1892.): BLU. S. 500/1. — 103) L. Emil Meier, E. bayer. Volksdichter: Sammler. N. 23. — 104) L. Salomon, L. Ganghofer: IllZg. N. 2579. — 105) ○ Jeremias Gotthelf, Hans Berner u. seine Söhne. Erzählung. (=Familienbibl. fürs dtsch. Volk N. 122). Barmen, Klein. 12°. 40 S. M. 0,50. — 106) G. Kellers Nachgelass. Schriften u. Dichtungen. Her. v. J. Baechtold. Berlin. W. Hertz (Besser). VI, 365 S. M. 5,40. |[F. Mauthner: ML. 61,

seiner grossartigen Einfachheit und Tiefe, in seiner Ursprünglichkeit und Wahrheit einzig in der gesamten modernen Litteratur erscheint. In jeder Erzählung Gotthelfs liegt nach Kellers Ausdruck „an Dichte und Innigkeit“ das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea“; aber in keiner nimmt er auch nur den geringsten Anlauf, seinem Werke die Schönheit und Vollendung zu geben, die Goethes Gedicht so unendlich auszeichnen. Die Stärke Gotthelfs findet K. in der genauen Entwicklung der Charaktere bei äusserlich einfachem Verlaufe der Geschichte, in der trefflichen Ausmalung epischer, lyrischer und dramatischer Momente der schönsten Art, in seinem Sinn für Leben und Haushalt des Volkes, für die Durchdringung besonders ländlicher Zustände. Aber Gotthelf stellt sein Licht wie kein anderer unter den Scheffel und verachtet jegliche künstlerische Zucht. Er ist Naturdichter, der die mannigfachen kleinen Leidenschaften, aber auch den Schmutz und die Roheit der Bauernwelt getreu wiedergiebt. Im Zusammenhang mit seinem künstlerischen Barbarismus tadelt K. seine falsche pietistische Tendenz, die auf jeder Seite poltert und oft im abenteuerlichsten Stile predigt, ferner sein politisch-konservatives Eifern gegen die unkonservative Regierung von Bern und gegen die vielen Rechtsagenten im Kanton, überhaupt seinen einseitigen, sophistischen Tendenzfanatismus, durch dessen koptlose Tiraden ein poetischer Vorzug nach dem anderen erstickt wird. Dicht daneben aber betont K. wieder, dass Bitzius doch kein Reaktionär im schlimmeren Sinne war, dass er den schlechten Kreisen der grossen Welt, für die solche Reaktionäre arbeiten, niemals mit einem Wort entgegenkam. Und so stellt ihn Keller wegen dieser treuen Anhänglichkeit an die Vergangenheit neben Immermann, über Auerbach. Er rühmt seine Werke als „einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmässigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschustert ist“. Auch als guten Volksschriftsteller erkennt er ihn an, „weil er ein guter, von innen heraus produktiver Dichter war“. — Neben diesen Aufsätzen über Bitzius, in denen der junge, geistesverwandte, aber künstlerisch überlegene Dichter das Charakterbild des ihm sympathischen älteren Poeten mit all seinen Vorzügen und Fehlern meisterhaft getreu zeichnete, verlieren die übrigen litterargeschichtlichen Aufsätze in dem Nachlassbande von Keller etwas von ihrer Bedeutung. Sie behandeln meistens schweizerische Dichter, Niklaus Manuel (bei Gelegenheit der Ausgabe von Baechtold), Heinrich Leuthold, den Keller namentlich als formvollendeten Lyriker (auch in seinen epischen Versuchen) schätzte, Xaver Schnyder von Wartensee. Aber auch F. Th. Vischers neue kritische Gänge besprach Keller ungemein charakteristisch, indem er die Gedanken des Freundes, dem er hernach jenen prächtigen Essay zum 80. Geburtstag widmete, nicht nur lobend nachsagte, sondern durchweg in dichterischer Art fortsetzte, berichtigte und ergänzte. Kellers eigene Werke betrifft der Aufsatz „Ein nachhaltiger Rachekrieg“ von 1879; er weist energisch die in verschiedenen Zeitungen ausgesprochene Vermutung ab, als sei die Schilderung eines Reformgeistlichen im „Verlorenen Lachen“ durch einen Angriff veranlasst worden, den Pfarrer Heinrich Lang in Zürich auf ein von Keller als Staatsschreiber verfasstes Bettagsmandat gemacht hatte. Sonst werfen ein helles Licht auf Kellers eigenes Dichten seine „Selbstbiographie“ von 1889 für die Chronik der Kirchgemeinde Neumünster und die älteren, sie ergänzenden Berichte aus Lindaus „Gegenwart“ von 1876 und 77. In jener erscheint besonders die Erwähnung des Einflusses, den A. A. L. Follen auf den jungen Lyriker Keller ausübte, bemerkenswert, ebenso der leider nicht ausgeführte Gedanke des gealterten Dichters, einige dramatische Projekte früherer Jahre nunmehr in der Gestalt von Erzählungen erscheinen zu lassen. Die Artikel in der „Gegenwart“ greifen weit aus zu allgemeineren Betrachtungen über Schriftstellerei, Verhältnis von bürgerlichem Beruf und poetischer Thätigkeit, von Dichtkunst und Malerei; dann erzählen sie von dramatischen Versuchen und Jean-Paulschen Traumbildern, die Keller als Knabe schrieb, von dem starken Eindruck, den die politische Tendenzdichtung auf ihn machte, endlich von der Art, wie persönliche Erfahrungen dem „Grünen Heinrich“ zu Grunde liegen: überall lehnte sich der Dichter an Selbsterfahrenes und Selbstempfundenes an, aber stets veränderte er dies nach künstlerischen Rücksichten; doch ist „die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, so gut wie wahr“, dagegen ist „die reifere Jugend des grünen Heinrich zum grössten Teil ein Spiel der ergänzenden Phantasie und sind namentlich die beiden Frauengestalten gedichtete Bilder der Gegensätze, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten“. Bezeichnend für Kellers religiöse Gesinnung ist ein von ihm verfasster, bisher ungedruckter Entwurf eines Bettagsmandats für 1862, mannhaft-innig, einfach fromm ohne jede dogmatische Färbung. Unter den Dichtungen des Nachlasses befinden sich neben dem Trauerspielfragment „Therese“ besonders zwei Erzählungen, „Verschiedene Freiheitskämpfer“, zuerst 1863 in Auerbachs „Volkskalender“, und „Der Wahltag“, zuerst 1862 in der Bülacher Wochenzeitung gedruckt. Die letztere, ganz und gar an lokalen Verhältnissen der Schweiz hängende, durchaus lehrhafte Geschichte, die eigentlicher Novellenmotive und einer allgemein menschlich interessierenden Handlung ermangelt, gab Keller später

selbst preis; dagegen plante er für die erste, eine echte, stellenweise vortreffliche Novelle mit schweizerischem Hintergrund, eine Umarbeitung und Erweiterung. Wie eine der besten Novellen Kellers aber liest sich der herrliche Aufsatz „Am Mythenstein“ von 1860 über die Enthüllung des Schillerdenkmals am Vierwaldstättersee. Plaudernd und behaglich betrachtend kommt der Dichter dabei auf alles Erdenkliche, auf die Tellsage und die Möglichkeit ihrer geschichtlichen Wahrheit, auf Schillers innere dichterische Anschauung, die hellsehend die Schweiz richtig erkannte, während unsere modernen, im beständigen Touristenleben sich abreibenden Poeten mit all ihren unmittelbaren Lokalstudien nur kleine Reise- und Genrebildchen zustande bringen, mit denen sie ihr inneres Anschauungsvermögen verzetteln; auf die moralische Bedeutung der Urkantone für die Schweiz, in der sie jetzt politisch und social nur eine kleine Rolle spielen, auf die schweizerische Kraft gegenüber einem feindlich angreifenden Nachbarstaate, besonders aber auf die Möglichkeit, nach und nach durch Gesangesfeste und Gesangespflege, womit sich rhythmische Körperbewegungen verbinden sollten, ein volkstümliches Schauspiel zu erzielen, das nur in grossen Zwischenräumen von etwa 5 Jahren festlich begangen werden sollte, angeregt durch das Höchste, was das Volksleben in dieser Zeit gereift habe — ein Gedanke, der im Wesen mit Richard Wagners Plänen einer Nationalbühne für sein Gesamtkunstwerk verwandt und nur viel träumerischer und unpraktischer gehalten war als diese Pläne. Kurze Anmerkungen des Herausgebers Baechtold und ein sehr dankenswertes Verzeichnis der gedruckten kleineren Aufsätze Kellers, die in den Nachlassband nicht aufgenommen wurden, hie und da mit sparsamen Proben, die den Leser nach mehr lüstern machen, schliessen das schöne, bescheiden dargebotene Werk.[107]) — Mit dieser Gabe verglichen, erscheint, was sonst das Jahr über G. Keller gebracht hat, unbedeutend. Verehrungsvoll, doch ohne sich bedingungslos dem Zauber der Muse Kellers hinzugeben, und hie und da in sittlich-religiöser wie in ästhetischer Beziehung etwas engsinnig, schildert Brenning[108]) das Leben und Dichten des Züricher Meisters, in dem er trotz aller Unterschiede des Stils und der Gestaltungskraft einen Erben von Jean Pauls Humor erblickt. Als eine starke, auf ihren eignen Wert gestellte Natur erscheint ihm Keller; als Künstler strebte er darnach, „Wahrheit mit Fülle zu sagen“, d. h. in sorgfältig behandelter Form. Echt Menschliches und schweizerische Eigenart verbinden sich in seinem Schaffen, von dem zunächst ausführlich seine Gedichte charakterisiert werden, und zwar vom rein ästhetischen Standpunkt aus, wohl allzu lobend für die mancherlei Gebrechen der äusseren und inneren Form, die ihnen anhaften. Desto strenger verfährt B. mit den Erzählungen Kellers, deren eminent bürgerlichen Charakter er mit Recht hervorhebt. Er lobt ihre Liebenswürdigkeit, ihre züchtige Ehrbarkeit, ihren warmen Humor, ihre realistische Kleinmalerei, die Breite der Darstellung, die Meisterschaft des freilich bisweilen absonderlichen und mundartlich seltsamen Stils, tadelt aber ihren „zweifellosen Mangel“ (?!) an sittlicher Tiefe, den er aus dem Streben des Dichters zu erklären sucht, auch Tragisches möglichst des Schrecklichen zu entkleiden und die Bekehrung der Charaktere, die zudem nie eigentliche Bösewichte, sondern nur liebenswürdige Leichtfüsse sind, darin bestehen zu lassen, dass sie in der Thorheit inne halten. Mit vielem Geschick giebt er den Inhalt der einzelnen Romane und Novellen Kellers an, wobei er mit Recht den grössten Nachdruck auf die Entwicklung der Charaktere legt. Dazu gesellt sich manche feine Bemerkung über die Technik der Darstellung im einzelnen. Beim „Grünen Heinrich“ wird die Abhängigkeit des Autors in verschiednen Motiven von Jean Paul, Eichendorff und den anderen Romantikern, von Tiecks „William Lovell“ (?) und vom „Wilhelm Meister“ erwähnt, das Verhältnis der zweiten zur ersten Ausgabe untersucht, der in jener hervortretende alles ausgleichende und versöhnende Optimismus des Dichters betont, schliesslich auch die ersten bedeutenderen Kritiken von Auerbach, Varnhagen, Vischer usw. angeführt. In den „Leuten von Seldwyla“ nimmt B. die Grundtendenz wahr, den gemächlichen Schlendrian des Lebens zu geisseln, der es zu nichts bringt; die Helden der einzelnen Geschichten sind zwar nach ihrer Abstammung richtige Seldwyler, arbeiten sich aber aus ihrer versumpften Umgebung durch Tüchtigkeit heraus. B. rühmt die Neuheit und Selbständigkeit der Probleme, die Einfachheit der Erfindung und die schlichte Natürlichkeit der Ausführung. Besonders dass Keller nicht bloss Liebesnovellen, sondern Geschichten erzählt, die auf Menschenbildung und Charakterentwicklung abzielen, findet seinen ganzen Beifall; der tadelnde Seitenblick, den B. dabei auf Heyse wirft, ist übrigens ebenso unberechtigt wie überflüssig.

S. 805/7; AZg[B]. N. 286; SchwäbKron. 14. Dec.; TglRs[B]. N. 293; J. C. H(eer): NZürichZg. N. 354.]| — **107)** × G. Keller: SchwäbMerk. 5. Jan. (Ber. über Baechtolds Vorlesungen am Züricher Polytechnikum über Kellers Leben u. Werke mit Andeutungen über Kellers Nachlass.) — **108)** E. Brenning, G. Keller nach seinem Leben u. Dichten. E. Versuch. Bremen, Heinsius. 200 S. M. 2,40. |[J. F. Lahmann: WeserZg. N. 16219; K. Dohany: Zeitgeist N. 8; SchwäbKron. 10. März; G.: DWBl. 5, S. 96, Gegenw. 41, S. 103; Bund[B]. N. 6;

Thöricht vor allem ist aber das Urteil über „Romeo und Julie auf dem Dorfe“, eine Folge des leidigen Schematisierens. Weil Keller im allgemeinen eine humoristische Färbung und einen heiteren Ausgang seiner Geschichten liebt, muss denn darum die Novelle, die ihn als Meister der tragischen Darstellung erweist, aufhören ein Meisterstück und eine echte Frucht seines Geistes zu sein? Auch im „Dietegen“ und wo sonst Keller seine gewöhnliche Weise verlässt, findet B. ihn unbedeutender. Hatte Keller wirklich nur eine Schablone, in der er Grosses leistete? Dagegen enthält die Vergleichung Kellers mit anderen neueren deutschen Erzählern am Schlusse des Buches viel Richtiges; nur schade, dass B. noch im Nachwort Kamblis Schrift über Kellers Verhältnis zur Religion, vielleicht das schlechteste und zugleich unehrlichste Buch der ganzen Kellerlitteratur, als ein mannhaftes und gerechtes Zeugnis rühmt! Trotz dieser Ungeschicklichkeit und trotz den anderen unleugbaren Mängeln seines Buches hat B., dessen Arbeit doch auch viel Verdienstliches darbietet, die selbstgenügsamen und groben Recensionen nicht verdient, die ihm von zwei, nur die einheimische Dichtung und Forschung anerkennenden, Schweizern zu Teil wurden. Eine unbedeutende Einzelheit zu B.s Buch ergänzt Prem, indem er die in Kellers Briefen an Vischer 1874 erwähnte „englisch-wienerische Alteburg-Bewohnerin“ von Matzen bei Brixlegg in Tirol nennt: Frau Fanny Grohmann-Baillie, in erster Ehe mit dem Wiener Bankier Grohmann, in zweiter mit dem österreichischen Oberstlieutenant Schnorr von Carolsfeld verheiratet. — Auf Grund von Brennings Buch und von Adolf Freys Erinnerungen an Keller (vgl. JBL. 1891 IV 3 : 142/3), die auch in diesem Jahre wieder mehrere Besprechungen erfuhren [109]), entwirft Ernst [110]) das Bild des Menschen und selbständiger das des Dichters Keller: bei der Beurteilung des Lyrikers hebt er freilich die barocken und launenhaften Elemente dieser Poesie fast etwas zu herb heraus. — An eine Notiz in den „Erinnerungen“ von Frey, die J. J. David am 6. Juli 1891 in der „Neuen freien Presse“ abgedruckt hatte, knüpft Franzos [111]) an, um in nicht ganz verständlicher Polemik gegen David darzuthun, dass er seit 1886 mit Keller wegen einer diesem zu widmenden Nummer seiner Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ verhandelte, dass Keller den Gedanken zuerst sehr freundlich aufnahm, dann aber, augenscheinlich unter dem Einfluss körperlicher Krankheit und daraus folgender Missstimmung, schroff ablehnte.[112]). —

Auch Necker [113]) knüpft an Frey an, um Keller und mit ihm einige schweizerische Dichtungsgenossen, Conrad Ferdinand Meyer und Wilhelm Sommer, zu schildern. Bei Keller hebt er das Streben nach Wirklichkeit und Poesie hervor, seinen Grundsatz „Schön und wahr“, der ihm am blossen Realismus nicht genügen, sondern ihn nach einer künstlerisch-idealistischen Umformung des Wirklichen trachten liess. Von Meyer betrachtet N. vornehmlich den Roman „Angela Borgia“, um zu erweisen, wie der Dichter geschichtliche Ueberlieferung und eigenes gemütliches Empfinden vereinigt, damit sein Werk wahr sei, mit der Wirklichkeit lebendig übereinstimme. Er rühmt die sittliche und poetische Grösse dieses Romans, tadelt aber die künstlerische Ausführung in einem allzu engen Rahmen, wobei so vieles nur Skizze bleibe und die Klarheit der Personen manchmal leide. Neben Keller und Meyer stellt N. den einer guten Berner Familie entstammenden Sommer (1845—88), der als Geschäftsreisender für jüdische Häuser die Schweiz, den Elsass und Süddeutschland durchstreifte, bis ihn Krankheit zwang, sich zurückzuziehen und zur Feder zu greifen. Seine „Elsässischen Erzählungen“ bekunden kein Originalgenie, sind sogar in der Form bisweilen etwas dilettantisch, zeigen aber eine behagliche Freude am Erzählen, bescheidene Wahrheit und einfache Gemütlichkeit, harmlosen Humor, naive Darstellung, auch kleine originelle Wendungen in der Erfindung und lebendige Charakterbilder, obwohl es Sommer im Ganzen mehr um die Erzählung als um individuelle Charaktergestalten zu thun war. — Meyer speciell wird warm und liebevoll von Sänger [114]) charakterisiert. In seinen Gedichten weist alles auf die Ballade als auf die ihm adäquateste Form; hier lässt er die Thatsachen wirklich objektiv sprechen. Bei seinen Romanen kommt ihm zu Gute, dass ihm vom früheren Studium historischer Schriften genug im Gedächtnis geblieben ist, um seinem Werke die rechte Lokalfarbe zu geben, ohne dass er ein Buch nachzuschlagen braucht, wie Meyer einmal selbst von sich rühmte. Daher erinnert bei ihm nichts an eine dürre Historie, alles atmet gegenwärtiges Leben: in der Form des Einst waltet die sinnliche, lebendige Glut des Jetzt. Bei der psychologischen Analyse einzelner Novellen Meyers betont S. die Seherkraft und den durchaus deutungsfähigen, wenn auch vieldeutigen Tiefsinn des Dichters, die Mannigfaltigkeit und Einzigartigkeit seiner Charaktere, ihre auf Kontrastwirkung berechnete Gruppierung, seinen Reichtum an gesunden Farben, seine Kunst

NZürichZg. N. 28/9; S. M. Prem: Kunstchr. 16, S. 295]. — 109) M. Necker: BLU. S. 1/3; Fels z. Meer. S. 341. — 110) Ad. Wilh. Ernst, G. Keller. E. litt. Bild: HambCorr[B]. N. 9-10. — 111) K. E. Franzos, G. Keller u. d. „Dtsch. Dichtung“: DDichtung. 12, S. 226/8. — 112) ○ × Marie v. Bunsen, G. Keller. (=Modern German Novellists): Speaker. Heft 152 (Nov.). — 113) M. Necker, Schweiz. Dichter: Grenzb. 1, S. 127-36. — 114) S. Sänger, C. F. Meyer:

der Darstellung überhaupt[115]) (vgl. N.178). — Einen Besuch bei Meyer im Okt. 1890, wobei das Gespräch auf allerlei neue Litteraturwerke, auf seine eigenen Dichtungen, auf Hypnose, Schweizer Eisenbahnen usw. kam, schildert Langewiesche[116]). — Von einem anderen Besuch in Kilchberg, wobei Meyers Haus, Garten, Kleidung und Persönlichkeit anschaulich beschrieben werden, berichtet von Stern[117]). Das Gespräch, in dem der Dichter sich u. a. über Tolstoi, über die Jüngstdeutschen und den begabtesten von ihnen, Detlev von Liliencron, über seine eigenen historischen Stoffe und besonders über „Angela Borgia“ äusserte, bestätigte dem Vf. neuerdings den Einfluss Ariosts auf Meyers Werke. — Die Erkrankung des Dichters im Juli 1892 in Folge von Ueberarbeitung, die hauptsächlich als moralische Depression, verbunden mit Sinnestäuschungen, sich kundgab und im Aug. zur Uebersiedlung Meyers in die Heilanstalt Königsfelden führte, wurde durch von Stern[118-119]) und durch andere[120]) bald kürzer, bald länger besprochen.[121-122]) —

Der schweizerische Volksschriftsteller Joseph Joachim fand mehrfach sorgfältige Beachtung. Zwei vortreffliche realistische Erzählungen von ihm, „'s Bäse Nauggi“ im Schweizer Dialekt und „Mutter Lenens Rache“ in hochdeutscher Sprache gab Rob. Weber[123]) mit einem ganz kurzen Lebensabriss des am 4. April 1835 zu Kestenholz bei Solothurn geborenen Autors heraus. — Von ihm und seinen Erzählungen entwirft ein ungenannter Vf.[124]) ein wirklich anschauliches Bild. Während sonst die berühmtesten Autoren von Bauerngeschichten in und ausser Deutschland selbst keine Bauern waren und sind, ist Joachim auch, als ihm schon litterarischer Ruhm zu Teil wurde, im Bauernstand verblieben, in dem ihn zuerst sein Vater, da er ihm das Studieren verwehrte und nur den Besuch einiger niedriger Schulen erlaubte, wider seinen Willen festgehalten hatte. Seit 1881 schrieb er, unbefriedigt von der geringen Kost, die er im Feuilleton der Tagesblätter fand, für eine politische Zeitung einzelne Bauerngeschichten, meist im Dialekt, später grössere Bauernromane, vaterländische Dramen und andere Dichtungen. Satirisch wendet er sich gegen die geistige und gemütliche Enge und Beschränktheit des Bauernvolkes, unter der er selbst gelitten hatte. Dabei offenbart sich ein freier, nach grossherziger, klassischer Humanität strebender Geist. Die Lektüre echter Poesie muss die in seiner Brust schlummernde Anlage geweckt und gestärkt haben. Wie Jeremias Gotthelf spricht auch Joachim, um zu bessern, also tendenziös. Dabei wird er leicht zu bitter, und sein goldener Humor leidet unter der Satire, niemals aber die Natur und Wahrheit der von ihm geschilderten Menschen. Als sein Meisterstück wird der Roman „Die Brüder“ bezeichnet, ein überaus reichhaltiges Abbild des gesamten Schweizer Volkslebens in seinen Höhen und Tiefen. Doch auch seine übrigen, weniger umfassenden Geschichten, von denen „Lonny die Heimatlose“ und „Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe“ herausgehoben werden, zeigen seine Liebe zur Natur, seine ruhigsachliche Darstellung, seinen Humor und künstlerischen Realismus ohne pessimistische Färbung, eine gewisse Mischung von Nüchternheit und Phantasie und eine treffliche sittliche Grundanschauung. — Ebenso preist Necker[125]) den Bauerndichter, der, obgleich Autodidakt, doch allem Dilettantismus fern geblieben ist, neben Bitzius, Anzengruber, Rosegger ein eigenes litterarisches Profil zeigt, über ein ihm eigentümliches Pathos verfügt, mehr in die Tiefe als in die Breite geht und trotz seiner Satire gegen die modischen Ausartungen des Bauerntums, gegen die „Engherzigkeit des typischen bäurischen Charakters“, doch den Stand liebt, aus dem er hervorgegangen. N. betont Joachims Kunst in der Schilderung von dramatisch bewegten Dorfscenen; in der Kraft der Charakteristik zieht er ihm nur Bitzius und Anzengruber vor; statt des nüchternen und trockenen Ernstes wünscht er ihm etwas mehr Humor. — Auch Spitteler[126]) stellt den durch unerbittliche Konsequenz von Handlung und Charakteren, durch grosse Linienführung ausgezeichneten, realistisch-getreuen, verständig-nüchternen Joachim, der nur in neuester Zeit zu schnell schreibe und daher nicht immer gesammelt genug sei, an die Spitze der heutigen Volkserzähler in der Schweiz. Neben ihm nennt er Meinrad Lienert, Notar im Bezirk Einsiedeln, als den grössten Meister des Dialekts, den die Schweiz je besass, am vorzüglichsten in der Schwyzer Mundart. Aber auch in seinen hochdeutschen Erzählungen findet S. zwingenden Humor, Urwüchsigkeit, ausserordentlichen Sprachreichtum, eine Fülle von Gleichnissen und Personifikationen, leuchtende Poesie neben unglaublicher Roheit, fabelhafter Naivetät und

---

Gesellschaft 8, S. 1550-72. (S. u. N. 178). — **115)** × B., K.F. Meyer, Angela Borgia: ib. S. 1236/7. — **116)** W. Langewiesche, E. Besuch bei C. F. Meyer: Gegenw. 42, S. 180/2. — **117)** M. R. v. Stern, E. Besuch in Kilchberg: BerlTBl: N. 172. — **118)** id., Ueber C. F. Meyer (Telegramm): ML. 61, S. 582. — **119)** id., Ueber C. F. Meyers Zustand: ib. S. 598/9. — **120)** C. F. Meyers Erkrankung: Gegenw. 42, S. 158. — **121)** × F. Brümmer, Wilh. Sommer: ADB. 34, S. 607/8. (Ziemlich oberflächlich). — **122)** ○ × Elsäss. Geschichten v. Wilh. Sommer: BURS. 56, S. 666/7. — **123)** Jos. Joachim, 1.'s Bäse-Nauggi. 2. Mutter Lenens Rache. Her. v. Rob. Weber. (=Schweiz. Nationalbibl. N. 28/9.) Aarau, Sauerländer & Co. IV, 127 S. M. 1,00. — **124)** Jos. Joachim als Bauerndichter: Grenzb. 1, S. 341-51. — **125)** M. Necker, Jos. Joachim: BLU.

deutlicher Kunstlosigkeit in der Komposition. Bescheiden, in schmerzlichem Ringen arbeitet sich hinter diesen beiden der Dorfschullehrer Fritz Marti zu Ennetbaden empor, dessen wenige bisherige Versuche ein aussergewöhnliches Talent verraten. Die schweizerische Volkserzählung im Ganzen charakterisiert S. als eine meist von Lehrern, Pfarrern und Journalisten gepflegte litterarische Gattung, die gewöhnlich ganz abhängig von den heimatlichen Eindrücken und ohne Einfluss von der deutschen oder internationalen Litteratur blieb. Sie weist in der Einzelschilderung volkstümlicher Vorgänge mitunter Scenen von realistischer Meisterschaft auf, bekundet daneben aber eine auffallende künstlerische Unsicherheit, enthält dicht neben dem Vortrefflichsten Dilettantisch-Unbrauchbares, Roheiten im Humor, kindliche Harmlosigkeiten im Witz und besonders viel schulmässige Steifheit und pathetisch-triviale Sentimentalität im Gefolge der hochdeutschen Sprache, die der Vf. nicht selbst spricht, sondern nur aus Büchern kennt. Und doch wollen die Leser hochdeutsche, nicht mundartliche Geschichten. Darum fangen die meisten Volksschriftsteller zwar im Dialekt an; sobald aber ihr Ruf über ihren Kanton hinausreicht, wenden sie sich zum Hochdeutsch und damit meistens auch zur idealen Schönfärberei: sie zeichnen körperliche Kraftmenschen und Tugendhelden, bringen konventionelle Liebesintriguen an und geben nur in den Episoden oft noch wirkliche Meisterstücke. Der Stil ist von natürlicher Ungeschminktheit weit entfernt; selbst die Natur liefert nicht die Ausbeute von Bildern, die man vermuten sollte, da z. B. die Alpen stets nur dekorativ zur patriotischen Symbolik verwertet werden. Für den Schweizer Schriftsteller führt jetzt der Weg zur Natur nur über die höchsten Gipfel der Bildung hinweg; nur die Künstler unter den Erzählern bieten Natur, nicht die Volkserzähler, von denen die begabtesten selbst höhere, allgemein litterarische Ziele zu verfolgen beginnen. —

Verschiedene der von Spitteler gerügten Fehler finden sich auch bei dem norddeutschen Volksdichter Karl Weise, von dem die Brüder von Napolski[127]) Erzählungen nebst einer kurzen Biographie des Vf. herausgegeben haben: Weise wurde am 19. Nov. 1813 zu Halle geboren, wurde nach einer dürftigen Jugend Drechsler, ging als solcher auf die Wanderschaft, arbeitete sechs Jahre in Berlin, siedelte 1848 nach Freienwalde über, heiratete, betrieb neben seinem Drechslergeschäft eifrig die Poesie, schrieb Lieder und Volkserzählungen, in denen er Handwerk, Familie und Vaterland verherrlichte, und starb am 31. März 1888.[128-129]). —

Näher auch in seinen Vorzügen steht den schweizerischen Volksschriftstellern Rosegger[130]), der die Anfänge seines Dichtens selbst in einem köstlich humoristischen, zugleich litterargeschichtlich wichtigen Aufsatze beleuchtet. Alles Mögliche schrieb R. als Hirtenknabe und Schneiderlehrling zusammen, und alles, auch das Lächerlichste, behandelte er mit furchtbarem Ernste. Als echter Dilettant verfasste er abenteuerliche Novellen mit Vorliebe für das Schaurige und Keck-Drastische, äusserlich Effektvolle, wenn auch innerlich Unbegründete; neben den Ausgeburten einer tollen, ganz ungeschulten Phantasie wiesen sie aber doch auch manchen guten humoristischen Zug auf. Daran reihten sich schwülstige oder nüchtern lehrhafte lyrische Gedichte, aber auch bessere, im Volksdialekt abgefasste Versuche, ferner Rätsel und ähnliche Spielereien, die meist auf wohlfeilen Wortwitz hinausliefen. Die religiösen Betrachtungen herrschten vor, im Anfang fanatisch einseitig, dann von milderer Duldung zeugend. Manchen Fortschritt bewirkten die zunehmenden, oft trüben Erfahrungen und die ungeheure Lektüre des Jünglings, der 1858—61 volle 359 Bände und Bändchen durchlas. Dann rührte sich auch die Kritik, und so zeichnete sich R. 1864 zwei hs. Bände auf mit dem Titel „Meine Gedanken“, darin allerlei Satire, Humor, Wortwitz, auch gute Selbstironie, namentlich Einfälle über seine Schneiderei. — Unbedeutender ist ein anderer autobiographischer Aufsatz Roseggers[131]) in humoristischem Tone über sein Geburtshaus, das er im Herbst 1891 wiedersah und fast in allem verändert fand.[132]) —

Die noch mehrfach besprochenen[133]) Erinnerungen Roseggers an Hamerling (vgl. JBL. 1891 IV 3 : 181) leiten zu diesem Freunde des steirischen Volksdichters über, dem auch in diesem Jahre eine rege Teilnahme bewiesen wurde. Zahlreiche Recensionen behandelten noch die Sammlung „Prosa“ aus seinem Nachlasse (JBL. 1891 IV 3 : 175)[134]). — Wie es scheint, ebenfalls aus dem Nachlasse wurde eine Darstellung

S. 657-59. — 126) K. Spitteler, D. Volkserzählung in d. Schweiz: ML. 61, S. 526/8, 543/5. — 127) K. Weise, Vertraue auf Gott u. deinen Kaiser u. drei andre Erzählungen. Her. u. mit e. Biogr. d. Dichters vers. v. St. u. M. v. Napolski. Mit d. Bilde K. Weises u. mit 2 Vollbild. v. G. Bartsch. (=Köhlers illustr. Jugend- u. Volksbibl. Volkserzählungen, Bd. 9.) Dresden-Leipzig, A. Köhler. 106 S. M. 0,75. (S. o. IV 2 : 127). — 128) × ○ R. Reinik, Märchen, neu her. v. D. Theden, mit 4 Illustr. v. E. Limmer. (= UB. f. d. Jugend N. 286.) Stuttgart, Union. 12⁰. 134 S. M. 0,20. — 129) ○ × W. Toischer, Was für Bücher sollen wir unseren Kindern zu Weihnachten kaufen? E. Wort über unsere Jugendschriften, (=Samml. gemeinnütz. Vortrr. N. 171.) Prag, Dtsch. Ver. zur Verbreit. gemeinnütz. Kenntnisse. 15 S. M. 0,20. — 130) P. K. Rosegger, Wie d. Almpeterl gedichtet hat. E. Studie über d. litt. Flegeljahre: Heimgarten 16, S. 457-63, 540/7. — 131) id., E. Wanderung zu meinem Geburtshause: ib. S. 351/6. — 132) ○ × Helen Zimmern, A Styrian Novelist: NatR. 1891, Nov. — 133) Th. v. Sosnosky: DR. 17, S. 141/2; WIDM. 72, S. 143. — 134) Grenzb. 1, S. 101/2; Th. v. Sosnosky: DR. 4, S. 142; Heimgarten 16, S. 155/6; HambCorrB. N. 23. (S. auch IV 1 e : 285; 5 : 278a). —

Hamerlings von einer grauenvollen venezianischen Geschichte ohne besonderen künstlerischen Wert mitgeteilt.[135]) — Ferner wurden fünf freundschaftliche Briefe Hamerlings an eine ungenannte Dame veröffentlicht, die vom 23. Sept. 1879 bis zum 17. Juli 1880 geschrieben sind und, wenn auch nicht uncharakteristisch für den Dichter, doch keine neuen bedeutenden Aufschlüsse über sein Leben und Wesen geben.[136]) Den Titel „Seelenliebe“, den der Herausgeber über die Publikation setzt, rechtfertigt wenigstens der Ton und Inhalt der Briefe nicht. — Persönliche Erinnerungen an Hamerling veröffentlicht von Sacher-Masoch[137]), der den stillzurückhaltenden Dichter 1862 im Tobelbad bei Graz kennen lernte, aber erst nach einigen Jahren, als Hamerling nach Graz übersiedelte, in engere Beziehungen zu ihm trat. So wohnte er der ersten Vorlesung des „Ahasver in Rom“ im Freundeskreise bei und verfolgte die Entstehung des „Königs von Sion“ Schritt für Schritt; bei der Schilderung dieser Ereignisse fällt manche gute Bemerkung über Hamerlings menschliches Wesen ab, besonders über sein Verhältnis zu Frauen und über seine Empfindlichkeit gegen die Kritik. Nach Jahren der Trennung sah S.-M. den Dichter 1871 wieder; aber erst während der J. 1877—80, die S.-M. in Graz verlebte, kam es nochmals zu einem dauernden freundschaftlichen Verkehr zwischen ihm, Hamerling und Rosegger. Der Aufsatz wäre recht verdienstlich, wenn der Vf. bei seinen Mitteilungen etwas mehr Takt walten liesse und nicht ganz unnötigerweise nebenbei gegen andere Künstler und Schriftsteller, die ihm persönlich unsympathisch sind, unberechtigte bissige Seitenbemerkungen anbrächte. — Auf Hamerlings Universitätsjahre in Wien geht Vancsa[138]) zurück, speciell auf seine Teilnahme am philologisch-historischen Seminar seit dem Herbst 1851. In diesem Seminar verfasste Hamerling im Juli 1852 eine noch ungedruckte Arbeit von 62 Oktavseiten über „Leben und Charakter des L. Aelius Sejanus“, für die er ein reiches Quellenmaterial durcharbeitete, die er aber nicht kritisch genug behandelte. In der Hauptsache lieferte er nur eine kürzere Nacherzählung des Tacitus, dessen Stil er auch nachzubilden suchte; die Lücken des Tacitus ergänzte er aus Dio Cassius. Um die neuere einschlägige Litteratur kümmerte er sich so gut wie nicht. Das Thema der wissenschaftlich geringwertigen Arbeit hatte sich Hamerling wohl selbst gewählt. Er hatte schon vorher an ein Drama „Hermann“, auch schon an seinen „Ahasver“ gedacht, den er später ja auch auf die Darstellung des Tacitus begründete. Manches in dem Aufsatze klingt an das Drama „Danton und Robespierre“ an. — Ein ungenannter Orientalist[139]) untersucht Hamerlings, des wissenschaftlich universellen Geistes, Verhältnis zu den morgenländischen Sprachen und Litteraturen. Auf der Universität trieb er Sanskrit, mit dem er sich später nicht mehr beschäftigt zu haben scheint, hernach Persisch, das er auch fernerhin pflegte. In einem Triester Gymnasialprogramm von 1856 übersetzte er einiges möglichst wörtlich aus Dschami; später las er wenigstens noch eifrig Dschelaleddin, Firdusi und andere persische Dichter. Die deutschen Nachbildungen der persischen Poesie verspottete er in der litterarischen Walpurgisnacht (trotz der Anklänge an Immermann nicht sonderlich glücklich). — Gut gemeint, aber ziemlich seicht ist ein Vortrag von Knauer[140]), der mit ungenügenden Kräften den Beweis versucht, dass Hamerlings „Atomistik des Willens“ siegreich gegen den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns ankämpfe. Doch schränkt schon die Vorbemerkung des Vf. das Ergebnis seines Vortrags dahin richtig ein, dass trotz dieses Kampfes Hamerling doch auch kein Optimist war, sondern auf einer von den zahllosen Zwischenstufen zwischen Optimismus und Pessimismus stand. Auf welcher aber? Das war zu beweisen![141]) — Sevenig[142]) endlich beleuchtet die Hauptpersonen im „Ahasver in Rom“, Nero und Ahasver, indem er sie mit Faust und Mephistopheles vergleicht. Auch Hamerlings Poesie hat nicht die Welt der Thaten, sondern das innere Seelenleben der in seinen Gedichten auftretenden Personen zum Gegenstande: er schafft psychologische Epen, wie einst schon Wolfram in seinem „Parzival“. Die Aehnlichkeit mit Goethes „Faust“, dessen zweiten Teil S. übrigens kläglich missversteht und ganz ungerecht beurteilt, weist er hauptsächlich in so weit nach, dass Nero, wie Faust erfüllt von masslosem, übermenschlichem Streben (und zwar nach Lust, unbeschränkter Willkür und dem Kampf mit dem Schicksal) und in diesem Streben gleich Faust ein Vertreter der ganzen Menschheit, durch seinen bösen Dämon Ahasver von Verbrechen zu Verbrechen getrieben wird, wie Faust durch Mephisto. Aber er geht in der Schuld unter, Faust wird gerettet. Die düstere Färbung

---

135) D. weisse Frau im Schlosse v. Collalto. E. venez. Sage v. R. Hamerling: Heimgarten 16, S. 18-24, 96-102. — 136) F. R., E. Seelenliebe: BerlTBl. N. 470. (Vorher in d. „Wiener Mode“ abgedr.). — 137) L. v. Sacher-Masoch, Erinnerungen an R. Hamerling: Gegenw. 42, S. 230/3. — 138) M. Vancsa, E. ungedr. hist. Jugendarbeit R. Hamerlings: ÖUR. 13, S. 63-73. — 139) R. Hamerling als Orientalist. Von e. Orientalisten: Heimgarten 16, S. 548-51. — 140) V. Knauer, R. Hamerling gegen d. Pessimismus Schopenhauers u. Hartmanns. Vortr. geh. in d. philos. Ges. der k. k. Wiener Univ. am 12. Dec. 1891. Wien u. Leipzig, Braumüller. 22 S. M. 0,70. — 141) ○ × B. Brukner, Hamerling als Erzieher. Hamburg, Verlagsanst. IX, 136 S. M. 2,00. — 142) N. Sevenig, D. verwandten Hauptpersonen in R. Hamerlings „Ahasver in Rom“ u. Goethes „Faust“.

und den pessimistischen Charakter des Hamerlingschen Werkes setzt S. auf Rechnung der Schopenhauerschen Philosophie. In Ahasver und in Mephisto sieht er zwei Geister der Zerstörung, die, weil das eigene Dasein ihnen zur Last geworden, mit ihm auch einen mit grossen Naturanlagen ausgestatteten Mann zu vernichten suchen; aber diese Aehnlichkeit zwischen dem Teufel und dem (freilich allegorisch vertieften) menschlichen Verbrecher, die S. herausklügelt, bleibt doch äusserlich. Richtig ist, dass Hamerling seinem Gedichte und besonders dem Nero einen faustischen Zug zu geben sich bemühte. Auch das strenge Urteil ist im ganzen zu unterschreiben, das S. über die psychologisch nicht hinreichend motivierte Häufung des Grässlichen bei Nero und über die Ueberflüssigkeit Ahasvers für die Handlung des Gedichtes fällt: das Symbolische überwiegt allzu sehr bei dieser Gestalt, die mit ihrer Todessehnsucht nur immer redend, nie handelnd erscheint, und schädigt ihre Wahrheit und Lebensfrische. —

Von Jordan erschien nur die Uebersetzung der „Ilias" in neuer Auflage[143]) und fand, vermutlich durch J. V. Widmann, eine wohlwollende Besprechung, die jedoch mit Recht die germanischen Anklänge und alles individuell Jordansche in der Verdeutschung des alten Homer ablehnte. —

F. W. Webers[144]) „Dreizehnlinden" erschien in 54. Auflage. Dabei wurden die kurzen Erläuterungen der altdeutschen Glaubens-, Rechts- und sonstigen Volksverhältnisse am Schlusse des Gedichts etwas vermehrt und den sachlichen Anmerkungen auch mehrere sprachliche beigefügt, um einige ungewöhnlichere Wörter, die das Gedicht enthält, zu erklären. — Eine sprachlich etwas freie, aber echt dichterische und vollkommen verständlich gehaltene Strophe des Werkes, dem Rabenlechner[145]) eine mir unbekannt gebliebene Abhandlung widmete, wurde mit zwei schulmeisterlichen Besserungsvorschlägen bedacht, die von nüchternster Spiessbürgerlichkeit und Verkennung der Sprachrechte des Dichters zeugen.[146]) — Webers neue Dichtung „Goliath"[147]) wurde als formenschönes und inniges Idyll aus dem norwegischen Volksleben von verschiedenen Seiten willkommen geheissen; lächerlich übertreibend ist das Lob Raichs. —

Unter den übrigen Werken der katholischen Poesie ist die episch-lyrische Evangelienharmonie „Der Königin Lied" von Emilie Ringseis[148]) weitaus das bedeutendste; dem ersten Buche der ekstatisch-mystischen Dichtung, das unter dem Titel „Magnificat" 1890 erschien, sind nunmehr das zweite („Hosanna") und dritte („Kreuz und Halleluja") gefolgt, inhaltlich überall an die Psalmen und andere Bibelbücher, an katholische Hymnen und geistliche Lieder, an Dichtungen der Spätromantik anklingend, formell in ihrer Fülle von Metren und Rhythmen ganz und gar von der Romantik abhängig. Lyrische Betrachtung und lyrische Empfindung überwiegt, zum Teil warm und echt poetisch, zum Teil aber auch nur fromm und überschwänglich stammelnd; zur Mutter Gottes, der „Königin von Sion", steigt das Loblied auf, das Schritt für Schritt die gesamte Heilsgeschichte verherrlicht.[149]) —

Scheffels „Trompeter" erlebte seine 200. Auflage, kaum vierzig Jahre nach seiner Entstehung.[150]) — Aus dem Nachlasse des Dichters, aus dem schon in den vorausgehenden Jahren manches treffliche Gedicht in Versen oder Prosa hervorgeholt worden war[151]) (s. o. IV 2 : 226-39) wurden köstlich humoristische, burschikos frische Episteln[152]) veröffentlicht, zunächst Briefe des jungen Rechtspraktikanten aus Säkkingen von 1850—51, reich an Poesie und stellenweise auch kulturgeschichtlich interessant für die Kenntnis des Volksstamms, den Hebel besungen hat, dann Berichte von Reisen durch die Schweiz und Italien (1852), durch Südbayern und Tirol (1855), die ersteren mit vielen Anspielungen auf ältere Zeiten ausgestattet und glücklich in altertümelnder Sprache abgefasst. — Mehrfach wurde ein humoristischer Brief Scheffels vom 9. Okt. 1854 abgedruckt,[153]) der, ebenfalls in altertümelnder Sprache, Glückwünsche zur Verlobung eines Freundes enthält. — Kleine Beiträge zur Lebensgeschichte Scheffels[154-155]) giebt Stöckle,[156]) indem er den Kreis der Menschen schildert, mit denen der Dichter

---

Progr. d. Gymn. Diekirch, J. Schroell. 1891. 4°. 41 S. — **143**) ○ W. Jordan, Homers Ilias übers. u. erklärt. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Selbstverl. 686 S. M. 4,00. |[(J. V. Widmann:) Bund[B]. N. 13.]| — **144**) F. W. Weber, Dreizehnlinden. 54. Aufl. Paderborn, Schöningh. IV, 382 S. M. 5,00. — **145**) ○ M. M. Rabenlechner, F. W. Webers „Dreizehnlinden". Wien, Drescher & Co. 22 S. M. 0,40. — **146**) Zu e. Strophe in Webers „Dreizehnlinden": ZDS. 5. S. 194/5. — **147**) F. W. Weber, Goliath, 1.—4. Aufl. Paderborn, Schöningh. 12°. III, 130 S. M. 2,80. |[C. S.: DR. 4, S. 379; F. Schnürer: ÖLBl. 1, S. 582/4; J. Endres: HPBll. 110, S. 386/8; J. Raich: Katholik 72, S. 383/4.]| — **148**) Emilie Ringseis, D. Königin Lied. Dichtung in 3 Büchern. 2. Buch: Hosanna. 3. Buch: Kreuz u. Halleluja. Freiburg i. B., Herder. VIII, 267 S.; IX, 214. M. 6.50. — **149**) × [R.] v. L[iliencron], K. Siebel: ADB. 34, S. 166/7. (Verspäteter Romantiker). — **150**) Jos. V. v. Scheffel, D. Trompeter v. Säkkingen. E. Sang v. Oberrhein. 200. Aufl. Jubiläumsausg. Mit Illustr. v. Anton v. Werner. Stuttgart, Bonz & Co. 12°. XXVIII, 289 S. M. 4,80. — **151**) × A. H., Aus Scheffels Nachlass: DRs. 70, S. 150/1. — **152**) J. V. v. Scheffel, Episteln. Mit d. Portr. d. Vf. Stuttgart, Bonz & Co. 334 S. M. 3,60. |[A. H.: DRs. 73, S. 466; M. Koch: SchlesZg. N. 463 (mit manchen weiten Ausblicken auf d. Weltlitt.); J. S(ittard): HambCorr. N. 636; SchwäbKron. 4. Aug.; TglRs[B]. N. 152.]| — **153**) E. Brief J. V. v. Scheffels. NBerlMusikZg. N. 12.. (S. auch SchwäbMerk. 14. Jan.; Didask. N. 16; TglRs 10. Jan.) — **154**) × ○ Erzählungen e. alten Jenenser Teutonen: BurschenschaftlBll. 6, S. 107-10 (Darin: Zusammentreffen mit Scheffel). — **155**) × Wilh. Schleussner, J. Prölss, Scheffels Leben u. Dichten (1887): LBlGRPh. 13, S. 116/7.) Ablehnend). — **156**) J. Stöckle, Scheffel in Dürrheim. E. Beitr. z. Biogr. d. Dichters: StrassbPost.

1881 während eines Aufenthalts in Dürrheim und in dem benachbarten Rietheim besonders gern verkehrte. Auch ein paar noch unbekannte Verse Scheffels aus jenen Tagen teilt er mit. — Zernin [157]) erzählt von Scheffels Erwerbung eines Grundstücks bei Radolfzell und dem Bau der 1871 bezogenen Villa Seehalde, dann von dem Bau und der Einrichtung seines 1879 vollendeten Hauses auf der Mettnau. Die sorgfältige Schilderung schöpft teils aus den eignen Erinnerungen des Vf., die er schon früher auch veröffentlichte, teils aus dem gleichfalls bereits gedruckten Bericht der Frau Alberta von Freydorf. — Der 1890 von dem Schriftsteller Anton Breitner bei Salzburg gegründete Scheffelbund [158]), der sich auch um die Herausgabe eines Scheffeljahrbuchs (vgl. IV 2 : 226) bemüht, breitete sich namentlich in Baden und im übrigen Süddeutschland aus. — In Karlsruhe wurde dem Dichter ein Standbild [159]) errichtet, von H. Volz ausgeführt, das am 19. Nov. feierlich enthüllt wurde, nachdem M. Bernays in seiner Festrede Scheffel als poetischen Seher gepriesen, der Vergangenheit und Gegenwart in seiner sittlich wie künstlerisch lauteren, mit lebensvollem Humor die Jugend fesselnden Dichtung verband. [160-161]) —

Von Scheffels einstigen Genossen im Münchener Dichterkreise hat Hermann Lingg [162]) eine neue, vielfach verbesserte Auflage seiner „Völkerwanderung" veranstalten können. — In einem feinsinnigen, wenn auch ein wenig überschwänglichen Aufsatze wies Frida Port [163]) auf die Verbesserungen dieser Ausgabe hin, besonders auf die neue Einfügung der Taufe der Eudoxia und ihrer Hochzeit mit Arcadius. Liebevoll erörterte sie die künstlerische Komposition des Epos, dessen Stoff, wie bei dem persischen Schah-Nameh, nicht Ein Held und Eine kurze Handlung, sondern ein unermesslicher geschichtlicher Zusammenhang von Ereignissen ist, in welchem sich jedoch ein einheitlicher Gedanke offenbart, der allmähliche Untergang der alten römischen Welt und das Aufkeimen einer neuen, den germanischen Völkern gehörenden Zukunft. Mit richtigem Verständnis betrachtete sie die technische Sorgfalt des Dichters, besonders wo es die innere Form gilt, den parallelen Aufbau verschiedner Abschnitte seines Werkes, die Charakteristik der Germanen, Römer und Griechen, die Gegenüberstellung der Religionen, die glückliche Behandlung typischer Gestalten von symbolischer Bedeutung. —

Graf Schack trat wieder mit zwei dramatischen Dichtungen hervor, in deren Besprechung Lambel [164]) einige Grundzüge der künstlerischen Persönlichkeit Schacks hervorhob, die auch für ihn als Epiker bezeichnend sind, seine Zukunftsfreudigkeit, die ihn das Paradies in der Zukunft suchen lässt, ohne dass er deshalb sein Auge vor den Nachtseiten der Schöpfung verschliesst, seinen trostreichen Glauben an die Religion der schicksalbezwingenden, welterlösenden Liebe. —

Die übrigen einstigen und jetzigen Mitglieder der Münchener Schule kommen hier durchweg nur als Prosaerzähler in Betracht. Von verschiedenen Novellen und Romanen von Riehl [165-166]) und Ebers [167-171]) sind englische Ausgaben und Uebersetzungen veranstaltet worden. — Ebers veröffentlichte neben einzelnen Romanen, unter denen besonders „Per aspera" zusammen mit Gottschalls „Verkümmerten Existenzen" und Fontanes „Frau Jenny Treibel" von Ettlinger [172-173]) rühmlich besprochen wurde, den 1. Band seiner Selbstbiographie, der bis ins J. 1864 reicht [174]) und sogleich in Bartels einen strengen, vielfach voreingenommenen Kritiker fand. Ihm ist Ebers nur eine liebenswürdige, aber keine bedeutende Natur; er wirft ihm sein weitschweifiges Plaudern, seine geringe Kunst der Charakteristik und besonders seinen einseitigen Optimismus vor. Das Vorbild zu Ebers Selbstbiographie erblickt B. in Holteis „Vierzig Jahren". — Wilhelm Jensen wurde gelegentlich seiner neuen Romane „Die Schatzsucher" und „Jenseits des Wassers" von R. von Gottschall [175]) als Meister der Stimmung, des Helldunkels, des phantastischen Humors gepriesen, der weniger an

---

N. 183. — 157) Gbh. Zernin, Scheffel als Gutsherr in Radolfzell: ib. N. 52. — 158) D. Scheffelbund: SchwäbMerk. 22. Jan. — 159) D. Scheffeldenkmal u. d. Scheffelfeier in Karlsruhe: StrassbPost. N. 323. — 160) × ○ J. Stöckle, D. Freunde Scheffels für Scheffelfreunde: SchlesZg. N. 235. — 161) × ○ R. Baumbach, Tales from Wonderland, transl. by E. B. Dole. (= Camelot Classics.) London, W. Scott. 1891. 12°. Sh. 1,00. — 162) H. Lingg, D. Völkerwanderung. Epos. 2. Aufl. Stuttgart, Cotta. III, 527 S. M. 6,00. — 163) Frida Port, H. Linggs Völkerwanderung: AZg^B. N. 185. — 164) H. Lambel, Zwei neue Dichtungen d. Grafen A. Fr. v. Schack: ib. N. 279-80. — 165) ○ H. W. Riehl, „Seines Vaters Sohn" and „Gespensterkampf". Edit. with notes by H. T. Gerrans. Oxford, Clarendon Press. 1891. 12°. Sh. 2,00. — 166) ○ id., Meister Martin Hildebrand. Edit. by H. S. Beresford-Webb. London, Percival. 12°. Sh. 2,00. (S. o. N. 58). — 167) G. Ebers, E. Frage. Idyll zu e. Gemälde seines Freundes Alma Tadema erzählt. Edit. with lit. introd. and notes by F. Storr. (= Whittakers series of modern German authors with introd. and notes. Edit. by F. Lange, in cooperation with F. Storr and A. A. Macdonell.) London, Whittaker & Co. 1891. 117 S. Sh. 2,00. (Mit überschwänglich lobender Einl.). — 168-170) ○ id., Per aspera. 2 vol. London, Low. Sh. 21,00. — 171) ○ id., Elixier and other tales, transl. by E. H. Bell. New-York. 1891. 16°. — 172) J. Ettlinger, Neue Romane: AZg^B. N. 153. — 173) × ○ Wolfgang, Dtsch. Romane (Besprechung v. G. Ebers, Melissa, und W. Jordan, D. Sebalds.): NedSpect. S. 283/4. — 174) ○ G. Ebers, D. Geschichte meines Lebens. V. Kind bis z. Manne. Mit e. Bild. in Lichtdr. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst. VIII, 522 S. M. 9,00.

Jean Paul als an Tieck, Arnim und andere Romantiker erinnert.[176]) — Den zweiten der eben erwähnten Romane bespricht zusammen mit einer Erzählung von Gottschall und einer von Wichert auch ein ungenannter, recht oberflächlicher Recensent[177]); etwas tiefer geht Fechner[178]), der ausser Romanen von Jensen auch solche von Conr. Ferd. Meyer, Wilbrandt, Rodenberg, Wichert, E. Eckstein, Max Nordau, R. von Gottschall, Hans Hoffmann, Fontane, Marie von Ebner-Eschenbach usw. kritisch betrachtet. — Auch Rütenauer[179]) behandelt zugleich mit Jensens „In Zwing und Bann“ Wilbrandts „Novellen aus der Heimat“, „Margarethe“ von Marie von Ebner-Eschenbach und einige Novellen von F. von Saar und von K. Strecker. —

Der Kampf gegen die neueste Schule in unserer Kunst, den gemeinschaftlich Adolf Wilbrandt und Paul Heyse in ihren Romanen „Hermann Ifinger“ und „Merlin“ eröffneten, veranlasste Joh. Proelss[180]) zu einer vergleichenden Charakteristik der beiden Dichter. Beide sind selbst künstlerische Realisten, Wilbrandt gerade in diesem Punkte trotz seiner andersartigen nordischen Natur der nächste Schüler Heyses. Beide hatten das Bedürfnis, bei den bildenden Künstlern in die Schule zu gehen und namentlich mit den Malern um die Wette sich in der Kunst, „das Schöne schön zu sehen“, zu vervollkommnen. Aber zugleich haben sie beide niemals aus weichlicher Schönheitssucht die Bilder des Lebens verfälscht, sondern gerade sie haben in Romanen, Novellen und Dramen dem künstlerischen Realismus neue Gebiete erschlossen. Ihre künstlerische Schönheitspflege schloss die Darstellung des an sich Hässlichen (wilder Leidenschaften, furchtbarer Verbrechen) ebenso wenig aus wie die Schilderung harmloser Beschränktheit oder der Notdurft des Lebens. Nur war das bei ihnen stets Mittel zum Zwecke der Kunst, nicht selbst Zweck. Allerdings besitzen beide eine elementare Scheu vor dem Hässlichen; sie hassen aus angeborenem Schönheitssinn das Gemeine als die sittliche Form des Hässlichen. Und so sind sie zur dichterischen Bewältigung gewisser Erscheinungen und Schicksale in unserer gährenden Zeit weniger geeignet als andere, denen aber zufällig wieder der Sinn für künstlerische Schönheit abgeht, und die nun sehr unrichtig aus ihrer Not eine Tugend und Forderung für die Kunst machen. Denn auch die poetische Gestaltung des modernen Lebens kann wahr und zugleich schön sein. Von diesem Standpunkte aus zergliedert P. objektiv die beiden Romane, die ja auch im einzelnen manchen wesensverwandten Zug aufweisen, hebt feinsinnig wiederholt die Einheit der künstlerischen Erzählung und der vom Dichter ausgesprochenen Tendenz hervor, spürt auch die hie und da eintretende Inkongruenz zwischen der Absicht und der dichterischen Ausführung alsbald heraus, beurteilt aber die Schwächen der beiden Romane, die er keineswegs übersieht, verhältnismässig milde. — Fast noch anerkennender äussert sich Carrière[181]) über den „Merlin“, in welchem er die ganze Kunst der Seelenmalerei Heyses, des „Novellisten der psychologischen Probleme“, bewundert. — Desto bittrer spricht sich Servaes[182]) aus, der die Fehler im künstlerischen Aufbau des „Merlin“ sehr richtig erkennt und bekämpft, dafür aber ohne Sinn für epische Stilisierung des Dichters die zu glatt fliessende Sprache Heyses rügt und in einem einzelnen Falle mit einem missglückten Besserungsvorschlag bedenkt. Teilweise noch schwächer ist, was S. gegen die Tendenz der Heyseschen Poesie überhaupt bemerkt. Heyse ist ihm ein „Salonnovellist“, das „vollkommenste Exemplar Goethescher Inzucht“; als moderne Natur habe er den ihm eingeimpften Klassizismus in Italianismus umgesetzt und dadurch dem germanischen Bewusstsein wesentlich näher gebracht. Er lebe durchaus in einem Element massvollen, aber chronischen Schönheitsrausches, sei immer stilvoll; der Duft erster Frische fehle bei ihm fast immer, der angenehme Zauber feinster Kultur wohl nie (während für Goethe Kultur und Natur völlig identisch gewesen sei). Immerhin erkennt S., von der unverantwortlichen Grobheit Conrads[183]) weit entfernt, Heyse als eine erfreuliche Erscheinung in unserer Litteratur an, der nur etwas unrettbar Epigonenhaftes anhafte; wenn nur nicht Heyses „Blindheit“ gegen die Allerneuesten, sein „Fangballspiel“ mit den ewigen Gegensätzen von Wahrheit und Schönheit wäre (s. IV 5 : 279)! — Eine neue, von polemischer Tendenz ziemlich freie Sammlung von Novellen Heyses, „Aus den Vorbergen“ betitelt, betrachtet Muncker[184]) mit besonderer Rücksicht auf ihre eigenartigen psychologischen Probleme und auf die zwischen Lyrik und Epik in glücklicher Mitte schwebende Darstellungskunst des Dichters. — Die Sprache Heyses prüft Sanders[185])

|[A. Bartels: Didask. N. 290.]| (S. JBL. 1893 IV 1c). — **175)** R. v. Gottschall, Neue Romane v. W. Jensen: AZg[B]. N. 282. — **176)** × ○ P. M., Wilhelm Jensen als Humorist: HambNachr[B]. N. 18. — **177)** Am Kamin: NorddAZg[B]. N. 47. — **178)** [H.] F[echner], Neue Romane u. Novellen: SchlesZg. N. 85, 88, 859, 874, 880. (S. o. N. 114). — **179)** B. Rütenauer, Novellen aus d. Heimat v. A. Wilbrandt u. andere Erzählungen: BLU. S. 101/2. — **180)** Joh. Proelss, Zwei idealist. Kampfromane. (Wilbrandts „Hermann Ifinger“ u. Heyses „Merlin“): AZg[B]. N. 171/2. — **181)** M. Carrière, Heyses Merlin: Gegenw. 42, S. 182/5. — **182)** F. Servaes, P. Heyse u. d. junge Schule: FrB. 3, S. 736-41. — **183)** M. G. C[onrad], P. Heyse, E. unbeschriebenes Blatt: Gesellschaft 8, S. 1518. — **184)** F. Muncker, „Aus d. Vorbergen“: AZg[B]. N. 292. — **185)** D. Sanders, Einige sprachl. Bemerkungen z. Bd. XIX v. P. Heyses „Ges. Werken“ (Berlin 1885): ZDS. 5, S. 209-13, 249-57.

in gewohnter Weise. Sein Urteil fällt im allgemeinen lobend aus; nur gegen Einzelheiten, in denen Heyse oft gerade eine sprachschöpferische Kraft bewies, richtet sich sein pedantischer Tadel.[185a]) —

Den sittlichen Grundgedanken in Gustav Freytags „Ahnen" würdigt Landmann [186]) in inniger Verehrung. Er erkennt ihn in der Verherrlichung der in der Sehnsucht des Deutschen von jeher mit einander verbundenen „Lieb' und Treu'": die Treue der ausharrenden Liebe, die Mannentreue, die Treue gegen den Gastfreund, die Treue der freien Bauern, Freundestreue, Vaterlands- und Volkestreue sind die Tendenzen, die Freytags Romancyklus verfolgt. — Die erste Erzählung darin, „Ingo und Ingraban", wird von Heussner [187]) liebevoll untersucht. Er hebt Freytags pädagogische Bedeutung hervor, bespricht den Inhalt, Zeit und Ort sowie die Hauptpersonen der Handlung, weist auf einzelne Analogien mit den Ereignissen im „Beowulf", Nibelungenlied, Waltharilied, in der „Kudrun" und besonders in den homerischen Epen hin und stellt schliesslich mehrere Urteile über den Roman aus den J. 1872—73 zusammen. — Aus Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" und zwar aus den der neuen Zeit, besonders dem 18. und 19. Jh. gewidmeten Abschnitten veranstaltet Mathès[188]) grössere Auszüge zum Uebersetzen ins Französische, die er mit wenigen Anmerkungen zur Erklärung biographischer, geographischer und litterarischer Verhältnisse begleitete. — Zum Uebersetzen ins Englische besorgte Crump [189]) eine verkürzte Ausgabe von „Soll und Haben" mit dürftiger biographischer Einleitung und sprachlich-sachlichen Anmerkungen. Ausgeschieden aus der Erzählung und in einer Anmerkung kurz zusammengefasst ist alles, was nicht unmittelbar mit der eigentlichen Entwicklung des Helden (Anton) zusammenhängt. — Endlich wurde die „Verlorene Handschrift" ins Englische übersetzt.[189a]) —

Verhältnismässig still ging der 70. Geburtstag Robert Waldmüllers (17. Sept. 1892) vorüber. Nur Roeder [190]) schilderte ausführlicher das Leben, kürzer die Dichtungen des Autors, der sich nicht der verdienten Popularität erfreue, und pries seine humoristische Anlage, seine Gemütstiefe, den Adel seines Geistes, die Schönheit seiner Formgebung, besonders aber die behagliche Leichtigkeit seiner Erzählung, die Einfachheit und Innerlichkeit seiner Darstellung. —

Auch Wilhelm Raabe ist nach der Flut von Geburtstagsartikeln, die ihm das vorige Jahr brachte, etwas spärlicher behandelt worden. Im Anschluss an seine neuesten Romane, besonders an „Gutmanns Reisen", erschienen einige Aufsätze, die sein schriftstellerisches Wesen überhaupt zu charakterisieren versuchten. Speyer [191]) betont die tiefe Innerlichkeit der Empfindung in allen Werken Raabes, die versöhnende, milde Menschenliebe, die stets die Wurzel seines Humors ist, auch wo sich dieser in ingrimmige Ironie verwandelt, ferner seine Vorliebe für kleinbürgerliche Leute, seine Anschauung, dass das einzige echte Glück in der Zurückgezogenheit von der grossen Welt zu finden sei. — Rob. Lange [192]) rühmt Raabe als den ersten deutschen Humoristen seit Kellers Tode, der seine Stoffe aus der Gegenwart oder unmittelbaren Vergangenheit nimmt. Gegenüber dem unberechtigten Vorwurf einer mangelhaften Komposition seiner Romane weist er auf seine meisterliche Kunst hin, eine an sich einfache Handlung durch Erzählungen aus der Vergangenheit zu beleben, auf seine Fülle von kleinen, feinen Zügen, seinen Zauber der Scenerie, seinen Reichtum und seine Tiefe in der Charakteristik, seine Vorliebe für Sonderlinge, die jedoch Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben, für energische Frauen und für Mädchen, die in aller Not den Kopf oben behalten und sich rein bewahren. — Straeter [193]) beschränkt sich auf „Gutmanns Reisen", wo Raabes Humor sich auf das politische Gebiet hinüberwendet, und zeigt, wie warm das vaterländische Herz des Dichters schlägt, obwohl er die nationalpolitischen Bestrebungen seines Volkes zu belächeln scheint. Auch die Politik ist ihm nicht bloss Sache des Kopfes, sondern des Herzens. Er mahnt, trotz der Verschiedenheiten in den politischen Meinungen nicht zu vergessen, dass alle Deutschen Kinder derselben Mutter seien. Die Politik will er als eine Familienangelegenheit unseres Volkes betrachtet wissen, wie andererseits dem Deutschen seine Familienangelegenheiten zu politischen werden sollen. — Auf Straeters achtungsvolle Polemik gegen Lazarus[194]), der in seinem „Leben der Seele" (1856) sich gegen eine humoristische Behandlung politischer Fragen ausgesprochen hatte, antwortet dieser selbst, er habe seine ehemalige Behauptung

---

— 185a) German Fiction: Novels by Lindau, Lewald, Paul Heyse etc. Chicago. 1891. 12⁰. — 186) K. Landmann, Dtsch. Liebe u. dtsch. Treue in G. Freytags „Ahnen": ZDU. 6, S. 81-104, 145-67. — 187) (I 5:39) |[K. Landmann: ZDU. 6, S. 726/7.]| — 188) M. Mathès, G. Freytag, Bilder aus d. Dtsch. Vergangenheit. Aus neuer Zeit. Extraits. Avec une introd., des notes et des. notices biog. et géog. Paris, Garnier frères. VI, 276 S. (S. IV 5:159). — 189) H. Crump, Soll u. Haben by G. Freytag. Adapted and annot. for school use. (=Whittaker's Modern German authors.) London, Whittaker & Co. VIII, 199 S. Sh. 2,60. — 189a) ○ G. Freytag, Lost Manuscript. Author. transl. 2 vols. Chicago. 1891. 8⁰. Sh. 2,10. — 190) E. Roeder, R. Waldmüller: BLU. S. 625/7. — 191) M. Speyer, W. Raabe. E. Skizze: Didask. N. 132. — 192) R. Lange, W. Raabe: BLU. S. 81/3. — 193) E. Straeter, W. Raabes neues Buch: AZg[B]. N. 126. — 194) M. Lazarus, Noch einmal „Gutmanns Reisen" v.

schon in der zweiten und dritten Auflage seines Buches (1876 und 83) dahin ergänzt, dass das Verbot nur von früheren Zeiten gelte, nicht mehr aber heute nach der glücklichen Wendung unserer Politik. Zugleich erinnert L. an Reuters „Franzosentid“ und „Stromtid.“ —

Unter den jüngeren deutschen Humoristen ragt Heinrich Seidel hervor, der wieder einen neuen Band[195]) seiner durch mehrere lobende Kritiken ausgezeichneten gesammelten Schriften erscheinen lassen konnte. — Eine ältere Geschichte Seidels[196]) erfuhr eine englische Ausgabe.[196a-196e]) —

Dem idealistisch-künstlerisch schaffenden Hans Hoffmann, der in seinem „Eisernen Rittmeister“ seine Lebensanschauung und Ethik in humoristisch-dialektischer Form darstellte und nun im „Landsturm“ sich als Meister der tragischen Erzählungskunst, als Zeichner kraftvoller, in ihrer Entwicklung überwältigender Charaktere bewährte, widmete Necker[197]) einen von höchster Anerkennung zeugenden Aufsatz (s. o. N. 178). — Auch Götze[198]) rühmt ungemein jenen Roman, den er zusammen mit mehreren anderen Erzählungen (von H. Heiberg, K. Frenzel, P. Raché) und mit verschiedenen Uebersetzungen bespricht. —

Aus Ferdinand Kürnbergers Nachlass wurde von Lauser[199]) eine ganz gut beginnende, in ihrem weiteren Verlauf aber furchtbar äusserlich und konventionell gehaltene Novelle „Löwenblut“ veröffentlicht, an der fast nur die Zeichnung des Hauptcharakters ein tieferes Interesse einflössen kann. —

Der frühe Tod Emil Mario Vacanos (16. Nov. 1840 — 9. Juni 1892) veranlasste einen kurzen Nekrolog von Salomon[200]), der auf das Vagabundenhafte im Leben und auf die kecke Munterkeit in den Werken Vacanos nachdrücklich hinwies, und eine wissenschaftlich ganz wertlose spiritistische Geschichte, die öfters unfreiwillig komisch wirkt, von Andow[201]). —

Von Spielhagens ausgewählten Romanen[202]) erschien der 19. Band sowie der Anfang einer zweiten Auflage[203]); ihren Vf. charakterisierte bei dieser Gelegenheit Breitinger als den neben Auerbach und Freytag bedeutendsten Meister des Zeitromans, worin sich die Aera der liberalen Bourgeoisie spiegelte (s. o. I 11 : 230). — Von Frenzels gesammelten Werken[204]) trat der 6. Band ans Licht. — Fritz Mauthners Roman „Hypatia“ wurde auf seinen historischen Inhalt und seinen modernen satirisch-ironischen Ton von Bach[205]) und von Brahm[206]) geprüft. Dem Lobe Bachs stimmt Brahm nur mit Einschränkung bei. Er rügt die teilweise alten, nicht originellen Motive des Romans, den er trotz seiner beständigen Anspielungen auf die Gegenwart und seines leichten Feuilletonstils nicht wirklich modern und wirklich realistisch zu finden vermag. Mauthner scheint ihm nur auf dem Wege zum künstlerischen Naturalismus, wie ihn im historischen Romane und Drama Flaubert und Ibsen durchführten, aber noch weit vom Ziele selbst entfernt zu sein.[207-210]) —

Frauen spielen in der neuesten deutschen Romanlitteratur eine grosse Rolle (s. o. N. 208). Ihrem gesellschaftlichen Range nach steht an ihrer Spitze Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, deren Ruhm nun auch in französischer und englischer Sprache verkündigt wird.[211-212]) — Gleich ihr neigt Ilse Frapan[213-214]) sowie

---

W. Raabe. An Herrn E. Straeter: ib. N. 133. — **195**) H. Seidel, Ges. Schriften. (X. Bd. D. Schatz u. Anderes.) Leipzig, Liebeskind. 16⁰. VII, 302 S. M. 3,00. |[F. Schnürer: ÖLBl. 1, S. 486/7; Th. Breitinger: ML. 61, S. 852.]| — **196**) ○ id., Weihnachten bei Leberecht Hühnchen. Edit. by R. J. Morich. London, Percival. 18⁰. Sh. 1,00. — **196a**) ○ E. Eckstein, D. Besuch in Carcer. Edit. by J. A. Stephens. London, Percival. 18⁰. Sh. 1,00. — **196b**) ○ J. v. Dewall. Auf verlorenem Posten and Nazzarena Dante. London, Williams & Norgate. 12⁰. Sh. 3,00. — **196c**) ○ K. Telman, Santi Pellegro: SkillingMag. N. 30. — **196d**) G. Hartwig, The Rat Catcher of Hameln, transl. from the German by Sir Th. Martin: BlackwoodMag. Okt. — **196e**) × ○ Lida v. Krokow, American characters in German novels: AtlanticMonthly, Dec. 1891. — **197**) M. Necker, Neues v. Hans Hoffmann. I. „Landsturm“: AZg^B. N. 296. — **198**) A. Götze, Neue dtsch. Erzählungslitt.: FZg. N. 335. — **199**) W. Lauser, Löwenblut. Novelle v. F. Kürnberger. Aus d. Nachl. d. Dichters her. Dresden u. Leipzig, H. Minden. 158 S. M. 2,00. — **200**) L. Salomon, E. M. Vacano: IllZg. 98, S. 699. — **201**) P. Andow, E. Erinnerung an Vacano: Sphinx 15, S. 165-76. — **202**) F. Spielhagen, Ausgew. Romane. Bd. 19.: An der Heilquelle. Leipzig, Staackmann. 160 S. M. 2,00. |[Th. Breitinger: ML. 61, S. 852; BLU. S. 351.]| — **203**) id., Ausgew. Romane. 1. Serie. 2. Aufl. Lfg. 1 u. 2: Problemat. Naturen. 1. T. [16. Aufl.] Leipzig, Staackmann. 160 S. M. 2,00. — **204**) K. Frenzel, Ges. Werke. 6. Bd. La Pucelle. Leipzig, Friedrich. 583 S. M. 5,00. (S. o. N. 71, 198). — **205**) S. Bach, Hypatia, e. modern. Stoff aus alter Zeit: Zeitgeist. N. 27. — **206**) O. Brahm, E. hist. Roman: Nation^B. 9, S. 607/8. — **207**) × Th. Wolff, Untergrund-Litt.: BerlTBl. N. 244. (Empfiehlt zwei poetisch-romantisch gefärbte Erzählungen von K. Spitteler u. Schirmacher). — **208**) × K. Eisner, Neue dtsch. Belletristik: FZg. N. 274/5. (U. a. über Romane u. Novellen von Fontane, Marie v. Ebner-Eschenbach, Maria Janitscheck, Tovote, Jul. Petri u. über Staatsromane). — **209**) × Staatsromane: DRs. 71, S. 303/9. (Genaue Besprechung v. Bellamy, „Rückblick aus d. J. 2000“, v. Bebel, „D. Frau i. d. Vergangenheit, Gegenw. u. Zukunft“, u. v. mehreren Gegenschriften gegen Bellamy v. E. Gregorovius, E. Richter, F. Mehring usw.) — **210**) × A. Götze, Neue dtsch. Erzählungslitt.: FZg. N. 326. — **211**) Carmen Sylva, Trois nouvelles. Trad. de l'allemand par L. Bachelier et J. Brun. Paris, C. Lévy. 283 S. (Nur in 63 Expl. abgezogen, nicht im Handel. S. o. N. 1, 71). — **212**) ○ Carmen Sylva, Queen of Roumania: Sunday at home. April 1891. — **213**) × ○ Ilse Frapan, Heavy Laden and Old fashioned Folk. Transl. by Mrs. Macdonell. London, T. Fischer, Unwin. Sh. 2,00; 1,60. — **214**) ○ × Ilse Frapan: Bookman N. 7. — **214a**) × ○ E. Marlitt, Brave Women. Transl.

E. Marlitt.[214a]) und W. Heimburg[214b-214c]) zur älteren Kunstrichtung, auch Helene Böhlau, deren Roman „In frischem Wasser“ an Kerr[215]) einen strengen Beurteiler gefunden hat. Er schilt die Mittel, die die Vf. zur Darstellung ihres durchaus modernen Problems, der Lockerung der Ehe, anwendet, altfränkisch, die Lösung märchenhaft unwirklich, rügt den Mangel an heissem Temperament und an glühenden Farben und tadelt namentlich, dass in dem Romane zu viel türkische Anschauung stecke, nicht nur in der Auffassung der Ehe, sondern auch in der geforderten unselbständigen Unterwerfung unter das Schicksal und in der ganzen Schwärmerei nach der Türkei.[215a-215b]). —

Von den Anhängern der modernen Schule wird dagegen vornehmlich auch Marie von Ebner-Eschenbach in Anspruch genommen. Von ihr erschienen verschiedene, meist mit lautem Beifall empfangene Novellen[216]), eine Sammlung von Parabeln, Märchen und Gedichten, die sogleich eine zweite Auflage erlebte[217]), und gegen Ende des Jahres eine sechsbändige Ausgabe ihrer gesammelten Schriften.[218]) Im Anschluss an diese Veröffentlichungen pries sie Breitinger als die grösste Künstlerin unter allen schriftstellernden Weibern, die durch ihren Humor und ihre Gestaltungskraft selbst die Sand und Eliot übertreffe, mit denen sie die Energie des Denkens gemein habe. Massvoller rühmt Schnürer den Hauch guten alten Oesterreichertums, den er in allen ihren Werken spürt, den wirklichen Erdgeruch in ihnen. Sie erscheint ihm in ihren nicht tragischen Geschichten noch liebenswürdiger als in den tragischen. Die Abneigung vom Christentum und Hinneigung zu Schopenhauer, die man in ihren neueren Schriften finden wollte, bestreitet S. entschieden. Necker bezeichnet als charakteristisch für sie Herzensgüte, Heiterkeit und Menschenliebe, Bescheidenheit der Seele, Entsagung und Ueberwindung des Schmerzes durch Witz. An ihren neuesten Schriften bewundert er gleicherweise die Tiefe des Gefühls, die starke ethische Kraft und die Meisterschaft des Stils. Am ausführlichsten und wohl auch am treuesten malt der Recensent der WeserZg. das Bild ihres persönlichen und schriftstellerischen Wesens auf dem Hintergrunde des besonders von Damen gepflegten Wiener Romans, der im Gegensatze zu dem demokratischen, meist von Männern verfassten Berliner Roman seine alte aristokratische Färbung bewahrt hat. Aus der Einseitigkeit dieser Schilderungen der Wiener Gesellschaft macht aber Frau von Ebner nicht nur kein Hehl, sondern sie hat auch in einzelnen Erzählungen diesen aristokratischen Kreis überschritten und das Menschliche im Volkskreise gesucht und richtig geschätzt. Sie stellt keine überwältigenden Probleme auf, zeigt uns nicht oft den vollen Ausbruch der Leidenschaft und steigt nur selten in die letzten Abgründe des menschlichen Herzens hinab; aber sie erfreut durch Sauberkeit der Zeichnung, durch anziehende Kraft der Gestaltung, durch scharfe Beobachtung, Menschenkenntnis, eine Fülle von Details, durch Herzensgüte und Seelenadel, feines Gefühl für die Sitte, Kraft des Denkens und Neigung zum Sinnen und Grübeln. Ein Grundsatz ihres gesamten Wesens ist Menschenliebe, der Glaube an den guten Kern im Menschen. Konsequent führt sie durch, was sie will; auch ihre Skizzen sind fertige Bilder, rein und klar gezeichnet. Namentlich weiss sie Frauencharaktere und ihre Herzenskämpfe zu schildern; eine gewisse Vorliebe zeigt sie für die tragische Darstellung der Liebe zwischen einem starken Weibe und einem schwachen Mann (s. u. IV : 12.) —

Einen kurzen Ueberblick über den neueren Wiener Roman überhaupt giebt Necker.[219]) Emil Mariot, Frau von Ebner, Ferdinand von Saar, der vor anderen dazu berufen, leider immer nur die kleine Novelle pflegt, und Gustav Schwarzkopf betrachtet er als Vorläufer, das Wiener Feuilletonwesen, das die litterarischen Elemente in der Kaiserstadt verschlingt, als ein Haupthindernis eines solchen Romans. Als einen Bahnbrecher dafür charakterisiert er C. Karlweis, der sich auch in seinen neuen Versuchen als „Historiker der Sitten“ bewährt und an den Schicksalen gewisser Typen aus den verschiedenen Schichten des Wiener Volkes die Geschichte des Wienertums veranschaulicht. Nur vermisst N. bei ihm den nötigen philosophischen Standpunkt und die vollkommene, überzeugende Durchbildung seiner Charaktere. —

Den philosophischen und namentlich ethischen Gehalt von Max Nordaus

---

by M. P. Watermann. With photograv. New-York. 12⁰. Sh. 6,00; 4,00. — **214**b) × ○ W. Heimburg, Was she his wife? From the German by Helen Wolff. London, Eden. 1891. Sh. 6,00. — **214**c) × ○ ead., Insignificant Women. A novel from the German. Illustr. New-York. 1891. 12⁰. Sh. 5,00; 2,60. — **215**) A. Kerr, V. Helene Böhlau: ML. 61, S. 779-82. — **215**a) ○ × Lay down your Arms! By Bertha v. Suttner: Autobiography of Martha v. Tilling. Authoriz. transl. by T. Holmes. London, Longmans. Sh. 1,60. (S. o. N. 210). — **215**b) × ○ Two German novelists (Ossip Schubin and Bertha von Suttner): RReviews. July. (Aus Universum N. 17, 19). — **216**) B. Rütenauer, Margarethe, Novelle v. Marie v. Ebner-Eschenbach: BLU. S. 99-100. (S. o. N. 58, 178, 179, 208). — **217**) Marie v. Ebner-Eschenbach, Parabeln, Märchen u. Gedichte. 1.—2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 12⁰. VI, 182 S. M. 4,00. |[Grenzb. 2, S. 220/5; ML. 61, S. 408]|. — **218**) ead., Ges. Schriften. 6 Bde. (1.: Aphorismen, 4. Aufl.; Parabeln, Märchen u. Gedichte, 3. Aufl. 2.: Dorf- u. Schlossgeschichten. 3. 4.: Erzählungen, 2 Bde. 5.: Das Gemeindekind. 6.: Unsühnbar, 4. Aufl.) Berlin, Paetel. 219, 405, 409, 485, 307, 294 S. (Mit Bild.) M. 21,00. |[Th. Breitinger: ML. 61, S. 852; F. Schnürer: ÖLBl. 1, S. 584/5; M. Necker: BLU. S. 273/5; WeserZg. N. 16467/9.]| — **219**)

Schriften würdigt Salomon.[220]) Er betrachtet Nordau als einen Geistesverwandten von Bogumil Goltz, rühmt seinen Scharfsinn und „weltüberschauenden Blick", das sittenschildernde und sittenrichterliche Element in seinen „Konventionellen Lügen" und den Glanz seiner Sprache; nur seinem trüben Pessimismus stimmt er nicht vollständig bei. —

Von den Hauptvertretern der ganz modernen Litteratur [221]) fand Bleibtreu einen Biographen in Biesendahl[222]) (s. o. I 11 : 232). — Als Dichter der Kokottenliebe wurde Heinz Tovote von Runkel [223]) geschildert. Ein talentierter Specialist, dazu ein Nachempfinder, der überall von Maupassant oder auch von anderen Franzosen abhängig ist, stimmt er seine Geschichten immer wieder auf denselben, an sich nicht falschen, nur in der ewigen Wiederholung unnatürlichen Ton. Ohne über ein starkes Kompositionsvermögen zu verfügen, besitzt er die Gabe, Stimmungen zu malen, freilich hauptsächlich lüsterne Stimmungen. — Beifälliger betrachtet Servaes [224]) die Romane von Georg Egestorff (Frhr. von Ompteda), als deren Meisterstück ihm „Die Sünde" erscheint. Er rühmt die Einheitlichkeit und Vielseitigkeit, die scharfe Beobachtung und besonders die ungekünstelt frische, herodotisch einfache Erzählungsweise seines Autors. Hinter dem kühlen Aeusseren nimmt er eine feine, empfindsame Seele wahr, die, ernst und vornehm gestimmt, bisweilen von pessimistischer Bitterkeit erfüllt wird. An Egestorffs neuem Romane „Drohnen" rügt S. den allzu engen Anschluss an Zola, die Einseitigkeit der Beleuchtung, das Bestreben, mehr die Sachen als die Menschen zu schildern, ein Milieu darzustellen, in das dann Menschen hineingebracht werden, überhaupt den Grundfehler, dass Egestorff einen objektiv-naturalistischen und nicht einen individuell-psychologischen Roman geschrieben hat. — Auf einen noch wenig bekannten Schriftsteller, Timm Kröger, den „Dichter des Moors", bei dem sich feinste Naturbeobachtung und echtes Poetengemüt, ein klares Auge und ein verträumtes Herz zu einander gesellen, weist Th. Wolff [225]) empfehlend hin. —

Etwas emsiger beschäftigte man sich mit Sudermann [226-227]). Neben einer abgeschmackten Schimpftirade auf ihn als den Hauptvertreter eines ekelhaften und unsittlichen Realismus [228]) wurde ihm auch eine ernste, liebevolle Beurteilung von Proelss [229]) bei Gelegenheit seiner neuen Erzählung „Jolanthes Hochzeit" zu Teil. P. sieht in Sudermann einen naturalistischen Dichter, der aber in seiner Technik nur den Realismus eines Storm oder Zola pflege und in seiner sittlichen Weltanschauung trotz ihrer düsteren Stimmung im vollen Gegensatze zu den Prinzipien der naturalistischen Dogmatik stehe. Etwas vom kategorischen Imperativ des alten Kant walte unbewusst in seinen ostpreussischen Menschen. Als sein tragisches Hauptmotiv im Drama wie in der Novelle erkennt P. die Verschiedenheit des Empfindens bei Vätern und Söhnen, Brüdern und Schwestern, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der individuellen Veranlagung von Blutsverwandten und als deren Folge den „Kampf zwischen dem Rechte der Persönlichkeit, sich ihren Anlagen und Neigungen gemäss nach freier Wahl auszuleben, und der Pflicht der Hingabe an die Familie". Die ernste Poesie Sudermanns verherrlicht „das Opfer, das die sittliche Willenskraft eines Sohnes, eines Bruders, einer Mutter auf dem Altar der Familienliebe und Familienehre darbringt". In der neuen Erzählung erscheint dieses sonst tragische Motiv in humoristischer Umbildung. —

Das reichste und rückhaltloseste Lob wurde Fontane, dem Altmeister unter den lebenden Realisten, gespendet. Zahlreiche Besprechungen fand namentlich der von Schlenther [230]) als humoristische Satire gegen gewisse Eigenheiten unserer modernen grossstädtischen Bourgeoisie charakterisierte Roman „Frau Jenny Treibel" und die neue Auflage der auch autobiographisch bedeutsamen Erzählung aus dem J. 1870 „Kriegsgefangen" [231-233]), die den gleichen Beifall bei den Franzosen in der Uebersetzung von T. de Wyzewa („Souvenirs d' un prisonnier de guerre allemande en 1870") erntete.[234-235]) — Treffliche Andeutungen über Fontanes Wesen und Schaffen gab ein Vortrag Schlenthers [236]), selbst im geistreichen Plauderton des geselligen Plaudergenies gehalten, dem er gewidmet ist. Sch. hebt Fontanes Scheu vor aller Feierlichkeit,

---

M. Necker, V. Wiener Roman: BLU. S. 465/7. — **220**) L. Salomon, M. Nordau: IllZg. 98, S. 279-80. (S. o. N. 178). — **221**) × D. mod. Litt. in Einzeldarstell., Heft 1—4 (K. Frenzel v. E. Wechsler; H. Heiberg v. H. Merian A. Glaser v. O. Linke; W. Walloth v. G. Ludwigs). Besprechung: BLU. S.* 335. (Sehr scharf absprechende Recension; vgl. JBL. 1891 IV 3:233, 235/8). — **222**) ○ K. Biesendahl, K. Bleibtreu. Mit Portr. (=D. moderne Litt. in Einzeldarst. N. 6.) Leipzig, W. Friedrich. 121 S. M. 1,00. — **223**) F. Runkel, Heinz Tovote: BerlTBl. N. 434. (S. o. N. 208). — **224**) F. Servaes, G. Egestorff: ML. 61, S. 755/8. — **225**) Th. Wolff, Timm. Kröger: BerlTBl. N. 494. — **226**) × ○ Ellen Lee, H. Sudermann, a German Kipling: LitOpinion. Dec. 1891. — **227**) ○ × H. Sudermann, Dame Care. Transl. by Bertha Overbeck. London, Osgood. 1891 Sh. 3,30; 2,60. — **228**) Sudermann: AELKZ. S. 187/8. — **229**) J. Proelss, Neues v. Sudermann: AZg^B. N. 184. — **230**) P. Schlenther, Th. Fontanes neuer Roman: VossZg^B. N. 48. (S. o. N. 172, 178, 208, 233). — **231**) × [M.] N [ecker], Altes u. Neues v. Th. Fontane: Grenzb. 1, S. 175-81. (Besprechung v. „Kriegsgefangen" u. „Unwiederbringlich"). — **232**) × Rob. Lange. Th. Fontane: BLU. S. 177/9. (Besprechung v. „Kriegsgefangen" u. 2 anderen Romanen.) — **233**) × M. Haese, Noch einmal d. alte Fontane: ML. 61, S. 809-11. (Besprechung v. „Frau J. Treibel" u. „Kriegsgefangen"). — **234**) ○ Th. Fontane, Souvenirs d' un prisonnier de guerre allemande en 1870: BURS. 55, S. 633/5. — **235**) Ueber e. Feuilleton v. A. Hallays im Journal des débats über Fontane-Wyzewa, Souvenirs: BerlTBl. N. 366. — **236**) P. Schlenther, Th. Fontane Vortr., geh. in der freien litt.

vor Titeln und äusseren Ehren hervor, und schildert, wie durch seine „Wanderungen durch die Mark“ und durch seine Schilderungen der drei Kriege der 60er und 70er Jahre sein Gefühl für die Heimat und für seine Zeit gestählt wurde. Im Roman ist ihm jeder Stoff genehm, der ihn tief in das menschliche Seelenleben hineinführt. Aber überall waltet vornehme und reinste sittliche Grazie in der Behandlung des Stoffes bei äusserlicher Kühnheit; überall dient seine Poesie seiner persönlichen sittlichen Weltanschauung. Er hält sich in schönem Gleichgewicht zwischen Weltfröhlichkeit und Weltgleichgültigkeit; darum findet sich bei ihm keine übermächtige Leidenschaft, kein zermalmendes Schicksal. Aber er versteht es, aus dem Kleinsten Weltbilder hervorzuzaubern. So gelangt er zu den kleinsten und feinsten Triebfedern menschlichen Handelns. Die sprunghafte, am einzelnen hängende Art des Balladendichters offenbart sich überhaupt in der Form seiner Werke. Er ist kein Ausmaler, sondern ein Andeuter, der bei den Vorbereitungen verweilt, aber über den entscheidenden Moment schnell weghüpft. Volkstümliche Urkraft und eleganteste Kulturfinesse, derbe Frische und höchste Bildung, Neuruppiner und altfranzösisches Wesen mischen sich in ihm. — Als den Vater der poetischen Lokalschilderung der Mark preist endlich Holtze[237]) den alten Fontane und schildert seinen Einfluss auf Oskar Schwebel, Otto Kuntzemüller, August Trinius und andere Lokalgeschichtschreiber der Mark. Auch die Lokalgeschichtvereine in verschiedenen Orten der Mark führt H. auf die Anregung durch Fontanes märkische Geschichten zurück. In seinem Sinne wirkten besonders Louis Schneider in Berlin und Potsdam, dann Riedel mit seiner märkischen Urkundensammlung, ferner die Lokalchronisten R. Schillmann, Graf Dohna, Ferd. Schultz, Altrichter, Bardey, endlich die Historiker Goetze und Sello, die zwar einzelne Orte der Mark zum Mittelpunkt ihrer Darstellung machten, aber durch den weiteren kulturgeschichtlichen Rahmen über eine blosse märkische Lokalgeschichte entschieden hinaus gelangten. —

IV,4

Drama und Theatergeschichte.

Alexander von Weilen.

Geschichte des Dramas. Für die Zeit Gottscheds[1]) liegt als einzige nennenswerte Arbeit die Dissertation Paetows[2]) vor, welche sich mit dem Uebersetzer des Julius Caesar, W. von Borck, beschäftigt. Dem Vf. gebührt das Verdienst, das Éloge de M. de Borck aus den Mémoires de l'académie de Berlin 1747-49 ans Licht gezogen und damit eine Reihe von Daten über seine bisher fast unbekannte Wirksamkeit geliefert zu haben. Zu Gersdorf 30. Aug. 1704 geboren, wurde Borck in diplomatischen Missionen in Dänemark, England und Wien verwendet, und war 1740 Kurator der Akademie zu Berlin, wo er am 8. März 1747 starb. Aus der Operette „Der Teufel ist los“ wird die einzige erhaltene Arie nach Plümickes Theatergeschichte citiert. Für seine Shakespeare-Uebersetzung wird mit Recht der Alexandrinerstil der Zeitgenossen zum Vergleich herangezogen; um zu erweisen, wie viel noch von Lohenstein herübergenommen wurde, wird sehr umständlich eine ziemlich unbekannte „Zenobia von Palmyra“ von 1720 besprochen. Mit seiner Zeit teilt Borck die pathetischen

---

Ges. am 17. Okt. 1892: ML. 61, S. 737-40. — 237) F. Holtze, D. märkische. Lokalgesch.: FBPG. 6, S. 557-60. —

1) × H. v. Wlislocki, Kleists Seneca in ungar. Bearbeit.: ZVLR. 5, S. 406/7. — 2) (IV 1d:18). — 3) A.

Adjektiva, die mühsamen Flickworte im Alexandriner, aber die Sprache ist lebendiger und bewegter, er verwendet drastische Ausdrücke, wie den von J. E. Schlegel getadelten Bernheuter, den P. ganz unnötig auf seine Bekanntschaft mit Gryphius zurückführen zu müssen glaubt. Einige Stellen werden hervorgehoben, welche Vorzüge den Uebersetzungen Wielands und Eschenburgs gegenüber zeigen. —

Shakespeare in Deutschland erscheint auch in dem nunmehr im Drucke vorliegenden Vortrage Hauffens[3]) über Schröders Kaufmann von Venedig (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 34). Dalberg, der 1783 das Drama für Mannheim bearbeitete, scheint Schröder benutzt zu haben, während Laube 1851 im Burgtheater wohl ganz unabhängig den 5. Akt ebenfalls beseitigte. — Kilian[4]) bespricht die 2. Auflage des Schlegel-Tieckschen Shakespeare von Bernays, die, auf den Hss. fussend, die Individualität strenge wahrt. Aus den von Bernays neu herangezogenen Hss. Baudissins, der 12 Dramen übertragen hat, geht hervor, dass für manche Missgriffe nicht er, sondern Tieck verantwortlich ist. — Fresenius[5]) wirft aus Anlass der Bulthauptschen Neubearbeitung des Timon von Athen einen kleinen Rückblick auf seine Vorgänger, auch in England. Der Abdruck von Dalbergs Bearbeitung (vgl. JBL. 1890 IV 4 : 21) sowie Landaus Aufsatz über die Stoffgeschichte des Menschenfeinds (vgl. JBL. 1890 IV 4 : 103) sind nicht berücksichtigt. Der Vf. erwähnt auch einen eigenen Versuch, der in der Gerichtsscene Alcibiades mit einer Geldforderung auftreten und eine schnöde Abweisung erfahren lässt, eine stärkere Motivierung seiner späteren Haltung, und einige kleine Züge aus Raimunds „Verschwender" zu nutzen sucht. —

Wie Shakespeare im Sturm und Drang auf Lenz und Klinger eingewirkt, ist der Gegenstand der Studien Rauchs[6]) und Jacobowskis.[7]) Mit derartigen Arbeiten, die zu hundert bekannten Parallelstellen eine hundertunderste nachtragen, ist der Wissenschaft wenig gedient. R.s Einleitung über Shakespeares Eindringen in Deutschland ist höchst dürftig. Hamann ist fast gar nicht erwähnt, Gerstenberg nur ungenügend berücksichtigt, es passiert dem Vf., einen wichtigen Satz aus dem 15. Schleswigschen Litteraturbriefe über Aristoteles zu citieren (S. 22), der garnicht dort, sondern erst in der Umarbeitung des Shakespeare-Aufsatzes für die Altonaer Ausgabe der vermischten Schriften steht. Auch ein Vergleich zwischen der Shakespeare-Uebersetzung von Lenz und Tieck, den der Vf. im Texte dauernd Tick nennt, ist recht flüchtig. Stilistische Wendungen wie (S. 102) „Goethe wird oft als Vf. des Hofmeisters gehalten," tragen auch nicht zur grösseren Zierde bei. Ganz dasselbe gilt für J. Ein wahrer Platzregen von Citaten geht da hernieder. Dabei vergisst er aber bei dem Motiv der Liebe eines Mannes zu zwei Frauen Antonius und Kleopatra zu erwähnen. Der Name La feu „soll vielleicht das französische La feu = das Feuer bedeuten, wofür die Zweiteilung des Wortes spricht" (S. 54). Zufällig heisst es aber le feu. — Lenzens Todestag gab Anlass zu zahlreichen Artikeln[8-15]), aus denen ich nur die ansprechende Charakteristik R. M. Meyers[16]) hervorhebe. — Hartung[17]) nimmt eine moralische Rettung vor, indem er Jugendverirrungen des Dichters bestreitet und auch seine Königsberger Schulden zu rechtfertigen sucht. — Düntzer[18]) erklärt, dass von einer Verstümmlung der Anmerkungen über das Theater durch Goethe keine Rede sein könne. Er vermutet, wohl mit Recht, dass Lenz die Anmerkungen als Einleitung seiner Shakespeare-Uebersetzung rasch hinwarf, als ihm Herders Aufsatz vorlag. — Gleichfalls durch Düntzer[19]) ist festgestellt, dass Sturz 1756, nicht 1758 in Giessen immatrikuliert wurde. — Im Stammbuche Leisewitzens[20]) stehen Bürger (1771), Miller, Hölty, Boie und Voss. — Eine unbekannte Satire der Geniezeit zieht Hedwig Waser[21]) ans Licht. „Das Geniewesen. Lustspiel in 5 Aufzügen. Frankfurt-Leipzig 1781." Die Handlung mutet ganz Kotzebue'sch an. Ein Stürmer und Dränger, der ein Stück „Der Ebentheurer" in 4 Tagen geschrieben, wird durch den Misserfolg gebessert. Der Autor unterscheidet scharf zwischen Shakespeare und diesem Dichtergeschmeiss. Goethes Werther und Stella, sowie Lenz und Herders Sprache werden mit gelegentlichen Ausfällen bedacht. Durch die häufigen Angriffe gegen das berüchtigte „Allerley" 1776 wurde die Vf. auf die

---

Hauffen, Schröders Bearbeitung d. Kaufmanns v. Venedig: VLG. 5, S. 87/97. — 4) E. Kilian, Z. Gesch. d. Schlegel-Tieckschen Shakespeare: AZgB. N. 114. — 5) A. Fresenius, Shakespeares Timon v. Athen auf d. Bühne: ib. N. 264/5. — 6) H. Rauch, Lenz u. Shakespeare. E. Beitr. z. Shakespearomanie d. Sturm- u. Drangperiode. Berlin, Apolant. 111 S. M. 3,00. |[L. Fränkel: BLU. S. 134/5.]| — 7) L. Jacobowski, Klinger u. Shakespeare. E. Beitr. z. Shakespearomanie d. Sturm- u. Drangperiode. Dresden, Pierson. 1891. 66 S. M. 2,00. |[H. Grauert: HJb. 13, S. 390.]| — 8) × F. R. Runkel, Goethes Jugendfreund Lenz: Zeitgeist N. 21. — 9) × E. Petzet, J. M. R. Lenz: AZgB. N. 217. — 10) × H. Hartung, R. Lenz: Didask. N. 124. — 11) × J. Froitzheim, J. M. R. Lenz: StrassbPost. N. 143. — 12) × Gruber, D. Gedächtnisse d. Dichters J. M. R. Lenz: NorddAZgB. 22. Mai. — 13) × Ph. Stein, R. Lenz: FeuilletZg. 9, N. 413. — 14) × C. Grottewitz, J. R. Lenz: NatZg. N. 323. — 15) × J. Ettlinger, Lenz: VossZgB. N. 21/2. — 16) R. M. Meyer, M. R. Lenz: ML. 61, S. 349/51. — 17) O. Hartung, Neues v. u. über Lenz: DDichtung. 12, S. 126/8, 148-52. — 18) H. Düntzer, Anmerkungen übers Theater v. J. M. R. Lenz: BLU. S. 414/9. — 19) id., H. P. Sturz in Giessen: VLG. 5, S. 490/1. — 20) (IV 1a : 11). — 21) Hedwig Waser, E. Satire aus d. Geniezeit: VLG. 5, S. 249-70. — 22) O. F. Walzel, V.

Spur des Vf. geführt, den wir in J. J. Hottinger erkennen dürften. Seine anderweitige schriftstellerische Thätigkeit steht mit diesem Stücke ganz im Einklang, das Bodmer 1781 als zu wenig handlungsreich bezeichnet (vgl. IV 5 : 172; 7 : 10). —

Mit einem Blick auf die Bühnendichter um die Wende des Jh. verweist Walzel [22]) gelegentlich einer Besprechung von Hauffens Buche (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 35) auf die Wiener Vorlesungen A. W. Schlegels, die in ihren Ausführungen über „Iffländerei“ fast wie gegen moderne Dramen gerichtet klingen, von denen sich das ältere Bühnenstück durch den glücklichen Ausgang wesentlich unterscheidet. — Kotzebue geriet durch seine Posse „Das neue Jahrhundert“ (1801), wie Wilhelm [23]) zeigt, in Streit mit den Anhängern der Brownschen Lehre, auf deren Angriffe er recht ungeschickt antwortete. — Seine sogenannte „Selbstbiographie“ ist nach Hauffen [24]) eine Kompilation aus seinen 6 autobiographischen Schriften, wahrscheinlich von dem Wiener Verleger Franz Gräffer selbst hergestellt. — Franz von Kleist ist von Ackermann [25]) mit einer recht ungenügenden Biographie bedacht worden, die das in Könneckes Bilderatlas reproduzierte, angeblich Schillersche Familienbild als das der Familie Kleist nachweist. Er hat Schwerings Grillparzerbuch ganz missverstanden, wenn er die Behauptung aufstellt, dass Grillparzer die Sappho einfach hernahm und sämtliche Figuren beibehielt. — Diese und andere Mängel hat Schwering [26]) selbst in seiner biographischen Darstellung Kleists ans Licht gezogen; er hat einige Daten korrigiert, Anregung auf die Sappho durch das Fragment D„er leukadische Fels“ von Caroline von Lengefeld nachgewiesen, im übrigen aber auch nichts wesentlich Neues beigebracht. — Zu den Bühnenpraktikern des 18. Jh. zählt auch J. Graf Soden, der aber bei Gross [27]) lediglich mit seinen nationalökonomischen Arbeiten erscheint, während seine dramatischen Versuche in der hübschen Wendung: „das Verzeichnis (!) seiner gesamten Schriften umfasst ungefähr 80 Bände“ schon auch fast abgethan sind. Auch andere deutsche Dramatiker jener Zeit haben in der ADB. keine erwähnenswerte Behandlung gefunden.[28-30]) — Für Isaac von Sinclair (1775—1815) berichtigt Otto [31]) die Irrtümer Brümmers, und er konstatiert die Anregung, die Tieck aus seinen 3 Trauerspielen „Der Cevennenkrieg“ für seine Erzählung erfahren. — Auf die wenig bekannten dramatischen Versuche A. Senefelders, der ebenso wie seine Brüder Theobald, Georg und Clemens zunächst Schauspieler war, verweist Holland.[32]) —

Zum Körner-Jubiläum (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 38—107; s. o. IV 2 : 84—106c) erschallen noch einige verspätete Nachklänge.[33-35]) Latendorf [36]) teilt einen Brief Marie Körners an Ludwig Wickelt vom 26. Okt. 1840 mit, der eine französische Uebersetzung Körnerscher Lieder durch Carnot, den Vater des Präsidenten, erwähnt. — In der schweren Anklage, die Latendorf gegen Försters Wahrheitsliebe geschleudert, hat Jonas [37]) ein ruhiges Wort gesprochen, das ihn als unzuverlässig, aber nicht als Fälscher hinstellt.[38]) Das Schillersche Gedicht, das Latendorf als Fälschung Försters, gestützt auf sein Fehlen in der Goedekeschen Ausgabe, bezeichnet, weist J. dort nach. Ebenso gelingt es ihm, schon aus Goedekes Grundriss, eine erste Ausgabe Försterscher Gedichte festzustellen, die Blücher mit einem Vorworte eingeleitet. — Die sich daran knüpfenden Beschuldigungen nimmt auch Latendorf [39]) zurück, freilich um neue vermeintliche Beweise, dass die ganze Korrespondenz Försters und Körners erlogen sei, herbeizuschaffen. — Die Legende, dass Körner von einem französischen Gefangenen erschossen worden, wird von Euler [40-41]) zurückgewiesen. — Kreyenberg [42]) charakterisiert Körners Mutter unter Mitteilung zahlreicher Briefstellen als Frau von praktischer Lebensanschauung und giebt das Bild von Graff aus dem Körner-Museum wieder. — Wie aus der echt Kleistschen Novelle „Die Verlobung von St. Domingo“ die farblose, jedes psychologischen und sexuellen Momentes entkleidete „Toni“ geworden, zeigt Feierfeils [43]) Aufsatz, der auch eine Reihe wörtlicher Entlehnungen aus Schiller anführt.[44]) —

---

dtsch. Drama: AZgB. N. 53. — **23**) G. Wilhelm, A. v. Kotzebue. E. Streit mit Aerzten: VLG. 5, S. 151|2. — **24**) A. Hauffen, A. v. Kotzebue. D. Selbstbiographie: ib. S. 149-51. — **25**) O. Ackermann, F. v. Kleist. E. litt. Ausgrabung. (Sonderabdr. aus d. Bär.) Berlin, Conrad. 19 S. M. 0,60. |[J. Minor: DLZ. 1894, N. 16; A Sauer: ADA. 37, S. 316-24; BLU. S. 302; BerlTBl. N. 412.]| — **26**) J. Schwering, F. v. Kleist. E. litt. Ausgrabung. Paderborn, Schöningh. 31 S. M. 0,50. — **27**) G. Gross, J. Graf v. Soden: ADB. 34, S. 532|7. — **28**) × Fr. Haagen, W. Smets: ib. S. 482/7. — **29**) × C. E. Carstens, H. Smidt: ib. S. 487/8. — **30**) × M. Mendheim C. G. Solbrig: ib., S. 553/4. — **31**) F. Otto, J. v. Sinclair,: ib., S. 387/9. — **32**) H. Holland, A. Senefelder: ib. S. 8-23. — **33**) × H. Schütz-Wilson, Th. Körner: NewR. März. — **34**) × E. Grosse, Z. 100j. Geburtstage Th. Körners: Fels z. Meer. S. 114/9. — **35**) × K. Ubbelohde, Th. Körner. Rede. Progr. d. Gymn. Friedland. 4⁰. 8 S. — **36**) F. Latendorf, Carnot u. Th. Körner: Gegenw. 42, S. 30/1. — **37**) F. Jonas, Z. Ehrenrettung F. Försters: VossZgB. N. 15. — **38**) × ○ Xantippus, Schwindel. D. Entlarvung F. Försters durch Latendorf: ConsMschr. 49, S. 843. — **39**) F. Latendorf, Nochmals Fr. Försters Körnerfälschung: Gegenw. 41, S. 127 (Vgl. N. 37). — **40**) K. Euler, Th. Körners Tod: VossZg. N. 145. — **41**) × Ueber d. Tod Körners: NorddAZgB. 13. März. — **42**) G. Kreyenberg, Th. Körners Mutter: WIDM. 71, S. 833-54. — **43**) G. Feierfeil, D. Verlobung in St. Domingo v. H. v. Kleist u. Th. Körners Toni. Progr. d. Ob.-Gymn. Braunau, Swierak. 39 S. M. 0,50. — **44**) × O. Glöde, Noch einmal: Auf eignen (m) Zaum (Zriny II, 5): ZDU. 6, S. 207/8. — **45**) O. Brahm, H. v. Kleist.

Die schöne Biographie Heinrich von Kleists[44]) von Brahm[45]) liegt bereits in 3. Auflage vor[46]). — Ueber den Prinzen von Homburg[47-48]) handelt, von dem neugewonnenen historischen Materiale (vgl. JBL. 1890 IV 4:31) ausgehend, Schlenther[49]) sehr anregend. Die Landgräfin Hedwig von Cassel gab in ihrer historischen Vermittlerrolle vielleicht einige Farben für die Kurfürstin, deren schauspielerische Bedeutsamkeit entsprechend hervorgehoben wird. Der Vf. weist auf Schlüters grossen Kurfürsten, der dem Darsteller des Prinzen einige lebensvolle und individuelle äussere Züge liefern kann. Trotz der Verschiedenheit des historischen und des poetischen Prinzen finden sich doch übereinstimmende Einzelheiten, besonders in der Charakteristik: wenn der Prinz in einem Briefe an seine Frau fürchtet, der Kurfürst könne ihm seine Kreise stören, hat Kleist nicht historisch, aber doch psychologisch diese Regung der Kraft ausgearbeitet; genau so, wie der Kurfürst den Gehorsam fordert, hätte es der Landgraf gethan. Sch. verweist auf einen Kupfer Chodowieckis 1790, in dem bereits eine Ehrenrettung des Prinzen zu liegen scheint. Mit Recht wendet er sich gegen alle Entschuldigungen der Todesfurchtscene, die man noch immer nicht als höchste Poesie erkennt. Hier darf man nicht von Feigheit reden. Ein psychischer Fieberanfall überkommt ihn; wie alle Kleistschen Gestalten hat auch er im modernsten Sinne Nerven. Der Kurfürst hat es mit dem Todesurteil sehr ernst gemeint, er nimmt es zurück, wo er Erkenntnis der eigenen Schuld sieht. Sehr auffallend ist die Aehnlichkeit des historischen Prinzen mit Kleists Kottwitz. — Eine ähnliche Charakteristik des Verhältnisses zwischen Prinz und Kurfürst entwirft Gilow[50]), wie aus einem Referate über seinen Vortrag zu entnehmen ist, wenn auch mir der Prinz, ein Ikarus, etwas zu klein aufgefasst scheint gegenüber der Grösse des Kriegsherrn. Die etwas ironischen Worte des Kurfürsten: „Wo werd' ich mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen" (IV, 1) finden ihre Parallele in IV, 9 der Hermannsschlacht, wo Thusnelda sich für Ventidius verwendet. — In der Hermannsschlacht will Sprenger[51]) im Bardenliede ganz unberechtigter Weise für „Vom Amt, das du dir kühn erhöht" „Vom Mal" als Hinweis auf das Fanal, das in Brand gesteckt worden, lesen. Er erwähnt u. a. Klopstockreminiscenzen, auch die Form Mana für Mannus. — Edel[52]) bringt das oft schon erörterte „gemaust" im zerbrochenen Krug mit „Mausern" in Zusammenhang. — Nur nebenbei erwähne ich ein Drama von Polenz[53]), das unseren Dichter behandelt. —

Nach längeren Jahren ist wieder einmal der meines Erachtens recht überflüssige Versuch gemacht worden, Grabbes Theodor von Gothland für die Bühne zu gewinnen. Der Misserfolg, den das Stück am deutschen Volkstheater erfahren hat, ist zum Teile auch durch Loewes[54]) Bearbeitung verschuldet, die trotz eines gewissen Kompositionstalentes doch wenig dramatische Begabung verrät. Berdoa, der Gegenspieler Theodors, tritt aus der Handlung allzustark heraus, L. verwischt die Charaktere, und muss, um einige Hauptscenen zu gewinnen, schöne lyrische Stellen verstümmeln. Die grause Mordszene im Dome fällt, dafür muss Gothland den Sohn Rolfs, eine ganz neue Gestalt, töten. — Müller-Guttenbrunn[55]) zieht den älteren Versuch Reichels herbei, der ihm in seinem Streben, das Charakterbild Gothlands zu entwickeln, viel glücklicher erscheint. — Immermanns Nachlass fand Aufnahme im Goethe- und Schiller-Archiv[56]); sein Thal von Ronceval erwähnt Eicke[57]) in einer schnellen Musterung der dramatischen Bearbeitungen der Rolandssage. Varnhagen trägt in seiner Besprechung noch einige Opern und Ballete nach. — Die Jugendentwicklung Michael Beers schildert Manz[58]) in einem Schriftchen, dem Vorläufer einer grossen Biographie. Sein erstes Werk „Klytemnestra", erscheint als die Arbeit eines begabten Nachempfinders. Für die „Bräute von Aragonien" ist auf Goethes Braut von Corinth und besonders auf die Braut von Messina zu verweisen. Für den „Paria" wirft der Vf. einen Blick auf die Stellung der Juden in Berlin, wozu ihm Hensels schönes Buch über die Familie Mendelssohn Manches hätte liefern können, und den Gegensatz, der sich zwischen ihm und Heine durch dieses Drama geltend machte. Die Jugend Beers liess jedenfalls mehr erwarten, als die Vollkraft leistete. — Bei Besprechung des Vossschen Faust (vgl. JBL. 1890 IV 4: 58) charakterisiert Seuffert[59])

---

3. Aufl. Berlin, Fontane. XI, 359 S. M. 3,00. — 46) X H. v. Kleist, D. zerbrochene Krug. Mit Illustr. v. K. Becker. (=Illustr. Klassiker-Bibl. N. 6). Berlin, Bong. 175 S. M. 4,00. — 47) X A. Seraphim, D. Ehepakten d. Prinzen Friedr. v. Homburg u. d. Prinzessin Louise Elisabeth v. Kurland: SBKurländGes. S. 50-60. — 48) X D. Prinz v. Homburg: HambNachr[B]. N. 40. — 49) P. Schlenther, Friedrich mit d. silbernen Bein: VossZg[B]. N. 37|8. — 50) H. Gilow, Vortr. über d. Prinzen v. Homburg, geh. in d. Ges. für dtsch. Litt. (Ref.): VossZg. N. 609. — 51) H. Sprenger, Zu Kleists Hermannsschlacht: ZDPh. 24, S. 510-13. — 52) A. Edel, Zu Kleists zerbrochenem Krug: ZDU. 6, S. 724. — 53) ○ W. v. Polenz, H. v. Kleist. Trauersp. in 4 Akten. |[B. Wille: FrB. 3, S. 555|7; J. Kummer: BLU. S. 359-60; W. G. van Nouhuys: NedSpect. S. 145/7, 161/3.]| — 54) Th. Grabbe, Theod. v. Gothland. Für d. Bühne bearb. v. K. Loewe, Wien, Eisenstein. II, 80 S. M. 1,00. |[F. Fels: FrB. 3, S. 433/8; A. Bettelheim: AZg. N. 44]|. — 55) (S. u. N. 191; S. 25-40). — 56) Notiz über Immermanns Nachlass: DBühneng. N. 12. (Vgl. AZg[B]. N. 76). — 57) (I 8 : 10a). — 58) G. F. Manz, Michael Beers Jugend u. dichter. Entwicklung bis z. Paria. 1. T. e. Biographie. Diss. Freiburg i. B., Lehmann. 1891. 72 S. M. 1,00. — 59) B. Seuffert: DLZ. S. 330/2. — 60) L. Geiger: Dtsch. Faust-Dichtungen im 19. Jh.: WIDM. 72, S. 773-89.

sein Verhältnis zu Klinger und trägt die unerwähnte Dichtung A. Schreybers nach. Man hat bei Voss das Gefühl, als hätte er den Stoff tiefer in sich getragen, als es ihm vergönnt war, ihn auszusprechen. — Neu sind bei ihm die politischen Motive, wie Geiger[60]) in einer raschen Musterung der nachgoetheschen Faustdichtungen hervorhebt. Er konstatiert das starke Sinken der Puppenspiele in neueren Texten und ihren litterarischen Unwert. — Beyer[61]) teilt aus Rückerts Nachlass ungedruckte Anfangsverse des Vorspiels „Der Recensent und der Dichter" nebst einigen kleinen Gedichten mit. — Einen Epigonen des 18. Jh. (gest. am 1. März 1892), K. Ph. Sondershausen, dessen Schrift „Der Letzte von Altweimar" durch Erinnerungen wertvoll ist, schildert Brümmer[62]). — Eine hübsche Rettung vollzieht Speidel[63]) an Raupachs „Der Müller und sein Kind", das in gewissem Sinne Furcht und Mitleid erregt, indem es wirklich Rührung löst und dem Bedürfnisse, sich dem Genusse der Trauer hinzugeben, entgegenkommt. —

Mit der Ausgabe Otto Ludwigs (vgl. JBL. 1891 IV 4: 128) beschäftigen sich zahlreiche Anzeigen.[64]) — R. Proelss[65]) wünscht den Einfluss, den musikalische Studien auf den Dichter geübt, noch genauer studiert, auch für seine dramaturgischen Studien. — Die Bedeutung der letzteren für die ästhetischen Ansichten der Gegenwart und Zukunft hebt Sauer[66]) in einem Vortrag hervor, der ein schönes litterarisches Bild von Ludwigs Schaffen entwirft.[67]) — Wie der Dichter sich an einem Stoffe lahm rang, sucht die Studie Petris[68]) über den Agnes Bernauer-Stoff zu überblicken. Die eigentliche Stoffgeschichte bis auf Hebbel und Ludwig wird uns in flüchtigen Umrissen vorgeführt. Törrings Drama wird als die reifste Frucht der Ritterdramatik geschätzt. Das Motiv, dass Albrecht sein Weib öffentlich anerkennt, stammt aus der historischen Zusammenstellung Lipowskis und wird für das Drama wertvoll. Hebbel macht 1855 Agnes zum Opfer des Staates, dadurch herrscht Verstand und Berechnung über echte Leidenschaft. Doch geht besonders durch die ersten 3 Akte, die zum Besten gehören, was Hebbel geschaffen, ein grosser historischer Zug. Vom J. 1835 bis zum J. 1864 zieht sich Ludwigs qualvolle Arbeit. An den im höchsten Grade verdienstvollen Erörterungen des Vf. klebt nur zu sehr der Schweiss, den er über dem Studium der Hss. vergossen. Eine nach jeder Richtung erweiterte und geklärte Durcharbeitung des Themas wäre sehr wünschenswert: „Schlanker!" möchte man mit O. Ludwig ausrufen. Eine erste Niederschrift von 1840 unter dem Titel: der Liebe Verklärung stellt Agnes dem Geliebten, unter sichtlichem Einflusse des Othello, als schuldig dar; dadurch entsteht ein grelles und unwahrscheinliches Intriguenstück, das die Handlung dem Gegenspiele opfert. Hier setzen mehrfache Versuche der 40er Jahre ein, im Tone mildernd und zum realistisch Volkstümlichen fortschreitend, in Planheften aus dem Anfang der 50er Jahre überwuchern Detail und Reflexion. Unter Anregung Laubes nimmt der Dichter 1854 den Stoff wieder auf, er sieht bei Hebbel nur, was er abzulehnen hatte, und schliesst sich mehr an Törring an. War schon früher Agnes langsam in den Vordergrund geschoben worden, so interessiert ihn jetzt besonders die psychologische Seite einer derartigen Ehe, die auch ohne äussere Eingriffe ein Unglück werden könne. Daneben bleiben die alten Motive, so stehen plötzlich eigentlich zwei Tragödien da, die er zu verschmelzen sucht. Agnes bleibt im Mittelpunkte, ihr Betrug muss motiviert werden, damit es eine tragische Schuld gebe. Dieses Stadium repräsentiert das gedruckte Fragment. Wieder stockt die Arbeit an der Darstellung des Bekanntwerdens der Liebenden, die ihm die grösste Schwierigkeit bereitet. Tritt in dieser Zeit die Intrigue zurück, so wächst sie 1856—57, da er sich aus dem Genovefa-Volksbuche das Motiv des Zauberspiegels holt, wieder ganz im Sinne der früheren Entwürfe. Schliesslich gelangt er zu echt Ludwigschen Problemen: Agnes geht an übertriebener Tugend zu Grunde, Albrecht, den er lange ganz farblos gehalten, wird durch seine Wahrheitsliebe in Konflikt getrieben. Dieser Ehe stellt sich eine andere, aus dem Gegenspiel erwachsene, gegenüber. So resultiert eine reine Familientragödie, dabei will aber das Historische nicht ganz fallen, von Neuem erscheint also eine Zweiteilung, der der Dichter nicht aufzuhelfen vermochte. Zwischen 1858 und 1860 neigt sich die Wage mehr auf die geschichtliche Seite, wie das in der neuen Ausgabe mitgeteilte Fragment zeigt. —

Bei Besprechung von Rodenbergs Dingelstedt (vgl. JBL. 1891 IV 4: 53) trägt Lothar[69]) einen Brief Dingelstedts aus dem J. 1841 nach, der 1881 in der NFPr.

— **61**) (S. u. N. 136; S. 73-80). — **62**) F. Brümmer, K. Ph. Chrn. Sondershausen: ADB. 34, S. 621/2. — **63**) L. Speidel, Raupach u. Aristoteles: NFPr. N. 10140. — **64**) B. Waldmüller: Gegenw. 41, S. 151/3; W. Kirchbach: NationB. 9, S. 378-81, 395/7; R. Proelss: AZgB. N. 191/2; G. E.: NatZg. N. 47; P. Ernst: ML. S. 776/7. R. Lothar: BLU. S. 289-90; (J. V. Widmann:) BundB. N. 7; A. Goldschmidt: Zeitgeist N. 11; L. Frey, NZürichZg. N. 267/8, 70/2; J. Riffert: LZgB. N. 6. (S. o. IV 2 : 305; 3 : 76). — **65**) R. Proelss, O. Ludwig: AZgB. N. 159-60. — **66**) A. Sauer, O. Ludwig. (=Samml. gemeinnütz. Vortr. N. 177/8.) Prag, Verl. d. Ver. für Verbreit. gemeinn. Kenntnisse. 33 S. M. 0,20. — **67**) × A. Stern, O. Ludwig. E. Dichterleben. Leipzig, Grunow. IX, 319 S. M. 3,00. (Sonderabdr. aus d. Ges. Werken). — **68**) J. B. Petri, D. Agnes Bernauer-Stoff im dtsch. Drama. Diss. Rostock (Berlin, Ullsteins Druck.) 47 S. M. 1,00. — **69**) R. Lothar, F. Dingelstedt: NFPr.

veröffentlicht worden.[70-71]) — Der Erinnerungstag Töpfers[72-73]), der Tod Rosens[74]) und Herrigs[75-77]) haben Anlass zu kleineren Zeitungsartikeln gegeben. —

Von Dichtern der neuesten Zeit[78-82]) hat Martin Greif[83]) durch Prem[84]) eine ziemlich umfassende Biographie erhalten, die mehr Enthusiasmus als Kritik bietet. Der Vf. entdeckt in ihm Aehnlichkeit mit Otto Ludwig, er nennt ihn den Bühnendichter des neuentstandenen Reiches. Wenn man auch nicht mit dem Vf. Greifs dramatische Kraft über seine Lyrik setzen will, werden doch die ausführlichen Analysen seiner Dramen sich nützlich erweisen. — Werders Columbus bietet Mauthner [85]) Anlass zu einem historischen Rückblick auf Columbus-Dramen in der Weltlitteratur. —

Ueber Henrik Ibsen liegt uns eine ausführliche Studie von Ehrhard [86]) vor. Man darf sich freuen, dass dieses überaus schwierige Vermittleramt in so guten Händen lag. Im Wesentlichen auf Brandes fussend, weiss E. die Entwicklung Ibsens und die verschiedenen Schichten seiner poetischen Arbeiten gut und anschaulich zu charakterisieren, die nordische Litteratur entsprechend heranzuziehen und vor allem vortreffliche, übersichtliche Inhaltsangaben zu bieten. Wie öfters französische Dramatiker, zieht er für Nora direkt Francillon zum Vergleiche herbei; den Schauspieler Delobelle in Fromont für die Wildente zu verwerten, hat sich Vf. leider entgehen lassen. — Jedenfalls hat E. sich überall von Uebertreibungen fern gehalten, was man von Lou Andreas-Salomés [87]) Ibsenstudien nicht überall sagen kann. So gut ihr manche Charakteristiken geraten, wie die der Rebekka in Rosmersholm, soweit sie den Franzosen an Tiefe des Verständnisses überragt, der einmal eingenommene Standpunkt, die Frauen selbständig und als Mittelpunkt zu betrachten, macht hier und da Verrenkungen notwendig, die z. B. die Gestalt der kleinen Hedwig stark verzerren. — Viel bestimmter arbeitet Laura Marholm. [88]) In Nora hat Ibsen das Frauenideal formuliert, in Hedda Gabler aufgelöst. Alle Frauengestalten sind bei Ibsen auf konstruktivem Wege gewonnen. Leider sind diese Ausführungen nur Skizze geblieben [88a-89]). — Flaischlen [90]) sieht bereits den Weg, der über Ibsen hinausführt: der Messias des Dramas muss die moderne Wissenschaft überwinden. So wird er Ibsen näher stehen als Shakespeare. —

Von Hauptmann fordert Landauer[91]) den Nietzscheschen Uebermenschen, und sieht diese seine Erwartungen noch nicht erfüllt; trotz der verheissungsvollen Anfänge, die Ibsen und Zola zu vereinen schienen, verfiel Hauptmann nach der Ansicht L.s dem Banne der Holz-Schlafschen Momentphotographien, „wobei ihnen aber jedesmal noch zur rechten Zeit das Leben den Hintern hingestreckt hat.“ „College Crampton“ ist zwar das beste deutsche Lustspiel, aber eigentlich ist Hauptmann, so meint der Vf., für unsere Generation schon ein Zurückgebliebener. — Für sein Drama „Die Weber“ weist Marx [92]) historische Grundlagen aus Schriften über das Elend der schlesischen Weber aus den 40er Jahren und einen thatsächlichen Aufruhr 1844 nach. [93]) —

Gottfried Kellers nachgelassene Schriften bringen das Fragment eines Trauerspiels „Therese“. Die Autobiographie spricht (S. 14) von kindlichen dramatischen Versuchen. Ferner (S. 165) wird J. N. Bachmayers Volksdrama „Der Trank der Vergessenheit“ (1851) in anerkennendster Weise mit den Patent- Volksdramen Mosenthals kontrastiert. [94]) —

Molières Meisterwerke haben durch Fulda [95]) eine vortreffliche Uebersetzung erhalten, welche den Alexandriner gegen das Versmass des Faust auf das Glücklichste vertauscht. F. hat zugleich für den Geizigen Dingelstedts Eigenmächtigkeiten, gegen die

---

N. 9859. — 70) × E. Urteil Rodenbergs über Dingelstedt; Hessenland 6, S. 13. — 71) × F. Zwenger, Aus d. Leben F. Dingelstedts. Altes u. Neues.: ib., S. 150/1, 164/5. 214/6, 226/9, 242/4, 258-60. — 72) × F. Hirsch, K. Töpfer: BerlTBl. N. 660. -- 73) × Z. Gedächtniss K. Töpfers: NorddAZg. 29. Dec. — 74) × L. Salomon, J. Rosen: JllZg. S. 96. (Vgl. auch SchwäbMerk. 5. Jan.; FZg. N. 6). — 75) × C. K., Tod H. Herrigs: TglRs. N. 120. — 76) × O. Neumann-Hofer, H. Herrig: ML. 61, S. 318/9. — 77) × L. Salomon, H. Herrig: JllZg. S. 561. — 78) × K. Selten, D. Revolution in d. Litt. durch H. Sudermann. E. Enquête. 1.-3. Aufl. Dresden, Ulrich. 12 S. M. 0,30. |[BLU. S. 767; F. Schnürer: ÖLBl. N. 15]|. — 79) × K. Bevern, Sudermann. Halle a. S., Strien. 23 S. M. 0,30. |[BLU. S. 238/9; LZg^{B}. N. 53.]| — 80) × G. Freytag, D. Journalisten. Lustsp. in 4 Akten. Edit. with. lit. ntrod. and notes by F. Lange. (=Whittaker series of modern german authors). London, Whittacher. 1891. 178 S. Sh. 1,00. — 81) × G. v. Moser, D. Bibliothekar. Schwank in 4 Akten. Edit. with. lit. introd. and inotes by F. Lange. 4. ed. (ebda). 1891. 161 S. Sh. 1,00. - 82 × R. Benedix, Haustheater. (Théâtre de famille). Scènes choisies annot. par G. Hartmann. Paris, Bélin frères. 12°. IV, 205 S. Fr. 4,00. — 83) × A. Fokke, M. Greif u. d. vaterländ. Schauspiel: Gegenw. 41, S. 22/4. — 84) M. S. Prem, M. Greif. Beitr. zu e. Gesch. seines Lebens u. Dichtens. Leipzig, Renger. 204 S. M. 3,00. |[M. Necker: BLU. S. 794/5]|. — 80) F. Mauthner, Columbus auf d. Theater: ML. 61, S. 692. — 86) A. Ehrhard, H. Jbsen et le théâtre contemporain. Paris, Lecène, Oudin & Co. 472 S. Fr. 4,00. — 87) Lou Andreas-Salomé, H. Jbsens Frauengestalten. Pschychol. Bilder nach seinen 6 Familiendramen. Berlin, Bloch. 239 S. M. 2,40. |[M. Benfey: BLU. S. 155/6.]| — 88) Laura Marholm, Jbsen als Frauenschilderer: N&S. 61, S. 101/9. — 88a) × E. Reich, Jbsen u. d. Recht d. Frau. (= JB. d. Ver. für erweiterte Frauenbildung III.) — 89) × E. Gnad, Ueber H. Ibsen: AZg^{B}. N. 111/2. — 90) C. Flaischlen, Jenseits v. Ibsen: FrB. 3, S. 643/7. — 91) G. Landauer, G. Hauptmann: NZ. 10, S. 612-21. — 92) P. Marx, D. schles. Weberaufstand in Dichtung und Wirklichkeit. ML. 61, S. 112/4. — 93) A. F. Schack, D. Jahr Eintausend. Dram. Gedicht. — Sirius, e. Mysterium. 2 Bde: Stuttgart, Cotta. 132 S. u. 122 S. à M. 2.00. |[H. Lambel: AZg^{B}. N. 279/80; M. Koch: Schl. Zg. N. 790 (wird durch d. neueren Dramen an Kaulbachsche Cartons erinnert u. charakterisiert ihn als Kunstdichter).]| — 94) (IV 3:106; 5:176.)

sich die Vorrede wendet, beseitigt. Mahrenholtz, der in seiner Besprechung einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der deutschen Molière-Uebersetzung wirft, beanstandet, dass Fulda wie Dingelstedt den Geizigen mit der Kiste auf der Bühne bleiben lässt, während er bei Molière abgeht. —

Der in neuerer Zeit oft behandelte Pfingstmontag Arnolds, um auf die Dialektdichtung zu kommen, ist in seinen mundartlichen Partien von Sütterlin[96]) grammatisch dargestellt worden. — Im Frankfurter Dialekt schrieb H. W. Seyfried (1755—1800), der der Grossmannschen Gesellschaft angehörte. Elise Mentzel[97]) spricht ihm anschliessend an eine frühere Studie (vgl. JBL. 1891 IV 5 : 71) entschiedenes schriftstellerisches Talent zu. — Dem Hauptvertreter des Frankfurter Lokalstückes Karl Malss, widmet Holthof[98]) eine kleine Studie. Seine Dramen, schwach in der Erfindung, zeichnen sich durch Ausarbeitung im Detail und gesunde Volkstümlichkeit aus. Die Wiener Parodie Aline, die er zu bearbeiten versuchte, ist von Bäuerle. Nach dem Französischen giebt er die berühmten Hampelmanniaden. — Charakteristisch ist der Versuch Schaefers[99]) den Sonnwendhof Mosenthals als bayerisches Dialektstück neu erstehen zu lassen. —

Oesterreichische Dramatiker.[100-105]) Der für das Wiener Theater- und Geistesleben so bedeutungsvolle Sonnenfels wurde von Muncker[106]) als ideenarmer und aufdringlich eitler Geist, aber zugleich als rastlos thätiges Werkzeug des Josephinismus zwar richtig charakterisiert, aber doch nicht, besonders was die Briefe über die Wiener Schaubühne betrifft, gebührend gewürdigt. —

Zu Halms Briefwechsel mit Enk, (vgl. JBL. 1890 IV 4 : 110), an den anschliessend Minor[107]) eine höchst ansprechende Charakteristik giebt (vgl. JBL. 1891 IV 4: 155) teilt Hauffen[108]) den unverkürzten Wortlaut des letzten Briefes mit. Welchen Einfluss Enk auf Halm, der 1815 sein Schüler war, nahm, zeigen seine Abänderungen in „Dichter und Bauer" gegenüber Lope. Enk selbst hat sich in einer Reihe von Schriften streng gegen den Selbstmord ausgesprochen. Als Schriftsteller wird ihm, besonders durch seine Melpomene, das wertvollste Werk über die Technik des Dramas, eine Gesamtausgabe erst rechte Würdigung verschaffen. — „Wildfeuer" holt sich seinen Stoff, nach Poppenbergs[109]) Untersuchung, aus der 4. Geschichte des Wielandschen Hexameron: „Die Novelle ohne Titel". Bei Wieland verliert der Weib-Mann alles Weibliche, Halm aber hat eine Liebesgeschichte mit unmöglicher Charakterwendung daraus gemacht und einen jeder Frivolität baren Stoff ins Pikant-Gurlihafte gewendet.[110]) —

Vor der abgeschlossenen Gesamtausgabe Hebbels durch Krumm[111]) zieht Werner seinen früher ausgesprochenen Tadel (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 161) zurück, nachdem der Herausgeber keine kritische Ausgabe beabsichtigt zu haben erklärt. Neu hinzugekommen sind Jugendgedichte, die 1838 veröffentliche Novelle „Barbier Zitterlein", ein Stück Selbstbiographie und politische Berichte. Noch fehlen, nach Werner, der in Franzos „Dichterbuch aus Oesterreich" abgedruckte „Steinwurf oder Opfer um Opfer", die Bluette „Verkleidungen" und die Skizze „der Vatermörder". — Werner[112]) bespricht auch den ersten Band des Briefwechsels, (vgl. JBL. 1890 IV 4 : 134) bedauernd, dass keine Briefe Elise Lensings mitgeteilt werden und giebt einige Erklärungen zu den Jugendbriefen. — Sein Tadel gegen die Anordnung macht sich in noch stärkerem Masse in dem zweiten Bande, den Bamberg[113]) vorlegt, fühlbar. Wie erleichtert wäre die Uebersicht durch eine chronologische Anreihung geworden, während nun an die 30 Korrespondenten sich in buntem Durcheinander folgen. Wie anders würden z. B. die echt theatermännischen Briefe Dingelstedts[114]) (S. 3) neben die Kritiken, denen sie E. Kuh unterzieht, gestellt wirken! Vertreten sind hier ausser den genannten beiden Gutzkow, Uechtritz, Th. Rötscher, Jul. Glaser, Willib. Alexis, Ed. Möricke, R. Prutz, H. Hettner, Kl. Groth, F. Vischer, A. Stern u. a. Auf Hebbels Schaffen, das er selbst einem Nachtwandeln vergleicht (S. 209), fällt neues Licht, über Anregungen zu seinen Stoffen spricht er selbst (S. 187). Auch Freunde, wie besonders Uechtritz (S. 198), geben gute

— 95) (IV 1 d : 1/2.) — 96) (I 6 : 29.) — 97) Elise Mentzel, H. W. Seyfried: ADB. 34, S. 111/3. — 98) L. Holthof, C. Malss u. d. Frankf. Lokalstück: FZg. N. 336, 341. — 99) A. Schaefer, Auf'm Sunnwendhof. Volksstück v. S. H. Mosenthal. In neuer Bearb. u. Dialektübertr. (= Münchener Theater-Bibl. N. 5). München, Franz. 80S. M. 0,80. — 100) × E. Mandyczewski, Jos. S. Sonnleithner: ADB. 34, S. 639/41. — 101) × H. M. Schletterer, Jos. Ritter v. Seyfried: ib. S. 117/9. — 102) × id. Ignaz Ritter v. Seyfried: ib. S. 113/6. — 103) × R. Jung, R. L. Chrn. C. Freihr. v. Senckenberg: ib. S. 5/6. — 104) × E. Friend, An Austrian dramatist. E. Bauernfeld: Theatre N. 92. — 105) × E. v. Bauernfeld: Z. guten Stunde. 7, S. 166. — 106) F. Muncker, J. v. Sonnenfels: ADB. 34, S. 628-35. — 107) J. Minor: ÖLZ. N. 2. — 108) A. Hauffen, Z. Briefwechsel Enks u. Halms: ZÖG. 43, S. 615-23. — 109) F. Poppenberg, Wildfeuers Ursprung: VLG. 5, S. 158-60. — 110) Drei 100j. Geburtstage: NorddAZg^{B}. 9. Okt. (Behand. Amalie Schoppe und ihr Verhältnis zu Hebbel.) — 111) F. Hebbel, Sämtl. Werke her. v. J. H. Krumm. 12 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe à M. 1,00. |[R. M. Werner: DLZ. 1893, S. 270/3; id: ÖUR. 13, S. 283/6; SchwäbMerk. 23. März; E. Wolff: Hamb. Corr. N. 880/1; F. Lemmermeyer: BLU. S. 705/8.]| — 112) R. M. Werner: DLZ. S. 563/5. — 113) F. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit e. Vorwort u. e. Epilog zu Hebbels litt. Nachlass Her. v. F. Bamberg, 2. Bd. Berlin, Grote. 616 S. M. 15,00. (Vergl. JBL. 1890 IV 4 : 134.) — 114) × F. Lemmer-

Charakteristiken, die er erwiedert (S. 202). Bei den Nibelungen, die „dem Publikum das grosse National-Epos ohne eigene Zuthat dramatisch näher rücken“ wollen (S. 69), fallen scharfe Seitenblicke auf Raupach und Geibel (S. 68), für letzteren, den „Backfisch-Lyriker“ (S. 524), war das grosse Lied nur „wie eine tausendjährige Eiche für Galanteriedrechsler“ (S. 126). So wird er gegen O. Ludwig, den Kuh (S. 115) sehr feiert, ungerecht. Er fragt Stern, ob L. ohne ihn überhaupt wäre (S. 515) und klagt gegen Karoline Pichler über Grillparzers Milde gegen junge Dichter, die jetzt „eine Nachahmung meines Herodes, die Makkabäer, drei Monate lang als ein Meisterstück ausposaunten, und wie der Tag der Aufführung kam, fällt es durch, am eigenen Bombast erstickend“ (S. 398). Höchst bezeichnend für Hebbel, wie entrüstet er den Vergleich mit Grabbe, diesem „entsetzlichen Experiment der Natur“ ablehnt (S. 214, 518); Kuh findet „nur die Niederträchtigkeit und die Dummheit“ könne diese Parallele ziehen (S. 95); Uechtritz protestiert bei dieser Gelegenheit lebhaft gegen die Tradition, er, Grabbe und Heine hätten in Berlin ein schwelgerisches Leben geführt (S. 218). Viel näher fühlt Hebbel sich Kleist (S. 215), dessen Aehnlichkeit ihm besonders in Wilbrandts Biographie schreckhaft entgegentritt, aber: „der Wunsch, Goethe den Lorbeer von der Stirn zu reissen, Goethe! So tief sank ich nie, dass ich mich so weit erhob“ (S. 525). Für die Nibelungen bekennt er aus F. Th. Vischer Anregungen erhalten zu haben, zu dessen Biographie eine Anmerkung (S. 491) einige Notizen giebt. Ueber theoretische Fragen verhandelt er mit Gutzkow, der ihre dichterischen Gegensätze (S. 158) hervorhebt. Schön auch sein Wort zu Uechtritz: „Im Drama ist mir zu Mute, als ob ich mit blossen Füssen über glühendes Eisen ginge; um Gottes Willen, nur kein Aufenthalt, was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache“ (S. 238). Aus den zahlreichen litterarischen Urteilen hebe ich nur Bezeichnendes hervor: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde erscheint ihm widerwärtig (S. 255), ausführlich handelt er (S. 121) über die Wahlverwandtschaften, Mosenthal ist ihm und den Freunden natürlich tief verhasst (S. 314 u. o.), Narziss ist eine „scheussliche Ausgeburt des Berlinertums“, mit innigster Freude grüsst er die Muse Klaus Groths (S. 230). Erst mit einem Besuche bei Schopenhauer 1857 (S. 591) beginnt auch das Interesse an seiner Philosophie (S. 119). Die Korrespondenten teilen meist nur auf Hebbel Bezügliches mit. Kuh berichtet 1857 von seinem Besuche bei Bettina und den Brüdern Grimm: „So angenehm Wilhelm Grimm auf mich wirkte, so abstossend war mir Jakob Grimm“ (S. 127). Ein Epilog B.s kündigt einen vorläufigen Abschluss der Herausgabe an. Er macht besonders auf Hebbel als Kritiker, eine bisher vernachlässigte Seite, aufmerksam. „Die Briefe widerlegen die Legende seiner Schroffheit und Selbstüberhebung“. Wie tief er den Bruch mit Kuh, zu dem (S. 435) ein wertvolles Aktenstück geliefert wird, fühlte, zeigt ein (S. 607) abgedrucktes Gedicht. Aus den ins Goethe- und Schiller-Archiv übergegangenen Hss. nennt B. Fragmente einer Dramatisierung der Ilias, Entwürfe und Gedanken eines Christus, Luther oder Karl V., und einen Tragödienplan: der Dichter. —

Auf dem Gebiete des österreichischen Volksstückes [115-116]) hat die Nestroy-Ausgabe (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 164) noch mehrfache Besprechungen erfahren.[117]) Erich Schmidt anerkennt mit warmen Worten die Verdienste Neckers. — Johann Anzengrubers,[118]) des Vaters, Trauerspiel „Berthold Schwarz“ ist nunmehr im Druck erschienen, mit Beifügung der Stellen, welche in der Brochüre Andr. Schumachers „Erinnerungen an einen Heimgegangenen“ vom hs. Texte abweichen. Bettelheim, der die Ausgabe besorgt, teilt auch in der Vorrede die Kritik des genannten Schriftstellers aus den oesterreichischen Blättern für Litteratur und Kunst 1845 mit. —

Bei Bettelheims Buch über Ludwig Anzengruber (vgl. JBL. 1891 IV 4 : 176) das ihm besonders als persönliches Werk wertvoll erscheint, bedauert Walzel[119]), das der Dichter die höheren Schichten nicht ebenso studiert und wiedergegeben habe, wie die niederen. Realistische Darstellung dieser Kreise hätte sein Ziel sein sollen. W. nennt die Ebner, versäumt aber gerade aus diesem Beispiele den Schluss zu ziehen, dass dies nur dem gegeben ist, der über ihnen steht, nicht aber, wenn man von unten hinauf zu blicken hat. Mit Recht spricht W. von Mosenthal, der für Anzengruber wichtiger ist, als man heute eingestehen will. — Roseggers [120]) Erinnerungen bringen einige Briefstellen.[121-125]) — Mauthner [126]) findet beim Meineidbauer, dass Anzengruber

---

mayer, D. Briefwechsel zwischen Hebbel u. Dingelstedt: NFPr. N. 10036. — **115)** × R. Tyrolt, F. Raimund (= Volkstüml. Vortrr. d. allg. niederösterr. Volksbildungs-Ver. N. 13). Wien, Szelinski. 15 S. Fl. 0,10. — **116)** × F. Raimund, D. Alpenkönig u. d. Menschenfeind. Romant.-kom. Märchen in 3 Akten. (= Deutsch.-österr. Nat.-Bibl. N. 105). Wien, Weichelt. 62 S. Fl. 0,20. — **117)** E. Schmidt: DLZ. S. 1444/5; F. Kummer: BLU. S. 137—40; A-r: AZgB. N. 5; Grenzb. S. 287/8. — **118)** Joh. Anzengruber, Berth. Schwarz. Trauersp. in 5 Akten. Mit e. Vorbemerk. v. A. Bettelheim (= Dtsch.-österr. Nat.-Bibl. N. 93/5). Wien, Weichelt. 1891. 127 S. Fl. 0,60. — **119)** O. F. Walzel: ZÖG. 43, S. 55-61. — **120)** P. K. Rosegger, Erinnerungen an Anzenguber: Heimgarten 16, S. 515/25. — **121)** × L. Anzengruber, Einfälle u. Schlagsätze: ib., S. 72/3. — **122)** × E. Brief Anzengrubers: ib. S. 946/7. — **123)** × Anzengruber als Schauspieler: DBühneng., N. 1. — **124)** × L. Anzengruber, Brave Leut v. Grund. Volksstück in 3 Akten. Stuttgart, Cotta. 119 S. M. 2,40. |[A. Schlossar: BLU. S. 630/1; Schwäb. Kron. 12. Juli.]| — **125)** × L. Anzengruber. D. Meineidbauer. (= Freie Kritik. Unterredungen e. freundschaftl.

die Menschen in der Tragödie und Komödie mit denselben Mitteln zeichne. Soll das auch ein kritischer Vorwurf sein? —

Dem Dramatiker F. von Saar wird Necker[127]) gerecht, wenn er den echt österreichischen Gegensatz zwischen Thatkraft und beschaulicher Genügsamkeit, der in allen seinen dramatischen Werken lebt und ihm Züge Grillparzers leiht, hervorhebt. — Sehr dürftig ist der Aufsatz über Tiroler Dichtung von Pichler[128]), der die Dramatiker kurz mit starken bibliographischen Ungenauigkeiten registriert. —

Seiner Sammlung von Puppenspielen[129-132]) hat Engel[133]) zwei neue Stücke einverleibt: „Der Prinz als Narr oder der geheimnisvolle Zauberspiegel" vom Münchener Marionettentheater und „die verwandelten Herzen oder Wurst wider Wurst" schon als Pantomime der Nicolinischen Gesellschaft gegeben, beide auf bekannten Stücken der englischen Komödianten: „Von eines Königs Sohn aus England und des Königs Tochter aus Schottland" und „Comedia von der Macht des kleinen Knaben Cupidinis" fussend, deren Wiederabdruck an dieser Stelle aber völlig unberechtigt erscheint. — In seinem amüsanten Buche über das Marionettentheater hat Lemercier de Neuville[134]) eine kleine Auswahl deutscher Kasperlscenen gegeben. Interessant, dass der alte Ruf „Perlicke Perlacke" auch ins französische Marionettenspiel eingedrungen ist (S. 117). Dass der Marionetten-Kasperl seinen Namen einem Geldstück gegeben, um das man sich einen Platz im Parterre des Puppentheaters kaufen kann (S. 42), ist ein kleiner Irrtum. Für die Stoffgeschichte ist das Spiel Le marchand de veaux (S. 118), als dem Kreise des Maître Pathelin angehörig, nicht unwichtig. — Ueber ein Volksschauspiel von den heiligen drei Königen, das in Thalheim durch den Bergarbeiter A. F. Unger (1805) zur Aufführung kam, berichtet Distel.[134a]) — Eine Reihe von volkstümlichen Darstellungen in Oberschwaben im 18. Jh. verzeichnet Beck.[134b]) Den Titeln nach scheinen viele Stücke auf Jesuitendramen zurückzugehen. —

Theatergeschichte. Wie schon der vorjährige Bericht geahnt, ist diesmal die Theatergeschichte wieder als Anhang zum Drama zurückgekehrt. Schon dieser erneute Wechsel charakterisiert, um einen allgemeinen Gesichtspunkt hervorzuheben, die Schwierigkeiten, welche der Behandlung im Wege stehen. Sie sind zum Teile dieselben, die sich bei der Besprechung der modernsten dramatischen Litteratur erheben. In wie weit hat der Referent die dem Tagesbedarfe dienenden Artikel zu berücksichtigen? An und für sich ist es durchaus nicht unmöglich, dass der eine oder der andere Kritiker bei der Aufführung eines neuen Stückes oder bei einer Neuscenierung Ansichten und Nachweise zum Vortrage bringt, die ganz wohl in den Rahmen eines wissenschaftlichen Jahresberichtes passen können. Ebenso wird sich in den zahlreichen rein der praktischen Bühne dienenden Blättern, den Veröffentlichungen der Theater-Agenten usw. mancher hübsche Inscenierungsvorschlag, manche gute Betrachtung über das Theaterwesen finden. Diesen vereinzelten Erscheinungen nachzugehen, bleibt eine unmögliche Aufgabe. So soll auch das Theaterwesen nur, soweit es noch irgendwie mit der dramatischen Litteratur und der Geschichte des Dramas zusammenhängt, hier betrachtet werden. Die JBL. haben ja dem Bedürfnisse des Forschers, nicht dem des thätigen Dramaturgen zu dienen. — Von lexikalischen Unternehmungen sind zwei ans Licht getreten, von denen das Flüggens[135]) die Schauspieler, das Biesendahls[136]) die dramatischen Dichter und Werke registriert. Das erstgenannte verdient den Vorzug, obwohl es auch in seinem historischen Teile mangelhaft ist. B. versucht eine Novitätenschau, nicht eben glücklich nach Jahren geordnet, sowie eine Nekrologie für das letzte Decennium, mit recht mangelhaften biographischen Daten und Lebensbildern, in denen auch die unfreiwillige Komik nicht fehlt, z. B. (S. 123): „Nicht weniger erspriesslich war Dingelstedts Wirken an der Hofoper, zumal er 1842 die berühmte Sängerin Jenny Lutzer geheiratet hatte". Die einzelnen Schriftstellen sind ganz ungleichmässig berücksichtigt: Sudermann sticht mit seinen wenigen Zeilen von dem lobüberschütteten Henzen oder Nissel sehr sonderbar ab. Einem wirklichen Bedürfnisse entspricht weder das eine noch das andere Werk. —

Die Klagen über den Verfall des deutschen Theaters mehren sich, ebenso wie die Reformvorschläge. Charakteristisch bleiben, wie Lothar[137]) ausführt, die sich immer schärfer trennenden Richtungen, eine aristokratische, welche das Publikum immer

---

Kreises üb. litt. Gegenstände N. 3.) Leipzig, Schulze. 28 S. M. 0,50. (Ganz belanglos.) — 126) F. Mauthner, Sylvesterstücke: ML. 61, S. 22/4. — 127) M. Necker, F. v. Saar: AZgB. N. 123/4. — 128) A. Pichler, Z. neueren dtsch. Dichtung in Tirol: ÖUR. 13, S. 154-80, 255-69. — 129) × R. Lothar, V. d. Marionetten: NFPr. N. 9974. — 130) × Poets and puppets and censors: SaturdayR. 74, S. 18-20. — 131) × × Puppet and Playwright: ib. S. 242/3. — 132) × × W. F. Price, Playwrights and literary men: NAR. 155, S. 754/6. — 133) (III 4 : 42.) |[L. Fränkel: BLU. S. 678.]| — 134) Lemercier de Neuville, Histoire anecdotique des marionettes modernes. Paris, Lévy. X, 306 S. Fr. 2,80. |[WestmR. 137, S. 467/8.]|. — 134a) Th. Distel, Weihnachtsspiel im sächs. Erzgebirge: VLG. 5, S. 598/9 — 134b) P. Beck, Oberschwäb. Volkstheater im 18. Jh.: Alemannia 20, S. 73—97. — 135) O. G. Flüggen, Biograph. Bühnen-Lexik. d. dtsch. Theater. I. München. Bruckmann. 339 S. M. 4,00. — 136) R. Biesendahl, Dtsch. Theater-Jb. Berlin Cassirer u. Danziger, X, 510 S. M. 4,50. |[SchwäbKron. 23. Mai.]| — 137) × R. Lothar, Theater-Reformen: NFPr. N. 10185.

mehr und mehr von der Bühne ausschliessen will, eine demokratische, welche nach der Volksbühne und dem Festspiel in griechischem Sinne ruft. — Da der moderne Dramatiker vom grossen Publikum zu wenig unterstützt werde, ist das Publikum für Kulka[138]) der Feind des Theaters und das Theater, der Zukunft ist ihm ein von demselben ganz emanzipiertes Theater. — Aehnlich hofft Laura Marholm,[139]) dass sich die dramatische Kunst über die Bühne hinaus entwickeln werde. „Unsere Dramen sind zu psychologisch, um bühnengerecht zu sein". — Den nächsten Schritt vollzieht J. Hart,[140]) der einen unserer Kritiker aus 400jährigem Schlafe erwachen lässt, um kein Theater mehr in der Welt vorzufinden. — Dabei wird aber doch, sogar für die Volksbühne, an Stelle des Pfarrers von Kirchfeld, von Laura Marholm,[141]) Strindbergs „Fräulein Julie" gefordert. — Die Fehler des Modernen setzt, vielleicht ein bischen zu scharf, eine kleine Broschüre „Konsequenter Realismus"[142]) lebendig auseinander. Wohl beweisen die statistischen Belege, dass die Dramen Ibsens, Hauptmanns usw. fast ausnahmslos wieder von der Bühne verschwunden (??), während sich das Philisterstück breit behauptet, nichts gegen den geistigen Wert oder Unwert des Abgelehnten, aber sie sind massgebend für die Wünsche des Publikums, dem der konsequente Realismus peinlich und langweilig ist. Der Vf. führt aus, was das Theater an greller Farbe und Fortschritt der Handlung fordere. Er spricht Dramen wie Jbsens „Stützen der Gesellschaft", Sudermanns „Ehre", Anzengrubers „Viertes Gebot" den Realisten ab. Das Theater verträgt nicht mehr an Wahrheit als der freundschaftliche Verkehr (?). Ebenso unnatürlich wie die Schönrednerei, ist jetzt das Stocken und Stammeln. Alle realistischen Dramen sind als Novellen empfangen, daher wirken sie beim Lesen besser als auf der Bühne[143-144]) — Wer an dem Verfall des Theaters Schuld sei, wie zu helfen, darüber gehen dit Ansichten auseinander.[145-148]) Während für Westarp[149]) die Bühne erst anständig und deutsch gemacht werden muss, fordert ein Anonymus[150]) mit direkter Beziehung auf Berlin Beschränkung der Konzessionen und Ergänzung der Censurbehörde aus Schriftstellern. — Andere wieder rufen nach Reform der Kritik, die sachgemässer und überlegter sein soll.[151-153]) Verding[154]) erwartet das Heil von der Provinz, von der die Novitäten erst in die Hauptstadt ziehen sollen. — Gegen das Ueberwuchern der Festspiele hat sich in Erdmann[155-156]) eine etwas leidenschaftliche, aber sachlich wohlberechtigte Stimme erhoben, der alle diese archaeologischen Versuche als überflüssigen, noch dazu sehr kostspieligen Rückschritt ansieht. Es wäre für unsere Zeit nur zu bedauern, wenn wir zu allen Gebrechen eines Dilettantentheaters zurückkehren sollten. Für das wirkliche Theater bedeuten diese Spiele eine schwere Schädigung, denn in kleinen deutschen Städten wird durch sie die Existenz einer Berufsbühne unmöglich. Auch er sucht die Besserung in der Kritik.[157]) —

Beredte Anwälte sind dem Volksspiele in der Schweiz[158]) erwachsen, allen voran Gottfried Keller,[159]) der in seinen nachgelassenen Schriften, unvergessliche Kapitel des Grünen Heinrich ins Gedächtnis rufend, eine Nationalbühne, im Gegensatze zu dem Theater, das jeder Feierlichkeit entbehrt, fordert und in ihr eine Wiedergeburt der Tragödie aus dem Sängerchore erhofft. — Das sieht in gewissem Sinne Finsler[160]) bereits in dem Berner Festspiele erfüllt, oder wenigstens in naher Zukunft. — Von den Erfahrungen der deutschen Unternehmungen ausgehend, gelangt Helveticus[161]), nach einem Abrisse der Geschichte des schweizerischen Volksschauspieles, zu dem Projekte Kellers, alle fünf Jahre ein Festspiel zu veranstalten, er erweitert es durch die Forderung eines Festspielhauses, hier an R. Wagners Gedanken anknüpfend, unter nationaler Organisation, er wünscht weiter auch Unterstützung durch stehende Theater und Liebhaberbühnen, die der vaterländischen Produktion zu dienen haben. Eine Preisstiftung soll zur weiteren Entwicklung des Gedankens beitragen, der in der kleinen Schweiz freilich einen anderen Nährboden finden kann und muss, als in Deutschland. Unter-

— 138) J. Kulka, Theaterreform: FrB. 3, S. 72/6. — 139) Laura Marholm, E. Theaterbrief ohne Theater: ib., S. 106/9. — 140) J. Hart, Bühnengötterdämmerung: ib. S. 98-105. — 141) Laura Marholm, Symptomatische Stücke: ib. S. 427/32. — 142) Consequenter Realismus. Bühne u. Publikum. (= Gegen d. Strom. Flugschriften N. 24.) Wien, Gerolds Sohn. 36 S. Fl. 0,60. — 143) × F. Mauthner, D. Theater d. Lebenden: ML. 61, S. 304/6; 316/8. — 144) × R. Lothar, Theater-Reformen: NFPr. N. 10079. — 145) × L. Lier, Theaterreform: Grenzb., S. 365-75; 436-42. — 146) × K. F. Jordan, D. moderne Bühne u. d. Sittlichkeit. Berlin, Rehtwisch. 1891. 63 S. M. 1,00. |[LCBl. S. 883/4.]| (Vgl. I 3:233.) — 147) × A. C. Strahl, Unsere heutigen Bühnenspielpläne: DWBl. 5, S. 418-23. 148) × R. Misch, D. dtsch. Stadttheater u. ihre Reform: Gegenw. 41, S. 213/6. — 149) A. Graf Westarp, D. Verfall d. dtsch. Bühne. E. Mahnwort an alle, die es angeht. (= Samml. dtsch. Schriften, Bd. 6.) Berlin, Lüstenöder. 24 S. M. 0,40. |[R. Friedrich: BLU. S. 692; 20. Jh. 2, S. 780–92.]| — 150) * * * D. Verfall unseres Theaters. Berlin, Siegismund, 32 S. M. 0,60. — 151) × A. Dresdner, Ueber Theaterkritik: FrB. 3, S. 48-52. — 152) × F. Stahl, Hängt sie tiefer! E. Beleuchtung unserer Theaterkritik. Berlin, Rentzel. 24 S. M. 0.50. (Widerliches Pamphlet.) — 153) × P. K. Rosegger, E. wohlgemeinter Vorschlag in Sachen d. Theater-Kritik: Heimgarten 16, S. 233/4. — 154) G. Verding, Wie d. dtsch. Theater die Kunst fördern. Berlin, Heinrich. 28 S. M. 0,60. — 155) G. A. Erdmann, Theater-Archaeologen: Zeitgeist N. 36. — 156) id., Theater-Reformen. Krit. Studien. Berlin, Rentzel. X, 82. M. 1,50. — 157) × (I 11 : 143.) — 158) × M. W., D. Möglichkeit schweiz. Nationalschauspiele: Bund. 1891, N. 244/6. — 159) (S. o. N. 94, S. 32-70.) — 160) G. Finsler, D. Berner Festspiel u. d. Attische Tragödie. (= Neujahrs-Bl. d. Litt.-Ges. Bern.) Bern, Wyss. 1891. 4⁰. 23 S. Fr. 1,00. — 161) Helve-

dessen gedeihen diese Volksspiele[162-165]) in den verschiedensten Gegenden Deutschlands: Kraiburg[166-170]) führte Greifs „Ludwig der Bayer“ vor, Basel folgte dem Vorbilde Berns, ohne über lebende Bilder hinauszukommen[171]), was auch dem Wolfschen Andreas Hofer-Spiele in Meran mit seinen Massenscenen nicht gelang.[172-175]) — Meist schwebt das Vorbild der Oberammergauer Bühne vor. Mit dieser rivalisiert das Passionsspiel im böhmischen Höritz, dessen textliche Grundlagen, in den Anfang dieses Jh. zurückgehend, Ammann[176]) vorlegt. Neben volkstümlichen Elementen aus anderen Spielen geht der Text bis ins Einzelne auf Kochems Darstellung zurück, wie der Vf. genau nachweist (vgl. auch III 4: 33). —

Inwieweit das Theater auch die Besitzlosen heranziehen könne und solle, diese sociale Theater-Frage strebt noch immer nach Lösung. Adler[177]) fordert einfach sehr billige Vorstellungen für die Arbeiter. — Reich[178]) will in seinem geschwätzigen und selbstgefälligen Buche dem vierten Stande das ganze Reich der Kunst erschliessen, ohne, wie so mancher andere in dieser Bewegung, auch seine Aufnahmsfähigkeit ins Auge zu fassen. „Panem et Circenses“ lautet ja sein eigenes Schlagwort. Er giebt eine flüchtige Skizze des Socialismus auf der Bühne, ganz willkürlich den jungen Goethe und Schiller, ja auch Grillparzers Ahnfrau für seine Ideen reklamierend. Der Beifallssturm im 2. Akte von Fuldas „Verlorenem Paradiese“ soll dem Drama seinen Weg weisen. Es fehlt nicht an ganz schiefen Sätzen, wie „Realistisch möchte ich jede Art der Technik nennen, welche zu einem bestimmten Zeitpunkte der Anschauung des Publikums entspricht.“ Er schlägt vor, die Hofbühne solle an Sonntagen das Publikum zu Gaste laden, der Staat Privatbühnen für ähnliche Vorführungen subventionieren. — Viel besonnener giebt Bettelheim[179]), der Reich ein hübsches Wort Sainte-Beuves über die Bevormundung des Publikums entgegenstellt, dem Volke, was des Volkes ist: sein Volksstück. Aber ich kann in den Werken Nestroys, an dessen Witz kein Pariser Possenschreiber heranreichen soll, Raimunds und Anzengrubers keinen eisernen Bestand von Repertoirestücken erblicken. Ausgrabungen sind in dem dem Tage im besten Sinne des Wortes dienenden und von ihm geborenen Volksdrama fast unmöglich, und ich möchte nur, allerdings nicht so vertrauensvoll wie B., eine frische Produktion der Gegenwart erhoffen. Die Stauungen derselben legt B. den Direktoren und Zuschauern zur Last, seine Organisationsvorschläge, ein Kuratorium, das den Direktor bestelle, staatlicher Zuschuss, Pensionen für Schauspieler, Besoldungen für Theaterdichter, verdienen eingehendste Berücksichtigung. —

Das Censurwesen beleuchtet sehr scharfsinnig Grelling[180]), mit Bezug auf eine verbotene Vorstellung der freien Volksbühne und konstatiert einen Mangel im Gesetze durch die Scheidung zwischen öffentlichen und politischen Vereinen. —

In einer dramaturgischen[181-189]) Arbeit macht Oechelhäuser[190]) die Rechte geltend, welche moderne Inscenierungskunst auf die Dramen Shakespeares habe. Genées Behauptung, dass Shakespeare „durch“ seine Bühne sein Ziel erreichte, stellt Vf. ein „trotz“ entgegen. Er betont besonders den Vorteil des Vorhanges, wozu Kilian, ihm zustimmend, Beispiele beibringt und auch einer starken Zusammenziehung der kurzen Scenen zu grösseren und abgerundeten Bildern das Wort redet. Eine Darstellung Shakespearescher Stücke in Shakespeares Art entbehrt jeder Berechtigung. — R. von Gottschall[190a]) hat drei Studien unter dem Titel „Dramaturgische Parallelen“ zusammengefasst. Ueberall zeigt sich die bekannte oberflächliche Manier des Vf. unter der besonders Hebbel zu leiden hat. Philister über dir! möchte man besonders bei

---

tikus, D. Frage d. schweiz. Nationalbühne. Bern, Wyss. 64 S.Fr. 1,00. — **162)** × (III 4:32.) — **163)** × S. Ballin, D. Eröffnung d. Schlierseer Bauern-Theaters: BerlTBl. S. 312. — **164)** × D. Ende d. Wormser Festspielhauses: TglRs[B]. N. 151. — **165)** O. Preuss, Devrients Gustav Adolf in Jena: Velhagen KlasingsMh. 1891, S. 221/3. — **166)** × R. H. Greinz, Das Volksschauspiel zu Kraiburg: IllZg. 99, S. 177/8. — **167)** × A. May, Das Volksschauspiel zu Kraiburg a. Inn: ZDU. 6, S. 568-70. — **168)** × S. Ballin, Ein Volksschauspiel in Kraiburg: BerlTBl. N. 284. — **169)** × E. B., Das Volksschauspiel in Kraiburg: Didask. N. 151. — **170)** × M. Halbe, Das Kraiburger Volksschauspiel: ML. 61, S. 416/7. — **171)** × M., Das Festspiel zu Basel: NFPr. N. 10031. — **172)** × M. H., Ueber Andreas Hofer-Spiele: ML. 61, S. 548|9. — **173)** × Z. K. Lecher, D. Meraner Volkschauspiel: SammlerA. N. 109. — **174)** × K. Telmann, D. Meraner Volksschauspiele: BerlTBl. N. 483. — **175)** × A. v. d. Passer, Volksschauspiele in Meran: IllZg. 99, S. 314, 342. — **176)** J. J. Ammann, D. Passionsspiel d. Böhmerwaldes: MVGDB. 30, S. 181-296. |[K. Weinhold: ZVVolksk. 2, S. 212.]| (Sonderabdr. Prag, Dominicus 118 S. M. 2,00.) — **177)** G. Adler, D. Socialreform u. d. Theater. Berlin, Walther u. Apolant. 1891. 48 S. M. 0,80. |[J. Elias: Nation[B]. 9, S. 386.]| — **178)** E. Reich, D. bürgerl. Kunst u. d. besitzlosen Volksklassen. Leipzig, Friedrich. IX, 276 S. M. 2,00. |[A. Bettelheim: AZg[B]. N. 240.]| — **179)** A. Bettelheim, D. Zukunft unseres Volkstheaters. 10 Aufsätze aus d. J. 1882-92. Berlin, Fontane. VI, 95 S. M. 1,50. |[O. Brahm: Nation[B]. S. 755/7; BLU. S. 431; DRs. 73, S. 477.]| (Einleitung auch AZg[B]. N. 102). — **180)** R. Grelling, D. Massregelung d. Freien Volksbühne: ML. 61, S. 92/3, 108-10. — **181)** × R. Lothar, Z. Gesch. d. Theater-Kostüms: NFPr. N. 10016. — **182)** × A. O. Klaussmann, Theater-Requisiten: SchorersFamilBl. 13, S. 612/4, 633/7. — **183)** × W. Archer, The stage and literature: FortnR. 51, S. 219-32. — **184)** × R. Golm, D. Drama e. Spiegelbild seiner Zeit: DBühneng. N. 3/4. — **185)** × C. Schönfeld, Furor dramaticus: ib. N. 25. (Aus d. FZg.) — **186)** × Laura Marholm, Stimmung auf u. ausser d. Theater: FrB. 3, S. 323/8. — **187)** ×× K. Frenzel, D Frau im modern. Drama: Post 12. März (S. o. I 11:147: s. auch SammlerA. N. 13). — **188)** × L. Barth, D. Erwerbsverhältnisse beim Theater: SchorersFamilBl. 13, S. 574/5. — **189)** × E. Isolani, Am Schreibtisch: DBühneng. N. 33. — **190)**

der Betrachtung der Nibelungen- und Demetriusdramen ausrufen. Die Nibelungen erscheinen G. überhaupt nicht als dramatischer Stoff. Er nennt eine ausgewählte Reihe von Nibelungen-Dramen, bei Hebbel soll Brunhild den zweiten, Kriemhild den dritten Teil beherrschen. Für die reizenden naiven Züge im Siegfried hat G. gar keinen Sinn, bei der Scene im Brautgemache Brunhilds muss man, in welcher Art sie auch erwähnt werde, „an die Vorgänge in einem Trakehner Gestüt“ denken. Hosäus und Wilbrandt werden nur flüchtig berücksichtigt, gegen Wagner und Wolzogen, so viel er auch von letzterem gelernt, nimmt er Stellung. Noch unkritischer verfährt G. in den Demetrius-Studien, die über die landläufigsten Bemerkungen nicht hinausgehen. Er meint, dass nur Pietät gegen Schiller so viele Bearbeitungen hervorgerufen. Bei Hebbel verliert die ganze Situation ihre dramatische Zuspitzung, ein matter Realismus herrsche, im Wurfe des Ganzen zeige er, dass er der historischen Tragödie nicht gewachsen war. Man gestatte hier auch gleich die dritte Studie, über Cäsaren-Dramen, anzuschliessen. Sie sind für G. modern geworden durch das sexuelle Moment und durch den Pessimismus, sowie durch Analogie zum Hofe Napoleons III. Das Aufblühen der Psychologie, die Anregung, die aus Freytags Verlorener Handschrift kam, beachtet G. nicht. Er teilt sehr ungeschickt die Stücke nach den in ihnen behandelten Kaisern ein. Die Ungesundheit von Wilbrandts Messalina charakterisiert er ebenso unzulänglich wie die in Hamerlings Ahasver. G. wundert sich (S. 70), dass noch kein Komponist den Stoff ergriffen habe. Hat er nie etwas von Rubinsteins „Nero“ gehört? — Feuilletons über die Wiener Bühne haben Müller-Guttenbrunn [191]) und Bettelheim [192]) zusammengefasst. — Im Anschluss an Stücke Ganghofers, Roseggers, Blumenthals usw. hat Neuda [193]) ziemlich flüchtig das Gerichtsverfahren im modernen Drama beleuchtet und die haarsträubenden Verstösse gegen die wirkliche Praxis aufgezeigt. — Dass auch die naive Theaterwirkung der Gifte nicht der Pharmakognosie entspricht, zeigt Teschen [194]): derartige Erörterungen bleiben an und für sich sehr unfruchtbar. — Sternberg [195]) plaudert auf Grund französischer Quellen über die Geschichte der Claque. — Aus dem Nachlasse Auerbachs [196]) sind „Dramatische Eindrücke“ herausgegeben worden, deren Besprechung der 1893 erschienenen Buchausgabe vorbehalten bleibt. — Aus dem Nachlasse F. Wehls kommen eine Reihe von Kilian [197]) gesammelter Aufsätze (vgl. JBL. 1891 I 3 : 179) Es giebt Winke für Inscenierung und Aufführung klassischer Dramen, welche die Tageskritik nicht mehr beachtet, wenn es auch an Bühnenmätzchen — so besonders die Spielanweisung für Franziska in Minna von Barnhelm (S. 49) — nicht fehlt. Der in vielen Schriften Wehls hervortretende Hang zu eigenmächtigen Einlagen macht sich hier wieder bei der Inscenierung des Fiesco geltend. Seine Kritiken über Schauspieler, die Wolter, Seebach und Ziegler, sind ziemlich oberflächlich: Kainz kommt sehr schlecht weg. Mit Recht will er Wallensteins Lager mit allen Mitteln beleben; während er aber sonst allen realistischen Ansprüchen schroff gegenübersteht, geht er hier auf einen Vorschlag Immermanns, die Soldaten in allen möglichen Dialekten sprechen zu lassen, begeistert ein. — Wehls Erinnerungen an Meissner, von Ottmann [198]) herausgegeben die mir leider nicht zugänglich waren, bespricht Kilian. Meissner erklärt, er könne an seinen Stücken nicht feilen und modeln. Später bedauerte er, das dramatische Schaffen ganz aufgegeben zu haben. — Mit grosser Freude liest man die wenigen Blätter, welche Kirchbach [199]) in einer noch später zu besprechenden Schrift aus dem Nachlasse Laubes mitgeteilt hat. Sie bilden eine kleine Ergänzung der Geschichte des Burgtheaters [200]). Er schildert — wir glauben es aufs Wort — wie er zunächst gar nichts sah, als sein Burgtheater: „ich musste lernen, lernen, lernen“. Das Wohl und Wehe eines Theaters hängt an der Inscenesetzung. Während ein „wütender Löwe“ ihm durch seine Sucht, jugendliche Rollen zu spielen, sehr beschwerlich wurde, freut er sich an der Frische J. Wagners, „das Beste, was ich dem Burgtheater gebracht“, obwohl Graf Lanckeronski sich über seine „Roheit“ empört. Die Schwierigkeiten, welche ihm die Censur dieses Chefs bereitete, machten Laube oft demissionslustig. Sein Prinzip blieb unerbittliche Ordnung, unvermeidlich waren da die Kämpfe: „meine

---

W. Oechelhäuser, Z. Scenierungsfrage: JbDShakespeareG. 27, 108-14. |[E. Kilian: AZgB. N. 172/3.]| — 190a) R. Gottschall, Dramaturg. Parallelen. (=Studien z. neuer. dtsch. Litt. S. 1-133; s. o. IV 3 : 71). — 191) A. Müller-Guttenbrunn, Dramaturg. Gänge. Dresden, Pierson. VIII, 216 S. M. 3,00. |[R. Opitz: BLU. S. 758/9; Heimgarten 16, S. 950; M. Necker: AZgB. N. 167; Gegenw. 42, S. 159.]| — 192) (S. o. N. 179.) — 193) M. Neuda, D. Gerichtsverfahren im modern. Drama. Wien, Breitenstein. 34 S. M. 0,90. (S. o. I 11 : 146.) — 194) W. Tescher, Gifte auf d. Bühne u. im Leben: Didask. N. 245. — 195) H. Sternberg, Bezahlte Beifallsspenden. E. Beitr. z. Gesch. d. Claque: DBühneng. N. 31/2. — 196) × B. Auerbach, Dramat. Eindrücke: ML. 61, S. 441/3, 462/4, 477/9, 498/6, 510-12, 523/6, 540/3, 556/7, 572/7, 589-92, 607/9, 637/8, 677-80, 693/9, 711/3, 726/8, 741/3. |[SchwäbKron. 19. Dec.]| — 197) F. Wehl, Dramaturg. Bausteine. Ges. Aufsätze aus d. Nachlasse her. v. E. Kilian. Oldenburg u. Leipzig, Schulze. VII, 172 S. M. 3,00. |[J. Edgar: DBühneng. N. 12; W. Bormann: AZgB. N. 29; Th. Ebner: NatZg. N. 149.]| — 198) ○ (IV 3 : 83). — 199) W. Kirchbach, Dtsch. Schauspieler u. Schauspielkunst. Nebst Anh.: Letzte Erinnerungen v. H. Laube. (=Dtsch. Schriften für Litt. u. Kunst her. v. Eug. Wolff. 2. Reihe, 2. Heft.) Kiel, Lipsius u. Tischer. 51 S. M. 1,00. — 200) × K., H. Laube: BurschenschaftlBll.

Natur ist leider eigensinnig und gebieterisch.“ Laube beklagt, dass das Schicksal der Stücke mit der ersten Aufführung entschieden sei, die von dem aristokratischen und konservativen Logenpublikum beurteilt werde. Mit Stücken wie „Graf Waldemar“ u. a. hatte er ernstliche Schwierigkeiten, ebenso mit französischen Schauspielen, deren Aufnahme Laube höchst besonnen vertritt, die so gar nicht „Comtessenstücke“ sind. Der gute Theaterdirektor muss „ein Barometer“ sein.[201-202]) —

In der heutigen Schauspielkunst vermisst in einer allgemeinen Betrachtung Kirchbach[203]) die bestimmte Physiognomie einer Schule. Er findet merkwürdiger Weise, dass selten so viel frisches Talent geblüht wie in unseren Tagen; so sehr er die moderne Sprechweise der Schauspieler tadelt, Berlin[204]) erscheint dem Vf. als Hochburg der Kunst, die „Akademische Rhetorik“ hat wohl nur noch in Wien ihre Stätte. Anschliessend giebt er eine Charakteristik einzelner berühmter Schauspieler, wie sie schiefer und unwahrer kaum gedacht werden kann. Während Mitterwurzer als Vertreter der Wiener Schule „eine ganz eigentümliche Vereinigung von schauspielerischen Manieren, ein ganzes System vorwiegend karikierender Physiognomik und Pantomimik“ aufweist, Frau Wolter die grosse Schule des Sprechens repräsentiert, atmen die Schöpfungen Haases, Kleins und Sonntags echte Lebenswahrheit und dergleichen mehr. — Reichers Richtung[205]) wird durch Schlenther[206]) scharf charakterisiert.[207-212]) — Zur Theorie der Schauspielkunst sind nur wenige Beiträge geliefert worden.[213-214]) Berger[215]) erhebt sie zur schöpferischen Kunst, ihrem Wesen nach, das allerdings nur in wenigen Vertretern hervorleuchte. Die Vereinigung von Dichter und Schauspieler giebt erst den ganzen Dramatiker. — Neumann[216]) spricht dem Schauspieler das Recht zu, nach freiem Ermessen mit der Interpunktion zu schalten. — Nach Braun[217]) kann der Schauspieler erst dann natürlich darstellen, wenn er Selbsterlebtes und genau Studiertes gebe. — A. von Weilen[218]) wendet sich gegen die Unnatürlichkeit der Natürlichkeit, die Schiller wie Ibsen sprechen lässt und verlangt ein dem vorgeführten Dichter genau entsprechendes Mass derselben. —

Wir kommen zu den Arbeiten über einzelne Bühnenkünstler.[219-224]) Esbecks Biographie der Neuberin[225]) erfährt Ergänzungen durch Distel[226-227]), der zwei unbekannte Gedichte, an den Grafen von Brühl gerichtet, sowie den Totenschein mitteilt. — Das öfter genannte Andachtsbuch Schönemanns ist nach Hofmeister[228]) die 4. Ausgabe des 1704 erschienenen Buches C. C. Leopoldis, 1756 in Hamburg gedruckt. Der Vorbericht, Schwerin Jan. 1756, verwahrt sich dagegen, dass der Beruf des Herausgebers in Widerspruch mit einem derartigen Werke stehe, und schildert das Ungemach seines Lebens. Seine eigenen Zuthaten bestehen aus einigen Liedern. — Das Verzichten auf das Austrommeln der Vorstellung, das Litzmann[229]) (vgl. JBL. 1890 IV 4:166) an ihm rühmend hervorgehoben hat, führt Fellner in seiner Besprechung mehr auf ein Polizeiverbot als auf künstlerische Vornehmheit zurück. — Abel Seyler schreibt Schlenther[230]) alle guten Eigenschaften zu, die für einen Direktor nötig, bis auf die allzugrosse Vorliebe für seine Frau. Aber ohne sie hätte die Geschichte nichts von ihm erfahren. — P. A. Wolff mahnt in einem, von Poppenberg[231]) mitgeteilten Briefe vom 12. Mai 1812 Iffland an die unbeantwortet gebliebene Zusendung der Preciosa. Erst am 30. Juni erwiedert Iffland, dass das Stück auf grosse Bedenken stosse wegen der räuberischen Zigeunerbande, da ein ganz analoger gerichtlicher Fall ganz Berlin beschäftige. — Seydelmann erscheint Schlenther[232]) als glänzender Vertreter des Virtuosentums. Sein Ziel ist das Charakteristische, auch in Maske und

---

6, S. 232/3. — **201)** × A. Wechslung, Statist. Ueberblick über d. Aufführungen Shakespearescher Werke auf d. dtsch. u. einigen ausländ. Bühnen v. 1. Jan. bis 31. Dec. 91: JbDShakespeareG. 27, S. 315-20. — **202)** ○ A. v. Eye, Theateranz. v. 18. Jh.: ZDKG. 2, S. 265/7. — **203)** (S. o. N. 199.) — **204)** × E. S[chiff], Schauspielkunst in Berlin: NFPr. N. 9949. — **205)** × F. Mauthner, Reichers dtsch. Gastspielgesellsch.: ML. 61, S. 379-81. — **206)** P. Schlenther, H. Reicher u. d. Pseudorealismus: NationB. 9, S. 548, 564/5. — **207)** ○ × × P. Manning, Jdealismus u. Realismus in d. dtsch. Schauspielkunst während deren Blütezeit 1760-1840. Diss. Basel. 101 S. — **208)** × F. Mauthner, Vornehmthuerei d. Schauspieler: ML. 61, S. 272/4. — **209)** × F. v. Salpins, Kulturgesch. Bühnentypen aus Altertum u. Neuzeit: DBühneng. N. 18/9. — **210)** × G. Barlow, Talent and genius on the stage ContempR. 62, S. 385. — **211)** × A. Friedmann, V. Schauspielern: Didask. N. 38. — **212)** × M. Stücker, Mussestunden berühmter Bühnenkünstler: ib. N. 58. — **213)** × E. Palleske, D. Kunst d. Vortrags. 3. Aufl. Stuttgart, Krabbe. XVI, 276 S. M. 3,00. — **214)** × Th. Waldemar, D. Quellen d. Schauspielertalents. DBühneng. 21, S. 22/3. — **215)** A. Berger, Z. Aesthetik d. Schauspielkunst. Vortr. (Referat): ib. N. 10/1. — **216)** J. Neumann, Wie verhält sich d. Interpunktion z. Vortr. d. Schauspielers?: ib. N. 16. — **217)** M. Braun, D. Natürlichkeit d. Darstellungskunst auf d. Theater: ib. N. 42. — **218)** A. v. Weilen, D. Natürlichkeit d. Schauspielers: NFPr. N. 10091. — **219)** × H. A. Lier, E. Siebert: ADB. 34, S. 180/1. — **220)** × J. Duboc, K. Kösting: DWBl. 5, S. 479-82. — **221)** × E. Z., Titus Ullrich: IllZg. 98, S. 72. — **222)** × E. Pasqué: KZg. N. 237. — **223)** × M. Roséri, Erinnerungen e. Künstlerin. E. Buch über d. Tanzkunst. Hannover, Weichelt. III, 172 S. M. 2,00. — **224)** × L. Speidel, Fanny Elsslers Fuss: NFPr. N. 9979. — **225)** × E. Braunfels, D. Begründerin d. dtsch. Schauspielkunst. (=Aus d. Künstlerleben d. Rokokozeit. Davos, Richter. III, 168 S. M. 2,00. S. 78-104.) (S. o. I 9:59-61.) — **226)** Th. Distel, Nachlese über d. Neuberin: VLG. 5, S. 50/3. — **227)** (III 2:28.) — **228)** A. Hofmeister, J. F. Schönemanns Andachtsbuch: JbbVMecklG. 57, S. 10/2. — **229)** |[R. Fellner: NationB. 9, S. 102/5; C. Heine: ZDPh. 24, S. 275/8.]| — **230)** P. Schlenther, A. Seyler: ADB. 34, S. 778-82. — **231)** F. Poppenberg, Zu Preciosa: DBühneng. N. 21. — **232)** P. Schlenther, K. Seydelmann: ADB. 34, S. 86-92. — **233)** id., L.

Kostüm, seinem Humor fehlt der Sonnenschein. — L. Devrient, nach Schlenther[233]) ein ganz moderner Schauspieler, der nur aus eigenem schuf, hat bedauerlicher Weise seine grosse Kraft oft an kleinen, nichtigen Aufgaben zersetzt. — Zu Helmerdings (s. o. IV 1a:13) 70. Geburtstag hat Kohut[234]) eine seiner bekannten Anekdotensammlungen gegeben.[235-236]) — Barnays Bedeutung für den Schauspielerstand hebt Zabel[237]) besonders hervor.[238]) —

Zur lokalen Theatergeschichte liegt eine stattliche Reihe von Arbeiten vor.[239-245]) Das Bayreuther Theater des vorigen Jh. knüpft sich, wie Schlossberger[246]) zeigt, an die Persönlichkeit Franz Ant. von Webers, des Vaters des Komponisten, der mit seiner Truppe 1793 diese neubegründete Bühne für ein Jahr übernahm. Ihm folgte 1794 bereits Dan. Gottl. Quandt. — Auf Grund historischen Materials protestiert ein Anonymus[247]) gegen die Umwandlung des Kasseler Hoftheaters in ein Stadttheater. — Einen stark antihanswurstischen Bericht über die Vorstellungen Ackermanns in Glogau im J. 1754 druckt Siegfried[248]) aus den Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens ab. —

Die bedeutendste Gabe des Berichtjahres hat die Geschichte des Weimarer Hoftheaters unter Goethes Leitung gebracht, wie sie Wahle[249]) aus den neu aufgefundenen Theaterakten dargestellt hat. Das Bild Goethes und seiner Grundsätze als Theaterleiter wird, wie zu erwarten war, nicht verändert; wohl aber treten eine Reihe erhärtender Dokumente ans Tageslicht, und die schauspielerischen Kräfte erhalten in zahlreichen Briefen in ihren Beziehungen zu Weimar neue Beleuchtung. Kirms thätige Mitwirkung tritt jetzt vor allem deutlich hervor. Goethes disziplinare Strenge machen die Akten erst recht klar, zugleich auch die Hemmnisse, die ihm von Seite des Hofes, besonders für die Jagemann und den Sänger Stromeyer in den Weg gelegt wurden. Der Vf. zeigt, wie der Aufsatz W. von Humboldts über das französische Theater Goethes Ansichten beeinflusste. Besonders wertvoll sind die Mitteilungen über die Leipziger Gastspiele, wie sie sich besonders aus den Briefen von Rochlitz an Kirms ergeben. Hübsch weiss W. das Repertoire darzustellen, er behält Iffland und Kotzebue gegenüber (S. 218) eine rühmenswerte Objektivität. Von schauspielerischen Korrespondenten, die mit interessanten Briefen vertreten sind, nenne ich Iffland[250]) (S. 93), der W. neben Schröder Züge für den Serlo in Wilhelm Meister geliefert zu haben scheint, und P. A. Wolff (S. 113, 160). Letzterer schreibt an Blümner, dessen Briefmappe manchen wertvollen Beitrag geliefert, eingehend über Goethes beabsichtigten Rücktritt (S. 319). Zahlreich sind die Belege, welche Goethes Härte der öffentlichen Kritik gegenüber charakterisieren. — Welche Ungerechtigkeiten da gelegentlich unterlaufen, beweist ein bei Wahle (S. 181) erörterter Fall aus dem J. 1809, den Litzmann[251]) in objektiver Beleuchtung zeigt. Da wird ein gewisser „Sariges" von Schauspielern und Direktion wegen „hämischer Kritiken", die sich besonders gegen das Ehepaar Wolff richteten, als Pasquillant zur Landesausweisung empfohlen. Gemeint ist C. F. Jariges, Korrespondent der Jenaer Litteraturzeitung und der Zeitung für die elegante Welt. Die von L. mitgeteilten Berichte wenden sich ziemlich kritisch gegen die Darstellung, enthalten aber nichts, was die nach Mahlmann wirklich erfolgte Ausweisung rechtfertigen könnte. —

Geradezu als Grundlage der ständigen Bühnen in Oesterreich betrachtet Radics[252]) das Theater Leopolds I., das „Hofdrama". Er macht kurze Mitteilungen darüber. In Klagenfurt stellen 1678 die Stände dem Andr. Elenson ein sehr lobendes Diplom aus. In Krain steht das Aufblühen des Theaterwesens mit Graf Wolfgang Auersperg in Zusammenhang, der 1660 italienische Komödianten, 1662 die Innsbrucker Komödianten spielen liess. Aus der Krainer Bibliothek teilt R. die Titel zahlreicher, meist der Wiener Hofbühne entstammender Operntexte mit. 1689 präsentiert Andr. Elenson auf dem Rathause „eine wahre römische Historie". R. nennt auch die nach

---

Devrient: MünchNN. N. 587. (=Didask. N. 305 usw.) — **234**) A. Kohut, C. Helmerding. E. Lebens- u. Künstlerbild. Berlin, Georgi. 110 S. M. 1,00. — **235**) × H. Lee, Bei Helmerding. Z. 29. Oct.: BerlTBl. N. 549. — **236**) × G. Weisstein, E. Liebling d. Berliner. Zu K. Helmerdings 70. Geburtstag: SchorersFamilienbl. 13, S. 713/5. — **237**) E. Zabel, L. Barnay: N&S. 61, S. 342-52. — **238**) × F. Gugel, D. Hannswurst in Berlin: BerlTBl. N. 562. — **239-241**) ○ H. Knispel, D. Grossherzogl. Hoftheater zu Darmstadt 1810-90. II. Halbbd. Darmstadt, Zernin. XIII, 289-570. S. M. 8,00. — **242**) × Erfurt u. d. Musen. 3. Aufl. Weimar, Weissbach. 14 S. M. 0,50. — **243**) × E. Wolff, Aus Hamburgs Theatergesch.: HambCorr. N. 563. (Anschliessend an Heitmüller, vgl. JBL. 1891 IV 4:1.) — **244**) × Th. Mehring, Aus d. Theater- u. Musikwelt vor 50 J. Z. Erinnerung an d. Hamburger Brand am 8. Mai 1842: DBühneng. N. 21. — **245**) × R. Eitner, D. höfischen Vergnügungen im 18. Jh.: HambCorr. N. 23. (Bespricht Sittard, vgl. JBL. 1891 II 5:52.) — **246**) A. v. Schlossberger, E. Bayreuther Theater vor 100 Jh.: BBSW. S. 97-106. — **247**) D. Hoftheater in Kassel: Hessenland 6, S. 151/3, 167-70, 180/2, 194/7, 205/7. — **248**) P. Siegfried, E. Glogauer Spielplan v. J. 1754: DBühneng. N. 30. — **249**) J. Wahle, D. Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearb. (=Schriften d. Goethe-Ges. Bd. 6). Weimar, Verl. d. Goethe-Ges. XXXII, 334 S. M. 6,00. |[L. Geiger: Nation^B. 9, S. 484/6; M. Koch: BFDH. 8, S. 494; R. Wulckow: Zeitgeist N. 18, 21, 22; T.: NatZg. N. 333, 335; BURS. 53, S. 174.]| (Vgl. JBL. 1891 IV 9a:78; ferner s. u. IV 8a:45; 8e:2; 10:19.) — **250**) × R. G.[enée], Jffland als Pygmalion: VossZg. N. 311. — **251**) B. Litzmann, Goethes Schauspieler u. die Kritik. E. Zwischenfall aus d. J. 1809.: AZg^B. N. 123. — **252**) P. v. Radics, D.

dem Muster der kaiserlichen Bühne geschaffenen fürstlichen Theater der Schwarzenberg, Lichtenstein, sowie des Fürsten Porcia in Spital. — Summarisch berichtet Harpf [253]) über die durch Dilettantenvereine 1791 geschaffene Leobener Bühne und über ihr Repertoire. — Für die Geschichte des Wiener [253a]) Theaters giebt Landau [254]) eine Skizze, deren Ausführung noch immer der Zukunft vorbehalten bleibt. Das Wiener Theater entspringt aus 3 Quellen: dem antiken Drama, dem mittelalterlichen religiösen Schauspiel und dem Bedürfnisse nach volkstümlicher Unterhaltung. Der Stoff lässt sich in die vier Abschnitte: Mittelalter, Renaissance und Barock, theatralische Reformen und Zeit der Klassiker, Grillparzer, gliedern. L. bespricht auch eingehend das Hofdrama. — Ein wertvolles Hülfsmittel für die so schwer erforschbare Geschichte des Wiener Theaters bietet der Portrait-Katalog der Intendanz der Wiener Hoftheater[255]), von dem bis jetzt ein Teil erschienen ist. Er giebt nur kurze aktenmässige Daten für die Dichter und Schauspieler, welche mit der Hofbühne zusammenhängen. Mit Recht beklagt im Anschluss an diese Publikation Bettelheim den durch Jahrhunderte vernachlässigten Zustand dieses Archivs, aus dem alle Direktoren ihre Korrespondenz als Privateigentum entfernt haben, und weist auf das beschämende Muster des Archivs des „Théâtre français“ hin. —

So manche der in vorliegendem Berichte genannten Arbeiten weisen dankbar auf die Anregung hin, die sie aus der Wiener Musik- und Theaterausstellung erhalten haben. Es ist hier weder der Ort, das Unternehmen an und für sich zu beurteilen, noch die zahllosen Feuilletons und kleinen Studien, die sich mit ihm beschäftigen, zu verzeichnen.[256-266]) War zunächst der wissenschaftliche Teil in den Vordergrund gestellt und der schöne Plan, eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Theaters zu geben, in die Hände bewährter Fachleute gelegt worden, so liess die Ausführung bald die geistigen Interessen gegen die materiellen zurücktreten, und mit der Wahl der Rotunde als Ausstellungspalastes war das Schicksal der mit grosser Mühe unternommenen Vorarbeiten besiegelt. Bedenkt man ferner, wie schwer sich die Separationsgelüste einzelner Städte und Unternehmungen mit dem Plan einer wissenschaftlichen Anordnung vertrugen, wie die oft im letzten Moment erfolgte Verweigerung grosser Sammlungen unvermutete starke Lücken in das gesamte Material riss, so wird man den Leistungen der Kommission, wie sie die beiden Kataloge[267]) repräsentieren, seine Anerkennung nicht versagen können.[268]) Der Katalog der „Allgemeinen Abteilung“ musste, um ihn nicht allzu sehr aufzuschwellen, von wissenschaftlichen Belehrungen nahezu gänzlich Abstand nehmen. Chronologische Sprünge, Wiederholungen usw. entschuldigen oben erwähnte Umstände. Ungleichmässige Behandlung, gelegentlich auch unglückliche litterarische Charakteristiken (z. B. S. 147 die von Sturz, S. 53 die von C. Weise) macht die rasche Herstellung erklärlich. Jedenfalls bleibt der Katalog ein wichtiges Hilfsmittel, besonders für die Ikonographie der Litteraturgeschichte, und giebt zahlreiche Fundstätten, namentlich aus Privatsammlungen, an. Hier, wo es sich nicht um eine Liste besonders interessanter Objekte handeln kann, sei nur auf das Nürnberger Verzeichnis des Kurzschen Repertoires (S. 112) hingewiesen, sowie auf das der besten der Sonderausstellungen, München (S. 227), die der Theatergeschichte gute Dienste leisten werden. — Anders steht die Sache mit dem Kataloge der Stadt Wien, dem die ganzen langjährigen Quellenforschungen Glossys zu Gute kamen. Er ist zu einer wahren grundlegenden Materialsammlung der Wiener Theatergeschichte geworden[269]), in der man sich, besonders was die Frühzeit, das Bandenwesen und die Lokalbühne betrifft, immer wieder Rat erholen muss. Hier erscheint ein genaues Verzeichnis der Ballhäuser, der Buden auf den Märkten, die Geschichte der einzelnen, auch der heute ver-

---

Hoftheater Leopold I. als Grundstein ständiger Bühnen in Oesterr. u. Ungarn: ÖUR. 13, S. 1-24, 81-106. — **253)** A. Harpf, Gesch. d. Leobener Stadttheaters. Leoben (Leipzig, Schulze). III, 28 S. M. 1,60. — **253a)** × G. A. Ressel, D. Raimund-Theater. E. Denkschrift. Wien, Daberkow. 4⁰. 8 S. Fl. 0,40. (AusAllgKunstChr.) — **254)** M. Landau, Aus d. Gesch. d. Wiener Theaters 1560-1760: AZg^B. N. 127/9. — **255)** Katal. d. Portraitsamml. d. k. k. General-Intendanz d. Hoftheater. II. Abt. Gruppe IV. Wiener Hoftheater. Wien, Künast. IV, 256-476. S. M. 3,00. ||A. Bettelheim: AZg^B. N. 266; Jureczek: ÖLBl. 1893, N. 5]|. — **256)** × K. M., D. Beteiligung d. Benedictiner u. Cistercienser Klöster Oesterreichs an d. Internation. Ausstellung für Musik u. Theaterwesen: StMBCO. 13, S. 539-48. — **257)** × F. Fels, E. Theatersommer. Wiener Ausstellungsber.: Gegenw. 41, S. 135/6, 256/7, 280/2. — **258)** × R. Genée, V. d. Wiener Ausstellung. (Aus d. litt. Schaukästen): NatZg. N. 405,407. — **259)** × A. Beetschen, D. Schweiz in d. Internat. Musik u. Theater-Ausstell.: NZürichZg. N. 293. — **260)** × R. Genée, D. Wiener Ausstellung für Musik u. Theaterwesen: ML. 61, S. 553/6. — **261)** × S. Schlesinger, D. Musik- u. Theater-Ausstellung: DRs. 72, S. 456-66. — **262)** × H. Weisbrodt, D. internat. Musik u. Theater-Ausstell.: N&S. 61, S. 414/9. — **263)** × H. Bahr, D. internat. Theater-Ausstell. in Wien: FrB. 3, S. 837-43. — **264)** × H. Bohrmann, Internat. Musik- u. Theater-Ausstell. in Wien: DBühneng. N. 19-21, 23/4, 26-41. — **265)** × D. Wiener Ausstell.: Grenzb. 2, S. 459-69. — **266)** × Album d. internat. Ausstellung für Musik- u. Theaterwesen. Ausg. I.: 15 Taf. in Farbendr. mit 1 farb. Plan; Ausg. II u. III in Steindr. Wien, M. Herzig. Fl. 3,60; 1,80; 0,90. — **267)** Fachkatal. d. Abteilung für dtsch. Drama u. Theater. Wien, Ausstell.-Komm. XIII, 550 S. Fl. 2,00. (Von C. Glossy redigiert). — **268)** Theatergesch. Ausstell. d. Stadt Wien. Wien, Bibl. d. Stadt Wien. XIII, 281 S. Fl. 0,40. (Von C. Glossy redigiert). — **269)** × H. Wittmann, Aus alten Theaterzeiten: NFPr. N. 9958. —

schwundenen Theatergebäude, wird kurz skizziert, fortlaufend Berichtigungen und Ergänzungen zu Schlager gegeben. Die Biographie Wolfgang Schmeltzels wird durch neu aufgefundene Daten ergänzt (S. 12), Stranitzkys Abkunft aus Steiermark ist durch die Universitätsmatrikel von 1707 ergründet (S. 20). Auch lernen wir (S. 97) das tragische Repertoire Raimunds kennen (vgl. o. II 4 : 2). —

IV,5

Didaktik.

Richard M. Meyer.

Einleitung. Das Gebiet der Didaktik bietet im Berichtsjahr einen ähnlichen Anblick wie 1891, nur haben die damals schon bemerkbaren Tendenzen sich seitdem noch sichtlich verstärkt. Immer mehr wendet das Interesse sich denjenigen Formen lehrhafter Litteratur zu, die praktische Anwendungen im grossen Stil fordern; die abstrakte Tugendlehre oder Schulpoesie tritt je länger, je mehr auch für den Forscher in den Hintergrund. Auch innerhalb der Litteraturgeschichte verraten sich die grossen Strömungen des Tages: eine weit verbreitete Sehnsucht nach Erneuerung, nach einer neuen Weltauffassung und Moral lenkt auch die Studien (und noch öfter die halbgelehrten Artikel akademischer und fast akademischer Kreise) gern auf die Wege solcher Männer, die Erneuerung in diesem Sinne predigten. Die Philosophen werden um so entschiedener bevorzugt, je deutlicher sie eine bestimmte Ethik lehren: Nietzsche, F. A. Lange, Kant, besonders Schopenhauer treten stark hervor, nur Fichte bleibt vernachlässigt, wohl als zu abstrakt. Diese Richtung, an sich berechtigt genug, wird in ihrer Einseitigkeit zur wissenschaftlichen Sünde. Das Lehrgedicht des 18. Jh. schiebt man scheu zurück, als ob es nicht an kulturhistorischer Bedeutung die Anakreontik überragte, an ästhetischer sie oft erreichte, als ob es nicht für Schillers philosophische und Goethes naturwissenschaftliche Gedichte eine unentbehrliche Vorbedingung wäre. Mächtige Persönlichkeiten wie Haller, Schelling, denen die Ausbildung ihrer inneren Welt wichtiger war als eine Predigt bestimmter Lebensauffassungen, fangen an, eine blasse konventionelle Färbung zu gewinnen, weil namentlich die jüngeren Litterarhistoriker sie sich gar nicht mehr genau ansehen. Und unter den Populärphilosophen und ihren Genossen leiden durch die Ungunst dieser Strömung sogar Männer von so individueller und so moderner Art wie Wieland und Lichtenberg, immer empfohlen, selten gelesen, nie studiert. Ueberhaupt zeigt sich eine unläugbare Geringschätzung der Humoristen, von denen nur Jean Paul von fanatischen Verehrern mit krampfhaftem Eifer auf ein so hohes Postament gestellt wird, dass der Held selbst gar nicht mehr zu sehen ist. —

Zur didaktischen Litteratur gehört eine grammatische Dissertation über Haller, von Käslin[1]), der sich darauf beschränkt, aus den verschiedenen vom Dichter

---

1) (I 6:42.) — 1a) ○ W. v. Arx, A. v. Hallers erste Alpenreise (1728): SchwRs. 2, S. 441-54, 533-43.

selbst besorgten Ausgaben der Gedichte den Fortschritt von dialektischer Befangenheit zu grösserer Korrektheit zu zeigen. Briefe, die der Vf. fand, thun die Korrektorthätigkeit von Hallers Freund Werlhof dar, und das ist eigentlich das wichtigste Ergebnis der Untersuchung; denn über ein mechanisches Revidieren kommt der Vf. selbst in dem „Anhang“, der Betrachtung einiger (d. h. zweier) grösserer Stellen nicht heraus.[1a-1b]) —

Selbst das Interesse für Gellert[1c]) scheint rasch abgeblüht: die Recensionen über die Ausgabe der Dichtungen von Schullerus[2]) (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 3) gehen über die Persönlichkeit leicht fort. — Die treffliche Veröffentlichung von Pfeffels Fremdenbuch durch Pfannenschmid[3]) hat die Aufmerksamkeit fast mehr auf den Bruder des blinden Dichters, den gewiegten Diplomaten, als auf den etwas mattherzigen Didaktiker gelenkt; vor allem freilich erregt sie Interesse durch die Besucher selbst. Der blinde Dichter und Kriegsschulmeister in Colmar ist eine Sehenswürdigkeit, an der kein Fremder von Bedeutung vorbeigeht, und das vom Herausgeber mit ausserordentlicher Sorgfalt hergestellte und erläuterte Namensverzeichnis seiner Gäste wird geradezu ein Abriss der damaligen deutschen „Gelehrtenrepublik“. Wir treffen ihre Gönner: Kaiser Josef, Franz von Dessau; wir treffen zwar nicht Goethe selbst, aber seinen Strassburger Kreis, Lerse, Lenz, „homme de lettres“, und zahlreiche andere Freunde des jungen Goethe: Lavater, Schlosser, Klinger, („homme de lettres et officier“) Knebel („den 19. Aug. 1780, den Abend, wo wir Iphigenien gelesen“), J. G. Jacobi und seine Frau, Tante Fahlmer, Merck, die Professoren Höpfner und Wenck, dann aus der Zahl von Goethe angeschwärmter Damen Antonie und Charlotte Gerok, die Marquise Branconi und vor allen Lili. Aber auch andere Dichterkreise fehlen nicht: Sophie la Roche vertritt den Wielands; Göckingk, Chr. Kauffmann das Kraftgenie und — Nicolai kommen, „Humboldt der ältere“ und Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern; Ring, der Hofmann, der über Klopstock so hämisch berichtet hat, und Reichardt-Ubique, der auch hier nicht fehlen darf; von Göttingen kommen Lessings Gegner Less und Meiners, der gefürchtete Vielschreiber Campe, Gräter, der Vorläufer deutscher Philologie, und Wessenberg; sogar aus Frankreich hat Grimm und aus Italien der damals noch unberühmte Alfieri Huldigungen gebracht. Auch Berühmtheiten anderer als litterarischer Art fehlen nicht: Custine, der deutsch-amerikanische General von Kalb, der Luftschiffer Blanchard; und zwei Hauptpersonen aus dem „Grosskophta“ treten leibhaftig auf, der Kardinal Rohan und — Cagliostro. Selten sind charakteristische Inschriften beigefügt: „W. Heinse auf seiner Reise nach Italien. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“ „Elogius Schneider, Bürger zu Strassburg 1792“. König Ludwig schreibt als Kurprinz ein, wie gewöhnlich ein herzliches Gefühl in schwerfällige Perioden versteckend: „Reine Freude verursachte es mir, Pfeffel, den ich schon als ich noch Kind war liebte, kennen zu lernen.“ Noch nenne ich aus Humboldts Kreisen die Namen Laquiante und Schweighäuser und als Kuriosität des philanthropischen Jh. eine „Therèse née sans bras“. Ueberall hat P. sorgfältigen biographischen Notizen alles beigefügt, was über den Verkehr des Betreffenden mit Pfeffel aufzufinden war und so besonders für Alfieri, Jacobi, Schlosser dankenswerte Regesten hergestellt.[4-6]) —

Lichtenbergs Jubiläum feiert ein mittelmässiger Aufsatz von Alberti.[7]) — Glöde[8]) weist auf Lichtenbergs „Beiträge zur Methyologie der Deutschen“ hin.[9-9a])

Webers Demokrit, mit dem der Autor eine anekdotische Charakteristik der Menschheit zu geben gedachte, fährt fort, als Anekdotensammlung in immer neue Ausgaben und Auszüge überzugehen[10]), ohne dass auch nur Ein Herausgeber den Absichten des Humoristen gerecht zu werden suchte. Und doch bildet der Demokrit zu Lichtenbergs Aphorismen ein wichtiges Gegenstück in empirischer Psychologie der Menschenklassen. —

Als Didaktiker ist Gutzkow[11]) in seinen Denksprüchen aufgetreten — kleine ärgerliche Dinger, denen man die Absicht der Selbstverteidigung gar zu deutlich anmerkt, wenn er (S. 69) den Neid oder (S. 143) die Unbeständigkeit in der Liebe rechtfertigt. Es kommen wohl auch gute Gedanken vor wie (S. 10) der: „Unser Leben ist ein Versuch zur Unsterblichkeit“; als Ganzes aber steht dieser zusammenhanglose Haufen von guten und schlechten Einfällen doch weit zurück hinter jenen Werken der Weber

---

— 1b) × (III 5 : 38; IV 3 : 6). — 1c) × A. E. Schönbach, H. Handwerck, Studien über Gellerts Fabelstil: DLZ. S. 885/6. — 2) × DRs. 71, S. 317; LCBl. S. 1474/5; DLZ. S. 1646; HambCorr.B 11. Dec.; LZgB. N. 27, 108. — 3) H. Pfannenschmid, G. K. Peffels Fremdenbuch. Mit biogr. u. kulturgesch. Erläuterungen her. Colmar i. E., Selbstverl. XXIII, 455 S. M. 8,00. |[MagdZgB. N. 2; Alemannia 19, S. 191.]| — 4) ○ Th. G. v. Hippel, Lebensläufe, her. in Auswahl von A. v. Oettingen, 3. verb. Aufl. mit 13 Abbild. nach Chodowieckischen Kupfern. Leipzig, Duncker u. Humblot. XVIII, 445 S. M. 6,80. |[BLU. S. 830.]| — 5) ○ Goldkörner christl. Wahrheit und Lebensweisheit v. Wandsbecker Boten. Kiel, Haeseler. 1891. IV, 151 S. M. 1,50. — 6) × B. Schlegel, Jung-Stillings Lebensgeschichte, für d. Jugend her. (=Köhler ill. Jugend- u. Volksbibl. N. 43/4.) Dresden, Leipzig, Köhler. 87 S.; 84 S. á M. 0,75. (Wohlgelungener Auszug). — 7) C. Alberti, Deutschlands grösster Satiriker: FeuilletZg. N. 417. — 8) O. Glöde, Redensarten für Trunkenheit im Deutschen: ZDU. 6, S. 576/7. — 9) × (IV 1e : 298.) — 9a) (I 6 : 39; 10 : 62; IV 1e : 301/3.) — 10) K. J. Weber, Demokritos oder Hinterlassene Papiere e. lachenden Philosophen. Bd. 20-22. Halle a. S., Hendel. 67 S.; 120 S.; 67 S. M. 0,25; M. 0,50; M. 0,25. — 11) K. Gutzkow V. Baum d. Erkenntniss. Denksprüche 3. Aufl. Jena, Costenoble. VII, 207 S. M. 2,60. —

und Lichtenberg, bei denen jede Einzelheit nach dem gleichen Mittelpunkt deutet, und die sich zu einem einheitlichen Denkmal einer bestimmten Weltanschauung zusammenbauen. —

Dies gilt dagegen in vollem Masse von den schönen Parabeln und Märchen der Marie von Ebner-Eschenbach [12]). Mannigfaltig sind ihre Töne, aber mag sie in der köstlichen „Dummen Geschichte“ den geschraubten Stil der ersten „Ahnen“ Freytags parodieren oder in der geistreichen Erzählung von den „Mussmenschen“ das Bleibende im Wechsel der „Moralen“ hervorheben, mag sie das charakterisieren, was wir armen Menschen unter dem stolzen Namen „Gerechtigkeit“ verkaufen oder die Schadenfreude aus der Versammlung der Freuden herauswerfen lassen — immer bleibt die milde und zugleich tapfere Anschauung Herrin, die am klarsten in der kleinen Fabel „die Güte“ ausgedrückt ist. [12a-14]) —

Die volkstümliche Freude an versteckter Weisheit, die in nachdenklicheren Gemütern sich zur Parabel verdichtet, bleibt in breiteren Schichten meist in der Form des Rätsels stehen, — eine der litterarhistorisch merkwürdigsten Gattungen, für die in Sammlungen, z. B. in derjenigen Hartmanns [15]), manches, in Untersuchungen von grösserem Gesichtspunkt aus noch sehr wenig geschehen ist. Aber um so einfache Dinge wie das Gesellschaftsspiel des Ratens kümmern sich unsere Gebildeten überhaupt nicht mehr, gerade wie volkstümlich gehaltene Weisheitssprüche [16]) selten werden (s. o. I 4: 367-72). —

Vielmehr wagt, — um die moderne Populärphilosophie in allgemeinen Zügen zu charakterisieren — alles sich gleich an die tiefsten Rätsel, findet ihre Lösung kinderleicht und offenbart sie dem erstaunten Markte. Mehrere solcher Oedipoden haben wir am Schluss dieses Berichts unter den Zeitreformern zu nennen; hier seien nur ein paar Schriften erwähnt, die sich direkt als Beantwortungen grosser Rätsel geben. Das Buch von Kratz [17]) ist ein rührender Beleg für die Sehnsucht, einen nicht mehr im Glauben befindlichen religiösen Inhalt auf dem Umweg über die Forschung wiederzugewinnen. Der Vf. giebt zunächst in merkwürdiger Schlichtheit eine Darstellung der geistigen Entwicklung der modernen Menschen und des „Weltproblems“, der sich, fast im kindlichen Stil mittelalterlicher Encyklopädien (und wie in diesem mit entschiedenem Behagen an Kuriositäten), eine „Konstatierung des gesamten Weltbestandes“ (auf 150 Seiten!) anschliesst — übrigens als Versuch, das von allen Gebildeten Gewusste knapp zusammenzufassen, nicht ohne kulturhistorisches Interesse. Es folgt sodann drittens eine „Rekonstruktion der Weltanschauung Jesu Christi“, die freilich schon mit einem Blick auf ihre Vereinbarkeit mit der modernen Erkenntnis geschrieben ist; bis dann in dem Schlussteil mit herzlicher Wärme, aber geringer Schärfe dargethan wird, „dass die christliche Weltanschauung das Weltproblem besser als irgend eine andere löst und dabei mit keinem wirklich erwiesenen Resultate der Wissenschaften in Widerspruch steht.“ Das Buch erinnert, von seiner sehr prosaischen Form abgesehen, an die Lehrgedichte des vorigen Jh., an die Versuche der Leibniz und Haller, ihre Erkenntnis mit dem Glauben in eine vorbestimmte Harmonie zu bringen. Dass aber für derartige Versuche jetzt eine Encyklopädie (die z. B. auf S. 105 die grössten Tunnels und Kanäle aufzählt, auf S. 123 Anekdoten zum Hexenwahn mitteilt) die gebotene Form scheint, das ist für den Litterarhistoriker das Interessanteste an dem gutgemeinten Büchlein. — Summarischer fasst sich bei verwandter Tendenz eine Schrift des bekannten Freimaurers Findel [18]). Er will dem Materialismus entgegentreten, indem er gerade aus der Naturerkenntnis einen neuen Gottesglauben ableitet und sich u. a. auf Haeckels zweideutige Wendungen stützt. — Und drittens schliesst sich du Prel [19]) an, der die Kirche der Zukunft auf die Mystik aufbauen will, weil nur die Geheimwissenschaften die grossen Rätsel lösen könnten. Das recht gut geschriebene Büchlein preist diese Geheimwissenschaften übrigens mehr an, als dass es viel von ihrem Inhalt verriete. Wie das Buch von Kratz mit Hallers Lehrgedichten, kann man dies etwa mit Tiedges Urania vergleichen; auch der mehr lyrische Ton mit den vielen Citaten entspricht dem. [20]) —

Da haben wir die modernen Populärphilosophen, nur mit dem charakteristischen Unterschied, dass jetzt vornehmlich die Teilnahme dem Sein gilt wie damals dem Sollen. Zwischen der Ethik, die das Hauptinteresse der Mendelssohn und Garve ausmachte, und der Naturerkenntnis, die bei den Lotze und Haeckel im Mittelpunkt ihrer

---

12) (IV 3: 217.) — 12a) × Sophie Christ, Aphorismen. E. Blütenstrauss v. Lehrsätzen u. Sinnsprüchen. Mainz, Kirchheim. 12⁰. VII, 253 S. M. 3,00. — 12b) × A. Wernicke, K. Lasswitz, Seifenblasen: DLZ. S. 863/4. (Vergl. JBL. 1890 I 5: 47.) — 13) × (III 5: 32.) |[Gymnasium S. 881/2; J. Minor: ÖLBl. 1, S. 220.]| — 14) × Heys Fabeln für Kinder. Edit. with a phonetic Introd. by F. Lange. (=Whittakers Modern German Authors for Beginners.) London, Whittaker. XXXII, 90 S. Sh. 1,60. — 15) K. Hartmann, Volksrätsel: Germania 37, S. 426-35. — 16) × H. Dickmann, Sprüche: Ueber Land u. Meer. 1890. N. 47. — 17) H. Kratz, D. Weltproblem u. seine Lösung in d. christl. Weltanschauung. Gütersloh, Bertelsmann. VI, 331 S. M. 3,00. 2. Ausg.) — 18) J. G. Findel, D. Zeitalter d. Natur-Erkenntnis. Leipzig, Findel. 61 S. M. 1,00. — 19) C. du Prel, D. Rätsel d. Menschen. Einl. in d. Studium d. Geheimwissenschaften. (=UB. N. 2975.) Leipzig, Reclam. 16⁰. 108 S. M. 0,20 — 20) × (IV 1e: 285.) |[J. Minor: DLZ. S. 1307/8; Grenzb. 1, S. 101/2.]| — 21) Chr. Oeser, Briefe an

populärphilosophischen Schriften steht, vermittelte historisch die Zeit, in der die Aesthetik eine centrale Stellung einnahm. Die grossen Namen Schiller und W. von Humboldt bedeuten diese Epoche, bezeichnen diesen Uebergang. Wandern wir daher von Kratz und Findel zurück zu den Wurzeln dieser Bestrebungen, so kommen wir in eine Zeit, da man ebenso eifrig ästhetische Dogmen in ebenso unzureichend vorbereitete Gemüter trug wie jetzt naturphilosophische. Damals hat Oeser ganze Generationen „höherer Töchter“ und Mütter erzogen und seine sanft predigermässige Art wirkt wohl auch heute noch fort: eine 25. Auflage dieses Buches, von Julie Dohmke[21]) bearbeitet, beweist genügend, welche Anschauungen die besten Kreise unseres Publikums immer noch erfüllen. Und hierdurch wird sie auch für die Litteraturgeschichte beachtenswert. —

Kommen wir dann zu W. von Humboldt selbst, so steht im Vordergrund die Veröffentlichung seiner Jugendbriefe an F. H. Jacobi durch Leitzmann[22]). Sie beweisen den tiefen Eindruck, den die Persönlichkeit des liebenswürdigsten aller Philosophen auf den jungen Humboldt machte. Er befragt sein Orakel über Gegenstände der Metaphysik, geht aber bald ins Konkrete über und giebt eine interessante Charakteristik seines Bruders (S. 21). Sie reden über Lavater (S. 26), über den Vossschen Homer (S. 45), und Humboldt, dem erst (S. 34) „Goethe unser einziger Dichter“ war, würdigt in glänzender Weise (S. 48) Schiller als den Schöpfer einer ganz neuen Poesie; er beklagt die gehässige Art A. W. Schlegels, „nie bei Einem, ja nicht bei allen Werken eines Schriftstellers zusammengenommen stehen zu bleiben, sondern immer zugleich den ganzen Menschen selbst zu recensieren“ (S. 55). Ob sich aus diesem Recensenten ein brauchbarer Schriftsteller entwickeln werde, ist ihm 1797 noch zweifelhaft (S. 56). Dagegen ist ihm Baggesen eine überaus angenehme Erscheinung (S. 72). Er berichtet über Goethe und seine Audienz bei Napoleon (S. 75): kurz, es scheint ihm Bedürfnis, alles Bedeutende, was ihm begegnet, dem verehrten Freunde vorzulegen. So auch was ihm von wichtigen Ideen in der eigenen Gedankenwelt auffällt: eine lange Auseinandersetzung über den französischen Nationalcharakter (S. 62) verrät den Schüler Forsters, eine kaum weniger interessante über das Symbolische (S. 77) den ästhetischen Parteigenossen Goethes. Ein Anhang giebt Briefe Humboldts an Schlabrendorf (S. 128), den Apostel der Demokratie, der in Paris seine Diogenestonne aufgeschlagen hatte; auch hier versucht er sich (S. 128) in Völkerpsychologie, auch hier berichtet er (S. 132) über die deutsche Litteratur. Die Ausgabe ist sorgfältig, auch die Anmerkungen reichen aus; geringer ist die Einleitung, die sich gar zu sehr im Fahrwasser des Gemeinverständlichen hält.[23-24]) —

Einen Schritt weiter zurück gelangen wir mit J. J. Engel in die rechte Populärphilosophie herein: ein berühmtes Stück aus seinen Erbauungsschriften wird uns mit sprachlichem Kommentar vorgelegt[25]). — Ueber Moses Mendelssohn werden uns ein paar Anekdoten von Geiger[26-27]) erzählt, und zu einer der bekanntesten Geschichten über ihn eine gleichzeitige Illustration nachgewiesen. Beide Mitteilungen beweisen aufs neue das hohe Ansehen, in dem damals die Populärphilosophen in der vornehmen Gesellschaft standen. —

Von dieser Mischgattung zwischen Didaktikern und Philosophen, den Populärphilosophen, wenden wir uns zu den Philosophen selbst. Als erfreuliches Zeichen der Zeit muss es begrüsst werden, dass Philosophen von Fach in allgemeinen Darstellungen sich wieder an breitere Kreise wenden und dort aufmerksames Gehör finden. Vor akademischen Zuhörern sind zuerst Paulsens[28]) Vorlesungen gehalten worden, die jetzt als elegantes Buch weiterhin wirken und denen ein Kritiker mit Recht „edlere Popularität im besten Sinn, die Tiefe und Gründlichkeit nicht ausschliesst“ nachrühmen konnte. — Volkelt[29]) aber hat von vornherein für Laien gesprochen. — Und erst recht an einen allgemeinen Leserkreis wendet sich Ed. von Hartmann[30]), wenn er, wie Volkelt, über die Philosophie unserer Tage orientieren zu wollen scheint; freilich beschränkt sich sein Artikel trotz des anspruchsvollen Titels auf ein paar dünne Allgemeinheiten, denen ein Lob des (1893 zu besprechenden) Buches von Drews folgt. — Falckenbergs[31]) bekanntes Werk hat eine neue Auflage erlebt, die durch ein Verzeichnis von 150 der wichtigsten philosophischen Kunstausdrücke erweitert, sonst

---

e. Jungfrau über d. Hauptgegenstände d. Aesthetik. 25. Aufl. Neu bearb. v. Julie Dohmke. Leipzig, Brandstetter. VIII, 622 S. M. 7,50. |[LZg^B. N. 26.]| — **22**) W. v. Humboldt, Briefe an F. H. Jacobi. Her. u. erläut. v. A. Leitzmann. Halle a. S., Niemeyer. VIII, 140 S. M. 3,00. |[AZg^B. 31. Aug; R. Steig: DLZ. S. 1617/8; RCr. 28, S. 15.]| — **23**) ○ × E. Trieber, W. v. Humboldt: FZg. N. 260. — **24**) × Einzelne Bemerkungen zu „Jugendbriefen W. v. Humboldts“: ZDS. 5, S. 222/4. — **25**) Engels Entzückung d. Las Casas: ib. 5, S. 289-303. — **26**) L. Geiger, Ueber M. Mendelsohn: ZGJuden. 5, S. 395/9. — **27**) id., E. bildl. Darstellung M. Mendelssohns: ib. S. 105/6. — **28**) F. Paulsen, Einleitung in d. Philosophie. Berlin, Hertz. XIII, 444 S. M. 5,50. |[LCBl. 2, S. 260/1; WestmR. 138, S. 667.]| — **29**) ○ J. Volkelt, Vortr. z. Einführung in d. Philosophie d. Gegenw. geh. zu Frankfurt a. M. im Febr. u. März 1891. München, Beck. VIII, 230. S. M. 4,50. |[Th. Achelis: BLU. S. 156/8; id.: NatZg. 11. März.]| — **30**) Ed. v. Hartmann, D. Philosophie d. 19. Jh.: NatZg. N. 626. — **31**) ○ R. Falkenberg, Gesch. d. neueren Philosophie von Nicolaus von Kues bis z. Gegenw., im Grundriss

aber wenig verändert ist und vermutlich ihrer praktischen Anlage weiter eine gute Verbreitung verdanken wird. — Das Gleiche gilt in noch höherem Grade von den Beiträgen zur Geschichte der neueren Philosophie, die als Band 2 und 3 der „Philosophischen Schriften“ Kuno Fischers[31a]) erschienen sind: sie enthalten „Die 100jährige Gedächtnisfeier der Kantschen „Kritik der reinen Vernunft“, „J. G. Fichtes Leben und Lehre“ und in 2. Auflage die „Kritik der Kantschen Philosophie“ und „Spinozas Leben und Charakter.“ — Bergmanns[32]) Geschichte der Philosophie hat im Gegensatz zu den anderen neueren Behandlungen dieses grossen Themas ein altmodisches Gepräge schon insofern, als es die einzelnen Philosophen völlig von dem grossen Zusammenhang der Kulturentwicklung ablöst. Sie treten der Reihe nach auf wie in einem Spiel des Hans Sachs, charakterisieren sich kurz nach Leben und Lehre und gehen wieder ab, ohne dass eine Motivierung im Gehen und Kommen versucht wurde. Sogar ein Zusammenhang zwischen Leben und Lehre, eine Ableitung der Philosophie aus der Individualität wird nur ausnahmsweise (z. B. bei Cartesius) versucht. Im übrigen sind die Referate klar und sauber, wenn auch etwas trocken; und nur eine merkbare Oekonomie, die den Aufbau der Philosophiegeschichte in Kant gipfeln lässt und im langsamen Absteigen einstweilen bei Fichte Halt macht, bringt in diese musterhaft „leidenschaftslose“ Darstellung eine subjektive Zuthat, etwas von dem Luxus schmückender Ordnung, von der Freude an schönen, wenn auch strengen Linien. Unter all diesen heftigen Parteigängern steht B. einsam wie ein Registrator alter Schule, ein Brucker oder Tennemann; ob bei der Darstellung der neuesten Philosophie die gleiche kühle Ruhe andauern wird, erwarten wir mit Spannung. — Im Gegensatz zu dieser streng objektiven Darstellung muss die von Royce[32a]), die uns nicht zu Gesicht gekommen ist, sich gerade durch ihre warmen Herzenstöne auszeichnen. Die Referenten rühmen dem Autor nach, dass die Entwicklung der neueren deutschen Philosophie ihm geradezu zum inneren Erlebnis werde; sie rühmen sein Talent, durch originelle, aus dem Leben gegriffene Beispiele abstrakte Theorien zu erläutern und freuen sich der schönen Blüte, die das Studium deutschen Denkens in Amerika mit diesem Werke gezeitigt habe. — Registrierend, aber mehr von litterarhistorischen als von philosophischen Gesichtspunkten geleitet, verhält sich auch die Neubearbeitung von Goedekes[33]) grossem Werk, wo sie die Philosophie der Zeit Goethes und Schillers behandelt. Der Paragraph ist wesentlich umgestaltet, im Text wie in den bibliographischen Noten: Garve ist ausgeschieden, Dalberg dagegen beibehalten, der doch ebenso gut zu den Popularphilosophen zu stellen wäre; die Litteratur ist besonders für Kant stark vermehrt, die Charakteristik bei Krause aufgearbeitet, während es für Schelling z. B. bei der alten geradezu oberflächlichen Besprechung sein Bewenden hat. Vorteilhaft ist die mehrfach vorgenommene Umstellung zu Gunsten streng chronologischer Ordnung; bei Hoffbauer und Salat hatte G. gegen dieses Prinzip verstossen, ebenso bei Oken in Folge falscher Ansetzung des Geburtsjahres. — Als einen zeitlich umgrenzten Abschnitt der Philosophiegeschichte kann man auch die Michelet zum 90. Geburtstag gewidmete Festgabe der philosophischen Gesellschaft[34]) ansehen, 8 Abhandlungen, von denen das Anschreiben des Grafen Cieszkowski an Michelet vom 18. März 1837 in die Blütezeit des Hegelianismus und die Entstehungszeit der Philosophischen Gesellschaft hineinführt, während Aschersons Bibliographie der Schriften Michelets (mit der Schlussbemerkung: „Ist fortzusetzen“) ein gut Stück neuerer Geschichte der deutschen Philosophie im Schattenriss vor Augen stellt. Noch ist die Abhandlung von Runze über Hegel und F. von Baader (S. 70) hervorzuheben, in dem Baader als gleichberechtigter Nebenmann Schellings, der von ihm gelernt habe wie Baader selbst von Hegel, hingestellt wird. Auf die tieferen Ursachen, auf jenes Erdbeben, das diese zahlreichen philosophischen Vulkane auf einmal hervortreten liess, geht R. nicht ein, obwohl er ferner noch Rosenkranz und Michelet selbst mit Baader vergleicht. —

Von den einzelnen Philosophen steht natürlich Kant auch hier an erster Stelle. Wie er für Bergmann der Scheitelpunkt der philosophiegeschichtlichen Pyramide ist, so suchen die Engländer durch Uebersetzung Kants in das Innerste der deutschen Weisheit hineinzugelangen[35-37]). — An Kant misst ein Aufsatz des Feuerbachianers Rau[38]), gegen das Buch eines Physiologen polemisierend, die empirische Naturforschung unserer

dargest. Leipzig, Veit. X, 530 S. M. 7,00. |[LCBl. S. 1569-75.]| — **31a)** Kuno Fischer, Philosoph. Schriften Bd. 2 u. 3. Heidelberg, Winter. 129 S., 94 S. M. 3,00; M. 2,40. — **32)** J. Bergmann, Gesch. d. Philosophie 1. Bd.: D. Philosophie vor Kant. 2. Bd., 1. Abt.: V. Kant bis einschliessl. Fichte. Berlin, Mittler & Sohn. VII, 456 S; III, 251 S. M. 8,00; M 4,00. |[R. Falckenberg: DLZ S. 612; G. Glogau: PhilosMh. 29, S. 76-87; LCBl. S. 1605.]| — **32a)** Josiah Royce, The spirit of modern Philosophy. Boston, Hougthon Millinanks. LXVI, 519 S. [F. Jodl: DLZ. 1893. S. 293; LCBl. 1893 S. 172.] — **33)** (IV 1a : 1. S. 1-14.) — **34)** Acht Abhandlungen, Herrn Prof. Dr. K. L. Michelet z. 90. Geburtstag als Festgruss dargereicht von Mitgliedern d. Philos. Ges. (= Philosoph. Vortrr. Heft 22/3). Leipzig, Pfeffer. 102 S. 2,40 M. |[B. Münz: BLU. S. 717.]| — **35)** ○ J. H. Bernard, Kants Critic of Judgement, transl. with Jntrod. and notes. London, Macmillan. — **36)** ○ I. Kant, Principles of Politics, including Essays on Perpetual Peace. London, Hamilton. 1891. Sh. 2,60 — **37)** ○ W. Hastie, Kants Principles of Politics, with a. large Introd. Clark, Edinburgh. 1891. — **38)** A. Rau,

Tage: er wirft „dem genialen, aber flüchtigen und unzuverlässigen Geschichtsschreiber des Materialismus“, F. A. Lange, vor, dass er mit dem Satz, Kants System sei als ein Programm zu den neueren Entdeckungen in der Physiologie der Sinnesorgane zu betrachten, eine gänzlich unbegründete Behauptung ausgesprochen habe, und citiert Helmholtz Auseinandersetzungen über die nativistische und empiristische Auffassung der Raumanschauung, um selbst mit Helmholtz bei der letzteren seinen Stand zu nehmen. Die fundamentale Vorfrage aller Naturwissenschaft wird hier mit dogmatischer Bestimmtheit beantwortet — wahrlich nicht im Sinne so vorsichtiger Forscher wie Kant oder Helmholtz selbst. — Ausführlich handelt über die philosophischen Grundlagen der Physik nach Kant Keferstein[39]), der ebenfalls Helmholtz als den hervorragendsten Vertreter des anti-kantischen Standpunktes (S. 17/8) hervorhebt, im übrigen an eine Analyse von Kants hierher gehörigen Sätzen einen Protest gegen Dührings und Anderer Behandlung des Naturforschers Kant anschliesst. — Häufiger ist aber Kant als Ethiker und Psychologe behandelt worden, was jener allgemeinen Grundrichtung der gegenwärtig beliebten Studien entspricht. Temming[40]) schwellt eine Analyse von Kants pädagogischen Lehren durch breite Citate nicht blos aus Kant und seinen Kritikern, sondern sogar aus G. Keller auf, weist aber (S. 46) in interessanter Art auf die Rolle hin, die Kant als Pädagoge im Schulunterricht des heutigen Frankreich spielt. — Hegler[41]) tritt in seiner Untersuchung über die Psychologie in Kants Ethik kritisch auf und tadelt freimütig, wie Kant die Psychologie, ohne ihrer recht Herr zu sein, zu Voraussetzungen benutzt habe, woraus sich denn allerlei „Konstruktionsfehler“ ergeben[41a-42a]). — R. von Lind[43]) sucht den Autor der „Träume eines Geistersehers“ der rückwärts gewandten Proselytenmacherei unserer Spiritisten zu entreissen, die ihm willig zugeben, Kant sei ein schlechtes Medium gewesen. — Urteile Kants über das Zeitalter, dem er den Ehrentitel des Zeitalters der Aufklärung verschafft hat, teilt von Schubert-Soldern[43a]) mit; und mit einer Erinnerung an die Erlebnisse von Kants „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“ von Bach[44]) kommen wir zur Persönlichkeit Kants selbst, über die aus einem Handexemplar von Wasianskis „Kant in seinen letzten Lebensjahren“ ein paar hübsche Nachrichten aufgetaucht sind[45]). Neben Mitteilungen über Kants Sorgfalt für die eigene Gesundheit — er trug zu Hause zwei Schlafröcke übereinander bei 75° Fahrenheit, denn an diesem Thermometer hielt er fest — stehen Bemerkungen über seine Art des Gespräches: „Mit den Gegenständen der Unterhaltung in seinen Tischgesprächen ging er haushälterisch um und sah gerne einen nach dem anderen, jedoch in steter Verbindung, debattiert. Er pflegte zu sagen, man müsse vom Kalbsbraten anfangen und am Kometen den Diskurs ohne Unterbrechung des Gegenstandes endigen können.“ Auch über Kants Humor bringt der Artikel mehr Neues als der ganze phrasenreiche Vortrag von Minden[46]). — Zahlreich sind die Studien, in denen Kants Lehre über irgend einen einzelnen Punkt der Sittenlehre[47]), der Erkenntnistheorie[48]) oder beider[49]) oder über die Ethik im allgemeinen[50]) mit den Theorien Schillers[50a]), Schleiermachers, Fries, Platners, Herbarts verglichen wird. Sehr ergiebig sind sie selten; das Ganze läuft meist auf jenes Verfahren heraus, das die dilettantische Sprachvergleichung vor Bopp übte: statt Wurzel und Wachstum die Früchte zu vergleichen. —

Während für Fichte (s. u. N. 105) ein Artikel nur auf jenen merkwürdigen „Geschlossenen Handelsstaat“ aufmerksam macht, der so unerwartet wieder moderne Bedeutung gewonnen hat[51]), sind für F. H. Jacobi neue Quellen erschlossen worden. An Humboldts Briefe, die auch auf den Adressaten Licht werfen, braucht bloss noch-

---

Naturforschung u. Kantsche Philosophie: AZg^B. N. 158. — 39) H. Keferstein: D. philosoph. Grundlage d. Physik nach Kants „Metaphys. Anfangsgründen d. Naturwissenschaft“ u. d. Ms. „Übergang v. d. metaphys. Anfangsgründen d. Naturwissenschaft z. Physik.“ Progr. d. höh. Bürgerschule vor d. Lübeckerthore. Hamburg. 4°. 42 S. — 40) E. Temming, Beitrr. z. Darstellung u. Kritik d. moral. Bildungslehre Kants. Diss. Jena (Leipzig, Fock). 55 S. M. 1,00. — 41) A. Hegler, D. Psychologie in Kants Ethik. Freiburg i. B., Mohr. 1891. XII, 332 S. M. 8,00. |[Th. Ziegler: DLZ. S. 292/3; AZg^B. 14. Dec.]| — 41a) Schöler, D. induktive Methode in d. Erforschung d. Sittlichen mit Bezug auf Kants Kritik d. prakt. Vernunft. Ueber Kants philosoph. Entwurf „Z. ewigen Frieden“. Progr. Münster. 4°. 20 S. — 42) M. J. Zang, Ueber d. Verhältnis d. Anschauung z. Verstand in Kants Kritik d. reinen Vernunft. Diss. Giessen (Leipzig, Fock). 36 S. M. 1,00. — 42a) ○ C. Th. Michaelis, Z. Entstehung v. Kants Kritik d. Urteilskraft I. Progr. Berlin. 4°. 22. S. — 43) ○ P. v. Lind, Kants mystische Weltanschauung, e. Wahn d. modernen Mystik. |[E. Hallier: AZg^B. 6. Aug.; Sphinx 14, S. 285.]| — 43a) R. v. Schubert-Soldern, Urteile Kants über sein Zeitalter: WIDM. 71, S. 63/7. — 44) L. Bach, d. Religion Kants unter ministerieller Censur: Zeitgeist N. 18. — 45) L. G.-n: Neues v. I. Kant: AZg^B. 18 Juni. — 46) D. Minden, D. Humor Kants im Verkehr u. in seinen Schriften. E. Vortr. Minden, Dresden. 12°. 42 S. M. 1,00. — 47) ○ × P. Ewh, D. Begriffe Pflicht u. Tugend in d. Sittenlehre Kants u. Schleiermachers. E. vergleichende Studie. Diss. Erlangen. 1891. 49 S. — 48) × H. Strasoski, J. H. Fries als Kritiker d. Kantschen Erkenntnis-Theorie. Hamburg, Voss. 1891. 76 S. M. 1.50. |[A. Wernicke: DLZ. S. 1259.]| — 49) × B. Seligkowitz, E. Platners wissenschaftl. Stellung zu Kant in Erkenntnistheorie u. Moralphilosophie. Diss. Halle a. S. 32 S. — 50) ○ × J. Prazák, Kant a Herbart v záhade ethické. Progr. Kolin. 25 S. — 50a) Jul. Thikötter, Ideal u. Leben nach Schiller u. Kant. Bremen, Heinsius Nachf. 78 S. M. 1,20. |[A. Schröter: BLU. S. 467/8.]| (S. u. IV 9: 51.) — 51) J. G. Fichtes ge-

mals erinnert zu werden (s. o. N. 22). Daneben sind dann Briefe Jacobis von Wachter[52]) mitgeteilt worden, die uns ihn menschlich noch näher bringen; gleich nach dem Tode seiner prächtigen Frau geschrieben, verklären sie ihm die treue Lebensgefährtin zum Engel, den er in fromm bewegter Rede anruft, als den durch den Saltomortale des Todes vom Glauben ins Staunen übergegangenen Geist. — Von der Poesie dieser Briefe entfernen sich freilich die beiden Analysen von Jacobis Philosophie (von Beyer[53])) und von seiner Erkenntnistheorie, (von Busch[54])) recht weit. Beyer setzt Jacobis Erkenntnis des Sinnlichen, seine Lehre von der Kausalität und den apriorischen Begriffen, von Vernunft und Bewusstsein, Leib und Seele und zuletzt von der Erkenntnis des Uebersinnlichen klar auseinander, lässt eine nicht erschöpfende Vergleichung von Jacobi und Kant folgen und endet mit einem Gesamturteil. Als Jacobis Verdienst erkennt er es (S. 16), dass er zuerst den grossen Widerspruch im Idealismus Kants aufgedeckt habe, dass man nämlich entweder seine Voraussetzung, es gebe Dinge an sich als Ursachen unserer Empfindungen, oder seine Lehre, wir könnten nur Erscheinungen erkennen, aufgeben müsse. Worin Jacobis Sonderart besteht, hebt er gut heraus: „Jacobis Empirismus ist verschieden von allen früheren und steht ausserhalb der Wissenschaft, da er die Erfahrung als für sich allein genügend annimmt, statt sie als Grundlage der Wissenschaft anzusehen“ (S. 17). „Was das Wesentliche der Jacobischen Anschauungen ausmacht und seiner Polemik zu Grunde liegt, ist der schroffe Gegensatz zwischen dem persönlichen, unmittelbaren Bewusstsein und dem mittelbaren, universellen Bewusstsein der Wissenschaft“ (S. 18). Wie aber Jacobi trotz all seiner tiefen Irrtümer (die auf S. 19-20 dargethan werden) eben dieses Standpunktes wegen nicht bloss auf Schleiermacher und Herbart (S. 22) gewirkt, sondern der ganzen individualistischen Richtung der neueren Philosophie von Feuerbach bis auf Nietzsche vorgearbeitet hat, das bleibt unerwähnt und das ist an dem „mit der Metaphysik gestraften“ Freund Goethes doch eigentlich das Merkwürdigste. —

Die beiden grossen Ausgaben der Werke Herbarts schreiten vorwärts. Hartensteins[55]) zweiter Abdruck bringt insbesondere Aufsätze über Pestalozzi, dann Briefe an H. von Steiger, den Aufsatz „Ueber das Verhältnis des Idealismus zur Pädagogik“, die Aphorismen zur Pädagogik. Ich mache auf die Bemerkungen über Iffland (S. 16) aufmerksam, ferner auf die Urteile über die Klassiker (S. 41), auf die Würdigung von Fichtes „Reden“ (S. 322), auf den wichtigen Aufsatz „Ueber das Verhältnis der Schule zum Leben“ (S. 388), auf die Gedanken über Vielseitigkeit der Interessen (S. 433). Die Philologie bringt Herbart (S. 457) so nahe an die Geschichte wie etwa Usener: über das Studium der Antike urteilt er mit Freiheit: „Die Alten sind der Orientierungspunkt der Kultur. Dass wir mehr leisten können und sollen, ist keine Frage“ (S. 458). Im ganzen steht er doch zur Litteratur in kühlem Verhältnis und trägt er gern seine geliebte Mathematik sogar in sie hinein, um etwa einfache Charaktere wie Hermann in Goethes Epos von zusammengesetzten (S. 464) zu scheiden: als ob die Einfachheit Hermanns nicht mehr feine Nuancen enthielte als der Charakter des Intriganten Jago! — Kehrbachs[56]) Ausgabe bringt ausser der „Psychologie als Wissenschaft“ diesmal nur noch die Rede „Ueber die allgemeinsten Verhältnisse der Natur.“ Der Litterarhistoriker als solcher hat hier nur etwa von der Polemik gegen Herders Bewunderung der Sprachschöpfung (S. 160) und gegen W. von Humboldts Lehre, die Welt werde durch Ideen regiert (S. 337), Notiz zu nehmen; die Rede verdient freilich auch als Musterstück einer etwas steifen akademischen Beredsamkeit beachtet zu werden, während sie inhaltlich den Vergleich mit der berühmten Rede von Baers herausfordert.[56a-57]) —

Aus dem Nachlass eines isolierten Philosophen, des K. Ch. F. Krause, fährt das Zwillingspaar seiner Verehrer, Hohlfeld und Wünsche[58-60d]), fort, rastlos Veröffentlichungen herauszugeben, gelegentlich von anderen Mitarbeitern unterstützt. Ob sie den einsamen Grübler bekannter machen werden, steht dahin. So lange ein Satz wie der folgende nicht gemeinverständlich wird: „Ebenso die Unterscheidung Wesens von Wesen- als - Mälwesen und von Wesen - als - Omwesen, die ich selbst erst später zu voller Teilwesenschauung brachte“ (Das Eigentümliche usw. S. 147) — so lange wird man wohl

---

schlossener Handelsstaat: Grenzb. 3, S. 505-13, 534-41. — 52) F. Wachter, Briefe: AZgB. 4. Mai. — 53) A. Beyer, Die Philosophie F. H. Jacobis nach seiner Schrift: David Hume über d. Glauben oder Idealismus u. Realismus. Progr. d. Realschule beim Doventhor. Bremen. 4°. 22 S. — 54) W. Busch, D. Erkenntnistheorie d. F. H. Jacobi aus seinen gesamten Werken im Zusammenhang dargelegt. Diss. Erlangen. 48 S. — 55) (I 10:59). — 56) (I 10:58.) — 56a) ○ × E. Hartenstein, Z. Kritik d. psycholog. Grundbegriffe Herbarts. Diss. Rostock. 49 S. — 57) × C. Festner, Chrn. A. Crusius als Metaphysiker. Diss. Halle a. S. 74 S. (Vorkantischer Philosoph.) — 58) K. C. L. F. Krause, Grundlage d. Naturrechtes oder philosoph. Grundriss d. Ideales d. Rechtes 2. Abt. Her. v. G. Mollat. Leipzig, O. Schulze. 1890. XII, 206 S. M. 4,00. |[A. Wernicke: DLZ. S. 1198.]| — 59) id., D. Eigentümliche d. Wesenlehre, nebst Nachrichten z. Gesch. d. Aufnahme derselben. Her. v. P. Hohlfeld u. A. Wernicke. ebda. 1890. XXII, 392 S. |[R. Förster: DLZ. S. 1518.]| — 60) × id.

nichts anderes thun können, als den fromm und redlich strebenden Denker zu loben, ohne ihn zu lesen. Liest man in dem eben citierten Hauptwerk Krauses Auseinandersetzung mit Herbart, so wird man es begreifen, weshalb den mit beschränktem Gedankenmaterial solid und streng arbeitenden Philosophieprofessoren dieser Mann des „Wesenschauens" etwa ein „trunkener Wilder" scheinen musste. Seine Biographie (von Leonhardi) und das Verzeichnis seiner Schriften erfüllen mit Rührung für den Eifer des Philanthropen, wer aber sich selbst taubstumm macht, verlange nicht Zuhörer. —

Zuhörer hat zwar spät, dann aber bis zum Ueberfluss Schopenhauer gefunden. Die Fülle der Ausgaben, die wir im Vorjahr zu verzeichnen hatten, ist Beweis dafür, mehr noch sein Einfluss in Litteratur und Kunst[61]). Aus der Litteratur heraus ist nun freilich auch „ein ganz klein bischen Gegenmeinung" hörbar geworden[62]). Aber für die billigen (und oft auch schlechten) Ausgaben seiner einzelnen Schriften[63]) scheint doch immer noch ein Markt vorhanden. Eigene Bedeutung hat unter ihnen nur die von Grisebach[64-66]), die mehrfach besprochen worden ist (vgl. JBL. 1891 I 3 : 20; IV 6 : 61), besonders auch durch die Publikationen aus dem hs. Nachlass. Mit Ausnahme einiger Anmerkungen waren zwar die betreffenden Vorlesungen und Notizen Schopenhauers schon von Frauenstädt und Gwinner veröffentlicht, aber ungenau und nicht vollständig; so hatte Frauenstädt die Bemerkungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft unterdrückt (Grisebach 3, S. 203). G.s Ausgabe bringt uns den Docenten und den Leser Schopenhauer nahe, auch fehlt hier wenigstens einigermassen jenes wilde Schimpfen, das sonst bei jeder Begegnung Schopenhauers mit einem anderen Philosophen naturnotwendig eintritt. Wichtig ist in den neu veröffentlichten Anmerkungen zu Kant besonders die Auseinandersetzung über Schema und Bild (S. 41). Tiecks Zerbino wird (S. 86) zur Kennzeichnung des echten Philisters ungenau citiert. — Die anderen Schopenhauer-Ausgaben[67-67a]) haben noch einige Besprechungen gefunden, so die Brockhaussche[68]) (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 69-73) und die von Brasch[69]) (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 60). — Englische Uebersetzungen[70-71]) sind wie bei Kant Beweise seines weitreichenden Einflusses. — Aber Einzelstudien zu Schopenhauer sind uns diesmal nur spärlich zugegangen[72-73]), während seine Persönlichkeit immer von neuem zur Auflösung ihrer inneren Widersprüche auffordert[74]). Kuno Fischer[75]) hat sich mit gewohnter Eleganz der Aufgabe unterzogen, diese Widersprüche erst grell herauszutreiben und dann aus einer tieferen Gesamtursache abzuleiten. Diesmal lautet das Zauberwort: Schopenhauer sei vor allem Künstler gewesen, Künstler auch in der Herausbildung seines Weltsystems, und habe als solcher nicht mehr Verpflichtung gehabt, die Moral, die er predigte, zu verwirklichen, als ein Maler schöner Gestalten die Pflicht habe, schön zu sein. Das specifisch Künstlerische in den Philosophien hat man ja schon öfters hervorgehoben — nennt Sophie Germain sie ja doch geradezu „die Romane der Denker" —, und auch für den Frankfurter Weltweisen speciell hat man es oft betont. Bleibt aber der Gegensatz zwischen dem Künstler und seinem Kunstwerk dadurch nicht schroff wie zuvor? Gewiss, wir wären erstaunt, wenn der kleine, eckige, schroffe Menzel die Gestalten Carlo Dolces schaffen würde; er ist eben selbst eine Figur aus seinen Werken, wie jeder Künstler. Und nun gar der Philosoph — hat er als Künstler denn nicht vor allem die Aufgabe, das Bedürfnis, sein eigenes Leben zum Kunstwerk zu gestalten? Dies eben vermissen wir ja alle an Schopenhauer, wie wir an Spinoza oder Kant das Gegenteil bewundern. Der als behaglicher Zuschauer der menschlichen und übermenschlichen Tragödie zu Haus das Textbuch zu der täglich betrachteten Pantomine schrieb, — wie Kuno Fischer es geistreich schildert, — der

---

„Vorlesungen über d. System d. Philosophie." Register v. M. Trömel. ebda. 1891. 67 S. M. 1,50. — 60a) × id., Z. Sprachphilosophie. Aus d. hs. Nachlasse d. Vf. her. v. A. Wünsche. ebda. 1891 X, 115 S. M. 3,00. — 60b) × id., Anschauungen oder Lehren u. Entwürfe z. Höherbildung d. Menschheitslebens aus d. hs. Nachlass her. v. P. Hohlfeld u. A. Wünsche. 3. Bd. Berlin, Felber. 320 S. M. 6,00. Bd. 1/3: M. 19,00. |[A. Wernicke: DLZ. S. 1103; LCBl. S. 1569.]| — 60c) × id., Anfangsgründe d. Erkenntnislehre. Aus d. hs. Nachlasse d. Vf. her. v. P. Hohlfeld u. A. Wünsche. Als Anh.: Aphorismen z. Denkgesetzlehre. ebda. VI., 222 S. M. 4,50. — 60d) id., Le système de la philosophie. La théorie de la science. Tome I. Ouvrage, trad. de l'Allemand par L. Buys. ebda. XII, 321. 1 Taf. M. 6,00. — 61) × L. Hofner, Schopenhauer u. d. Kunst: WIDM. 71, S. 140/3. — 62) × P. K. Rosegger, E. Stück Schopenhauer u. e. ganz klein bischen Gegenmeinung: Heimgarten 16, S. 293/9. — 63) × A. Schopenhauer, Parerga u. Paralipomena. Kleine philosoph. Schriften. Her. v. H. Hirt. (=Bibl. d. Gesamtlitt. d. In- u. Auslandes N. 590/1, 598, 623.) Halle a. S., O. Hendel. 190 S.; 207 S.; 92 S. M. 0,50; M. 0,50; M. 0,25. — 64) AZg[B]. 28. Mai; R. Lehmann: DLZ. S. 620/1; LCBl. S. 475/6. — 65) × A. Schopenhauer, Hs. Nachlass. Her. v. Ed. Grisebach II. Einl. in d. Philosophie nebst Abhandlungen z. Dialektik, Aesthetik u. über d. dtsch. Sprachverhunzung (=UB. N. 2919-20.) Leipzig, Reclam. 16°. 197 S. M. 0,40. — 66) × id., Hs. Nachlass. Her. v. Ed. Grisebach. III. Anmerkungen zu Platon, Locke, Kant u. nachkantischen Philosophen. (=UB. N. 3002/3.) Leipzig, Reclam. 16°. 210 S. M. 0,40 — 67) × Schopenhauer-Ausgaben: LCBl. S. 475/6. — 67a) × Schopenhauer: NZ. 10, S. 44, 564. — 68) SchwäbKron. 29. April; BLU. S. 254. — 69) DRs. 73, S. 477. — 70) ○ A. Schopenhauer. Counsels and maxims. Transl. by. B. Saunders. London, Sonnenschein. 1891. Sh. 2,60. — 71) ○ id., Selected Essays. Transl. by E. B. Bax. (=Bohns Philosophical Library). London, Bell. 1891. Sh. 5,00. — 72) × H. Otozipka, Krit. Bemerkungen zur Weltanschauung Schopenhauers. Diss. Leipzig. 159 S. — 72a) ○ × R. Lehmann, Schopenhauer u. d. Entwicklung d. monistischen Weltanschauung. Progr. Berlin. 4°. 25 S. — 73) ○ × W. Caldwell, Schopenhauers Criticism of Kant: Mind, July 91. — 74) ○ × Josiah Royce: Atlantic Monthly, Febr. 91. — 75)

lebte im übrigen das Alltagsleben eines unliebenswürdigen Epikureers. Sollte nicht ein Teil des Rätsels mit der Annahme geheimer Selbstverachtung zu lösen sein? Schopenhauer erkannte es wohl, dass er aus einem Holze geschnitzt sei, aus dem eher ein Priap zu modeln wäre als ein Gott; er hielt sich zwar fern von dem einen Extrem, wagte zu dem andern aber nur theoretisch aufzublicken und erstickte unter krankhaftem Selbstlob und krankhafterem Bedürfnis nach fremdem Lob die nagende Selbstverachtung, die ihm zurief: Auch du bist ja eines jener elenden Geschöpfe, die Mensch heissen und keiner Mühe wert sind![76-77]) —

Schopenhauer ist der klassische Philosoph des Pessimismus geworden, und aller Ehrgeiz Ed. von Hartmanns[78]) und seiner schwärmerischen Verehrer[78a]) wird ihm diese Stellung nicht streitig machen[79]). — Den Typus des einsamen, von seiner Zeit verkannten Philosophen aber vertreten andere Zeitgenossen besser als er: der wirklich unglückliche Beneke, über den Kühn[80]) geschrieben, und der nur in den Augen der Welt beklagenswerte Feuerbach; das Buch Bolins (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 87) ist mehrfach besprochen worden.[81]) — Mit dieser Blütezeit leidenschaftlichen Philosophierens verbanden einige Greise noch die Gegenwart, die nun auch abgerufen sind: Michelet[82]), dessen 90. Geburtstag jene Festschrift (s. o. N. 34) noch feiern konnte, und Joh. Ed. Erdmann[83-84]). —

Einer jüngeren Generation gehört Lotze[85]) an, und wie fremd steht doch auch er schon unserer Gegenwart gegenüber! Ich entsinne mich noch des Erstaunens, mit dem wir Berliner Studenten von seiner Berufung hörten: wir dachten alle, Lotze sei etwa zur selben Zeit mit Schelling gestorben! Auch sein populärstes Werk, der „Mikrokosmus", gehört zu jenen Büchern, von denen Voltaires Wort über Dante gilt: „Sein Ruhm wird immer wachsen, denn Niemand liest ihn mehr." Dass das zu bedauern ist, beweist schon die schöne Selbstanzeige, die in dem dritten Band seiner kleinen Schriften abgedruckt ist. Welche glänzende Stilprobe ist folgender Satz aus dem Buche (S. 307): „So sind alle die freundlichen Begrenzungen zerfallen, durch die unser Dasein in eine schöne Sicherheit eingefriedigt lag; unermesslich frei und kahl ist die Aussicht um uns her geworden." „Freundliche Begrenzungen" — kein Wort könnte Lotzes und seiner Genossen Eigenart besser malen. Die ganze lange Besprechung von Fechners „Tagesansicht" (S. 396), so interessant sie an sich und besonders auch durch die feine Polemik gegen den „Alten und Neuen Glauben" von Strauss ist, sie malt den Mann und sein leichtes Frösteln auf der freien Aussichtshöhe nicht deutlicher als die wenigen Worte. Recensionen sind es zumeist, die diese beiden Bände füllen. Während den Philosophen der englisch geschriebene Aufsatz über die Philosophie von 1840—80 (S. 451) am meisten interessieren wird, fesselt den Litterarhistoriker die freie und originelle Stellung des scharfen Denkers und vortrefflichen Stilisten zu Goethe. Ein witziges Artikelchen, „Anfänge spiritistischer Konjekturalkritik" (S. 438), klagt über die öfters matten, allzu deutlichen Schlüsse Goethescher Gedichte und hat noch allerlei Einwendungen gegen den „Geistergruss" und andere Stellen, gegen die seltsamen Euphemismen in seinem Altersstil, gegen den Spruch „Willst du ins Unendliche schreiten, geh nur im Endlichen nach allen Seiten", den Lotze geistreich durch ein Fragezeichen nach dem ersten Vers umbiegt (S. 445). Ein nachgelassener Aufsatz über Goethe (S. 542) oder vielmehr das kärgliche Fragment eines solchen zeigt den gealterten Denker gar in wehmütigem Staunen über seine geschwundene Goethebewunderung überhaupt. Uebrigens enthalten die Bände, wie bei Lotze natürlich, auch sonst des Lehrreichen genug. Eine gute Einleitung und ein erschreckend gründliches Sachregister von 379 Seiten, das nach eines Recensenten Ausdruck „hinsichtlich aller signifikanten Wörter einem auf Vollständigkeit des Nachweises angelegten Specialwörterbuch gleichkommt," macht den Gebrauch des Werkes zu einem geradezu bequemen, was bei philosophischen Werken doch etwas heissen will.[85a]) —

Sigwart[86]) hat weniger als Philosoph, denn als Geschichtsschreiber der Philosophie Bedeutung, und Nietzsche, wenn man den Fachphilosophen glauben soll, hat überhaupt keine. Zuzugestehen ist, dass die Schriften gerade einen Bewunderer, oft den Unbeteiligten bedenklich machen können. Ein Herr Przybyszewki[87]) bringt eine

---

Kuno Fischer, A. Schopenhauer. Ein Charakterproblem: AZg[B]. 13. u. 15. Juli. — 76) × Adams, D. Autobiographie Schopenhauers: FZg.N. 267. — 76a) Schopenhauer: RDM. 111, S. 846. — 77) ○ × T. B. Saunders, Schopenhauer Studies in Pessimism. London, Sonnenschein. 1891. Sh. 2.60. — 78) × Ed. v. Hartmann, Z. Gesch. u. Begründung d. Pessimismus. 2. erweit. Aufl. Leipzig, Friedrich. XXIII, 373 S. M. 6,00. — 78a) × (IV 11 : 124.) — 79) ○ (I 11 : 182.) — 80) T. Kühn, D. Sittenlehre F. E. Benekes. E. Beitr. z. modernen Ethik. Diss. Leipzig. 61 S. — 81) ML. 61, S. 471/2; A. Riehl: GGA. S. 297-305; J. Duboc: N&S. 60, S. 370/1. — 82) V. letzten Hegelianer. E. Sendschreiben v. Prof. Ludw. Michelet: Gegenw. 42, S. 165/6. — 83) F. Kirchner, J. E. Erdmann: IllZg. S. 699. — 84) C. Rössler, J. E. Erdmann: PrJbb. 70, S. 336-49. — 85) H. Lotze, Kleine Schriften, 3. Bd. Leipzig Hirzel. LXIX, 960 S. M. 24,00. Bd. 1/3: M. 38,00. |[C. Stumpf: DLZ1. S. 491/2; LCBl. S. 555.]| — 85a) M. Nath, D. Psychologie H. Lotzes in ihrem Verhältnis zu Herbart. Diss. Halle a. S. 4°. 37 S. — 86) × O. Liebmann, H. Ch. W. Sigwart: ADB. 34, S. 306/8. — 87)

einigermassen tolle Phantasie über die beliebtesten Leitmotive der Jüngsten, „Individuum“, „Sensibilität“, „Kampf ums Dasein“, „Heerdeninstinkte“, „Nabelschnur“. Dies wird mit einer Sauce medizinischer Termini übergossen: „hin und her fliegende Molekeln“, „Ganglienzelle“, vor allem „barocentrischer Kernpunkt“; und wenn der Autor sich nicht schliesslich zu dem hübschen Ausdruck „Rauschkünstler“ durchwühlen würde, so hätte er ein so „feines Blasinstrument“ (er nennt S. 41 Nietzsche so) wie die deutsche Sprache besser ganz in Ruhe gelassen, statt beim schlechten Blasen „immer dieselben molekularen Verhältnisse zu reproduzieren“ (S. 87). — Ueberhaupt sind Parallelen mit Nietzsche an der Tagesordnung. Neben Chopin erscheinen Stirner und Bismarck [88]) als Vergleichsmänner für ihn. Schellwien [89-90]) giebt eine kurze Analyse der beiden von Hansson schon zusammengestellten Individualisten Stirner und Nietzsche, vergleicht sie schief (und wie sollte auch eine Parallele nicht hinken, deren eines Bein so sehr viel kürzer ist als das andere?) und philosophiert dann auf eigene Hand weiter. — Eine Analyse der Schriften Nietzsches und zwar eine annähernd vollständige der bezeichnendsten Stellen biete auch Kaatz [91]), der auf diese Weise eine Art System von Nietzsches Philosophie unter den wichtigeren Schlagworten zu geben sucht; es bleibt freilich schwer, diesen ewig fliessenden Geist in starre Paragraphen zu zwängen. Auch wäre es besser gewesen, wenn K. zu jedem einzelnen Satz die Quelle citiert hätte, statt sich mit Pauschalcitaten am Schluss der Abschnitte zu begnügen. — Gegen eine ganze Reihe überwiegend feindlich gehaltener Darstellungen [92-94]) heben die Artikel von Lou Andreas-Salomé [95-96]) sich durch ihre intime Kenntnis des Gegenstandes und durch eine gewisse Kongenialität ab, auch konnte sie wichtiges Material in neuen Briefen vorlegen. — Sonst ist nur spärlich Neues über den meistbesprochenen Philosophen der Gegenwart zum Vorschein gekommen, Mitteilungen über Stand und Entwicklung seiner Krankheit [97]) zumeist. Wiederholt hat man versucht, seine ganze Philosophie pathologisch zu erklären; in verzerrt nietzscheanischem Ton hat das Eisner [98]) gethan, übrigens mit entschiedener Sympathie. —Wie er sieht auch Servaes [99]) in der gewaltsamen Härte Nietzsches Schwäche und sucht von ihm, dem „radikalen Aristokraten“, zum Socialismus herüberzukommen, zur Politik des Mitleids, wie er meint [100]). — Besser als die Deutschen scheint mir auch diesmal ein Franzose, Valbert (Cherbuliez) [101]), dem wunderbaren Denker gerecht zu werden; in der Psychologie der Psychologen haben unsere Kritiker noch viel zu lernen von unseren westlichen Nachbarn. Diesen Kritiker hier täuscht der Schein von Nietzsches Härte nicht. „M. Nietzsche a beau décrire les femmes“, meint V., „il y a de la femme en lui“ (S. 650) und wieder: „Et pourtant dans cet homme terrible, qui se donne volontiers des airs de matamore, il y a malgré lui, oserai-je le dire? un fond de délicatesse nerveuse, de caprice, de fantaisie, de fragilité féminine, qui fait à la fois sa faiblesse et son charme“ (S. 679). Und auch in einem kurzen Ueberblick über Nietzsches grundstürzende Lehren verweist er mit freundlichem Lächeln auf die Fischer der Bretagne — Renans Landsleute —, in deren Mitte er jetzt lebt, und die er als Typen des gesunden Naturmenschen dem kranken Uebercivilisierten gegenüberstellt: „Leur instinct naturel“, sagt er (S. 586) mit reizendem Ausdruck „les empêche de tout remettre en question et de croire que tout soit permis. Ils éprouvent le besoin d'avoir des certitudes, et ils en ont“. Und, mag man es bedauern oder rühmen, die bretonischen Fischer werden darin sicher Recht behalten und die „Gefahren der Nietzscheschen Philosophie“ werden an den Felsen des menschlichen Gewissheitsbedürfnisses abrollen wie eine grossartige Sturmflut, zerstörend und befruchtend auf dem Erdboden, unmerkbar an den Felsen der Küste. — Einzelbesprechungen anderer Schriften des genialen Virtuosen des Skeptizismus [102-102a]), Bemerkungen über den „Fall Wagner“ von Bellaigue [103]), und besonders über den vierten Teil des Zarathustra [104]) geben zumeist mehr der berechtigten Bewunderung über Sprache und Rhythmus Ausdruck, als dass sie dem Inhalt gerecht würden. Jene alte mittelalterliche Form der „Satire auf alle Stände“ wird in jenem vierten Teil mit ganz neuem Geist erfüllt; der Weise steht fest und sieht die Typen der ihn umgebenden Welt

---

(I 11: 257.) — **88**) × M. Werner, Bismarck u. F. Nietzsche: Gegenw. 42, S. 211/5. |[WestmR. 137, S. 690/1.]| — **89-90**) R. Schellwien, M. Stirner u. F. Nietzsche. Erscheinungen d. modernen Geistes u. d. Wesen d. Menschen. Leipzig, Pfeffer. III, 117 S. M. 2,60 |[BLU. S. 451.]| — **91**) H. Kaatz, D. Weltanschauung F. Nietzsches. 1 T.: Kultur u. Moral. 2. T.: Kunst u. Leben. Dresden, Pierson. XI, 127 S.; III, 105 S. à M. 2,00. |[L. Weis: BLU. S. 204/8.]| — **92**) R. Buddensieg, D. Philosophie v. Uebermenschen: Grenzb. 4, S. 22-31, 79-88. — **93**) ○ Th. Wolff, D. Uebermensch: BerlTBl. N. 477, 482. — **94**) F. Nietzsche: DWBl. 5, S. 373/4. — **95**) Lou Andreas-Salomé, Z. Bilde Fr. Nietzsches: FrB. 3, S. 249-57, 485-96. — **96**) ead., E. Apokalyptiker. Ueber die Wiederkunftslehre F. Nietzsches nebst Beigaben ungedr. Briefe: ML. 61, S. 753/5, 777/9. — **97**) Etwas v. F. Nietzsche: StrassbPost. N. 299. — **98**) ○ K. Eisner, Psychopathia spiritualis. F. Nietzsche u. d. Apostel d. Zukunft. Leipzig Friedrich. 99 S. M. 2,00. |[L. Weis: BLU. S. 205/6.; NZ. 10, S. 667.]| — **99**) F. Servaes, F. Nietzsche u. d. Socialismus: FrB. 3, S. 85/8, 202/5, 208-11. — **100**) × C. Dohany, F. Nietzsche u. d. Philosophie d. Zukunft: BerlTBl. N. 412. — **101**) G. Valbert, Le Docteur F. Nietzsche et ses griefs contre la société moderne: RDM. 113, S. 677-89. — **102**) F. Nietzsche, Unzeitgemässe Betrachtungen. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig. Naumann. XV, 206 S.; 205 S. à M. 4,50. — **102a**) × id., Also sprach Zarathustra. 2. Aufl. ebda. XXXV, V, 472 S. M. 10,00. — **103**) A. Bellaigue, Le cas Wagner par F. Nietzsche: RDM. 110, S. 220/7. — **104**) F. Nietzsche, Also sprach Zarathustra, 4. u. letzte

herankommen und sagt jedem sein Geheimnis. Die Vorbemerkung der Herausgeber fasst den Inhalt gut zusammen: „Neun Gestalten, in denen verschiedene Zeiten der europäischen Kultur typisch verkörpert sind, erheben den Notschrei über ihr Ungenügen an sich selbst, verlangen nach Steigerung und Vollendung ihres Wesens: Zarathustra widersteht dem Mitgefühl mit ihrem Jammer, ihrer Seelennot — an seiner Härte und Unbeirrtheit richten die Verzweifelnden sich wieder auf". Der Papst und der König sind unter den Verzweifelnden, überhaupt die Vertreter älterer, roherer Begriffe vom „Uebermenschen". Beigegeben sind (in besonderer Paginierung) Dithyramben, im Herbst 1888 gedichtet, hinreissend in den Klagen „Von der Armut des Reichsten", der nach der geliebten Wahrheit schreit und doch nur seine eigene Wahrheit findet. —

Mit Nietzsche im Herzen verwandt ist ein neu aufsteigender, junger Philosoph, dessen „Philosophie der Freiheit" wir in einem späteren Jahrgang zu würdigen haben. Steiners[105]) Kritik Fichtes (s. o. N. 51) ist ihm nur die Leiter, an der er zu einem höheren Aussichtspunkt emporsteigt; Volkelt dient ihm als Führer. Was eigentlich „Wissen" heisse, untersucht er in leidenschaftlich vordringender, dabei doch in der Form durchsichtig klarer Prüfung. „Das Denken besorgt die Form der Gesetzmässigkeit bei der Herstellung unseres wissenschaftlichen Weltbildes" (S. 31, 33); „erst die durch die Erkenntnis gewonnene Gestalt des Weltinhalts kann Wirklichkeit genannt werden" (S. 34) — dies sind seine Hauptsätze. „Wäre in dem Weltinhalt von vornherein der Gedankeninhalt mit dem Gegebenen vereinigt, dann gäbe es kein Erkennen. Denn es könnte nirgends das Bedürfnis entstehen, über das Gegebene hinauszugehen. Wäre wieder bloss mit dem Denken und in demselben aller Inhalt der Welt zu erzeugen, dann gäbe es ebenso wenig ein Erkennen: denn was wir selbst produzieren, brauchen wir nicht zu erkennen" (S. 34). Nach so scharfsinniger Auseinandersetzung schliesst er in seinen „erkenntnistheoretischen Schlussbetrachtungen" stolz mit den Worten: „Und wir glauben in der That gezeigt zu haben, dass aller Streit der Weltanschauungen daher kommt, dass man ein Wissen über ein Objektives (Ding, Ich, Bewusstsein usw.) zu erwerben trachtet, ohne vorher dasjenige genau zu kennen, was allein erst über alles andere Wissen Aufschluss geben kann: die Natur des Wissens selbst" (S. 46). Ob diese Arbeit am Instrument wirklich eine Verbesserung desselben bedeutet, hat des Vf. eigenes Werk zu erweisen. —

Mit einem anderen selbständigen Philosophen, Steudel, den ich nur aus Referaten kenne[106]), scheinen wir schon an den Grenzen des Dilettantismus angelangt[106a]), wenn man nicht überhaupt mit Spicker[107]) alle neuere Philosophie für dilettantisch ansieht. Diesem Autor ist die Philosophie nichts anderes als eine auf innerer Gewissheit, auf einer Sehergabe für das Wirkliche beruhende Kunst lebendiger Erneuerung und Verjüngung der Religion; und indem er diese Anschauungen auf die Basis einer selbständigen Weltauffassung stellt, nähert er sich jenen Zeitkritikern und Zeitreformern, von deren Blut eigentlich jeder originellere Geist heute einen Tropfen in seinen Adern hat. —

Den nahen Zusammenhang von Philosophie und Theologie betonen freilich auch Andere, und der Name Schleiermachers beweist allein, wie eng unsere Zeit beide Disciplinen zu einander führt. Fängt doch die heute noch wirksame protestantische Theologie eigentlich mit diesem Mann und dieser Thatsache an. Unter den Theologen vor Schleiermacher werden Herder und Lavater als Persönlichkeiten lebendig bleiben, aber ihre theologische Einwirkung ist zu Ende. Von jenem sind „Parabeln"[108]), von diesem die „Worte des Herzens"[109]) neu ausgegeben worden[110-111]). — Und ebenso wie Lavater wird auch sein freilich sehr viel weniger bedeutender Gegenpol Bahrdt[112]) mehr durch seine Beziehungen zu Goethe und anderen Grossen in der Erinnerung erhalten als durch seine längst vergangenen Werke. —

Aber mit Schleiermacher kommen wir zur Theologie der Gegenwart. Seine Dogmatik bietet Lüthgert[113-114]) Stoff zu Untersuchungen, sein Leben Elise von

---

Teil. Nebst Anh.: Dionysos-Dithyramben. Mit Bild in Lichtdr. Leipzig, Naumann. 1891. 134 S.; 21 S. M. 4,00. |[O. Immisch: BLU. S. 449-51; Fr. Servaes: ML.61, S. 169-71; K. Eisner: FZg. 17. u. 18. Mai.]| — 105) R. Steiner, D. Grundfrage d. Erkenntnistheorie mit besond. Rücksicht auf Fichtes Wissenschaftslehre. Prolegomena z. Verständigung d. philosophierenden Bewusstseins mit sich selbst. Diss. Rostock. 46 S. — 106) ○ A. Steudel, Das goldene A B C d. Philosophie. Einl. zu d. Werke „Philosophie im Umriss". Berlin, Stahn. 1891. 215 S. M. 4,00. |[L. Goldschmidt: DLZ. S. 243; Th. Ziegler: GGA. S. 37-76.]| — 106a) × W. Strecker, Welt u. Menschheit v. Standpunkt d. Materialismus: ML. 61, S. 408. (Vgl. JBL. 1891 IV 6:38b). — 107) G. Spicker, Ursache d. Verfalls d. Philosophie in alter u. neuer Zeit. Leipzig, Wigand. VIII, 280 S. M. 6,00. — 108) × Parabeln v. Krummacher u. Herder, in e. Ausw. d. Jugend dargeboten v. W. Werther. (= UB. für d. Jugend N. 295.) Stuttgart, Union. 12°. 69 S. M. 0,20. — 109) J. C. Lavater, Werke d. Herzens. Für Freunde der Liebe u. d. Glaubens. Her. v. C. W. Hufeland. 2. Aufl. Leipzig, Verlags-Inst. 16°. 100 S. M. 1,25. — 110) H. Funck, Lavater u. d. Markgraf Karl Friedr. v. Baden: HZ. 68, S. 120/1. (Vgl. JBL. 1891 IV 6:101a.) — 110a) G. E[llinger], H. Funck, Lavater u. d. Markgraf Karl Friedr. v. Baden: NatZg. N. 269. (S. o. N. 110.) — 111) × P. Menton, Lavater im Lichte Goethes. Unter besond. Berücksichtig. v. Goethes Briefen dargest.: ConsMschr. S. 1251-63. — 112) K. Fr. Bahrdt: VossZg. 23. April. — 113-114) W. Lüthgert, D. Methode d. dogmat.

Hohenhausen[115]) zu einer Erzählung. An ihm misst Kattenbusch[116]) den Einfluss neuerer Schulhäupter, und keins ist ihm an Einfluss gleich gekommen, nicht Baur, dessen Leben und Thätigkeit eine schöne Rede von Weizsäcker[117]) würdigt, nicht Hase, dessen in rascher Folge erscheinende Schriften[118-122]) eine kleine theologische und populärtheologische Bibliothek für sich darstellen, nicht Ritschl, dessen Biographie sein Sohn, O. Ritschl[123]), unter lehrreicher Mitteilung von Dokumenten errichtet. — Von Schleiermacher und Neander berichtet der anglikanische Bischof Wordsworth[124]) in seinen Erinnerungen, aus denen ein Recensent Proben bringt[125]). — Der Briefwechsel zwischen Delitzsch und Hofmann (vgl. JBL 1891 IV6: 118) hat vielfache Beachtung gefunden[126]). — Von den Orthodoxen, denen er in religiöser Hinsicht angehörte, zu den Liberalen, denen er sich als Politiker anschloss, führt der Charakterkopf Michael Baumgartens über, dessen Nachlass die pietätvolle Hand Studts[127]) veröffentlicht hat. — Luthardt[128]) hat dagegen seine konservative Anschauung auf dem einen Gebiete so entschieden betont wie auf dem anderen. —

Verschiedene Theologen, die im Berichtsjahr Biographen fanden, haben im Kampf der Parteien weiter zurück gestanden, im Frieden eine überwiegend vermittelnde Stellung bewahrend: Gerok, der liebenswürdige Dichter, der populärste geistliche Sänger unserer Tage, von dem der Sohn [129]) ein Lebensbild entworfen, Sondershausen, von Brümmer [130]) geschildert, merkwürdig als Zeuge der Tage von Alt-Weimar; Snethlage, der, vor allem Pädagog, von Sander [131]) besprochen wird. — Dagegen möchte man den streitbaren Gustav Schlosser fast mehr den Journalisten zurechnen als den Theologen. Das Leben des frommen Agitators, wie es Kraus[132]) erzählt, ist übrigens reich an interessanten Beziehungen, nicht bloss zu Theologen und Halbtheologen wie Vilmar und Stahl, Delitzsch und Max Rieger, sondern auch zu Dichtern, wie Redwitz, Luise und W. von Ploennies. Als Student hat der spätere Verehrer Vilmars — Louis Büchner und Wilhelm Liebknecht zu Kameraden gehabt; die Paulskirche hat er oft besucht und scharfe Charakteristiken (S. 29) aufgezeichnet. — Indem wir noch auf ein paar Recensionen hinweisen, die Pfleiderers grosses, die Entwickelung der prostestantischen Theologie schilderndes Werk (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 47) gefunden hat[133]), beschränken wir uns für den Kampf um Egidy auf eine einzelne Notiz [134]), da er litterarhistorische Bedeutung noch nicht beanspruchen kann. —

Die katholische Theologie ist in unserem Bereich ausser durch Döllinger nur noch durch den Dichter Wilhelm Smets, dessen Leben Haagen [135]) erzählt, vertreten, — den Sohn der Sophie Schröder, der auch dem Parlament von 1848 angehörte und mit Ernst von Schiller befreundet war. —

Wir erwähnen endlich noch die Sammlung der Werke des jüdischen Theologen Ludw. Philippson, die dessen Sohn Mart. Philippson [136]) herausgegeben, und Mitteilungen aus dem Nachlass seines Glaubens- und Strebensgenossen Zunz, die Geiger [137]) macht. Zunz eigene Beiträge zur Litteratur — Aphorismen, litterarische Satiren, Fabeln — haben freilich wenig zu bedeuten, die mitgeteilten Briefe aber werden durch die Namen A. von Humboldt (S. 259, geistreich über jüdische Vornamen urteilend), Arn. Ruge, Diesterweg, Bischof Eylert (S. 258) beachtenswert. —

Beweises in ihrer Entwicklung unter d. Einfluss Schleiermachers. Diss. Greifswald. 45 S. — **115**) Elise von Hohenhausen, Berühmte Freundschaften. Henriette Herz u. Schleiermacher: Zeitgeist. N. 44. — **116**) ○ F. Kattenbusch, V. Schleiermacher zu Ritschl. Z. Orientierung über d. gegenwärt. Stand d. Dogmatik. (= Vortr. d. theol. Konferenz zu Gotha VII.) Giessen, Ricker. 86 S. M. 1,20. |[HZ. 69, S. 472/3.]| — **117**) C. Weizsäcker, F. Chr. Baur, Rede. Stuttgart, Frommann. 22 S. M. 0,40. — **118**) (IV 1e: 266.) |[LCBl. S. 638]|. — **119**) × K. v. Hase, Theolog. Streitschriften. Her. v. G. Frank. (= Theolog. Streit- u. Zeitschriften, 1. Abt.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. VII, 482 S. M. 6,00. |[LCBL. S. 1818; ThLBl. 13, S. 139-41; DEKZ. N. 45.]| — **120**) id., Vier protest. Reden und Denkschriften. (= Theol. Reden u. Denkschriften 2. Abt.) ebda. V, 308 S. M. 6,00. |[LCBl. S. 1753.]| — **121**) × (IV 3 : 66.) |[LCBl. S. 145]|. — **122**) K. v. Hase, Reformation u. Gegenreformation. (= Kirchengesch. 3. T. 1 Abt.). ebda. VII, 438 S. M. 8,00 — **123**) ○ O. Ritschl, A. Ritschls Leben. 1. Bd.: 1822-64. Freiburg i. B., Mohr. VII, 456. M. 10,00. |[EKZ. S. 228.]| — **124**) Ch. Wordsworth, Annals of early life 1806-46. London, Longmans. 1891. Sh. 15,00. |[HPBll. 109, S. 377-84.]| — **125**) × Hengstenbergs Mannesalter u. Lebensabend: EKZ. S. 165/9. — **126**) F. A. E. Sieffert: DLZ. S. 1249; ThLBl. 25, S. 400. — **127**) Mich. Baumgarten, E. aus 45j. Erfahrung geschöpfter biogr. Beitr. z. Kirchenfrage. Aus hs. Nachlass her. v. H. H. Studt. 2. Bde. Kiel, Homann. 1891. X, 335 S.; III, 277 S. M. 10,00 |[DLZ., S. 113/4; LCBl. S. 172.]| — **128**) ○ Chr. E. Luthardt, D. modernen Weltanschauungeu u. ihre prakt. Konsequenzen. Vortr. über Fragen der Gegenw. aus Kirche, Schule, Staat u. Ges. (Apologie d. Christentums 4. T.) 3. Aufl. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1891. XII, 286 S. M. 6,00. |[K. Sallmann: BLU. S. 460/1.]| — **129**) G. Gerok, K. Gerok. E. Lebensbild. Stuttgart, Krabbe. III, 670 S. M. 6,00. |[PKZ. S. 1048; EKZ. S. 789; LCBl. S. 754; F. Bienemann: BLU. S. 789.]| — **130**) F. Brümmer, K. Sondershausen: ADB. 34, S. 721/5. — **131**) F. Sander, B. M. Snethlage: ib. 34, S. 516-22. — **131**) O. Kraus, Gust. Schlosser. E. Lebensbild. (= Streitfragen d. christl. Volkslebens. Her. v. E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. H. Dietz. N. 122/3.) Stuttgart, Belser. 120 S. M. 2,00. — **133**) × RCr. 33, S. 411; AZgB. 10 Dec.; ThQ. 26, S. 607. — **134**) ○× G. Dreydorff, Chr. M. v. Egidy: IllZg., S. 499. — **135**) Fr. Haagen, W. Smets: ADB. 34, S. 482/7. — **136**) ○ L. Philippson, Ges. Werke. Her. v. M. Philippson 13-27. Lfg. 2. Abt., 2. Bd.; 2. Abt., 1. Bd.; 2. Abt., 2. Bd. Breslau, Schles. Verl.-Anst. S. 265-409. M. 5,00; VIII, 253 S. u. 267 S. M. 9,00. |[BLU. S. 254/5.]| — **137**) L. Geiger, Aus L. Zunz Nachlass: ZGJuden. 5, S. 223-68. — **138**) J Partsch. Ph. Clüver, d. Begründer d. hist. Landeskunde (= Geograph. Abhandlungen, her. v. A. Penck.

Was für die älteren Historiker in diesem Jahr Wichtigeres geschehen ist, bezieht sich fast durchweg auf die beiden hellen Namen Döllinger und Gregorovius. Ein Vorläufer des grossen Landschaftspsychologen ist der Begründer der historischen Landeskunde, Ph. Clüver, dem Partsch [138]) ein Denkmal gesetzt hat, und ein geistlicher Historiker wie Döllinger war Bernh. Pez [139]), von dem ein kurzer Artikel erzählt. Diese bescheidenen Ahnen neuerer Geschichtschreibung vertreten so schon die beiden in jenen berühmteren Namen fortwirkenden Richtungen, von denen die eine mehr die lebendigen Urkunden der Geschichte befragt, Flüsse, Ruinen, Völkernamen, die andere die beschriebenen und gedruckten. —

Döllinger hat bei all seiner ungeheueren Belesenheit kaum je das Bedürfnis verspürt, die Gestalten oder die Landschaften, auf denen sie lebten, selbst zu schauen, und etwas Kaltes, Buchmässiges liegt daher selbst in seinen Akademischen Vorträgen [140]), deren dritter und bedeutendster Band vor kurzem erschienen ist. Er enthält u. a. auch den berühmten Vortrag über Religionsstifter, dann Reden zur Geschichte Münchens und der deutschen Hochschulen überhaupt. Der Vortrag „Ueber Darstellung und Beurteilung der französischen Revolution" bespricht auch (S. 304) H. Grimms Stellung zur Revolution. Recht trocken ist der Aufsatz über den Anteil Nordamerikas an der Litteratur. Ueberall derselbe Geist ruhigkühler Betrachtung, der zwischen einem Buch und einem Menschen keinen Unterschied macht. Bis in Döllingers letzte Tage reichend, beweisen diese Vorträge wie die von Friedrich [141]) besorgte Neubearbeitung seines „Janus" zur Genüge, dass er bis ins höchste Greisenalter derselbe blieb, nie eigentlich alt, wie er nie jung gewesen. — Schon an diesen Urkunden scheitert daher der umfangreiche Versuch des Jesuiten Michael [142]), Döllinger als einen in unbelohntem Ehrgeiz verkümmert und vergrämt dahinwelkenden „unglücklichen Gelehrten" darzustellen. Die Erinnerungen der Frau von Kobell, (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 122), die mehrfach besprochen wurden [143]), und Anderer [144]) verkünden die milde Heiterkeit, die stille Ruhe des Greises. Was hilft das? M. sieht überall nur grimmen Hass gegen Rom, Verbitterung, Isolierung. Sein Hauptehrgeiz ist, Döllinger beständig Wandlungen nachzuweisen, die nun freilich bei einem Mann nicht ausbleiben konnten, von dem, wie von wenigen, der Vers galt „immer lernend werd' ich alt". Auf der anderen Seite macht M. aber seine Widerspruchs-Triumphe wieder zunichte durch die beständige Behauptung, Döllinger sei eigentlich immer böse und stets auf dem falschen Wege gewesen. Es ist völlig das Verfahren jenes Advokaten, dessen Client in einen geliehenen Kessel ein Loch gestossen haben sollte und der nun „bewies", erstens habe der Kessel kein Loch gehabt, als sein Client ihn zurückgab, und zweitens, habe er das Loch schon gehabt, als dieser ihn entlieh. Wie fadenscheinig ist überdies oft die Beweisführung für Döllingers angebliche Widersprüche! Er urteilt über Pius IX. 1875 anders als 1861 — derselbe Döllinger über denselben Papst! ruft der Vf. Aber nach 17 Jahren des heftigsten Kampfes war eben weder der Papst noch der Stiftsprobst derselbe Mann wie vorher. Das lässt sich natürlich nicht läugnen, dass dem mit grösstem Fleiss suchenden Inquisitor auch wirkliche Widersprüche, Irrtümer, Schwächen Döllingers unter die Hände gerieten. Wundersam nur, dass er bei all seiner „Gründlichkeit" (selbst dem Recensenten in den HPBll. wird die Weitschweifigkeit zu arg, wenn M. an Döllingers „Judenrede" gleich 50 Seiten allgemeiner antisemitischer Betrachtungen anhängt) eigentlich immer nur zu tadeln findet. Dieser Döllinger war doch ein halbes Jh. lang der gefeiertste Theologe der katholischen Kirche, ein hochgestellter Prälat, ein Mann, um den bis zuletzt Erzbischof und Nuntius sich bemühten! Da das Buch trotz all seiner „Dokumente" kaum ernsthaften Wert besitzt (auch die Briefe Döllingers im Anhang sind unbedeutend), so ist es vielleicht erlaubt, für den Eindruck, den die ganze Schrift macht, an eine zweite Anekdote zu erinnern. Mark Twain erzählt von zwei Männern, die nach langjähriger Freundschaft in tötlichen Hass geraten. Bei einer Wahl werden beide als feindliche Kandidaten aufgestellt, und der eine hält nun eine von Invektiven und Verdächtigungen gegen den anderen strotzende lange Rede. Der andere hört ruhig zu, dann steht er auf und sagt nur: „Ja, es ist viel Schlimmes von mir zu sagen; aber das Aergste ist noch nicht erwähnt worden: dreissig Jahr lang war ich mit dem drüben associiert". —

Auch Leopold von Ranke hat Michaels Beleuchtung, die Reusch [145]) charakterisiert, über sich ergehen lassen müssen; aber der treue Bericht seines langjährigen

5. Bd. 2. Heft.) Wien, Hölzel. 1891. 47 S. M. 2.00. |[P. E. Holm: DLZ. S. 90; LCBl. S. 1015; G. Gerland: GGA. S. 337-55.]| — 139) (III 5 : 40.) — 140) (IV 1e : 267.) |[MHL. 20, S. 79; DRs. 70, S. 469; EdinbR. 175, S. 48/9.]| —141) I. v. Döllinger, Papsttum. Neubearb. v. Janus „D. Papst u. d. Konzil" v. J. Friedrich. ebda. XIX, 579 S. M. 8,00 |[LCBl. S. 77.]| —142) E. Michael SI., I. v. Döllinger. E. Charakteristik. 2. verm. Aufl. Mit einem Portr. Innsbruck, Rauch. XIV, 600 S. M. 6,00 |[LRs. 18, S. 225; HPBll. 110, S. 14; Kath. 2, S. 376; ZKTh. 16, S. 1/8, 193-236, 385-427; LCBl. S. 1114/5; F. H. Reusch: AZg[B]. 10. Mai.]| — 143) × J. S. Bloch: MHL. 20, S. 81; LCBl. S. 29; WeserZg. 21. Jan. — 144) × A. Plummer, Recollections of Dr. Döllinger: Expositor. Series IV. 1890. Vol. 1/2. [EdinbR. 175, S. 48/9.]| — 145) F.H. Reusch, Ranke u. Döllinger in jesuit. Beleuchtung: AZg.[B] 10. Mai. — 146) Th. Wiedemann, 16 Jahre in d. Werkstatt L. v. Rankes. E. Beitr. z. Gesch. seiner letzten Lebensjahre.

Helfers Wiedemann[146]) zeugt auch hier für den milden Geist des Forschers. Uebrigens sind die Mitteilungen reich an interessanten Aeusserungen Rankes, die freilich dem schon bekannten Bilde nur kleine Züge beifügen. — Viel ist über Rankes Geschichtsphilosophie gestritten worden. Mag man das Wort noch so sehr scheuen — man wird sich nicht verhehlen können, dass ein Mann von solcher Schärfe des Blicks, der ganz in historischen Problemen lebte, auch über die treibenden Kräfte der Weltgeschichte sich eine Anschauung bilden musste. Wer sich mit der Behauptung behilft, Ranke habe sich nur für die Thatsachen als solche interessiert, der macht aus dem grossen Historiker einen Matejko, der zu kurzsichtig ist, um mehr als eine kleine Gruppe auf einmal zu übersehen. Deshalb hat Rankes glühendster Verehrer, Lorenz[146a]), ihm denn auch eine historische Ideenlehre zugeschrieben, die von Schelling abhängig sein und zu derjenigen W. von Humboldts in entschiedenem Gegensatz stehen sollte. Gegen beide Sätze wendet Fester[146b]) sich in einer ausgezeichneten Abhandlung, die eine Ergänzung seiner Schrift über Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie (vgl. JBL. 1890 IV 1 : 27) bildet. Indem er hier Rankes Stellung zu Fichte, Hegel, Schelling bespricht, kommt er überall zu dem Ergebnis, dass der Altmeister der historischen Forschung theoretisch wie praktisch die Geschichtskonstruktionen dieser Philosophen ablehnte; mit Schelling berührt er sich höchstens in der politischen Parteinahme. Dagegen zeigt sowohl eine Durchmusterung der auf W. von Humboldt bezüglichen oder bezogenen Stellen als auch eine Vergleichung der allgemeinen Geschichtsauffassung, dass Rankes und Humboldts Anschauungen über die „Ideen“ d. h. die treibenden Tendenzen einer Zeit, und über ihre Verkörperung in grossen Persönlichkeiten sich decken. Während F. hierbei eine so klare und treffende Analyse der „Ideenlehre“ Humboldts giebt, wie ich sie überhaupt noch nicht gefunden habe, hat er wiederholt (S. 239 Anm., S. 242 Anm. 1 und 2, S. 247) Flüchtigkeiten oder Gewaltsamkeiten des Vf. der „Geschichtswissenschaft in ihren Hauptrichtungen und Aufgaben“ festzustellen, und er liefert auf diese Weise zugleich zur Kritik des glänzenden, aber gefährlichen Buches beachtenswerte Beiträge; und Michaels Studie über Ranke, wie gesagt, ein Gegenstück zu desselben Autors Schrift über Döllinger, erfährt gleichfalls verdiente Abwehr.[146c]) —

Ungemein wertvoll in jeder Hinsicht, ist das Geschenk, das uns mit Gregorovius Römischen Tagebüchern[147]) gemacht worden ist. Zwar meint ein Recensent, sie enthielten nur „gelegentliche Notizen ohne rechte Konsistenz“; aber wir können dieses Urteil nicht billigen. Für Gregorovius war im Anblick Roms die Geschichte der ewigen Stadt während des Mittelalters zur Lebensaufgabe geworden und zum bestimmten Centrum seiner gesamten Existenz; nach ihrer Vollendung kam er sich fertig und fast überflüssig vor. Die Geschichtsschreibung der Stadt Rom selbst aber ward ihm so ein Teil der Erlebnisse seiner Adoptivvaterstadt; wie ihr Geschichtsschreiber seine Quellen aufsuchte, wie sein Werk aufgenommen wurde, was er selbst für ein Mann war, das alles war ihm der Schlussteil und Anhang zur Geschichte der Stadt Rom. Dadurch erhalten diese Tagebücher gerade eine solche Einheit und Konzentration, wie ich sie noch nie in solchen Büchern gefunden habe; das Interesse für die Geschichte der Stadt Rom bildet wirklich den roten Faden, den in Ottiliens Tagebuch der Anteil an Eduard bilden soll. Mit grösstem Eifer verfolgt Gregorovius den Ausgang des mittelalterlichen Rom, den jene beiden wundersamen Ereignisse bezeichnen: das Konzil und die Eroberung Roms für Italien. Deshalb hört er nicht auf, ein guter deutscher Patriot zu sein, dessen Herz die glorreichen Siege über Frankreich durchlebt (sein Bruder focht sie als Offizier mit durch), und ein entschiedener Liberaler, den der Konflikt in Preussen aufregt. Aber sein Lebenswerk verliert er keinen Moment aus den Augen. Wo er auch sei, er vergleicht die Landschaft mit der, welcher Roms Geschichte entspross: „Die Berge sind wüst und formlos“, urteilt er (S. 237) vom Vierwaldstädter See, und sogar in St. Moritz: „Die Alpenwelt ist ein kaltes und stummes Wunder.“ Warum die Schweizer prosaische Menschen seien, lehren diese Berge (S. 211); denn überall ist ihm der Mensch ein Naturprodukt und die Geschichte des Landes ein Produkt des Landes, und überall ist Rom ihm „der Schlüssel zu allem.“ Salzburg ist ihm (S. 244) „der einzige Fleck deutscher Erde, welcher ideale südliche Formen hat“, und dorthin ist denn auch eine italienische Welle herübergeschlagen. Und umgekehrt schlägt doch zu dem Geschichtsschreiber Roms, dem berühmtesten Deutschen, der damals dort lebte, unaufhörlich eine deutsche Welle herüber. Alle Celebritäten lernt er kennen, Turgeniew, Liszt, den noch nicht berühmten Björnson; aber vor allem suchen die deutschen Ge-

---

DR. 1, S. 95-102, 208-20, 342-53; 2, S. 100-16, 232-40, 341-50; 3, S. 95-102, 215-23, 356-67; 4, S. 228-38. — 146a) × O. Lorenz, L. v. Ranke. (Vgl. JBL. 1891. I 1 : 27; IV 6 : 133): LCBl. S. 680/1. — 146b) R. Fester, Humboldts u. Rankes Ideenlehre: DZG. 6, S. 235-56. — 146c) × F. v. Keussler, L. v. Rankes Leben u. Wirken. Vortr. geh. im Saale d. St. Petrischule zu St. Petersburg am 3./15. Dec. St. Petersburg, Eggers & Co. 12°. 36 S. M. 0,80. — 147) F. Gregorovius, Römische Tagebücher. Her. v. F. Althaus. Stuttgart, Cotta. XXV, 629 S. M. 8,00.][DLZ. S. 1633/4; Gegenw. 42, S. 50; O. Speyer: BLU. S. 555/7; H. Simonsfeld: AZg^{B}. 13. u. 14. Okt.; BLU.

lehrten ihn auf. Und diese vergleicht er dann ebenso instinktiv mit sich, wie er die Schweizer Berge mit den Apenninen vergleicht. Ein schroffer Gegensatz bringt über Ranke ein hartes, über Mommsen ein geradezu groteskes Urteil zustande, während er über C. Hegel günstiger urteilt; am nächsten stehen ihm aber Historiker von ausgesprochener politischer Subjektivität wie Waitz und besonders Gervinus. Der Litteratur seiner Zeit tritt er kühl gegenüber: weder Gutzkow noch Hebbel sind ihm sympathisch, eher noch Auerbach. Im allgemeinen zieht er die Leute vor, die ihm an bewusstem Selbstgefühl gleichkommen oder ihn darin noch überbieten wie Kuno Fischer und sein Antipode F. Th. Vischer, der in diesem Punkt eben nicht sein Antipode war; eine sanftmatte Persönlichkeit wie Giesebrecht, kann ihm nicht imponieren. Ueberall charakterisiert er rasch, mit wenigen Strichen, immer (wie bei seinen Geschichtsbildern) von der äusseren Erscheinung ausgehend; dass einer ein „schöner Mann“ ist, wird nicht nur bei Paul Heyse, sondern überhaupt nie vergessen. So malt er (S. 434) Freiligrath ganz vortrefflich; Bamberger sieht man nach seinem Portrait (S. 544) vor Augen. Solche Portraits sind sehr häufig: Gräfe, Auerbach, die Talvj, Wolfg. Menzel, Reumont, Lingg, Kurd von Schlözer, Wolf Goethe. König Ludwig, auch Jules Favre und viele andere werden so hingezeichnet, mit offenbarer Ungerechtigkeit Scheffel (S. 493). Seltener als über Ereignisse, Landschaften, Personen wird über Kunstwerke geurteilt, über Goethes Clavigo (S. 309), über Raimunds Verschwender (ebda.) über den zweiten Teil des Faust (S. 339), etwas pretiös über Rückerts Dichtung (S. 321). Geistreiche Worte begegnen oft, auch aus anderer Hand mitgeteilt (über das Sonett S. 42; Physiognomisches S. 262; der Mithraskult S. 264; die Russen S. 328; „Zauberei“ im katholischen Kultus S. 357), und mit Meisterschaft weiss Gregorovius auch hier kleine Basreliefs einzufügen: die antike Asylscene (S. 32), den Besuch beim Apotheker (S. 254), den Zug mit der Palme (S. 311), den Handkuss (S. 458). So empfängt der Litterarhistoriker wie der einfache Leser reiche Belehrung und Belebung aus dem Buch; von der Ueberresten der Goetheschen Zeit, die sein Enkel und der von ihm noch gelobte Kritiker Ampère vertreten, über die Zeit Lenaus (Emma Niendorf, Caroline Ungher) zu der Epoche, die leider Gutzkow beherrschte, und endlich in die Zeit des neuen Reiches herein sehen wir lebendige Gestalten vor uns, wo sonst so oft nur Namen begegnen. Mit den Namen hat es dafür Gregorovius selbst und sein Herausgeber leicht genommen (Feleguami S. 421 statt Felegnami, Darbois S. 444 u.ö. statt Darboy, Biglio S. 454 statt Bilio, Bollich S. 465 statt Bollig, Bartolo-Viola schön aber falsch statt Bertole-Viale S. 519, Lebebuhr S. 528 statt Ledebur; auch neva S. 254 statt nova, Induct S. 271 statt Indult u. s. w.). Noch will ich notieren, dass die Entfernung des Kreuzes aus dem Kolosseum (S. 583) erwähnt wird, die einst J. Grimm ohne Gefahr, Grillparzer mit so unangenehmen Folgen gefordert hatte; und man wird dem rückwärtsschauenden Propheten (der auch ganz gut nach vorn zu prophezeien wusste: über die Rolle Preussens, über die Opposition auf dem Konzil, über Rom als Nationalhauptstadt hat er richtig geurteilt) einige Sentimentalität bei der Vernichtung der Patina auf der grössten Ruine der Welt, beim Abreissen von Moos und Kanzeln aus dem Kolosseum zu gute halten[148-150]. —

Ein Artikel[151]) über Janssens Leben in Mitten seiner Frankfurter Freunde gewährt von der Persönlichkeit des streitbaren Historikers ein durchaus liebenswürdiges Bild. — Im Gegensatz zu Janssens katholischer Tendenz hat Soldan, bekannt durch sein Werk über die Hexenprozesse, eine entschieden protestantische Richtung; seinen stillen Lebensgang hat Winter[152]) erzählt. — Auch die anderen Historiker, die durch Veröffentlichung ihrer Nachlassschriften wie von Gutschmid, der an Rühl[153]) einen Herausgeber gefunden, durch Nekrologe[154-155]) wie Maurenbrecher oder Wilh. Müller in den Horizont unseres Berichtjahres getreten sind, gehörten der liberalen Seite an, wenn auch in verschiedenen Schattierungen; eine Ausnahmestellung nimmt in dieser Hinsicht der zu den Czechen hinüberschwankende Prager Gindely ein, über den Kleinschmid[156]) schreibt, während Karl Biedermann, dessen achtzigster Geburtstag gefeiert wurde[157]), ganz der nationalen Bewegung angehört, noch mehr Politiker und Journalist als Historiker.[158]) — Mit Stolz und Freude aber erfüllt es uns, den bedeutendsten Schriftsteller unter unseren nationalen Historikern, den grössten Historiker unter unsern lebenden Schriftstellern, Gust. Freytag, durch Uebersetzungen in das

---

S. 740/2.]| — 148) × (I 4 : 26; III 4 : 33) |[LCBl. S. 1317/8; BLU. S. 555/7.]|. — 149) × S. Münz, F. Gregorovius: WIDM. 71, S. 733-46. — 150) × F. Gregorovius: Grenzb. 4, S. 89-93. — 151) J. Janssen im Frankfurter Freundeskreise: HPBll. 109, S. 750/8. — 152) G. Winter, W. G. Soldan: ADB. 34, S. 356/7. — 153) A. v. Gutschmid, Kleine Schriften. Her. v. F. Rühl. Bd. 2: Schriften z. Gesch. u. Litt. d. Völker u. z. älteren Kirchengesch. Leipzig, Teubner. 1890. gr. 8. VIII, 794 S. M. 24,00. [J. Toepffer: DLZ. S. 367/9.] — 154) W. Maurenbrecher: IllZg. 99, S. 570. — 155) Wilh. Müller: SchwäbKron. 2. Feb. — 156) A. Kleinschmidt, A. Gindely: IllZg. 99, S. 554. — 157) L. Salomon, Z. 80. Geburtstage K. Biedermanns: IllZg. 99, S. 371/2. — 158) × (IV

französische[159]) und englische[160]) Publikum ausgeführt zu sehen. Ueberhaupt scheinen unsere Historiker als Schullektüre jenseits des Rheines beliebt.[161]) —

Kommen wir damit zu den philologischen Bestrebungen, so ist als ein bequemes, lehrreiches, allgemein orientierendes Uebersichtsmittel für die ganze gelehrte Welt der Gegenwart auch an dieser Stelle mit Dank der von Kukula und Trübner[162]) herausgegebene neue Kalender „Minerva" zu nennen, zumal seine Einleitung über die Einrichtungen fremder Hochschulen dankenswerte Nachrichten bringt. Dann aber gebührt der erste Platz den Philologen, vor allem den Philologen in der Schule. —

Der berühmte Name des alten Zumpt ist zu seinem 100. Geburtstage mit neuem Lorbeer umkrönt worden; hübsch ist Steins[163-166]) Artikel. — Auch Seyffert, den Hoche[167]) schildert, und Sintenis, der in Kämmel[168]) einen Biographen erhalten, haben als Verfasser von Schulbüchern grossen Ruf erlangt[168a]). —

In grösserem Stil ist Franz Bopp ein Lehrmeister der Philologen gewesen; auch sein 100. Geburtstag fällt in das Berichtsjahr und ist von Lefmann[169]) in einem durch seine Mitteilungen wichtigen, in des Vf. eigenen Leistungen geschmacklos-unangenehmen Buch gefeiert worden. — Seine Zeitgenossen Böckh und I. Bekker hat Wordsworth[169a]) im Colleg gehört. —

Th. Paur, über den Kleefeld[169b]) Mitteilungen macht, Schulmann von Haus aus, wandte sich später der Litteraturgeschichte, besonders der Danteforschung, zu und ist auch als Politiker zu nennen. — Otto Sievers, den Lier[170]) schildert, hat als Kritiker Bedeutung, weniger als Dichter. —

Den Schulmännern und Philologen reihen wir wieder den Uebersetzer an: Gelbcke, der nach Regis sich an Rabelais wagen durfte, hat einen warmen Nachruf von dem ihm befreundeten Meyer von Waldeck[171]) erhalten. —

Er führt mit seiner Vertiefung in fremde Kunst schon zu den Männern der Kunstlehre und Kritik über, zu den Archäologen, Kunsthistorikern, Aesthetikern. Der Vater unserer mit Recht oder Unrecht gesetzgebenden litterarischen Kritik, Gottsched, ist durch einen höchst interessanten, von G. Krause[172]) veröffentlichten und kommentierten Brief an seinen getreuen Flottwell in Königsberg vertreten. Er meldet in einem unbehaglichen Ton gezwungenen Humors die Dichterkrönung Schönaichs, gegen die in der Fakultät nur Christ gestimmt habe, und erhofft von der Königsberger Deutschen Gesellschaft Beifall. Belustigend ist das Postscriptum: „Die gestrige Solemnität kostet über 30 Thaler und kostet dem Baron keinen Pfennig. Die Fakultät thut es teils gratis, teils trage ich, teils Breitkopf". Ach ja! er hatte recht sehr die Kosten dieser Solemnität zu tragen, der arme Gottsched! —

Von den Feinden Gottscheds, den Schweizern, tritt ein jüngerer Kritiker und Satiriker, Hottinger, seinerseits als Reaktionär und Regelfreund gegen die inzwischen weit über Haller und Milton herausgeeilten Originalgenies auf, falls Hedwig Waser[173]) ihm eine Satire gegen den Sturm und Drang mit Recht zuschreibt. Gegen Lenz, Wagner, Klinger, deren Technik, Sprache und — Moral angegriffen wird, spielt der Züricher Professor der Eloquenz Klopstock, Uz, Ramler, Kleist aus (S. 251). Auch auf Goethe und auf Chr. Kauffmann wird angespielt. In seiner Mache ist das nicht unwitzige Stückchen von den „Femmes savantes" abhängig (vgl:IV 4:21; 7:10). —

Ein dritter Gegner alles Geniewesens, der garstige Merkel, begegnet in einem Artikel von Buchholtz[174]), diesmal nur als Verläumder Niebuhrs, der den Gaius aus der Bibliothek in Verona gestohlen haben sollte! —

Ein treuer Apostel des von Merkel angebellten Meisters war dagegen Schubarth, dessen Faust-Besprechung noch Goethes eigenes Lob ernten durfte und dessen Ideen über Homer dem alten Dichter so sehr wohl thaten. Ein Aufsatz von Scholz[175]) erzählt die Schicksale einer Zeitschrift mit dem hübsch gewählten Titel „Paläophron und Neoterpe", in der Schubarth, durch den Staatsrat Schultz veranlasst, auch als politischer Schriftsteller auftritt; er berichtet, wie Schubarth in seiner Hoffnung getäuscht ward, an der Besorgung der Ausgabe letzter Hand teilzunehmen, und entdeckt,

---

1b : 142). — **159**) ○ (IV 3 : 188; vgl. auch I 4 : 17.) — **160**) ○ id., Aus d. Jh. d. grossen Krieges. London, Percival. — **161**) ○ L. Schmidt, Cours supérieur de langue allemande: Extraits des historiens allemands. 3. éd. Paris, Delagrave. 3. XIV, 110 S. — **162**) Minerva. Jb. d. Univ. d. Welt. Her. v. R. Kukula u. K. Trübner. Strassburg i. E., Trübner. 1891. VIII, 359 S. M. 4,00 — **163**) Ph. Stein, Mein Freund aus Sexta. Zu Zumpts 100. Geburtstag: Didask. N. 68. — **164**) × Kleine Geschichten v. alten Zumpt: ebda. N. 73. **165**) × F. Runkel, K. G. Zumpt: BerlTBl. N. 146. — **166**) × O. H. Heisler, Zu K. G. Zumpts 100j. Geburtstage: IllZg. 99, S. 366. — **167**) R. Hoche, M. L. Seyffert: ADB. 34, S. 109-11. — **168**) (I 10 : 53; 11 : 11.) — **168a**) ×, R. Hoche, J. Siebelis: ADB. 34, S. 167/8. — **169**) (I 2 : 59.) — **169a**) (S. o. N. 124.) — **169b**) Kleefeld, Th. Paur: NLausitzMag. 68, S. 290/4. — **170**) H. A. Lier, O. Sievers: ADB.34, S. 240/1.(S. o. IV 2:302) — **171**) F. Meyer v. Waldeck F. A. Gelbcke: AZgB. 22. März. — **172**) G. Krause, E. Brief Gottscheds an d. Königsberger Prof. Flottwell: ZDPh. 24, S. 202-13. — **173**) Hedwig Waser, E. Satire aus d. Geniezeit: VLG. 5, S. 249-70. — **174**) A. Buchholtz, Niebuhr u. G. Merkel: VossZgB. 1. Mai. — **175**) K. Scholz, K. E. Schubarth. E. Beitr. z. Litt.-Gesch. d. 19. Jh.

dass in einem Briefe Goethes an Schubarth nicht, wie man früher annahm, von Faust die Rede ist, sondern von einem ihm zugeschickten Stücke des Justizrats Robe in Hirschberg (S. 9). Auch erhalten wir von Schubarths späteren politischen, philosophischen, geschichtsphilosophischen Arbeiten Analysen, die Jacobys Biographie in der ADB. vervollständigen, und endlich ungedruckte Briefe. Hagen, der Autor von „Otfried und Lisena", erzählt von einem Besuch bei Goethe (S. 13) und beklagt Schubarths Urteil über das Epigonentum. Eichhorn spricht sich (S. 17) über Luther und wiederholt über die signatura temporis aus; Humboldts Briefe — denn an wen hätte der Kosmograph nicht geschrieben? — sind litterarhistorisch unergiebig. —

Philosoph und speciell Aesthetiker und noch specieller Kommentator des Faust, Politiker und Kritiker wie Schubarth ist Vischer, von dessen Persönlichkeit wir aus Gottfried Kellers Nachlass [176]) ein kräftiges Bild erhalten. Keller schildert (S. 194) den Sechsziger, wie er in eine Prügelei rasch und frisch hineinspringt und Frieden stiftet. — Auch in seinem eigenen, von R. Vischer [177]) veröffentlichten Nachlass sieht man den kleinen rüstigen Mann allzeit bereit, in die Mitte eines Kampfes zu springen, um dem Schwachen Schutz, dem Uebelthäter Strafe angedeihen zu lassen. So in den Versen, die schon gedruckt waren: den Epigrammen aus Baden-Baden, den Schartenmayer-Gedichten. Ich bekenne, dass ich zu den Bewunderern dieser Poesie nicht gehöre. In den Epigrammen facit indignatio versum; wenn aber Hunger der beste Koch ist, ist darum Aerger noch nicht der beste Metriker und eine kräftige Prosa wäre als Träger dieses etwas oft sich wiederholenden Zornrufes besser geeignet als die furchtbar schlotterigen Hexameter des berühmten Aesthetikers. Und liegt in dem Behagen, mit dem der Strafprediger (z. B. S. 151) bedenkliche Details schildert, nicht doch am Ende ein Nebenmotiv für die Breite der Scheltreden? Vischer scheut in seiner Novelle (S. 68) selbst vor bedenklichen Scherzen nicht zurück; er kommt mit freundlicher Stetigkeit immer wieder auf das Erotische und Anstössige bei Goethe, und wenn Hermanns Mutter die Nacht des Ehegatten als die bessere Hälfte des Tages rühmt, so meint Vischer, die Worte nur wie bei Philinen deuten zu dürfen, wo ein naiver Leser bloss an das Glück stiller Ruhe, an das Bewusstsein gedoppelten Friedens vor den Stürmen der Welt und des Tages denkt. Wir thun ihm wohl doch nicht ganz Unrecht, wenn wir in der Leidenschaft des Sittenpredigers ein Restchen theologischer, stiftlerischer Lüsternheit wittern. Und wir sind auch, wenn wir Norddeutsche sind, nicht verpflichtet, uns über sein Lustspiel „Nicht Ia" zu freuen, in dem ganz hübsches schwäbisches Lokalkolorit durch eine völlig unmögliche, mehr als banale Karikatur des Berliners gehoben werden soll, der nicht nur das Deutsch der Prudelwitze spricht, sondern auch in taktlosester Weise politische Hohnreden führt und schliesslich mit ein paar Versöhnungsworten abgefunden wird. — Die beiden Novellen „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wegner" und „Cordelia" bewegen sich im Geleise der Romantik; mit Recht hat ein Recensent die erstere unter Jean Pauls, die letztere unter Tiecks Fahne gestellt. Doch ist an der ersten, der bedeutenderen, noch eine leichte Parodie Hegelscher Dialektik sowie die an Immermann gemahnende Darstellung der übeln Wirkung einer Lektüre der „Seherin von Prevorst" hervorzuheben. [178-179]) —

Ganz anders geartet, und im Gegensatz zu Vischers Kraft oft ein wenig matt ist Homberger, dessen Essays ebenfalls aus seinem Nachlass von Bamberger und Gildemeister [180]) gesammelt vorliegen, Recensionen über deutsche und ausländische Litteratur, darunter eine ungemein ausführliche Besprechung von Luise von François „Posten der Frau", Nekrologe von Hillebrand — Hombergers massgebendem Muster — und Noiré, dann ernst durchdachte Aufsätze über deutsche Sprache und Bildung sind hier vereinigt. Ueber Lessing, Schopenhauer, Heine, Bismarck, über Stephans sprachliche Umbildungen und über die Reinhaltung der Schriftsprache wird in klarer, sorglich ausgearbeiteter Rede selten Neues, immer Gediegenes vorgetragen, und man gewinnt den Autor lieb, als einen der wenigen Neueren, die uns weder erschrecken noch ärgern, freilich auch nur mässig anregen. —

Von der litterarischen Kritik führt zur Kunstkritik, die freilich Vischer und Homberger auch gepflegt haben, die rührende Gestalt der Henriette Feuerbach über, die Weber [181]) charakterisiert. Anselm Feuerbachs, des Archäologen, Witwe, des Malers Stiefmutter, ging sie in treulicher Sorge für diese bedeutenden, aber überreizten und nervösen Männer auf; sie hat ein Schriftchen über Uz und Cronegk verfasst, vor allem aber durch die Redaktion und Herausgabe des „Vermächtnisses" auch um die deutsche Litteratur sich verdient gemacht. [182]) —

Mit e. Anhang ungedr. Briefe. Progr. Hirschberg. 4°. 20 S. — 176) (IV 3 : 106; 4 : 94.) — 177) F. Th. Vischer, Allotria. Her. v. R. Vischer. Stuttgart, Bonz. XX, 486 S. M. 6,00 [F. Mauthner: ML. 60, S. 725/6; M. Koch: SchlesZg. 1891, N. 646; C. Spitteler: NZürichZg. N. 306. — 178) × J. Klaiber. SchwäbKron. 23. Nov. — 179 × Haushalter, Ant. Sommer: ADB. 34, S. 594/7. — 180) (IV 1a : 16; 1b : 3.) — 181) F. P. Weber, Henriette Feuerbach: NatZg. 13. Nov. — 182) ○ Herm. Schmidt, E. v. Bandel, e. dtsch. Mann u. Künstler.

Interessante Aussprüche über Kunst und Künstler bietet die Biographie eines anderen Künstlers, Karl Stauffer-Bern, die Brahm[183]) mit seinen Briefen und Gedichten veröffentlicht hat. Eine starke künstlerische Persönlichkeit, ist der junge Schweizer zugleich in hohem Grade mit der Gabe ausgerüstet, zu beobachten, über sein Thun Rechenschaft zu geben, wofür er sich auf Beispiele wie Schumann, Schadow, Goethe, Herder beruft (S. 211). Seine Kunstlehre, die sich mit Herders Theorie von den ewigen Typen des Alten nahezu deckt (S. 209), bringt ihn zu dem „Nebensachennaturalismus" (S. 239) unserer Tage in Gegensatz; sie zwingt ihn aber auch zum lebhaften Widerspruch gegen die Art, wie Winckelmann und Goethe diese ewigen Typen mit einzelnen zufällig erhaltenen Werken gleichsetzen (S. 233). So spricht er geistreich über die gefährliche Wirkung der Laokoongruppe (S. 243). Sein Evangelium lautet: „Künstlerische Produktion ist überzeugende, bildgewordene Naturanschauung und Empfindung" (S. 232) und: „Bilde Dich, Deine Empfindung, Gesinnung so, dass es sich lohnt, sie anderen mitzuteilen" (S. 247) — Formeln, die zur Beurteilung der gesamten künstlerischen Produktion unserer Tage, nicht zum wenigsten auch der poetischen, von Wert sind. Zur Litteratur selbst hat Stauffer nur ein entferntes Verhältnis; Schopenhauer ist ihm (S. 138) „jedenfalls das Schneidigste, was ich von neuerer Literatur gelesen" und ihn nennt er auch an erster Stelle unter den Kunsttheoretikern, an die er sich bei eigener Lehrthätigkeit halten will (S. 263). —

Auch der berühmte Kunsthistoriker Springer berührt in seiner, von seinem Sohne J. Springer[184]) herausgegebenen, Autobiographie die Litteratur nur selten, wenn er etwa (S. 182) von Gutzkow und Auerbach erzählt oder über eine alte Privatbibliothek (Zieglers und Houwalds Dramen, Hufelands Makrobiotik) berichtet (S. 17) oder erzählt, dass in Prag in seiner Jugend Schiller populär war, Lessings Philotas und Engels Edelknabe als Muster des dramatischen Stils gerühmt wurden, Goethe aber höchstens in zwei Dutzend Exemplaren seiner Werke vertreten war (S. 28). Dagegen berichtet Springer mancherlei von Historikern wie Dahlmann (S. 217), Philologen wie Otto Jahn (S. 256) und anderen Professoren; interessant sind seine Ausführungen über die Gliederung der Wissenschaften (S. 344/5). —

In einer vollständigen Ausgab e mit Erläuterungen sind Schumanns, für das Verständnis der ganzen Romantik so wichtige Schriften über Musik und Musiker erschienen[185]). —

Der Kunstlehre ist eine gegen allerlei Auswüchse gerichtete Satire so nahe verwandt, dass wir litterarische Satiren von Hottinger und Vischer bei ihr unterbrachten. Männer aber, die ihren literarischen Ehrgeiz ausschliesslich als Satiriker bethätigten, verdienen einen besonderen Platz, indem gleichsam ihre negative Aesthetik die positive von Männern wie Vischer, Springer, Schumann ergänzt. Wir nennen hier Liscow, den gefürchteten Kritiker litterarischer Charlatane, der für Lessings Züchtigung der Lange und Klotz eine unentbehrliche Voraussetzung ist: sein unglückliches Opfer Sivers, auch selbst Satiriker, hat in Klenz[186]) einen guten Biographen gefunden. Sivers literarische Stellung geht aus den Dichtern, die er preist (darunter besonders auch Lohenstein), hervor; über seine letzten Jahre und Schriften hat auch K. nichts in Erfahrung bringen können. — Theologe wie Sivers war Waser, der schweizerische Satiriker; welche Unannehmlichkeiten ihm seine treffliche Hudibras-Uebersetzung bereitete, hat Hirzel[187]) mit weiteren Nachträgen zu Wasers Bibliographie mitgeteilt. —

Aus anderen Disciplinen sei zunächst eine Reihe älterer Forscher, unter ihnen als der erste Alexander von Humboldt hervorgehoben. Er glänzte durch die Universalität der Interessen, die Sorge für die Form des Vortrags, durch das Primat unter den Naturforschern seiner Zeit. Bölsche[188]) durfte im Vorwort seiner Ausgabe der „Ansichten der Natur" mit Recht sagen: „Wenn irgend ein Werk der Wissenschaft uns den innersten Geist des Goetheschen Kreises gerettet hat, so sind es die Ansichten der Natur." Wenn der geistreiche Herausgeber schliesst: „Rastlos, in schöner Harmonie, schreitet mit ihnen eine ästhetisch grosse Zeit hinüber in eine wissenschaftlich grosse" — so beweisen auf der anderen Seite z. B. die Reden eines Neueren, Helmholtz, dass auch in der wissenschaftlichen Grösse ästhetische Bedeutung gewahrt bleiben kann. —

Von Joh. Chr. Senckenberg, dem Arzt und Stifter des seinen Namen tragenden Instituts in Frankfurt, berichtet Jung[189]), dass er in seinen Aufzeichnungen

---

Hanover, Meyer. X, 214 S. M. 5,00. |[LCBl. S. 360.]| — 183) O. Brahm, K. Stauffer-Bern, Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Stuttgart, Göschen. VII, 340 S. M 4,50. [|BLU. S. 789.]| — 184) A. Springer, Aus meinem Leben. Her. v. J. Springer. (= Grotesche Samml. N. 39.) Berlin, Grote. 387 S. M. 6,00. — 185) R. Schumann Ges. Schriften über Musik u. Musiker. Her. v. F. G. Jansen. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. XLVI, 346 S.; 568 S. M. 12,00. |[LCBl. S. 1171; BLU. S. 551.]| — 186) H. Klenz, H. J. Sivers.: ADB. 34, S. 432/6. — 187) L. Hirzel, J. H. Waser: VLG. 5, S. 301-12. — 188) A. v. Humboldt, Ansichten d. Natur. Her. v. W. Bölsche. (= UB. N. 2948-50.) Leipzig, Reclam. 434 S. M. 0,60. — 189) R. Jung, J. Chrn. v. Senckenberg: ADB. 34, S. 2/3.

Goethes Grossvater Textor mit Hass und Groll verfolgte [189a-189b]). — Der zur zweiten Generation gehörige Renatus Karl von Senckenberg, war, wie Voigt [190]) hervorhebt, auch Dichter; seine „Charlotte Corday" ward von der Wiener Censur verboten. [191-197]) —

Enger als die Senkenbergs ist der grosse Anatom Sömmerring mit der Litteraturgeschichte verbunden, der Mitarbeiter Goethes, der Freund Lichtenbergs, im Gymnasium der Schüler des Dithyrambendichters Willamow, in Mainz mit Forster, Heinse, J. von Müller in regem Verkehr, auch durch seine Versuche über den Kanon der menschlichen Gestalt ein echter Vertreter unserer klassischen Periode. Jännickes [198]) Biographie kommt zu wenig über den Berufsmenschen heraus und wird der Vielseitigkeit des grossen Mannes nicht ganz gerecht. —

Wenn Sömmerring seine geniale Idee eines galvanischen Telegraphen durch Napoleons Hohn („c'est une idée germanique") abgelehnt sah, so konnte dagegen Senefelder, dessen Leben Holland [199]) beschrieb, die Blüte seiner Erfindung, der Lithographie, noch erleben; uns geht er als dilettantischer Dramendichter an. —

Zu einer Gruppe jüngerer Forscher führt Fechner, unsterblich als Begründer der Psychophysik und Bahnbrecher einer neuen Aesthetik. Auch er hat als „Mises" sich in Satiren versucht, deren zahmer Witz ihn in die Tradition der sächsischen „satirischen Steuerbeamten" Rabener und Weisse stellt, während seine Humoresken allgemeineren Inhalts einen höheren Flug nehmen. Seine Biographie von Kuntze [200]) hat auch allerlei Zeitungsartikel [201-202]) hervorgerufen, die über Anekdoten aus jenem Buch selten herausgehen und nie sich bemühen, für den empirischen Naturforscher, den zur Mystik neigenden Philosophen und den jeanpaulisierenden Satiriker die Wurzel blosszulegen, aus der drei scheinbar so verschiedene Seiten seiner Natur entsprossen sind. Der Gegensatz gegen dasjenige, „was man so wissen heisst", war es wohl überall, — der trieb den Aesthetiker von den Spekulationen der Hegelianer zum Messen von Chokoladentafeln, der brachte den Denker dazu, der „Nachtansicht" unserer gelehrten Atheisten seine „Tagesansicht" gegenüberzustellen, der liess den geplagten Dulder seinen „Panegyrikus" auf die alle Krankheiten mit allen Mitteln — nicht heilende Medizin halten. War es doch derselbe Gegensatz, der sogar Justinus Kerners sanfte, mit Fechner mannigfach verwandte Natur zuweilen auf satirische Wege zu lenken vermochte [203]). —

Die Richtung auf strenge Empirie teilen mit Fechner drei grosse Gelehrte, denen seine romantisch-poetische „Tagesansicht" abging. Wilhelm Weber, einmal zu Fechners Nachfolge berufen, hat in Riecke [204]) und Heinr. Weber [205]) Biographen gefunden, die ihrerseits, wie auch Merkels Buch (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 169) über Henle, meist lobend angezeigt wurden [206]). — Rau [207]) hat Henle bei dieser Gelegenheit als einen Hauptvertreter der modernen wissenschaftlichen Denkart überhaupt charakterisiert und gewürdigt. —

In noch höherem Grade gilt dies Prädikat von Helmholtz, zu dessen Jubelfeier viel Schönes und Bedeutendes gesagt worden ist [208]), das Schönste und Bedeutendste aber von dem Gefeierten selbst. Die grosse Rede, in der er über seine wissenschaftliche Entwicklung so schlicht und klar Rechenschaft ablegte, als habe er nur von einem beliebigen gelungenen Experiment zu erzählen, wird für die Geistesgeschichte unserer Zeit ein dauerndes Dokument sein. Wie L. von Ranke Geschichte nur trieb, um zu wissen, „was eigentlich war", so erklärt Helmholtz, es sei lediglich „die besondere Form seines Wissensdranges" gewesen, was ihn vorwärts trieb (S. 57), und wie dieser Wissensdrang sich bei ihm individuell entwickelte, zeigt er in leuchtender Klarheit: ihn interessierte von Anfang an die Ordnung, der Rhythmus, der ihn zur Geometrie wie zur Poesie lockte: sie waren aber von seinem anfänglich schwachen Gedächtnis nicht zu beherrschen ohne mnemotechnische Hilfsmittel: „das vollkommenste mnemotechnische Hilfsmittel, was es giebt, ist aber die Kenntnis des Gesetzes der Erscheinungen" (S. 49).

— **189a**) × id., H. Chrn. Senckenberg: ib. S. 1/2. — **189b**) × id., J. Erasm. v. Senckenberg: ib. S. 3/5. — **190**) W. Vogt, Renatus K. v. Senckenberg: ib. S. 5/7. — **191**) × F. Winkel, K. K. Siebold: ib. S. 186. — **192**) × id., A. E. v. Siebold: ib. S. 183/4. — **193**) × id., Ed. K. J. v. Siebold: ib. S. 184/6. — **194**) × id., K. Th. E. v. Siebold: ib. S. 186/8. — **195**) × A. v. Siebold, Ph. F. v. Siebold: ib. S. 188-92. — **196**) × W. Jännicke, J. S. Sichel: ib. S. 147/9. — **197**) × J. L. Pagel, J. G. Skoda: ib. S. 446/7. — **198**) W. Jännicke, S. Th. Sömmerring: ib. S 610/5. — **199**) H. Holland, A. Senefelder: ib. S. 8-23. — **200**) J. E. Kuntze, G. Th. Fechner (Dr. Mises). E. dtsch. Gelehrtenleben. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. XI, 372 S. Mit 3 Bild. M. 6,00. [LCBl. S. 911/3; L. Weis: BLU. S 129-31; E. Kneschke: NatZg. 2.-4. März.] — **201**) × W. Bölsche, Neues zur Erinnerung an G. Th. Fechner: FrB. 3, S. 358-66. — **202**) × Aus e. dtsch. Gelehrtenleben (G. Th. Fechner): NorddAZg^B. 8. Mai. — **203**) × J. Kerner, Vorwort zu „Eine Erscheinung aus d. Nachtgebiete d. Natur." Abdr.: Sphinx 14, S. 110/6. — **204**) Ed. Riecke, W. Weber. Rede. Göttingen, Dietrich. 4°. 44 S. M. 2,40. [[LCBl. S. 1466]]. — **205**) ○ H. Weber, W. Weber. E. Lebensskizze. Mit e. Bild (in Heliogr.). [Aus DR.] Breslau, Trewendt. III, 111 S. M. 2,00. — **206**) × LCBl. S. 150/1; WIDM. 72, S. 430; N&S. 60, S. 137; DRs. 70, S. 471. — **207**) A. Rau, J. Henle: AZg^B. 26. Aug. — **208**) Ansprachen u. Reden geh. bei d. am 2. Nov. 1891 zu Ehren v. H. v. Helmholtz veranst. Feier, nebst e. Verzeichnisse d. überreichten Diplome u. Ernennungen, sowie d. Adressen u. Glückwunschschreiben. Berlin, Hirschwald. III, 63 S. M. 1,60.

So führt den grossen Forscher zum Studium dasselbe Motiv, das den Urmenschen zu den Anfängen des Forschens gedrängt hat: das Bedürfnis, in der Ueberfülle der Erscheinungen zu orientieren. So aber will er sich orientieren, dass ihm über dem Faden die Dinge selbst nicht verloren gehen, und dadurch wird er zu der Naturphilosophie in den gleichen Gegensatz gedrängt, in dem Ranke sich zur Geschichtsphilosophie fand (S. 52, 56). Und wie in vielem, begegnet er in eben diesem Gegensatz sich mit Goethe, den er gern und so auch in dieser Rede citiert. [209]) —

Recht zahlreich sind die Vertreter der Rechtswissenschaft, von denen die ADB. diesmal erzählt. Hüffer [210-210a]) bespricht Christoph und Christian Sethe; letzterer ist Heines Freund. — Sonnleithner, von Mandyczewski [211]) geschildert, war mit Schreyvogel befreundet und längere Zeit Leiter der Wiener Hoftheater. — Es folgt eine ganze Reihe politisch hervortretender Rechtsgelehrter, wie die beiden Bayern Seuffert, die Heigel[211a-212]) bespricht; Sieveking in Hamburg, W. Snell in Nassau, die beide ebenfalls Mitglieder hervorragender Familien waren: Sillem [213]) und Oechsli [214]) haben ihr Leben beschrieben. — Ed. Gans ist wieder, wie Sömmerring, ausserhalb seiner fachlichen Bedeutung eine charakteristische Persönlichkeit, Typus eines bestimmten Stadiums in der geistigen Entwicklung Deutschlands; aber die von Geiger [215]) mitgeteilten Jugendbriefe zeigen ihn nur in einer sehr persönlichen Verwicklung und in einem Zeitungskampf mit dem bekannten Historiker Rühs, der die Ehre seines Vaters angegriffen hatte. —

Rühs hatte seinen Angriff in dem bei Bertuch erscheinenden Oppositionsblatt veröffentlicht: der Name Bertuch vergegenwärtigt uns, dass auch in dem Kreise Goethes der eigentliche betriebsame Journalismus nicht fehlte, wenn man selbst von den Litteraturzeitungen absieht, auf die Goethe so grosses Gewicht legte. Kann man doch den von ihm selbst so hoch verehrten Altmeister Justus Möser mit Stolz unter den Ahnherren deutschen Zeitungswesens aufzählen [216]). Rupprecht [217]) hat Mösers sociale und volkswirtschaftliche Anschauungen in seiner gekrönten Preisschrift gut analysiert und klar besprochen, ihr Verhältnis zur Theorie seines Zeitalters aber nur an einigen der bekanntesten Namen beleuchtet, und gar dasjenige zur Praxis seiner Zeit — das der Titel ebenfalls verspricht — ist so gut wie ganz ausgeblieben. Sehr hübsch deckt R. (S. 33/4) den Grundirrtum des patriotischen Phantasten auf: seine Gleichsetzung von Gesellschaft und Staat. —

Seume, trotz seines Kanadiers kein Dichter, sondern ein urprosaischer Journalist, dem Forsters Empfindung und Mösers Humor abgehen, hat durch seine Autobiographie für Wolkan [218]) nicht allzuviel übrig gelassen als etwa eine Fortführung und eine allgemeine Charakteristik. — Und Wekhrlin, der mit seiner Beweglichkeit in Stil und Leben dem modernen Tagesschriftsteller vollends gleichkommt, hat im Berichtjahr durch Hirsch [219]) und Müller-Rastatt [220]) nur oberflächliche Besprechungen erhalten, die durch seinen 100. Todestag angeregt wurden.

Dem schliessen sich bei verschiedenen Jubiläen Biographien von Zeitungen und Zeitschriften an, durch die mitgeteilten Proben oft recht lehrreich. Die „Schlesische Zeitung“ feierte ihr 150jähriges Bestehen [221]), das „Magazin für Litteratur“ den 60. Geburtstag, dessen u. a. Mauthner [221a]) und Neumann-Hofer [222]) gedenken [223]) — die „Grenzboten“ [224]) den fünfzigsten. [225]) —

Zur speciell politischen Presse [226]) gehört neben dem vielfach besprochenen Buche Zenkers [227]) der „Apostata“ von Maxim. Harden [228]). Ueber den politischen Standpunkt des Autors haben wir uns hier nicht auszulassen, und für die Litteraturgeschichte fällt in diesen Aufsätzen nicht eben viel ab, es sei denn, dass man aus Hardens Neigung mit antiken Anekdoten und französischen Citaten reichlich aufzuwarten, schliessen darf, dem deutschen Publikum sei die alte Geschichte und die französische Litteratur im Grunde doch recht wenig vertraut. Aber als Ganzes hat dieser neue Typus allerdings litterarhistorische Bedeutung: seit langer Zeit der erste deutsche

---

Mit 1 Lichtdruckbild. — **209**) × J. L. Pagel, K. W. Siemens: ADB. 34, S. 213/4. — **210**) H. Hüffer, Chrph. W. H. Sethe: ib. S. 45/7. — **210a**) id., Chrn. K. Th. Sethe: ib. S. 47/8. — **211**) (IV 4 : 100.) — **211a**) K. Th. Heigel, J. M. Seuffert: ADB. 34, S. 53/8. — **212**) id., J. A. v. Seuffert: ib. S. 58-64. — **213**) Sillem, J. P. Sieveking: ib. S. 224/7. — **214**) W. Oechsli, W. Snell: ib. S. 512/4. — **215**) L. Geiger, Aus Ed. Gans Frühzeit: ZGJuden. 5, S. 91/9. — **216**) × A. Rausch, J. Möser: DEBll. S. 1-23. — **217**) L. Rupprecht, J. Mösers sociale u. volkswirtschaftl. Anschauungen in ihrem Verhältnis z. Theorie u. Praxis seines Zeitalters. Gekrönte Preisschrift. Stuttgart, Cotta. V, 173 S. M. 3,00. — **218**) R. Wolkan, J. G. Seume: ADB. 34, S. 64/7. — **219**) F. Hirsch, E. dtsch. Journalist. Z. 100j. Todestage Wekhrlins: Zeitgeist N. 48. — **220**) C. Müller-Rastatt, E. dtsch. Publizist (z. 100. Todestage Wekhrlins): FZg. N. 329. — **221**) (III 1 : 64; IV 1 b : 146; s. auch IV 1 e : 398) |[J. Deckel: BLU. S. 142/3; SchwäbMerk. 5. Jan. LCBl. S. 917.]| — **221a**) F. Mauthner, 1832-92. E. Rückblick u. e. Ausblick: ML. 61, S. 68-70. — **222**) O. Neumann-Hofer, 60 J. „Magazin“: ib. S. 105/7. — **223**) × P. D. Fischer, D. „Magazin“ vor 30 J.: ib. S. 67/8. — **224**) (IV 1 e : 339; auch als Sonderabdr. Leipzig, Grunow. M. 1,00.) |[BLU. S. 141/2.]|. — **225**) × S. Hausmann, D. dtsch. Presse vor 100 J. Vortr.: Didask. N. 48. (S. auch SchwäbMerk. 20. Febr.) — **226**) ○ (IV 1 b : 62.) |[LCBl. S. 916; H. Prutz NatZg. 27. Febr.]|. — **227**) ○ (I 4 : 168; IV 1 b : 147). |[Gegenw. 42, S. 50; J. Minor: ÖLBl. 1, S. 411/2; A. Schlossar BLU. S. 73; Ch. Lowe: 19thCent. 1891 Dec.]| — **228**) M. Harden, Apostata. 2 Bde. Berlin, Stilke. VI, 209 S.; XII, 212 S.

Journalist, der eine Macht geworden ist, und eine ganz andere Natur als seine Vorgänger in dieser Machtstellung, Schloezer, Görres, Börne und die wenigen anderen: ein unruhiges Temperament, immer auf der Lauer nach dem, was seine Leser just nicht erwarten; mehr auf bewusste Isolierung bedacht als auf wahrhafte Originalität, bald ein erfreulicher Wortführer des gesunden Menschenverstandes gegen Phrase und Vorurteil und bald ein erhitzter Schwarzseher. Seine Schreibart ist in seltener Reinheit die des modernen Journalisten: viel absichtlich aufgetischte Belesenheit, ein leichtes Spiel mit allen schweren Problemen, ein Stil, der sich immer auf die Zehen stellt und sich den Hals ausreckt, dabei ein entschiedenes Talent witziger, wenn auch nicht immer zutreffender Charakteristik. Als Ferment in unserem Journalismus, der sich längst zu sehr „gesetzt“ hat, willkommen, hat er als Muster leider bereits schlimm gewirkt — nicht am wenigsten in seinem eigenen Organ. Auch in manchen Aufsätzen der „Apostata“-Sammlung tritt die Selbstkopierung in einem gewissen staatsmännisch überlegenen Orakelstil nicht vorteilhaft hervor, während die Artikel, in denen seine einzige Liebe — Bismarck — zu ihrem Recht kommt, oft auch dem entschiedensten Gegner Anerkennung abzwingen. —

Nach Form und Inhalt lässt sich — um hier noch Vereinzeltes zusammenzustellen — kein grösserer Gegensatz zu „Apostata“ denken als Schöners[229]) trockenpathetische Schrift über die „periodische Presse und die Kirche“, die übrigens über die journalistische ecclesia militans des Protestantismus eine ganz gute Uebersicht gewährt, obwohl Flüchtigkeiten wie die Verwechslung des französischen Antisemitenführers Drumont mit dem englischen Physikotheologen Drummond (S. 64) vorkommen[229a]). — Für eine andere specielle Verteidigungspresse, die der Deutschen in Oesterreich-Ungarn, hat J. B. Meyer in der ÖUR. ein vornehmes Organ geschaffen, welches nun seinem Stifter einen Nekrolog aus der Feder Meyer-Wides[230]) weiht; das Bild eines vielseitig thätigen Mannes tritt daraus hervor, der auch als Ingenieur und Docent sich versucht hat, überall grossen Ideen dienstbar. Auch er gehört einer „Dynastie“ an: schon sein Vater hatte die „Oesterreichische Revue“ herausgegeben, die der Sohn dann erneute. —

Zwischen Journalisten und Politikern ist in unserer Zeit schwer die Grenze zu ziehen: der Journalist tritt oft in das aktive politische Leben als Agitator, Abgeordneter, Minister herein, der aktive Politiker versäumt es kaum je, für seine Meinung durch die Presse Stimmung zu machen. Nimmt man freilich, aus der theoretischen Litteratur, Roschers[231]) höchst gelehrtes Werk zur Hand, so sollte man an solche Menschlichkeiten kaum denken; da sieht man nur Abstraktionen und Zahlen, das Individuum verschwindet; da erfährt man nur von Gesetzen, die Fülle ihrer Umgehungen bleibt unsichtbar. Wäre die Zeit nicht da für eine empirische Politik, für eine aktenmässige Darstellung des thatsächlichen politischen Lebens, wie es sich vor und hinter den Coulissen abspielt? Ist auf den Wegen von Macchiavellis Principe und Buchers „Parlamentarismus wie er ist“ nicht weiter fortzukommen als auf den Pfaden Montesquieus und Dahlmanns? R. jedenfalls bleibt in den Pfaden der Letzteren und schreitet würdig hinter ihnen, ihre Werke durch die ungeheuere Thatsachenfülle überbietend, aber freilich hinter ihrem Geist und Schwung zurückbleibend. Sauber wird die Maschinerie der offiziellen Politik blossgelegt; dass dahinter eine zweite Politik lebt, ahnt man selten. Und doch scheint es nötig, dass einmal auch die Frage beantwortet werde, wer denn in Wirklichkeit in der Monarchie, der Aristokratie, der Demokratie regiere? denn mit der Antwort: der Fürst — der Adel — das Volk ist noch wenig gesagt. Beiträge zu einer exakteren Kenntnis des Staatslebens bringt R. häufig nach der socialen, nationalökonomischen, selten nach der persönlichen, psychologischen Seite; selbst wo Persönlichkeiten geschildert werden (wie Ludwig XIV., Friedrich Wilhelm I.), werden sie zu sehr ins Typische hineinstilisiert, und ganz ebenso wird bedeutenden historischen Vorgängen (wie der Revolution) ihre Individualität genommen. Und ob man an Buckle glaubt oder nicht — als einen gegebenen Faktor wird man doch wohl die Individualität in der Geschichte respektieren müssen. —

Die Individualität wird aber auch in einer Schrift wie in Mollats[232-233]) Quellenbuch zur Geschichte der deutschen Politik im 19. Jh. (dem sich sein Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft anreiht) totgeschwiegen. Aus den Hauptwerken hervorragender Theoretiker wie Joh. von Müller, Adam Müller, Gentz, Luden, Görres, Haller, Rotteck, Baader, Rohmer, Dahlmann, Radowitz, Waitz, Stahl, Holtzendorff, Mohl, Bluntschli werden Probestücke mitgeteilt — soweit ich beurteilen kann, gut ausgewählt, dennoch aber völlig ungeeignet, ein Bild von den Theorien dieser Lehrer zu geben. Je mehr die

à M. 2,00. |[AZg[B]. 9. Sept.]| — 229) (IV 1 e: 382.) — 229a) ○ L. Koch, D. Schattenseiten unserer Tagespresse (=Tages- u. Lebensfragen her. v. W. Bode N. 9). Bremerhafen, Tienken. 58 S. M. 0,50. — 230) A. Meyer-Wide, Dr. J. B. Meyer: ÖUR. 13, S. III-VII. — 231) W. Roscher, Politik. Gesch. Naturlehre d. Monarchie, Aristokratie u. Demokratie. Stuttgart, Cotta. VIII. 222 S. M. 16,00. — 232) (IV 1 b: 7.) — 233) G. Mollat, Lesebuch z. Gesch. d. Staatswissenschaften v. Engelb. v. Volkersdorf bis J. St. Pütter. Z. akad. Gebrauche bearb.

Anthologien und andere Mosaikarbeiten in Schwung kommen, desto mehr möchte man sich in der Ansicht verhärten, Ein streng und genau durchgenommenes Werk lehre mehr als eine buntscheckige Wahl von Frucht- und Blumenstücken. Ist nicht z. B. jenes Buch von Rupprecht über Möser (s. o. N. 217), so unvollständig es ist, immer noch eher im Stande in die politischen Anschauungen Deutschlands vor der Revolution einzuführen als ein paar Stückchen aus Joh. von Müller? Die „Gespräche“ von Radowitz sind abgerundete Kunstwerke, die ihres Autors Theorie in einer ganz bestimmten Entwicklung durchführen, so dass sie in jeder einzelnen Unterredung nur von einer bestimmten Seite gesehen erscheint; ebenso giebt das Stück Görres nur einen sehr bestimmten Ausschnitt seiner Staatslehre. Dazu werden nun bei M. noch diese Probestücke nackt und bloss vor uns hingelegt, statt jeder Einleitung werden nur dürrste biographische Daten als Gabel danebengestellt; heisst das nicht die Objektivität bis zur Unbrauchbarkeit steigern? Kein verbindendes Wort giebt über die Prinzipien der Auswahl Kunde; der eine mag — wie ein Recensent des „Lesebuchs“ — Treitschke, Schmoller, Ranke, der andere mit vielleicht noch grösserem Erstaunen Friedrich den Grossen vermissen; nicht einmal eine Bibliographie ergänzt das etwa fehlende Vertrauen zur Auswahl des Vorlesers. —

Politiker, vor allem praktischer, bleibt der Autor des Anti-Macchiavell jederzeit, wenn man denn unter Politik alle auf Regierung und Hebung des Staates bezüglichen Massregeln versteht; und in diesem Sinne gehört auch Friedrichs des Grossen Schrift De la littérature allemande zur Politik; hat man doch in unseren Tagen von einen grossen „Litterarpolitiker“ (G. Brandes) gesprochen. Dass die Schrift auf Erziehung der Nation ausgeht, auf eine auch litterarische Selbständigmachung dem Auslande gegenüber, betont auch Peter Meyer [234]); er sucht sie aber auch vor allem Tadel des eingeschlagenen Weges zu retten. Die Autoren, deren Unkenntnis man dem grossen König gewöhnlich vorwirft, habe er wohl gekannt — was denn freilich leichter behauptet als bewiesen ist; aber weil sie von seinem eigenen Ideal nur ableiten konnten, habe er sie verschwiegen. Warum denn aber nur den „Götz“ nennen und den „Messias“ ganz verschweigen? Und wenn M. damit recht hätte, dass 1780 Friedrich ganz dasselbe gewollt habe wie 1796 die Xenien: das Mittelmässige wegräumen, um dem Ideal Raum zu machen — so müsste es doch wohl dabei bleiben, dass er statt des Mittelmässigen gerade das Bedeutendste schlug. Wenn M. gar den „possierlichen“ Vorschlag, an die Infinitive ein a anzuhängen, für ein bizarres Mittel Aufmerksamkeit zu erregen hält, so glaube ich an diese Erklärung so wenig wie an die meisten Deutungen verwunderlicher Dinge durch parodistische Absicht. Aufmerksame Leser konnte der König auch ohnedies erwarten, und die Zeit war durchaus nicht von der Superiorität des Sprachgeistes über den Verstand der „Gelehrten“ durchdrungen; konnte doch Bürger noch vorschlagen „or“ statt „oder“ zu sagen, und Lessing war von seiner Grille, „betauerlich“ zu schreiben, nicht abzubringen. Doch bleibt die Schrift beachtenswert als eine der wenigen, die über dieses nun einer Schonzeit dringend bedürftige Thema neue Gedanken trägt [235]). —

Um eine volkspädagogische Schrift handelt es sich auch in den Briefen Dohms, die Geiger [236]) veröffentlicht hat; sie beziehen sich auf die bekannte Schrift über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden und ihre Recension durch Michaelis; wichtig ist, dass dem Herausgeber es hierbei geglückt ist, Mendelssohns wirkliche Mitarbeit an dem Buche zu erweisen. —

Den beiden preussischen reihen sich zwei österreichische Staatsmänner an. Sonnenfels hat in Muncker [236a]) einen trefflichen, kühl und gerecht abwägenden Biographen gefunden [236b]), H. G. von Bretschneider in Linger [237]) einen sorgfältigen Herausgeber. Der höchst interessante, durchaus „romanhafte“ Lebenslauf des Aufklärers und Abenteurers ist an sich merkwürdig genug, gewinnt aber vollends durch zahlreiche persönliche Beziehungen litterarhistorische Bedeutung. F. H. Jacobi tritt, wie so oft, als edelmütiger Retter in der Not auf. Wir kommen zu den Berliner Aufklärern, Nicolai vor allem, und zu ihren Wiener Genossen, den Riedel, Gebler, Sonnenfels, van Swieten; der Nachdrucker Trattner, der Exmönch Fessler, Steigentesch und Gentz werden uns vorgestellt, aber auch Lenz und die unermüdliche La Roche. Wir erfahren, dass 1777 sogar in Temesvar das Publikum sich in Goetheaner und Wielandianer teilte (S. 212). Er erzählt Geistererscheinungen, die an Schillers Geisterseher gemahnen, berichtet von Deinets Frankfurter Gelehrten Anzeigen (S. 362) eine unglaubliche Censur-Anekdote. Der Naturdichter Hiller (S. 338) und die Gottschedschen Kunstdichter Triller und Schönaich (S. 339) werden erwähnt. Bretschneider selbst hat durch seine bekannte

---

Tübingen, Laupp. VII, 132 S. M. 3,00 |[K. Br.: DLZ. S. 705; LCBl. S. 1208.]| — 234) P. Meyer, Bemerkungen zu Friedrich d. Gr. Schrift De la Littérature allemande. Progr. München-Gladbach. 9 S. — 235) × G. Gärtner, Ueber Friedrichs d. Gr. Schrift „De la littérature allemande“. Progr. Breslau. 4°. 27 S. — 236) (IV 1 e : 376.) — 236a) (IV 4 : 106.) — 236b) ○ W. Lustkandl, Sonnenfels u. Kudler. Wien, (Manz). 73 S. M. 1,20. — 237) K. F. Singer, Denkwürdigkeiten aus d. Leben d. k. k. Hofrates H. G. Bretschneider. Wien, Eisenstein. VI, 376 S.

Wertherparodie eine gewisse anonyme Berühmtheit (wenn man sich so ausdrücken darf) gewonnen; er nennt sich (S. 325) auch selbst als Uebersetzer von „Jungfer Lieschens Knie“ und ist also der eigentliche Schuldige an diesem von Wilamowitz vor seinem Hippolytos so scharf getadelten Frevel. Bretschneider ist ein Mann vom Schlag der Zschokke und Lang, an die auch sein Lebenslauf öfters erinnert: ein politisch-litterarischer Abenteurer von entschiedener Humanität, sehr heiterem Naturell, genügender Selbstgefälligkeit und zweifellosen Verdiensten. Als Schriftsteller (S. giebt eine Bibliographie nach Meusel) ist er sorglos, dabei aber doch nicht ohne Stilgefühl wie seine Bemerkungen über Nicolais Korrekturen (S. 319) beweisen; in seiner Weltanschauung erhebt er sich (S. 323) über die banale Geschichtsphilosophie der meisten Aufklärer. Uebrigens enthält das Buch auch von Anderen manche charakteristische Aeusserung, so dass Kaiser Joseph II. (der eingehend charakterisiert wird) bei Vorstellung einer Dreschmaschine nur gesagt habe: „Wer wird aber den anderen drei Dreschern, die damit erspart werden sollen. Brod und Nahrung für sie und ihre Weiber und Kinder geben?“ (S. 316)[238]). —

Ein Mann, der in charakteristischer Art von den Aufklärern der josefinischen Periode zu den Revolutionsmännern überleitet, Forster, hat zu mehrfachen, litterarhistorisch wenig ergiebigen Publikationen [239-240]) Anlass gegeben, während sein Partei- und nahezu Schicksalsgenosse Adam Lux, der Wortführer für die Abtrennung des linken Rheinufers, in Börckel[241]) einen eifrigen Anwalt gefunden hat. —

Auch die Briefe Carl Friedrichs von Baden, der ja auch für die deutsche Litteraturgeschichte Bedeutung hat, an Mirabeau den Vater — Knies[241]a) hat sie herausgegeben — führen in diese Strömung deutsch-französischer Philanthrophie hinein. [242]) —

Im geraden Gegensatz dazu steht Ernst Moritz Arndt, der leidenschaftliche Verfechter der nationalen Idee, dessen liebenswürdige Persönlichkeit naturgemäss in unserer das nationale Element wieder stärker betonenden Zeit mehr in den Vordergrund tritt. Seine „Erinnerungen aus dem äusseren Leben“ liegen in zwei Neudrucken vor, von denen der von Rösch[243]) besorgte als erster Band einer sehr erwünschten Auswahl aus Arndts Schriften zu begrüssen ist. — Geerds[244-245]), der den anderen Neudruck mit einer gut einführenden Einleitung versehen und mit Anmerkungen ausgestattet hat, stellte auch für die Leser der „Sphinx“ „einige wunderbare Erlebnisse aus Arndts Leben“ zusammen. — Neu ist der Abdruck einer von patriotischem Eifer glühenden Eingabe Arndts an den König über die Schleswig-Holsteinische Frage, den wir Döbner[246]) verdanken [246]a). —

Schier unerschöpflich strömen aus dem Nachlass eines anderen Mitkämpfers Steins, des Ministers Th. von Schön, die Veröffentlichungen hervor [247-248]), durch ihre Masse und auch durch den Ton eines leidenschaftlich, aber einsam Strebenden fast an jene Publikationen aus Krauses Papieren erinnernd. —

Erzherzog Johann von Oesterreich, der in Auerbachs mit Unrecht übersehenem „Andre Hofer“ ein recht ähnliches Monument erhalten hat, ist aus einer schon besprochenen Veröffentlichung (vgl. JBL. 1891 IV 1 : 160) nicht, wie beabsichtigt, mit neuem Glanz hervorgegangen, wenn wir den Recensenten [248]a) trauen dürfen. —

Das Leben eines anderen Mannes aus den Befreiungskriegen, des Grafen Schulenburg-Kehnert, dem das unglückliche Wort von der „ersten Bürgerpflicht“ eine verdiente Missberühmtheit verschafft hat, ist durch Bailleu[249]) erzählt worden, der seinem arg trockenen Bericht über Gentz ersten Protektor nicht einmal durch einen Hinweis auf Treitschkes glänzende Charakteristik aufgeholfen hat. —

Mit diesem Namen sind wir im Gedankenkreis der Reaktion, gegen die Varnhagen von Ense in wenig erfreulicher Art seinen still erbosten Kampf führte. Carlyles Briefe an Varnhagen, von Preuss[250]) entdeckt und gut herausgegeben, sind für den Schreiber allerdings sehr charakteristisch, weniger aber für den Adressaten [250]a). —

M. 6,00. |[A. Hermann: BLU. S. 468.]| — **238)** H. G. v. Bretschneider: FZg. N. 289. — **239)** × A. Leitzmann, Aus d. Nachlass G. Forsters: ZVLR. 5, S. 396-408. — **240)** × H. Forster, Ansichen v. Niederrhein. (=Meyers Volksbücher N. 926-33). Leipzig, Bibliogr. Inst. 582 S. M. 0,80. — **241)** A. Börckel, Adam Lux, e. Opfer d. Schreckenszeit. Nach seinen Schriften u. d. Berichten seiner Zeitgenossen. Mainz. V. v. Zabern. IV, 86 S. Mit e. Silhouette. M. 1,20. |[Walth. Schulze: HZ. 69, S. 344/5; A. Wohlwill: DLZ. S. 1013; BLU. S. 367.]| — **41a)** (IV 1 b : 96.) — **242)** × (IV 1 b : 97.) — **243)** E. M. Arndt, Ausgew. Werke. 1. Gesamt-Ausg. Her. v. H. Rösch. Bd. 1. Leipzig, Pfau. IV, 344 S. M. 3,00. — **244)** id., Erinnerungen aus d. äusseren Leben. Her. v. R. Geerds. (=UB. N. 2893/5). Leipzig, Reclam. 16⁰. 341 S. M. 0,60. — **245)** R. Geerds, V. E. M. Arndt: Einige wunderbare Erlebnisse aus seinem Leben: Sphinx. 14, S. 248-52. — **246)** R. Döbner, E. M. Arndt z. schlesw.-holst. Frage: HZ. 68, S. 444/9. — **246a)** ○ × id., Katechismus für d. dtsch. Kriegs- u. Wehrmann. Neu her. v. C. Prahl. Danzig, Barth. 16⁰. IV, 36 S. M. 0,30. **247)** ○ Studienreisen e. jungen Staatsmannes in England am Schlusse d. vorigen Jh. Ein Beitr. zu d. Papieren d. Ministers u. Burggrafen v. Marienburg Th. v. Schön. mit e. Nachwort v. e. Ostpreussen. Berlin, Simion. 1891. XIV, 514 S. M. 10,00. |[Fr. Bienemann: BLU. S. 151/2; LCBl. S. 1013; F. Keller: DLZ. S. 1077]|. — **248)** Th. v. Schön, E. warnende Stimme aus d. Grabe. 3 Denkschriften über Priesterherschaft. Her. v. e. Ostpreussen. Berlin, Simion. IV, 55 S. M. 1,00. |[LCBl. S. 1159; DLZ. S. 1249]|. — **248a)** LCBl. S. 316/7; G. Egelhaaf: Grenzb. 2, S. 312-23. — **249)** P. Bailleu, F. W. Graf v. d. Schulenburg-Kehnert: ADB. 34, S. 742/3. — **250)** R. Preuss, Th. Carlyles Briefe an Varnhagens v. Ense aus d. J. 1837-57. Uebers. u. her. Berlin, Paetel. 163 S. M. 3,00. — **250a)** × Sprachliches zu e. Buch Varnhagens v. Ense:

Bunsen, der von der Restauration zur Revolution überführt, hat in Baehring [251]) einen eifrig bemühten Biographen angetroffen, der seinem Helden doch nicht gerecht geworden ist: er fasst ihn zu einseitig als „deutsch-christlichen Staatsmann“ und vergisst darüber fast den Gelehrten. Im wesentlichen giebt sich das gut geschriebene Büchlein als Auszug aus der grossen Biographie, die Bunsens Witwe besorgt hat, und wie das bei solchen Verkürzungen wohl geht, ist das Interesse allzu eng auf den Helden selbst konzentriert, so dass wir von seiner Umgebung, selbst von Männern wie Heyne, Niebuhr, R. Rothe, Radowitz, Stockmar zu wenig erfahren. Gut sind die Analysen von Bunsens Büchern, die diese aber ganz isoliert fassen, statt sie in grössere litterarhistorische Zusammenhänge zu stellen. —

Sehr zahlreich sind Biographien und andere Mitteilungen über Männer der Revolutionszeit von 1848 erschienen. Mehrere Männer, die selbst der Litteraturgeschichte dienstbar waren, haben ihre Erinnerungen an die Paulskirche veröffentlicht: Biedermann (s. o. N. 158), Rümelin [252]), Oechelhäuser [253]). — Eine bedeutendere politische Rolle haben damals Ludwig Simon von Trier und besonders Heinrich Simon von Breslau gespielt, die von Eisenhart [254]) und Alfr. Stern [255]) schildern: jener nur als Redner für die Litteraturgeschichte (wenn sie endlich anfangen wird, auch das mündliche Wort gelten zu lassen) wichtig, dieser auch durch seine Beziehungen zu zahlreichen litterarischen Persönlichkeiten wie Fanny Lewald (seine Cousine), Gaudy, Berthold Auerbach; nach den Urteilen seiner Bewunderer, aber auch ferner Stehender dürfte Heinrich Simon als der ideale Typus des Achtundvierzigers überhaupt gelten. — Wie er sind auch Siebenpfeiffer, von Ney [256]) charakterisiert, und die Brüder Ludwig und Wilhelm Snell (den Ersteren schildert Hunziker [257]), zu Letzterem s. o. N. 214) in der Schweiz gestorben, in dem schönen refugium peccatorum, das so vielen Männern der Revolution eine neue Heimat wurde. — An den politischen Kämpfen Deutschlands nahm auch ihr Vater Chrn. Wilh. Snell, der in Sauer [258]) einen Biographen erhalten hat, thätigen Anteil. — Ludwig Snell hat nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz die Reaktion bekämpfen müssen, die dort von Männern wie Sigwart Müller, den Meyer von Knonau [259]) bespricht, und Gallus Baumgartner [260]) vertreten ward, beide aus radikalen zu ultramontanen Parteigängern geworden wie bei uns Görres; beide haben litterarisch unbedeutende Staatsschriften und historische Arbeiten hinterlassen. — All diese Namen führen in jene politischen Kämpfe hinein, in deren Mitte F. A. Lange und Gottfried Keller sich tummelten. Nach Deutschland führt der Name Soirons, den Wippermann [261]) wieder vergegenwärtigt, zurück und Bindings [262]) Schriftchen, das allen konstitutionellen Anstrengungen der Paulskirche in höherem Gerade gerecht zu werden sucht, als es gemeiniglich die glücklichen Finder von heute thun. Von Schuselka werden wir noch zu sprechen haben. Wir erinnern ferner auch in diesem Zusammenhang an die Namen Vischer, Paur, G. Schlosser und kommen mit ihnen in den Kreis der Ausgesöhnten, der „Ralliés“ von 1866. —

An P. Pfizer erinnern die interessanten Mitteilungen von Krauss [263-264]), Briefe an Notter [264a-264b]), von denen der eine über Kritik und Antikritik spricht und Daten zur Geschichte eines Buches, das ein Ereignis war: des „Briefwechsels zweier Deutschen“, bringt. — Für Lothar Bucher ist diesmal nur ein Zeitungsartikel von Busch [265]) zu registrieren. —

Ueber den Schatz, den die deutsche Nation an Moltkes gesammelten Werken geerbt, hat Roethe im vorigen Jahrgang (vgl. JBL. IV 1 : 118—57) sich so beredt ausgesprochen, dass ich dem nichts hinzuzufügen wüsste. Die inzwischen erschienenen Bände [266-268]) konnten dies Urteil auch nur bestätigen. Indem ich ihre Gesamtwürdigung einem anderen Referenten überlassen muss, hebe ich hier nur das direkt Didaktische heraus Die schönen „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben“ (1, S. 337) sind in vier Ausarbeitungen abgedruckt, deren Folge auch für den Stilisten Moltke lehrreich ist. Der Inhalt aber führt bei diesem Mann, der vornan stand in den Tagen der „Realpolitik,“ bei diesem strengen Krieger und ernsten Rechner völlig in die Gedankenwelt der heute so oft gescholtenen, ja verachteten Philanthropen des vorigen Jh. „Das Christentum hat die Welt aus der Barbarei zur Gesittung emporgehoben. Aber war es die Glaubenslehre, das Dogma, welches diesen Segen schuf? Man kann sich über Alles verständigen, nur nicht über Dinge, an welche das mensch-

---

ZDS. 5, S. 24/7. — **251**) (IV 1 b : 120.) |[G. Winter: BLU. S. 519-20]|. — **252**) (IV 1 b : 26.) |[LCBl. S. 1050; Grenzb. 2, S. 428-30]|. — **253**) (IV 1 b : 27.) — **254**) M. v. Eisenhart, L. Simon: ADB. 34, S. 377/9. — **255**) Alfr. Stern, H. Simon: ib. S. 371. — **256**) Jul. Ney, Ph. J. Siebenpfeiffer: ib. S. 176/7. — **257**) O. Hunziker, L. Snell: ib. S. 508-12. — **258**) W. Sauer, Chr. W. Snell: ib. S. 503/6. — **259**) G. Meyer v Knonau, Const. v. Siegwart: ib. S. 206-12. — **260**) (IV 1 b : 137) |[LCBl. S. 1824]|. — **261**) C. Wippermann, A. v. Soiron: ib. S. 551/3. — **262**) IV 1 b : 29) |[LCBl. S. 1392]|. — **263**) R. Krauss, D. „Briefwechsel zweier Deutschen“ u. d. Beziehungen zwischen P. Pfizer u. F. Notter: AZg[B]. 3. Aug. — **264**) R. Krauss, E. ungedr. Brief v. P. Pfizer: ib. 5. Okt. — **264a**) ○ Aus F. Notters brieflichem Verkehr: SchwäbKron[B]. 15. u. 20. Juli. — **264b**) ○ R. Krauss, E. theosophisches Werk Fr. Notters: BBSW. S. 240/1. — **265**) M. Busch, L. Bucher: IllZg. 99, S. 486/7. — **266-267**) (IV 1 b : 108.) — **268**)

liche Begriffsvermögen nicht hinanreicht, und gerade über solche Begriffe hat man achtzehn Jahrhunderte hindurch gestritten, hat man die Welt verheert . . . . Und doch spricht man achselzuckend von einer trockenen Moral, und macht die Form, in welcher sie gegeben, zur Hauptsache . . Ueberhaupt sollte nicht jedes fromme Gebet, möge es nun an Buddha, an Allah oder Jehova gerichtet sein, an denselben Gott gelangen, ausser dem es ja keinen giebt? Hört doch die Mutter die Bitte des Kindes, in welcher Sprache es auch diesen Namen lallt“. Diese herrlichen Worte hätten Lessing und Mendelssohn schreiben können, Pope und Voltaire hätten sie unterschrieben: es ist das hehre Dogma der Toleranz, welches mit wörtlichen Anklängen an die Lehren der Popularphilosophen der ruhmgekrönte greise Feldherr predigt. Der zweite Band giebt besonders in der „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen“ (S. 61—170) das Muster einer klaren, ruhigen Geschichtsdarstellung, die oft von allgemeinen Betrachtungen und Sentenzen fast in Rankes Art wirkungsvoll unterbrochen wird. Aus den Briefen, die ebenfalls manches schöne Landschaftsbild und manche passende Sentenz über Lebenshaltung, Geld und Geldeswert, Gutsbesitz usw. enthalten, hebe ich noch die Liste von Moltkes bevorzugten Büchern (5, S. 187) hervor, dann die Ausführungen über die Unentbehrlichkeit des Krieges (5, S. 194), das Urteil über Puritaner und Hochkirche (6, S. 311); übrigens erleichtert eine gut eingerichtete Uebersicht vor jedem Bande das Herausfinden jeder wichtigeren Stelle. —

Ellissens Biographie F. A. Langes (vgl. JBL. 1891 IV 6 : 225) hat von neuem die Blicke auf diesen seltenen Mann gelenkt[269]), der in seiner Vereinigung praktischen Sinnes und hoher Gedanken, in seiner Selbstlosigkeit, Energie, Liebenswürdigkeit wohl von weitem mit seinem grossen Zeitgenossen Moltke verglichen werden darf. — Während die meisten Recensionen nur referieren, loben oder tadeln, hat Ed. Bernstein[270]) an Ellissens Buch eine selbständige Würdigung Langes angeschlossen[270a]). Dieser wird darin an dem Massstab socialistischer Orthodoxie gemessen und natürlich dabei zu klein befunden. Ist doch für den rechten Parteimann sogar Schiller Reaktionär. „Was ist der Schillersche Idealismus? der Idealismus des aufgeklärten Bürgertums oder der bürgerlichen Aufklärung des vorigen Jh.“ (S. 106). Wir glauben, den socialistischen Arbeitern ist er der Idealismus des aufgeklärten Mannes, der über Standesschranken erhaben ist; und eine Schillerverehrung, wie wir sie z. B. bei Joh. Wedde[271]) finden, bestärkt uns in diesem Glauben. Diesem Richter hier ist eben alles „reaktionär“ und „veraltet“ was sich nicht in die Parteischablone fügt. Deshalb hat er auch Freude an Langes — meist auch wirklich zutreffender — Polemik gegen Dühring, aber an Lange selbst tadelt er (S. 71) einen philiströsen Zug. In der Sache hat er nicht ganz Unrecht, was ihm aber an diesem nicht „veralteten“, sondern antiken Charakterbild Philistrosität heisst, ist in Wahrheit eben nur das, was bei den Griechen als „goldene Nüchternheit“ gerühmt wird: die Gabe, die Dinge zu sehen, wie sie sind und dementsprechend sie anzufassen, nicht aber aus purer Originalität sich auf den Kopf zu stellen, wo man es am meisten nötig hat, fest auf den Füssen zu stehen. —

Recht mit der Parteielle wird auch in einer andern Biographie gemessen, nur ist es diesmal die ultramontane des Jesuiten Pfülf[272]), vermittelst deren Mallinckrodt, übrigens gewiss ein reiner und liebenswürdiger Charakter, zum Idealmenschen gemacht wird. —

Ein anderer vielgenannter und bedeutender Politiker unserer Tage, Eugen Richter[273]), hat ein Stück Selbstbiographie gegeben, aber in einem so friedfertigen, elegischen Ton, dass man den stärksten Angreifer des Reichstages nur selten wiedererkennt. Litterarhistorisches Interesse hat in dem sehr lesbaren Büchlein ausser den Schicksalen eines Meisters der Rede nur etwa noch das Kapitel „In der Assessorenfabrik zu Baumgartenbrück“, das von der durchschnittlichen Vorbildung des modernen Juristen ein nur allzu anschauliches Bild giebt. —

Drei Vertreter deutschen Wesens im Kampf gegen Nachbarnationen sind noch in mehr oder weniger ausführlichen Artikeln behandelt worden: Spach, ein verdienstvoller Vermittler deutscher und französischer Art, von Wiegand[274]), — Plener, ein Vorfechter des Deutschtums in Böhmen, von einem Anonymus[275]), — und Schuselka, ein rechter deutscher Doktrinär, der aus lauter Prinzip vom Deutschkatholizismus zum Ultramontanismus und vom Kampf für das deutsche Reich zur Verteidigung ungarischer Anmassungen kam, von Hügelmann[276]). —

In jedem Politiker steckt naturgemäss ein Stück Zeitkritiker und Volksreformer;

(IV 1 b : 113.) — **269**) × DR. 17, S. 271: F. Jodl: DLZ. S. 397/8; M. Kronenberg: VossZg^B. N. 21/2; E. Breuning: WeserZg. 28 Febr. — **270**) Ed. Bernstein, Z. Würdigung F. A. Langes: NZ. N. 29-31. — **270a**) N. Reichesberg, F. A. Lange als Nationalökonom. (=Berner Beitrr. z. Gesch. d. Nationalökon. N. 9.) Bern, Wyss. IV, 95 S. M. 1,60. — **271**) F. Bienemann. Theodora Wedde, Johannes Wedde: BLU. S. 791. (Vgl. JBL. 1891 IV 6 : 205c.) — **272**) (IV 1 b : 141.) — **273**) (IV 1 b : 144.) — **274**) W. Wiegand, L. Spach: ADB. 34, S. 702/5. — **275**) E. Kämpfer für d. Deutschtum in Böhmen. E. v. Plener: Schorers Familienbl. N. 12. — **276**) K. Hügel-

dass aber auch die direkte Richtung auf so hohe Ziele gerade jetzt beliebt ist, erwähnten wir schon im Eingang. Als Vertreter der Volkserziehung und Zeitkritik wollen auch Vischer und F. A. Lange aufgefasst sein, aber auch geringere, Spicker z. B. (s. o. N. 107), den einer seiner Recensenten mit Hamann vergleicht. Wenn ein Mann wie Eugen Richter von früheren Zeiten erzählt, so ist es ihm natürlich, immerfort mit der Gegenwart Vergleiche anzustellen oder auch von einer einzelnen Thatsache aus allgemeine Urteile abzugeben, z. B. über die Vorbildung unserer Juristen. Aber von da ist es doch noch ein ganz Stück Weges bis zu einem allgemeinen Urteil über die Befähigung unserer Zeit zur Gesetzgebung, wie Savignys berühmtes, in einem sehr zeitgemässen Neudruck vorliegendes Schriftchen [277]) es ausspricht, oder wie es Bekker [278]) in einer sehr anregenden Schrift mit anderen Urteilen über unsere Juristenwelt verbindet. Dieser entwirft geistvoll ein Bild von den gelehrten Zuständen der Gegenwart, das schon wegen seiner Beiträge zur Charakteristik der „allgemeinen Bildung" unserer Tage von der Litteraturgeschichte nicht ignoriert werden darf: „Der Mann wusste Alles und war seines Zeichens Apotheker . . Dabei erfüllte ihn gar kein persönlicher Hochmut, es waren nur die Errungenschaften der Zeit, in deren Glanze er sich spiegelte" (S. 212; über den „naturwissenschaftlichen Chauvinismus" ebda.). —

Der Kampf gegen das Gespenst einer grauen Halbbildung, dem besonders Lagarde viele Seiten gewidmet hat, liegt vor allem natürlich dem Volkserzieher am Herzen, der die ästhetische Seite zumeist betont. Als ein solcher „Erzieher" ist auch Hamerling proklamirt worden [278a]). Indessen enthält seine „Prosa" doch wenig, was diesen Titel rechtfertigen würde. Fast überall findet man nur leicht hingeworfene kritische Bemerkungen, übrigens als die eines ernsthaften und vielbelesenen Grüblers aller Beachtung wert. Er beschwert sich über neuere Litteraturgeschichten (1, S. 100); er entdeckt „ein verwildertes Genie", Ludwig Meyer (2, S. 1, 113), macht sich über thörichte Litteratur-Anekdoten lustig (2, S. 88) und parodiert schlechte Kritiken (2, S. 93), wie denn überhaupt besonders die Feuilletons aus Graz ihn ganz unerwarteter Weise als lustig plaudernden Humoristen zeigen. Dazu stimmt seine Neigung, an bedeutenden Männern das Grillige hervorzuheben, so an Schopenhauer, einem „Hochpriester der Schrulle", an Goethe: die Abneigung gegen Brillen (S. 100). Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe wird (2, S. 123) als merkwürdigstes Denkmal des Theoretisierens deutscher Praktiker besprochen, die Romane Goethes aber werden (2, S. 116) fast mit der gleichen Entfremdung wie bei Lotze getadelt „Werther" ist ihm sogar „veraltet". Ueber Jean Paul spricht er sich mit grosser Anerkennung aus. Interessant sind die an „Faust" und Goethes Romane (2, S. 199) angeknüpften Bemerkungen über das Fehlen einer festen Tradition, eines nationalen Stils. In all dem wie in den Urteilen über ausländische Autoren wie V. Hugo (2, S. 182), Emerson (2, S. 126), Rousseau und Carlyle (2, S. 197), den Kritiker Zumbini (1, S. 199) hören wir einen Mann von idealer Gesinnung und feinem Geschmack; durchaus aber fehlt das, was erst den „Erzieher" ausmacht: Einheitlichkeit der Weltanschauung, ein grosses Prinzip energisch, ja bis zur Einseitigkeit durchgeführt. —

Diese Einseitigkeit lässt dagegen der Roman durchaus nicht vermissen, mit dem Paul Heyse [279]) unter die Erzieher gegangen ist. Sein „Merlin" ist von pädagogisch-kritischen Tendenzen in viel höherem Grade beherrscht, als ihm und uns gut thut. Wie in einem Erziehungsroman aus der Zeit Grandisons steht der tugendhafte Idealheld in der Mitte einer Reihe von Bösewichten; nur dass es diesmal litterarische Bösewichte sind, von deren Schwärze seine Engelhaftigkeit sich abhebt. Diese Sünder, angeblich die jüngeren litterarischen Richtungen verkörpernd, sind mit so grober Karikatur dargestellt, dass man sich an jene Satire Hottingers erinnert fühlt; es genügt nicht, dass sie talentlos, geschmacklos, frivol sind, sie sind auch alle noch schlechte Charakter. Der Held dagegen ist ganz nach dem Vorlegemuster romantischer Dichter geschnitten; er besitzt die edle Gabe, aus Abneigung gegen das Geld sich von fremder Hände Arbeit ernähren zu lassen, genau so gut wie das Liebespaar in Tiecks Novelle „Des Lebens Ueberfluss"; er verabscheut jeden Beruf und taumelt von der blonden Tugend zu der schwarzgelockten Sünde wie ein Held der Romantik. Obwohl dabei ganz natürlich ein Mann wie H. es an tiefen and treffenden Bemerkungen nicht fehlen lässt, die nur leider in die kunstwidrige Form des eingeschobenen „Tagebuchs" gekleidet sind, obwohl er über die Schwächen unserer Klassiker („Natürliche Tochter" und „Braut von Messina"), über die echten Lyriker und viele andere Dinge geistreich urteilt, obwohl er die seit Hebbel aufgekommene Manie, alte Motive in neue Kostüme und neue Motive in alte

---

mann, F. Schuselka: ADB. 34, S. 755-69. — 277) F. C. v. Savigny, V. Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung u. Rechtswissenschaft. Neudr. nach d. 3. Aufl. Freiburg i. B., Mohr. VII, 131 S. M. 1,00. |[LCBl. S. 834.]| — 278) E. J. Bekker, Ernst u. Scherz über unsere Wissenschaft. Festgabe an R. v. Jhering. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. IX, 250 S. M. 3,00. |[DLZ. S. 1720]|. — 278a) (S. o. N. 20.) — 279) (IV 3:180/3.) — 280) C. Weitbrecht, Phaläna. D.

hineinzutravestieren, witzig verspottet — es bleibt doch immer ein unerfreuliches Ding, einen unserer ersten lebenden Autoren sich drei Bände lang über angeblich ganz bedeutungslose Anfänger ärgern zu sehen. Die Parole, die er nicht direkt, aber durch das ganze Buch hindurch ausgiebt, lässt sich etwa an jene Klage Hamerlings anschliessen und so formulieren: Verscherzt nicht leichtsinnig das Glück, grosse Vorbilder zu haben! Zerstört nicht aus kindischer Originalitätssucht das, was in Kunstübung und Urteil sich bis heute bewährt hat! Dabei bewahrt H. in religiösen und politischen Dingen durchaus seinen freien Standpunkt, sucht sogar das Vorbild einer von Staat und Kirche freien Gemeinde zu zeichnen. —

Das wäre nun nicht nach dem Sinn eines zweiten, noch entschiedener satirischen Romans: der „Phaläna" von Weitbrecht[280]), eines nachdenklichen, sehr hübsch urschwäbisch einsetzenden Büchleins, das leider bald in Gestaltlosigkeit vernebelt. Auch hier sind die neueren Litteraturrichtungen bloss durch altmodische Karikaturen — den Blaustrumpf z. B., dessen Rolle doch thatsächlich heute längst der „frühreife Gymnasiast" übernommen hat — vertreten, und der Mann der alten Art, dessen Buch niemand kaufen will, legitimiert sich durch die von dem Autor mitgeteilten und bewunderten Proben so wenig wie Heyses „Merlin" als ein echter Dichter, dessen Leistungen all dies Silberpapier in die Luft blasen würde. Wie viel kräftiger wusste Gottfr. Keller in den „Missbrauchten Liebesbriefen" den Unfug der ewig Neuesten zu geisseln, gerade weil er überlegen war, gerade weil er Weizen und Spreu zu scheiden wusste! —

Keller hat immer ein gut Stück vom Volkspädagogen in sich gehabt, wie nicht bloss „Frau Regel Amrain" beweist; manche Aufsätze (wie der „Wahltag") haben direkt eine erzieherische Tendenz. Und zwar gehört ihm alles zusammen: die litterarische wie die politische Thätigkeit sind ihm nur Ausdruck einer bestimmten Gesinnung, und auf die will er wirken. Die lange Reihe von Gestalten, die es in diesem Sinne unternommen haben, auf das deutsche Volksgemüt als Reformer, die tiefer und mehr im allgemeinen angreifen, zu wirken, eröffnet für uns F. L. Jahn[281]). Sein Ideal eines streng abgeschlossenen urdeutschen Volkstums, für das die übrige Welt kaum existieren sollte, gehört zu denjenigen Utopien, die der Vf.[282]) der Schlaraffia politica übersehen hat — einer höchst dankenswerten und lehrreichen Zusammenstellung alter und neuer Idealstaaten, in klaren Analysen mit gesunder Kritik und höchst anerkennenswertem historischem Urteil vorgetragen. Die deutsche Litteraturgeschichte ist an dem vortrefflichen Buch verhältnismässig wenig beteiligt: besprochen werden nur (S. 86) J. V. Andreaes einschlägige Schriften, kurz gestreift Hallers Staatsromane (S. 147), während die politischen Erziehungsromane der Loën, Wieland, Moser, Zschokke, die freilich keine reinen Utopien sind, fehlen. Doch wird (S. 192) auf die Robinsonaden mit Einschluss des Schelmufsky Rücksicht genommen. Dass Goethes „pädagogische Provinz" fortblieb, ist bei der Belesenheit des Vf. charakteristisch für die geringe Popularität der „Wanderjahre"; und dass die ganze Tradition der religiös-politischen Utopie von Wolframs Gralburg bis zu Goethes „Geheimnissen" fehlt, beruht auf zu strenger Interpretation des Wortes „politische Utopien". Aber es bleibt genug zu danken; wir besitzen noch kaum für irgend ein Motiv der didaktischen Litteratur ein so gehaltreiches und zuverlässiges Buch. — Ein Geist, der dem des ungenannten Autors nahe verwandt ist, spricht aus den durch Selbständigkeit, Reichtum der Kenntnisse und besonders durch eine seltene Vereinigung von Milde und Strenge im Urteil ausgezeichneten „Geschichtsphilosophischen Gedanken" von Jentsch[283]), die im Stil der Ideen vielfach an Lagarde erinnern; wie er, macht Jentsch jeder engherzigen Orthodoxie den Krieg, verlangt von dem Gewirre unserer Parteiverhaltnisse Rückkehr zu gesunder Einfachheit und betont das im Wechsel Bleibende. Auf Litterarisches kommt er selten zu sprechen; doch ist es für seinen Geist bezeichnend, dass er Goethes Schreiben eines Pastors (S. 392 Anm.) ganz aus dem echten ursprünglichen Geist der Reformation herausgesprochen findet. — Ich hänge dem Titel dieses Buches gleich den des scharfsinnigen Werkes von Simmel[284]) über die Probleme der Geschichtsphilosophie an, worin nicht nur „das Apriori des Historikers", die Psychologie, studiert wird, sondern auch über gewisse Eigenheiten der Geschichtsschreibung (z. B. S. 30 Anm.) sich feine Bemerkungen finden. —

Auf Geschichtsphilosophie und Psychologie gründete auch einer der merkwürdigsten Zeitreformer — ich sage nicht etwa Zeitreformatoren — sein Werk: Friedrich Rohmer, dessen Biographie Bluntschli zu erzählen begann und Seyerlen[285]) zu Ende geführt hat, interessant als der rechte Typus des wissenschaftlichen Abenteurers und politischen Doktrinärs, in der Litteraturgeschichte fortlebend als Modell des Hauptthelden in Widmanns Zeitroman „Der Tannhäuser". Zur Charakteristik der „Titanen von 1840"

Leiden e. Buches. Zürich, Schröter. XI, 231 S. M. 2.50. |[BLU. S. 560.]| — 281) × K. Euler, F. L. Jahns Auffassung v. deutsch. Volkstum: VossZg[B]. 20. und 27. März. — 282) (I 4 : 403). — 283) C. Jentsch, Geschichtsphilos. Gedanken. E. Leitfaden durch d. Widersprüche d. Lebens. ebda. VIII, 467 S. M. 4,50. — 284) (IV 1 b : 1.) |[K. Br(ei)sig: DLZ.

und ihrer Sphäre ist das Buch unentbehrlich. Sonst bringt es wenig litterarhistorisches Material, etwa eine Biographie der Schriften Adolf Widmanns (1, S. 337), Mitteilungen über Niethammer, Bluntschli, Schelling und Rohmers eigene Urteile über allerlei Philosophen und Dichter, die meist zu „genial“ sind; dann noch die seltsamen Gedichte des Philosophen (2, S. 32) als Beispiele einer philosophischen Inspirationspoesie. —

Wenn aber Rohmer doch wenigstens eine merkwürdige Persönlichkeit ist — legt doch noch Seyerlens Buch Zeugnis ab von dem Zauber, den Rohmers Originalität ausübt — so ist dagegen der neueste Held der Heroenvergötterung, Max Stirner, ein trister Geselle, der aber durch die Unermüdlichkeit, mit der er Einen Gedanken totreitet, nicht nur dem barocken Geniesucher Hansson[286]), sondern sogar dem nüchternen Kritiker Kronenberg[287]) imponieren konnte; und doch hatte seinen Einen Gedanken theoretisch schon Fichte gehabt und praktisch — Napoleon. —

Von diesen abstrakten Zeitreformern kommen wir auf konkreteren Boden bei einigen Volkspädagogen, die überwiegend der Philologie oder ihren Nachbarwissenschaften angehören. Viktor Hehn, dessen eigenartige Persönlichkeit weiteren Kreisen erst durch Schraders unzureichende Biographie (vgl. JBL. 1891 IV 6: 145/6; s. o. I 2 : 21) erschlossen wurde[288]), erscheint in einem nachgelassenen Buch[289]) in seiner ganzen Schärfe und Einseitigkeit, befangen in einem bestimmten Ideal des Volksgeistes und Volkslebens und ebenso unfähig, bei den Russen etwas Gutes zu bemerken, wie bei den Italienern etwas Böses. Den Russen gegenüber haben die Deutschen eben ein bekanntes Lob Klopstocks nicht immer verdient; von Olearius (den Hehn S. 73 und 75 citiert) bis zu Th. von Bernhardi geht dieselbe schroffe Antipathie, der ja sogar ein revolutionärer Dichter wie Freiligrath Worte lieh: „Doch dieses sagt euch noch der Rhein: ob die Monarchen Freundschaft treiben, die Völker werden Freunde sein, die Völker werden Feinde bleiben.“ Insofern ist auch dieses grimmige und verbissene Buch ein Dokument für einen Charakterzug der deutschen Litteratur. —

Schroff gegen Russland geht auch Lagarde vor, der von dem Nachbarreich einfach Ueberlassung weiter Territorien für Deutschland verlangt, da dem deutschen Volke sein Haus zu eng sei — etwa wie die Amerikaner den Indianern das Land streifenweis abschneiden![290]) — Der Tod des merkwürdigen Mannes hat zahlreiche Nekrologe hervorgerufen, unter denen Wilamowitz[291]) Grabrede und Roethes[292]) Charakteristik bei weitem die bedeutendsten sind. Beide heben das Prophetenhafte in Lagarde hervor, das grossartige Ganze; ob es nicht doch durch mühsame Ueberwindung innerer Widersprüche erkauft war, gab R. M. Meyer[293]) zu bedenken.[296-297]) — Eine anonyme Broschüre[298]) stellt mit mässiger Kritik die Hauptpunkte aus Lagardes Schriften allgemeinen Inhalts zusammen. —

Kritik ist die schwache Seite des übrigens belehrenden Büchleins über Dühring von Döll[299]), welches dessen „Sache, Leben, Feinde“ durch allerlei Mitteilungen, besonders über des blinden Gelehrten Art zu arbeiten ergänzt, auch charakteristische Aeusserungen von ihm mitteilt. Aber der Autor ist ein unbedingter Anbeter Dührings, dem jeder, welcher nicht auf dessen Worte schwört, sofort mindestens ein „halber Feind“ seines Meisters ist, und er befindet sich (wie solche Anbeter meist) geistig nicht auf der Höhe der Gedanken Dührings, so dass seine Uebersicht von dessen schriftstellerischer Thätigkeit (S. 104) ziemlich kläglich ausfällt. Doch ist das Buch in ziemlich sanftem Ton und jedenfalls mit ganzem Herzen geschrieben und mindestens nach der Lehre Hennequins, wonach man den Autor aus seinem Publikum kennen lernen soll, ein unverächtlicher Beitrag zur Charakteristik Dührings. —

Kann man Dühring als einen Chauvinisten der Modernität bezeichnen, der am liebsten die Weltgeschichte erst mit gestern oder heute anfangen liesse, so steht Carneri[300]) in gemässigterer Weise auf einem ganz benachbarten Standpunkte.

S. 636]|. — **285**) F. Rohmers Wissenschaft u. Leben. 5. u. 6. Bd. F. Rohmers Leben u. wissensch. Entwicklungsgang. Entworfen v. J. C. Bluntschli. Bearb. u. ergänzt v. R. Seyerlen. Mit d. Bild. F. u. Th. Rohmers in Photograv. 2 Bde. München, Beck. X, 410 S.; XXX, 574 S. M. 15,00. (kompl. 40,50). |[LCBl. S. 1526/7; EKZ. S. 515; R. M. Meyer: ML. 61, S. 769-73; HamCorr.B N. 12; LZgB. 23. April; ThLBl. 14, S. 16]|. — **286**) Ola Hansson, M. Stirner: VossZgB. N. 35/6. — **287**) M. Kronenberg, M. Stirner: NationB. 9, S. 619-21, 631/3. — **288**) × F. Bienemann: BLU. S. 185/6; O. Seeck: DLZ. S. 326/8; LCBl. S. 154/5. — **589**) V. Hehn, De moribus Ruthenorum. Z. Charakteristik d. russ. Volksseele. Tagebuchbl. aus d. J. 1857-73. Her. v. Th. Scheimann. Stuttgart, Cotta. 251 S. M. 5,00. — **290**) P. de Lagarde, Deutsche Schriften. Volksausg. in 1 Bd. Göttingen, Dieterich. 1891. 420 S. M. 4,00. |[A. Hermann: BLU. S. 202.]| — **291**) U. v. Wilamowitz-Möllendorf, Rede geh. am Sarge d. Geh. Rats Prof. Dr. P. de Lagarde. Göttingen, Dieterich. 1891. 11 S. M. 0,30. — **292**) G. Roethe, P. A. de Lagarde: VossZgB. 31. Jan. u. 7. Febr. — **293**) R. M. Meyer, P. de Lagarde: ML. 61, S. 93/5. — **294**) ○ × Lagarde: AndoverR. 17, S. 201. — **295**) ○ × C. Siegfried, Lagarde: PKZg. S. 109-12. — **296**) × P. de Lagarde: TglRsB. N. 12. — **297**) × F. Kirchner, P. de Lagarde: IllZg. 9, S. 329. — **298**) P. de Lagarde. (=Dtsch. Schriften f. nat. Leben. Her. v. Eug. Wolff. N. 4). Kiel, Lipsius u. Tischer. 44 S. M. 1,00. — **299**) E. Döll, E. Dühring. Etwas v. dessen, Charakter, Leistungen u. reformator. Beruf. E. popul. Gedenkschrift aus eigenen Wahrnehmungen, mündl. u. briefl. Verkehr. Leipzig, Naumann. IV, 120 S. M. 2,00. (Mit Lichtdruckbild). — **300**) B. Carneri, D. moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. 2. Aufl. Bonn, Strauss. XV, 184 S. M. 5,00. |[LCBl. S. 174.]| —

Wesentlich von Feuerbach geht er aus, um eine durchaus sittliche Lebenshaltung auf Psychologie und Sociologie, nicht mehr auf Offenbarung oder Tradition zu gründen. „Ein roher Freigeist“, erklärt er und trifft damit auch Dühring selbst, „ist nicht weniger entsetzlich als ein fanatischer Gläubiger“ (S. 10). Auch gegen die „latente Metaphysik des Materialismus“ macht er (S. 217) mit A. Riehl Front und kritisiert überhaupt mit bescheidener Festigkeit die herrschenden Ideale verschiedener Richtungen. Als eine Art Katechismus derjenigen Kreise, die mit rückhaltsloser Anerkennung aller wissenschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit die Bewahrung der guten alten Tradition im Moralischen zu vereinigen gedenken, verdient das in einem herzlichen, ganz selten an den Polonius streifenden Ton geschriebene Büchlein Beachtung. Neue Gedanken sind spärlich in ihm ausgestreut — was denn eben auch nicht die Aufgabe eines Katechismus ist, — und der Stil ist etwas zu familiär mit seinen häufigen „riesig“ und ähnlichen Epithetis; aber wer am Tische eines alten braven Herrn, unter der hochmodernen elektrischen Lampe in einem antiken Stuhle sitzend, sich eine kleine Andachtsstunde in modernem Sinne halten lassen möchte, der nehme das Buch zur Hand, und er wird sich belohnt finden. —

Hier wäre denn wieder an Nietzsche zu erinnern und an seine viel radikalere „Umwertung aller Werte“, die in Grottewitz [301]) „Modernisierung der zehn Gebote“ eine Miniaturnachbildung gefunden zu haben scheint. Wie ich aus Carrières abwehrender Recension entnehme, fordert G. eine Revision der zehn Gebote vom Standpunkte der modernen Weltanschauung aus — so etwa, wie Kaftan ein neues Dogma für wünschenswert erklärt hat. Carrière hat leichtes Spiel gegen diese Forderung von G., und der hätte auch wohl von seinem eigenen Standpunkt aus leicht widerlegt werden können. Als ob wir nicht seit der Gesetzgebung auf dem Sinai in einer tagtäglich fortgesetzten Modernisierung der zehn Gebote uns befänden! Nur dass freilich die Menschheit oder specieller die „Christenheit“ es sich erspart hat, in ceremonieller Weise den Wortlaut umzuändern, und viel praktischer statt dessen in jeder Epoche unter „stehlen“ „ehebrechen“ „töten“ etwas anderes verstanden hat — das eben, was zu verbieten ihr gerade gefiel. —

Auch „Rembrandt als Erzieher“, [302]) auf den man jetzt so munter losschlägt (selbst Kuno Fischer [s. o. N. 75] hat in seinem Schopenhauer-Aufsatz die Gelegenheit vom Zaun gebrochen, sich über Langbehns Erfolge nachdrücklich zu ärgern), wird für alle Sünden durch seine Nachbeter genügend bestraft. Das Buch „Vox humana“ [303]) kenne ich zwar nicht, das als ein besseres Produkt dieser Art gerühmt wird; aber ich kenne den „Rembrandtdeutschen“ [304]), das gift- und hasserfüllte Gefäss, in das ein ungenannter Biedermann all seine „Wahrheitsfreundschaft“ ergossen hat. Von dem Geiste des von ihm nahezu angebeteten Rembrandtbuches ist wenig in ihm; weder der Versuch, Langbehns nationalen Eifer zum engherzigsten, wütendsten Antisemitismus umzuformen, noch die Art, jeden dünnen Gedanken in besonderer Numerierung dem Leser zu kredenzen, ist im Stil jenes Werkes, das ich trotz aller jetzt üblichen Verachtung immer noch für eine verdienstliche That halte. Es versteht sich, dass in 666 Aphorismen auch der blindeste Eifer nicht immer vorbeihauen kann: manches Wort charakterisiert wirklich das Rembrandtbuch nicht übel (z. B. N. 328), aber darüber heraus kann der Autor nirgends sehen. Wir fürchten, auch diese Schrift könnte Hennequins Schule zur Beurteilung des Autors aus dem Publikum mitverwenden; aber wir hoffen, dass es nur einen kleinen Bruchteil seines Publikums vertritt. Und weil es von Lessing her Gepflogenheit der Philologie ist, das Gute aus schlechten Büchern auszuziehen, so citieren wir die nette N. 342: „Schopenhauer und Ibsen hausen, wie zwei gewaltige Eulen, auf den Trümmern dieses Jahrhunderts“. — Was wirklich in dem „Rembrandt als Erzieher“ steckt, wie weit es zugleich mit den Schriften Lagardes [305]) eine bestimmte Bewegung der deutschen Geisteswelt vertritt, das muss noch einmal mit Ernst dargethan werden; die ziemlich oberflächliche Abwehr Seecks [306]) thuts noch nicht. —

Eine ganze Reihe von vereinzelten „Volkserziehern“ geringeren Ranges kenne ich nur aus Referaten: Klinggräff, den ein Recensent mit Lagarde und Langbehn zusammenstellt [307]), Wesendonck [308]), der näher zu Dühring zu gehören scheint, Oeser [309]),

---

301) ○ C. Grottewitz, Hie gläubig! Hie modern! Modernisierung d. zehn Gebote. E. Scheidung d. Geister. Berlin, Conitzer. 32 S. M. 0,50. |[M. Carrière: AZgB. 14. Juni.]| — 302) ○ × H. B. Bierwith, Rembrandt as Educator: AndoverR., Febr. — 303) ○ Vox humana. Auch e. Beichtbuch. Stuttgart, Union. XV, 232 S. M. 3,00. |[BLU. S. 33]|. — 304) D. Rembrandtdeutsche. V. e. Wahrheitsfreund. Dresden, Glöss. 194 S. M. 1,00. — 305) ○ × Unsere nationale Erziehung mit besond. Bezug auf d. Forderungen P. de Lagardes u. d. Vf. v. „Rembrandt als Erzieher“. V. e. Oberdeutschen. Berlin, Reuther. 1891. VIII, 167 S. M. 1,00. |[A. Hermann: BLU. S. 203.]| — 306) O. Seeck, Zeitphrasen. Berlin, Siemenroth u. Worms. 104 S. M. 1,50. |[Nautilus: BLU. S. 33/5; E. v. Sallwürk: DLZ. S. 685/6. LCBl. S. 656]|. — 307) ○ (IV 1 e:276) |[A. Hermann: BLU. S. 202; E. Wasserzieher: ZDU. 6, S. 50]|. — 308) ○ H. Wesendonck, D. moderne relig. Wahnsinn. Leipzig, Selbstverl. 132 S. M. 2,00. |[LCBl. S. 1425.]| — 309) ○ H. Oeser, D. Herrn Archemoros Gedanken über Irrende,

der etwa in Hamanns Art eine christlich-sokratische Ironie dem „Narrenschiff der Zeit“ gegenüberstellt[310]). — Dazu kommen noch Parodien auf Nietzsche und Langbehn, meist nicht der Rede wert. Man sieht aber durch all dieses Gewirre doch einen ernsten Ansatz zur Reform und Selbsterziehung; und wenn in einem „Ocean von Albernheiten“ einige „geniale Schwimmer“ erschienen, so ist das immer schon nicht wenig. Ein Jahresbericht, der von Lichtenberg, Lotze, Vischer zu erzählen hat, der solche Neuigkeiten wie die Selbstcharakteristik von Helmholtz und der Frau von Ebner-Eschenbach Parabeln anzeigen darf, kann getrost mit einem fröhlichen Ausblick schliessen; auch unsere Didaktik, die so lange altersgrau schien, treibt frische Blüten, die Erziehungskunst will auch in der Litteratur aus einem Handwerk wieder eine Kunst werden und unsere Scheuern lachen noch mancher reichen Ernte entgegen! —

IV,6

Lessing.

Erich Schmidt.

Ausgaben N. 1. — Briefe N. 3. — Leben und Werke N. 4. — Einzelnes: Muster der Ehen N. 6; Henzi N. 7; Laokoon N. 10; Hamburgische Dramaturgie N. 17; Emilia Galotti N. 21; Nathan N. 22. —

Ausgaben. Im 8. Bande giebt Muncker[1]) die Litteraturbriefe, durch Redlichs Vorgang gefördert, dann die beiden Vorreden zu Diderots Theater, das Leben des Sophokles, das kleine Bruchstück einer Aiasübersetzung. Die Wolfenbütteler Hs. jener Vita war ihm unzugänglich — verbieten die strengen Gesetze auch eine Kollation beizusteuern? M. hat unverdrossen allerlei Citate nachgeprüft und danach emendiert, auch die Bibliographie der „Briefe“ mehrend revidiert; dies ohne Gewinn für den Text, in den hie und da hätte eingehen dürfen, was nur den Lesarten überwiesen worden ist. Der vor der Hand beschämend geringe Absatz dieser so zuverlässigen Ausgabe macht es begreiflich, dass Verleger und Herausgeber eine Erweiterung des Lachmannschen Planes ablehnen müssen. — Erich Schmidt[2]) ist durch einen Verein von Litteraturfreunden in Stand gesetzt worden, Lessings Uebersetzung dreier politischer Satiren Friedrichs des Grossen, der Lettres au public von 1753, und die durch B. A. Wagner entdeckte Auswahl: „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften“ von 1752 in einem Neudruck vorzulegen, der auch den französischen Text des Königs und in den Lesarten neben kritischen Bemerkungen zahlreiche Wendungen Voltaires sowie einige längere Stellen darbietet. Lessing schöpfte alles, ausser den Mensonges imprimés II. III., der Histoire des croisades, den Embellissements de Paris, aus Walthers Dresdener Ausgabe. Wagners Vermutung, an einer Stelle sei ein Lob Friedrichs aus einer Hs. Voltaires eingeschaltet, hat sich nicht bestätigt. Die Arbeit ist für die Entwicklung der Lessingschen Sprache bedeutsam, wie viel Altfränkisches ihr auch noch anhaftet. Zuletzt liefert der Herausgeber ein Verzeichnis von Fremdwörtern, um eine puristische Neigung zu beleuchten. Die knappe Vorrede fasst Droysens Erläuterung der königlichen Lettres zusammen und Daten der Jugendbeziehungen zu Voltaire dem Geschichtschreiber. Daran haben Recensenten wie R. M. Meyer, Pniower, Kerr ihre Betrachtungen angeknüpft, während die meisten Berichterstatter nur den komischen Fehler, dass Lessing in Voltaires Bild des muhamedanischen Himmels „ouris“ (Houris) und „souris“ verwechselte, anführten. — Schulausgaben und Anzeigen lediglich vom pädagogischen Standpunkt aus sind hier zu übergehen; aber auch manche im Ausland gewerbsmässig erzeugte Neudrucke mit dürftigen Einleitungen und geborgten Noten. —

Die seit seinem Nachtragsheft zum Hempelschen Corpus an verschiedenen Orten erschienenen Briefe stellt Redlich[3]) zusammen: vier von Lessing aus den J. 1755—77; sechs an Lessing 1764—80, darunter die drei Jacobischen aus Maltzahns

---

Suchende u. Selbstgewisse. Basel, Reich. 127 S. M. 1.80. |[A. Baur: DLZ. S. 1158.]| — 310) × F. R., Aus d. Papieren e. unbekannten Denkers. Her. v. d. Knoopschen Societät zu Berlin. Oldenburg, Schulze. VII, 79 S. M. 1,20. |[BerlTBl. N. 231.]| —

1) G. E. Lessings sämtl. Schriften. Her. v. K. Lachmann. 3., aufs neue durchges. u. verm. Aufl. Her. v. F. Muncker. 8. Bd. Stuttgart, Göschen. VII, 377 S. M. 4,50. — 2) G. E. Lessings Uebersetzungen aus d. Französischen Friedrichs d. Grossen u. Voltaires. Im Auftrag d. Ges. für dtsch. Litt. her. v. Erich Schmidt. Berlin, W. Hertz. VII, 273 S. M. 4,00. |[A. Kerr: Nation[B]. 10, S. 417/8; R. M. Meyer: ML. 61, S. 26/7; O. Pniower: VossZg[B]. N. 41.]| — 3) C. C. Redlich, Lessings Briefe. Neue Nachträge u. Berichtigungen. Her. u. mit Anm. begleitet. Progr. d. höh. Bürgerschule am Holstenthore. Hamburg, (Lütcke u. Wolff.) 4⁰.

Geheimarchiv. Er ordnet zugleich manches ein, was von jüngst entdeckten Urkunden ein Licht auf Lessings Kreise wirft, wie Kästners Blatt an Nicolai vom Okt. 1793, S. 23 Gleims erste Fassung des Briefes N. 549, ungedruckte Zeilen von Helene Jacobi an Sophie Reimarus, S. 29 die — zugleich von mir, ebenfalls dank Bernays — veröffentlichten schönen Worte Elisens über Lessings Krankheit. Der Kommentar der Hempelschen Briefsammlung erfährt viele Zusätze. Das Heft ist reich an gelehrten Erläuterungen, z. B. für das Verhältnis zu Breitenbauch, zu Jacobi. S. 4 eine scharfe Ablehnung Albrechts, der K. G. Lessings „Wildfang" für ein Plagiat nach Wycherleys „Love in a wood" ausgeben wollte, während R. auf Farquhars „Inconstant" hinweist. Den Schluss macht eine genaue Genealogie der Familie Lessing von 1580 bis auf unsere Tage. —

Leben und Werke. Nach sechsjähriger Pause hat Erich Schmidt[4]) seine Monographie beendet, die, wie er im Anhang sagt, weder eine Ergänzung noch ein Konkurrenzwerk zu Danzels epochemachender, durch Guhrauer lahm abgeschlossener Arbeit sein soll, sondern ein selbständiges Werk, das auf Entwicklungsgeschichte ausgeht und auch die Seiten- und Gegenspieler dieses Lebenslaufes voller und schärfer charakterisieren möchte. Der Vf., dessen „ungesuchter Stil" im Ganzen nicht ebenmässiger und anspielungsloser geworden ist, kommt auch diesmal etwas mühsam in Gang. Das erste Kapitel heisst „Der theologische Feldzug": er will nämlich, vom Berengarius anhebend und überall Exoterisch und Esoterisch, das *γυμναστικῶς* und das *δογματικῶς,* so weit das möglich ist, scheidend, die Taktik dieser Kämpfe und Bekenntnisse verfolgen. Deshalb wird der Berengar, der Leibniz, der Wissowatius, der Neuser fester mit Reimarus Schutzschrift verbunden. Seitenblicke fallen auf Spinoza, mit Lechlers Hilfe auf die englischen Deisten. Für die Kritik des Ungenannten hat Sch. dankbar von Strauss gelernt, den er keineswegs missachtet, wie ein Schwabe ihm vorwirft, wenn er auch Straussens Nathanschrift „auffallend schwach" — für einen Strauss nämlich — findet. Michaelis, stärker Semler wird herangezogen, nach Diltheys Darstellung, doch nicht ohne eigenes Studium. Von den Widersachern der „Fragmente" erscheinen die Männer beleuchtet, denen Lessing antwortete oder antworten wollte; Mascho, Behn, Wittenberg stehen im Schatten Goezes, dem Sch. in einer Gesamtwürdigung und dann die Stösse und Gegenstösse hindurch gerecht zu werden sucht, sei es auch auf Lessings Kosten, auf einem Mittelweg etwa zwischen Roepe und Schwarz, doch ohne die eigene unpositive Anschauung zu verhehlen. Die letzten Seiten über neutestamentliche Kritik stehen vielleicht noch zu sehr unter dem Zeichen der Tübinger Schule. Das Kapitel strebt nach einer Steigerung zum 7. Fragment, dem Censurspruch, dem Nachspiel empor; es bricht ab: „Der 12. Anti-Goeze heisst Nathan der Weise". Für dies dramatische Gedicht werden zunächst die alten Motive bei Lessing zusammengefasst, dann die Ringparabel und ihre Sippen, mit Rücksicht auch auf die Forschungen Toblers, Schuchardts, G. Paris und besonderem Hinweis auf eine Version der Gesta Romanorum, bis hin zu Swift, Voss, Heine gemustert, mit einer störenden Vorwegnahme Lessings Kernscene aus Boccaccio auch dramaturgisch heraus entwickelt, mit Gosche und Caro das Decameron weiter untersucht, die idealisierende Auffassung des Saladin vom Mittelalter über Voltaire zu seinem Biographen Marin geleitet und nun, eingehender wohl als bisher, Lessings historischer Untergrund geprüft, die westöstliche Dramatik Voltaires (Mahomet, Zaïre, Guèbres ohne Mayrs überscharfe Chronologie) charakterisiert, Gleims Halladat gestreift, dann, mit leiser Polemik gegen Kuno Fischers Aufbau aus der „Idee" wie gegen Friedr. Vischers Auffassung der Recha-Liebe und sein Verlangen nach heftigem Gegenspiel, die lässliche aber weise Komposition, die Charakteristik der „Menschen" und das Lebensideal, die Form behandelt. Es fehlt diesen Partien an klarer Gliederung. Von lebenden Modellen, vom Urplan ist mehr als anderswo die Rede. Die Aufnahme des Werkes wird aus Briefen, aber auch durch die Gegnerschaft der Tralles und Pfranger belegt. Den Schluss macht die Wanderung auf die Bühnen, wobei Schillers Einrichtung im Einverständnis mit Köster besprochen wird, und das unvermeidliche Goethecitat. „Die Erziehung des Menschengeschlechts" hat aus inneren und äusseren Gründen dem ganzen philosophischen Kapitel zur Ueberschrift gedient, sind doch die vorangestellten Freimaurergespräche auch pädagogischen Inhalts und auch exoterisch vorgetragen. Sch. hatte sich der ausgiebigen und eindringlichen Hilfe des Grazer Philosophen H. Spitzer zu erfreuen; dergestalt dass diesem manches wörtlich gehört, andererseits die Fäden zweier Darsteller oft in demselben Satze zusammenlaufen oder seitenlang Sch. allein redet. Die irrigen historischen Hypothesen von „Ernst und Falk" werden sehr kurz abgethan, das Verhältnis unserer

---

33 S. M. 2,50. — 4) E. Schmidt, Lessing. Gesch. seines Lebens u. seiner Schriften. 2. Bd. 2. Abt. Berlin, Weidmann. IV, S. 347-822. M. e. Schattenriss. M. 7,00. (Im Nov. 1891, mit fortlaufender Paginierung für sich ausgeg., aber auch in Einem Bande mit d. im Herbst 1885 erschienenen 1. Abteil.) |[VossZg^B. N. 1; K. Heinemann: BLU. N. 2; O. Harnack: PrJbb. 70, S. 127; Th. Ziegler: AZg^B. No. 104; R. B.: HambCorr^B

Schriftsteller zur Loge kühl charakterisiert (wie Sch. sich überhaupt als einen Profanen zeigt) Lessings Ansicht vom Staat abwägend hingestellt. Die folgenden Bogen haben allerdings, nach Zieglers Wort, etwas Flimmerndes, aber nicht durch eine dreiste Lust an Raketenfeuerwerk, sondern teils durch das Ungeschick des Vf., teils durch die, wenn man aufrichtig ist und sehr komplizierte, auch dämmerhafte Prozesse nicht in Entwicklungsformeln von falscher Klarheit zwängen will, unüberwindliche Schwierigkeit, Lessings Weltanschauung nach ihrem Bildungslauf und ihren letzten Gedanken präcis ohne Rest darzustellen. Um so kürzer muss dies Referat sein. Die Untersuchung geht von Lessings subjektiver Eigentümlichkeit des Intellekts, seiner individuellen philosophischen Art und Kunst mit ihren hervorstechenden Vorzügen und gewissen davon untrennbaren Mängeln aus, um auf den „Pope“ und die Zersetzung des „Beweises des Geistes und der Kraft“ zu exemplifizieren. Die älteren philosophisch-theologischen Abhandlungen werden vorgenommen, eingehend die frei von Leibniz angeregte Methode, den Vernunftgehalt des Christentums weiter zu denken. Man versucht, allerlei unter sich und mit der Sonderart Lessings unvereinbare Fäden, die zur aristotelischen Metaphysik, zu Tertullian, zu Kant, zu Hegel, zu Schelling gesponnen werden sollen, abzuschneiden, deutet aber die Möglichkeit einer Berührung mit Giordano Bruno an. Aus solchem Gewirr erhebt sich langsam die Frage, wie weit Lessings vornehmlich von Leibniz her bewegte Philosophie durch den Spinozismus fort- und umgebildet worden sei, was dagegen in seinen fragmentarischen Bekenntnissen dem Spinozismus zuwiderlaufe. Diltheys Anregungen wirken auf manchen Seiten: Determinismus, „zweites System“, Schärfung des Theodiceenbedürfnisses. Die Idee der „Erziehung“ wird historisch und vergleichend entwickelt, das Esoterische möglichst stark betont, die Hypothese der Seelenwanderung auf ihren Ueberzeugungsgrund geprüft mit Seitenblicken auf Bonnet, Herder, Goethe. Der Appell der letzten Paragraphen an die Ewigkeit des Geistes und die weit über das Grab hinaus lebendige Wirkung der Spinoza-Gespräche mit Jacobi, dessen volle Glaubwürdigkeit Sch. verficht, auf Weimar geben den Ausklang. Ein langes Kapitel ist der Sprache Lessings gewidmet, die uns heute veraltende Elemente zeigt; sowohl den Spuren mitteldeutscher Mundart und besonderer Eigenrichtigkeiten in Laut, Form und Wortschatz als der Entwicklung des Stils, zumal dem Sprechton, dem Dialogischen, dem Klarbewussten, dem Bildlichen. Man blickt gern auf französische Muster hinüber, zum Vergleich oder Gegensatz öfters auf Goethe. Dass eine erschöpfende Monographie über Lessings Sprache alle solche Dinge historisch-philologischer ergründen müsste, hatte sich Sch. nicht verhehlt. In diesem Rahmen konnte ein erster Versuch nicht weiter geführt werden. Musivisch ist der letzte Abschnitt angelegt: Häuslichkeit, Gäste, Reisen (Hamburg, Halberstadt), Braunschweiger Verkehr, zunehmende Krankheit, letzte Interessen (De la littérature allemande; das orthodoxe Proclama von Jülich-Cleve), Tod, Klagen der Freunde, theatralische Gedenkfeiern, Trauer der Weimaraner, Nachruf Herders. Im Anhang verzeichnet Sch., ausdrücklich ohne das Streben nach Vollständigkeit, manchmal ganz kurz charakterisierend, die einschlägige Litteratur, erst allgemeiner, dann von Kapitel zu Kapitel, mit Berichtigungen, Zweifeln, Nachträgen: z. B. wird für die „Sara“ ein Brief Klotzens, für die Mannheimer Verhältnisse dank Heigel der Bericht Stengels (leider ohne ein Wort über Maler Müllers Erinnerungen im Morgenblatt) abgedruckt, bei der „Emilia“ Roethes Studie berücksichtigt und ein Blick auf Salutatos Lucretia geworfen. Zuletzt ein Personenregister für das Ganze. Vorn eine bisher unbekannte vorzügliche Silhouette aus Jacobis Nachlass, seither in C. R. Lessings Besitz übergegangen. — Mehrings[4a]) „Rettung“ „Die Lessinglegende“ soll erst auf Grund der Buchausgabe von 1893 besprochen werden. — Feine und scharfe Bemerkungen über Lessings Schreib- und Denkweise sind aus Hehns[5]) Nachlass erschienen. —

Einzelnes. Für „Das Muster der Ehen“ deutet Landau[6]) drei Parallelen an. —

Henzi ist, anders als 1848 von Plattner, in einem Erstlingswerk von Zäslin[7]) tragisch verarbeitet worden; auch Julie von Bondeli tritt darin auf. — Urkundliches haben wir von Gust. Tobler zu erwarten[8]): „Einen Beitrag zur Charakteristik des Verschwörers Samuel Henzi gab uns am 8. Januar Herr Dr. Tobler aus den Briefen Joh. Jak. Bodmers in Zürich, der mit jenem in litterarischem Verkehr stand.“[9]) —

Laokoon. Grucker[10]), durch Blümner und eigene Lektüre mit der Litteratur

---

N. 23; F. Mauthner: ML. 61, S. 158; B. Seuffert: DLZ. N. 52.]| — 4a) F. Mehring, Die Lessinglegende: NZ. 10, Bd. 1/2. — 5) (I 6:44). — 6) M. Landau, Nachtrag: VLG. 5, S. 160. — 7) E. Zäslin, Samuel Henzi. Trauerspiel in 5 Aufz. Basel, Schwabe. 107 S. M. 1,60. |[F. Kummer: BLU. S. 425; C. S(pitteler): NZürich-Zg. N. 71.]| — 8) AHVBern. 13, S. L-LI. — 9) ○ × M. Kunstler, Minna de Barnhelm par Lessing. Avec une notice sur l'auteur, une introd. et des notes en français. Paris, Belin frères. 12⁰. 45 S. Fr. 1,00. — 10) E. Grucker, Le Laocoon de Lessing: AnnEst. 6, S. 177-218, 345-76. (Sonderabdr. bei Berger & Levrault, Nancy u. Paris. 73 S. Bestimmt für d. 2. Bd. d. „Histoire des doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne“.) —

wohl vertraut, aber in Citaten sparsam, giebt im ersten Teil eine kritische Skizze des Breslauer Aufenthaltes und eine klare Analyse des Werkes, um in dem interessanteren zweiten ältere und neuere Einwände vorzutragen und mit eigenen Gedanken zu verweben, immer auf die Hauptfragen gerichtet. Er zeigt, zunächst von der lange vorbereiteten Theorie des „Augenblicks“ ausgehend, die philosophische Fruchtbarkeit dieses Satzes, und wie Lessing durch überscharfe Logik und mangelhafte Kenntnis von Kunstwerken zu unhaltbaren Behauptungen über den „moment extrême“ gekommen sei. Beiläufig lässt G. den Laokoon der Rhodier schreien: er kennt Henkes schlagende Widerlegung Overbecks nicht. Er vertritt liberal die künstlerische Freiheit der Wahl zum Zwecke gegenüber Lessings einengender Regel. Ferner verfahre Lessing zu absolut im Verbot des Transitorischen für die bildende Kunst. Seine Scheidung von Poesie und Plastik leide einmal unter dem Kollektivbegriffe von „Malerei“, wie G. beredt darlegt, zweitens daran, dass Lessing sehr richtig gegen eine minutiös aufzählende Beschreibung eifere, aber von der echten, auf das innere Auge hin suggerierenden Kunst dichterischer Malerei als ein Unlyriker so wenig wisse wie von der musikalischen Poesie. Die Kritik geht dann in eine Anpreisung des Bleibenden über. [11-12] — Cosacks 4. Auflage von 1890 (vgl. JBL. 1891 IV 7 : 51) lobt Muncker [13]), die sprachliche Zurichtung für den Lehrzweck bemängelnd und Ungerechtigkeit gegen Herder streifend; ganz kurz fasst sich E. Naumann [14]) über Cosack und Buschmann (vgl. JBL. 1891 I 7 : 52). — Plaumann [15]) will durch eine lange Reihe von Beispielen zeigen, dass Ovid Lessings Gesetze für die dichterische Darstellung des Schönen und des Hässlichen streng befolgt habe. — Zu den vielberufenen Worten im 18. Kapitel über die Verfertigung des Schildes bemerkt Hildebrand [16]), Lessing habe dabei den homerischen Tempuswechsel zwischen Imperfektum und Aorist nicht beobachtet, und vergleicht seinerseits, ein natürliches Heraustreten aus dem Bild ins Leben zu belegen, Schilderungen im Meier Helmbrecht und im Erec. —

Hamburgische Dramaturgie. Schmitts [17]) Auszüge, mit Ueberschriften wie „Les Français n'ont pas de théâtre“ und ein paar zufälligen Noten, beschränken sich auf französische Werke; die Einleitung ist dürftig, aber nicht unbillig gegen den „lutteur“. Das Heft bildet mit Schillers und Goethes Lyrik, der „Braut von Messina“ und der „Jungfrau von Orleans“ einen Band für die Classe de rhétorique des Cours supérieurs. — May [18]) liefert eines jener Programme, in denen man immer wieder alte Bekannte anläuft; sein Hauptgewährsmann ist Hettner; das Verhältnis zu den geschichtlichen Fakten wird nach Lambecks Koblenzer Programm von 1885 erörtert. — Zu Cosacks Kommentar (vgl. JBL. 1891 IV 7 : 58) bringt Moldaenke [19]) anerkennend einige bibliographische Nachträge. — Zürns, von Sprenger schleunig nachgesprochene Vermutung (vgl. JBL. 1891 I 7 : 23), im 16. Stück sei für „in die Bilze gegangen“ zu lesen „in die Binsen gegangen“, widerlegt Hoffmann [20]) hübsch durch mehrere Beispiele aus Stoppe und indem er mit Weigand Schlegels Hamlet II, 2 citiert, doch ohne die Redensart erklären zu können. —

Emilia Galotti. In einer schwungvollen und fesselnden Apologie, die freilich des Widerspruches gewärtig sein muss, weist Roth [21]) die so oft über Emilias „subintelligierte Liebe“ und den Schluss geäusserten Bedenken zurück; das Bruchstück aus Crisp gilt ihm noch für original. —

Nathan [22-24]). Schwärmerische Monologe über das märchenhafte Drama der humanen Weisheit, 1857 und 58 niedergeschrieben, sind aus Auerbachs [25]) Nachlass erschienen. — Werders [26]) letzte Gabe ist das Heft, aus dem er seit 1862 vorgetragen hat, so dass nun die vier einander ablösenden Kollegien über Hamlet, Macbeth, Wallenstein, Nathan dauerhaftes Zeugnis ablegen von dem Feuereifer und dem feinen, bisweilen allerdings paradox blendenden Sinn dieses durchaus ästhetischen Menschen aus einer abgetretenen Generation. Es sind lebendige, für den Druck oft gar zu lebendige und rhetorisch flackernde, oft hyperbolische Worte, mit reichen Citaten, die W. mündlich so meisterhaft vorzutragen wusste, vielen Wiederholungen, beständigen Ausrufen und Fragen an die Hörer. W. entschlägt sich (und gewiss darf er das) aller historischen Be-

---

11) ○× Lessings Laokoon transl. by E. C. Beasley and Helen Zimmern. London, G. Bill and Sons. Sh. 1,00. — 12) × Lessings Laokoon with engl. notes ed. by A. Hamann. Revised by L. E. Upcott. Oxford, Warehouse. 12⁰. Sh. 4,60. — 13) F. Muncker: BBG. 28, S. 107/8. — 14) E. Naumann: ZGymn. 26, S. 371. — 15) E. Plaumann, Ovids Gedichte im Lichte v. Lessings Laokoon: ib. S. 274-96. — 16) R. Hildebrand, Zu Lessings Laokoon: ZDU. 6, S. 305/9. — 17) L. Schmitt, G. E. Lessing, Dramaturgie de Hambourg. Extraits reliés par des analyses aves notes et notices. 4. éd. Paris, Delagrave. 59 S. Fr. 0,75. (S. u. IV 8 c: 3; 9: 42, 121, 124). — 18) J. May, Lessings Hamb. Dramaturgie im Unterr. d. Prima: Progr. d. Gymn. Offenburg. 4⁰. 17 S. — 19) C. Moldaenke: ZGymn. 26, S. 368-70. — 20) P. Hoffmann, In d. Pilze gehen: ZDU. 6, S. 495/6. — 21) K. Roth, Lessings Emilia Galotti. Vortr.: BBSW. N. 14. — 22) × P. Seliger, Nathan d. Weise mit Ballet: Gegenw. 41, S. 361. — 23) × Q. N. Taco H. de Beer, Nathan de wijze. Metrische Vertaling: NedSpect. S. 418/9. — 24) × (I 5 : 42). (Gewäsch mit antisemitischem Schlusstrumpf.) — 25) (IV 4 : 196). — 26) K. Werder, Vorlesungen über Lessings Nathan, geh. an d. Univers. zu Berlin. Berlin, Fontane & Co. 248 S. M. 5,00. |[P. Schlenther: VossZg^B. N. 44; -e-: AZg^B. N. 263; C. B.: HambCorr^B. N. 30; E. Zabel: NatZg. N. 447, 451; Th. Wolff: Zeitgeist N. 29.]| —

trachtung, um den Nathan als ein ewiges Werk zu nehmen, ihn für sich und aus sich allein zu erklären und gelegentlich übertreibend jeden Einschlag der theologischen Fehden zu läugnen. Er behandelt ihn als lebensvolle „musterhafte" Kunstschöpfung eigenster Art, mit beredter Polemik gegen Schiller, Vischer, Stahr, seine Auffassung gern durch ein lautes „Das ist's" unterstreichend und immer wieder einprägend. Nathans Gutthätigkeit sei der Nerv des Charakters, der Schwerpunkt des Stückes. Aus der dramatischen Entwicklung des Tempelherrn heraus schlägt er Vischers Einwände gegen die Art des Konfliktes nieder, und er wendet sich dann in leidenschaftlicher Rede gegen „den bösen Pluralis der Liebenden", weiter gesund gegen die Abstraktion der sogenannten Idee oder Tendenz, mittelst deren man nur Schemen konstruieren, aber die erhebende Rührung dieses völlig abgerundeten Werkes nie verstehen könne; eine Wirkung weder tragisch, noch komisch. Bequem abbrechend ergeht sich W. nach summarischem Preis der Charakteristik über das „orientalische Feuer" Al Hafis im Gegensatz zum „Jordanwasser" des Klosterbruders. Dann erledigt er ein unkritisch der Hamburgischen Dramaturgie nachklingendes Gerede über Lessings mangelhafte Dichterkraft, sowie das Missverständnis des Jüdischen und Christlichen, wo es doch gar nicht auf Konfessionen, sondern auf Menschen ankomme und auf die Praxis der Liebe. Der alte Hegelianer sagt aller Metaphysik gründlich Valet. Nun erst kommt er zur Ringparabel des Boccaccio und vom vollen Lobe der Lessingschen Vertiefung und „partikularsten Aktion" zu dem, was ihm nach dem Artcharakter und der individuellen Beschaffenheit des Stückes noch trotz Gervinus zu preisen bleibt: der schönen Zweckmässigkeit dieser Verse. Ich bin im Grunde gleicher Meinung, wenn auch mein Wort viel nüchterner klingt als die Rede W.s, dessen Auge „in a fair fancy rolling" in diesem ganzen Bereich eitel Glanz erschaut. So heisst es endlich: „Als Drama behauptet der Nathan den ersten Rang vor Allem was unser ist. . . . Er ist das vollkommenste Werk der deutschen Bühne". Als pathetischer Prediger verlässt W. seine Kanzel. —

IV,7

Herder.

Ernst Naumann.

Briefe N. 1. — Geistesleben: Theologisches N. 5; pädagogische Bedeutung N. 6; Erforschung der Volkslieder N. 8; Uebersetzungskunst N. 9; Sprache N. 10. — Werke: Recensionen N. 12; Von deutscher Art und Kunst N. 13; Abhandlungen von 1778 N. 14; Ideen zur Philosophie der Geschichte N. 15; Humanitätsbriefe N. 16; Cid N. 17; neue Funde N. 19. —

Der Briefwechsel Herders mit Gleim war bisher in einer seiner hervorragenden Wichtigkeit keineswegs entsprechenden Form veröffentlicht. In der Sammlung „Von und an Herder" Bd. I. sind ganze Briefe übergangen, andere lückenhaft und von Fehlern entstellt mitgeteilt. Diesem Uebelstande hilft Pawel[1]) durch Veröffentlichung von Briefen und Briefstellen Herders aus den J. 1775—95 ab. Er ist zwar der Meinung, dass persönliche Mitteilungen gleichgiltiger Art unbekannt bleiben dürfen, aber es waren noch ganze Briefe mit bedeutenden Nachrichten über das persönliche Verhältnis Herders zu Gleim unveröffentlicht geblieben. Die 28 mitgeteilten Stücke werden vorwiegend aus ungedruckten Briefen Gleims erläutert; sie lassen den inneren Reichtum dieser Korrespondenz erst deutlich erkennen. — Einen Brief des Professors der Physik am Karlsruher Gymnasium, Johann Lorenz Boeckmann, an Herder teilt Funck[2]) aus dem in der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Nachlasse Herders mit. Das Schreiben ist vom 21. Juli 1787, es gehört der Vorgeschichte des Aufsatzes „Ueber das erste patriotische Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" an und enthält Einzelheiten über Herders Beziehungen zum Badischen Hofe. Hier bestand eine warme Teilnahme für Wieland, obwohl dessen litterarischer Widersacher Klopstock sich dem Markgrafen genähert hatte. Der Markgraf schätze Herder „so ganz und so wahr" und liess ihm durch den Briefschreiber „viel Angenehmes und Verbindliches sagen", von dem „ABC-Buch" versprach er sich grossen Nutzen. Boeckmann glaubte übrigens, dass er Herder vom Werte des Magnetismus überzeugen könnte. — Einen Brief Herders an Max von Knebel veröffentlicht Suphan.[3]) Auf Ludwig von Knebels Bitte schrieb Herder an des Freundes jüngeren Bruder, dessen unruhige Gemütsart er kannte, am 18. Sept. 1789 im Tone freundschaftlichen Geplauders einen umfangreichen Brief, kurz ehe der Empfänger eine Reise nach Italien antrat. Es kam dem Briefsteller

---

1) J. Pawel, Briefe Herders an Gleim: ZDPh. 24, S. 342-68. — 2) H. Funck, Boeckmann an Herder: ZGORh. 7, S. 561/5. — 3) B. Suphan, Briefe v. Goethe u. Herder: VLG. 5, S. 100/7. — 4) R. Steig, Achim von

darauf an, dem jungen Menschen durch milde Zusprache seine Ruhe wiederzugeben; von dem Gesichtspunkte aus sind alle die Anweisungen über die Reise und die Mitteilungen über die eigenen Erlebnisse bemessen. „Ganz Italien sei Ihnen wie ein Guckkasten, den Sie mit Musse und Gemächlichkeit, ohne Anspannung und innere Unruhe sehen. Sie werden mit genährtem und erweitertem Geist, mit weiterer Brust, mit geläutertem Auge über hundert und tausend Dinge zurückkehren, und eine ungewohnte neue Freude an Deutschland, einen Hang fürs häusliche, sittliche Leben mitbringen, das Sie in Italien sehr vermissen werden.“ Die eigenen Reiseerinnerungen betreffen Tirol, Verona, Venedig, Vicenza und Umgegend, Rom, Neapel, Portici, Pompeji. — Aus einem Briefe Achims an Brentano von Arnim vom 12. März 1806 teilt Steig[4]) eine auf den Cid bezügliche Stelle mit, hin und wieder habe ihm Herder wohl Mantel und Kragen umgehangen, die Diktion sei oft nachlässig, die Spanier haben ein eigen Talent, jedes Ding mit seinem eigentümlichen Geruche zu bewahren und einzumachen. —

Geistesleben. Herders Stellung innerhalb der Theologie hat Fr. Hoffmann[5]) für einen Teil der Glaubenslehre erörtert. Ausgehend von dem Gesichtspunkte, dass Herder kein kritischer Theologe war (er war aller systematischen Dogmatik abhold), sondern ein praktischer Christ, legt er dessen Lehre von der Person und dem Werden Christi dar, fussend auf den Schriften theologischen Inhalts von 1773 (Homilien) — 97 (Christliche Schriften, dritte Sammlung). Herders Grundanschauung über das Wesen des Christentums und über Christus habe sich in dieser Zeit nicht geändert. Als Ergebnis spricht H. aus: Herder fasste die Person und das Werk Christi nicht mit dem Verstande auf, sondern mit dem Herzen. Er nahm es ernst mit der Frage „Was dünket euch von Christo?“, und indem er ihre Beantwortung der unfruchtbaren dialektischen Spitzfindigkeit entzog und dem unmittelbaren, lebendigen religiösen Gefühl zuwies, konnte er den aufrichtig Suchenden, aber auf der dürren Steppe des Kritizismus und Rationalismus keinen Ausweg Findenden ein Führer werden und als ein Vorläufer einer begeisterten und begeisternden Theologie erscheinen. —

Die pädagogische Richtung in Herders Wesen hat eine übersichtliche Darstellung und Würdigung gefunden. Keferstein[6]) erinnert an die weitverzweigte Gelehrsamkeit Herders, die mit dem lebhaftesten Drange sich mitzuteilen, auf andere zu wirken, in Staat und Gesellschaft zu schaffen und aufzubauen verbunden war. Alles, was er an Kenntnissen, besonders philosophischer Systeme, in sich aufnahm, setzte sich in ihm alsbald um zu einer treibenden Kraft voller Anregung; sein Humanitätsideal drängte mit Macht zur Verwirklichung in Schule, Kirche und Staat. Wenn er also auch keine Schriften über Pädagogik im engeren Sinne verfasst hat, so sind seine Werke doch voll der tiefgehendsten und zahlreichsten pädagogischen Anregungen. K. vergleicht ihn einerseits mit Leibniz, andererseits mit Schleiermacher, er stellt ihn mit Comenius zusammen und weist auf die Anregungen hin, die Herbart und neuere Pädagogen, sowie Ritter u. a. von ihm erhalten haben. Von dem ersten Entwurf des „Ideals einer Schule“ in dem Reisejournal bis zu seiner beaufsichtigenden Thätigkeit am Weimarer Gymnasium hatte Herder Gelegenheit, über die Jugenderziehung zu denken, zu schreiben und für sie zu wirken. Vieles von dem, was Herder versucht oder vorgeschlagen hat, berührt sich mit den neuesten Massnahmen in den höheren Schulen. — Herders Stellung zu den Fragen des Unterrichts fasst Völcker[7]) in den Satz zusammen: Herder würde, wenn er heute lebte, mit Verwerfung der unglücklichen und unhaltbaren Bezeichnung „humanistische“ und „realistische“ Bildung das Wesen der höheren Bildung nicht erblicken in der Fähigkeit, die menschlichen Dinge an sich nachzuerleben, vielmehr in der Fähigkeit, an der Weiterbildung dieser Dinge sich lebendig schaffend zu beteiligen. —

Anknüpfend an die von Herder gesammelten Zeugnisse über Volkspoesie verfolgte Fresenius[8]) in einem Vortrage die Beachtung der letzteren vor Herder. Bei Montaigne (Essays, 1580) entsteht ein Begriff der Volkspoesie, der das Nächste und Fernste umspannt; Montaigne kombiniert die Volkslieder seiner Heimat mit den Liedern solcher Völker, die nicht einmal Schrift besitzen, d. h. mit brasilianischen Liedern, oder vielmehr mit einem brasilianischen Liede an die Schlange. Léry (Reisebeschreibung 1578) schildert ein brasilianisches Fest, bei dem harmonischer Gesang unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Es war kein Zufall, dass der Same des Volksliederinteresses aus Brasilien kam und in Frankreich keimte. In Wahrheit ist gerade die Verknüpfung des Fremden, Fernen mit dem Heimischen für Montaigne wie für Herder charakteristisch, das ästhetische Interesse wird von dem ethnographischen befruchtet. Sir Philipp Sidney (Defence of Poetrie, 1580 oder 1581) findet, auch wo Wissenschaften nicht blühen,

---

Arnim über Herders Cid: ib. S. 148. (vgl. IV 10 : 41.) — 5) Fr. Hoffmann, Herders Lehre v. d. Person u. d. Werke Christi. (=Festschrift zu d. am 1. Okt. 1892 stattfindenden feierl. Einweihung d. neuen Gebäudes d. Kgl. Friedrich-Kollegiums. Königsberg i. P., Hartung. 4⁰. S. 121-42.) — 6) (I 10 : 55). — 7) G. Völcker, J. Böhme, Herder u. d. Gymn. (Vgl. JBL. 1890 IV 10 : 5): NJbbPh. 146, S. 224/9. — 8) (III 2 : 5). — 9) A. Waag, Ueber Herders Uebertragungen

ein Gefühl für Poesie. Wales dient ihm als Beispiel für den frühen Beginn, wie für die lange Fortdauer der Poesie, „wo es keine Schrift giebt". An Oviedo lässt sich besonders beobachten, wie das Gewahrwerden der amerikanischen Poesie den Anstoss dazu gab, dass der heimischen Volkspoesie in der Litteratur gedacht wurde. Sidney preist an einer anderen Stelle die Lyrik als die Erweckerin kühnen Mutes und führt das alte Lied von Percy und Douglas an. Gleichzeitig und unabhängig von einander weisen ein Franzose und ein Engländer auf die Volkspoesie ihres Heimatlandes und auf die Lieder wilder Völker hin. Das Zusammentreffen europäischer Kultur mit dem nationalen Leben der Eingeborenen von Amerika ist gleichsam verkörpert in dem Manne, der 1609 zu dem brasilianischen Lied an die Schlange zwei peruanische fügte: Garcilasso de la Vega (Commentarios reales). Von den peruanischen Liedern, die er mitteilt, schöpfte er das eine aus eigener Erinnerung, das andere, ein Lied an die Regengöttin, entnahm er den Ueberresten einer hs. Geschichte des Inkareiches von Blas Valera, die 1596 bei der Plünderung von Cadix grösstenteils verloren ging. F. wies auch noch auf eine Arbeit von Brandstetter hin, in der das deutsche Publikum zum ersten Male Kunde von der Epik der Malaien erhält. —

Herders Art und Kunst zu übersetzen stellt Waag[9]) durch Untersuchung sämtlicher Uebertragungen englischer Gedichte in ein klares Licht. Der grösste Teil der übertragenen Gedichte gehört zu den Volksliedern, einige stehen in dem von Redlich zusammengestellten Anhange dazu, andere unter Herders eigenen Gedichten, einige unter „neuerer Kunstpoesie"; die Quellen sind bis auf die von zwei Gedichten nachgewiesen. Von wenigen lagen frühere Uebersetzungen vor, die Herder aber nicht für vollendet hielt. Er selbst hat in seinen Nachbildungen die metrische Form wenig oder gar nicht geändert, um den Ton des Gesanges festzuhalten; vollständig umgewandelt hat er nur vier Gedichte. Selbstverständlich hat er auch die aus englischer Prosa, aus Shaftesbury, Richardson, aus Ossian geschöpften Lieder in Verse gekleidet. Für Ossian schien ihm nichts unangemessener als Denis Hexameter. Jedenfalls kommen die freieren jambischen, trochäischen, daktylischen Rhythmen Herders der feurigen Sprache des Dichters näher. In seinem sprachlichen Ausdruck suchte Herder den „Wurf" der Gedichte durch Festhaltung des Charakteristischen zu bewahren, er bildet dazu die stilistischen Kunstmittel seiner Vorlagen nach, z. B. Wiederholungen, oder ersetzt sie, wo die deutsche Sprache sich nicht fügen will, durch andere, ähnlich wirkende. Eine besondere Vorliebe zeigte er für erweiternde Wiederholungen, er hat sie an zahlreichen Stellen neu eingeführt. Es ist ein Nachklang des Parallelismus in der hebräischen Poesie, durch das Studium der Bibel geweckt, durch Klopstock bestärkt und durch die Volkslieder von neuem hervorgerufen. Vor Klopstock findet sich die erweiternde Wiederholung hauptsächlich nur in der Anrede. Auch im Bau der Sätze hat Herder poetischere Form nur notgedrungen aufgegeben, häufiger eingesetzt; Anklänge und Wiederholungen von Strophen und den Kehrreim hat Herder fast ausnahmslos getreu nachgebildet, den letzteren oft unter wirkungsvoller Umgestaltung. An den mehrfachen Uebertragungen derselben Gedichte lässt sich ein rastloser Fortschritt nachweisen. Form und Ausdruck gewinnen einen entschiedenen Fortgang in der Beherrschung der Sprache, zudem konnte sich Herder nimmer genug thun, die richtige Mitte zwischen Treue im Ausdruck und Vollendung der sprachlichen Form zu finden. Auch dem Inhalte gegenüber bewahrte er sich die innere Freiheit, bald dienend und anschmiegend, bald herrschend und selbstschaffend. Treu giebt er allgemein Menschliches, Erhabenes, Charakteristisches, Packendes wieder; wo er auf örtlich Beschränktes, Mattes und Unedles stösst, scheut er sich nicht, zu kürzen und umzuwandeln. Geringer ist die Zahl der Gedichte, welche er bis in das Einzelste anschliessend überträgt oder auch ausdehnt und fortsetzt. Andererseits finden sich freieste Umstellungen und Kürzungen. Bei verschiedenen Gedichten, z. B. Der einzige Liebreiz, Eroberungssucht, Das Mitgefühl, Himmel und Hölle, ist zwar eine Veranlassung aus englischer Litteratur nachweisbar, sie müssen aber als selbstständige Dichtungen gelten. Aenderungen der Ueberschriften beruhen auf dem Bestreben, den Inhalt bezeichnender und poetischer anzudeuten. Ein gutes Gedicht — das stand für Herder von Anfang an fest — ist unzertrennlich von seiner Kunstform, welcher der Uebersetzer nur nachdichten darf. Darin, wie in der Behandlung der Ausdrucksweise wurde er bahnbrechend. Er löste das Rätsel der zweckmässigsten Uebertragung, weil er der Sprache der Leidenschaft nachstrebte, wie sie im Umgang empfindender Menschen lebendig ertönt, weil er ferner den Geist der englischen Gedichte zur reinsten Darstellung bringt und sich nicht an Einzelheiten klammert, sofern sie nicht zu ihrem Wesen gehören. —

In einer Satire aus der Geniezeit vom J. 1781 weist Hedwig Waser[10]) Beziehungen auf Herder nach. Er wird angegriffen seiner schweren und oft dunklen

---

engl. Gedichte. Progr. d. höh. Mädchenschule. Heidelberg (J. Hörning). 51 S. — 10) (IV 5: 173.) — 11) × (IV 5 : 108.)

Sprache wegen: mit seiner „Göttersprache“ kommt eine der Personen des Lustspiels nicht „zurechte“. In Hottingers „Brelocken aus Allerley der Gross- und Kleinmänner. Leipzig 1778“ wird mit Bezug auf Herders bildreiche Ausdrucksweise auf die Erfahrung verwiesen, „wie leicht einem, mit Belesenheit und Einbildungskraft, sich die Bilder darbieten und wie sie im behaglichen Dunkel jeden Begriff ganz darzustellen scheinen, den man doch nicht ganz gedacht“. —

Eine umfassende Bereicherung hat die Einzelkenntnis von Herders Werken erfahren [11]). Die Recensionen, soweit sie seinen Anteil an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom J. 1772 betreffen, sind von Steig [12]) untersucht worden. Der 5. Band von Suphans Ausgabe enthält 14 hierher gehörige Recensionen, bei denen genügende Beweise für Herders Urheberschaft erbracht werden können. Die Beweisführung selbst legt nunmehr St. vor. Beweismaterial ist im Briefwechsel, den gleichzeitigen Schriften Herders und besonders in den Vorstufen der damals im Werden begriffenen Werke hinreichend vorhanden. Eine Recension, die sechste, wird von Herder selbst als sein Eigentum anerkannt, zu der achten hat sich eine Quartseite Vorarbeit in schwer entzifferbaren Abkürzungen vorgefunden. Die zwölf übrigen erweisen sich aus äusseren und inneren Gründen unzweifelhaft als Herders Arbeit. Die bei Goedeke (Grundriss 4, S. 289) als Herderisch angegebene Recension von Chalotais Versuch über den Kinderunterricht lehnt St. ab, dagegen sucht er den Herderschen Ursprung der Recension über die Novi commentarii Societatis . . Gottingensis (Neudruck S. 369-70) wahrscheinlich zu machen. —

An den Blättern von deutscher Art und Kunst hatte er doppelten Anteil, als Herausgeber und als Vf. zweier Aufsätze. Die urkundliche Entstehungsgeschichte der Abhandlungen über Ossian und die Lieder alter Völker und über Shakespeare bietet Lambel [13]) zugleich mit dem Neudruck der „Blätter“. Bode gab für Herder erst die Anregung, seine Gedanken über Ossian öffentlich auszusprechen, und thatsächlich waren Gerstenbergs Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur bestimmt, sie zuerst zu verkünden. Aber es bedurfte mehrfacher Mahnungen, ehe Herder seinen Beitrag lieferte. Erst im Juni 1771 zu Bückeburg legte er Hand an den Shakespeare-Aufsatz, an den Volksliederaufsatz im Aug.; einzelne Blätter aus dem ersten Entwurf des letzteren scheinen in die Druckhs. übergegangen zu sein. Bei der Umarbeitung für den Druck hat der Bestand an Liedern Veränderungen erfahren. Die Nachschrift zum Volksliederaufsatz, die wir in den „Blättern“ hinter dem Shakespeare-Aufsatz lesen (in Suphans Ausgabe ist ihr die richtige Stelle wieder eingeräumt worden), spricht Herders Freude über das Erscheinen der ersten echten Sammlung von Klopstocks Oden aus, die Nachschrift des ersten Entwurfs versprach eine Fortsetzung des Briefwechsels, welche sich auf die Lieder der alten Völker allgemeiner ausbreiten sollte. Die Einkleidung des Briefwechsels scheint den Gerstenbergschen „Briefen“ zu Liebe gewählt zu sein, ob aber mit dem vorgeblichen Empfänger überhaupt eine Person bezeichnet wurde, hält L. für sehr fraglich. Die Nachschrift sollte allerdings den Platz hinter dem Volksliederaufsatz einnehmen, ist aber, wie die in ihr enthaltene Verbesserung eines Druckfehlers auf dem zweiten Bogen zeigt, erst nach dem Druck desselben entstanden, also 1772. Der erste Druckbogen aus dem Spätjahr 1772 ist erhalten. Der Aufsatz über Shakespeare gewann erst nach wiederholten Anläufen seine Gestalt; zwei ältere Bruchstücke sind nach Suphan zeitlich nicht fester einzuordnen, die vollständigen Bearbeitungen lassen sich sicher bestimmen. Die erste in Form eines Sendschreibens ist im Sommer 1771, die zweite, welche jene Einkleidung aufgiebt, Inhalt und Wortlaut aber vielfach der ersten entnimmt, 1772 entstanden. Diese führt die Untersuchung weiter und berührt in wichtigen Sätzen die Grenzen wissenschaftlichen und dichterischen Schaffens überhaupt; vieles klingt in ihr schon an die Druckgestalt an. Für diese sind aus den früheren alte Bausteine benutzt, aber neu behauen; der ganze Aufbau ist umgekehrt worden. An die Spitze ist der Wunsch gerückt, der Betrachtung neue Gesichtspunkte zu weisen, die Beziehung auf Gerstenberg ist ans Ende verlegt. Diese dritte Bearbeitung des Shakespeare-Aufsatzes setzt L. mit Suphan nicht vor Jan. 1773; sie wurde an Bode gesandt zugleich mit den „fremden Zusätzen“, d. h. den übrigen drei Stücken der „Blätter“. Dieser Nachschub verdrängte die Nachschrift von ihrer Stelle. Die brieflichen Aeusserungen Herders, welche die Aufsätze als alt, „Jahre vorher entkommen“ bezeichnen, sind nur in so weit berechtigt, als er sich lange mit dem Gedankenstoff getragen hat, der mit seinen Arbeitsplänen aufs engste zusammenhing. Von den anderen Stücken zog ihn Goethes Aufsatz, der bereits 1772 einzeln gedruckt war, durch die „deutsche Stärke“ an, ohne dass Herder sich sogleich zu Goethes Kunsturteil bekennen wollte. Mit Möser begegnete er sich in seiner Geschichtsauffassung; wie sehr er ihn schätzte, zeigt, ausser der Aufnahme jenes Ausschnittes aus der 1768 erschienenen Osnabrückischen Geschichte, eine Recension,

— 12) R. Steig, Herders Anteil an d. Frankfurter Gelehrten Anzeigen v. J. 1772: VLG. 5, S. 223-49. — 13) Von

Stellen in den „Provinzialblättern“, sowie die ganze Auffassung in der Abhandlung über christliche Bischöfe und eine in der Hs. derselben noch erhaltene Aeusserung. Der an vierter Stelle veröffentlichte Versuch über die Gothische Baukunst geht auf eine unbekannte Uebersetzung des Werkes Saggio sopra l'architectura gotica, Livorno 1776, von Paolo Frisi (1728—84) zurück. Der zusammenfassende Titel der kleinen Sammlung rührt unzweifelhaft von Herder her, an den sich die öffentliche Beurteilung vorwiegend wandte; sie trat im Mai 1773 ans Licht. Der Text des Neudrucks bleibt der Vorlage möglichst treu, offenbare Versehen sind verbessert, beachtenswerte Vorschläge zu weiteren Verbesserungen sind am Schluss der Einleitung verzeichnet. —

Suphans [14]) Ausgabe der sämtlichen Werke ist auch in diesem Jahre weiter vorgerückt. Inhaltlich auf das reichste ausgestattet, bringt der 8. Band fünf Abhandlungen Herders aus dem J. 1778, dem zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar. Aber sie reichen, wie S. zur Einführung bemerkt, weit zurück, zum Teil bis nach Riga und in die Zeit der Wanderschaft; das Thema der Lobrede auf Winckelmann war schon in den „Fragmenten“ gegeben, von der „Plastik“ bezeugt Herder selbst, dass sie grösstenteils in den J. 1768—70 geschrieben; bis auf 1775 reicht die Entstehung der Schrift über die Offenbarung zurück, die ihres Umfanges wegen für den folgenden Band aufgespart bleibt. Lieder aus Hiob und das „Hohelied“ hat er schon im J. 1772 seiner Braut in Uebersetzung dargebracht. Der Einfluss Weimars ist in den aus Bückeburg stammenden Arbeiten nicht zu verkennen; andererseits verliert sich der sinnliche Charakter der früheren Periode noch nicht, am wenigsten in der bildlichen Sprache. Ebenso erhebliche Unterschiede weisen die verschiedenen Redaktionen dem Inhalte nach auf, was sich, von dem folgereichen Ortswechsel abgesehen, auch aus den nicht geringen Zeitabständen der Bearbeitungen erklärt. Diese Wandlungen sind ausnahmslos in ihrem vollen Umfange dargelegt worden. Zu wissen z. B., wie weit die „Plastik“ zu jener Zeit gediehen war, da Herder dem jungen Goethe ihren Hauptinhalt mitteilte, ist uns heute kein geringeres Anliegen, als das Werk in der veröffentlichten Form kennen zu lernen, die für den Vf. selbst nur einen vorläufigen Abschluss bedeutete. Ebenso lässt sich bei der Schrift vom „Erkennen und Empfinden“ der Wert der geistigen und stilistischen Leistung nur bei gleichmässiger Berücksichtigung aller Stufen ihrer Ausgestaltung bemessen. Für einen Bericht über die Entwicklung der Schriften verweist S. auf Haym. Die Herstellung des Bandes hat Redlich übernommen. Er giebt im Vorbericht eine Uebersicht über das vorhandene Material. Die Studien und Entwürfe zur „Plastik“, 19 an der Zahl, wovon 13 Nummern bereits im „Lebensbilde“ gedruckt, liegen mit Einer Ausnahme in der Hs. vor und sind daraus (S. 88—115) abgedruckt; nur für den 6. Abschnitt musste das „Lebensbild“ zu Grunde gelegt werden. Als Plastik von 1770 ist (S. 116—63) ein Abschnitt mitgeteilt, der als Reinschrift von Herders Hand vorhanden ist; er zeigt die Schrift in der Gestalt, als die Arbeit durch die Reise mit dem Holsteinschen Prinzen unterbrochen wurde. Die Hs. der Druckgestalt (S. 1—87) ging Ostern 1778 an Breitkopf ab; der Druck wurde überhastet und fiel mangelhaft aus. Die zahlreichen Fehler, welche durch die Vermutungen früherer Herausgeber nicht gemindert wurden, sind jetzt auf Grund des vorhandenen Druckms. verbessert. Von der Druckvorlage der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlischen Seele“ (S. 165—235) ist nur das verworfene Titelblatt erhalten. Reicher ist die hs. Ueberlieferung für die beiden Vorgestalten von 1774 und 75, die R. (S. 236—62, 263—333) vollständig mitteilt. — Der in der Vulgata willkürlich überarbeitete Text der Preisschrift „Ueber die Würkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten“ (S. 334—436) ist nach dem ersten Drucke von 1781 wiederhergestellt; das Werden auch dieser Schrift ist durch Auszüge aus einer früheren Niederschrift Herders vor Augen gestellt. Die „Lobrede auf Winckelmann“ (S. 437—83) ist 1882 durch Duncker aus der in Kassel befindlichen Hs. veröffentlicht worden; auch ihr Text konnte durch weiteres hs. Material gesichert werden. Die „Lieder der Liebe“ (S. 485—588) lagen schon in verschiedenen Redaktionen abgeschlossen vor, als ihre Herausgabe 1778 durch die Verlobung von Herders Schwager Siegm. Flachsland veranlasst wurde; der Druck fiel ziemlich fehlerfrei aus, er konnte zudem durch das fast ganz erhaltene Druckms. kontrolliert werden. Der Nachlass enthält u. a. drei vollständige Fassungen vom J. 1776, von denen die dritte (S. 589—658) vollständig mitgeteilt wird. Wieviel auch dieser Band zur Bereicherung unserer Herderkenntnis beiträgt, ergiebt sich ebenso sehr aus der Vergleichung der mit treuestem Fleisse von Schlacken und Schlauben gereinigten Texte mit den älteren und ältesten Drucken, wie aus einer Durchmusterung der reichen Beigaben aus den Hss. Wir werden bald den bedauern, der die Entwürfe zur Plastik im Lebensbild oder die Schrift über die Wirkung der Dichtkunst in der Vulgata lesen

deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Her. v. H. Lambel. (= DLD. Her. v. A. Sauer N. 40 f.) Stuttgart. Göschen. LV. 123 S. M. 3.50. — 14) Herders sämtl. Werke. Her. v. B. Suphan. 8. Band. Berlin

musste. Die Mitteilungen aus den hs. Vorarbeiten Herders versetzen uns mitten in den nie versiegenden Strom seines geistigen Lebens und des fortgehenden Werdens, in dem alles Fragmentarische seiner schriftstellerischen Arbeit zum Ganzen wird. —

Das Hauptwerk Herders, das nicht bloss den Gipfel seiner litterarischen Wirksamkeit bezeichnet, sondern auch seine Stellung in den philosophischen Strömungen seiner Zeit und in der Geschichte der Litteratur am klarsten bestimmt, — die „Ideen" haben in Kühnemann[15]) einen kenntnisreichen und umsichtigen Herausgeber gefunden. Er schickt dem Texte eine umfassende Einleitung voran, in der er das Werk einer allseitigen Würdigung unterwirft. Ausgehend von dem durch Lessing angeregten Streit über Spinoza, zeigt er, wie sich Herder durch seine Darstellung des spinozistischen Systems in der Schrift „Gott" zu eigenen Ansichten durchrang. Diese Abhandlung, wenn auch erst 1787 veröffentlicht, reicht ihrer Entstehung nach vor die „Ideen" zurück und enthält den Schlüssel zu deren Verständnis. Gott ist ihm die bleibende immanente Ursache der Welt; diese innere Notwendigkeit der Natur Gottes prägt sich in dem Ganzen der Welt und ihren Teilen aus, indem alle Dinge nach Mass und Zahl einen Beharrungszustand haben, wonach sie allezeit zurückstreben, wenn er gestört ist. So führt uns die Physik immer weiter in das Reich weisester Notwendigkeit, einer in sich selbst festen Güte und Schönheit. In diesen Gedanken von der Fortentwicklung der Welt zu den Gesetzen göttlicher Notwendigkeit bauen sich die religiös-philosophischen Ueberzeugungen zur Grundlage geschichtlicher Betrachtung aus: hierin liegt für Herder der Zusammenhang der Geschichtsphilosophie mit dem allgemeinen philosophischen Glauben. Jene Philosophie entsprach der eigenen Forschungsweise Herders mit ihrem starken Beisatz von persönlichem Gemütsanteil; ihm war die Welt geschaffen als ein Arbeitsfeld voll nie endender, stets erquickender Forschung und im ganzen als Zusammenhang weisester Güte und Schönheit. Demgemäss verrät sich in jedem Teile der Schrift das höchste persönliche Interesse. Er deutet die Gedanken des grossen Philosophen nach seiner Ueberzeugung, er verwirft Einzelnes, verbindet Verschiedenes, und so sieht er Spinoza, Shaftesbury und Leibniz in eigenem Lichte. Er verschiebt auch die wesentlich philosophische Frage jenes Streites um Spinoza, in den Jacobi und Mendelssohn eingetreten waren, und die auch Kant bewegte, — die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis; er entwickelt seine Gedanken von den organischen Kräften und ihrer Einheit in Gott als Hypothesen der Welterklärung, oder eigentlich als Thatsachen, und nimmt dazu von „jedem seiner Vorgänger das Beste." Eine milde Stimmung des Friedens spricht sich in der Darstellung und in der Entwicklung des Gespräches aus, die Unterredenden entfalten nur die gemeinsamen Ueberzeugungen. Zu Herder bekannte sich in freudiger Anerkennung Goethe, als Gegner erstand ihm Kant. Aus dem Kreise jener Ueberzeugungen heraus plante Herder 1782 seine Philosophie der Geschichte; und diese Art der Entstehung fasst K. als ein Zeugnis dafür auf, dass das vollkommenste Werk der Reife Herders ein Ausdruck seiner Freundschaft mit Goethe ist. Er hat es zwar, wie er bemerkt, „unter Kümmernissen von innen und Turbationen von aussen" vollendet, aber er hat das Glück genossen, ein Werk zum Abschluss zu bringen, in dem die Persönlichkeit des Schriftstellers ausreifte, und — ausser der Zufriedenheit im Hause — eben in diesen Jahren einem Freunde die Hand zu reichen, der jeder Wendung mit schöpferischem Verständnis folgt. In diesem Sinne erörtert der Herausgeber den Gedankengehalt der Schrift. Es ist hier nicht möglich, seinen anregenden Auseinandersetzungen ins Einzelne zu folgen. Es mag nur darauf verwiesen werden, dass ein liebevoll eingehendes Verständnis für Herders Persönlichkeit und die Gedankenwelt seiner Mitforschenden ebenso wie eine massvolle philosophische Kritik dazu verwertet werden, die klarste Einsicht in das Werk als eine persönliche That Herders zu vermitteln. Kants Recension erschütterte den metaphysischen Unterbau: er vermisste die streng philosophischen Begriffe, vor allem die Bestimmung der Ideen der Freiheit und ihres Verhältnisses zur Natur. Herder fasste die Recension als einen persönlichen Angriff seines alten Lehrers auf und erwiderte gereizt. Der 2. Teil entstand wieder unter Mühseligkeiten, aber das Gefühl der Einigkeit mit vielen geistig hochstehenden Menschen, half die Schwierigkeiten auch der Formgebung besiegen. Herder hat hier Gelegenheit, sein ethisches Problem der Humanität zu entwickeln und den pädagogischen Sinn zu bethätigen. Dazu wirkt die religiöse Grundstimmung seiner geistigen Vergangenheit nach, und so schrieb er an den Ideen nicht nur das abschliessende Wort, sondern auch seine Rechtfertigung. „Wie Herders Gott in der Natur, lebt Herders Seele in seinem Werk, oder richtiger: Herders Gott ist nur der Ausdruck für das eigentümliche Arbeiten seiner Seele." Aber die

Weidmann. XIV, 680 S. M. 8,00. [Ch. J.: RCr. 34, S. 291.] — 15) Herders Werke. 4. T. 1., 2., 3. Abt. Her. v. E. Kühnemann. Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschheit. (= DNL. Hist.-krit. Ausg. her. v. J. Kürschner. Bd. 77. 1. Abt.) Stuttgart, Union. CLI, 861 S. M. 2,50. [K. Lasswitz: MünchNN. N. 106; J. Deckel:

Mangelhaftigkeit der metaphysischen Grundlage liess es geschehen, dass er oft subjektive Ueberzeugungen als geschichtliche Wahrheit ansah, ja dass er zuweilen mehr als Prediger sich auf die Gefühlsmotive der Gedankenbildung beruft, als dass er als Denker sich allseitig abgewogener Prinzipien bewusst bleibt; daher die schiefe Polemik gegen Kant. Kants Antwort in mild ablehnender Form, aber mit bestimmter Erörterung der Gegensätze und sein „Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte 1786“ legten entschiedenen Protest ein. Der Streit entwickelte sich weiter; er lag in der grundsätzlichen Verschiedenheit von Kants System und Herders Art zu philosophieren so tief begründet, dass ein Ausgleich nicht möglich war; eine tiefe Unbefriedigung blieb in Herders Seele, da sein unbestechliches Gefühl ihm zuflüsterte, dass der grosse Feind doch nicht abgeschlagen war. Der 3. Teil erschien nach längerer Unterbrechung 1787, von den Freunden mit Bewunderung begrüsst. Der Herausgeber weist den Zusammenhang des Geschichtsbildes mit Herders philosophischen Grundanschauungen nach, bemerkt den entdeckenden Forscherblick und die glänzende Bewährung des geschichtlichen Sinnes neben der Unsicherheit der philosophischen Grundlagen, die z. B. den Entwicklungsgedanken in schwankenden Formen zeigen. Im 15. Buche tritt die doppelte Fassung des Humanitätsbegriffes der geschichtlichen Forschung hindernd entgegen, die Abstraktion siegt über die Geschichte. „Der Herdersche Begriff der Humanität ist vollkommen unfähig, zum Prinzip der Geschichte zu dienen.“ Seine geschichtliche Welt wird bestimmt vom ästhetischen, religiösen und pädagogischen Interesse. „Diesem Geiste ist die Geschichte zugleich Wissenschaft, ein Kunstwerk, Gottesdienst und Schule.“ Die Vorgeschichte dieser Gedanken verfolgt K. zurück bis auf die Schrift „Vom Ursprung der Sprache“ (1770), ihre Aeusserung fällt in den Höhepunkt seines Lebens. Aber bei aller Uebereinstimmung Goethes bleibt nicht verborgen, dass dessen Grundrichtung und Grundstimmung doch sich weniger von Kant als von Herder entfernte; durch das Studium Kants bekennt Goethe erst Klarheit über die methodischen Grundfragen seines eigenen Verfahrens erlangt zu haben. Neben den „Ideen“ her geht die Veröffentlichung der ganz in ihrem Geiste geschriebenen „zerstreuten Blätter“. Der 4. Teil der „Ideen“ erschien am letzten Oktober 1791, ein reiches und einheitliches Bild, nach kräftigen durchgehenden Grundlinien wundervoll komponiert. Es bezeichnet den Gipfel des Werkes. In diesem Teil begründete Herder seine eigentümliche Stellung zur europäischen Kultur. K. nennt Herder einen getreuen Sohn des Leibniz. Wie dieser in einheitlichem System Natur und Gnade, mathematische Naturwissenschaft und Theologie durch das Stufenreich der Wesen verband, so vereinte Herder die geistige Natur und die Religion. Es ist, als hätte das Leibnizsche Zeitalter in diesem grossen Schüler versuchen wollen, wie weit es wohl kommen könne. Die Textgestaltung schliesst sich hauptsächlich an die erste Ausgabe an, die Anmerkungen sind absichtlich auf litterarische und biographische Notizen beschränkt. —

Eine ebenso feinsinnige Würdigung finden die Humanitätsbriefe durch Kühnemann[16]). Sie haben den 5. Teil der „Ideen“ verdrängt oder ersetzt; die Paragraphen des 25. Briefes legen Herders Prinzipien dar, erinnern überall an die „Ideen“, gehen zum Teil darüber hinaus. Diesen Zusammenhang bestätigt die Entstehungsgeschichte, sie fällt in die Zeit der französischen Revolution. Aeussere Umstände beeinträchtigten den unumwundenen Ausdruck von Herders Meinungen; so ward vieles abgeschwächt, und der Plan änderte sich während der Arbeit. Wir ahnen in diesen Sammlungen den grossen Sinn, in dem das Werk entworfen war, sie zeigen den vollen Glanz, aber auch die Grenze von Herders Anschauungen. Von den Humanitätsbriefen aus wirft der Herausgeber noch einen Blick auf die „zerstreuten Blätter“, die „Terpsichore“ und die fünf Sammlungen der christlichen Schriften. Herders Aufsatz „Iduna oder der Apfel der Verjüngung“ führte zur Auseinandersetzung mit Schiller. Dessen Brief vom 4. Nov. 1795 erklärt K. zwar aus Schillers eigenen Beschäftigungen zur Abfassungszeit, erkennt aber den prinzipiellen Gegensatz zu Herder in der Festsetzung über Recht und Wesen der Kunst und deren Verhältnis zur Sittlichkeit, wie es sich aus den Briefen über die ästhetische Erziehung, einem Seitenstück zu den Humanitätsbriefen ergiebt. Von Goethe löste sich Herder aus persönlichen Gründen, aber im innersten Kern wirkten dieselben geistigen Gegensätze mit. Das Kant-Goethesche Jh. trat seine Herrschaft nach dem Leibnizschen an, zu dem Herder durchaus gehörte. Die Ausgabe enthält eine Auswahl aus den Humanitätsbriefen; fortgelassen sind die Briefe 38, 40—42, 43—44, 47, 50, 52, 110, 113, 118, 119, und die Stellen aus Briefen Friedrichs des Grossen in Brief 21. —

Den ethischen Gehalt von Herders „Cid“[17]) herauszuheben, hat Weiss[18]) unter-

BLU. S. 541.]| — 16) Herders Werke. 5. T. 1. Abt. Her. v. E. Kühnemann. Briefe z. Beförderung d. Humanität. (Auswahl). (Ebda. Bd. 77, 2. Abt.) LI, 265 S. M. 2,50. — 17) ○ × [A. D'Avril], Le Cid Campéador. Chanson de geste tirée du Romancero, de la geste de mon Cid et d'une tragédie de Corneille. Paris (Petithenry, 8. Rue François I.). 122 S. (Am Schluss einige Bemerkungen über d. Gesch. u. Sage.) — 18) K. Weiss, Herders „Cid“

nommen. Nach einem Ueberblick über Herders Lebenserfahrungen in seinem geistlichen Amt und über seine Stellung in der Litteratur am Ende des Jh. verfolgt er unter dem Leitspruch: „Das Leben ein Kampf: Durch Kampf zum Sieg!" die Lebensbahn des Cid im Anschluss an die Dichtung. Herder habe wie Cid gefühlt, dass das ganze Leben ein einziger mühevoller Kampf sei; dies ist nach W. der neue Grundgedanke, den er seinem Stoffe einprägte. In dieser letzteren Behauptung irrt der Vf., ebenso, wenn er von einer vollständigen Umarbeitung der spanischen Dichtung spricht, die Herder mit deutschem Geist und mit deutschem Gemüt erfüllt habe, um deutsche Thatkraft zu beflügeln. Dem widerspricht das seit langem bekannte Verhältnis Herders zu seinen Quellen. Eine genauere Kenntnis der Geschichte der Dichtung hätte den Vf. in den Stand gesetzt, Herders Anteil an den Romanzen richtiger zu erkennen und besonders das Eigentum des französischen Bearbeiters von demjenigen Herders zu unterscheiden, hätte ihn ausserdem auch vor einigen Missverständnissen des Textes bewahrt. Ein mächtiger ethischer Gehalt liegt allerdings in der Dichtung, er ist aber bereits im Spanischen vorhanden. Ohne jene Beobachtung des Werdeganges verlieren die Betrachtungen des Vf. oft den Cid weit aus dem Gesichtskreise, streifen Tagesfragen und müssen sich zuweilen sogar Anwendung auf das sociale Gebiet der Gegenwart gefallen lassen. Die Typen, die herausgeschält werden, sind der im Kampfe des Lebens allein stehende Mann; der Lebenskampf zu zweien, Ehre, Liebe, Ehe; Kampf und Schmerz bei glücklichster Verbindung; der Lebenskampf der alleinstehenden Frau (Uraka); Grösse und Stärke im Unglück; der Segen des treuen Lebenskampfes und sein letzter Lohn. Man mag das aus dem Cid herauslesen, Herders Gesichtspunkte bei der Bearbeitung waren es nicht. —

Auf neue Funde, und zwar unbekannte Distichen Herders über Lessing, im Heidelberger Taschenbuch 1810 wies Steig[19]) hin. —

IV,8

Goethe.

a) Allgemeines.

Veit Valentin.

Bilder und plastische Denkmäler N. 1. — Erinnerungsstätten N. 14. — Vereine N. 21. — Feiern N. 27. — Wertherausstellung N. 40. — „Goethegemeinde" N. 41. — Theaterleitung N. 43. — Bildende Kunst N. 47. — Musik N. 56. — Religion N. 61. — Kabbala N. 69. — Philosophie N. 71. — Naturwissenschaft N. 73. — Stellung zur socialen Entwicklung N. 80. — Sprache N. 89. — Werke: Ausgaben N. 100; allgemeine Darstellungen N. 105. — Stellung in der Weltlitteratur N. 108. — Uebersetzungen N. 113. — Einflüsse der Weltlitteratur auf Goethe N. 114. — Goetheforscher N. 118. —

Von Goethebildern tritt eines neu in die allgemeine Kenntnis: das vorläufig mit dem Namen des Collinsschen Bildes bezeichnete Porträt in Lebensgrösse, das Herr Albert Holz entgegenkommend dem Freien Deutschen Hochstift überlassen hat[1]), und das nun das Frankfurter Goethehaus schmückt. Das Bild ist auf Holz gemalt, zeigt Goethe im Profil nach links, etwa im Alter von 65—70 Jahren, und zeichnet sich durch virtuosen Farbenauftrag, durch geistvolle und lebendige Auffassung aus. Auf der Rückseite steht mit Tinte geschrieben oben „died 1832" und unten „by Ruffin [o?] Collins", Bezeichnungen, die jedesfalls von einem Besitzer, nicht vom Künstler herrühren. Das Porträt erinnert an die Jagemannsche Zeichnung von 1817, ist aber freier und grösser in der Auffassung, so dass die Zeichnung als alleinige Grundlage des Bildes ausgeschlossen erscheint, und die Annahme, es sei nach dem Original geschaffen, nicht abzuweisen sein dürfte. Das Hochstift hat eine Phototypie davon veröffentlicht[2]), die naturgemäss nicht den vollen Eindruck des Originals wiedergiebt und daher Rollet[3]) verleitet hat, das Bild nicht als Originalbildnis, sondern als Nachbildung des von Christian Müller angefertigten Stiches der Zeichnung Jagemanns zu betrachten. Das Bild stammt aus der Hougthon-Hall-Galery in Yorkshire. Einen Ruffin [o?] Collins einenhat es nicht gegeben: wenn der Name Collins echt ist, so beruht der Vorname auf einem Irrtum des späteren Bezeichners: es könnte nur William Collins gewesen sein, der 1817 neunundzwanzig Jahre alt war. — Ueber das im vorigen Jahre besprochene

---

ethisch ausgelegt. Leipzig, J. Bädeker. 101 S. M. 1,00. |[AZgB. N. 125.]| — 19) R. Steig, Mitteilungen über Herder. Vortr. geh. in d. Ges. für dtsch. Litt. am 16. Dec. 1891. Referat: DLZ. S. 169-70. —

1) BFDH. 8, S. 80,304.—2) ib. Titelbild.—3) H. Rollet, Collins Oelgemälde nach Jagemanns Goethebildnis in

Goethesche Familienbild von Seekatz (vgl. JBL. 1891 IV 9a : 1) giebt Heinemann[4]) ausführliche Nachricht, berichtet über den Maler, dessen Verkehr im Goetheschen Hause, seinen Briefwechsel mit dem hier in wesentlich günstigerem Lichte erscheinenden Herrn Rat und erzählt die äussere Geschichte des Bildes. — Der 1891 in das Goethe-National-Museum geschenkte Bronzeabguss der Schadowschen Goethemaske (vgl. JBL. 1891 IV 9a : 18) wird von Ruland[5]) veröffentlicht und mit eingehender Darstellung der Entstehung und Geschichte des Werkes erläutert. R. verweist dabei auf die erst neuerdings in der Berliner Nationalgalerie erfolgte Aufstellung der Schadowschen Marmorbüste Goethes, die auf Grund dieser Maske verfertigt ist. — Durch Friedrich Zarnckes Tod ist die Aufmerksamkeit auf seine Sammlung von Goethebildern und sonstigen Goetheschätzen wieder hingelenkt worden: Fränkel[6]) giebt einen vorläufigen Bericht darüber. Die Sammlung umfasst 1394 Reproduktionen von Originalaufnahmen Goethes. Daran reihen sich etwa 1000 alte Ansichten und Pläne der Goethestädte nebst typographischen Blättern aus Italien, ferner etwa 3000 Porträts von Familienmitgliedern, Freunden und Zeitgenossen Goethes sowie Reliquien und Illustrationen zu Goethes Leben.[7]) Diese Sammlung von Goethebildern wurde auf der grossen Internationalen Musik- und Theater-Ausstellung in Wien weiteren Kreisen bekannt gemacht[8-9]); ihr ferneres Schicksal ist noch nicht entschieden. — Das Bild Goethes nach dem Stiche von Schwerdgeburth wurde in den durch Lily von Kretschman[10]) veröffentlichten Erinnerungen von Baronin Jenny von Gustedt reproduziert; ebenda finden sich Abbildungen von Persönlichkeiten, die mit Goethe in Beziehung standen: Frau von Gustedt selbst als Mädchen und als Frau, sodann Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim nach dem Porträt von Staal, Helene, Herzogin von Orleans, nach einem Gipsrelief, Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, spätere deutsche Kaiserin, nach einem Porträt von Neher, Ottilie von Goethe, Gräfin Louise Vaudreuil nach dem Porträt von H. Müller. — In Goethes „Freundeskreise" gehören auch Lili Schönemann, deren im Goethehause zu Frankfurt befindlichen Porträtstich jetzt Heinemann (vgl. u. N. 18) in Holzschnitt mitteilt, und Bäbe Schulthess, deren Silhouette das Goethe-Jahrbuch in starker Verkleinerung veröffentlicht: das fast lebensgrosse Original befindet sich in Goethes Nachlass[11]). — Das Goethedenkmal in Wien ist noch immer Gegenstand der Vorfragen.[12]) — Goethemedaillen kamen auf der Auktion Flesch vor[13]). —

Unter den Erinnerungsstätten, die mit Goethes Persönlichkeit innig verknüpft sind, steht das Frankfurter Goethehaus an erter Stelle. Ihm wird die sorgfältigste Pflege zu teil. Die von dem Freien Deutschen Hochstift eingesetzte Goethehaus-Kommission[14]) hat die Pläne und Zeichnungen des Hauses (vgl. JBL. 1891 IV 9a:13) vollendet und damit den ursprünglichen Bestand dauernd festgelegt. Die Wiederherstellung der Räume schreitet fort: eine Ausschmückung haben sie durch eine vortreffliche Kopie des Krausschen Oelgemäldes „Goethe mit der Silhouette" erhalten, von Hermann Juncker nach dem im Besitze des Sanitätsrats Vulpius befindlichen Original angefertigt: es zeigt Goethe so, wie er das Haus bewohnt hat. Ein weiterer wertvoller Erwerb ist das Goetheporträt von Collins[14a]). Die Goethesammlung wurde besonders durch zwei Autogramme Goethes[14b]), durch Briefe von Ph. Chr. Kayser[14c]) und durch zehn Hefte Aufzeichnungen des Stadtschultheissen J. W. Textor [14d]) bereichert, denen sich die Hefte, nach denen der ältere J. W. Textor 1676 zu Heidelberg jus publicum las, sowie sonstige Goetheana anreihten. — Das als „Goethe-Nationalmuseum" erhaltene und gepflegte Goethehaus in Weimar hat nach Rulands[15]) Bericht von der Goethe-Gesellschaft einen Gipsabguss der Marmorbüste Goethes von Schadow (s. o. N. 6) erhalten, ferner sechzehn Original-Silhouetten Goethes aus seinem Freundeskreise im Schönkopfschen Hause, denen der letzte Besitzer dieser Sammlung, Herr Anders in Leipzig, 32 Skizzen von der Hand Goethes und Hermanns aus den J. 1766—68 hinzugefügt hat. Erworben wurde ferner ein kleines Oelbild Goethes, von Julie von Egloffstein gemalt; geschenkt wurden Handzeichnungen Goethes sowie Bücher.[16]) — Einen begeisterten und sehr eingehenden Bericht über das Goethe-National-Museum giebt Zumbini[17]). Naturgemäss interessieren ihn vorzugsweise Goethes Beziehungen zur

---

Kreidezeichnung v. 1817: AZg^B. N. 121. — **4)** K. Heinemann, D. Goethesche Familienbild v. Seekatz: ZBK. 3, S. 62/6 (vgl. Gartenlaube N. 7 [Abbildung des Familienbildes zu: Joh. Proelss, Frau Ajas Frohnatur]; s. u. IV 8b: 39). — **5)** C. Ruland, J. G. Schadows Goethe-Maske im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar: IllZg. 96, S. 443. — **6)** L. Fränkel, F. Zarnckes Goethe-Sammlungen: LZg. N. 142. — **7)** × Ueber F. Zarnckes Goethe-Sammlungen: ZDU. 6, S. 581/3 (Ueber N. 6). — **8)** × K. J. S[chröer]: Goethe-Bildnisse: DZg. 27. Juli. (Abgedr. ChWGV. 6, S. 23/4.) — **9)** × (S. o. IV 4: 267.) — **10)** Lily v. Kretschman. Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen d. Baronin Jenny v. Gustedt. Braunschweig, Westermann. VII, 510 S. Mit 9 Bild. M. 12,00. |[Erich Schmidt: DLZ. S. 1331/2; K. Hermann: BLU. S. 587-90; DRs. 72, S. 315/7; N&S. 63, S. 407; Gegenw. 41, S. 223; P. Seliger, NatZg. N. 483.]| (S. u. IV 8b: 42; 10: 33.) — **11)** GJb. 13, Titelbild (dazu S. 161). — **12)** K. J. Schröer, Unser Goethedenkmal u. was es uns bedeutet: ChWGV. 6, S. 5/9. (Vgl. S. 2, 19, 29, 33, 41/2). — **13)** E. M., Goethe-Medaillen: ib. 6, S. 27. — **14)** Ber. d. Goethehauskommission an d. Hauptversamml. über ihre Thätigkeit während d. Verwaltungsj. 1890/1: BFDH. 8, S. 79-82. — **14a)** (S. o. N. 1/2.) — **14b)** BFDH. 7, S. 55/6. — **14c)** ib. S. 433/4. — **14d)** ib. S. 155/6. — **15)** C. Ruland, 7. JB. d. Goethe-Ges.: GJb. 13, Anhang: S. 13/5. — **16)** × W. Röseler, Aus d. Goethehause: SchorersFamilienbl. 13,

Kunst und zur Litteratur Italiens. Mit besonderer Freude erzählt er von der Widmung Manzonis in den von ihm dem deutschen Dichter zugesendeten Exemplar der „Adelchi“, scheint aber zu übersehen, dass die von Manzoni geschriebenen poche parole in lingua tedesca keineswegs ein „nuovo documento, ignoto finora agli studiosi“ sind, sondern die bekannten Worte, die Ferdinand an Egmont richtet: „Du bist mir nicht fremd. Dein Name wars usw.“, die Manzoni hier sehr schön zur Darlegung von Goethes Einfluss auf ihn selbst verwendet. — Sonstige Erinnerungsstätten berührt Heinemann[18]) in erweitertem Masse in der neuen Auflage von „Goethes Mutter“: Wohnhaus der Frau Rat auf dem Rossmarkt, dessen Umgebung und Aussicht. In weiterem Sinne gehört hierher ein Kampf der Franzosen vor Frankfurt 1796 (Scharmützel vor dem Bockenheimerthor zwischen österreichischer und französischer Reiterei). — Auf der vom Freien Deutschen Hochstift veranstalteten Wertherausstellung (s. u. N. 32) bot die Abteilung I: „Die historischen Personen und Oertlichkeiten“ unter N. 14—23 und N. 27—37 des Katalogs alle Erinnerungsstätten in Wetzlar in mancherlei Reproduktionen, einzelnes in Originalaufnahme H. von Donops, des einen Ausstellers, selbst. — Von Goethes Gartenhaus in Weimar hat Manfeld[19]) eine grosse Originalradierung geschaffen: die idyllische Stimmung wird mit feiner malerischer Empfindung zum Ausdruck gebracht. — Eine genaue Schilderung des Domes zu Frankfurt und der in ihm stattgehabten Krönung der deutsch-römischen Kaiser mit Bezug auf Goethes Bericht in „Dichtung und Wahrheit“ giebt nach den Quellen Carl Wolff[20]): er erläutert die Schilderung durch bildliche Darstellungen aus der Zeit, die die Platzverteilung der Teilnehmer sowie die einzelnen wichtigen Handlungen deutlich aufweisen. Er zeigt, wie die Erweiterung des Kirchenbaues aufs engste mit den von den Krönungsgebräuchen gestellten Anforderungen zusammenhängt und durch sie veranlasst ist. — Jung[21]) schliesst seine früheren Untersuchungen über Goethes Ausscheiden aus dem Bürgerverbande der Stadt Frankfurt (vgl. JBL. 1891 IV 9a:16) in einer zusammenfassenden Darstellung ab, in der er den ganzen Verlauf aktenmässig darlegt, das geschäftsmässige, durch Verbitterung über das Ausscheiden Goethes veranlasste Verfahren der Behörde schildert und die ungerechten Angriffe auf diese zurückweist. Gegen seine Vermutung, Goethe habe 1808 von der Erwerbung des Bürgerrechtes für Frau und Kind abgestanden, um seine Vermögensverhältnisse nicht darzulegen, weist Koch mit Recht darauf hin, dass unter den Dingen, die „dabei zur Sprache kommen, die man lieber nicht anregt“, vielmehr seine häuslichen Verhältnisse, besonders die uneheliche Geburt Augusts, zu verstehen seien. —

Von den Vereinen, die sich der Pflege der Goetheerinnerungen und der Goethewissenschaft widmen, legt der älteste, das Freie Deutsche Hochstift, durch das seine litterarische und wissenschaftliche Thätigkeit leitende Organ, den Akademischen Gesamtausschuss, Bericht über seine Thätigkeit ab[22]). Die amtlichen Berichte betreffen die Zeit vom 1. Okt. 1890 bis zum 30. Sept. 1891, die mitgeteilten Arbeiten dagegen datieren aus der entsprechenden Zeit 1891—92. Von der mannigfaltigen Thätigkeit des Hochstiftes ist hier zunächst der stete Fortgang seiner Goethebibliothek zu erwähnen, deren Zuwachs 1890—91 sich auf 1450 Bände belief; die Benutzung, auch durch auswärtige Gelehrte, wächst jährlich. Die „Berichte“ selbst geben die Festvorträge an den beiden satzungsgemäss zu feiernden Jahrestagen, dem Goethe- und dem Schillertage, sodann die Arbeiten aus den Fachabteilungen — es bestehen solche für Sprachwissenschaft, deutsche Litteratur, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, Kunstwissenschaft und sociale Wissenschaften — und „Litterarische Mitteilungen“. Untersuchungen über Goethe und Schiller treten vielfach hervor: besonders sind ihnen in erster Linie die „Litterarischen Mitteilungen“ gewidmet, die regelmässig eine kritische Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen der „Goethe- und Schillerlitteratur“ von Koch[23]) bringen. Diesmal giebt Riese die „Erklärung einer Goetheschen Erzählung nach den Akten“ und Heuer eine Untersuchung über „Barbara Schulthess und Ph. Chr. Kaiser.“ — Für die Goethe-Gesellschaft[23a]) berichtet Ruland[24]) der Generalversamm-

S. 57|9. — **17**) B. Zumbini, Il Museo Goethiano Nazionale in Weimar. Memoria letta all' Accademia di Archeologia, Lettere e belle Arti nella tornata del 30 dicembre 1889. Napoli, Tipogr. della regia Università 1890. 17 S. — **18**) K. Heinemann, Goethes Mutter. E. Lebensbild nach d. Quellen. 3. verb. Aufl. Mit vielen Abbild. in u. ausser d. Text u. 4. Heliograv. Leipzig, A. Seemann. X, 388 S. M. 6,50. (Vgl. JBL. 1891 IV 9b:63) — **19**) B. Manfeld, Goethes Gartenhaus in Weimar. Originalradierung. Charlottenburg, B. Manfeld. (Bildgrösse 39×50; Papiergrösse 65 × 85. Auf Pergament M. 120,00; a. l. l. [Engl. Papier.] M. 80,00; Chinesisches Papier [Schrift] M. 20,00.) — **20**) Carl Wolff, D. Kaiserdom in Frankfurt a. M. E. baugesch. Darstellung. Mit 39 Taf. u. 41 Textabbild. Frankfurt a. M., Carl Jügel (M. Abendroth). XV, 150 S. M. 10,00. (bes. S. 17-26.) — **21**) R. Jung, Goethes Ausscheiden aus d. Frankfurter Bürgerverbande: GJb. 13, S. 211-20. |[M. Koch: BFDH. 8, S. 483|4.]| — **22**) Berichte d. Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. 8. Bd. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 41 S.; 523 S. M. 6,00. — **23**) M. Koch, Neuere Goethe-u. Schillerlitt.: BFDH. 8. S. 251-94, 473-500. — **23a**) × Goethe-Jahrbuch. Her. v. L. Geiger. 13. Bd. Frankfurt a. M., Litt. Anst. VIII, 336 S. (Dazu Anhang [7. JB. d. Goethe-Ges.] 76 S.) M. 10,00. |[O. H(arnack): PrJbb. 69, S. 856|8; K. Heinemann: BLU. S. 307|9; M. Koch: BFDH. 8, S. 481|3; B-n.: RostockZg[B]. N. 305; WIDM. 72, S. 285|6; A. Ch(uquet): RCr. 33, S. 58.]| — **24**) |C. Ruland|, 7. JB. d.

lung 1892 über das J. 1891, den Verlauf der Generalversammlung mit den in ihr gehaltenen Verträgen über den Stand des Goethe-Archivs und der Bibliothek, das Goethe-Nationalmuseum, die Jahresrechnung und die Zuwendungen. Die Fürsorge der Goethegesellschaft hat sich besonders auch der Erhaltung von Gräbern zugewendet: so wurden die Gräber der beiden Christianen, der Gattin Goethes und Euphrosynens, ermittelt und angemessen geschmückt, das Erbbegräbnis von Pius Alexander Wolff aber mit der Verpflichtung der dauernden Erhaltung erworben. Das nach einer Zeichnung von Heinrich Meyer am Abhange des Horn errichtete Denkmal Euphrosynens, das sehr beschädigt war, hat eine würdige Herstellung erhalten. — Hieran schliessen sich die Mitteilungen über das Goethe- und Schillerarchiv, über das Suphan[25]) berichtet. Eine reiche Fülle dort einzeln aufgeführter Geschenke erweiterte das Archiv: sowohl Briefe als auch sonstige Andenken an Goethe und seinen Kreis, sowie Briefe neuerer Schriftsteller wurden gespendet. Eine besondere Bereicherung bietet der Herdernachlass des Staatsministers Stichling, durch den die frühere Schenkung des Enkels Herders vervollständigt wurde. Durch Ankauf wurde der Nachlass Otto Ludwigs erworben. Einen wertvollen künstlerischen Zuwachs erhielt das Archiv aus dem Nachlass von Carl Gustav Carus durch zwei Modelle zu Goethestatuen von Rauch und Rietschel. Die Arbeiten des Archivs sind vorwiegend der Förderung der grossen Goetheausgabe gewidmet (vgl. N. 78, 79, 100), deren Plan für das kommende Jahr mitgeteilt wird. — Ein weiterer „Goethe-Verein" ist in Zwickau entstanden. Er ist im Jahre 1889 durch Professor H. C. Kellner angeregt worden: der wissenschaftliche Zweck ist die Verfolgung der Fortschritte der deutschen Goetheforschung. Daneben tritt das praktische Bestreben, historische Aufführungen von sonst nicht oder selten gegebenen Dramen Goethes zu veranstalten. Diese speciell Goethe gewidmeten Bestrebungen erweitern sich ausserdem zu entsprechender Pflege der deutschen Litteratur überhaupt und zur Förderung einer höheren Bildung in weiteren Kreisen. Die in dem Verein gehaltenen Vorträge werden in Zwickauer Lokalblättern veröffentlicht (vgl. N. 28). — Der Wiener Goethe-Verein, dessen Chronik Schröer[26]) herausgiebt, widmet sich weiter der Errichtung eines Goethedenkmals in Wien und hält eine Reihe von „Goethe-Abenden", an denen Vorträge, Deklamationen und musikalische Vorführungen stattfinden. — Die englische „Goethe-Gesellschaft" (The English Goethe-Society, wie sie sich jedoch nur nennt, wo eine Verwechslung mit der deutschen Goethe-Gesellschaft möglich ist: sonst nennt sie sich Goethe-Society) kann von erfolgreicher Thätigkeit berichten, die eine stattliche Vermehrung der Mitglieder veranlasste. Sie hat in Cambridge, Glasgow und Edinburgh besondere Zweige.[26a]) Von den dort gehaltenen Vorträgen behandeln Goethe: On recent contributions to the study of Faust (Coupland); on the optimism of Goethe (R. G. Alford); on Goethe as minister of State (Miss Hagemann); on Goethes Achilleïs (A. Rogers); Goethe and Friedrich Theodor Vischer (Oswald); Pessimistic element in Goethe (R. M. Wenley); Artistic treatment of the Faust Legend (A. Tille in Verbindung mit einer Ausstellung, vgl. u. N. 53); the „Golden Legend" and Faust (Carl Ohly); Goethe and England (Coupland). Von den Transactions ist ein neuer Band (VII) im Druck, der die oben angegebenen Arbeiten bringen wird: er wird 1893 erscheinen (vgl. JBL. 1893 IV 8a). —

Besondere Feiern zu Ehren Goethes fanden von Seiten der Goethe-Gesellschaft bei Gelegenheit ihrer Generalversammlung statt; von Helmholtz[27]) sprach über „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen". — Das Freie Deutsche Hochstift feierte Goethes Geburtstag: A. Biese sprach über „Goethes dichterischen Pantheismus". Die Festrede wird im Bericht 1893 erscheinen. — Ebenso der Goetheverein zu Zwickau: H. C. Kellner sprach über „Goethe und Herder". — Der Wiener Goetheverein beging den Todestag festlich: Minor[27a]) sprach über „Wilhelm Meister". Der bereits mehrere Jahre vorher zugesagte und krankheitshalber aufgeschobene Vortrag war inzwischen als Abhandlung erschienen. — In weiterem Sinne gehört zu diesen Feiern auch die festliche Begehung des 150. Geburtstages der Charlotte von Stein im Zwickauer Goetheverein. Die Festrede hielt Kellner[28]). — An die 60jährige Wiederkehr von Goethes Todestag knüpft Koppel[29]), der zur Abwechslung Goethe „in dem kleinen, zur ebenen Erde belegenen Schlafgemach seines Hauses" sterben lässt, eine Betrachtung über den mannigfaltigen Charakter von Goethes Gelegenheitsgedichten an. — Herz-

---

Goethe-Ges.: GJb. 13, Anhang S. 1-9. — **25**) B. Suphan, ib. S. 9-13 [|NatZg. N. 716.|] — **26**) Chronik d. Wiener Goethe-Ver. Bd. 6 (Jahrgang 7) her. v. K. J. Schröer. Wien (Hölder). 4⁰. 45 S. M. 4,00. — **26a**) × Berichte über d. Sitzungen d. Manchester Goethe-Society: Ac. Bd. 41. (H. Preisinger, Vortr. „Matthew Arnold on Goethe", S. 18; F. F. Cornish, Vortr. über Goethes Gespräche, S. 188; Kuno Meyer, Vortr. „The Necessity for a Standard English Translation of Goethe Prose Works" S. 282/3; F. F. Cornish, Vortr. „Some of Goethes Views on Education" S. 547/8.) — **27**) (S. u. N. 73.) — **27a**) J. Minor, D. Anfänge d. Wilhelm Meister. (= GJb. 9 [1888], S. 163-87): ChWGV. 6, S. 13. (Vgl. u. IV 8 d:21.) — **28**) H. C. Kellner, Gedenkbl. an d. 150. Geburtst. d. Frau Charlotte v. Stein dargebr. v. Goethever. zu Zwickau: Zwickauer TBl. 25. Dec. — **29**) E. Koppel, Zu Goethes Gedächtnis (Z. 22. März): FeuilletZg. N. 402. — **30**) J. Herzfelder, Zu Goethes

felder[30]) schildert den Eindruck des Todes Goethes nach Zeugnissen und Aussprüchen der Zeitgenossen und berichtet über die damaligen Todesfeiern. — Goldstein[31]) wendet sich scharf gegen die sinnlosen Schmähungen Goethes durch manche unserer Neuen und Neuesten und erläutert sie durch treffende Beispiele, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. — Von Goethe untrennbar ist das Weimarsche Fürstenhaus: so kann in diesem kein Festtag vorübergehen, ohne dass jener enge Zusammenhang hervortritt. So geschah es auch bei der goldenen Hochzeit des Fürstenpaares, durch das die Goethewissenschaft eine einzigartige Förderung erhalten hat. In richtiger Erkenntnis der Sachlage vereinigten sich die Redaktoren und der Verleger der Goetheausgabe der Grossherzogin Sophie von Sachsen, um durch eine Festschrift[32]) „auch im Namen derer, die der Besitz der Werke Goethes in ihrer neuen Gestalt zu einer idealen Gemeinschaft vereinigt, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, mit der am heutigen Tage die Blicke Vieler sich nach Weimar richten.“ Sie wenden sich an das Jubelpaar: „Sind vor Zeiten, als dieser Reichtum, der Stolz des deutschen Volkes noch in der Entstehung begriffen war, Eurer Königlichen Hoheiten Vorfahren die gewesen, deren Liebe und Fürsorge Goethe selbst zu Gute kamen, so sind Eure Königlichen Hoheiten Selbst jetzt Diejenigen, deren Liebe und Fürsorge den goldenen Früchten seines Geistes gewidmet ist.“ Hieran schliesst sich mit einer nicht minder vornehmen Widmung die Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv, die den 7. Band der „Goethe-Schriften“ „dem Herrscherpaar von Weimar zum schönsten häuslichen Feste“ weihen, auf welche Widmung die huldvolle Antwort nicht ausblieb[33]). Es ist eine um so geeignetere Gabe als es das „Journal von Tiefurt“ enthält, das von der Hellen[34]) herausgegeben (vgl. IV8c : 21). Suphan schildert in der Einleitung das Entstehen des Journales eingehend, indem er die Verhältnisse am Weimarschen Hofe, besonders bei der Herzogin Anna Amalie, sowie die Beziehungen deutscher Höfe zu der Litteratur schildert. Er giebt sodann, was sich über die Teilnehmer und Mitarbeiter hat erkunden lassen, während die Einzelerklärung von dem Herausgeber in sorgfältigen Anmerkungen ausgeführt ist. Eine wertvolle Beigabe ist die Abhandlung von Steiner über den Aufsatz „Natur“: Goethe nahm 1828 keinen Anstand, die darin ausgesprochenen Ideen als die seinigen zu bezeichnen, obwohl er sich thatsächlich an die Abfassung nicht erinnern konnte, während er 1783 unter dem frischen Eindruck in einem Brief an Knebel die Autorschaft zurückgewiesen hatte: nach Frau von Stein ist der Aufsatz von Tobler verfasst, der jedesfalls aus Gesprächen mit Goethe seine Inspiration erhalten hatte. Er stellt eine Stufe der Auffassung Goethes dar, ohne die sich dessen spätere Auffassung von dem Wesen der Natur nicht denken lässt. — Die Lösungsversuche, die durch die Preisfrage im 5. Stück veranlasst waren, erhalten durch Seuffert[34a]) eine willkommene Ergänzung: er veröffentlicht die Antwort Wielands nach dem Originalms., wenigstens den eigentlich entscheidenden Teil, zu dem er interessante und wertvolle Erläuterungen giebt. — An diese Huldigungen aus dem Reiche der Wissenschaft schliessen sich andere aus dem Lande, in denen überall unter mannigfaltigen Formen, mehr und weniger gelungen, doch stets gut gemeint, der Hinweis auf die durch das Jubelpaar geschehene Förderung auch der Kunst und der Wissenschaft, besonders aber der Dichtung und ihres ersten Vertreters hervorgeht. Historisch schildert Schmeisser[34b]) die Entstehung der Ehe, die Hochzeit, den Einzug des jungen Paares und seine reiche Thätigkeit zu Gunsten des Landes. — Rösel[35]) bringt Festlieder und Gedenkblätter dar, die „Stoff und Anordnung zur Feier der goldenen Hochzeit in Schule und Haus, Gemeinden, Vereinen und Gesellschaften für alle Kreise darbieten“. — Grosse[36]) dichtet ein Festspiel des Thüringer Waldvereins und nimmt — „denn alles Menschenleben ist ein Märchen“ — das volle Recht der Phantasie in Anspruch, um alle Kreise der Bevölkerung und eine Reihe von Märchengestalten in der Huldigung des hohen Paares sich vereinigen zu lassen. — Für Eisenach dichtete Dittenberger[37]) ein Festspiel, das besonders an die Wartburg und

60. Todestage: MünchNN. N. 131. — **31**) L. Goldstein, 60 Jahre nach Goethes Tode. Betrachtungen z. Zeitgenöss. Litt. KönigsbHartungscheZg^B. N. 14. — **32**) (I 8:8; IV 3:20; 10:23.) (Enth. : H. Grimm : Leonore v. Este [s. IV 8 e:30]; Erich Schmidt: Tannhäuser in Sage u. Dichtung; B. Seuffert: Wielands höfische Dichtungen; B. Suphan: Ilmenau [s. IV8c : 22]; C. Redlich: D. Löwenstuhl [s. IV 8 e:51]. Als Ms. gedruckt in 100 Exempl.) — **33**) Schreiben Ihrer Kgl. Hoh. d. Frau Grossherz. Sophie v. Sachsen-Weimar-Eisenach, Kgl. Prinzessin d. Niederlande, an s. Exc. d. H. Reichsgerichtspräsidenten a. D. v. Simson, Präsid. d. Goethe-Ges.: DRs. 73, S. 468. — **34**) D. Journal v. Tiefurt. Mit Einleitung v. B. Suphan her. v. E. v. d. Hellen. (= Schriften d. Goethe-Ges. Im Auftr. d. Vorstandes her. v. B. Suphan. 7. Bd.) Weimar, Verl. d. Goethe-Ges. Mit 4 Lichtdr. |[F. Mauthner: ML. S. 332/4; R. Wulckow: Zeitgeist N. 48; AZg. N. 339; ChWGV. S. 40. (Angefügt [S. 393/8]: R. Steiner, Zu d. „Fragment“ über d. Natur.) — **34a**) B. Seuffert, Musik u. Malerei: VossZg.^B. N. 35. — **34b**) R. Schmeisser, Gedenkbl. z. 50j. Ehejubiläum I.I. K.K. H.H. d. Grossherz. Carl Alexander u. d. Frau Grossherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach am 8. Okt. 1892. Eisenach, K. Kirchner. 40 S. M. 0,75. — **35**) R. Rösel, Festlieder u. Gedenkbl. z. Feier d. gold. Hochzeit usw. (s. N. 34.) Weimar, Hoffmanns Hofbuchhandl. 17 S. M. 0,10. — **36**) J. Grosse, Heimerich. Festspiel d. Thüringer Waldver. z. Huldigungsfeier d. hohen gold. Hochzeit (s. N. 34). Weimar, Pansesche Verlagsbuchhandl. 23 S. M. 0,50. — **37**) R. Dittenberger, Was wir bringen. E. Festspiel z. Vorfeier d. gold. Hochzeit (s. N. 34). Eisenach, Hugo Brunner. 19 S.

deren Geschichte anknüpft und in den lebenden Bildern nach Meister Schwinds Wartburgbildern gipfelte. — Hodermann[38]) lässt in einem Zauberrausch die hervorragendsten Gestalten aus Weimars grosser Vergangenheit vorüberziehen und giebt damit einen Epilog zu der Feier.[39-39a]) —

Eine besondere Feier nicht eines Gedenktages, sondern einer glanzvollen Dichtungsperiode Goethes veranstaltete das Freie Deutsche Hochstift durch die Wertherausstellung im Goethehause: teils aus dem reichen Besitze des Freiherrn Hugo von Donop, teils aus seinem eigenen Besitze stellte das Hochstift eine grosse Sammlung von Autographen, Schattenrissen, Bildnissen, Druckwerken und Illustrationen aus, die einen reizvollen Einblick in die Zeit und die Personen der der Dichtung zu Grunde liegenden Wirklichkeit, sowie in die bibliographischen Schicksale und Einwirkungen der Dichtung in und ausserhalb Deutschlands eröffnete. In einem geschmackvoll ausgestatteten, den Stilcharakter der Zeit tragenden Katalog, den der Bibliothekar des Hochstiftes, Heuer[40]), verfasste, wird der Bestand der Ausstellung dargelegt. Ein erster Teil umfasst die historischen Personen und Oertlichkeiten: Goethe und Wetzlar und die Familie Buff, die Tafelrunde im Kronprinzen, Besuch Goethes in Giessen, das Reichskammergericht; ein zweiter Teil giebt die Dichtung: echte Ausgaben, Nachdrucke, Einzelnes zum Werther, Uebersetzungen, endlich Wertheriana und Illustrationen, im ganzen 296 Nummern. Der biographisch und bibliographisch aufs sorgfältigste bearbeitete Katalog ist damit zugleich ein bequemes Handbuch für einschlagende Fragen dieser für die Entwicklung des Dichters einzigartigen Epoche seines Lebens und seiner Poesie geworden. —

In neuerer Zeit hat man den weiten Kreis der Verehrer Goethes, auch ohne dass sie sich zu einem besonderen äusseren Bunde zusammengeschlossen hätten, mit dem Namen der „Goethegemeinde“ bezeichnet. Der Name ist durch seine Kürze willkommen und auch harmlos, so lange ihm keine hässliche Nebenbedeutung beigelegt wird: dies geschieht, wenn diese „Goethegemeinde“ als dem „pietistischen Konventikelwesen entlehnt“ hingestellt wird, in dem Sinne, sie sei, wie eine separatistische religiöse Gemeinde, „die Gemeinde der wahren Gottesverehrer, der Bund der Auserwählten“, der sich „in bewussten Gegensatz zur allgemeinen Volkskirche, welche Berufene und Unberufene umfasst“ stellen wolle. Erhält nun gar ein solches litterarisches Konventikel seine Organisation, sein Haupt, seinen Sprecher, seine litterarischen Organe, so ist das nicht mehr als Gemeinde, auch kaum als Schule, sondern in dieser gehässigen Fassung als Clique zu bezeichnen, die mit der Goethegemeinde nichts mehr zu thun hätte. Nach Braitmaier[41]) hat sich eine solche Körperschaft ausgeschieden und treibt „Göthekult und Göthephilologie“. Er scheidet dabei „auf das bestimmteste die Göthephilologie und die Göthegesellschaft“, fügt aber hinzu: „in dieser haben die Göthephilologen die Führerrolle, im Jahrbuch haben sie ein bereites Organ für ihr extremes Treiben gefunden“. Es ist schade, dass B. seine Untersuchungen durch solche Uebertreibungen und durch Hinzufügung persönlicher Angriffe, die in ihrer Gereiztheit das Ziel nicht zu treffen vermögen, entstellt hat. Lässt man diese Unbilligkeiten bei Seite und hält man sich, wie er es hätte thun sollen, an die Sache, so wird man seinem Eintreten für eine gerechte Beurteilung, besonders von Schiller und Lessing neben Goethe, beistimmen: Goethe ist gross genug, um nicht noch eines Wachstums seiner Grösse durch Herabsetzung seiner grossen Mitstrebenden zu bedürfen. Ebenso richtig wendet sich B. andererseits gegen die „Verhimmelung“ Goethes, wobei wieder störend die stets wiederkehrende Behauptung von „Fälschen“ und „Fälschung“, also von einer absichtlichen, bewusst geübten Täuschung begegnet. Solche Voraussetzungen gehören nicht in die wissenschaftliche Behandlung und sind nur geeignet, eine Arbeit, die auf solchen Voraussetzungen sich aufbaut, mit berechtigtem Misstrauen betrachten zu lassen. — Es war daher nur erfreulich, dass eine ruhige Abwägung und eine Würdigung des Guten in der Schrift Braitmaiers nicht ausgeblieben ist[41a]). Weltrich[41b]) weist darauf hin, dass Goetheverehrung und Goethephilologie sehr verschiedene Dinge sind, dass „die Schäden, die bei der Goethephilologie hervortreten, zum Teil Schäden der philologischen Methode überhaupt sind, Schäden des Philologentums, das auch in der Interpretation der alten Klassiker einen Wust von Verschrobenheit, von Geschmacklosigkeit und Pedanterie gehäuft

---

M. 0,50. — 38) R. Hodermann, Goldener Hochzeitszauber. Gotha, Stollbergsche Buchdr. 16 S. M. 0,75. — 39) × v. H., Z. Kunstbeilage (Glückwunsch - Adresse z. Feier d. goldenen Hochzeit usw.): DHerold. 23, S. 179 (dazu Kunstbeilage: Lichtdruck v. A. Frisch). — 39a) × Huldigungsnummer: Bilder v. Alt- u. Neu-Weimar mit Text: ÜL&M. N. 52. — 40) Katal. d. Ausstell. v. Autographen, Schattenrissen, Bildnissen, Druckwerken u. Illustr. zu Goethes Leiden d. jungen Werther aus d. Autographensammlung d. Oberhofmstrs. Frhrn. v. Donop in Weimar nebst Ergänzungen aus d. Arch. u. d. Bibl. d. Freien D. Hochstiftes. (Her. v. O. Heuer.) Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. VI, 42 S. M. 1,00. |[Elisabeth Mentzel: GenAnzFrankfurt. N. 172; FrankfJ. N. 606; Dr. B.: DarmstädterZg. N. 588; FränkKur. N. 368; H. E. Wallsee: HambNachr. N. 181. — 41) F. Braitmaier, Göthekult u. Göthephilologie. E. Streitschrift. Tübingen. (Leipzig, G. Fock.) IV, 118 S. M. 2,50. |[F. Mauthner: ML. S. 332/4; Erich Schmidt: DLZ. S. 817/9; LCBl. S. 1410/2; SchwäbKron. 23. Mai. — 41a) × H. Grimm, Goetheverehrung u. Goethewissenschaft: AZg[B]. N. 160. — 41b) R. Weltrich, Goethekult u. Goethephilologie: AZg[B]. N. 302/4. — 42) Goethe als Hemmschuh. V. e.

hat; zum anderen Teil sind sie allerdings durch die Kunstansichten und die Liebhabereien der Schulhäupter hervorgerufen worden.“ Er betont, dass Goethephilologie nicht schlechtweg identisch mit Goethestudien, Goetheforschungen sei, die ebenso notwendig und fruchtbar sind wie Aristoteles- und Homerstudien. Die Ergebnisse der hieran sich anschliessenden Einzeluntersuchungen bei Braitmaier und W. gehören in die Berichte über die Aesthetik und die Darstellungen der einzelnen Werke Goethes. — Gegen einige Vertreter der Goethestudien wendet sich in seichtem Wortwitz auch ein „Berliner“[42]), dessen Hauptzweck jedoch ist, seine schmerzlose Geissel über den Epigonen zu schwingen: ihr Schaden ist, dass schon ein Grösserer da war, der bereits alles geschrieben hat, „was man ganz gut selbst hätte schreiben können“, und der daher, in Nachahmung des geistreich sein wollenden, thatsächlich im Gedankenwirrsal schwelgenden Langbehn, Goethe als „Hemmschuh“ für die Spätergeborenen darstellt, ohne die Hoffnung aufzugeben, dass durch eine Reihe von weiteren Werken Langbehns dieser Bann Goethes gebrochen werden könnte. —

Von einzelnen Richtungen der Thätigkeit Goethes steht auch noch in diesem Jahre seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der Theaterleitung im Vordergrund. Burkhardts Schrift (vgl. JBL. 1891 IV 5:68; 9a:73) ist weiter besprochen worden[43]). — Franzos[44]) giebt Mitteilungen aus Goethes Theater-Akten über das Gastspiel des Ehepaars K. Hassloch sowie das Engagement des Tenoristen Haltenhof. — Die eingehendste Behandlung findet der Gegenstand in der zusammenfassenden Darstellung von Wahle[45]). In der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft 1891 hatte B. Suphan die erste Mitteilung von dem grossen Funde von Theaterakten gemacht, ihre Wichtigkeit charakterisiert und einzelne bedeutsame Beispiele gegeben; dieser Vortrag erscheint jetzt als Einleitung zu der Bearbeitung Wahles. Zum Schlusse seines Vortrags deutete Suphan eine Schrift an, die die weitere Ausführung seiner Mitteilungen geben sollte. Der Titel sollte lauten: „Urkunden zur Geschichte von Goethes Theaterleitung“. Es war ein guter Gedanke, aus der Fülle des spröden Materials die Urkunden herauszugreifen, deren Mitteilung und Bearbeitung ein lebensvolles Bild der Wirksamkeit Goethes ermöglichte, wie es in geschlossenem Zusammenhang nach allen Seiten hin willkommen sein konnte. So beschränkte man sich auf die Urkunden zur inneren Entwicklung des Institutes, zur Geschichte seiner künstlerischen Leistungen und Wirkungen. Damit ergab sich die Möglichkeit nutzbare, aber auch lesbare Beiträge sur Geschichte des Weimarer Theaters zu bieten, während die Ausbeute des neuen Materiales zu statistisch-geschichtlichen Zwecken für weitere Verarbeitungen und Veröffentlichungen aufgespart bleibt. Der massgebende Gesichtspunkt für diese „dem Weimarer Hoftheater zum Gedächtnis der Feier seines hundertjährigen Bestehens“ gewidmete Schrift sollte sein: „Die Einheit des Dargebotenen bildet Goethes Persönlichkeit“. Man wird gerne dem von Suphan im „Nachwort“ ausgesprochenen Urteile zustimmen, dass W. diesen Gesichtspunkt treulich festgehalten hat. Darin liegt schon ausgesprochen, dass die Behandlung sich nicht auf den engeren Kreis der Weimarer Thätigkeit Goethes beschränken konnte, sondern unter dem Gesichtspunkt der weit über Weimar hinausgehenden Tragweite des Eingreifens Goethes in die praktischen Theaterverhältnisse sowie der gesamten litterarischen Entwicklung auf dem Gebiete des Dramas in der hier behandelten Epoche aufgefasst werden musste. Es hat sicherlich eine grosse Selbstbeherrschung dazu gehört, der Schrift die durch diesen Gesichtspunkt fast mit Notwendigkeit vorgezeichnete Erweiterung der Geschichte des Weimarer Theaters zu einer Geschichte des deutschen Theaters in jener Epoche nicht zu geben; so bleibt das hier durch die gestellte nächste Aufgabe ausgeschlossen gewesene Thema noch einer umfassenden Bearbeitung vorbehalten. W. schildert zunächst, stets an der Hand der Akten, durch die wir manches wertvolle noch ungedruckte Dokument erhalten, die Begründung und die erste Entwicklung des Hoftheaters, die nicht immer ganz glatt abging und Goethe wiederholt den Wunsch nahe legte, sich zurückzuziehen: glücklicherweise fand sich auf viele Jahre hinaus, besonders durch die masshaltende und stets das Wesentliche vom Unwesentlichen scharf trennende Klugheit Goethes selbst, immer wieder ein Ausgleichungsmittel. In dem Abschnitt „Schauspielkunst und Schauspieler“ erscheint einerseits der grosse erzieherische Einfluss Goethes auf die Technik der Darstellung und dessen allmähliches Anwachsen, bis die zuerst aus dem Rohesten herausgearbeiteten Kräfte schliesslich zu festen Grundsätzen durchdringen die der Weimarer Theaterschule ein eigenartiges Gepräge aufdrückten und ihre Spiel- und Deklamationsweise in bestimmten Gegensatz zu der sonst auf der deutschen Bühne herrschenden naturalistischen Uebung stellten, bis aber endlich das, was Stil werden sollte und bei den begabteren Künstlern auch wurde, an den mittelmässigen Kräften als

Berliner. D. Vf. d. „Rembrandt als Erzieher“ gewidmet. Berlin, P. Scheller. 15 S. M. 0,50. [[A. Hermann: BLU. S. 203/4; M. Koch: BFDH. S. 251/2.]] — 43) WIDM. 71, S. 575|6. — 44) K. E. Franzos, Aus Goethes Theater-Akten: ML. 61, N. 5, 7, 19. — 45) (IV 4 : 250; 8 e : 2.) — 46) (IV 4 : 251.) — 47) J. Baier, Goethe u.

Manier sich äusserte; im Zusammenhang damit treten die bedeutenderen Schauspieler, teils dem Theater Angehörige, teils Gäste mit ihrem Einfluss hervor: Corona Schröter, Christiane Becker, Caroline Jagemann, Graff, P. A. Wolff, besonders aber Iffland, von dessen erstem Auftreten Goethe eine neue Epoche rechnete; andererseits bringt das Bemühen, ein gutes Repertoire zu schaffen, die massgebende Thätigkeit Schillers zur Geltung, dessen Bedeutung hier richtiger Weise stark betont wird; daneben treten W. von Humboldt, die beiden Schlegel. Einen Einblick in das innere Getriebe des technischen Teiles gewährt der Abschnitt „Disciplin" mit seinen oft recht unerquicklichen Vorkommnissen. Der Einfluss auf die litterarische Entwicklung tritt besonders in dem Abschnitt „Das Repertoire" hervor, bei dessen Gestaltung gerade von Seiten Goethes der erzieherische Gesichtspunkt auch dem Publikum gegenüber als der massgebende erscheint. Daran schliesst sich die Behandlung der Oper, die namentlich für die finanzielle Gebarung sehr notwendigen auswärtigen Gastspiele und endlich, verhältnismässig knapp, der peinliche Ausgang dieses ganzen langjährigen und weittragenden Wirksamkeit Goethes; man begreift, wie dieses würdelose Ende auch für den Bearbeiter wenig sympathisch sein musste und zu ausgedehnterer Behandlung nicht verlocken mochte. Dennoch wäre für die Darlegung der Entwicklung eine grössere Ausführlichkeit am Platze gewesen: ihr Mangel könnte leicht als ein absichtliches Abschwächen erscheinen. — Ein solches wird thatsächlich einer anderen Einzelheit der Darstellung vorgeworfen: Litzmann[46]) wendet sich auf Grund authentischen Materiales gegen die einseitige Darstellung der Behandlung, die dem Vf. einiger von den Schauspielern sehr übel vermerkter Kritiken widerfahren ist. Der in dem Buche, im Text und im Register „Sariges" genannte Karl Friedrich von Jariges wird von den Schauspielern der Hoftheaterkommission als „hämischer Pasquillant und Verläumder" angezeigt und seine Entfernung von Weimar gefordert. Der Herzog verfügt auf den Bericht der Kommission, es sei dem Urheber, „falls er ein Fremder ist, der sonst keine nützlichen Geschäfte hier treibt," „zu insinuieren, dass er seinen Aufenthalt anderwärts nehmen solle". L. charakterisiert den so vergewaltigten Jariges nach gleichzeitigen Zeugnissen als einen ruhig und billig urteilenden Mann und teilt dann die inkriminierten Stellen der Kritiken mit; er weist nach, wie nur übertriebene Künstlerempfindlichkeit in den Urteilen Pasquille und Verleumdung finden konnte. Er giebt noch die würdige Zurückweisung des Herausgebers Mahlmann: so bewahrt er das Andenken des durch vorschnelle Nachgiebigkeit gegen zügellosen Komödiantendünkel Gekränkten vor einer dauernden Schmähung seines Namens und seines Auftretens. —

Von Goethes Beziehungen zur bildenden Kunst hat Bayer[47]) im Wiener Goethe-Verein in einem Vortrag über Goethe und Schinkel in ihrem Verhältnis zur Gotik gehandelt (vgl. JBL. 1891 IV 9a : 86). — Heuslers Untersuchung über Goethes Stellung zur italienischen Kunst (vgl. JBL. 1891 IV 9a : 92) ist weiter besprochen worden[48]). — W. von Biedermann[49]) verfolgt in einem Vortrag über Goethe in Dresden auch die Beziehungen Goethes zur Malerei, zu Kunstfreunden und zu Künstlern in dieser Stadt, von seinem ersten Besuche 1768 von Leipzig aus bis zum letzten, 1813. Goethes Vorliebe für die Niederländer sowie für Feti wird mit dem Grundzug in Goethes Wesen, alles Handeln ohne Anschluss an Gegebenes zurückzuweisen und mit dem Bedürfnis vor Aneignung einer neuen Bildungsstufe die Vorstufen innerlich verarbeitet zu haben, begründet. Beziehungen zu Riedel und von Hagedorn, 1790 zu Racknitz, Casanova, Romberg, 1794 zu Heinrich Meyer, von Ramdohr, 1810 zu Luise Seidler, Friedrich Hartmann, Kügelgen, der Goethe damals wiederholt malte, 1813 Goethes Beschäftigung mit Ruisdael kommen zur Besprechung. — Goethes eigene Behandlung der Kunst wird durch die treffliche Ausgabe seines Aufsatzes „Von deutscher Baukunst" gefördert. In der Einleitung schildert Lambel[50]) das Verhältnis dieses Aufsatzes zu Herders Anschauungen und giebt eine Charakteristik aller zu Goethes Lebzeiten erschienenen Drucke sowie eine Uebersicht über die Lesarten und Abweichungen. — Wie Goethe bei seinen Dichtungen durch seine Kenntnis von Kunstwerken beeinflusst gewesen sei, will für einige Stellen aus dem Mummenschanzzug im zweiten Teile des Faust Francke[51]) nachweisen: er geht von der Thatsache aus, dass Goethe 1823 zwei Aufsätze über Mantegna in Kunst und Altertum veröffentlichte, also einige Jahre ehe Goethe zu Faust zurückkehrte. Drei in Nachbildung mitgeteilte figürliche Darstellungen sollen es sein, die Goethe inspiriert haben. Eine jugendliche, mit einem kleinen Mädchen gehende Frau soll „Mutter und Tochter" veranlasst haben. F. gesteht selbst „a radical difference between the two scenes" zu. Die Mutter ist dort jung, hier in reifen Jahren, dort von der Tochter weggewendet, hier spricht sie zu ihr; die Tochter ist dort ein Kind hier ein erwachsenes Mädchen, dort ist keinerlei Andeutung eines Inhaltes des Gespräches, da keines stattfindet, hier ein sehr eindringliches Gespräch mit der Tochter und

---

Schinkel in ihrem Verhältnis z. Gotik. Vortr. (Ref.): ChWGV. 6, S. 11. — **48**) DRs. 67, S. 315. — **49**) W. v. Biedermann, Goethe in Dresden. Vortr.: DresdenGBll. 1, S. 33-41. — **50**) H. Lambel: V. dtsch. Art u. Kunst (s. o. IV 7:13), S. XXXI-XXXIII, L-LII, 83-92. — **51**) K. Franke, Mantegnas Triumph of

Abwendung von allem anderen: wenn man daraus schliessen kann, das Bild, das die Mutter in diesem Gespräche von der Kindheit ihrer Tochter giebt, stimme ganz mit der Darstellung Mantegnas überein, und deshalb könne Goethe seine Anregung für Darstellung einer verheiratungssüchtigen Mutter, die von der Kindheit der Tochter spricht, nur hierher genommen haben, so ist das wieder ein schlimmes Beispiel für die Auswüchse der „Goethewissenschaft“, die auf anderer Grundlage und anderen Voraussetzungen sich aufbauen muss, um Wissenschaft zu sein. Nicht besser steht es mit der Parallele „Missgestaltete Narren und Possenreisser“ und Zoilo-Thersites: bei Mantegna ein grosser und ein kleiner Narr — von „Doppelzwerggestalt“ ist so wenig etwas zu sehen wie von dem „eklen Klumpen“, in den sie sich zusammenballt. Ebenso ist es mit dem Knaben Wagenlenker und einem „wohlbehaglichen, hübschen Jüngling in langer, fast weiblicher Kleidung“, der zur Leier singt: auch hier sind nur die von F. zugegebenen essential differences vorhanden — von einer marked resemblance ist nichts zu sehen. Mag bei dem Zug im ganzen dem Dichter u. a. wohl auch Mantegnas Triumphzug vorgeschwebt haben — eine Nachweisung von Einzelheiten als Vorbildern wäre nur dann statthaft, wenn sie eine schlagende Uebereinstimmung in Wesentlichem zeigte; hier ist überall das Gegenteil der Fall. — Bildwerke, die sich an Goethes Faust anschliessen, hat der Goethekenner Bode gesammelt. Nach seinem Tode ist die etwa 400 Nummern umfassende Sammlung, die später der Universität Leipzig zufallen soll, in den einstweiligen Besitz von Alexander Tille in Glasgow übergegangen[52]: in der Englischen Goethe-Gesellschaft sprach Tille[53]) über the Artistic Treatment of the Faust Legend im Anschluss an eine Ausstellung der Sammlung. — Von eigenen Arbeiten Goethes schildert Ruland[54]) die besondere Sammlung von 16 Blättern, die auf dem von Goethe mit seinem Landsmann Passavant unternommenen Ausflug in die Urkantone und auf den Gotthard während der Tage vom 17. bis zum 25. Juni 1775 entstanden sind. Goethe hat sie offenbar bei der Schilderung dieser Fahrt in Dichtung und Wahrheit vor Augen gehabt; so gehören sie „in gewissem Sinne zu dem hs. Material von Dichtung und Wahrheit.“ Das interessanteste Blatt, der „Scheideblick nach Italien vom Gotthard, den 22. Juni 1775“ ist in guter Nachbildung beigegeben: Goethe hat sich selbst mit dargestellt, wie er dasitzt und zeichnet, während Passavant hinter ihm steht. — Springer[55]) beschreibt die im Kgl. Kupferstichkabinett in Berlin befindlichen Zeichnungen Goethes. es sind im ganzen 22 Blätter, von denen eine wohl aus der Erinnerung gezeichnete Darstellung des römischen Denkmals zu Igel bei Trier und der Entwurf zu einem Redoutenaufzug besonderes Interesse bieten. Ueber die Herkunft der Blätter ist nichts bekannt. —

Goethes eigenes theoretisches Schaffen auf dem Gebiete der Musik charakterisiert Ritter[56]): „Es ist geradezu wunderbar, wenn wir Gedanken, die in Helmholtz Buch von der Lehre der Tonempfindungen und in Hauptmanns Werk über Harmonik und Metrik in unparteiischer Weise bewiesen sehen, bei Goethe schon klar und deutlich im Keime sehen.“ R. führt hierfür Goethes Brief an Zelter vom 7. Mai 1814 an, der eine begriffliche Darlegung des polyphonen Stiles sowie der Fuge giebt, und den Brief an Zelter vom 9. Sept. 1826 mit der Beilage, die einen Entwurf einer allgemeinen Tonlehre enthält: beides druckt er ab. — Spitta[57]) giebt in einer Sammlung von Aufsätzen eine vor längerer Zeit erschienene Abhandlung über Goethes Stellung zur Musik: er hebt hervor, dass Goethe nicht nur für Musik anderer empfänglich, sondern „als Dichter musikalisch produktiv“ war und „musikalische Stimmungsbilder“ schuf. Auch macht er Bemerkungen zu Goethes Aeusserungen über Musik in den „Wahlverwandtschaften“ und über die erläuternden Vorschriften zu „Faust“. — Friedlaender[58]) sprach über die Studentenlieder Goethes in weiterem Zusammenhange. — Kompositionen Goethischer Dichtungen verzeichnet die Bibliographie des GJb.[59-60]) —

Goethes Stellung zur Religion wird je nach der Richtung des Beurteilers verschieden dargestellt. In einer anonymen theologischen Besprechung[61]) von Friedrichs Arbeit über den Glauben Goethes und Schillers (vgl. JBL. 1891 IV 9a : 100) heisst es von dem aus Goethe gesammelten Material: „es ist eine erkleckliche Menge von Hass, Plattheit und Frivolität, was sich hier angehäuft findet“, woneben auch „allerdings Stücke von hoher Schönheit stehen“.[62]) — Eine eingehende wertvolle Behandlung giebt Seidl[63]).

Caesar in the second part of Faust (s. u. IV 8 e : 103): StNPhL. S. 125/8. — **52)** (II 3 : 50.) — **53)** The English Goethe Society 1892. 12 S. (Enthält: Report of the Executive-Committee Febr. 1892; Rules; Chronicle of 1892), S. 11. — **54)** C. Ruland, Goethes Reiseskizzen aus d. Schweiz 1775: GJb. 13, S. 94/7. [[M. Koch: BFDH. 8, S. 482]]. — **55)** J. Springer, Goethes Handzeichnungen im Kgl. Kupferstichkabinett in Berlin: ib. S. 231/7. — **56)** (I 4 : 31; 8 : 22.) — **57)** (I 9 : 19; S. 197-234: D. älteste Faustoper u. Goethes Stellung z. Musik.) — **58)** M. Friedlaender, Ueber Studentenlieder mit Bezug auf d. Goetheschen: ChWGV. S. 24 6. (S. o. I 9 : 44.) — **59)** × GJb. 12, S. 322/3; 14, S. 357/8; 14, S. 358/9; 15, S. 361/2. — **60)** × H. Blaze de Bury, Goethe et Beethoven. Paris, Perrin & Cie. 16°. 280 S. — **61)** Br.: ThLBl. N. 6, S. 62. — **62)** × W., Goethe u. d. Bibel: HambCorr. N. 590. (Besprech. v. Henkel, Goethe und die Bibel; vgl. JBL. 1890 IV 11a : 20.) — **63)** A. Seidl,

Anschliessend an Vogel[64]) weisst er darauf hin, dass „Selbstzeugnisse“ nicht bloss in dem enthalten sind, was ein Dichter ausdrücklich über einen bestimmtem Punkt gesagt hat, sondern in seinen ganzen Schöpfungen, „wo man nicht mit einem Satz, einem Wort findet, was man sucht, sondern in Thaten dargestellt, in Situationen und Wirkungen, seelisch gross und heller empfindet, was der Dichter meint“: statt dessen „werden uns Brocken vorgesetzt, die nach Willkür durcheinander geworfen sind, so dass man sie sich erst selbst zu einem Gesamtbau zusammentragen muss, dessen Fundamente auch nur wieder ausserhalb, durch eine genauere Kenntnis von Goethes Leben und Dichten gefunden werden können.“ Ein zweiter Missstand ist der, dass Worte des Mephistopheles oder des Pfarrers in Hermann und Dorothea als Selbstzeugnisse Goethes aufgeführt werden, wobei recht scharf hätte hervorgehoben werden müssen, wie hier zugleich ein Missverstehen des Künstlers obwaltet, dessen poetische Kraft gerade darin besteht, dass er aus dem Sinn und Geist der erdichteten Person heraus diese sagen lässt, was ihr und ihren Verhältnissen, nicht das, was dem Dichter und seinen Verhältnissen entspricht: dass sich das einmal decken kann, berechtigt nicht zur Folgerung, dass es sich überall decken muss. So will nun S. aus dem von Vogel gegebenen und von ihm selbst vermehrten Material „ein festes klares Bild prägen von Goethes Religionsanschauungen, wie sie sich im Rahmen der Hauptperiode seines Lebens gleich Jahresringen immer weiter und mächtiger um den eigenen seelischen Mittelpunkt aneinanderreihen und übereinander aufbauen.“ Er fasst sie in „deutlichen, individuell verschiedenen Gruppen von Sätzen“, denen fünf Perioden entsprechen: Jugend, Weimarer Zeit bis zur italienischen Reise, die Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller, die Zeit bis zum Tode seiner Frau, das Greisenalter. So gestaltet sich die Darstellung zu einer Geschichte der geistigen Entwicklung Goethes unter dem Gesichtspunkte ihrer Beziehung zur Religion. Hiervon liegen die beiden ersten Abschnitte vor, die in ihrer ruhigen sachlichen und klar übersichtlichen Darstellung ein gutes Bild geben. — Will man die praktisch ethische Bethätigung noch zum religiösen Gebiete nehmen, so gehören die von Boyesen[65]) gemachten Betrachtungen hierher, die er unter der Bezeichnung Sermons from Goethe zusammenfasst: die Betrachtung über the Problem of happiness knüpft an Fausts Wette an und stellt seine Entwicklung in sehr richtige Parallele mit der Wilhelm Meisters, ohne den gleichwohl vorhandenen Wesensunterschied zu betonen: „He passes through the same stages of development as Wilhelm Meister, grows gradually from eudemonism into altruism, and finds happiness, when he has entirely abandoned the pursuit of it.“ Für Goethes ethische Entwicklung kommt er zu dem Ergebnis, dass diese mit seiner intellektuellen Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten habe: „Goethe had reached the moral stage of Faust in the Third, or possibly the Fourth Act of the Second Part of the drama; but he had not yet entered upon the Fifth and final Act.“ Die zweite Betrachtung hat the victims of Progress zum Gegenstand und knüpft an Philemon und Baucis und deren Untergang durch Mephistopheles an, um die trotz solcher Opfer vorhandene Thatsache des Fortschrittes der Menschheit zu verteidigen und zu seiner Förderung zu ermutigen. — In dem Grenzgebiete von Religion und Mystik sucht von Koeber[66]) nachzuweisen, dass Goethe an eine individuelle Fortdauer nach dem Tode in der Form der Wiederverkörperung geglaubt habe. Er stellt zunächst fest, dass Goethe unsere Fortdauer nach dem Tode als ein „Postulat der praktischen Vernunft“ annahm. Aus dem Worte Goethes: „Ein Sadducäer will ich bleiben“ schliesst er weiter, dass Goethe ein an die Unsterblichkeit glaubender Sadducäer gewesen sei: dies aber kann man nur dann sein, wenn man sich das „Jenseits“ als eine Wiederkehr der Individualität auf Erden zu neuer Thätigkeit in neuer verjüngter körperlicher Gestalt denkt, also wenn man sich zur Lehre von der Wiederverkörperung unseres individuellen Wesens bekennt. K. will nun nachweisen: 1. dass Goethes philosophische Grundsätze diese Doktrin fordern; 2. dass er seinen Reinkarnationsglauben oft, wenn auch meistens ziemlich verhüllt, ausgesprochen hat, und 3. dass gerade dieser Glaube es ist, was wir unter Goethes esoterischer Religion verstehen. K. unternimmt diesen Nachweis an der Hand von Aussprüchen Goethes: er gipfelt in der Heranziehung des Gedichtes „Selige Sehnsucht“, dessen „Stirb und werde!“ er als den Ausdruck der Idee der Palingenesie fasst und als Goethes esoterische Religion bezeichnet. — Diese Auslegung des „Stirb und werde!“ bekämpft Hübbe-Schleiden[67]), der in dem Gedichte „Selige Sehnsucht“, „einzig und allein die Sich-selbst-Wiedererzeugung des Kindes in der Begattung der Eltern dargestellt“ sieht. — Einige Ergänzungen zu Koebers Aufsatz giebt Schiffner[68]) durch Hinzufügung weiterer Stellen gleichen Sinnes. —

Goethe u. d. Religion. Z. 60. Todest. Goethes: BayreuthBll. S. 109-20, 163/9. — 64) Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung z. Religion u. z. religiös-kirchlichen Fragen; in zeitlicher Folge zusammengest, Leipzig, Teubner. IV, 199 S. M. 2,40. — 65) (IV 3:1.) — 66) R. v. Koeber, Goethes Ansichten v. d. Unsterblichkeit: Sphinx 14, S. 97-109. — 67) W. Hübbe-Schleiden, Goethes „Stirb u. werde!“: ib. S. 191/2. — 68) K. Schiffner,

Ob die Kabbala, die für ihre Willkürlichkeiten einen sehr starken, wohl geübten Glauben verlangt, deshalb zur Religion, oder, da sie auf eine Erkenntnis ausgeht, zur Philosophie zu nehmen sei, mag dahin gestellt bleiben: um keiner der beiden Richtungen zu nahe zu treten, mag sie als ein eigenes Gebiet behandelt werden. Es ist Louvier[69], der uns zwingt, es wenigstens zu berühren: nachdem er früher[70]) Goethes Faust nur als „Rätselbuch" aufgefasst hat, ist er jetzt einen Schritt weitergegangen und hat entdeckt, dass der Faust ein „Geheimbuch" ist, womit er ein Axiom ausspricht, das, wie er ebenso stolz wie richtig behauptet, „bis jetzt von keinem Faustgelehrten ausgesprochen ist." Während ein Rätsel dafür da ist, erraten zu werden, ist das Geheimnis da, damit es nicht erraten werde. L. hat es aber doch gethan, und zwar mit Hilfe der Kabbala, deren Hilfsmittel er ausführlich darlegt. Schon die eine Vorschrift: „Lies nicht, wie es geschrieben steht", die von L. gewissenhaft befolgt wird, stellt das Buch ausserhalb des Umkreises wissenschaftlicher Betrachtung. —

In das wirkliche Gebiet der Philosophie führt Siebeck[71]), indem er die Grundzüge zu Goethes Lebensphilosophie entwirft. S. geht von der Thatsache aus, dass der Einfluss Goethes jetzt wieder mehr zur Geltung kommt es als vor einigen Jahrzehnten der Fall war, und zwar gerade für die Auffassung sittlicher und ästethischer Lebensfragen: das Unvergängliche in der Wirkung der Goetheschen Dichtung beruht darauf, dass ihr Gedankeninhalt, auch abgesehen von der dichterischen Umkleidung, als eine Philosophie des Lebens betrachtet, dauernden Wert besitzt. Für Goethe, der von dem Systematiker nur das in sich aufnimmt, was eine entgegenkommende Neigung in seinem eigenen Wesen trifft, steht als Problem die Frage von dem Wesen und dem Werte des Lebens in seinem Verhältnisse zur Persönlichkeit: nach dem Wesen und dem Zwecke der Welt zu fragen, hat für ihn keinen Sinn, wenn nicht eine bestimmte Ansicht darüber vorhanden ist, was das Leben wert ist. In erster Linie kommt für die Beantwortung der Frage nach dem Werte des Lebens die lebendige persönliche Teilnahme an dem Inhalte des Lebens selbst in Betracht, und zwar in unmittelbarer Wechselwirkung von Lebensthätigkeit und Reflexion. Daher ist das erste Erfordernis zur Weisheit für Goethe ein freier, froher Mut und die Fähigkeit „im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben". Der Begriff vom Wesen und vom Werte des Lebens bildet die Grundlage auch für Goethes ethisches Bewusstsein. Seit sich Goethe mit seinem Werther von der Stimmung der Empfindsamkeit losgerungen hat, predigt er über den Text: „Im Anfang war die That": der „Faust" selbst ist unter der Wirkung dieser Wertvorstellung vom Verhältnis des Lebens zur Persönlichkeit herangewachsen. Aber auch in seinem eigenen Leben hat Goethe den Entwicklungsgang von der nur individuellen Neigungen lebenden Abgeschlossenheit zu allseitig thatkräftigem Wirken vollzogen. Das aus solchem Wechselverhältnis von Zurückgezogenheit und Thätigkeit gewonnene Gut preist der Dichter in dem, was er die „stille Seele" nennt, das still gewordene Herz und die von hier aus sich vollziehende Weltbetrachtung. Auf diesem ethischen Erwerbe beruht die nachhaltige geistige Kraft, die er sich bei aller Vielseitigkeit der Interessen durch alle Zeiten äusserer und innerer Aufregung hindurch bewahrte. Sie spricht sich in dem aus, was man gewöhnlich Goethes Optimismus nennt. Er ist von dem, was man jetzt gemeiniglich so bezeichnet, weit entfernt: er beruht auf der Fähigkeit, den Gütern sowohl wie den Anforderungen des Lebens gegenüber in der rechten Weise Entsagung zu üben: es handelt sich darum, „unsere Existenz aufzugeben, damit wir existieren." Dabei entgehen ihm die Schatten- und Nachtseiten des Daseins keineswegs, wohl aber vermag er sie durch die Eigentümlichkeit seines poetischen Naturells in eine günstige Beleuchtung zu setzen. Der von Goethe immer wieder hervorgehobene Wert der Individualitäten bleibt auch von den von Spinoza gewonnenen Anregungen ungestört: auch dem Zusammenhang und der Notwendigkeit des Ganzen gegenüber lehnt er es ab in dem Einzelnen und Persönlichen das Minderwertige zu erblicken. Das Wertvolle der Einzelpersönlichkeit fand Goethe in der Beschaffenheit des Gemütes und des Herzens. Sie ist aber auch etwas durchaus Berechtigtes, das daher nicht beeinträchtigt werden darf: dies gilt wie beim Einzelnen, so auch bei Volksindividualitäten. Ist sie aber berechtigt, so bleibt sie auch für das, was aus ihrem Wollen und Handeln folgt, dem Gewissen und der sittlichen Weltordnung verantwortlich: was dem Inhalte des sittlichen Bewusstseins nicht gemäss ist, hat sie sich als Schuld anzurechnen. Da die Schuld aber das eigene Werk der Individualität ist und notwendig ihr entquillt, so wird ihr Vorzug zugleich ihr Verhängnis: hierin

---

Goethes Lehre d. Wiederverkörperung. Ergänzungen zu Koebers Aufsatz. (N. 66.): ib. S. 381/2. — 69) F. A. Louvier, Goethe als Kabbalist in d. „Faust"-Tragödie. Berlin, Bibliogr.-Bureau. VIII, 176 S. M. 2,50. |[W. v. Biedermann: LZg^B. N. 119; TglRs^B. N. 184; A. Sulzbach: BFDH. 9, S. 78-92.]| (S. u. IV 8e : 61.) — 70) id., Sphinx locuta est. Goethes Faust u. d. Resultate e. rationellen Methode d. Forschung. 2. (Titel-)Ausg. 2 Bde. Berlin, Bibliogr. Bureau. VI, 443 S.; II, 491 S. M. 9,00. |[R. v. Koeber: Sphinx 15, S. 95/6.]| (S. u. IV 8e : 60.) — 71) H. Siebeck, Grundzüge zu Goethes Lebensphilosophie. Vortr. z. Feier v. Goethes Geburtstag 1891:

liegt das Tragische im Wesen der Individualität begründet. Diesem Problem geht Goethe auch als Dichter nicht aus dem Wege: er behandelt es in den Wahlverwandtschaften: kein Goethesches Werk ist von einer tieferen ethischen Weltanschauung getragen als dieses: die sittlichen Normen sind nicht selbst individueller Natur. So hängt das Schicksal des Menschen davon ab, ob er sich von der blossen Individualität zur Persönlichkeit und damit zum Charakter bilden kann, ob er bei der durch die Anlage gegebene Bedingtheit sich durch die Freiheit seines sittlichen Wollens in dem Zwiespalt beider die Selbständigkeit und den Eigenwert des moralischen Charakters erwerben und behaupten kann. Nicht auf eine theoretische Lösung dieses Problems kommt es an: sie lässt sich praktisch erleben. Dieser Lebensbegriff, der uns gleichweit abseits hält von weltflüchtiger Idealität wie von einem ideenlosen theoretischen oder praktischen Realismus, gehört zu den wesentlichen Beständen und Triebkräften unseres geistigen Gesamtlebens: dem Charakter unserer Zeit entsprechend wird er sich von dem Streben der Einzelnen auf das gemeinschaftliche Leben und Streben in nationaler, socialer und besonders in ethischer Beziehung zu erweitern haben. — In seiner Einleitung in die Philosophie behandelt Paulsen [72]) Goethes Anschauung vom Anthropomorphismus der Religion, sein pantheistisches Naturgefühl, und bezeichnet Goethes Religion als aus sinnender Vertiefung in die Werke des Geistes, der Kunst, der Dichtung entstanden. —

Von allgemeinerem Gesichtspunkte wird das Eingreifen Goethes in den Entwicklungsgang der modernen Naturwissenschaft von Helmholtz [73]) in dessen Festrede auf der Weimarer Goethe-Versammlung behandelt. Er findet es in dem Punkte, in dem wissenschaftliches und künstlerisches Schaffen sich berühren: beide gehen von der Wahrnehmung aus, die durch Erfahrungen erweitert werden muss. In der Naturwissenschaft kann die Fülle der Einzelbeobachtungen schliesslich zur Erkenntnis des Gesetzes führen. Andererseits geht auch der Künstler von der sinnlichen Anschauung aus, die durch einen dem Künstler selbst unbegreiflichen Vorgang zur künstlerischen Anschauung sich gestaltet und zur Erfassung des Typus führt. Diesen darzustellen ist Aufgabe des Künstlers, der in der Erfassung des Typus den Weg zur Darstellung des Schönen gewinnt. Das Schöne setzt eine Umbildung in die künstlerische Form voraus: sie führt zum absichtlichen Fallenlassen der Naturtreue, wenn dafür eine Erhöhung der Schönheit oder des Ausdruckes in wichtigen Momenten erreicht werden kann. Geht so der Weg der Wissenschaft und der Kunst gleichzeitig von einer Fülle von Einzelerfahrungen zur Erkenntnis eines Allgemeinen, so entsteht eine Trennung des Weges, sobald die ausführende Thätigkeit des Forschers und des Künstlers beginnt. Nur der erste erfinderische Gedanke, der der Wortfassung vorausgehen muss, wird bei beiden Arten der Thätigkeiten immer in derselben Weise sich bilden und auftauchen müssen; und zwar kann das zunächst immer nur in einer der künstlerischen Anschauung analogen Weise, als Ahnung neuer Gesetzmässigkeit, geschehen. Eine solche besteht in der Auffindung bisher unbekannter Aehnlichkeit in der Art, wie gewisse Phänomene in einer Gruppe von typisch übereinstimmenden Fällen sich folgen. So haben Wissenschaft und Kunst in diesem erfinderischen ersten Schaffen eine nahe Verwandtschaft. Mit Hilfe dieser künstlerischen Fähigkeit der Erfassung der Einzelheiten und ihrer Hinführung zur Erkenntnis allgemeingiltiger Gesetze hat Goethe sich besonders auf dem Gebiete der tierischen und der pflanzlichen Morphologie grossen Ruhm erworben. Hier gelang es ihm, die feste Ueberzeugung zu gewinnen, dass der Körperbildung der verschiedenen Tier- und Pflanzenformen ein gemeinsamer Bauplan, bis in scheinbar unbedeutende Einzelheiten hinein durchaus folgerichtig durchgeführt, zu Grunde liege. Damit dringt Goethe bis zu dem Urphänomen vor, von dem er überzeugt ist, dass es auch in jedem Zweige der Physik gesucht werden müsse: sein Bemühen, es in der Farbenlehre zu finden, musste daran scheitern, dass er mit seinen verhältnismässig unvollkommenen Apparaten die entscheidenden Thatsachen nicht beobachten konnte. So hat er niemals vollständig gereinigtes, einfaches, farbiges Licht vor Augen gehabt und wollte deshalb an dessen Existenz nicht glauben. Wohl aber hat gegenwärtig in der Aufsuchung des Urphänomens die Physik ganz die Wege eingeschlagen, auf die Goethe sie führen wollte. Wie es jetzt die Aufgabe der Mechanik ist, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben", so liegt diese einfachste Weise der Beschreibung nicht weit von dem Goetheschen Urphänomen ab. Goethes Ahnungen auf dem Gebiete der physiologischen Erkenntnislehre stimmen mit dem Schlussergebnis der heutigen Auffassung überein: sie sprechen sich sehr merkwürdig in dem mystischen Chor am Schlusse seiner Faustdichtung aus. Aber

BFDH. 8, S. 1*-24*. — **72**) (IV 5 : 28.) — **73**) H. v. Helmholtz, Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftl. Ideen. Rede, geh. in d. Generalversamml. d. Goethe-Ges. zu Weimar, d. 11. Juni 1892. Berlin, Paetel. 55 S. M. 1,50. |[O. Neumann-Hofer: ML. 61, S. 436/8; E. Schiff: Nation^B. 9, S. 573/6; BLU. S. 398; Didask. N. 142/3; HambCorr. N. 420; W. v. Biedermann: LZg^B. N. 119; SchwäbMerk 14. Mai.]|. (Vorher gedruckt

auch eine andere neueste Konzeption der Naturwissenschaft findet sich dichterisch bei ihm ausgesprochen, so dass man sich schwer von dem Gedanken losreissen kann, sie sei thatsächlich gemeint. Die Worte des Erdgeistes: „In Lebensfluten, im Thatensturm usw." schildern die Lehre von dem unzerstörbaren und unvermehrbaren Vorrat von Energie oder wirkungsfähiger Triebkraft, der in den mannigfachsten, immer wechselnden Formen erscheinen kann, bald als gehobenes Gewicht, bald im Schwunge bewegter Massen, bald als Wärme oder chemische Verwandtschaft usw., der in diesem Wechsel das Wirkende in jeder Wirkung bildet sowohl im Reiche der lebenden Wesen wie der leblosen Körper. Die Keime zu dieser Einsicht waren schon im vorigen Jh. vorhanden und konnten Goethe wohl bekannt sein. Als Schlussergebnis seiner Betrachtungen giebt H. die Sätze: „Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in Anschauungsbildern sich ergehenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt: wo nur die bewusst durchgeführte induktive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert. Aber wiederum, wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältnis der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen." — Goethes induktive Arbeit wird weit minder gering durch von Bardeleben[74]) bewertet: schon die bisher veröffentlichten anatomischen Schriften und Briefe Goethes, noch mehr aber die neuerdings im Goethe-Archiv aufgefundenen, bisher unbekannten Schriften anatomischen Inhaltes, wie die gleichfalls erst jetzt im Goethehause entdeckten Zeichnungen und die dort sowie auf der Anatomie in Jena aufbewahrten, von Goethe stammenden osteologischen Präparate zeigen, dass Goethe sich viele Jahre lang planmässig mit der Anatomie des Menschen wie mit der vergleichenden Anatomie der anatomisch und zoologisch dem Menschen nahe stehenden Säugetiere beschäftigt hat. Auf Grund dieser neuen Materialien lässt sich nun leicht nachweisen, in wie hohem Masse Goethe als selbständiger, ebenso zielbewusster wie erfolgreicher Forscher auf anatomischem Felde betrachtet werden muss. Diese Studien bilden den bedeutendsten, wertvollsten, bisher unterschätzten Teil seiner naturwissenschaftlichen Forschungen und stehen im engsten Zusammenhange mit seiner Lebens- und Weltanschauung. B. schildert Goethes Art, naturwissenschaftlich zu arbeiten, und geht dann näher auf die Entstehung der Zwischenknochenarbeit ein, die nur ein kleiner Teil eines leider nicht vollendeten grossen organischen Ganzen ist. Die erste Niederschrift in Form eines Schreibens an Sömmerring hat sich im Archiv gefunden, desgleichen die Einleitung zu einer geplanten ausführlicheren Abhandlung: von beiden Funden werden Stellen mitgeteilt. B. berichtet sodann weiter über Goethes „Wirbeltheorie", die bis auf unsere Tage fördernd und befruchtend auf die Lehre von der Natur und Entstehung des Kopfskeletts eingewirkt hat. Weitere Funde haben sodann den Beweis erbracht, dass diese Arbeiten nur Teile eines grösseren Ganzen sein sollten. „Der Versuch einer allgemeinen Knochenlehre" sollte nur den ersten Abschnitt eines grossen Werkes über vergleichende Anatomie bilden. Der interessanteste Fund ist jedoch der leider auch nur Bruchstück gebliebene „Versuch über die Gestalt der Tiere" etwa aus 1790. Er besteht aus Kapitelüberschriften; teilweise ist der Inhalt der Kapitel etwas weiter ausgeführt. Diese Entwürfe werden nun veröffentlicht, da sie zeigen, dass Goethe hier Gedanken entwickelt, wie sie erst viel später von den Begründern der Naturphilosophie, teilweise erst in den letzten Jahrzehnten, geäussert wurden. Goethe hatte jedenfalls die Vorstellung einer zusammenhängenden Entwicklungsreihe der Organismen, die jedoch nicht, wie Darwin will, mehr auf Zufall, auf Anpassung an äussere Einwirkungen und Vererbung der durch solche Anpassung erworbenen Eigenschaften, sondern wesentlich oder lediglich auf inneren Gesetzen beruhe. Sonach steht Goethe der Lamarckschen Descendenzlehre näher als dem eigentlichen Darwinismus. Die Veröffentlichung dieser Funde erfolgt in der Weimarer Goetheausgabe, für die B. die anatomischen Schriften Goethes besorgt. [75-77]) — Goethes Arbeiten zur Morphologie der Pflanzen werden von Steiner[78]) in einem zweiten Bande vervollständigt. Während der erste Band, der sechste der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in der Weimarer Ausgabe, von Arbeiten das vereinigt hatte, was Goethes Anschauung als ein organisches Ganzes erscheinen lassen konnte (vgl. JBL. 1891 IV 9a : 110), bringt der zweite Band hierzu die Ergänzung und Erweiterung. Zunächst giebt er die Arbeiten, die noch nicht unter der Herrschaft des Gedankens der Metamorphosenlehre stehen: S. 5—53 die „Vorarbeiten zur Morphologie" und als „Paralipomena I" (S. 273—88) die enge damit zusammenhängenden „Morphologischen Studien in Italien". Sie stellen das

DRs. 72, S. 115-32.) — **74)** K. v. Bardeleben, Goethe als Anatom: GJb. 13, S. 163-80. |[M. Koch: BFDH. 8, S. 482.]| — **75)** × Goethe u. d. Naturwissenschaften: Sprudel 24, N. 9. — **76)** × Was es ausser Wasser noch regnet?: AZg^B. N. 250. (Goethes Analyse d. „Honigtaus".) — **77)** × J. Tyndal, New Fragments. London, Longmans. M. 10,60. (Darin: Abhandlung über Goethes Farbenlehre.) — **78)** Goethes Werke. Her. im Auft. d. Grossherzogin Sophie v. Sachsen. II. Abt. 7. Bd. Z. Morphologie. 2. T., her. v. R. Steiner. Weimar, Böhlau.

erste Glied einer aufsteigenden Gedankenentwicklung dar, die über die „Vorarbeiten“ bis zur reifen Ausbildung in der „Metamorphose der Pflanzen“ (1790) führt. Auf der ersten Stufe des Suchens zeigen Goethe die aus dem J. 1786 herrührenden Arbeiten über die Infusorien, die als „Paralipomena II“ (S. 289—309) beigegeben sind. Eine zweite Reihe S. 35—214 enthält die Aufsätze, in denen sich Goethe von dem gewonnenen Standpunkt aus mit gleichzeitigen und geschichtlichen Erscheinungen über die Wissenschaft des Organischen auseinandersetzt. Dahin gehören die Aufsätse S. 35—214, über die die „Einleitung“ (S. 228,9) Näheres berichtet. „Paralipomena III“ verzeichnen die Ergebnisse der Versuche, die Goethe über die Wirkung des Lichtes auf organische Körper tagebuchartig verzeichnete. „Paralipomena IV“ (S. 342—56) endlich enthalten den Aufsatz über die Spiraltendenz in kürzerer Gestalt, sodann aber Arbeiten über botanische Dinge, die nicht dem Goetheschen „System der Botanik“ angehören und nichts mit dem Metamorphosengedanken zu thun haben. „Paralipomena V“ (S. 357—62) bringen das, was sich an den Aufsatz „Principes de Philosophie zoologique“ anschliesst, während „Paralipomena VI“ „Einzelne Bemerkungen“ aus der Fülle von Vorarbeiten bieten, so weit sie Goethes Arbeitsweise kennen lernen. Einen bisher ungedruckten Aufsatz Goethes geben S. 215—24: „Einleitung zu einer allgemeinen Vergleichungslehre.“ Er sucht den Gedanken der Metamorphosenlehre zu dem einer „allgemeinen Vergleichungslehre“ zu erweitern und steht daher am Ende der Morphologie: er zieht die letzte Konsequenz der Goetheschen Organik, die durch die Auseinandersetzung über die theologische Weltanschauung zu den höchsten Gebieten der allgemeinen Naturphilosophie in Beziehung gebracht wird. — Dieselbe vortreffliche Gestaltung verleiht Steiner [79]) auch den Arbeiten Goethes über Mineralogie: ein 1. Band, der 9. der naturwissenschaftlichen Schriften, vereinigt alle Arbeiten Goethes, die geeignet sind, einen Umriss der Gesamtheit seiner geologischen Ideen zu geben; einem zweiten Bande bleiben die ergänzenden Schriften vorbehalten. Die in dem ersten Bande gesammelten Schriften sind nicht chronologisch geordnet, sondern so, dass in der Reihenfloge ein organischer Aufbau sich gestaltet: von den Betrachtungen des empirischen Materials steigt er auf zu theoretischen Erwägungen über die Entstehung einzelner geologischer Gebilde und schliesst ab mit einer umfassenden Ansicht über Erd- und Weltbildung. So bietet diese neue Anordnung einigermassen einen Ersatz für die fehlende umfassende einheitliche Bearbeitung des gesamten Gebietes durch Goethe selbst. Der Inhalt des Bandes gliedert sich so in drei Hauptmassen: Zur Kenntnis der böhmischen Gebirge und der Gebirge in anderen Gegenden (S. 1—168); über die Entstehung und Bedeutung des Granits und anderer Gesteine (S. 169—225); geologische Theorien (S. 229—306). Genaueren Nachweis über die einzelnen Bestandteile giebt die Einleitung (S. 309—14). Die Paralipomena bringen: I. eine mit kritischen Bemerkungen versehene Inhaltsangabe Goethes von dem Werke C. W. Noses: „Kritik der geologischen Theorie, besonders der von Breislak und jeder ähnlichen“ (Bonn 1821); II. eine Skizze zu dem Aufsatze über „Joseph Müller“ und eine Skizze zu dem Aufsatze „Marienbad“. —

Goethes Stellung zur socialen Entwicklung der Menschheit bespricht Koch [80]) im Zusammenhang des Verhältnisses der klassischen deutschen Litteraturentwicklung zur grossen französischen Revolution. Der massgebende Gesichtspunkt ist ihm, dass in den Werken unserer Klassiker nicht ein Abfall von den in der Sturm- und Drangperiode vertretenen Revolutionsideen erscheint, sondern eine Reinigung und Vertiefung. K. verfolgt das Hervortreten socialer Gedanken durch die gesamte Thätigkeit Goethes: sie gipfelt in dem Verlangen Goethes, dass den revolutionären Bestrebungen und ihren gewaltsamen Unterdrückungsversuchen die Idee der Erziehung und langsamen Heranbildung entgegentreten müsse, ein Gedanke, in dem Goethe sich mit seinem grossen Freunde begegnet. [81]) — Mühlhausen [82]) knüpft zur Beantwortung der Frage, ob Goethe ein Socialist gewesen sei, ausschliesslich an die Betrachtung der „Wanderjahre“ an. Er verlangt zur richtigen Beantwortung das Vorhandensein zweier „Apperceptionshilfen“, Kenntnis des Socialen und Wertung des Religiösen. Unter diesem Gesichtspunkt giebt er zunächst eine „Geschichte des Verständnisses der Wanderjahre“ von ihrem Erscheinen 1822 bis zur Gegenwart: erst bei Karl Grün 1846 findet er Kenntnis dessen, was die Socialisten erstreben, also die eine Apperceptionshilfe: auch die zweite fehlt ihm nicht. Seine eigene Betrachtung beginnt er mit der Bestimmung dessen, was er social oder socialistisch nennt: so gilt ihm jede Bestrebung, die darauf gerichtet ist, das Eigentum aus der Sphäre des Rechts in die Sphäre des Wohlwollens zu rücken. Von diesem Gesichtspunkt aus findet er den Anfang von Goethes Socialismus schon in den Lehrjahren, und zwar durch Lothario und Natalie vertreten: Lothario reflektiert

---

VI, 372 S. M. 3,80. (Dazu GJb. 13, S. 273/4.) — **79**) Dass., II. Abt. 9. Bd. Mineralogie u. Geologie. 1. T., her. v. R. Steiner. ebda. VII, 409 S. M. 4,30. (Dazu GJb. 14, S. 319-20.) — **80**) (IV 1d : 6.) — **81**) × F. W. Behrens, Dtsch. Ehr- u. Nationalgefühl in seiner Entwicklung durch Philosophen u. Dichter. Diss. Leipzig, E. Fock. 150 S. — **82**) A. Mühlhausen, Goethe e. Socialist? Leipzig, O. Wigand. 30 S. M. 0,80. |[W. v. B(ieder-

und will seinen wachsenden Vorteil nicht allein geniessen; Natalie folgt ihrem Gefühl, wenn sie das Einzelnen gehörige Ueberflüssige in der Hand der Armen sehen möchte. Sodann geht M. auf die Wanderjahre ein und schildert eingehend die Gedanken Goethes, wie sie in den Einrichtungen von Hersiliens Oheim, im Wanderbunde Lenardos hervortreten: in ihnen offenbart sich das Goethesche Menschentum. Heute aber möchten die beschränktesten Parteimeinungen „die Sonne Goethescher Humanität verdunkeln, einer Humanität, die man doch ansprechen muss als die kosmische Evolution der Lehren des Kreuzträgers von Golgatha". — Gerlach [83]) setzt die bejahende Antwort auf die Frage, ob Goethe ein Socialist sei, voraus und sucht dessen Ansichten für die Praxis lebendig zu machen. Nachdem er Goethes günstige Stellung zu der socialen Frage hervorgehoben und seine Erfahrungen auf dem socialen Gebiete geschildert hat, weist er darauf hin, dass die sociale Frage keine blosse Magenfrage, sondern vor allem eine Frage der Gerechtigkeit, der Humanität sei, der der Entwicklungsgang der Kultur zustrebt: bei Lessing erscheint die Humanität als religiöse Toleranz, bei Schiller führt sie zur Begeisterung für politische Freiheit, bei Goethe findet sie ihre Anwendung auf die sociale Frage. Goethe verkörpert sie und ihre Lösung in dem Entwicklungsgang Wilhelm Meisters: in den Lehrjahren erreicht dieser freilich sein Bildungsziel, aber wenn daneben Millionen Blüten vom Baume der Menschheit zu Grunde gehen, so muss eine neue Ordnung der Dinge hergestellt werden, bei der alle ohne Ausnahme die Möglichkeit finden, auch in sich, entsprechend ihren Geistes- und Gemütsanlagen, den wahren Menschen herauszubilden. Den Weg zu zeigen ist die Aufgabe der Wanderjahre. Die Harmonie der Bildung ist unabhängig von Beruf und Beschäftigung des Menschen: dies Ziel ist für jeden erreichbar, wenn Denken, Empfinden und Wollen von Jugend auf die angemessene Richtung erhalten. Diese festzustellen, ist Sache der Erziehung, und zwar der allgemeinen, öffentlichen. Im Gegensatze zu der von Goethe verlangten Erziehung und ihres Zieles krankt unsere Zeit durch die Verdrängung der Moral aus Politik, öffentlichem Leben, Handel und Verkehr. G. verlangt dagegen die gemeinsame öffentliche Erziehung im Sinne Goethes. Er weist darauf hin, wie Goethe die Freude am Erwerb verwertet und das Eigentum heiligt, indem er ihm eine sittliche Grundlage giebt. Seine Sicherung erhält ihre höhere Bedeutung dadurch, dass sie die Entwicklung der Kultur allein möglich macht. Dabei ist es nach Goethe die Hauptsache, die Vorteile der Kultur in den neuen Zustand mit hinüberzunehmen, die Nachteile zurückzulassen. G. führt Goethes Ansichten im einzelnen durch und kommt zu dem Ergebnis, dass Goethes Grundidee für die Neugestaltung der Zukunft unanfechtbar ist. — Wie Goethe sich selbst ein praktisches Eingreifen in die socialen Verhältnisse dachte, zeigt sein merkwürdiger Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen, den als bisher unbekannten publizistischen Versuch Goethes Suphan [84]) veröffentlicht und kommentiert. Kleine Dramen, dramatische Situationsbilder, die das Alltagsleben vor Augen führen, sollen die Sprache verbreiten helfen, von der Bühne selbst, dann aber auch so, dass die Schulkinder die Stücke aufführen. Aber nicht nur die Sprache selbst soll verbreitet werden: in den Dialogen wäre „die äussere Achtung, welche Kinder ihren Eltern, Untergebene ihren Vorgesetzten zu beweisen haben, mit Gebärden und Worten auszudrücken, die Folgen von Reinlichkeit und Unreinlichkeit, von Nachlässigkeit oder Aufmerksamkeit, von Nüchternheit und Trunkenheit mit Mass und Sinn darzustellen." Dabei fehlt freilich auch nicht die Auffassung des Künstlers, der den Vorschlag zugleich macht, um zu bedenken zu geben, „wie die Kunst, wenn sie erst in ihrer Tiefe, Fülle und Gewandtheit bestände und anerkannt würde, sich willig und geistreich zu grossen und heiligen Zwecken hergeben könnte und dabei für sich zugleich unendlich gewinnen müsste." — Einen Aufsatz, den Goethe über die Strebsamkeit der Juden („das Emporkommen der Völker in der Welt") in den von A. Brüll herausgegebenen populärwissenschaftlichen Monatsblättern für das Judentum (Januar) geschrieben haben soll, weist Meyer-Cohn [85]) als Fälschung des Veröffentlichers, des Schriftstellers K. Wiesenthal, nach. [86-88]) —

Um die Sprache Goethes in ihrer vollen Bedeutung zu zeigen, schildert Hehn [89]) den Zustand der deutschen Sprache vor Goethes Auftreten. Als der „Götz" erschien, „da geschah plötzlich ein Wunder, das Leben und die Vorzeit fanden von neuem eine Stimme, ein lang verborgener, tief vergrabener Schatz wurde gehoben und verbreitete einen kaum geahnten Reichtum". — Ueber den Einfluss der biblischen

---

mann): LZgB. N. 119; BLU. S. 670; DAdelBl. 10, S. 806; SchwäbKron. 11. Aug.]| — 83) L. Gerlach, Goethe als Socialpolitiker. E. Beitr. z. Beurteilung d. soc. Frage. Dessau (Leipzig, R. Kahle). 33 S. M. 0,50. |[M. Koch: BFDH. S. 480; Gegenw. 41, S. 159; BLU. S. 670.]| — 84) B. Suphan, Vorschlag z. Einführung d. dtsch. Sprache in Polen. E. unbekannter publizistischer Versuch Goethes: GJb. S. 3/9. |[M. Koch: BFDH. S. 479; L. Sp(eidel): NFPr. 3. Juli; A. Pick: ZHGPosen. 7, S. 358/9.]| — 85) H. Meyer-Cohn: FZg. 7. Febr. — 86) × (I 4:803.) — 87) × H. W. Nevinson, Goethe as a minister of state: ContempR. 62, S. 719-35. — 88) × D. Kudlich, Goethes politische Ansichten (Goetheovi politicki nazori). Progr. d. Gymn. Serajewo. 1891. |[ChWGV.

Sprache auf die Sprache Goethes wird im Anschluss an Henkels Schrift „Goethe und die Bibel“ berichtet[90]), über den Einfluss der Antike auf Goethes Sprache im Anschluss an Olbrichs Arbeit (vgl. JBL. 1891 I 8 : 27; IV 9a : 115).[91]) — Dehnicke[92]) untersucht Goethes Verhalten zu dem Fremdwort. Er kommt zu dem Ergebnis: Goethe war kein grundsätzlicher Gegner der gegen das Fremdwort gerichteten sprachlichen Bestrebungen. Er erkannte ihren berechtigten Kern an, aber er missbilligte den kleinlichen Uebereifer der Heisssporne und nahm für sich wie für alle geistreichen Menschen das Recht in Anspruch, für den Ausdruck der Gedanken in gewissen Fällen das sich darbietende Fremdwort zu verwenden. D. begnügt sich jedoch nicht mit dieser allgemeinen Erkenntnis: er will durch Zählen und Ordnen feststellen, in welchem Umfange Goethe die Fremdwörter angewendet hat. Dabei zählt er die eigentlichen Lehnwörter nicht mit. Ferner beschränkt er sich auf die Untersuchung der „heute noch allgemein gelesenen“ Werke Goethes: es sind nach ihm die Bände der Hempelschen Ausgabe 1—7, 12—17, 20—23, ferner noch die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, Stella, die natürliche Tochter, Mahomet und Tancred. Er findet hier 1500 wirkliche Fremdwörter: dies ist, „wenn die Berechnung richtig ist, wonach Goethe im ganzen 6000 Wörter gebraucht haben soll, der vierte Teil seines Wortschatzes“. Zahlreicher sind sie in der Prosa als in den Versen. In ganz reinem Deutsch sind die Iphigenie und die Laune des Verliebten geschrieben. Im Tasso und in der natürlichen Tochter sind je 15, im Faust 260 Fremdwörter. Bei der von D. gegebenen Einzeldarlegung wäre wohl der Gesichtspunkt zu beachten, wo Goethe, um den Ton einer bestimmten Zeit oder Gesellschaft darzustellen, absichtlich zum Fremdwort gegriffen hat, wie wenn er in Hermann und Dorothea Surtout, frisiert, Offizin gebraucht: diese absichtliche, durch künstlerische Rücksichten veranlasste Verwendung ist von der unabsichtlichen, aus Bequemlichkeit oder wegen Mangels eines eben so treffenden deutschen Ausdrucks eintretenden Anwendung wohl zu unterscheiden. D. zeigt eingehend, wie Goethe in diesen letzten Beziehungen Aenderungen und sprachliche Neubildungen allmählich hat eintreten lassen. Für Goethes Sprachgefühl ist gerade dies Verfahren sehr lehrreich. Wie wenig pedantisch Goethe dabei verfuhr, zeigt eine Anzahl von Stellen, wo er, um Abwechslung des Ausdrucks zu erreichen, nebeneinander Fremdwort und deutsches Wort gebraucht: er hat also das Fremdwort nach dieser Seite hin als eine willkommene Bereicherung der heimischen Sprache angesehen. Auch hiervon legt der Vf. Beispiele vor. Zum Schlusse giebt er ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der in den angeführten Werken Goethes vorkommenden Fremdwörter. Bei ihrer Durchsicht wird man D. im ganzen beistimmen müssen, dass „vielfach ohne die geringste Schädigung des Gedankens an Stelle des fremden Wortes das heimische treten könnte“: freilich müsste im Einzelfall die andere Frage erwogen werden, in wie weit durch Verwendung des Fremdwortes die Rede eine bestimmte Farbe hat bekommen sollen. — Ausser mancherlei sprachlichen Bemerkungen[93-93b]), die Einzelheiten des Ausdrucks betreffen, kommt eine durchgehende sprachliche Eigentümlichkeit Goethes im Zusammenhang der Frage über den Gebrauch von „der“ und „welcher“ zur Behandlung: Minor[94]) hat hierüber durch seine „braven Wiener Seminaristen“ ein Material erlangt, das sich über ein Jahrhundert deutscher Prosa erstreckt (1750—1850): hierbei kommt Goethes Gebrauch in erster Linie in Betracht. — Auf die stilistische Seite von Goethes Sprache geht Brandes[95]) und im Anschluss an ihn Minor[96]) ein, während Kirchbach[97]) Goethes Rhetorik behandelt.[98]) — Ueber die Art wie Goethe die Sprache nach einer bestimmten Richtung hin formal künstlerisch handhabte, giebt Harnack[99]) eine sorgfältige Studie, in der er nachweist, wie Goethe den griechischen Trimeter anwendete: wahrscheinlich von W. von Humboldt angeregt, benutzt Goethe das jetzt erst von ihm genauer kennen gelernte Versmass in dem ersten Entwurf der Helena. Seiner Anregung folgte dann Schiller. Diese erste Verwendung des Trimeters dauert von 1800—1808. H. verfolgt sie durch die einzelnen Dichtungen Goethes. Der Vers erscheint erst wieder 1825—30 bei der Umgestaltung und Vollendung des Helenendramas innerhalb der Faustdichtung. Jetzt aber tritt eine freiere Benutzung der auflösenden Versfüsse hervor. Zu dem von H. vorgeführten Grunde, dem bewussten Bestreben nach grösserer Abwechslung, möchte noch der zweite hinzukommen, unbetonte Silben aus den Stellen des Verstones zu entfernen, wie wenn G. für „in heimisches Gestade trug“ einsetzt: „in vaterländische Buchten trug“. H.

S. 38.]| — **89**) (I 6 : 44.) — **90**) (S.o N. 62.) — **91**) [W. v. Biederman]n: LZg^B. N. 8; K. Landmann: ZDU. S. 661/3; ZVLR. 5, S. 246/7. — **92**) (I 6 : 48.)][TglRs. 28. Juli.][— **93**) Sprachl. Bemerkungen zu e. Spruch Goethes besonders in Bezug auf Bedingungssätze: ZDS. 5, S. 17-21. — **93a**) Sprachl. Bemerkungen z. 12. Bd. d. v. L. Geiger her. Jb.: ib. S. 142/5. — **93b**) F. Mertens, Bemerkungen zu 2 Stellen in Goethes „Dichtung u. Wahrheit“: ib. 151/4. — **94**) (I 6 : 108.) — **95**) G. Brandes, Goethe-Studien: NFPr. 30. März, 1. u. 2. Apr. — **96**) J. Minor, Etwas über erzählende Kunst bei Gelegenheit d. Wilhelm Meister. Wien, F. Jasper. 4⁰. 24 S. (Gelegenheitsschrift; vgl. IV 8d : 21)). — **97**) (I 6 : 47.) — **98**) × E. Steiger, D. sprechende Goethe: Gesellschaft 8, S. 229-41. (Rec. v. W. v. Biedermanns Werk „Goethes Gespräche“.) — **99**) O. Harnack, Ueber d. Gebrauch d. Trimeters

schliesst mit dem bedeutungsvollen Hinweis, dass es auch Goethes Kraft nicht gelungen ist, diesen Vers mit dem natürlichen Tonfall des Deutschen zu vereinigen. —

Goethes Werke selbst erscheinen weiter in der Weimarer Ausgabe[100-100a]). Das Berichtsjahr brachte mit den bereits genannten (N. 78, 79) im ganzen sieben Bände, die an anderen Stellen im einzelnen besprochen werden.[101-103]) —

Zu den darstellenden Arbeiten allgemeineren Inhalts über Goethes Werke sind noch Besprechungen von Düntzers Buch „Zur Goetheforschung" (vgl. JBL. 1891 IV 9a : 123) erschienen[104]). — Biedermann[105]) wendet sich in scharfer Polemik gegen Düntzers Auffassung des Briefgedichtes „Schicke dir hier im alten Kleid" (Weim. Ausg. IV. Abt. Bd. 2, S. 9-10). Düntzer will das Gedicht auf Zusendung der Lenzschen Lustspiele nach Plautus beziehen, B. weist die Unmöglichkeit dieser Auffassung und die Richtigkeit seiner im kritischen Apparate des von ihm herausgegebenen Brief-Bandes (S. 310) ausgesprochenen Vermutung nach, dass die wahrscheinlich an Merck gerichtete Epistel sich nur auf die Hs. der Geschichte Gottfriedens von Berlichingen beziehen kann. — Reichel[106]) hat in seiner Studie über die Ostpreussen in der deutschen Litteratur am meisten darin Recht, dass seine Schrift „grosse litterarhistorische Ansprüche weder herausfordern noch befriedigen" wird. Indessen erhebt er doch das Verlangen, dass seinen kurzen kritischen Sätzen, die auf ein höheres Gebiet übergreifen, nachdenkende Aufmerksamkeit zugewendet werden möchte. Dies dürfte bei seinem Urteil über Goethe kaum notwendig sein. Im Anschluss an die Darlegung der Verdienste der Ostpreussen erkennt er an, dass bei ihnen kein Goethe, kein Schiller gewachsen ist. Aber bei näherer Prüfung wird man bekennen müssen, dass diese und andere berühmte westliche Dichter „keine geistesstarken Bahnbrecher und Spender eines neuen Lichtes waren." Speciell von Goethe „dürfen wir uns heute schon offen eingestehen, dass er keine im eigentlichsten Sinne selbständige, neuschöpferische, bahnbrechende Persönlichkeit vorstellt." Er war „trotz all seines stark entwickelten Selbstbewusstseins der geborene Abhängigkeitsmensch, der immer der Anlehnung, der Anspornung und Wegweisung bedurfte." Klopstock, Gottsched, Herder, Wieland, Voss und andere, Lichtenberg, die Griechen und Römer haben ihn beherrscht — „wirklich Original ist er vielleicht nur in den auch heute noch unerreicht dastehenden Gedichten Der Zauberlehrling, Der Gott und die Bajadere, Die Braut von Korinth und einigen anderen kleineren Schöpfungen dieser Art." — Einen Ueberblick über die Goethe betreffenden litterarischen Erscheinungen des Jahres 1891 giebt Geiger[107]) in der Bibliographie des GJb. In dem ersten Abschnitt, betitelt „Schriften", erscheinen die Berichte der Bearbeiter der einzelnen Werke in der Weimarer Goetheausgabe. Sie betreffen die im vorigen Jahrgang erwähnten Bände (JBL. 1891 IV 9 a : 118) sowie die noch in das J. 1890 gehörigen, aber wegen des Setzerausstandes erst Frühjahr 1891 ausgegebene Bände I, 11; II, 7; IV, 10. Ein weiterer Abschnitt zählt das „Ungedruckte" auf, und zwar Briefe und Regesten, sodann Briefe, Litteratur, Autographen-Kataloge, neue Ausgaben, Gespräche. Eine folgende Abteilung bringt die Gesamtausgaben, die Einzelschriften und Erläuterungen: diese gliedern sich in die Unterabteilungen 1. Allgemeines, Bibliographisches, Sprachliches; 2. Dramen; 3. Gedichte; 4. Prosaschriften. Die nächste Abteilung giebt Uebersetzungen. Es folgt dann das Kapitel Biographisches, und zwar Allgemeines, biographische Einzelheiten, Goethes Eltern, Gattin, Sohn, Enkel; Goethes Verhältnis zu seinen Vorgängern, Freunden und Nachfolgern. Der Rest der Bibliographie musste wegen Raummangels ausfallen, wird aber im nächsten Bande des GJb. nachgetragen werden. —

Goethes Stellung in der Weltlitteratur bezeugen zunächst die Erinne-

---

bei Goethe: VLG. 5, S. 113-9. (S. u. IV 8e : 3.) — 100) Goethes Werke. Her. im Auftr. d. Grossherzogin Sophie v. Sachsen. I. Abt., 11. Bd. Elpenor, D. Befreiung d. Prometheus, Bruchstücke einer Tragödie, her. v. F. Zarncke u. J. Wahle; Clavigo, her. v. R. M. Meyer; Stella, her. v. K. J. Schröer; Claudine v. Villa Bella, her. v. E. v. d. Hellen; Erwin u. Elmire, her. v. R. M. Werner; Aus fremden Sprachen, Dramatische Bruchstücke, her. v. B. Suphan. Weimar, Böhlau. III, 455 S. M. 3,50; 12. Bd. Jery u. Bätely, her. v. W. Arndt; Lila, her. v. F. Muncker; D. Fischerin, Scherz List u. Rache, D. Zauberflöte zweiter Teil, her. v. A. v. Weilen; D. ungleichen Hausgenossen, her. v. J. Singer; D. vereitelten Ränke, her. v. J. Wahle; Opernfragmente, her. v. C. Redlich. III, 428 S. M. 3,90. (S. u. IV 8e : 1.) 20. Bd. D. Wahlverwandtschaften, her. v. M. v. Waldberg. IV, 427 S. M. 3,20. IV. Abt. 10. Bd. Briefe, vom 9. Aug. 1792 bis z. 31. Dec. 1795, her. v. E. v. d. Hellen. XIII, 434 S. M. 4,50. 11. Bd. Briefe 1796, her. v. dems. X, 347 S. M. 3,60. (S. u. IV 8b : 1/2.) |[K. Heinemann: BLU. S. 209-11, 755; Th. Breitinger: ML. 61, S. 851; M. Koch: BFDH. 8, S. 273, 288-90; H. Düntzer: ZDPh. 24, S. 513-24.]| — 100a) × Berichte der Redaktoren u. Herausgeber (zu N. 100): GJb. 13, S. 264/7, 276/7; 14, S. 310/7, 320/1. — 101) × R. v. Gottschall, Goethes Werke. (=Dtsch. Klass.-Bibl. Ausw. in 24 Bdn. Mit 8 Portrr.) 7 Bde. Berlin, Verlagsanst. Urania. 793 S.; II, 848 S.; 875 S.; II, 306 S.; 589 S.; 785 S.; 1063 S. M. 12,00. — 102) × Meisterwerke Goethes, Selections from Goethe's Poetical and Prose Works for school and home. Ed. by Bernhardt. Boston. U. S. A. Heath. |[L. G(eiger): AZg[B]. N. 253. — 103) × J. Deckel, G. Witkowski, Goethes Werke, Bd. 31/2. (Vgl. JBL. 1891 IV 9a : 119): BLU. S. 541. — 104) H. R.: HambCorr[B]. N. 8; LCBl. S. 532/3; L. Fränkel: BLU. S. 135; R. Friedrich: ib. S. 529-31; L. Geiger: Nation[B]. 9, S. 165/6; M. Koch: BFDH. 8, S. 265. — 105) W. v. Biedermann, Z. Goethekunde: LZg[B]. N. 30. — 106) (IV 1a : 28.) — 107) GJb. S. 258-320. — 108) Th. A. Fischer, Drei Studien z. engl. Litt.-Gesch. Gotha,

rungen von Henry Crabb Robinson, die mit seinen Tagebüchern und Briefen in drei Bänden erschienen sind: aus ihnen giebt Fischer[108]) die Abschnitte, die sich auf Deutschland, namentlich auf Weimar und Jena beziehen. Robinson, 1775 geboren, ist „in gewissem Sinne ein Vorläufer Carlyles gewesen und gehört zu den wenigen, die damals unter den englischen Schriftstellern und Gelehrten eine gründliche Kenntnis der deutschen Philosophie und Litteratur besassen.“ F. schildert kurz den Lebensweg Robinsons und giebt sodann Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen, in denen die wiederholten, stets freundlicher werdenden Beziehungen zu Goethe von grossem Interesse sind: die Gespräche sind auch von Biedermann in seinem grossen Werk verwertet, während hier der Verkehr im Zusammenhang mit der ganzen Zeit erscheint. — Auch Carlyle[109]) selbst erscheint auf dem Plan, um Zeugnis von dem überwältigenden Einflusse Goethes abzulegen. Im J. 1838 hielt er zwölf Vorträge über die Geschichte der Litteratur: elf davon sind von Hörern aufgezeichnet und jetzt, auf Grund dieser Aufzeichnungen, von Greene herausgegeben worden. Die Bedeutung liegt nicht in Einzelheiten, die gelegentlich seltsam verschoben sind, wie wenn der „Westöstliche Divan“ als „the last book of all he ever wrote“ bezeichnet wird: die Bedeutung liegt vielmehr in der Gesamtauffassung, die C. von Goethes Wesen und Einfluss giebt. Zunächst charakterisiert er die deutsche Litteratur dahin, dass die Männer, die sie aufbauten, nicht Träger irgend einer besonderen Theorie sind: ihr Ziel ist „to work out in some manner an enfranchisement of their own souls, to save themselves from being crushed down by the world“. So vermochte er die Wirkung dieser Männer als eine Offenbarung zu empfinden: „it was somelike the rising of a light in the darkness which lay around and threatened to swallow me up“. Das besondere Werk, das so auf ihn wirkte, war Wilhelm Meister. Von Goethe selbst sagt er: „The appearance of such a man at any given era is, in my opinion, the greatest thing that can happen in it — a man who has the soul to think, and be the moral guide of his own nation and of the whole world.“ — Wie weit man in England noch davon entfernt ist, diese beherrschende Stellung Goethes anzuerkennen, lehrt der Amerikaner Boyesen[110]), der einige englische Beurteilungen Revue passieren lässt. Er hält das englische Publikum noch in keiner Weise für: „goethereif“: „the spirit that animates Goethe is very far removed from that which dominates English literature, past and present“: Auch über die englischen Kritiker spricht er ein scharfes Urteil: „Many English critics have taken pain to register their more or less complete ignorance concerning Goethe, and only three or four have written anything worthy of serious consideration“. Unter diese rechnet er Matthew Arnold, findet es aber eben deshalb nur um so unbegreiflicher, wie Arnold, um Goethes Wertschätzung in England zu schildern, nicht Goethe selbst zum Thema genommen hat, sondern in seiner Abhandlung „A French Critic of Goethe“ lieber den französischen Chauvinisten und Radoteur Edmond Scherer: in seinem sinnlosen Hass gegen Deutschland fällt dieser die wegwerfendsten Urteile, und B. weist daher die Falschheit von Arnolds Beurteilung des französischen Schweizers — „he is candid and cool perhaps, a little cold“ — mit Scherers eigenen Worten als absolut falsch nach. Sein Urteil lautet vielmehr: „It is passionate resentment of a supposed national wrong, openly professed and rarely disguised, that we find in M. Scherers writings on Goethe“. Arnolds Verfahren ist um so merkwürdiger, als er selbst Goethe nicht nur als „the greatest poet of modern times“, sondern auch als „by far our greatest modern man“ charakterisiert. Als zweiten englischen Kritiker führt B. den Verfasser eines Essays, „Goethe and his influence“, Richard Holt Hutton an. Dieser betrachtet Goethe von seinem theologischen Standpunkt aus, und urteilt daher in allem, was darauf Bezug hat, in beschränkter Weise, während er im übrigen Goethe sehr hoch stellt. B. zeigt dies im einzelnen auf und verweilt besonders bei Faust. Er findet Hutton dabei in vollständiger Uebereinstimmung mit der englischen Auffassung überhaupt, aber „English opinion concerning the Second Part of ‚Faust‘, in so far as it exists, is based upon ignorance“. Als dritten Repräsentanten der englischen Auffassungsweise führt B. den Professor zu Edinburg, John Stuart Blackie an, „whose preface and introduction to his book ‚The Wisdom of Goethe’, contain as adequate and sympathetic a judgement of the poet as is anywhere to be found.“ Er hält Blackie für einen Kritiker, der sich in den Geist Goethes aufs tiefste versenkt hat. Nur hier und da tritt ein kleiner Anflug von Parteilichkeit in der Beurteilung des Nationalcharakters der Engländer im Gegensatz zu dem der Deutschen hervor. In einem Punkte bekämpft er Blackie. Wenn dieser Goethe vorwirft, dass er keine Fähigkeit für Freundschaft gehabt habe, bemerkt B. sehr richtig, echte Freundschaft beruhe auf Uebereinstimmung von Geschmack und Empfindungsweise: sobald eine solche Ueber-

---

F. A. Perthes. VII, 177 S. M. 3,00. (S. 47-105: Erinnerungen e. Jenenser Studenten. Aus d. Tagebuch e. Engländers.) — 109) (I 4 : 13; S. 206-25: Goethe and his works.) |[H. Grimm: DLV. S. 1492.]| — 110) So. N. 65;

einstimmung aufhört, erstirbt die Freundschaft von selbst. Goethe musste darum Beziehungen, die einst ernst waren, aufgeben, sobald er selbst in Geschmack und Empfindungsweise vorangegangen war, während die Freunde zurückblieben. Rühmend hebt er Blackies „largehearted comprehension and liberal spirit“ in Bezug auf „the long series of Goethe's loves“ hervor: „had he not done so, he would not have been half the man, nor the tenth part of the poet that he was.“ B.s hier und in seinen anderen Aufsätzen über Goethe sich aussprechende Gesinnung ist mit vollem Rechte von H. Grimm dahin charakterisiert worden, dass alles, was er über Goethe sagt, von tief eindringendem Studium seiner Werke zeugt: „Der internationale Wert, die Bedeutung, welche Schiller und Goethe für das grosse Volk der Zukunft haben werden, ist B. wichtiger als die Zustimmung oder Ablehnung, die beide einst in ihrem eigenen engumgrenzten Vaterlande fanden oder heute finden.“ Und hoch rechnet er es B. an, dass wir „überall reiner ehrfurchtsvoller Anerkennung des vom deutschen Volke Geleisteten“ begegnen.[111-111a]) — Eine Würdigung, die Goethe in Italien gefunden hat, vermittelt Graf von Schack[112]), indem er im Anschluss an die Charakteristik seines Freundes Mazzini einen Aufsatz übersetzt, der eine Parallele zwischen Byron und Goethe zieht. Der Aufsatz ist kurz nach dem Tode Goethes geschrieben und steht in der Beurteilung des Dichters und noch mehr des Menschen unter dem Einfluss von Zeitstimmungen, die sich seitdem geklärt haben. Mazzini sucht die Bedeutung der beiden Männer auf Formeln zurückzuführen, die in ihrer Allgemeinheit wenig genug besagen: „In Byron beherrschte der Mensch immer den Künstler und erdrückte ihn bisweilen, in Goethe dagegen verlor sich der Mensch völlig in den Künstler. In ihm war kein subjektives Leben; keine Einheit, die entweder aus dem Herzen oder dem Haupt entsprang.“ Beide haben das Gemeinsame, dass sie Epochen abschlossen. Ob für die Erkenntnis des Wesens beider Männer aus den geistreichen Allgemeinheiten der Urteile viel gewonnen wird, muss sehr fraglich erscheinen. —

Wie Goethe durch Uebersetzungen auf die Weltlitteratur wirkt, zeigt Boyesen[113]), indem er eine Reihe von englischen Uebertragungen charakterisiert; unter den Faustübersetzern giebt er Taylor den entschiedenen Vorzug: sie ist „poetry, while all others are metrical prose“. —

Einflüsse der Weltlitteratur auf Goethe sind in mehreren Fällen untersucht worden. Durch sein massvolles Urteilen gewinnt Boehm[114]) das Vertrauen des Lesers. Er will aus der Zeit, in der der Dichter das schöne Ebenmass gefunden hat, und in der die wieder lebendig gewordenen kräftigen sinnlichen Elemente seiner Jugenddichtung sich dem strengen Kunstgesetze der Alten fügen, die Elegien darauf hin prüfen, in wie weit sie sich mit entsprechenden Dichtungen des Altertums vergleichen lassen. Neben der klassischen Form war es vor allem die Tiefe und Fülle des antiken Geistes, die Goethe in den Werken der alten Kunst und Poesie zu lebhafter Bewunderung und zur Nacheiferung hinriss. Dabei hat Goethe sicherlich vielfach Motive aus der alten Poesie verwendet: er weiss ihnen aber ein originelles Gepräge zu verleihen, so dass sie mit der Kraft des Originals wirken. In vielen Fällen sind die Anklänge von vornherein trotz aller inneren Verwandtschaft so, dass eine Nachahmung ausgeschlossen ist. So hält sich B. frei von dem das Wesen eines grossen Künstlers verkennenden Bestreben, seine Werke mosaikartig aus lauter kleinen, hier und dort mühselig aufgesuchten Steinchen entstehen zu lassen. — Nicht dieselbe Masshaltung zeigt Pniower[115]): hier tritt vielmehr in allzu deutlicher Weise das Bestreben hervor, kausalen Zusammenhang auf Ausdrucksübereinstimmung zu gründen, die weder vollständig vorhanden noch schlagend ist. Diesmal sollen es einzelne Ausdrücke des hohen Liedes sein, die Goethe zur Nachbildung oder Verwendung des „Motives“ gereizt hätten. — Diese Art der Behandlung des Dichters hat nachdrückliche Zurückweisung gefunden. Besonders Weltrich[116]) und Koch[117]) haben sich mit Entschiedenheit gegen diese Behandlungsweise ausgesprochen. —

Dem verstorbenen Goetheforscher G. von Loeper (vgl. JBL. 1891 I 2:43; IV 9a: 138/9) widmet Geiger[118]) einen Nachruf, in dem er seine Verdienste um die Goethewissenschaft, die Goethe-Gesellschaft, die Weimarer Goethe-Ausgabe und um das GJb. eingehend würdigt. — Suphan[119]) gedenkt der verstorbenen Ehrenmitglieder der Goethe-Gesellschaft, des Grossherzoglich Sächsischen Staatsministers D. Gottfried Theodor Stichling, des Enkels Herders, dessen Selbstbiographie „Aus dreiundfünfzig Dienstjahren“ kurz vor seinem Tode erschienen ist, und giebt einen Ueberblick über

---

S. 85-108: The English Estimate of Goethe.) |[H. Grimm: DLZ. S. 395/7.]| — **111**) × J. J. Weiss, Sur Goethe. Paris, Armand Colin & Cie. |[F. L.: HambNachr^B. N. 48; BURS: 56, S. 612/3.]| — **111a**) × H. Rose, Goethe and Culture: Jgdrasil, März. — **112**) A. F. Graf v. Schack. Joseph Mazzini u. d. italien. Einheit. Stuttgart, Cotta. 1891. VI, 185 S. M. 4,00. — **113**) (S. o. N. 110; S. 109-28: Some English Translations of Goethe.) — **114**) K. Boehm, Goethes Verhältnis z. Antike (Beitrr. z. Erklärung einiger Elegien Goethes): JB. d. Mariahilfer Communal-Real- u. Obergymn. Wien. XX u. XXIV S. — **115**) O. Pniower, Goethes Faust u. d. Hohe Lied: GJb. S. 181-98. (S. u. IV 8e : 92.) — **116**) (S. o. N. 41.) — **117**) M. Koch: BFDH. 8, S. 485/7. — **118**) L. Geiger, G. v.

seine Leistungen und besonders seine Bedeutung für die Förderung der Wissenschaft. — Elster[120]) schildert F. Zarnckes Leben und Wirken (vgl. JBL. 1891 I 2 : 36-40) und hebt dabei des Verstorbenen bleibende Bedeutung für die Erforschung von Goethes Leben und Werken hervor. — Auch über Robert Boxberger, den russischen Goethe- und Lessing-Uebersetzer Alexander Jachontow, und Ferdinand Gregorovius giebt das Jb. Nachricht[121]). —

b) Leben.

Ludwig Geiger.

Quellen: Briefe Goethes N. 1. — Briefe an Goethe N. 15. — Briefe über Goethe N. 19. — Gespräche N. 22b. — Autobiographische Schriften N. 23. — Darstellungen: Allgemeines N. 32. — Biographische Einzelheiten N. 33. — Beziehungen zu anderen Personen: Goethes Mutter N. 38; Jenny v. Gustedt N. 42; Brüder Grimm N. 43; Friederike Brion N. 44; Lili, Salzmann, Anna Amalia N. 45. —

Unter den Quellen zu Goethes Leben haben die Tagebücher im Berichtsjahr keine Bereicherung erfahren; auch über die früher veröffentlichten erschien keine Besprechung. Dagegen wurden Briefe teils neu herausgegeben, teils stark vermehrt. Den ersten Platz nehmen wie billig zwei Bände der Weimarer Ausgabe ein, der zehnte[1]), der die Zeit vom 9. Aug. 1792 bis 31. Dec. 1795, der elfte[2]), der nur das J. 1796 umfasst. Schon aus dieser Thatsache, dass ein ganzer Briefband einem einzigen Jahre gewidmet ist, ergiebt sich die Fülle der neuen Mitteilungen. Wirklich bietet der letztere Band unter 209 Schreiben 71 ungedruckte, die allerdings zumeist an Personen gerichtet sind, deren Beziehungen zu Goethe man bereits kannte. Es ist selbstverständlich unmöglich, bei dieser Fülle des Materials alle einzelnen Adressaten zu nennen, und noch weniger möglich, von dem Inhalte dieser einzelnen Briefe Kunde zu geben. In dem ersten Bande sind vor allem wichtig viele amtliche Schreiben, die sich auf das botanische Institut in Jena, das Hoftheater in Weimar und andere öffentliche Anstalten beziehen, ferner Briefe interessanten historischen Inhalts, nicht bloss wichtig für Goethes Auffassung der Ereignisse, sondern für die Erkenntnis der Thatsachen selbst, z. B. über die Campagne in Frankreich. Neben dem Amtlichen und Historischen findet aber auch das Litterarische und Persönliche ihre Rechnung. Von Schriftstellern, an die unbekannte Briefe mitgeteilt werden, sind Forster und Lichtenberg zu nennen. Für das Verhältnis Goethes zu ersterem ergiebt sich nichts wesentlich Neues. Die Briefe an Lichtenberg sind höfliche Dankschreiben für litterarische Zusendungen des Göttinger Gelehrten. Auch für die früher gedruckten Briefe bezeichnet die neue Ausgabe einen erheblichen Fortschritt dadurch, dass, soweit es irgend möglich war, bei jedem einzelnen Briefe auf das Orginal zurückgegangen wurde. Das hatte zur Folge, dass alte Druck-und Lesefehler beseitigt, ausserdem aber alle Stellen ergänzt werden konnten, die früher aus irgend welchen Rücksichten unterdrückt worden waren. Ein fernerer Fortschritt der neuen Ausgabe besteht darin, dass ausser den Originalen, manchmal freilich statt ihrer, die im Goethe- und Schiller- Archiv in Weimar verwahrten Konzepte herangezogen werden konnten. Durch sie lernt man die innere Geschichte, wie man wohl sagen kann, der Goetheschen Briefe kennen. Oft sind diese, von E. von der Hellen in den Lesarten mit grosser Genauigkeit mitgeteilten, Abweichungen nur stilistisch, nicht selten auch Hör- oder Schreibfehler des Schreibers, bisweilen sind sie — und gerade dann von besonderem Wert—Ausdruck eines ursprünglichen Gedankens, den Goethe fallen liess, oder Niederschlag einer augenblicklichen Empfindung, die Goethe den Adressaten nicht zugehen zu lassen für gut fand. Unter den Intimen Goethes treten in den vorliegenden Bänden zwei besonders hervor: J. H. Meyer, der Künstler und Kunstgelehrte, und Schiller. Die Briefe an den ersteren, Zeugnisse eines der schönsten Freundschaftsverhältnisse, die der Dichter je unterhalten hat, in denen das Persönlich-Intime, das Herzlich-Vertrauliche stärker und anmutiger hervortritt als in den meisten übrigen Beziehungen zu Männern, waren bisher nur vereinzelt oder bruchstückweise gedruckt und bieten einen der schönsten Beiträge der Korrespondenz. Die Briefe an Schiller waren, wie bekannt, gedruckt; gerade bei ihnen waren gelegentliche Zusätze aus den Orginalen möglich. Das Xenienjahr mit seiner Fülle persönlicher und litterarischer Beziehungen ist höchst unterrichtend. Freilich kann nicht verschwiegen werden, dass, wenn schon überhaupt das Einseitige der Korrespondenz, das freilich nach den Grundsätzen der Ausgabe geboten war und Einem, selbst dem Grössten

Loeper: GJb. S. 243/6. — 119) B. Suphan, G. Th. Stichling: ib. S. 246/8. — 120) E. Elster, F. Zarncke: ib. S. 248-51. — 121) GJb. S. 251/2. -

1) (IV 8a : 100.) |[L. G(eiger): AZgB. N. 287.]| — 2) (IV 8a : 100.) — 3) Erich Schmidt, Goethe

zu Liebe, nicht geändert werden kann, den Genuss des Lesens trübt, dass gerade bei Schiller das Fehlen seiner Briefe als ein schwerer Mangel empfunden werden muss. Dem Umfange nach die grösste Vermehrung (in dem einen Bande 39, im anderen 19) bedeuten die bisher ganz unbekannten Briefe an Christiane Vulpius. Die Neugier, mit der man ihnen entgegensah, war nicht immer rein, aber bedeutend: die Erwartungen, die man an ihre Veröffentlichung knüpfte, waren sehr gross. Neugier und Erwartungen sind nicht ganz befriedigt worden, vielleicht aus dem Grunde, weil die Briefe, denen man mit der grössten Spannung begegnete, nämlich die aus der Zeit der ersten und deswegen stürmischsten Liebe, die aus Venedig und Schlesien geschrieben worden sind, fehlen. Sie sind von Goethe selbst vernichtet, aber es wäre müssig, über ihren Inhalt und Ton Vermutungen anzustellen und gerade aus der stattgehabten Vernichtung auf allzuverfängliche Aeusserungen zu schliessen. Die erhaltenen Briefe, d. h. die hier in Betracht kommenden von 1792-96 — die der J. 1792-95 sind aus der Campagne, Mainz, Carlsbad, die des J. 1796 aus Jena und Ilmenau — enthalten keine erotischen Verzückungen, sondern sind Zettel, Besorgungen und Aufträge, Fragen und Nachrichten enthaltend mit gelegentlicher Einfügung litterarischer Notizen und häufiger Beteuerung herzlicher Neigung. Dass diese Beteuerungen häufiger und zärtlicher sind, wenn der Geliebte auf weiten, daher länger dauernden Reisen war, und dass die litterarischen Notizen gerade dann öfter vorkommen, wenn der Dichter, um zu arbeiten, sich in die ruhigeren thüringischen Landstädtchen geflüchtet hatte, ist erklärlich genug. Jene ersteren Aeusserungen sind liebevoll, sehnsüchtig, nehmen gelegentlich auf die Eifersucht der Frau Christiane Rücksicht und versichern sie treuer Anhänglichkeit. Diese erwähnen die augenblicklichen Arbeiten, sprechen von dem 7. Buch „Meister", von der Cellini-Uebersetzung, von Raupen- und Lichtuntersuchungen, gedenken der grossen „Idylle, von der du weisst"(Hermann und Dorothea), von der es heisst, sie werde grösser als der Dichter gedacht habe. Gerade derartige Aeusserungen sind wichtig, weil sie beweisen, dass dieses Verhältnis, wenn es auch in erster Linie kein rein geistiges war und gewiss nie ausschliesslich ein solches wurde, doch das Interesse der Frau an den dichterischen Arbeiten des Mannes voraussetzte.—Es ist sehr merkwürdig, dass diese ungemein wichtigen Briefe, die überhaupt zum ersten Male gestatten, einen Blick in Goethes häusliches Leben zu thun, und die dazu dienen können, einer zumeist nach Hörensagen und Klatschberichten beurteilten Frau die Würdigung zu teil werden zu lassen, die sie verdient, eine Würdigung, die keine Verherrlichung zu sein braucht, fast völlig unbeachtet geblieben sind. Nur Erich Schmidt[3]) und Geiger[4]) haben auf Grund dieses neuen Materials eine Würdigung der Frau zu geben versucht. Wären die Briefe bequem in einem Bändchen zusammengestellt, so würden Dutzende von Artikeln zu verzeichnen sein; aus 500 Briefen sich 50 auszulesen und eine Briefsammlung durchzuarbeiten, die an Wert und Bedeutung unvergleichlich ist, das ist natürlich eine Anstrengung, vor der die meisten unserer Artikelschreiber als einer unerhörten zurückschrecken. — Stein[5]) behandelt nur Christianens Beziehungen zu Frau Rat, die aus der letzteren Briefen genugsam bekannt sind.—Der Briefmasse, wie sie die Weimarer Ausgabe bringt, kann selbstverständlich an Umfang und Inhalt nichts Aehnliches an die Seite gestellt werden. Auch das GJb., das früher ein Sammelplatz für ungedruckte Goethebriefe war, muss naturgemäss zurückstehen. Aber Einzelnes findet sich doch noch, ausschliesslich den Schätzen des Goethe- u. Schiller-Archivs entnommen, das der allgemeinen Beachtung wert ist. Suphan[6]) veröffentlicht ein Schreiben an Bäbe Schulthess (27. Sept. 1797), das zusammen mit den 12 Briefen dieser bedeutenden Frau in ein klares schönes, freilich in der letzten Zeit vielleicht durch Goethes Schweigsamkeit und beider Eifersucht oder Misstrauen gestörtes Verhältnis blicken lässt. Die erhaltenen Briefe der Schweizer Freundin, etwa von 1792, gehören nur der letzten Epoche des Verhältnisses an, ein früherer von 1788 ist vor einigen Jahren veröffentlicht, die aus früherer Zeit haben wohl bei dem von Goethe veranstalteten Autodafé das gleiche Schicksal mit tausenden anderen gefunden. Noch mehr freilich als der Verlust dieser Briefe einer gesund denkenden, klar urteilenden, Goethe völlig ergebenen Frau ist der der Briefe Goethes aus jener frühen Zeit zu bedauern, da er ihr, wie die, welche ehemals die Briefe lesen konnten, bezeugen, „herrliche Briefe über sein Wesen in Weimar" schrieb, Bekenntnisse über sich, Aufschlüsse über seine Dichtungen, wie er denn auch diese Dichtungen in der Hs. der Treugesinnten überliess, so dass sie zeitweilig „die einzigen Abschriften" besass. Dieses schöne Bündnis, „einer jener Seelenbünde, die sich auf der zarten Grenzlinie zwischen Liebe und Freundschaft zu halten suchten", hat durch Suphan[7]) eine höchst anmutige und erquickliche

u. Christiane. Z. 22. März: BerlNN. N. 149. (Auch abgedr. FränkKur. 15. März.) — 4) L. Geiger, Goethe u. Christiane: FZg. N. 345. — 5) Ph. Stein, Christiane Vulpius u. Frau Rath: CrefelderZg. N. 140. — 6) B. Suphan, 17 Briefe v. Barbara Schulthess an Goethe, e. Brief Goethes an Barb. Schulthess. Beigefügt: E. Brief v. Georg Gessner (Bäbes Schwiegersohn) u. 2 Briefe v. Ph. Christ. Kayser an Goethe: GJb. 13, S. 10-30. — 7) id., Goethe u. Barbara Schulthess: ib. S. 149-62. — 8) id., 2 Briefe v. Elisabeth v. Türckheim an Goethe

Schilderung gefunden. — Auch ein unbekannter Brief an eine Freundin, die Goethe viel näher stand als Bäbe, nämlich Lili, wurde gefunden (14. Dec. 1802) und ebenfalls von Suphan[8]) herausgegeben. Der Brief ist ein köstliches Stück. Er spricht von einem dem Dichter zugedachten Besuch des Sohnes der Freundin und erwähnt mit zärtlich liebevollem Sinn des ehemaligen Verhältnisses „jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle“, sowie der „Standhaftigkeit und ausdauernden Grossheit,“ die Lili in den Schreckenstagen der französischen Revolution bewies. Dieser Brief, sowie ein früher bereits veröffentlichter aus dem J. 1801, der aber nur wiederholt und mit den Lesarten des Konzepts begleitet wird, waren Antworten auf Schreiben Lilis, die jetzt zum ersten Male mitgeteilt werden. Beides sind Empfehlungsbriefe, in denen aber die schlichte, gemütliche, das Alte nicht vergessende und doch durchaus dem Leben und seinen Anforderungen hingegebene Art der Schreiberin zu hübschem Ausdrucke kommt. — Wecken diese Briefe, wenn sie freilich auch in späterer Zeit geschrieben sind, Erinnerungen an Goethes Jugendperiode, so gehören die von Lily von Kretschman[9]) mitgeteilten Briefe Goethes an den Minister von Gersdorff den letzten Lebensjahren des Dichters an. (Im ganzen 5 Briefe, 1 aus dem J. 1822, 4 aus dem Sept. 1830.) Gersdorff unterhielt zumeist im J. 1830 Goethe über die politischen Unruhen Deutschlands und Europas, sandte ihm die eingelaufenen Gesandtschaftsberichte oder die von ihm angefertigten diplomatischen Aktenstücke. Daraus ergiebt sich, dass die Briefe des Korrespondenten weit interessanter sind als die Goethes, eine Thatsache, die sich ähnlich bei manchen anderen Briefwechseln findet, worin Goethe der freundlich Teilnehmende ist, der sich berichten lässt, auf solche Mitteilungen indessen nur ab und zu etwas von dem Seinigen dazu giebt. Das Interessante bei den vorliegenden Briefen ist nun, dass Goethe, den man so gern der Interesselosigkeit der Politik gegenüber zieh, und dem man speciell eine fast unglaubliche Gleichgiltigkeit gegen die französische Revolution von 1830 schuld gab, die er über den gerade damals in Frankreich herrschenden litterarischen Streitigkeiten vergessen haben sollte, mit grosser Aufmerksamkeit die Ereignisse verfolgte, sich mit den ihm zugeschickten Berichten nicht begnügte, sondern immer mehr forderte. — Ausser diesen Briefgruppen oder Stücken von Korrespondenzen veröffentlichte Hirzel[10]) einen Bericht (28. Jan. 1798) an ein Mitglied der Schlossbaukommission rein geschäftlichen Inhalts und Hoffmann[11]) einige Zeilen an August von Goethe (1818), die nur ganz kurze Nachricht vom Befinden und Thun des in Berka sich aufhaltenden Verdiers gab. — Von einzelnen Briefen waren ausserhalb des GJb. recht wenig bekannt gemacht; sie mögen hier in chronologischer Ordnung erwähnt werden. Hirzel[12]) publizierte nach den in Lavaters Nachlass aufgefundenen Abschriften zwei Briefe Goethes, darunter einen in Briefform geschriebenen Aufsatz (beide 1782), die sich über des Züricher Predigers Auffassung des Christentums und seine grosse Dichtung „Pontius Pilatus“ verbreiten, zwei schätzenswerte Beiträge, die jedoch an der wohlbekannten Anschauung Goethes wenig ändern. — Einen teilweise schon bekannten Brief an Knebel (30. Okt. 1784) ergänzte Suphan[13]). Die bisher nicht bekannten Stellen erinnern den Freund an die vor fast 10 J. geschlossene Bekanntschaft, verbreiten sich über Naturwissenschaftliches und suchen Knebel zu ähnlichen Beschäftigungen zu veranlassen. — Einen Brief an Schnauss (1. Okt. 1782), inhaltlich wichtig, auch in der Form schön, teilt Suphan[13]) nach dem erst jetzt wiederentdeckten Original mit, da die Auffindung zu spät erfolgte, um es noch für die Weimarer Ausgabe zu benutzen. — Zwei Theaterbriefe fügte Franzos[14]) der ungeheuren Zahl der schon bekannten und sich beständig mehrenden Theaterbriefe hinzu (1800), den einen, gerichtet an den getreuen Adlatus Kirms, den anderen an den Schauspieler Hassloch wegen eines von diesem und seiner Frau in Weimar gewünschten Gastspiels. Beide Briefe ebenso wie einige in demselben Zusammenhang mitgeteilte, an den Tenoristen Haltenhof gerichtete oder wenigstens auf diesen bezügliche Schriftstücke der Weimarischen Theaterdirektion beweisen aufs neue, mit welcher Sachkenntnis und mit welcher bis ins Einzelne der Honorar- und Repertoireverhältnisse gehenden Genauigkeit Goethe sämtliche Theaterfragen zu behandeln pflegte. — Dazu kommt noch ein von Muncker[14a]) edierter Brief an Karl August (1826), in dem von dem Abschluss des „die Schillerschen Reliquien betreffenden Geschäfts“ gehandelt und in ähnlichem Geschäftsstil anderes Amtliche erörtert wird; endlich[14b]) ein Brief an den Mainzer Bibliothekar F. Lehne (1819), eine Empfehlung von Ernst von Schiller und eine Erinnerung an die Förderung enthaltend, die Goethe auf seiner einige Jahre früher unternommenen Rheinreise von dem Adressaten, einem gelehrten Kenner der römischen Altertümer, erfahren hat. —

u. Goethes Antworten: ib. S. 30-40. — 9) Lily v. Kretschman, Briefwechsel zwischen Goethe u. Minister v. Gersdorff. Mit polit. Berichten d. letzteren: ib. S. 98-116. — 10) L. Hirzel, Brief Goethes [An ?]: ib. S. 117/8. — 11) O. Hoffmann, An August v. Goethe: ib. S. 118. — 12) L. Hirzel, Goetheana aus Lavaters Briefsammlung: VLG. 5, S. 614-20. — 13) B. Suphan, Briefe v. Goethe u. Herder: ib. S. 97-113. — 14) (IV 8a : 44.) — 14a) F. Muncker, Ungedrucktes v. Schiller u. Goethe: AZg^B. N. 79. (S. u. IV 9 : 29.) — 14b) FZg. 15. März

Schon bei den eben aufgeführten Briefen war des notwendigen Zusammenhangs wegen von manchen **Briefen an Goethe** zu reden. Sie bilden im GJb. weitaus die Mehrzahl, da die Hauptmasse der unedierten Goethe-Briefe der Weimarer Briefausgabe reserviert wird — nicht gerade zum Vorteil der Sache, da sie dadurch, wie schon an einem Beispiel gezeigt wurde, nur einem kleinen Kreise von Forschern bekannt werden, dem grossen Publikum, das von solchen Stücken gewiss gern Notiz nehmen würde, aber entzogen bleiben. Ausser den schon oben erwähnten sind es zwei Briefe Arnolds und die Briefe der Charlotte von Kalb. Jene, von Martin [15]) ediert, stammen aus den J. 1822 und 1828; der erste ist ein eingehendes Dankschreiben für Goethes Beurteilung des „Pfingstmontag," die von dem Beurteilten zergliedert und in ihrer vollkommenen Richtigkeit anerkannt wird. Der zweite, ein Empfehlungsbrief für einen Kollegen, zugleich aber die Darlegung der Bemühungen, die der Briefschreiber seit vielen Jahren unternommen habe, um Goethe im Elsass, d. h. nach damaliger Auffassung in einem Teile Frankreichs, bekannt und beliebt zu machen. — Charlotte von Kalbs Briefe, durch von der Hellen [16]) dargeboten, sind eine unerfreuliche Gabe. Der Herausgeber hat sie mit der an ihm gewohnten Sauberkeit ediert, Anmerkungen zur Erklärung der Einzelheiten hinzugefügt, sie mit einer einleitenden und abschliessenden Betrachtung umrahmt, aber den von ihm gewünschten Eindruck schwerlich hervorgerufen und hat für sein Verfahren, von den 32 überlieferten Briefen nur 2 ganz auszuscheiden und in den übrigen nur einige Stellen auszulassen, nicht auf Billigung zu rechnen. Denn diese 30 Briefe, von denen die ersten 22 eine von 1793—96 reichende, ziemlich zusammenhängende Klasse bilden, die übrigen 8 in sehr langen Pausen bis 1830 hinaufgehen, sind fast ohne thatsächlichen Inhalt, entweder enthusiastische Deklamationen oder gefühlsselige Erörterungen. Dass Goethe einmal äusserte, er finde einen 12 Seiten langen Brief der schreiblustigen Dame „zu kurz," mag ebenso wie der jenen Worten folgende Lobspruch doch wohl nur eines der Komplimente sein, die den modernen Herausgeber nicht bestimmen dürfen. Zugegeben auch, dass in ihrer Unklarheit und Schwärmerei ein dichterisches Empfinden steckt, und dass ihre Anhänglichkeit und ihr Vertrauen zu Goethe diesen rührten, trotzdem wäre es an einigen Proben genug gewesen. Ebenso hätte es genügt, mit einigen wenigen Proben auf die ganz unerhört ungebildete Orthographie dieser Frau, die zwei grosse Schriftsteller zu Freunden hatte, hinzuweisen: auch wäre es wünschenswert gewesen, die ewigen Gedankenstriche der Schreiberin, die sie an Stelle der Kommata setzt, einigermassen zu beschränken. Sie machen dem Lesenden geradezu physische Schmerzen. Und wer in aller Welt verlangt zu wissen, dass Charlotte schrieb „Je mehr ich mich Persönlich entfernde" und vieles Andere. — Ausserhalb unseres GJb. wurde von Hirzel [17]) ein Brief Lavaters (nicht der Barbara Schulthess, wie er irrtümlich annahm) veröffentlicht (1780), der eine Klage über materielle Not enthält; von Muncker [18]) ein Briefchen Schillers mit einzelnen persönlichen Notizen, die wohl in anderem Zusammenhang erwähnt werden. [18a]) —

Ausser Briefen von und an, werden im Berichtsjahr auch **Briefe über Goethe** dargeboten. Sie beginnen 1773 und enden 1834, enthalten manchen litterarischen Klatsch, aber auch interessante Notizen, wie die von Hoffmann [19]) gebrachten aus Briefen Deinets über Götz von Berlichingen und Werther, eine von Geiger [19a]) mitgeteilte Würdigung Goethes durch den Schweden Brinckmann, der zeitlebens ein Freund der deutschen Litteratur blieb. — Daneben findet sich ein durch Lamey [19b]) bekannt gemachter Brief der Elisa von der Recke (1816) über den Tod und das Wesen der Frau Christiane und eine hübsche, durch von Meysenbug [19c]) mir übergebene Stelle einer koburgischen Prinzessin (1778), die den gewaltigen Eindruck konstatiert, den Goethes Schönheit und Liebenswürdigkeit auf die Frauen machte. — Die ausführlichsten Beiträge zu der kleinen Sammlung steuerten Dümmler [19d]) und Frommann [19e]) bei, jener hübsche Schilderungen von Frankfurt, Leipzig, Weimar durch einen Züricher, Th. Landolt (1782 ff.), der freilich mit Goethe nur ganz gleichgültige Dinge besprach, dieser Auszüge aus Riemers Briefen an Frommann (1804—1819). Die letzteren blieben nicht die einzigen Bekenntnisse Riemers. Dieser tüchtige Mann, Augusts Hauslehrer, Goethes langjähriger Sekretär und Mitarbeiter, ein gelehrter Philologe, schrieb an seinen Freund, den Buchhändler F. J. Frommann, von 1803—1824 viele Briefe. Sie besprachen teils die zwischen den beiden Männern zu regelnden geschäftlichen Beziehungen, teils bekundeten sie die wirkliche herzliche Freundschaft

---

— **15**) E. Martin, 2 Briefe v. J. G. D. Arnold an Goethe: GJb. 13, S. 80|6. — **16**) E. v. d. Hellen, Briefe v. Charlotte v. Kalb an Goethe: ib. S. 41-79. — **17**) (S. o. N. 12). — **18**) (S. o. N. 14a.) — **18a**) × T. W., Deux lettres de Beethoven à Goethe: RPL. 50, S. 383. — **19**) O. Hoffmann, Deinet an Nicolai: GJb. 13, S. 120/1. (S. u. IV 8e : 6.) — **19a**) L. Geiger, Brinckmann an ?: ib. S. 145|6. (S. u. IV 10 : 35.) — **19b**) F. Lamey, Elisa v. d. Recke an Johanna Schopenhauer: ib. S. 143/4. — **19c**) Frhr. v. Meysenbug, Erbprinzessin Auguste v. Coburg an ihre Mutter: ib. S. 122. — **19d**) E. Dümmler, Reiseerinnerungen e. Zürichers (1782/3): ib. S. 122-31. — **19e**) H. Frommann, Briefe v. Riemer an Fr. Frommann 1804-19: ib. S. 131-41. (S. u. IV 8e : 29.) — **20**) Aus

beider zu einander, die sich auf die übrigen Familienmitglieder bezog, teils erörtern sie Riemers persönliche Schicksale und häusliche Lage, gingen gelegentlich auf allgemeine politische und litterarische Verhältnisse ein, behandelten Weimarer Vorkommnisse und tischten Weimarer Klatsch auf. Ihren besonderen Wert erhielten die Briefe durch ihre Mitteilungen über Goethe. Von diesen gehört gar Manches zwar auch in das Gebiet des Klatsches, aber die vielfachen Mitteilungen über die bei Frommann zu druckenden Werke Goethes, Notizen zu den gesandten Korrekturbogen haben ihren Wert für die Textgeschichte. Berichte über Goethes Fortschreiten an seinen Arbeiten sind für die Datierung einzelner kleiner oder grösserer Stücke, für die Beurteilung der Arbeitsweise des Meisters wertvoll. Hätte man sich begnügt, derartige Notizen gelegentlich zu verwerten oder, um allen die Benutzung dieses Materials möglich zu machen, ein Bändchen zusammengestellt, so wäre etwas Brauchbares geleistet worden. So als geschlossenes Buch wirkt das Ganze prätentiös und unerfreulich. Heitmüllers[20]) Anmerkungen sind bis auf manche absonderliche Irrtümer recht dankenswert, seine pedantische Art, die Briefe mit allen Seltsamkeiten des Originals mitzuteilen, ist allerdings zu tadeln. Trotzdem liegt weder in dieser Art, noch in seinen Bemühungen das Unerfreuliche des Buches; dies stammt vielmehr von Riemer selbst. Denn er enthüllt sich als ein so kleinlicher und widriger Mensch, als ein unmännlicher Mann, der eine kindische Freude hat an dem, was man verächtlich Weibergeschwätz nennt, als einer, der wahre Grösse zu würdigen, Echtes zu bewundern wenig im stande ist, und der, statt wie es sich ziemte, sich in den Hintergrund zu stellen, alles auf sich bezieht, nach seinem lieben Ich beurteilt. Der Schaden, welchen solche Bücher stiften, ist daher viel erheblicher als der Nutzen, der etwa von ihnen ausgeht; die Notizen, die man aus ihnen gewinnt, und seien sie auch viel bedeutender als die aus der vorliegenden Publikation gewonnenen, können nicht entschädigen für die bittere Täuschung, die man in der Betrachtung eines kleinen Menschen erfährt. — Die mannigfachen Aufsätze, die im Anschluss an diese Publikation erschienen, nehmen wohl nicht alle den eben verteidigten Standpunkt ein; am schärfsten that dies Geiger[21]). — Dankenswert war die Bekanntmachung dreier Briefe Riemers an den Berliner Buchhändler Reimer (1832ff.), die durch Hirzel[22]) erfolgte: Riemer sendet zu einem in dem genannten Verlag erschienenen Musenalmanach einige Gedichte Goethes, natürlich auch ein paar eigene, äussert sich über den Goetheschen Nachlass und die Veröffentlichungen, die er selbst Goethe zu widmen gedachte. — Hübsche Zeugnisse über Goethe steuerte von der Hellen[22a]) bei. Er teilte nach einer Abschrift, die der Besitzer des Originals dem Goethe- und Schiller-Archiv überliess, aus des Frhr. von Stackelbergs Bericht an seine Freunde R. Kestner und E. Gerhard denjenigen Passus mit, der sich auf Weimar und Goethe bezieht (1829). Der Reisende und Archäologe wurde fünf Tage lang von Goethe festgehalten und mit einer Herzlichkeit gefeiert, die sonst bei Goethe nicht gewöhnlich war. Daher ist auch sein Ton enthusiastisch; die kleinen Einzelmitteilungen, auch über Goethes Aeusseres, haben, als von einem guten Beobachter herrührend, grossen Wert. —

Dieser Bericht Stackelbergs leitet zu den Gesprächen über, für welche wir wie schon in den früheren Berichten dargethan wurde, durch W. von Biedermann (vgl. JBL. 1891 IV 9b : 21/2) ein Monumentalwerk besitzen. Bei der Fülle des stets neu zuströmenden Materials und bei der Entlegenheit manches anderen, das auch einem so umsichtigen Sammler wie B. nicht völlig zugänglich sein konnte, ist vorauszusehen, dass über kurz oder lang Nachtragbände erscheinen, da in Deutschland nicht anzunehmen ist, dass ein allgemein anerkanntes, aber bändereiches und daher kostspieliges Buch in neuer Auflage erscheinen kann. Für eine solche neue Auflage würden kritische Untersuchungen nötig sein. Von den vier ausführlichen Weimarer Berichterstattern pflegt man dreien, dem Kanzler Müller, Eckermann, Riemer, unterschiedslos zu trauen. Eine eingehende Prüfung dieser Berichte wurde noch nie angestellt. Doch lässt sich nicht leugnen, dass gegen Eckermanns Glaubwürdigkeit schwere Bedenken vorliegen. Zunächst hat seine Eitelkeit Goethe Vieles in den Mund geschoben, was er, Eckermann, gesagt oder gedacht hat, um seiner Meinung dadurch eine Autorität zu verleihen, die sie durch sich selbst nie hätte erlangen können. Sodann passierten ihm viele unabsichtliche Irrtümer, Personen-, Zeitverwechslungen; mangelhafte Aufmerksamkeit, manchmal auch nicht ausreichendes Verständnis liessen ihn Vielerlei missverstehen. Endlich war er unkritisch Goethe gegenüber, so dass er aus trüber oder unsicherer Erinnerung fliessende Berichte unbedenklich wiedergab und dadurch in das

---

d. Goethehause. Briefe F. W. Riemers an d. Familie Frommann in Jena 1803-24. Nach d. Originalen her. v. F. Heitmüller. Stuttgart, Cotta. VIII, 356 S. M. 6,00. |[K. Heinemann: BLU. S. 587-90; DR. 3, S. 378; Gegenw. 41. S. 303; Gids 3, S. 568-76; LZg^B. N. 119: O. Seliger: NatZg. N. 479; SchwäbKron. 28. Juli.]| (S. u. IV 10 : 23.) — **21**) L. Geiger, Goethes Kammerdiener: Nation^B. 9, S. 576/8. — **22**) G. Hirzel, 3 Briefe F. W. Riemers: AZg^B. N. 286. — **22a**) E. v. d. Hellen, Stackelberg bei Goethe 1829: GJb. 13, S. 82-93. — **22b**) K

feststehende Wissen über Goethe aufnahm, während er durch ein grosses Fragezeichen die Folgenden hätte zur Vorsicht mahnen sollen. Während Eckermann gegenüber die Skepsis grösser sein sollte, als sie wirklich ist, beginnt man Falk, der bisher allgemein als ein unzuverlässiger, ja geradezu unredlicher Berichterstatter galt, mit etwas grösserem Vertrauen zu begegnen. Ein Zeichen solches Vertrauens ist eine kleine Untersuchung Franckes[22b]), der nachweist, dass eine Aeusserung Goethes, die von Falk berichtet wird, über seine Stellung zum Publikum und die widerwillige Anerkennung, die dieses ihm gezollt habe und zolle, authentisch ist. —

Den Briefen und Gesprächen schliessen sich an Quellenwert die autobiographischen Schriften an. Die bedeutsamste von ihnen, „Dichtung und Wahrheit", wurde von Schmitt[23]) in einem für französische Schüler passenden Auszug herausgegeben mit Anmerkungen, die meist dazu dienen sollen, ihren Benutzern Verständnis und Uebersetzung zu erleichtern; daher wiegt in ihnen das Sprachliche vor, das Litterarhistorische tritt aber zurück. Bei der Auswahl sind die litterarischen Porträts in erster Linie berücksichtigt, sodann das, was sich auf Frankreich bezieht, doch ist sehr zu bezweifeln, dass diese Manier der zerstückelnden Mitteilung — die Proben sind manchmal kaum eine Seite gross — den jugendlichen Benutzern einen Begriff von der Bedeutsamkeit des Werkes geben kann. — Eine Zerstörung des Nimbus des Werkes bereitete Düntzer[24]) vor oder setzte vielmehr seine schon längst begonnene Minierarbeit fort: des Vf. oft charakterisierte Manier zeigt sich auch hier. An Gelehrsamkeit, weiter Kenntnis des Details findet er seinesgleichen nicht und auch an Fleiss und Unermüdlichkeit, eben erst bekannt gewordenes Material zu benutzen, nimmt er es mit den Jüngsten auf. Daher sind die Partien seiner Studien, in denen er, auf Grund der Tagebücher die allmähliche Entstehung von „Dichtung und Wahrheit", das tägliche Fortschreiten der Arbeit verfolgt, höchst brauchbar. Sobald es sich aber um kritische Darlegungen handelt, machen sich bei dem Gelehrten zwei Fehler bemerkbar, die sich immer mehr ausbilden und zur Manier steigern: seine Zweifelsucht und seine Lust, allen ausser den von ihm geäusserten Behauptungen zu widersprechen. Gewiss wird jede gesunde Kritik mit einer Dosis Skepsis verbunden sein; aber wer von vornherein annimmt, dass Goethe in seiner Jugendgeschichte alles falsch darstellen wollte, wer unzählige Male, wenn auch nicht geradezu ausspricht, aber deutlich zu verstehen giebt, dass er besser unterrichtet ist als der Autor selbst, der versteht nicht, was Goethe mit „Dichtung" sagen wollte und begreift trotz aller zur Schau getragenen Verehrung Goethes Wesen nicht. Gewiss sind manche Einzelheiten in „Dichtung und Wahrheit" absichtlich falsch dargestellt, andere in Folge der langen Zeit, die zwischen Ereignis und Darstellung lag, nicht mehr recht erfasst und gewusst; trotzdem giebt es im Hinblick auf Goethes Absicht, treu zu berichten, und auf seinen Eifer, sich durch authentische Dokumente zu belehren, kein falscheres Wort als das folgende: „Treue Erinnerungen Goethes gehören zu den Ausnahmen, meist hatte die Zeit über die Vergangenheit ihren verhüllenden Schleier geworfen."[25]) — Von den übrigen autobiographischen Werken war wenig die Rede. Beresford[26]) gab die italienische Reise heraus. — Von Chuquets[27-28]) vortrefflicher Ausgabe der „Campagne in Frankreich" erschien eine dritte Auflage; von desselben monumentalem Werke, das in zahlreichen Einzeldarstellungen die Revolutionskriege schildert, erschien der Mainz betreffende Band, der zur Ergänzung, gelegentlich auch zur Berichtigung von Goethes Erzählung dienen kann; zwei andere Ausgaben[29-30]) des Goetheschen Werkes waren mir nicht zugänglich. — Guglias[31]) Bemerkungen zu diesem Werke heben die Widersprüche zwischen ihm und den kürzlich gedruckten (oben erwähnten) Briefen hervor. Doch bestehen diese Widersprüche weniger in den Thatsachen als in der Auffassung; bei den nach der Heimat geschriebenen, an die nächsten Angehörigen des Herzogs und Goethes gerichteten Briefen galt es, die Sorgen der Zurückgebliebenen zu beschwichtigen und daher die persönliche Lage der im Feld Befindlichen möglichst günstig darzustellen; in der geschichtlichen Darstellung dagegen, die lange nach den Ereignissen geschrieben wurde, war es nötig, einen düsteren Ton anzuschlagen, um die Erfolglosigkeit des ganzen Zuges ahnen zu lassen.[31a]) —

Francke, Z. Kritik v. Falks Goetheerinnerungen 22. Febr. 1809: VLG. 5, S. 120/4. — **23**) L. Schmitt, Extraits de l'autobiographie de Goethe précédés de deux notices et annotés. Paris, Delagrave. VIII, 76 S. — **24**) H. Düntzer, Goethes Wahrheit u. Dichtung als Quelle seines Jugendlebens: ZDU. 6, S. 382-424. — **25**) ○ E. Hallberg, Extraits des Mémoires de Goethe précédés d'une introd., accompagnés de notes et de remarques et suivis de thèmes d'imitation. Paris, Délalain. 16⁰. XV, 305 S. Fr. 2,25. — **26**) ○ Goethes italien. Reise ed. with notes by. H. S. Beresford. London, Percival. Sh. 1,00. — **27**) A. Chuquet, Campagne in Frankreich. Campagne de France. 23. août—20. oct. 1792. Par Goethe. 3. éd. avec une introduction, un commentaire et une carte. Paris, Délagrave. 18⁰. XXVII, 181 S. — **28**) id., Les guerres de la révolution. 3. série. Mayence 1792-93. 2. éd. Versailles, Cerf. 16⁰. 320 S. Fr. 3,50. — **29**) ○ L. Schmitt, Campagne de France par Goethe aves notices et notes. Paris, Delagrave. 12⁰. VIII, 64 S. — **30**) ○ B. Lévy, Campagne de France par Goethe. Texte allemand publié avec des sommaires et des notes en français. Paris, Hachette. 16⁰. III, 243 S. Fr. 1,50. — **31**) E. Guglia, Zu Goethes Campagne in Frankreich: Grenzb. 4, S. 526-32. — **31a**) × Helmolt, D. Uebergabe

Auf Grund der zahlreich vorhandenen Quellen in zusammenfassender Darstellung ein allgemeines Bild vom Leben Goethes zu geben, ist auch in diesem Berichtsjahre von niemandem unternommen worden. Boyesens[32]) Aufsatz entspricht ganz wohl seiner Bestimmung, eine Luxusausgabe von Goethes Werken einzuleiten, macht jedoch nicht den Anspruch, eine Biographie zu bieten. Zwei Momente sind lobend daran hervorzuheben: die stimmungsvolle Einleitung, in der Goethe als Befreier gepriesen und die Zuweisung dieses lobenden Epithetons begründet wird, und die verständige Ausführung über Goethe als Politiker. Sonst dürften in diesem Aufsatz und in den übrigen desselben Bandes, die Goethes Stellung zu Carlyle und seine Beziehungen zu Frauen behandeln, nicht eben falsche Behauptungen vorkommen, wiewohl einzelne seltsame Anschauungen sich finden, aber sie können doch nur eben als gut lesbare Darstellungen bezeichnet werden. (Vgl. auch I 10 : 65.) —

Während so die Gesamtbiographie nicht gepflegt wurde, erhielten die biographischen Einzelheiten einige neue Beleuchtung. Herzfelders hübsches vorjähriges Buch (vgl. JBL. 1891 IV 9 b : 43/4) wurde mehrfach besprochen[33]). — Für die von ihm erzählte Schweizer Reise von 1775 lieferte Ruland[34]) einen interessanten Beitrag. Es ist ein Bericht über 16 Reiseskizzen, die sich im Goethe-Nationalmuseum erhalten haben, und die das von dem Reisenden in den Tagen vom 17.—24. Juni Gesehene im Bilde festzuhalten versuchen. Sie lagen Goethe offenbar bei seiner Schilderung jener Reise in „Dichtung und Wahrheit“ vor — ein neuer Beweis, mit welcher Sorgfalt der Erzähler sein Material zusammenstellte — wenn auch freilich, was wiederum für Goethes Kompositionsweise wichtig, einige der Zeichnungen unter anderen Daten erwähnt sind, als sie in Wirklichkeit tragen. Die interessanteste, dem Aufsatze in Lichtdruck beigegebene ist wohl der „Scheideblick nach Italien vom Gotthard d. 22. Juni 1775.“ — Von einer anderen Reise, an die Mosel, berichtete Crönert[35]), über die schlesische Grünhagen[36]). Der erste Aufsatz ist eine Säkularerinnerung an die 1792 von Goethe in Trier und in der Moselgegend verbrachten Tage, zumeist nach Goethes eigener Schilderung und einigen anderen zeitgenössischen Schriften, mit Hinweis auf einzelne wenig zuverlässige Lokaltraditionen und vielfachen Notizen über die späteren Schicksale der erwähnten Oertlichkeiten, die freilich mit Goethe und seiner Moselreise nichts zu thun haben. Unter den Persönlichkeiten, die Goethe damals kennen lernte, wird mit einiger Ausführlichkeit J. H. Wyttenbach, der damalige Lehrer, spätere Direktor des Trierer Gymnasiums genannt und gewürdigt. In dem zweiten Aufsatz werden namentlich die litterarischen Beziehungen, die Goethe damals in Breslau anknüpfte, erwähnt. Besonders interessant sind zwei Briefe Schuckmanns (des späteren Ministers), welche die auch von Garve getadelte prätentiöse Art des Auftretens Goethes betonen und eine hübsche Charakteristik Goethes geben. — Nicht einer speciellen Reise, sondern dem Verhältnisse Goethes zu einer Stadt, Dresden, widmete von Biedermann[37]) eine Betrachtung, die in des Vf. sorgfältiger Weise das Hauptsächliche dessen zusammenstellt, was er selbst vor längerer Zeit in einem auf Grund eines reichhaltigen Briefmaterials abgefassten Buche dargelegt hatte, ausserdem aber das seitdem Neugefundene berücksichtigt. —

Von Goethes Beziehungen zu anderen Personen wurde vielfach gesprochen. Heinemanns Buch über Goethes Mutter (vgl. JBL. 1891 IV 9b : 63) hatte, wie schon erwähnt wurde, fortgesetzt grossen Erfolg[38]). Die Veränderungen, die das Buch, über das ich meine Meinung nicht noch einmal auszusprechen nötig habe, gegen früher erfuhr, betrafen weniger den Text als die Illustrationen, brauchen daher an dieser Stelle nicht erwähnt zu werden. Von dem ausserordentlichen Interesse, das es noch immer hervorrief, geben zahlreiche kleine Aufsätze Zeugnis, die samt und sonders aus dem Heinemannschen Buche gezogen waren, oder aus den Briefen der Frau Rat, die ja auch Heinemanns Hauptquelle gebildet hatten.[39-41]). —

Drei Personen, deren Beziehungen zu Goethe freilich sehr verschiedenartig waren, wurden sodann in selbständigen Schriften behandelt: eine der Aristokratie angehörige Dame, die als Mädchen in den Weimarschen Kreisen lebend, zeitlebens in der Goetheschen Atmosphäre blieb; zwei Gelehrte, die selbst Goethe nicht viel boten, aber, ihm in persönlicher Anhänglichkeit ergeben, verständnisvolle Leser seiner Werke, in ihren Kreisen zur Würdigung Goethes viel beitrugen; ein Mädchen, zu dem Goethe

---

v. Mainz am 21. Okt. 1792: LZg^B. N. 126. — **32**) (IV 3 : 1; 8a : 110; S. 1-56: The life and works of Goethe.) — **33**) × Erich Schmidt: DLZ. S. 468/9; S. M. Prem: ÖLBl. 1, S. 320/1; LCBl. S. 724. — **34**) C. Ruland, Goethes Reiseskizzen aus d. Schweiz 1775: GJb. 13, S. 94/7. — **35**) F. Crönert, Goethe an d. Mosel: KZg. N. 651, 654, 657, 660, 663. — **36**) C. Grünhagen, D. Reichenbacher Abkunft u. Goethes schlesische Reise: SchlesZg. N. 265, 268. — **37**) W. Frhr. v. Biedermann, Goethe in Dresden: DresdenerGBll. N. 3. — **38**) K. Heinemann: BLU. S. 582-90; LCBl. S. 294/5; DR. 1, S. 271; DRs. 73, S. 471; N&S. 60, S. 138; 62, S. 128-33; O. Lyon: ZDU. 6, S. 424-37; Jos. Strauss: WIDM. 72, S. 283, 467-79; SaturdayR. 73, S. 251; W. Arndt: Kunstchr. S. 141/6; Ph. Strauch: DWBl. 5, S. 282/9; ChWGV. S. 24; HambCorr^B. N. 22; LZg^B. N. 65; WeserZg. N. 16330; J. Strauss: The Gentleman Mag. Dec. 1891. — **39**) × (IV 8a : 4.) — **40**) × Arvède Barine, Bourgeois d'autrefois. La

in seiner Jugend in einem innigen Verhältnis gestanden, das er aber später verlassen hatte. Man sollte denken, das erste Buch könnte nur einem exklusiven Kreise Behagen gewähren, das zweite müsste alle Gelehrten aufs äusserste] interessieren, das dritte aber müsste eine unvergleichliche Gabe sein, der alle Freunde und Verehrer des Dichters unterschiedlos zujubelten. Aber der wirklich hervorgerufene Eindruck ist gerade umgekehrt. Das erste Buch ist eine hocherfreuliche Erscheinung, in der ein Mensch sich uns zeigt, den man liebgewinnt, weil er nichts sein will, als ein guter und tüchtiger Mensch; das zweite befriedigt nicht die Ansprüche, die es erweckt, es hat nur Interesse für kleinere Kreise, und auch diese hätten wohl mit einem grösseren Aufsatze sich begnügt; das dritte aber ist ein höchst unerquickliches, um nicht zu sagen widerwärtiges Erzeugnis. Jenny von Gustedt, geb. von Pappenheim, wurde von Lily von Kretschman[42]) vorgeführt. Die Geschilderte ist am 7. Sept. 1811 geboren und am 28. Juni 1890 gestorben. Sie lebte, nachdem ihre Mutter sich 1817 zum zweiten Male mit dem Minister von Gersdorff vermählt hatte, von 1817—22, dann wieder von 1826 nach ihrer Rückkehr aus Strassburg, wo sie mit ihrer Tante, Lili von Türckheim, viel verkehrt hatte, in Weimar bis 1838; dann nach ihrer Vermählung auf einem Gute in Westpreussen, später gelegentlich wieder in Weimar und in Berlin. In Weimar und Jena wurde sie mit den Grössen der litterarischen Welt bekannt, von Goethe angedichtet; sie lebte viel im Goetheschen Hause, wuchs mit den Enkeln auf, war aber vornehmlich mit Ottilie eng befreundet. Diese Zeit ihrer Entwicklung blieb, wie sie die grundlegende war, für sie die ausschlaggebende. Die Stimmung, die sie damals gewonnen, blieb herrschend in ihr. Die Beschäftigung mit litterarischen Dingen war ihr, der tüchtigen Hausfrau, der trefflichen Mutter, der Vorsteherin eines grossen Kreises, nicht bloss angenehme Erholung, sondern tiefes Herzensbedürfnis. Doch nicht allein die Freude an der Litteratur gewann diese Teilnehmerin an Weimars goldenen Tagen, sondern sie rettete sich auch das echt Humane, das ein Erbteil der grossen Zeit gewesen war, nicht schwächliche Toleranz, sondern die tiefe Erkenntnis von dem Werte und der Bedeutung jedes echt menschlichen Bestrebens. Dazu kam als Drittes, was freilich nicht geradezu Weimarsche Erbschaft war, wenn es auch den dortigen Traditionen nicht sich völlig entgegensetzte, ein tief patriotisches Sehnen, eine wahrhaft deutsche Empfindung, die erhöht wurde durch die nahen persönlichen Beziehungen, die sie mit der späteren deutschen Kaiserin unterhielt, und die bewirkte, dass sie die trüben Zeiten mit angstvollen Empfindungen, das Erstehen des deutschen Reiches mit warmer Begeisterung durchlebte und begrüsste. Denn sie fühlte den Drang, die in ihr lebende Stimmung, die litterarische, humane, patriotische zum Ausdruck zu bringen. Sie schrieb nicht für das Publikum, sondern nur für sich, denn sie wusste, dass sie keine Schriftstellerin war. Ihre novellistischen Versuche sind verfehlt, ihre Kritiken unscharf, beide nur dann von Wert, wenn sie sich und ihre Umgebung zu schildern versuchte und den Eindruck ihrer Lektüre auf ihr Gemüt und ihr Empfinden wiedergab. Nur eine Art schriftstellerischer Versuche gelang ihr in grosser Vollendung, eine Art, für die man in Deutschland weniger Beispiele hat, als in Frankreich, so dass auch sie sich zu solchen Arbeiten manchmal der französischen Sprache bediente: das Porträt. Gerade dies gelang ihr deshalb so gut, weil sie dabei weder zu erfinden noch zu kritisieren, sondern nur zu betrachten und das von ihr gut Gesehene künstlerisch gestaltet wiederzugeben hatte. Diese Porträts, die sie in richtiger Erkenntnis ihrer Begabung und ihrer Art zu schaffen „Bilder nach der Natur“ nannte, sind meisterhaft: hervorgehoben seien hier nur: Gräfin Louise von Vaudreuil, die durch ihre Schönheit Goethe entzückte, Ottilie von Goethe, August und seine Söhne, — das letztere Portrait steht zwar in einer andern Abteilung, gehört aber in diesen Zusammenhang. So verschieden sie selbst von der unruhigen, oft jedes Mass überschreitenden, anziehenden, aber eben so leicht abstossenden Ottilie war, so gut vermochte sie deren Wesenheit zu begreifen und zu schildern; auch in dem, was sie über August und seine Söhne sagt, zeigt sie ausgleichende Gerechtigkeit. Am anmutigsten jedoch erzählt sie aus Goethes Intimität: Goethe erscheint im Hauskleid, nicht als Patriarch, sondern als guter Grossvater, der nur das Liebenswürdige, Anheimelnde, nicht das Imponierende, Entfernende des grossen Mannes an sich trägt. —

Eine andere Gestalt nimmt Goethe in Steigs[43]) Buch über die Brüder Grimm ein. Zu Frau Jenny von Gustedt, richtiger zu dem Fräulein Jenny von Pappenheim hatte Goethe echte, schön menschliche Beziehungen: er liebte das jugendfrische, schöne, geistig begabte Mädchen, sie schwärmte für ihn mit aller der Begeisterung ihrer 19 Jahre, mit der ganzen Empfänglichkeit, die sich bewusst ist, in dem Verkehr mit diesem Grossen und Einzigen Lebensinhalt für die Dauer zu erlangen. Zu den Brüdern

famille Goethe: RDM. 112, S. 28-63. [K. Heinemann: BLU. S. 686.] — **41**) × D. Briefe d. Frau Rat her. v. Ph. Stein (vgl. JBL. 1891 IV 9b : 54): Heimgarten 16, S. 225-61. — **42**) (IV 8a : 10.) — **43**) (I 2 : 3; IV 10 : 22)

Grimm hatte Goethe aber kein Verhältnis. Das junge Mädchen lebte in Weimar und entwickelte sich unter Goethes Augen. Die Brüder Grimm lebten fern von Goethe; nur Wilhelm kam zweimal zu Goethe 1809 und 1816, und wurde beide Male freundlich aufgenommen. Wilhelm sowohl als Jakob sahen in Goethe den Vollender der Litteratur, liebten seine Werke, verkündeten deren Preis; sie lebten in Goethes Geist. Goethe hatte aber für die Brüder nicht mehr als laue Achtung. Es kam zu einem ganz gelegentlichen Briefwechsel, aber auch dieser war fast ausschliesslich geschäftlich. Er bezog sich zunächst auf Hss., die Wilhelm aus der Weimarer Bibliothek entnahm. Sodann wurde darin Steins Plan für deutsche Geschichte erwogen, die Grundlage für die Monumenta Germaniae historica, worüber Goethe zu einem Gutachten aufgefordert wurde ebenso wie die Brüder Grimm, und wo der Gedanke der letzteren mit den eigentlichen Geschichts- auch Litteratur- und Sprachproben zu vereinigen, zwar die teilnehmende Billigung, aber keineswegs die leidenschaftliche Begeisterung des Meisters erlangte und bald von ihm fallen gelassen wurde. Endlich brachte das Interesse Goethes für serbische Volkslieder den Dichter mit dem Sprachforscher Jakob zusammen, der, freilich von anderen Gesichtspunkten aus, denselben Liedern grosse Förderung erwies. Aber solch gelegentliche wissenschaftliche Anknüpfungen begründen kein Verhältnis. Die eigentliche epochemachende Thätigkeit der Brüder Grimm blieb Goethe entweder unbekannt oder war ihm nicht verständlich. Ihre eifrige Sammlerthätigkeit mochte ihm behagen, weil Sagen und Märchen als Dichtungen den Dichter fesselten, aber ihre kritische und sprachliche Arbeit, soweit sie der Zeit Goethes angehört, konnte bei ihm keine Würdigung finden. Wenn er auch gelegentlich den Freundinnen, die sich regelmässig bei ihm versammelten, das Nibelungenlied vorlas, wenn er auch in seiner Jugend ein mittelalterliches Bauwerk enthusiastisch rühmte und gerade in jener Zeit den dem Kölner Dom gewidmeten Bestrebungen der Brüder Boisserée neugieriges und aufmunterndes Interesse entgegenbrachte, ein Interesse, das sich dann auch auf die von den Brüdern zusammengetragene altdeutsche Gemäldesammlung erstreckte, so hatte er für das deutsche Mittelalter kein Organ. Daher kann man sagen: Die Brüder Grimm lebten in Goethe, Goethe aber stand der Lebensarbeit der Brüder verständnislos gegenüber. War es schon nach dem Dargelegten nicht ratsam, derartige Beziehungen, die in Goethes Leben kaum die Bezeichnung einer Episode verdienen, breit in einem Buche zu schildern, so war dies noch weniger angebracht, als die wertvollsten Stücke, die sich auf den persönlichen und wissenschaftlichen Verkehr beziehen, Wilhelms Berichte über seinen Weimarer Aufenthalt, Denkschriften und Briefe den Geschichtsplan betreffend, mancherlei über die serbischen Lieder längst gedruckt, nicht etwa in Fachzeitschriften vergraben, sondern zumeist in dem GJb., dem verbreitetsten und zugänglichsten derartigen Werke, enthalten sind. Wirklich ungedruckt waren nur drei Briefe Goethes an Jakob (1810—24), je einer an Wilhelm (1804) und an beide Brüder (1816). Von Briefen an Goethe werden hier zuerst mitgeteilt, je ein Brief Wilhelms und Arnims (1807 und 1809). Man wird zugeben, dass die Mitteilung eines solchen Materials kein Buch nötig macht, um so weniger als einige Briefe Goethes nichts anderes sind als geschäftsmässig-höfliche Zettel. Doch soll nicht geleugnet werden, dass für die Kultur- und Litteraturgeschichte jener Zeit, für die Würdigung Goethes im Kreise der mit den Brüdern Grimm verbündeten Romantiker, manches Neue und Interessante dargeboten wird. Es stammt aus dem reichen, dem Herausgeber zur Verfügung stehenden Material, dem gesamten Grimmschen Nachlasse, dem sich Einzelnes aus der Arnimschen Hinterlassenschaft, besonders auch aus dem Goethe- und Schiller-Archiv anreiht. Dazu kommt, dass St. versteht, in einer zierlichen, mitunter allzu zierlichen Manier hübsche Miniaturbilder zu entwerfen. Das Buch ist mit warmer, vielleicht ein wenig übertriebener Begeisterung für den Stoff geschrieben. —

Gegenüber einem in jeder Weise erfreulichen, einem interessanten, aber nicht ganz nötigen, erschien nun ein drittes höchst unnötiges Buch, über Friederike Brion das nicht durch den Inhalt seiner Mitteilungen interessant ist, sondern nur als Symptom für eine augenblicklich existierende Richtung und als weiterer Beleg für eine höchst absonderliche Neigung seines Vf. Des Froitzheim[44]) Untersuchungen über Strassburger Personen, Oertlichkeiten und Verhältnisse, soweit sie mit Goethe und den Vertretern der Sturm- und Drangperiode zu thun haben, wurden in den JBL. oft erwähnt, sein von glücklichem Erfolg begleiteter Spüreifer, sein ausserordentlicher Fleiss wurden ebenso anerkannt, wie seine höchst bedenkliche Tendenz, an allem zu zweifeln, was Goethe berichtete, getadelt wurde. Aus dieser Tendenz, an der gar nicht gezweifelt werden kann trotz aller Deklamationen des Autors, dass er nur von Wahrheitsliebe geleitet werde, ergiebt sich eine Verkleinerungslust oder Verhetzungssucht, ein Verfahren, das, wenn es überhaupt noch wissenschaftlich genannt werden kann, als Hyperkritik

[.Grenzb. 51, S. 360/5; ChWGV. S. 34/5; LCBl. 1893. N. 3; BerlTBl. N. 522.]| — **44)** J. Froitzheim, Friederike v..

bezeichnet und abgewiesen werden muss. Fr. suchte darzuthun, nicht als erster, sondern nur als Nachfolger solcher, die vor 40 und mehr Jahren ähnliche Behauptungen ausgesprochen haben, aber als erster, der seine Angaben mit Beweisen unterstützte, und dadurch bewiesen wähnte, dass Goethes Schilderung der Idylle von Sesenheim unrichtig sei. Da habe zwischen ihm und Friederike nicht das von ihm geschilderte keusche Unschuldsverhältnis geherrscht, sondern Goethe sei gegen Friederike schuldig in der schwerstwiegenden Weise: ein Sohn, der Zeuge dieser Schuld, sei als Pastetenbäcker in Strassburg gestorben. Friederike aber, entweder nun durch Goethe völlig verdorben, oder der sich darbietenden Gelegenheit, noch mehr vielleicht einem sinnlichen Hang ihrer Natur weichend, habe mit dem in ihres Vaters Hause verkehrenden Kandidaten der Theologie geliebelt, ja sie sei die Mätresse ihres Nachbarn, des katholischen Pfarrers, gewesen: auch diese Verbindung sei nicht ohne Frucht geblieben. Die Stützen, deren sich Fr. zur Errichtung seines Gebäudes bediente, waren von dreierlei Art. 1. Weiber- und Bauern- und Familienklatsch: In Sesenheim existierte eine Tradition, die Friederikens und Goethes Schuld feststellte. So lange Friederike lebte, wagte sie sich nicht hervor; nach ihrem Tode, noch bei Goethes Lebzeiten, wurde sie ausgesprochen. Energisch dagegen aufzutreten, war Goethes Sache nicht; seine Sesenheimer Idylle, deren dichterischer Schönheit und menschlicher Wahrheit er sich bewusst war, sprach genügsam für ihn. Die Gerüchte, litterarisch nicht fixiert, wurden durch den Elsässer, jetzt Pariser Alexandre Weill und seine Schwester Florette in Kurs gebracht, gewiss nicht in schlechter Absicht, aber mit der Freude, pikante Gerüchte ins Publikum zu tragen. Beweiskraft wohnt aber solchen Zeugnissen, die 1840 ausgesprochen, auf herumlaufende Gerüchte sich beziehen, nicht bei. Wer jemals ein töchterreiches, gastfreies Haus betreten hat, kann zu solchen Gerüchten leicht Anlass geben, um so leichter, wenn er durch Vermögen und Stand die Familie überragt, in der er verkehrt, und wenn er aus irgend welchen Gründen nach einer lange, dauernden, von ihm bezeugten und durch die Familie erwiderten Intimität sich veranlasst sieht, den Umgang abzubrechen, und eine leicht sichtbare, vielleicht auch offen kundgegebene Verstimmung hinterlässt. Nicht schwerer wiegt die angeblich kundgegebene Verstimmung der Brionschen Familie. Dass einzelne Vertreter der letzteren, die eine Verlobung und Vermählung sicher hofften, ärgerlich wurden und diesen Aerger offen aussprachen, wäre menschlich leicht erklärlich. Dass aber seitens irgend eines Vertreters dieser Familie nicht, wie Fr. als Bekräftigung seiner Behauptung angiebt, Friederikens Mutterschaft bezeugt worden ist, das wird endgültig durch die Erklärung A. Brions (1. Dec. 1892) aus der Welt geschafft: „Nur ungern und um nicht den Schein zuzulassen, dass die Familie Brion irgendwie die in dem Buche des Herrn Dr. Froitzheim ausgesprochenen Vermutungen für richtig halte, erkläre ich in meinem und in meines Bruders Namen, dass unser Vater, der genannte Neffe Friederikens, Herr Jakob Brion, früher Pfarrer in Goxweiler, niemals etwas dem Entsprechendes gegen uns geäussert hat, und dass wir die ihm zugeschriebene Aeusserung nicht für zutreffend halten können.“ War daher die Berufung Fr.s auf solche Zeugnisse nur unüberlegt, so erregt das Folgende nur den Eindruck des Lächerlichen; man hat manchmal das Gefühl, als wolle sich Fr. über die Uebertriebenheit der philologischen Kritik und der archivalischen Forschung lustig machen. Er teilt nämlich die Aeusserung eines Grossneffen Friederikens, eines 1871 gebornen Arztes, mit: „Goethe hat das Mädchen unglücklich gemacht“ und fährt dann wörtlich fort: „Der letzte Ausspruch im Munde eines Arztes deutet meiner Ueberzeugung nach auf mehr als eine blosse Herzenskränkung“. Die zweite Art von Fr.s Beweisen ist litterarischer Art. Er behauptet, Goethes Besuch in Sesenheim 1779 habe den Zweck gehabt, die ihn kompromittierenden Briefe wieder zu erlangen. Dafür bringt er auch nicht den Schimmer eines Beweises vor; man darf aber wohl dagegen halten, dass wenn wirklich eine Schuld Goethes vorläge, er seines Lebens nicht sicher gewesen wäre, jedesfalls bei Friederike und den Ihren eines ganz anderen Empfanges hätte gewärtig sein müssen, als der war, der ihm nach seinem herrlichen Briefe an Frau von Stein zu teil wurde. Fr. sieht fernere Schuldbeweise in den Briefen an Salzmann. Diese, aus Sesenheim geschrieben, in der Aufregung des Liebenden, der voraussetzt, Hoffnungen nicht erfüllen zu können, die er erregt hat, gelten ihm als unwiderleglich; die von Goethe gebrauchten Worte: „concia mens und leider nicht recti“, die nur wie oben versucht zu erklären sind, lassen bei ihm keine andere Deutung als die des

---

Sesenheim. Nach gesch.Quellen. Gotha, Perthes. IV, 137 S. M. 1,80. |[E. Schmidt: DLZ. S. 1489-91. (Dazu Erwiderung Fr.s u. Duplik Schmidts: ib. 10. Dec.); A. Köster: HambCorr^B. N. 24; R. M. Meyer („Wahrheit u. Dichtung zu Dichtung u. Wahrheit“): VossZg^B. N. 47; A. Bielschowsky („Goethe u. Friederike“): PrJbb. 70, S. 706-28; K. Heinemann: BLU. S. 755/8; Th. Zolling („D. Wahrheit über Goethes Friederike“): Gegenw. 42, S. 371/6; W. v. Biedermann („Auch e. Goetheforscher“): LZg^B. N. 28; H. Veil: Grenzb. 4, S. 421-35; Grosser Brief- u. Artikelwechsel v. Pfarrer Rübel, E. Martin, A. Weill, A. Brion u. Fr. selbst: StrassPost. N. 316, 325, 330, 335, 337; A. H.: HambNachr^B. N. 51 (auch Didask. N. 299).]| — 45) A. Moll, Ueber d. Verhältnis Goethes zu Lili in psychosexueller Beziehung: ML. 61, S. 834 (Bericht über e. Vortr.) |[F. Runckel: Zeitgeist N. 50.]|

vollsten Schuldbekenntnisses zu. Und wenn Goethe gar von Frankfurt aus von der Leidenschaft schreibt, die ihn für sein Drama ergriffen, und hinzusetzt: „Diesmal sind keine Folgen zu befürchten," so schliesst Fr. wörtlich: „Folgen sind hier nicht im allgemeinen, sondern im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn zu verstehen." Auch hier möchte man zweifeln, ob der Vf. sich nicht habe einen Scherz machen wollen. Aber blutiger Ernst ist ihm mit einer litterarischen Parallele: Goethe habe in der Gretchentragödie Friederikens Geschichte behandelt; er habe sich seiner Schuld gegen das unglückliche Mädchen geziehen, und was man dann naturgemäss folgern muss, seine Geliebte des Kindesmords angeklagt! Man würde eine so ungeheuerliche Bemerkung, die nach dem Wesen der Sache nie aus dem Bereiche der Vermutungen herausgehen kann, der Erwägung kaum würdigen, wenn nicht ein namhafter Goetheforscher, freilich nicht im Berichtsjahr, sie mit der Autorität seines Namens zu decken versucht hätte. So bleiben als dritte Art die urkundlichen Beweise. Am 31. Mai 1782 präsentierte nach einem von Fr. im Strassburger Findelhause aufgefundenen Schriftstück der Sesenheimer katholische Pfarrer Reimbolt ein uneheliches Kind, dem er den Namen Laurent verlieh und als dessen Eltern er Jean Frédéric Blumenhold und Louise Wallner angab. Die Namen sind nach Fr. erdichtet; der Junge ist vielmehr das Kind des katholischen Pfarrers und der Friederike. Das ist für ihn bewiesen dadurch, dass Laurent auch der Vorname Reimbolds war, und in „Frédéric" der Vorname der Mutter angedeutet ist. Da nun ein Jean Laurent Blumenhold 1807 als Pastetenbäcker zu Strassburg starb, wie Fr. wiederum aus einer Urkunde darthut, während die Tradition einem Kinde Friederikens dieses Gewerbe zuschreibt, so ist bewiesen, dass der Pastetenbäcker und Laurent eine Person, und zwar der Sohn Friederikens ist. Das Widersinnige, jeder gesunden historischen Kritik Hohnsprechende liegt auf der Hand: zu erwähnen ist nur, dass ein unehelicher Sohn nicht (ausser wenn er adoptiert wird) den Namen seines Vaters tragen, und dass kein katholischer Pfarrer die Schamlosigkeit haben kann, ein von ihm erzeugtes Kind im Findelhause zu präsentieren, und die weitere, diesem Kinde den eigenen Vornamen und den der Geliebten beizulegen, um ein Vergehen, an dessen Geheimhaltung ihm gelegen sein muss, nur recht kenntlich zu machen. Sollen diese quasi-Beweise eine wirkliche Schuldthat der Friederike feststellen, so sollen Aeusserungen Lenzens und unkontrollierbare Mitteilungen aus demTagebuche eines protestantischen Theologen Zeugnisse für ihre frivole Gesinnung sein. Auch diese Zeugnisse vermochten die von dem Autor gewünschte Wirkung nicht zu üben. Bei dem Aufsehen, das Fr.s Schrift machte, bei den lebhaften Erörterungen, die im Anschluss daran weit über das Berichtsjahr hinaus gepflogen werden, musste von ihr mit Ausführlichkeit gesprochen werden, obwohl sie nichts beweist und die früher allgemein herrschende Anschauung nicht im Geringsten zu erschüttern im stande ist. So weit sind wir glücklicherweise noch nicht, dass Klatschgeschichten als verbürgte Zeugnisse, nichtssagende Stellen als vollgiltige Beweise, luftige Kombinationen aus Urkunden als geschichtliche Gewissheit gelten können. —

Die Ausführlichkeit, mit der die drei wichtigsten dem Berichtsjahr angehörigen Publikationen über Goethes Beziehungen zu Personen behandelt wurden, mag den Referenten der Verpflichtung entheben, weitläufig auf alle die Artikel einzugehn, in denen ohne jedes neue Material, oft ohne Kenntnis der Sache von Eckermanns (dessen hundertster Geburtstag in das Berichtsjahr fiel), von Frau von Stein, Minna Herzlieb und anderen Männern und Frauen die Rede war. Eine Behandlung des Verhältnisses Goethes zu Lili in psychosexueller Beziehung wie die Molls[45]) gehört kaum mehr in den Bereich der Litteraturgeschichte. — Ein kurz vorher genannter Freund Goethes, Salzmann, fand in Düntzer[46]) einen Biographen. Doch ist die im Berichtsjahr erschienene Arbeit eigentlich nur der Vorläufer einer grösseren. — Endlich soll auf eine hübsche Studie Weizsäckers[47]) hingewiesen werden, der, wohlvertraut mit dem Weimar Wielands, vor allem berufen war, ein Bild der Fürstin Anna Amalia zu zeichnen, der Fürstin, die unter allen Weimaraner Grössen doch am engsten mit Wieland verknüpft war und auch die nächste Geistesverwandtschaft mit ihm besass. — Derselben Fürstin galt ein ausführliches Buch von F. Bornhak[48]), einer Schriftstellerin, die eine Specialität darin sucht, deutsche Fürstinnen biographisch zu behandeln. Zu dem hier zu nennenden Buch brachte sie eine schätzenswerte Eigenschaft mit: Liebe, ja Begeisterung für ihren Stoff. Unterstützt wurde sie durch ein reiches, bisher gar nicht oder nicht genügend benutztes Material, das hauptsächlich von C. A. H. Burkhardt zusammen-

— **46**) H. Düntzer, D. Strassburger Aktuarius Salzmann: AZg^B. N. 229. — **47**) P. Weizsäcker, Anna Amalia. Hamburg, Verlagsanst. 56 S. M. 0,80. — **48**) F. Bornhak, Anna Amalia, Herzogin v. Sachsen-Weimar-Eisenach, d. Begründerin d. klassischen Zeit Weimars. Nebst e. Anhang: Briefwechsel Anna Amalias mit Friedrich d. Grossen. Berlin, Fontane. 372 S. M. 5,00. |[LZg^B. N. 149.]| —

gestellt und der Vf. übergeben war. Jedoch man kann nicht sagen, dass diese Liebe zum Stoff und der Besitz eines grossen Materials genügend gewesen seien, um ein gutes Buch zu schaffen. Die Vf. ist weder mit den geschichtlichen noch mit den litterarischen Verhältnissen hinreichend vertraut, um ein wirkliches Zeitbild zu entwerfen, sie ist nicht genug eingeweiht in die Gesetze künstlerischer Komposition, um ein abgerundetes Ganzes zu schaffen. So bleibt bei allem löblichen Streben und bei einer höchst anerkennenswerten Liebe zur Sache die That hinter dem Willen zurück. Anna Amalia in ihrer Tüchtigkeit, Selbstlosigkeit, in ihren reichen litterarischen Beziehungen, in ihrer umfassenden künstlerischen Kenntnis und Thätigkeit verdiente noch ein anderes litterarisches Denkmal. Es wäre zwar höflich aber unwahr, der Vf. angesichts ihrer Leistung zuzurufen, dass es in grossen Dingen genug ist, gewollt zu haben. —

c) Lyrik.

Otto Pniower.

Ausländische Anthologien und Uebersetzungen N. 1. — Deutsche Anthologien N. 9. — Zusammenfassende Arbeiten N. 13. — Einzelne Schöpfungen: Leipziger Zeit: Neujahrslied, Der wahre Genuss, Das Schreyen N. 16. — Strassburger Zeit: Friederikenlieder N. 17. — Frankfurter Zeit: Der Wanderer N. 17a; Herbstgefühl N. 18; Des Mädchens Held N. 19. — Weimarer Zeit: Alles geben die Götter N. 20; Er und sein Name N. 21; Ilmenau N. 22; Das Göttliche N. 23; Alexis und Dora N. 24; Elegie Hermann und Dorothea N. 25; Braut von Korinth N. 26; Der Junggesell und der Mühlbach N. 27; Deutscher Parnass N. 28; Dauer im Wechsel N. 28a; Hochzeitslied N. 29; Epilog zu Schillers Glocke N. 29a; Gefunden Offene Tafel N. 30; Keins von allen N. 32; Der getreue Eckart N. 33; Westöstlicher Divan (Ghasel auf den Elfer, Gingo biloba) N. 35; Paria N. 38. —

Lebhaft ist erfreulicher Weise noch immer das Interesse, das das Ausland für Goethes Lyrik zeigt. In kommentierten Anthologien wie in Uebersetzungen einzelner Gedichte macht es sich geltend. [1-8]) —

An deutschen Anthologien hat es auch im Berichtsjahr nicht gefehlt [9-11]), und eine, die von Blume [12]), ist, obwohl für die Schule bestimmt, von der Art, dass sie eine ausführliche Besprechung verdient. Sie steht nicht blos turmhoch über ihren Genossinnen gewöhnlichen Schlages, sondern sie wird Forderungen gerecht, die in Ausgaben, die sich an das ganze gebildete Publikum wenden, nicht erfüllt zu werden pflegen. B. giebt die Gedichte in chronologischer Folge und gruppiert sie in drei Perioden (1765—74; 1774—87; 1787—1832), von denen er die erste wieder in zwei Abschnitte (1765—70; 1770—74), die dritte in drei Abschnitte (1787—97; 1797—1814; 1814—32) teilt, nicht ohne zu bemerken, dass eine solche Periodisierung lediglich ein äusserliches Hilfsmittel ist. Jedem Gedicht wird eine ausführliche Besprechung gewidmet, die seine äussere und innere Entstehung darlegt, seinen poetischen Charakter bestimmt und auch das Sprachliche unter Berücksichtigung der älteren Sprachperioden im Auge behält. Besonders erfreulich ist, dass auch das Verhältnis von Rhythmus zum Stoff beachtet wird. Dagegen wird auf die Erklärung einzelner schwieriger Stellen, wo ein ungewöhnlicher Ausdruck, ein ferner liegendes Bild gebraucht wird, nicht genügend Gewicht gelegt. Die Einleitung giebt eine Gesamtcharakteristik der Goetheschen Lyrik. B.s Urteil ruht durchweg auf der Grundlage einer soliden ästhetischen Bildung und der intimsten Kenntnis der Goetheschen Dichternatur. Aber er kennt nicht bloss Goethe, auf dessen nichtlyrische Produkte lehrreiche Blicke fallen; auch andere Lyriker, Vorläufer wie Nachfolger unseres Dichters, zieht er zur Vergleichung heran. In der Art, wie die Wechselbeziehungen zwischen Leben und Poesie aufgezeigt werden, bewährt er, die übliche äusserliche Weise weit hinter sich lassend, tiefen psychologischen Blick

---

1) × Poésies lyriques de Goethe et Schiller. Texte allemand, publié avec des notices litt. et des notes par H. Lichtenberger. Paris, Hachette. 16⁰. XXXIX, 272 S. Fr. 2,50. (S. u. IV 9:41.) — 2) × Choix de poésies lyriques de Schiller et de Goethe, avec de notices biogr. et litt. et des notes diverses par E. Ende. 3. éd. Paris, Garnier frères. 250 S. (S. u. IV 9 : 40.) — 3) × L. Schmitt, Poésies lyriques de Goethe, avec notices et notes. 5. éd. Paris, Delagrave. VIII, 52 S. (Vgl. JBL. 1890 IV 11c : 2; unveränd. Abdr. d. früheren Ausg. S. auch IV 6 : 17; 9 : 42.) — 4) × H. H. Boyesen, Some english translations of Goethe. (S. o. IV 3 : 1; S. 109-28.) (Kritisiert einige ältere amerikan. Uebersetzer Goethescher Lyrik.) — 5) ○ Ch. Simond, Le petit sOrphée; par Goethe. Imité de l'allemand. Avec illustr. de Brossé-le-Vaigneur. Paris, Lecène, Oudin et Co. (71 S. — 6) ○ C. R. Hames, The Brook. From the German of Goethe: Atalanta 1891. July. — 7) ○ Ueber-2etzung v. Goethes Schatzgräber: JEd. Okt. — 8) ○ D. wandelnde Glocke, from „D. Lahrer Hinkende Bote" Fischer) ed. by R. H. Allpress. London, Percival. Sh. 1,00. — 9) × Goethe, Ausgew., Gedichte. Leipzig, W. Fiedler. 160 S. M. 0,75. — 10) ○ × × J. Heuwes, Goethes lyr. Gedichte, ausgew., geordnet u. erklärt für d. Schulgebrauch u. d. Privatstudium. Paderborn, Schöningh. 1891. 116 S. M. 1,20. |[E. Naumann: ZGymn. 6, S. 485; Löhrer: KZEU. 41, S. 133.]| — 11) × Goethe u. Charlotte v. Stein, 8 Lieder. London, Aug. Siegle. 12 S. M. 0,50. — 12) Goethes Gedichte. Ausw. in chronolog. Folge mit Einl. u. Anm. Her. v. L. Blume. (=Graesers Schulausgab. klass. Werke her. v. J. Neubauer.) Wien, Graeser. 278 S. M. 1,00. |[NorddAZg. 4.,

und ein feines Verständnis für das dichterische Verfahren. B.s Betrachtungsweise ist durch und durch historisch. Er nimmt die Thatsachen zunächst in ihrem inneren Zusammenhang als notwendig an; über den Dichter von einem bestimmten litterarischen Standpunkt aus Lob oder Tadel auszusprechen sucht er nach Möglichkeit zu vermeiden. Was aber bei einer Schulausgabe besonders zu loben ist: B. wandelt in Bezug auf die Auffassung nicht in ausgetretenen Geleisen, sondern geht seinen eigenen Weg. Mit Freimut stellt er eigene, vom Hergebrachten abweichende Ansichten hin, wie etwa die, dass Goethes Anschluss an die Antike in der Zeit seiner höchster Blüte eine Verirrung gewesen sei. Selbständig zeigt er sich übrigens schon in der Auswahl selbst, die auch so zu sagen nichtkanonische Gedichte aus Dramen, Briefwechseln und anderen nicht lyrischen Werken reichlich heranzieht, auch den Divan berücksichtigt und sogar aus der herrlichen Schatzkammer der Zahmen Xenien Kleinodien herauszufinden wusste. —

Erhält man aus Blumes Buch gleichsam ein Mosaikbild von Goethes Lyrik, so will die zusammenfassende Arbeit von Siegmar Schultze[13]) von ihr ein Gemälde in Freskomanier entwerfen. Von seiner Arbeit liegt der Anfang vor, der die Zeit von 1765—70 begreift. Der Behandlung seines Themas schickt er eine Einleitung voraus, in der er die „Entwicklung der deutschen Lyrik vom 30jährigen Krieg bis auf Goethe oberflächlich, auf einige Stichworte hin charakterisiert. Es folgen die „Lernjahre der Jugendlyrik“ mit einer Chronologie der Leipziger Lieder und derjenigen der Frankfurter Frühzeit, die, wo sie eigene Behauptungen aufstellt, durchaus nicht immer, z. B. in Bezug auf das Lied „Glück und Liebe“, Zustimmung verdient. Dann wird in drei Gruppen („Sittliche Sinnlichkeit“, „Die Oden“, „Lieder von Annette“, worunter Gedichte begriffen werden, die mit Annette oder Käthchen Schönkopf gar nichts zu thun haben) die ganze Produktion dieser Zeit charakterisiert, d. h. es werden im wesentlichen für die einzelnen Gedichte und ihre Motive in einer Weise, die aus dem vollen Gefäss nur das Alleroberste wegschöpft, die Vorbilder gesucht, die bald in der Anakreontik oder anakreontischen Opernlitteratur, bald in den Poesien Klopstocks, Ramlers und Zachariaes gefunden werden. — Einen grösseren Abschnitt der Goetheschen Lyrik begreift auch Ellingers[14]) Untersuchung. Eine Charakteristik der poetischen Individualität des Johannes Secundus, die E. entwirft, ergiebt ihm eine gewisse Verwandtschaft seiner dichterischen Natur mit der Goetheschen. Dies zusammen mit dem Umstand, das Goethe den Secundus las, legt die Frage nahe, ob und in wie weit sich zunächst in den römischen Elegien, deren Geist der Poesie des Renaissancedichters am nächsten steht, sodann in den gleichzeitigen Gedichten Goethes eine Nachwirkung der Poesie des Secundus nachweisen lässt. In der That findet E. in der Gesamtstimmung der Elegien mit den Schöpfungen des Neulateiners eine Aehnlichkeit, die sich nicht allein aus der gemeinsamen Anlehnung an bestimmte lateinische Vorbilder begreift. Er findet auch im einzelnen Uebereinstimmungen, die sich nur so erklären, dass Joh. Secundus auf Goethe Einfluss geübt hat. Besonders die 5., 12. und 13. Elegie zeigen diese Einwirkung, aber auch in der 7. 15. und 16. glaubt er Spuren davon zu finden. Nach E. beruht ferner das Gedicht „Morgenklagen“ ganz auf Motiven eines Gedichtes von Joh. Secundus (S. 209), und endlich macht er für die in freien Rhythmen gehaltenen Gedichte der achtziger Jahre wie „Grenzen der Menschheit“, „Gesang der Geister über den Wassern“ usw. Anregung durch Joh. Secundus geltend. — Endlich gehört ein Vortrag von Max Friedlaender[15]), da er eine Gruppe Goethescher Lieder vom „Bundeslied“ (1775) bis zum „Ergo bibamus“ behandelt, in diese Rubrik. Doch ist das Referat, in dem uns bisher der Vortrag vorliegt, gerade in Bezug auf die Goetheschen Schöpfungen so lakonisch, dass die neue Destillierung, die es in unserer Skizze notwendig erfährt, keinen Ertrag mehr liefert. —

Neben diese Arbeiten, die im grösseren Stil gehalten sind oder gehalten sein sollten, stellt sich eine beträchtliche Anzahl solcher, die einzelne Schöpfungen oder eine kleinere Gruppe von lyrischen Produkten zum Gegenstand der Behandlung haben. Mit den Liedern der Leipziger Zeit beschäftigt sich ausser der eben besprochenen Schrift von Siegmar Schultze nur Ein Aufsatz, der von Englert[16]). E. druckt ein französisches Neujahrslied ab von der Art des Goetheschen, das mit ihm jedoch nur dem Gattungsbegriff nach verwandt ist. Als ein älteres Beispiel jener Klasse von Gedichten, in die das Goethische gehört, ist es interessant genug. Für das zweite Lied des Leipziger Liederbuches „Der wahre Genuss“ versucht E. den Beweis, dass es von dem Gedichte „Les jeunes Amans“ von Rochon de Chabannes angeregt sei. Jedesfalls hat es mit ihm das gleiche Silbenmass. die Strophe hat die gleiche Verszahl und bis auf eine ganz geringe Differenz auch die gleiche Reimstellung. Dazu kommt, dass

5. Nov.]| — **13)** Siegmar Schultze, D. Entwicklung d. Goetheschen Lyrik. (Leipzig-Frankfurter Periode 1765-70.) Habilitationsschrift. Halle a. S. 58 S. — **14)** G. Ellinger, Goethe u. Joh. Secundus: GJb. 13, S. 199-102. — **15)** (IV 8a : 58.) — **16)** A. Englert, Entlehnungen: ZVLR. 5, S. 118-21. — **17)** H. Düntzer, Goethes

das Gedicht Goethes in seiner zweiten Hälfte zwei charakteristische Motive enthält, die auch in dem französischen verwertet sind. Schliesslich führt E. für das vierte Lied des Leipziger Cyklus, das zweistrophige, angeblich nach dem Italienischen verfasste Gedicht „Das Schreyen", ähnliche scherzhafte Poesien aus der französischen Litteratur vergleichend an. —

Die Gedichte der Strassburger Zeit, die Friederikenlieder, behandelt Düntzer[17]) von neuem, hauptsächlich gegen Bielschowsky (vgl. JBL. 1891 IV 9c: 19—21) polemisierend. Denn in dem früheren Aufsatz hat er nur die äusseren Gründe zurückgewiesen, die jener für seine Ansicht beizubringen wusste, nun wendet er sich zu den inneren und verfolgt unbefangen, wie er sagt, Goethes lyrische Dichtung während des Strassburger Aufenthalts. Wer D. kennt, wird sich nicht darüber wundern, dass der Aufsatz nur wiederholt, was er längst über die Gedichte, besonders in seinem Kommentar, gesagt hat. D. ist nicht der Mann, eine einmal geäusserte Ansicht so leicht zu ändern. Noch immer weist er N. 4 und 5 bei Hirzel (Der junge Goethe 1, S. 261 ff.) unserem Dichter zu. Jenes Gedicht lässt er wunderlicher Weise nach Friederikens Abreise von Strassburg entstanden sein, dieses soll Goethe im Juni 1771 verfasst haben, während der Schluss seine Entstehungszeit ausdrücklich in den Mai verweist. Für die Chronologie von „Willkomm und Abschied" wiederholt er die ganz vage, Goethes Darstellung in Dichtung und Wahrheit verleugnende Vermutung, dass das Lied vor der Bekanntschaft mit Friederike verfasst sei. Die in dem Verzeichnis der Bäbe Schulthess überlieferte Angabe „den XXX Abend" deutet er in derselben absonderlichen Weise, die wir schon kennen, ohne neue Gründe dafür vorzubringen. Im ganzen giebt er eine von Bielschowskys Aufstellung ganz abweichende, aber keineswegs bewiesene Chronologie der Lieder. Glücklich finden wir D. nur in der Widerlegung der von diesem für die Lenzische Autorschaft von N. 3 geltend gemachten Momente, wie er auch für N. 1 die von Bielschowsky ausgesprochenen Zweifel an der Goetheschen Verfasserschaft gut zurückweist. Im übrigen analysiert er einige der Gedichte in der an ihm bekannten Art, die es versteht, alle Momente mit Sorgfalt und oft überraschendem Eindringen hervorzuheben, aber auch dem Kunstwerk mit roher Hand alle Poesie abstreift und sich nicht enthalten kann, den Dichter zu meistern und ihm vorzuschreiben, wie er es hätte machen sollen. —

In demselben Aufsatz wiederholt Düntzer[17a]) für das schon in Frankfurt entstandene Gedicht „Der Wanderer" die bereits in seinem Kommentar zu Goethes lyrischen Gedichten (2. Aufl. 2, S. 488) geäusserte Vermutung, dass der dichterische Gedanke auf Eindrücke zurückgehe, die Goethe im Elsass auf der Rückreise von Saarbrücken nach Strassburg empfangen habe. Doch stützt er die von jeher ganz unbestimmte Hypothese durch keine neuen Gründe. —

In Bezug auf das Gedicht „Herbstgefühl", das schon in das Ende der Frankfurter Zeit gehört, hat die Diskussion über die vom Dichter verwendete Bezeichnung „Zwillingsbeere" einen neuen Vorschlag gezeitigt (vgl. JBL. 1891 IV 9c: 256). Stein[18]) leitet sie daher, dass die beerentragenden Stielchen der Weintraube immer — wenigstens in der Anlage — gezweit sind. —

Wenige Wochen später als das „Herbstgefühl", ist nach Pniower[19]) das geheimnisvolle, bisher immer um einige Jahre früher angesetzte Lied (vgl. JBL. 1890 IV 11c: 15) „Mädchens Held" oder „So ist der Held, der mir gefällt", wie es auch betitelt wird, entstanden und zwar, wie er ausführt, unter starker Einwirkung des hohen Liedes. Es zeigt in dieser Beziehung die engste Verwandtschaft mit Gretchens Monolog am Spinnrad. P. stellt dann den Charakter des schwierigen Gedichtes dahin fest, dass es eine gegen einen bestimmten Dichter gerichtete Parodie ist, und erörtert die Frage, wessen Dichtweise darin verspottet werde, ohne zu einer sicheren Entscheidung zu kommen. Auch die merkwürdige Geschichte des Liedes, wonach es von Goethe im J. 1827 verleugnet wurde, wird beleuchtet. P. hält trotz diesem gewichtigen Zeugnis am Goetheschen Ursprung fest und erklärt, wie es kommen konnte, dass der Dichter sein eigenes Kind nicht wiedererkannte. —

Zu dem schon in der Weimarer Zeit entstandenen Vierzeiler „Alles geben die Götter, die unendlichen" macht Blume[20]) darauf aufmerksam, dass die Verse schon 1780 im „Deutschen Museum" gedruckt sind, und zwar in einem von Friedrich Leopold zu Stolberg verfassten Aufsatz, der sie unter Berufung auf den Dichter citiert, obwohl er sie nur aus Goethes Briefen an seine Schwester kennen konnte. —

Wie bei diesem galt auch bei dem „Er und sein Name" betitelten Gedicht die Goethesche Autorschaft nicht für sicher. Die mit den reichen Hilfsmitteln des Goethe-Archivs besorgte Druckausgabe des Tiefurter Journals[21]) hebt jetzt jeden Zweifel und erweist das Gedicht als von Goethe verfasst (S. 370). —

Strassburger lyr. Gedichte: Grenzb. S. 1, 450/9, 629-39. — 17a) (S. o. N. 17; S. 457.) — 18) B. Stein: ZDU. 6, S. 53. — 19) (IV 8a : 115; IV 8e : 92). — 20) L. Blume, „Alles geben d. Götter, d. unendlichen.": ChWGV. 6, S. 19. — 21) (IV 8a : 34.) — 22) (IV 8a : 32). — 22a) (S. N. 12.) — 23) Emil Grosse, Z. Erklärung v. Goethes Gedicht

Ebenso ergab die Durchmusterung der Schätze des Goethe-Archivs für das Gedicht Ilmenau allerlei Neues. Dargeboten wird es uns in einem grösseren Aufsatz von Suphan[22]). Neu ist vor allen Dingen, dass für die Stimmung des Gedichtes und für Einzelheiten das Verhältnis Goethes zu seinem unglücklichen Schützling Kraft in Betracht kommt. Was dieser im Auftrage des Dichters über die verwahrlosten Zustände der Stadt Ilmenau an ihn berichtete, fand hier poetischen Niederschlag (S. 168—72). Neu und originell, wenn auch, wie mir scheint, gezwungen, ist der Versuch, zwischen einem von Goethe in jener Zeit der ausgelassenen Zerstreuungen, die das Gedicht im Auge hat, gemalten Bilde und der dichterischen Schilderung innerliche Beziehungen zu finden und in ihm eine Vorstufe zu der Konfession zu erblicken (S. 199-200). In einem anderen Abschnitt (S. 191/6), der die endgültige Fassung des Gedichtes mit der Goetheschen, seit einigen Jahren bekannten hs. (GJb. 7, S. 267 ff.) vergleicht, wird für V. 156 der ursprünglichen, von Herder beseitigten Lesart der Vorzug gegeben, wobei jedoch die spätere allzu sehr unterschätzt wird. Dass sich zwischen V. 76 und 77 nach der ersten Intention des Dichters eine Lücke befindet und an der Stelle mehrere Porträts von Genossen der nächtlichen Scene entworfen werden sollten, war schon bekannt und wird auch schon von Blume[22]a) berücksichtigt. Sonst giebt S. noch eine eingehende Charakteristik des Gedichts mit einer ausführlichen Erörterung der Frage, wie der Dichter zum Visionär wird (S. 173/9). —

Das Gedicht „Ilmenau“ ist bekanntlich am 3. Sept. 1783 gedichtet. In demselben Herbst, wenige Wochen später, entstand die Ode „Das Göttliche.“ Ihrer Erklärung dient ein Programm von Grosse[23]), das „Gedanke und Bau des Gedichtes“ erörtert, „Verwandtes“ heranzieht und besonders beim Ausdruck „Dauer verleihen“ verweilt. Leider ist aber weder der Bau der Ode wirklich beschrieben, noch ihr Gedanke richtig wiedergegeben. Dass der Kern des Gedichtes darin besteht, dass der Dichter im entschiedenen Gegensatz zu der alltäglichen Auffassung, die zwischen dem Göttlichen und Menschlichen eine unüberbrückbare Kluft proklamiert, den Begriff des Göttlichen aus dem Menschlichen entwickelt, ist nicht erkannt. Darum weiss G. auch nichts von der prometheischen Opposition, der trotzigen Auflehnung gegen die hergebrachte Anschauung über das Göttliche, die das Gedicht durchzieht. Und doch ist diese Stimmung deutlich genug, wenn der Mensch geradezu als das Vorbild jener geahnten Wesen hingestellt wird. In dieser Beziehung ist die Ode eine tiefsinnige Umbildung, die Modernisierung einer ganz mythologischen Denkweise, indem sie einen ethisch gewendeten Anthropomorphismus predigt. Die Rubrik „Verwandtes“ bringt anklingende Stellen aus der Bergpredigt, aus Klopstock und Herder, und der Ausdruck „Dauer verleihen“ wird durch Beispiele aus der Litteratur und dem Leben erläutert. —

Mit richtigerem Instinkt als Grosse packt Kassewitz[24]) sein Thema an. Er beschäftigt sich mit „Alexis und Dora“ K. hat allerhand gute Vorsätze, deren Endziel immer ist, das Gedicht auf seinen künstlerischen Gehalt hin zu untersuchen. Er legt sich die Frage vor, welche Vorteile dem Dichter das Grundmotiv bietet, warum er es so und nicht anders gestaltet hat; warum er z. B. zum Ausgangspunkt der Schilderung „Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust“ gerade den Moment gewählt hat, wo eben das Schiff den Hafen verlassen hat, warum er also Liebe und Abschied so dicht zusammenrückt. Er wirft auch die Frage auf, welche Vorteile dem Dichter die Form des Selbstgesprächs bot, womit aufs engste die zusammenhängt, warum er sie gewählt hat. Er beantwortet diese letzte freilich falsch, wie er überhaupt mehr guten Willen zeigt als wirkliches Können. Das macht sich besonders bei der Behandlung der Frage bemerkbar, welchen Einfluss das antike Vorbild auf die Sprache des Gedichts gehabt hat. Umsonst müht sich K. ab, nachzuweisen, worin sein elegischer Charakter liegt (S. 9). Eine Elegie ist das Gedicht nur seiner äusseren Form nach, insofern in ihm das elegische Versmass verwendet ist. Hinderlich war dem Vf., der wohl ein Ausländer ist, die mangelhafte Beherrschung des Deutschen. —

Zur Elegie „Hermann und Dorothea“ erzählt Fränkel[25]), wie er eine für die Textgestalt des Gedichts wesentliche Abschrift entdeckte. Er bespricht dann die Abweichungen der endgültigen Fassung von ihr in Bezug auf Wortwahl, Metrik, Wort- und Satzstellung, endlich grammatikalische Nachhilfe und kommt zum Schluss, dass die Abschrift wohl ein Ms. darstellt, das zum wenigsten in Goethes nächster Umgebung nach dem Gehör geschrieben und später durchkorrigiert wurde. —

Für das Balladenjahr liegen nur zwei Beiträge vor. Immisch[26]) erzählt den Stoff der „Braut von Korinth“ nach der Darstellung des Phlegon Trallianus, die

---

„D. Göttliche.“ Progr. d. k. Wilhelmsgymn. Königsberg i. Pr. 4⁰. 18 S. — **24)** J. Kassewitz, Darlegung d. dichterischen Technik u. litterarhist. Stellung v. Goethes Elegie „Alexis u. Dora.“ Progr. Leipzig, (Fock). 27 S. — **25)** L. Fränkel, Z. Elegie „Hermann u. Dorothea“: GJb. 13, S. 228/9. — **26)** O. Immisch, D. Braut v.

Goethe zuletzt, wie Erich Schmidt gezeigt hat (GJb. 9, S. 229 ff.), aus dem Anthropodemus Plutonicus des Joh. Praetorius kennen lernte, und weist kurz darauf hin, welche Veränderungen Goethe für die dichterische Gestaltung vornahm, und welche Zusätze er machte. I. geht dann auf eine andere Darstellung des Stoffes ein, die erst vor wenigen Jahren dadurch bekannt wurde, dass man die verloren geglaubte Hs. eines im 5. Jh. n. Chr. verfassten Werkes des Neuplatonikers Proclus aus Lykien auffand, das dieselbe Erzählung wie das „Buch der Wunder" des Phlegon enthält. Mit dessen Hilfe kann man jetzt nicht nur die im Anfang verstümmelte Darstellung des Phlegon ergänzen, sondern man gewinnt zugleich eine ältere und ursprünglichere Fassung. Aus ihr ergiebt sich, dass der Vorgang von Phlegon nicht, wie man aus seiner unvollständigen Darstellung schloss, in seine Zeit gesetzt wurde, sondern in eine viel ältere Periode hinaufreicht, nämlich in das 4. Jh. v. Chr., die Zeit Philipps von Macedonien, des Vaters Alexanders des Grossen. Auch soll er sich in Amphipolis auf Chalkidike abgespielt haben. Endlich war die Tochter des Demostratos und der Charito verheiratet, als sie starb. Alles Momente, die es wenig glaublich erscheinen lassen, dass Goethe, wenn er die Sage in dieser Gestalt kennen gelernt hatte, zu seiner Ballade angeregt worden wäre. Dies bemerkt I. noch, indem er den gütigen Zufall preist, der jenes Werk des Proclus so lange verborgen sein liess. —

Der zweite Beitrag beschäftigt sich mit der Ballade „Der Junggesell und der Mühlbach", um deren Entstehungszeit gestritten wird. G. von Loeper[27]) weist auf eine neue Bestätigung der von Musculus nach Goetheschen Papieren bestimmten, von ihm acceptierten Abfassungszeit, nach der das Gedicht am 4. Sept. 1797 entstanden ist, hin. —

Für das Gedicht „Deutscher Parnass", das schon so viele verschiedene Erklärungen gezeitigt hat, und bei dem nach der allgemeinen Meinung unsicher ist, an welche Adresse es gerichtet ist, hat Richard M. Meyer[28]) eine neue Ansicht aufgestellt. Er versucht nachzuweisen, dass es sich gegen die Romantiker wendet und findet in ihm u. a. auch Anspielungen auf die Lucinde Friedrich Schlegels. Diese ist nun freilich erst im April 1799 fertig geworden, während das Gedicht im Juni 1798 entstanden ist. Doch könnte, meint M., Goethe von Schlegels Roman nicht schon vor seiner Veröffentlichung Kenntnis gehabt haben? Aber das wird durch eine Aeusserung Goethes an Schiller in dem Brief vom 26. Juli 1799 widerlegt, worin er von dem Werk allerlei gehört zu haben erklärt und versichert, dass er es, wenns ihm einmal in die Hände komme, auch ansehen wolle. Ferner soll in den V. 169 ff. auf Kotzebues „Hyperboreischen Esel", der erst 1799 erschien, angespielt sein. Auch das wird niemand für möglich halten, und M.s Vermutung muss demnach für verfehlt gelten. Das Gedicht ist eine Satire, deren Grundcharakter eine im Sinne der Anakreontiker ausgesprochene Selbstironie bildet, durch die aber indirekt diese selbst verspottet werden. Dass im allgemeinen Anakreontiker, überhaupt Vertreter einer überlebten poetischen Manier darin durchgehechelt sind, beweist schon das Spielen mit anakreontischen Motiven (V. 71, 83 ff., 128 ff.), das ganze im Gedicht festgehaltene anakreontische Kostüm, woraus sich denn auch erklärt, weshalb die Gegner d. h. also Goethe, Schiller und Genossen gerade als Satyrn und Faunen vorgestellt werden. Im besonderen sind dann ganz bestimmte Personen mit den verspotteten Entrüsteten gemeint, von denen einer zweifellos Gleim ist. —

Das Lied „Dauer im Wechsel" wird von Grosse[28a]) in dem besprochenen Programme zur Erklärung des Gedichts „Das Göttliche" herangezogen und gleich mit erläutert. Und zwar besteht die Erläuterung wiederum hauptsächlich im Beibringen verwandter Stellen. Von der letzten Strophe wird eine von Düntzers, Loepers und anderer Aufstellungen abweichende Erklärung gegeben, die aber falsch ist. —

Das „so" im V. 62 des „Hochzeitsliedes" („Das toset und koset so lange") erörtert von Sanden[29]), und versteht es gewiss nicht unrichtig, wenn er meint, „so" und „lange" gehörten dem Sinne nach nicht zusammen, sondern jenes sei als Schlussfolgerung zu nehmen, gehöre zum ganzen Satze und würde in der prosaischen Wortfolge an seinem Beginne stehen müssen. Kann das „so" nicht aber auch unbeschadet des Sinnes zu „lange" gezogen werden? Es wäre dann elliptisch aufzufassen und auf die begleitende Geste angewiesen. Dieser Gebrauch des „so" ist bei Goethe recht häufig. —

Ueber die Verse 41—47 des „Epilogs zu Schillers Glocke" handelt Kettner[29a]) in weiterem Zusammenhange. —

Corinth: BLU. S. 609-11. — 27) G. v. Loeper, Z. Chronologie d. Ballade „D. Junggesell u. d. Mühlbach": GJb. 13, S. 228. — 28) R. M. Meyer, Dtsch. Parnass: ib. S. 223/6. (S. u. IV 10 : 24). — 28a) (S. o. N. 22.) — 29) v. Sanden: ZDU. 6, S. 62. — 29a) G. Kettner, Krit.-Exegetisches zu Schiller u. Goethe: NJbbPh. 144, S. 610/5.

Auf die Gestaltung der Gedichte „Gefunden“ bezw. „Im Vorübergehen“ hat nach Koch [30]) Brentanos Liebeslied an Sophie Mereau „Ich wollt ein Sträusschen binden“ eingewirkt. — Von der Hs. des munteren Liedes „Offene Tafel“ liegt ein Facsimile vor [31]). —

Eine rein sprachliche Behandlung des Spruches „Keins von allen“ liefert Sanders [32]). Doch beschränkt sich seine Analyse auf den etwas komplizierten Satzbau, der in dem Gedichte herrscht. Es häufen sich in den 6 Versen 4 Bedingungssätze, die teils mit „wenn“ gebildet, teils konjunktionslose in Frageform sind und in den Nachsätzen eine sehr verschiedene Wortstellung zeigen. Der Auseinandersetzung folgt eine kurze Erörterung über den Unterschied des Gebrauchs von „selbst“ und „selber“. —

Kohls [33]) Behandlung des „Getreuen Eckart“ ist zwar Schulzwecken angepasst, aber doch ertragreicher als manche für ein höheres Niveau bestimmte Aufsätze. Der Vf. charakterisiert das Gedicht eingehend und gut, indem er zeigt, wie der Stoff disponiert ist, seinen Stil im ganzen und die in ihm herrschende Ausdrucksweise im einzelnen beschreibt und zuletzt die Metrik und das Verhältnis des Versmasses zur Wirkung darstellt. Schade, dass er zuletzt mit den Beispielen so viel sparsamer ist als in der Analyse der Bürgerschen Ballade. In Bezug auf die Quelle Goethes ist der entscheidende Nachweis, den Erich Schmidt (GJb. 9, S. 234/5) erbracht hat, nicht berücksichtigt, wodurch es kommt, dass das Verhältnis des Dichters zur Quelle in einem allerdings nebensächlichen Punkte nicht richtig beurteilt ist (S. 30.) — Mit dieser Frage nach der Quelle beschäftigt sich auch eine Miscelle von Tille [34]), in der er für sie auf Praetorius „Saturnalien“ Propositio 15 (was aber 55 heissen muss) verweist und den dort gegebenen Bericht abdruckt, ohne zu merken, dass das schon von Erich Schmidt (a. a. O.) geschehen ist. —

In erfreulicher Weise wächst der Anteil, den man an dem mit Unrecht so lange vernachlässigten „West-östlichen Divan“ nimmt. Wir haben eine Reihe von Arbeiten zu verzeichnen, die sich mit ihm beschäftigen. Zunächst ist Walzels [35]) Vortrag zu nennen, der das ganze Werk berücksichtigt. Leider liegt er nur im Auszuge vor. Es ist das um so mehr zu bedauern, als er den Divan von einer Seite betrachtet, von der aus er bisher noch nicht ins Auge gefasst worden ist. W. legt nämlich den Zusammenhang dar, in dem die Goethesche Sammlung formal und ihrem geistigen Gehalte nach mit den Tendenzen der Zeit steht. Zunächst zeigt sie in der Metrik romantische Formen. Der in ihr herrschende leichtflüssige Vers, der, wie W. mit Recht hervorhebt, musikalischer ist als irgend einer in den früheren Schöpfungen Goethes, ist ein Produkt der romantischen Metrik eines Tieck und Brentano. Selbst Heinesche Töne klingen bei Goethe, wenn er protestiert, vor. Dem Gehalte nach hängt der Divan mit den Zeitideen insofern zusammen, als in ihm Goethe in einer Periode, da aus der nationalen Lyrik naturgemäss eine politische hätte werden müssen, diese auf seine Weise pflegt, wenn er von ihr auch nicht den gleichen Gebrauch macht wie die späteren Vertreter dieser Art Poesie, und sie zu einem im Sinne einer Partei unternommenen Angriff auf die politischen Verhältnisse seiner Zeit verwendet. Jedesfalls stellt das Werk in der Entwicklung, die die von Fr. Schlegel inaugurierte nationale Lyrik nahm, indem sie, zur politischen Poesie umgeschlagen, von den Burschenschaftern und Uhland gepflegt, von Chamisso unter Einwirkung Bérangers neu befruchtet, von Heine und seinen Nebenmännern zu ihrer Höhe geführt wurde, in dieser Entwicklungsreihe bezeichnet der Divan eine wichtige und notwendige Uebergangsphase. Auch das ist ein Symptom der Zeit, wenn Goethe nicht unähnlich den späteren Weltschmerzlern im Divan die Welt als kleinlich, selbstisch, eigennützig darstellt und auch nicht von jenem Cynismus sich frei hält, der sich dem Pessimismus so leicht beigesellt. — Einem einzelnen Gedicht des Divan, dem „Ghasel auf den Elfer“ oder genauer seiner älteren, von Burdach schon ausführlich erläuterten Fassung (vgl. JBL. 1890 IV 11c:4) gilt ein Aufsatz Düntzers [36]). Er giebt eine Analyse des Gedichts von der oben charakterisierten Art und jener unerfreulichen Mischung Goetheschen Schwunges und Düntzerscher Prosa. Er erörtert die Metrik (S. 233/4) und bespricht die Chronologie. Nicht ist, wie Burdach annimmt, diese ältere Fassung mit dem Tagebucheintrag vom 10. Okt. zu kombinieren, wonach sie am Tage vorher entstanden wäre, sondern nach D. ist am 9. oder 10. Okt. die spätere Redaktion niedergeschrieben, jene ältere Fassung aber soll im September während Goethes Aufenthalt auf der Gerbermühle gedichtet sein. Auch in der Auffassung des Textes weicht D. von Burdach ab, über den er überhaupt die ganze Fülle seines Zornes ausschüttet. Er tritt V. 56 für die hs. Les-

(Vgl. IV 8e : 35; 9 : 39.) — **30**) M. Koch: GJb. 13, S. 241/2. — **31**) SchorersFamilienbl. S. 60|1. — **32**) (IV 8a : 93.) — **33**) (I 5 : 34.) — **34**) A. Tille, „D. getreue Eckart“: GJb. 13, S. 226/7. — **35**) O. Walzel, Goethes Westöstl. Divan im Rahmen d. Lyrik seiner Zeit. Vortr. (Ref.): ChWGV. S. 42/3. — **36**) H. Düntzer, Z. Goethe-Forschung. Neue Beitrr. Stuttgart, Deutsche Verlagsanst. 1891. VII, 436 S. M. 6,00. (S. 217-45; vgl. JBL. 1891 IV 9a : 123.)

art ein und verwirft die von Burdach und Suphan acceptierte und wohl von jedem gutzuheissende „emendatio palmaris.“ Zuletzt vergleicht D. diese ältere mit der späteren Fassung, wobei er seine bekannte Manier, dem Dichter Besserungsvorschläge zu machen und etwa zu sagen: statt „'s ist“ hätte man „ists“ gewünscht u. a., nicht verleugnet. — Ein einzelnes Gedicht, und zwar das Lied „Gingo biloba“ aus dem Buch Suleika, betrifft auch eine Notiz, die durch die Zeitungen ging [36a]) und seine Entstehungsgeschichte pointenartig darstellte. Sie beruht auf einer schon bei Creizenach („Goethe und Marianne von Willemer“ 2. Aufl. S. 70/1) citierten Anekdote, die Gustav Parthey in seinen Jugenderinnerungen zum besten giebt. Dass sie mindestens in einem Punkte unrichtig ist, insofern sie behauptet, Goethe habe Creuzer das Gedicht schon während seines Aufenthaltes in Heidelberg zugeschickt, ist von Creizenach unter Berufung auf Creuzers eigene Mitteilung gezeigt. — Der letzte Beitrag betrifft den „Neuere, Neueste“ betitelten Abschnitt der Noten und Abhandlungen zum Divan. Goethe giebt hier als ein Beispiel des im Persischen üblichen, aus Prosa und Poesie gemischten Stiles die Uebersetzung eines Stammbuchblattes, das der damalige persische Botschafter in Petersburg auf Verlangen niedergeschrieben hatte. Von Payer [37]) gelang es nun für einen Teil dieser Aphorismen nachzuweisen, dass sie Citate aus klassischen Werken der Perser sind. Ein Stück ist aus dem Bûstan des Saadi entnommen und übrigens von Goethe selbst versifiziert worden (Weimarer Ausg. 6, S. 280), ein anderes stammt aus einer Sammlung desselben Dichters, die Nesihel-ul-mulûk d. h. Guter Rat an die Könige genannt wird. —

Einer anderen Frucht des tiefen Interesses, das Goethe von früh auf am Orient nahm, der „Parialegende“, ist ein Aufsatz Weinholds [38]) gewidmet. W. verweist auf die bekannten Werke, aus denen Goethe den Stoff des Gedichts geschöpft haben könnte, Dappers Asia und Sonnerats Reise nach Ostindien, und meint, dass zu der Erzählung in diesem letzteren Werke Goethes Darstellung am meisten stimme. Das ist richtig und von Düntzer längst erkannt. Wenn W. weiterhin behauptet, dass das Motiv von der Vertauschung der Köpfe der Erzählung Sonnerats fehle und von Goethe unter Benutzung einer persischen Ueberlieferung aus eigenem Willen angefügt sei, so ist das von Benfey zwar behauptet, aber später als nicht richtig erkannt und darum zurückgenommen worden, worauf Düntzer ebenfalls längst aufmerksam gemacht hat. Unrichtig ist auch die Behauptung, dass die „herrliche Beziehung der Legende auf die Parias Goethes volles Eigentum“ sei. Denn schon Sonnerat nennt die Heldin der Erzählung die grosse Göttin der Parias. Ein Blick auf Düntzer (Goethes lyrische Gedichte, 2. Aufl. 2, S. 451/2), wo die ganze Stelle aus Sonnerat citiert ist, lässt alles dies übersehen. Zu einem Hauptmotiv der Goetheschen Ballade, der Tötung der sündigen Frau und ihrer Wiederbelebung giebt dann W. ein Seitenstück aus dem Schatze der deutschen Volkssagen, das er aus der Fülle seiner grossen Gelehrsamkeit heraus erläutert. —

---

d) Epos.

Ludwig Geiger.

Epen in Versen: Hermann und Dorothea: Ausgaben und Uebersetzungen N. 1; Einzeluntersuchungen N. 11. — Prosaepen: Werthers Leiden N. 13. — Wilhelm Meister N. 18. — Wahlverwandtschaften N. 22. —

Nach wie vor bleibt unter Goethes Epen in Versen „Hermann und Dorothea“ das am meisten gelesene und behandelte. Zu seiner trefflichen Ausgabe (vgl. JBL. 1891 IV 9d: 8), die auch im Berichtsjahr noch besprochen wurde [1]), gab Hewett [2]) jetzt einzelne Ergänzungen und Berichtigungen. [3]) — Eine neue Textausgabe ist zu erwähnen [4]), ebenso wie neue Auflagen der Editionen von Lichtenheld [5]), Lévy [6]), Schmitt [7]). Nur mit Bezug auf die letztere — die anderen sind seit lange

— 36a) NatZg. N. 225; FrankfJ. N. 255. — 37) R. v. Payer, Z. westöstl. Divan: ChWGV. S. 44/6. — 38) K. Weinhold, Zu Goethes Paria-Legende: ZVVolksk. 2, S. 46-50. —

1) C. Thomas: MLN. 7, S. 78-82; DRs. 70, S. 144/5; Mellish: NQ. 1, S. 58. — 2) W. T. Hewett, Notes to Hermann und Dorothea: MLN. 7, S. 162-70. — 3) A. Funke, Goethes Hermann u. Dorothea (vgl. JBL. 1891 IV 9d : 2): Paedagogium 14, S. 333. — 4) Goethe, Hermann u. Dorothea. Damastbändchen. Leipzig, Fiedler. 16°. 58 S. M. 0,60. — 5) A. Lichtenheld, Goethes Hermann u. Dorothea. Mit Einl. u. Anm. 15. Tausend. (=Graesers Schulausg. klass. Werke. Her. v. J. Neubauer. N. 2.) Wien, Graeser. IV, 61 S. M. 0,50. — 6) B. Lévy, Hermann et Dorothée. Texte allemand publié avec un avant-propos des sommaires et des notes explicatives. Paris, Hachette. IV, 115 S. M. 1,50. (Vgl. JBL. 1890 IV 11d : 7; 1891 IV 9d : 6.) — 7) L. Schmitt, Goethe, Hermann et Dorothée. Extraits reliés par des analyses avec notes et notices. Paris,

bewährte Schulbücher — soll Einspruch erhoben werden gegen die Manier, in der die Ausgabe gemacht ist: „Auszüge durch Analysen verbunden“. Ein solches Verfahren mag gerechtfertigt sein bei weitschichtigen Werken, sobald diese zu Schulzwecken verwandt werden, etwa bei „Dichtung und Wahrheit“. Da ist es, des Umfangs und der Kosten wegen, nicht möglich, den Schülern das ganze Buch in die Hand zu geben; daher geht es nicht anders, als dass man Auszüge zusammenstellt und sie mit Zwischenbemerkungen verbindet. Bei einem so kurzen Werke wie dem unserigen zwingt der Umfang nicht zu einer Verkürzung; Inhalt und dichterische Art machen sie geradezu unmöglich. Wie soll der Leser Komposition, poetischen Ausdruck, die Eigentümlichkeit des deutschen Werkes begreifen, wenn er beständig durch französische Zwischenreden gestört wird. Und wie geschmacklos sind oft diese Bemerkungen. Man könnte sich denken, dass eine lange poetische Beschreibung durch ein paar Prosabemerkungen ersetzt, oder dass an Stelle einer behaglichen Rede eine knappe Inhaltsangabe mitgeteilt wird; aber, wie es hier geschieht, mitten in Reden des Wirts und der Dorothea Prosazeilen zu schieben, die ausgelassene Verse ersetzen sollen, ist doch der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Was hat der unglückliche 3. Gesang gethan, dass er sich mit einer Analyse von 11 Zeilen ohne jegliche Probe begnügen muss? Wenn der Herausgeber in dem Verse „besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln“ nach „sich“: „bei mir“ vermisst, so hat er wohl Recht; wenn er aber meint, dass durch solchen Einschub auch der Vers gewinnen würde, so bekundet er eine eigentümliche Anschauung von deutscher Metrik. — Eine englische Ausgabe von Wagner-Cartwell[8]) ist mir ebenso wenig zugänglich wie eine englische Uebersetzung Bowrings[9]) und eine italienische von Betteloni[10]). —

Mit dem Gedichte beschäftigten sich nur zwei kleine Einzeluntersuchungen. Düntzers[11]) Deutung, dass in dem Verse „Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheint“, das Wort „das“ sich auf Leben, nicht auf Glück bezieht, halte ich für richtig, obwohl die Beziehung auf Glück sprachlich wie inhaltlich möglich ist. Der Zusammenhang ist der, dass die Liebenden, Verlobten an den äusseren Zeichen und an der Versicherung ihres künftigen Glücks sich erlaben und in diesem Glücksgefühl einem schier endlosen Leben entgegengehen zu können meinen. — Dagegen kann ich mich mit Bielschowskys[12]) früher ausgesprochener Theorie, dass in Dorothea Goethes Jugendliebe Lili geschildert sei, nicht befreunden. Was er jetzt vorbringt, Stützen für die früher weiter ausgeführte Vermutung, ist, soweit es Thatsächliches bietet, gewiss richtig, dass nämlich Goethe zur Zeit der Entstehung des epischen Gedichts Kenntnis von Lilis Flucht und ihrem mutigen Benehmen während dieser Epoche gehabt habe, dass Lili daher damals keine abgeblasste Persönlichkeit für den Dichter war. Fraglicher ist die allgemeine Beurteilung Lilis, sie sei keine Kokette, sondern eine Iphigenien ähnliche edle Frau gewesen. Aber selbst wenn man dies zugiebt, so würden Dorotheas Haupteigenschaften: Thätigkeit, Mut, Einfachheit, Selbständigkeit durchaus nicht zu dem Bilde passen, das wir uns von dem reichen, verwöhnten, in den engen Schranken der Konvention aufgewachsenen Frankfurter Patrizierkinde nach Goethes poetischen und prosaischen Schilderungen seiner Jugendzeit zu machen gezwungen sind. Nach den neuerdings bekannt gegebenen, auch von B. angezogenen Dokumenten, aus denen man ersieht, dass Goethe mit Sehnsucht und Freude auf jene Frankfurt-Offenbacher Zeit zurückblickte, könnte man es für möglich halten, dass Goethe nicht abgeneigt war, der ehemaligen Verlobten eine poetische Huldigung darzubringen, aber man darf deswegen unser Gedicht nicht für eine solche Huldigung in Anspruch nehmen, da diese ihrem Wesen gar nicht entsprach und nur in Einem Moment, dem mutigen Benehmen auf der Flucht, einen wirklichen Vergleichspunkt zwischen Lili und der Heldin des Gedichts bietet. —

Unter den Prosaepen nehmen „Werthers Leiden“ gewiss die erste Stelle ein, wenn auch die Ausgaben hier schon aus dem Grunde seltener sind, weil das Werk naturgemäss nicht zur Schullektüre dienen kann. Eine französische Uebersetzung erschien (der Text ist wohl einer älteren Ausgabe entnommen), die einen Bestandteil der reizend illustrierten Guillaumeschen Edition ausmacht[13]). — Das Freie deutsche Hochstift in Frankfurt, das in seinen Ausstellungen Kunst und Litteratur gleichermassen berücksichtigt und zufolge seiner Bestimmungen das Goethestudium pflegt, auch in seiner Bibliothek einen reichen Goetheschatz verwahrt, veranstaltete in den Monaten Juli bis Oktober eine vielbesuchte und höchst lehrreiche „Werther-Ausstellung.“ Das Material

---

Delagrave. IX, 59 S. M. 1,50. — **8**) ○ Goethe, Hermann u. Dorothea. With an Introd. and Notes by the late W. Wagner. New ed. revised by J. W. Cartmell. Cambridge, Univ.-Press. Sh. 3,60. — **9**) ○ E. A. Bowring, Goethe transl. by various hands. Vol. VII. containing Hermann and Dorothea. London, Bell. Sh. 3,60. — **10**) ○ V. Betteloni, Arminio e Dorotea. Studio e traduzione. Milano, Richiedei. 16°. 191 S. L. 3,00. — **11**) H. Düntzer, Zu Goethes Hermann u. Dorothea IX, V. 224/5: ZDU. 6, S. 523/4. — **12**) A. Bielschowsky, Lili u. Dorothea: PrJbb. 69, S. 666-72. — **13**) Goethe, Werther (Petite collection Guillaume)

dazu stammte grossenteils aus dem Besitze des Weimarschen Oberhofmeisters Frhn. H. von Donop, wurde aber aus den Sammlungen des Hochstifts ergänzt. Absolute Vollständigkeit konnte schon bei dieser Art der Zusammenstellung nicht erreicht werden, ist aber überhaupt bei der Weitschichtigkeit und Seltenheit des Materials schwer möglich. Im ganzen weist der von Heuer [14]) bearbeitete und mit einer kurzen orientierenden Einleitung versehene Katalog der Ausstellung 296 Nummern auf. Der erste Hauptteil, die historischen Personen und Oertlichkeiten, enthält Porträts Goethes, bildliche Darstellungen Wetzlars und seiner Umgebung, Bilder und Autographen von Mitgliedern der Familien Buff, Kestner und Jerusalem und der Mitglieder von Goethes Tafelrunde. Die Grenzen sind hier gar weit gezogen, indem Persönlichkeiten, die mit den Hauptakteurs nur in weitläufiger Beziehung stehen, aufgenommen sind, auch Autographen und Porträts, da sie aus der Zeit des eigentlichen Dramas nicht zu beschaffen waren, aus späterer Zeit gewählt wurden. Litterarisch wichtiger ist der zweite Hauptteil „Die Dichtung“. Er enthält die echten Ausgaben, unter die sich seltsamer Weise die von 1858 und 1868 eingeschlichen haben, die, da sie weder vom Dichter veranstaltet wurden, noch bei dem ursprünglichen Verleger erschienen, nicht auf die Bezeichnung „echt“ Anspruch machen dürfen, die Nachdrucke, Einzelnes zum Werther, die Uebersetzungen, Illustrationen, ferner „Wertheriana“ d. h. viele der Gegenschriften, Parodien, Nachahmungen, die im Anschluss an Goethes Jugendwerk erschienen. Die Ausstellung wurde von dem einheimischen und fremden Publikum in Frankfurt viel besucht und verschaffte, ohne unmittelbare wissenschaftliche Erfolge zu haben, den Besuchern und Benutzern vielfache Anregung. — Einige Notizen zu Werther gab Wustmann [15]). Aus einer Originalausgabe des Romans, die manche hs. Zusätze und Verbesserungen Goethes enthält, brachte er für das Geleitgedicht der 2. Auflage die Variante: „Jeder Jüngling wünschet (statt „sehnt sich“) so zu lieben“ und im Brief vom 10. Sept. die Aenderung „in denen schmachtend (statt „schmachtenden“) süssen Gedanken“. So glücklich die letztere, so unglücklich, weil ausserordentlich matt ist die erste Aenderung. — Eine Dissertation von Hermenjat [16]) war dem Referenten nicht zugänglich. — Deubners [17]) Studie enthält, wie schon der Titel besagt, in der That nur einige Bemerkungen. Eine anderthalb Seiten füllende Inhaltsangabe des Werther dürfte selbst in einem Schulprogramm überflüssig sein. Eine Bemerkung wie die, dass der grosse Erfolg Werthers hauptsächlich durch den Einfluss Rousseaus und Youngs erklärlich sei, ist doch höchstens halbwahr. Denn ein solcher Einfluss hätte nur in litterarischen Kreisen gesucht werden können, die damals gewiss nicht zahlreicher waren als heutzutage; die grosse Menge, die durch Goethes Jugendschrift fortgerissen wurde, war dagegen unlitterarisch und wusste namentlich nichts von ausländischen Einflüssen. —

Auf eine Textverderbnis in den Wanderjahren des „Wilhelm Meister“ (vgl. auch IV 10 : 21) wies Schöne [18]) hin. Im Satz (Hempel 13, S. 52): „Wie mir scheint, willst du auf sokratische Weise mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu lassen“ stehen in den letzten Worten offenbar zwei Fassungen hinter einander. Es ist wahrscheinlich, dass Goethe, da ihm die erste Fassung nicht genügte, die zweite diktierte, ohne die allerdings selbstverständliche Bemerkung zu machen, dass die erste gestrichen werden müsse. So sind beide in den gedruckten Text gekommen, während natürlich nur die eine Geltung haben sollte. — Für die „Lehrjahre“ (6. Buch), das Abenteuer des Narciss beim Pfänderspiel mit der „Frau eines Hauptmanns“ wies Riese [19]) auf die Quelle hin, die sich in den Akten des Frankfurter Stadtarchivs vorgefunden hat. Danach ist Narciss der Schöff J. D. von Ohlenschlager, der Hauptmann ein hessischer Lieutenant Lindheimer. Ausser den beiden Genannten befanden sich in der Gesellschaft, die im Sept. 1742 bei dem Schöffen Textor, Goethes Grossvater, stattfand, eine Anzahl Personen, die für Goethes Leben nicht unwichtig sind, deren Namen und Zeugnisse aus den Akten mitgeteilt werden. Das für uns bedeutsamste ist das der Susanna Katharina von Klettenberg, das mit dem (Hempel 17, S. 347) mitgeteilten Berichte inhaltlich genau übereinstimmt. Die Ausgrabung ist eine höchst wertvolle Ergänzung zu den Quellen des „Wilhelm Meister“, speciell der „Bekenntnisse einer schönen Seele“. Aber sie ist, ausser ihrer Wichtigkeit für diese besondere Stelle, auch bedeutsam für die Sorgfalt, mit der Goethe überhaupt sein Quellenmaterial benutzte. Es wäre gut, wenn man auf Grund solcher Nachweise weniger behende in der Anzweiflung der von Goethe berichteten Thatsachen in seinen autobiographischen Schriften würde; im allgemeinen haben neue Urkundenfunde seine Glaubwürdigkeit auch an solchen Stellen

ill. par Marold. Paris, Dentu. 32°. 236 S. Fr. 2,00. |[BURS. 56. S. 663.]| — 14) (IV 8a : 100.) |[FränkKur. N. 368.]| — 15) G. Wustmann, Zu Werthers Leiden: Grenzb. 3, S. 47. — 16) ○×× L. Hermenjat, Werther et les frères de Werther. Et. de litt. comparée. Thèse. Lausanne, (Payot). 141 S. |[BURS. 56, S. 430.]| — 17) F. Deubner, Quelques remarques sur „Werther“ de Goethe et „Ultime Lettere“ di Jacopo Ortis de Foscolo: Progr. Wiesbaden. 4°. 10 S. — 18) A. Schöne, Z. Kritik d. Goethe-Textes: VGL. 5, S. 148/9. — 19) A. Riese,

erwiesen, bei denen man die Annahme eines Spiels der Phantasie für möglich gehalten hatte. — Allgemeine Betrachtungen über den Wilhelm Meister gab Brandes[20]). In völlig freier Weise, unabhängig von den Meinungen einer Partei oder der Menge, frei von den landläufigen Vorstellungen, die sich in Deutschland über litterarische Dinge bilden, durch ihr Alter sanktioniert und ganz ohne Rücksicht auf ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit respektiert werden, sprach er seine Ansicht aus. Er begann bei der Analyse der „Lehrjahre“ mit dem Satz: „Die Erzählungsweise und Romankomposition Goethes sind heutigen Tages veraltet, so veraltet, dass sie Halbgebildete von dem Studium seiner Werke abzuschrecken vermöchten“. Er tadelte die Einführung des „Wir“ in den Roman, die von dem Dichter selbst oft bekannte Unfähigkeit, manches zu schildern, das gelegentlich gegebene Versprechen, einiges an anderer Stelle zu erzählen, das Verschweigen eines Geheimnisses, da man es ahnen sollte, das Berichten davon, da es nicht mehr nötig ist, die abstrakte litterarische Diktion der selbstredend eingeführten Personen, die altväterische Fiktion, als sei der Dichter ein unsichtbarer Zeuge der von ihm berichteten sehr intimen Vorgänge, die Erklärung des Erzählers, über die Vorgänge im Innern seiner Personen nicht unterrichtet zu sein, wogegen andere Personen des Romans über Gedanken und Erlebnisse der anderen stets Bescheid wissen. Aber diese Vorwürfe richten sich gegen die Technik. „Dennoch“, so schliesst B. seine Kritik, „bedeuten alle diese Unvollkommenheiten unendlich wenig gegenüber der Weite des Horizontes dieses Werks, seinem Reichthum an unvergesslichen Gestalten, der Tiefe seiner Psychologie, wo diese auf einen Punkt zusammengedrängt ist.“ Auf diese Urteile liess B. eine glänzende Charakteristik der weiblichen Hauptpersonen des Romans folgen, wobei er am längsten bei der „schönen Seele“ verweilte. Zum Schlusse tadelte er die schiefen moralisierenden Urteile, die über den Roman gefällt wurden, erklärte die Schönheit des Seelenlebens als phychologischen Hauptgedanken der ganzen Dichtung und sah in den Worten „Gedenke zu leben“ den ganzen Wilhelm Meister in drei Worten. In diesen Worten sah er nicht die Empfehlung des Genusses, sondern die Mahnung „Sei bestrebt, deinem Leben das Höchste dir Erreichbare abzuringen.“ — Gegen Brandes Bemerkungen über „Meister“ richtete sich Minors[21]) Studie. Er führte aus, dass der erzählende Dichter sich mit seiner Person zwischen den Gegenstand und das Publikum stellen dürfe, gab Goethe Recht, das Geheimnis des Harfenspielers erst spät aufzuklären, weil er bei seiner Erzählung die Nachtseiten tief in den Hintergrund rücke. M. bestritt, dass der epische Dichter die einzelnen Personen in ihren Reden zu charakterisieren habe, und lehnte die Bemerkungen von Brandes über Goethes Stil als unberechtigt ab. Nicht alle Einwendungen M.s sind zutreffend. Am schlagendsten ist wohl die Bemerkung, dass in der Stelle: „So sehr sich Wilhelm von Philine zu enthalten strebte, so würde er doch in diesem Augenblick, hätte er sich mit ihr in einer einsamen Laube befunden, ihre Liebkosungen wahrscheinlich nicht unerwidert gelassen haben“, das Wort „wahrscheinlich“ ironisch, im Sinne von „ganz gewiss“ gebraucht werde, nicht aber, wie Brandes meinte, die Unsicherheit Goethes über das etwaige Benehmen seiner Personen bekunde. Die heftige Abwehr M.s gegen Brandes ist jedoch nicht am Platze. Sie ist es deshalb nicht, weil Brandes seinen einzelnen tadelnden Bemerkungen ein sehr schönes Lob der „Lehrjahre“ überhaupt, ein feines Verständnis für Wesen und Tendenz des Romans folgen lässt. Auch müsste man bedenken, dass zu einer Zeit, da die Goetheschen Romane, besonders Wilhelm Meister, recht wenig gelesen werden, gerade ein solches Eintreten für das Buch, wie es von Brandes geschieht, eher Ermutigung und Anerkennung als Abwehr verdient. Wenn ein geistvoller Ausländer, zumal ein solcher, der deutsches Geistesleben schön zu würdigen versteht und wegen solcher Würdigung schwere Scharmützel ausgekämpft hat, als ein ganz moderner Mensch an die Betrachtung klassischer Werke herantritt, um sich und anderen Rechenschaft zu geben, welchen Eindruck solche Werke auf ihn hervorbringen, so sollte man ihn nicht vornehm zurückweisen, sondern in seiner Individualität, die doch etwas bedeutet, gelten lassen. —

Weniger eingehend als über den Wilhelm Meister sprach Brandes[22]) über die „Wahlverwandtschaften“. Die diesem Roman gewidmeten Artikel boten weit mehr eine eingehende Analyse des Inhalts als eine Kritik. Der Roman wurde als das „melancholische Buch eines alten Naturbetrachters“ charakterisiert, seine systematische Komposition und strenge Motivierung gerühmt, die gelegentlich durchbrechende altväterische Sentimentalität und die allzu sichtbare Symmetrie, sowie die unhistorische Art, in der die Erzählung gehalten ist, getadelt. —

Erklärung e. Goetheschen Erzählung nach d. Akten: BFDH. 8, S. 241-50. — **20**) G. Brandes, Goethe-Studien NFPr. N. 9913, 9915/6, 9963/4. — **21**) J. Minor, Etwas über erzählende Kunst bei Gelegenheit des „Wilhelm Meister.“ (= D. hochv. Herrn P. Hugo Mareta z. 40j. Dienstjub. v. dankb. Schülern. Wien [F. Jasper]. 4⁰. 44 S.: S. 8-11). (S. o. IV 8a : 96). — **22**) (S. o. N. 20.) —

e) Drama.

Georg Witkowski.

Die neuerschienenen Dramenbände der Weimarer Gesamtausgabe[1]) entsprechen im allgemeinen dem 10. und 11. Bande der Ausgabe letzter Hand; doch hat durch die neu hinzugekommenen Stücke das Bild der dramatischen Produktion Goethes eine nicht unwesentliche Vervollständigung erfahren. Die Dichtungen und Fragmente zu Operntexten, die den Schluss des 12. Bandes bilden, sind Zeugnisse für die Unterstützung, die der Dichter Goethe dem Theaterleiter gewährte. Ohne Zweifel ist der Umfang seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete mit dem hier Gebotenen keineswegs erschöpft; das beweisen neben seinen eigenen Angaben (Hempel 29, S. 324 und Weim. Ausgabe 35, S. 18, Z. 22 ff.) die Notizen Riemers (Mitteilungen über Goethe 2, S. 327) und der „Chronologie der Entstehung Goethescher Schriften" unter dem J. 1791. Hier wäre noch für eine Forschung, die die Kenntnis des Dichters und seiner Werke wirklich bereichert, Raum. Freilich müsste sie aber mehr leisten, als rohe Abdrücke etwa überarbeiteter Opern zu liefern, wie Diezmann (Goethe-Schiller-Museum S. 15—79). —

Eine höchst unmutige Aeusserung Goethes über theatralische Arbeiten im allgemeinen macht Wahle[2]) (S. 240) bekannt. — Grössere Gebiete von Goethes dramatischer Dichtung berühren zwei Abhandlungen. Harnack[3]) meint, dass Goethe erst zu Ende der neunziger Jahre durch einen Aufsatz Wilhelm von Humboldts über den Trimeter das Wesen dieses Verses genauer kennen gelernt hat. Er wandte ihn zuerst 1800 in der „Helena" an, im ganzen genau, aber einförmig, ohne Benutzung der erlaubten Freiheiten; dann mit ziemlich nachlässigem Bau in „Paläophron und Neoterpe", 1802 in „Was wir bringen" und dem Prologe vom 25. September, 1807 in dem „Vorspiel" und der „Pandora", wo der Vers sehr kunstvoll behandelt ist. Später hat sich Goethe erst wieder bei der Vollendung der „Helena" des Trimeters bedient und damals den Vers auch in dem bereits vorhandenen Eingangsstück lebendiger gestaltet. Dann finden wir ihn noch im zweiten Teile des Faust in der Rede der Erichtho und im Monolog am Anfang des vierten Aktes angewandt. Nach H.s Urteil ist es auch Goethes Kraft nicht gelungen, diesen Vers mit dem natürlichen Tonfall der deutschen Sprache zu vereinigen. Seine Anwendung ist auf Uebersetzungen antiker Dramen zu beschränken. — Wahl[4]) schildert kurz die Würdigung des Hans Sachs im 17. und 18. Jh. bis zu der Biographie von Ranisch (1765). Goethe hat Hans Sachs genau gekannt und ihm in Sprache, Versmass, Dichtungsgattung und Stoff manches entlehnt. In wörtlichen Auszügen aus „Dichtung und Wahrheit" giebt W. ein Bild von Goethes Hinneigung zum deutschen Altertum und sucht sodann die übrigen Gründe für die Verehrung und Nachahmung des alten Dichters bei Goethe nachzuweisen. Hoffentlich behandelt der in Aussicht gestellte zweite Teil den dankbaren Gegenstand eingehender und bietet nicht, wie der vorliegende, nur Altbekanntes und ganz nahe Liegendes[5]). —

Der erste Verleger des Götz von Berlichingen spricht in einem Briefe an Nicolai[6]) seine Neugier wegen des Erfolges der Aufführung aus und bietet zugleich dem Berliner Kollegen eine Partie Exemplare an. Für den Sapupi verweist er bereits auf Papius. Interessant und für seine Stellung zu den bei ihm erschienenen Frankfurter Gelehrten Anzeigen wichtig ist die Bemerkung: „Man lasse die Köpfe ausbrausen. Zuletzt bleiben doch die Alten die Gewährsmänner. Jetzt heisst es, schicke dich in die Zeit". — Am 27. Juni 1810 erklärt sich Goethe in einem von Wahle[7]) mitgeteilten Briefe an Kirms bereit, dem Mannheimer Nationaltheater die Theaterbearbeitung des „Götz" zu überlassen, wenn ihm die Einnahme der dritten Vorstellung zugestanden würde. — Die im allgemeinen tüchtige Schulausgabe des „Götz" von Hofmeister[8]) enthält doch in der Einleitung manches Irrtümliche. Die Angabe, dass „Emilia Galotti" 1779 erschienen sei, mag auf einem Druckfehler beruhen; bedenklicher erscheint es aber, wenn H. von der Gattung der Tragödie spricht, die von Shakespeare abweichend von den Alten erfunden war, indem

---

1) (IV 8a : 100, 100a.) — 2) (IV 4 : 250; 8a : 45.) — 3) (IV 8a : 99.) — 4) (II 4 : 46.) — 5) × P., Hans Sachs u. Goethe: FränkKur. N. 450. — 6) (IV 8a : 19.) — 7) (S. o. N. 2, S. 238/9.) — 8) (I 5 : 45.) — 9) × Goethe, Götz v.

er einen Charakter entwickelte und ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte.[9-11]) —

Im „Satyros“ sieht Martin[12]) (S. 492) hauptsächlich Basedows Uebertreibung Rousseauscher Ideen getroffen. —

Bei der Herausgabe des Clavigo musste sich R. M. Meyer[13]), da Hss. nicht vorhanden waren, darauf beschränken, den Text von C nach M. Bernays Vorgang zu verbessern. — Gregorovius[14]) findet Clavigo quälend.[15-15a]) —

Auch für die Stella bot dem Herausgeber Schröer[16]) die Vorarbeit von M. Bernays das Muster, nach dem auf Grund der Hs. und des ersten Druckes der ausserordentlich verderbte Text von C zu bessern war. Selbstverständlich wurde indessen der ursprüngliche Schluss, den Grundsätzen der Weimarer Ausgabe gemäss, unter die Lesarten verwiesen[16a]). —

Die Satire im Triumph der Empfindsamkeit suchte A. W. Schlegel in einem von Erich Schmidt[17]) neu bekannt gemachten Aufsatz dem französischen Publikum zu vermitteln, indem er leicht plaudernd die litterarischen Zustände darlegte, aus denen das Stück erwachsen ist. Zuerst war die Abhandlung in Form eines Briefes an den Grafen Rémusat in dessen „Chefs-d'œuvre des Théâtres étrangers“ erschienen und hatte dort der Uebersetzung des Stückes zur Einleitung gedient. —

Bei der Herausgabe des Elpenor benutzte Zarncke[18]) die älteste Gestalt, das „Schauspiel“, in der Reinschrift Vogels mit Herders Versuchen, aus der Prosa Verse zu gestalten, die dann von Riemer 1806 durchgeführt wurden. Es ist mit Freude zu begrüssen, dass diese älteste Gestalt vollständig als Paralipomenon abgedruckt und nicht unter die Lesarten aufgelöst wurde[19]). —

Die leichte Komposition des Egmont leitet Auerbach[20]) aus dem Charakter des Helden ab. In der „Iphigenie“ findet er nicht den Eindruck der eigentlichen Antike, trotzdem er ihre Ruhe bewundert; es sei da Entkleidung statt natürlicher Nacktheit. — Einen wichtigen Faktor in Goethes Leben und Dichten, das Dämonische, untersucht Hartert[21]) im Anschluss an die eigenen Aeusserungen des Dichters über diesen Begriff. Goethe hat ihm neben der Darstellung einzelner Züge des Dämonischen im „Fischer“ und im „Erlkönig“ eine eigne Tragödie, den „Egmont“, gewidmet. Das Walten des Dämonischen tritt in Goethes Leben besonders bei seiner Uebersiedlung nach Weimar, in der Zeit, als er am „Egmont“ arbeitet, hervor. Der Begriff fasst bei dem Dichter gleichsam das negative Ergebnis seiner Versuche, eine einheitliche Welt- und Lebensanschauung zu gewinnen, zusammen. Dem subjektiv Dämonischen, das sich in Egmont verkörpert, tritt das objektiv Dämonische vornehmlich in Alba entgegen; aber auch er erliegt dem Einfluss der geheimnisvollen Gewalten, als seine Pläne durch Oraniens Absage gekreuzt werden. H. entwickelt trefflich Egmonts Charakter und enthüllt als sein eigentliches Rätsel die Furcht vor der Reflexion, die als dämonische Verblendung erscheint. Am Schlusse des Dramas zeigt es sich, dass das Dämonische sich selbst in seinem Siege vernichtet, es ergiebt sich das Bewusstsein, dass auch diese dunkeln Gewalten im Dienste einer höheren sittlichen Weltordnung stehen. Auch in der „Iphigenie“ begegnen uns dämonische Mächte: die Erinyen, die Leidenschaft des Thoas, der Fluch der Tantaliden, die „taube Not“; aber sie werden durch den Glauben der Heldin überwunden. — Die so oft angegriffene Egmont-Bearbeitung Schillers sucht Barewicz[22]), auch gegen Goethes eignes Zeugnis, zu verteidigen[23]). —

Den bis zum Ueberdruss behandelten Vergleich der griechischen und der deutschen Iphigenie wiederholt Schunck[24]). Er erklärt, dass die Idee von Goethes Schauspiel noch immer ein Problem bleibe, weil der Dichter nichts weiter erstrebt habe, als im Gewande der Sage seine eigenen Seelenzustände darzustellen. Die plastische Ruhe der

---

Berlichingen mit d. eisernen Hand. E. Schauspiel in 5 A. Berlin, Friedberg & Mode. 95 S. M. 0,80. — **10)** R. Schneider, W. Böhme, Goethes Götz v. Berlichingen (vgl. JBL. 1890 I 7 : 77): COIRW. S. 225. — **11)** × F. Winter u. E. Kilian, Z. Bühnengesch. d. Götz v. Berlichingen (vgl. JBL. 1891 IV 9e : 16). |[R. Fellner: VossZg[B]. N. 36; LCBl. S. 1736.]| — **12)** W. Wackernagel, Gesch. d. dtsch. Litt. 2. Aufl., neu bearb. u. zu Ende geführt v. E. Martin. 2. Bd. 3. Heft. Basel, Schwabe. S. 287-538. M. 4,60. — **13)** (S. o. N. 1.) — **14)** (IV 5 : 147.) — **15)** × E. Soffé, D. erlebten u. litt. Grundlagen v. Goethes Clavigo (vgl. JBL. 1890 IV 11e : 13): Gymn. 10, S. 882. — **15a)** ○ (IV 12 : 176.) — **16)** (S. o. N. 1.) — **16a)** ○ (IV 12 : 176.) — **17)** Erich Schmidt, E. verschollener Aufsatz A. W. Schlegels über Goethes „Triumph d. Empfindsamkeit.“ (= Festschrift z. Begrüssung d. 5. allg. dtsch. Neuphilologentages [Berlin, Weidmann] S. 77-92.) (S. u. IV 10 : 8.) — **18)** (S. o. N. 1.) — **19)** ○ × H. Wood, Goethes Elpenor: AJPh. 12, N. 4. (Dtsch. Übersetzung in VLG. 6, S. 78-101; Vgl. JBL. 1893 IV 8e.) — **20)** (IV 4 : 196; S. 677/9.) — **21)** A. Hartert, D. Dämonische u. d. Glaube in Goethes „Egmont“ u. „Iphigenie“: GüterslolierJb. S. 169-213. — **22)** ○ V. Barewicz, Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Progr. d. Franz-Joseph-Gymn. Lemberg. 39 S. |[W. v. Biedermann: LZg[B]. N. 119; M. Koch: BFDH. 10, S. 265.]| (S. u. IV 9 : 145.) — **23)** × Goethe, Egmont. E. Trauerspiel in 5 A. Berlin, Friedberg & Mode. 74 S. M. 0,70. — **24)** E. Schunck, Goethes „Iphigenie auf Tauris“ u. d. gleichnamige Euripideische Stück. 2. Teil: „Goethes Iphigenie auf Tauris.

Heldin, welche das Stück kennzeichne, verderbe es als Drama vollständig[25-27]. — Fanta[28]), der schon früher in gleicher Weise den „Götz“ für französische Schulen bearbeitet hat, liefert eine Ausgabe der „Iphigenie“ mit ganz kurzer Einleitung, vollständigem Abdruck der Hauptscenen und verbindendem deutschen Text. Dieser sowohl wie die französische Umschreibung schwieriger Stellen in den Anmerkungen leidet unter einer gewissen Schwerfälligkeit. —

Ueber den Erfolg der ersten Aufführung des Torquato Tasso berichtet Riemer[29]). — Grimm[30]) behauptet, dass die letzten Verse des „Tasso“ unter dem Eindruck des Goethes Leben umgestaltenden Verlustes der Frau von Stein gedichtet seien. Indessen kann man hier doch nicht von einem Verlust sprechen, und es dürfte auch billig zu bezweifeln sein, ob Goethe nach der gewaltsam herbeigeführten Trennung etwas anderes als das Gefühl der Erleichterung empfunden habe. Wir können uns auch nicht entschliessen, die Prinzessin, Antonio, kurz das ganze Ferrara für leidend, für innerlich unglücklich zu halten. G. stellt die letzte Scene Tassos mit der Prinzessin in Parallele mit dem letzten Gespräch Werthers und Lottens und erklärt, die Stimmung gleiche der Lottens. — Die Fragen der Entstehungsgeschichte des Tasso, die Grimm absichtlich nicht streift, halten, durch Kuno Fischer aufgerührt, noch immer die Forschung in Atem (vgl. JBL. 1890 IV 11e:28a—29; 1891 IV 9e:64 5). In Falkenheim[31]) hat Fischer einen begeisterten Verteidiger gefunden; auch hat Kuno Fischer[32]) selbst seinen Angreifern erwidert. Der Ersatz des Gianbattista Pigna durch Antonio sei nicht willkürlich: früher war der Gegner ein falscher, verräterischer Freund, jetzt steht an dessen Stelle ein ganz neuer Charakter, durch dessen Einführung die Scene I, 4 erst möglich wird. Antonios Rückkehr von Rom soll nur dem Dichter Gelegenheit geben, von der geliebten Stadt zu reden. — Unter allen Widersachern Fischers ist Kern[33]) der gründlichste und hartnäckigste. In einer besonderen Schrift führt er die Polemik fort. Das erste Kapitel ist ein wörtlicher Abdruck eines älteren Aufsatzes (vgl. JBL. 1891 IV 9e:65). Im Folgenden wendet er sich gegen Fischers Rekonstruktion der alten Dichtung, gegen dessen Auffassung der beiden Frauen und ihres Verhältnisses zu Tasso; er sucht mit Erfolg die Einheitlichkeit von Antonios Wesen darzuthun und polemisiert schliesslich über die Bedeutung einzelner Stellen. Im Anhang handelt er über Goethes und Goldonis „Tasso“. Die Unterschiede zwischen beiden sind grösser als die Aehnlichkeiten; man kann nicht annehmen, dass Goethe irgend etwas aus Goldonis Stück entlehnt hat, wenn er es auch schon vor der ersten Konzeption kannte, und einige Anklänge vielleicht aus dunkler Erinnerung daran hervorgegangen sind. — Unparteiisch entwickelt Friedrich[34]) die Ansichten Fischers und seiner Gegner über den Hauptpunkt des Streites, die Antoniofrage, bespricht dann die Freundschaft der beiden Leonoren und den Vorwurf, dass der Herzog unbillig gegen Tasso handle, und gelangt auch hier zu dem Ergebnis, dass weder Fischer noch Kern unbedingt im Rechte sei. — Kettner[35]) will gegen die Weimarer Ausgabe V. 2402 nur „Ach“ — statt „Auch“ gelten lassen; V. 125 ff. sind die einzelnen Wissenschaften, Geschichte und Naturforschung einerseits, philosophische Erkenntnis andererseits, umschrieben, die letztere wieder in Psychologie, Ethik und Logik zerlegt. V. 2943 soll das Wort „selbst“ die Päpste nicht herabsetzen, sondern sie gerade über alle anderen Fürsten erheben. V. 3371 ff. bekämpft K. Kerns Auffassung, die aber gewiss das richtige trifft. — Kern[36]) hat seine Ansichten gegen Kettner und M. Koch verteidigt[37-40]). —

Unter den unausgeführten dramatischen Plänen und Bruchstücken Goethes behandelt Anschütz[41]) den „Falken“. Er führt die bekannten Briefstellen, durch die Goethes Beschäftigung mit dem Stoffe bestätigt wird, an und weist kurz auf die inneren Beziehungen zwischen Boccaccios Novelle und Goethes Verhältnis zu Frau von Stein hin, die dem Dichter den Gedanken einer eigenen Bearbeitung nahe gebracht haben mögen. — Ueber den

---

Progr. d. Gymn. Paderborn, (Junfermann). 4°. 31 S. (Vgl. JBL. 1891 IV 9e : 50.) — **25)** ○ ╳ J. Willborn, Goethes Iphigenie u. Schacks Arete: Mädchenschule 5, N. 9. — **26)** ○ ╳ Goethe, Iphigenie auf Tauris. E. Schauspiel in 5 A Berlin, Friedberg & Mode. 62 S. M. 0,80. — **27)** ○ ╳ id., Iphigénie en Tauride. Nouvelle éd., publiée par L. Schmitt 3. éd. Paris, Delagrave. IV, 104 S. (Vgl. JBL. 1890 IV 11 e : 18.) — **28)** A. Fanta, Les chefs d'oeuvre du théâtre classique allemand. II. Goethe Iphigenie. Paris, Cerf. XI, 54 S. Fr. 0,45. — **29)** (IV 8a : 19e, S. 133.) — **30)** (IV 8a : 32, S. 1-68; abgedr. DRs. 73, S. 177-205.) — **31)** H. Falkenheim, Kuno Fischer u. d. litterarhist. Methode. Berlin, Speyer & Peters. IV, 107 S. M. 1,50. |[M. Koch: BFDH. 8, S. 476.]| — **32)** Kuno Fischer, Goethes Antonio u. unsere Tasso-Erklärer: AZg^B. N. 2. — **33)** ○ F. Kern, Goethes Tasso u. Kuno Fischer, nebst e. Anhang: Goethes Tassó u. Goldonis Tasso. Berlin, Nicolai. V, 102 S. M. 2,00. |[DR. 17, S. 270; R. Friedrich: BLU. S. 353/6; M. Koch: BFDH. 8, S. 254.]| — **34)** R. Friedrich, D. Tassofehde: BLU. S. 353/6. — **35)** (IV 8c : 29a.) — **36)** F. Kern, Z. Kritik u. Erklärung v. Goethes Tasso: ZDU. 6, S. 474-86. — **37)** ○ ╳ (I 5 : 62.) — **38)** ○ ╳ (I 5 : 47.) — **39)** ○ ╳ Segré, Torquato Tasso nel pensiero del Goethe e nella storia: Cultura 1, S. 309, 419. — **40)** ○ ╳ E. Maddalena, Goethe e il Goldoni: Fanfulla della Domenica 14, N. 36. — **41)** R. Anschütz, Boccaccios Novelle v. Falken u. ihre Verbreitung in d. Litt.

durch Napoleon angeregten „Tod Cäsars“ berichtet im Anschluss an eine Aeusserung Goethes Wahle[42]). — An der Spitze der im 11. Bande der Weimarer Ausgabe veröffentlichten Fragmente steht die „Befreiung des Prometheus“, wie schon im GJb. 9, S. 3/4 durch Zarncke[43]) bearbeitet. Merkwürdigerweise bestehen aber zwischen den beiden Drucken, die beide angeblich die Hs. getreu wiedergeben, nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten, ohne dass unsichere Lesung oder absichtliche Aenderung des Textes im Apparat bemerkt wäre. Die Bruchstücke einer Tragödie aus der Zeit Karls des Grossen, gewöhnlich ohne Grund „Trauerspiel in der Christenheit“ genannt, hat ebenfalls Zarncke herausgegeben. Die Schemata H^1 und H^2 stammen aus dem J. 1807, die Skizzen der Ausführung H^3 und H^4 wohl aus dem J. 1810. Die Bruchstücke aus fremden Sprachen, durch Suphan zusammengestellt, umfassen siebzehn bisher unbekannte Verse, gedichtet zur Verbesserung einer Stelle in Einsiedels Uebersetzung des „Eunuchus“, ferner die drei, früher schon durch G. von Loeper veröffentlichten Verse nach „König Oedipus“ V. 800/3, 752/3, endlich zwei Scenen aus Maturins Trauerspiel „Bertram“, die zuerst von Suphan mit den nötigen Erläuterungen abgedruckt wurden (GJb. 12, S. 24—32). — Nach Grimms[44]) Meinung hat man bei den Versuchen, „Nausikaa“ im Sinne Goethes zu vollenden, zu wenig bedacht, dass wahrscheinlich nicht der Königstochter, sondern dem Odysseus die tragische Rolle darin zukommen sollte[45]). —

Im 12. Bande der Weimarer Ausgabe[46]) sind nun die Singspiele und Opern vereinigt; nur sind leider „Claudine von Villa Bella“ und „Erwin und Elmire“ im elften von den übrigen getrennt, und es fehlen ihre ursprünglichen Formen. In der ersteren konnte von der Hellen manches in A auf Grund der Hs. berichtigen. Schwer begreiflich ist es, dass der Irrtum in V. 285 nur in den Lesarten und nicht im Texte verbessert wurde. Für „Erwin und Elmire“ benutzte R. M. Werner Goethes Originalhs. und Vogels Kopie; aus nachträglichen Korrekturen liess sich ein späteres Streben nach höherer Bühnenwirkung erschliessen. Ein abgerissener Zettel, der sich im Archiv vorfand, ist möglicherweise ein Bruchstück eines ersten Versuches, der mit kleinen Korrekturen nachhelfen wollte. In „Jery und Bätely“ hatte Arndt den Text nur an einer Stelle zu verbessern. Im Apparat konnte neben der von A. schon 1881 publizierten Gothaer Hs. eine zweite Vogels Verwendung finden, die ebenfalls die ursprüngliche Gestalt darstellt und wahrscheinlich 1783 entstanden ist, ausserdem ein eigenhändiger Entwurf, eine Abschrift des Schlusses von C und das für die Aufführung in Tiefurt hergestellte Textbuch. Den Text von „Lila“ hat Muncker auf Grund einer grösstenteils von Goethe selbst geschriebenen, dem König Ludwig I. von Bayern geschenkten Hs. wesentlich gereinigt, während eine andere Weimarer Hs. ein früheres, freilich nicht das erste Stadium der Entstehungsgeschichte des Stückes vertritt. In der „Fischerin“ nahm A. von Weilen kleine Aenderungen nach einer Abschrift der Komposition Corona Schröters vor. (W. veranstaltete am 25. Febr. eine Aufführung des Singspiels für die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins)[44]). W. gab auch „Scherz, List und Rache“ heraus, auf Grund der in Zürich befindlichen, bisher unbekannten Hs. Vogels, die ebenso wie Kaysers Partitur die ältere Fassung darstellt. Am Wortlaut war sehr wenig zu ändern. In „der Zauberflöte zweitem Teil“ konnte derselbe Herausgeber eine Anzahl wenig bedeutsamer Paralipomena dem hier und da verbesserten Texte hinzufügen. Das letzte gehört nicht hierher; denn die Notizen sind nur Belege für Goethes Regieführung bei der Einstudierung von Mozarts „Zauberflöte“. Im Auftrage der Direktion des Hoftheaters in Wien wandte sich Wranitzky an Goethe, um die Dichtung des zweiten Teiles der Zauberflöte zu erlangen. Goethe antwortete am 24. Jan. 1796 in einem jetzt zum ersten Mal vollständig mitgeteilten Briefe[48]), versprach baldige Vollendung der Arbeit und stellte seine Bedingungen. Diese wurden nicht angenommen. Ein zweiter Brief von Wranitzky vom 6. Apr. 1796 ist nicht vorhanden. — 1810 wünschte Iffland den Text anzukaufen[49]) und ihn durch Anselm Weber komponieren zu lassen; aber Goethe gab eine abschlägige Antwort. — Singer hat den von Riemer und Eckermann sehr willkürlich behandelten Text der „Ungleichen Hausgenossen“ gereinigt und anders angeordnet, er konnte unter den Paralipomena manches Neue mitteilen. Durch Wahle wurde die Bearbeitung der „Vereitelten Ränke“ Cimarosas veröffentlicht, die bisher völlig unbekannt war und nun durch das Zeugnis von Goethes Enkel Wolfgang für ihn sicher gestellt ist. Die Oper ist 1794 gedruckt und

---

Erlangen, Junge. VI, 101 S. M. 2,00. — **42**) (S. o. N. 2, S. 240/2.) — **43**) (IV 8a : 100.) — **44**) (S. o. N. 30, S. 16 Anm.) — **45**) ○ × Gust. Müller, Nausikaa. E. Schauspiel. (= Münchener Theaterbibl. N. 6.) München, Jost. 43 S. M. 0,80. — **46**) (IV 8a : 100, 100a.) — **47**) (S. JBL. 1893 IV 8e.) — **48**) (IV 8a : 100; S. 13/5, 307/8.) — **49**) (S. o. N. 2, S. 238.) —

vom 24. Okt. dieses Jahres bis zum 29. Juli 1809 zwölfmal in Weimar gegeben worden. — Für das Vorhandensein einer grösseren Anzahl von Opernfragmenten spricht auch Goethes[50]) Bemerkung an Meyer vom 15. Sept. 1794: „Einige Opern habe ich angefangen.“ Was davon in Weimar vorhanden ist, hat Redlich herausgegeben. Es ist der Text eines Chores aus Racines „Athalie“, 1789 der Schulzeschen Komposition untergelegt und streng genommen nicht hierher gehörig, ein Scenarium zu Anfossis „Circe“ aus dem J. 1796 mit einzelnen, kaum zu entziffernden Ansätzen der Ausführung, der „Löwenstuhl“, und „Feradeddin und Kolaila“, eine orientalische Oper, deren Titel, Personenverzeichnis, Scenarium des ersten und zweiten Akts mit einzelnen Skizzen der Ausführung (im ganzen 61 Versen) zum ersten Male erscheinen. — Ueber das bedeutsamste und am weitesten gediehene dieser Fragmente, den „Löwenstuhl“, hat Redlich[51]) ausführlich gehandelt. Er giebt die Notizen aus dem Tagebuch der J. 1813 und 14, Briefstellen an Knebel und an Christiane, die sich auf die Entstehungsgeschichte beziehen, fügt zu den bekannten Quellen der Ballade (The Beggars Daughter of Bednall Green bei Percy 1765 2, S. 155—69 und Boccaccio Dec. II, 8) als neue Horace Walpoles „The Castle of Otranto“ statt des von Loeper angenommenen Lear der Chronik von Holinshed und der Ballade des Don Adriano de Armado in Loves Labours Lost I, 2 und IV, 1, die auf Percy 1, S. 166 ff.: King Cophetua and the Beggar-Maid zurückgeht. Die Ballade war im Okt. und Nov. 1813 nur bis zum 9. Verse vorgerückt, der Schluss wollte sich nicht finden, da versuchte Goethe aus demselben Stoffe eine Oper zu bilden, und als diese trotz zweier verschiedener Anläufe doch ins Stocken geriet, nahm er 1816 die Ballade wieder vor und gewann für sie den fehlenden Abschluss. Eine Quelle der Sage vom Löwenstuhl vermochte R. nicht aufzufinden. Er berichtet über das hs. Material des Goethe-Archivs zu beiden Entwürfen und giebt eine Rekonstruktion der Handlung. —

Goethe hatte die Absicht[52]), die bei der Bearbeitung von Romeo und Julie befolgten Grundsätze öffentlich auszusprechen. An Cotta, 21. Febr. 1812, äusserte er sich ausführlich darüber. — Allzu günstig denkt Ramberg[53]) davon. Goethes Bühneneinrichtung sei so einfach, dass jedes kleine Theater die Aufführung wagen dürfe. Mercutio ist zu einem humorvollen Dickwanst geworden, die Rollen des Fürsten und des Paris sind erweitert, dagegen alle komischen Zwischenfälle beseitigt. — Indessen ist Kilian[54]) gewiss im Recht, wenn er sagt, die Gewalt, die Goethe Shakespeare angethan habe, sei manchmal wahrhaft himmelschreiend, und wenn er die Arbeit als durchaus verfehlt bezeichnet. —

Unter den Werken, die den Faust im allgemeinen behandeln, hat neben Düntzers Kommentaren der von Schröer[55]) den grössten äusseren Erfolg davon getragen. Der erste Teil liegt bereits in 3. Auflage vor, die sich eine durchaus revidierte nennt. Sie erfüllt aber die Erwartungen, die durch diese Aufschrift erregt werden, nicht; denn weder sind die neuen Errungenschaften der Forschung genügend berücksichtigt, noch frühere Fehler verbessert, ja Sch. hat nicht einmal die sachlichen Berichtigungen, die sich unmittelbar auf seine Arbeit bezogen, verwertet. — Gleich hier und nicht erst unter den ausländischen Ausgaben sei die amerikanische von Calvin Thomas[56]) erwähnt, weil sie durchaus im Geiste der heutigen deutschen Wissenschaft verfasst ist und auch bei uns allgemeinste Beachtung verdient. Dem musterhaft korrekten Texte geht eine umfangreiche Einleitung voraus. Th. behandelt darin kenntnisreich, knapp und mit ruhig abwägendem Urteil die Sage, ihre Verkörperung in der Dichtung bis auf Goethes „Faust“ (etwas zu kurz), dessen innere und äussere Entstehungsgeschichte, den Aufbau der Handlung und die Hauptcharaktere, hier wohl stärker als zulässig durch Kern beeinflusst. Den Schluss des Bandes bilden reichliche Anmerkungen, die zwar zum grossen Teil nur dem Verständnis des Ausländers dienen sollen, aber doch auch, besonders in den längeren Exkursen über die Bedeutung und Chronologie der einzelnen Scenen, durch die geschickte Zusammenfassung und Prüfung der bisherigen Forschungsresultate vieles von allgemeinem Werte bieten[57]). — Nicht ohne Erfolg sucht Richter[58]) das seinige zur Lösung des Faustproblems beizutragen. Er schliesst sich im allgemeinen an Kuno Fischer an, doch glaubt er im Gegen-

50) (IV 8a: 100, S. 194.) — **51**) (IV 8a : 32, S. 203-31.) — **52**) (S. o. N. 2, S. 245/9.) — **53**) (IV 1d : 19.) — **54**) (IV 1d : 20.) — **55**) K. J. Schröer, Faust v. Goethe. Mit Einleitung u. fortlauf. Erklär. 1. Teil. 3., durchaus revid. Aufl. Leipzig, Reisland. CXXII, 322 S. M. 4,00. |[M. Koch: BFDH. 9, S. 370.]| — **56**) Goethes Faust ed. by Calvin Thomas. Vol. I. The first part. Boston, D. C. Heath & Co. LXXXII, 353 S. |[L. Geiger: AZg[B]. N. 253.]| — **57**) O X W. Gwinner, Goethes Faustidee nach d. ursprünglichen Konzeption aufgedeckt u. nachgewiesen. Frankfurt a. M., Bär & Co. X, 507 S. M. 7,50. |[M. Koch: BFDH. 8, S. 490; SchwäbKron. 5. Aug.; LCBl. S. 996/7; H. Lichtenberger: RCr. 34, S. 210; VossZg. N. 279.]| — **58**) R. Richter, Z. Lösung d. Faustproblems. E. Vortr. Leipzig, Wigand. 32 S. M. 0,60.

satz zu diesem nicht, dass Faust thatsächlich die Wette verliere, wenn er sich im Taumel der Leidenschaft momentan für befriedigt erkläre, diese Befriedigung müsste vielmehr im Zustand ruhiger Klarheit erfolgen. Er leugnet auch, dass die Pläne der alten und der neuen Dichtung einander widersprechen. Der Faust behandelt zwei Probleme: den Wert des Menschen, das Gute, und den Wert des Lebens, das Glück. Die Lösung erfolgt im Sinne einer ethischen Weltanschauung. R. bemerkt treffend, dass ein wesentlicher Teil der Rolle des Mephistopheles darin besteht, die äusseren Hindernisse hinwegzuräumen, damit Faust in grossen Zügen das Dasein durchleben kann. Er erkennt am Anfang, dass das Studium weder zur Wahrheit noch zum Glück führt; aber er verzweifelt nicht, er sucht unbestimmt nach einem neuen Wege. Sein Ideal wird das Gegenteil seines bisherigen Lebens, das wilde Ungestüm; er will es erproben, aber ohne Hoffnung auf das Gelingen des Experiments. Zunächst wird in der Gretchentragödie die individuelle Liebe betont; hier ist das Glück nicht zu finden. Auch im Sinnengenuss der Walpurgisnacht erlangt er keine Befriedigung. Der kaiserliche Hof ruft in ihm die Sehnsucht nach dem Ideal der Klassizität hervor. Im dritten Akt vereinigt sich das Klassische, die massvolle, göttliche Ruhe mit dem Romantischen, dem masslosen, menschlichen Streben. Das Resultat ist massvolles Streben; es giebt sich in Fausts letztem Ideal, dem Ideal der That, kund. Das titanenhafte Streben in der grossartigsten Bethätigung erringt das Glück, wenn es gebrochen und auf das Höchsterreichbare gewiesen wird, wenn es resigniert. So kann die Lösung zugleich optimistisch und pessimistisch genannt werden. Euphorion verkörpert das unbedingte Streben. Ebenso findet auch das Problem des Guten eine doppelte Lösung. Pessimistisch: „es irrt der Mensch, so lang er strebt"; optimistisch: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen". Das Gute ist also keine Thatsache, sondern subjektiv. Die absolute Wahrheit, die ewige Liebe, zeigt sich erst im Himmel, am Schlusse. — Völlig verfehlt sowohl in ihrem Grundgedanken wie in der Ausführung ist die Arbeit von K. Schmidt[59]). Nach seiner Ansicht beweist der Schluss der Dichtung, besonders V. 11936—41, dass sie durchaus vom religiösen, speciell christlichen Standpunkt aus gedeutet werden muss, weil sonst dieser Schluss als ein salto mortale in die Opernwelt zu betrachten wäre. Goethe wollte nicht einen allgemeinen menschlich-moralischen Satz durchführen, sondern die christliche Lehre von der Seligkeit, von der errettenden göttlichen Liebe predigen. Durch Anführung einer Reihe von Stellen sucht Sch. Goethes Glauben an die göttliche Gnade zu beweisen. Seine Spöttereien über die Pfaffen fallen nicht ihm, sondern den Personen, die sie aussprechen, zur Last. Sein Gottesglauben ist unerschütterlich gewesen, durch seine naturwissenschaftlichen Studien nur bestärkt worden. Er glaubte an ein persönliches Fortleben nach dem Tode. Die religiöse Idee bildet den leitenden Gedanken des bis auf die Helena von vornherein nach einem bestimmten Plane entworfenen Dramas. Der Mensch kann trotz allem Ringen und Streben nicht vollkommen werden, d. h. die Seligkeit nach dem Tode nicht erlangen, sondern er bedarf dazu der göttlichen Liebe, die ihn erlöst. Die nachträgliche Einfügung der Helena und Inkonsequenzen in der Durchführung der symbolischen Beziehungen erschweren die Erkenntnis dieser Grundidee. Helena ist nicht das Ideal der klassischen Schönheit, sondern das Symbol der durch die Schönheit erweckten sinnlichen Begierde. Bei Gretchen fühlt Faust noch Gewissensqualen, bei Helena nicht mehr. Im zweiten Teile ist Faust ganz in der Gewalt des Bösen, der ihn an den Kaiserhof führt, und dem er blind und willenlos folgt. Sch. entwickelt den Gang des zweiten Teils, lässt aber Vieles als überflüssig bei Seite. An Irrtümern mangelt es dabei nicht: Faust ist noch Plutus, als er die Helena heraufholt (sinnlicher Genuss wird durch Geld erkauft), die Mütter bedeuten auch die Sinnlichkeit, die nach Mephistopheles Anschauung den Urgrund alles Seins darstellt, im Folgenden findet sich S. fast an die moderne Jägersche Dunsttheorie gemahnt, die Explosion deutet er ganz falsch. Homunculus stellt das Dunkel menschlicher Wissenschaftlichkeit dar, selbst die klassische Walpurgisnacht muss sich auf das Prokrustesbett der christlich-religiösen Ausdeutung spannen lassen, auch sie soll angeblich das Nichtige aller Wissenschaft kennzeichnen. Das Gespräch zwischen Kaiser und Kanzler am Schlusse des 4. Aktes verspottet nicht die Habgier der Kirche, sondern dient als Beweis, dass der Kaiser das Unrechtmässige seines Sieges fühlt. Auch die Wendung zur That bringt Faust nur Unsegen; denn das unrecht erworbene Gut erzeugt bei ihm grenzenlose Habsucht. Faust ist am Ende mit sich und allem Hohen zerfallen, von dem Gefühl der Unbefriedigung und quä-

---

[DAdelBl. 10, S. 983.] — **59**) K. Schmidt, Gedanken über Goethes Faust. Progr. d. Gymn. am Zwinger. Breslau. 4⁰.

lenden Gewissensskrupeln gepeinigt, er ist für sein wahres Heil blind (dies die Bedeutung des Erblindens), das im Innern leuchtende helle Licht ist die scheinbar beglückende konsequente Fortsetzung seines frevelhaften Handelns. Hier muss nun die göttliche Liebe einsetzen, durch die allein der Verlorene gerettet werden kann. Schliesslich erklärt Sch. jede Aufführung des zweiten Teils für überflüssig und schädlich. — Eine neue Schrift von Louvier[60-61]) bezeugt, dass er in ein neues, höheres Stadium der Ueberspanntheit gelangt ist[62]). — Recht anspruchsvoll tritt Kupffer[63]) auf, der auf einem neuen Wege den geistig minder Bemittelten das Verständnis unserer grössten Dichtung erschliessen will. Bisher sei es keinem Kommentar gelungen, dem Leser zu genügen, noch sich selbst auf dem richtigen Wege zu halten, wenn er ihn überhaupt gefunden hatte, weil keiner mit dem unmittelbar sich ergebenden Eindrucke der Dichtung übereinstimmte. Es hat K. den Aufwand und die Erfahrung eines vollen Menschenalters gekostet, bis er sich in allen Details des „Faust“ zurechtfand. Nun will er das Ganze in gemeinverständliche Prosa übersetzen und zugleich zeigen, was hinter den Mysterien der Dichtung zu suchen ist. Gretchen ist nicht ein sittliches Monstrum, wegen dessen die gebildete Damenwelt den „Faust“ meiden müsste, wie man nach der gewöhnlichen Auffassung zu schliessen gezwungen ist, vielmehr ist sie ebenso unschuldig wie Faust, mit dem sie in keinem unsittlichen Verhältnis steht. Gretchens Mutter stirbt vermutlich aus Schreck über den plötzlichen gewaltsamen Tod ihres Sohnes, die schmählichen Vorwürfe und der schreckliche Fluch des sterbenden Bruders treffen das beklagenswerte Gretchen völlig unverdient, selbst ihre Fehler sind nur weibliche Liebenswürdigkeiten. Faust vertritt durchweg die sittliche Seite des Menschenwesens, er verlässt Gretchen aus Gründen der Moral. Mephistos Gelüste beim Anblick der Engel sind nicht bestialisch, sondern Goethe zeigt hier seine edle christliche Gesinnung, indem er dem Teufel einen Strahl reinster Himmelsliebe verschafft. Nach diesen Proben aus dem Vorwort dürfen wir uns ein weiteres Eingehen auf den Inhalt der Erzählung, die auch von Missverständnissen und falschen Deutungen nicht frei ist, ersparen. — Die Vergleichungen zwischen Faust und allerlei anderen poetischen und historischen Gestalten, die ebenso häufig wie ergebnislos sind, werden von Winkler[64]) in seiner harmlosen und unbedeutenden Parallele zwischen Hamlet und Faust, von Sevenig[65]) in einer gewaltsamen Gegenüberstellung Hamerlingscher und Goethescher Gestalten fortgesetzt. S. muss mit Rücksicht auf seine katholischen Leser sehr vorsichtig, im Hinblick auf ihre mangelnde Kenntnis beider Dichtungen sehr ausführlich zu Werke gehen. In Faust und Nero erkennt er das Streben über die Schranken hinaus, welche durch eine von Gott gewollte Ordnung der Natur gezogen sind. Beide beherrscht zuerst das Sehnen nach ungezügeltem Genuss und dann die Sucht, ihren unendlichen Drang mit anderen Mitteln zu stillen, Nero durch die Willkür, Faust durch die That. Mephistopheles und Ahasver vertreten den Trieb der Zerstörung, die Kehrseite der Ideen, deren Träger Nero und Faust sind. Ihre Einwirkung auf die beiden Helden ist gleichartig, in der Katastrophe aber gehen beide Dichter vollständig auseinander. S. sagt selbst, dass Ahasver völlig überflüssig für die Handlung, Nero kein Held einer grossen Dichtung ist, und schon hieraus ergiebt sich, abgesehen von dem Wesens- und Grössenunterschied beider Dichtungen die Unmöglichkeit des ohnehin ganz überflüssigen Vergleiches. — Ulmann[66]) sieht ein Analogon zu Fausts letzter Thätigkeit in der Kontinentalsperre Napoleons, die Goethe schon 1812 in seinem Huldigungsgedicht an die Kaiserin Marie Luise gerühmt hat. Die Zurückdrängung des Meeres ist dort in ähnlichen Worten geschildert. Vielleicht verrät die Konzeption von Fausts Lebensende einen leisen Nachklang von Napoleons Anregung, Cäsars Ende dramatisch zu behandeln. — Proelss[67]) meint dagegen, dass Goethe bei der Bezwingung des Meeres eher an die grossartigen Dammbauten der Niederländer gedacht habe. — Ein Anonymus[68]) endlich behauptet, dass die Murazzi bei Chioggia das Motiv hergegeben hätten. Der greise Faust soll dem greisen, alles anordnenden und leitenden Dogen entsprechen, auch die Verse des Türmers könnten nicht die Grachten Amsterdams, sondern nur die Kanäle Venedigs schildern. Freilich sei manches in dem Bilde geändert. — Petzet[69]) nimmt an, dass auch in Goethes Faust der Held ursprünglich untergehen sollte, wie in allen Faustdichtungen, die vorangegangen waren. —

---

19 S. |[M. Koch: BFDH. 8, S. 488.]| — **60**) × (IV 8a : 70.) — **61**) ○ (IV 8a : 69.) — **62**) ○ × P. H. Erlies, The Essence of Goethes „Faust“: Poet-Lore, Oct. — **63**) J. Kupffer, Goethes Faust als Erzählung z. Einführung in d. Verständnis d. Originals. Naumburg a. S., Schirmer. XX, 402 S. M. 4,50. |[A. Schröter: BLU. S. 468; M. Koch: BFDH. 8, S. 488.]| — **64**) Ph. Winkler, Grundzüge e. Parallele zwischen Shakespeares „Hamlet“ u. Goethes „Faust“. Progr. d. Realsch. Wasselnheim i. E. 4°. 21 S. — **65**) (IV 3 : 142.) — **66**) H. Ulmann, Faust u. Napoleon: AZg[B]. N. 198. — **67**) J. Proelss, Faust u. Napoleon: ib. N. 208. — **68**) A. M., Noch einmal Faust u. Napoleon: ib. N. 228. — **69**) E. Petzet,

Schröer[70]) weist darauf hin, dass der Vater des Paracelsus ein Licentiatus medicinae war, der seinen Sohn in allerhand geheimen Künsten unterrichtete, dass Paracelsus selbst seine titanische Natur durch seinen Wahlspruch „Alterius non sit, qui suus esse potest“ bekundete, dass er seinen Schülern gesagt haben soll, wenn Gott nicht helfe, so wolle er den Teufel zu Hülfe nehmen. Auch der Spruch des Paracelsus, den Goethe in den „Ephemeriden“ notiert hat, stimmt mit dessen Anschauung überein. Sch. hätte dazu noch auf V. 1936—41 verweisen können. — Sprenger[71]) setzt seine Erläuterungen einzelner Stellen (vgl. JBL. 1891 IV 9 e : 121) fort. Der eingeborne Engel in V. 2712 soll das Kind im Mutterleibe bedeuten, die leichten Träume das traumartige Dasein vor der Geburt, die Leimenwand (V. 5011) ist die irdene Wand des Topfes, der Salpeter ausschwitzt, bei V. 10894/5 soll Gustav Schwabs „Möringer“, der 1824 erschienen ist, Goethe vorgeschwebt haben[72-74]). — Die holländische Uebersetzung ten Kates[75]) ist in einer Ausgabe von winzigstem Formate erschienen, die als Kuriosität Erwähnung verdient, da sie nur mit Hülfe des Vergrösserungsglases lesbar ist.[76-77]) — Erich Schmidt[78]) handelt über Haywards Faust (London 1833) und bringt Briefe von Jakob Grimm und A. W. Schlegel, worin sie dem Uebersetzer schwierige Stellen erläutern. — Moltke[79]) erwähnt im Tagebuch seiner Reise nach Konstantinopel eine Aufführung des Faust im Wiener Burgtheater am 10. Okt. 1835 mit nicht nur sehr gekürztem, sondern auch oft geändertem Text. Gleich anfangs hiess es: „Und endlich auch Theologie.“[80-84]) — Unter den Faustparodien steht noch immer Vischers[85]) dritter Teil ganz allein da; denn alles andere ist durchaus minderwertiges Zeug[86-87]), wenn auch hier und da einer der Parodisten, wie der Famulus Wagner[88]), einen gewissen Humor zeigt. —

Ueber den Urfaust hat uns das Berichtsjahr eine Untersuchung von wirklichem Wert gebracht, diejenige Collins[89]). Durch die Entdeckung von U hat sich die bisher angewandte Methode der Faustforschung als verbesserungsbedürftig erwiesen. Aus dem Wesen des Kunstwerks ist die Methode seiner Betrachtung und Erklärung zu entnehmen, und so gilt es hier, beim ältesten Faust, den inneren Zusammenhang mit den übrigen Jugendwerken Goethes nachzuweisen. U zerfällt in drei Hauptmassen: 1. V. 1—168; 2. V. 169—452 mit „Auerbachs Keller“ (satirische Beleuchtung akademischer Zustände und im letzten Stück zugleich die erste Station auf Fausts Weltfahrt), dazu gehörig Disputation (Par. 11. 12) und Doktorschmaus (V. 1712); 3. die Gretchentragödie. V. 1—32 sind eine Art von Prolog, in der Hauptsache sich anschliessend an die überlieferte Sage in Volksbuch und Volksschauspiel. Das Motiv der Aufzählung und Verwerfung der verschiedenen Wissenschaften findet sich ähnlich im Spiel von Frau Jutten, bei Andreä, auch in Goethes Erfahrung. Das „leider auch Theologie“ weist auf die Zeit nach der Abwendung von den rechtgläubigen Anschauungen, seit 1773, hin, ist deshalb chronologisch wichtig. Wie Sokrates, den Goethe dichterisch darstellen wollte, ist Faust zu der Erkenntnis gekommen, dass wir nichts wissen können; wie Werther ist er vom Leben unbefriedigt. Der Ausgangspunkt ist bei beiden derselbe; aber Werther endet in zielloser Leidenschaft, Faust in bedeutender, auf das Erreichbare gerichteter Thätigkeit. Faust ergiebt sich der Magie, um die wirkenden Kräfte und Ursachen der Natur zu erkennen, um gleich ihr schaffen zu können; er ist schon beim Beginn von dem Drang nach unfruchtbarem Wissen geheilt, wie Goethe 1774. Der zweite Teil des Monologs, V. 33—65, ist im Gegensatz zu dem ersten epischen mehr lyrisch gehalten. Die Verschiedenheit des Tones wird nicht durch verschiedene Abfassungszeiten, sondern durch den Inhalt bedingt. Die Natur, die Faust

---

D. Faustdichtungen d. Sturm- u. Drangzeit: Grenzb. 2, S. 157-70. — **70**) K. J. Schröer, Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim u. Faust: ChWGV. 7, S. 30/1. — **71**) R. Sprenger, Zu Goethes Faust: ZDPh. 24, S. 506-10. — **72**) × R. Schneider, H. Th. Horak, Goethes Faust. 1. Teil. Mit e. Einleitung u. Anm. versehen (Wien 1888): COR. S. 223. — **73**) × Goethe, Faust. Illustr. (Vgl. JBL. 1891 IV 9e : 94): WIDM. 72, S. 430. — **74**) ○ × id., Faust. 2 Tle. Leipzig, Fiedler. 130 S.; 207 S. M. 1,50. — **75**) id., Faust vertaald door J. J. L. ten Kate. Leiden, Sythoff. 16⁰. VI, 123 S. — **76**) ○ × id., Oeuvres. Faust. Trad. nouvelle par C. Benoit. Paris, Lemerre. Fr. 12,00. |[Faguet: RPL. 1, S. 533.]| — **77**) ○ × C. A. Buchheim, The First Part of Goethes Faust, together with the Prose Translation, Notes and Appendices of the late A. Hayward. Carefully revised with Introd. London, Bell & Sons. XXVI, 479 S. Sh. 5,00. |[NQ. 1, S. 485.]| — **78**) (S. o. N. 17.) — **79**) (IV 1b : 108; Bd. 1, S. 105.) — **80**) ○ × Chth., D. Osteraufführungen v. Goethes Faust: Kw. 5, N. 15. — **81**) ○ × A. G—n., Z. Jubiläum d. Faustaufführungen: NatZg. N. 248. (201. Aufführung im kgl. Schauspielhause zu Berlin am 17. Apr.) — **82**) ○ × O. Neumann-Hofer, D. neue Faust d. kgl. Schauspielhauses: BerlTBl. N. 198. — **83**) ○ × id., D. 2. Besetzung d. neuen Faust auf d. kgl. Bühne: ib. N. 222. — **84**) ○ × L. Geiger, Dtsch. Faustdichtungen im 19. Jh.: WIDM. 72, S. 773-89. — **85**) (IV 5 : 177.) |[M. Koch: BFDH. 8, S. 256.]| (S. 343. Höchst merkwürdiger Fund aus Goethes Nachlass: Einfacherer Schluss d. Tragödie „Faust“. Mitgeteilt v. redlichen Finder. [Aus „D. humoristische Deutschland“ 1885.]) — **86**) ○ × Doktor Hokus, Doktor Faust oder d. Fahrt z. Hölle. (= Dtsch. Volksbibl. N. 5.) Dresden, Tittel Nachf. 40 S. M. 0,25. — **87**) × S. Fixer, D. Börsenfaust. Dramat. Dichtung in 1 Akt. Freiburg i. B., Fr. Wagner. 60 S. M. 0,80. — **88**) Famulus Wagner, D. militär. Faust. 2. Aufl. Berlin, J. Moser. 44 S. M. 1,50. |[Sammler[A]. N. 1; AMilitärZg. N. 3/4.]| — **89**) J. Collin, Untersuchungen über Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt. I. D. erste Monolog u. d. Erdgeist-

irrtümlich mit Hülfe der Magie zu erkennen hofft, stellt sich ihm in dem hereindringenden Mondlicht dar, der Gegensatz von Natur und Magie (V. 11406) dämmert auf, darf aber noch nicht klar werden. Goethes eigene Gesinnung in ihrem Widerspruch zu der Sage offenbart sich. Im dritten Teile, V. 66—74, kehrt er wieder zu dieser zurück. Scherers Annahme, dass hierher eine Scene wie im Volksschauspiel gehöre, wo das Zauberbuch gebracht werde, weist C. mit treffender Begründung zurück, ebenso die Behauptung, dass Faust ins Freie habe hinausfliehen wollen, indem er das Geleit des Buches bildlich auffasst. Der Doppelbegriff der Natur und der Geister im alchymistischen und im dichterischen, Goetheschen Sinne zeigt sich in der Verwendung des Zauberbuches verbunden. Die Worte des Weisen (V. 443/6) werden noch enger als früher durch Scherer zu Herders „ältester Urkunde des Menschengeschlechts" in Beziehung gesetzt, insbesondere ist das Zeichen des Makrokosmus identisch mit jener ältesten Hieroglyphe Herders. Die Beschwörung des Erdgeistes erfolgt einmal durch die Kraft der Verwandtschaft von Fausts Wesen, dann durch magische Formeln. Der Erdgeist ist der Geist des Lebens im weitesten Sinne (vgl. JBL. 1891 IV 9e : 115), sein Verhältnis zu seiner Schöpfung ist spinozistisch gedacht. Er weist Faust zurück, als dieser ihn einen geschäftigen, d. h. ohne Zweck, ohne Folgen thätigen Geist nennt und dadurch zeigt, dass er ihn nicht begreift. Aus Goethes Streben, sich der Gottheit unmittelbar zu nähern, leitet es C. ab, dass sein Faust sich nicht an den Teufel, sondern an die Geister des Makrokosmus und der Erde wendet. In dem Uebergang von jenem zu diesem deutet sich die fernere Entwicklung des Faustproblems an. Die Anweisung „in widerlicher Gestalt" bezeichnet das Ungeheure, das ästhetische Unbehagen. Für die chronologische Bestimmung der besprochenen Partien stützt sich C. vor allem auf die gleichartige Gefühls- und Gedankenwelt in „Werthers Leiden", die vórausgegangen sein müssen, weshalb die Erdgeistscene frühestens 1774 gedichtet sein könne. Für diesen Termin sprechen auch die übrigen Schöpfungen Goethes aus derselben Zeit und der Umstand, dass Herders älteste Urkunde erst Ostern 1774 erschienen ist. Und zwar soll der terminus a quo nach der Heimkehr von der Rheinreise im August 1774 liegen. Wir können den von C. dafür angeführten Beweisen kein entscheidendes Gewicht beimessen. — Oehlke[90]) sucht eine Lücke in der wissenschaftlichen Litteratur auszufüllen, indem er meint, dass der Urfaust ausser in Erich Schmidts Einleitung bisher in der Faustforschung nicht berücksichtigt worden sei. Schon in U bestehe ein Widerspruch in Fausts Charakter durch die Art, wie er sich in den ersten Scenen und wie er sich dann in „Auerbachs Keller" und dem Folgenden zeige. Goethe suchte ihn durch die Hexenküche ohne Erfolg auszugleichen, in „Auerbachs Keller" zu mildern. Auch die spätere Stelle von den zwei Seelen und der Vertrag sollten diesem Zwecke dienen. —

Die Chronologie und Bedeutung einiger Faustparalipomena erörtert Pniower[91]). Par. 1 soll, schon weil darin die Bezeichnung zweiter Teil erscheint, nach 1788 (vgl. JBL. 1891 IV 9e : 91) fallen, die Veredlung Fausts im Fragment voraussetzen und frühestens bei Wiederaufnahme der Arbeit, also 1795, entstanden sein. Wenn nicht aus diesem Jahre, so stammt es aus dem Juni 1797. Vielleicht ist es eine Skizze des damals entworfenen Schemas. Die letzten Worte bezieht P. in Verbindung mit dem Schlusse des Vorspiels auf dem Theater auf den Plan, Faust bis zur Hölle gelangen und im letzten Augenblick retten zu lassen. Par. 22 setzt nach P. die fertige Hexenküche voraus und ist, wie 24, ein Zeugnis einer geplanten engeren Verbindung der Hauptscenen von U. Fausts Benehmen in Auerbachs Keller steht nicht in Widerspruch zu den Worten der Skizze, die 1797 entstanden ist. Das lyrische Fragment in Par. 20 „In goldnen Frühlings Sonnen Stunden" deutet P. als einen Vorklang der Stanzen des Abschieds. Par. 51 ist erst 1797 niedergeschrieben, kann also nicht zu „Wald und Höhle" gestellt werden, bezieht sich vielmehr auf die Vertragsscene. Das dunkle Par. 2 sieht P., wie früher Erich Schmidt, als einen abgebrochenen Versuch, den Gedankengang zu fixieren, an. In Par. 54—59 findet er dieselben Gegensätze ausgesprochen, wie in dem Schlusse der Vertragsscene, der schon im Fragment erschien. Par. 56 soll den Keim für den Monolog „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft" enthalten, 54 wird Faust zugewiesen. Aus seinen Anführungen glaubt P. neue Beweise dafür formen zu können, dass der Schluss der Vertragsscene vor die Weimarer Zeit falle, freilich nur ihrem Wesen, nicht der Ausführung nach. Aehnlich

---

scene. Diss. Giessen. 88 S. |[M. Koch: BFDH. 10, S. 220.]| — 90) A. Oehlke, Z. Entstehungsgesch. d. Faust: HambCorr[B]. N. 16. |[M. Koch: BFDH. 10, S. 221.]| — 91) O. Pniower, Einige Faustparalipomena Goethes: VLG. 5,

soll es sich mit dem Osterspaziergang verhalten. Par. 55 stellt er gut zu V. 3282 ff. in Parallele. —

Eine neue Quelle des ersten Teils glaubt Pniower[92]) im Hohen Liede entdeckt zu haben. Anknüpfend an den Ausdruck „mich überlief's" in Goethes Nachdichtung des Hohen Liedes verweist er auf den gleichen prägnanten Gebrauch des Verbums im „Faust" V. 3187 und im „Egmont" (Weim. Ausg. 8, S. 199 Z. 4), während sonst überall ein Subjekt oder eine nähere adverbiale Bestimmung hinzugefügt wird. Daraufhin untersucht P. die weiteren Einwirkungen des Hohen Liedes auf den „Faust" und findet solche im Monolog am Spinnrad, wo die Schilderung des Geliebten biblisch ist (wie noch in höherem Grade in dem Liede „So ist der Held, der mir gefällt"), und in der ersten Gartenscene, weshalb er beide Auftritte in dieselbe Zeit wie die Uebersetzung, den Herbst 1775, setzt, ferner in den späteren Partien in V. 3336/7 und 4128–31. — Koch[93]) ist diesen Ausführungen wiederholt mit grosser Schärfe entgegengetreten[94]). — Schröer[95]) sucht V. 150/7 durch die von O. Harnack in seiner „Klassischen Aesthetik der Deutschen" mitgeteilten, bis dahin unbekannten Verse aus Schillers „Künstlern" zu erläutern. — Englert[96]) stellt neben V. 1112/7 den Anfang von Pirons Gedicht „Les deux Tonneaux". — Schulte[97]) erklärt besser als die Früheren das Fallen des Zeigers (V. 1705 und 11594) durch die Einrichtung der alten Wasseruhren, die nach je 24 Stunden stehen blieben, wobei der Zeiger von dem obersten Stundenring auf den untersten zurückfiel. — Bettelheim[98]) bringt eine Parallelstelle zu V. 1808 ff. aus Montaignes Essays bei. — Heilig[99]) frischt die schon früher bemerkte Verwandtschaft des Zauberspruchs in „Auerbachs Keller" (V. 2284/7) mit einem weit verbreiteten Kinderreim auf. — Sprenger[100]) teilt eine abweichende Fassung davon mit. — Bielschowsky[101]) (S. 137 Anm. 2) benutzt die überraschende Aehnlichkeit von Walther von der Vogelweide 52, 35 ff. mit Faust V. 2862/4, um vor leichtfertigen Schlüssen auf Anlehnung oder Entlehnung zu warnen[102]). —

Am Mummenschanz im ersten Akte des zweiten Teils zeigt Francke[103]) Anlehnung einzelner Stellen an den von Goethe behandelten Triumphzug Julius Cäsars von Mantegna. — Jaekel[104]) behauptet, dass V. 11559–62 nicht zu dem folgenden V. 11563—72 passe. Hier hat der Dichter die Zustände, wie sie etwa an der friesisch-niederländischen Küste bestehen, im Auge, und ebenso V. 11083—96. J. wiederholt Hennings Angabe, dass die Schilderung mit den früher nur fragmentarisch bekannten Versen Goethes auf Friesland aus dem J. 1819 in Verbindung stehe, und teilt diese Verse nach einer abgeleiteten und keine Gewähr bietenden Quelle vollständig mit. — Ein Anonymus[105]) deutet den Chorus mysticus folgendermassen. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis: Fausts und der Menschheit Ringen und Schicksal ist, wie in dem System des alexandrinischen Gnostikers Valentinus, nur ein sinnfälliges Abbild einiger göttlicher Ideen. Derselbe Gedanke wird von Faust selbst in den Worten „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben" ausgesprochen. Das Unzulängliche, hier wirds Ereignis: Das Mangelhafte der Leistung Fausts wird durch Gottes Gnade für genügend erklärt. Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan: Das, was wir mit unseren Begriffen nicht auszudrücken vermögen, wozu wir auf Erden keine Analogien haben, steht oben vollendet da. Das Ewig Weibliche zieht uns hinan: Der reinigende Einfluss echter Menschlichkeit verkörpert sich in einer edlen Frau, wie Iphigenie. Die Liebe weist Faust aus seinem wüsten, gottverlassenen Treiben zu den ewigen Idealen hinauf. —

S. 408-30. (S. auch Fresenius Ref. über d. Sitzung der Ges. für dtsch. Litt. v. 17. Febr.: DLZ. S. 347/8.) — **92**) (IV 8a : 115; 8c : 19.) — **93**) M. Koch, Neuere Goethe- u. Schiller-Litt.: BFDH. 8, S. 485/6; 9, S. 380. — **94**) × M. Meissner, Entspricht d. Gretchen im Faust d. dtsch. Frauenideale? (= Lose Bll. im Interesse d. Frauenfrage N. 1.) Dresden, Tittmann. 14 S. M. 0,20. — **95**) K. J. Schröer, Verse Schillers als Kommentar zu Versen Goethes: ChWGV. 7, S. 31/2. — **96**) A. Englert, Parallelstellen: ZDU. 6, S. 210. — **97**) E. Schulte, Im alten Frankreich: VossZg^B. N. 33/4. — **98**) A. Bettelheim, Zu Faust: GJb. 13, S. 223. — **99**) O. Heilig, Z. Zauberspruch in Auerbachs Keller: ZDU. 6, S. 497/8. — **100**) R. Sprenger, Z. Zauberspruch in Auerbachs Keller: ib. S. 784. — **101**) A. Bielschowsky, Gesch. d. dtsch. Dorfpoesie im 13. Jh. (= Sonderabdr. aus Acta Germanica II, 2.) Berlin, Mayer & Müller. 1891. IV, 294 S. M. 9,50. — **102**) × P. Harms, D. Domscene in Goethes Faust. E. Beitr. z. Naturgesch. d. dramat. Gespenster: FZg. N. 237. — **103**) (IV 8a : 51.) — **104**) H. Jaekel, Goethes Verse über Friesland: ZDPh. 24, S. 502/4. — **105**) O. Cl., D. Chorus mysticus: LZg^B. N. 86. —

IV,9

Schiller.

Albert Köster.

Die Schillerlitteratur des J. 1892 war nicht ganz so umfangreich, wie die der beiden Vorjahre, aber doch noch immer gross genug, um die Frage aufzuwerfen, ob ein Bedürfnis für eine solche Menge von Büchern, Programmen usw. vorhanden sei. Unleugbar sind noch wichtige Aufgaben zu lösen: die Ausgabe der Briefe und des dichterischen Nachlasses, die Vollendung der drei begonnenen Biographien, deren jede unser Wissen bereichert. Auch ist jegliches Bemühen willkommen, die Persönlichkeit Schillers in irgend einer ihrer Aeusserungen tiefer zu erfassen. Daneben aber treten so manche Schriftsteller auf, die ohne genügende Kenntnis der bisherigen Leistungen ein eng umgrenztes Gebiet abstreifen und gar nicht ahnen, dass ihre Auseinandersetzungen längst bekannt sind. Von diesen Vf. sind noch diejenigen die unschädlichsten, die harmlos aus vier Büchern ein fünftes machen. Wirklich gefährlich dagegen scheint mir eine Gruppe, die leise, aber stetig wächst, eine Gruppe von Autoren, die in der guten Absicht, den „Lieblingsdichter“ als ein Muster aufzustellen, Schiller zu einem spiessbürgerlichen Normalmenschen degradieren. Gegen die Erzeugnisse solches übel angebrachten Biedersinnes muss man Verwahrung einlegen. Und wenn ich in diesen Berichten nicht alle derartigen Leistungen einfach mit einem Kreuz bezeichnet habe, so geschah es in dem Bemühen, hie und da das Urteil kurz zu begründen. —

Gleich die erste der neuen Schillerbiographien[1-4]) trifft der eben ausgesprochene Tadel. Peter[5]) hat sich in seinem Buche das geistige Niveau der Jugend offenbar zu niedrig vorgestellt; was er bringt, mag für den Quartaner berechnet sein, dem vorwärtsstrebenden Sekundaner genügt es schon nicht mehr. P. erzählt von einer Reihe herzlich guter, aber herzlich unbedeutender Menschen, in denen kein Kundiger Schiller und seine Zeitgenossen erkennen kann. Es ist tadelnswert, statt der echten Porträts grosser Männer der Jugend solche physiognomielose Mustertypen vorzulegen. — Etwas besser hat Hamann[6]) seine Aufgabe gelöst und sich bemüht, den Dichter und den Menschen zugleich zu schildern. Wo er sich selbst die Fähigkeit der Charakteristik nicht zutraut, lässt er Schiller selbst und den Seinen das Wort in seitenlangen Citaten. Neues bringt diese kurze Biographie natürlich nirgends; auch ist der Stoff auffallend ungeschickt disponiert. — Selbst Boyesen[7]) hat sich das Ziel nicht hoch gesteckt. Seine biographische Skizze mag für die erste Belehrung eines Fremden ausreichen; nur giebt sie leider keine ganz einwandfreie Schilderung, besonders des jungen Schiller. Was B. an den „Räubern“ auszusetzen hat, nämlich, dass die Farben zu dick aufgetragen sind, das ist seiner ganzen Darstellung zum Vorwurf zu machen. Auch zeigt er sich über deutsche Bühnenverhältnisse, über die Zahl der jährlich stattfindenden Schiller-Aufführungen schlecht unterrichtet. — Von Brahms[8]) Schiller-Biographie brachte das J. 1892 nicht, wie man erwarten durfte, den Schlussband, sondern nur des 2. Bandes erste Hälfte. Ich will nicht in die Klagen einstimmen, die von so vielen Seiten laut geworden sind: wie so gar langsam das angefangene Werk fortschreitet; ich will lieber mich freuen, wie gut dieser zweite Band gelungen ist. Er umfasst das 3. und 4. Buch („Körners Freund“ und „Lehrjahre“). B.s Absicht ist bekannt; er ist Scherers Schüler und hat selbst eingestanden, dass er seines Lehrers Methode an dem gewählten Stoff erproben wolle; er steht ferner seit

1) × C., J. Minor, Schiller. Sein Leben u. seine Werke. 2. Bd. (Vgl. JBL. 1890 IV 12 : 1): LCBl. S. 453. (Volles Lob, bes. für d. Darstellung d. Theaterverhältnisse. Nur fürchtet C., dass d. Portr. Dalbergs geschmeichelt sei.) — 2) × F. Muncker, J. Minor, Schiller. I. (S. N. 1): BBG. 28, S. 514/8. — 3) × M. Kronenberg, Neues über Schiller: Zeitgeist N. 1. (Ref. über Minors Schiller-Biogr. u. seine Schrift: „Aus d. Schiller-Arch.“) — 4) × E. Jugendbildnis Schillers: VomFels z.Meer N. 9. — 5) S. Peter, Schillers Leben. D. reiferen Jugend erz. Mit 11 Holzschn. in Vollbild. Halle a. S., Niemeyer. V, 163 S. M. 1,80. — 6) Chr. Hamann, F. Schiller als Mensch u. Dichter. E. volkstüml. dargest. Lebensbild. Hamburg, Herold. IV, 178 S. M. 1,25. — 7) H. H. Boyesen, The life and works of Schiller. (S. o. IV 3 : 1; S. 175-210.) — 8) O. Brahm, Schiller. 2. Band. 1. Hälfte. Berlin, Hertz. 311 S. M. 3,60. |[dr.: N&S. 61, S. 146/7; W. Buchner: BLU. S. 164; M. Koch: BFDH. 8, S. 278/9; B. Seuffert: DLZ. S. 1524/6; J. V. Widmann: Bund[B]. N. 12.]|

langer Zeit beobachtend und ratend der Bühne nahe, hat jüngst sogar selbst die Leitung eines unserer vornehmsten Theater übernommen und weiss darum über Schillers Hauptwerke nicht nur als Historiker, sondern auch als Dramaturg zu urteilen; er ist endlich ein gewandter Stilist und achtet es nicht für Raub, das, was er zu sagen hat, auch geschmackvoll zu sagen. Aus diesen Gründen hat er sein Buch für ein vielköpfiges Publikum berechnet: er will dem Vertreter der Wissenschaft genügen, will auf den praktischen Bühnenkünstler anregend wirken und doch niemals nur für Fachleute schreiben, sondern jedem Gebildeten verständlich bleiben. Es ist das beste Lob, das man dem 2. Band im ganzen sagen kann, dass sich des Vf. Absicht darin verwirklicht hat. Mit Schillers Uebersiedelung nach Sachsen setzt B. ein, und es gelingt ihm gleich, das Bild Körners mit sicheren Linien zu zeichnen; es war wohlgethan, für die Schilderung dieses Freundeskreises die kleinen Gelegenheitsscherze Schillers nicht zu unterschätzen. Es sind für jene Zeit, da die Briefe schweigen, wertvolle Zeugnisse. Und weiter ist es zu billigen, dass B., einer Anregung Hubers folgend, Schillers Loslösung von Dresden, von dem schönen Boden, wo er nicht gedieh, seine Sehnsucht nach Weimar, die grossen Hoffnungen, die er in seinen „Don Carlos" setzte, mit den verwandten Schicksalen von Goethes Tasso vergleicht. Vielleicht ist nur um dieser Parallele willen dem Verhältnis zu Henriette von Arnim allzu grosse Bedeutung beigelegt. Das Beste in dem ganzen Bande ist der Abschnitt über „Don Carlos". Oft wird in unseren Tagen von Litterarhistorikern über historische und ästhetische Betrachtungsweise gestritten; ein unfruchtbarer Zank, denn längst bemühen sich die Einsichtigen, eines mit dem andern zu vereinigen. Auch B. thut das. An seinem Carlos-Kapitel kann man deutlich erkennen, dass man das Drama nur unvollkommen versteht, wenn man nicht weiss, warum es so geworden ist, und dass man andererseits des Künstlers energisches Bemühen missachtet, wenn man sich nicht vergegenwärtigt, wie stattlich trotz aller Störungen ihm das abgeschlossene Werk gelang. B. legt höchst unterrichtend dar, wie während der fünfjährigen Arbeit jedes Erlebnis Schillers, jeder Aufenthaltsort seine Spur im „Don Carlos" hinterlassen hat: Stuttgart die satirische Laune, Bauerbach den lyrischen Schwung, Mannheim die pfaffenfeindliche Stimmung, Sachsen die jugendfrischen Töne des zweiten Aktes. Kleinigkeiten sind anfechtbar: so erscheint es mir fraglich, ob Charlotte von Kalb das Modell für die Königin und nicht vielmehr für die Eboli abgegeben habe. Vortrefflich ist die allmähliche Wandlung in der Charakterzeichnung Philipps und besonders Posas dargelegt. Vollkommen unbefangen ist das Urteil, dass uns diese vielbewunderte Gestalt mit der Zeit entfremdet ist; vollkommen richtig auch der Nachweis, wie Posa, je mehr er sich vordrängt, desto tiefer das Kunstwerk schädigt. Und eines nur vermag diese beiden gewichtigen Ausstellungen an dem abgeschlossenen Drama zu mildern: die Erkenntnis, die wir aus der Entstehungsgeschichte des „Don Carlos" schöpfen. Merkwürdig kühl behandelt das 4. Kapitel des 2. Buches die fragmentarischen Werke, die noch unter Körners Einfluss in Dresden entstanden sind; gerade hier wäre, was B. doch sonst nicht versäumt, ein viel engerer Zusammenhang zwischen Leben und Dichten nachzuweisen gewesen. Mit prächtiger Lebendigkeit weiss B. Schillers ersten Weimarer Aufenthalt zu schildern, um dann sofort sich den Schwestern Lengefeld und den Tagen von Volkstädt zuzuwenden. Lotte zu zeichnen wird ihm nicht allzu schwer; wenige zarte Farben genügen. Aber was noch keinem Schillerbiographen geglückt ist, gelingt auch B. nicht: Caroline von Beulwitz rechtes Leben zu verleihen. Wohl ist die allgemeine Charakteristik richtig; aber das Eigenartige gerade der Jahre, in denen Schiller um Carolinens Schwester warb und nicht um sie selbst, tritt nicht hervor. Duobus litigantibus tertius victor abit. Man muss neben Caroline auch Charlotte von Kalb in jener Zeit beobachten; ja, der Blick muss auch die dritte der so eng verbundenen Verschmähten streifen, wenn allen drei Frauen Gerechtigkeit werden soll. Ganz ausgezeichnet ist das Kapitel mit der Ueberschrift „Abschied von Weimar", das in eine Würdigung der „Künstler" ausmündet. Eine Darstellung des gesamten Lebens und Wirkens eines Menschen hat nicht die Aufgabe erschöpfend zu sein; vor dem Fehler, seine Schillerbiographie aus einer Anzahl von Monographien zusammenzukleben, hat sich B. weislich gehütet. Darum hat er auch in dem Abschnitt über „Die Künstler" sich kurz gefasst; und doch überragt seine klug kombinierende Betrachtung manche breitspurige Studie über dieses Gedicht. Noch über einige andere Lyrika aus diesen Lehrjahren Schillers hat B. in den bisherigen Kapiteln mit klar formulierten Gründen geurteilt. Zwar die Entstehung des Gedichtes „Resignation" erst nach Dresden zu verlegen, dazu scheinen mir die vorgetragenen Erwägungen nicht ausreichend; wohl aber möchte ich mit B. glauben, dass das Lied „An die Freude" in

Körners Weinberg, nicht schon in Gohlis geboren ist, und dass wir aus der „berühmten Frau“, auch wenn wir zunächst Sophie von Laroche als Modell erkennen, doch auch nebenher eine versteckte Warnung an die Schwestern Lengefeld herauslesen dürfen. Das Kapitel „Der Professor“ besteht fast ganz aus Briefstellen; hier hat sichs B. bequem gemacht; die paar Notizen Schillers aus dem Herbst 1790, die von seiner akademischen Wirksamkeit handeln und bisher unbekannt waren, können nicht für die Magerkeit dieses Abschnittes entschädigen. Greifbarer dagegen steht Schiller, der Bräutigam, vor uns; Caroline von Dacheröden und ihr Eingreifen ist in helle, richtige Beleuchtung gerückt. Aber wieder kommt Caroline von Beulwitz zu kurz. Wie diese Frau Schillers Schicksal lenkte und was sie sich abgewann, das vermag B. nicht zu vergegenwärtigen. Weder kulturhistorisch, noch psychologisch wird des Dichters Doppelverhältnis zu den beiden Schwestern verständlich. Knapp, ohne Analyse seiner Werke, charakterisiert B. den Historiker Schiller. Die Mittelstellung, die der Kantianer zwischen den alten pragmatischen Historikern und ihrem Gegenpol, dem objektivsten unserer Geschichtschreiber, Leopold von Ranke, einnimmt, weist er mit gleicher Klarheit nach, wie den Einfluss, den das historische Studium in der langsamen Wandlung des einstigen Rousseauschülers zum späteren Mitarbeiter Kants hat. In den folgenden biographischen Kapiteln, die bis zur Rückkehr aus Schwaben führen, hat B. wieder wärmere Töne angeschlagen, als in den Mittelpartien des Bandes. Neue Dokumente waren ja nur wenig zu finden: ein Blättchen mit ärztlichen Ratschlägen von Conradi in Rudolstadt, ein Brief des alten Schiller an Reinwald und ein Schreiben Nanettes an Lotte. Aber das Vorhandene und Bekannte ist klug disponiert und leitet vorschauend zu den späteren biographischen Partien über. Leider schliesst ein recht unbedeutendes Kapitel über Schillers Aesthetik den Band ab. Es ist freilich schwierig, die sämtlichen Schriften, die aus des Dichters Kantstudien hervorgingen, mit Ausnahme des Aufsatzes über naive und sentimentalische Dichtung, auf zwei Druckbogen erschöpfend zu behandeln. Aber entweder etwas mehr Entwicklungsgeschichte oder eine klarere Systematisierung von Schillers Ideen dürfte man erwarten. Nur die Beziehungen seiner Philosophie zu seinen Erlebnissen sind hier eingehender behandelt als sonst üblich. So führt uns B. bis in das J. 1794; und auf diesen 2. Band, der die Lehrjahre von Körners Freund erzählt, wird noch sicher ein ebenso starker dritter folgen müssen, der von den Meisterjahren handelt, die Goethes Freund erreicht hat. —

Von biographischen Einzelbeiträgen sind nur zwei kleine Besprechungen zu verzeichnen. Wackernell[9]) knüpft an die Schrift von Kuno Fischer an, die ich im vorigen Jahre (JBL. 1891 IV 10:8) behandelt habe. Er verkennt nicht den grossen Vorzug dieser Neubearbeitung vor der älteren Auflage, aber er äussert doch auch manchen Tadel gegen Fischers Abhandlung, der sich hie und da mit meinen Bedenken deckt, besonders dass Fischer, um seine Entwicklungsreihen möglichst glatt und einfach darzulegen, oft in seinen Schlüssen zu weit geht und auch solche Aeusserungen Schillers, die gar keine „Bekenntnisse“ sind, gewaltsam ausdeutet. Die Ode auf die „glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten“ möchte W. Schiller absprechen; so gern man vielleicht das Resultat annähme, die Begründung genügt doch nicht. Dass die „Freigeisterei der Leidenschaft“ sich gar nicht auf Frau von Kalb beziehe, wie Fischer voraussetzt, weist W. mit Recht zurück. — Ueber das elende Lustspiel „Schiller und Lotte“ habe ich wegen der Bestimmung dieser Jahresberichte im vergangenen Jahre (JBL. 1891 IV 10:17) nur eine ganz dürftige Notiz bringen können; es hätte eine Verdammung dieser Sudelei auch weit mehr Platz erfordert, als mir hier zur Verfügung steht. Drum freut es mich doppelt, dass Weltrich[10]) in zwei ausgezeichneten Feuilletons das Nötige gesagt hat. Mit souveränem Humor deckt er die Armseligkeit des Leipziger Machwerkes auf; aber er bringt zu diesem burlesken Teil seiner Kritik auch die erforderliche Ergänzung, indem er mit hohem Ernst diese Beschimpfung unserer Dichter zurückweist[11-11a]). —

Gern knüpfen die biographischen Einzelbeiträge an berühmte Stätten[12]) an, die der Dichter einmal betreten hat. Elisabeth Mentzel[13]) möchte glaubhaft machen,

— **9**) J. E. Wackernell, K. Fischer, Schillers Jugend- u. Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. 2. Aufl.: ADA. 18, S. 272/6. — **10**) R. Weltrich, Schiller u. Lotte im Spiegel d. Komödie: AZg^B. N. 9-10. — **11**) X R. W., W. Ackermann, Schiller u. Lotte. E. Gesch. ihrer Liebe. Jena 1890: ib. N. 99. (Mit Recht wird d. Missverhältnis zwischen d guten Zweck u. d. mangelhaften Inhalt d. kleinen Schrift betont.) — **11a**) X J. Hartmann, Vor 100 Jahren: BBSW. S. 289-98. (E. grosses Sammelsurium v. Regesten über d. Ereignisse d. J. 1793 in Württemberg: Tod d. Herzogs, Schillers Besuch usw., alles nach bekannten Quellen; endlich nach d. Muster unserer Abreisskalender e. Reihe schwäb. Gedenktage aus d. J. 1793.) — **12**) X Schiller-Erinnerungen aus Marbach a. N. Z. Erinnerung an Schillers Geburtshaus in Marbach a. N. 20 Kartons in photogr. Lichtdr Stuttgart, Verlags-Anst. 12°. 4 S. M. 4,50. (Einzelne Kartons à M. 0,30) — **13**) Elisabeth Mentzel, F. Schillers Wohnung in Sachsenhausen im Herbste 1782: GenAnzFrankfurt. N. 120. — **14**) X

dass Schiller, als er 1782 sich mit Streicher in Frankfurt aufhielt, nicht, wie man allgemein annimmt, im Gasthof „Zu den drei Rindern“, sondern in der Herberge „Zum Storch“ gewohnt habe, die im J. 1892 niedergerissen worden ist. In der That passt Streichers Angabe, sie hätten vom Fenster des Gasthofes aus den Blick auf die Mainbrücke gehabt, am besten auf den „Storch“.[14-16]) — Das Wenige, was wir von Schillers Aufenthalt in Böhmen im Sommer 1791 wissen, hat Karpeles[17]) zusammengestellt und um ein paar Notizen vermehrt. Viel dort zu erleben, war Schiller wirklich nicht im stande; denn wie schwer leidend er war, bestätigt K. nach Mitteilungen von Schillers damaligem ärztlichen Begleiter Dr. Eicke. Ganz müssig aber ist es, aus des Dichters Stimmung vom J. 1791 das Epigramm „Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen usw.“ abzuleiten. Denn einerseits ist es erst, wie alle übrigen Xenien, im J. 1796 entstanden, andererseits bliebe doch noch zu erweisen, dass sich die Spitze dieses Epigramms gerade gegen Karlsbad richtet. Es passt auf viele Bäder mit heilkräftigen Quellen.[18]) — Die Art, wie Röseler[19]) Schillers Kalendernotizen über seine Berliner Reise von 1804 erläutert, die Mitteilung von gleichgültigen Hausnummern, die Erwägungen, ob der Dichter diesen oder jenen Weg zu Fuss oder zu Wagen zurückgelegt habe — alles das kann nur eingeborene Berliner interessieren. Die Detailfragen, über die mancher vielleicht gern Gewissheit haben möchte, nämlich, ob Schiller die ganze Zeit im Gasthof oder bei Hufeland gewohnt habe, ob er den König gesehen habe oder nicht, diese Fragen kann auch R. nicht beantworten. —

Ueber Schillers Verkehr mit seinen Zeitgenossen[20-20a]) wird, wenn nicht neues Material noch aus der Verborgenheit auftaucht, kaum unsere Kenntnis vermehrt werden. Doch empfangen wir gern über diese Zeitgenossen selbst ausführlichere Mitteilung. So hat Minor[21]) die Autobiographie Schwans in Hackländers und Höfers „Hausblättern“ (1861, 1. Band) wiedergefunden und erzählt dieser Quelle das interessante, abenteuerreiche Leben des Mannes nach. Natürlich kann es nicht meine Aufgabe sein, hier den Auszug nochmals zu verkürzen. Es ist köstlich zu lesen, wie sich der vielgewandte, praktische Schwan von jungen Tagen an in stetem Vertrauen auf sein Glück durch die Welt schlägt. Schwan war etwa fünfzig Jahre alt, als Schiller ihn kennen lernte. Mit Recht hebt M. hervor und bestätigt durch einige Analogien, dass der Anblick eines solchen Mannes nicht ohne Einfluss auf den jungen Dichter sein konnte. Diejenigen Partien, die von Schwans Mannheimer Leben handeln, druckt M. zum grossen Teil wörtlich ab; ebenso die Nachrichten über seine litterarischen Arbeiten, die „Schreibtafel“, die Bearbeitungen von Operetten, die Uebersetzung der „Eugenie“, die für die Errichtung eines deutschen Theaters in Mannheim von entscheidendem Einfluss war, sowie das deutsche und französische Wörterbuch. Leider ist Schwan über die Kabalen, durch welche die Berufung Lessings nach Mannheim vereitelt wurde, sehr wortkarg, ebenso über seine Beziehungen zu Schiller. Aber hier weist er selbst auf seinen Bericht an Körner hin, den gleichfalls M. wiedergefunden und schon 1890 in seiner Schrift „Aus dem Schiller-Archiv“ (vgl. JBL. 1890 IV 12 : 2) veröffentlicht hatte. Was M. den Aufzeichnungen Schwans aus Eigenem hinzufügt, sind interessante Nachrichten über die Schriftstellerei dieses rührigen Dilettanten. Die Wochenschrift aus den J. 1765 ff. „Der Unsichtbare“ (deren Erfolg bald als Gegenstück jene Zeitschrift hervorrief, in der Goethes ältestes Gedicht, die „Höllenfahrt Christi“, erschien) bewegt sich noch ganz in den Bahnen der alten „moralischen Wochenschriften“. Bedeutender war die „Schreibtafel“, deren Ziel ganz besonders die Förderung der Poesie in der Pfalz, und deren vornehmster Mitarbeiter der Maler Müller war. Auch diese Zeitschrift geht anfangs in den Geleisen Gellerts und der Seinen; im weiteren Verlauf aber finden doch auch Tendenzen späterer Jahrzehnte hier ihre Spiegelung: Interesse für das Volkslied, Empfindsamkeit und Geniewesen. — Auch über Schillers Schwester Christophine ist eine kleine Publikation A. von Schlossbergers[21a]) zu ver-

---

A. Kohut, E. klass. Stätte: Didask. N. 57. (V. Loschwitz ist d. Rede, wo ausser Schiller noch Th. Körner, Bodenstedt, R. Schumann, R. Wagner u. a. vorübergehend gewohnt haben.) — **15**) × S. M. Prem, E. Tag in Dresden: WienerZg. N. 291. (Gedenkt in Kürze d. Stätten, an denen Schiller bei seinem Dresdener Aufenthalt geweilt hat.) — **16**) × Schillers Vorlesungen in Jena: Post 25. Febr. — **17**) G. Karpeles, Schiller in Karlsbad (e. versäumtes Jubil.): FeuilletZg. N. 437. (Auch Didask. N. 272 usw.) — **18**) × F. v. Schiller u. d. Adel in Weimar: HambNachr[B]. N. 52. (Auszug aus Ad. Stahrs Buch „Weimar u. Jena.“) — **19**) W. Röseler, Schillers „Berliner Mai“. I. II.: NatZg. N. 320, 333. — **20**) × E. Wasserzieher, Friedrich Christian, Herz. v. Schlesw.-Holst.-Sonderburg-Augustenburg u. seine Beziehungen zu Schiller: BFDH. 8, S. 354-63. (D. mitget. Briefe sind schon v. Max Müller u. bei Speidel u Wittmann abgedr. worden.) — **20a**) × K. Obser, Z. Gesch. d. Eheprozesses Herzog Karl Eugens: BBSW. S. 40/3. (Teilt d. letzten Akten über diesen Prozess mit, dessen Entscheidung am 17. Febr. 1791 fiel.) — **21**) J. Minor, Chrn. F. Schwan. Schillers Mannheimer Gönner: PrJbb. 70, S. 537-62. — **21a**) A. v. Schlossberger, F. Schillers Schwester Christophine. Z. Feier d. Todestages d.

zeichnen. Sein Aufsatz enthält siebzehn Briefe, die Christophine in den J. 1802—35 an ihre Schwester Luise Frankh gerichtet hat, und die im Marbacher Schillerhause liegen, sowie Auszüge aus einigen weiteren, die sich in Privatbesitz befinden. In den einleitenden biographischen Notizen kommt S. nicht über Maltzahn hinaus; den Abdruck der Briefe begleitet er mit ausreichenden Erläuterungen, besonders Personalnotizen über das Meiningische Fürstenhaus. Hohen Wert haben die redseligen Briefe der alten Dame nicht; wenn Christophine nicht, wie z. B. in dem Schreiben vom 9. Dec. 1826 über die Kinder Schillers, Ernst und Caroline, berichtet oder von den Ereignissen des Hofes erzählt, wird sie hausbacken und wiederholt sich beständig im Lob der Freunde aus der alten Zeit und in Klagen über die Gegenwart. Von Schiller ist wenig mehr in diesen späteren Briefen die Rede. Auffallend ist am 26. Juli 1823 die (natürlich irrige) Behauptung Christophinens, der „Menschenfeind“ sei eine Uebersetzung aus dem Französischen, und am 28. Dec. 1835 ihr Unwille darüber, dass das deutsche Publikum dem Toten allzu viel Verehrung zolle. — In einer kurzen biographischen Skizze hat Wintterlin[22]) über Ludovike Simanowiz berichtet. Ihr verdanken wir die vortrefflichen Porträts, die Schiller bei seinem schwäbischen Aufenthalt 1793 von sich und Lotte herstellen liess, und die sich seit 1890 im Marbacher Schillerhause befinden. Mit Fug und Recht verurteilt W. das bekannte Lebensbild „Ludovike“ von Frau Klaiber (vgl. auch I 10 : 65). —

Von der lange erwarteten Gesamtausgabe der Schillerschen Briefe hat uns das J. 1892 endlich den ersten Band gebracht, dem die weiteren in kurzen Pausen folgen werden. Die wertvollen Vorarbeiten von Kuhlmey (gest. 1864) und Robert Boxberger (gest. 1890) sind in die Hände von Jonas[23]) übergegangen, der pietätvoll die Absichten seiner Vorgänger erfüllt und ergänzt hat. Es gilt zunächst, die etwa 2000 Briefe Schillers zu einem grossen Corpus zusammen zu fassen; und diese eine Hälfte des ungeheuren Briefwechsels soll so vollständig wie möglich werden. Ob später als Ergänzung eine Ausgabe der Briefe an Schiller folgen wird, ist unbestimmt. „Peinliche Genauigkeit bis ins Kleine“ ist bei dem Druck beobachtet worden; ich glaube mit vollem Recht. Die orthographische Willkür ist ja bei Schiller noch grösser als bei anderen Männern seiner Zeit; er schreibt oft die eine Hälfte des Wortes mit lateinischen, die andere mit deutschen Buchstaben. Ich meine, dass der Abdruck berechtigt ist, auch diese Wunderlichkeit beizubehalten, niemand zum Schaden, vielleicht aber einmal zu jemandes Vorteil. Zu streiten ist, ob man in einen Schillerbrief, dessen Hs. verloren, und der nur in einem nicht buchstabengetreuen Abdruck erhalten ist, die übliche Orthographie hinein korrigieren soll. J. hat es nicht gethan. Sehr zu billigen ist, dass dem Datum jedes Briefes in Klammern der Wochentag seiner Abfassung beigefügt ist; zu tadeln dagegen, dass die Seiten weder Ueberschriften noch Zeilenzahlen an der Seite tragen. Die Orientierung und das Citieren ist dadurch sehr erschwert. Die Verlagshandlung hat freilich später ein Lesezeichen mit einer Skala nachgeliefert, aber das ist nur ein Notbehelf. Der erste Band umfasst die Briefe bis Ende 1787. Zum ersten Male sind die Briefe an Dalberg nach neuer Kollation gedruckt, besonders der Brief vom 4. Juni 1782. Wie ungenau Caroline von Wolzogen Schillersche Briefe wiedergegeben hat, wird durch ausgewählte Belege klar gemacht. Aber auch andere Sammlungen, z. B. die „Beziehungen“ haben bisweilen schlechte Lesarten, die nun von J. berichtigt worden sind. Die aufgenommenen neuen Briefe an Huber registriere ich unter N. 27. Zum ersten Male publiziert J. ein Billet Schillers an Gottlieb Becker vom 17. Mai 1786, das von Schwans damaligem Besuch in Dresden handelt, und einen Brief an Ernst und Sophie Albrecht vom 17. Apr. 1787, der das Verhältnis Hahns zu Sophie streift und sich nach der in Aussicht stehenden ersten Carlos-Aufführung in Leipzig erkundigt. Die Anmerkungen sind eine wertvolle Beigabe; sie unterrichten vortrefflich über Hss. und frühere Drucke der Briefe. Glücklicherweise sind unter den Varianten nicht alle Lesefehler früherer Herausgeber registriert worden. Dagegen finden sich beachtenswerte Erwägungen über die Datierung einzelner Briefe, und im Anschluss an die Briefe Vermutungen über die Datierung einzelner Erlebnisse Schillers. Auch ist dadurch, dass die Anmerkungen bei den einzelnen Nummern die vorhergehende, beziehungsweise folgende Antwort kurz registrieren, jeder Brief aus seiner Vereinzelung in den grossen Zusammenhang von Schillers Gesamt-Briefwechsel gerückt. An Einzelheiten sei

---

Dichters (9. Mai) zumeist nach Urkk. d. Schillerhauses in Marbach dargest.: BBSW. S. 65-96. — 22) A. Wintterlin, Kunigunde Sophie Ludovike Simanowiz: ADB. 34, S. 344/6. — 23) F. Jonas, Schillers Briefe. Her. u. mit Anm. vers. Krit. Gesamtausg. 1. Bd. Stuttgart, Verlags-Anst. VI, 517 S. M. 3,00. |[BLU. S. 46/7; A. Schlossar: ib. S. 509-10; L. Geiger: NationB. 9, S. 531/3; DR. 3, S. 379; DRs. 73, S. 156; W. Fielitz: ADA. 18, S. 296/7; M. Koch: BFDH. 8,

aus diesem ersten Bande der Briefe noch hervorgehoben: 1. S. 214 Z. 24, S. 230 Z. 30, S. 486 Z. 35 Anklänge an den „Don Carlos" in Schillers Briefen. 2. Dass S. 422 (Z. 3 v. u.) etwas ausgefallen sei, scheint mir nicht richtig. Alles ist in bester Ordnung. 3. Die Vermutung von J. (S. 491), dass Th. Körner den Stoff zu seiner „Hedwig" aus Schillers Entwürfen zu der Fortsetzung der „Räuber" (Goedekes Ausg. 15[1], S. 333) entlehnt, weiss ich nicht zu kontrollieren. 4. Auf S. 504/6 bringt J. einige Stellen aus ungedruckten Briefen Reinwalds, die uns die geringe künstlerische Empfänglichkeit dieses Mannes in erschreckendem Masse zeigen, besonders in seinen Aeusserungen über die Xenien. — Ergänzend sei bemerkt, dass Geiger[23a]) zu dem Wort „Semester" in dem Briefe vom 6. Okt. 1787 dieselbe Deutung vorträgt wie Jonas. G. stellt bei dieser Gelegenheit eine neue Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner in Cottas Bibliothek der Weltlitteratur in Aussicht, die wichtige, meist unbekannte Zusätze bringen wird. — In die Jonassche Sammlung werden natürlich alle Sonderpublikationen[24-26]) aufgehen, die ich vorläufig hier als Ergänzungen anführe. Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Huber, der durch Schenkung beider Witwen, Charlotte von Schiller und Therese Huber, in den Besitz der Cottaschen Firma gelangt war, hat man bis heute nur Bruchstücke veröffentlicht, zuerst 1807 im Morgenblatt, dann im Briefwechsel zwischen Schiller und Körner (her. von Goedeke), bei Speidel und Wittmann, in den Briefen an Schiller (her. von Urlichs) usw. Jetzt hat sich die Cottasche Buchhandlung entschlossen, von dem noch ungedruckten Rest zunächst die Briefe Schillers zu publizieren, und bietet damit der Forschung eine stattliche Vermehrung des Quellenmaterials[27]). Der ganze Briefwechsel ist bestimmt, einen Anhang zu der bereits erwähnten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner in Cottas Bibliothek der Weltlitteratur zu bilden (s. o. N. 23a). Die diesmalige Publikation beginnt mit Ergänzungen zu Schillers Brief vom 5. Okt. 1785: Hubers Eifersucht auf Schiller wird mit den Worten: „Mich kann sie (Dora Stock) nie lieben" zurückgewiesen. Diese und ähnliche Stellen, die sich auf Hubers ehemalige Braut beziehen, hat Therese mit dicken Tintenstrichen unkenntlich gemacht. Im folgenden begnüge ich mich mit knappen Regesten: 1. 18. Apr. (Osterdienstag) 1786: Aeusserungen über Hubers Bemühungen bei der sächsischen Censur zu Gunsten Schillers. Des Dichters erstes Interesse an der Geschichte des dreissigjährigen Krieges. 2. Dresden, 1. Mai 1786: Hubers Missstimmung in Leipzig und die Einförmigkeit von Schillers Dresdener Aufenthalt; keine Arbeitslust, keine Begeisterung. „Ich könnte des Lebens müde sein, wenn es der Mühe verlohnte zu sterben." Hubers Plan, den Paysan parvenu von Marivaux zu übersetzen. 3. Dresden, 17. Mai 1786: Einige Absätze dieses Briefes waren schon gedruckt. Die Stimmung des ganzen Schreibens ist heiterer als die des vorigen; nur noch Klagen über Unthätigkeit. Buchhändler Schwan aus Mannheim in Dresden zu Besuch. Schiller ermuntert Huber zu Versuchen im Stil der historischen Novellen von St.-Réal und hat selbst einen Operntext begonnen. 4. Weimar, 9. Aug. 1787: Ein kurzes Billet, ganz aus der Unruhe um Frau von Kalb heraus geschrieben. Schiller fühlt sich unproduktiv und widerrät Huber die Begründung einer historischen Zeitschrift Klio. 5. Weimar, 26. Okt. 1787: Ein herrlicher Beleg für Schillers moralisches Uebergewicht über seine Freunde; er kann in den Jubel über Hubers Versorgung als Legationssekretär nicht einstimmen, sondern ruft ihn zu höheren Leistungen auf. Schiller lebt sich in Weimar ein. Ein Abend beim Geheimen Assistenzrat Schmidt. Eine äusserst lebendige Schilderung Wielands, des jugendlich Liebenswürdigen und des greisenhaft Kritiklosen. Von Mannheim ist das Gerücht herübergedrungen, Mercier werde Schillers Dramen übersetzen. Inzwischen freut sich Schiller seiner journalistischen Aussichten, sowohl seiner kritischen Thätigkeit in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, als auch der Verschmelzung seiner Thalia mit Wielands Merkur. Der bürgerliche Mittwoch-Klub und der Freitag-Klub, den Schiller selbst gestiftet hatte. Eine Schlussbemerkung über den ungeheuren Erfolg, den Heinses Ardinghello in allen Weimarer Kreisen gehabt hat. 6. Weimar, 1. Nov. 1787: Handelt von Hubers Arbeiten für die Thalia und von Musäus Tod. 7. Weimar, 3. Nov. 1787: Belangloser Zettel. 8. Weimar, 25. Dec. 1787: Zeigt Schiller in drückender

---

S. 496/7; SchwäbKron. 24. Jan., 7. Mai.]| (D. ganze Ausg. auch in [etwa 95] Lfgn. à M. 0,25.) — **23a)** L. Geiger, Z. Schiller-Körnerschen Briefwechsel: ZDU. 6, S. 724/5. — **24)** × Anzeige d. bei Rich. Schulze in Dresden stattfindenden Auktion v. Autographen aus d. Nachl. d. verst. Berl. Gen.-Intendanten K. Th. v. Küstner: ML. 61, S. 686. (Es kamen dort 11 Briefe Schillers u. 14 Briefe Lottens, sämtlich bekannt, z. Versteigerung.) — **25)** × J. Minor, E. Brief Schillers: ZDPh. 24, S. 138/9. (Es ist d. gleiche Brief an d. Schauspieler H. Beck v. 17. Juni 1802, d. M. schon 1891 veröffentl. hatte [vgl. JBL. 1891 IV 10 : 29] u. d. er d. Wiener Schriftsteller R. Valdeck verdankte.) — **26)** × J. W. Br., Aus alter u. neuer Zeit: Hessenland 6, S. 251/2. (Ganz unnötiger Abdr. d. Briefe, d. d. Schauspieler Hassloch in Kassel im Jan. u. Febr. 1802 an Schiller schrieb [Urlichs, Briefe an Schiller 464, 467/8].) — **27)** — γλ — [L. Laistner], Schiller an

Geldnot und angestrengtester einsamer Arbeit an der Geschichte des Abfalls der Niederlande. Er sieht wenig Menschen; Charlotte von Kalb ist durch den Hof sehr in Anspruch genommen. Schiller sieht auch die Entfremdung von Huber voraus. 9. Weimar, 20. Jan. 1788: Aufschlussreiche Worte über das Verhältnis zu Charlotte von Kalb. Schiller sieht die beabsichtigte Heirat, die Gründung einer Häuslichkeit als eine Rettung von der Hypochondrie und Überspannung der letzten Jahre an. Schmerzlich sehnt er sich aus der aufreibenden Unruhe der letzten Jahre endlich nach gleichförmiger Zufriedenheit, wie sie ihm auch die Freundschaft nicht zu geben vermocht hat. Er berührt seine tragische Veranlagung, sich durch Reflexion um den Genuss all seiner menschlichen Verbindungen bringen zu müssen. Er hofft viel von der Ehe; die häuslichen Empfindungen werden, wie er meint, auch sein Freundschaftsgefühl steigern. Vorläufig aber sind selbst die Freunde nicht im stande, ihm Rat in seinen Krisen zu geben; sie sollen in Zukunft nur seine fertigen Entscheidungen hören. Am Schluss ein Urteil über Hubers „Heimliches Gericht". 10. Volkstädt, 29. Juli 1788: Die Erkältung zwischen den Freunden nimmt zu. Schiller schreibt bittere Worte über das Los des Schriftstellers; dennoch ist es und bleibt es sein Los. Aber dem Freunde widerrät er rücksichtslos, von der Feder leben zu wollen. „Mit deinem Kopfe würden sich tausend andere unabhängig zu erhalten wissen, aber schwerlich mit deinem Fleisse und bey deinen Bedürfnissen." Über den Wert der Jugendfreundschaften von der Militärakademie her. Schillers Urteil über Heinse; er vergleicht ihn mit Goethe, „der nunmehr wieder in Weimar taglöhnert". Hubers „Heimliches Gericht" hat viel Beifall gefunden; hie und da, z. B. in Schubarts Deutscher Chronik, gilt Schiller als der Vf. Von den Reizen des Volkstädter Aufenthalts weiss Schiller manches zu sagen, aber der Refrain bleibt: „Glücklich bin ich freilich nicht". Am Schluss wieder ein elegisches Wort über die Auflösung ihres Freundschaftsbundes. 11. Weimar, 2. Jan. 1789: Noch einmal überblickt Schiller sein ehemaliges und jetziges Verhältnis zu Huber, dann geht er zur Schilderung seiner letzten Erlebnisse über. Das Amt in Jena sieht er von vornherein nur als eine Übergangsbeschäftigung an, ebenso wie das Studium der Geschichte. Plan für die Ausgabe der historischen Memoires und für ein Sommerkolleg über den niederländischen Aufstand. 12. Jena, 24. Nov. 1789: Belanglos. 13. Jena, 23. Aug. 1790: Ein halbes Jahr nach seiner Verheiratung schreibt Schiller herzlicher als in den letzten Jahren. Eheliches Glück. Hubers schriftstellerische Erfolge: Sakontala, Heimliches Gericht. 14. Jena, 30. Sept. 1790: Der alte freundschaftliche Ton hat sich wieder eingestellt. Schiller fühlt sich so zufrieden, wie er es „ohne vollkommene Unabhängigkeit des Geistes" sein kann, und berichtet über die Arbeit an der Geschichte des 30jährigen Krieges, so weit sie hinter ihm liegt, über die Beschäftigung mit einer Theorie des Trauerspiels und mit einem Winterkolleg über Europäische Staatengeschichte. Schillers eigenes Urteil über Hubers „Heimliches Gericht" ist strenger geworden, weder die Wahl des Stoffes, noch die Architektonik, weder die Charakteristik, noch der wortreiche Dialog können ihm mehr genügen. Es öffentlich zu recensieren lehnt er ab. 15. Jena, 29. Nov. 1790: Pläne für ein Wiedersehen. Erkundigungen nach dem Historiker Johannes Müller, nach Heinse, dem Historiker Nikolaus Voigt, Vf. der Europäischen Republik, und dem „Vetter" Schiller, alles, wie man zwischen den Zeilen liest, in Erwägung der Übersiedelung nach Mainz. 16. Jena, 10. Dec. 1790: Schiller formuliert, unter Vergleichung mit den Jenaer Verhältnissen, seine materiellen Forderungen für die Annahme einer philosophischen Professur in Mainz. Er würde Jena ungern verlassen, wegen der Trennung von der Familie seiner Frau, von Dalberg in Erfurt und von Karl August, „meinem Herzog, der mich wirklich liebt". (17. Karlsbad, 11. Juli 1791: Charlotte an Huber: Schiller ist noch sehr leidend. Deshalb Schonung nötig. Bitte um einen Beitrag Hubers zu Göschens historischem Kalender.) 18. Jena, 15. März 1793: Kurzes Billet. Die Wirren mit Forsters Frau sind hereingebrochen. Schiller fordert von Huber die Briefe von Dora Stock zurück. 19. Ludwigsburg in Schwaben, 11. Nov. 1793: Rein geschäftlich. Kein Wort über Hubers Verbindung mit Therese Forster, die Geschichte, die ihm immer „ekelhafter" wurde. Wenn Huber von Neufchatel nach Tübingen übersiedeln will, so will ihn Schiller an Professor Abel empfehlen. 20. Jena, 10. Febr. 1796: Der letzte Brief, aus dem Jahre der Xenien, die den Bruch unheilbar machten. Handelt nur von den möglichen Aussichten eines Herrn Sandoz, eines Emigrierten, der mit Huber befreundet war. — Auch der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe hat eine Vermehrung erhalten. Bisher bot die vollständigste Sammlung Vollmers 999 Nummern, die neue Cottasche, die Muncker[28]) herausgab, zählt 1004. Hinzu-

---

Huber. Mitteilung aus d. J. G. Cottaschen Arch.: AZg[B]. N. 63, 67, 71, 73. — 28) Briefwechsel zwischen Schiller u. Goethe.

gekommen sind die folgenden (nach der neuen Zählung): 1. N. 108. Goethe an Schiller, Eisenach, 13. Okt. 1795: Eine kurze Mitteilung über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz. Die Uebersetzung von dem „Versuch über die Dichtungen" der Madame de Staël ist fertig. 2. N. 737. Goethe an Schiller (GJb. 11, S. 77), 11. Apr. 1800: Kleines Billet. Angeregt durch einen Brief von Cotta, hat Goethe sich wieder an den Faust gemacht. 3. N. 872. Schiller an Goethe, Weimar, 11. Aug. 1802: Schiller als Mittler zwischen Goethe und Cotta. 4. N. 947. Schiller an Goethe, [24. Jan. 1804]: Vgl. N. 29. 5. N. 967. Schiller an Goethe, Weimar, 16. Juni 1804: Ein beklagenswertes Zeugnis der drückenden finanziellen Verhältnisse, in denen sich Schiller noch ein Jahr vor seinem Tode befand. Er hofft von der Gnade des Herzogs Aufbesserung seines Gehaltes. Der Brief N. 809 neuer Zählung, Oberrossla, 6. Apr. 1801, muss nach GJb. 9, S. 240 datiert werden: 6. März 1800. — Noch einiges Ungedruckte hat Muncker[29]) in der von König Ludwig I. von Bayern hinterlassenen Familien-Fideikommiss-Bibliothek gefunden. Von diesen Schriftstücken ist eine Hs. der „Lila" inzwischen im 12. Bande der Weimarer Goethe-Ausgabe verwertet worden. Auch die kleinen Goetheschen Gedichtfragmente bieten nichts Neues. Wohl aber erhält die Korrespondenz zwischen Goethe und Schiller eine Vermehrung durch ein freundschaftliches Billet Schillers, das nach Goethes beigefügter Notiz in den Jan. 1804 gehört und von M. genauer auf den 24. Jan. 1804 abends gesetzt wird, als Antwort auf N. 943 der Vollmerschen Ausgabe des Briefwechsels. Schiller sieht sich durch Unwohlsein in der Arbeit am „Tell" gehemmt, freut sich aber der Förderung, die ihm der Verkehr mit dem damals in Weimar sich aufhaltenden Johannes von Müller in Aussicht stellt. Endlich gedenkt er einer [anonymen] Recension der „Natürlichen Tochter" in der Hallischen [ehemals Jenaischen] Litteratur-Zeitung. Gleichfalls ungedruckt ist das dort mitgeteilte Konzept eines Schreibens Goethes an Karl August. Er berichtet am 27. Sept. 1826 über die Feier, bei der auf der Weimarer Bibliothek am 17. Sept. Schillers Schädel in das Piedestal der Danneckerschen Büste eingefügt worden war. — Ich reihe hier schliesslich einen Brief von Lotte an den Meininger Schwager Reinwald vom 1. Febr. 1796 ein, von dem Geiger[30]) erzählte. Mit gutem Humor und Zartfühligkeit gegen die empfindlichen Verwandten schreibt sie von Schillers angestrengtem Arbeiten an den Horen und von Reinwalds kümmerlichem Beitrag zu dem letzten Musen-Almanach. Von ihren Kindern und dem wenigen Hausbesuch, den sie empfangen können, erzählt sie anschaulich, wobei freilich der regelmässigste Gast wie immer der Katarrh oder eine sonstige Krankheit ist. —

Unter den populären Gesamtausgaben der Werke[31-32]) ist sehr zu empfehlen die Trenkelsche. Sind auch die Einleitungen von A. Richter[33]) nur sehr knapp gehalten und nicht ganz von Irrtümern frei, so ist der Text doch von anerkennenswerter Vollständigkeit und Zuverlässigkeit. Über die Anordnung der Gedichte lässt sich streiten; hier bietet gerade Schiller Schwierigkeiten, die wohl niemals rein zu lösen sind. Will man, wie R. es thut, eine Einteilung nach dem Inhalt vornehmen, dann ergeben sich leicht allzuviele Gruppen, von denen keine besonders umfänglich ist; und ein ungesichteter Rest bleibt dennoch übrig. Nachahmenswert ist jedoch das Verfahren, dem Leser schon durch das Aeussere des Druckes das Verständnis zu erleichtern: so sind z. B. in Schillers überarbeiteten Gedichten die später beseitigten Strophen durch kleinere Schrift kenntlich gemacht, und bei den Xenien hebt schon das Inhaltsverzeichnis durch kleine Trennungsstriche die Disposition des Ganzen hervor. Die Dramen sind historisch angeordnet, die „Räuber" und „Fiesko" in der ersten, „Don Carlos" in der letzten Fassung gedruckt; von den dramatischen Entwürfen werden nur die umfänglichsten, von den historischen und philosophischen Schriften wird alles Wichtige mitgeteilt. —

Die Prosaschriften[34-37]) Schillers in ihrem Zusammenhange (mit Ausschluss der historischen Werke) beleuchtet Kuno Fischer[38]) in einem vortrefflichen Buche. Es

---

Mit Einl. v. F. Muncker. 4 Bde. (= Cottasche Bibl. d. Weltlitt.) Stuttgart, Cotta. 236, 224, 278, 270 S. M. 4,00. — **29**) (IV 8b : 14a.) — **30**) L. Geiger, Aus d. Schillerschen Hause: BLU. S. 561/2. — **31**) × F. Schillers Werke. Mit 740 Illustr. in Holzschn. u. 11 Lichtdr. nach Zeichn. u. Gemälden erster dtsch. Künstler. Nebst e. Heliograv. nach Danneckers Schillerbüste u. e. Lebensabriss. Her. v. J. G. Fis her. 5. Aufl. In 65 Lfgn. Stuttgart, Verlags-Anst. à M. 0,50. |[O. W.: N&S. 63, S. 268-70.]| (In d. Illustr. wesentlich gegen frühere Aufl. verbess.) — **32**) × E. Hausknecht, Schiller translations: MLN. 7, S. 30. — **33**) Schillers Werke. Mit Einl. v. A. Richter u. e. Lebensabriss d. Dichters v. O. v. Leixner. 6 Bde. Berlin, Trenkel. LXV, 690 S.; LXIII, 536 S.; V, 808 S.; XXII, 621 S.; XVI, 799 S.; XVI, 655 S. M. 16,00. — **34**) × id., Gesch. d. dreissigj. Krieges. Buch III. With introd. and notes by K. H. Breul. (= Pitt Press Series.) Cambridge, Univ.-Press. XXXII, 194 S. Sh. 3,00. — **35**) × F. Montargis, L'Esthétique de Schiller. Paris, Alcan. 226 S. Fr. 4,00. (Führt nicht über Tomaschek u. Ueberweg hinaus.) — **36**) × K. Menge, G. Zimmermann, Versuch e. Schillerschen Aesthetik: Gymn. 10, S. 11/3. (Vgl. JBL 1890 I 3 : 15.) — **37**) × F. Kummer, W. Deike, Schillers Ansichten über tragische Kunst verglichen mit denen d. Aristoteles: BLU. S. 331/3. (Vgl. JBL. 1891 I 3 : 13; IV 10 : 63.) — **38**) K. Fischer, Schiller als Philosoph. 2. neubearb. u. verm. Aufl. In 2 Büchern. (= Schiller-Schriften, 2. Reihe.

giebt sich auf dem Titelblatt zwar als eine zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage, führt auch den gleichen Titel wie der Vortrag aus dem J. 1858, ist aber in der That ein ganz neues Werk. Was ich im vorigen Jahre (vgl. JBL. 1891 IV 10 : 8) über F.s Darstellungsweise im allgemeinen gesagt habe, halte ich auch für diese Schrift aufrecht, die uns, indem sie die philosophischen Selbstbekenntnisse behandelt, die notwendige Ergänzung zu den poetischen giebt. Hatte der ursprüngliche „Vortrag" nur die philosophische Periode Schillers im engeren Sinne (1789—96) umspannt und die vorkantische Zeit lediglich im Rückblick, Kap. III, gestreift, so giebt jetzt die ausgeführte Abhandlung beiden Teilen ihr Recht: das erste Buch orientiert über die Jugendzeit, 1779—89, das zweite über die akademische Zeit 1789—96. Hatte der „Vortrag" mehr systematisierend die ästhetisch-philosophischen Schriften Schillers zusammengefasst, so hält F. nun in der Neubearbeitung die historisch-kritische Methode für die einzige, die uns volle Klarheit schafft. Schon in den „Bekenntnissen" musste sich der Vf. mehrfach auf das philosophische Gebiet hinüber begeben: S. 42/3 bei Gelegenheit der philosophischen Briefe, S. 44 bei Feststellung des Einflusses Adam Fergusons und öfter. Hier nun gehen die zerstreuten Einzelheiten in dem grossen Gesamtbild auf. Ein Überblick über die Verbreitung der Leibniz-Wolffschen Philosophie in Württemberg bereitet auf die Darlegung von Schillers philosophischem Jugendunterricht und auf die Analyse seiner frühesten Abhandlungen vor. Alles zielt schon in diesen Abschnitten von Anbeginn auf das letzte Bekenntnis aus Schillers Wanderjahren, auf die „Künstler". Unmittelbar dort, wo die „Philosophie der Physiologie" abbricht, setzt die Dissertation „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" ein, bei der Frage nach der Bedeutung der ästhetischen Gefühle in unserem Seelenleben. Ergänzend zu F.s früherem Buche wiederholt sich der Nachweis für die ursprünglich tragische Veranlagung Schillers. Interessant und auch plausibel erscheint mir S. 55 die Stelle, wo F. einen Zusammenhang der zweiten Schillerschen Dissertation mit Lessings fingierter Annahme einer Seelenwanderung in der „Erziehung des Menschengeschlechts" vermutet. Die Theosophie, die manche Forscher noch der Stuttgarter Periode zurechnen, will F. erst in die Anfänge des Dresdener Aufenthalts setzen. Ich glaube doch, dass der Kern alt und nur die Posa-Ideen spätere Interpolationen sind; das Ganze ist ein überarbeiteter Jugendaufsatz. Die beiden Raphael-Briefe beurteilt F. richtig: nur der zweite rührt von Körner her; Kant tritt damit in den Gesichtskreis Schillers, der Uebergang von der metaphysischen Dichtung zur kritischen Philosophie kündet sich an. Eines aber bleibt in allem Wandel: die innige Verschmelzung von Phantasie und Spekulation bei Schiller. Zu jeder Zeit zeigt sich seine Philosophie am liebsten im Gewande der Dichtung; „ein solches Gedicht wie ‚die Künstler' musste sein". Ein aufgegebenes Motiv aus dem Julius-Raphael-Roman, die Freigeisterei als Durchgangsstadium in der Entwicklung des Julius, leitet zum „Geisterseher" über, den F. ausgezeichnet analysiert. Die Modelle, Karl Alexander von Württemberg u. a., Vorzüge und Mängel der Erfindung, die Anlage, die manche Analogie zum „Don Carlos" aufweist, — alles findet verdiente Beachtung. Vom „philosophischen Gespräch" gehört, wie schon Körner erkannte, streng genommen nur der erste Teil, in dem der Prinz seine (nach F.s Bezeichnung „frivole") Freigeisterei entwickelt, zum Roman; der zweite Teil ist nicht aus des Prinzen, sondern aus des Dichters Seele gesprochen und handelt von einer ganz anderen Art, nämlich einer moralischen Freigeisterei, die F. lieber als Geistesfreiheit bezeichnen möchte. Durch alle diese Werke zieht sich als roter Faden die „Kunstidee" nach Schillers Bezeichnung hindurch, d. h. die Auffassung der Welt als eines göttlichen Kunstwerks. Sie leitet zuletzt zu dem Gedicht „Die Künstler" hinüber, dessen Thema die Bedeutung und Entwicklung der Kunst in der Menschheit, und dessen Form Lehrgedicht und Hymnus zugleich ist. Zwischen der ersten und zweiten Ausführung (d. h. zwischen dem 12. Jan. und 12. Febr. 1789) liegt die Abfassung des „philosophischen Gesprächs" im „Geisterseher". Von dieser chronologischen Betrachtung ausgehend, erzählt F. die Entstehungsgeschichte des Gedichts und beweist von neuem durch sein Beispiel, wie aufhellend historische Betrachtung für das Verständnis eines rätselvollen Kunstwerks ist. Nur so ist der Anteil Wielands und Moritz an den „Künstlern" annähernd zu begrenzen. Auf einen vollständigen Kommentar hat es F. natürlich nicht abgesehen; auf manche Perspektive aber weist er doch im Vorbeigehen hin. Eine eingehende Untersuchung wünscht er über die Frage, wie sich Schiller in den verschiedenen Epochen als Dichter und als Philosoph zu dem Unsterblichkeitsglauben verhalten habe. Wohl abgewogen

---

N. 3/4.) Heidelberg, Winter. 396 S. M. 6,00. |[F. Meyer v. Waldeck: AZg[B]. N. 27 (vgl. 1891. N. 229); W.: HambCorr[B]. N. 12; —e—: ib. N. 23; DZg. N. 7073; M. Groeben: BLU. S. 164/6, 554; M. Koch: BFDH. 8, S. 292/3; Grenzb. 1, S. 256;

ist das Mass von Lob und Tadel, das F. den „Künstlern“ zu teil werden lässt; nicht als ein Schillersches Gedicht schlechthin, sondern als eine Verkündigung seiner künstlerischen Mission muss man es betrachten. Der zweite Teil des F.schen Buches deckt sich inhaltlich mit dem ursprünglichen Vortrag, nur dass der Vf. auch hier überall Entwicklung erblicken lässt, wo er früher nur Resultate zeigte. Den leitenden Gedanken spricht er S. 37 aus. Schiller hat Kants Kritik der Urteilskraft gelesen; die Lehre vom Erhabenen hat alte eigene Ideen in ihm erweckt. Und von diesem Punkt aus erobert und erweitert er die Kantsche Philosophie. „Es giebt einen objektiven Charakter des Erhabenen; es wird auch einen objektiven Charakter des Schönen geben müssen, von dem die Kritik der Urteilskraft nichts enthielt. Hier lag der Punkt, wo Schiller über Kant hinausging.“ Nun folgen die feinen klaren Analysen der Schillerschen Abhandlungen, aus denen die volle Konsequenz seines Denkens hervorleuchtet, und die hier natürlich nicht wiederholt werden können. Gern wendet sich F. dabei zu den Erörterungen seiner früheren Schrift über die Selbstbekenntnisse Schillers zurück; er knüpft wieder an die Vorliebe des jungen Dichters für die Bilder des Todes an und zeigt, wie die Kantsche Philosophie geholfen hat, den Pessimismus von Schillers Frühzeit aufzuheben. Aber immer bleibt auch in F.s Darstellung die philosophische Beschäftigung für Schiller nur Durchgangsstadium von der Kunst zur Kunst zurück. Eine grosse Wandlung geht dabei in dem Dichter vor sich, die F. wiederum rechtzeitig enthüllt; ein Stück Weges geht Schiller mit Kant, ja, er stützt sich anfangs auf den Alten. Aber dann lenkt er auf eigene Wege ab; und indem er das thut, nähert er sich Goethe. Der Nachweis dieser Wandlung ist auch so ein Leitmotiv, das besonders im letzten Viertel des F.schen Buches mehrfach wiederkehrt. Schon bei dem Aufsatz über Anmut und Würde kündet es sich an. Aber erst in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung laufen alle die verschiedenen Entwicklungsreihen zusammen. Der Dichter hat den Philosophen überwunden. Die Vereinigung mit Goethe hat das letzte gethan, ihn der Kunst wiederzugeben. Um die steten Beziehungen von Schillers Philosophie zu seiner künstlerischen Thätigkeit zu zeigen, hat F. so oft als möglich auf die Niederschläge aus den philosophischen Studien hingewiesen, die sich in den Gedichten, besonders den Xenien und Votivtafeln finden. Und wie er ans Ende der ersten Periode die „Künstler“ gestellt hat, so behandelt er am Schluss der zweiten „Das Ideal und das Leben“. An Einzelheiten hebe ich nur hervor: Die zweite Abhandlung über das Erhabene, die erst 1801 veröffentlicht worden ist, möchte F. der Entstehungszeit nach nicht allzu weit von der ersten (1793) entfernen, weil schon 1795 eine Prosastelle jenes späteren Aufsatzes als Vorstufe für das Epigramm „Schön und Erhaben“ gedient hat. Der Beweis ist nicht völlig überzeugend. Wir ersehen aus Schillers Nachlass, dass er bei seiner Arbeit grössere, oft sorgfältig stilisierte Skizzen anfertigte, um sie später zu verwerten. Auch die Urform jenes Epigramms mag solch eine losgelöste Skizze gewesen sein. Wäre der Aufsatz selbst schon 1793 oder 1795 gerundet und abgeschlossen gewesen, so hätte Schiller bei seinem gelegentlichen Manuskriptmangel ihn wohl nicht bis 1801 im Pult behalten. Der Tadel, den F. (S. 285/6) gegen Michelsen, den Herausgeber des Urtextes der Briefe über ästhetische Erziehung, ausspricht, ist nicht mehr zeitgemäss. Denn die gerügten Fehler sind in der Buchausgabe (1876), die F. nicht zu kennen scheint, längst verbessert worden. — Unter dem Gesamttitel „Kritisch-Exegetisches zu Schiller und Goethe“ hat Kettner[39]) zu einzelnen Stellen Erläuterungen gegeben, die ich bei den betreffenden Werken einreihe. Hier kommt zunächst die Vermutung in Betracht, dass Schiller die Allegorie vom Gürtel der Venus im Beginn der Abhandlung „Über Anmut und Würde“ Winckelmann verdanke, sowie der Hinweis, dass am Schluss desselben Aufsatzes die Ausführungen über das Verhältnis der Liebenden zu einander auf Platos Symposion beruhen. —

Zu den Gedichten[40-43]) sind nur geringfügige Erklärungsversuche erschienen. Ueber das fünfte Bändchen von Düntzers[44]) Erläuterungen muss ich dasselbe wiederholen wie im vergangenen Jahr (vgl. JBL. 1891 IV 10 : 46). Ein grosser würdiger Kommentar, der jedes Gedicht für sich historisch und ästhetisch erklärt, daneben aber auch den Zu-

---

J. E. Wackernell: ADA. 18, S. 272/6; M. Kronenberg: NatZg. N. 161.]| — **39**) (IV 8c : 29a.) — **40**) × (IV 8c : 2.) — **41**) × (IV 8c : 1.) — **42**) × F. Schiller, Poésies lyriques. Avec notes et notices par L. Schmitt. 5. éd. Paris, Delagrave. VIII, 53 S. Fr. 0,75. (Ausw.: D. populärsten Balladen, d. Lied v. d. Glocke u. wenige Lyrika [s. o. IV 6 : 17; 8c : 3].) — **43**) × Ziller, S. Neide, W. v. Humboldt als Richter u. Ratgeber bei Schillers lyrischen Gedichten: NJbbPh. 146, S. 159-60. (Vgl. JBL. 1891 IV 10 : 47; Z. glaubt, dass d. Neideschen Progrr. für d. Schulunterr. v. Wert sein könnten.) — **44**) H. Düntzer, Schillers lyrische Gedichte, erl. IV. D. Gedichte d. 3. Periode. 1. 3., neu durchges. Aufl. (= Erläuterungen zu d. dtsch. Klassikern. 3. Abt.; Erläuterungen zu Schillers Werken. N. 11.) Leipzig, Wartig. 150 S.

sammenhang aller Schillerschen Dichtungen unter einander berücksichtigt, fehlt bis heute.[45-47]) — Parallelstellen mitzuteilen, die aus dem Zusammenhang gerissen sind, ist immer ein misslich Ding, weil sich leicht übereilte Schlüsse an sie knüpfen. Wo das nicht geschieht, sind sie stets willkommen. Für Schiller giebt es schon eine ganze Reihe von Beispielen, in denen sich zeigt, wie oft ein blosser Klang aus fremden Dichtungen, unabhängig vom Sinn, ihm im Ohre blieb und sich später in seine Werke eindrängte. Kettners[48]) Nachweis von Reminiscenzen aus Wielands Dichtungen im „Grafen von Habsburg“ usw. vermehrt die älteren Belege, ohne voreilige Folgerungen zu ziehen.[49-50]) — Ein Beispiel, wie man nicht kommentieren soll, gewährt eine Schrift von Thikötter[51]). Er hat sich bei der Beurteilung von „Ideal und Leben“ selbst die Unbefangenheit des Urteils genommen, weil er niemals sich begnügt, den Dichter so zu nehmen, wie er sich giebt. Für Th. ist die „mythologische Form“ des Gedichts nur ein Zierat, eine Hülle, durch die sich der Dichter unkenntlich gemacht hat. Wie innig diese Form mit dem Wesen Schillers und mit dem Inhalt dieses Gedichtes verwachsen ist, ahnt der Erklärer nicht, und darum ist sein Bemühen, hinter der Hülle so etwas wie ein positives Christentum Schillers zu erweisen, völlig fruchtlos. Kein Wunder, dass bei solcher Verkennung der „Form“ die ganze Arbeit formlos geworden ist, indem sie unentschieden zwischen gesprochenem Vortrag und gedruckter Abhandlung hin und her schwankt.[52-53]) — Mit Scharfsinn rekonstruiert Düntzer[54]) eine ältere Lesart aus der „Macht des Gesanges“. Ist auch das Resultat winzig genug, so giebt es doch einen Beitrag zu Schillers Sorgfalt im Ausfeilen seiner Gedichte und Humboldts Hülfe bei dieser Arbeit. — Zu den Versen 91—94 der „Melancholie an Laura“ hat Kettner[55]) die einzig richtige Deutung gegeben; „die kühnste Harmonie“ ist Subjekt, der Sinn ist: „das kühne wilde Spiel zersprengt die Saiten.“ Ebenso behält K. gegen Weltrich Recht bei der Auslegung der Verse 114—119: die „Schatten“ sind die Gestalten der Bühne, die durch das Fallen des Vorhangs plötzlich den Augen entrückt werden. In der „Nänie“ (1799) hat K. wieder ein paar „mechanische Reminiscenzen“ und zwar an die Schlussverse der 7. und 8. Elegie von Goethe entdeckt. Auch ist es möglich, dass man in V. 150 des „Siegesfestes“: „Rauch ist alles irdsche Wesen“ eine unwillkürliche Anlehnung an Uz zu erblicken hat, der ja ein Lieblingsdichter Schillers in der Jugend war. — In dem Streit um die zweite Strophe des Gedichts „Die Worte des Glaubens“ haben weder Schrader[56]) noch Mentz[57]) Recht. Schiller sagt: geistig frei kann jeder Mensch sein und ist es von Natur; nur wer wie der Pöbel die Freiheit roh und äusserlich auffasst und wer sie missbraucht, d. h. gewaltsam seine äusserliche Unfreiheit sprengt, ist faktisch unfrei. Darum braucht ihr nie vor einem wirklich freien Menschen zu zittern, auch nicht vor dem Sklaven, der selbst in Ketten frei bleiben kann. Wohl aber erzittert vor demjenigen Sklaven, der seine Kette bricht.[58]) —

Nachdem Bellermann sein Werk über die Dramen[59-60]) Schillers zum Abschluss gebracht hat (vgl. JBL. 1891 IV 10:87), werden wir wohl eine allgemeine grössere Darstellung erst wieder bei Minor zu erwarten und inzwischen nur Einzelbeiträge zu verzeichnen haben. Zusammenfassungen kleinerer Gruppen begegnen uns freilich. Litzmann[61]) beabsichtigte, die frühesten Dramen mit Rücksicht darauf zu betrachten, „was die lebendige Berührung mit der Bühne für den jungen Schiller und seinen dramatischen Entwicklungsgang bedeutete“. Gewiss ein lohnendes Beginnen. Aber der Gedanke erwies sich nicht einmal für die „Räuber“ recht fruchtbar; es fehlen die Zeugnisse. Und L. giebt es darum auch schon bald auf, den Einfluss der Bühne im einzelnen nachzuweisen. —

M. 1,00. — 45) × R. Sprenger, Zu Schillers Lied v. d. Glocke: ZDU. 6, S. 656. (Weist auf d. alten Brauch d. wirklichen Glockentaufe mit Paten hin.) — 46) × Schiller et Bürger, Le chant de la cloche et Lénore, trad. en vers équimétriques et équirhythmiques par Ed. Peoch. Préf. de M. L. de Fourcaud. Paris, Hinrichsen. XV, 56 S. Fr. 1,50. — 47) × A. Jahn, Erläuterungen zu Max Bruchs d. Lied v. d. Glocke [Gedicht v. Schiller]. Mit Notenbeispielen. (= D. Konzertbegleiter [I].) Leipzig, Reinboth. 23 S. M. 0,40. — 48) G. Kettner, Zu Schillers „Graf v. Habsburg“: VLG. 5, S. 144/5. — 49) × Fromme, D. Graf v. Habsburg u. d. Sängers Fluch: ZDU. 6, S. 48-50. (Als Thema zu e. dtsch. Aufsatz behandelt; s. u. IV 10 : 95.) — 50) × D. Handschubk. Frei nach Schillern ins reenste Deitsch ibbertragen v. ä gemiedhlichen Sachsen. (= Säksche Boesien. N. 2.) Leipzig, Vormeyer. 4 S. M. 0,25. — 51) (IV 5 : 50a.) — 52) × K. Krüger, Zu Schillers „Kampf mit d. Drachen“: ZDU. 6, S. 352/7. — 53) × May-Neisse, Zu Schillers „Kampf mit d. Drachen“: ib. S. 357. — 54) H. Düntzer, Aeltere Lesarten in Schillers „Macht d. Gesanges: VLG. 5, S. 491/2. — 55) (S. o. N. 39.) — 56) H. Schrader, Zu Schillers Gedicht: D. Worte d. Glaubens: ZDS. 5, S. 104/8. — 57) F. Mentz, Zu Schillers Gedicht: „D. Worte d. Glaubens“: ib. S. 16/7. — 58) × Erich Schmidt, Über d. im Goethe- u. Schiller-arch. neu aufgefundenen Xenien. Vortr. geh. am 20. Jan. in d. Ges. für dtsch. Litt. zu Berlin. Ref. (v. A. Fresenius): DLZ. S. 170/1. — 59) × L. Bellermann, Schillers Dramen. (Vgl. JBL. 1891 IV 10 : 87.) |[C.: LCBl. S. 1582; M. Groeben: BLU. S. 166/7; ν.: DRs. 73, S. 475; SchwäbKron. 7. Mai; H. F. Müller: ZGymn. 26, S. 555/7; R. Lehmann: NatZg. N. 286; H. Fischer: NZürcherZg. N. 12.]| — 60) × W. Ribbeck, Schiller u. d. Schicksals-Idee: PrJbb. 70, S. 186-97. (D. Aufsatz, d. nichts Neues bringt, ist auch deshalb überflüssig geworden, weil d. z. Ausgang dienende, in seiner Allgemeinheit allerdings anfechtbare Satz aus Kuno Fischers Schrift „Schiller als Philosoph“, d. R. widerlegen will, in d. 2. Aufl. getilgt ist.) — 61) B. Litzmann, Z. Feier v. Schillers Geburtstag. Aus Schillers dramat. Lehrjahren. (8. Nov.

Zur Entstehungsgeschichte der „Räuber“[62]) teilt Lepsius[63]) einen Beitrag mit, dessen Richtigkeit und Herkunft mir unkontrollierbar ist. Er meint, dass das Schicksal des alten Moor, die Gefangenschaft bei Wasser und Brot, ein Motiv aus dem Leben des Alchymisten Karl Anton von Sickingen, des Vaters des berühmten Chemikers Karl Heinrich von Sickingen, sei, und beruft sich auf eine Lokaltradition aus der Nähe von Lorch, wohlverstanden: Lorch im Rheingau, denn die dort gelegene Sauerburg im Sauerthal gehörte den Sickingen. Sollte hier wohl irgendwo eine Verwechslung mit dem schwäbischen Lorch vorliegen? — Einen weiteren kleinen Beitrag zu den „Räubern“ verdanken wir Kettner[64]). Er weiss vortrefflich die höhnische Bemerkung Spiegelbergs (I, 2) „das ist ja recht Alexandrinisch geflennt“ zu deuten: die Schulbuben greinen über die Siege des Scipio, wie weiland Alexander bei den Siegen seines Vaters. Ob aber der „dreispitzige“ Degen Kosinskys (III, 2) ein dreischneidiger sein soll, ist mir fraglich. Jede grössere Waffensammlung besitzt Dolche und Degen, deren Spitze erst in der Wunde durch den Druck einer Feder sich in drei Teile zerspaltet und dadurch mörderische Verheerung anrichtet. Solch eine Waffe mag Schiller wohl gesehen haben. —

Zu dem Motiv der Verkleidung und des Todes der Leonore im fünften Aufzug des „Fiesko“ erinnert Kettner[64a]) in demselben Aufsatz an die Episode von Comal und Galbina bei Ossian und an Cephalus und Procris. Der Hinweis überzeugt nicht. Aber feinfühlig ist die Erklärung der Romano-Scene (II, 17) und (aus der ganzen Scene heraus) der Worte „das Licht des Genies bekam weniger Fett als das Licht des Lebens“. — Mit dem „Fiesko“ setzt auch Elisabeth Mentzel[65]) ihre im vorigen Jahre begonnenen Studien über die ersten Frankfurter Schiller-Aufführungen fort (vgl. JBL. 1891 IV 5 : 71). Sie sind so interessant und lehrreich wie die früheren; nur ist Frau M. in ihren Vermutungen über den Inhalt verlorener Briefe bisweilen zuversichtlicher, als es die strenge Wissenschaftlichkeit zulässt. Was Dalberg für die „Räuber“ gewesen, wurde Grossmann für den „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“. Hatte er die Bedeutung von Schillers erstem Drama für die Bühne nicht rechtzeitig erkannt, so beeilte er sich, das republikanische Trauerspiel gleich nach dem Erscheinen aufzuführen. Selbst die Weigerung der Madame Fiala gegen die Rolle der Julia Imperiali war kein ernstes Hindernis. Am 20. Juli 1783 wurde das Stück in Köln zum ersten Mal gegeben, trotz der maschinellen Schwierigkeiten, die es bot. Der Erfolg scheint nicht gross gewesen zu sein; und darum bringt Grossmann in Frankfurt das Drama erst nach Ablauf der Herbstmesse, am 8. Okt. 1783 zur ersten Darstellung. Frau M. sucht wahrscheinlich zu machen, dass Schiller diese Aufführung besucht habe; die Möglichkeit ist zuzugeben. Dann würden diese Frankfurter Erfahrungen der eigenen Bühnenbearbeitung seines Stückes zu Gute gekommen sein; und es gewinnt durch diese ganze Kombination auch die Anzeige Schillers vom 12. Okt. 1783 eine bessere Erklärung als bisher. Die Bühnenbearbeitung hat gleichfalls nach der Mannheimer die Grossmannsche Truppe zuerst aufgeführt, und Schiller hat die Frankfurter Darstellung vom 26. April 1784 sicher gesehen. Aber nachhaltigen Eindruck scheint auch diese Neuerung nicht gemacht zu haben; jedesfalls ist die Beobachtung der Frau M. bemerkenswert, dass man in dem unabhängig-stolzen Frankfurt die ursprüngliche Form des republikanischen Trauerspiels jederzeit lieber gesehen hat als die spätere Ueberarbeitung. —

Vor dem Abschnitt über „Kabale und Liebe“ in demselben Aufsatz fügt Frau Mentzel[65a]) die Biographie des Mannes ein, der für dieses Drama und überhaupt für die Frankfurter Theatergeschichte von grosser Bedeutung gewesen ist: des Schauspieldirektors Gustav Friedrich Wilhelm Grossmann. Da sie das vorhandene Material vollständig beherrscht und durch Frankfurter Archivalien noch ergänzt, so ist ihre Skizze recht lebensvoll geworden. Bisweilen nimmt sie den Ton einer Rettung an. Das Verzeichnis der Werke Grossmanns (S. 85) und das Verzeichnis bei Goedeke ergänzen sich gegenseitig. Als eines der grössten Verdienste dieses rührigen Mannes rühmt Frau M. mit Recht, dass er am 13. April, dem dritten Ostertag und ersten Messtag des J. 1784, die erste Aufführung von „Kabale und Liebe“ veranstaltete. Was sich über den Charakter und Erfolg dieser Premiere und über die Aufführung vom 2. Mai, die Schiller mit ansah, ermitteln liess, stellt Frau M. zusammen. Sie sucht das harte Urteil, das Schiller bei

1891): BFDH. 8, S. 25*-41*. — **62**) × F. Schiller, Les Brigands. Drame en cinq actes. (= Bibl. nat., coll. des meilleurs auteurs anciens et modernes. N. 105.) Paris, Librairie de la bibl. nat. 16°. 183 S. Fr. 0,25. (E. mittelmässige Uebersetzung d. „Trauerspiels“, nicht d. „Schauspiels“.) — **63**) B. Lepsius, Karl Heinrich Joseph Reichsgraf v. Sickingen: ADB. 34, S. 158-60. — **64**) (S. o. N. 39.) — **64a**) (ebda.) — **65**) Elisabeth Mentzel, Schillers Jugenddramen z. 1. Mal auf d. Frankf. Bühne. Nebst Beitrr. z. Frankf. Theater- u. Musik-Gesch. v. 1784-88. 2. D. Verschwörung d. Fiesko, Kabale u. Liebe u. Don Carlos: AFrankfG. 4, S. 64-160. — **65a**) (S. o. N. 65.) — **66**) × F. Schiller, Kabale u. Liebe. E.

dieser Gelegenheit über die Grossmannsche Gesellschaft fällt, durch einen Hinweis auf die Ueberbürdung der Schauspieler und durch sonstige Erwägungen zu mildern. In der That hat Schiller sicher in seinen Briefen das Lob für Mannheim und den Tadel gegen Frankfurt aus begreiflichen Rücksichten übertrieben. — Eine umfängliche und vorzügliche Studie über „Kabale und Liebe“[66]) hat Ernst Müller[67]) verfasst. Sie vereinigt eine Reihe selbständiger Artikel, die vorher im „Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs“ erschienen waren. Im ersten Abschnitt gelingt es M. mit Hülfe reichlicher Belegstellen, nachzuweisen, dass, deutlich erkennbar für jeden Heimatsgenossen Schillers, der Fürst im Drama Karl Eugen von Württemberg, die Lady Milford Franziska von Hohenheim, der Präsident Minister Montmartin ist. Freilich hat sich der Dichter weislich gehütet, die Anspielungen gar zu deutlich zu geben, ja, er hat gelegentlich auch Züge untermischt, die nicht auf die erwähnten Urbilder passen. Auch die litterarischen Vorbilder mustert M. so eingehend, wie es nur eine Monographie gestattet; Diderot (Père de famille), Leisewitz (Julius von Tarent), Gemmingen (Deutscher Hausvater), Miller (Siegwart), Lessing (Emilia Galotti), Sophie von Laroche (Fräulein von Sternheim), Klinger (Das leidende Weib), Lenz, Maler Müller, H. L. Wagner und endlich Shakespeare — allen wird ihr Recht. Der dritte Teil, „ästhetische Betrachtung“, ist zu lang geraten. Die Analyse ist dazu da, den Bau des Stückes im denkbar kleinsten Massstab dem Leser übersichtlich vorzustellen; alles Entbehrliche muss fort bleiben, nichts Unentbehrliches darf fehlen. Dieser Forderung hat M. nicht völlig genügt. — Bei Gelegenheit der „Stricknadel“ (V, 1) Luisens erinnert Kettner[68]) an die Haarnadel der Emilia Galotti. In der That, dies Requisit vererbt sich weiter, auch bei Bürger in der „Pfarrerstochter“ trifft man es an. In der Beurteilung der „Buchstaben, die wie kalte Leichname daliegen“ (ebenfalls V, 1) hat natürlich K. gegen Düntzer Recht. —

Als der „Don Carlos“[69-73]), und zwar in der Prosa-Bearbeitung, am 16. April 1788 zum ersten Mal in Frankfurt gespielt wurde, war, wie uns Frau Mentzel[74]) erzählt, Grossmann, dem Schiller in früheren Jahren so viel verdankte, nicht mehr dort. Siegfried Gotthelf Eckhardt, genannt Koch, war der neue Theaterdirektor; er selbst spielte den Marquis Posa, und der „Don Carlos“ war das erste Stück unter seiner Leitung. Aber trotz glänzender Dekorationen und Kostümen war die Aufführung nach dem Urteil von Aloysius Wilhelm Schreiber sehr mässig. Dennoch beherrschte Schiller in diesem Jahre in der hohen Tragödie die Frankfurter Bühne unbestritten. — In der Auslegung der Stellen „Don Carlos“ V. 2403 ff. und V. 2630 ff. hat Kettner[75]) zweifellos gegenüber seinen Vorgängern das Richtige getroffen. —

Wie sich etwa die schwierige Frage nach Wallensteins[76-81]) Schuld der Meinung eines unbefangenen, nicht konfessionell beeinflussten Historikers gemäss beantworten lässt, hat Kluckhohn[82]) in einem kurz orientierenden Aufsatz ausgesprochen, dem er im wesentlichen G. Irmers dreibändige Publikation „Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631—34“ (s. o. III 1 : 16) zu Grunde legt. Die Unmöglichkeit einer allseitig zufriedenstellenden Entscheidung ist in der Natur des erhaltenen Akten-Materials begründet. Um so mehr wächst die Berechtigung des Dichters, die rätselvollen Motive und Entschlüsse und das tragische Schicksal des Generalissimus phantasievoll zu ergänzen. Und ein Triumph für Schiller ist es, dass jede neue Publikation die Beweise mehrt, wie richtig er aus unvollkommenen historischen Zeugnissen das Leben Wallensteins in vielen wichtigen Beziehungen und trotz unleugbarer Idealisierung gedeutet hat. Das hat vielleicht der Epigrammatiker Haug gemeint, als er in Leberts „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821“ folgendes Epigramm veröffentlichte, auf das Wittich[83]) (S. 213) wieder hingewiesen hat:

---

bürgerl. Trauerspiel. Illustr. v. C. Larsson. 1. Lfg. (= Illustr. Klassikerbibl. [Gratisbeil. d. Zeitschrift „Z. guten Stunde“].) Berlin, Dtsch. Verlagshaus. 32 S. M. 0,60. — **67**) Ernst Müller, Schillers Kabale u. Liebe. E. Studie. (Aus KBlGRW.) Tübingen, Fues. 98 S. M. 1,00. |[SchwäbKron. 21. März.]| — **68**) (S. o. N. 39.) — **69**) × M. Büdinger, Don Carlos Haft u. Tod. (Vgl. JBL. 1891 IV 10 : 73.) |[DR. 2, S. 256; G. Winter: BLU. S. 728-30; W. Altmann: Heimgarten 16, S 313/5; SchwäbKron. 20. Febr.]| — **70**) × J. Frank, Don Carlos in neuester Beleuchtung: Gesellschaft 8, S. 1042-52. — **71**) × D. hist. Don Carlos: HambNachr^B. N. 15. — **72**) × S. Aronius, D. Ende d. Don Carlos: DLesehalle N. 18. — **73**) × W. Hermann, E. neuentdeckter „Don Carlos“: BerlTBl. N. 602. — **74**) (S. o. N. 65.) — **75**) (S. o. N. 39.) — **76**) × J. Koller, Wallenstein. E. Skizze seines Lebens u. Wirkens. Wien, Graeser. 69 S. M. 1,00. — **77**) × B. Duhr, Wallenstein in seinem Verhältnis zu d. Jesuiten: HJb. 13, S. 80-99. — **78**) × E. Ehrenrettung Wallensteins: DAdelBl. 10, S. 826/7. — **79**) × H. Hallwich, Gestalten aus Wallensteins Umgebung. Gerhard v. Questenberg: LJb. 2, S. 21/9. — **80**) × E. Stirner, D. Museum in Eger. Pilsen, Maasch. 12°. 24 S. M. 0,40. (Handelt auch v. d. Pachelbelschen Hause, d. Lokal d. letzten Akte v. „Wallensteins Tod“, d. Schiller aus eigener Anschauung kannte.) — **81**) × K. Štětina, K dějinám kláštera kartouzského ve Valdicích. Progr. Gitschin. 53 S. — **82**) A. Kluckhohn, Z. neuesten Wallenstein-Litt.: DRs. 71, S. 434-50. — **83**) (III 1 : 16.) — **84**) × F. Schiller, The Camp of Wallenstein, transl.

„Erstünde Wallenstein, er müsste sich bequemen, — Des Schillerischen Denkart anzunehmen, — Wo nicht, sich ob dem bessern Bruder schämen.“ — An Ausgaben[84-86]) und Erläuterungen des Dramas[87-89]) hat das Jahr 1892 nur Weniges gebracht. Die Bornhakschen Schulbücher sind bekannt. Die Wallenstein-Ausgabe, durch Baumann[90]) besorgt, bringt knappe Einführungen in den historischen Stoff und die Entstehung des Dramas, enthält sich aber jeder Erläuterung von Einzelstellen. — Das Programm von Beckhaus[91]) ist polemisch gehalten und richtet sich gegen einzelne Ausführungen von Karl Werder. B. tritt der übergrossen Nachsicht bei der Beurteilung Wallensteins entgegen und nimmt andererseits Octavio Piccolomini gegen allzu arge Verketzerung in Schutz. Obwohl B. zwei Briefstellen Schillers auf seiner Seite hat („Octavio ist ein ziemlich rechtlicher Mann“ und „Wallensteins Unternehmung ist moralisch schlecht, er ist im einzelnen nie gross“), geht er doch zu weit. Und wenn man, wie es B. verlangt, den Schülern den Wallenstein bloss als Missethäter und den Octavio als korrekten Staatsdiener malt, kann man leicht durch solche Einseitigkeit die sittlichen Begriffe verwirren. — Gegen Werder ist noch ein zweiter Aufsatz gerichtet. Das allzu schroffe Urteil über das Liebespaar Max und Thekla, das er gefällt hat, sucht Hessen[92]) mit Recht zu mildern, mehr bemüht, zu erklären als zu richten. Die Verbesserungsvorschläge freilich, die H. zu der Katastrophe der Liebenden macht, sind wohl nicht ernst zu nehmen. — Eine seltsame, zwar früh schon bemerkte, dann aber wieder von den meisten Lesern übersehene, chronologische Verwirrung weist Kettner[93]) gegen Ende von „Wallensteins Tod“ nach, in der Erzählung des schwedischen Hauptmanns. Alles in diesem gewaltigen Drama ist auf Stunde und Minute ausgerechnet; Schiller war auch darin sehr genau. Der Tod des Max Piccolomini ist eben erst geschehen, spät am Abend, vielleicht zwei bis drei Stunden vor dem Bericht des Hauptmanns. Da verwirrt dieser plötzlich die Chronologie durch die Mitteilung, man habe schon am Morgen des Tages Max begraben. K. erklärt diese Inkongruenz treffend durch den Hinweis, das Theklas Frage V. 3075 nur eine Wiederholung von V. 3061 ist, und dass die dazwischen liegende Erzählung von dem Grabgeleite eine spätere Interpolation sein wird. — Über einen Vortrag von Imelmann[94]), der inzwischen gedruckt ist, kann erst in einem späteren Jahrgang berichtet werden. I. weist aus Herders Horen-Aufsatz „Das eigne Schicksal“ aus dem J. 1795 (Suphans Ausgabe Bd. 18) eine Menge Verwandtschaften mit Schillers „Wallenstein“ nach, sowohl in einzelnen Worten und Wendungen als in Gedankengängen. —

Die vierte Auflage der Erläuterungen zu „Maria Stuart“[95-98]) von Düntzer[99]) enthält, so viel ich aus Stichproben und Vergleichen mit der dritten ersehe, keine erheblichen Veränderungen. — Zu der Rede Burleighs (II, 3) trägt Kettner[100]) eine eigenartige Kombination vor. Kurz bevor der junge Schiller einen Konradin-Plan entwarf, war ein Drama über den gleichen Stoff von dem Leipziger Professor Clodius erschienen. Eine Stelle aus dieser Tragödie berührt sich wörtlich mit Burleighs Anthithese: „Ihr Leben ist dein Tod, ihr Tod dein Leben!“ Bedenkt man, wie viele Anklänge an Schillers Jugendlektüre sich in seinen spätesten Werken finden, so kann man die Vermutung einer Reminiscenz nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Ebenso darf man sich ganz den Gründen K.s gegen Daniel Jacobys Hypothese anschliessen, dass die Scene V, 10 von der Kerkerscene in Goethes „Faust“ abhängig sei. —

Sobald dieser Bericht sich der „Jungfrau von Orleans“ zuwendet, wächst die Litteratur ins Ungemessene. Johanna ist kanonisiert; Ayrolles und sein Gefolge haben

---

by Sir Theodore Martin: BlackwoodsMag. Febr. — **85**) × id., Wallenstein: Première et deuxième parties. Le camp de Wallenstein; les Piccolomini. Avec une introd. et des notes par J. Kont. Paris, Garnier frères. 12°. XL, 203 S. — **86**) × A. F., D. Wallenstein-Trilogie in Basel: NZürcherZg N. 312. (Glänzend gelungene Aufführung d. ganzen Werkes an Einem Tage; Dauer d. Vorstellung ohne erhebliche Pausen 8 Stunden.) — **87**) × Heldmann, Vortr. über Schillers Wallenstein: GüterslohérJb. S. 214-41. — **88**) [D. Sanders], Wallensteins Selbstgespräch: ZDS. 5, S. 64-71. (Enthält nur elementare sprachl. Bemerkungen; d. prosodischen Erörterungen sind oberflächlich.) — **89**) × W. Henke, Vortrr. über Plastik, Mimik und Drama. (Darin S. 189-226: Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein; s. o. I 11 : 63.) Rostock, Werther. (D. Vortr., d. sich mit Freytags Technik d. Dramas berührt, ist schon 1864 in Cottas Morgenbl. ersch.) — **90**) (I 5 : 48/9.) — **91**) H. Beckhaus, Zu Schillers Wallenstein. Progr. d. Gymn. Ostrowo. 4°. 31 S. M. 1,00. |[A. Schröter: BLU. S. 468.]| — **92**) R. Hessen, Für Max u. Thekla: DWBl. 5, S. 227/9. — **93**) (S. o. N. 39.) — **94**) J. Imelmann, Über Herders Aufsatz „D. eigene Schicksal“ u. Schillers „Wallenstein“. Vortr. geh. am 16. Dec. Ref. (v. A. Fresenius): DLZ. S. 170. — **95**) × M. Philippson, Histoire du règne de Marie Stuart. T. 2. Paris, Bouillon. 1891. 412 S. — **96**) × F. Schiller, Marie Stuart avec notes et notices par O. Briois. 4. éd. Paris, Delagrave. V, 66 S. Fr. 0,75. (Enthält, wie viele Delagravesche Ausg., nur ausgew. Scenen mit verbind. Text.) — **97**) × id., Transl. by various hands. Vol. III, containing Translations of the „Maid of Orleans“ by Ann Swanwick and „Mary Stuart“ by Mellish. London, Bell. Sh. 3,60. — **98**) × R. Foss, Bemerkungen zu Schillers Maria Stuart: ZDU. 6, S. 707-16. — **99**) H. Düntzer, Schillers Maria Stuart. Erl. 4., durchges. u. erw. Aufl. (= Erläuterungen zu d. dtsch. Klass. 3. Abt.: Erläuterungen zu Schillers Werken. N. 19-20.) Leipzig, Wartig. 281 S. M. 2,00. — **100**) (S. o. N. 39.) — **101**) × M. Vallet de Viriville, Chronique de la Pucelle ou Chronique de Cousinot suivie de la Chronique

es durchgesetzt. Und nun beeifert sich vor allem die jesuitische Propaganda, der neuen Heiligen Boden zu gewinnen. Der „discours" und „conférences", der „complaintes" und „panégyriques" ist Legion. Sie alle aufzuzählen oder gar zu excerpieren, zu analysieren, ist unmöglich und nicht Aufgabe dieser Berichte. Ich habe früher bereits (JBL. 1891 IV 10 : 77/8) den Grundsatz ausgesprochen, nach dem ein Werk aufgenommen oder ausgeschlossen wird; doch erscheint mir selbst dies Prinzip angesichts der aufschwellenden Litteratur als zu eng. Und so nehme ich (freilich meistens nur den Titeln nach) von der Jeanne d'Arc-Litteratur in die JBL. auf: a) die hervorragendsten Werke, die eine Beachtung durch die Wissenschaft verdienen[101-102]); b) Schriften, die für die Stimmung und Agitation in Frankreich besonders charakteristisch sind[108-110]); c) alles, was zu dem Thema „Jeanne d'Arc in der Dichtung" gehört[111-118]). Arbeiten, die sich mit Schillers Drama[119-121a]) beschäftigen, werden natürlich ohne Unterschied berücksichtigt. — Die Beurteilung der Schillerschen „Jungfrau" durch Bellermann, in der auch ich die Entschlossenheit vermisste (vgl. JBL. 1891 IV 10 : 107), hat nicht überall Zustimmung gefunden. Während er für das Erwachen von Johannas Liebesneigung im Drama keine ausreichende Motivierung fand, sucht Düntzer[122]) nachzuweisen, dass sie schon durch das Mitleid an der Leiche Montgomerys und durch die Werbungen der Ritter am Königshofe geweckt und vorbereitet wird, so dass die Hölle dem erschütterten Gemüt der Jungfrau gegenüber leichtes Spiel hat. — Eine geharnischte Broschüre gegen Schillers romantische Tragödie hat Baltha[123]) erscheinen lassen. Nicht nur, dass er wie Vilmar, Hebbel und andere das Stück als ein Werk voll kahler Scenen, Phrasen und Gespreiztheit ansieht; ihm erscheint darin auch so viel moralisch Anstössiges (ein Bastard, eine Mätresse!), dass er die „sträfliche Gedankenlosigkeit" geisseln muss, mit der man dieses Drama Schulkindern, und nun gar kleinen Mädchen in die Hand giebt. —

Zu den Versen 2371/3 der „Braut von Messina"[124]) citiert Kettner[125]) Jesaias VII, 11. —

Auch zum „Tell"[126-129]) sind nur kleine Beiträge zu vermerken. Das Fragment, das E. Müller[130]) aufgefunden, gehört zu den Excerpten aus Scheuchzer, Fäsi usw., wie sie in Goedekes Ausgabe (14, S. VII—XVII) mitgeteilt sind. — Brandt[131]) kommt wie viele andere vor ihm nicht zu dem Ziel, die wilde Anrede des Fischers an die Elemente im vierten Akt des „Tell" zu verteidigen; denn dass sie aus dem „Lear" entlehnt ist, kann die Bedenken nicht heben. Die Stelle passt nicht hierher, so grandios auch die Situation des trotzigen Menschen im Aufruhr der Elemente ist. Dass

---

normande de P. Cochon relatives aux règnes de Charles VI et de Charles VII, restituées à leurs auteurs et publiées pour la première fois intégralement à partir de l'an 1403, d'après les mss., avec notices, notes et développements. Paris, Garnier frères. 12º. 476 S. Fr. 3,00. — **102**) × S. Luce, Deux documents inéd. sur Jeanne d'Arc: RPL. 1, S. 201. — **103**) × H. Debout, Jeanne d'Arc. 2 tomes. 3. éd. revue et augm. Paris, Petithenry, 8 rue François I. 12º. III, 212 S.; 164 S. (Popul., erbaulich, mit unkontrollierbaren Illustr.) — **104**) J. Porchat, La vie et la mort de Jeanne d'Arc, nouv. (6.) éd. corrigée. Paris, Delagrave. X, 192 S. (E. Erzählung für d. reifere Jugend.) — **105**) × F. M. Wyndham, The maid of Orleans. Her life and mission from original documents. London, St. Anselms Society (Orléans, Herluison). 1891. VII, 74 S. Sh. 1,00. — **106**) × id., La Pucelle d'Orléans, sa vie et sa mission, d'après les documents originaux, trad. par Ed. Pelletier. Avec une préf. de S. E. le cardinal archevêque de Westminster. Orléans, Herluison. 91 S. — **107**) × M. l'abbé le Nordez, Jeanne d'Arc pacificatrice de l'heure présente, panégyrique prononcé dans la cathédrale d'Orléans. Orléans, Herluison. 29 S — **108**) × J. Doinel, Jeanne d'Arc telle quelle est. Orléans, Herluison. 83 S. — **109**) × M. Senet, Jeanne d'Arc. 17. éd. Tours, Mame & fils. 367 S. — **110**) × C. Lemire, Jeanne d'Arc et le sentiment national (1412—31, 1870—18**). Paris, Leroux. 572 S. — **111**) × H. Löschhorn, R. Mahrenholtz, Jeanne Darc in Gesch., Legende, Dichtung auf Grund neuerer Forschung (1890): MHL. 20, S. 243/5. (Vgl. JBL. 1890 IV 12 : 127.) — **112**) × F. Rabbe, Jeanne d'Arc en Angleterre. Paris, Savine. 377 S. — **113**) × P. V. Delaporte, La Revanche de Jeanne d'Arc (17. Juin 1434), drame hist. en quatre actes, en vers [„Quis ut Deus?"]. 3. éd. Paris, Retaux fils. XII, 129 S. — **114**) × J. Loiseleur, La Jeanne d'Arc de Foyatier. Hist. du monument. Procès qu'il suscita; drame lyrique composé pour son inauguration. Orléans, Herluison. VII, 157 S. (Zu d. Drama sind auch Briefe v. Louis Lacombe beigegeben.) — **115**) × Cordier, Notice sur Jeanne d'Arc et Cantate popul. Rouen, Cagniard. 24 S. — **116**) × J. Villecrose, Le Poème de Jeanne d'Arc. Paris, Sauvaitre. 16º. 189 S. — **117**) × L. Picherit, Jeanne d'Arc à Chinon, drame en trois actes et en vers. Paris, Retaux & fils. 16º. V, 59 S. — **118**) × E. Constantin, Jeanne d'Arc à Poitiers, drame en trois actes. Poitiers, Druinaud. 1891. 89 S. Fr. 1,25. — **119**) × Schillers Maid of Orleans, transl., with an introd., appendix and notes by Major-General Maxwell. (= The Scott Library.) London, Scott. 199, IX S. |[P. H.: LCBl. S. 1621.]| (D. Uebers. ist in Einzelheiten nicht frei v. Willkür, im ganzen aber treu, d. Einl. unbedeutend.) — **120**) × id., D. Jungfrau v. Orleans. Ed. by J. Gostwick. London, Macmillan. Sh. 2,60. — **121**) × id., Jeanne d'Arc. Avec notes et notices par L. Schmitt. 4. éd. Paris, Delagrave. V, 58 S. Fr. 0,75. (Vgl. N. 96; s. o. IV 6 : 17.) — **121a**) (S. o. N. 97.) — **122**) H. Düntzer, Zu Schillers „Jungfrau v. Orleans": BLU. S. 723/6. — **123**) L. Baltha, Schillers Jungfrau v. Orleans. E. Kritik im Lichte d. Gegenw. Freienwalde a. O., Dräsecke. 18 S. M. 0,30. — **124**) × F. Schiler, La Financée de Messine. Avec notices et notes par L. Schmitt. Paris, Delagrave. 12º. V, 64 S. Fr. 0,75. (Vgl. N. 96; s. o. IV 6 : 17.) — **125**) (S. o. N. 39.) — **126**) × H. Düntzer, Schillers Wilhelm Tell. Erl. 5., neu durchges. u. verm. Aufl. (= Erläuterungen zu d. dtsch. Klass. 3. Abt.: Erläuterungen zu Schillers Werken. N. 24/5.) Leipzig, Wartig. 334 S. M. 2,00. (S. o. N. 99.) — **127**) × (I 5 : 40.) — **128**) × F. Schiller, Guillaume Tell avec notes et notices par L. Schmitt. 5. éd. Paris, Delagrave. X, 69 S. Fr. 0,75. (S. o. N. 96; d. Ausstattung ist wesentlich besser geworden.) — **129**) × J. Nötzli, D. Wilhelm Tell-Denkmal für Altdorf: IllZg. N. 2563. — **130**) E. Müller, Fragment zu Schillers Tell: VLG. 5, S. 145/7. — **131**) P. Brandt, Zu Schillers „Wilhelm Tell". IV, 1. (= I 10 : 297; S. 78-81.) — **132**) R.

dieser namenlose Fischer identisch mit dem Ruodi des ersten Aktes ist, wird durch B. erhärtet, auch werden ein paar Vermutungen ausgesprochen, wie wohl der Mann vom westlichen an das östliche Seeufer gelangt sei. — Den Ausdruck „das Bad segnen“, den Baumgarten (V. 97) bei der Erzählung von der Ermordung des Wolfenschiessen anwendet, und dessen Bedeutung wohl Schiller selbst nicht ganz klar war, erklärt Reichel[132]) durch die alte schweizerische Sitte, dass man den im Bade sich Aufhaltenden, besonders fürstlichen Personen, mit guten Wünschen irgend ein Geschenk zur Verehrung sandte. — Israel[133]) belegt den gleichen Brauch durch die Schrift Zwinglis „Wje man die jugendt in guten sitten vnd Christenlicher zucht vferziehen . . . . sölle“ (1526), die sich durch ihre Vorrede als „Badenschenke“ erweise. – Mit dieser Deutung ist Sprenger[134]) nicht zufrieden und erklärt die Wendung durch die Umschreibung: „Mit Axthieben hab ich ihn das Bad (und das böse Ansinnen an die Frau) entgelten lassen“. — Hildebrand[135]) endlich schlichtet den Streit: der Ausdruck ist ironisch gemeint, der Redende versetzt sich in die Rolle des Badeknechts und spricht zu seiner Hantierung das „Gesegn' Euch Gott das Bad“. — Noch um eine zweite Stelle des „Tell“ ist Streit unter den Erklärern ausgebrochen, nämlich um das „Du rettest Alle“ (V. 1990). Hier hat nicht Hoffmann[136]) mit seiner gesuchten Deutung, sondern Sprenger[137]) das Richtige getroffen. Gessler kennt die heimliche Verschwörung in der Gemeinde und ist längst gesonnen, „Alle“ zu strafen. Aber er will sich dies eine Mal noch mit dem Tell begnügen und vor versammeltem Volk durch eine unerhörte Menschenquälerei seine Macht erweisen. —

Von den Übersetzungen und Bühnenbearbeitungen[138-143]) handeln zwei sorgfältige Arbeiten. Die Untersuchung von Schmidtmayer[144]) holt weit aus; der Stoff, der für drei Programme nicht recht ausreicht, war nur dadurch zu recken und zu dehnen, dass man jede kleine Frage umständlich erörterte und nie bezweifelte Thatsachen nochmals mit Beweisen stützte. So braucht Sch. 12 Seiten grossen Formats, um zu erhärten, dass Schiller vom Griechischen nur die Rudimente gekannt und sich bei seiner Iphigenie-Bearbeitung mit Pater Brumoy, Josua Barnes und Steinbrüchel beholfen habe. Ueberzeugend sind die Gründe, aus denen S. einige der grossen Abweichungen vom griechischen Original ableitet; viele Willkürlichkeiten aber kann er weder begründen noch gut heissen. Schiller dachte sich in erster Linie die Lengefeldschen Damen als Leserinnen; er war noch gar nicht in den Geist der Antike eingedrungen und gab darum die Euripideische Dichtung in seinem modernen Stil wieder; er beobachtete durchaus nicht die äussere Form, den Wechsel der Rythmen des Originals, sondern wandte jambische Fünftakter an; er ersetzte die Chöre, von deren Wesen und Bedeutung er keine klare Vorstellung hatte, durch gereimte Verse, die sich zu willkürlich wechselnden Strophen zusammenfügten; er liess das Stück mit Iphigeniens Gang zum Opfertode schliessen und tilgte die Erzählung von ihrer Rettung; er verbreiterte das Original um etwa 350 Verse; und es sind ihm schliesslich sogar zahlreiche Uebersetzungsfehler zur Last zu legen. Aber trotz alledem ist, wie Sch. richtig hervorhebt und durch ausgewählte Proben belegt, das redliche Bemühen Schillers unverkennbar. Sch. teilt S. 37 ff. sogar mehrere Stellen mit, an denen der Uebersetzer neben seinen französischen, lateinischen und deutschen Hilfsquellen auch den griechischen Urtext zu Rate gezogen hat; mindestens sechs dieser Stellen sind völlig einwandfrei. Aber mit so wenigen Ausnahmen unter 1836 Versen lässt sich natürlich das böse Schlegelsche Epigramm, dass Schiller die Iphigenia „ohn' alles Griechisch“ übersetzt habe, nicht widerlegen. Es bleibt zu Recht bestehen. — Auch die Arbeit von Barewicz[145]) über Schillers Egmont-Bearbeitung ist willkommen, nicht als ob hier unbekannte Resultate erzielt wären, sondern weil B. die Belegstellen so zahlreich und sorgsam gruppiert mitteilt. Im ganzen gewinnt man durch das einseitige Hervorheben der Schillerschen Aenderungen leicht die falsche Vorstellung, als sei von dem Goetheschen Original so gut wie gar nichts geblieben. Die

---

Reichel, Zu Schillers Tell I, 1: Und mit d. Axt hab' ich ihms Bad gesegnet: ZDU. 6, S. 134/5. — **133**) A. Israel, Zu R. Reichels Erklärung d. Ausdruckes: Jemanden d. Bad segnen: ib. S. 360/1. — **134**) R. Sprenger, Zu ZDU. 6, S. 134 (Schillers Tell I, 1): ib. S. 657/8. — **135**) R. Hildebrand, E. d. Bad gesegnen, u. wie Gott zu ergänzen ist: ib. S. 729-34. — **136**) H. Hoffmann, Ueber e. Stelle aus Schillers Tell: ib. S. 362/4. — **137**) R. Sprenger, Zu Schillers Tell III, 3, 522 ff.: ib. S. 653. — **138**) × F. Schiller, D. Neffe als Onkel. Ed. by Beresford. London, Percival. Sh. 1,00. — **139**) × id., Oncle et Neveu. Comédie, publ. et annot. par A. Pey. 5. éd. Paris, Delagrave. 65 S. Fr. 0,75. — **140**) × id., Oncle et Neveu. Ed. annot. par J. N. Wagner. Paris, Poussielgue. 16⁰. III, 72 S. — **141**) × id, Oncle ou Neveu? Comédie en trois actes. Tirée du français de Picard. Trad. allem. remise en français par P. Desfeuilles. Paris, Hachette & Co. 16⁰. 103 S. Fr. 1,00. — **142**) × id., Le Neveu pris pour l'oncle. Comédie. Ed. classique, précédée d'une notice litt. par E. Halberg. Paris, Delalain frères. XX, 80 S. Fr. 0,90. — **143**) × O. Winneberger, Schillers Stellung z. klass. Trauerspiel d. Franzosen, spec. seine Uebersetzung d. Phädra v. Racine: BFDH. 8, S. 392-416. — **144**) R. Schmidtmayer, Schillers Iphigenie in Aulis u. ihr Verhältnis z. gleichnamigen Drama d. Euripides. 19.-21. Progr. d. Staatsgymn. Budweis. 1890/2. 63 S. |[Gymn. 10, S. 883.]| — **145**) (IV 8e : 22.) — **146**) C. Fries, Schillers Fragment „D.

„Nüance", dass Alba im letzten Akt als Vermummter in Egmonts Kerker erscheint, möchte ich im Gegensatz zu meiner früheren Behauptung doch Schiller zuschreiben; mindestens hat er sie doch auf Ifflands Vorschlag gebilligt. (Vgl. Entwicklung des Ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonath 1796, S. 364/5.) —

In erfreulichster Weise durchforscht man seit einigen Jahren den höchst interessanten, wertvollen Nachlass Schillers. Sichtung der in Verwirrung geratenen Entwürfe, Datierung, Nachweis von Quellen, Rekonstruktionen usw. sind hier die Aufgaben. So hat Fries[146]) als Quelle für die „Flibustiers" die Geschichte der Flibustier von J. W. von Archenholz, die 1803 als zweiter Band seiner historischen Schriften erschien, nachgewiesen. Namen, Sitten und Motive stellen die Richtigkeit dieses Resultates zweifellos fest. Damit ist zugleich erwiesen, dass Schiller den Plan nicht vor 1803 erwogen haben kann. Gleichzeitig nimmt F. mit guten Gründen in dem Flibustierentwurf, wie er bei Goedeke und Boxberger gedruckt vorliegt, eine Scheidung vor. Die beiden Abschnitte Boxberger (S. 256, Z. 3 bis S. 257, Z. 5) gehören nämlich gar nicht zu den „Flibustiers", sondern zu dem Entwurf „Das Schiff". — Ebenso wertvoll ist ein Aufsatz von Kettner[147]). Durch reichliche Auszüge weist er nach, wie viel Schiller für seinen „Warbeck" der historischen Novelle „Perkin faux duc d'York, sous Henri VII roi d'Angleterre. Par le Sieur la Paix de Lizancour. 3 parties. Paris 1732" verdankt. Gleichfalls von einer nouvelle historique geht Schiller auch bei der „Prinzessin von Zelle" aus[148]). Es ist die „Histoire secrette de la duchesse d'Hanover, épouse de Georges premier, roi de la Grande Bretagne (1732)". Dazu gesellte sich aber gegen das Ende des J. 1804 eine historische Quelle: „Essai sur l'histoire de la princesse d'Ahlen" in den „Archives Littéraires de l'Europe". Mit Hülfe dieser Quellen stellt K. auf S. 545/6 die ursprüngliche Anordnung der Entwürfe wieder her. — Vom „Warbeck" zum „Demetrius"[149]) führten, wie auch K. hervorhebt, manche Fäden. Boxberger[150]) wollte das genauer nachweisen. Er beschäftigte sich am Ende seines Lebens mit dem Plan zu einer grösseren Arbeit „Das Polnische in Schillers Demetrius". Jetzt ist aus seinem Nachlass ein vorläufig zum Abschluss gebrachter Aufsatz, ein Vortrag aus dem J. 1887, veröffentlicht worden. B. geht von einem Funde zu den „Xenien" aus, den er zuerst im Goethe-Archiv gemacht hatte, nämlich von den jetzt allgemein bekannten Distichen (Xenien 1796, N. 549 ff.), in denen wir die erste Fassung der „Dithyrambe" besitzen. Eine ebenso enge Verkettung des Kunstwerks mit dem Leben des Dichters, wie wir sie hier haben, will B. auch für den „Demetrius" erweisen. Schiller hatte die Darstellung eines falschen Prätendenten, der nur ein Werkzeug in der Hand selbstsüchtiger Menschen ist, schon einmal in Angriff genommen, im „Warbeck". Nur war hier dem Helden gleich anfangs ein Zweifel an seiner Echtheit aufgetaucht, der am Schluss des Dramas durch eine friedliche Lösung zerstreut werden sollte, während umgekehrt Demetrius im vollen Glauben an seine echte Geburt lebt und handelt und schliesslich bei der unseligen Enthüllung an sich irre wird und zusammenbricht. Das Aufgeben des Warbeck-Stoffes und die Hinwendung zum Demetrius möchte B. gern aus den Beziehungen Schillers zum russischen Kaiserhause motivieren. Für die letzten Lebensjahre des Dichters mag das gehen; die Familie von Wolzogen spielte eine vermittelnde Rolle. Aber die Kombinationen B.s für Schillers Frühzeit sind unhaltbar. Leider bricht nach den allgemeinsten Bemerkungen über die Entstehung des Dramas B.s Darstellung ab. — Der kleine Aufsatz von Lange[151]) bietet dem Historiker nichts Neues, kann aber in seiner knappen Zusammenfassung jedem Leser des Schillerschen Demetrius-Entwurfes von Nutzen sein, indem er zeigt, wie sehr der Dichter den Rohstoff modeln musste, um ein Kunstwerk zu schaffen. Der historische Demetrius war ein Betrüger, der sich durch Ungeschick und Uebermut um die Früchte seines Erfolges brachte; Schillers Held sollte im festen Glauben an sich selbst siegen und erst am Verlust dieses Glaubens zu Grunde gehen. —

Wieder muss eine Schlussrubrik „Verschiedenes" eine Reihe kleinerer Beiträge[152-158]) aufnehmen. Die Kochschen[159]) Berichte, die im einzelnen manche be-

---

Flibustiers": VLG. 5, S. 124-35. — **147)** G. Kettner, D. Quellen v. Schillers Warbeck u. Prinzessin v. Zelle: ib. S. 533-46. — **148)** × K. Frank, Schillers Prinzessin von Zelle (vgl. JBL. 1891 IV 10: 129): Gymn. 10, S. 883. — **149)** ×× (I 5: 41.) — **150)** R. Boxberger, Über Schillers „Demetrius": ZVLR. 5, S. 52-61. — **151)** M. Lange, D. falsche Demetrius: VossZg[B]. N. 50/1. — **152)** × H. Unbescheid, Anzeigen aus d. Schillerlitt. 1891-92: ZDU. 6, S. 499-512. — **153)** × v. Sanden, Sprechsaal: ib. S. 59-62. (E. paar Ausdrücke aus verschiedenen Dichtungen Schillers werden bespr.) — **154)** × H. Bender, Schiller im Gymn: BBSW. S. 225-36. (Empfiehlt neben Homer u. Horaz Schiller als d. rechten Klassiker für d. Schule.) — **155)** × S—n, Schiller-Erinnerungen aus Marbach a. N.: LZg[B]. N. 124. — **156)** × L. Böhme, Schillerstudien. Progr. d. Gymn Albertinum. Freiberg i. S., Gerlach. 1891-92. 4°. 32 S.; 32 S. M. 1,25. |[M. Groeben: BLU. 1891.

achtenswerte Korrektur und Ergänzung bringen, beschäftigen sich diesmal weit mehr mit Goethe als mit Schiller. Die wichtigsten Recensionen habe ich an den passenden Stellen eingereiht. — Die Vergleiche zwischen Schiller und Goethe nehmen kein Ende und führen zu gar nichts. Die Werke Schillers haben einen grösseren buchhändlerischen Erfolg; diese Thatsache muss man Heuser[160]) zugeben. Aber seine Begründung kann niemand annehmen, der nicht auch so unbewiesene Behauptungen gelten lässt wie die, dass die beiden Dichter für jeden zusammen „eine einheitliche Persönlichkeit" bilden, oder dass Goethe sich zu Schiller wie Rembrandt zu Rubens verhält, oder dass die meisten Menschen sich mehr erfreuen an dem Anblick eines geschmackvoll ausgestatteten Salons als an dem des weiten stillen Meeres. Könnte man einmal ergründen, warum in jedem einzelnen Falle Schillers und nicht Goethes Werke als Weihnachts- oder Konfirmationsgeschenk gekauft worden sind, so würde diese Statistik gewiss wenig erbaulich sein. — Der dritte Teil von Ruhes[161]) Abhandlung schildert in allzugrosser Breite die Erniedrigung Deutschlands durch Napoleon. Von dem eigentlichen Thema ist in dieser Abteilung nicht die Rede. Auch sind die Ansichten R.s oft anfechtbar. Sein Patriotismus versteigt sich bis zu verderblichstem Dünkel gegenüber allem, was wir französischer Kultur verdanken. Die löblichsten Bemühungen schlagen durch einseitige Uebertreibung in ihr Gegenteil um. Und gerade uns Deutschen hat zu wiederholten Malen schon die selbstgenügsame Vorstellung geschadet, als hätten wir allein „die vom Väterglauben getragene Treue, Frömmigkeit und keusche Tugend" in Erbpacht genommen, während Frankreich stets das Land „frühreifer Verdorbenheit" gewesen sei. So grell die Farben sind, mit denen R. malt, so arg verzeichnet er auch manches Porträt. Man wird gewiss beklagen, dass Goethe nicht mehr Anteilnahme gezeigt hat bei der Befreiung Deutschlands; aber der Tadel, dass er in „unwürdigen Versen" Napoleon gerühmt und deutsches Wesen und Leben verachtet habe, trifft ihn nicht. — Schliesslich muss in einem Bericht über die Schiller-Litteratur auch der Major Serre auf Maxen (1789—1863) eine Stelle haben, der bekannte Begründer und Leiter der Schillerlotterie von 1859, dem Lier[162]) ein bescheidenes biographisches Denkmal gesetzt hat. —

IV,10

Romantik.

Oskar F. Walzel.

Allgemeines N. 1. — Schlegelscher Kreis: A. W. Schlegel und Fr. Schlegel N. 8. — C. August Schlegel N. 26. — Tieck N. 27. — Schleiermacher und Henriette Herz N. 33. — Brinckmann N. 35. — Gries N. 36. — Hölderlin N. 37. — Heidelberger Romantiker (Arnim und Brentano) N. 39. — Bettina N. 50. — Jüngere norddeutsche Romantik: Zach. Werner N. 59. — Fouqué N. 62. — Chamisso N. 63. — Eichendorff N. 71. — E. T. A. Hoffmann N. 73. — Rahel Varnhagen N. 76. — Ernst Schulze N. 78. — Schwäbische Romantik: Uhland N. 81. — Kerner N. 99. — Schwab N. 104. — Hauff N. 115. —

In der sattsam bekannten Weise einer über die Thatsachen rasch hinwegeilenden und oft an ihnen vorbeihuschenden allgemeinen Betrachtung greift Boyesen[1]) einige Erscheinungen der Romantik heraus, um englischen und amerikanischen Lesern einen flüchtigen Einblick zu ermöglichen. Seine Arbeit zerfällt in drei Essays. Der erste, „Social aspects of the German romantic school" beschäftigt sich vorzüglich mit Friedrich Schlegel. B. stellt fest, dass die Aufklärung des 18. Jh. dem warmherzigen und phantasievollen deutschen Volke nicht lange genügen konnte. Wenn indessen auch die Romantik in ihrer Bekämpfung Nicolais einem Bedürfnisse der Zeit nachkomme, so sei ihr der Klassizismus nicht weniger fremd. Vom Standpunkte germanischer Kunst aus mussten die

---

S. 449.|| (Sucht, gestützt auf bekannte Untersuchungen, für Lehrer u. Schüler d. polit. u. relig. Weltanschauung u. d. moralisch-pädag. Gehalt seiner Werke darzulegen.) — **157)** × J. Friedrich [Mähliss], D. Glaube Schillers. 2. T. zu: D. Glaube Goethes u. Schillers. Halle a. S., Kämmerer. 99 S M. 2,00. |[ThLBl. 13, S. 102/3.]| (Bringt nur e. Aneinanderreihung d. Stellen, an denen Schiller über Religion redet, in „fereinfachter ortografi" u. ohne Komm.; vgl. JBL. 1891 IV 9a : 100.) — **158)** × S. Auerbach, Schiller u. Moritz: VLG. 5, S. 143. (Belanglose Parallelen zwischen zwei Schillerschen Citaten u. Stellen aus d. „Anton Reiser".) — **159)** M. Koch, Neuere Goethe- u. Schillerlitteratur. IV-V: BFDH. 8, S. 251-94, 473-500. — **160)** J. Heuser, Warum ist Schiller populärer als Goethe? Progr. d. Realsch. (Hedwigstr.) Kassel. 4⁰. 8 S. — **161)** A. Ruhe, Schillers Einfluss auf d. Entwicklung d. dtsch. Nationalgefühls. III. Progr. d. Gymn. Meppen, Wegener (Leipzig, Fock). 4⁰. 19 S. M. 1,50. — **162)** H. A. Lier, F. A. Serre: ADB. 34, S. 40/1. —

1) (IV 3 : 1; S. 281-359.) — **2)** (I 11 : 4.) — **3)** (I 11 : 4.) — **4)** O. Harnack, Klassiker u. Romantiker: AZg[B].

Romantiker gegen die Verwertung des antiken Fatums in der „Braut von Messina“ protestieren. In solchen schielenden und halbwahren Charakterisierversuchen bewegt sich B. weiter. Fr. Schlegels Fragment von der progressiven Universalpoesie soll zur Begriffsbestimmung der Romantik dienen, wird aber zuletzt doch abgelehnt als ein „confused document, which defies every effort at a clear and accurate translation“. Besser und erfolgreicher kommt Fr. Schlegel, der nebenbei mit einem „antediluvian landscape“ verglichen wird, in Worten Schleiermachers zur Erscheinung. Sein Eintritt in die geistreichen Berliner Kreise giebt zu einer chronologisch verfrühten Schilderung von Rahels Salon Anlass; damals hatte Rahel noch nicht die hervorragende Stellung inne, die ihr B. zuschreibt. Auch lernte Fr. Schlegel nicht bei ihr, sondern bei Henriette Herz seine Dorothea kennen. Von Dorothea selbst führte der Weg gleich zu „Lucinde“ weiter, die in die Formel „contempt for all the prosy realities of life“ gepresst wird. Die echt romantische „beautiful selfreflection“ der „Lucinde“ kommt durch Hinweise auf Chateaubriands „René“ und Byrons „Childe Harold“, dann auf Werther, Roquairol und William Lovell, endlich auf Fichtes „Sovereign I“ zu besserer Beleuchtung. Die socialen Konsequenzen, die von den geistreichen Jüdinnen Berlins aus der „Lucinde“ gezogen wurden, werden an Schleiermachers Beziehungen zu Henriette Herz und an seinen Briefen über die Lucinde aufgezeigt, schliesslich erweist sich die Idee der Frauenemanzipation schon im Hinblick auf Fr. Schlegels Verhimmelung der „free women of Greece“ als romantischer Lieblingsgedanke. Der zweite Essay B.s „Novalis and the blue flower“, kommt mit der schwierigsten Gestalt der Romantik noch weniger zurecht, als der erste mit Fr. Schlegel. Der Vf., der das tiefere Interesse seiner Leser auf Julian Schmidt, Haym und Koberstein weist, dem Heine und Brandes als die glänzendsten Schilderer der Romantik persönlich auch die sympathischsten sind, will nur Profile zeichnen. Mit einer Profilzeichnung ist indessen bei Hardenberg wenig zu erreichen. Novalis „extreme sensitiveness“, seinen Augen einen „unearthly lustre“ zuschreiben, ist noch keine Charakteristik des schwer fassbaren Dichters. Feinsinnig hebt B. hervor, dass Novalis für Schiller in persönlichem Verkehre kein anderes Auge hatte als für Homer. Dagegen kommt er bei den „Hymnen an die Nacht“ zu dem Resultate, die gezwungene Verstärkung jeder Sensation sei ein Zeichen geistiger Störung, und weiss dem „Blütenstaub“ nur durch eine Auswahl übersetzter Fragmente gerecht zu werden. Der Philosoph Novalis wird jedoch mit Recht auf Fichte und Spinoza zurückgeführt, aber nicht erklärt, sondern als Dilettant beiseite geschoben. Im Gegensatze zu Fr. Schlegel soll dann erst Tieck ihn auf die Bahn einer dem Mittelalter zugewendeten romantischen Dichtung gebracht haben. „Heinrich von Ofterdingen“, nach B. Produkt der Freundschaft Tiecks und Hardenbergs, a dimly lighted labyrinth, wird mit derselben rationalistischen Ironie abgethan, die B. mit Heine und Brandes teilt. Der Schluss des Essays verweilt bei Novalis katholischen Tendenzen. Am besten kommt der letzte Aufsatz „Literary aspects of the romantic school“ mit Tieck zurecht, dessen derbere schriftstellerische Struktur der kritischen Art B.s besser entspricht. Plastisch treten die verschiedenen Methoden heraus, nach denen Tieck Sagen- und Märchenstoffe erneuert, auf der einen Seite die naive Kinderpoesie der „Heymonskinder“, auf der anderen „die subjektiv modernisierende“ der „Magelone“, als Höhepunkt die suggestive Stimmungsdichtung des „Runenbergs“, zu deren Charakteristik freilich wieder Heine herbeibemüht werden muss. Richtig bemerkt B.: „It is on the boundary between the two realms of reason and mystery that Tieck has laid the scene of his fairy-tales.“ Nur sollte er diesen Gedanken festhalten und die reiche Entwicklung aufzeigen, die Tiecks Märchendichtungsart bei Brentano und E. T. A. Hoffmann fand, statt völlig falsch niederzuschreiben, die beiden letzten hätten mit Arnim die Schule in Misskredit gebracht. Wenn weiter B. die romantischen Requisiten — forest solitude, church yards ad midnight, ruins of convents usw. — aufzählt und Walter Scott, Victor Hugo und Ingemann zum Vergleiche heranzieht, so gerät in seiner Schilderung Tieck mit seinen Genossen in bedenkliche Nähe zur Ritter- und Räuberromantik. Ein Wort der Differenzierung wäre da am Platze gewesen. Tiecks musikalische Stimmungslyrik wird in brauchbaren Formeln umschrieben. Wackenroder beiläufig streifend, ergeht sich B. beim „Sternbald“ in einer Betrachtung, wie weit wir es seither in novellistischer Erzählungskunst gebracht haben. Dann springt er zum Ausgange der Romantik über, spricht wieder einmal von den Fleischtöpfen Aegyptens, die Fr. Schlegel nach Oesterreich gelockt haben sollen, erwähnt seinen Bruder, der nach B. den Tieckschen Anteil der Shakespeareübersetzung revidiert hat, stellt Schleiermacher mit fein scheidender Kritik seinem französischen Gegenstücke Chateaubriand gegenüber und weist auf die grossen Abstände hin, in denen

sich die deutsche Romantik, die Romantik Victor Hugos und die Romantik von Dickens, Wilkie Collins und Robert Louis Stevenson bewegen. — Ein stark verspäteter, objektiv wissenschaftlichem Urteile kaum ganz begreiflicher Angriff gegen die Romantik findet sich in Harnacks[2]) Buche über die klassische Aesthetik Deutschlands. W. v. Humboldt hat einmal, von Schiller sprechend, gesagt: „Jetzt, da er dahin ist, haben die anderen die Uebermacht.“ H. erkennt in diesen „anderen“ die Romantiker und er beschuldigt sie (S. 35), durch „ziellose Selbstgefälligkeit und gewissenlose Geistreichigkeit“ verdüstert zu haben, was Schiller als „eigentlicher Gesetzgeber der Dichtkunst“ geschaffen hatte. Ferner sagt er (S. 36): „In dem „Athen“ der Gebrüder Schlegel war nicht Raum für Goethes „Propyläen“, durch welche der Festzug schreitet, um den Göttern Ehrfurcht zu erweisen, sondern nur für Prachtthore, durch welche die Erbauer selber als Triumphatoren einziehen wollten.“ Endlich beschuldigt H. die Romantiker, sie hätten keine Weltanschauung gehabt. Fr. Schlegel habe wohl verkündet, die neue Poesie sei nur Ausdruck und Bestandteil einer neuen Weltanschauung, Poesie und Philosophie, Kunst und Religion, Geschichte und Politik seien nur Spiegelungen einer neuen Offenbarung, die von den genialen Individuen ausgehen werde. Der Gedanke, meint H., sei grossartig; aber zu seiner Verwirklichung sei es nicht gekommen (S. 237). — Gegen Harnacks Behauptung erhob Minor[3]) energischen Protest. Harnacks Schilderung der klassischen Aesthetik unterlasse, die gleichzeitigen Bestrebungen der Romantiker zu berücksichtigen. In seinen Augen seien sie noch immer die schlimmen Buben, die Goethe und Schiller die Arbeit verpfuscht hätten. M. führt eine ganze Reihe von Uebereinstimmungen zwischen den Klassikern und Romantikern, dann eine Reihe von Beeinflussungen der Weimaraner durch die Schlegel auf, so die Goethe und den Romantikern gemeinsame Verehrung des „göttlichen“ Rafael. Insbesondere hebt er hervor, auch Goethe und Schiller seien in der Praxis für die Mischung der Kunstarten gewesen. Wenn sie aber die Gattungen schieden, so dienten ihnen romantische Gesichtspunkte, vor allem die an F. A. Wolf anknüpfenden Studien Fr. Schlegels. Ueber Aristoteles urteile dieser nicht schärfer als Schiller selbst. Wenn Harnack vollends behaupte, die Romantiker hätten keine Weltanschauung, so kann M. sich eine solche These nur aus der gut protestantischen Gesinnung Harnacks erklären. — Ohne auf Minors Auseinandersetzungen näher einzugehen, erhob dann Harnack[4]) gegen die Recension und ihre Absichten Einspruch. Nach wie vor beurteilt er die Romantiker nicht aus einer eingehenden Kenntnis ihrer Bestrebungen, sondern nach den mehr oder minder gehässigen Aussprüchen, die in späterer Zeit von den Klassikern und von ihrem Kreise über sie gethan worden sind. Was er anführt, kann im besten Falle nur erhärten, dass Klassiker und Romantiker zuletzt auseinander gerieten. Und das weiss ja jedermann. H. citiert etwa Mitteilungen Boisserées über Gespräche mit Goethe vom 9. Mai 1811 und 3. Aug. 1815; aus ihnen erhelle, dass Goethe in den Brüdern nicht ebenbürtige Mitarbeiter, sondern Gegner gesehen habe. Schon 1805 greife Goethe in der Jenaischen Litteraturzeitung die Kunstbestrebungen der Romantik an und spiele Winckelmann gegen sie aus. Noch früher erkläre er sich gegen das „Sternbaldisierende Unwesen“. Ueberhaupt sei er von Anfang an mit dem Brüderpaar unzufrieden gewesen. Sie charakterisierten — wie H. meint — ihn anders, als er wünschte; ihnen fehlte das Verständnis für seinen stilvollen Realismus. Keines der von H. angeführten Zeugnisse ist geeignet, Minors Aufstellungen den Boden zu entziehen. Methodisch geht es überhaupt nicht an, auf Grund subjektiver Zeugnisse einen Zusammenhang zu leugnen, der thatsächlich besteht, durch mindestens ebenso viel andere Zeugnisse belegt werden kann und nur tieferer Erforschung harrt. — Eine im Vorjahre an dieser Stelle vorgebrachte Behauptung (vgl. JBL. 1891 IV 11 : 2/3) muss nachträglich eingeschränkt werden. In einem freilich schwer zugänglichen Organe spricht Thorel[5]) einsichtige Worte über die enge Verwandtschaft der jüngsten französischen Geistesbewegung und der deutschen Romantik. Symbolismus und Romantik sind Reaktionsbewegungen; dort kämpft man gegen den Positivismus der Philosophie des Jh., hier gegen die Aufklärung. Schon diese Parallele entfernt die französische Romantik des Victor Hugo, Nerval usw. von der deutschen Romantik. Symbolismus und Romantik wollen „poetischer“ sein als ihre Vorläufer; sie dringen in die „essence même de toute poésie“. Die philosophische Doktrin der Romantik wird durch Fichte und Schelling geschaffen; und schon im J. 1886 hat Theodor de Wyzewa festgestellt, dass die Führer der französischen Bewegung, Villiers de l'Isle-Adam und Stéphane Mallarmé Fichteaner seien. Mit Schelling sucht der Symbolismus nach einer

N. 298. — 5) J. Thorel, Les Romantiques allemands et les Symbolistes français: RPL. 3, S. 95-109. — 6) ib. S. 119. —

Erkenntnis der Weltseele. Mit Brunetière (vgl. JBL. 1891 IV 11:2) rückt Th. den Symbolismus Creuzers in die Nähe der französischen gleichnamigen Bewegung und findet in Fouqués „Undine“ das Programm der letztgenannten erfüllt. Schlagend stimmt die französische Forderung „rendre le moi à la volupté du rêve“ zu bekannten Postulaten Fr. Schlegels, und beide folgern aus diesen Forderungen eine Freiheit der äusseren Dichtungsform, die von Grenzen der Dichtungsarten nichts weiss und alle Dichtung in Musik auflöst. Verlaine also Schulter an Schulter mit Tieck! Selbst die romantische Ironie liesse sich nach Th.s Ansicht trotz gegenteiliger Aeusserungen Verlaines im Symbolismus nachweisen. Unzweifelhaft berühren sich beide Bewegungen in ihrer katholisierend-religiösen Tendenz. — Noch eindringlichere Beobachtungen und weitere Parallelen dürften sich in Maurice Maeterlincks[6]) schon 1890 angekündigter, aber noch nicht veröffentlichter Studie über Novalis finden. Sicherlich ist es bezeichnend, dass ein Führer der französischen Bewegung dem Studium der deutschen Romantik sich zuwendet.[7]) —

Unter den Arbeiten zur Geschichte des Schlegelschen Kreises brachte für August Wilhelm manches interessante Neue ein Aufsatz Erich Schmidts[8]). Er teilte zunächst zwei französische Briefe Schlegels an Abraham Hayward mit. Der eine (London, 5. Apr. 1832), der Dresdener Korrespondenz (Klette N. 232) entstammend, lehnt den Antrag ab, Schlegel möge für ein englisches Blatt einen Nekrolog Goethes liefern. Der andere (Bonn, 31. Dec. 1832) giebt dem Adressaten umfängliche Erläuterungen zu Goethes „Faust“, den Hayward in englischer Uebersetzung 1833 vorlegte. Aus einem anderen Bestandstücke der Dresdener Korrespondenz, einem Briefe A. Hellers (London, 25. Okt. 1832; Klette N. 227) citiert Sch. die rätselhafte Erwähnung eines bei Gelegenheit von Goethes Tod geschriebenen Gedichtes Schlegels. Ferner ist es Sch. gelungen, in der von Charles Rémusat 1822 ff. bei Ladvocat in Paris veröffentlichten Sammlung „Chefs-d'œuvre des Théatres étrangers“ (deutsche Abteilung 3, S. 373/8) einen verschollenen Aufsatz August Wilhelms zu entdecken, betitelt „Fragment d'une lettre originale de M. W. Schlegel sur le triomphe de la sensibilité“. „Kundig und zugleich mit einer spielenden Leichtigkeit der Causerie, die dem fremden Publikum keine deutsche Schulweisheit zumutet“, — so sagt Sch. — „erläutert Schlegel Goethes ‚Triumph der Empfindsamkeit‘.“ Sch. hält neben Schlegels Aufsatz Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne“, verwahrt sich im allgemeinen dagegen, eine so selbstbewusste Schriftstellerin zur französischen Interpretin der Brüder Schlegel herabzusetzen und findet auch nur (3, 18) Eine an Schlegels Aufsatz gemahnende Aeusserung über die disposition romanesque dans les affections du cœur der Deutschen. — Walzel[9]) lieferte für Kürschners DNL. eine Auswahl Schlegelscher Schriften. W. Schlegel ist durch einige seiner Wiener Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur vertreten (N. 4, 5, 9, 10, 12). Sie sind nach der zweiten Ausgabe abgedruckt; in die Anmerkungen wurden die wichtigsten Lesarten der ersten Ausgabe verwiesen. Die dritte Ausgabe hatte von Böckings Hand mannigfache Aenderungen zu erleiden, ist also kritisch wertlos. Friedrich Schlegel erscheint zunächst mit einem Ineditum, dem 1795 von Biester, dem Herausgeber der Berliner Monatsschrift, abgelehnten Aufsatze „Vom Wert des Studiums der Griechen und Römer“. Es ergänzt den ersten Band der von Minor herausgegebenen „Jugendschriften“ Fr. Schlegels und ist im wesentlichen eine unvollkommene, noch unklarere Vorstudie zu der Abhandlung „Über das Studium der griechischen Poesie“. Ihm schliessen sich die in keiner Sammlung Schlegelscher Schriften enthaltenen Europa-Aufsätze „Reise nach Frankreich“ und „Litteratur“ an; aus den Heidelberger Jahrbüchern wurden die gleichfalls noch an keiner Stelle neugedruckten Recensionen von Fichte, Stolberg, von der Hagen-Büsching und Adam Müller, ferner die grosse Recension über die vier ersten Bände der Cottaschen Ausgabe Goethescher Werke von 1806 abgedruckt, letztere nach dem ersten Druck in den Heidelberger Jahrbüchern; die Lesarten des Abdrucks der „Werke“ (1825; 10, S. 153—203) erscheinen in den Anmerkungen. Die Bedenken, die von Raich gegen die Annahme erhoben wurden, Fr. Schlegel sei Autor der Anzeige von von der Hagen-Büsching, beruhen — wie W. (S. 361) zeigt — auf einem Versehen. Die Einleitung will, dem Zwecke der Kürschnerschen Sammlung entsprechend, lediglich eine Hodegetik sein, dem grösseren Publikum die halbvergessenen Gestalten näher bringen und, ohne eines der Probleme zu ergründen, doch die wichtigsten berühren. Vorbereitende Worte suchen zu erweisen, warum Frau von Staël

7) × G. Brandès, Portraits de romantiques. Théoph. Gautier, Sainte-Beuve. (= Nouvelle bibl. popul. N. 306.) Paris H. Gautier. Fr. 0,10. (Übersetzung v. „D. Litt. d. 19. Jh. in ihren Hauptströmungen.“ Leipzig. 1883. 5, S. 326-60, 363 ff., 366 ff.) — 8) (IV 8e : 17.) — 9) A. W. u. F. Schlegel, In Ausw. her. v. O. F. Walzel. (= DNL. Bd. 143.) Stuttgart,

die Brüder Schlegel als Väter der deutschen Kritik bezeichnen konnte. Die Bedeutung ihres kritisch vermittelnden Wirkens für die klassische Dichtung soll klargestellt werden. Ein Seitenblick fällt auf die Shakespeare-Uebersetzung. Wenn dann auch dem receptiv-kritischen Wirken die schöpferische Thätigkeit der Brüder nachgestellt wird, so macht sich hier schon W.s Tendenz geltend, Friedrichs ursprünglichere, tiefere und stärkere Begabung dem glücklichen Formtalente des Bruders gegenüber in ein besseres Licht zu setzen. Von der Gesamtheit der Schöpfungen Wilhelms wird Carolinens Anteil noch abgezogen. Als gemeinsames Werk des ganzen Kreises erscheint die Schaffung des Begriffes: moderne Bildung. Die Darstellung des Jugendlebens der Brüder wandelt dann die sicheren, von Haym vorgezeichneten Pfade. Natürlich kommt der von Haym zum Teil nur in Nachtragsform benutzte Briefwechsel der Brüder hier der Darstellung selbst zu gute. Wilhelms Amsterdamer Zeit, Carolinens Aufenthalt in Lucka bei Leipzig gelangen zu hellerer Beleuchtung. Der Herbst 1793 wird als entscheidende Epoche der Entwicklung Fr. Schlegels aufgezeigt. Seine der Verherrlichung Griechenlands gewidmeten Jugendaufsätze treten in Beziehung zu der ganzen, dem Kultus der Antike dienenden Bewegung des Jh. und insbesondere zu Herder, Forster, Moritz und Heydenreich. Zur Prägung der Antithese von interessanter und objektiver Poesie liefert Bouterweck den ersten Begriff. Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung erscheint moderner gedacht denn die Schlegelschen Aufsätze. Im weiteren Verlaufe dient der Horen-Aufsatz über Romeo und Julia, Carolinens Verdienste um Shakespeare zu bestimmen; ihr hervorragender Anteil an der Uebersetzung des Briten wird erwähnt. Die Lyceums- und Athenäums-Fragmente misst W. an ihrem französischen Vorbilde Chamfort und bringt sie in Gegensatz zu den völlig verschiedenen Maximen La Rochefoucaulds. Rascher werden die durch die Schwere der Form und des Gehalts weiteren Kreisen fernstehenden Aufsätze der Berliner Blütezeit abgethan; auch Lucinde, Jon und Alarkos ziehen eilig vorüber. Abschluss und Krönung der Jugendzeit des Brüderpaares, eine glückliche Vereinigung der Doktrinen Friedrichs und der durch eingehende Studien geförderten formalen Anlage Wilhelms, sind die Berliner Vorlesungen des Aelteren. Für die zweite Hälfte von Friedrichs Leben lag eine auch nur halbwegs befriedigende Vorstudie nicht vor (Munckers Artikel [vgl. JBL. 1891 IV 11 : 19] war noch nicht erschienen). W. verlegt auch in diesem Teile sich nicht auf Analysen einzelner Schriften, sondern will in erster Linie dem Menschen Friedrich gerecht werden und gewisse Schritte des vielgescholtenen Mannes, die bei anderen heftigen Tadel gefunden haben, als notwendige Folgen seiner Jugendentwicklung hinstellen. Die social und politisch gedachten Pariser und Kölner Vorlesungen führen ihn ins österreichische Lager, und als schriftstellerischer Beirat des Erzherzogs Karl hat er nur auf kurze, prägnante Formeln zu reduzieren, was er früher in doktrinärer Breite auseinandergesetzt hatte. Erfolge hatte Fr. Schlegel auf politischem Gebiete nicht aufzuweisen, und wenn er der deutschen Nation den Kampf gegen Napoleon predigte, so war seine Poesie wirksamer als seine Prosa. Sein Anteil am „Beobachter“ ist der Erwähnung kaum wert. Erst mit den Vorlesungen über deutsche Geschichte kommt Friedrich wieder zu zielsicherer Thätigkeit. Sie dienen mit den wenig späteren Litteraturvorlesungen der Begründung und Befestigung eines christlich-germanischen Geistes. Die letztgenannten arbeiten mit alten Ideen und mit alten Formeln; nur versteht er jetzt unter Romantisch das eigentümlich christlich Schöne. Das Programm der beiden Vorlesungscyklen findet seine weitere Erledigung im „Deutschen Museum“ und in den „Wiener Jahrbüchern“. Die Mitarbeiter des erstgenannten Organs ziehen in langer Reihe vorüber. Die „Jahrbücher“ selbst zeigen sich als Fortsetzung des älteren Unternehmens. Das Jahr 1815 bringt endlich eine scheinbar dauernde Anstellung in österreichischem Dienste. Friedrich geht als Legationsrat nach Frankfurt zum Bundestag; doch auch jetzt blühen ihm keine Lorbeeren. Sein klerikaler Uebereifer bringt ihn mit Metternich in Konflikt — der beste Beweis, wie wenig äusseren Vorteil sein Uebertritt zum Katholizismus ihm eintrug. Nur einmal noch, auf der italienischen Reise von 1819, kommt er zu dienstlicher Verwendung, ohne jetzt aus Italien echten Gewinn heimzubringen. Das Zeitalter wird ihm immer widerlicher, und in seinen drei Vorlesungscyklen von 1827—29, dann in der Zeitschrift „Concordia“ erschöpft er sich in Anklagen des Zeitgeistes. In jenen sieht indessen die moderne katholische Theologie den ersten Anstoss zu einer ideellen Vertiefung und wissenschaftlichen Durchbildung ihrer Disciplin. Auch der moderne christliche Socialismus kann in den letzten Kundgebungen Fr. Schlegels anheimelnde Anklänge finden. Über die zweite Lebensperiode Wilhelms war nach Minor wenig Neues zn sagen. W. hebt

hervor, dass Wilhelm in dieser Zeit nur die Ansätze seiner Jugend ausbaut, also mit dem geistigen Kapitale Carolinens und Friedrichs weiter wuchert. Beiläufig streift er den starken Einfluss, den Wilhelm Schlegel auf die zweite französische Romantik genommen hat. Kürschner hat der Einleitung die Facsimilia zweier Briefe beigegeben: ein Schreiben Friedrichs vom 28. Jan. 1800, das nach W.s Annahme an J. D. Fiorillo, den Göttinger Kunsthistoriker, gerichtet ist. Er bittet darin um einzelne Werke Boccaccios für seinen Aufsatz über den Vf. des „Dekamerone". W. Schlegels in Gries Autobiographie (S. 50) zum Teil abgedruckter Brief vom 15. Jan. 1803 an den Tassoübersetzer erscheint zum ersten Male in vollem Umfange. — In einem einzelne Stellen der Einleitung seiner Ausgabe verwertenden Aufsatze sucht Walzel[10]) zu ergründen, ob Schöpfungen der Brüder Schlegel für unser heutiges Publikum noch geniessbar seien. Neben der Shakespeareübersetzung, die heute noch in unveralteter Frische besteht, glaubt er in den Fragmenten des jüngeren Schlegel eine gerade für den litterarischen Feinschmecker anziehende und auch heute noch nicht völlig erschöpfte Quelle der Anregung zu finden. — Poppenberg[11]) nimmt, anknüpfend an die von ihm besprochene Ausgabe Walzels (vgl. JBL. 1890 IV 13 : 5), noch einmal ausführlich die Briefe Friedrichs an Wilhelm Schlegel durch. Er bekennt sich zu der Ansicht, dass noch viel zu wenig für die Darstellung und Erforschung des Lebens und Wirkens beider Brüder geschehen sei, und möchte durch scharf accentuierte Hervorhebung der wichtigsten Momente des Briefwechsels andeuten, was noch zu thun sei. Er zeichnet den spröden, herben Friedrich in seiner ausgeklügelten kalten ersten Liebesepisode, sein rührendes Verhältnis zur kranken Caroline, das geistige Wühlen und Drängen, Hoffen und Zweifeln der Leipziger und Dresdener Zeit, den Eintritt in Berlin, Nicolai, Schleiermacher, Dorothea, die gewaltige Geistesanspannung, aus der „Athenäum" und „Fragmente" erwuchsen. Schleiermachers „Katechismus für edle Frauen" erscheint P. als „zarathustrisch". Auf die Uebergangszeit, die Schlegel an die Seine führte, fällt ein Blick; der neue Aufschwung, zu dem Friedrichs „schlaffe Natur" in Paris sich aufraffte, wird geschildert. Die traurige Stellung in österreichischem Dienste wird mit glücklich gewählten Citaten charakterisiert; endlich folgt noch ein Wort über die schliessliche Entfremdung der Brüder. — Sorgfältig und sauber, kundig und geschickt vergleicht Holtermann[12]) die Schlegelsche und Vossische Uebersetzung von „Romeo und Julie". Schlegel hat absichtlich eine beträchtliche Anzahl sechsfüssiger Jamben angewendet, nach H. nicht immer mit glücklichem Erfolge; zuweilen scheinen sich die Alexandriner von selbst und unbeabsichtigt eingeschlichen zu haben. Voss hat nur 3 Alexandriner. An vier Stellen setzt Schlegel Prosa an Stelle des Shakespeareschen Blankverses, Voss wiederum überträgt ohne alle inneren Gründe Prosa in Blankverse; Schlegel hält mit dem Originale nicht immer gleichen Schritt, Voss hingegen fast immer. Mit Shakespeare verwendet Schlegel den Trochäus im jambischen Vers, doch getreu seinen „Betrachtungen über Metrik" nur sehr sparsam; Voss gebraucht den Trochäus bis zum Uebermasse häufig, sogar im Gegensatze zu Shakespeares Praxis im 2. und 5. Fusse. Schlegel verwendet ihn nur, und zwar selten, im 2. Fusse. Voss beschränkt sich mit geringer Ausnahme auf männliche Endung, während Schlegel beide Arten gleich oft verwendet. Zum Nachteile der Wirkung setzen Schlegel und Voss zuweilen klingende Reime, wo Shakespeare stumpfe hat. Nur wenige Reime fielen bei beiden weg. Ausgelassen wurden von beiden einige schwierige Wortspiele; ferner scheint durch die Nachlässigkeit des Setzers bei Schlegel einiges weggeblieben zu sein, das von Bernays aus den Dresdener Mss. wieder eingestellt worden ist. Durch Malone haben Schlegel und Voss sich verleiten lassen, der unechten Quarto von 1597 zu folgen; H. führt Beispiele an, nicht minder aber auch einige Fälle, in denen beide mit Recht sich dieser Ausgabe anschliessen. Wenn in den metrischen und textkritischen Fragen Schlegel und Voss gleich glücklich waren, so zeigt sich die Ueberlegenheit des ersteren sofort, erwägt man, wer das Original besser verstanden hat, und wem der angemessenere und gefälligere Ausdruck geglückt ist. Das erste Problem wird wiederum an einer Menge von Beispielen erörtert; eine Schlimmbesserung Tiecks (V. 1949) wird aufgedeckt. Feinsinnig geht H. an das zweite Problem. Er erkennt, dass Schlegels Werk nirgends Spuren der Uebersetzung an sich trägt, während Voss oft nur plump nachbildet. Voss erlaubt sich harte Wortstellungen, unlogische Fassungen, allzuhäufige Apokopen und Synkopen, frappierende Wortbildungen (Erdbebung; prachtschön; Gnadherr und Gnadfrau für lord und lady; Vetterbub usw.), vulgäre und triviale Ausdrücke. Schlegel setzt für

---

Union. LXXV, 421 S. M. 2,50. [B. Walden: WienAbendpost^B. N. 236.]| — 10) O. F. Walzel, D. Brüder Schlegel u. d. Gegenw.: VossZg^B. N 6. — 11) F. Poppenberg, Züge zu Fr. Schlegels Bild: AZg^B. N. 239. — 12) (I 6 : 57.) —

bedeutungslose Begriffe andere und näher liegende ein (für sycamore Kastanie statt Feige u. ä.); Voss thut es seltener. Einige grammatische Freiheiten Schlegels kommen noch zur Sprache („Jeder Hund und Katze“ u. ä.). Endlich zeigt H., um wie viel besser Schlegel mit Shakespeares Wortspielen auskommt, und schliesst mit einem Voss verurteilenden, Schlegel erhebenden Gesamturteile.[13–15]) — Kohlrausch[16]) wendet sich mit Oechelhäuser gegen die Deinhardsteinsche allzu selbständige Bearbeitung der „Widerspänstigen“ und versucht sich, entschiedener Anhänger der Illusionsbühne und Gegner der Münchener Bestrebungen, mit einer neuen Theaterbearbeitung. Er will die derbe Posse bewahrt wissen und nicht eine böse Sieben zu einem ungezogenen kleinen Mädchen machen. Sogar der betrunkene Kesselflicker bleibt bei K. dem Drama erhalten. Bei der Aufführung am königlichen Theater zu Hannover entfiel allerdings Vor- und Nachspiel. — Immanuel Schmidt[17]) möchte die Schlegelsche Uebersetzung berichtigen und insbesondere den sogenannten Tieckschen Anteil neu gestalten. Bisher ist nur ein selbständiger Uebersetzungsversuch des „Macbeth“ auf diesem Wege entstanden.[18]) — Natürlich verweilt Wahles[19]) Darstellung der Goetheschen Leitung des Weimarischen Hoftheaters oft bei Wilhelm Schlegel: S. 134/5 analysiert W. den Horenaufsatz über den dramatischen Dialog (von 1796) und hebt seine Verdienste um die Einführung des Verses im Drama hervor. S. 228 citiert er W. Schlegels in den Wiener Vorlesungen über die Weimarische Aufführung der „Brüder“ von Terenz gefälltes Urteil. S. 231 findet sich eine Briefstelle Wilhelms an Goethe vom 16. März 1802 zum ersten Male abgedruckt; sie berührt das Weimarer Preisausschreiben, das vergeblich ein deutsches Charakterlustspiel hervorrufen wollte. S. 232/6 handelt W. über die Weimarer Aufführung des „Jon“ und „Alarkos“ und druckt S. 235/6 einschlägige Stellen aus Wilhelms Briefen an Goethe vom 19. Jan., 16. März, 8. Apr., dann aus Friedrichs Schreiben gleicher Adresse vom 26. Sept. 1802 ab. S. 250/6 folgen die auf Calderon bezüglichen Dokumente: Wilhelm Schlegel (an Goethe vom 11. Sept. 1802) übersendet seine Uebersetzung der „Andacht zum Kreuz“ und empfiehlt ihre Aufführung; den 7. Mai 1803 lässt er den ersten Band seines „Spanischen Theaters“ folgen und übermittelt gleichzeitig den Druck des „Jon“. Goethe dankt unter dem 16. Juni 1803 (nach dem Konzept abgedruckt) und möchte Calderon gern auf die Bühne bringen. Die Aufführung des „Standhaften Prinzen“ wird alsdann von W. durch Briefe P. A. Wolffs und Goethes uns näher gerückt. Wilhelm Schlegels Dank für die Aufführung (15. März 1811) reiht sich an, und in einem Briefe an Friedrich (Apr. 1812) freut sich Goethe, dass der „Standhafte Prinz“ und „Das Leben ein Traum“ Erfolg gefunden haben. — Burnoufs Schilderung des alten Wilhelm Schlegel, die Barthélemy-Saint Hilaire[20]) mitteilt, ist amüsant, ohne wesentlich Neues zu bringen (S. 82 ff.). Aus einem Briefe an seine Frau (S. 85 ff.) ersieht man, wie der berühmte Kollege von Schlegel aufgenommen wurde. Auch Burnouf kommt zu dem Resultate „Schlegel est la vanité en personne“. Auf Windischmann (S. 87) und auf Lassen (S. 107/8) kommt er zu sprechen. — Sehr wertvolle Urteile W. v. Humboldts über die beiden Schlegel schenkt uns Leitzmann[21]): S. 46 äussert sich Humboldt einschränkend und in manchem ablehnend über W. Schlegels Recension des Vossischen Homer, bekennt sich zwar als Laie auf dem Gebiete der Sprache, macht aber doch feine Bemerkungen über das nachgesetzte Epitheton homerischer Art. S. 54 drückt er sich mühselig um die „berüchtigte“ Recension des Jacobischen „Woldemar“ von Fr. Schlegel dem Recensierten gegenüber herum; sichtlich will er ihren ungünstigen Eindruck abschwächen und nennt sie, mehr beschönigend als anklagend, eine Don Quixotiade. Fr. Schlegels gehässige Art beruhe auf seiner Manier, immer den ganzen Menschen zu recensieren, da ihm doch die nötige Ehrfurcht vor dem Objekt mangle. Daneben betont Humboldt aber, dass höchst selten ein so guter und scharfblickender Kopf gefunden werde, und hebt seine auf das Griechentum zielenden Aufsätze rühmend hervor. Was er über seine Persönlichkeit aus eigener Anschauung vorbringt, gehört zu den wichtigsten Dokumenten über den jungen Schlegel: scharfsichtig zeichnet er sein stilles, nachdenkendes, geistvolles,

---

13) × J. Elias, Schlegel-Tiecks Shakespeare, durchges. v. M. Bernays (vgl. JBL. 1891 IV 11 : 6/7): VossZgB. N. 4. — 14) × (IV 4 : 4.) — 15) × W. Shakespeare, Sämtl. dramat. Werke in 12 Bden. Uebers. v. Schlegel u. Tieck. (= Cottasche Volksbibl.) Stuttgart, Cotta. 12°. 178 S.; 208 S.; 215 S.; 304 S.; 240 S.; 256 S.; 280 S.; 194 S.; 226 S.; 195 S.; 228 S.; 236 S. M. 6,00. — 16) id., D. Widerspenstigen Zähmung. Lustspiel in 4 A. u. e. Vorspiel. Nach d. Uebers. v. Wolf Graf Baudissin (Schlegel-Tieck) für d. dtsch. Bühne bearb. v. R. Kohlrausch. Minden, Bruns. XIV, 120 S. M. 2,00. — 17) id., Ausgew. dramat. Werke, in A. W. Schlegels berichtigter Uebers., z. T. in eigener Uebertragung, mit Einleit. u. erläut. Anm. her. v. Imman. Schmidt. Bd. 1. (Macbeth.) Berlin, W. Gronau. XXIV, 96 S. M. 1,00. — 18) × G. Frhr. v. Vincke, E. Sommernachtstraum. Verbindende Worte zu Mendelssohn-Bartholdys Musik. (Mit Benutzung Schlegels.) 2. Aufl. Münster, Regensburg. 15 S. M. 0,50. — 19) (IV 4 : 250; 8a : 45; 8e : 2.) — 20) J. Barthélemy-Saint Hilaire, E. Burnouf, ses trav. et sa corr. Paris (Chartres, Durand). 1891. IX, 158 S. — 21) (IV 5 : 22.) — 22) (I 2 : 3; IV 8b : 43.)

bescheidenes Gesicht, und wiederum seinen bitteren Humor und sein störrisches Wesen. S. 77 giebt Humboldt dem Recensenten der „Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide" (Allg.Litt.Zeitg. 1808 1, S. 745, 753) gegen W. Schlegel in einigen Punkten Recht, lehnt mit ihm die Idee einer religiösen Tragödie ab, fügt jedoch hinzu: „Schlegel mag das Symbolische wohl missverstanden haben, allein meiner Ansicht nach bleibt das Symbolische immer das Charakteristische alles Grossen in Wissenschaft und Kunst, und also das Tragisch-Symbolische auch der Tragödie". S. 83 bemerkt Humboldt, anknüpfend an Fr. Schlegels Anzeige der Jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen (Dtsch.Museum 1, S. 79), er könne ihm auf dem Gebiet der Litteratur und insbesondere der Philosophie kaum mehr zustimmen und nennt ihn und Adam Müller „zwei wunderbare Erscheinungen auf hiesigem Boden". S. 132 gegen Schlabrendorf endlich: „In der Schlegelschen Clique ist viel Gutes, aber auch viel Roheit, und etwas eigentlich Bedeutendes ist doch gar nicht daraus entstanden." — Steig[22]) stellt Urteile Goethes über den Schlegelschen Kreis zusammen, um Goethes allmähliche Abwendung zu zeigen (S. 105, 126/7; vgl. S. 200). Eine Goetheanekdote wird Wilhelm Schlegel nacherzählt (S. 209).[23]) — R. M. Meyer[24]) bringt die Brüder Schlegel in eine Verbindung mit Goethes „Deutschem Parnass", die schon aus Gründen der Chronologie unhaltbar erscheint. Eine Beziehung auf die „Lucinde" und auf den „Hyperboräischen Esel" ist im Sommer 1798 noch nicht möglich. — May[25]) möchte die Verse „Er lebet noch der Töne Meister . . . Arion will nicht euer Blut" aus W. Schlegels Arion nicht Periandern, sondern Arion in den Mund legen. —

Einen vergessenen Bruder der beiden Schlegel, den früh verstorbenen C. August Schlegel, bringt Walzel[26]) wieder näher. Ihm widmete August Wilhelm die Elegie „Neoptolemus an Diokles". Jugendlicher Thatendrang führte den Jüngling nach Indien in englische Dienste. Von der Reise und vom Fort St. George in Indien schrieb er 1782—84 drei Briefe an Wilhelm, die in der Dresdener Korrespondenz enthalten sind und jetzt zum Abdruck kamen. Sie bezeugen ein in der Ferne ungeschwächt fortdauerndes Interesse an deutscher Litteratur und enthalten kulturhistorisch wichtige Bemerkungen über englische und deutsche Dichtung. Der zweite Brief giebt eine „kleine poetisch-prosaische Beschreibung" einer indischen Leichenfeier. Wilhelm verwertete diese Beschreibung zu seinem Gedichte „Die Bestattung des Braminen" (1787). Bis auf einzelne Effekte hat C. August Schlegel dem Bruder vorgearbeitet. W. stellt in den Anmerkungen dem Briefe die am stärksten anklingenden Parallelstellen des Gedichtes gegenüber. —

Eine neue Auswahl Tieckscher Schriften mit Einleitungen und Anmerkungen veranstaltete Klee[27]). Die Biographie, die er seiner Auswahl vorausschickt, bringt der Wissenschaft nichts Neues. In ihrer ersten Hälfte stark an Haym angelehnt, gelangt sie nur selten zu selbständiger Gestaltung. K. hält an Tiecks Ausspruche fest, „dass er nie jene vielfachen und gewaltigen Veränderungen erfahren habe, die andere von sich rühmen, oder über die sie sich beklagen wollten". Schon dieser an sich nicht über jeden Widerspruch erhabene Gesichtspunkt verurteilt K.s biographische Darstellung zu abwechslungsarmer Eintönigkeit. Sichtlich bestrebt, der Lobhudelei nicht geziehen zu werden, nimmt K. alle scharfen Urteile herüber, die Haym über die Schöpfungen des jungen Tieck gefällt hat; dem alten Tieck indessen weiss er des Lorbeers nicht genug zu spenden. Freilich bringt es im ersten Falle K.s abkürzende Darstellung über abfällige Werturteile nicht hinaus, und zwar gerade an Stellen, bei denen der moderne Litterarhistoriker dem Publikum Verständnis für schwer fassbare Eigenheiten verschaffen, nicht aber durch Absprechen ihm von vornherein die Freude verderben sollte. Ueber die romantische Ironie wird sich niemand aus K.s ablehnender Erörterung (S. 23) ein Bild machen können; und niemand wird begreifen, warum sie im „Gestiefelten Kater" wiederum „ganz am Platze" ist (S. 30). Ein ander Mal (S. 25) spricht K. von der „irrigen" Ansicht, „dass die Dichtung wie die Musik Empfindungen unmittelbar durch den blossen Klang auf den Hörenden übertragen könne." Den wahren Kern dieser romantischen Annahme macht er nicht begreiflich. Etwas äusserlich sind die romantischen Tendenzen in einer allgemeinen Zusammenfassung charakterisiert (S. 39—40). Am besten und selbständigsten gestaltet sich K.s Biographie in der Darstellung der Dresdener Zeit (S. 59 ff.); für die Novellen der Spätzeit Tiecks

— **23**) × (IV 8b : 20.) (Erwähnt S. 135 die für d. ersten Druck d. „Jon" bestimmte Zeichnung.) — **24**) (IV 8c : 28.) — **25**) May-Neisse, Zu Schlegels „Arion": ZDU. 6, S. 361/2. — **26**) O. F. Walzel, Neue Quellen z. Gesch. d. älteren romant. Schule. VII. C. August Schlegel an d. Bruder Aug. Wilhelm: ZÖG. 43, S. 289-96. (Vgl. JBL. 1891 IV 11 : 24.) — **27**) L. Tieck, Werke. Her. v. G. L. Klee. Krit. durchges. u. erläut. Ausg. Leipzig, Bibliogr. Inst. VIII, 75, 426 S.; 444 S.; 473 S. M. 6,00.

hatte K. in Minor einen sicheren Leiter. Doch auch da stört das Uebermass an unbegründeten Werturteilen (vgl. insbesondere S. 56 ff. über den „Phantasus"). Urteilen heisst nicht charakterisieren. Unrichtig ist endlich, dass Tieck als Meister der metrischen Form jemals an Wilhelm Schlegels Seite gesetzt wurde (S. 25); unrichtig, dass in dem Schwelgen in prunkenden, ewig wechselnden Versmassen, das den „Zerbino" charakterisiert, der „bedenkliche Einfluss der Brüder Schlegel" sich geltend mache. Das umgekehrte Verhältnis wäre wohl eher anzunehmen. Schliesslich haben neuere Forschungen unwiderleglich dargethan, dass Tieck an der Baudissinschen Shakespeare-Uebersetzung gerade keinen „verdienstvollen", eher einen verhängnisvollen Anteil hatte (S. 72). Förderlicher als K.s Biographie sind die den einzelnen abgedruckten Dichtungen beigegebenen Vorbemerkungen und insbesondere die fleissig zusammengestellten Anmerkungen. Der erste Band enthält: a) Eine Auswahl von 42 Gedichten Tiecks, unter ihnen ein Ineditum, ein Spruch „An die Verständigen" (S. 62); vorangeschickt ist eine Statistik seiner Gedichte mit bibliographischen Notizen. Dann folgen, dem Plane der Sammlung gemäss, in der K.s „Tieck" enthalten ist, Urteile und Kritiken (Koberstein, Bernhardi, Körner, A. W. Schlegel). K. merkt an, dass Tieck als Lyriker in den Spuren Goethes wandle, verurteilt die (von ihm nicht aufgenommenen) „Zeichen im Walde", hebt als bedeutendste Leistungen Tiecks Sonette hervor und weist auf die „Italienischen Reisegedichte" hin, die er von Goethes freien Rhythmen und von Heines „Nordseebildern" weit überboten findet. b) „Der Abschied." K. weist Köpkes Annahme zurück, dass Bernhardi das Trauerspiel jemals als seine Arbeit ausgegeben hätte. Die Urteile Wackenroders, der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" und Hayms folgen, letzteres zum Teil eingeschränkt. „Blunt" von K. Ph. Moritz wird als Anregung genannt, im gleichen Zusammenhange der Schicksalstragödie gedacht, Stella, Clavigo, Kabale und Liebe und Miss Sara Sampson als Stilmuster bezeichnet. c) „Der gestiefelte Kater." K. weist auf Böttigers Studie über Iffland hin, dann auf das Perraultsche Märchen, erwähnt W. Schlegels Kritik, spricht über die Umarbeitung im „Phantasus" und gedenkt der starken Nachwirkung der Farce. Bemerkenswert ist der Kommentar des Stückes. d) „Genoveva." Die Einleitung lehnt sich an Haym an, schreibt die Urteile Goethes, Körners, Nicolais, Heinrich Schmidts und insbesondere Solgers aus. S. 175 wird der starke Einfluss des Wallenstein an einzelnen Belegen aufgedeckt; K. erzählt die auf eine Aufführung abzielenden Verhandlungen mit Iffland von 1799 und 1800 und gedenkt zuletzt der Nachwirkungen, ohne auf die Beeinflussung Schillers besonderes Gewicht zu legen. e) „Der Aufzug der Romanze aus dem ‚Octavian'." Zunächst die Zeugnisse für die Entstehung des „Octavian", dann Tiecks eigener Bericht, endlich Notizen zur Bühnengeschichte des Stückes. Band 2: a) „Der blonde Eckbert." Einer kurzen Darstellung der Entstehungsgeschichte folgen die Urteile W. Schlegels, Hayms, von Tieck selbst, endlich die auf das Märchen bezügliche Stelle der Novelle „Waldeinsamkeit" von 1840. b) „Die Freunde." K. betont, wie wenig die Erzählung in den Rahmen der „Straussfedern" passte und teilt Tiecks entschuldigende Vorrede zu jenem ersten Drucke mit; ein paar feine Bemerkungen über die Form der Dichtung! c) „Der Runenberg." Dem Berichte Köpkes und Steffens folgt eine neue Datierung (1802); zum Schlusse ist Hayms Kritik angefügt. d) „Die Elfen." Hettner und Karl Förster kommen zu Worte; als reizvoller Nachklang wird das Märchen „Elfenerziehung" von Sophie Gräfin Baudissin (1864) erwähnt. Die knapp gehaltene Entstehungsgeschichte des „Phantasus", von K. an dieser Stelle eingefügt, schliesst mit einem Verweise auf E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüder". e) „Der Pokal." Köpkes Bericht und die Erörterungen des Problems, ob Tieck mit Recht sagen durfte, dass der „Pokal" in „seinem neuen Stile" geschrieben sei. f) „Die Gemälde." K. führt aus, wie Tieck nach beiden Seiten gleich gerecht, nur der Deutschtümelei, nicht der religiösen und nicht der Renaissance-Malerei den Laufpass giebt. Den Maler Eulenböcke vergleicht er mit seinem Vorbilde Hans Genelli; eigene Züge Tiecks seien beigemischt. Hebbels und Theodor Hells Urteile folgen. g) „Der Geheimnisvolle" (datiert mit dem Spätjahr 1821). Nach Steffens Erzählung handelt K. von der veranlassenden politischen Broschüre Schlabrendorfs und Reichardts. Emmerichs politische Aeusserungen decken sich mit mehreren angeführten Tiecks. h) „Musikalische Leiden und Freuden" (datiert mit August 1822). Notizen über Tiecks erste musikalische Bemühungen und Urteile gleichzeitiger Kritik. i) „Der fünfzehnte November" (Anfang 1827). Friesens „Erinnerungen" (2, S. 327) werden citiert. K. lehnt jede Novelle mit der Schicksalsdramatik ab. Band 3: a) „Der Gelehrte." Urteile Caroline Pichlers und Minors. Für Helena werden Tiecks Töchter als Modelle in Anspruch genommen. Endlich zeigt K. auch, wie weit die „Ver-

lorene Handschrift“ Freytags von Tiecks Novelle abhängig ist. b) „Des Lebens Ueberfluss“ (datiert vor September 1837). Urteilen Schölls und J. L. Hoffmanns folgt eine Ablehnung der Annahme Minors, mit Heinrich Brand sei Heine gemeint. Tiecks Verhältnis zu Heine wird in einer Reihe von Belegen vorgeführt. c) „Dichterleben.“ Minor, Solger, Immermann, A. W. Schlegel, Dorothea Tieck, Hebbel, Adelheid Reinbold kommen zu Worte, letztere auch in ihrem Urteil über „Das Fest zu Kenelworth“ und über den zweiten Teil des „Dichterlebens“. K. schreibt der Dichtung eine „geniale Erweiterung der verschiedenen Traditionen“ über Shakespeare zu. d) „Der Aufruhr in den Cevennen.“ Köpkes Bericht erscheint in voller Breite. Urteile von Willibald Alexis und Minor reihen sich an, endlich ein bezeichnendes Wort Joseph von Hormayrs. K. weist auf die gewissenhafte historische Treue hin. Den Abschluss seiner Ausgabe bildet ein sorgfältig gearbeitetes chronologisches Verzeichnis der Schöpfungen Tiecks. — Anknüpfend an die warm empfohlene Ausgabe Klees meint Bartels[28]), dass die „kleinen romantischen Stücke, Märchen oder wie man sie nennen will, „Der blonde Eckbert“ und der „Runenberg“, Werke, welche durch wunderbare Natursymbolik, fast mystische Grundstimmung und reiche lyrische und epische Elemente, wie auch durch die „stille Gewalt der Darstellung“ vielleicht am ersten von allen Werken Tiecks „klassischen Wert“ beanspruchen dürfen, gerade jetzt in allmählich realismusmüde gewordener Zeit zum Muster und zur Wirkung berufen wären.“ — Erich Schmidt[29]) kommt in seiner Darstellung des Tannhäusermotivs und seiner Wandlungen auch auf Tiecks Behandlung (erst in den „Romantischen Dichtungen“ 1799, dann im „Phantasus“) zu sprechen. Er hebt hervor, dass Tieck das alte Tannhäuserlied nicht gekannt, vielmehr Züge aus dem Heldenbuche und aus den Sagen vom Rattenfänger von Hameln und vom Venusberge verwoben habe. Bei Tieck findet sich ein ganzes Tannhäusergeschlecht. Endlich weist Sch. auf die gewitterschwüle Sinnlichkeit, den unheimlichen Halbwahnsinn der Tieckschen Darstellung hin. — Nicht durchaus originell, aber Bekanntes mit neuen Beobachtungen glücklich zu einem angenehm lesbaren Ganzen stilisierend, erörtert Prodnigg[30]) das Verhältnis von Tiecks „Sternbald“ zum „Wilhelm Meister“. Erfolgreich weist er nach, dass in der dem Tieckschen Romane zu Grunde gelegten Proportion Franz : Sebastian = Tieck : Wackenroder alsbald an Stelle des Verhältnisses Tiecks zu Wackenroder jenes Wilhelm Meisters zu Werner tritt. Goethe freilich stellte dem Idealisten Wilhelm einen engherzigen Materialisten gegenüber, Tieck tönt nur den Helden zum Gegenspieler ab. In Franzens Entwicklung spiegelt sich Wilhelm Meisters Fortschritt vom unbeholfenen Schüler zur Meisterschaft. Sebastian ist am Ende gedrückt wie Werner. Daneben freilich in Franz Züge des gemütreichen Wackenroder, des melancholischen, zu quälerischer Selbstpeinigung neigenden Tieck; sein Hang zu lehrhafter Erörterung der Kunst und des Lebens entstammt wiederum dem Goetheschen Roman, dessen Held kein geringerer Kunstenthusiast ist und zu seiner Charakteristik des Hamlet in Sternbalds Schilderung des Strassburger Münsters ein Gegenstück finden kann. Die Liebesgeschichte ist dem Verhältnisse Wilhelms zu Natalien nachgebildet: flüchtiges Begegnen und langes fruchtloses Suchen. Wird vollends Wilhelm providentiell geleitet, so scheint auch Sternbalds Schicksal ein „wunderbares Konzert“ zu sein; die Nebenfiguren wiederholen sich in gleichen Verhältnissen. Baron und Baronesse, der Oheim, insbesondere Lothario (Ludovico), Jarno (Bolz, mit Anlehnung an die Intriguanten im „Abdallah“ und Lovell), sogar Laertes (Florestan). Das Vorbild des „Wilhelm Meister“ findet P. auch in der Tendenz des Tieckschen Romanes. Auch hier drängt sich an die Stelle einer Künstlergeschichte eine Entwicklung zu weltmännischer Bildung. P. vermutet sogar, dass der Maler in der nicht ausgeführten Fortsetzung noch stärker zurückgetreten wäre als in den Schlussteilen des Fragmentes. Wenn Goethe indessen seinen Helden inmitten seiner Zeit darstellt, so ist Tieck bei gleichem Streben weniger glücklich. Zuletzt lässt Tieck die Personen einer vor dritthalb Jhh. spielenden Erzählung moderne Empfindungen in modernster Form kundgeben. Diese letzteren Gespräche erörtern, oft mit augenfälligen Anachronismen, Lieblingsthemata des Wilhelm Meister, so den Gegensatz von Künstler und Verstandesmensch, polemisieren wie jener gegen Rationalismus und Naturalismus, spotten über Philister und Utilitarier. In diesen Erörterungen verblassen die Charaktere zu blossen Vertretern ihrer Ansichten, bis schliesslich der Roman nach Fr. Schlegels Rezepte zu einer Mischung von Erzählung, Rede und Gesang wird. Im „Gesange“ finden sich spärliche Reminiscenzen an „Wilhelm Meister“, so das Motiv der Sehnsucht in die

|[ML. 61, S. 852; SchwäbKron. 17. Dec.]| — 28) A. Bartels, L. Tieck u. d. Gegenw.: Didask. N. 303. — 29) (I 8 : 8; IV 8a : 32.) — 30) H. Prodnigg, Ueber Tiecks Sternbald u. sein Verhältnis zu Goethes Wilhelm Meister. Progr. d.

Ferne, der stummen Liebe, des tiefen innerlichen Leides. Auch formale, metrische Aehnlichkeit lässt sich nachweisen. Ueberhaupt zeigt sich nach P.s Ansicht die Übereinstimmung beider Dichtungen am deutlichsten in der formellen Anlage, nach Goethes Aperçu stellt auch Tieck vorzüglich „Gesinnungen und Begebenheiten“, einen „leidenden“, nicht einen „wirkenden“ Helden vor. „Die Passivität des Helden“ erklärt, warum auch im „Sternbald“ der Schwerpunkt auf den Episoden ruht. Und, wie Fr. Schlegel am „Wilhelm Meister“ beobachtete, folgen auch im „Sternbald“ die Episoden nicht nach den Gesetzen dichterischer Wahrheit, sondern in der Art musikalischer Motive auf einander; Gegensätze der Stimmung werden ohne vermittelnden Uebergang zusammengeschoben, um das ewige Widerspiel von Poesie und Prosa im Leben zu symbolisieren. Der zweite Teil treibt alle diese Bestrebungen auf die Spitze. Sternbald wird zum blossen Zuschauer; die Phantasie schaltet ganz willkürlich mit Personen und Begebenheiten. Die märchenhafte Stimmung bedingt ein völliges Erblassen der Figuren. Freilich erreicht Tieck auf diesem Wege jenen Hauch poetischer Stimmung, der auch im „Meister“ alle Verhältnisse des täglichen Lebens umkleidet. P. kommt zu dem Schlussurteile, dass Tieck im „Sternbald“ zum ersten Male zwischen seinem übertriebenen Idealismus und dem Materialismus der ihn umgebenden Welt einen Ausgleich gefunden habe. An Stelle früherer Zerrissenheit tritt Freude an der Welt und am Dasein. Fatalistische Elemente sind nur mehr spärlich vorhanden. Auch das Gebiet der Sinnlichkeit wird nach Goethes Muster heiter und anmutig behandelt, wenn auch Heinses Vorbild an dieser Stelle unverkennbar bleibt. — In einem der von Preuss[31]) mitgeteilten Briefe Carlyles an Varnhagen (3. März 1847) findet sich die bezeichnende Stelle: „Ihr König hat nichts gethan, was ihm bei den Gebildeten unseres Landes mehr Beifall erworben hat, als die Zurückberufung Tiecks, in der Weise, wie sie geschah, in ein Land, wo er in der That einzig war, und das Grund hatte, stolz auf ihn zu sein.“ — Über eine Komposition des jungen Eberwein, die für Tiecks „Genoveva“ bestimmt war, spricht Riemer[32]). Derselbe meldet (a. a. O. S. 76) am 14. August 1805 unter anderem Klatsche, dass Sophie Bernhardi katholisch geworden sei. —

Eine panegyrische Notiz Jenny von Gustedts über Schleiermachers Monologen findet sich in dem Buche Lilys von Kretschman[33]). — Ebenfalls in den Kreis Schleiermachers führt eine umfängliche Veröffentlichung Hahns[34]), die aus dem Nachlasse der Gattin von August Herz, dem Neffen von Henriette Herz, und aus der Autographensammlung von Dr. A. Arnstein (jetzt im Besitze des Geheimen Kommerzienrates A. Hahn) Briefe von und an Henriette Herz mitteilt. Der Herausgeber zweifelt, ob N. 2, 7 und 11 seiner Sammlung nicht vielleicht schon veröffentlicht sind; ein Auszug aus dem letzten der von ihm gebotenen Schreiben findet sich in Fürsts Buche „Henriette Herz“ (2. Aufl. S. 60). Ueber fünf Porträts Henriettens sind Mitteilungen vorangestellt. Abgedruckt wird: 1. Ein ödes Hochzeitscarmen von G......z, zu Henriettens Vermählung verfasst. 2. Ein Brief von M. Herz an Graff vom 5. Mai 1792. 3. 4 Briefe von M. Herz an seine Schwiegermutter. 5. Melancholische Tagebuchnotizen Henriettens vom 13., 15. und 18. Febr. 1820. 6. Ein Brief Henriettens an eine unbekannte Freundin (26. Jan. 1841). 7. Einer an Prof. Dieffenbach (1834). Diese ersten sieben Nummern sind herzlich unbedeutend. 8. Ein Brief Schleiermachers an Henriette (Ende Juli oder Anfang Aug. 1817). Er scheint nicht zu bestätigen, dass — wie Fürst (S. 69) annimmt — Henriettens Uebertritt das Verhältnis zwischen beiden getrübt habe. Schleiermacher giebt der Hoffnung Ausdruck, dass seine Schrift über die Synodalverfassung ihm das Herz aller Verständigen gewinnen werde. 9. Alexander von Humboldt an Henriette (4. Sept. 1788), ein echt romantischer Scherz: der Brief ist in ein Gespräch mit Henriette und mit Dorothea Veit eingekleidet. Ein ähnlicher Scherz Alexander von Humboldts (N. 10 vom 4. April 1796) erzählt einen rätselhaften Traum, dessen Lösung ein Kompliment für Henriette bedeutet. Vier weitere Briefe A. v. Humboldts (N. 11 vom 23. Sept. 1806, N. 12 ohne Datierung, N. 13 aus der Mitte der vierziger Jahre, N. 14 vom 20. Nov. 1845) bezeugen das dauernd freundschaftliche Verhältnis beider. Der vorletzte meldet, dass Henriettens Bild, gemalt von Elise Fränkel, dem König Friedrich Wilhelm IV. Freude gemacht habe; der letzte spricht von der Henrietten durch denselben Monarchen ausgesetzten Pension. —

Ein Brief unbekannter Adresse von Brinckmann, der sich auf Goethe bezieht, im übrigen völlig gehaltlos ist, wurde nach dem auf der Riksbibliothek zu Stockholm befindlichen Originale abgedruckt[35]). —

Oberrealsch. Graz. 21 S. — **31**) (IV 5 : 250.) — **32**) (S. o. N. 23; S. 119.) — **33**) (IV 8a : 10.) — **34**) H. Hahn, Aus d. Nachlass v. Henriette Herz: N&S. 63, S. 58-74. — **35**) (IV 8b : 19a.) — **36**) (S. o. N. 23; S. 108/9 u. 156.) — **37**) DRs. 67,

Des Anteils, den Gries an der Sonettdichtung der Weimaraner nahm, wird von Riemer[36]) in seinen Briefen an Frommann mehrfach gedacht (vgl. auch IV 1d : 28). —

Etwas post festum und nach den zahlreichen trefflichen Artikeln des Vorjahres kaum mehr notwendig stellt sich, anknüpfend an Litzmann, dessen Buch (vgl. JBL. 1890 IV 13 : 30; 1891 IV 11 : 38/9, 41/9) auch in diesem Berichtsjahre noch wiederholt besprochen wurde[37]), ein verspäteter Hölderlinaufsatz Adolf Sterns[38]) ein. Wenn der Vf. meint, es könne wohl kommen, dass man eines schönen Tages mit den Ausartungen realistischer Zeit alles objektive Leben und die Natur selbst über Bord wirft und dann Hölderlin ebenso ausschliesslich preisen wird, wie er jetzt wenig beachtet ist, so kann dieser Augenblick rascher eintreten, als St. selbst annimmt. Sichere Anzeichen kündigen ihn an. Über Hölderlin selbst hören wir wenig Erspriessliches. St. setzt an den Anfang seiner Studie das Wort Hölderlins, sein höchster Wunsch sei „in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben und Bücher schreiben zu können, ohne dabei zu hungern“. Und er legt dar, dass Hölderlin und warum Hölderlin diesen höchsten Wunsch nie erfüllt sah. Neben seinen stolzen Hoffnungen war jede Möglichkeit, die einem Tübinger Magister offen stand, bedeutungslos. In einer Landpfarre wollte er nicht versauern, und der Beruf eines Hofmeisters war dem Zartbesaiteten zu schwer. Die Hauptprobleme der Hölderlinforschung lässt Stern offen; er entscheidet nicht zwischen Wilbrandt und Litzmann in der Frage, wie Diotima zu Hölderlin gestanden hat, meint vielmehr, dass zwischen der reichen Patrizierstochter und Patriziersgattin und dem armen Hauslehrer von vornherein nicht einmal ein dauerndes Freundschaftsverhältnis möglich gewesen wäre. Dann spricht auch St. noch ohne ein einschränkendes Fragezeichen von der „Geistesumnachtung, in die ihn der Widerspruch seines tiefsten Innern mit der umgebenden Welt, die Unvereinbarkeit seines edlen Selbstgefühls mit seiner äusseren Lage, das leidvolle Ende seines einzigen Glückes gestürzt hatte“. Und Litzmanns Annahme, dass Hölderlins Wahnsinn auf rein physischem Wege zu erklären sei (vgl. JBL. 1891 IV 11 : 47)? Sie steht unvermittelt neben St.s allerdings schöner klingenden Worten. Auffallender Weise lässt St. Frau von Kalb ihren Hofmeister Hölderlin an Schiller empfehlen (S. 119), während doch gerade das Umgekehrte wirklich stattfand. —

Zur Geschichte der Heidelberger Romantik wurden grössere und kleinere Aufsätze, Gedichte und Kritiken, die Arnim und Brentano in den J. 1817—20 für den „Gesellschafter“ von Gubitz lieferten, von Geiger[39]) zusammengestellt. Nicht aufgenommen blieben die meist dichterischen Beiträge, die später in die Sammlung der Werke Arnims übergingen; ferner die „Wahrhaft neue Zeitung von unterschiedlichen Orten und Landen. (Gedruckt in der Parnassischen Druckerei 1620)“, die schon in Gubitz „Erlebnissen“ (Berlin 1868—69. 2, S. 128—33) einen Neudruck erfahren hatte, endlich ein Brief Ifflands, den Arnim veröffentlicht hatte, der indessen auch an zugänglichem Orte seitdem gedruckt worden war. Zeitgeschichtliche Notizen, die, mit —m gezeichnet, im „Gesellschafter“ sich finden und vermutlich auch von Arnim herrühren, sind ausgelassen. Auch ein paar Auszüge, u. a. aus den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ von 1772, mussten zurückstehen. G. giebt übrigens für alle nicht abgedruckten Artikel genaue bibliographische Notizen. Einigen der mitgeteilten sind erläuternde Bemerkungen beigegeben, so insbesondere dem Artikel über die Karschin, der eine Polemik mit Helmina von Chézy hervorrief, dann dem ins Theologische hinüberspielenden Artikel über Harms. Besonders hingewiesen wird auf die Litteraturnotizen (S. 77 ff.), die sich mit Brentano, Görres, mit den Grimms und mit Tieck beschäftigen. G. hebt auch das lebhafte politische Interesse Arnims hervor, das sich in N. 24/6 bekundet, und bringt es mit ähnlichen Bestrebungen des Dichters in Zusammenhang. Im Anhang seines Büchleins fasst G. Beiträge Brentanos zum „Gesellschafter“ zusammen; auch diesmal stellt er die poetischen Beiträge, die später in die Sammlung der Werke Brentanos übergingen, nur bibliographisch fest. Brentanos Beziehungen zum „Gesellschafter“ waren kurzlebiger als die seines Freundes. Schon im April 1819 bringt der „Gesellschafter“ einen Angriff auf Brentanos „klösterliche“ Neigungen und schickt ihnen Stich auf Stich nach. Selbst Arnims Verhältnis zu der Zeitschrift scheint durch diese Angriffe erschüttert worden zu sein. Den Beiträgen zum „Gesellschafter“ fügt G. noch die von ihm schon früher (vgl. JBL. 1890 IV 13 : 40) erörterte Besprechung des „Fidelio“ von Beethoven und das mit ihr in Beziehung stehende Gedicht an Frau Milder-Hauptmann (aus der Spenerschen Zeitung vom 16. und 21. Okt. 1815), endlich ein Gedicht

S. 314; A. Chuquet: RCr. 32, S. 461/2. — 38) Ad. Stern, F. Hölderlin: Grenzb. N. 42/3. — 39) L. A. v. Arnim, Unbekannte Aufsätze u. Gedichte. Mit e. Anh. v. Cl. Brentano. Her. v. L. Geiger. (= Berliner Neudrr. Serie 2, N. 1.) Berlin,

an die Hendel-Schütz an, das sich in der „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frau Henriette Hendel-Schütz" (Leipzig und Altenburg 1813 S. 133 ff.) fand. — In einer Besprechung des Geigerschen Büchleins hebt Steig[40]) hervor, dass Arnim bei allem, was er unternahm, die Interessen der ihn lebendig umgebenden Mitwelt ins Auge fasste. Allen seinen Schriften wohne daher ein gewisses gegenwärtig aktuelles Moment inne, wie weit sie auch bisweilen auf den Wegen der sorglos schweifenden Phantasie der gewöhnlichen Sphäre des Lebens entrückt zu sein scheinen. Ferner meint St., Arnim habe als Recensent immer auf das positiv Geleistete gesehen, darum habe keine seiner Anzeigen etwas Verletzendes. — Aus einem Briefe an Brentano teilte ebenfalls Steig[41]) ein Urteil Arnims über Herders „Cid" (12. März 1806) mit. Arnim meint, die Dichtung werde dem Freunde viel Freude machen. Hin und wieder habe Herder dem spanischen Originale wohl Mantel und Kragen umgehangen. — Vier von Schemann[42]) mitgeteilte Briefe Arnims aus den Jahren 1820—22, gerichtet an den wenig gekannten, ausgezeichneten Historienmaler Joh. Sigismund Ruhl, bezeugen das lebhafte Interesse, das der Briefschreiber an dem Künstlerleben und Künstlerwirken seiner Zeit hatte. Arbeiten, die Ruhl zur Illustration Arnimscher Dichtungen ausgeführt hat, werden beiläufig erwähnt. Im ganzen bekunden sie mehr ein inniges Freundschaftsverhältnis, als dass sie der Litteraturgeschichte Gewinn brächten. — Aus der Sammlung der Fürstin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst trat ein Brief Arnims (Berlin, 14. Aug. 1811) zu Tage[43]); der Dichter bittet den unbekannten Adressaten, ihm und seiner Frau ohne Goethes Mitwissen Wohnung in Weimar zu verschaffen. Nebenbei fällt ein Hieb auf J. H. Voss, der kurz zuvor mit Goethe zusammen gewesen war. — Steig[44]) schenkt in seiner Darstellung der Brüder Grimm und ihres Verhältnisses zu Goethe dem Kreise der Arnim und Brentano sein besonderes Augenmerk. Er erzählt (S. 14—29) die Entstehung des „Wunderhorns" und der „Trösteinsamkeit", zum Teil nach neuen Quellen. Die Brüder Grimm haben wahrscheinlich zum ersten, sicher zu den folgenden Bänden des Wunderhorns beigesteuert. Jakob Grimms Urteil über die Sammlung nähert ihn gleichwohl den Gegnern des Wunderhorns, an deren eifrigsten, Johann Heinrich Voss, er das Sichere und Gelehrte des Wissens schätzt. Das Bild zum zweiten Bande wurde von Wilhelm Grimm gezeichnet, während Ludwig Grimm für den dritten Band und für die „Trösteinsamkeit" seine Kraft zur Verfügung stellte. Dass die „Trösteinsamkeit" versteckter Weise Goethe zugeschrieben war, weist St. überzeugend nach. In den „Kronenwächtern" findet er die Stimmung der „Trösteinsamkeit" wieder, Arnims Schmerz über die Verworrenheit der Zeit. Jakob und Wilhelm Grimms Anteil an der Zeitschrift kommen zu näherer Bestimmung. Endlich betont St. Arnims Schillerverehrung, die ihn von dem Schlegelschen Kreise entfernte. Ein anderes Kapitel ist „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" gewidmet (S. 220/8). Energisch wird auf Jakob Grimms Anzeige des Buches hingewiesen. Für die historische Wahrheit des Buches bringt St. ein interessantes Zeugnis bei: W. Grimms Exemplar der zweiten Auflage trägt eine Notiz seiner Hand, die als erdichtet bezeichnet, was 2, S. 137/8 über ihn erzählt wird. St. erhärtet, dass auch Wilhelms Einwände aller Stichhaltigkeit entbehren. Gelegentlich kommt Ludwig Grimms Bettinenporträt zur Sprache und die Aufnahme, die es bei Goethe fand (S. 49 ff). An Arnims bewunderndes Urteil über Wilhelm Grimms „Dänische Heldenlieder" wird beiläufig erinnert (S. 81). Reiches ungedrucktes Material, teils vollständige Briefe, teils einzelne Citate, gelangt zu Tage: Arnim an Winkelmann (S. 15), an Clemens Brentano (S. 20), an Goethe (18. Apr. 1809, S. 38; 19. Nov. 1809, S. 39—41; beide Briefe zur Empfehlung W. Grimmscher Unternehmungen), an die Brüder Grimm (S. 66); Brentano an Jakob Grimm (S. 165); die Brüder an Armin (S. 84/8); Savigny an die Brüder (S. 129 ff.). — Wahle[45]) druckt Brentanos Brief an Goethe vom 8. Sept. 1802 ab, in dem er in rührenden Worten der Verehrung bittet, den bei der Weimarschen Preisausschreibung nicht gekrönten „Ponce de Leon" ihm zurückzusenden. — Schlenther[46]) charakterisierte die „Gründung Prags" von Brentano. Das Drama habe die Anlage, ein Weltgedicht zu werden, lasse aber die ordnende Hand vermissen. Der Ideengang sei von Symbolik überwuchert. Mit Grillparzers „Libussa" verglichen sei Brentanos Dichtung ein Chaos. — Der Aufsatz von Rieks[47]) über Katharina Emmerich

---

Paetel. XVI, 135 S. M. 4,00. |[J. R(iffert): LZg[B]. N. 82.]| — **40**) R. Steig, Achim v. Arnim als Tagesschriftsteller: NatZg. N. 427. — **41**) (IV 7 : 19.) — **42**) L. Schemann, Aus d. Nachlasse Ludw. Sigism. Ruhls. V.: AZg[B]. N. 224. — **43**) E. ungedr. Brief A. v. Arnims: ChWGV. 9, S. 35/6. — **44**) (S. o. N. 22.) (Vgl. auch DLZ. S. 169 über d. Widmung d. Einsiedlerzeitung an Goethe.) — **45**) (S. o. N. 19; S. 231/2.) — **46**) P. Schlenther, Über Grillparzers Libussa. Vortr. geh. in d. Ges. für dtsch. Litt. in Berlin. Ref.: DLZ. S. 138. (S. auch IV 12 : 219.) — **47**) Rieks, D. „stigmatisierte"

dient nicht litterarhistorischen Zwecken; ebensowenig soll er mit Hülfe neuerer psychologischer und psychiatrischer Erkenntnis Brentanos Freundin uns begreiflicher machen. Vielmehr will R. den immer wieder hervortretenden Bemühungen des rheinischen Klerus ein energisches Halt entgegenrufen, indem er nach wie vor emsig für die Seligsprechung Katharinas sich einsetzt. Er rekapituliert zu diesem Zwecke die auch in Karschs Buche („Die stigmatisierte Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen. Eine Wundergeschichte aus dem 19. Jh. Auf Grundlage bisher noch nicht veröffentlichter amtlicher Aktenstücke dargestellt.“ Münster 1878) mitgeteilten staatlichen Untersuchungen, die in den Jahren 1817—19 an Katharina vorgenommen wurden, und aus denen damals geschlossen wurde, dass die „stigmatisierte Nonne“ eine vielleicht betrogene Betrügerin, aber immerhin eine Betrügerin sei. Leider befand sich in der von der preussischen Regierung eingesetzten Kommission kein Psychiater. R.s Aufsatz bleibt immerhin eine bequem zugängliche und übersichtliche Darlegung der Untersuchungen. Brentano wird beiläufig ein und das andere Mal erwähnt; am stärksten wird ein Wort hervorgehoben, das er selbst über seine Katharina betreffenden Aufzeichnungen gesagt hat: „Sollten die Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der kontemplativen Jesusliebe sich irgendwie auszeichnen, so protestieren sie doch förmlich auch gegen den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit“. Diese Worte, durch die Brentano sein eigenes Buch zu einem mehr Dichtung als Wahrheit enthaltenden Phantasieprodukte macht, soll auch der Litterarhistoriker nicht übersehen. Für Katharina ist einer ihrer von R. citierten Aussprüche zu charakteristisch, um ihn hier nicht zu wiederholen: „Ruhig leiden zu können, hat mir immer der beneidenswerteste Zustand auf Erden geschienen“. Bei diesem Satze hat die psychologische Forschung einzusetzen. — Im Gegensatze zu Rieks rationalistischer Darlegung will Hübbe-Schleiden[48]) die stigmatisierte Nonne mystisch deuten. Er möchte ihr Wesen auf die Idee begründen, dass diejenigen Menschen, die in besonderem Masse von selbstloser Liebe für ihre Mitmenschen erfüllt sind, mehr von der Gesamtsumme des Leidens ihrer Rasse auf sich nehmen als andere. Diese Idee sei der Grundgedanke der Kreuzigung, sowie der bei der Stigmatisation sich äussernden Wiederholung leidtragender Liebe.[49]) —

Ueber die Methode, nach der Bettina[50-51]) ihre Briefsammlungen veröffentlichte, setzt Steig[52]) fest: „Briefe sind und bleiben doch nur eine Notbrücke über die Kluft des ununterbrochenen persönlichen Verkehrs. Was das Wesen des menschlichen Verkehrs ausmacht, wird in ihnen berührt, nicht niedergelegt: sie enthalten nicht die Wahrheit schlechthin, sondern höchstens das Spiegelbild einer augenblicklichen, der Wahrheit nicht immer entsprechenden Stimmung.“ Bettina hätte verstanden, als künstlerische Natur die Bausteine, die ihr in Briefen zur Verfügung standen, nach einem ihr klar vor den Augen stehenden Bilde ihrer Jugend zu einem einheitlichen Kunstwerk zu gestalten. Die Richtigkeit dieser an sich etwas problematischen Ausführungen will St. an einzelnen Beispielen erhärten. Er wählt aus dem „Frühlingskranz“ einen Brief von Clemens (S. 137), einen Brief der Günderode und ein Exzerpt aus Briefen an Goethe. Der Brief Brentanos wird in der ursprünglichen Fassung abgedruckt. Bettina hat zunächst Schreibweise, Interpunktion und, abschwächend und mildernd, den Stil geändert. Einige Sätze entfielen, um die Hauptpersonen schärfer hervortreten zu lassen; anderes wird gemütlich ausgemalt. Stark überarbeitet sind die auf Savigny bezüglichen Stellen, in denen Brentano in blinder Verkennung und Unkenntnis der Verhältnisse die Dinge auf den Kopf gestellt hatte. Der aus dem Nachlasse der Brüder Grimm mitgeteilte Brief der Günderode ist im Buche an verschiedenen Stellen verteilt; wie St. darthut, aus Gründen harmonischer Einheit (S. 364, 421). Ein Gedichtchen der Günderode (S. 112) weist nur orthographische Aenderungen auf. Das Urteil über Goethes Meister (S. 377) ist echt; es entstammt einem Briefe Clemens an Arnim vom 1. Jan. 1805. Die „edelmenschliche Auffassung“ des Todes der Günderode, die in dem Schreiben an Frau Rat sich kundgiebt, möchte St. nicht nur der geklärten Bettina, sondern schon der jüngeren Bettina zuschreiben. Das Bruchstück eines Briefes an Goethe von 1809, das St. aufgefunden hat, ist im „Briefwechsel mit einem Kinde“ wiederum auf verschiedene Stellen verteilt (S. 217, 235, 270; die Aeusserungen über Kapellmeister Winter, zum Teil weniger scharf; S. 230 in abgerundeterer Darstellung eine Notiz

---

Augustinernonne Katharina Emmerich v. Dülmen (1774—1824): ConsMschr. 49, S. 1061-74. — **48**) [W.] H[übbe] S[chleiden], Brentano u. d. Stigmatisation. D. Solidarität d. Rasse u. d. stellvertretende Versöhnung: Sphinx 14, S. 85. — **49**) × Ph. Stein, Cl. Brentano. E. Gedenkbl. z. 28. Juli: Didask. N. 174. (Auch FeuilletZg. N. 420.) — **50**) × C. Brentano, Frühlingskranz (vgl. JBL. 1891 IV 11 : 59): Grenzb. 2, S. 384. — **51**) × Bettina v. Arnim, D. Günderode (vgl. JBL. 1890 IV 13 : 38): DRs. 67, S. 313. — **52**) R. Steig, Bettina: ib. 72, S. 262-74. — **53**) id., Mitteilungen über Bettina. Gemacht

über den Verkehr mit Stadion). Zum Schlusse macht St. wahrscheinlich, dass Bettina nicht 1785, sondern 1788 geboren ist. — Steig[53]) erweist ferner, dass Bettina im Sommer 1824 Goethe nicht besucht hat. — Eine blendende, freilich auch etwas unruhig geratene Charakteristik Bettinas findet sich in Proelss[54]) „Jungem Deutschland". Ihm ist es natürlich vor allem um die Stellung Bettinas im und zum Jungen Deutschland zu thun, und schon die Thatsache, dass sie — wie einst bei Gutzkow — mit Rahel und mit Charlotte Stieglitz zusammen auftritt, giebt der ganzen Darstellung ihre eigentümliche Klangfarbe. P. setzt auch mit einer kontrastierenden Charakteristik der drei Frauen ein und bringt ihre Individualitäten auf die Formeln: „Während Rahel nervös und von der beweglichsten Empfänglichkeit für Kleines und Grosses war, blieb hingegen Bettina ausdauernd im Wiederstrahlen und Nachgeniessen des einzelnen grossen Eindrucks, und Charlotte, zur Melancholie neigend, strebte nach ruhigem Sichversenken in die Welt des Gemüts. „Ist es recht?" Nach dieser Frage fasste Rahel ihr Urteil; Bettina fragte: „Ist es schön?" — „Ist es wahr?" Charlotte" (S. 458). Alle drei sind Vertreterinnen des Individualismus Goethescher Schule und als solche geistige Führerinnen der Jungdeutschen, die mit ihnen gleiche Bestrebungen, gleiche Ideale, gleiche Leiden und gleiche Freuden hatten. Der Hintergrund, von dem sich in P.s Darlegung Bettina abhebt, ist der Salon ihrer Grossmutter Sophie La Roche; wenn sie unter Wielands Aegide vor Goethe tritt, so mischte sich in ihm die „Morgenröte seiner eigenen Jugend mit dem klaren Licht seines zur Rüste sich neigenden Tages". Bettinas urgesunde Natur, die sich über den Selbstmord der Günderode empört und mit dem Ende Ottiliens in den „Wahlverwandtschaften" nicht auskommen mochte, erkennt bald den Irrtum ihres Herzens, der die Schwärmerei für Goethe als echte Liebe fasste, und sie verbindet sich mit dem ihr näher stehenden Arnim. Ja, sie kommt bei aller Verehrung mit dem geheimrätlichen, bequem behaglichen Wesen Goethes nicht immer aus; sie stellt seinem Zelter ihren Beethoven gegenüber, bringt ihn mit den Grimms zusammen und will ihn für die Tiroler interessieren. Die zarten Keime gegensätzlicher Anschauung werden unter Börnes Hand zu härtestem Holze, aus dem der grimme Goethehasser seine schärfsten Pfeile schnitzt. Seine Kritik der Goethebücher der Bettina ist die letzte und schärfste Abrechnung des Liberalismus der Restaurationszeit mit Goethe. Ganz anders wirkt der „Briefwechsel mit einem Kinde" auf die Jüngeren, auf Wienbarg, Immermann, Laube, Gutzkow. Er verstärkte die von Saint-Simon angeregte, von Heine nach Deutschland verpflanzte Bewegung zu Gunsten der Emanzipation der Liebe von Zwang und Fessel. P. sieht in Bettina, die er ob ihres für Friedrich Wilhelm IV. bestimmten Buches die „Sibylle der Socialpolitik des Reiches" nennt, die Forderung Wienbargs erfüllt, die schöne That zum höchsten Sittengesetz zu machen. — Ein von Lily von Kretschman[55]) mitgeteilter Aufsatz Jennys von Gustedt über „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" sucht zu erklären, wie aus dem elfenhaften Kinde Bettina eine „Hexe" — so hat Varnhagen sie genannt — wurde. Ihre eifersüchtige Liebe zu Goethe gelangt zu drastischer Darstellung. — W. von Humboldt[56]) schreibt an H. Jakobi am 21. Nov. 1808 (S. 76) nach einer Unterredung mit Goethe die bezeichnenden Worte: „Sehr viel haben wir auch Bettinens erwähnt, die er nach Würden, wie wir, schätzt".[57-58]) —

Wir kommen zu der Gruppe der jüngeren norddeutschen Romantiker. Ueber zwei Gedichte Zacharias Werners, die sich in E. J. Veiths „Balsaminen" von 1823 finden, und die in der Grimmaer Ausgabe fehlen, teilt Poppenberg[59]) Näheres mit. Das eine, „Unstäts Morgenpsalm", 80 siebenzeilige Strophen lang, giebt in der Schilderung einer Wallfahrt nach Mariazell eine Generalkonfession. Als friedensbrünstiger Waller zur Madonna Urania gewendet, behandelt Werner den Gegensatz von Caritas und Minne. P. zieht ähnliche Schöpfungen des Dichters mit heran. Das zweite Gedicht, „Das Eismeer von Chamouny" betitelt (vom 1. Sept. 1805), kommt zum Abdruck. Die Natur wird in ihm durch eine unklare, symbolistische Mystik gesehen; mystisch-erotische Züge stellen sich ein. P. führt andere Dichtungen Werners mit ähnlicher Mischung religiöser und sexueller Momente an, insbesondere das Gedicht auf den Rheinfall von Schaffhausen (Werke 1, S. 163). — Riemers Briefe an die Frommanns aus den J. 1807—9 kommen öfters auf Werner

in d. Ges. für dtsch. Litt. in Berlin. Ref.: DLZ. S. 169-70. — **54**) J. Proelss, D. junge Deutschland. E. Buch dtsch. Geistesgesch. Mit d. Bildnissen v. Gutzkow u. Laube. Stuttgart, Cotta. VII, 804 S. M. 12,00. (S. 454-70; vgl. IV 11 : 1.) — **55**) (S. o. N. 33; S. 362.) — **56**) (S. o. N. 21; S. 76.) — **57**) × M. Krummacher, Bettina v. Arnim u. ihr Königsbuch. Progr. d. höh. Mädchenschule. Cassel (J. Has). 4°. 27 S. (S. 3/9 Analyse d. gen. Buches, für Mädchen bestimmt.) — **58**) × Zu 2 Briefen Bettinas v. Arnim: ZDS. 5, S. 392/4. — **59**) F. Poppenberg, 2 Gedichte Zach. Werners: VLG. 5,

zu sprechen[60]): seine Sonette finden Beifall (S. 106), über die Aufführung von „Wanda, Königin der Samaten“ wird berichtet (S. 110, 113). Endlich erwähnt Riemer die derbe Lektion, die Goethe dem Dichter erteilte, und von der schon Steffens berichtet („Was ich erlebte“. 6, S. 252/5). — Von einer schier unglaublichen Verballhornung, die Werners „Vierundzwanzigster Februar“ in Spanien erdulden musste, meldet Reinhardtstöttner[61]). Der Titel lautet: „El veinticuatro de Febrero, drama en un acto de Werner, traducido y refundido por Eduardo G. Pedroso“ (Madrid 1854). Die Umarbeitung (refundido) wirft nicht nur den tragischen Ausgang über Bord, sie verzichtet beinahe völlig auf das Schicksal. Das Aeussere des Dramas ist sich gleich geblieben, nur die Namen der handelnden Personen wurden durch geläufige spanische ersetzt; der Ort der Handlung ist beibehalten. Gekürzt wurde sehr viel; gerade die Mehrzahl der von Werner sorgfältig angebrachten Motivierungen entfielen. Der Mord verwandelt sich in einen missglückenden Mordversuch. Carlos-Kurt fällt seinem meuchelmörderischen Vater und seiner schon lange ahnungsvollen Mutter in die Arme, das Haus wird niedergebrannt, und aus seinen Trümmern schreitet die einst fluchbeladene Familie gereinigt und entsühnt heraus. —

Zwei poetische Episteln Fouqués an Joh. Sig. Ruhl (2. Aug. 1813 und 6. Juni 1821), dann eine prosaische (8. Juli 1821) wurden von Schemann[62]) abgedruckt. Die letztgenannte erwähnt Ruhls Undinenbilder. —

Dem Deutungsproblem von Chamissos „Schlemihl“, widmet Schapler[63]) seine Doktordissertation. Er geht von der Ansicht aus, dass das Märchen eine Doppelnatur habe, es scheine eine Fabeldichtung in phantasievoller, märchenhafter Ausschmückung zu sein, die an sich den unbefangenen Leser voll und durchaus befriedigen kann; andererseits aber zeige sie dem tiefer Denkenden bei einer bestimmten Auffassung eine Menge praktischer Lebensweisheit. Und Sch. forscht nach dieser Auffassung. Zunächst wendet er sich gegen die Annahme, der verkaufte Schatten bedeute die verlorene Heimat. Um seine schroffe Ablehnung der genannten Deutung zu begründen, stellt er eine lange Reihe von Citaten zusammen, aus denen das allmähliche Einleben Chamissos in deutsche Verhältnisse erhellen soll. Die auf den Schlemihl von der Mehrzahl der Interpreten bezogenen Worte: „Die Zeit hat kein Schwert für mich“, weiss er freilich nicht aus dem Wege zu räumen. Nach wie vor erhellt aus ihnen, dass Chamisso im Befreiungskriege mindestens die Doppeltheit seines Vaterlandes, wenn schon nicht die Vaterlandslosigkeit schwer empfunden hat. Eher fühlt sich Sch. den Deutungsversuchen geneigt, die für den Schatten Lebensstellung, Orden, Titel, gesellschaftliches Talent usw. einsetzen. Scharfsinnig schränkte er diese an sich noch stark auseinandergehenden Annahmen auf die von Scherer vorgedeutete Lösung: „Schatten = äussere Ehre im Gegensatz zu innerer Ehrenhaftigkeit“ ein. An einer Analyse des Märchens erhärtet Sch. seine These. Gewiss wird jeder dichterischem Fühlen Geneigte dem Vf. zustimmen, wenn er betont, dass Chamisso nicht ein rohes Selbstporträt liefern wollte, sondern nur reiche Züge aus seinem Leben genommen habe. Alle Gründe, die Sch. gegen die Gleichung Schlemihl = Chamisso ins Feld führt, dürften wohl kaum Stich halten. Dennoch ist der Deutungsversuch freudig zu begrüssen, weil auch er mit der groben Erlebnistechnik nichts zu thun haben will[64]). — Poppenberg[65]) zeigte, dass Chamissos Gedicht „Die Sterbende“, durch E. T. A. Hoffmanns Notatenbuch angeregt sei. Die fragliche Stelle findet sich in Hitzigs Hoffmannbiographie (2, S. 288)[66-68]). — Hirzel[69]) eröffnet jetzt im Anschlusse an Kossmanns Mitteilungen (DDichtung. 4, S. 301) neue Einblicke in die Redaktionsstube des „Deutschen Musenalmanachs“. Er charakterisiert Chamissos Methode, einzelnen Dichtungen einen bald zweifelnd fragenden, bald entschieden ablehnenden Begleitzettel anzuheften, dem dann Schwab sein Verdikt anfügte. Aus den folgenden Briefen Chamissos, Schwabs und Rückerts an die Weidmannsche Buchhandlung — sie reichen von Jan. 1832 bis Juli 1833 — sei das Wichtigste hervorgehoben: Am 6. Jan. 1832 übernimmt Chamisso die Redaktion des Almanachs unter der Bedingung, Schwab zum Mitherausgeber zu bekommen, und verbittet sich weitere Scherze in A. W. Schlegels Manier (gemeint sind Schlegels Invektiven im Musenalmanach für 1832). Den 14. Jan. 1832 sagt Schwab zu, nachdem ihm geglückt war, Pfizer für das Unter-

S. 312/5. — 60) (S. o. N. 23.) — 61) K. v. Reinhardstöttner, Zach. Werners Vierundzwanzigster Febr. in Spanien AZg^B. N. 144. — 62) (S. o. N. 42.) — 63) J. Schapler, Chamissos Peter Schlemihl. Diss. Leipzig. 45 S. — 64) × A. v. Chamisso, Merveilleuse hist. de Pierre Schlémihl, ou l'homme qui a perdu son ombre. Trad. française. Nouv. éd. Paris, Hachette et Cie. 16°. IV, 92 S. Fr. 1,00. — 65) F. Poppenberg, Chamissos „Sterbende“: VLG. 5, S. 496. — 66) × B. Seuffert, Chamisso u. Varnhagen, Musenalmanach (vgl. JBL. 1890 IV 2 : 92): DLZ. S. 330/1. — 67) × A. v. Chamisso, Lebens-Lieder u. Bilder. Lieder-Kreis. Ill. v. P. Thumann (kleine Ausg.). 11. Aufl. Leipzig, Titze. 96 S. M. 6,00. — 68) × Dass. (Neue Ausg.) 12. Aufl. ib. 4°. 96 S. M. 10,00. — 69) G. Hirzel, Ungedr. Briefe v. A. v. Chamisso,

nehmen zu gewinnen, der selbst einen schwäbischen Almanach herausgeben wollte. Er will die süddeutschen Dichter übernehmen, Chamisso solle die norddeutschen redigieren. Den 15. Jan. schickt Chamisso den Entwurf eines scheinbar harmlosen, in Wirklichkeit scharf pointierten Aufrufs für die Mitarbeiter. Ein zeitlich hierher gehöriger Brief Rückerts (18. Febr. 1832) bittet um Entschuldigung, dass er nichts schicke; er sei durch Kränkungen um sein litterarisches Selbstgefühl gekommen, so dass er keine Feder ansetzen könne. Gescholten wird auf eine Recension seiner „Damajanti" („In der Leipziger Lit.-Z."). Den 4. März mahnt Chamisso neuerdings wegen Rückerts, der endlich am 7. Mai seinen Beitrag lieferte. Unter dem 28. Juni entwirft Chamisso eine „Constitution" für das fortab „Deutscher Musenalmanach" genannte Unternehmen, findet seine Absichten indessen selbst unausführbar. Gleichzeitig erzählt er, David Friedländer und D. Jott hätten ihm einige Verbesserungen für seinen „Abba Glosk" nahe gelegt. Den 21. Juli begründet Schwab, warum er sein Gedicht „Die Triumvirn" nicht aufgenommen wünscht; es erinnere zu sehr an Uhlands „Ver Sacrum". Den 7. Aug. bittet Chamisso seinen „Baal Teschuba" zu neuerlicher Durchsicht zurück. Schwabs Brief vom 25. Aug. behandelt Honorarfragen, die sich in sein Schreiben vom 20. Sept. fortsetzen. Den 6. Nov. beschäftigt sich Chamisso mit dem Dilemma, ob Uhlands oder Rückerts Bild für den nächsten Jahrgang (1834) zu wählen wäre. Rückert wurde vorgezogen. Schwabs Brief vom 8. Nov. meldet, Uhland gäbe gerne seinen Beirat zur Auswahl einer Sammlung Rückertscher Gedichte, wäre er nicht seit 1817 von ihm politisch getrennt. Unterm 2. Dec. fällt Chamisso ein ausführliches Urteil über die im Ms. ihm vorliegenden, 1833 im Weidmannschen Verlage erschienenen „Volkslieder der Polen", die er mit ähnlichen Sammlungen eingehend vergleicht. Ein Recensent des Almanachs im „Hesperus", der Chamissos Terzinen getadelt hatte, wird abgefertigt. Am 15. Juli 1833 hält Chamisso Lenau für einen der Wenigen, die den Deutschen noch Geld für Verse herauslocken könnten, und mahnt, Rückert nicht mehr als drei Bogen zu gewähren. — Der „Deutsche Musenalmanach für 1837" brachte Heines Bild; die schwäbischen Mitarbeiter, der Mitredakteur Gustav Schwab an der Spitze, kündigten die Gefolgschaft auf, sobald die Nachricht von dem beabsichtigten Porträt ihnen bekannt wurde. Franzos[70]) resumiert zunächst einen älteren, auf den „Schwabenstreich" bezüglichen Aufsatz (vgl. JBL. 1890 IV 14 : 28), wie Uhland ablehnte, und Reimer, ohne Chamisso zu benachrichtigen, Heine um sein Bild bat, wie dann nur langsam und allmählich der Widerstand sich geltend machte, weil er erst künstlich angefacht werden musste, bis endlich der Sturm losbrach, und Chamisso und Reimer, vor eine Prinzipienfrage gestellt, nun erst recht auf Heines Bild bestehen mussten. Ein Brief Gaudys an Reimer vom 11./12. Apr. 1836 kommt sodann zum Abdruck, der ein getreues Stimmungsbild gewährt. Erwartungen, Befürchtungen werden geäussert; beklagt wird nur das Ausscheiden Kerners und Schwabs, auf Rückert Hoffnung gesetzt, die nicht ganz in Erfüllung ging; statt versprochener 2 Bogen sandte er nur ein Gedicht. Zum Schlusse wird ein aufmunterndes Wort Anast. Grüns an Reimer citiert, der sich Heines energisch annimmt. —

An der Eichendorff-Ausgabe Dietzes (vgl. JBL. 1891 IV 11 : 87) tadelt Sauer[71]), dass der Herausgeber sich sklavisch an die zweite Ausgabe der Schriften Eichendorffs angelehnt hat. Er habe sich so die Hände gebunden, da doch ihre Unzulänglichkeit schon mehrfach betont worden sei. — Ein Brief Eichendorffs an den Maler J. S. Ruhl (9. Jan. 1822) wird von Schemann[72]) abgedruckt; der Dichter schreibt: „Mein Marmorbild ist mir erst recht lieb geworden in dem magischen Spiegel, in dem es Ihr reiches Gemüt aufgefasst, ja ich möchte sagen, noch einmal gedichtet hat." —

Von E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Kampf der Sänger" (1819) spricht Erich Schmidt[73]) in seiner Erörterung über die Tannhäusersage; er erinnert daran, dass sie R. Wagner zu seiner Tondichtung angeregt habe. — Bock[74]) liefert eine ausführliche Studie über den Musiker Hoffmann, die hier nur beiläufig erwähnt werden soll. Ein Verzeichnis der auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen musikalischen Mss. schliesst sich an[75]). —

In dem Aufsatze über Rahel Varnhagen „Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" von 1836 teilt Jenny von Gustedt[76]) in einer knappen Charakteristik bemerkens-

---

G. Schwab u. F. Rückert: DDichtung. 12, S. 28-31, 76/7, 174/7. — **70**) [K. E. Franzos], Z. „Schwabenstreich" v. 1836: ib. 11, S. 275/6. — **71**) A. Sauer, J. v. Eichendorff, her. v. R. Dietze: DLZ. S. 1646/8. — **72**) (S. o. N. 42.) — **73**) (S. o. N. 28.) — **74**) (I 9 : 58.) — **75**) × E. T. W. Hoffmann, Fantaisies dans la manière de Callot. Kreisleriana; Dernières vicissitudes du chien Berganza, etc. Contes et nouvelles trad. de l'allemand par H. de Curzon. Paris, Hachette. 1891. XII, 368 S. Fr. 1,25. — **76**) (S. o. N. 33; S. 35-41.) — **77**) (S. o. N. 54; S. 454-60, 471-91.) — **78**) [K. E. Franzos]

werte (lebendiges Schaffen und Handeln empfehlende) Worte Rahels mit. Varnhagen, „dieser Mann der Welt, der Reklame, des Egoismus“ wird „dieser Frau nach dem Herzen des Höchsten“ gegenübergestellt. Ein Brief der Frau von Gustedt (ebda. S. 335/8) an Varnhagen vom 18. Aug. 1836 dankt für die Zusendung der „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang“ und schränkt einsichtig Varnhagens allzu günstige Charakteristiken des Prinzen Louis Ferdinand und von Gentz ein. Endlich berichtet Frau von Gustedt (S. 353) Grillparzers Aeusserung „Auf der ganzen Welt hätte mich nur eine Frau glücklich machen können, und das ist Rahel!“ — Rahel in ihren Beziehungen zum jungen Deutschland gehört nicht in das vorliegende Kapitel. Da nun Proelss[77]) weiter ausgreift, und den ganzen Entwicklungsgang Friederikens von Varnhagen zeichnet, so seien auch hier ein paar Worte gestattet. Bettina denkt Goethe nur in seiner Wirkung auf ihr schönheitstrunkenes, genial-naives Ich; für Rahel ist er der versöhnende Vermittler zwischen ihrem Denken und Fühlen und den Stürmen der Zeit. Bettina bringt durch ihre einseitige Begeisterung Goethe seinen Feinden Menzel und Börne gegenüber nur in ein schiefes Licht, Rahel wird durch verstandesklare Einsicht in die organische Entwicklung Goethes dem Verhältnis des Dichters zu seiner Zeit gerecht und weiss andere zu sicherem Verständnis anzuleiten. P. zeigt uns den ersten Salon Rahels im Hause ihres Vaters; sie glänzt, aber sie lernt an Graf Finckenstein und an Don Rafael d'Urquijo die Grösse des Vorurteils kennen, unter dem sie, die Jüdin, zu leiden hatte. Ihre Verstandesklarheit rettet sie aus schweren Seelenkämpfen; fortan ist sie die verständnisvolle Vertraute ihrer Freundinnen und Freunde. Der Kreis der Romantiker, Dorothea, Henriette Herz, Schleiermacher und alle die anderen kommen ihr nahe. Fichte übt auf sie starken Einfluss; sie folgt seinen „Reden an die deutsche Nation“, sendet ihren Bräutigam Varnhagen ins Feld gegen Napoleon und widmet sich selbst der Pflege der Verwundeten. Gegen die Gentz und Friedrich Schlegel spielt sie später, zugleich Schülerin der Humanitätsbestrebungen des 18. Jh., die Forderung nach Fortschritt und freierer Lebensgestaltung aus. Endlich mit Varnhagen verbunden, eröffnet Rahel ihren dritten Salon, zu dem Heine und durch ihn das junge Deutschland Zutritt gewinnt. Den Jungdeutschen geben ihre von Varnhagen veröffentlichten Briefe ein Vorbild des sinnenfreudigem Sensualismus, dem sie selbst huldigen. —

Die etwas umfänglich geratenen Mitteilungen neuer Quellen, aus denen über Ernst Schulzes Beziehungen zu Cäcilie Tychsen ein endgültiges Urteil erfliessen sollte, hat Franzos[78]) im Berichtsjahr zum Abschluss gebracht. Sichtlich nahm der Herausgeber den Mund zu voll, wenn er in der Einleitung behauptete, ihm lägen vollständigere Dokumente vor, als irgend einem seiner Vorgänger. Marggraff hat nur wenige dieser Dokumente nicht in der Hand gehabt und — soweit Cäcilie in Betracht kommt — alles wichtige mitgeteilt. In neues Licht rückte lediglich Schulzes Beziehung zu Cäciliens Schwester Adelheid, ein von Freundschaft nach dem Tode der Schwester auffallend rasch zur Liebe übergehendes Verhältnis. Von 11, S. 172a ab bis 12, S. 276b begnügt sich der Herausgeber mit einer die Lücken mehr oder minder ausfüllenden und ergänzenden Wiedergabe der von Marggraff (3. Aufl. 5, S. 101—83) abgedruckten Quellen. Wiederum werden die Anlässe erzählt, aus denen einzelne Gedichte Schulzes erwuchsen (S. 172a die beiden Episteln „An Cäcilie“, Werke 3. Aufl. 4, S. 144, 158. S. 197a „Musikalische Phantasie für Cäcilie“, Werke ib. S. 292; sie ist angeregt von Sebastian Bachs chromatischer Phantasie und soll ungefähr denselben Wechsel der Empfindungen darstellen, wie das Musikstück. S. 198a „Sebastian Bachs Apotheose. Nach einem Gemälde Cäciliens“, Werke ib. S. 223. S. 248b „Dämmerungsphantasie. An Cäcilie“, Werke 4, S. 220. Dann von Gedichten für Adelheid: S. 202b Charade. „Bei einem Körbchen mit Maiblumen“. Werke 4, S. 271. S. 273b „Die Maiblümchen für Adelheid“, ebda. 4, S. 242). Im ganzen erscheinen die an Cäcilie und Adelheid gerichteten Gedichte als ebenso viele klugberechnete Geschosse, die ihrer Eroberung dienen sollen. Sagt doch Schulze selbst einmal: „So viele Belagerungsmaschinen können unmöglich ohne Erfolg bleiben“ (11, S. 172a). Interessanter sind die Mitteilungen über ein verloren geglaubtes Märchen, in dem Schulze die unter Cäciliens Einfluss erfahrene Wandlung darstellt (11, S. 300b; 12, S. 198a; vgl. 12, S. 274b). F. verspricht, es einmal abzudrucken. Dass dieses für Cäcilie berechnete Märchen später bei Adelheid angewandt wurde, war schon durch Marggraff bekannt. Abgedruckt ist ferner ein Brief Schulzes an Ludolf Dissen (11, S. 294a vom 25. Aug. 1812), ein Brief Dissens

---

E. Schulze u. Caecilie Tychsen. Nach ungedr. Tagebüchern, Gedichten u. Briefen Schulzes: DDichtung. 11, S. 171/6, 196 bis

an Schulze (12, S. 249b vom 28. Febr. 1813), zwei nach Abschriften wiedergegebene, von Marggraff (5, S. 160 ff.) nur zu Citaten verwertete Briefe Schulzes an Bergmann (12, S. 246a, 247a von Mitte Dec. und vom 21. Dec. 1812), endlich ein Brief an Adelheid (12, S. 294a vom 6. Juni 1813), in dem Schulze seine Liebe bekennt und um eine entscheidende Antwort bittet. Die Rolle, die der Dichter im Lichte der neuen Mitteilungen spielt, ist nicht die glänzendste; wenn überhaupt von einer durch F.s Veröffentlichung bedingten Verschiebung des Urteils die Rede sein kann, so lassen die von Marggraff bei Seite gestellten, jetzt erst abgedruckten Tagebuchstellen und Briefe Schulzes Benehmen und seine Misserfolge nur noch kindischer und lächerlicher erscheinen. F. schiebt selbst einmal in seine Mitteilungen einige Betrachtungen ein, „in demselben Sinne, wie es denkende Leser, die gemeinsam einer anregenden Lektüre gepflogen, drängt, ihre Ansichten darüber auszutauschen.“ „Wahrlich, als ein herrliches Mädchen, wie sie Schulze selbst nennt, lernen wir hier Cäcilie Tychsen kennen,“ behauptet er zunächst. Schulze selbst sagt einmal: „Ich bin es müde, nicht länger will ich die Launen eines koketten Mädchens tragen“ (11, S. 247b), und ein andermal: „Sie ist eine ausgemachte Kokette“ (11, S. 249a). Zwischen beiden Aeusserungen rechnet er ein Mal mit sich selbst ab (S. 248a) und scheint anderer Meinung; der Herausgeber interpretiert: „Durch rasche Siege verwöhnt, und in jedem Wort der Achtung und Dankbarkeit für den begabten Dichter einen Erfolg des Werbers erblickend, wird er immer wieder enttäuscht, wenn Cäcilie die Beziehungen stets von Neuem mit einer für ihre Jahre seltenen Taktfestigkeit sachte in die Bahnen eines ruhigen freundschaftlichen Verkehrs zu lenken weiss.“ Geliebt habe sie ihn nicht. Schulze wiederum sei damals zwar gewiss kein Knabe mehr gewesen, und kaum lasse sich feststellen, die wievielte in der Reihe jener Damen, mit denen er in Beziehung trat, „um Ehre einzulegen“, Cäcilie war, aber immer wieder werde der Leser an einen naiven, ungelenken, gutmütigen, aber etwas ungezogenen Jungen erinnert, wenn er nach Schulzes Absicht an einen gewandten Herzensbrecher glauben solle. F. meint, gerade diese „Jugendlichkeit der Anschauungsweise“ entwaffne den scharfen Beurteiler. Vielleicht könnte auch das Gegenteil eintreten und etwa folgender Gesamteindruck sich einstellen: Schulze, ein unreifer, durch kokette Frauen verwöhnter Geck tritt kalt und gefühllos an Cäcilie heran, um auch sie in der Schar seiner Anbeterinnen zu erblicken. Cäcilie durchschaut die Herzensleere und Gefühlsarmut des Jünglings und beginnt, sichtlich von Jugend auf in dem courschneiderischen Göttingen an Aehnliches gewöhnt, ihrerseits mit ihm zu kokettieren. Schulze redete sich im Verkehr mit dem gewiss sehr begabten Mädchen in eine ernste Leidenschaft hinein, die um so mehr angefacht wird, als ihm die sicher erwarteten Erfolge ausbleiben. Wie dann Cäcilie kranker und kranker wird, wie endlich die Hoffnungslosigkeit ihres Leidens klar hervortritt, vertiefen sich die Empfindungen Schulzes. Der schwere Augenblick gestattet ihm die frühere Frivolität nicht mehr. Dennoch findet er auch jetzt — wie eine von Marggraff unterdrückte Tagebuchstelle berichtet (11, S. 298a) — Zeit und Gelegenheit, sich mit einem Fräulein Dorette S. abzugeben. Dem wachsenden Schmerze um die Dahinscheidende entspriessen in reicher Fülle Dichtungsstimmungen und Dichtungen, endlich auch das Epos „Cäcilie“. Doch wie er sich dieses zum Ziele setzt mit den selbstgefällig preziösen, von echtem Mitgefühl fernen Worten: „Holde Laura, ich will dein Petrarch sein“, so kommt der Leser auch bei anderen Erwähnungen von Gedichten Schulzes nicht über den Eindruck hinweg, im Grunde freue Schulze sich doch gewaltig über den schönen Stoff. Eine vielleicht noch ungünstigere, lächerliche Rolle spielt Schulze als Mensch im Verhältnis zu Adelheid. Selbst F. bekennt: „Wie weiss seine phantastische Eitelkeit alles zu deuten! Die Scheu, mit ihm allein zu sein, als bräutliche Scham, ihre auffällige Schweigsamkeit als Zeichen inniger Neigung, er habe gewonnen, jubelt er, als sie seinen Handkuss duldet, ihr freundlicher Blick scheint ihm „viel versprechend“, ja noch mehr, dass sie ihn in Gesellschaft meidet und vernachlässigt, deutet er geradezu als „Zeichen heimlicher Liebe“. Genug! Das ganze Tagebuch und die ihm angefügten Briefe, sie entpuppen sich jetzt mehr denn je, als Zeugnisse eines unmündigen Geistes, der dank seiner Eitelkeit von jedermann genasführt wird. Darum spreche man auch lieber nicht von „ungestümer Offenheit“ des Tagebuches, von einem „fast qualvollen Drange, über sich ins Klare zu kommen“. Um so volltönende Worte anwenden zu dürfen, müssten ernstere Seelenkämpfe eines weniger oberflächlichen Naturells vorliegen, und nicht Flirterfolge und Flirtmisserfolge, die jedem in den Tagen der ersten Jugendeseleien zu Teil werden. Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass der Herausgeber nach ihm vorliegenden Briefen mitteilt, Adelheid sei durch

andere Verhältnisse gebunden gewesen. Beiläufig berichtet Schulze über einen Elise Bürger zu Ehren gegebenen Thee Bouterwecks (12, S. 199b) und über Bouterwecks Verhältnis zu Frau von Berlepsch (ebda. S. 269b). S. 245b sollte es Schulze heissen, nicht Schulz[79]. —

Für die schwäbische Romantik wurde im J. 1892 recht wenig gethan. Fischers Essaysammlung (vgl. JBL. 1891 IV 11 : 69—70) fand gebührenden Beifall[80]. — Fischer[81]) selbst schenkte uns eine handliche wohlfeile Uhland-Ausgabe, in der jeder die dichterische und die wissenschaftliche Thätigkeit des schwäbischen Poeten leicht überblicken kann, und die auch fortan die Grundlage wissenschaftlicher Uhlandforschung bilden wird. Neben den in allen Händen befindlichen Gedichten und Dramen Uhlands erscheinen zum ersten Male in einer Gesamtausgabe die bisher in Kellers Buche „Uhland als Dramatiker“ versteckten dramatischen Entwürfe. Der dritte, vierte, fünfte und sechste Band ist den wissenschaftlichen Arbeiten Uhlands gewidmet. F. schickt der Sammlung eine ungewöhnlich knapp gehaltene Einleitung voran; nur intimste Kenntnis einer Individualität und feinsinnige Vertiefung gestatten, auf 18 Seiten ein so scharfumrissenes Bild zu geben und zugleich die wichtigsten Probleme klar und schlagend zu erledigen. Die Vorbedingungen, aus denen Uhland erwuchs, kommen zur Sprache; über seine Gedichte wird ein sicheres, wohlerwogenes Urteil gefällt, das Verhältnis des Dichters Uhland zur Romantik wird vorsichtig, ohne Uebertreibung und ohne Unterschätzung erledigt, neben einer ausführlicheren Betrachtung seiner Naturlyrik stehen ein paar kluge Worte über die wenigen subjektiver Liebesdichtung gewidmeten Verse des Dichters. Vortrefflich weiss F. das Eigenartige der Dichtung herauszuheben: ein gemessenes, ruhiges Beharren in der aurea mediocritas und doch echt künstlerische Bethätigung, Fernhalten aller Extreme, nichts kühn Individuelles und daneben künsterische Vollendung und musikalischer Wohllaut. Knapp charakterisierend giebt F. endlich noch eine chronologische Uebersicht der Dramen und der dramatischen Entwürfe. Nur der Einleitung F.s nachempfunden ist eine anonyme Anzeige der Ausgabe, die auf den starken epischen Zug des Lyrikers Uhland hinweist. Auch wo Uhland das Gefühl reden lässt, mache sich in der Einkleidung, im Gang des Vortrags das epische Uebergewicht bemerkbar. Dennoch sei bei aller Gemessenheit und Strenge der Form der Epiker in Uhland so warm von der Seele seiner Stoffe überzeugt, dass das erzählende Wort vom lyrischen Gefühl vollauf gesättigt sei. Etwas phrasenhaft![82-90]) — Weit weniger erfreulich als Fischers Ausgabe, sind die Erläuterungen Düntzers[91]) zu Uhlands Dramen und dramatischen Entwürfen. Die in unendlicher Breite sich hinziehenden und zum Teil mangelhaft stilisierten Perioden verwandeln ausgeführtes Kunstwerk, Fragment und flüchtige knappe Skizze in eine salzlose Speise, die nicht vielen munden wird. Fehlt doch diesmal das scharfe Gewürz D.scher Polemik; denn was er gegen Kellers gewiss flüchtige Arbeit anführt, ist so geringfügig und meist so selbstverständlich, dass ein aufmerksamer Leser auch ohne D.s Warnungstafeln und Zaunwinke stillschweigend bessert, was hier zum Gegenstande umständlicher Erörterung gemacht wird. Ein Bericht über D.s Nacherzählung wird an dieser Stelle nicht erwartet; das wenig wissenschaftlich Brauchbare herauszuschälen, sei anderen überlassen. Hier nur ein paar Bemerkungen über die Einrichtung dieser Erläuterungen. Im Vorwort stellt sich D. die Aufgabe, den „lange mit Staub bedeckten Dramatiker Uhland zur verdienten Anerkennung zu bringen“; er wirft dem Buche Kellers zahlreiche Verlesungen und Druckfehler vor und nimmt mit Recht Anstand, dass Keller meist die ältere Fassung abdruckt und die letzte dem Apparate zuweist. Die Erläuterungen zerfallen in zwei Kapitel: „Dramatische Jugendversuche bis zur Reise nach Paris“ und „Ausgeführte und entworfene Dramen des Meisters“ (1814—20). Im ersten Kapitel fällt ein rascher Blick auf die Thyestübersetzung; drei bei Keller (S. 66/7, 68/9, 472/3) abgedruckte Dialogballaden mit Recht ausscheidend geht D.

201, 244-51, 294-300; 12, S. 198-200, 221/5, 245-52, 267-76, 294/9. (Fortsetzung v. JBL. 1891 IV 11 : 84.) — **79**) × (I 5 : 52.) — **80**) Th. Sch.: LCBl. S. 1410; W. Lang: DRs. 71, S. 467/8; ML. 61, S. 852 (s. o. IV 1e : 310). — **81**) L. Uhland, Ges. Werke in 6 Bden. mit e. biogr.-litterarhist. Einl. v. Herm. Fischer. Stuttgart, Cotta. 328 S.; 216 S.; 228 S.; 342 S.; 235 S.; 208 S. M. 6,00. |[AZg[B] N. 254; SchwäbKron. 26. Sept.]| — **82**) × id., Gedichte u. Dramen in 2 Bdn. Stuttgart, Cotta. VIII, 361 S.; 410 S. M. 3,00. — **83**) × id., Gedichte u. Dramen in 2 Bdn. Stuttgart, Cotta. 312 S.; 342 S. M. 2,00. — **84**) × id., Gedichte u. Dramen in 2 Bdn. Stuttgart, Cotta. 12°. 287 S.; 276 S. M. 1,00. — **85**) × id., Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen v. W. L. Arndt, G. Closs, G. Koch usw. Stuttgart, Cotta. 4°. X, 216 S. M. 12,00. |[Gegenw. 42, S. 381; DRs. 73, S. 469.]| — **86**) × id., Gedichte. Stuttgart, Cotta. VIII, 361 S. M. 2,00. — **87**) × id., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 312 S. M. 1,00. — **88**) id., Gedichte. (= Cottasche Volksbibl.) Stuttgart, Cotta. 12°. 287 S. M. 0,50. — **89**) × Collard J. Stock, Translations in Verse from the French. Spanish, Portugese, Italian, Swedish, German, and Dutch. London. E. Stock. 1891. Sh. 4,60. (S. 41: Uhlands Sonett „An Petrarca.“) — **90**) ○ × × German ballads. Transl. by E. Craigmyle. London, W. Scott. 16°. Sb. 1,00. (Uhland „D. Vätergruft.“) — **91**) H. Düntzer, Uhlands Dramen u. Dramenentwürfe. Erläut. (= Erläuterungen zu d. dtsch. Klassikern N. 84/5.) Leipzig, Wartig. 350 S. M. 2,00. |[H. C.

sofort zu „Achilleus Tod" über, handelt recht überflüssiger Weise von den möglichen Quellen eines Stückes, von dem auch nicht Ein Vers erhalten ist, bespricht Uhlands Verhältnis zu Shakespeare und zeigt ihn von Jean Pauls Aesthetik beeinflusst. „Helgo" und „Speerwurf" werden eilig abgethan; Francesca da Riminis Anfänge sind von ihrer weiteren Bearbeitung durch drei fernere Entwürfe, unter denen „Alfer und Auruna" sich befindet, durch das Nachspiel zu Kerners „Eginhard" und durch die „Serenade" getrennt. „Eginhard-Schildeiss" kommt zu ausführlicher Erörterung, Quelle und Bearbeitung werden verglichen. Nach „Tamlan und Jannet", „Benno" und „dem eifersüchtigen König" setzt eine dramatische Pause ein. Das zweite Kapitel beginnt mit dem „Normännischen Brauch"; beiläufig wird des Planes von „Karl der Grosse in Jerusalem" gedacht. Sehr ausführlich ist „Herzog Ernst von Schwaben" behandelt (S. 121—213); zuerst die geschichtliche Ueberlieferung, nicht was Uhland wissen konnte, sondern was heute feststeht, dann Entwurf und Ausführung. Die letzte wird Vers für Vers mit der Quelle, mit Wipos „Vita" Konrads verglichen. Eine „Würdigung" des Dramas hinkt hinten nach (S. 210). Sprachliches ist in die Anmerkungen verwiesen, metrische Bemerkungen, die auch bei den Fragmenten nicht fehlen (z. B. S. 119), stellen sich am Schlusse (S. 211) ein. Ein paar Worte über die „Weiber von Weinsberg" mit Neuordnung des bei Keller in Verwirrung geratenen Textes folgen. Zwei Nibelungenstücke „Siegfrieds Tod" und „Chriemhildens Rache" führen zum zweiten vollendeten Drama „Ludwig der Baier" hinüber. Er wird ebenso behandelt wie „Herzog Ernst"; ein Entwurf war nicht zu erörtern. Breit lässt sich auch hier D. über die geschichtliche Ueberlieferung aus und spricht dann (S. 256 ff.) über die Abweichungen von der Geschichte. „Welf" und der „Arme Heinrich" werden flüchtig abgethan, „Otto von Wittelsbach", „Bernardo del Carpio" ausführlich, wiederum mit besonderer Berücksichtigung der Ueberlieferung. Dann „Konradin", endlich „Johannes Parricida" bilden den Abschluss. Ein genauer Kenner Uhlands, Hermann Fischer, meint in seiner Besprechung, dass in diesen Erläuterungen D.s kaum etwas Neues gegeben sei, und er findet insbesondere die Polemik gegen Keller (z. B. S. 246) verfehlt. Auch möchte er nicht den Brautgesang mit D. von dem Entwurfe „Alfer und Auruna" (S. 18/9) trennen. — Brandes[92]) wenig ausgereifte „Beiträge zu Uhland" wollen zur Interpretation der Gedichte „die sanften Tage" und „die verlorene Kirche" Neues beibringen. Wenn dort Uhland von dem „blaulich aufgeschlagenen Himmel" redet, so erhärtet B. aus dem Sprachgebrauche des Dichters die Gleichung aufschlagen = öffnen. Dass mit der Wendung „der Hügel hebt sich sonnig" nicht so sehr ein objektiver Thatbestand, als der subjektive Eindruck auf das Auge des Beschauers gemeint ist, liegt auf der Hand. Gut bemerkt B., wie Uhland, wenn er den Herbst besingt, an den Herbstsänger Lenau gemahnt. Für Uhlands Gedichte des J. 1805 nimmt B. drei herrschende Stimmungstöne an, den sentimentalen, den melancholischen und den ernst weihevollen; nur drei fallen aus dem Rahmen: „Wunder", „Entschluss", „Gretchens Freude". In ihnen erblickt B. bemerkenswerte Ansätze, die erst in späteren Jahren durchdringen sollten. „Die verlorene Kirche" wird als politisches Gedicht gedeutet. Nicht eine „romantische Allegorie", sondern eine „Vision" sei sie. B. weist auf den Zustand Deutschlands im Entstehungsjahre 1812. Er erinnert, dass die im Gedichte gefeierten Frauen auch im Freiheitskriege eine erhabene Rolle gespielt haben, dass ferner Th. Körner in dem grossen Kriege einen Kreuzzug erblickt habe. Grundgedanke des Gedichtes sei: „Wahre Andacht führt zu Gott und reinigt das Herz, giebt aber auch die Bürgschaft einer besseren Zukunft", diese bessere Zukunft, natürlich politisch, als Befreiung vom Joche Napoleons gedacht. Anknüpfend an Biese, der Uhland und Mörike verglichen hatte (vgl. JBL. 1891 IV 11 : 77), hebt B. ferner das Gegensätzliche beider hervor. Charakteristisch sei ihr Verhältnis zu Justinus Kerner: Uhland, rationalistisch angehaucht, verspottet die mystischen Bemühungen des Freundes im „Geisterkelter", Mörike lebt sich in die Mystik des Weinsbergers hinein und verteidigt ihn in der Epistel „Die Anti-Sympathetiker". Ueberhaupt verliert Uhland sich nicht in die Irrgänge der Romantiker, ist indessen auch imstande, die Natur mit starker Phantasie aller Orten zu beleben. Elementargeister spielen bei ihm eine geringe Rolle. Um so mannigfaltiger ist das Geisterleben bei Mörike entwickelt; B. giebt eine reiche Zusammenstellung der verschiedenen Verwendungen, die der Elfenglauben bei Mörike findet. Uhland betritt das Gebiet des Gespensterhaften nur in der Jugend, und auch da meist nur, wenn er den Geisterspuk mit Haut und Haar aus seiner Quelle übernehmen kann. Mystische

---

Kellner: LZg[B]. N. 32 (warm empfehlend); H(ermann) F(ischer): LCBl. S. 651/2.]| — 92) E. Brandes, Beitrr. zu

Züge werden bei dem jungen Uhland leichter anzutreffen sein. Doch bald schüttelt er die schwärmerischen Gedanken der Romantik ab und löst die früheren Eindrücke dichterisch auf; nüchterne Denkweise drängt sich vor und zerstört gelegentlich den poetischen Eindruck, indem sie neben übernatürliche Vorgänge rationalistische Erklärungen setzt. Zum Schlusse bemerkt B. noch, dass neben Mörikes beschaulicher Art Uhland als Gegner der Kleinmalerei sich offenbart. Ein vierter Aufsatz vergleicht Goethes „Sänger" und Uhlands Gedicht „Des Sängers Fluch" und hebt die vage Zeichnung des Kolorits in Uhlands Ballade hervor; er soll jedoch nur Schulzwecken dienen und entzieht sich darum weiterer Erörterung. — Sprengers[92a]) Nachweis, dass V. 879 des „Herzog Ernst" durch Vermittlung Wipos (c. 2) nach 1. Samuelis 10, 23 geschrieben sei, ist allerdings durch Düntzer auch erbracht worden. — Boxberger hatte (Schnorrs Archiv 11, S. 175/6) ein Volkslied in zwei Fassungen mitgeteilt, in dem er die Quelle von Uhlands Gedicht „Der Wirtin Töchterlein" sah. Bolte[93]) weist nun auf eine holländische Fassung desselben Volksliedes hin; sie findet sich in „De Amsterdamsze Gaare-Keuken" (Amsterdam, S. en W. Koene, o. J. [um 1790], S. 48f., Berlin Kgl. Bibl. Zf 7562, 4). — Anklänge an Schillers Kriegslied vom Grafen Eberhard finden Sprenger[94]) in Uhlands Balladen „Graf Eberhard der Rauschebart".[95-96]) — Der zu Ulm 1803 geborene, 1873 verstorbene Professor Hassler war mit Uhland zusammen im J. 1848 Frankfurter Parlamentsmitglied gewesen. In einem von Krauss[97]) mitgeteilten Briefe an Notter vom 10. Febr. 1863 schildert er, um die Biographie des gemeinsamen Freundes zu bereichern, den Parlamentarier Uhland. Beide standen in Frankfurt in täglichem Verkehre. Uhland war Mitglied des harmlosen Klubs Römer, der als links galt; Jakobi und einige Vertreter der äussersten Linken, die im gleichen Restaurant verkehrten, suchten Uhland auf ihre Seite zu ziehen. Sie blieben auch nicht ohne Einfluss, so in der Oberhauptfrage. Die allgemeine Verzweiflung der Zeit führte auch Uhland zu dem Vorschlage einer Republik, während er doch die Republik im Sinne der damaligen Terroristen gewiss nicht angenommen hätte. Hassler hält Uhlands Idee für einen „Desperationsgedanken", der ihm Gelegenheit gab, seine Opposition gegen Preussen und seine Sympathien für Oesterreich kund zu geben. — Anknüpfend an Hasslers Brief berichtet Bettelheim[98]) aus Berthold Auerbachs Papieren, dass Uhland beim Namensaufruf sich zu allgemeinem Ergötzen als „dramatischer Dichter" ausgegeben habe. —

Auf ein ungelenk gereimtes, plump moralisierendes Gedicht von J. C. Bock („Erstlinge", Leipzig 1770, S. 19), das den Stoff von Kerners Ballade, „Der reichste Fürst" fast ein halbes Jh. vor dem schwäbischen Dichter herzlich ungeschickt behandelt, macht Weisstein[99]) aufmerksam. Doch nicht in diesem Gedichte sieht er die Quelle Kerners, er lässt vielmehr die Frage offen, ob des Freiherrn Friedrich Karl von Moser „Reliquien" (4. Aufl. Frankfurt 1767, S. 186) oder Luthers „Tischreden" (ed. Aurifaber, 1566, S. 471) die Vorlage gewesen; die letztgenannte Fassung stimmt allerdings auffallend zu Kerners Dichtung. — Auch Knapp[100]) sieht in Luthers „Tischreden" die unmittelbare oder wenigstens mittelbare Quelle. Er nennt indessen noch folgende Fassungen: Melanchthons Selectae declamationes (Argentorati 1559. 3, S. 161 ff.), dann nach dem „Staatsanzeiger für Württemberg" 1881 S. 989: Die Biographie Melanchthons von Joachim Camerarius (Leipzig 1566, S. 12), ferner Joh. Manlius „Locorum communium collectanea" (Frankf. a. M. 1594), endlich Grimmelshausens „Simplicissimus" Buch 5, Kap. 18. P. F. Stälin ist in seiner Geschichte Württembergs (S. 709) geneigt, die Anekdote für historisch zu nehmen. K. fügt noch ein Gegenstück aus Paulis „Schimpf und Ernst" (Ausg. d. Litter.-Ver., S. 289) an.[101-102]) — Hofrat Theobald Kerner liess nach dem Hinscheiden seines Vaters die Namen sämtlicher berühmter Besucher der Burg Weibertreue bei Weinsberg, die Justinus restauriert hatte, nebst passenden Inschriften in die Burgmauern eingraben. Ernst[103]) führt in einem längeren Artikel die „Stammbuchverse" Kerners, Uhlands, Aug. Mayers, Lenaus, Mörikes, Geibels an. —

Von den zu Schwabs hundertstem Geburtstage veröffentlichten Festartikeln ist an

---

Uhland. Progr. d. Gymn. Marienburg, (L. Giesow). 36 S. — **92a)** R. Sprenger, Zu Uhlands Herzog Ernst: ZDU. 6, S. 572/3. — **92)** J. Bolte, Uhlands „D. Wirtin Töchterlein": VLG. 5, S. 493/4. — **94)** R. Sprenger, Zu Uhlands Graf Eberhard d. Rauschebart: ZDU. 6, S. 783/4. — **95)** × (IV 9 : 49.) — **96)** × C. Müller, Aus Uhlands Jugend: ZDU. 6, S. 558-63. (Dient nur päd. Zwecken.) — **97)** R. Krauss, Uhland in Frankfurt. Briefl. Aeusserung d. Prof. Hassler: AZgB. N. 196. — **98)** [A. Bettelheim], Nochmals: Uhland in Frankfurt: ib. N. 201. — **99)** G. Weisstein, Zu J. Kerners Ballade „D. reichste Fürst": ib. N. 203. — **100)** H. Knapp, Noch einmal zu Justinus Kerners Ballade „D. reichste Fürst": ib. N. 209. — **101)** × W. Zeller, E. Beitr. z. Liede v. reichsten Fürsten: BBSW. S. 121/2. — **102)** × J. Kerner, D. Seherin v. Prevorst. Eröffnungen über d. innere Leben d. Menschen u. über d. Hereinragen e. Geisterwelt in d. unsere. 6. Aufl. Stuttgart, Cotta. VIII, 467 S. M. 3,00. — **103)** A. W. Ernst, E. steinernes Album: HambCorr. N. 693.

erster Stelle ein Aufsatz Neumann-Hofers[104]) zu nennen. — Ein anderer der zu gleichem Zwecke geschriebenen Artikel[105]) kennt nur drei Dichtungen des einst Vielgelesenen, die noch in aller Munde sind, das Lied „Bemooster Bursche zieh' ich aus" und die Balladen „Das Gewitter" und „Der Reiter und der Bodensee". Der starke Abfall wird erklärt aus dem Ueberwiegen des Rhetorischen über das Empfundene in der Lyrik, über das Gestaltete in der Ballade, aus dem Haften am Aeusserlichen, dem Mangel an Vertiefung, der übergrossen Produktivität. Ein Zug nach praktischer Bethätigung hänge Schwab an; darum tritt er auch nicht mit einer Sammlung seiner Gedichte, sondern mit einem Kommersbuch auf den Plan und vermeidet glücklich, in diesem seinem Erstling einen Ladenhüter zu schaffen. Praktisch im edelsten Sinne seien auch die von ihm herausgegebenen Sammelwerke. Als Redakteur sei er — sehe man ab von dem bösen gegen Heine geführten Schwabenstreiche (s. o. N. 69—70) — untadelhaft. — Winterfeld[106]) bezeichnet in einem anderen Centennarartikel als Schwabs Hauptverdienst, junge Talente selbstlos und ohne Neid gefördert zu haben. Lenau erscheint als einer dieser Schützlinge; das Entstehen und Gedeihen ihres Freundschaftsbundes kommt an einer langen Reihe aus Lenaus Briefen an Schwab citierten Stellen zur Darstellung.[107-114]) —

Schon im Vorjahre hat das Bibliographische Institut zu Leipzig seine Sammlung deutscher Dichter um eine Hauffausgabe bereichert, die Mendheim[115]) besorgt hat. Auf den ersten Blick erkennt der kundige Leser die sichere einheitliche Führung, die sonst wohl auch einer schwächeren Kraft energisch unter die Arme greift, diesmal jedoch eine glückliche Wahl getroffen hat. Für Hauff ist bisher wenig geschehen; auch M. konnte in dem engen Rahmen, der ihm geboten war, nichts Erhebliches leisten. Dennoch überrascht er durch manches Ineditum und trägt Material zusammen, das bisher im Verborgenen schlummerte. Die biographische Einleitung beschränkt sich zwar auf das Notwendigste, findet indessen Platz für Teile ungedruckter Briefe Hauffs an Ludwig Robert (vom 7. Juni 1827) und an Brockhaus (17. Apr. 1827), die auf Hauffs Beziehungen zum „Morgenblatt" ein interessantes Licht werfen und die geringe Aktionsfreiheit des jugendlichen Redakteurs beleuchten. In vollem Umfange wird der in Alex. Meyer-Cohns Kataloge mitgeteilte Brief an Moritz Pfaff (vom 18. Febr. 1827) abgedruckt. Wenig geglückt ist die Charakteristik der Dichtungen Hauffs, die M. der Biographie anhängt; unbegründete und wenig besagende Werturteile herrschen vor. M. wirft einen raschen Blick über die Litteratur, in der Hauff aufwuchs, und nennt Clauren, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul und Walter Scott als seine bemerkenswertesten Muster. Dass Hauff „kein Originalgenie wie unsere Dichterheroen" ist, glauben wir gerne. Den Glanzpunkt seiner Dichtung sieht M. in der Novelle. Von den einzelnen Schöpfungen verurteilt der Herausgeber die dritte Märchenreihe, erkennt dem Herrn von Natas der „Memoiren des Satan" wenig Satanisches zu, sieht in den Charakteren des „Mannes im Monde" Menschen von Fleisch und Blut, lehnt die „weichen verschwommenen" Gestalten Georg und Marie im „Lichtenstein" ab, dessen gedrängte Kürze er zu Walter Scott in einen günstigen Gegensatz stellt, sagt endlich nichts Wesentliches über die Novellen und weist zuletzt auf den im „Bilde des Kaisers" gefeierten Kriegsrat Hügel hin. Neben diese zusammenfassenden Charakterisierungsversuche treten noch Vorbemerkungen vor jede der mitgeteilten Einzelschriften. Die Ausgabe ist nicht vollständig, ein Teil der Märchen und einige Novellen fiel weg; sie enthält: Bd. 1 „Gedichte", 27 Stück, und zwar die aus dem Nachlasse des Dichters mitgeteilten „Phantasien und Skizzen" und einige von Schwab in der Gesamtausgabe abgedruckte Gedichte. Die Vorbemerkung giebt chronologische Notizen und druckt einen Teil der Recension des „Morgenblattes" (12. Aug. 1828 N. 65 Beil.) ab. Anmerkungen unter dem Texte erklären entferntere Anspielungen. S. 435 ff. weist M. zu dem Gedichte „Soldatenliebe" (1824) auf Gleims Verse „Ich hab' ein kleines Hüttchen nur" und auf das in Erks und Irmers neuer Sammlung von Volksliedern (Heft 3) mitgeteilte, an Gleims Verse sich anschliessende Volkslied der zweiten Hälfte des 18. Jh. Zu dem Liede „Reuters Morgengesang" werden

---

— **104**) × O. Neumann-Hofer, G. Schwab. (E. Gedenkblatt): Vom Fels z. Meer. Heft 12. — **105**) Zu G. Schwabs 100. Geburtst.: DDichtung. 12, S. 177/8. — **106**) A. v. Winterfeld, G. Schwab u. N. Lenau: BLU. S. 369-71. — **107**) × A. Weber, G. Schwab: SchlesZg. N. 421. — **108**) × F. L., Z. 100. Geburtstag G. Schwabs: FränkKur. N. 307/8. — **109**) × V. Kiy, G. B. Schwab. E. Erinnerungsbl. zu seinem 100j. Geburtstage: NatZg. N. 371. — **110**) × A., G. Schwab in Berlin: NorddAZg^B. 19. Juni. — **111**) × [G. Schwab], D. vier Heymonskinder. Neu erzählt v. K. Walther. (= Volksschriften N. 8.) Leipzig, R. Werther. 64 S. M. 0,25. — **112**) × P. Lindner, D. schöne Magelone. Nach G. Schwab neu erzählt. (ebda. N. 9.) 64 S. M. 0,25. — **113**) × G. Schwab, Fortunat u. seine Söhne, bearb. von H. Erdmann. (ebda. N. 13.) 64 S. M. 0,25. — **114**) × Kr., Z. Erinnerung an Aug. Mayer: SchwäbKron. N. 242. — **115**) W. Hauff, Werke. Her. v. M. Mendheim. Krit. durchges. u. erläut. Ausg. Leipzig, Bibliogr. Inst. 1891. IV, 32, 442 S.; 481 S.; 558 S. M. 6,00. |[A. Sauer

drei ältere Parallelgedichte angezogen: das Gedicht „Falsche Liebe (von Hoffmann von Fallersleben im „Archiv für die Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung." Bd. 1 [1874] abgedruckt), ein Gedicht „Ach wie bald" (aus E. Meiers Sammlung schwäbischer Volkslieder 1855) und ein drittes (aus Erks und Irmers Sammlung von Volksliedern, Heft 3, N. 62). Das letzte scheine dem Hauffschen Gedichte am nächsten zu stehen; doch meint M., Hauff habe eine andere zwischen der zweiten und dritten Fassung liegende Bearbeitung benutzt. Endlich erläutert M. an dem historisch sicher gestellten Thatbestand von Hans Huttens Ende, dass Hauffs gleichnamiges Gedicht nicht den wirklichen Sachverhalt, sondern eine Fabel späterer Jh. zum Gegenstand habe. „Lichtenstein." Nach Erledigung der Chronologie betont M., die Quelle des Werkes sei lediglich die Phantasie des Dichters, sein eignes Leben, seine Umgebung und das schwäbische Volk. Zur Abfassung des Romans habe ihn der Wunsch veranlasst, in W. Scotts Fusstapfen zu treten. Von Kritiken werden mitgeteilt: eine aus der „Abendzeitung" (9. Aug. 1826, N. 63), eine aus dem „Litterarischen Konversationsblatte" (16. Nov. 1826, N. 114), eine aus dem „Litteraturblatt" (19. Dec. 1826, N. 101), eine aus den „Blättern für litterarische Unterhaltung" (3. Jan. 1828, N. 3), endlich Schwabs Urteil („Zeitgenossen Reihe 3", 1. Bd. 1829). Band 2.: „Phantasien im Bremer Ratskeller", Härings Urteil („Berliner Konversationsblatt" 1. Dec. 1827, N. 238) und eine Recension des „Morgenblattes" (Litteraturblatt 18. Dec. 1827, N. 101) kommen zur Mitteilung. „Märchenalmanach auf das Jahr 1826." M. bemerkt, das früh gebildete und geübte Spiel seiner Phantasie und seiner Darstellungsgabe sei Hauff in seinen Märchen trefflich zu Statten gekommen. Kritik: „Litterarisches Konversationsblatt" 28. Dec. 1825, N. 297. „Memoiren des Satan." Einiges zur Chronologie und Entstehungsgeschichte; dann die Kritik des „Morgenblattes" (2. Sept. 1825), die Hell-Winklers („Abendzeitung" 8. Okt. 1825; „Wegweiser" N. 81), die des „Litterarischen Konversationsblattes" (20. Dec. 1825, N. 292), ferner die im „Gesellschafter" sich abspielende Polemik eines Anonymus und Hauffs (22. März und 26. Apr. 1826), die Recension des „Litterarischen Konversationsblattes" (29. Apr. 1826), endlich eine ausführliche Erörterung aus dem „Gesellschafter" (19. Mai 1826). Von Kritiken des zweiten Teils erscheinen „Abendzeitung" (14. März 1827, Wegweiser N. 21), „Blätter für litterarische Unterhaltung" (22. Mai 1827, N. 119), endlich Schwabs Urteil. Erwähnt werden die Fortsetzungen von Wit von Dörring und H. von Canitz. Bd. 3: „Der Mann im Monde." M. legt die beiden einander entgegenstehenden Ansichten dar, die in Hauffs Roman eine von Anfang an beabsichtigte Verspottung Claurens und wiederum eine gewollte Nachahmung des Berliner Postrats sehen wollen. Er selbst glaubt sich zu der Annahme berechtigt, dass Hauff anfangs im Geiste einen Roman im Stil Claurens beabsichtigte, dass er aber auch von Anfang an sich des sittenverderbenden Einflusses solcher Kost bewusst war und die Arbeit kurz nach ihrem Beginne durch absichtliche Uebertreibung seines Musters zu einer Satire stempelte. M. lässt dann die Journalstimmen folgen, die in mannigfachster Weise und oft ganz ratlos über seine Clauren-Persiflage urteilten (Abendzg. 15. Okt. 1825; Wegweiser N. 83; ebda. 28. Okt. 1825; Morgenbl. Litt. Beil. 9. Dec. 1825, N. 94; Litt. Konversationsbl. 12. Dec. 1825); ihnen folgte Hauffs „Controverspredigt", ein Aufsatz C. Niedmanns „H. Clauren und sein Doppelgänger" („Gesellschafter" 7. März 1827) und eine Anzeige der „Controverspredigt" („Blätter für litt. Unterh." 15. Mai 1827). Aus sämtlichen Dokumenten des Journalstreites wird das Wesentliche mitgeteilt, während die „Controverspredigt" in vollem Umfange abgedruckt ist. „Novellen" (abgedruckt sind: „Vertrauliches Schreiben an Herrn W. A. Spöttlich" als Einleitung, dann „Die Bettlerin vom Pont des Arts", „Jud Süss" und „Das Bild des Kaisers"). Das „Schreiben" ist an Willibald Alexis gerichtet, wie Hauffs Brief gleicher Adresse vom 10. Nov. 1827 erhärtet. Bei der Novelle „Jud Süss" erinnert M. an die Gestalt von Hauffs Grossvater J. W. Hauff, der einst Süss Hausnachbar gewesen war, und nennt K. Pfaffs „Geschichte Württembergs" als mutmassliche Quelle. An Recensionen der Erzählung „Das Bild des Kaisers" sind ausgezogen: Morgenblatt 14. Dec. 1827 (Litteraturbl. N. 100); „Blätter für litt. Unterhaltung" 16. Mai 1828, N. 114; Hell im Wegweiser der „Abendzeitung" (12. Jan. 1828), dann eine Besprechung der Gesamtausgabe der „Novellen" („Blätt. für litt. Unterhaltung" 17. Okt. 1828, N. 240). Sämtlichen Texten sind am Schlusse der Bände die Lesarten angefügt. Ein anonymer Recensent leitet, anknüpfend an M.s Mitteilungen über das Gedicht „Reuters Morgengesang" den Ursprung des Motivs auf Joh. Chr. Günther zurück (vgl. B. Litzmann „Zur Textkritik und Biographie Joh. Chr. Günthers." S. 30/1 und L. Fuldas Ausgabe in Kürschners DNL. 38, S. 39—40). Von den beiden durch M. angezogenen Gedichten ist N. 1 nur durch die Wahl anderer Namen von Günthers Gedicht

verschieden, während N. 2 gewiss nicht Hauffs Vorbild sein könne.[116-125]) — Werner[126]) findet die mutmassliche Quelle des in Hauffs „Lichtenstein" (Hempel 5, S. 29) mitgeteilten Gedichts in dem „Reutlinger Vaterunser" von 1519 (bei Liliencron, Hist. Volkslieder 3, S. 237—41 nach Aretin „Beyträge zur Geschichte und Litteratur", München 1805, 4, S. 438); er druckt den Text mit Hauffs Lesarten ab. — Dank einem Hinweise Szamatolskis entdeckte Fränkel[127]) die Quelle zu Hauffs „Abner" in Voltaires „Zadig" (Kap. 3). Hauff übersetzt zum Teil wörtlich. F. bringt weiteres Material zur Stoffgeschichte bei. —

IV,11

Das junge Deutschland.

Ernst Elster.

Allgemeines N. 1. — Heine: Gesamtcharakteristik N. 2; Leben N. 6; Ausgaben, Untersuchungen N. 14. — Laube N. 26. —

Allgemeines. Während der vorjährige Bericht über die jungdeutsche Litteratur nur kleinere und meist wertlose Arbeiten zu erwähnen hatte, tritt uns diesmal als die weitaus umfangreichste und wichtigste Publikation Joh. Proelss[1]) Gesamtdarstellung der Epoche entgegen. Als das Ergebnis mehrjähriger redlicher Arbeit, aufgebaut auf wichtigem, neu erschlossenem Material, und mit Ernst und Eifer durchgeführt, verdient das Buch Anerkennung und Achtung, und niemand, der sich mit der Geschichte des Jungen Deutschland beschäftigt hat, wird es lesen, ohne reiche Belehrung daraus zu schöpfen. Es enthält auch manche treffende Urteile und ist mit grosser Wärme geschrieben. Aber als Erzeugnis historischer Kunst steht es weder dem Geiste noch der Technik nach sonderlich hoch. P. betrachtet das junge Deutschland in litterarischer und politisch-socialer Hinsicht: in der ersteren habe es den Stil der Wirklichkeitspoesie, den modernen Realismus, herausgebildet, in der letzteren die liberal-nationale Gestaltung der deutschen Verhältnisse erfolgreich gefördert. Wir lassen die letzte Behauptung, deren Mass von Berechtigung sich schwer genau abschätzen lässt, auf sich beruhen; höchst wichtig ist aber die Thatsache der Vermengung ästhetischer und politischer Bestrebungen, die der litterarischen Epoche eigen war: hierzu hätte der Vf. mit grösserer Entschiedenheit Stellung nehmen sollen, er hätte den Grad von Dienstbarkeit, zu dem die Litteratur verurteilt wurde, zu einem Hauptgesichtspunkt seiner Kritik erheben müssen; es heisst eine wesentliche Eigenschaft des dichterischen Schaffensaktes unterschätzen, wenn man dieser Frage eine geringere Bedeutung beimisst. P. will eine „Rettung" geben: daher kommt es wohl, dass er manchen Aeusserungen der oft zu niedrig bewerteten Schriftsteller grössere Wichtigkeit zuerkennt, als es sich mit objektiver oder rückhaltlos nach Objektivität strebender Geschichtsschreibung verträgt. Gutzkow und Laube dachten in ihrer reifen Zeit über manche ihrer Jugendarbeiten minder günstig als ihr neuer Apologet. Man empfindet es weiterhin als einen Mangel, dass die jungdeutsche Bewegung nicht in noch höherem Grade, als es bei P. ge-

---

DLZ. S. 1646/8; LCBl. S. 329-30; DRs. 70, S. 478.]| — **116**) × id., Werke. Ill. Prachtausg. Mit mehr als 300 Ill. hervorragender dtsch. Künstler. Her. v. C. Flaischlen. Bd. 2. Stuttgart, Deutsche Verlagsanst. VIII, 512 S. M. 12,50. |[BLU. 34, S. 622; SchwäbKron. 13. Okt.; WIDM. 72, S. 436.]| (Vgl. JBL. 1891 IV 3 : 93.) — **117**) × id., Werke. Her. u. erläut. v. F. Bobertag. Bd. 3, Abt. 1 u. 2 (= DNL. N. 158, Abt. 1 u. 2). Stuttgart, Union. 376 S.; 424 S. M. 5,00. |[J. Deckel: BLU. 34, S. 542.]| (Abschluss d. Ausgabe.) — **118**) × id., Sämtl. Werke in 6 Bden. Stuttgart, Cotta. 12°. 224 S.; 211 S.; 294 S.; 232 S.; 256 S.; 280 S. Mit Bild. M. 3,00. — **119**) × id., D. Bild d. Kaisers. Novelle. Ed. (with an introd. Engl. notes, etc.) by Karl Breul. Cambridge, University-press. XXVII, 216 S. Sh. 3,00. (Vgl. JBL. 1890 IV 3 : 66; Neudruck dieser vorzüglichen, auch für dtsch. Leser nützlichen u. förderlichen Ausgabe.) — **120**) × Lichtenstein. Romant. Sage. Texte allemand par Hauff. Avec des notices biograph. et litt., une analyse et des notes par G. Devaussanvin. Paris, Garnier frères. 12°. XX, 374 S. — **121**) × W. Hauff, Lichtenstein. Liv. 1 et 2. Texte allemand publié avec une carte, des notices, des notes et un résumé de la 3. partie par M. R. Müller. Paris, Lahure. 16°. XVI, 432 S. Fr. 2,00. — **122**) × id, Lichtenstein, roman hist. avec notices et notes par L. Schmitt. 4. éd. (= Cours supérieur de la langue allemand. Extraits reliés par des analyses. — Les auteurs du programme. Classe de seconde.) Paris, Delagrave. 1891. VII, 64 S. Fr. 1,50. — **123**) ○ × id., The Inn in the Spessart. Transl. by S. Mendel. London, Bell. Sh. 2,00. — **124**) × id., D. Karawane ed. with notes by A. Schlottmann. Rev. ed. Cambridge, Univ. press. Sh. 3,00. — **125**) × id., D. Karawane, ed. by Herm. Hager. London, Macmillan. Sh. 3,00. — **126**) (III 2 : 4.) — **127**) L. Fränkel, Zu W. Hauffs „Abner": Germania 37, S. 38, 120. —

1) (IV 10 : 54.) |[M. Necker: BLU. N. 20; K. Frenzel: NatZg. N. 553; A. Bettelheim: VossZg^{B}. N. 36/8; HambCorr. N. 288; O. Harnack: PrJbb. 70, S. 240/1; C. Müller-Rastatt: WeserZg. N. 16357; Bund N. 12; Chrn. Berghoeffer: FZg. N. 202; Grenzb. 2, S. 407-25; H. Steinthal: Nation^{B}. 9, S. 146/8; Th. Ziegler: ib. S. 527/9, 542/4.]| —

schehen ist, als Rückschlag gegen die vorangegangene Litteraturepoche erklärt, und dass dieser Sachverhalt im einzelnen beleuchtet, erwiesen und beurteilt wird. Ebenso lässt sich über die Begrenzung, die der Vf. seinem Thema gegeben hat, streiten: Heines Anfänge, auch die Epoche der Reisebilder, die schon zahlreiche jungdeutsche Züge aufweist, wird teils gar nicht, teils zu flüchtig behandelt; und welcher triftige Grund lässt sich für die Ausscheidung der politischen Lyrik der vierziger Jahre namhaft machen, die doch eine unmittelbare Fortsetzung der vorausgehenden Litteratur bildet? In technischer Hinsicht fällt es zunächst auf, dass das leider registerlose Werk das an sich wertvolle neue Material viel zu stark in den Vordergrund stellt: es hätte grossenteils in einen Anhang verwiesen oder an anderem Orte abgedruckt werden sollen; in seiner jetzigen Verwertung stört es den künstlerischen Eindruck der Darstellung. Und ungleich ist die ganze Komposition. Die historische Gesamtdarstellung und die Biographie unterstehen durchaus abweichenden Gesetzen: P. wollte ursprünglich nur eine Biographie Gutzkows schreiben; dieser alte Plan verrät sich auch jetzt noch allzu deutlich, und die biographischen Details über seinen Lieblingshelden, in geringerem Masse auch über Laube, unterbrechen die Erzählung derart, dass man wiederholt die geistigen Hauptströmungen fast aus dem Auge verliert. P.s Buch ist viel gediegener und gründlicher als das von ähnlicher Tendenz getragene gleichbetitelte Werk von Georg Brandes: aber die Bewältigung und Gruppierung des Stoffes ist dem geschickten Dänen besser gelungen als ihm. Das Werk ist in 4 Bücher eingeteilt, deren jedes wiederum in 3 Kapitel zerfällt. Das erste Buch „Die litterarische Revolution in der Restaurationszeit“ betitelt, bringt im ersten Kapitel „Junge Geister“ (S. 1—61) eine auffallend breite polemische Einleitung. Das junge Deutschland sei von Historikern und Litterarhistorikern meist falsch und einseitig beurteilt worden (die Vorurteile der Legende werden grell beleuchtet); die der Sturm- und Drangperiode vergleichbare Schule bilde die notwendige Vorstufe zu dem späteren Realismus in der deutschen Litteratur. Aber auch die politische Bedeutung sei von keiner Seite gebührend gewürdigt worden, nicht von Gervinus, nicht von K. Biedermann, der die „Emanzipation der Sinne“ mit Unrecht als das Charakteristische der Schule betrachte, nicht von Sybel, und vor allem nicht von Treitschke, auf dessen Haupt P. die volle Schale seines Zornes ausgiesst. Gewiss hat er Recht mit der Behauptung, dass Treitschkes Urteil einseitig und widerspruchsvoll ist, aber dennoch sollte man einen Gegner von solch kerniger Gesinnung, einen hochbedeutenden Forscher, einen historischen Künstler ersten Ranges, von dem man so sehr, sehr viel lernen kann, in anderem Tone befehden, als P. es thut. Innere Beziehungen der Jungdeutschen zu den französichen Encyklopädisten werden von P. zugegeben, dagegen solche zu dem französischen Romantismus mit Recht als geringfügig bezeichnet: in Frankreich war man der politischen Litteratur längst überdrüssig geworden, die die Jungdeutschen gerade einführen wollten; andererseits war der dort ausgefochtene Kampf gegen den Formalismus der „haute tragédie“ in Deutschland schon vor vielen Jahrzehnten durch Lessing siegreich beendigt worden. Nur in der Hochhaltung des realistischen Banners waren die deutschen Sturmgeister mit denen jenseits der Vogesen vergleichbar. Auch in der Ausbildung des französischen „esprit“ ein charakteristisches Merkmal der jungdeutschen Bewegung zu sehen, sei irrig (wir möchten dies Urteil nicht ohne weiteres unterschreiben), und ebenso verkehrt sei es, der Schule specifisch jüdischen Witz nachzusagen, da doch auch hinter der kecken Satire eines Börne und Heine eine positive Gesinnung erkennbar sei, während der „jüdische Witz“, à la Saphir, alles Hohe ohne sachlichen Anteil herabziehe. Die Bedeutung von Börne und namentlich Heine für die Ausbildung unserer Sprache hätte P. vielleicht noch höher anschlagen können, denn wenn auch bei Heine Fehler und abscheuliche Missbildungen vorkommen, die namentlich von jüdischen Schriftstellern bis zum heutigen Tage nachgeahmt werden, so ist doch andererseits eine Gewalt, Abrundung, Vielseitigkeit, Feinheit und Neuheit des Ausdrucks bei ihm zu finden, von der seine schulmeisterlichen Verkleinerer keine Ahnung haben. P. fährt fort, dass man jugendliche und greisenhafte Geistesepochen unterscheiden könne; diejenige, die er schildere, gehöre durchaus wie die der Encyklopädisten, des Sturmes und Dranges, der Reformation (!), zu den ersteren, und sie sei durch einen streng protestantischen Zug ausgezeichnet, dessen Berechtigung gegenüber der überall sich regenden Reaktion in den Kirchen beider Konfessionen erhärtet wird. Das 2. Kapitel „Joh. Fr. Cotta und Börne“ (S. 62—123), geht von den Censurbedrückungen jener Zeit aus, schildert des alten Cotta diplomatische Geschicklichkeit, mit der er durch seine zahlreichen Zeitschriften, besonders die „Allgemeine“, dem Geiste des Fortschritts Festungen baute, und berichtet auf Grund umfangreichen

ungedruckten Materials über Börnes erstes Anknüpfen mit dem „königlichen Kaufmann“, das nicht 1815 (Holzmann), noch 1821 (Alberti), sondern im März 1817 erfolgte. Nach gutem Bericht über Börnes Anfänge, seine Thätigkeit für die „Wage“ und die „Zeitschwingen“, geht P. genauer auf das Programm ein, das jener für ein von Cotta zu gründendes litterarisches Tageblatt entworfen hatte: hier steht die Forderung obenan, die Litteratur mit dem Leben zu verbinden; Börne will in Sachen der Kunst politische Massstäbe anwenden, will in seiner „Naturkritik“, der Lehren des Aristoteles, Lessing, Schlegel usw. unkund, nur seinem subjektiven Gefühl folgen, wobei denn Missurteile wie die über „Tell“, „Hamlet“ und vor allem über Goethe nur zu begreiflich waren. Die Beziehungen Börnes zu Cotta dauerten bis 1827, in welchem Jahre sich die Verhandlungen über den Verlag der „Gesammelten Schriften“ zerschlugen: es will uns bedünken, dass jener es bei dieser Gelegenheit an Dankbarkeit für seinen Wohlthäter habe fehlen lassen. In P.s Gesamtwürdigung Börnes sind die Schranken und Schwächen seines Geistes nicht stark genug betont; hinter der Wärme der Darstellung steht die feinere Charakteristik zurück, und die starke Hervorhebung der Beziehungen zu Cotta ist nicht durch die Wichtigkeit der Sache, sondern durch die zufällige Fülle des dem Vf. zu Gebote stehenden, allerdings wertvollen Materials veranlasst. Das 3. Kapitel „Heine als Zeitschriftsteller“ (S. 124—82) wird durch einen guten Vergleich dieses Dichters mit Byron eingeleitet, wobei ein hochinteressanter Aufsatz Mazzinis über Byron und Goethe zum ersten Male wieder beachtet ist. Auch die Beschaffenheit dieses Abschnittes ist durch das ungedruckte Material des Vf. bestimmt: es dürfte „Heine und Cotta“ überschrieben sein. Es setzt mit der Darstellung von Heines Wirken für die politischen Annalen ein und wirft nur dürftige Rückblicke auf die Lebensumstände und das Schaffen des Dichters in der vorausgegangenen Zeit. Dies ist befremdlich, da doch eine gleichartige Thätigkeit Heines weiter zurückreicht. Dabei fehlt es nicht an kleinen Irrtümern: so z. B. wäre es Heine schwerlich verwehrt worden, sich in der juristischen Fakultät in Berlin zu habilitieren, was P. behauptet; Heines Anfrage an Moser ging vielmehr darauf hinaus, ob er als Dr. jur. philosophische Vorlesungen halten könne, was natürlich verneint wurde; ferner hat Heine die Worte „ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit“ nicht, wie P. sagt, geäussert, als er noch eine Anstellung in München erhoffte, sondern erst im Dec. 1829, als sich jene Aussichten längst zerschlagen hatten; endlich hat die Schrift Wesselhöfts, zu der Heine 1831 (nicht 1830) die bekannte Vorrede schrieb, nicht den Titel „Kahlberg wider den Adel“, sondern „Kahldorf über den Adel“. Genaueres bringt P., nach kurzer Charakteristik der Aufsätze Heines über den Pariser Salon, an der Hand ungedruckter Briefe über die „Französischen Zustände“ vor, er kennzeichnet deren politische Stellung und berichtet gut über die Schwierigkeiten, mit denen die „Allgemeine Zeitung“ und ihr wackerer Redakteur Gustav Kolb zu kämpfen hatten; über diesen wird (nach Wilhelm Lang) Ausführliches erzählt. Weiterhin verweilt der Vf. bei Heines ästhetisch-philosophischer Schriftstellerei, die, von der Politik sich abwendend, die Gegensätze des Spiritualismus und Sensualismus zu den Hauptmassstäben der Kritik erhob; doch hier sind wichtige Bekenntnisse des Dichters nicht genügend gewürdigt, geschweige denn in ihrer geschichtlichen Bedeutung erklärt, namentlich kommt die gute Schrift über die romantische Schule nicht zu dem ihr gebührenden Rechte. Der Hinweis auf die unbedingte Entzügelung von Heines Subjektivität in dieser Zeit macht jedoch eine Seite seines Wesens besonders deutlich. Natürlich behandelt P. auch genauer Heines Anschluss an den Saint-Simonismus, ohne jedoch zu den bedenklichen Einseitigkeiten dieser Lehre entschieden Stellung zu nehmen; und als befriedigend kann auch das Schlusswort über die gewaltige Wirkung von Heines Prosa und Poesie nicht bezeichnet werden. Das 2. Buch, „Die Julirevolution und die deutsche Jugend“ umfassend, beginnt (im 4. Kapitel des Werkes, S. 183—264) mit „Laubes und Gutzkows Anfängen“. Hier giebt der Historiker der litterarischen Epoche das Wort zunächst fast ganz an den liebenswürdig erzählenden Biographen ab; das Werk nimmt einen wesentlich anderen Ton an, und unser Bericht kann ihm nicht mehr im einzelnen folgen; aus der Jugendgeschichte Laubes ist die Charakteristik seines Erstlingsdramas „Gustav Adolf“ nach der in Professor Hänels Besitz befindlichen Hs. am interessantesten (S. 196/9). Noch umständlicher als über Laubes äussert sich der Vf. über Gutzkows Jugend. Ansprechend und sorgfältig auf Grund eigener Berichte Gutzkows und solcher seiner Mitschüler usw. aufgebaut, führt uns der Vortrag des Biographen durch zahlreiche Einzelheiten langsam bis zu dem wichtigeren „Forum der Journallitteratur“ hindurch, der ersten kurzlebigen Zeitschrift des frühreifen Autors, die

bisher als verschollen galt, und die wieder zu entdecken nur P.s rastlosem Spüreifer gelang. Bereits hier findet sich ein Lieblingsgedanke Gutzkows ausgesprochen, dass nämlich Wissenschaft und Kunst nicht als Selbstzweck zu betrachten seien, sondern dem Leben zu dienen hätten, ein Gedanke, über dessen Wert und Berechtigung sich freilich sehr streiten lässt. Die Erzählung über die in sein Leben tief eingreifende Liebe zu Rosalie Scheidemantel schliesst das Kapitel ab, nicht ohne den Leser durch den Vergleich dieser Liebe mit der Goethes zu Friederike zum Widerspruch zu reizen. Das nächste (5.), „Der Adjutant Menzels" betitelt (S. 265—317), schildert Gutzkows journalistische Thätigkeit in Stuttgart unter der Aegide des gut charakterisierten Herausgebers des „Litteraturblattes". Gutzkows politische Gesinnung trat in einem Aufsatz für Rottecks „Annalen" (April 1832), über den P. zuerst berichtet, bedeutsam zu Tage. Voran schickt unser Vf. eine interessante Darlegung über die damals von verschiedenen Schriftstellern (Paul Pfizer, Wilh. Schulz, Ernst Münch) verfochtene und von weiteren Kreisen Süddeutschlands geteilte Idee einer Einigung Deutschlands unter Preussens Vorherrschaft und unter Ausschluss Oesterreichs. Demnächst fesselt die ausführliche Charakteristik der „Briefe eines Narren an eine Närrin", deren litterarische Herkunft von Jean Paul, Menzel und Börne gut erwiesen wird. Gutzkow wollte hierin die Poesie ganz in den Dienst der Zeitfragen stellen und bahnte so, durch Menzel bestärkt, eine poetische Zwittergattung an, die er als die eigentliche Aufgabe der Zeit betrachtete. Weniger deutlich zeigt sich diese Tendenz im „Maha Guru", dessen satirisch-politische Anspielungen auf die Heinesche Forderung einer „Emanzipation der Könige" hinauslaufen. Befriedigten diese Versuche den Dichter ebenso wenig wie das Publikum, so durfte er dagegen mit Stolz auf den Beifall hören, den seine politischen Artikel und Arbeiten („Divination auf den nächsten württembergischen Landtag") fanden. Wir bezweifeln, dass die breite Ausführung dieses Kapitels dem Zweck einer Geschichte des litterarischen jungen Deutschland entspricht. Dagegen führen uns die „Verbrüderungen und Konflikte" des nächsten (6.) Kapitels (S. 318—86) wichtigeren Dingen entgegen. Gutzkow, seit dem Sommer 1833 in München, wird durch Charlotte Birch-Pfeiffer und Aug. Lewald mit den praktischen Anforderungen der Bühne vertrauter, ohne ihnen aber bereits im „Nero", einer versteckten Satire auf König Ludwig, zu genügen. Das Vorbild der französischen Romantiker erweckt in ihm den Wunsch nach Vereinigung der gleichstrebenden Genossen, und eben dieses Ziel schwebt Laube vor, der seit Jan. 1833 die „Zeitung für die elegante Welt" herausgab. Die Beiden treten in Beziehung und reisen im Sommer 1833 gemeinsam nach Oberitalien. Die Unterschiede ihres Wesens setzt P. gut auseinander: Gutzkow ist der tiefere, aber mehr reflektierende Idealist, Laube der nach Beglückung verlangende, von derber Lebenslust erfüllte Realist; jener mehr von Börne beeinflusst und dem Goethefeind Menzel Gefolgschaft leistend, dieser von Heine abhängig, für Heinse schwärmend und durch Karl Schall frühzeitig in inniger Verehrung für Goethe befestigt. Nach im ganzen wohlgelungener Charakteristik des ersten Bandes von Laubes „Jungem Europa", der Reiseschilderungen der beiden Schriftsteller, des „Prinzen von Madagascar" Gutzkows (einer Nachbildung des „Ingénu") werden die Vereinigungsbestrebungen der jungen Geister von P. gründlich erörtert, und da lässt er nun die Aktenstücke des Cottaschen Archivs wieder in grosser Anzahl aufmarschieren. Gutzkow wollte Cotta für seine Pläne gewinnen, in seinem Briefe an diesen vom 2. Nov. 1833 gebraucht er zuerst den Ausdruck „junges Deutschland": „jeune Allemagne". Doch Cotta begnügte sich, den strebsamen jungen Mann als Mitarbeiter für die Allgemeine Zeitung zu gewinnen, in der nun Gutzkows „Oeffentliche Charaktere", biographisch-kritische Aufsätze über bedeutende Zeitgenossen, erschienen. Doch auch der Dichter ruhte nicht: im „Saduzäer von Amsterdam", dessen Abweichungen vom späteren „Uriel Acosta" P. sorgfältig erörtert, verkörperte Gutzkow seine schmerzlichen Herzenserfahrungen mit Rosalie, über die wir von unserem Autor viel Neues erfahren. Die Erzählung von Laubes Verhaftung in Berlin beschliesst das Kapitel. Das dritte Buch ist „Das junge Deutschland und Goethe" betitelt und beginnt (7. Kapitel, S. 386—453) mit einer Darstellung über „Wienbargs ‚Feldzüge' und Laubes ‚Krieger'". Ausgehend von der Erkenntnis, dass die poetischen Verfechter des nationalen Fortschrittes nicht Prediger der neuen Lehren, sondern Gestalter von neuen Menschen und neuen Schicksalen sein sollten, sahen die jungen Geister in der Anlehnung an Goethe ihre nächste und wichtigste Aufgabe. Den vollkommensten Ausdruck fanden diese künstlerischen Gesinnungen durch den Vf. der „Aesthetischen Feldzüge", durch Ludolf Wienbarg, der selbst behauptete, den fröhlichen und hoffnungsreichen Namen „Junges Deutschland" auf die Fahne der neuen Litteratur gestickt zu

haben. P. hätte jedoch aus Strodtmanns Heine-Biographie wissen können, dass der Verleger Campe nicht allein dem Buche den Titel gegeben, sondern auch den Vf. veranlasst hatte, es in der Vorrede dem „jungen Deutschland" zu widmen. Die Herkunft der wichtigen und keimkräftigen Gedanken in Wienbargs „Feldzügen" wird von P. ziemlich genau verfolgt, Goethes, Schillers und Herders Einfluss geschickt erwiesen; nicht aber ist die Abhängigkeit von Heine genügend beleuchtet, dem Wienbarg nicht wenig verdankte: gerade die Hochschätzung der „schönen That" lässt sich mit auf ihn zurückführen. Können wir der Analyse des Werkes, die P. giebt, im wesentlichen zustimmen, so müssen wir doch bedauern, dass er der weitverzweigten kritischen Thätigkeit des kernigen Holsteiners nicht mit derselben Gründlichkeit nachgegangen ist wie derjenigen Gutzkows. Laube, der inzwischen wegen seiner burschenschaftlichen Bestrebungen lange Zeit unschuldig im Kerker schmachtete, suchte die „schöne That" Wienbargs in der polnischen Bewegung dichterisch zu gestalten, die seinen „Kriegern", dem 2. Bande des „Jungen Europa", zu Grunde liegt. P. rühmt besonders die stimmungsvolle und farbenreiche Behandlung des Milieus lange vor der ausgesprochenen Theorie unserer „Modernen", denen freilich noch durch manches andere Werk der Vergangenheit erwiesen werden könnte, dass „alles schon dagewesen" ist. Der 3. Band des „Jungen Europa", betitelt „Die Bürger", wird besonders nach Seiten seiner autobiographischen Bekenntnisse gewürdigt, und hieran schliesst sich der ansprechende Bericht über des Dichters weitere trübe Schicksale. Wie bereits Brandes, Gutzkows Beispiel folgend, einen Hauptabschnitt seines Buches „Rahel, Bettina, die Stieglitz" betitelt hatte, so thut es auch P. (8. Kapitel, S. 454—533). Er hebt das Gemeinsame der drei im Grunde doch so ganz verschiedenen Frauen hervor, ihr tiefes Interesse für die Zeitfragen, ihren bedeutenden Einfluss auf die damalige Schriftstellergeneration, lässt aber auch ihre Unterschiede klar erkennen. Mit besonderer Wärme wird Bettina geschildert auf Grund gediegener Kenntnis der bis 1891 veröffentlichten Arbeiten über sie: die „innere Echtheit" ihres Briefwechsels mit Goethe wird berechtigter Weise verteidigt, der Wert des Buches treffend gewürdigt, der freudige Lebensdrang ihres Wesens, ihre Fähigkeit zur Liebe innig nachgefühlt, auch ihren späteren Arbeiten volle Gerechtigkeit erwiesen. Ueber Rahel wird das im wesentlichen längst feststehende Urteil mit Geschick wiederholt, auch über Charlotte Stieglitz mit Klarheit und unter Berücksichtigung der neueren Veröffentlichungen gut berichtet. Wenn P. aber meint, dass Gutzkow und Mundt unter dem direkten Einfluss von Charlottes „Freitod" zu litterarischen Wirkungen gelangt seien, die in ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung kaum hinter der des „Werther" zurückgeblieben, so müssen wir freilich eine solche Behauptung aufs entschiedenste zurückweisen. Die Charakteristik Mundts und Kühnes, die er hier anschliesst, ist dagegen treffend und ansprechend ausgefallen. „Zusammenschluss und Katastrophe" ist das 9. Kapitel (S. 534—608) überschrieben, das zunächst zu Gutzkow zurückführt. Ihm begann das verhängnisvolle Jahr 1835 unter guten Auspicien; in regem Schaffensdrang bewährte er sich nach vielen Seiten und entwickelte im Litteraturblatt zum „Phönix", dessen Leitung ihm oblag, mit Eifer seine theoretischen Ansichten. Mehr noch als er es thut, hätte aber P. Gutzkows litterarisches Programm durch Vergleichung mit den Ideen anderer in seiner Eigenart beleuchten und vor allem kritisch beurteilen sollen. Auch die Nachwirkung dieser Theorien blieb für Gutzkows Schaffen in ungünstiger Weise bedeutsam. Eine im ganzen treffende Charakteristik der Vorrede zu Schleiermachers „Vertrauten Briefen über Schlegels Lucinde" ist mehr wertvoll durch Aufdeckung der Beziehungen der Arbeit zu Gutzkows inneren Erlebnissen als durch kritische Erörterung ihrer Bedeutung für das geistige Leben der Zeit. „Nero", auf den P. zurückkommt, wird als ein zeitgeschichtliches Satyrspiel (der Druckfehler „Satirspiel" ist peinlich) im Sinne von Strauss „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" (oder von Quiddes neuem Pamphlet dieser Art) gewürdigt, und hierdurch in mancher Hinsicht neu beleuchtet, aber nach der ästhetischen Seite hin zu kurz abgethan, „Hamlet in Wittenberg" überschätzt. Sehr ausführlich wird über „Wally, die Zweiflerin" gehandelt, und die psychologischen Quellen des Buches sind so gründlich aufgedeckt wie noch nie zuvor: die religiösen Zweifel des Vf., gesteigert durch die Lektüre der Fragmente des Wolfenbütteler Ungenannten und des „Leben Jesu" von Strauss, verschärft durch seine Fehden mit der Orthodoxie seit dem Wiederabdruck der Schleiermacherschen „Vorrede", eigene Erlebnisse von an sich geringerer Bedeutung, das Ende der Charlotte Stieglitz, die litterarischen Vorbilder der „Lucinde" und des „Werther" wirkten auf die wunderliche Komposition ein, deren Inhalt fast zu breit wiedergegeben wird. Gutzkow strebte wohl am meisten darnach, ein Seitenstück zum „Werther" zu geben; vergegenwärtigt man sich aber den Wettlauf dieses dürren,

thörichten und verfehlten Romans mit einem Werke der unvergleichlichsten Gefühlsgenialität wie dem „Werther", so kann man sich des Eindrucks des Komischen kaum erwehren. Es ist zu bedauern, dass P., seiner ernsten historischen Aufgabe ganz hingegeben, keinen Hauch dieser Stimmung verrät, und dass er keine energischere Kritik äussert. Weiterhin schildert das Kapitel den engeren Zusammenschluss der neuen litterarischen Schule und die Ausdehnung ihres Kreises; Georg Büchner tritt heran, dessen Werk „Dantons Tod" angemessen, aber ohne feineres Detail charakterisiert wird, ferner Berthold Auerbach, Karl Fortlage, Heinrich König u. a. Die unglückliche Geschichte der geplanten „Deutschen Revue" wird durch neues Material besser als von anderen aufgedeckt, aber allzu ausführlich behandelt; hierauf folgt eine scharfe Darstellung von Menzels „Denunziationen", die aber nichts wesentlich Neues bietet. „Trotz Acht und Bann" lautet die Ueberschrift des vierten Buches, dessen erstes Kapitel (das 10.; S. 609—75) über das „Vorgehen des Bundestages" berichtet, und zwar eingehender als es andere gethan haben. Gutzkows Schicksal steht wieder im Mittelpunkt der Darstellung. Das Verhalten der badischen Regierung ihm gegenüber wird auf die Einflüsse des Berliner Hofes zurückgeführt, der seinerseits wieder von Hengstenbergs „Evangelischer Kirchenzeitung" abhängig war. Sehr interessant sind die weiteren Mitteilungen von P. über das geradezu infame Ueberwachungssystem, das gegen die liberalen Geister jener Zeit angewandt wurde: am meisten wirkte in dieser Hinsicht der preussische Oberpostmeister Fr. von Nagler, der mit seinem Gehülfen Kelchner die Briefe aller verdächtigen Männer eröffnen und excerpieren, die Excerpte aber den politischen Behörden übermitteln liess, so dass diese oft über die geheimsten Dinge prompt und rechtzeitig unterrichtet waren. Fesselnd und weite Ausblicke gewährend ist weiterhin die Darlegung über die parallelen Bestrebungen von Mazzinis „Jungem Europa" und dessen Zweigverbänden zu den litterarisch-liberalen Tendenzen des jungen Deutschland, und über die Frage, ob die deutschen Regierungen einen Zusammenhang zwischen der politischen und litterarischen Bewegung vermutet und angenommen hätten. P. ist geneigt, die Frage zu bejahen. Seine Untersuchung über diesen Gegenstand ist ebenso anregend wie gründlich, und die gelungene Charakteristik Mazzinis ist mit Freuden zu begrüssen. Nach weiteren Hinweisen auf die Verfolgungen, die die jungdeutschen Schriftsteller erlitten, schliesst das Kapitel mit Heines Antwort an die Bundesversammlung, die unnötiger Weise noch einmal in extenso abgedruckt wird. Das Schicksal der „Verfehmten", von dem das 11. Kapitel erzählt, wird von P., im Widerspruch zu Treitschke, als sehr hart und trübe hingestellt: wir geben ihm völlig Recht. Aber irrig ist es, dass Heine erst hierdurch zu seiner erbitterten Haltung gegen Deutschland gedrängt worden sei: im Gegenteil, der Schwankende suchte 1837 seinen Frieden mit der preussischen Regierung zu machen, die sich aber nicht bereit fand, dem Vf. der Vorrede zu den „Französischen Zuständen" ihr Vertrauen zu schenken. Am breitesten wird wieder Gutzkows Schicksal behandelt; ein langer Auszug aus Paulus Verteidigungsschrift ermüdet den Leser, und nun gar der seitenlange Abdruck des Protokolls über das Mannheimer Verhör gehört nicht in eine historische Darstellung. Dagegen werden im folgenden die litterarischen Arbeiten, die Gutzkow im Gefängnis förderte, gut charakterisiert, insbesondere die „Philosphie der Geschichte", auf die Fester 1890 neu hingewiesen hat, und auf deren Bedeutung für Gutzkows ästhetisches Schaffen P. leider nicht eingeht (vgl. JBL. 1890 IV 14 : 49). Die Arbeit verrät Gutzkows treues Festhalten an der Gesinnung, deren extreme Kundgebung ihm verhängnisvoll geworden war; und hierfür werden weitere höchst sympathische Beweise von P. erbracht. Rastlos thätig schafft Gutzkow die „Seraphine", deren biographische Quellen unser Vf. in dankenswerter Art aufdeckt, und schreibt die guten Aufsätze über „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte", die, was mehr hätte betont werden sollen, einen entschiedenen Fortschritt seiner ästhetischen Einsichten verraten. Viel knapper bespricht P. die nächsten Schicksale und Arbeiten seines Lieblings: seine Befreiung, seine Heirat, seine journalistische Thätigkeit in Frankfurt und Hamburg, seine Werke „Bulwers Zeitgenossen", „Götter, Helden und Don Quixote" und „Blasedow und seine Söhne", in ruhiger Darlegung über Wert und Aufnahme berichtend. Frisch ist auch die weitere Erzählung von Laubes Verhalten und seinen Erlebnissen nach dem Bundestagsverbot, sowie diejenige über den warmherzigen, liebebereiten Theodor Mundt, der, vom Schicksal minder zerzaust, ebenso wie Gutzkow und Laube in den Hafen der Ehe einlief. Wienbargs weitere Leistungen und Erfahrungen werden nach scheinbar nur oberflächlicher Kenntnis kurz abgethan, und Kühne wird, als ein nur halb Zugehöriger, ohne Sympathie bei Seite geschoben. Ueber die mannigfachen Streitigkeiten, die unter den

Jungdeutschen bald darauf ausbrachen, geht P. mit ungebührlicher Kürze hinweg, selbst die Fehden um Heines Schrift über Börne, die so gewaltiges Aufsehen machten und wichtige Folgen hatten, werden nur ganz flüchtig erwähnt. Gutzkows „König Saul“ wird als dramatische Zeitsatire (nach Art des „Nero“) charakterisiert und ausführlich besprochen, und seine Zeitschrift „Der Telegraph“ als ein litterarischer Mittelpunkt erwiesen, ähnlich dem, der vor Jahren in der „Deutschen Revue“ vergeblich von ihm erstrebt worden war. Gutzkow ist auch wieder der Held des letzten (12.) Kapitels „Aufschwung und Ausblick“. „Richard Savage“, „Werner, oder Herz und Welt“, „Patkul“ werden aus dem Zeitgeist, den persönlichen Erlebnissen des Vf. und aus seinen theoretischen Anschauungen erläutert, aber nach ihrem historisch-ästhetischen Werte nicht scharf genug zergliedert und sind im ganzen zu wohlwollend beurteilt. Eine ebenso ausführliche Erörterung von Gutzkows besten Arbeiten, dem „Tartuffe“, dem „Uriel“ und „Zopf und Schwert“ lag offenbar nicht mehr in unseres Vf. Plan: er geht mit begeisterungsvollem Hinweis auf ihren bedeutenden Wert und ihre glänzende Aufnahme eiliger darüber hinweg und verweilt auch nicht lange bei Laubes „Monaldeschi“, „Karlsschülern“, „Essex“ und bei anderen Dramatikern. Ein Schlusswort streift nur die Bedeutung der dem jungen Deutschland folgenden Gegenströmung und hebt genauer den Wert der nach unserer Epoche fallenden beiden grossen Zeitromane Gutzkows hervor, abermals nicht ohne Einseitigkeit diesen als den Helden und Führer der litterarisch-politischen Bewegung feiernd. —

Ausser Proelss Werke kommen wiederum fast nur Arbeiten über Heine in Betracht, und es zeigt sich abermals, dass viele zur Beurteilung dieses Dichters der Sachkenntnis entraten zu können glauben, und es für genügend halten, das alte Parteigeschwätz zu wiederholen. Unter den Gesamtcharakteristiken[2]) des Dichters begegnet uns zunächst ein derartiges Pamphlet von Albert[3]), der Robert König, den Vf. der illustrierten Litteraturgeschichte, als Autorität anführt und auch sonst verrät, dass er nicht weiss, was die Glocke geschlagen hat. — Da steht ein ultramontaner Anonymus[4]) doch noch höher, der im Anschluss an Lindaus Publikation der Tagebücher Lassalles (vgl. JBL. 1891 IV 1:184) und an Keiters[5]) Heine-Schrift die Heftigkeit des Hasses und der Rachsucht, die sowohl bei Lassalle wie bei Heine in der That zu beobachten sind, nun gleich als typische Eigentümlichkeit der jüdischen Rasse zu erweisen versucht. —

Ueber Heines Leben haben zwei Franzosen nicht uninteressante Beiträge geliefert; ziemlich ausführlich Audebrand[6]), der neben längst Bekanntem auch wichtiges Neues vorbringt, so z. B. zwei Prosafabeln aus den geplanten „Contes pour les malades“, deren Echtheit kaum bestritten werden kann. Auch über Heines Beziehungen zu Victor Bohain, Ph. Charles, A. Dumas usw. erfahren wir ansprechende Einzelheiten; doch daneben finden sich grobe Irrtümer, die uns zeigen, dass diese Schrift als historische Quelle nur mit grosser Vorsicht benutzt werden darf. — Während Audebrand Heines Persönlichkeit in glänzendem Lichte erscheinen lässt, ist das Urteil des anderen französischen Berichterstatters, Grenier[7]), eher etwas herbe. Heines Aeusseres sei sehr unscheinbar gewesen; von Mathilde heisst es: „Elle était sans esprit et sans instruction, belle et indolente comme une odalisque“; Heines Eifersucht wird grell hervorgehoben: er sah es nicht gern, dass G. zu ihm in die Wohnung kam, da Mathilde an dem Jüngling hätte Gefallen finden können. Uebrigens wird sein persönlicher Mut anerkannt, sein Talent sehr gerühmt, dabei aber die Eitelkeit und Schwäche seines Charakters immer wieder betont. G. war von Heine als Uebersetzer seiner Gedichte und Prosaschriften herangezogen worden und bearbeitete für ihn eine Anzahl der Lutetia-Artikel, den „Rabbi“, das Wintermärchen „Deutschland“ und den „Atta Troll“, der auch in der RDM. abgedruckt wurde. Während Audebrand Heine als einen grossen französischen Prosaisten hinstellt, lässt G. seine Beherrschung des fremden Idioms als sehr fragwürdig erscheinen, und er hat zweifellos Recht. Dabei glaubte Heine aber doch der französischen Sprache seine kühnen Neubildungen aufdringen zu können, ärgerlich über den Widerspruch seines Beraters, der ihn darauf hinwies, dass die Ausdrucksfülle der reichen und bildsamen deutschen Sprache in der Uebertragung unnachahmbar sei.[8]) — Ueber Heines Beziehungen zu Joseph Lehmann berichtet Karpeles[9]). Er bringt

---

2) × S. Brunner, Zwei Buschmänner: HPBll. 109, S. 74. (Vgl. JBL. 1891 IV 12 : 3.) — 3) Joh. Albert, H. Heine u. d. Antisemitismus. Nossen, P. Westphal. 45 S. M. 0,40. — 4) Lassalle u. Heine: HPBll. 109, S. 226-32. — 5) × H. Keiter, H. Heine. |[HPBll. 109, S. 80; G. Ellinger: Nation[B]. 9, S. 428-30.]| (Vgl. JBL. 1891 IV 12 : 4.) — 6) Ph. Audebrand, Petits Mémoires du XIX[e] siècle. Paris, Lévy. XV, 321 S. |[J. Mähly: AZg[B]. N. 66; LeipzTBl. N. 619.]| (Henri Heine: S. 1-98.) — 7) Ed. Grenier, H. Heine: RPL. 50, S. 267-73. (Autoris. Uebers.: ML. 61, S. 773/6, 794/5, 846/8. Vgl. Gegenw. 41, S. 148-51; MünchNN. N. 421.) — 8) × Oskar Günther, H. Heine u. seine Eltern: Cornelia 57, S. 106-13, 137-46. — 9) G. Karpeles, Jos. Lehmann u. H. Heine: ML. 61, S. 71/3. — 10) K. E. Franzos, Heine u. Friedland: VossZg. N. 175.

hierüber eine Gelegenheitsbetrachtung vor (zur Feier des 60jährigen Bestehens des „Magazins für Litteratur"), in der sich über unseren Dichter nichts Neues findet, es sei denn, dass man einige unwesentliche Varianten zu einem seit langer Zeit bekannten Briefe als solches betrachten wollte. — Franzos[10]) erschliesst uns dagegen neue Thatsachen über Heines unerquickliche Beziehungen zu Ferdinand Friedland, durch dessen verunglückte Spekulationen der Dichter 6000 Francs einbüsste. F. sucht Calmonius Unschuld zu erweisen und behauptet ferner, dass die unsauberen Erpressungsversuche, die Heine dem Spekulanten gegenüber glaubte machen zu dürfen, auf Alfred Meissners Konto kämen, der als ein bitterer Gegner Friedlands den Dichter übel beraten hätte. Wir hoffen, dass das ungedruckte Material, aus dem F. seine Kenntnis geschöpft hat, bald weiteren Kreisen wird vorgelegt werden.[11]) — Grosses Aufsehen erregte die Veröffentlichung von Heines Familienbriefen durch seinen Neffen, Ludwig von Embden[12]), eine wertvolle Gabe, 122 Nummern umfassend, den widerspruchsvollen Mann von seiner liebenswürdigsten Seite zeigend. Besonders die Beziehungen zur Mutter, Schwester und Gattin werden durch diese Briefe neu beleuchtet; die starke Liebe zur ersteren war uns ja längst bekannt: nun aber sehen wir, wie Heine sich der „lieben guten Prachtmutter" gegenüber gebärdet, wenn er gleichsam unter vier Augen mit ihr redet; immer bekundet er dieselbe treue Liebe und Verehrung zu ihr, wenn sich auch der Schalk drollige Kosenamen wie „altes Mausel", „alte Gluck", „alte süsse Katze" u. dgl. ihr gegenüber herausnimmt. Zur Schwester Charlotte spricht er mehr wie ein verliebter Seladon als wie ein Bruder: er „schmachtet danach", sie wiederzusehen, er möchte die „charmanten Katzenpfötchen" der „kleinen süssen Krystallpuppe" küssen, ja er möchte den „süssen Engel" nur ansehen, ohne zu sprechen. Die dritte der Frauen, die Gattin Mathilde, kommt weniger gut weg: sie erscheint als „kreuzbraves, ehrliches, gutes Geschöpf ohne Falsch und Böswilligkeit" aber zugleich als dumm, launisch und als böse „Verbringerin". Die Gefühls- und Denkweise, die sich auch in diesen Briefen kundgiebt, ist höchst merkwürdig: immer erregt und hastig herausplatzend, keinen Einfall unterdrückend, bald feierlich hoch gestimmt, bald sehr ordinär, so tritt uns der widerspruchsvolle, im Grunde gutmütige, aber oft boshaft witzige, im ganzen rätselhafte Dichter entgegen. Ueber seine Arbeiten erfahren wir nicht viel Neues; in Bezug auf seine Lebensumstände sind einige unzweideutige Anspielungen auf seine Liebe zu Therese besonders interessant. Aber von dieser Hypothese Elsters, die kaum noch eine Hypothese genannt werden kann, will der Herausgeber, Baron Ludwig von Embden, nichts wissen. Ja er leugnet sogar Heines Liebe zu Amalie. Indessen er ist über seines Oheims Leben, wie viele Irrtümer, die er sich zu Schulden kommen lässt, beweisen, überhaupt sehr schlecht unterrichtet. — Eine Fülle wertvoller Dokumente zu Heines Biographie veröffentlichte Karpeles[13]) aus Max Heines Nachlass. Insbesondere ist eine Anzahl längerer Briefe des Dichters an diesen Lieblingsbruder von hohem Interesse, obgleich ihr Inhalt teilweise (Verhältnis zu den Sippen und Magen in Hamburg, Verhandlungen wegen des Verlags der „Lutetia") wenig erquicklich ist. Auch ein Brief Heines an Oskar Peschel, längere Erörterungen über das Verhältnis der beiden Männer, einzelne Billets an Forst, Herzfeld, Léon Gozlan, Gérard du Nerval, sodann ein grösserer Nachtrag zu den „Geständnissen", ein kleinerer zu Artikel 33 der „Lutetia", endlich ein Brief von Gustav Heine, einer von Bernardo Zendrini und die Anzeige des Dr. Gruby von Heines Tode sind wichtige und höchst willkommene Schriftstücke. Ausserdem ist der Name der in Heines Briefen aus Norderney öfter erwähnten „schönen Frau aus Celle" sowie das Hochzeitsdatum der Eltern des Dichters von K. ermittelt worden. Auch er tritt für den 13. Dec. 1797 als Heines Geburtsdatum ein, mit anderen Gründen als Elster und ohne dessen ein Jahr zuvor veröffentlichte Untersuchung (vgl. JBL. 1891 IV 12:27) zu erwähnen, obwohl sie ihm bekannt war. Er polemisiert nämlich gegen dessen Annahme von Heines Liebe zu Therese und beruft sich dabei auf die „einzige authentische Quelle", Heines Schwester Charlotte, in deren Namen der eben erwähnte Baron Ludwig von Embden an K. schrieb: „dass nicht Therese, sondern nur Amalie von Heinrich Heine geliebt wurde." Doch dieser selbe Gewährsmann leugnete im nämlichen J. 1892 auch die Liebe

— 11) X Ad. Warschauer, Jul. M. Schottky: ZHGPosen. 7, S. 102/3. (Vgl. Heine [Elster] 7, S. 214; Gutzkow, Rückblicke [1875], S. 89-99.) — 12) Baron Ludw. v. Embden, H. Heines Familienleben. V. seinem Neffen. Mit 122 bisher ungedr. Familienbriefen d. Dichters v. d. Universitätsjahren bis zu seinem Tode, u. 4 Bild. Hamburg, Hoffmann & Campe. 344 S. M. 3,50. |[P. Holzhausen: AZg[B]. N. 295; K. Hessel: KölnZg. N. 872, 913; HambCorr. N. 822, 824; V. Ottmann: Sammler[A]. N. 143; FränkKur. N. 617; LeipzTBl. 30. Nov.; A. Kerr: ML. 61, S. 807/9; Gids 56, S. 574/5; NedSpect. S. 384/6.]| (Französisch: Heine intime. Lettres inéd. de H. Heine, trad. par M. S. Gourovitch. Préface par A. Houssaye. Paris, Le Soudier. Vgl. J. Legras: RPL. 50, S. 861; dazu ib. S. 639.) — 13) G. Karpeles, Neue Veröffentlichungen

zu Amalie. Seine Aussage ist durchaus wertlos. Die Aufsätze von K. sind mit Facsimiles von Heines Handschrift, Porträts von ihm, Charlotte, Mathilde usw. geschmückt. —

Von neuen Ausgaben[14-19]) der Werke Heines ist nichts Bemerkenswertes zu berichten, dagegen sind einige Untersuchungen über seine Prosaarbeiten und Gedichte rühmend hervorzuheben. Obenan steht die Studie Hessels[20]) über das „Buch Legrand". Sie richtet sich z. T. gegen Elsters im vorigen Jahrgang erwähnten Aufsatz zu Heines Biographie (s. o. N. 14), dessen Hauptergebnis H. jedoch anerkennt. Auch er glaubt, dass die Liebesgeschichte, von der Heines Werk erzählt, sich auf Amalie und Therese beziehe. Aber er widerspricht der von Elster auch nur als Vermutung hingestellten Annahme, dass die im „Buch Legrand" angeredete „Madame" Theresens Mutter sei, und sucht zu erhärten, dass vielmehr Friederike Robert darunter verstanden werden müsse; auch sei die Widmung an „Evelina" auf eben diese Dame zu beziehen. Dieser Hauptgedanke der Schrift, dem noch manche interessante Einzelheiten zur Seite treten, hat etwas Bestechendes, und jedesfalls verdient die scharfsinnige Beweisführung H.s ernste Beachtung. Heine hat Friederiken gegenüber in geistvoller Weise von seinen Kenntnissen der indischen Mythologie und des indischen Lebens Gebrauch gemacht. Indessen wir wissen keineswegs, dass er dies nicht auch anderen Frauen gegenüber in ähnlicher Weise gethan habe: mehrere auf Therese bezügliche Lieder enthalten in der That Anspielungen auf Indien. Weiterhin liegt aber gegen H.s Annahme ein Bedenken darin, dass Heines Beziehungen zu den Roberts in der Zeit, als der Legrand erschien, offenbar nicht mehr freundliche waren. Am wenigsten wahrscheinlich ist die Hypothese, dass Friederike mit der Evelina identisch sei, da der schwärmerische Ton, mit dem dieser Name in der dritten Abteilung der „Nordsee" erwähnt wird, zu einer verheirateten Frau nicht wohl passt. Sind andere Einzelheiten noch weniger haltbar, so bleibt doch die Arbeit im ganzen als eine sehr geistvolle und anregende Leistung sorgfältigster Prüfung wert. — Sehr interessant waren weiterhin die Berichte Englerts[21]) über Heines Beiträge zu Schads Musenalmanach. Sie enthalten wichtige und ergötzliche Varianten zu mehreren Gedichten aus Heines letzten Jahren und verschiedene Briefe des Dichters. — Glöde[22]) erwies die Anlehnung von Heines Gedichtfragment „Manch kostbar edle Perle birgt" (Werke 2, S. 507) an Grays „Elegy written in a country church-yard", R. M. Meyer[23]) diejenige des Mortimer-Motives im 8. Traumbilde an „Hollins Liebesleben" von Achim von Arnim; dagegen ist Sprengers[24]) Herleitung des Gedichtes „Tragödie" aus Marlowes „The passionate shepherd to his love" nicht wahrscheinlich.[25]) —

Ueber die anderen Vertreter der jungdeutschen Schule, auch über Laube[26-27]), hat das Berichtsjahr von bemerkenswerten Einzelarbeiten nichts zu Tage gefördert. —

IV,12

Grillparzer. 1891, 1892.

August Sauer.

Allgemeines: Bibliographische Uebersichten N. 1. — Grillparzer-Ausstellung N. 6. — Grillparzer-Jahrbuch N. 9. — Einzelne Briefe N. 14. — Feier des 100. Geburtstages N. 16. — **Biographisches:** Zusammenfassende Werke N. 104. — Einzelheiten N. 108. — Verkehr mit den Zeitgenossen N. 118. — **Werke:** Gesamtausgabe N. 130a. — Gedichte N. 131. — **Dramen:** Allgemeines N. 158; Blanka von Castilien N. 166; Ahnfrau N. 167; Der Traum ein Leben N. 173a:

über H. Heine. (Mit ungedr. Briefen u. Dokumenten): D. Abend [Berlin] 24. März—4. April u. N. 11/8. — **14)** × H. Heine, Werke, her. v. E. Elster. (Vgl. JBL. 1890 IV 14 : 29.) |[A. Leitzmann: LBlGRPh. 13, S. 410; K. Ch. Redlich: ADA. 18, S. 384-91.]| — **15)** × id., Sämtl. Werke, Bd. 1: Buch d. Lieder. Poet. Nachlese. (= Cottasche Volksbibl.) Stuttgart, Cotta. 228 S. M. 0,50. (Fehlerhafter Abdruck nach Strodtmann.) — **16)** ○ id., Extraits des œuvres en vers et en prose, annotés par A. Girot. (= Cours supérieurs de langue allemande.) Paris, Impr. Schmidt. VIII, 100 S. — **17)** ○ × The Works of H., Vol. II-III, V-VI. Transl. by Ch. G. Leland. London, Wm. Heinemann. à Sh. 5,00. — **18)** ○ H. Heine, Italian Travel Sketches, transl. by Elizabeth A. Sharp; with Théophile Gautier's essay on Heine as a prefatory note. (= The Scott Library.) London, W. Scott. Sh. 1,60. (Gautiers Aufsatz auch einzeln daselbst.) — **19)** ○ id., Il viaggio sul Harz; il libro Legrand. Trad. di A. Cimino: Cultura 2, S. 53, 353. — **20)** K. Hessel, Heines „Buch Legrand": VLG. 5, S. 546-72. — **21)** A. Englert, Heines Beitrr. zu Schads Almanach: ib. S. 315-28. — **22)** O. Glöde, Th. Gray u. H. Heine: EnglSt. 17, S. 181/2. — **23)** R. M. Meyer, Heines achtes Traumbild: VLG. 5, S. 156/7. (Berichtigung S. 496.) — **24)** R. Sprenger, Zu e. Liede H. Heines: ZDU. 6, S. 574. — **25)** × O. Glöde, Seelig, D. dicht. Sprache in Heines Buch d. L. (vgl. JBL. 1891 IV 12 : 31): ib. S. 136-43. (Dazu E. Hoffmann-Krayer: ib. S. 578 [nicht ausreichend].) — **26)** × H. Laube, Dramat. Werke. Volks-Ausg. Bd. 12: Cato v. Eisen. Lustspiel. (D. Grundidee nach Gorostiza.) 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 82 S. M. 1,00. — **27)** × (IV 4 : 71.) —

Sappho N. 176; Das Goldene Vliess N. 187; Melusine N. 195a; König Ottokars Glück und Ende N. 196; Ein treuer Diener seines Herrn N. 202; Des Meeres und der Liebe Wellen N. 210; Esther N. 214; Weh dem, der lügt N. 217; Libussa N. 218; Ein Bruderzwist in Habsburg N. 220; Die Jüdin von Toledo N. 223; dramatische Pläne und Fragmente N. 224; dramatische Satiren N. 231a. — Prosaschriften N. 232. — Verhältnis zur Musik N. 234. —

Seit Grillparzers Tod ist die Litteratur über ihn langsam aber stetig im Steigen begriffen; seit dem Erscheinen der vierten Auflage der Werke mehren sich die wissenschaftlichen Einzeluntersuchungen, an denen es vorher gänzlich fehlte; die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages warf in der Gründung der Wiener Grillparzer-Gesellschaft (vgl. JBL. 1890 IV 4:120/1) ihre Schatten bereits voraus; mit wenigen Ausnahmen ist die ganze Litteratur, die wir im folgenden zu verzeichnen haben, durch die Säkularfeier angeregt. Die Massenhaftigkeit der Erscheinungen zwingt uns hier zu noch grösserer Knappheit als in den übrigen Abschnitten. Eine allgemeine bibliographische Uebersicht über die Grillparzerlitteratur[1-2]) versuchen in höchst ungenügender Weise Bornemann[3]), Eisenstein[4]) und Aug. Schulze[5]) zu geben, die sich gegenseitig ergänzen, ohne das Material zu erschöpfen. Druckfehler (wie Trolitza statt Terlitza bei Sch.) sind in Bibliographien besonders zu rügen. Vielfach überholt sind diese Zusammenstellungen schon jetzt durch die zahlreichen bibliographischen Angaben in dem „Führer" der Grillparzer-Ausstellung und im ersten Jb. der Grillparzer-Gesellschaft. —

Da die geplante offizielle Festschrift der Stadt Wien aus äusseren und inneren Gründen nicht rechtzeitig fertig gestellt werden konnte, und deren Veröffentlichung infolgedessen unterblieb, wurde ein rascher Ersatz dadurch geschafft, dass im Auftrage des Bürgermeisters Dr. Joh. Prix durch die Beamten der Bibliothek und des historischen Museums der Stadt eine Ausstellung solcher Gegenstände veranstaltet wurde, „welche geeignet sind, den Lebensgang des Dichters und die Zeit zu illustrieren, der er angehörte". Diese mit bewundernswerter Sachkenntnis geordnete und glänzend ausgestattete Grillparzer-Ausstellung, wie der vortreffliche Katalog dazu im wesentlichen ein Werk Glossys[6]), bot in der That einen lebendigen Kommentar zu dem Leben wie zu den Werken des Dichters. In 740 Nummern mit zahlreichen Unterabteilungen war aus öffentlichem und privatem Besitz von nah und fern ein Schatz von Ansichten, Bildnissen, Dokumenten, Hss., Büchern, Reliquien usw. zusammengestellt: Pläne der Stadt Wien, Ansichten aller für Grillparzer und seine Familie wichtigen Lokalitäten, die Bilder und Hss. der österreichischen Dichter, Musiker, Künstler und Staatsmänner, der Familienmitglieder, der Freunde und Bekannten Grillparzers, der Schauspieler, die in seinen Dramen aufgetreten, der Direktoren des Burgtheaters, die Feldherren des J. 1848 usw.; fast jede einigermassen bedeutende Persönlichkeit, mit der Grillparzer im Laufe seines Lebens zusammengetroffen, war nach irgend einer Seite hin vertreten; der Begriff „Zeitgenosse" im weitesten Sinne genommen. Die Ausstellung vereinigte ferner zahlreiche Dokumente, die Zeugnisse Grillparzers, die Kataloge seiner Lehrer, Gesuche, Dekrete, Reiseerinnerungen, Testamente, seine letzten Schriftzüge; Proben aus allen Mss. seiner Dramen, zahlreiche Hss. seine Gedichte, Ausgaben und Uebersetzungen der Werke, Theaterzettel der Aufführungen; Gemälde aus den von Grillparzer behandelten Stoffkreisen; Exemplare der Schriften, die er in der Selbstbiographie erwähnt oder die nachweislich Einfluss auf ihn ausgeübt haben; die Litteratur über ihn; zahlreiche Familienreliquien bis zu der Uhr der Mutter, dem Taufgeschenk des Dichters, seinen Geschenken an Katharina Fröhlich; die Adressen und Ehrengeschenke aus dem J. 1848, zum 50. und 80. Geburtstag; viele jetzt meist im zweiten Jb. veröffentlichte Briefe von und an Grillparzer, ausser den in seinem Nachlasse befindlichen auch einzelne aus Privatbesitz; an Frau Drechsler mit einem Hochzeitsgeschenk (Medaillonbild der Sappho von Würth) 21 Sept. 1829 (N. 212), ein herzliches Billet an Raimund 29. Nov. 1827 (N. 422), das Necker[7]) zuerst vorlegte, an Deinhardstein, an Eduard Frhr. von Badenfeld, an Hammer-Purgstall, an Foglar, an La Roche, an den Fürsten Karl Auersperg, an Frau von Littrow-Bischoff (N. 666, 13—20). Den weihevollen Mittelpunkt der Ausstellung bildete die Apotheose des Dichters, eine Vereinigung sämtlicher erreichbarer Bildnisse (N. 685), zu deren glänzender Zusammenstellung die schlichten Wohnräume Grill-

---

1) × Maurus Hoffmann, Grillparzer in Lied u. Wort: Im Buchwald 1891. S. 20/4. (Zusammenstell. v. Gedichten an Grillparzer: vgl. u. N. 79.) — 2) × R. Scheich, Neue Grillparzerlitt.: ZDU. 6, S. 259-65. — 3) K. Bornemann, Grillparzer-Litt. (Z. 100j. Geburtstage d. Dichters zusammengest.): BBlDBuchhandel. 1891. N. 3. — 4) J. Eisenstein, Z. Grillparzer-Litt.: ib. N. 10. — 5) Aug. Schulze, Grillparzer-Bibliogr.: Oest.-ung. Buchhändler-Korr. 1891. N. 5, 7. — 6) K. Glossy, Führer durch d. Ausstellung im Neuen Rathause z. Feier d. 100. Geburtstages F. Grillparzers. 1.–4. Aufl. Wien, Verl. d. Gemeinderats-Präsidiums. 1891. VII, 258 S. Fl. 0,20. |[N. W. T.: Im Buchwald 1891. N. 1, 2; NFPr. 1891. 11. Jan.; MünchNN. 1891. 19. Jan.; M. Necker: Grenzb. 2, S. 139-42.]| — 7) M. Necker, E. Billet Grillparzers: Grenzb. 1891.

parzers[8]), die man von da aus betrat, einen ergreifenden Gegensatz bildeten. Durch die zahlreichen historischen Notizen und Erläuterungen G.s behält der Katalog dauernden Wert. —

Auch der erste Jahrgang des Grillparzer-Jb.[9]) ist im wesentlichen das Werk seines Redakteurs Glossy. Es enthält 1. den Bericht über die Gründung der Grillparzer-Gesellschaft, verfasst von Emil Reich, mit dem Aufruf zur Gründung, mit der Eröffnungsrede von Robert Zimmermann, in der ein litterarhistorischer Vergleich zwischen Kleist und Grillparzer gezogen wurde, und dem Bericht des vorbereitenden Komitees; 2. „Aus dem Grillparzer-Archiv“: Briefe von und an Grillparzer, herausgegeben von Glossy; 3. Briefe an Franz Grillparzer aus dem Nachlasse von Joseph Weilen, herausgegeben von A. von Weilen. Durch die Briefe und durch Glossys reichhaltige Anmerkungen ist hier die erste und notwendigste Grundlage zu einer Biographie Grillparzers geschaffen, und es müsste diese nach den neuen Dokumenten hier erzählt werden, wenn der daraus zu schöpfende Gewinn gebührend gewürdigt werden sollte. In 9 Abteilungen legt Glossy 235 Briefe vor (dazu S. 372 Beilage XII: Grillparzer an Caroline von Pichler, Rom 9. April 1819), wovon allerdings kaum die Hälfte, 112 Nummern von dem Dichter selbst herrühren. I. Eltern und Geschwister; N. 1 der älteste lateinische Brief an den Vater aus dem J. 1803; N. 9 ein rührender Brief an die Mutter (Datum vom Herausgeber hinzugefügt, es ist zu lesen: „ob du Baaden [nicht der Ortsname] kannst“ statt „kennst“; höchst charakteristische Briefe seiner krankhaft überreizten Geschwister; N. 16 der Abschiedsbrief Adolphs vor dem Selbstmord. II. Familie Sonnleithner, zwei wichtige Briefe aus Italien an seinen Onkel Joseph. III. Jugendfreunde; von Ferdinand von Paumgarten (auf der Rückseite des Billets N. 31, der Anzeige von Charlottens Entbindung, ist eine Scene aus den „Argonauten“ skizziert!), von und an Wohlgemuth, von Augustin Grafen Marzani, den Glossy in den Kreis von Grillparzers Jugendfreunden erst einführt; IV. Hofmeisterjahre; der Briefwechsel mit der Familie Seilern, für den in dem adeligen Hause herrschenden Ton sehr charakteristisch (in N. 33 ist vieles verlesen; N. 38/9 stammen wohl aus dem J. 1814); V. Aus dem Verkehre mit Frauen: Marie Rizy, die „Selene“ der Gedichte (N. 42 ist die Jahreszahl vom Herausgeber hinzugefügt, bei N. 43/4 unsicher), Josephine Verhovitz, Caroline von Piquot, Helene (bei N. 50 fehlt das Datum des Originals, 26. Nov.; der Familienname B . . . r = Bacher), Bertha, Marie und Anna von Kurzrock, Ottilie von Goethe (N. 53 stammt aus dem J. 1851, in welchem Wolfgang Goethes „Lyrische Gedichte“ erschienen), Elisabeth von Bagreéff-Speranski, Emilie von Binzer (N. 56 war bereits gedruckt in der militärisch-politischen Revue „Bellona“ vom 16. Febr. 1890, S. 373/4; N. 57 ist vom 10. März 1866), Luise Gräfin Schönfeld-Neumann, Auguste von Littrow-Bischoff; VI. Schwestern Fröhlich, die psychologisch wichtigste Abteilung. Ein Teil der Briefe an Kathi aus allen Zeiten ihres Verkehrs (22 Briefe von minderem Belang wurden ausgeschieden) voll tiefer Aufschlüsse über dieses Verhältnis; in ihrer schamhaften Zurückhaltung ebenso charakteristisch wie in der durchbrechenden Leidenschaft und dem verhüllenden Humor, von der Schablone landläufiger Liebesbriefe ganz abweichend (N. 79 fällt vor N. 78; N. 83 ist von 1830 zu datieren statt 1831; der fehlende Name in N. 94 ist Tökely zu lesen, in N. 103 Stifft). VII. Litteratur und Theater, die litterarhistorisch interessanteste Gruppe, am bedeutsamsten der Briefwechsel mit Schreyvogel aus dem J. 1817—19 (N. 126 vielleicht vom 14. Juni; das N. 131 erwähnte Gedicht Fouqués an Grillparzer ist gedruckt Wiener Zeitschrift vom 25. Mai 1819. N. 62, vgl. Werke 4. Aufl. 12, S. 256) und der Entwurf eines autobiographischen Briefes an Müllner 1817 (N. 133 zu lesen „dumpfig warmen“ statt „werdenden“; „mein Widerstreben zu beseitigen“ statt „meinen Widerstand zu besiegen“; „Donnars“ statt „Donners“); von den übrigen Korrespondenten sind Böttiger, Graf Brühl, sein Verleger Wallishausser, sein Vorgesetzter Fuljod, der Uebersetzer der „Sappho“ Guido Sorelli, Theodor Hell (N. 149 stammt wahrscheinlich aus dem J. 1819), Graf Hohenthal, Graf Redern, der treu anhängliche, begeisterte Otto Prechtler hervorzuheben. Dem Briefe an Weilen N. 171 fehlt das Datum des Originals: 24. April 1867; im Briefe von Bethmann-Hollweg (und im Register) ist „Hotho“ zu lesen; Briefe von Holtei, Laube, Goedeke (N. 178 heisst es:

1, S. 141. — **8)** × **H. Hango, D. hist. Museum d. Stadt Wien. (Grillparzerzimmer): ZBK. 2, S. 5. — 9) Jb. d. Grillparzer-Ges. 1. Jahrg. 1890. Mit Grillparzers Portr. Wien, Konegen. 1891. XXXIX, 416 S. M. 10,00. |[Max C. F. Schmidt: ASNS. 86, S. 417 (stellt im Anschl. an e. Brief Böttigers einige Anachronismen in d. „Sappho“, im „Goldenen Vliess“ u. in d. „Jüdin v. Toledo“ zusammen); R. Scheich: ZDU. 5, S. 850/2; Didask. 1891. 20. Jan.; Ed. S(ack): FZg. 1891. N. 34; E. Schr(öder): HZ. 69, S. 531/2; LCBl. S. 1355; SchlesZg. 1891. 6. Febr. (trägt zu Brief N. 175 nach, dass sich d. „Geschwätz“ in d. SchlesZg. auf e. Feuilleton Holteis „F. Grillparzer, Nachklänge aus 3 Jahrzehnten“, 14. u. 15. Jan. 1871 bezieht); Nation[B]. 8, S. 607/8; F. Lemmermeyer: BLU. 1891. S. 370; Grenzb. 1891. 4, S. 147-50; F. Mauthner: ML. 60, S. 78/9; E. Wechsler: NatZg. 1891. 2. Apr.; J. V. W(idmann): Bund 1891. N. 47/9; Fremdenbl. („Aus Grillparzers Briefen“) 1891. N. 15.]| (Daraus selbständig: Briefe v. u. an Grillparzer. Her. v. K. Glossy. Mit Grillparzers Portr.**

„Lösung“), Dingelstedt, Heyse, von dem enthusiastischsten Verehrer und Uebersetzer Grillparzers Archer Gurney reihen sich an. Die VIII. Abteilung „Vormärzliches“ betrifft die Streitigkeiten mit Censur und Polizei (N. 185 ist zu lesen: „dass die Polizei noch eine Nase bekömmt. Vale.“), seine Zurücksetzung im Staatsdienste; dagegen stellt die IX. Abteilung „Ehrung“, die zahlreichen Zuschriften fürstlicher Persönlichkeiten, die Ernennungs- und Ordensdekrete usw. zusammen; darunter die denkwürdigen Briefe von Radetzky und Hess; die Briefe an den letzteren vom J. 1848 sind wertvolle historische Dokumente aus der Zeit der Revolution. N. 218 ist „Wuttke“ zu lesen. Der Brief an den Schillerverein in Leipzig, N. 219, steht bruchstückweise in den Werken 1. Aufl. 9, S. 230; 2. Aufl. 9, S. 231; vervollständigt und verbessert 3. Aufl. 9, S. 223, aus der vierten Auflage als Brief ausgeschieden (S. 282 ist zu lesen: „Und wahrlich: die Ansichten“ statt „Und eigentlich: die Ansicht“); der Brief an Schmerling N. 224 ist aus dem J. 1863; der Brief an die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag war nach dem Originale bereits gedruckt in dem JB. der Lese- und Redehalle Vereinsjahr 1886 (Prag 1887), S. 29, und ist dort vom 26. Febr. 1866 datiert (statt „Ansicht“ zu lesen „Ansichten“). Diese Fülle der Briefe lässt es bedauern, dass Glossy nicht auch die wenigen zerstreut gedruckten Briefe Grillparzers hier vereinigt hat, ja dass er nicht einmal gedruckte Antworten auf hier mitgeteilte Briefe, z. B. die an Goedeke in der Allgemeinen Zeitung 1872 gedruckten, mit aufgenommen hat. In den Anmerkungen bietet uns Glossy eine überraschende Fülle neuer Mitteilungen nach langjähriger Sammlung aus Akten, Totenprotokollen, Stammbäumen, Briefen, Zeitschriften, aber auch Bruchstücke aus den Tagebüchern Grillparzers und den Aufzeichnungen Rizys dar; er verfolgt den Ursprung des Namens Grillparzer bis ins Mittelalter, die Schicksale der Familie bis auf den Grossvater zurück; bringt die Lebensdaten der Geschwister (falsch das Todesdatum Camillos S. 306) und anderer Verwandten, der Jugendfreunde und vieler Zeitgenossen bei, Wurzbach und die übrigen biographischen Werke vielfach berichtigend. Als die wichtigsten neuen Angaben seien erwähnt S. 205: der Auszug aus einer biographisch aufschlussreichen Eingabe Grillparzers an das Wiener Kriminalgericht in Sachen seines Bruders Karl aus dem J. 1836; S. 22 der Entwurf einer Erklärung aus dem J. 1819 über das Gerücht, dass er Sekretär der Kaiserin von Oesterreich geworden sei; S. 320 die Ergänzung des bei Laube „Grillparzers Lebensgeschichte“ S. 59—61 abgedruckten Briefes an Altmütter über die erste Begegnung mit Katharina nebst der Schilderung ihrer Persönlichkeit (gleichzeitig mitgeteilt von Erich Schmidt[10]); die Veröffentlichung der Briefe an Altmütter kündigt Klaar[11]) als bevorstehend an); S. 323 Tagebuch vom 26. Febr. 1829 über seine Stimmung beim Eintritt in Weimar; S. 324 Entwurf eines Dankschreibens für Josephine Fröhlich an den Oberhofmarschall des Königs von Dänemark, Graf Hauch; S. 325 wichtige Tagebuchstelle über seinen Plan, Wien zu verlassen; S. 337 Verzeichnis der von Wallishauser empfangenen Honorare; S. 344 Notizen Rizys über Holtei („Mink“ statt „Mins“ zu lesen); S. 347 Tagebuch über die Ludlamshöhle. Ausserdem enthalten die Anmerkungen noch ein unveröffentlichtes Schreiben Wielands an Schreyvogel vom 20. Juni 1803; einen ungedruckten Brief von Böttiger an denselben vom 4. Mai 1819 über Müllners „Albaneserin“; von Schreyvogel an Böttiger: 4. April 1818; von Emilie von Binzer an Kaiser Maximilian von Mexico und des Kaisers Antwort. Die 17 Beilagen bringen u. a. auch das Testament des Vaters; Auszüge aus den Einschreibebüchern der Mutter mit wichtigen Daten und rührenden Details („Anno 1814 der Franz hat mir 2 fl. den 23. May auf Baumwohl gegeben“), die Statuten der Bildungsgesellschaft vom 14. März 1808; das Testament der Marie Piquot (zuerst NFPr. vom 7. Juli 1880); Mitteilungen aus dem Tagebuch Schreyvogels über Grillparzer, 1816—21 (von Erich Schmidt[12]) gleichfalls verwertet), auch über Zedlitz „Turturell“ S. 332; den Entwurf einer Verteidigungsschrift nach der Aufhebung der Ludlamshöhle; das Gesuch um die erste Kustosstelle an der Hofbibliothek nach Kopitars Tode; die von Grillparzer verfassten Entwürfe des Ehrenbürgerdiploms für Radetzky und der Adresse des Verwaltungsrates der Wiener Nationalgarde an denselben. A. von Weilen druckt drei Briefe Müllners an Grillparzer ab (Grillparzers Antworten sind in Müllners Nachlass auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha nicht vorhanden), einen Brief von Konradin Kreutzer (4. Sept. 1818) mit interessanten Mitteilungen über die Wiener Musikverhältnisse; drei Briefe von Eduard von

---

[Separatabdr. aus d. Grillparzer-Jb.] Wien, Konegen. XV, 396 S. |[V. Fels z. Meer. S. 339-41]|.) — **10**) Erich Schmidt, Mitteilungen über Grillparzer. Gegeben in d. Ges. für dtsch. Litt. in Berlin. Ref.: BerlTBl. 1891. N. 48. — **11**) A. Klaar, F. Grillparzer. (= Samml. gemeinnütz. Vortrr. Her. v. dtsch. Ver. z. Verbreit. gemeinnütz. Kenntnisse in Prag. Jänner 1891. N. 151.) Prag, Verlag d. Ver. 1891. 24 S. Fl. 0,10. — **12**) (S. o. N. 10.) — **13**) Jb. d. Grillparzer-Ges. Redig. v. K.

Schenk, die auf ein herzliches Verhältnis zwischen beiden Dichtern schliessen lassen (Grillparzers Antworten sind verschollen); ein verfrühter Brief Stifters zu Grillparzers 70. Geburtstage (15. Jan. 1860) voll von herzlichster Verehrung und prophetischer Zuversicht auf des Dichters Nachruhm (S. 410 ist wohl statt „geweiht“ gleichfalls „gereift“ zu lesen); ein Brief von Emil Kuh (25. Aug. 1862) mit dem Dank für die Ueberlassung der „Esther“. Leider erstreckt sich das Register und das „Chronologische Verzeichnis der Briefe“ nur über Glossys, nicht zugleich auch über von Weilens Beiträge. — Der gleichfalls von Glossy[13]) redigierte zweite Jahrgang des Jb. enthält 13 Briefe (kommentiert von A. Daubrawa): An Raimund 29. Nov. 1829, an La Roche 11. Dec. 1834, 7. Febr. 1859 (über ein erzählendes Gedicht von Hebbel und über Vischers Aesthetik) und 31. Jan. 1867 (über ein Trauerspiel Semiramis von Altmann, an Michael Enk 26. Okt. 1837, an eine ungenannte Excellenz vom 6. Dec. 1842 im Interesse des Wiener Musikvereins, an Friedrich Halm 19. Apr. 1844, an Hammer-Purgstall 29. Mai 1847, an Johann von Malfatti 21. Jan. 1848; an Maximilian Korn 7. Jan. 1851, an den Präsidenten des Herrenhauses, Fürst Karl von Auersperg, 9. Okt. 1863, an den Skriptor der Hofbibliothek Ferdinand Raab 20. Aug. 1866; an Frau Baronin Pereira Arnstein; ferner eine andere Fassung der für den Verwaltungsrat der Wiener Nationalgarde an Marschall Radetzky entworfenen Adresse. Den Hauptteil des Bandes füllen Dokumente über „Grillparzers Beamtenlaufbahn“, eine lehrreiche Einleitung G.s, 71 reich kommentierte Aktenstücke (Gesuche, Eingaben, Dekrete, Gutachten der vorgesetzten Behörden usw.), von dem ersten Gesuch um ein Stipendium im J. 1809 bis zum Pensionierungsdekret im J. 1856, voll wichtiger Aufschlüsse nicht bloss für Grillparzers Biographie, sondern für die Geschichte des geistigen Lebens in Oesterreich überhaupt (in dem umfangreichen Vortrag der Studienhofkommission an Kaiser Franz über die Besetzung der Stelle eines Vorstandes der Wiener Universitätsbibliothek aus dem J. 1834 werden zahlreiche österreichische Gelehrte und Schriftsteller charakterisiert: Franz Lechner, Heinrich Hölzel, der berüchtigte Censor Johann B. Rupprecht, Franz Richter, Karl Köller, der Numismatiker Anton von Steinbüchel, Johann Pettrettini, der tirolische Dichter Johann B. Niederstetter, Joseph K. Hanslik, Matthias Zhop, Elias Robitsch, Johann Michael Klees, Aloys Uhle, Peter Budik); eine Auswahl aus den amtlichen Berichten des Archivdirektors Grillparzer: 61 Aktenstücke verschiedenen Wertes; sie zeugen von seinem Ernst und seiner Ausdauer in amtlichen Dingen, von der warmen Fürsorge für seine Untergebenen, von seiner strengen Wahrhaftigkeit; er gesteht mit grossem Freimut, dass der ältere Teil des Archivs in keiner guten, durchaus nur in einer scheinbaren Ordnung sei, er bricht auch in der Verrechnung mit dem alten Vertuschungssystem; er verteidigt die Bestände seines Archivs gegen unberechtigte Eingriffe; eine gewisse Rivalität mit dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv ist unverkennbar. Die Berichte beweisen ferner seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Geschichte Oesterreichs und gestatten Vergleiche mit den damaligen österreichischen Historikern, einzelne Fäden leiten auch zur Dichtung hinüber. Er führt eine etwas liberalere Benützung des Archivs ein und öffnet es auch Historikern anderer Parteirichtung. Zahlreiche österreichische Gelehrte und Schriftsteller werden erwähnt und teilweise charakterisiert: Theodor von Karajan, F. B. Ritter von Buchholz, Fürst Lichnowsky, Ernst Birk, Johann Schlager, Andreas Schumacher, Ritter von Heintl, Joseph Chmel, Anton von Gevay, Friedrich Hurter. Den Schluss bilden eine Reihe von Tagebuchblättern aus den J. 1813—38, welche mit der Beamtenlaufbahn Grillparzers in näherem oder entfernterem Zusammenhange stehen, darunter die wichtige Schilderung der Audienz bei Kaiser Franz im J. 1833. —

Es seien hier die einzelnen Briefe Grillparzers angereiht, die in den Berichtsjahren sonst noch an dieser oder jener Stelle veröffentlicht wurden. Schwering[14]) teilt ein Stück aus einem Schreiben des Dichters an Frau Oberst von Schwarzbeck (10. Mai 1870) über Thorwaldsen mit; dagegen sind die von ihm S. 9 angeführten Zeilen Brühls nichts anderes als ein Stück aus dessen Brief vom 2. Aug. 1818 (Jb. 1, S. 193). — Franzos[15]) veröffentlicht die Ablehnung einer Einladung (13. Febr. 1834), an Prokesch gerichtet, und eine launige Bitte um neuen Lesevorrat (21. Apr. 1868), an einen Kustos der Hofbibliothek

---

Glossy. 2. Jahrg. Wien, Konegen. XXXII, 339 S. M. 10,00. |[L. („Grillparzers Beamtenlaufbahn“): AZg^B. 3. Nov.; M. Necker: BLU. S. 147/9.]| (Anführungen aus Bauernfelds ungedr. Tagebuch S. X, XXX; aus e. Briefe v. Bauernfeld an Ed. Boas 1845 S. XXX; Witthauer S. 258; Deinhardstein ib.; Schreyvogel S. 266.) — 14) J. Schwering, F Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre litt. Quellen u. Vorbilder geprüft. Paderborn, Schöningh. 1891. 2 Bll., 183 S. M. 2,80. |[W. Zipperer: BBG. 28, S. 181/3; LRs. 18, S. 246; HJb. 13, S. 391; C. S.: DR. 3, S. 127; K. G.: TglRs^B. N. 88; LCBl. S. 1130; A. Schlossar: BLU. S. 229-30.]| — 15) [K. E. Franzos], Ungedr. Sprüche u. Briefe v.

(wahrscheinlich Weilen). — Erich Schmidt[15a]) macht auf einen fast gänzlich unbekannt gebliebenen (in unserer Quelle nicht näher bezeichneten) Brief Grillparzers aufmerksam. — Von Weilen[15b]) druckt einen Brief K. M. Webers an Grillparzer (Wien, 19. März 1822) ab. —

Die Feier des hundertsten Geburtstages wurde in Oesterreich und Deutschland allgemein und glänzend begangen durch Aufführung einzelner Schauspiele oder ganzer Dramen-Cyklen, durch eigene festliche Veranstaltungen[16-29]), durch Vortrag von Gedichten oder scenischen Prologen und Epilogen[30-41]), durch Reden, von denen viele gedruckt vorliegen. Am glänzendsten und weihevollsten feierte von Berger[42]) den Dichter in markiger poetischer Prosa. — Durch weiten historischen Ausblick, meisterhafte Schilderung des österreichischen Volkscharakters und eine gedrängte Uebersicht über die österreichische Litteratur des 19. Jh. ist Schönbachs[43]) Rede ausgezeichnet. — Minor[44]) und Koch[45]) bieten fesselnde litterarhistorische Essays. — Sauer[46]) drängt die Fülle der biographischen Daten in engen Rahmen zusammen und versucht eine neue Periodisierung in die Betrachtung einzuführen, indem er die stille, aber entschiedene Ablehnung von „Des Meeres und der Liebe Wellen" als den eigentlichen Wendepunkt im Leben und Schaffen des Dichters ansieht. — Benedict[47]), Blume[48]), Hruschka[49]), Prem[50]), Waniek[51]) dürfen aus der Masse der übrigen Schul- und Festreden[52-67a])

F. Grillparzer: DDichtung. 9, S. 187/8. — **15a)** (S. o. N. 10.) — **15b)** A. v. Weilen, E. dramat. Skizze Grillparzers: VLG. 5, S. 153/4. — **16)** × D. Grillparzertag: VossZg. 1891. N. 25. — **17)** × Grillparzer-Feier in Berlin: FZg. 1891. N. 16. — **18)** Grillparzer-Feier im Stadt- u. Thalia-Theater in Hamburg: HambCorr. 1891. N. 39. — **19)** × Th. M., Grillparzer am Hamburger Stadttheater: DBühneng. 20, S. 35. — **20)** × A. Sauer, Trinkspruch, bei d. Grillparzer-Feier d. Prager Schriftstellerver. Concordia am 21. Jan. 1891 geh. Prag, Selbstverl. 1891. 4 S. — **21)** × Grillparzer-Feier in Wien: FZg. 1891. N. 6. — **22)** × Grillparzer-Feier in Wien: ib. N. 14. — **23)** × Grillparzer-Feier in Berlin: HambCorr. 1891. N. 39. - **24)** × Grillparzer-Feier in Wien: ib. N. 41. — **25)** × Z. 100. Geburtstage Grillparzers: NFPr. N. 9476. (Dekorierung d. Gedenktafel am Sterbehause. Schmuck d. Grabes.) — **26)** × Grillparzer-Feier: ib. N. 9477. (Kundmachung d. Rektors d. Univ. Wien.) — **27)** × Grillparzer-Feier d. Vereine Wiens: ib. N. 9517. (E. v. d. Vereinen Wiens gestiftetes „Gedenkbl. zu Grillparzers Centenarfeier", d. Bürgermeister für d. Museum feierlich übergeben. Widmungsgedicht v. H. Rollett.) — **28)** × A. Frhr. v. Berger, (Grillparzer-Cyklus: „Hannibal".) „E. Traumbild," scenischer Epilog: Fremdenbl. 1891. N. 47. — **29)** × L. Sp[eidel], Burgtheater („Hannibal." — „Esther," scenischer Epilog z. Grillparzer-Feier v. A. Frhr. v. Berger): NFPr. 1891 N. 9516. — **30)** × A. Frhr. v. Berger, E. Traumbild. Scen. Epilog z. Grillparzer-Feier. (Z. ersten Male aufgef. im k. k. Hofburgtheater am 14. Febr. 1891 nach Grillparzers „Hannibal" u. „Esther".) Wien, Verl. d. Comités d. Grillparzer-Ausstell. 1891. 22 S. M. 0,60. (Vgl. N. 28/9.) — **31)** × L. Fulda, Epilog zu „D. Traum e. Leben": ML. 60, S. 33/5. — **32)** × A. Grawein, Ergänzung. (Zu Grillparzers Gedicht „Biographisch"): Im Buchwald S. 26 (s. u. N. 79). — **33)** × F. Herold, Epilog z. Grillparzer-Feier. (Progr. d. 1. dtsch. Staats-Realsch. 1891. Prag, Selbstverl. 3 Bll., 63 S.) (Gedicht.) — **34)** × E. Kučera, Prolog z. Grillparzer-Feier am 18. Jänner 1891: Progr. d. k. k. Staatsgymn. Mähr. Weisskirchen. 1891. S. 3/4. — **35)** × Marie v. Najmajer, Prolog z. Grillparzerfeier d. Ver. d. Schriftstellerinnen u. Künstlerinnen in Wien: NFPr. N. 9484. — **36)** × O. J. Nussbaum, Prolog. Bei d. Festvorstell. im Czernowitzer Stadttheater: Im Buchwald S. 2/3. (S. u. N. 79.) — **37)** × J. Pollhammer, Z. Feier v. Fr. Grillparzers 100. Geburtst. Krems, M. Pammer. 1891. 2 Bll. Fl. 0,20. — **38)** × Sigm. Schlesinger, „D. Traum im Grillparzerstübchen." Festspiel z. Grillparzerfeier d. Concordia in Wien: KZg^B. 1891. N. 11. — **39)** × L. A. Staufe-Simiginowicz, Vor d. Grabmal Grillparzers: Im Buchwald S. 15. (S. u. N. 79.) — **40)** × H. Teweles, D. 100. Geburtstag. Festspiel z. Grillparzer-Feier. Für d. Aufführung am dtsch. Landestheater in Prag am 15. Jan. 1891. Prag, Dominicus. 1891. 20 S. Fl. 0,80. — **41)** × K. Zettel, Den Manen Grillparzers. (Gedicht): Sammler^A. 1891. N. 7. — **42)** A. Frhr. v. Berger, Festrede bei d. v. d. Wiener Grillparzerges. veranst. Säkularfeier: NFPr. N. 9479. — **43)** A. E. Schönbach, Zu Grillparzers Geburtsfeier. Festrede, geh. im landschaftl. Rittersaale zu Graz: WienerZg. 1891 N. 12/3. — **44)** J. Minor, Rede auf Grillparzer, geh. am 15. Jan. 1891 im Festsaale d. Universität. Wien, Selbstverl. d. Univers. 1891. 23 S. Fl. 0,60. (1. u. 2. Aufl.) — **45)** M. Koch, F. Grillparzer. E. Charakteristik. (= Schriften d. Freien Dtsch. Hochstiftes.) Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1891. 40 S. M. 1,00. |[K. Landmann: DWBl. 4, S. 588.]| (Kurzer Auszug daraus: BFDH. 7, S. 73/5*.) — **46)** A. Sauer, Akad. Festrede zu Grillparzers 100. Geburtstage. Geh. in d. Aula d. Carolinums. Prag, J. G. Calve (O. Beyer). 1891. 32 S. Fl. 0,80. |[dr.: N&S. 58, S. 272; A. Hermann: BLU. 1891. S. 499; Bohemia^B. N. 15.]| — **47)** A. Benedict, Festrede anlässlich d. Grillparzerfeier am 18. Jan. 1891: Progr. d. k. k. dtsch. Staatsuntergymn. Smichow. 1891. S. 50/6. |[Gymn. 10, S. 884.]| — **48)** L. Blume, Festrede z. Grillparzer-Feier 14. Jan. 1891 am k. k. Akad. Gymn. in Wien. (Sonderabdr.) Wien. 1891. 10 S. |[Gymn. 10, S. 884.]| — **49)** A. Hruschka, F. Grillparzer. Vortr., geh. anlässl. d. 100. Gedächtnistages seiner Geburt. Progr. d. 1. dtsch. Staats-Realsch. Prag. 1891. 3 Bll., 63 S. S. 3-13. — **50)** S. M. Prem, Am 100. Geburtst. Grillparzers. Bielitz, Verl. d. Vf. 1891. 17 S. (Erweit. Schulrede.) — **51)** G. Waniek, Grillparzers Entwicklungsgang. Festrede z. 100. Geburtst. d. Dichters. Gespr. bei d. Grillparzerfeier am 16. Jänner 1891 vor 400 Verehrern d. Dichters in Bielitz-Biala. Bielitz, Ed. Klimek. 1891. 14 S. Fl. 0,10. — **52)** × A. Cafasso, Fr. Grillparzer. Rede, geh. bei d. Grillparzer-Feier am 18. Jänner 1891. (= Progr. d. Landes-Obergymn. Leoben. 1891. S. 30-43.) |[Gymn. 10, S. 884.]| — **53)** × S. Fleischer, Festvortr. im litt.-gesell. Club „Minerva" in Wien: NFPr. N. 9478. — **54)** × A. Gubo, Festrede anlässl. d. Grillparzer-Feier. Progr. Cilli, J. Rakusch. 1891. 9 S. — **55)** × F. Jenkner, Rede z. Grillparzer-Feier. (= Progr. d. k. k. Staatsrealsch. Teschen [K. Prochaska]. 1891. S. 44/6.) — **56)** × W. Jerusalem, Grillparzers Welt- u. Lebens-Anschauungen. Festrede z. Grillparzer-Feier, geh. im wissensch. Club am 12. Jan. 1891. Wien, J. Eisenstein & Co. 1891. 21 S. Fl. 0,60. — **57)** × H. Krumpholz, D. Feier d. 100. Geburtst. F. Grillparzers an d. Anstalt. Mit d. Festrede. (= Progr. d. dtsch. k. k. Staats-Realsch. Budweis. 1891. S. 17-33.) — **58)** × W. Kukula, Festrede bei d. Grillparzerfeier an d. Staats-Ober-Realsch. d. 2. Bezirkes in Wien: NFPr. N. 9484. — **59)** × Jos. Lehmann, Festrede bei d. Grillparzerfeier im Staats-Lehrerinnen-Seminar in Wien: ib. N. 9480. — **60)** × F. Mauthner, Rede geh. z. Grillparzerfeier d. Litt. Ges. zu Berlin im Saale d. kgl. Schauspielhauses am 15. Jan. 1891: ML. 60, S. 41/7. (S. auch NFPr. N. 9480.) — **61)** × A. v. Neumann, Festrede bei d. Grillparzerfeier am Theresianum in Wien: NFPr. N. 9484. — **62)** × Rudowsky, Festrede bei d. Grillparzerfeier d. Kommunalgymn. in Oberdöbling: ib. N. 9485. — **63)** × J. Schaller, Festrede bei d. Grillparzerfeier an d. Innsbrucker Staats-Oberrealsch.: InnsbruckerNachr. 1891. N. 12. — **64)** × F. Schur, Festrede bei d. Grillparzerfeier in Brünn: NFPr. N. 9480, 9485. — **65)** × H. Ulbrich, Festrede bei d. Grillparzerfeier am Stiftsgymn. in Melk: ib. N. 9485. — **66)** × J. E. Wackernell, Festrede bei d. Grillparzerfeier an d. Univ. zu Innsbruck: InnsbruckerNachr. 1891. N. 12. — **66a)** ○ A. Waneck, F. Grillparzer. Progr. Mährisch-Ostrau. Folio. 8 S. — **67)** × E. Winder, Festrede bei d. Grillparzerfeier d. Innsbrucker Gymn.: InnsbruckerNachr. 1891. N. 11. — **67a)** × [Cl. Barchanek], F. Grillparzer.

hervorgehoben werden. — In origineller, sehr wirksamer Weise hat nach einem Referat Pröll[68]) dem hypothetischen Vf. des Nibelungenliedes (Kürnberger) und dem Lyriker Walther von der Vogelweide den Dramatiker Grillparzer an die Seite gestellt. — Eine Fülle von Festartikeln[69-93]) schliesst sich an, meistens auf den Spuren Scherers, Volkelts und Sauers wandelnd, gelegentlich auch gegen diese polemisierend. In Broschüren, die sich an das grössere Publikum wenden, zeichnen Müller-Guttenbrunn[94]) und Klaar[95]) das Bild des Dichters lebendig und gewandt in unparteiischer Weise; Keiter[96]) steht auf katholischem Standpunkt und kommt über Widersprüche nicht hinaus, wenn er einerseits die „Medea“ das Höchste nennt, was ein deutscher dramatischer Dichter geleistet hat, andererseits Grabbe und Hebbel Grillparzer vorzieht. Im allgemeinen zeigt sich gegenüber den Fest- und Trauerartikeln der J. 1870 und 1872 eine erfreuliche Klärung und Festigung des allgemeinen Urteils über den Dichter und eine zunehmende Wertschätzung seiner Leistungen auch in Norddeutschland. An Schwankungen fehlt es allerdings auch jetzt nicht. In Oesterreich ist man darüber einig, dass Grillparzer die grösste dichterische Erscheinung sei, die das deutsche Volk in jenem Lande hervorgebracht habe; dass durch Grillparzer dem Mutterlande eine Fülle von Gemüt und Talent wieder zugeführt worden sei, die ihm lange entzogen war. Gerne unterschreibt man dort auch die Selbsteinschätzung, die Grillparzer mit seinen Werken vorgenommen. — Erich Schmidt[97]) dagegen warnt vor der masslosen Ueberschätzung, der sich namentlich Grillparzers österreichische Landsleute öfters schuldig machen und erwartet das abschliessende Urteil von der Zukunft. — Ebenso nimmt der geistreiche Servaes[98]) Stellung gegen „heissblütige österreichische Litteraten“; wie Schlenther[99]), Klaar[100]) und andere, hebt er das Moderne und Realistische in Grillparzer stärker hervor als die klassischen und idealistischen Züge und feiert ihn als genialen Charakteristiker, als modernen Menschen, „erfüllt von rücksichtslosem Wahrheitstriebe, willkürlich festgesetzter Grössenverhältnisse oder Schönheitsformen nicht achtend, ganz dem eigenen Auge und der eigenen Auffassung vertrauend“. — In ähnlichem Sinne sieht Neumann-Hofer[101]) in Grillparzer, historisch betrachtet, die Gewähr dafür, dass es kein Absterben gebe, auch nach einer hohen Blüteperiode nicht. Er habe die klassischen Vorbilder weiter entwickelt. Ueber die Klassiker hinaus habe er die ersten Töne einer neuen Psychologie, einer modernen Menschlichkeit, eines überklassischen Realismus gefunden. Menschlich solle uns Grillparzers unseliges Dichterlos eine Mahnung sein, gerechter den Talenten zu begegnen, denen das Geschick den Segen der Dichtung und den Fluch überzarter Empfindlichkeit in die Wiege gelegt habe. National aber bedeute uns der grösste Dichter Oesterreichs, in um so vollendeterem Ausdruck, je mehr wir uns seine Werke erobern, eine reinste Verkörperung der Einheit deutschen Volkes.[102-103]) —

Unter den biographischen Darstellungen fanden die älteren zusammenfassenden Werke von R. Mahrenholtz[104]) (vgl. JBL. 1890 IV 4: 126) und A. Trabert[105])

E. Schulfest zu dessen 100. Geburtstage. Progr. d. Staats-Oberrealsch. Olmütz. 1891. 14 S. (D. eigentl. Festrede hielt Prof. E. Plöckinger.) — **68**) L. Pröll, Festrede bei d. Grillparzerfeier an d. Gymn. in d. Josephstadt (Wien): NFPr. N. 9484. — **69**) × J. Edgar, Zu Grillparzers 100j. Geburtstag: DBühneng. 20, S. 10/1. — **70**) × J. J. David, F. Grillparzer: Nation^B. 8, S. 230/3. — **71**) × R. Deye, F. Grillparzer: Sammler^A. 1891. N. 7. — **72**) × K. E. Franzos, Zu Grillparzers 100. Geburtstag: DDichtung. 9, S. 184/7. — **73**) × Arth. Goldschmidt, Zu Grillparzers 100j. Geburtstag: Gegenw. 39, S. 22/5. — **74**) × F. Gross, F. Grillparzer (zu sein. 100j. Geburtstage): ZgutenStunde. 7, S. 1065-70. — **75**) × id., Fr. Grillparzer, zu seinem 100j. Geburtst.: NMh. 1, S. 596-608. — **76**) × M. Grunwald, Einiges über Grillparzer. Z. 100. Geburtstage d. Dichters: FZg. 1891. N. 14. — **77**) × F. L[entner?], Z. 100j. Geburtst. F. Grillparzers: FränkKur. 1891. N. 27. — **78**) A. Müller-Guttenbrunn, F. Grillparzer, d. Mensch: DZg. N. 6839. (Wieder abgedr.: Im Jh. Grillparzers. Litt.- u. Lebensbilder aus Oesterreich. Wien, Kirchner & Schmidt. 1893. S. 7-27.) — **79**) × O. J. Nussbaum, Festbl. d. ill. Zschr. „Im Buchwald“. Z. 100. Geburtst. d. grössten vaterländ. Dichters F. Grillparzer. N. 1 u. 2. Czernowitz, Im Selbstverl. 26 S. — **80**) × J. Ohlsen, D. Letzte seines Geschlechtes (zu F. Grillparzers 100. Geburtstag): Didask. 1891. N. 12. (Hier nimmt d. Dichter „bald nach d. Aufführung d. treuen Dieners“ seine Entlassung aus d. Staatsdienst.) — **81**) × R. Prölss, Z. 100j. Geburtstage F. Grillparzers: LZg^B. 1891. N. 5. — **82**) × R. Sch., F. Grillparzer. Z. 15. Jan.: SchwäbKron. 1891. N. 10. — **83**) × E. Sträter, Grillparzer. Zu seinem 100j. Geburtstag: Post 1891. N. 11. — **84**) × J. Strobl, F. Grillparzer: Im Buchwald S. 3/8. (S. o. N. 79.) — **85**) × E. Wechsler, F. Grillparzer: KielerZg. 1891. N. 14085. — **86**) × A. v. Winterfeld, F. Grillparzer, zu seinem 100. Geburtstage: KZg. 1891. N. 15. — **87**) × F. Grillparzer: NFPr. N. 9479. — **88**) × F. Grillparzer, z. Erinnerung an seinen 100. Geburtstag: HPBll. 107, S. 34-55. — **89**) × F. Grillparzer. E. Gegenstimme aus Wien: ib. S. 281/9. — **90**) × Grillparzers 100. Geburtstag: Kw. 4, S. 131. — **91**) × Z. Grillparzer-Feier: VolksZg. 1891. N. 13. — **92**) × F. Grillparzer. Z. 100. Geburtstag d. Dichters: StrassbPost. 1891. N. 7. (Abdr. aus R. Mahrenholtz, F. Grillparzer: vgl. JBL. 1890 IV 4: 126.) — **93**) × Z. Gedächtnis Grillparzers: FZg. 1891. N. 12. — **94**) A. Müller-Guttenbrunn, F. Grillparzer. (= Allg. nieder-österr. Volksbildungsver., Zweig Wien u. Umgebung. Volkstüml. Vortrr. N. 5.) Wien, Selbstverl. 1891. 16 S. Fl. 0,05. (Sonderabdr. aus N. 106 d. „Nieder-österr. Volksbildungsbll.“) — **95**) (S. o. N. 11.) — **96**) H. Keiter, F. Grillparzer. E. Gedenkbl. z. 15. Jan. 1891. (= Frankf. zeitgemässe Broschüren 12, N. 3. Frankf. a. M. u. Luzern, A. Foesser. 1891. S. 69-103.) — **97**) (S. o. N. 10.) — **98**) F. Servaes, F. Grillparzer: HambCorr. 1891. N. 35. — **99**) P. Schlenther, Grillparzer: VossZg^B. 1891. N. 2/3. — **100**) (S. o. N. 11.) — **101**) O. Neumann-Hofer, F. Grillparzer. Z. seinem 100. Geburtstage: BerlTBl. 1891. N. 24. — **102**) × E. Gnad, Ueber F. Grillparzer. (= Litt. Essays; vgl. JBL. 1891 IV 4: 113, S. 257-300.) — **103**) × Ida Klein, Krit. Studien. 2. Bd. (Darin: „Grillparzer,“ S. 3-37.) Prag, Calve. 1891. 535 S. M. 7,00. (Enthält ausserdem 3 Briefe Lenaus an e. ungen. österr. Dichter.) — **104**) G. Carel: ZDU. 5, S. 62/3; id.: ASNS. 86, S. 326; R. G.: Bär N. 15; A. Schlossar: BLU. 1891. S. 45/6. — **105**) A. K[laar]: Bohemia 1891. N. 161; A. Schlossar: BLU. 1891. S. 93/4; A. Baumgartner: StML. 40, S. 239-44.

(vgl. JBL. 1890 IV 4 : 129) mannigfache Besprechungen. Von neuen Arbeiten liegt nur Sauers[105a]) Umarbeitung seiner Einleitung zu der Sammlung der Werke vor. — Glossy[106]) beleuchtet Grillparzers Jugendzeit durch eindringliche Schilderung der kulturhistorischen Verhältnisse[107]). — Die hervorragendsten Mitglieder der Familie Sonnleithner behandelt Mandyczewski[107a]). —

An biographischen Einzelheiten ist das Jb.[108]) sehr reich; besonders für Grillparzers Reisen wird vieles beigebracht. Aus Italien liegen die Briefe an Schreyvogel, Josef Sonnleithner, Fuljod, Karoline Pichler und Wohlgemuth vor. Rafael setzt ihn ausser sich vor Bewunderung, von den antiken Statuen hatte er sich im ganzen mehr versprochen. Vielfach werden die Eindrücke des Tagebuches bestätigt. Die deutsche Reise[109]) im J. 1826 begleiten die Briefe an Katharina[110]); die Reliquien aus Weimar vereinigte die Ausstellung[111]) fast lückenlos[112]). Die griechische Reise war, wie aus dem Briefe von Irene Prokesch an Katharina Fröhlich im Jb.[113]) (S. 327) und aus den Briefen des Dichters an Király (N. 164, 165) hervorgeht, schon 1839 und 1840 geplant. Den Aufenthalt in Athen schildern Briefe des Gesandtschaftssekretärs Theodor Schwarzhuber an seine Eltern in Wien (S. 326); seine Stimmung nach der Rückkehr lässt uns ein Gespräch mit Foglar[114]) erkennen. Ueber die bisher ganz dunkle Reise nach Deutschland, 2.—28. Sept. 1847, erhalten wir ausführliche Mitteilungen durch das Tagebuch seines jungen Reisegefährten, Wilhelm Bogner[115]). Die Reise ging über Linz, Gmunden, Salzburg, München, Magdeburg nach Hamburg, von dort über Berlin, wo er bei Meyerbeer mit Alexander von Humboldt zusammentrifft, nach Hause. Ueber die Sommerreisen nach Sliacz und Tatzmannsdorf 1851 und 1852 bringt Glossy[116]) Stellen aus dem Tagebuch bei, welche zugleich die Kulturverhältnisse im damaligen Ungarn beleuchten.[117]) —

Ueber Grillparzers Verkehr mit den Zeitgenossen erfahren wir viel Neues[118-123]). Voran stehen Kalischers[124]) Mitteilungen aus Beethovens Gesprächsbüchern, welche Breunings frühere Auszüge vielfach ergänzen. Grillparzers Name erscheint darin zum ersten Mal im Febr. 1820, wo sein von Daffinger gemaltes Bildnis erwähnt wird. Alle von Grillparzer in seinen Aufzeichnungen erwähnten Begegnungen lassen sich hier nachweisen und genauer fixieren; aber darüber hinaus erfahren wir noch von einer Begegnung beider im J. 1826, wahrscheinlich in einem Gasthause. Die Gespräche drehen sich meist um Musikalisches, Urteile über Gluck, Mozart, Weber („ein kritischer Komponist“), Mosel, Abbé Stadler (den „Notenreiter“), Lablache, Fodor, Vogel, Ungher; die Komposition der „Melusine“ wird eingehend besprochen, andere Pläne erwogen, Opern: Alfred, Drahomira; Oratorien: Christus („Eigentlich kann man ja Jesus Christus nicht musikalisch ausdrücken; die Musik muss Schmerz ausdrücken, menschlichen Schmerz, wo bleibt da der Gott“), Judith; Grillparzer soll den Text zur Kantate „Die Ruinen von Athen“ umarbeiten. Prachtvolle Aussprüche über den Unterschied zwischen Dichtung und Musik; das wichtige Bekenntnis: „Ich habe durch die Musik die Melodie der Verse gelernt“; das freimüthige Wort: „Ein zwischen Mauern eingeschlossener Gott kommt nicht wieder, damit ist's auf ewige Zeiten vorbei.“ Trotz vieler Klagen über Censur, Beschränkung und vermeintliche Verfolgung bricht das tiefe Heimatsgefühl durch: „Und doch möchte ich nirgends anders leben“. Grillparzer blickt zu Beethoven bewundernd auf und wünscht sich nur den „tausendsten Teil“ von dessen Kraft und Festigkeit; Beethoven verfolgt Grillparzers Entwicklung, besonders die Streitigkeiten um den Ottokar mit Teilnahme, scheint aber keine Ahnung von seiner dichterischen Bedeutung gehabt zu haben, wenn er

---

— **105a**) A. Sauer, Grillparzers sämtl. Werke. 5. Ausg. in 20 Bden. Her. u. mit Einleitungen vers. 1. Bd. (= Cottasche Bibl. d. Weltlitt.) Stuttgart, Cotta. 264 S. M. 1,00. |[A. Schlossar: BLU. S. 474/5.]| (D. Einl. auch in e. Sonderabdr.: F. Grillparzer. E. litt.-hist. Skizze v. A. Sauer. 2., umgearb. Aufl. Stuttgart. 98 S.) — **106**) K. Glossy, Aus Grillparzers Jugendzeit. E. Vortr., geh. im „Ver. d. Litt.-Freunde“ am 26. März 1890: Wiener Kommunal-Kal. 1891. S. 255-90. — **107**) ○ L. v. Beckh-Widmanstetter, Ueber d. Herkunft d. Familie Grillparzer: NWienerTBl. 1891. 5. Jan. — **107a**) (IV 5 : 211.) — **108**) (S. o. N. 9.) — **109**) × F. A. v. Winterfeld, Grillparzer in Berlin. E. Bl. zu seinem 100. Geburtstage: Bär 17, N. 15. (Auszug aus Grillparzers Tagebuch.) — **110**) (S. o. N. 9.) — **111**) (S. o. N. 6.) — **112**) × v. W., Grillparzer in Weimar bei Goethe: SchwäbKron. 1891. N. 10. — **113**) (S. o. N. 9.) — **114**) × Grillparzers Ansichten über Litt., Bühne u. Leben. Aus Unterredungen mit A. Foglar. 2. u. verm. Aufl. Stuttgart, Göschen. 1891. VI, 71 S. M. 1,80. |[L. G(eiger?): AZg^{B}. 1891. N. 240; DZg. 1891. 19. Nov.; DDichtung. 10, S. 103; ML. 60, S. 688; J. R.: LZg^{B}. 1891. N. 135; H. Löbner: BLU. S. 8; DR. 4, S. 251; Heimgarten 16, S. 231/3; TglRs^{B}. N. 74.]| (Vgl. JBL. 1891 IV 6 : 162; 9e : 5.) — **115**) (S. o. N. 9, S. 327.) — **116**) (S. o. N. 9.) — **117**) × F. v. Zieglauer, Grillparzer im Sturm- u. Drangjahre Oesterreichs: Im Buchwald S. 9-11. (S. o. N. 79.) — **118**) × V. Grillparzer: NFPr. N. 9495. (Verkehr mit e. Familie L.; Anekdot. Ausspruch über d. Sappho.) — **119**) × H. Bohrmann, F. Grillparzer (Erinnerungen): DBühneng. 20, S. 22/3. — **120**) × F. Lentner, Grillparzer-Anekdoten: D. heilige Wolfgang. Lapsus linguae et calami: InnsbruckNachr. 1891. N. 18. (Verkehr mit d. Schulrat Becker u. d. Komponisten Dessauer.) — **121**) × F. Grillparzer u. Katharina Fröhlich: DZg. N. 6840. — **122**) × R. G., Katharina Fröhlich, Grillparzers „ewige Braut“: Bär 17, S. 195/6. (Mit unrichtigen Daten.) — **123**) × Maurus Hoffmann, Grillparzers Liebesleben: Im Buchwald S. 11/5 (s. o. N. 79). — **124**)

ihn mit Houwald in eine Reihe setzt. Grillparzer zeigt sich hier als ein Meister des Gesprächs; seine Aussprüche nehmen gern die Form des Epigramms an: „Die Geister unter den Weibern haben keine Leiber und die Leiber keine Geister"; „sie wollen von keiner Beschränkung wissen und sind die Beschränktesten"; „die Welt hat ihre Unschuld verloren und ohne Unschuld schafft und geniesst man kein Kunstwerk". Leider sind Kalischers Beigaben und Anmerkungen sehr flüchtig und unvollständig; er kennt nicht einmal die vierte Ausgabe der Werke mit ihren Ergänzungen und kommt in seinen Untersuchungen über Hanslick nicht hinaus. — Foglars [125]) bei ihrem ersten Erscheinen im J. 1872 nicht genug gewürdigte, höchst wertvolle Broschüre über seinen Verkehr mit Grillparzer erschien in zweiter Auflage. Der Text blieb unverändert, die facsimilierten Briefe fehlen leider (eine Stelle aus einem noch nicht veröffentlichten Brief vom 22. März 1858 S. 68/9). Anhangsweise sind eine Reihe anekdotischer Mitteilungen über Grillparzers Lebensgewohnheiten etc. und neue sehr interessante Gespräche beigegeben, absprechende Aeusserungen über Halm („Sampiero", „Donna Maria de Molina"), Urteile über Schauspieler: Holtei, Korn, die Peche; eine politische Aeusserung (S. 68). Die von F. vermutete Vorliebe für Fachgelehrte muss auf einem Irrtum beruhen; die Aeusserung zu Hammer-Purgstall dürfte ironisch gemeint sein. — Müller-Guttenbrunn [126-127]) ergänzt seine älteren Mitteilungen über Grillparzer aus dem Verkehre mit Otto Prechtler durch die Veröffentlichung neuer Aussprüche des Dichters; Pichler [128]) fasst seine gleichfalls schon früher (in Edlingers Litteraturbl. 1878 und sonst) veröffentlichten Mitteilungen über die Beziehungen Grillparzers zu dem tirolischen Dichter Joseph Streiter (Berengarius Ivo) und zu Adolph Berger noch einmal übersichtlich zusammen. — Sauer [129]) rückt Grillparzers Beziehung zu Zacharias Werner in ein neues Licht, indem er eine Stelle der Vorrede zu Werners „Mutter der Makkabäer" auf Grillparzer bezieht. Das Bindeglied dürfte Schreyvogel gewesen sein (Jb. 1, S. 181/2). — Ueber den Verkehr bei seiner damaligen (1837) Hausfrau Elise von Weyrother findet sich eine Notiz bei Hruschka [130]). —

Von den Werken Grillparzers begann die fünfte Gesamtausgabe in zwanzig Bänden, von Sauer [130a]) besorgt, zu erscheinen. Während in der vierten Ausgabe der Werke der stereotypierte Text der früheren Auflagen beibehalten werden musste und nur die notwendigsten Verbesserungen und Ergänzungen vorgenommen werden konnten, bietet die fünfte Ausgabe die Werke in neu hergestelltem besserem Text und in neuer zweckmässigerer Anordnung. —

Die Gedichte haben eine neue, prachtvoll ausgestattete, von Sauer [131]) besorgte Jubiläumsausgabe erfahren. S. weicht von den bisherigen Ausgaben Weilens, Rizys und Vollmers gänzlich ab, indem er eine im Nachlass des Dichters aufgefundene Reinschrift, die er für die Druckvorlage einer in den vierziger Jahren geplanten Ausgabe der Gedichte hält, als Grundstock der Sammlung annimmt, alle übrigen darin nicht aufgenommenen grösseren Gedichte der zweiten Abteilung in sinngemässer Gruppierung hinzufügt und die Epigramme in chronologischer Folge als dritte Abteilung zusammenfasst. Der Text ist nach den besten Hss. und Drucken revidiert, zahlreiche bisher ungedruckte Gedichte sind neu aufgenommen, bei anderen sind die ältesten Drucke im Inhaltsverzeichnis zum ersten Mal nachgewiesen. Auch die Datierung der Gedichte weicht vielfach von den früheren Ausgaben ab. — Die Ausgabe der Gedichte in der fünften Auflage der sämtlichen Werke [131a]) lehnt sich, abgesehen von einigen Ergänzungen und Umstellungen, an die Jubiläumsausgabe an. — Von ungedruckten Jugendgedichten erwähnt Glossy [132]) „An die Mutter" (1810), „Hekabes Klage" (13. Mai 1807), „Am Geburtstage meines Freundes Hofmann" (27. Juli 1806); die anderen von ihm abgedruckten: „Marien bei Absendung eines aus Rom mitgebrachten Skapuliers" und die zweite Bearbeitung der Volkshymne, stehen gleichzeitig auch in der Jubiläumsausgabe; die Verse an König Ludwig II. von Bayern: „Ein hoher Fürst wünscht einem Dichter Glück" standen schon in den Werken (4. Aufl. 2, S. 219). Ferner veröffentlicht Glossy [132a]) ein Epigramm gegen den Beamten der Hofbibliothek Stingel, zwei auf die Hofkammer aus der Zeit seiner Zurücksetzung im Dienste aus den zwanziger

---

A. Chr. Kalischer, Grillparzer u. Beethoven: N&S. 56, S. 63-99. — **125**) (S. o. N. 114.) — **126**) A. Müller-Guttenbrunn, Erinnerungen an Grillparzer, nach Mitteilungen v. O. Prechtler: ML. 60, S. 35-41. — **127**) id., Grillparzer u. d. Theater, nach Mitteilungen v. O. Prechtler: ib. S. 59-60. — **128**) A. Pichler, F. Grillparzer u. J. Streiter: WienerZg. 1891. N. 34. — **129**) (S. o. N. 46.) — **130**) (S. o. N. 49.) — **130a**) (S. o. N. 105a.) — **131**) (IV 2 : 167.) |[E. Wechsler: NatZg. 1891. N. 203; BrünnerMorgenpost 1891. N. 91; Ed. S(ack): FZg. 1891. N. 34; DRs. 67, S. 468/9; R. F(ellner): NationB. 8, S. 318; A. Schlossar: BLU. 1891. S. 92/3; J. Seemüller: AZgB. 1891. N. 15; Bohemia 1891. N. 73; M. Necker: Lokalanzeiger d. Presse 1891. N. 65; VossZgB. 1891. N. 77; F. A(dler): PragerTBl. 1891. N. 25; Gegenw. 1891. N. 6.]| — **131a**) (S. o. N. 105a.) — **132**) (S. o. N. 9.) — **132a**) (S. o. N. 13; S. XVI, 271, 293.) —

Jahren und eines gegen Rupprecht. — Aus dem J. 1890 ist nachzutragen das Blatt aus Matzenauers Sammlung: „Hoch auf schwindlichen Stegen“ (jetzt Jubiläumsausgabe, S. 185). — Sauer[133a]) veröffentlicht zwei ungedruckte Gedichtfragmente aus Grillparzers Nachlass, eine Ballade „Asmund und Asvit“ und eine Satire auf Gentz und steuert zu Jenny Linds Biographie[134]) ein Epigramm auf diese bei: „Der Hund bellt an den Mond“; Hruschka[135]) veröffentlicht das Facsimile eines Stammbuchverses vom 6. März 1844 für Fräulein Antonie Schmid von Schmidsfelden bei ihrer Vermählung mit dem Hauptmann Schiess: „Wenn die Ehe Gleiches bindet“, Lentner[136]) einen Scherzvers (aus dem J. 1842?) „Den heilgen Wolfgang lasse wie er ist“. — Franzos[137]) druckt zwei prosaische Stammbuchblätter (Paris, 14. Mai 1836) ab (das dritte Blatt ist schwerlich echt), wiederholt aus einer nicht genannten Zeitung den Spruch: „Alt, krank, beinahe taub und blind“, der nach dem Ausstellungskatalog[138]) an den Grafen Victor Wimpffen gerichtet ist, bezeichnet den längst in den Ausgaben (4. Aufl. 1, S. 94) stehenden Spruch „Dein ist die Saat und der Fleiss“ (s. o. N. 6: N. 526, 13) als ungedruckt, bringt hs. Varianten zu den Gedichten „Intermezzo“ und „Wintergedanken“ (Werke 4. Aufl. 1, S. 68, 90; von letzterem auch eine Hs. in der Ausstellung s. o. N. 6: N. 515, 16), und erwähnt eine sehr scharfe Invektive gegen Kaiser Franz, eine Parallele zwischen Neffe und Onkel (Kaiser Josef). — Glossy[139]) nimmt aus unbekannten Gründen ein Sonett auf Ignaz Liebel (Sammler, 1. April 1817, wiederholt Dresdener Abend-Zg. 1817. N. 109) für Grillparzer in Anspruch. Sonst enthielt die Ausstellung aus Privatbesitz noch die Hss. der Gedichte „Stabat mater“ und „Märchen“ (N. 666, 16, 17; Werke 4. Aufl. 1, S. 178, 196); ein ungedrucktes Stammbuchblatt an Hermann von Hermannsthal 17. Juli 1846; ferner die Originale zu den Stammbuchblättern (N. 515): „Nur selten sah ich dich“ 15. Sept. 1829 (Werke 2, S. 220), „Ich halt' ein grosses Buch wie du“ 5. Juli 1830 (ebda.), „War's nicht genug an Journalisten“ 10. Febr. 1846 (Werke 4. Aufl. 1, S. 100), „Die Lebenden bewegen sich“ 28. Juni 1847 (2, S. 160); „Der erste Stoff kommt aus Gottes Hand“ 10. Dec. 1853 (1, S. 231); „Ich habe Menschen gemalt wie du“ 22. Mai 1858 (2, S. 226); „Werde, was du noch nicht bist“ 1. Juni 1859 (2, S. 226), „Am Eingang steh' ich hier“ 9. Jan. 1860 (2, S. 50); „Im Römerbad — denkst du noch dran?“ 30. Dec. 1866 (Jubiläumsausgabe, S. 450). — Das Original des Stammbuchblattes: „Wozu der Schöpfer ein Jedes bestimmt“ 18. Nov. 1858 (Jubiläumsausgabe, S. 441) wurde durch die Besitzerin, Frau Kranz[140]), veröffentlicht. — Genauere Daten gewinnt Glossy[141]) für das Gedicht „An eine matte Herbstfliege“ (Werke 2, S. 61): nach dem 11. Okt. 1813, für das Gedicht „Erinnerung“ (Werke 1, S. 5), das auf die Sängerin Katharina Altenburger bezogen wird: 1817, und für das Epigramm: „Von unsern Kunstrichtern die bestgenannten“ (Werke 2, S. 163): 19. Dec. 1867. Aus den Briefen von und an Schreyvogel[142]) geht die interessante Thatsache hervor, dass das Gedicht „Abschied von Gastein“ (Werke 1, S. 1) nur Fragment ist (ein Teil der Fortsetzung ist im Nachlasse erhalten); auch andere Gedichte werden hier berührt. Auf das Gedicht „Alma von Goethe“ (Werke 1, S. 85) bezieht sich der Brief Ottiliens 29. Sept. 1860[143]), auf den Spruch „So willst du dahin dich begeben“ (Werke 2, S. 225) der dadurch sicher datiert wird, der Brief des Grossherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar[144]); auf das Gedicht: „Die Schmerzerinn'rung rückzuführen“ (Jubiläumsausgabe, S. 278) der Brief der Gräfin Schönborn (N. 216)[145]), der danach in das J. 1853 zu setzen ist. Ueber das Gedicht: „Die Ruinen des Campo Vaccino“ und die daran sich anschliessenden Unannehmlichkeiten wurden viele neue Aeusserungen beigebracht; die wichtigsten sind das Tagebuchblatt Grillparzers vom J. 1838[145a]) und eine Notiz in Schreyvogels Tagebuch[146]). — Sauer[147]) stellt den Zusammenhang mit der katholischen Reaktion der Romantiker und die Beziehung auf Werners in der Aglaja veröffentlichte Gedichte aus Italien fest; Koch[148]) vergleicht damit eine Aeusserung Hebbels im Tagebuche 10. Okt. 1844. — Die Geschichte des Gedichtes „Auf die Genesung des Kronprinzen“ erzählen die Tagebuchblätter vom 11. und 12. Apr. 1833[148a]). Aus Rupprechts Gassenhauer: „An den Vf. des Gedichts:

---

133) NFPr. 1891. 1. Jan. — **133a)** A. Sauer, 2 ungedr. Fragmente aus Grillparzers Nachl. (= D. Hochwürd. Herrn P. Hugo Mareta, Capitular d. Schottenstiftes, k. k. Schulrat u. Professor am k. k. Schotten-Gymn. z. 40j. Dienst-Jubil. v. alten Schülern, S. 14/7.) (S. o. IV 8a: 96; 8d: 21.) — **134)** ○ Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820-51. V. H. S. Holland u. W. S. Rockstro. Dtsch. v. Hedwig J. Schoell. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1891. XXII, 392 S.; XIII, 418 S. M. 18,00. (Vgl. JBL. 1891 IV 5: 89.) — **135)** (S. o. N. 49.) — **136)** (S. o. N. 77.) — **137)** (S. o. N. 15.) — **138)** (S. o. N. 6.) — **139)** (S. o. N. 6; S. 24.) — **140)** E. Stammbuchbl. v. F. Grillparzer: Grazer Tagespost 1891. N. 53. — **141)** (S. o. N. 9.) — **142)** (S. o. N. 9.) — **143)** (Ebda. N. 54.) — **144)** (Ebda N. 205.) — **145)** (Ebda.) — **145a)** (S. o. N. 13; S. 260.) — **146)** (S. o. N. 9; S. 379.) — **147)** (S. o. N. 46.) — **148)** (S. o. N. 45.) — **148a)** (S. o. N. 13; S. 256-60.) — **148b)** (Ebda. S. 293.) — **149)** (S. o.

Als der Thronfolger die Gesundheit wieder erlangte“ teilt Glossy[148b]) die erste Strophe mit. — Die historischen Voraussetzungen des Gedichtes an Radetzky stellt Zieglauer[149]) zusammen, die Wirkung dieses Gedichtes illustrieren die Briefe von Radetzky, Hess, Kübeck und dem Grafen Schwarzenberg[150]). — Minor[151]) bespricht die Entstehung der beiden Texte zur Volkshymne, ohne Rücksicht auf Holteis Mitteilungen (Vierzig Jahre 5, S. 109 ff.) und giebt eine Analyse davon. — Fälschlich vermutet Benedict[152]) in der Schlussstrophe des Gedichtes: „An die vorausgegangenen Lieben“ (Werke 1, S. 17) die Beziehung auf ein Denkmal; abzuweisen ist Lichtenfelds[153]) Konjektur (S. 74) in dem Gedichte „Böse Stunde“ (Werke 1, S. 58) sei Zeile 5 zu lesen „In mir?“ statt „In dir?“, das alle Drucke und Hss. bieten, und das der Sinn unbedingt verlangt. — Minor[153a]) weist auf die Aehnlichkeit des Gedichtes „Der Kuss“ (Jubiläumsausgabe, S. 41) mit der berühmten Stelle in Halms Wildfeuer hin, zu deren Erklärung er Parallelen aus der hebräischen Poesie beibringt. — Komponiert wurde „Träumen und Wachen“ von Bruckner[154]). — Von allgemeineren Urteilen über Grillparzers Gedichte[155-156]) ist am wertvollsten das Stifters[157]), der stürmisch eine Ausgabe verlangte. —

Schon die zusammenfassenden Artikel über Grillparzer haben hauptsächlich den Dramatiker im Auge. Ihm wird eine eigene allgemeine Besprechung von Klaar[158]) gewidmet. Der Vf. verfolgt die Entwicklung Grillparzers von der analytischen Form der Tragödie (Ahnfrau) über das Problemstück („Sappho“ — „Weh dem, der lügt“) zum Individualstück (Die drei Altersdramen) und untersucht nach der Reihe die Exposition, den Lakonismus, die Dämmerung des Gefühls, das Wunderbare, die Symbolik, die Charakteristik (sprachliche Eigentümlichkeit, Heimlichkeit der Charaktere), die Verwertung der Descendenztheorie, die Einführung des Milieus in die Technik des Dramas, das Verhältnis zur Geschichte, die neuartige Realistik[159]); Grillparzer erscheint ihm „als der letzte Klassiker und als der erste Moderne“. — Aehnlich sucht auch Schlenther[160]) in einer ausgezeichneten Würdigung der einzelnen Dramen vorwiegend das Moderne darin auf; auch er setzt die Altersdramen über die Jugendstücke, für ihn liegt die Bedeutung Grillparzers hauptsächlich darin, dass er in seinen Personen nicht Grundsätze zur Darstellung bringt, sondern Stimmungen. — Lichtenheld[161]) fasst in seinen Grillparzerstudien sechs Aufsätze zusammen, von denen die ersten vier in dem Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im IX. Bezirk in Wien (1886) gedruckt sind, der fünfte in den Grenzboten (1890) erschienen, aber im vorigen Bericht übergangen ist, der sechste[162]) dem Berichtsjahr angehört. In dem Aufsatze „Die klugen Frauen“[163]) unterscheidet er in Grillparzers Figuren ein doppeltes Frauenideal, verfolgt das eine, jugendliche, von der Melitta bis zur Bertha („Ahnfrau“) und Emma („Alfred der Grosse“) zurück. Das zweite, das Ideal der geistig überlegenen klugen Frau, das ihn in seinen Mannesjahren anzog, wird, mit Übergehung der Drahomira und Esther, durch Sappho, Medea, Hero und Libussa erläutert. Die S. 58 und 86 erwähnte Charlotte ist keineswegs die Tochter der Caroline Pichler, sondern Charlotte von Paumgarten; die Verwandtschaft der in dem Gedichte „Trennung“ (Werke 1, S. 65) geschilderten Persönlichkeit mit dem Charakter der Rahel (und Esther) hat schon Berger, Dramaturgische Vorträge S. 189 erkannt. In dem Aufsatz „Ueber die Schaffensweise Grillparzers“ zieht L. aus einer Zusammenstellung der zahlreichen Aeusserungen des Dichters über die, seine künstlerische Produktion begleitenden, physischen und psychischen Erscheinungen allgemeinere Schlüsse, die in die Poetik hinüberführen. Leider sind Diltheys Arbeiten dabei nicht verwertet. L. unterscheidet in Bezug auf die unmittelbare oder mehr reflektive Schaffensweise zwei Schaffensperioden bei Grillparzer, an deren Grenze die „Hero“ steht. — Die „hellenischen“ Trauerspiele speciell macht Schwering[164]) ohne Rücksicht auf des Cholevius reiche und schöne Mitteilungen zum Gegenstand feiner und sorgfältiger Untersuchungen, die aber Grillparzers Verhältnis zum klassischen Altertum nicht völlig erschöpfen.[165]) —

N. 117.) — **150**) (S. o. N. 9.) — **151**) J. Minor, D. Text d. Volkshymne: NFPr. N. 9689. — **152**) (S. o. N. 47.) — **153**) A. Lichtenheld, Grillparzer-Studien (1. Einheit d. Zeit. 2. D. Entsagungsmotiv. 3. Kultur- u. Barbarentum. 4. Noch e. Bankban. 5. D. klugen Frauen. 6. Ueber d. Schaffensweise Grillparzers.) Wien, C. Graeser. 1891. VI, 1 Bl., 106 S. M. 2,00. |[DZg. N. 7143; K. Landmann: DWBl. 4, S. 588; Gymn. 10, S. 883/4; LCBl. S. 151/2; BLU. S. 228/9.]| — **153a**) J. Minor, Zu Grillparzers Entwürfen: VLG. 5, S. 621/4. — **154**) Träumen u. Wachen v. Grillparzer. Komp. v. R. Bruckner: DZg. N. 6848. — **155**) X (IV 2 : 168.) — **156**) X R. Grätzer, Grillparzer als Epigrammatiker: FZg. 1891. N. 16. — **157**) (S. o. N. 9; S. 414.) — **158**) A. Klaar, Grillparzer als Dramatiker. Wien, A. Bauer. 1891. 32 S. Fl. 0,70. |[F. Kummer: BLU. 1891. S. 362.]| — **159**) X R. Fürst, D. Kunsttheoretiker Grillparzer u. seine Stellung zum Realismus. E. Vortr., geh. in d. allg. Redehalle-Versamml. am 20. Jänner 1891. (= Bericht über d. Lese- u. Redehalle d. dtsch. Studenten in Prag im J. 1890. [Prag, Verl. d. Lese- u. Redehalle.] 1891. S. 29-41.) — **160**) P. Schlenther, Grillparzers Dramen: VossZg[B]. 1891. N. 6, 8/9. — **161**) (S. o. N. 153.) — **162**) A. Lichtenheld, Ueber d. Schaffensweise Grillparzers. (Abgedr. im Progr. des Staatsgymn. im 9. Bez. in Wien 1890-91. S. 1-28.) (= N. 153, 6. Aufsatz.) — **163**) X E. Reich, Ueber d. Frauenfrage in Grillparzers Dramen. Vortr., geh. in d. Grillparzerges.: NFPr. N. 9478. — **164**) (S. o. N. 14.) — **165**) M.

Niederhofer[165a]) ergänzt Schwerings Arbeit hauptsächlich durch genauere Nachweise über den Einfluss der Griechen auf die Sprache und den Dialog. —

Für die Beurteilung der einzelnen Dramen ist vieles Gute geleistet worden. An der „Blanka von Castilien“ weist Schlenther[166]) den Einfluss des „Don Carlos“ und des „Wallenstein“ genauer nach und erkennt darin die Anfänge der Schicksalsdramatik. —

Von der „Ahnfrau“[167-167a]) besitzt Prem[168]) „eine aus dem J. 1817 stammende Abschrift des Grillparzerschen Ms. für die Bühne, aus welchem zu ersehen ist, dass der Dichter hier viel weniger die fatalistischen Grundsätze betont hat als in der späteren Buchausgabe“. — Der Katalog der Ausstellung[169]) verzeichnet als Grillparzers Quelle den Schauerroman: „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwöhrung im Schlosse Stern bey Prag. Wien und Prag, bey Franz Haas. O. J.“, auf welchen sich Sauers[170]) Ausführungen (S. 15) beziehen. — Minor[170a]) weist in den Schlussversen der Ahnfrau eine Reminiscenz an die Abgangsworte Eudos in Zacharias Werners „Söhnen des Thals“ nach. — Schwering[171]) nimmt in der Dolchscene des dritten Aktes einen Einfluss von Calderons „El mayor monstruo los zelos“ an. — Entstehung, Aufführung und Wirkung der Ahnfrau verzeichnet Schritt für Schritt Schreyvogels Tagebuch[172]). Dort die merkwürdige Notiz: „der K—r [Kaiser], sagt Pálffy, sei sehr gegen die Ahnfrau“, die, falls sie richtig ist, das spätere Verhalten der Regierung gegen Grillparzer leichter erklärlich macht. — Den Entwurf einer Widmung an den Grafen Pálffy bringt das Jb.[173]) (S. 187), ebenso den Versuch Müllners sein zweideutiges Vorgehen bei der Kritik des Stückes zu rechtfertigen (S. 400/1). —

Von „Traum ein Leben“ liegt eine gute Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Lichtenheld[173a]) vor (zu tadeln sind einige Druckfehler: S. 3 Horteur statt Herteur; S. 4 Lambert statt Lembert; S. 52 Monostalos statt Monostatos). — Aus dem Berichtsjahr 1890 ist ein schöner und lehrreicher Aufsatz von Payers[174]) nachzutragen, der den Stoff des Stückes bis auf Mohammeds Traumreise und bis auf eine mittelpersische Legende zurückverfolgt und gegen verwandte Stoffkreise glücklich abgrenzt, die Einwirkung der Voltaireschen Novelle einigermassen beschränkt, dagegen den Einfluss von Klingers Roman: „Geschichte Giafars des Barmeciden“ mit grosser Sicherheit nachweist. Bei der Lesewut des jungen Grillparzer liegt keine Schwierigkeit vor, die Bekanntschaft mit Klingers Roman bei ihm vorauszusetzen. Verwandte Motive weist schon das fragmentarische Jugendepos „Mein Traum“ auf, in dem sich der Dichter von Pater Kochem durch Himmel und Hölle führen lässt. — Lorenz[174a]) behandelt ohne Kenntnis des Aufsatzes Payers und der grundlegenden Untersuchungen Zeidlers (WienerZg. 1887. N. 176/9) die Entstehungsgeschichte, die erste Aufführung, das Verhalten der Wiener Kritik zu „Traum ein Leben“, druckt eine in der Theaterzeitung vom 31. Okt. 1834 publizierte Erklärung Grillparzers über die Art der Erwerbung des Stückes ab, welche auch Glossy[175]) veröffentlicht; analysiert ferner die Recensionen von Witthauer (nicht Witthauser, wie S. 11 und 13 gedruckt ist), S. B. Lucka, Pietznigg und Bauernfelds Entgegnung gegen letzeren, ohne Grillparzers eigene Erwiderungen (Werke 14, S. 235/8) zu berücksichtigen; er verfolgt die Quellen und Anregungen (Voltaire, Calderon, Herodot) zu dem Stück, vergleicht Raupachs „Märchen im Traume“ mit Grillparzers Drama und nimmt eine Beeinflussung an, weist endlich auf das verwandte Stück des Herzogs von Rivas „El desengaño en un sueño“ hin. — R. M. Meyer[175a]) legt in einem weit ausgreifenden und anspielungsreichen Aufsatze den inneren Gehalt des Dramas, nicht unähnlich einigen vormärzlichen Beobachtern, dar und sucht nachzuweisen, dass der Dichter wie in „Weh dem, der lügt“, auch hier eine These, dass alles Leben nur Traum sei, durchgeführt habe; darum träumen in dem Stücke alle Personen, während sie zu wachen scheinen, darum irren sie alle, nur jeder auf andere Weise, darum wird an dem Erträumten gezweifelt wie in der Melusine, deren nahe Verwandtschaft mit dem „Traum im Leben“ mit Recht betont wird, darum müssen alle Figuren des Traumes auch zu träumen scheinen,

---

G. Zimmermann, Zu Grillparzers 100j. Geburtstag. D. Antike in d. Dichters Dramen: AZg^B. 1891. N. 12/4. — **165a**) K. Niederhofer, D. Einfluss d. Griechen auf Grillparzer. Wien, Selbstverl. 41 S. (Sonderabdr. aus d. Progr. d. k. k. Obergymn. zu d. Schotten 1891-92.) — **166**) (S. o. N. 99.) — **167**) X Ueber e. Stelle aus d. Ahnfrau Grillparzers als Grabschrift: DZg. 1891. 16. Jan. — **167a**) E. Morasch, E. „Ahnfrau“-Erinnerung: Didask. N. 221. (Erzählt d. Brand d. Frankfurter Schauspielhauses v. J. 1878. Es sollte d. Ahnfrau v. d. Meiningern gespielt werden.) — **168**) (S. o. N. 50.) — **169**) (S. o. N. 6: N. 100, 16.) — **170**) (S. o. N. 46.) — **170a**) (S. o. N. 153a.) — **171**) (S. o. N. 14.) — **172**) (S. o. N. 9, S. 375 ff.) — **173**) (Ebda.) — **173a**) (I 5:54.) — **174**) R. v. Payer, Grillparzers Traum e. Leben. E. Beitr. z. vergleich. Litt.-Gesch.: ÖUR. 10, S. 34-46, 153-66. — **174a**) F. Lorenz, Zu Grillparzers dramat. Märchen „D. Traum, e. Leben.“ Progr. d. Landes-Oberrealsch. 1891. Znaim. 1891. [Gymn. 10, S. 884.]| — **175**) (S. o. N. 9.) — **175a**) R. M. Meyer, Ueber Grillparzers

weil sie wirkliche Menschen scheinen sollen. Darum sind aber auch die Hauptgestalten des Traumdramas aus Rustans Hirn erwachsen und das allgemeine Kolorit des Traumes gewahrt. Reminiscenzen an Shakespeare (Titus Andronicus, Macbeth), an Immermanns „Cardenio und Celinde“, an Goethes Faust und Iphigenie, an Schiller (Wallenstein, Fiesko, Jungfrau von Orleans), an Lessings Emilia Galotti, Beziehungen zu der Märchendichtung im allgemeinen (Kosegartens Jucunde) werden nachgewiesen; die Ausbeutung des Sprichworts „Zwischen Lipp' und Bechersrand“ hervorgehoben; endlich des Dichters Eigenart (insbesondere im Gegensatz zu Hebbels Rubin) in dem Stück aufgedeckt und dieses philosophische Drama auch als der Schlüssel seines poetischen Bekenntnisses aufgefasst. Auch viele einzelne Stellen des Stückes werden feinsinnig erläutert. — Korrespondenzen über die Aufführung des Dramas drucken Glossy[175b]) und Daubrawa[175c]) ab. —

Von der „Sappho“[176–178]) legt Lichtenheld[179]) eine sehr brauchbare Schulausgabe vor, welche an die Stelle der älteren von Maschek zu treten bestimmt ist. Die Entstehung des Stückes können wir an der Hand von Schreyvogels Tagebuch[180]) verfolgen. Schwering[181]) weist zunächst den Grundgedanken der Sappho als einen Lieblingsgedanken der ganzen romantischen Epoche nach, erzählt die Entstehungsgeschichte, giebt einen unvollständigen Ueberblick über Recensionen und Uebersetzungen, auch die Stoffgeschichte ist lückenhaft. Er lehnt den Einfluss der „Sappho“ der Frau von Staël ab, weist den der „Corinne“, des „Tasso“, des „Hamlet“ (S. 45) und der „Sappho“ von Gubitz (auf den Schluss) richtig nach, lässt sich aber durch einige oberflächliche, aus der Verwendung desselben Stoffes herrührende Aehnlichkeiten und durch einige aus dem Zusammenhang gerissene Parallelstellen zu der falschen Behauptung hinreissen, Grillparzers Stück sei ein Plagiat an der gleichnamigen 1791 erschienenen Tragödie Franz von Kleists, mit der jenes in Wahrheit nichts gemein hat als die klassizistische, an Goethe geschulte Form. Er giebt ausgezeichnete Analysen der einzelnen Charaktere (vermutet Einfluss der Sappho auf Ebers „Eine ägyptische Königstochter“, S. 47), beurteilt die Handlung aber ziemlich schief, vermisst in der Katastrophe den Zwang objektiver Notwendigkeit und wünscht (mit mehreren vormärzlichen Kritikern) eine Lösung im christlichen Sinne nach Muster von Scheffels „Ekkehard“ (S. 51). Er weist Anklänge an die erhaltenen Bruchstücke der Sappho nach (S. 52), vergleicht die übersetzte Ode mit dem Original (S. 56), tadelt das Ungriechische, an die französischen Klassiker Gemahnende in der Voranstellung des Liebesmotivs, sowie die Mischung moderner und griechischer Anschauungen. Die poetische Form findet er nicht ganz aus einem Gusse, dem Bilderschmuck des Stückes wird er nicht völlig gerecht (S. 60). und er versäumt es, in dem Abschnitt über die Metrik den künstlerischen Absichten nachzugehen, die in der Verwendung der zahlreichen längeren und kürzeren Verse sich aufdecken lassen. — Die Beziehung zu den überlieferten Liedern der Sappho und eine Reihe der Antike entlehnter Gedanken hebt Niederhofer[181a]) hervor. — In den Streit über die Sappho führen die durch von Weilen[182]) veröffentlichten Briefe Müllners ein. Grillparzers Aufsatz (Werke 14, S. 217) ist die Antwort auf Müllners Brief vom 14. Febr. 1818 und veranlasst seinerseits Müllners Brief von 23. Apr. — Klee[183]) druckt Solgers bekanntes Urteil im Briefe an Tieck 3. Aug. 1818, das sowohl Koberstein (Grundriss, 5. Aufl. 5, S. 469) als Kuh (S. 253) auszugsweise mitteilen, vollinhaltlich ab, ohne des Aufsehens zu gedenken, das es schon beim Erscheinen der nachgelassenen Schriften machte (Gesellschafter 30. Jan. 1828), Sprenger[184]) in ähnlicher Weise das Urteil Carlyles über die Sappho, ohne dessen sonstige Urteile über Grillparzer (Kuh S. 251/2) zu berücksichtigen. — Das Harmonische und Musikalische hebt Kreutzer an dem Stücke hervor in dem durch von Weilen[185]) veröffentlichten Briefe; er findet, das Sujet hätte sich vortrefflich zu einer serieusen Oper qualifiziert.[186]) —

Dem „Goldenen Vliess“[187–192a]) widmet Schwering[193]) das zweite Kapitel

„Traum e. Leben“: VLG. 5, S. 430-52. — **175b**) (S. o. N. 9.) — **175c**) (S. o. N. 13; S. 298.) — **176**) ○ C. Varese, F. Grillparzer, Sappho; Z. Werner, Il ventiquattro febbraio; Goethe, Clavigo, Stella. Traduz. Firenze, Successori le Monnier. 1891. L. 4,00. (S. o. IV 8e : 15a-16a.) — **177**) L. Singer, Grillparzers Frauengestalten: ML. 60, S. 814. — **178**) A. Klaar, Dtsch. Landestheater (Grillparzer-Cyklus II. „Sappho“): Bohemia[B]. 1891. N. 2. — **179**) Sappho. Trauerspiel in 5 Aufz. v. F. Grillparzer. Schulausg. mit Einl. u. Anm. v. A. Lichtenheld. Stuttgart, Cotta. 1891. 112 S. M. 1,00. |[DZg. N. 7026.]| — **180**) (S. o. N. 9, S. 377/8.) — **181**) (S. o. N. 14.) — **181a**) (S. o. N. 165a.) — **182**) (S. o. N. 9.) — **183**) G. Klee, Auch e. Urteil über Grillparzers Sappho: ZDU. 5, S. 420/2. — **184**) R. Sprenger, Z. Beurteilung Grillparzers: ib. S. 641/2. — **185**) (S. o. N. 9.) — **186**) × E. scherzhafte Aeusserung Grillparzers über d. Melitta: NFPr. N. 9995. — **187**) × F. Grillparzer. D. goldene Vliess. Schulausg. mit Einl. u. Anm. v. A. Lichtenheld. Stuttgart, Cotta. 12°. 226 S. M. 1,40. |[K. Landmann: SüdwestDSchBll. 7, S. 234/5.]| (Vgl. JBL. 1890 I 7 : 75.) — **188**) ○ A. Maffei, Grillparzer, Medea. Traduz. Firenze, Successori Le Monnier. 1891. L. 2,00. — **189**) × A. Klaar, Dtsch. Landestheater. (Grillparzer-Cyklus II. „D. goldene Vliess.“ 1. Abend D. Gastfreund. D. Argonauten): Bohemia 1891. N. 4/5. — **190**) × id., Deutsch. Landestheater (Grillparzer-Cyklus IV. D. goldene Vliess. 2. Abend Medea): ib. N. 6. — **191**) × M. Kent, Grillparzers „Goldenes Vliess.“ Aufführung im kgl. Schauspielhaus zu Berlin: NationP. 8, S. 267/9. — **192**) R. Landmann, D. goldene Vliess

seines Buches. In der Entstehungsgeschichte (jetzt durch Schreyvogels Tagebuch[194]) (S. 280) zu ergänzen, ist die „Drahomira“ und das Wiener Zauberstück ausser Acht gelassen, die Stoffgeschichte ist unvollständig, ohne Rücksicht auf L. Schillers Programm; die Vorstudien aus den griechischen und römischen Schriftstellern werden nach Glossys Mitteilungen registriert; die in dem Ms. des Dramas verzeichneten Stellen sind übersehen. Der Einfluss des Apollonius erstreckt sich nicht bloss auf Einzelheiten, sondern auf die Konzeption des Ganzen und auf den Grundgedanken. Sch. nimmt mit Scherer Einfluss von Lopes „El nuevo mundo“ (S. 78), ferner Einfluss der „Penthesilea“ (S. 96) auf die Argonauten an. S. 113 ff. wird das Abhängigkeitsverhältnis von den älteren Medeadramen im ganzen richtig festgesetzt (ohne Rücksicht auf Enks „Melpomene“ S. 37, auf die Programme von Bühler und Purtscher); aber die Uebersicht ist sehr erschwert, ja unmöglich gemacht dadurch, dass die fremden Einflüsse an der Hand des Grillparzerschen Stückes Scene für Scene durchgenommen werden, statt dass jedes der älteren Dramen im Zusammenhange behandelt würde. Der Einfluss Corneilles und Senecas wird schlagend nachgewiesen (S. 127, 139; die Rede der Gora [Werke 3, S. 192/3] ist aus dem Chorgesange des Seneca V. 610 ff. herübergenommen), auch Klinger und Soden haben eingewirkt. Die ästhetische Beurteilung wird wieder zu sehr vom christlichen Standpunkt aus vorgenommen. Der Schluss der Medea wird falsch beurteilt, der Verkürzung des vierten Aktes und der Zusammenziehung des fünften das Wort geredet und dabei übersehen, dass gerade dieser letzte Akt den Abschluss der ganzen Trilogie zu bilden hat, als selbständiger Teil dem „Gastfreund“ entspricht. In der Sprache werden (S. 135 ff.) die antiken Elemente sorgfältig aufgedeckt, Parallelen zu der „Drahomira“ nachgewiesen (S. 143), die freien Rhythmen des „Vliesses“ aber in dem metrischen Teile nicht näher untersucht. — Niederhofer[194a]) führt die Quellenforschung zu allen drei Stücken noch etwas weiter. — Grillparzers eigene Intentionen für die Aufführung legt seine ausführliche Eingabe an die Hoftheaterdirektion[195]) dar, worin er ausdrücklich verlangt, dass alle drei Stücke an zwei auf einander folgenden Tagen gegeben werden müssen. —

Ueber die „Melusine“ bringt Kalischers[195a]) Publikation reiche Aufschlüsse. Es sei erwähnt, dass Grillparzer ausdrücklich 100 Dukaten Honorar verlangte, und dass er Cramolini als Darsteller für Raimund vorschlug. Sonderbar klingt die Nachricht, Duport habe sich das Textbuch von Grillparzer ins Französische übersetzen lassen, um es gut durchstudieren zu können. — R. M. Meyer[195b]) beschäftigt sich mit dem Gedankengehalt dieses „interessanten Operntextes“, „der die alten Motive des Tannhäuser im Venusberg und des Frageverbotes Lohengrins verschmilzt“, und erkennt in der Gestalt des Troll, welche „unter starker Benutzung der spanischen Gracioso-Figur dem Leporello Don Juans nachgebildet ist“, die romantische Ironie, ohne die deutlich vorhandenen satirischen Anspielungen auf die Zeitphilosophie schärfer zu betonen. — La Mara[195c]) berichtet, dass das Libretto von dem gegenwärtig in Dresden lebenden Musikdirektor Theodor Müller-Reuter in Musik gesetzt und 1883 in Strassburg wiederholt mit Beifall aufgeführt worden sei. —

Ueber die Censurschwierigkeiten vor der Aufführung von „König Ottokars Glück und Ende“[196-199]) liegen gleichfalls neue Angaben in Beethovens Gesprächbüchern[200]) vor, welche Metternich alle Schuld beimessen. — Glossy[201]) veröffentlicht (S. 253) die Eingabe Grillparzers an Sedlnitzky in dieser Angelegenheit und (S. 345) das Gutachten des Staatsrates über die geplante Aufführung des Stückes im Theater an der Wien. —

Den Grundgedanken von „Ein treuer Diener seines Herrn“[202-202b]) entwickelt Sauer[203]) im Anschluss an die älteren Fassungen des Stückes in seiner Festrede (S. 24) und ausführlicher in einem selbständigen Vortrag über das Stück[204]), der auch die Stoffgeschichte skizziert und die Geschichte der Aufnahme des Stückes an der Hand der ungedruckten Akten darlegt. — Erich Schmidt[205]) weist den Einfluss von

---

u. d. Ring d. Nibelungen. (Z. Grillparzerfeier): ZVLR. 4, S. 159-73. — **193**) (S. o. N. 14.) — **194**) (S. o. N. 9.) — **194a**) (S. o. N. 165 a.) — **195**) (S. o. N. 9.) — **195a**) (S. o. N. 124.) — **195 b**) (S. o. N. 9.) — **195 c**) (S. u. N. 240.) — **196**) X König Ottokars Glück u. Ende, Trauersp. in 5 Aufz. v. F. Grillparzer. Schulausg. mit Einl. u. Anm. v. A. Lichtenheld. Stuttgart, Cotta. 1890. 220 S. M. 1,20. [[K. Reissenberger: ZDU. 1891. S. 211/3 (mit kleinen Zusätzen zu d. Anmerkungen).]] (Vgl. JBL. 1890 I 7 : 74.) — **197**) X König Ottokars Glück u. Ende v. Grillparzer: Fremdenbl. 1891. N. 13. — **198**) X Grillparzer, König Ottokars Glück u Ende; im Frankfurter Schauspielhause: FZg. 1891. N. 15. — **199**) X L. Sp[eidel], Burgtheater („Ottokars Glück u. Ende“): NFPr. N. 9489. — **200**) (S. o. N. 124.) — **201**) (S. o. N. 9.) — **202**) X A. Klaar, Dtsch. Landestheater (Grillparzer-Cyklus VII: E. treuer Diener seines Herrn): Bohemia 1891. N. 11. — **202 a**) X E. treuer Diener seines Herrn, Trauersp. in 5 A. v. F. Grillparzer: Gegenw. 42, S. 92/3. — **202 b**) X F. Mauthner, Theater. F. Grillparzer, E. treuer Diener seines Herrn: ML. 61, S. 95/7. — **203**) (S. o. N. 46.) — **204**) X X A. Sauer, E. treuer

Frau von Staëls „Delphine“ auf eine Scene des Stückes nach (vgl. Werke 14, S. 64). — Prem[206]) findet fälschlich einen ironisierenden Ton, ja parodistische Stellen in dem Stücke, indem er übersieht, dass Grillparzer mit Ausdrücken wie „bei toll und unklug“ die ungarischen Flüche nachahmen wollte. — Ueber Grillparzers Auffassung von Herzog Ottos Charakter belehrt sein Brief an Julie Loewe[207]) (von Sauer bereits verwertet, Werke 1, S. XLII). — Einen sonderbaren Vorschlag zur Umarbeitung des Stückes macht Lebrun[208]) in einem Brief an Grillparzer; auf die Verhandlungen über die Unterdrückung des Stückes beziehen sich die Billets von Hofrat Ohms und Alois Zettler im Jb.[209]) (S. 255) und die Schilderung der Audienz bei Sedlnitzky aus dem Tagebuche (S. 348). —

Mitteilungen über ältere, effektvoller gehaltene Fassungen von „Des Meeres und der Liebe Wellen“[210]) macht Sauer[211]) und deutet den Einfluss der „Penthesilea“ an. — Keiter[212]) bemerkt, dass der Eingang des Stückes der „Iphigenie auf Tauris“ nachgebildet sei; Schwering[213]) bietet über dieses Stück am wenigsten Neues; Jellineks Buch blieb ihm unbekannt, ebenso Ed. von Hartmanns Schrift; Scherers Vergleichung mit dem Ion des Euripides führt er weiter aus; Sauers Andeutung (Werke 1, S. 62) über den Einfluss von Calderon und Lope de Vega hat er nicht verfolgt. Die statistischen Angaben über Vers und Reim (S. 182) sind ungenau. Auch Niederhofer[213a]) fördert die Forschung über dieses Stück wenig. —

Den Charakter der Esther[214]) skizziert Kuh[215]) im Briefe vom 25. Aug. 1862 ausgezeichnet als eine „Mischung von Selbständigkeit, Tapferkeit des Gemüts, List und Witz“; die grosse Liebesscene des zweiten Aktes hat nach diesem Briefe Grillparzer selbst als „nicht schlecht“ bezeichnet. Für die Beurteilung von Grillparzers Mitteilungen an Frau von Littrow über die Fortsetzung der Esther ist es von Wichtigkeit, dass er dem König von Bayern, der ihn dazu durch seinen Sekretär Eisenhart auffordern liess, im Febr. 1871 die Antwort erteilte[216]), dass das Fragment aus früherer Zeit herrühre, damals, er wisse nicht mehr wodurch, unterbrochen worden und ihm manches aus der dazumal klaren Folge gänzlich aus dem Gedächtnis entschwunden sei. —

Edritha in „Weh dem, der lügt“ gemahnt Koch[217]) an Shakespeares Miranda. — „Libussa“ stellt Schlenther[218]) von allen Dramen Grillparzers am höchsten; er denkt bei Libussa und ihren Schwestern mit Recht an Katharina und ihre Schwestern und deutet die Stoffgeschichte an, die er in einem eigenen Vortrage[219]) ausführlicher behandelte. —

Ueber die Quellen zu „Ein Bruderzwist in Habsburg“[220]) macht Klaar[221]) aus reicher Kenntnis kurze Andeutungen. — Ueber die astrologischen Studien zu diesem Stück unterrichtet der Brief an Malfatti[221a]). — Foglar[222]) erzählt aus Grillparzers Mund: von den Gründen, die ihn bestimmt hätten, dieses Stück zurückzulegen, sei einer der gewesen, dass am Schlusse Wallenstein und die Aussicht auf den 30jährigen Krieg erscheine, eine Vorhersagung post festum, die er z. B. an Halms „Sampiero“ selbst getadelt habe. —

Zur „Jüdin von Toledo“ macht Klaar[223]) die Mitteilung, der Anblick einer schönen Jüdin im Prager Ghetto, das Grillparzer am 24. Aug. 1826 besuchte (vgl. Werke 16, S. 7), soll sich so tief in das Gedächtnis des Dichters eingeprägt haben, dass ihm noch Jahrzehnte später deren Züge bei der Gestaltung der Rahel vorschwebten. —

Zu den dramatischen Plänen und Fragmenten ergaben sich gleichfalls neue Mitteilungen. Die „Drahomira“ nahm Grillparzer im Frühjahre 1817 wieder auf[224]); am 17. Mai teilt ihm ein Bekannter (Gretzmiller) historische Daten über sie mit[225]) (die Beilage [Jb. S. 372] falsch datiert); Frühjahr 1823 zieht er den Stoff für eine von Beethoven zu komponierende tragische Oper in Erwägung (vgl. Werke 11, S. 112), später will er ein Oratorium daraus gestalten. „Viel Abwechselung, grosse Charaktere“ rühmt er ihm gegen Beethoven nach bei Kalischer[226]) (S. 16, 84, 86). — Auch den „Alfred den Grossen“ nimmt er für Beethoven wieder auf[227]). — Entstehung und Quellen der „Skylla“ bespricht

---

Diener seines Herrn (Vortr.): JbGrillparzerG. 3, S. 1-40. — **205**) (S. o. N. 10.) — **206**) (S. o. N. 50.) — **207**) (S. o. N. 9.) — **208**) (Ebda.) — **209**) (Ebda.) — **210**) × E. Gnad, Ueber Grillparzers „D. Meeres u. d. Liebe Wellen“: Dioskuren 21, S. 35-58. — **211**) (S. o. N. 46.) — **212**) (S. o. N. 96.) — **213**) (S. o. N. 14.) — **213a**) (S. o. N. 165a.) — **214**) × M. Kent Esther v. Grillparzer: Nation[B]. 9, S. 74/5. — **215**) (S. o. N. 9.) — **216**) (S. o. N. 9; S. 292/3.) — **217**) (S. o. N. 45.) — **218**) (S. o. N. 99.) — **219**) P. Schlenther, Grillparzers Libussa. Vortr. geh. in d. Ges. für dtsch. Litt. in Berlin. Ref.: VossZg. 1891. N. 581. (S. auch IV 10 : 46.) — **220**) × K. Landmann, D. Kaiserreden in Grillparzers „Bruderzwist in Habsburg“: ZDU. 5, S. 26-36. — **221**) A. Klaar, Neues dtsch. Theater. (Grillparzer-Cyklus: E. Bruderzwist in Habsburg): Bohemia[B]. 1891. N. 16. — **221a**) (S. o. N. 13; S. 303.) — **222**) (S. o. N. 114.) — **223**) A. Klaar, Neues dtsch. Theater (Grillparzer-Cyklus IX: D. Jüdin v. Toledo): Bohemia[B]. 1891. N. 14. — **224**) × (S. o. N. 9; S. 169.) — **225**) (Ebda. S. 169, 372.) — **226**) (S. o. N. 124.) — **227**) (Ebda. S. 73.) — **228**) (S. o. N. 14.) — **229**) (S. o. N. 9.) — **230**) (S. o. N. 9; S. 404ff.) —

Schwering[228]), ohne Rücksicht auf Sauers Bemerkungen (s. VLG. 1, S. 448/9). — Die Anfänge zu „Friedrich der Streitbare“ müssen nach dem Brief an Schreyvogel[229]) (N. 126) in den Juni 1818 verlegt werden (von Sauer ebendort bereits verwertet). — Kreutzers Brief[230]) vom 14. Sept. 1818 erwähnt den Plan zu einer Oper Ulysses, von der Sauer ebendort ein Bruchstück mitteilte, und den Plan einer Zauberoper „Sidonia“ (wahrscheinlich eine Verwechslung mit Drahomira!). — Der Stoff „Die Familie Moskoso von Altariva“ (Werke 11, S. 85) ist nach Minors[230a]) Hinweis derselbe, den Wieland in dem „Pentameron vom Rosenhain“ erzählt und den Fr. Halm im „Wildfeuer“ behandelt (vgl. auch IV 4 : 109). — Minor[230b]) macht auch darauf aufmerksam, dass Otto von Schorn in seiner Schrift über die Autorschaft des Fechters von Ravenna 1856 (S. 93) aus Herlossohns „Kometen“ das Gerücht verzeichne, Grillparzer habe in seinem Pult neben der Libussa ein Drama „Thusnelda in Rom“ liegen, das „den tragischen Konflikt zwischen römischen und germanischen Elementen mit dem zum Gladiator gewordenen Sohn Armins zum Inhalt habe“, und meint, dass eine Verwechslung mit dem „Spartacus“ vorliege. — Einem jungen Dichter, der den Stoff des Mohamed dramatisch bearbeiten wollte, teilte Grillparzer nach Foglar[231]) mit: auch ihn habe dieser Stoff angezogen, habe ihm aber stets etwas unzugänglich geschienen. —

Eine dramatische Satire auf Webers Freischütz, „Der wilde Jäger, romantische Oper“ aus dem J. 1826 wurde durch von Weilen[231a]) veröffentlicht. (Es ist zu lesen S. 153, 1. Z. v. u. „Unaufhörlicher Donner“; S. 154, Z. 3 „Monomopontopos“ statt „Monomispontopos“; „Sirocco“ statt „Sirono“; S. 154, Z. 9 „Abracadabra“; Z. 27 „aufs“ statt „auf das“.) — Minor[231b]) führt den (Werke 16, S. 261) von Sauer bereits bemerkten Zusammenhang der dramatischen Satire „Die Vogelscheuche“ (Werke 11, S. 156) mit Tiecks gleichnamiger Novelle näher aus. —

Ueber die Prosaschriften Grillparzers liegt wenig Neues vor. Den „armen Spielmann“ berührt der Brief an Graf Majláth, den Glossy[232]) abdruckt, und der sichtlich in das J. 1847 gehört. — Ungedruckte Jugendaufsätze erwähnt Glossy[233]): Zerstreute Gedanken über das Wesen der Parodie (20. Mai 1808), eine Rede zum Lobe Rudolfs von Habsburg, eine Rede über den Vorteil der Moden. — Glossy[233a]) teilt das Fragment eines Aufsatzes über die Finanzverwaltung des Freiherrn von Kübeck aus dem J. 1844 gegen eine Kritik der deutschen Monatsschrift mit. —

Über Grillparzers Verhältnis zur Musik[234-235]) hat der Bericht über Kalischer[236]) das Beste vorweggenommen. — Der Ausstellungskatalog[237]) verzeichnet (N. 166, 2) Studien in der Harmonielehre in des Dichters Hs. mit Korrekturen und Bemerkungen seines Lehrers Sechter, eine Komposition Grillparzers (N. 166, 13): „Du schönes Fischermädchen“. — Hruschka[238]) berichtet nach einer Mitteilung des Fräuleins Theresina von Weyrother, Grillparzer habe oft zwei Stunden und mehr Tonleitern gespielt und behauptet, dass dabei seine Gedanken am besten ausruhen. — Ueber die Mithilfe, die ihm das Klavierspiel bei der Vollendung des „Goldenen Vliesses“ geleistet, berichtet La Mara[239]) fast übereinstimmend mit der Selbstbiographie, nach Mitteilungen einer „langjährigen Freundin des Dichters“, der Gesangsprofessorin Pessiak in Wien. — Ein umfangreicherer Aufsatz La Maras[240]) bietet nichts als eine Zusammenstellung von Citaten.[241]) —

230a) (S. o. N. 153a.) — **230b)** (Ebda.) — **231)** (S. o. N. 114.) — **231a)** (S. o. N. 13.) -- **231b)** (S. o. N. 153a.) — **232)** (S. o. N. 9.) — **233)** (Ebda.) — **233a)** (S. o. N. 13; S. 284/5.) — **234)** ╳ A. Hrimaly, Grillparzer als Musiker: Im Buchwald S. 18-20. (S. o. N. 79.) — **235)** ╳ A. Bock, Grillparzers Verhältnis z. Musik. E. Gedenkbl. zu d. Dichters Geburtstag: Didask. N. 12. (Aufgenommen in „Deutsche Dichter in ihren Beziehungen z. Musik“. Leipzig 1893. S. 237. [Vgl. JBL. 1893 I 10.]) — **236)** (S. o. N. 124.) — **237)** (S. o. N. 6.) — **238)** (S. o. N. 49.) — **239)** La Mara [Marie Lipsius], Grillparzer u. d. Tonkunst: LZg[B]. 1891. 17. Jan. — **240)** id., Grillparzer u. d. Tonkunst: Vom Fels z. Meer. 1892-93, Heft 5. — **241)** ╳ A. Polaschek, Grillparzer u. d. schönen Künste u. Wissenschaften: Im Buchwald S. 15/8. (S. o. N. 79.) —

Autorenregister.

Sachregister.

Siglenregister.

a) Siglen für einzelne Zeitschriften.

AAALA. Atti della r. Accademia di Archeologia, Lettere e belle Arti
AAW. Aus allen Weltteilen
Ac. The Academy
ADA. Anzeiger d. Zeitschrift für Deutsches Alterthum
ADB. Allgemeine Deutsche Biographie
AELKZ. Allgemeine Evangelisch-Luth. Kirchen-Zeitung
ADLZg. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung
AHVN. Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein
AJPh. American Journal of Philology
AltprMschr. Altpreussische Monatsschrift
AMZ. Allgemeine Missionszeitschrift
AnnELScPol. Annales de l'école libre des sciences politiques
AnzSchwG. Anzeiger für Schweiz. Geschichte
AÖG. Archiv für Oesterreichische Geschichte
APC. Annales de Philosophie Chrétienne
ASNS. Archiv für d. Studium der neueren Sprachen
ASPh. Archiv für Slavische Philologie
ASTP. Archivio per lo Studio delle Traditioni Popolari
Ath. The Athenaeum
AZg[B]. Beilage d. Allgemeinen Zeitung

BAUBay. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns
BBG. Blätter für d. Bayrische Gymnasialschulwesen
BBSW. Besondere Beilage d. Staatsanzeigers für Württemberg
BECh. Bibliothèque de l'École des Chartes
BFDH. Berichte d. Freien Deutschen Hochstifts
BGDS. Beiträge z. Geschichte d. Deutschen Sprache
BGl. Der Beweis des Glaubens
BHLPFr. Bulletins Historiques et Littéraires de la Société du Protestantisme Français
BiogrJbA. Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde (Iwan Müller)
BKELK. Beiträge z. Kunde Esth-, Liv- und Kurlands
BllHSch. Blätter für das Höhere Schulwesen
BLU. Blätter für Litterarische Unterhaltung
BPhWS. Berliner Philologische Wochenschrift
BURS. Bibliothèque Universelle et Revue Suisse
BWKG. Blätter für Württembergische Kirchengeschichte

CBlBibl. Centralblatt für Bibliothekswesen
CBlUVPreussen. Centralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preussen
ChrJGImpr. Chronique du journal général de l'Imprimerie et de la Librairie
ChWGV. Chronik d. Wiener Goethe-Vereins
CMC. Časopis Musea Království Českého
COIRW. Centralorgan für d. Interessen d. Realschulwesens
CR. Corpus Reformatorum

DBllEU. Deutsche Blätter für Erziehung und Unterricht
DEBll. Deutsch-Evangelische Blätter
Didask. Didaskalia (Beiblatt z. Frankfurter Journal)
DEKZ. Deutsche Evang.-Kirchenzeitung
DLD. Deutsche Litteraturdenkmale
DLZ. Deutsche Litteraturzeitung
DNL. Deutsche Nationallitteratur
DPBl. Deutsches Protestantenblatt
DR. Deutsche Revue
DRs. Deutsche Rundschau
DWBl. Deutsches Wochenblatt
DZG. Deutsche Zeitschrift für d. Geschichtswissenschaft
DZKR. Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht

EKZ. Evangelische Kirchenzeitung
EPL. Entretiens Politiques et Littéraires

FBPG. Forschungen z. Brandenburgischen u. Preussischen Geschichte
FrB. Freie Bühne für modernes Leben
FrSchZ. Freie Schulzeitung
FZg. Frankfurter Zeitung

GJb. Goethe-Jahrbuch
GGA. Göttingische Gelehrte Anzeigen
GFr5O. Geschichtsfreund (Mitteilungen d. Historischen Vereins d. 5 Orte)

HBGF. Hallische Beiträge zur Geschichtsforschung
HJb. Historisches Jahrbuch (Grauert)
HPBll. Historisch-Politische Blätter
HTB. Historisches Taschenbuch
HT. Historisk Tidsskrift (Dänemark)
HZ. Historische Zeitschrift (v. Sybel)

IllZg. Illustrierte Zeitung

JSav. Journal des Savants
JbbPTh. Jahrbücher für protestantische Theologie
JBG. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft
JBGPh. Jahresbericht über Germanische Philologie
JBHSW. Jahresbericht für d. höhere Schulwesen
JBL. Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte
JbSAK. Jahrbuch d. kunsthistorischen Sammlungen d. Allerhöchsten Kaiserhauses
JbSchwG. Jahrbuch für Schweizer Geschichte
JDTh. Jahrbuch für deutsche Theologie
JÉc. Journal des Économistes
JEd. Journal of Education
JGGPÖ. Jahrbuch d. Gesellschaft für Geschichte d. Protestantismus in Oesterreich
JHGA. Jahrbuch d. Heraldischen Gesellschaft Adler
JNS. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik
JGVV. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft

JPrK. Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen

KBlGRW. Korrespondenzblatt für d. Gelehrten- u. Realschulen Württembergs
KBGV. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine
KBlWZ. Korrespondenzblatt d. Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst
KM. Kirchliche Monatsschrift
KRÖ. Kritische Revue aus Oesterreich
KunstUZ. D. Kunst unserer Zeit
Kw. Kunstwart
KZg. Kölnische Zeitung
KZEU. Katholische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.

LBlGRPh. Litteraturblatt für Germanische u. Romanische Philologie
LCBl. Litterarisches Centralblatt
LHandw. Litterarischer Handweiser
LJb. Litterarisches Jahrbuch für die Interessen der Deutschen Nordwestböhmens (A. John)
LLD. Lateinische Litteraturdenkmäler d. 16/17. Jh.
L&K. Literatur og Kritik
LZg^B. Wissenschaftliche Beilage d. Leipziger Zeitung

MD. Moderne Dichtung
MGESchG. Mitteilungen d. Gesellschaft für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte
MGNM. Mitteilungen aus d. Germanischen Nationalmuseum
MGP. Monumenta Germaniae Paedagogica
MHL. Mitteilungen aus d. Historischen Litteratur
MIÖG. Mitteilungen d. Instituts für Oesterreichische Geschichtsforschung
ML. Magazin für Litteratur d. In- und Auslandes
MLN. Modern Language Notes
MLWJ. Monatsschrift für Litteratur und Wissenschaft d. Judentums
MNLGAU. Mitteilungen d. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie u. Urgeschichte
MNEKR. Mitteilungen u. Nachrichten für d. Evangelische Kirche in Russland.
MVGDB. Mitteilungen d. Vereins für Geschichte d. Deutschen in Böhmen
MWBl. Militär-Wochenblatt

NAnt. Nuova Antologia
NAR. North American Review
Nation^B. Nation (Berlin)
Nation^NY. Nation (New-York)
NedSpect. De Nederlandsche Spectator
NFPr. Neue Freie Presse
NHJbb. Neue Heidelberger Jahrbücher
NJbbPh. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik
NKZ. Neue Kirchliche Zeitschrift
NQ. Notes and Queries
N&S. Nord u. Süd
NYCritic. New-York-Critic
NZ. Neue Zeit (Stuttgart)

ÖEKZ. Oesterreichische evangelische Kirchenzeitung
ÖLBl. Österreichisches Litteraturblatt
ÖUR. Österreichisch-Ungarische Revue

PKZ. Protestantische Kirchenzeitung
PrJbb. Preussische Jahrbücher

QF. Quellen u. Forschungen z. Sprach- u. Culturgeschichte d. germanischen Völker
QR. Quarterley Review

RAFr. Revue de l'Art Français
RB. Revue Bleue
RBibl. Revue des Bibliothèques
RCr. Revue Critique d'histoire et de littérature
RDM. Revue des deux Mondes
RepKunstw. Repertorium der Kunstwissenschaft
RESS. Revue de l'Enseignement Secondaire et Supérieure
RH. Revue Historique
RhBllEU. Rheinische Blätter für Erziehung u. Unterricht
RiCrLI. Rivista Critica della Letteratura Italiana
RIE. Revue Internationale de l'Enseignement
RPL. Revue Politique et Littéraire
RQChrA. Römische Quartalschrift für Christliches Altertum und Kunst
RTP. Revue des Traditions Populaires
RThPh. Revue de Théologie et de Philosophie

SchlZg. Schlesische Zeitung.
SchwäbKron. Schwäbische Kronik (Beiblatt z. Schwäb. Merkur)
Sammler^A. D. Sammler (Tägliche Beilage d. Augsburger Abendzeitung)
Sammler^B. D. Sammler (Berlin)
SÖMZ. Streffleurs Oesterreichische Militärische Zeitschrift
StMBCO. Studien u. Mitteilungen aus d. Benediktiner- u. d. Cistercienser-Orden
StML. Stimmen aus Maria Laach
StNPhL. Studies and Notes in Philology and Litterature

TglRs^B. Unterhaltungsbeilage d. Täglichen Rundschau (Berlin)
ThJB. Theologischer Jahresbericht
ThLBl. Theologisches Litteraturblatt
ThLZ. Theologische Litteraturzeitung
ThQ. Theologische Quartalschrift
ThStK. Theologische Studien u. Kritiken
ThZSchw. Theologische Zeitschrift aus der Schweiz
TNTLK. Tijdschrift voor Nederlandsche Taal-en Letterkunde

UB. Universal-Bibliothek
ÜB&T. Über Berg u. Thal
ÜL&M. Über Land u. Meer
UZ. Unsere Zeit

VGAnthr. Verhandlungen d. Gesellschaft für Anthropologie
VHSG. Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie
VLG. Vierteljahrschrift f. Litteraturgeschichte
VVPK. Vierteljahrschrift für Volkswirtschaft, Politik u. Kulturgeschichte

WIDM. Westermanns Illustrirte Deutsche Monatshefte
WSKPh. Wochenschrift für Klassische Philologie
WZ. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte u. Kunst

ZADSprV. Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins
ZBK. Zeitschrift für Bildende Kunst
ZDA. Zeitschrift für Deutsches Alterthum
ZDKG. Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte

ZDMG. Zeitschrift d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft
ZDPh. Zeitschrift für Deutsche Philologie
ZDS. Zeitschrift für Deutsche Sprache
ZDU Zeitschrift für d. Deutschen Unterricht
Zeitgeist. D. Zeitgeist (Montagsbeilage z. Berliner Tageblatt)
ZFSL. Zeitschrift für neufranzösische Sprache u. Litteratur
ZGORh. Zeitschrift für d. Geschichte d Oberrheins
ZKG. Zeitschrift für Kirchengeschichte
ZKWL. Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft u. kirchliches Leben
ZÖG. Zeitschrift für d. Oesterreichischen Gymnasien
ZPrGL. Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde
ZPTh. Zeitschrift für Praktische Theologie
ZSRGG. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung
ZVK. Zeitschrift für Volkskunde
ZVLR. Zeitschrift für Vergleichende Litteraturgeschichte u. Renaissance-Litteratur
ZWTh. Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie

---

b) Abkürzung zur Bezeichnung der übrigen Zeitschriften.

A. Archiv, Archives, Arkiv. — AbhAk. Abhandlungen d. Akademie (d. Wissenschaften). — AbhL. Abhandlungen für Landeskunde. — AG. Archiv für Geschichte. — Alm. Almanach. — Ann. Annalen, Annales. — Ant. Antiquarisch. — Anz. Anzeiger. — AV. Altertumsverein

B. Beiträge — BAc. Bulletin de l'Académie. — BBl. Börsenblatt. — Bblgr. Bibliographie. — BG. Beiträge z. Geschichte. — BHV. Bericht d. Historischen Vereins. — Bibl. Bibliothek. — BK. Beiträge z. Kunde. — Bl, Bll. Blatt, Blätter. — BLVA. Berichte d. Landesvereins für Altertumskunde. — BMH. Bulletin du Musée Historique. — BVGW. Berichte über d Verhandlungen d. Gesellschaft d. Wissenschaften. — BVL. Blätter d. Vereins für Landeskunde.

CBl. Centralblatt. — Chr. Chronik. — Cr. Critique. — COI. Centralorgan für d. Interessen.

D. Deutsch.

E. Erdkunde. — Erz. Erziehung.

F. Forschungen.

G. Geschichte. — GBl., GBll. Geschichtsblatt, Geschichtsblätter. — Ges. Gesellschaft. — GFr. Geschichtsfreund. — GV. Geschichtsverein. — GQ. Geschichtsquellen. — GW. Gesellschaft d. Wissenschaften.

H. Historisch, Histoire, Historique usw. — HG. Historische Gesellschaft. — HT. Historisk Tidsskrift. — HV. Historischer Verein.

I. Institut. — It Italia. Italiano.

J. Journal. — JB Jahresbericht, Jahresberichte. — Jb. Jahrbuch. — Jbb. Jahrbücher. — JbHV. Jahrbuch d. Historischen Vereins. — JbVG. Jahrbuch d. Vereins für Geschichte.

KBl. Korrespondenzblatt. — KBlVL. Korrespondenzblatt d. Vereins f. Landeskunde. — KG. Kirchengeschichte. — KL Konversationslexikon.

L Litteratur, Litterarisch usw. — LB. Litteraturbericht. — LBl. Litteraturblatt. — LK. Landeskunde.

M. Mitteilungen. — MA. (MAlich.) Mittelalter (— lich). — MAc. Mémoires de l'Académie. — Mag. Magazin. — MBl., MBll. Monatsblatt, Monatsblätter. — MGG. Mitteilungen d. Gesellschaft für Geschichte. — Mh. Monatshefte. — Mschr. Monatsschrift. — Mus. Museum, Musik. — MusV. Musealverein. — MVG. Mitteilungen d. Vereins für Geschichte.

N. Neu, Nouveau, Nuovo usw. — NF. Neue Folge. — Njbl., Njbll. Neujahrsblatt, Neujahrsblätter. — NN. Neueste Nachrichten.

Ö. Oesterreich, Oesterreichisch.

P. Preussisch. — Paed. Pädagogik, pädagogisch. — Ph. Philologie. — Philos. Philosophie. — Pr. Presse.

Q Quartalschrift.

R. Revue. — Rep. Repertorium. — Rh. Rhein, Rheinisch. — Ri. Rivista — Rs. Rundschau.

SB. Sitzungsbericht, Sitzungsberichte. — SBAk. Sitzungsberichte d. Akademie (d. Wissenschaften). — Sbnbg. Siebenbürgen. — Sch Schule. — SchlH. Schleswig-Holstein-Lauenburg. — Schw. Schweiz, Schweizerisch. — Soc. Société, Society, Sociedad. — Spr. Sprache, Sprachforschung. — SVG. Schriften d. Vereins f. Geschichte

T. Transactions. — Tb. Taschenbuch. — TBl. Tageblatt (Tagblatt).

V. Verhandlungen. — Vjh. Vierteljahrshefte. — Vjs. Vierteljahrsschrift. — Vt. Vaterländisch.

WBl. Wochenblatt.

Z. Zeitschrift. — Zg. Zeitung. — ZGG. Zeitschrift d. Gesellschaft für Geschichte. — ZHV. Zeitschrift d Historischen Vereins.

Beispiele für Verbindungen:

JbMünchG. Jahrbuch für Münchener Geschichte
BVGWLeipzig. Berichte über d. Verhandlungen d. Gesellschaft d. Wissenschaften in Leipzig
UngR. Ungarische Revue
MVAnhaltG. Mitteilungen d. Vereins für Anhaltische Geschichte u. Altertumskunde
MhMusikG. Monatshefte für Musikgeschichte
SVGBerlin. Schriften d. Vereins für d. Geschichte Berlins
NASächsG. Neues Archiv für Sächsische Geschichte
ZVHambG. Zeitschrift d. Vereins für Hamburgische Geschichte — usw.

Bemerkungen für den Gebrauch.

An dieser Stelle sei nochmals das „Handbuch zu Litteraturberichten" von J. Jastrow (Berlin, Gärtner 1891) rühmend genannt, dem die technische Einrichtung sich im wesentlichen anschliesst.

1. Die Disposition ist jedem einzelnen Abschnitte vorangedruckt und im Text, auf den allein sie sich bezieht, durch Absätze und Sperrung der Stichwörter kenntlich.

2. Die Stellung der Anmerkungsziffer vor oder hinter dem Punkt am Ende eines Satzes charakterisiert die nähere oder fernere Zugehörigkeit des unten angeführten Buches zum Text.

3. Neben den Werken des Berichtsjahres sind nur in Ausnahmefällen Schriften des unmittelbar vorhergegangenen Jahres besprochen. Die Litteratur der auf das Berichtsjahr folgenden Zeit blieb durchweg ausgeschlossen. ausser wo es sich um einzelne Recensionen der 1892 erschienenen Arbeiten handelt. Als Jahreszahl ist zu jeder in den Anmerkungen citierten Schrift die des Berichtsjahres (für Bd. 3 also 1892) hinzuzudenken, insofern eine andere nicht ausdrücklich genannt ist. Wo bei Lieferungswerken, Zeitschriften usw. Lieferungstitel und Bandtitel verschiedene Jahreszahlen tragen, ist der letztere als massgebend betrachtet worden.

4. Die Bedeutung der Zeichen in den Anmerkungen ist folgende:

× Hier sei dem Titel nach angeführt

×× Hier sei angeführt unter Vorbehalt genauerer Besprechung im nächsten Jahrgang

o Unzugänglich blieb

(IV 8a : 10) Hier ist ein Titel einer Arbeit bezw. ein Bericht ausgefallen zu Gunsten von IV, 8a N. 10.

|[ ]| schliesst das Verzeichnis der Recensionen ein.

5. Ein Verzeichnis der zur Abkürzung von Zeitschriften- und Zeitungstiteln verwendeten Siglen findet sich hinter dem Sachregister. Ausserdem sind folgende Abkürzungen angewendet: Hs., Hss. = Handschrift, Handschriften; hs. = handschriftlich; Ms., Mss. = Manuskript, Manuskripte; Vf. = Verfasser; Jh., Jhh. = Jahrhundert, Jahrhunderte.

6. Das Autorenregister verzeichnet nur die Verfasser der besprochenen Arbeiten, zu denen auch die Recensionen gerechnet werden. Die Art der angeführten Werke wird durch die Kapitelzahl einigermassen gekennzeichnet.

7. Im Sachregister beachte man überall Zusammenstellungen wie Bibliotheken, Drama, Schulen, Sprache.

8. Die Zahlen in den Registern usw. sind aus folgenden Beispielen zu verstehen: II 3 : 4 = II, 3 N. 4. — II 3 : 4—5 = II, 3 N. 4—5. — II 3 : 4; 6 : 7 = II, 3 N. 4; II, 6 N. 7.

9. Die Verfasser von selbständigen Werken wie auch namentlich von Dissertationen, Programmen, Festreden usw. sowie von Zeitschriftenaufsätzen werden dringend ersucht, ein Exemplar an die JBL. einzusenden oder die Einsendung seitens ihres Verlegers zu veranlassen. Bei Abhandlungen, die an entlegenen Stellen veröffentlicht sind, wäre die Redaktion schon für den blossen Hinweis (vielleicht mit kurzer Angabe des Inhalts) dem Autor zu Dank verpflichtet.

10. Die Adresse der Redaktion findet sich am Schlusse der Vorrede, die der Verlagshandlung auf dem Titelblatt, die der einzelnen Mitarbeiter im Inhaltsverzeichnis.

Druckfehlerberichtigung.

I 3 : 119 Zeile 2 statt Bock lies Bode. — I 5 : 44 Zeile 3 muss Schulausgaben gesperrt sein. — I 5 : 73 Zeile 1 vor „Zur Frage" Absatz. — II 1 : 29 Zeile 2 statt Loseroth lies Loserth. — II 5a : 15 Note statt BMAltVWien. lies MBAltVWien. — II 8 : 38 Note statt AHVN. lies AnnHVNiederrh. — III 1 : 5 Note Zeile 2 statt Ilwolf lies Ilwof. — III 4 : 10 Zeile 15 statt Anrede lies Ausrede. — III 4 : 34 Zeile 15 lies „gespielt; er ist allerdings . . ." — III 4 Zeile 21 v. u. statt Koblar[36]) lies Koblar[39]). — III 1 : 61 Note statt (I 5 : 263; . . . .) lies (I 6 : 38; . . . .). — Auf Bogen (2) 6 und (2) 7 im Kolumnentitel statt IV 1 lies IV 1a. — IV 1b im Inhaltsverzeichnis Zeile 7 folgt nach „Erzherzog Johann N. 101": „Blücher N. 102"; Zeile 10 statt Alex. Baumgarten lies Joh. Gallus Baumgartner. — IV 1d : 19 u. 20 Note statt IV 9e lies IV 8e. — IV 1d : 24 Note statt IV 9b lies IV 8b. — IV 1d : 29 Note Zeile 3 statt RCRr. lies RCr. — IV 1e : 308 Note statt AC[B]. lies AZg[B]. — IV 1e : 452 Note statt MKL. lies MHL. — IV 4 : 21 Zeile 10 statt 172 lies 173. —

Herr Prof. Dr. B. Seuffert in Graz ersucht uns festzustellen, dass er nicht der Verfasser der in JBL. 1891 IV 5 : 46 verzeichneten Recension ist.

Druck des II. Teiles und des IV. vom Bogen (2) 36 an bei C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Für die bereitwillige und liebenswürdige Unterstützung bei den vorbereitenden Arbeiten ist die Redaktion den folgenden Herren zu lebhaftem Danke verpflichtet:

Hermann Alsberg-Berlin,
cand. phil *C. Alt*-Berlin,
cand. phil. *Behner*-München,
Dr. *Hans Bodmer*-Zürich,
cand. phil. *E. Cassirer*-Berlin,
cand. jur. *Deetz*-München,
cand. phil. *Friedr. Düsel*-Berlin,
Prof. Dr. *Ernst Elster*-Leipzig,
cand. phil. *Karl Friess*-München,
Paul Fulda-Frankfurt a/M.,
cand. phil. *Friedr. Gotthelf*-München,
Dr. *Waldemar Kawerau*-Magdeburg,
Prof. Dr. *Albert Köster*-Marburg,
Geh. Justizrat *C. R. Lessing*-Berlin,
Prof. Dr. *E. Martin*-Strassburg,
Prof. Dr. *F. Muncker*-München,
Dr. *Ludwig Pariser*-München,
Prof. Dr. *S. M. Prem*-Bielitz,
cand. phil. *Reinhold*-Berlin,
Freiherr *Alfred von Rentz*-Breslau,
cand. phil. *G. Schoppe*-Berlin,
Dr. *Richard Simon*-München,
cand. phil. *Herm. Stockhausen*-Berlin,
Prof. *Jean Thorel*-Paris,
Prof. Dr. *Veit Valentin*-Frankfurt a. M.,
Prof. Dr. *R. M. Werner*-Lemberg,
Georg Westenberger-Castel.

Ferner den Redaktionen

der *Bohemia*,
des *Frankfurter Journals*,
der *Kieler Zeitung*,
der *Kölnischen Zeitung*,
der *Magdeburgischen Zeitung*,
der *Rostocker Zeitung*,
des *Schwäbischen Merkur*,
der *Weser-Zeitung*,

sowie den Buchhandlungen

von

A. Asher & Co.-Berlin,
G. Fock-Leipzig,
R. Friedlaender & Sohn-Berlin,
G. Schuhr-Berlin.